DIE

# VERSCHWÖRUNG
VON
# VENEDIG

---

omnia vincit amor.

---

BREMEN,
bey
FRIEDRICH WILMANS
1794.

Sächsische
Landesbibliothek
30. MRZ. 1962
Dresden

# Die
# Verſchwörung
## gegen Venedig.

---

Omnia vincit amor.

---

An
meinen Freund
Dambmann.

Ich weiß nicht, mein Lieber, wo Du Dich auf Gottes Erde herumtreibſt — ob Du Deine Hütte aufgeſchlagen haſt an den traubenreichen Ufern des Mains, oder ob Du nach den friedlichen Pelewinſeln geſteuert biſt, um unter den Söhnen und Töchtern der Natur zu leben? — Wenn Dich dies Blättchen irgendwo findet, ſo wirſt Du daraus erſehen, daß ich Dein noch gedenke. Manche Stunde ſüßer Träumerei und herzlicher Freude iſt uns ehmals vorübergeflogen, als wir noch unſern Weg Hand in Hand giengen; Manches hat ſich unterdeſſen verändert, aber — mein Herz nicht!

Wenn [illegible]ang mitunter über Felſen geht, [illegible] es iſt Niemand um Dich, der Dir den Schweiß von der Stirne trocknet, ſo erquicke Dich an dem Gedanken, daß Du einen Freund haſt, der dies gerne thun würde, wenn er Dir zur Seite wäre.

Baaden, im Sommer 1793.

Schrbr.

# Vorrede.

Keine Art von Schriften iſt in unſern Tagen unter der leſeluſtigen Menge beliebter, als die ſogenannten hiſtoriſchen Romane: aber auch keine poetiſche Gattung iſt von unſern leichtfertigen Skribenten ärger mishandelt worden, als eben dieſe. Zwar unſer Publikum iſt im Ganzen leicht zu befriedigen; ein paar glänzende Situazionen, deren Schimmer oft in der Unwahrſcheinlichkeit beſtehet, mit grellen, glänzenden Farben ausgemahlt, ſind ſchon hinreichend, das Glück eines Werks zu machen, und ein Autor, der keine weitern Forderungen macht, als in der einen Stunde geleſen und in der andern vergeſſen zu werden, kann wenigſtens ſeine Arbeit ſehr bequem haben. Von Hunderten unſerer Romanenſchreiber werden immer neunzig ſeyn, die ſich nie die Mühe genommen haben, die Grundſätze ihrer Kunſt zu ſtudiren, und vielleicht iſt es dem größten Theile nie in den Kopf gekommen, daß ſo ein Ding vielmehr nach Regeln als auf gut Glück gefertigt werden müſſe.

Dieſe Betrachtungen haben mich veranlaßt, der nachſtehenden Kleinigkeit mein litterariſches Glaubensbekenntniß über den Roman voranzuſchicken; und ob ich gleich mein Werk dadurch einer ſtrengern Prüfung ausſetze, ſo wird mir dies doch auf einer andern Seite die Achtung der Kunſtrichter und des denkenden Publikums gewinnen; eine Achtung, woran mir mehr gelegen iſt, als an einem auf zweideutige Art erworbenen Lorbeerblättchen. —

Eberhard hat in den Nachträgen zu Sulzers Theorie einen Artikel über den Roman geliefert, der wenig genugthuend iſt. Der Roman iſt ihm eine Erzählung erdichteter Begebenheiten von größerm Umfange. Sonach gehörte freilich des ehrwürdigen Pater Kochem's Legende eben ſo gut in die Klaſſe der Romane, als der Schaumlöffel des weniger ehrwürdigen Krebillon. Aber der Roman ſoll doch unter der pragmatiſchen Dichtungsart mit einbegriffen ſeyn, und gerade dieſes Merkmal iſt in jenem Begriffe anzugeben vergeſſen: denn daß die Begebenheiten eines Romans erdichtet ſind, macht denſelben noch zu keinem poetiſchen Produkte. Jenes — im Eberhardſchen Begriffe fehlende Merkmal war übrigens ſo ſchwer nicht aufzufinden. Man vergleiche nur in dieſer Abſicht den Romanſchreiber mit dem Geſchichtſchreiber; dieſem iſt es hauptſächlich um die Richtigkeit ſeiner angeführten Thatſachen zu thun, dem Dichter hingegen um das Intereſſe, welches er, mittelſt ſeiner Darſtellung, bei dem Leſer zu erregen ſucht. Der Romanenſchreiber hat mit dem Schauſpieldichter einerlei Zweck: die Leidenſchaften zu erregen und zu reinigen; und das Drama unterſcheidet ſich von der dramatiſirten Geſchichte einzig durch ſeine beſondre Rückſicht auf theatraliſche Vorſtellung. Im Roman, wie im Schauſpiele, liegt die größte Kunſt in der Verbindung der Begebenheiten zu einem Ganzen. Einzelne Situazionen hinzuwerfen, deren Fäden ſich nirgends zuſammenknüpfen, iſt ein leichtes Spielwerk, und es wird nur eine ſehr alltägliche Kenntniß des Menſchen erfordert, um einige karakteriſtiſche Gemeinplätze und einige nicht unglückliche Züge der Leidenſchaft anzubringen. Ungleich ſchwerer iſt es, einen Karakter anzulegen und durchzuführen, ihn durch kleine, feine Züge zu individualiſiren, und den Leidenſchaften das Gepräge des durch ſie in Bewegung geſetzten Karakters aufzudrücken. Die mehreſten Dichter perſonifiziren ihre Leidenſchaften, und glauben alles gethan zu haben. Dies iſt es, was man den Meißneriſchen Kompoſizionen nicht ohne Grund vorwirft, und was ſie wirklich zu einer einförmigen, ermüdenden Lektüre macht.

Es iſt ferner ein gemeiner Kunſtgriff unſerer Dichter in dieſem Fache, durch gedrängte Begebenheiten und raſche Glückswechſel einiges Intereſſe bei ihren Leſern zu erregen, und dadurch ihren Mangel an Talent zu verbergen. Je einfacher der Gang der Geſchichte iſt, je natürlicher ſie ſich aus den Karakteren der handelnden Perſonen von ſelbſt entſpinnt, je weniger der Zufall dabei zu thun hat, deſto ſichtbarer wird die Kunſt des Dichters, deſto gröſser iſt ſein Verdienſt. Es hat mir allemal wehe gethan, wenn ich — beſonders in engliſchen Romanen — ein paar Liebende auftreten ſah, die, wie ein aufgeſcheuchtes Wild, mit der eiſernen Ruthe des Schickſals par force gejagt wurden, ſo, daß oft dabei in mir der Wunſch aufſtieg, der mitleidige Tod möchte ſich ins Mittel legen, und dem Ding ein Ende machen. Wenn ſolch ein bis zum Tode gequältes Paar denn auch zuletzt noch glücklich wird, ſo kann man doch nicht umhin, ſein Glück ſehr wenig beneidenswerth zu finden: da nach dem, was ſie gelitten haben, nothwendig alle Luſt und alle Kraft des Lebens und alle Rege des Herzens dahin ſeyn muß. Vielleicht liegt hierin zugleich ein Wink, wie jedesmal die Kataſtrofe eines Romans oder Schauſpiels zu Ende gebracht werden ſollte? Sind die Unglücksfälle, womit die Helden und Heldinnen zu kämpfen hatten, zu groß, zu niederdrückend, ſo müßte der Ausgang *tragiſch* ſeyn; iſt der Gang der Begebenheiten blos ernſthaft, ſo wäre ein *blos ernſthafter*, nicht trauriger Schluß, dem Tone des Ganzen der angemeſſenſte. Wie geſagt, der *Ton des Ganzen* ſcheint für die Art der Entwickelung die Entſcheidung hergeben zu müſſen; und über Perſonen, die ſchon der Grabeshauch angeweht, in deren Buſen er ſchon alle Kraft der Gefühle erſtickt hat, kann man ſich unmöglich freuen, wenn ſie nun noch die Gnade des Schickſals erhalten; vielmehr gönnt man ihnen die ungeſtörte Ruhe auf dem weichen Kiſſen von Staub, deren ſie ſo ſehr bedürfen.

In unſerm Vaterlande haben ſich ſeit einigen Jahren die Romane aus oder nach der Geſchichte zu häufen und beliebt zu machen angefangen. Eine wahre Begebenheit hat freilich faſt immer ein Intereſſe mehr, denn Wahrheit greift gewöhnlich tiefer, als Dichtung; allein in dem Leſer, der mit der Geſchichte vertraut iſt, wirkt eine ſolche Kompoſizion ſchwerlich einige Täuſchung: ſein Gedächtniß erinnert ihn alle Augenblicke an Widerſprüche. Bei weniger kundigen Leſern geben ſolche Romane, in denen wahre mit erdichteten Begebenheiten zu genau verwebt ſind, zu einer Menge von Irrthümern Anlaß, und leiten junge Leute, die ſich in der Folge auf das Studium der Geſchichte legen wollen, oft irre. Räthlicher möcht' es daher ſeyn, lieber ſolche Sujets zu wählen, worüber uns die hiſtoriſchen Data ſelbſt in Ungewißheit laſſen, und an welche das Alterthum oder der nicht genug gereinigte Geiſt des Zeitalters eine Menge unverbürgte Sagen angeknüpft hat. In dieſer Hinſicht hätten die Sujets aus den Ritterzeiten unleugbare Vorzüge, wenn ſie nur nicht die Kunſt des Dichters in der Ausführung zu ſehr beſchränkten. Der eigenthümliche Geiſt der Ritterzeiten hat eine zu beſtimmte, einfache Form, und dieſe läßt auch in den Karakteren und Sitten wenig Verſchiedenheit zu. Daher jene ermüdende Monotonie in allen unſern Ritterromanen und Ritterdramen, die es dem weniger genügſamen Leſer beinahe ohnmöglich macht, mehrere dieſer Produkte mit Aufmerkſamkeit zu durchgehen.

Doch es iſt Zeit, von meinen rhapſodiſchen Bemerkungen über Romane und Romanenſchreiber auf meinen eignen, hier gelieferten Verſuch zu kommen, wenn anders dieſe Vorrede nicht größer werden ſoll, als das Buch ſelbſt. Die von mir gewählte Geſchichte iſt bekannt genug; aber nicht ſowohl das fein angelegte Gewebe eines kühnen, vielumfaſſenden, ehrgeizigen Geiſtes wollt' ich darſtellen, als vielmehr zeigen, wie oft die größten, berechnetſten Entwürfe an unbedeutenden — nicht zu berechnenden Kleinigkeiten ſcheitern. Darum iſt auch Bedemar bei mir nur Nebenperſon, und einige Nebenperſonen in der Geſchichte ſind die Helden in meinem Roman. Zugleich wollt' ich in Blanka das Gemälde einer alles opfernden ſich allein genügenden Liebe aufſtellen, und über dieſen leztern Punkt ruf' ich meine ſchönen Leſerinnen zu Richterinnen auf! Sie mögen entſcheiden, in wiefern ich die Natur getroffen habe. Wenn man ſagen will, daß meine Blanka ein wenig ſchwärme, ſo hab' ich nichts dagegen. Uebrigens glaub' ich bemerkt zu haben, daß die Lieb' in ihrer ganzen Stärke öfter in einem weiblichen als männlichen Buſen wohne. Auch geb' ich gerne zu, daß dieſe Liebe Blanka's, in dieſem Grade, nicht gar lange mehr würde gedauert haben, und Jaffier wär' auch gar nicht der Mann geweſen, dieſer Liebe hinreichende Nahrung zu geben. Der Karakter dieſes Mannes iſt in meiner Zeichnung etwas ſchwankend und unbeſtimmt; aber eben dieſes Schwankende und Unbeſtimmte iſt auch Karakter, und giebt hier der Kataſtrofe ihre eigenthümliche Richtung.

Die dramatiſche Form hab' ich gewählt, weil ſie mir geläufiger iſt, als die erzählende, und hier und da mag ich wohl vergeſſen haben, daß ich einen dramatiſirten Roman und kein Stück für die Vorſtellung ſchrieb.

Schreiber.

---

Es war im fünften Jahrhundert, als mehrere Bewohner des feſten Landes in Italien vor Attila's verheerenden Horden nach den öden Inſeln im adriatiſchen Meere flohen, um ſich daſelbſt anzuſiedeln. Tyrannenhaß und Liebe zur Freiheit — beide von ihren Vätern angeerbt — hatten dieſen Flüchtlingen den Muth eingeflößt, dem wilden Meere eine Freiſtätte abzutrotzen, die — wenn ſie auch weniger bewehrt geweſen wäre durch die Natur — doch nicht genug Anlockendes hatte, um die Raubgier und Eroberungsſucht zu reizen. Allmählig vermehrte ſich dieſer kleine Staat, und bildete ſich — von Nothwendigkeit und Klugheit geführt — zu einer Verfaſſung, die, wie die Königin dieſes Staates ſelbſt in ihren Lagunen, allen Angriffen der Zeit und der Menſchen zu widerſtehen ſchien; ſein Reichthum und ſein Anſehn nahmen zu mit ſeinem Handel und ſeiner innern Feſtigkeit, bis die Laune eines einzelnen Mannes übern Haufen zu werfen drohte, was Menſchenhände, von dem Schickſal unterſtützt, Jahrhunderte hindurch mühſam gebaut hatten.

Der Markis von Bedemar, Spaniens Abgeſandter bei der Republik, war dieſer Mann, und nichts ſchien der Ausführung ſeines ſo kühn gefaßten und ſo weiſe berechneten Plans mehr im Wege zu ſtehen; da machte die allmächtige Leidenſchaft des Menſchen, die Liebe, ihn ſcheitern. An einem Sandkorn, von der Hand des ewigen Fatums in den Weg geworfen, blieb der rollende Fels ſtehen, der dieſes Denkmal menſchlicher Kraft hatte bedecken ſollen.

Doch meine Leſer ſehen und hören die merkwürdigen Menſchen, welche dem Rade dieſer großen Begebenheit den Umſchwung gaben, wohl lieber ſelbſt ſprechen und handeln; darum tret' ich ab, und überlaſſe dieſen die Bühne.

---

Vorzimmer im Hauſe des ſpaniſchen Geſandten.
Don Ramiro von der einen — Kapitain Pierre von der andern Seite.

D. Ramiro. Sie ſind der Kapitain Pierre? . . . . .

Pierre. Der bin ich, und Sie?

D. Ramiro. Don Ramiro, Geſandtſchaftsſecretär. Ich bin ſehr erfreut, einen ſo wackern Mann perſönlich kennen zu lernen.

Pierre. Einem alten Soldaten werden Sie's nicht übel nehmen, wenn er Ihre artigen Worte unerwiedert läßt. Der Geſandte hat nach mir geſchickt.

D. Ramiro. Ich werde Sie ſogleich bei ihm melden.

Er entfernt ſich.

---

### Pierre allein.

Was er mit mir wollen mag? Vielleicht mir allenfalls zu wiſſen machen, daß ich — kein Taugenichts ſey? Sehr viel Ehre! — und darum hätt' ich alter Geck mich hierher bemüht! Mein Haar iſt grau, und ich habe mir noch nicht einmal Zeit genommen, klug zu werden.

Er geht einigemal' im Zimmer auf und ab, und läßt ſich dann, von ohngefähr, auf einem Sofa nieder.

Da ſitzt ſich's gemächlicher, als auf meinem hölzernen Lehnſtuhl. Aber weg! ich möchte ſonſt wohl gar Geſchmack an der Gemächlichkeit finden.

Indem er aufſteht, tritt der Markis von Bedemar herein.

---

**Der Markis.** Sie ſind —

**Pierre.** Der Mann, nach welchem Sie zu ſchicken beliebten.

**Der Markis.** Die Republik darf ſtolz ſeyn, ſolche Männer unter ihre Vertheidiger zu zählen. Seyen Sie in meinem Hauſe willkommen.

**Pierre.** Und Ihr Auftrag, Signor? Meine Zeit iſt kurz.

**Der Markis.** Sie haben Ihr Blut vergoſſen für Ihr Vaterland, und — man läßt Sie darben. Erlauben Sie mir, die Ungerechtigkeit der Menſchen in etwas gut zu machen, und Ihnen einen anſtändigen Jahrgehalt anzubieten.

**Pierre.** Ihr Anerbieten kommt zu ſpat. Der Krieg zwiſchen Ihrem Hof' und der Republik iſt, wie Sie wiſſen, zu Ende, und ich bin gänzlich auſſer Stand, Ihnen für Ihr Gold auch nur den Schatten meiner Ehre zu verkaufen.

Der Markis. Sie misverſtehen mich.

Pierre. Eigentlich verſteh' ich Sie gar nicht. Haben Sie vergeſſen, daß — ſeit mein Arm ein Schwerdt führen kann, ich ſolches gegen Ihren König führte?

Der Markis. Wie könnt' ich meinem König einen rühmlichern Zug leihen, als eben dadurch, daß ich ſeinen braven Feind auszeichne.

Pierre. Es thut mir leid, daß ich von Ihrer Grosmuth keinen Gebrauch machen kann. Erſtens — mag ich nicht vom Allmoſen leben; und zweitens kann ich die Undankbarkeit des Staats nicht empfindlicher rächen, als eben durch meine Dürftigkeit. Ja, Signor, ich darf es ſagen, meine Entſchloſſenheit hat den letzten entſcheidenden Sieg über Spaniens Flotte gebracht, das wiſſen meine Mitbürger, und es geht ihnen warlich an's Herz, wenn der alte Pierre in Lumpen gehüllt, die oft kaum ſeine noch nicht verharſchten Wunden decken, unter ihnen ſich zeigt; wenn er ſeine harte Brodrinde in Waſſer aus den Lagunen tunkt, indeſſen die milchbärtigen Söhnchen der Patrizier vom Solde des Verdienſtes ſchwelgen, und ſich — oft noch am Gängelbande der Amme — zu den Ehrenſtellen hinan ſchwingen, die der Lohn rühmlicher Thaten ſeyn ſollten.

**Der Markis.** Dieſe Rache mag immerhin eines edlen Mannes nicht unwerth ſeyn; aber mich dünkt, ſie gleiche den bezauberten Pfeilen, die zurückfahren und diejenigen verwunden, welche ſie abgeſchoſſen hatten.

**Pierre.** Mag die Spitze dieſer Pfeile mich zuletzt ſelbſt treffen, glauben Sie, daß es mir an Muth fehle, ihnen eine offene Bruſt darzubieten?

**Der Markis.** Wenn ich das glaubte, ſo würd' ich Sie nicht zu mir hierher bemüht haben. Daß ein Mann ſterben könne, wird nur ein Knabe bezweifeln. Aber Ihre Feinde fühlen von dem allen nichts. Oder wähnen Sie, daß dem Herzog' und den Edlen Venedigs ihr Zyprier darum weniger ſchmecke, weil der brave Pierre Waſſer trinken muß? Daß dieſe Herren weniger ſanft auf ihren Eiderdunen ſchlafen, weil Sie vielleicht kaum einen Strohſack beſitzen, um Ihr graues Haupt darauf niederlegen zu können? Und wenn auch das Murren des Volks bis in die Ohren dieſer Halbgötter dränge, wenn ihrer Blicke einer ſich auf den nackten, dürftigen Helden verirrte, dem ſie ihre glänzende Ruhe verdanken: ſo würden ſie die unangenehme Empfindung eines Augenblicks mit einem luſtigen Einfalle niederſchlagen, oder am Buſen einer Buhldirne verſcheuchen. Bedauern würde man Sie höchſtens! Bedauern! Ich möcht' um eine Welt nicht von ſolchen Menſchen bedauert ſeyn.

**Pierre.** Was kann ich thun, als meinen Groll in mich ſchlingen, daß er mich verzehre?

**Der Markis.** Warlich ein ſchöner Freiſtaat, wo man über einer Sängerin den Retter des Vaterlands vergißt, und wo man dem freien Bürger kaum ſo viel Licht und Luft gönnt, als er, um nothdürftig zu ſehen und zu athmen, braucht.

(Pierre ſteht in ſich gekehrt mit verbiſſenem Unmuth.)

Der Markis. Worüber denken Sie?

Pierre. Ich ſtelle mir ſo eben vor, wie ſich dieſe Menſchlein gebährden würden, wenn jeder nur eine meiner Wunden an ſeinem entnervten Körper empfangen hätte.

Der Markis. Das wäre zu viel Ehre für ſie. (ihn lange ſcharf beobachtend) Ihre Hand! — Mit dieſem Druck iſt Venedig nicht mehr.

Pierre. Ich verſtehe Sie! Aus der Sklaverei des Senats ſoll es in die Ketten Spaniens gelegt werden. Es iſt mein Vaterland nicht, aber ich hab' es gewählt, weil ich keinem Könige dienen wollt', und weil der Menſch, der kein Taugenichts ſeyn will, irgend ein Vaterland haben muß, darum werd' ich ihm auch treu bleiben bis zum letzten Hauche meines Lebens.

Der Markis. Ich ehre Ihre edlen Geſinnungen, aber lernen Sie auch die meinigen kennen. Es iſt wahr, daß ich von Spanien die Schande eines ſchimpflichen Friedens wälzen möchte, doch dies kann geſchehen, wenn Venedig durch eine glückliche Revoluzion eine neue Verfaſſung erhält, und wahrhaft frei wird.

**Pierre.** So viel wagt die kalte Politik nicht.

**Der Markis.** Sie denken auch gar zu klein von mir. Nein, ſo viel wagt die kalte Politik nicht; allein glücklicher oder unglücklicherweiſe legte die Natur mehr brennbaren Stoff in meine Bruſt, als nöthig wäre, eine Welt in Brand zu ſtecken. Sie wiſſen wohl, es giebt Menſchen, die, wenn ſie nicht bauen können, wenigſtens zerſtören müſſen, und denen die Erde mitunter ein wenig zu eng' iſt.

**Pierre.** Ich bin der Ihrige.

**Der Markis.** Das — erwartet' ich. Ein Mann wie Sie, iſt nicht gemacht, den Tod im Lehnſtuhl zu erwarten. Unſer Unternehmen iſt groß, aber genau berechnet. Der Vizekönig von Neapel wird uns zur gehörigen Zeit mit einer Flotte unterſtützen. Sie haben Freunde, deren Arm Sie für unſre Sache gewinnen müſſen.

**Pierre.** Männer, die dem Tode die Hand bieten als einem alten Bekannten.

**Der Markis.** Vorſicht darf ich Ihnen nicht empfehlen. Hier iſt meine Börſe! Wann Sie Mangel haben, ſo wiſſen Sie, wo die Quelle flieſſt.

**Pierre.** Nicht ſo. Ich werde, nach wie vor, meine Brodkrum' in Waſſer aufweichen: mein Blut iſt zu rein, als daß ich es um Gold verkaufen ſollt', und ich bin zu ehrgeizig, um meinen Nachruhm im Zyprier zu vertrinken.

**Der Markis.** Auch bot ich Ihnen dieſes Geld nicht zum eignen Gebrauch, aber wir bedürfen noch manches andern Arms.

**Pierre.** Zu dieſem Behufe nehm' ich es an, werd' aber getreue Rechenſchaft darüber ablegen.

**Der Markis** (ihm die Hand reichend.) Bald hoff' ich Sie wieder bei mir zu ſehen. Nah' iſt der Tag der Rache.

**Pierre.** Und der Tag der Erlöſung für Venedig.

(Er geht ab.)

---

Der Sekretär des Geſandten **Don Ramiro** kommt aus einem Seitenkabinet.

**D. Ramiro.** Er gieng in die Schlinge?

**Der Markis.** Wie vorauszuſehen war. Niemand iſt leichter in ein Schelmenſtück zu verwickeln, als ein ſogenannter ehrlicher Mann. Man muß ſich nur hüten, ihm die Sache mit dem wahren Namen zu nennen.

**D. Ramiro.** Dieſe Intrike wär' alſo gut genug eingeleitet. Die andre ſcheint ſich ſo günſtig nicht wenden zu wollen. Priulis Tochter —

**Der Markis.** Nun?

**D. Ramiro.** Hat einen Bräutigam.

**Der Markis.** Was thut das zur Sache. Ich will blos ihr Liebhaber ſeyn.

**D. Ramiro.** Auch damit iſt ſie ſchon verſehen.

Der Markis. Die Zeichen ſind ſchlimm! Aber noch geb' ich nichts verloren. Wer ſind die Herren?

D. Ramiro. Der Bräutigam iſt ein venetianiſcher Edler, deſſen Verdienſte in dreißigtauſend Dukaten jährlicher Einkünfte und in einem uralten Stammbaume beſtehen. Sein Name iſt, wo ich nicht irre, Renier.

Der Markis. Ich kenn' ihn. Und der Liebhaber?

D. Ramiro. Iſt ein unbekannter, armer junger Menſch, Namens Jaffier. Er ſoll auf der Flotte gedient haben, und nach dem Kriege verabſchiedet worden ſeyn.

Der Markis. Schlimm! Der Menſch iſt arm, alſo hat bei dieſer Liebe Schwärmerei ihr Spiel. Das Mädchen von ihm abzuwenden, wäre freilich leicht, aber ſie für einen andern zu gewinnen – das ſcheint unmöglich. Doch für den, der etwas feſt will, giebt es keine Unmöglichkeit. Muth und Ausdauer! Dies muß unſre Looſung ſeyn.

(Beide von verſchiednen Seiten ab.)

---

## Auf dem Markusplatze.

Kapitain Pierre geht über den Platz; aus einem Kaffehauſe kommen Jaffier und Riccardo.

Riccardo. Siehe da! iſt dies nicht der alte Pierre?

Jaffier. Mich dünkt, er iſts.

Riccardo. He da, guter Freund! warum ſo in Gedanken?

Pierre. Willkommen, Kameraden! Du auch wieder in Venedig, Riccardo? ich glaubte ſchon, du ſeyſt nach dem Schlaraffenlande geſteuert.

Riccardo. Ich trieb mich in der halben Chriſtenheit herum, und hätte nicht übel Luſt gehabt, meine Perſon ſeiner ſchwarzen Majeſtät von Marokko, oder irgend einem andern Herrn, deſſen Hut die Sonn' und deſſen Schemel das Siebengeſtirn iſt, anzubieten, nur war mir vor der Beſchneidung bange.

**Pierre.** Und was iſt jetzt deine Beſchäftigung?

**Riccardo.** Schöne Frage! Ich ſinge einer alten Donna vor, daß ſie jung ſey, und küſſe einen Buſen, den ſeit dreißig Jahren keine Hand berührt hat, als die Hand der Zeit, und befinde mich bei dieſer Beſchäftigung ziemlich wohl.

**Pierre.** Und du Jaffier?

**Jaffier.** Ich bin ein Baum in ein fremdes Erdreich verpflanzt, und treibe leere Sprößlinge ohne Frucht.

**Riccardo.** Mit andern Worten, der junge Menſch iſt verliebt. Das hörſt du doch an ſeiner poetiſchen Sprache, Pierre? Ich rathe dir, Freund Jaffier, dich ganz in die Dichtkunſt zu werfen, und wenn du mir eine Ode auf die grauen Augen meiner Gebieterin, die du aber, des poetiſchen Anſtands wegen, Veilchenblau taufen mußt, oder ein

Sonnett auf ihre Katze verfertigen willſt, ſo ſoll dir jeder Vers eine Zechine eintragen.

**Jaffier.** Guter Riccardo, du warſt wohl in deinem Leben ſo wenig verliebt, als Dichter, ſonſt würdeſt du wiſſen, daß der beſſere Dichter allemal der ſchlechtere Liebhaber iſt. Das Feuer, welches du auf dem Altare der Muſen anzündeſt, mußt du dem Altare der Lieb' entziehen.

**Pierre.** Ich ſehe wohl, Ihr ſteht Beide ſo übel nicht mit dem Glücke, weil Ihr ſo witzig ſeyd.

**Riccardo.** Wieder fehlgeſchoſſen. Bei gutem Wein und hübſchen Mädchen kann jeder Affe witzige Einfälle von ſich geben, aber wer bei Kommisbrod und Waſſer aus den Lagunen das Salz des Lebens nicht verliert, mit dem trink' ich Brüderſchaft, und wär's auch nur im Lagunenwaſſer.

**Pierre.** Ich hätt' euch Beiden einen Vorſchlag thun mögen.

**Riccardo.** Willſt du ein Raubſchiff ausrüſten? oder den halben Mond von den Thürmen des Serails ſtehlen? Ich bin dabei.

**Pierre.** Auf dich rechnet' ich in der erſten Stunde.

**Riccardo.** Hier iſt meine Hand! — Nur den heutigen Tag laß noch mein Eigenthum ſeyn, um mich noch einmal — nicht an den keuſchen Lippen meiner Göttin, ſondern in ihrem Zyprier zu berauſchen.

**Pierre.** Aber noch weißt du nicht, was es iſt, wozu ich dich aufforderte?

**Riccardo.** Biſt du nicht dabei? und haben wir nicht im letzten Kriege oft unſre Bruſt einer zum Schilde des andern gemacht?

**Pierre.** Die Gefahr iſt diesmal nicht klein.

**Riccardo.** Das läßt ſich denken. Um Fliegen todt zu ſchlagen, würdeſt du meinen Arm nicht in Anſpruch genommen haben.

**Pierre.** Und du, Jaffier?

**Riccardo.** Laß ihn! Er ſoll unſre Thaten beſingen, wenn ſie gethan ſind, oder unſre Grabſchrift beſorgen, wenn wir, wie Simſon, die Feſten der Erde ein wenig werden zuſammengerüttelt haben, und der Boden unter uns einſtürzt. Nun auf Wiederſehen!

(Er geht ab.)

---

## Pierre. Jaffier.

Pierre. Du biſt nicht mehr, der du warſt?

Jaffier. Wenn Ihr mich brauchen könnt, ſo bin ich Euer.

Pierre. Ob ich dich brauchen könne, ſcheint eben noch die Frage zu ſeyn. Als du vor einigen Jahren deinen erſten Ausflug verſuchteſt, ahndet' ich Wunderdinge von deinem Feuergeiſte; damals war es mehr Noth, deine Kühnheit zurückzuhalten, als deinen Muth anzuſpornen: Jetzt ſcheint dein Jugendfeuer, wenn auch nicht gedämpft, doch in dich zurückgedrängt zu ſeyn.

Jaffier. Wie ſich das nun im Menſchen zu ändern pflegt.

Pierre. Seine Kraft ungenützt laſſen, heißt die Menſchheit um ihre gerechten Forderungen betrügen; dieſe Kraft blos in dem engen Bezirk ſeines Selbſtes wuchern laſſen, iſt grober Eigennutz. Von beiden Vorwürfen wünſcht' ich dich frei.

Jaffier. Was iſt aller Weiſen Wunſch und Traum? Zufriedenheit — geräuſchloſes Glück. Und iſt es denn Verbrechen, dem Zuge ſeines Herzens zu folgen?

Pierre. Verbrechen vielleicht nicht, aber ſchädlicher Irrthum. Darf ein Jüngling ſchon von Ruhe ſprechen? Wenn der Menſch zu nichts da wäre, als ſeinen Kohl zu bauen, zu verdauen und zu ſchlafen — wozu das Göttliche in uns? jene laute Stimme, die uns oft, wie ein harter Gläubiger, aus dem Schlummer aufpocht und zu Thaten mahnet? War es dir einſt nicht auch Wolluſt, dich in den Tod zu ſtürzen, und deinen Weg über Leichen zu nehmen?

Jaffier. Und wenn nun eine Thorheit uns zu verwegenen Unternehmungen verleitete?

Pierre. Thorheit? Wie weiſe du biſt, ſeit vielleicht eine kleine Leidenſchaft dein Herz gekörnt hat! Siehe, wenn du nun in einer

Hütte, bei alle dem Glück, welches du dir in deiner Erniedrigung träumſt, den Tod ſich dir nähern ſäheſt, würde kaltes Entſetzen dich ergreifen. Mit deinem Leben wär' auch dein Edelſtes — der Genuß des Lebens dahin. Ich würd' jeden Augenblick bereit ſeyn, mich, wie jener Römer, in einen offenen Feuerſchlund zu ſtürzen, wenn ich dadurch mein Vaterland vom Verderben zu retten vermögte. —

Jaffier. Ihr ſeyd der einzige Mann, von dem ich's nicht ertragen könnte, wenn er niedrig von mir dächte. Ich will Euch mein Herz öffnen.

Pierre. Oeffne mir es immerhin! Das meinige hat zwar die Furcht verlernt, aber nicht die Empfindungen der Menſchlichkeit. Doch hier iſt kein Platz zu unſrer Unterredung — begleite mich nach meiner Wohnung.

---

Zimmer in **Pierre's** Wohnung. Alles verräth die größte Dürftigkeit. Ein Tiſch, einige hölzerne Stühle und ein Krug von Steinerde machen das ganze Hausgeräthe aus. Pierre und Jaffier im Geſpräch begriffen.

**Pierre.** Womit beſchäftigteſt du dich ſeit dem Frieden?

**Jaffier.** Ich machte fürs erſte eine Wallfahrt nach meiner Heimath. Wem's nicht vergönnt ward, ſeine väterliche Hütte zu bewohnen, und im anererbten Lehnſtuhl unter ſeinen Kindern auszuruhen von der Arbeit des Tages, der ſollte wenigſtens bisweilen eine Pilgrimfahrt nach ſeiner Heimath machen, und ſich da Stärkung holen für die Mühſeligkeiten des Lebens. Ruhiger und beſſer gieng ich von da fort, durchſtreifte Sizilien, erlebte manches kleine Abentheuer, hütet' eine Zeitlang die Heerden eines alten redlichen Hirten ohnweit dem Veſuv, und hätte vielleicht wohlgethan, dem Winke des Schickſals zu folgen, mir einen Pflug anzuſchaffen und mein Brod im Schweiße meines Angeſichts zu eſſen. Doch der Menſch folgt blindlings, wohin eine unſichtbare Hand ihn führt. Ich verließ nach einem kurzen Aufenthalte meinen Naturſtand und kehrte, ohne zu wiſſen warum, nach Venedig zurück, und trieb mich hier einige Wochen im Volksgetümmel umher. An einem ſchönen Abend nahm ich eine Gondel, und ließ mich im Kanal auf und ab rudern. Mein Führer ſtimmte den Geſang der Zauberin im Taſſo an, und meine Seele verlor ſich dabei in mancherlei Träume. Auf einmal ſtieß eine andre Gondel gegen die meinige an, ein Schrei weckte mich aus meinen Fantaſieen – ich ſprang auf, und erblickt' ein Frauenzimmer, welches noch Kopf und Hände aus dem Waſſer hervorſtreckte und zu ſinken im Begriff war. Sie hatte beim Zuſammenſtoßen unſrer Fahrzeuge das Gleichgewicht verloren, und war in den Kanal geſtürzt. Ohne mich lange zu beſinnen ſprang ich nach, und war ſo glücklich, ſie in die Hände ihrer Begleiterin zurückzubringen.

**Pierre.** Bravo!

**Jaffier.** Dieſe Handlung macht mir indeſſen weder Ehre noch Unehre. Ich befand mich damals in einer Gemüthsſtimmung, in welcher ich auch meinem Pudel nachgeſprungen wäre, wenn ein ſolcher neben mir ein Nothgeſchrei angehoben hätte. Ich nahm auch an der Geſchichte keinen weitern Antheil, entzog mich den Dankesverſicherungen, womit eine ältliche Dame, die Begleiterin der Verunglückten, auf mich einſtürmte, und kehrte nach meinem abgelegnen Stübchen zurück. Des andern Tages hatt' ich auch wirklich den Vorfall aus dem Gedächtniſſe verloren, als ein Bedienter des Doge mir eine Einladung von ſeinem Herrn brachte, deſſen Tochter ich gerettet hätte. Ich folgte der Einladung, wie ein Menſch, der im Traume wandelt, und erſt da ich mich im Vorzimmer ſeiner Herrlichkeit befand, fiel es mir auf, daß ich einen dummen Streich gemacht hätte, und erglühte bei dem Gedanken, daß es nun das

Anſehn gewann, als wollt' ich ein Allmoſen für meine geſtrige Handlung erhaſchen. Indeſſen war es zu ſpät, um umzukehren.

**Pierre.** Ich bin neugierig zu hören, welche Belohnung man dir angeboten habe. Vermuthlich hatteſt du die unverdiente Gnade, mit ſeiner Herrlichkeit eine Mittagsſuppe eſſen zu dürfen.

**Jaffier.** Ihr kennt unſre Großen! Dieſe Ehre war wirklich alles, was mir von Seiten des Herzogs zugedacht war. Allein das Schickſal hatte diesmal eine ſchönere Belohnung für mich erſehn.

**Pierre.** Ah, ich errath' es. Die Gerettete nahm es wohl ſelbſt über ſich, ihre Schuld abzutragen.

**Jaffier.** Ihr werdet es gleich hören. Ich ward in den Speiſeſaal geführt, und alle Anweſenden würdigten mich, einen Blick der Neugierde und der Gnade von ihrer Höhe auf mich herabzuwerfen. Eine einäugigte Donna fragte mich ſogar mit liſpelnder Stimme — ob ich denn ſchwimmen könne? Schaam und Aerger brannten auf meinen Wangen, und ich konnte mich des boshaften Wunſches nicht erwehren, daß ich doch hätte mögen ſinken laſſen, was hatte ſinken wollen. Aber ach! wie bald wurd' ich für dieſen frevelhaften Gedanken gezüchtigt! Die Gerettete erſchien — ich weiß nicht, wo ich den Tag vorher meine Augen mußte gehabt haben. Nie iſt ein ſchöneres weibliches Geſchöpf aus den Händen der Bildnerin Natur hervorgegangen. Denken Sie ſich ein Mädchen von ſechszehn Jahren, ihr Gang das Schweben einer Göttin — ihre Stimme der ſüßeſte Zauberklang — ihr Lächeln liebeerweckend, wie der Hauch des Frühlings. Ueber ihr ganzes Weſen eine Heiterkeit, eine Sanftheit und Weiblichkeit verbreitet — doch ſo etwas läßt ſich nicht denken, wenn man es nicht mit allen Sinnen geſehen und gefühlt hat. Aller Augen flogen ihr entgegen; die ihrigen ſuchten mich. Mein erſter Blick auf dich, ſo geſtand ſie mir nachher, war Dankbarkeit, mein zweiter — Liebe.

**Pierre.** Es ſind Zwillingsſchweſtern.

**Jaffier.** Ich hatte von dieſem Augenblick an keinen Sinn, als für ſie, keinen Gedanken, als an ſie.. Ein Schauer faßte mich, da ich des frevelhaften Wunſches gedachte, der vor wenig Minuten in meiner Seele aufgeſtiegen war. Sie kam auf mich zu, und ſagte mit einem Tone, der mein ganzes Weſen bewegte:

Ich werde nie vergeſſen, daß ich Ihnen mein Leben ſchuldig bin.

Ein himmliſches Roth überflog ihr etwas blaſſes Geſicht, als ſie dies geſagt hatte. Ich konnte nichts antworten. Wär' ich unter vier Augen mit ihr geweſen, ſo hätt' ich mich vor ihr niedergeworfen, wie vor einer Gottheit. — Die Tafel gieng zu Ende; Priuli entließ mich mit einem gnädigen Lächeln, ſeine Tochter mit einem Blick, der mir den Himmel offen zeigte.

Doch eh' ich weiter forterzähle, eine Frage: Habt Ihr je geliebt?

**Pierre.** Das ſollteſt du daraus abnehmen, daß ich die Beichte deiner Thorheit ſo geduldig anhöre.

**Jaffier.** Nennt es immerhin Thorheit, was uns ſo elend und ſo glücklich macht! ich möchte dieſe Thorheit nicht um alle Weisheit der Erde vertauſchen. Ich brauch' Euch übrigens kein Bild des Zuſtandes zu entwerfen, in welchem ich nach Hauſe kam. Alle Leidenſchaften wohnen in der Bruſt des Liebenden — Furcht und Hoffnung, Kummer und Freude, Sehnſucht und Verzweiflung zogen mich durch ihre Reihen. Meine Fantaſie entwarf den Tag über tauſend Geſtalten der Zukunft — eine Idee war vornehmlich meinem Herzen willkommen. Ich fantaſirte uns Beide wieder in unſre Gondeln auf den Kanal zurück; Blanka bekommt das Uebergewicht — ich faſſe ſie mit der ganzen Kraft meines Arms, und ſtürze hinab mit ihr daß die Wellen über uns zuſammen ſchlagen, und unſre Seelen zugleich entfliehen.

**Pierre.** Das gleicht dir, Feuerkopf.

**Jaffier.** Der Herzog bezog mit ſeiner Familie ein Landhaus am Ufer der Brenta. Wo ſie war, mußt' ich ſeyn — unter keinem andern Himmel konnt' ich mehr athmen. Ich gieng nach, miethete mich bei einem Fiſcher ein, und gewann einen Gärtnerpurſchen, der mir Abends einen Eingang in den Garten des Herzogs öffnete. Blanka's Lieblingsplätzchen daſelbſt war eine heimliche Stelle von Akazien und wilden Roſen beſchattet. Dort ſas ſie ſtundenlang allein, in ſchwermüthiges Nachſinnen verloren, oder ſie ſang bisweilen zur Laute, die ſie treflich ſpielt. Einigemale belauſcht' ich ſie daſelbſt, und weidete mich ſtundenlang an ihrem Anblick. Eines Abends kam ſie dahin, reizender als je. Es war eben nach Sonnenuntergang. Sie ſas in einer nachläßigen Stellung, den Kopf auf die Rechte geſtützt, und gewahrt' es nicht, daß ein muthwilliger Abendwind ihre Haare und ihr Buſentuch in Unordnung brachte. Meiner nicht mehr mächtig ſtürzt' ich aus dem Gebüſch hervor und zu ihren Füßen. Sie fuhr zurück, erkannte mich aber gleich.

Verzeihen Sie, Signora! rief ich.

Sie hier? antwortete ſie. Was wollen Sie von mir?

Sterben zu Ihren Füßen. Ich liebe Sie bis zum Wahnſinn. Mit dieſen Worten ergriff ich ihre Hand und drückte einen langen Kuß darauf, daß die Spur der Zähne zurückblieb.

Gott, wenn jemand dazwiſchen käme! ſagte ſie, und ſtand auf, und ſuchte ſich von mir loszumachen.

Nun ja, ich will ſterben, erwiedert' ich, aber erſt das Maas meiner Schuld voll machen. Itzt ſprang ich auf, umſchlang ſie, und preßte meine glühende Lippe auf die ihrige. Nun, rief ich, hab' ich den Tod verdient! Mit dieſen Worten zog ich einen Dolch, und wäre warlich in dieſem Augenblicke wahnſinnig genug geweſen, meinen Lebensfaden zu zerſchneiden, aber Blanka kam mir zuvor, und entriß den Dolch meiner Hand. Wenn ich Ihnen werth bin, ſagte ſie, ſo erhalten Sie mir Ihr Leben.

Ich wills, wenn Sie mir verzeihen und erlauben, Sie wieder zu ſehen.

Ja — an dieſem Platze — gegen Mitternacht. Mit dieſen Worten eilte ſie in großer Verwirrung von dannen.

Die Mitternacht kam heran, und mit ihr Blanka. Ich wollte mich zu ihren Füßen werfen, ſie hielt mich. Sie haben Ihr Leben für mich gewagt, als Sie mich noch nicht kannten: darum trau' ich Ihnen eine nicht gemeine Seele zu. Ich bin die Ihrige! aber wehe, wenn Sie meine Schwäche misbrauchen oder mich verlaſſen könnten. Tod wäre mein Loos! Wir kehren Morgen nach Venedig zurück; haben Sie Muths genug, Nachts auf einer Strickleiter in mein Zimmer zu ſteigen? Aber Eines geloben Sie mir! Werden wir entdeckt, dann ſetzen Sie ſich nicht zur Wehr gegen meinen Vater oder Brüder. Es muß Ihnen nicht ſchwer werden, zu ſterben, wenn ich den Tod mit Ihnen theile.

Pierre. Deine Blanka fängt an, mir zu gefallen.

Jaffier. Sieh dieſen Dolch, fuhr ſie fort, indem ſie einen Dolch aus ihrem Buſen zog, den nehmlichen, den ſie mir Abends zuvor aus der Hand gewunden hatte: mir ahndet, daß unſer Schickſal nicht tröſtlich ſeyn werde; es ſoll uns wenigſtens zugleich treffen, und ich bin gefaßt, mich ihm zu unterwerfen.

Ich wollte durch einen Schwur ihr meine Treue bekräftigen, allein ſie hielt mir den Mund zu. Keinen Eid, ſagte ſie; mein Bürge iſt dein Stolz, der ſich doch warlich von keinem Mädchen beſchämen laſſen wird.

Man hört in einem benachbarten Kloſter läuten. Jaffier ſpringt auf.

Pierre. Was beginnſt Du?

Jaffier. Hört Ihr die Glocke im Karthäuſer Kloſter? Dies iſt das Zeichen, ſie wartet meiner.

Er eilt ab.

---

### Pierre allein.

Auf dich kann ich nicht rechnen! Bei dem allen iſt mir's lieb, daß dieſer Jüngling ſich ſeiner Leidenſchaft ſo ganz hingegeben hat. Wenn er nur halb liebte, oder wenn er in ſeinem Herzen noch einer andern Empfindung neben ſeiner Liebe Platz gönnte, er wäre verloren für alles Große.

### Blanka's Schlafgemach.

Blanka im Nachtgewande. Giulietta, ihr Mädchen.

**Blanka.** Du biſt ſchläfrig, gute Giulietta. Du magſt immerhin zu Bette gehn.

**Giulietta.** Es iſt noch früh, und der Abend ſo angenehm.

**Blanka.** Ich bin recht ſehr ſchläfrig, auch hab' ich die letzte Nacht kein Auge geſchloſſen.

**Giulietta.** Ich habe das ſeit einiger Zeit bemerkt, daß Sie die Nächte ſchlaflos zubringen.

**Blanka.** Ich glaub', ich bin krank.

**Giulietta.** Laſſen Sie uns noch ein halbes Stündchen auf dem Söller verweilen.

**Blanka.** Es ſind Fremde unten, und ich bin nicht aufgelegt, Geſellſchaft zu haben.

**Giulietta.** Ich möcht' Ihnen wohl etwas ſagen, aber ich fürcht', Sie werden mich auslachen.

**Blanka.** Ich verſpreche dir, ſo ernſthaft zu bleiben, als möglich, wenn du es kurz machen willſt.

**Giulietta.** Ich bin bange, auf meinem Zimmer allein zu ſchlafen.

**Blanka.** Und warum?

**Giulietta.** Ich hörte ſchon einige Abende ein Geräuſch unter unſern Fenſtern. Wenn es Banditen wären, die einen Anſchlag auf unſer Haus gemacht hätten!

**Blanka** (etwas verlegen.) Du magſt wohl im Traume gehört haben.

**Giulietta.** Ich dacht', es wäre das Sicherſte, einige Bediente zur Wache auszuſtellen.

**Blanka.** Warum den armen Leuten um nichts und wieder nichts Plage machen? und am Ende würd' auf unſere Koſten gelacht.

**Giulietta.** Im Gegentheil! man müßt' uns für unſre Sorgfalt Dank wiſſen. — Ich will es dem alten Andreas ſagen —

**Blanka.** Thu' es nicht, wenn dir an meiner Liebe gelegen iſt.

**Giulietta.** Ich begreife Sie nicht, Signora?

**Blanka.** Ich weiß, was dieſes Geräuſch bedeutet, und ſo kannſt du dich ganz ruhig zu Bette begeben.

**Giulietta.** Es war eine Zeit, wo ich Ihr Vertrauen beſaß! Hab' ich mich deſſen unwürdig gemacht? Vielleicht könnt' ich Ihnen nützlich ſeyn. — —

**Blanka.** Gutes Mädchen, dringe nicht weiter in mich.

**Giulietta.** Wie kann ich ruhig ſeyn, wenn Sie ſich auch nur der kleinſten Gefahr ausſetzen? Ich weiß mehr —

**Blanka.** Stille! Du ſollſt nichts wiſſen.

**Giulietta.** Meinen Sie, ich könne nicht ſchweigen? und zur Noth nicht ein wenig lügen?

**Blanka.** Das ſollſt du nicht, nie um meinetwillen eine Unwahrheit ſagen. Wer ſich zu einer Lüge bequemen kann, dem iſt nur halb zu trauen.

**Giulietta.** Laſſen Sie mich wenigſtens die Gefahr mit Ihnen theilen.

**Blanka.** Meinſt du, wenn ich das wollt', ich hätte dich nicht längſt zu meiner Vertrauten gemacht? Ach, es ward mir oft ſchwer, ſo mancherlei Freude und Kummer allein zu tragen! — Nein Giulietta, du haſt es nicht verdient, in mein ungewiſſes Verhängniß gezogen zu werden. Es gehe, wie es will, du wirſt unſchuldig befunden werden, weil du keinen Theil hatteſt an meinem Geheimniſſe. Jetzt gute Nacht!

**Giulietta.** So ſoll ich von Ihnen?

**Blanka.** Weine nicht! Deine Blanka iſt jetzt noch glücklich, und wenn ſie aufgehört hat, es zu ſeyn, ſo hat ſie zugleich aufgehört, zu leben. Mein Schickſal iſt unabänderlich.

Giulietta entfernt ſich.

**Blanka** (geht an's Fenſter.) Die Stunde iſt da, und er kommt noch nicht. Vielleicht iſt der Weg noch nicht ſicher.

Die Thüre öffnet ſich, und **Blanka's Vater** tritt herein.

---

**Priuli.** **Blanka,** den ganzen Auftritt über in ſichtbarer Verwirrung.

**Priuli.** Du biſt ſchon im Nachtkleide.

**Blanka.** Ja, mein Vater.

**Priuli.** Ich wollt dich zur Geſellſchaft abholen.

**Blanka.** Ich dachte nicht, daß die Geſellſchaft ſo lange bleiben würde.

**Priuli.** Sie iſt eigentlich deinetwegen ſo lange da.

**Blanka.** Wenn Sie befehlen, ſo will ich mich wieder aufkleiden.

**Priuli.** Ich hätte freilich gewünſcht, dich deinem Bräutigam vorzuſtellen.

**Blanka.** Meinem Bräutigam?

**Priuli.** Dem jungen Renier.

**Blanka.** Sie ſcherzen wohl, mein Vater.

**Priuli.** Du weißt, daß ich ſelten zu ſcherzen pflege. Du biſt wirklich Braut! — Aber es iſt keine Freude, was dieſe Nachricht in dir erregt?

**Blanka.** Ich bin überraſcht. Renier — der Sohn Ihres Feindes —

**Priuli.** Iſt dein erklärter Gemahl. Wir haben uns ausgeſöhnt.

**Blanka.** Und ich ſoll der Preis dieſer Ausſöhnung ſeyn?

**Priuli.** Ehre genug für dich, daß man zu einem ſolchen Opfer dich würdig achtet.

**Blanka.** Mein Vater!

**Priuli.** Nun? Du haſt doch nicht etwan Einwendungen?

**Blanka.** Dieſe Verbindung wird das Elend meines Lebens machen.

**Priuli.** Kennſt du den jungen Renier?

**Blanka.** Nein.

**Priuli.** Du haſt alſo dein Herz ſchon verſchenkt oder weggeworfen.

**Blanka.** Wie können Sie auf dieſen Gedanken kommen?

**Priuli.** Sonſt würde wenigſtens die weibliche Neugierde den Mann ſehen wollen, der ihr beſtimmt iſt. — (Man hört unter den Fenſtern ein Geräuſch.) Was iſt das?

**Blanka** (in der äuſſerſten Verwirrung.) Ach mein Vater!

**Priuli.** Still! der erſte Laut, der über deine Lippe dringt, iſt der letzte deines Lebens..

(Er zieht ſie in eine Ecke des Kabinets; das Fenſter öffnet ſich, und Jaffier ſteigt herein.)

---

Priuli. Blanka. Jaffier.

**Priuli.** Ha! wer biſt du, Elender!

**Blanka.** Der Mann, der mir das Leben rettete.

**Jaffier.** Und dem es nicht an Muth fehlt, es zum zweitenmale für dich zu wagen.

**Blanka.** Gedenke deines Verſprechens! (Sie eilt auf Jaffiern zu, und umklammert ihn.) So mein Vater, durchſtoßen Sie uns zugleich. (Sie zieht einen Dolch hervor, und wirft ihn ihrem Vater hin.)

**Priuli** (den Dolch aufhebend.) Euer Wunſch ſoll euch gewährt werden.

**Blanka.** Ich zittre nicht, mein Vater! (Sie enthüllt ihren Buſen.) Durchſtoßen Sie dieſes Herz, damit es aufhöre, für dieſen Jüngling zu ſchlagen. Ich habe den Tod von Ihrer Hand verdient.

**Jaffier.** Warum zaudern Sie, Signor? Glauben Sie, daß ich weniger Muth habe, als Ihre Tochter? Doch nur den Schuldigen treff' Ihr Zorn, und der bin ich. Schonen Sie das Leben Ihres Kindes, Sie würden Ihre Hände nicht mehr rein waſchen von dieſem Blute.

**Priuli.** Ich könnte dich tödten, dies iſt mir Rache genug. Geh! (Er wirft den Dolch auf einen Tiſch.)

**Jaffier.** Nicht von der Stelle, bevor ich das Schickſal dieſes Engels weiß.

**Priuli.** Nicht als Doge befehl ich dir, ſondern als Vater. Kennſt du dieſes Wortes Gewicht? Geh!

**Jaffier** (geht tief erſchüttert ab.)

---

### Priuli. Blanka.

**Blanka** (zu den Füßen ihres Vaters.) Verzeihung!

**Priuli.** Unter der Bedingung, daß du Renier'n deine Hand reichſt.

**Blanka.** Ich kann nicht.

**Priuli.** Du kennſt mich. Im ödeſten Kerker wirſt du dein Leben endigen, wenn du mir Gehorſam verſagſt.

**Blanka.** Ich darf nicht.

**Priuli.** Du darfſt nicht?

**Blanka.** Ich that den Schwur, keines Mannes zu ſeyn, als meines Erretters.

**Priuli.** Weißt du, daß es mir nur ein Wort koſtet, ihn dem ſchmählichſten Tode zu überliefern. Sein Leben ſey der Preis deines Gehorſams.

**Blanka.** Nur einen Tag Aufſchub!

**Priuli.** Keine Stunde. Ich ſchicke nach dem Prieſter, und heute noch muß eure Vermählung ſeyn.

**Blanka.** Vermählung? Ja, ich will mich vermählen.

**Priuli.** Du wirſt deinen Gemahl ſogleich ſehen. Empfang' ihn gut.

(Er geht ab.)

**Blanka** (nach einer langen Pauſe.) Mein Entſchluß iſt gefaßt! Kann ich ihn nicht rühren, ſo will ich ſterben. Sterben? (Den Dolch vom Tiſch nehmend.) Warum ſchaudr' ich vor dieſer Spitze? Ein kleiner Stoß, und alle Unruhe dieſes Herzens, alle Wünſche und Hoffnungen werden ſchweigen.

### Blanka. Renier.

**Renier.** Ihr Vater, Signora, wird Ihnen geſagt haben, was dieſen ſpäten Beſuch entſchuldigen muß.

**Blanka.** Er hat mir geſagt, daß wir uns heirathen ſollen.

**Renier.** Und darf ich hoffen —

**Blanka.** Ich kenne Sie nicht, aber ich habe die gute Meinung von Ihnen, daß Sie ein edler Mann ſind.

**Renier.** Ich darf mir wenigſtens ſchmeicheln, daß Venedig kein älteres Geſchlecht aufzuweiſen hat, als das meinige?

**Blanka.** Ein Mann, der ſeines Namens nicht unwerth iſt, wird keines Mädchens Hand erzwingen wollen.

**Renier.** Erzwingen? Das eben nicht. Haben Sie Abneigung gegen mich?

Blanka. Wie könnt' ich Abneigung gegen Sie haben? Ich ſehe Sie zum erſtenmale.

Renier. Alſo Abneigung gegen den Ehſtand überhaupt?

Blanka. Nein! Doch daran kann Ihnen nichts liegen. Genug muß es Ihnen ſeyn, zu wiſſen, daß Sie meine Hand nie mit meinem Willen erhalten können.

Renier. Das thut mir in der That leid. Ich habe dem Herzog mein Wort gegeben —

Blanka. Hat ein Weib keinen Willen?

Renier. In ſolchen Fällen —

Blanka. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, ſtürzen Sie mich nicht in den Abgrund, an deſſen Rand ich ſchwebe. Seyn Sie der gute Engel, der mich rettet, wo alles mich verläßt.

Renier. Wenn nur die Verhältniſſe — ich bedaure Sie, aber die Verhältniſſe.

Blanka. Mann ohne Herz und Seele, ſo höre denn und ſchaudre! (mit verhülltem Geſicht) Ich bin keine Jungfrau mehr, ich bin entehrt!

**Renier.** Hm! man muß ſuchen, die Sache zu verheimlichen, wenn nur die Ehre unſrer Häuſer nicht dabei bloßgegeben wird.

**Blanka.** Hörſt du nicht, eine Entehrte bin ich! — (Den Dolch ziehend.) Nun denn!

**Renier.** O weh, ſie iſt wahnſinnig! (er entflieht.)

**Blanka.** Was iſt das? Woher dieſe plötzliche Ruhe? Iſt es ſchon des Grabes kalter Hauch, der mich anweht? (Sie tritt an's Fenſter.) Jaffier! — Ach, daß du nicht mein letztes Lebewohl empfangen, nicht meinen letzten Hauch von meinen Lippen auffaſſen kannſt! — Was iſt das? (Sie erblickt die Strickleiter.) Ha, du noch hier? Ein Engel zeigt mir den Weg zu meiner Rettung. Fort! fort! (Sie ſteigt durch's Fenſter, die Strickleiter hinab.)

---

## Straße Schiovani.

Ludovico Priuli und Foskarini aus einem Kaffehauſe kommend.

**L. Priuli.** Der Punſch hat meine Lebensgeiſter ein wenig in Unordnung gebracht. Ich bin gelaunt auf Abentheuer auszugehn.

**Foskarini.** Auftreiben will ich dir helfen, und wenn wir einen Fang gethan haben, dir die Beute allein überlaſſen. Iſt das nicht freundſchaftlich?

**L. Priuli.** Mehr als freundſchaftlich. Aber faſt kommt mir deine Enthaltſamkeit verdächtig vor.

**Foskarini.** Ich verſichre dich, ich habe ſeit acht Tagen angefangen, ein ordentliches Leben zu führen, täglich nur einmal mich zu betrinken, und hübſchen Mädchen moraliſche Vorleſungen zu halten.

**L. Priuli.** Ich will Abälards Schickſal haben, oder du trägſt den Schalk im Herzen, und haſt dein Netz ausgeworfen, irgend ein ehrbares Bürgermädchen von großmütterlicher Tugend darin zu fangen.

**Foskarini.** Du haſt nahe zum Ziele getroffen. Ich würde ſagen, ich ſeye verliebt, wenn meine Prinzeſſin nicht zur irrenden Ritterſchaft gehörte. Aber bei dem allen iſt ſie noch ſo unſchuldig, als Mutter Eva nach dem Falle, denn ſie weis ſich des Feigenblatts mit Anſtand zu bedienen.

**L. Priuli** (ein Gelächter aufſchlagend.) Armer Menſch! Wird denn deine Klugheit nie zu mündigen Jahren kommen! Alſo das Feigenblatt hat dir dein Herz genommen! Ein gefallener Engel iſt deine Göttin! — Du gehſt ſchon ſo lange mit Weibern um, und glaubſt noch immer an das Ammenmärchen ihrer Tugend; biſt noch immer ein großer Knabe, der ſich vor Geſpenſtern fürchtet, weil ihn ſeine Wärterin bisweilen mit dergleichen Geſchichten zum Nachtgebet begeiſterte.

Foskarini. Du weiſt, daß wir über dieſen Punkt verſchiedener Meinung ſind. Du ſuchſt bei Weibern blos die Nothdurft des Inſtinkts zu befriedigen, ich ergötze mich an den Aeuſſerungen ihrer Weiblichkeit. Darum ſind mir auch alle diejenigen verhaßt, an denen kein Gepräge des Geſchlechts mehr kenntlich iſt.

L. Priuli. Alſo reine Mädchen von unbefleckter Empfängnis ſind deine Heldinnen?

Foskarini. Keine weniger, als dieſe. Ein Weib, das in der Würde ſeiner Unſchuld ein Gut beſitzt, deſſen es ſich bewußt iſt, oder deſſen Verluſt es wenigſtens fühlen würde, iſt mir ein ehrwürdiger Gegenſtand. Meine Mädchen gehen auf der Mittelſtraße. Jene bedürfen des Feigenblatts gar nicht, ſie wandeln im Paradieſe, vor deſſen Eingang ein Cherub mit dem flammenden Schwerdte ſteht; die deinigen verſchmähen die Bedeckung, weil ſie zu vertraut ſind mit ihrer Nacktheit.

L. Priuli. Deine Rangordnung gefällt mir; du biſt ein philoſophiſcher Kopf. —

Aber ſtille! Dort regt ſich etwas. Mit deinem langweiligen Geplauder hätteſt du bald den Vogel verſcheucht, der ſich auf unſre Stange zu ſetzen im Begriff iſt.

**Blanka** (nähert ſich den Beiden.)

**L. Priuli.** Willkommen, ſchönes Kind! Du haſt dich wohl verirrt?

**Blanka** (vor ſich.) Gott, mein Bruder!

**L. Priuli.** Willſt du uns mit nach Hauſe nehmen? Die Abendluft weht kühl, und wir möchten uns gern ein wenig erwärmen.

**Blanka** (mit verſtellter Stimme.) Ach, haben Sie Mitleid mit einer Unglücklichen.

**L. Priuli.** Mitleid, ſo viel du willſt, nur habe du auch welches mit uns.

**Foskarini.** Wer ſind Sie, ſchöne Unbekannte?

**L. Priuli.** Dumme Frage! Du ſiehſt ja, daß es eine von den nächtlichen Erſcheinungen iſt, die — wenn fromme Augen Geiſter erblicken — ſich den ungläubigen Weltmenſchen zur Entſchädigung zeigen. Lüpfe deinen Schleier ein wenig, meine Süße, dawie der keuſche Mond dein holdes Antliz beſcheine.

**Blanka.** Ich fühl's, daß ich in meiner Lage nicht auf Achtung Anſpruch machen darf, aber wenn Sie edle Männer ſind, ſo werden Sie mir wenigſtens ihr Mitleid nicht verſagen. Ich wollt' nach dem Barfüßer Kloſter, um den Pater Lorenzo zu rufen.

**L. Priuli.** Der Pater Lorenzo mag keinen übeln Geſchmack haben; aber die Fleiſchtöpfe Egyptens ſind nicht für Menſchen, die der Erde abgeſtorben ſind. Begleite mich, eine Handvoll Zechinen ſoll deine Belohnung ſeyn.

**Blanka.** Ich werde um Hülfe rufen!

**Foskarini.** Laß das Mädchen ſeinen Weg wandern: vielleicht irreſt du dich in ihr. Wäre ſie der verworfenen Geſchöpfe eines, mit denen du dein Gewerbe treibſt, ſie würde nicht ſo ſchüchtern ſich benehmen.

**L. Priuli.** Sie laſſen? Ei ja doch! damit der Pater Lorenzo ſich über mich luſtig machen könnte. — Enthülle mir dein Geſicht'gen, ſchönes Kind, ich ſchwöre dir, wenn du alt und häßlich biſt, wie meine Großmutter, ſo ſoll kein Blättchen deines Jungfernkranzes durch mich abgepflückt werden.

**Blanka.** Ach Gott! iſt denn Niemand zu meiner Rettung da?

**Jaffier,** (der ſich nähert, und die letzten Worte gehört hat.) Iſt das nicht Blanka's Stimme? — Wer da?

**L. Priuli.** Ah, die Gäſte mehren ſich. Guter Freund, wie Ihr ſeht, ſo iſt ſie allein, und unſer ſind [illegible] zwei; ſeyd daher ſo billig, und geht Euern Weg.

**Blanka.** Um Gotteswillen, retten Sie mich aus den Händen dieſer Unmenſchen.

**Jaffier** (zieht ſeinen Degen.) Ich kenne dieſes Frauenzimmer. Laſſen Sie ſie frei, meine Herren, und wenn Sie Luſt haben, zu hören, warum ich mich hier einmiſche, ſo ſteht Ihnen die Antwort mit der Degenſpitze zu Dienſten.

**Foskarini.** Zum Henker, Herr, wenn ich nicht ohne Gewehr wäre, ſo wollt' ich Ihnen die Antwort auch nicht mit kahlen Worten geben.

L. Priuli. Der Burſche ſcheint ein wahrer Eiſenfreſſer. Wir wollen klug ſeyn, und fliegen laſſen, was wir nicht halten können. Nun — gute Nacht, Madonna! Grüßen Sie den Pater Lorenzo von mir.

Foskarini. Glauben Sie nicht, mein Herr Unbekannter, daß ich aus Feigheit Ihnen den Platz räume. Dieſe Dame vertraut ſich Ihnen; hätte ſie bei mir Schutz geſucht, ſo ſollte der Fante und alle Sbirren von Venedig ſie nicht aus meiner Hand geriſſen haben.

Jaffier (ihm die Hand ſchüttelnd.) Kennen wir uns doch!

Foskarini. Ihr Name?

Jaffier. Morgen ſollen Sie ihn erfahren. Gute Nacht!

(Foskarini und L. Priuli entfernen ſich.)

---

---

Blanka. Jaffier.

**Jaffier.** Blanka, biſt du's?

**Blanka.** Jaffier, biſt du's?

(Sie hängen eines in des andern Armen.)

**Jaffier.** Wie kommſt du hierher?

**Blanka.** Das, wenn wir in Sicherheit ſind. Jetzt laß uns fliehen. Ich bin dein auf immer.

**Jaffier.** Du mein! und du wollteſt —

**Blanka.** Wer liebt, hat keinen Willen. Fort, zum Kloſter der Barfüßer Mönche, mein Beichtvater ſoll uns trauen.

**Jaffier.** Wird er das?

**Blanka.** Warum nicht? Er war Jüngling und hat geliebt.

---

---

### Pforte am Barfüßer Kloſter.

Pater Lorenzo. Jaffier. Blanka.

Blanka. Verzeiht, ehrwürdiger Herr, daß wir Sie im Schlummer ſtörten.

P. Lorenzo. Wenn ich etwas für Euch thun kann, ſo muß es ſehr wenig ſeyn, wenn es mir nicht einige Stunden Schlafes vergüten ſollte. Was verlangt Ihr von mir?

Blanka. Kennen Sie mich nicht?

P. Lorenzo. Mein Auge thut mir wenig Dienſte mehr, aber der Ton dieſer Stimme iſt meinem Ohr bekannt. Und doch — in dieſer ungewöhnlichen Stunde! — Seyd Ihr wirklich Priuli's Tochter?

Blanka. Ich bin's! und hören Sie in wenig Worten meine Schuld und meine Bitte. — Dieſer Mann iſt mein Gemal vor

Gott, und ſoll es durch Ihre Hand vor der Welt werden.

**Jaffier.** Denken Sie darum nicht ſchlimmer von mir, ehrwürd'ger Herr! Ich fiel da, wo auch der ſtarke Mann ein Kind iſt.

**P. Lorenzo.** Und Euer Vater, Signora?

**Blanka.** Sie kennen mich: in der Beichte hab' ich Ihnen oft mein Innres enthüllt, und keine meiner Schwächen verborgen. Urtheilen Sie, was mein Herz bei dieſem Schritte leiden mußte! Aber — ich liebe, und Sie — haben ja auch geliebt.

**P. Lorenzo.** Ich habe geliebt, denn ich war Menſch, bevor ich Mönch wurde. Jahre und Leiden haben mich kälter gemacht, mein Herz ſchlägt ruhiger aber noch menſchlich. Die Liebe fordert große Opfer, und giebt ſie lächelnd, ohne ſie anzurechnen, doch etwas iſt, was der Menſch nicht ungeſtraft opfern kann, weil er keinen Erſatz dafür findet in der weiten Schöpfung — die Ruhe des Gewiſſens. Würdet Ihr blos einen Palaſt verlaſſen — gut, die Liebe wohnt bequem in einer Hütte! Würdet Ihr blos Verzicht thun müſſen auf glänzende Feſte — je nun! Brod und Milch ſind ein köſtlicher Schmaus, wenn Liebe den Tiſch deckt. Aber Ihr verlaßt einen Vater, deſſen Haar grau iſt!

Blanka (ihr Geſicht verhüllend.) Es iſt zu ſpät! denn ich werde bald Mutter ſeyn.

P. Lorenzo. Dann hab' ich Euch nichts mehr zu ſagen.

Blanka. Sehn Sie, ich bin gefaßt auf alles. Das Schickſal mag ſeinen ganzen Groll an uns auslaſſen; wir werden ſtehen und dulden. Liebe, ſagt man, ſtirbt im Elend ab, aber die unſrige iſt unſterblich. Ich bin ein Weib, allein ich habe den Muth, größer zu ſeyn, als mein Schickſal, und Jaffier — iſt ohnehin ein Mann.

P. Lorenzo. Ich ſetze nichts hinzu, als — der Himmel erhalt' Euch dieſen Muth.

Jaffier. Ehrwürd'ger Vater! Der Tag fängt an zu grauen! wollen Sie nicht unſre Hände in einander fügen?

P. Lorenzo. Wißt Ihr nicht, daß ich dies nicht thun darf?

Blanka. Ach Gott!

**P. Lorenzo.** Nicht aus Menſchenfurcht muß ich Euch dieſen Dienſt verweigern: was hätt' ein alter Mann zu fürchten, dem ſchon der Tod die kalte Hand entgegenſtreckt? Aber meine Pflicht ſteht mir im Wege.

**Jaffier.** Und die Pflicht der Menſchlichkeit?

**P. Lorenzo.** Muß leider oft ſchweigen, wenn das unerbittliche Geſetz ſpricht.

**Blanka.** Schrecklich! Auf den Tod war ich gefaßt, nur nicht auf Trennung.

**P. Lorenzo.** Faßt Euch! Zuſammengeben darf ich Euch nicht, aber ich kann es nicht hindern, wenn Ihr in meiner Gegenwart die Hände in einander legt. Und ſo muß ich auch, wenn ich aufgefordert werde, das Zeugnis Eures Bundes ablegen.

**Blanka.** Wird unſre Verbindung alsdann auch gültig ſeyn?

**P. Lorenzo.** Vor der Welt — allerdings! und vor Gott gilt ſchon Eure Liebe.

**Blanka** (Jaffiern die Hand reichend.) Jaffier, ich bin dein Weib!

**Jaffier.** Blanka, ich bin dein Gatte.

**Beide.** Ewig und unzertrennlich.

**P. Lorenzo.** Meinen Segen braucht Ihr nicht, Ihr habt den Segen der Liebe. Gott erhalt' Euch Euern Muth.

### Gegend am Meere. Abend.

Kornelia. Laura.

**Laura.** Warum ſo traurig, Signora? iſt der Abend nicht ſchön?

**Kornelia.** O ja, er iſt ſchön. Ach, es war eine Zeit, wo ich mich auch des ſchönen Abends freute, wo ich unter den Schatten der blühenden Orangen wandelt', und ihren Duft in mich ſog mit allen Sinnen. O warum bleiben wir nicht Kinder!

**Laura.** Verbannen Sie dieſen düſtern Kummer! Die Blüte der Schönheit welkt von ſeinem feindſeligen Hauche.

**Kornelia.** Mag ſie welken! Beſſer, ſie wäre nie aus der Knoſpe gebrochen. — Sieh, dorthin liegt Griechenland, meine Heimath.

Laura. Ich möchte wohl einmal dieſes Land ſehen.

Kornelia. O es hat nichts Sehenswerthes mehr, als Ruinen! — Einſt war es ein Land, wie keines mehr ſeyn wird, die Wiege großer Menſchen. Was jener Boden trug, trägt keiner mehr. Die Natur ſcheint ſich dort erſchöpft zu haben. — Eine Griechin bin auch ich, ein Reiß, das aus dem Grabmal der Größe hervorkeimte, und von einem Sturmwind ſeiner Blätter beraubt ward. Wäre mein Vaterland noch, was es war, dann wär' ich vielleicht — auch was ich jetzt bin, aber ich hätte doch Hoffnung, meine Schande in Vergeſſenheit zu bringen durch irgend eine Männerthat. In Griechenland konnt' auch das Weib Thaten thun, wozu es in unſern Tagen auch dem Manne an Kraft und Gelegenheit gebricht.

Laura. Laſſen Sie uns nach Hauſe gehen. Hier finden Sie nur Nahrung für Ihren Gram.

Kornelia. Die Sonne geht unter! — Lächle ſanft auf das Grab meiner Mutter, liebe Sonne! Netz' es mit deinen Thränen, du Abendwolke! die meinigen trinkt das weite Meer.

**Laura.** So melancholiſch hab' ich Sie nie geſehen.

**Kornelia.** Sieh, Laura! einen Sprung zu thun in die See, und ſo zu endigen meine Leiden, das koſtete mir wenig, aber die That wäre Narrheit. O das iſt zum wahnſinnig werden, daß einem armen Geſchöpfe jeder Weg abgeſchnitten iſt, einige Heller zu gewinnen, um ſie an ſeiner Schuld abtragen zu können.

**Laura.** Bemerken Sie dort den jungen Mann, der uns ſeit einigen Tagen nachſchleicht? Seine Miene iſt ſo einnehmend und ſo beſcheiden —

**Kornelia.** Um ſo ſchlimmer! Er wird manches argloſe Herz betrügen.

**Laura.** Zum Betrüger ſcheint er zu unerfahren.

**Kornelia.** Als ob es dazu einer großen Uebung bedürfte! Die Quelle des Betrugs liegt in jeglichem Menſchenherzen.

**Laura.** Ich wollte darauf wetten, daß ſeine Liebe aufrichtig iſt.

**Kornelia.** Von Liebe ſprichſt du? O was gäb' ich darum, wenn ich dieſes Wort aus der Sprache verbannen könnte. —

**Laura.** Gewiß, der junge Mann hat ein Herz, denn ich ſah ihn weinen.

**Kornelia.** Was kann man der Natur nicht abheucheln? Röthe und Bläſſe, wie man es zur Noth braucht, und ſogar Thränen.

Lange Pauſe.

**Laura.** Sie verlieren ſich wieder in Ihre Melancholie!

**Kornelia.** Ja, ich will von Vergehen zu Vergehen eilen, von Sünde zu Sünde, damit ich den Becher ſeiner Verdammniß über und über voll mache.

**Laura.** Weſſen?

**Kornelia.** Ach, wenn nur die Sünde in dieſer Geſtalt nicht ſo häßlich wäre!

Wieder eine lange Pauſe.

**Laura.** Wollen wir noch nicht nach Hauſe gehen?

Kornelia. Meine Mutter! Ach, Lauretta, warum denk' ich immer an meine Mutter? — War deine Mutter auch ein gutes Weib?

Laura. Das war ſie.

Kornelia. O ſo bleibe du auch gut, damit dich ihr Andenken nicht erſchrecke in einſamen Stunden.

Laura. Sie, Signora, ſind auch gut.

Kornelia. Ich war's! — Ja, ich war auch gut, denn ich dachte von Niemand Arges, und kam allem, was ſich mir näherte mit Liebe entgegen. — Laß uns nach Hauſe gehn.

Laura. Wie Sie befehlen.

Kornelia. Einige Lorbeeren und Weinreben pflanzt' ich auf meiner Mutter Grab — vielleicht ſind ſie verdorrt! Aber ich verſichre dich, die Erde, wo ein guter Menſch ruht, wird nie Neſſeln und Dornen tragen. Neſſeln und Dornen werden über meinem Grabhügel wachſen. — Schlummre wohl, dort drüben, gute Mutter! — Fort, nach Hauſe!

---

**Foskarini**, der den beyden Frauenzimmern nachſieht.

Bin ich nicht ein Thor! Da ſchleich' ich wie ein wahrer troſtloſer Liebhaber hinter meinem gefallenen Engel her, und ſchick' andächtige Stoſsgebetlein zum Gott der Diebe und Beutelſchneider und der verrückten Liebhaber, dem gehörnten Monde, welcher billig der Schutzpatron aller gehörnten Ehemänner heiſſen ſollte, und nächſtens werd' ich eine Elegie an ihren Schatten addreſſiren. —

Ich kann mir nicht einmal mehr ein Herz faſſen! Das Mädchen hat etwas in ſeinem Blicke, was einen zudringlichen Burſchen in Reſpekt hält.

---

**Der Vorige. Don Ramiro.**

**D. Ramiro.** So in Gedanken, guter Freund!

**Foskarini.** Ich philoſophir' über meinen Zuſtand, und war ſo eben in einem erbaulichen Geſpräche mit mir ſelbſt begriffen.

**D. Ramiro.** Schade, daß ich zu ſpät kam, um etwas zu erlauſchen.

**Foskarini.** Sage mir, Ramiro! was iſt für ein Unterſchied zwiſchen Mädchen und Mädchen?

**D. Ramiro.** Du biſt über einen häkelichten Gegenſtand gerathen. Warſt du nie verliebt?

**Foskarini.** Das iſt eben die Frage. Kann man in ein Mädchen verliebt ſeyn, welhes ſchon vom verbotenen Baume genaſcht at?

D. Ramiro. Warum nicht? Es giebt vielerlei Arten von Liebe.

Foskarini. Allerdings. Eine menſchliche, eine übermenſchliche und eine untermenſchliche.

D. Ramiro. Vortrefflich! Man hört dir die philoſophiſche Schul' an. Deine Eintheilung ſcheint mit dem Ariſtoteles in der Hand gemacht. — Glaube mir, Freund Foskarini, alles Philoſophiren über dergleichen Dinge kommt zu früh für den, der noch Mark in den Beinen und Lebenskraft im Herzen hat. Nach vierzig Jahren wollen wir anfangen, unſern Kindern Gartenhäuschen zu bauen. Genuß, Genuß iſt jetzt die Hauptſache.

Foskarini. Zugeſtanden! Aber kann ein gefallenes Mädchen ſo viel geben, als eines, welches nie geſtrauchelt iſt? — Es giebt Weiber, die noch Jungfrauen ſind, wenn ſie ſchon das Pfand ihrer Liebe auf dem Arm tragen: ſollt' es nicht auch geſtrauchelte Mädchen geben, die auf der einen Seite wieder gewinnen könnten, was ſie auf der andern verloren haben? Mädchen, denen das

Bewußtſeyn ihrer Schuld einen ſo rührenden Zug von Schwermuth giebt — ſollte man ein ſolches Mädchen nicht lieben können?

**D. Ramiro.** Sag mir, wie kommſt du dazu, ſolch albernes Zeug auszukramen? Haſt du den geſtrigen Rauſch noch nicht ausgeſchlafen?

**Foskarini.** Begegneten dir nicht ſo eben zwei Frauenzimmer?

**D. Ramiro.** Ah — ein Lichtſtral in dieſe Nacht! Die ſchöne Griechin alſo hat dich bezaubert! und ihre Thür' iſt, wie ich höre, ſeit einiger Zeit allen böſen Welt- und Fleiſchkindern verſchloſſen. Armer Korydon!

**Foskarini.** Kennſt du die Dame?

**D. Ramiro.** O es ſind mehrere, die ſie kennen.

**Foskarini.** Das iſts eben, was ihr Betragen unbegreiflich macht.

**D. Ramiro.** O über den Weiberkenner! Merkſt du denn nicht, daß man eine Schlinge gelegt hat, und ein Büſchel mit rothen Beeren dran, um das lüſterne Vögelchen zu fangen, um ihm dann hübſch die

Flügelchen zu ſtutzen, oder ihm ein Schnürchen an den Fuß zu binden, und zu ſagen: Flattre! aber ja nicht weiter, als es uns gelüſtet.

**Foskarini.** Guter Freund, du haſt deine Menſchenkenntnis in gewiſſen Häuſern geſammelt, die —

**D. Ramiro.** In Häuſern, wo man wenigſtens mehr Menſchenkenntnis ſammeln kann, als in den Buden der Weisheitskrämer von Profeſſion. Deine Liebe, oder was du dafür hältſt, iſt eine artige Puppe zum Spielwerk für den Knaben, der ſich noch mit der Puppe begnügen läßt.

**Foskarini.** Wäre ſie nichts mehr, ſie würde nicht oft wunderſame Thaten veranlaſſen. Noch geſtern Abend verließ das reichſte Mädchen in Venedig — Eltern, Reichthum, Wohlleben, um einem Geliebten in eine arme Hütte zu folgen.

**D. Ramiro.** Das reichſte ſchönſte Mädchen in Venedig? Doch nicht Priuli's Tochter?

**Foskarini.** Errathen. Guter Freund!

das ſchien wie ein Wetterſtral durch deine vier oder fünf Sinne zu fahren.

**D. Ramiro.** Ich muß dir geſtehn, daß ich ein Aug' auf das Mädchen hatte.

**Foskarini.** Armer Korydon! Du hatteſt ein Aug' auf das Mädchen geworfen? Auf ein ſolches Geſchöpf muß man ſeine ganze Seele werfen.

**D. Ramiro.** Auf Wiederſehen, Freund Foskarini!

**Foskarini.** Ich rathe dir, die Einſamkeit zu ſuchen; du haſt nun die beſte Gelegenheit, dich in Sonnetten unſterblich zu machen.

**D. Ramiro.** Wer zuletzt lacht, lacht gut.

Kleines, dunkles Stübchen. Abend.

Jaffier. Blanka.

**Blanka.** Warum dieſe trübe Wolke auf deiner Stirne? Du biſt ſeit einigen Tagen nicht mehr heiter.

**Jaffier** (zerſtreut.) Daß ich nicht wüßte!

**Blanka.** Meinſt du, es wäre mir entgangen, daß du mich vorhin ſo mitleidig anblickteſt, und dich ſchnell ſeitwärts kehrteſt, um eine Thräne zu verbergen?

**Jaffier.** Gutes Weib, du zweifelſt doch nicht —

**Blanka.** An deiner Liebe? O nein! Aber diesmal an deiner Aufrichtigkeit. Du haſt Kummer, den du mir verhelen willſt.

**Jaffier.** Was könnt' ich dazu für Urſache haben?

**Blanka.** Aufrichtig mußt du ſeyn. Weiberaugen ſind ſcharf, und ſelten entgeht dem Blicke des Weibes; ſeltner dem Blicke des Liebenden etwas, woran es Antheil nimmt. Du haſt Kummer, und deſſen Urſache — bin ich.

**Jaffier.** Du haſt mich errathen. Aber ſollt' es mir nicht an's Herz dringen, daß du — gewöhnt an Glanz und Ueberfluß — jetzt Mangel und Niedrigkeit tragen mußt? — Sieh' um dich her! Ein alter Tiſch, einige hölzerne Stühle ſind unſer Hausgeräth —

**Blanka.** Warlich, das bemerk' ich nun zum erſtenmale. Wärſt du nicht ſo unartig geweſen, mich aufmerkſam zu machen, ich hätte noch immer geglaubt, daheim auf einem weichen Sofa zu ſitzen, und auf Silber zu ſpeiſen, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr ſind.

**Jaffier.** Ich fühle deinen Edelmuth! Du willſt mir die Wunde verbergen, damit ich nicht mit leiden ſoll.

**Blanka.** Grillenfänger! (Sie küßt ihn.) War dieſer Kuß deines armen Weibes wenig ger herzlich, als jene, die dir Priuli's Tochter gab?

**Jaffier.** Ach, du weißt noch nicht alles. Ich ſollte eine Stelle bei dem Seeweſen erhalten; deines Vaters Rache hat mir alle Hoffnung dazu abgeſchnitten.

**Blanka.** Nun?! kann ich nicht arbeiten?

**Jaffier.** Wenn Mangel uns quält?

**Blanka.** Brod und Liebe! damit bin ich zufrieden. Wäreſt du weniger genügſam?

**Jaffier.** Wenn Sturm und Froſt in unſre Hütte dringen?

**Blanka.** So werd' ich dich an meinem Buſen erwärmen.

**Jaffier.** Wenn vielleicht die Rache unſrer Feinde mich zum Opfer macht? was bleibt dir denn!

**Blanka.** Der Muth, den die Liebe giebt, mit dir zu ſterben. — Kennſt du die Geſchichte der edlen Arria nicht? Als ihr Gemal, auf Befehl des bepurpurten Mörders, eine Todesart ſich wählen ſollte, durchſtach ſie ſich die treue Bruſt, gab ihrem Gatten lächelnd den Dolch, und ſagte, er ſchmerzt nicht! Hörſt du, ſie lächelte, indem ſie ſich die Bruſt durchſtieß! Im Tode lächeln kann nur die Liebe. Und wohnt dieſe Liebe nicht in meinem Herzen? — Dich, und ein Fleckchen Erde, um unſern Kohl zu bauen, dann nehme die übrige Welt, wer da will. Dich, und ein Fleckchen Erde, wo wir nebeneinander im Grabe ſchlummern können, dann lebe und nenne ſich glücklich, wer will!

**Jaffier.** Dieſe unausſprechliche Liebe — ich kann ſie nicht vergelten.

**Blanka.** Du liebſt mich doch? Siehe, ſo hebt ſich unſre Rechnung.

**Jaffier.** O mehr als ſterbliches Weib!

**Blanka** (an ihn geſchmiegt.) Ein neues Band knüpft mich an dich. — Ich werde bald Mutter ſeyn.

**Jaffier.** Gattin! Mutter! — — Aber ach, vielleicht ein Kind dem Elende geboren.

**Blanka.** Weißt du mein tägliches Gebet zum Himmel? Vater in der Höhe, bilde das Herz des Kindes, das ich unter meiner Bruſt trage, bild' es zur Liebe, und dann wird es auf Dornen, wie auf Roſen betten, und ſeinen Eltern in der Erde danken, daß ſie liebten und ihm das Daſeyn gaben.

Stille Umarmung.

---

Die Vorigen. Der Doge.

**Blanka.** Mein Vater!

**Priuli.** Du magſt dich billig wundern, daß ich dich, nach dem was vorgegangen iſt, noch aufſuche.

**Blanka.** Ich weiß, daß ich dieſe Herablaſſung nicht verdient habe; aber ein guter Vater kann viel vergeben.

**Priuli.** Vergeben und vergeſſen will ich, wenn du der Vernunft und deiner Pflicht Gehör geben willſt.

**Blanka.** Ich will thun, was meine Kräfte erlauben, um Ihren Zorn zu beſänftigen.

**Priuli.** So kehre wieder mit mir zurück nach meinem Hauſe.

**Blanka.** Darf mein Gemal mich begleiten?

**Priuli.** Ihnen, ob Sie gleich meine Tochter verführt, und Schmach und Elend über mein Haus gebracht haben, werf' ich ein anſtändiges Jahrgeld aus, mit der Bedingung, daß Sie ſogleich Venedig verlaſſen, und allen Ihren Anſprüchen auf meine Tochter entſagen.

**Blanka.** Ach Gott!

**Jaffier.** Wenn Sie mich kennten, ſo würden Sie mir dieſen Vorſchlag nicht thun. Wären Sie Herr der ganzen Erde, und böten ſie mir gegen dieſes Weib, ich würde ſagen, behalten Sie, was Sie haben, und laſſen Sie mir Blanka und eine Strohhütte.

**Priuli.** Weißt du nicht, Elender! daß es mir nur einige Worte koſtet, um dich auf's Schafot zu bringen?

**Jaffier.** Ich weiß es, aber vermuthlich wiſſen Sie nicht, daß ich zu ſterben gelernt habe.

**Blanka.** Mein Vater! er iſt mein Gemal, durch Prieſterſegen mir angetraut: dieſes Band können Sie nicht zerreiſſen.

**Priuli.** Hat er nicht das heiligere Band der Natur zwiſchen mir und dir zerriſſen?

**Jaffier.** Ich habe gefehlt, aber von nun an kann nur noch der Tod von ihr mich trennen.

**Blanka** (zu den Füßen Priuli's.) Ich umfaſſ' Ihre Kniee, mein Vater, denken Sie der Tage, wo ich als ſchuldloſes Kind Ihre Freude und Ihr Stolz war; wo Sie auf dieſen Knieen mich wiegten, und Ihr Wohlgefallen hatten an meinem kindiſchen Geſchwätze. Ach nur den tauſendſten Theil Ihrer damaligen Liebe ſchenken Sie mir jetzt wieder! — Erinnern Sie Sich meiner guten Mutter. — Sie liebten meine Mutter! Laſſen Sie dieſe Liebe für mich in Ihrem Herzen ſprechen.

**Priuli.** Du weißt meine Bedingung.

**Blanka.** Ich darf den Schwur nicht brechen, den ich dem Himmel gethan habe, mit dieſem Manne redlich zu theilen Freud' und Kummer. Ich darf das Kind, welches ich unter meinem Herzen trage, nicht zur Wäiſe machen.

Priuli. Zittre vor meinem Fluch, wenn mein Vaterwort nichts über deinen Starrſinn vermag.

Blanka. Tödten Sie mich, nur fluchen Sie mir nicht.

Jaffier. Fürchte nichts! Treue Liebe läßt keinen Fluch über ihre Geweihten in Erfüllung gehen.

Blanka. Sie ſollen den ſüßen Tochternamen nicht mehr an mich verſchwenden; ein reines, ſchuldloſes Geſchöpf will ich Ihnen an meiner Stelle geben, das unter meinem Herzen ſchläft. Es iſt auch Ihr Blut, was ſein unſchuldiges Herz bewegt — es wird Sie lieben, es wird mit ſeinem Lächeln Ihre Stirne erheitern, es hat keinen Theil an dem Vergehen ſeiner Mutter und ſeines Vaters. Nehmen Sie es an Kindesſtatt an! Ich will gern auf die Freuden der Mutter Verzicht thun, um Ihnen wieder Vaterfreuden zu geben.

Priuli. Daß mich ſein Lächeln erinnerte: ſo lächelte meine Tochter und hintergieng mich! Daß mir ſeine Züge das Bild dieſes

Mannes ins Gedächtnis rieſen, der dich in Elend und mein Haus in Schande geſtürzt hat!

Jaffier. Wohlan! Weib — zum letztenmale nenn' ich dich ſo! — kehre wieder zurück zu deinem Vater, daß er wieder eine Tochter habe, daß das Pfand unſrer Liebe nicht dem Elende geboren werde. Ich will Venedig verlaſſen und in irgend einem unbekannten Winkel der Erde mich verbergen.

Blanka. Ich fühle die Größe dieſes Opfers, aber ich darf es nicht annehmen.

Priuli. Nun denn! vor meiner Rache ſeyd ihr ſicher, und meinen Fluch brauch' ich nicht auszuſprechen über euch, ihr habt ihn euch ſelbſt gegeben. Elend und Mangel werden euch umringen, und eure Liebe erſticken, ihr werdet euch haſſen und verabſcheuen, die Sonne wird euch aufgehn zum Jammer, und die Nacht herabſteigen und euch keinen Schlaf bringen. Die Welt wird euch ausſtoßen, und ihr werdet mit Selbſtmord endigen.

Er eilt ab.

---

---

### Blanka. Jaffier.

**Blanka.** Alles kannſt du uns nehmen, o Schickſal, aber unſre Herzen nicht! —

**Jaffier** (vor ihr niederfallend, und ſeine Stirne an ihre Hände drückend.) Blanka!

**Blanka** (ihn aufhebend.) Von allen lebenden Weſen hab' ich jetzt Abſchied genommen — du allein biſt mein!

**Jaffier.** Du lächelſt, aber in deinen Augen glänzen Thränen.

**Blanka.** Und wäre mein Vater nicht einiger Thränen werth? O Jaffier, ich werde nie weinen, wenn ich Mangel dulde, ſelbſt denn nicht weinen, wenn das Schickſal dich mir entreiſſen ſollte; aber mein Vater hat ein Recht, dieſe Thränen zu fordern.

**Jaffier.** Um mich würdeſt du nicht weinen?

**Blanka.** Nein, aber mit dir ſterben.

**Jaffier.** O mehr, als Weib! Ich blicke zu dir hinan, wie zu einem höhern Weſen.

**Blanka.** Das müßteſt du nicht. Wenn ich höher ſtände, als du, ſo könnt' ich dich ja nicht lieben. —

**Jaffier.** Erlaube mir jetzt einen Augenblick zum Ausgehn. Ich habe meinen Freund Pierre noch zu ſprechen.

**Blanka.** Aber daß du ja nicht lange ausbleibſt, hörſt du!

**Jaffier.** Du weißt, daß ich immer meinen beſſern Theil bei dir zurücklaſſe, wenn ich von dir gehe.

---

### Blanka allein.

*Sie wirft ſich auf einen Stuhl, den Kopf auf den Arm, den Arm auf den Tiſch geſtützt.*

Haus meines Vaters! dich werd' ich alſo nicht mehr ſehn! — O es ſind warlich nicht die goldenen Gemächer, es iſt nicht das Spielwerk der Eitelkeit, was ich vermiſſe; aber die ſüßen Erinnerungen aus meinen Kinderjahren, die dort umherſchweben, könnt' ich die in dieſes dunkle Stübchen herzaubern! — Doch warum ſo ungenügſam! Die Liebe wird es ſchon einweihen, und mir theurer machen, als alles auf der Erde.

*Es wird leiſe ein Fenſter geöffnet, und ein Beutel mit Zechinen hereingeworfen.*

Was iſt das? — (*Den Beutel aufhebend.*) Ein Allmoſen aus chriſtlicher Liebe! — Mir wird doch bange. Wäre Jaffier doch wieder da! —

*Jaffier kommt.*

Blanka. Jaffier.

Blanka. Gut, daß du kömmſt! — Siehe da, was der heilige Chriſt beſcheert hat.

Jaffier. Ich verſtehe dich nicht. — Wie kommſt du zu dieſem Golde? —

Blanka. Irgend eine gute Fee muß uns in ihren Schutz genommen haben. Das Fenſter öffnete ſich — herein flog der Beutel, und kein Menſch war zu ſehen noch zu hören. — Was denkſt du hiervon?

Jaffier (den Beutel nehmend.) Ich denke, daß Blanka das ſchönſte Mädchen in Venedig iſt. (Er wirft den Beutel aus dem Fenſter.)

Blanka. Pfui! Das verdient' eine kleine Strafe. Deine Seele ſollte kein Argwohn verunreinigen.

Jaffier. Ach, ich kenne die Menſchen, und du kennſt ſie nicht, und das — macht einen kleinen Unterſchied.

---

## Kabinet im Hotel des Spaniſchen Geſandten.

Der Markis von Bedemar. Don Ramiro.

**Der Markis.** Nichts vorgefallen?

**D. Ramiro.** Ich war auf Kundſchaft aus.

**Der Markis.** Und haben etwas erlauſcht?

**D. Ramiro.** Ich ſchlich mich an Jaffiers Wohnung, und war Zeuge einer zärtlichen Unterredung zwiſchen den Neuvermählten.

**Der Markis.** Iſt dies Alles?

**D. Ramiro.** Seine Herrlichkeit waren auch dort.

**Der Markis.** Der Herzog?

**D. Ramiro.** In eigner Perſon. Er ſchlug eine Kapitulation vor, die aber nicht angenommen wurde.

**Der Markis.** Um ſo beſſer.

**D. Ramiro.** Blanka war einen Augenblick allein, und ich benutzte denſelben, einen Beutel mit Zechinen durch ihr Fenſter zu werfen.

**Der Markis.** Wozu ſoll dieſer Kunſtgriff führen?

**D. Ramiro.** Er ſoll vorbereiten. Die Leutchen ſind von allem entblößt.

**Der Markis.** Recht gut, daß ſie das ſind.

**D. Ramiro.** Nicht gut. Ihre Lieb' iſt noch im erſten Feuer, und könnte leicht ſtark genug ſeyn, ſie noch in den erſten Flitterwochen an Mäßigkeit und ſogar an Mangel zu gewöhnen: dem muß man vorzukommen ſuchen. Iſt ihre Liebe einmal im Fallen, dann iſt von dieſer Seite nichts mehr zu fürchten; der goldene Regen wird alsdann eher geſucht als abgewieſen werden.

**Der Markis.** Sie ſehen weiter, als ich.

D. Ramiro. Ich ſehe nicht weiter, ich bin nur nicht verliebt.

Der Markis. Könnten wir Jaffier'n nicht in unſern Plan verwickeln?

D. Ramiro. Das ließe ſich vielleicht machen. In dem Falle wär' alles gewonnen.

Der Markis. Nur keinen Anſchlag auf Jaffiers Leben! Ich möchte mich nicht zu gemeinen Kunſtgriffen erniedrigen.

D. Ramiro. Er ſoll nicht mehr Gefahr beſtehen, als wir ſelbſt.

Der Markis. Welche Rolle wollen Sie ihm auftragen?

D. Ramiro. Seinen Schwiegervater in den Himmel zu fördern.

Der Markis. Nicht übel ausgeſonnen. Den Mörder ihres Vaters kann Blanka nicht mehr lieben.

D. Ramiro. Das iſt es.

Ein Bedienter. Der Kapitain Pierre!

Der Markis. Wird angenommen, und künftig unangemeldet vorgelaſſen.

(Der Bediente geht ab.)

---

**Die Vorigen. Der Kapitain Pierre.**

**Der Markis.** Willkommen, Kapitain! Wie gehn unſre Sachen?

**Pierre.** Gut genug. Meine Freunde ſind unſer. Nur fehlt uns ein ſichrer Ort zu unſern Zuſammenkünften. In Ihrem Hotel, Signor, möchten wir Verdacht erregen.

**Der Markis.** Sie haben Recht. Wiſſen Sie hierin keinen Rath zu ſchaffen, Don Ramiro?

**D. Ramiro.** Unſer Foskarini hat Eingang bei einer gewiſſen Griechin.

**Der Markis.** Alſo in einem Freudenhauſe! Der Einfall iſt nicht übel.

**Pierre.** Die Befreier des Vaterlands in einer Wohnung der Prieſterin der Wolluſt?

**D. Ramiro.** Und warum nicht? Dahin folgt uns der Argwohn am wenigſten.

**Pierre.** Ich bin nicht dagegen. Doch müſſen wir fürs erſte über die Zuverläßigkeit dieſer Donna Gewisheit haben. Jeder leichtſinnige Schritt auf unſerm Wege wäre von fürchterlichen Folgen.

**Der Markis.** Ich überlaß' alles Ihrer Klugheit.

**D. Ramiro.** Mir fällt ein, daß Sie auf Ihrem Schiffe einen jungen wackern Offizier hatten, der ſich gegenwärtig in Venedig aufhält, und den ich nicht auf der Liſte unſerer Freunde gefunden habe. Sein Name iſt, wo ich nicht irre, Jaffier.

**Pierre.** Ich zweifle faſt, ob wir den jungen Feuerkopf brauchen können. Er iſt verliebt.

**D. Ramiro.** Um ſo beſſer.

**Pierre.** Um ſo ſchlimmer. Was dieſer junge Mann iſt, iſt er ganz. Nehmen wir ihm ſeine Liebe, vorausgeſetzt, daß ſo etwas ſich nehmen ließe, ſo hätten wir einen Fiſch in den trocknen Sand geſetzt.

**Der Markis.** Das iſt ſchade! Ich liebe ſolche Menſchen, ob man ſie gleich behutſam faſſen muß. Sie laſſen ihr Feuer gewöhnlich zu helle leuchten.

**D. Ramiro.** Vielleicht bringt ihn uns ſeine Leidenſchaft ſelbſt entgegen. Er hat die Tochter des Doge entführt; die Rache dieſes Mannes wird ihn verfolgen: In dieſem Falle wird ihm ein Freund willkommen ſeyn, der ihm einen Dolch gegen ſeinen Feind bietet.

**Pierre.** Wir müſſen es abwarten. Für jetzt erlauben Sie mir noch eine Erinnerung. Meine Freunde haben ſich mit mir vereinigt, die Sache der Freiheit zu vertheidigen — es wäre ſchrecklich, wenn wir zwanzig oder dreißig Deſpoten ſtürzten, um einem einzigen freien Platz zu machen — wenn wir nur Werkzeuge wären zur Zerſtörung.

**Der Markis.** Ihre Beſorgniſſe kommen aus einer edlen Seele, aber ſie ſind ungegründet.

**Pierre.** Das hoff' ich. Wir ſind Männer, die einen rühmlichen Tod höher ſchätzen, als ein entehrtes Leben. Dies ſey Ihnen genug.

---

Zimmer in Kornelia's Wohnung, einfach aber geſchmackvoll eingerichtet. Abend.

Kornelia. Laura. Beide mit dem Nähzeuge beſchäftigt.

Laura. Noch immer dieſe Schwermuth über Ihr holdes Geſicht verbreitet! — Werden Sie denn nie heiter werden, Signora?

Kornelia. Schwermuth? Wenn es nur das wäre! Schwermuth iſt eine angenehme Gefährtin. — Mein Herz iſt die Beute eines immer tiefer freſſenden Grams.

Laura. Foskarini ſcheint doch ein edler Mann zu ſeyn. Sie haben ſeine Liebe.

Kornelia. Nenne mir das Wort nicht mehr. Es hat einen fürchterlichen Ton für mein Ohr.

Laura. Und doch dulden Sie ihn um ſich!

**Kornelia.** Gutes Mädchen, du in deiner Unerfahrenheit kannſt das freilich nicht faſſen, und wohl dir, daß du es nicht kannſt. — Wer alles verloren hat, iſt darum noch nicht arm, wenn er ſeinen Verluſt nicht fühlt, oder wenn ihm noch Hoffnung lächelt; aber ich! —

**Laura.** Man kömmt! vielleicht er ſelbſt.

Sie öffnet die Thür und entfernt ſich, indem Zackarini eintritt.

**Kornelia. Foſkarini.**

**Foſkarini.** Komm' ich Ihnen ungelegen, Signora?

**Kornelia.** Das eben nicht.

**Foſkarini** (nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich neben ſie.) Immer ſitzen Sie bei Ihrer Arbeit; das iſts eben, was Sie ſo melancholiſch macht.

**Kornelia** (wehmüthig lächelnd.) Meinen Sie?

**Foſkarini.** Kommen Sie, laſſen Sie uns eine Spazierfahrt im Kanal machen.

**Kornelia.** Und würden Sie's wagen, ſich öffentlich in meiner Geſellſchaft zu zeigen?

**Foſkarini.** Warum nicht?

**Kornelia.** Zwar ihr Männer ſetzt euch über manches weg.

Pauſe. — Foskarini ergreift, ſich vergeſſend, ihre Hand, und drückt einen feurigen Kuß darauf.

**Kornelia.** Sie vergeſſen ſich.

**Foskarini.** Wer müßte das bei Ihnen nicht! — und ſoll ich denn immer ohne Erhörung ſeufzen?

**Kornelia.** Iſt es Ihnen nicht genug, daß ich Ihnen den Eintritt in mein Haus geſtatte, das ich ſeit einiger Zeit allen Perſonen Ihres Geſchlechts verſchloſſen habe?

**Foskarini.** Viel, aber noch immer zu wenig für mich. Was frommt es dem Durſtigen, daß man ihm einen Labequell zeigt, wenn man ihm nicht vergönnt, das erquickende Naß zu ſchöpfen.

**Kornelia** (ſteht auf in großer Bewegung. Thränen, die ſie ſich nicht die Mühe nimmt, zu trocknen, rollen über ihre Wangen. Nachſinnend geht ſie einigemal das Zimmer auf und ab, dann tritt ſie raſch zu Foskarini.) Mein Widerſtand muß Ihnen gemeiner Kunſtgriff einer Buhlerin ſcheinen, und ich hab' überhaupt das Recht verloren, auf Achtung und Beſcheidenheit dringen zu dürfen. Aber — ehe Sie mich verdammen, hören Sie meine Geſchichte. — Ich bin eine Griechin von Geburt, die Inſel Rio iſt meine Heimath. Früh verlor ich meinen Vater, noch bevor ich fähig war, dieſen Verluſt zu empfinden. Eine gute, liebreiche Mutter erzog mich bis ins fünfzehnte Jahr; ich lebte ſchuldlos und glücklich im Genuß aller Freuden, welche Unſchuld und Kindheit uns gewähren. Eines Abends ward ein ſchwer verwundeter junger Mann in unſer Landhaus gebracht; Räuber hatten ihn angefallen, ſeinen Gefährten getödtet, und ihn ohne Beſinnung liegen laſſen. Meine gute Mutter, immer zur Hülfe bereit, räumte dem Fremden ein Zimmer ein, ließ Aerzte herbeiholen, und verſorgte ihn mit allen Bedürfniſſen. Bald genas er durch unſre ſorgſame Pflege. — Der junge Mann war ſchön und einnehmend, ich jung und unerfahren: Er ſuchte mich zu bereden, daß er mich liebe, und ich — glaubte ihm gerne, weil er ſelbſt mir nicht gleichgültig war. Ein unerfahrnes, heißliebendes Mädchen wird ſelten langen Widerſtand leiſten — auch meine Stunde ſchlug, und — ich fiel! — Meine Mutder ſtarb plötzlich an einem Steckfluſſe, und der junge Priuli —

**Foskarini.** Priuli ſagen Sie? Ludovico Priuli.

**Kornelia.** Ja. Fällt Ihnen der Name ſo auf?

**Foskarini.** Der Sohn des Doge?

**Kornelia.** Eben der. Aber —

**Foskarini.** Dies war der junge Mann, der Sie — verführte? Verzeihen Sie mir den Ausdruck, mir fällt in der Eile kein ſchicklicherer bei.

**Kornelia.** Eben der. Leicht war es ihm geworden, mich zum Fall zu bringen; eben ſo leicht ließ ich mich durch ihn bereden, ihm nach Venedig zu folgen, wo ſo ſchwur er mir hoch und theuer Prieſterhand uns vereinigen ſollte. Ich wär' ihm bis an's Ende der Erde gefolgt. Wie hätt' ich ahnden ſollen, daß er mich betrügen würde, da mein eignes Herz ſo fern von allem Trug und aller Argliſt war! — Wir giengen zu Schiffe, und trafen glücklich in Venedig ein, wo er mir einige Zimmer miethete. Unter dem Vorwande, ſeinen Eltern nach und nach die Einwilligung zu unſrer Verbindung zu entlocken, oder ſie wenigſtens darauf vorzubereiten, hielt er mich ein ganzes Jahr hin. Allmälig wurden ſeine Beſuche ſeltner; er brachte von ſeinen Freunden welche zu mir, die bald auch ohne ihn kamen, und ſich allerlei Freiheiten herausnahmen. Ich klagt' ihm dies, er ſcherzte darüber, und blieb zuletzt ganz weg. Nun drohten mir bald Mangel und Armuth; in einer fremden Stadt, ohne Schutz, ohne Unterſtützung — was ſollt' ein fremdes hülfloſes Mädchen beginnen! Ich faßte den Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen, und den Schleier zu nehmen — man wieß mich ab mit einem Achſelzucken. Mein Hauswirth kündete mir die Zimmer auf, die ich nicht mehr bezahlen konnte — Verzweiflung trieb mich in das Haus meines Verführers, ich warf mich zu den Füßen ſeines Vaters. Der Unmenſch ließ mich durch ſeine Bedienten aus dem Hauſe werfen. Mein Elend war ohne Grenzen. Mein ſchwarzes Geſchick führte mich jetzt in die Hände einer Kupplerin; von der Sünde gieng ich zum Laſter über. O! es iſt ſchrecklich, was ich erduldet habe, ſchrecklicher das Gefühl, mich nie, nie mehr erheben zu können zur wahren Ehre, zu tragen an der Stirne das Zeichen, daß kein Biedermann ſich mir nähere. Mit Abſcheu und Schauder gieng ich auf meiner Bahn fort, aber nie riß ich mich aus den Armen eines Mannes, ohne zum Himmel das ſchreckliche Gebet zu thun: — Richter dort oben, wieder eine neue Schandthat mehr auf die Rechnung meines Verführers! — Jeden Abend und jeden Morgen ſchwur ich, zu rächen meine Unſchuld, und den irrenden Geiſt meiner Mutter zu verſöhnen. Sind Sie ein Mann, ſo ſchwören Sie, mich zu rächen, und dann — (mit abgewandtem Geſicht) — ſchließen Sie mich in Ihren Arm.

Foskarini. Rache, blutige Rache ſchwör' ich dir, armes Geſchöpf.

Kornelia. Schwöre bei dem Rächer der Unſchuld dort oben.

Foskarini. Ich ſchwöre.

Kornelia. Schwöre bei dem Schatten

meiner Mutter, die vielleicht in dieſem Augenblick' ihre unglückliche Tochter umſchwebt.

Foskarini. Ich ſchwöre.

Kornelia. Nun denn! Ich bin die Ihrige auf dieſe Nacht.

Foskarini. Nein, ich will Dich nicht berühren. Du biſt mir heiliger von nun an, als eine Gottgeweihte Braut. Rächen will ich Dich, aber Du — entſage von dieſem Augenblick an dem Laſter; ſchwöre mir bei dem Rächer der Unſchuld dort oben, nie, nie wieder einen Mann zu berühren.

Kornelia. Ich ſchwöre.

Foskarini. Bei dem Schatten deiner Mutter!

Kornelia. Ich ſchwöre.

Foskarini. Wir wollen uns Schweſter und Bruder ſeyn.

Kornelia. Dieſer Schwur wird mir leicht, ich hatt' ihn längſtens in meinem Herzen gethan. Nur meinem Rächer wollt' ich noch einmal mich hingeben als Preis der Blutrache. Mein künftiges Leben iſt dem Elende geweiht! In einem härnen Gewande, verſteckt in eine öde Zelle, will ich weinen und büßen; Gottes milde Luft ſoll mich nicht mehr anwehen, der reine Stral der Sonne mich nicht mehr beſcheinen, der keuſche Mond mir nicht mehr lächeln. Ach, ich kann mein Auge nicht mehr zum Himmel erheben, und nicht mehr zu Menſchen. Weinen will ich, und meinen Augen Thränen abpreſſen, wenn ſie keine mehr geben wollen, bis ich erblinde, damit ich nicht mehr vor jedem Anblick zurückſchaudre.

Foskarini. Arme, Unglückliche! Reue wird dich mit den Menſchen verſöhnen und mit dir ſelbſt.

Kornelia. Keine Reue kann mir wieder bringen, was ich verlor. Wie die Stelle, wo das Feuer wüthete, nie wieder Blumen und Kräuter trägt, ſo bleibt das Herz öd, welches der Hauch des Laſters anwehte. —

Foskarini. Ich gehe, wohin mich eine heilige Pflicht ruft — bald ſehen wir uns wieder.

Kornelia. Ein furchtbarer Gedanke drängt ſich vor meine Seele. Wenn Sie ſich um meinetwillen der Gefahr ausſetzten?

**Foskarini.** Seyen Sie unbeſorgt! Es iſt nur ein Knabe, mit dem ich es zu thun habe. —

*Foskarini geht ab. Kornelia wirft ſich in ſtummem Schmerz in einen Armſeſſel.*

---

Kornelia. Ludoviko Priuli etwas betrunken.

**Kornelia** (auffahrend.) Ha, Sie dürfen es wagen!

**L. Priuli.** Nicht wahr, mein Täubchen, das heißt überraſcht.

**Kornelia.** Weg aus meinen Augen, Elender!

**L. Priuli.** Hat ſo viel Zorn in einem ſo ſchönen Buſen Platz? — Wir wollen uns verſöhnen! Die Entfernung hat meine Liebe gegen dich wieder zu lichten Flammen angeblaſen.

**Kornelia.** Liebe? O daß ein ſolches Geſchöpf von Liebe ſprechen darf!

**L. Priuli.** Laß uns nicht über den Namen ſtreiten. Liebe, die um Küſſe bettelt, und von Seufzern lebt, iſt freilich ein andres Ding, als Liebe, die ihr Neſtchen im Stillen baut, und genießt ohne zu grübeln. Wir wollen's mit der letzten halten.

**Kornelia.** O wie brennt mich die Schande meiner Verblendung! Ein ſo verworfenes Geſchöpf konnte mich betrügen um meine Unſchuld!

**L. Priuli.** Das iſt doch drolligt! Wenn eine ehrbare Nonne, beſorgt um ihren goldpapiernen Heil'genſchein, ſo ſpräche, ſo wäre das in der Regel; aber in einem Kloſter, wo die irrdiſche Venus ihren Altar hat und Opfer empfängt, dergleichen zu hören, und zu ſehen —

**Foskarini** (tritt haſtig herein.)

**Kornelia** (ihm entgegen.) Sie kommen zur guten Stunde, mich aus der Hand dieſes Ungeheuers zu retten.

**L. Priuli.** Ah Freund Foskarini, du auch hier! Vortrefflich! Ich brauch' einen Gehülfen. Das Mädchen iſt eigenwillig wie eine Landnymphe, und wenn wir ihr nicht andre Geſinnungen beibringen, ſo nimmt ſie wirklich den Kloſterſchleier, und das wär' um volle fünf Jahre zu früh.

**Kornelia** (entfernt ſich.)

**L. Priuli.** Ah — das Täubchen will uns entfliehen.

**Foskarini.** Laſſen Sie ſie, Signor! (Ihn bei der Hand faſſend.) Daß ich bisweilen ein Gefährte Ihrer Thorheiten war, hat Ihnen vermuthlich die Meinung beigebracht, daß ich auch ein Nichtswürdiger ſeyn müſſe. Sie haben ſich in mir geirrt.

**L. Priuli.** Was zum Henker! Ich glaub' in dieſem Hauſe ſpuckt das Geſpenſt irgend einer Amme oder eines Bußpredigers?

**Foskarini.** Sparen Sie Ihre Scherze. Die Sache möcht' ernſthaft werden.

**L. Priuli.** Nun Signor, ich weiß auch ernſthaft zu antworten.

**Foskarini.** Nun denn, ernſthaft geantwortet, ich werd' ernſthaft fragen.

**L. Priuli.** In ſo fern es mir belieben wird.

Foſkarini. Haben Sie dieſes Mädchen durch ein Heurathsverſprechen aus ſeinem Vaterlande entführt?

L. Priuli. Wer giebt Ihnen das Recht, mich zur Rede zu ſtellen? und in dieſem Tone?

Foſkarini. Sie geſtehen doch der durch Sie Betrogenen dieſes Recht zu?

L. Priuli. Allerdings, auch haben wir uns dieſes Rechts oft wechſelsweiſe bedient.

Foſkarini. Ein Mädchen iſt ein wehr- und ſchutzloſes Geſchöpf; darauf ſündigten Sie. Hätte Kornelia mächtige Verwandten, Sie würden ſich gehütet haben, ihr ſo zu begegnen. Sie iſt arm und verlaſſen, dies machte Ihnen Muth zu Ihren Schandthaten, aber dies macht Sie auch um ſo verächtlicher. Ich ſtehe hier, als der Rächer der Unſchuld, ich fordere Rechenſchaft von Ihnen!

L. Priuli. Hüten Sie ſich, daß nicht morgen die Inquiſition welche von Ihnen fordere.

Foſkarini. Ich verſtehe dich, Nichtswürdiger! aber dazu iſt's zu ſpät. Du trägſt ein Schwerdt — ziehe!

**L. Priuli.** Daß ich ein Thor wäre, mein Leben gegen einen Raſenden auf's Spiel zu ſetzen.

**Foskarini.** Ziehe! Hier iſt kein Entkommen.

**L. Priuli.** Mich mit Ihnen zu ſchlagen, fehlt es mir nicht an Muth, aber Sie würden dadurch nur die zu Grunde richten, die Sie ſchützen wollen. Fallen Sie, ſo iſt ſie ohne Stütze; fall' ich, dann ſeyd ihr Beide verloren.

**Foskarini.** Wie ſtaatsklug der Junge ſpricht! Aber die Staatsklugheit möchte ſich hier umſonſt heiſer ſprechen. Gezogen! ohne Widerrede!

**L. Priuli.** Ich bin heute nicht aufgelegt, mir den Hals brechen zu laſſen, oder dieſen Dienſt einem andern zu thun. Beſtimmen Sie einen Platz, wo wir uns morgen treffen wollen.

**Foskarini.** Nicht von der Stelle! Einer von uns ſoll den Morgen nicht mehr ſehn.

**L. Priuli.** Und wenn Sie nun fielen?

Foskarini. Deine Spitze trift mich nicht, das böſe Gewiſſen lähmt dir den Arm.

L. Priuli. Nun denn — damit Sie ſehen, daß ich nicht unedel handle, ich werfe der Donna einen anſtändigen Jahrgehalt aus.

Foskarini. Bravo! Und damit wär' alles ausgeglichen, wähnt deine Bubenſeele?

L. Priuli. Oder — wenn ſie in ein Kloſter wollte?

Foskarini. Immer beſſer! Und wer giebt ihr Erſatz für ihr gemishandeltes Herz? für ihre geſtohlene Ehre? für ihre geraubte Seligkeit — für ihren Himmel, um den du ſie betrogſt? Es war dir nicht genug, ihre Unſchuld zu morden, du mußteſt ſie auch noch dem Laſter verkuppeln. Ziehe, ſag' ich —

L. Priuli. Ich weiß, daß Sie mir im Fechten überlegen ſind —

Foskarini. Wie der arme Sünder daſteht! Stelle dich vor jenen Spiegel, und betrachte deine Jammergeſtalt! — Vor den Spiegel, ſag' ich! (Er zieht ihn vor einen Spiegel hin.) Siehe, wie ein Bube ausſieht vor ſeinem Richter. — Nun verbinde dir die Augen, und folge mir.

**L. Priuli.** Sie werden mich doch nicht meuchelmörderiſcherweiſe aus der Welt ſchaffen wollen?

**Foskarini.** Glaubſt du, ich würde mich an dir zum Banditen erniedrigen? Ich könnte dich, Memme, durch bloße Furcht tödten, wenn mir darnach gelüſtete. Deine Augen verbinde! — (L. Priuli verbindet ſich die Augen. —) Jetzt folge mir! aber der erſte Laut, der über deine Lippen geht, iſt dein letzter. Mein Schwerdt iſt ſcharf!

**Kornelia** (aus einer Seitenthüre.) Laſſen Sie ihn, ich verzeih' ihm.

**Foskarini.** Es iſt zu ſpät!

**Kornelia.** Schonen Sie wenigſtens ſein Leben!

**Foskarini.** Das ſoll geſchehn. Er iſt ohnehin nicht werth, von eines Mannes Hand zu ſterben. Ihm ſelbſt wird die Furie des Gewiſſens den Dolch in die Hand geben.

Er zieht ihn mit ſich fort.

**Kornelia** (aus dem Seitenzimmer kommend.) O wär' ich todt! wär' ich nie geboren!

Sie fällt mit verhülltem Geſicht auf einen Sofa.

---

## Zimmer in Foskarini's Wohnung.

Foskarini. Don Ramiro.

**D. Ramiro.** Wo haſt du deinen Gefangenen untergebracht?

**Foskarini.** In einem abgelegenen Schlupfwinkel, wo ihn weder Sonne noch Mond finden ſollen.

**D. Ramiro.** Aber was willſt du dort mit ihm?

**Foskarini.** Ihn auſſer Stand ſetzen, je wieder ein Mädchen zu verführen. Er ſoll Abälards Schickſal erfahren.

**D. Ramiro.** Dieſe Art Rache iſt drolligt genug, aber doch ein wenig grauſam.

**Foskarini.** Warum grauſam? Er hat eine angenehme Stimme, und wird ein treflicher Sänger werden.

**D. Ramiro.** Alles wohl überlegt find' ich doch Gefahr dabei. Er — des Doge einziger Sohn, in welchem du ſeinen ganzen Stamm entwurzelſt! — Ein fürchterliches Gewitter wird über dir ausbrechen, und du biſt ohne Rettung verloren.

**Foskarini.** Iſt denn Venedig die Welt? Aufrichtig geſprochen, mein Vermögen iſt im letzten Viertel des abnehmenden Silbermondes, und ich werde kaum noch ſo viel retten, um mich mit Ehren unter die Fahne der Philoſophie zurückziehn zu können.

**D. Ramiro.** Ein Philoſoph ohne Bart, mit ſo viel männlicher Kraft ausgerüſtet, iſt wie ein Heiliger mit einem Schmeerbauch — ſein Ausſehn ſtraft ihn Lügen. Um Linſen zu zählen, und Träume zu deuten, biſt du um vierzig Jahre zu jung.

**Foskarini.** Du magſt ſo unrecht nicht haben, allein — es iſt eine gar närriſche Welt, die wir bewohnen. Ja, wenn man ſich durch Verdienſte einen Weg durch die Menge durchbahnen könnte, ſo wollt' ich wohl nicht der letzte ſeyn, etwas zu thun, welches eine Bürgerkrone verdiente: aber alles macht ſich einzig durch Geld, und ich weiß keinen Goldfluß, in welchem ich fiſchen könnte.

D. Ramiro. Wie wär's, wenn wir zum Zeitvertreib die Verfaſſung von Venedig ein wenig übern Haufen würfen?

Foskarini. Zu einem Faſtnachtſpiele, meinſt du? Einer von uns machte den Herkules, und der andre den Harlekin, der jenem die Keule trägt.

D. Ramiro. Auch als bloße Faſtnachtsbeluſtigung wäre der Einfall ſo übel nicht. An Zuſchauern ſollt' es ſo wenig fehlen, als an Mitſpielern.

Foskarini. Du ſprichſt deine Worte mit einem ſcherzhaften Lächeln, aber ſie ſcheinen demohngeachtet einen ernſthaften Sinn zu enthalten.

D. Ramiro. Scherz oder Ernſt! Biſt du dabei?

**Foſkarini** (ihm die Hand reichend.) Topp!

**D. Ramiro.** Aber dann mußt du mir deinen Gefangenen überlaſſen.

**Foſkarini.** Das kann ich nicht. Ich habe mein Wort gegeben, ihm ein wenig Blut abzuzapfen.

**D. Ramiro.** Deiner Rache ſoll er darum nicht entgehen. Wir laſſen den Vogel noch einige Tage flattern; halten wir ihn doch an einem ſtarken Faden, wovon er ſich ſchwerlich losmachen wird.

**Foſkarini.** Aber der Burſche wird Lärm erregen?

**D. Ramiro.** Dafür laß mich ſorgen.

**Foſkarini.** Und das Nähere deines Plans?

**D. Ramiro.** Erfährſt du heute oder morgen. Du haſt Zugang bei der Griechin gefunden — dieſes Haus könnt' uns zu unſern Zuſammenkünften dienen. In ein Haus der Freude ſchleicht ſich ſelten der Verdacht.

**Foſkarini.** Das Haus der Freude iſt ein Tempel der Reue geworden.

D. Ramiro. Gleichviel, ſo iſt wenigſtens der Schein noch da.

Foskarini. Das Ding läßt ſich überlegen. Von dem Mädchen ſelbſt haben wir nichts zu beſorgen.

D. Ramiro. Dieſen Abend bringſt du mich zu deinem Gefangenen. Dann das Weitere. —

---

---

## Im Hauſe des Geſandten.

Der Markis von Bedemar. Don Ramiro.

**Der Markis.** Alles geht erwünſcht.

**D. Ramiro.** Die guten Nachrichten häufen ſich; ich hab' auch welche.

**Der Markis.** Die Flotte hat bereits den Hafen von Neapel verlaſſen.

**D. Ramiro.** Auch unſre heimlich Geworbenen mehren ſich täglich in der Stadt und auf den Inſeln; und was dieſen Nachrichten die Krone aufſetzt — Blanka, die ſchöne Blanka wird eheſtens in unſrer Gewalt ſeyn.

**Der Markis.** Das wär' ein Meiſterſtreich! Haben Sie vorgearbeitet?

D. Ramiro. Der junge Priuli iſt in meiner Gewalt.

Der Markis. Der junge Priuli? Wagen Sie nicht zu viel! Wenn dieſes Spiel verloren geht, ſo koſtet es Köpfe.

D. Ramiro. Ich weiß, wie weit ich gehen kann, und mein Kopf iſt mir wenigſtens ſo lieb, als irgend einem Biedermanne oder Schurken der ſeinige nur immer ſeyn kann.

Der Markis. Aber was gewinnen wir durch den Sohn des Priuli?

D. Ramiro. Wir geben ihn wieder los.

Der Markis. Noch begreife ich nichts.

D. Ramiro. Und machen es ihm zur Bedingung, daß ſein Schwager Jaffier ſogleich aus dem Gebiete der Republik verbannt werde.

Der Markis. Ich will Licht haben, und Sie führen mich in ein immer tieferes Dunkel.

D. Ramiro. Fliehen kann er mit ſeiner Blanka nicht, denn es fehlt ihnen am Gelde; wir bieten ihm eine Freiſtätte an in unſerm Hotel; ſo gewinnen wir Jaffiers Arm für unſern Plan, und was mit Blanka werden ſoll, wird Ihre Sorge ſeyn, gnädiger Herr!

**Der Markis.** Der Plan gefällt mir, er iſt fein berechnet. Aber den jungen Prinz zu faſſen —

**D. Ramiro.** Ueberlaſſen Sie mir. Ich gehe, um ſogleich Hand an's Werk zu legen.

(Er geht ab.)

---

**Der Markis v. Bedemar** allein.

Die Menſchen drücken und plagen, weil ſie geduldige Laſtthiere ſind, iſt ein erbärmlicher Kitzel kleiner Seelen: aber ſie leiten mit unſichtbarer Hand, daß ſie frei zu gehn wähnen; dem Schickſale den Faden aus der Hand ſpielen, um ſie daran zu gängeln nach Willkühr — dies erniedrigt den Mann von Kopf nicht.

Es giebt kein Recht des Stärkern, aber ein Recht des Klügern.

---

Ein dunkles, unterirrdiſches Gemach von einer Lampe erleuchtet.

Ludoviko Priuli. Don Ramiro in Maske.

**D. Ramiro.** Ich komme, Signor, um Ihnen Ihre Freiheit anzukündigen.

**L. Priuli.** Wer ſind Sie?

**D. Ramiro.** Mein Name thut nichts zur Sache. Doch unbedingt kann ich Ihnen dieſe Freiheit nicht geben.

**L. Priuli.** Fordern Sie, was Sie wollen. Ich bin reich, mein Vater iſt mächtig –

**D. Ramiro.** Für diesmal hab' ich weder auf Ihre Kaſſe, noch auf die Macht

Ihres Vaters einen Anſchlag. Sie kennen einen gewiſſen Jaffier?

L. Priuli (raſch) Den Räuber — (ſich beſinnend) — Sie meinen doch — den Jaffier —

D. Ramiro. Meinetwegen laſſen Sie Ihrer Zunge gegen dieſen Jaffier freien Lauf, ich bin ſein Freund nicht, vielmehr beſteht die Bedingung Ihrer Freiheit darinn, daß Sie gegen dieſen Mann einen Befehl auswirken ſollen, die Republik ohne Verzug zu verlaſſen.

L. Priuli. Wenn es ſonſt weiter nichts iſt! Sie haben mein Wort. Morgen ſoll er zum letztenmale die Sonne über Venedig aufgehen ſehn.

D. Ramiro. Ihr Wort mag immerhin ein gutes, wahres Wort ſeyn, aber es hebt meinen Zweifel nicht.

L. Priuli. Bin ich nicht ein Edelmann?

D. Ramiro. Die Welt hält Sie dafür, aber hier iſt nicht von Ihrem Stammbaum die Rede! Edelleute ſind gemeinhin im Ruf' eines ſchlechten Gedächtniſſes.

**L. Priuli.** Was ſoll ich thun, Ihre Zweifel zu beſeitigen?

**D. Ramiro.** He, Nikolo! —

Ein Bedienter bringt Dinte, Feder und Papier.

**D. Ramiro.** Setzen Sie ſich, und ſchreiben Sie — — Ich Ludoviko Priuli — bekenne hiermit frei und ungezwungen —

**L. Priuli** (ſchreibend.) Frei und ungezwungen —

**D. Ramiro.** Daß ich ein junges Mädchen aus Griechenland —

**L. Priuli** (hält inne.)

**D. Ramiro.** Ich bitte, ſchreiben Sie.

**L. Priuli** (ſchreibend.) Ein junges Mädchen aus Griechenland —

**D. Ramiro.** Durch ein Heurathsverſprechen ihrem Vaterland und ihrer Familie entriſſen — und, nach Venedig gelockt habe. — Nachdem ich über ihre Tugend geſiegt hatte — und ihrer überdrüſſig geworden war — verkuppelte ich ſie —

**L. Priuli** (hält wieder inne.)

**D. Ramiro** (im ernſten Tone.) Schreiben Sie! — verkuppelte ich das arme Geſchöpf an die Gefährten meines Schlaraffenlebens — und betrog ſie ſolchergeſtalt — um Tugend — Ehre und alles, was dem Menſchen theuer iſt. — —

Nun Ihren Namen und Ihr Siegel darunter. —

Noch Eins! — Ueber das, was zwiſchen Ihnen und Foskarini vorgefallen iſt, beobachten Sie das tiefſte Stillſchweigen. — Dieſes Blatt bleibt als Unterpfand Ihrer Ehre in meiner Hand; halten Sie Wort, ſo ſend' ich es Ihnen verſchloſſen, und ohne daß ein Menſch auſſer uns beiden deſſen Innhalt erfahren hätte, zurück: ſollten Sie aber ſich gelüſten laſſen, Ihre Zuſage zu brechen, ſo finden Sie es gedruckt in allen Häuſern von Venedig, und haben es noch auſſerdem mit zehen oder zwölf Degenſpitzen zu thun.

L. Priuli. Ich halte Wort, und erwarte das nämliche von Ihnen.

---

## Einen Tag nachher.

### Jaffiers Wohnung.

**Blanka** arbeitend. **Jaffier** kömmt blaß und verſtört herein.

**Blanka.** Gott, iſt etwas vorgefallen?

**Jaffier.** Der Gerichtsdiener der Staatsinquiſition nähert ſich unſerm Hauſe.

**Blanka.** Mann, wo iſt Dein Muth?

**Der Fante** (tritt herein.) Im Namen der Inquiſition!

**Jaffier.** Was verlangt man von mir?

**Der Fante.** Ihr ſollt binnen vierundzwanzig Stunden das Gebiet der Republik räumen.

**Blanka.** Hat mein Vater dieſen Befehl unterzeichnet?

**Der Fante.** Daß ich nicht wüßte!

**Jaffier.** Wir werden Folge leiſten.

Der Fante geht fort. Jaffier wirft ſich betäubt auf einen Stuhl. Lange Pauſe.

**Blanka.** Nun, Jaffier, haſt du keinen Blick mehr für mich?

**Jaffier** (ohne aufzuſehen.) Warum mußte ich dich kennen lernen!

**Blanka** (vor ihn tretend.) Das iſt Gottesläſterung! Meineid gegen die Liebe. Was wäre mein Leben werth geweſen ohne Liebe? und was wär' unſre Liebe werth ohne Prüfung!

**Jaffier.** Du willſt ſtark ſcheinen, um mich zu erinnern, daß ich ein Mann ſey. Ich danke dir deinen guten Willen, Blanka.

**Blanka.** Und glaubſt du, es wäre nicht mehr als guter Wille? Nun ja, ich geſtehe dir, ich werd' einige Thränen vergießen, wenn ich meine Augen zum letztenmal' auf das väterliche Haus werfe — wenn die Ufer meiner Vaterſtadt ſich allmälig vor unſern Blicken in Dämmerung hüllen. Dann aber werd' ich dich in meine Arme ſchließen, und bei dir Erſatz ſuchen für Vater und Vaterland. Und dieſen Erſatz zu geben, wird dir doch ſo ſchwer nicht fallen?

**Jaffier** (aufſpringend und ſie umarmend.) Seele voll Liebe, voll Größe, voll Edelmuth! — So hoch erhob ſich noch kein ſterbliches Weib.

**Blanka.** Mein Freund! Das Schickſal iſt ſtets gerecht. Es hatte mir mehr als gemeine Prüfungen zugedacht, darum war es billig, daß es mir auch mehr Muth verlieh, als meinem Geſchlechte gewöhnlich beizuwohnen pflegt.

**Jaffier.** Ach, du täuſcheſt dich jetzt noch, gute Seele! Die Zukunft ſchwebt dir nur dunkel vor. Wohin ſollen wir unſern Weg nehmen?

**Blanka.** Dahin, wo es Menſchen giebt, oder auch nur eine Hütte, groß genug, um uns zu beherbergen.

**Jaffier.** Wo wir hinkommen, ſind wir fremd.

**Blanka.** Wo wir hinkommen, bringen wir die Liebe mit. Dieſe hat überall ein Vaterland.

Jaffier. Nichts bleibt uns übrig, als unſer Feld ſelbſt umzugraben.

Blanka. Süßer iſt die Ruhe nach der Arbeit.

Jaffier. Des Tages Laſt und Hitze zu tragen!

Blanka. Ob ich dir weniger gefalle, wenn die Sonne meine Hände und Wangen wird braun gefärbt haben?

Jaffier. Mit ſchwarzem Brod und Waſſer vorlieb zu nehmen!

Blanka. Und wenn ich dir das Brod reiche, und das Waſſer für dich aus der friſchen Quelle ſchöpfe?

Jaffier. Du kannſt das nicht tragen.

Blanka. Nun ja, ich will nicht pralen mit einer Selbſtverleugnung, die ich nicht beſitze. Ein wenig drückend wird mir alles das im Anfange ſeyn: Aber mit welchem Rechte können denn juſt wir Beide von der Natur verlangen, daß ſie eine Theilnahme mit uns mache, und uns alles gebe, nach unſerm Sinn und Gelüſten? Müh' iſt überall auf jedem Lebenswege, und Mühe wird das Ver gnügen bald ermüden. Aber ſo ſchlimm kann doch unſer Zuſtand nicht ſeyn, ſo lange wir etwas beſitzen, was wir für kein Gut der Erde vertauſchen würden.

**Jaffier.** Und wenn eine Krankheit mich wegraffte, und du allein zurückbliebſt in der weiten Welt!

**Blanka.** Deine aufgeſchreckte Fantaſie mahlt dir das Schrecklichſte! Und geſetzt auch, dieſes Schrecklichſte würde uns treffen? Ich würde trauern um dich, und mich tröſten mit der Hoffnung des Wiederſehens jenſeits. Wir ſind unſterblich! Eine Liebe, wie die unſrige, bedarf einer Ewigkeit. —

Eine alte Frau in dürftiger Kleidung, auf eine Krücke geſtützt, kommt herein.

**Die Alte.** Ich weiß nicht, ob ich hier recht bin?

**Blanka.** Zu wem verlangt Ihr?

**Die Alte.** Man hat mir geſagt, ich würde die Tochter ſeiner Herrlichkeit hier finden, und das müßt Ihr wohl ſeyn, Signora, denn Ihr ſeyd ſo hübſch und ſo gut.

Blanka (lächelnd.) Wie konnt' Ihr wiſſen, ob ich gut bin?

Die Alte. Ich leſ' es in Euerm Geſichte. — Kennt' Ihr mich nicht mehr? Doch das war eine alberne Frage! Ihr habt mich ſeit dreizehn oder vierzehn Jahren nicht mehr geſehn, und damals war't Ihr ein Kind. Erinnert Ihr Euch Eurer Wärterin Bonini nicht mehr?

Blanka. Wohl erinnre ich mich ihrer, und halte ihr Andenken noch in Ehren.

Die Alte. Nun das freut mich in der Seele, denn ſeht, Signora, ich bin ihre Mutter.

Blanka. Ihr? meiner Bonini Mutter! Ach, es mag Euch wohl nicht am beſten geh'n, und ich bin jetzt ſelbſt arm. — Setzt Euch, gute Mutter!

Die Alte. Ach' ich habe das gehört; daß Euer Vater — doch ich mag nichts gegen ihn ſagen, weil er Euer Vater iſt. Meine arme Tochter hätt' ich auch noch ohne ihn. Wer weiß, wo ſich das arme Kind jetzt in der Welt herumtreibt, und ihr Almoſen vor den Thüren ſammelt.

**Blanka.** Hat mein Vater Eurer Tochter Leids zugefügt?

**Die Alte.** Es würd' Euch nur betrüben, wenn ich die Geſchichte erzählte. Ein Kind hört nicht gerne Böſes von ſeinem Vater. Meine Tochter war hübſch, das verſichre ich Euch, ſie hatte Augen, wie Ihr Fräulein! Augen, wie man ſie nicht unter jedem Schleier findet. Euerm Vater gefielen dieſe Augen — das arme Mädchen wußte ſich keinen Rath, als mit ihrem Liebhaber, einem braven, jungen Gondoliere zu entfliehen. Ihr, Fräulein, wär't ein Kind, aber die Thränen meiner Tochter rührten Euch, Ihr weintet mit ihr und gabt ihr Eure volle Sparbüchſe. Das hat mir meine Tochter erzählt, und darum hab' ich Euch ſtets im Herzen getragen.

**Blanka.** Gutes Weib! (leiſe zu Jaffier.) Haſt du nicht noch einige Paol's?

**Jaffier.** Noch drei oder vier. Es iſt unſer letztes Geld.

**Blanka.** Der Himmel wird uns nicht verlaſſen.

**Jaffier** (der Alten Geld gebend.) Hier, gutes Weib, nehmt! Wir geben, was wir können.

**Die Alte.** Wie? ich ſollt' Euch in Eurer Dürftigkeit beſtehlen? Da ſeye Gott vor und der heilige Markus. — Ihr weint, Signora? Dies ſind himmliſche Thränen. Aber weint nicht, ich bin nicht arm. Seht, Kinder, ſeht! (Einen Beutel mit Zechinen hervorziehend.) Dies iſt mein Eigenthum, rechtmäßig und mit Gottes Segen erworben. Seht es, Euer Vater hat Euch verſtoßen, aber ich will mich Eurer annehmen. So lang' ich lebe, ſollt Ihr nicht hungern.

**Blanka.** Gott, ſo viel Tugend in der Niedrigkeit!

**Die Alte.** Glaubt nicht, daß an dieſem Gelde eine Thräne hänge. Ich ſitze den ganzen Tag über auf dem Markusplatz — denn arbeiten kann ich nicht mehr; und da wirft mir mancher Vorübergehende ein paar Paol in den Schooß. Ich kann von Brod und Waſſer leben, aber Ihr, Signora, ſeyd an beſſere Tage gewöhnt.

Blanka. Gutes, edles Weib! wir ſind nicht ſo arm, als Ihr glaubt.

Die Alte. Ei das ſieht man ja an Euerm Hausgeräthe. Nehmt es immerhin, ich leg' es bei dem lieben Gott auf Zinſen für meine Tochter. Er wird ihr auch wohl einen Menſchenfreund in den Weg ſchicken, der ihr ſeine Hütte aufſchließt.

Blanka (leiſe zu Jaffiern.) Annehmen können wir's nicht, und doch möcht' ich auch die edle Frau nicht gerne betrüben durch Verweigerung.

Jaffier. Wir fühlen den Werth Eures Geſchenkes, aber es wäre Sünde, Euch etwas zu entziehen, was wir gegenwärtig nicht bedürfen. Sobald wir Mangel leiden, wollen wir zu Euch unſre Zuflucht nehmen.

Die Alte. Verſprecht Ihr mir das, Signora?

Blanka. Ich verſprech' es Euch — (ihr die Hand drückend.)

Die Alte. Laßt mich dieſe Hand küſſen, die gegen meine Tochter ſo wohlthätig war. Guter Gott, gieb mir nur noch eine Thräne, um ſie auf dieſe Hand zu weinen.

Blanka. Geht, gute Mutter, Ihr macht mich zu weich.

Die Alte. Ich gehe, aber täglich werd' ich wieder kommen, und ſehen, ob Ihr was bedürft! Gott und dem heiligen Markus befohlen! — (An der Thüre kehrt ſie wieder um, und ſagt leiſe zu Blanka.) Und wenn der liebe Gott etwas in die Wiege beſcheert, ſo darf ich doch ein Pathengeſchenk bringen?

Blanka (lächelnd mit Thränen im Auge.) Das dürft Ihr!

Die Alte. Nun Gott befohlen, und auf Wiederſehen!

(Sie trippelt fort.)

Blanka. Heiter, Jaſſier! Wer wollte nicht gern auf einer Erde wohnen, wo es noch — neben der Liebe — eine ſolche Tugend giebt.

Jaſſier. Du haſt recht, liebes Weib! Mein Glaub' an die Menſchen fängt wieder an zu ſteigen.

---

---

### Markusplatz.

Kapitain Pierre, Don Ramiro. (ſich begegnend.)

**D. Ramiro.** Haben Sie die Neuigkeit von Ihrem Freunde noch nicht gehört?

**Pierre.** Von Jaffier'n?

**D. Ramiro.** Er hat Befehl erhalten, binnen vierundzwanzig Stunden das Gebiet der Republik zu räumen.

**Pierre.** Armer Junge!

**D. Ramiro.** Das ſoll uns ſeinen Arm verſchaffen. Bieten Sie ihm den Schutz des Geſandten an; damit kann er der Inquiſition und dem Herzoge trotzen.

**Pierre.** Gut. Dieſe Wendung ſeines Schickſals kann ihn wieder auf den rechten Weg bringen.

**D. Ramiro.** Dort kommt er. Der Wolf in der Fabel!

**Jaffier.** Zu den Vorigen.

**Pierre.** Woher, des Wegs, Freund Jaffier?

**Jaffier.** Fragt vielmehr, wohin? Ich bin ein Verbannter.

**Pierre.** Um ſo beſſer.

**Jaffier.** Um ſo beſſer? Und ich muß Venedig verlaſſen, und beſitze nicht einmal ſo viel, das Schifferlohn zu bezahlen.

**Pierre.** Du bleibſt, wo du biſt.

**Jaffier.** Ich begreif' Euern Scherz nicht.

**Pierre.** Dieſer Herr wird dir eine neue Wohnung beſorgen, wo du geborgen ſeyn wirſt vor der Staatsinquiſition und ihren Häſchern.

**Jaffier.** Dieſer Herr?

**D. Ramiro.** Ich bin der Geheimſchreiber des ſpaniſchen Geſandten. Der Markis von Bedemar wird mit Vergnügen Ihnen ſeinen Schutz angedeihen laſſen.

**Jaffier.** Ein Lichtſtral in der Nacht!

**D. Ramiro.** Ich geh', um Ihretwegen das Nöthige zu beſorgen. Folgen Sie mit Ihrer Gattin, ſobald es Ihnen gefällt.

(Er entfernt ſich.)

**Jaffier.** Aber dieſer Mann — ich kenn' ihn nicht.

**Pierre.** Du kennſt mich doch?

**Jaffier.** Ihr habt von jeher als Vater an mir gehandelt. —

**Pierre.** Worüber ſinneſt du? — Reift noch kein männlicher Entſchluß in deiner Seele?

**Jaffier.** Ich bin auf ein ſtürmiſches Meer verſchlagen. Mein ganzes Weſen iſt in Aufruhr.

**Pierre.** Mir deucht, es wäre Zeit, der Menſchheit deine Schuld zu bezahlen. Daß du liebſt — tadle ich nicht; aber daß du dieſer Liebe alles opferſt, macht dich zum Schwächling. Sey wieder Mann, oder ich muß aufhören, dein Freund zu ſeyn.

**Jaffier.** Zeigt mir eine Bahn, worauf Ehre zu erndten iſt, bei Gott, ich werde nicht der Letzte ſeyn, der ſie betritt.

**Pierre.** Wir wollen die weichen Venetianer ein wenig aus ihrem Schlummer aufrütteln, den ariſtokratiſchen Deſpotiſm vom Altare ſtürzen, und aufſtellen das Bild der Göttin, welcher Brutus ſein Blut zum Sühnopfer brachte.

**Jaffier.** Verſteh' ich Euch recht?

**Pierre.** Du wirſt mich verſtehn. Schwör' in meine Hand den Eid, auszurotten die Tyrannen, und zu leben und zu ſterben als freier Mann.

**Jaffier.** Ich ſchwöre. Aber vergieb meinen Zweifel an unſre Menſchenart. Gewohnt, um Gold und Wolluſt ihr Edelſtes feil zu bieten, werden ſie keinen Sinn haben für große Entwürfe. Ihr erhebt umſonſt Eure Stimme in der Wüſte! Ach, die Venetianer ſind keine Lazedemonier, die den Tanz zwiſchen gezuckten Lanzen mit Freudengeſchrei beginnen, und mit Freiheit und ſchwarzem Brode ſich begnügen.

**Pierre.** Du denkſt zu klein von den Menſchen unſrer Zeit. Das Göttliche in uns geht nie ganz verloren. Kennſt du den Schild des Rinaldo? Dies iſt der Spiegel der Wahrheit. Wenn der Sklave in dieſem Spiegel ſich in ſeiner Erniedrigung ſieht, dann färbt Schamröthe ſeine Wange, er fühlt ſeine Schmach, und ſpringt auf, um die tauſendjährige Kette vom Arm zu ſtreifen.

Jaffier. Mög' Eure Hoffnung Euch nicht täuſchen.

Pierre. Und wär's auch, ſo hätten wir das Unſrige gethan. Wer etwas Großes ausführen will, muß nicht rückwärts ſehen auf ſeinem Wege. Prometheus hätte nicht das Feuer vom Himmel geſtohlen, wenn er zuvor überlegt hätte, daß er ſich bei dieſem Geſchäft allenfalls die Hände ein wenig verbrennen könnte. — Du denkſt an deine Blanka! Iſt ihr Buſen fähig, Größe zu faſſen und Männerwerth, ſo wird ſie ſelbſt dir das Schwerdt umgürten, oder einen Mann verachten, der ſich ſelbſt nicht achtet. Fühlt ſie von dem allen nichts — ſo iſt ſie ein gemeines Weib.

**Jaffier.** Ich bin Euer zu jeder Unternehmung.

**Pierre.** Freiheit iſt unſer Looſungswort! und fallen wir im Kampfe — dort über den Sternen hat der Freie ſein eigentliches Vaterland.

Sie gehen Arm in Arm ab.

---

---

## Kornelien's Wohnung.

**Kornelia. Foskarini.**

**Kornelia.** So ſpät noch ſeh' ich Sie bei mir?

**Foskarini.** Sie werden ſich heute ſchon gefallen laſſen müſſen, Ihre Nachtruhe zu opfern. Es kommt große Geſellſchaft.

**Kornelia.** Da muß ich Sie bitten, die Honneurs vom Hauſe zu machen. Vermuthlich taugt die Unterhaltung Ihrer Geſellſchaft wenig für Frauenzimmer? —

**Foskarini.** Sie kennen ja die Gegenſtände. — Sie ſcheinen heute ganz ruhig? Oder wär' es mehr als Schein?

**Kornelia.** Ich bin reſignirt. Morgen ſag' ich der Welt Lebewohl.

**Foskarini.** Morgen ſchon?

Kornelia. Ich kann den Schritt nicht mehr zu frühe thun. — — — —

Foskarini. Darf ich mir ein Andenken von Ihnen ausbitten?

Kornelia. Gerne. Der Gedanke, daß ein edler Mann mein Andenken werth hält, wird meinem kranken Herzen wohl thun.

Sie ſchneidet eine ihrer Haarlocken ab, die ſie ihm giebt.

Foskarini. Ich werde ſie neben dem bewahren, was mir am theuerſten iſt. Und nun zum Abſchiede — eine Umarmung!

Kornelia. Nicht doch! dieſe Lippen ſind entweiht. — Leben Sie glücklich!

Sie entfernt ſich ſchnell.

Foskarini. Armes Geſchöpf!

---

---

Kapitain Pierre. Jaffier. D. Ramiro. Riccardo. Foskarini.
Noch einige Verſchworne.

**Foskarini.** Willkommen, Freunde! zum großen Unternehmen.

**Pierre.** Schließt die Thüren ab. — Die Wachen ſind doch ausgeſtellt, damit nichts Verdächtiges ſich uns nähern könne?

**D. Ramiro.** Alles beſtens beſorgt. — Freunde, es iſt eine feierliche Stunde, in der wir uns heute verſammeln. Alles iſt angeordnet zum großen, blutigen Schauſpiele, alle Rollen ſind vertheilt; morgen iſt Venedig frei, und der alte raucherichte Götze, Ariſtokratismus genannt, liegt im Staube. Nichts kann unſern Gang mehr aufhalten — die Stadt iſt angefüllt mit unſern Truppen, die neapolitaniſche Flotte nähert ſich: nun iſt noch übrig, jedem von uns ſeinen Poſten anzuweiſen.

Pierre. Ich nehme, wie ihr wißt, den Haven über mich. Eine Hauptſache iſt, das Arſenal in unſre Gewalt zu bekommen, und dies wird deine Sorge ſeyn, Riccardo.

Riccardo. Soll an mir nicht fehlen. Uebrigens freut es mich, daß ich nun doch erfahre, worauf es eigentlich abgeſehen iſt; denn bis jetzt tappt' ich noch mit verbundenen Augen umher, und glaubte mein Seel, wir ſpielten blinde Kuh.

Pierre. Sie, Foskarini, werden mit Renard und Carutti Sorge tragen, damit nichts durch den Kanal entkomme.

Foskarini. Wir werden trachten, unſerm Platze Ehre zu machen.

Pierre. Auf dem Markusplatze werden Sie, Don Ramiro, ſich mit einem Trupp poſtiren, um die Edlen Venedigs in ihren Häuſern feſt zu halten.

D. Ramiro. Eines, Freunde, verdient noch unſre Aufmerkſamkeit. Um das

Volk auf unſre Seite zu ziehen, müſſen wir ihm ein Opfer bringen. Auf dem Hauſe des Priuli laſtet der allgemeine Haß. Dieſer ſtolze Baum muß fallen, damit die Menge ſich überzeugen könne, wir handeln zu ihrem Vortheil. Priuli's Tod ſey in Ihre Hand gegeben, Jaffier! Sie werden zugleich ſich ſelbſt rächen, indem Sie die Republik von ihrem Unterdrücker befreien.

**Jaffier.** Er iſt der Vater meines Weibes.

**D. Ramiro.** Haben Sie vergeſſen, daß Junius Brutus ſeine Söhne zum Tode verdammte, weil Rom dieſes Opfer verlangte?

**Jaffier** (finſter.) Nun gut, mein Dolch ſoll ihn nicht verfehlen.

**Pierre.** Jeder harre des Augenblicks. Drei Kanonenſchüſſe im Haven werden Euch das Signal geben. — Im Getümmel des Gefechts ſehen wir uns wieder, und unſer Looſungswort ſey: — Tod oder Freiheit!

**Alle.** Tod oder Freiheit!

---

## Saal im Hotel des ſpaniſchen Geſandten.

Der Markis v. Bedemar. Ein Bedienter.

**Der Markis.** Haſt du ihr die Limonade gebracht?

**Der Bediente.** Ja, gnädiger Herr; und auch das Pulver hineingemiſcht.

**Der Markis.** Gut. Hat ſie getrunken?

**Der Bediente.** Das konnt' ich, des Wohlſtands wegen, nicht abwarten.

**Der Markis.** Du bleibſt im Vorzimmer, bis ich rufe.

Der Bediente geht ab.

**Der Markis**, allein.

Ich muß zu ihrer Sinnlichkeit meine Zuflucht nehmen, denn ihre Liebe mir zuzuwenden, iſt vergebliche Hoffnung. Laſſen kann ich ſie nicht mehr! — Welch ein Widerſpruch im Menſchen! Im Sturme, der eine Welt zertrümmerte, würd' ich ruhig bleiben, und ein Weib gängelt mich mit ihren Blicken, wie einen Knaben. Den Mann, den keine Kette zu feſſeln vermöchte, bindet ein Fädchen von Seide. — Doch wozu alles Philoſophiren im Wahnſinne der Leidenſchaft! — Der Körper macht ſeine Rechte ſo gut und oft beſſer geltend, als der Geiſt. Ich will mein Glück verſuchen. — Jeronimo!

Der Bediente kommt.

Sey auf deiner Hut, damit ich nicht überfallen werde.

Sie gehen ab.

---

---

## Blanka's Wohnzimmer im Hotel des Geſandten.

Auf einem Tiſchgen ſteht ein Glas mit Limonade. — Sie geht unruhig auf und ab.

Woher dieſe Unruhe — dieſes ſtürmiſche Wogen meines Buſens? — (Sie koſtet die Limonade.) Prr! Der Burſche, der mir dieſen Trank brachte, hatte ein Lächeln um ſeine Lippen ſchweben, das mich erſchreckte. Aus der Hand eines ſolchen Menſchen mag ich nichts koſten. (Sie gießt die Limonade aus dem Fenſter.)

---

**Blanka.** **Der Markis v. Bedemar.**

**Der Markis.** Verzeihung, Signora, für meine Ueberraſchung.

**Blanka** verneigt ſich ſtillſchweigend.

**Der Markis.** Ich wollte mich blos erkundigen, ob nichts zu Ihrer Bequemlichkeit mangle?

**Blanka** (mit kalter Höflichkeit.) Ihre Sorgfalt iſt allem zuvorgekommen, und wir ſind ſehr in Ihrer Schuld.

**Der Markis.** Ich wünſchte ſo viel für Sie thun zu können, um das Letztere wahr zu machen.

**Blanka.** Sie wünſchten alſo uns eine Laſt abzunehmen, und die andre aufzulegen.

**Der Markis.** Wenn Sie freilich das, was Sie Schuld nennen, zugleich als eine

Laſt anſehen, ſo muß ich meinen Wunſch zurücknehmen.

**Blanka.** Wohlthaten, die man nicht zu erwiedern im Stande iſt, ſind immer eine Bürde.

**Der Markis** (der ſich unterdeſſen mit flüchtigem Blick nach der Limonade umgeſehen hat.) Wer weiß, ob ſich nicht bald genug eine Gelegenheit findet, mich mit Wucher bezahlt zu machen.

**Blanka.** Ich darf wenigſtens für den guten Willen meines Gemals bürgen.

**Der Markis** (halb ſcherzend.) Und auch für Ihren eignen, Signora?

**Blanka.** Was ein armes Weib geben kann, iſt einfache Dankbarkeit; und auch dieſe bin ich nicht fähig, in Worten zu bezahlen, aber ich bewahre ſie in meinem Herzen.

**Der Markis.** O dazu darf ich wenigſtens hoffen, daß Sie auch mein Andenken dabei aufbewahren werden.

**Blanka.** Das Andenken an edle Menſchen iſt ein koſtbarer Schatz, den nur der Leichtſinnige oder Fühlloſe gering achtet.

**Der Markis.** Sie verſtehen die Kunſt, ſo fein zu loben, daß man Sie nicht einmal einer Schmeichelei zeihen darf, und dabei ſo kalt zu bleiben, als ob Kälte Ihrem Herzen natürlich wäre.

**Blanka.** Warum ſollte dies der Fall nicht ſeyn können?

**Der Markis.** Kälte wär' Ihnen natürlich, und dabei Ihre Liebe ſo warm? das werden Sie mich nie überreden.

**Blanka.** Kälte und Wärme können recht gut nebeneinander ſtehen, im Menſchenherzen, wie in der Natur. Auch auf dem Gipfel des Aetna dringt die Flamme zwiſchen ewigem Eis hervor.

**Der Markis.** Ich bekenne mich überwunden. — Männer ſollten ſich wirklich nie in einen Wörterſtreit mit Damen einlaſſen.

**Blanka.** Weil ſie immer Sieger ſeyn wollen, und ihre ſpitzfündige Philoſophie dem doch bisweilen durch unſern ſchlichten Hausverſtand in Verlegenheit geſetzt wird?

**Der Markis.** O was das — Sieger ſeyn — anbetrift, ſo würd' ich darauf gerne Verzicht thun, wenn eine Blanka Priuli mich der Ehre werth halten wollte, ihre Ketten zu tragen. — Keine Antwort, Signora?

**Blanka.** Was ſollt' ich auf einen Scherz antworten?

**Der Markis.** Und wenn es mehr als Scherz wäre, was ich eben ſagte?

**Blanka.** Dann wüßt' ich noch weniger zu antworten.

**Der Markis.** Sie wüßten in dem Falle nicht zu antworten? oder Sie hielten es nicht der Mühe werth?

**Blanka.** Ich weiß nicht, Signor, wie wir in dieſes Geſpräch kommen.

**Der Markis.** Da wir doch einmal darin ſind, ſo laſſen Sie uns den Faden noch ein wenig fortſpinnen. Wer Sie ſehen, und kalt bleiben könnte, müßte keine Augen und keinen Sinn für weibliche Vollkommenheit, alſo für das Vortrefflichſte in der Natur haben.

**Blanka.** Sie ſind Herr in Ihrem Hauſe, Signor!

**Der Markis.** Ich verſtehe Sie, und werde nicht mehr ſo unbeſcheiden ſeyn, Ihnen beſchwerlich zu fallen. Aber glauben Sie mir, Signora, Tauſende, die Sie ſahen, nähren im Stillen die Flamme, die mich verzehrt: wollten oder könnten Sie über dieſe Tauſende zürnen, daß die Natur ihre Herzen empfänglich für dieſe ſchöne Flamme bildete? Wen das Vortreffliche nicht in jeder Geſtalt anzieht, der muß eine verwahrloſte Seele haben, und er wird es auch nie zu einer großen Handlung bringen. Das Mückchen fliegt nach dem Lichte, und verbrennt ſich — Wer trägt die Schuld? Das Mückchen? oder das Licht? oder die Natur ſelber? — Aber ſtumm verzehrt ſich das Mückchen in der Glut, und ſo will ich es thun.

(Er entfernt ſich mit einer ehrerbietigen Verbeugung.)

---

---

Blanka und gleich darauf Jaffier.

Arme Menſchen! — Wähnt ihr, es ſeye nicht mehr, was mich einen Palaſt gegen eine Hütte vertauſchen hieß, als was ſich in eurer thieriſchen Bruſt regt! — O Liebe, daß du ſo ſelten biſt, kommt daher, daß ſo Wenige ſich zu deiner Höhe zu erheben vermögen. —

(Jaffier kommt — Blanka geht ihm entgegen.)

**Jaffier.** Du biſt noch wach?

**Blanka.** Du weißt, daß ich nicht ſchlafen kann, wenn du mir kein — gute Nacht! geſagt haſt.

**Jaffier.** Nun denn — gute Nacht! (Er küßt ſie.)

**Blanka.** Das kann nicht aus dem Herzen. Du zwangſt dich, zu lächeln, aber auf deiner Stirne hängt eine trübe Wolke. Auch dein Kuß war nicht, wie ſonſt.

**Jaffier.** Ich weiß nicht — es durchkreuzt ſich ſo mancherlei in meiner Seele!

(Er geht auf und ab im Kampfe mit ſich ſelbſt.)

**Blanka.** Iſt dir etwas Widriges begegnet?

**Jaffier.** Nicht doch. Du weißt, daß ich bisweilen von einem böſen Geiſte gequält werde.

**Blanka.** Ich will den böſen Geiſt beſchwören. (Sie hängt an ſeinem Halſe.)

**Jaffier.** Gutes Weib! — Willſt du nicht zu Bette gehn?

**Blanka.** Haſt du noch Luſt, aufzubleiben?

**Jaffier.** Ich fürchte nicht ſchlafen zu können, und will mich noch eine Weile meinen Grillen überlaſſen.

**Blanka** (nach einer Pauſe.) Es ſind nicht bloße Grillen, die dir im Kopfe ſchwärmen. Dieſer Blick, der ſo ernſthaft auf mich fiel, verräth mir mehr, als du geſtehen willſt.

**Jaffier.** Du liebſt mich, Blanka?

**Blanka.** Dieſe Frage —

**Jaffier.** War überflüßig. Ich weiß

auch nicht, wie ich darauf kam, ſo etwas Albernes zu fragen. — Ich bitte dich, geh zu Bette!

Blanka. Soll ich denn nicht mehr in deiner Seele leſen? Du haſt ſie in einen Schleier gehüllt, den mein Auge nicht mehr durchdringen kann.

Jaffier. Männer haben bisweilen Dinge auf dem Herzen, die —

Blanka. Die nicht für Weiber taugen? Das wollteſt du doch ſagen? Nun ja, ich bin in manchem Punkt ein Weib, und auch darin, daß ich die Grille habe, mein Gatte ſoll keinen Kummer allein tragen.

Jaffier (bedeutend.) Du biſt kein gewöhnliches Weib, und darum zähl' ich darauf, was ſich auch ereignen möge, du werdeſt nicht weibiſch zurückbeben. Wenn alles verloren geht, bleibt uns ja unſre Liebe! — Und wenn auch meine Hand von Blut triefte, Blanka würde mir die ihrige nicht verſagen.

Blanka. Von Blute!

**Jaffier.** Siehe, wie dich ein Wort erſchrecken kann. — Nun, geh' zu Bette!

**Blanka.** O es muß ein furchtbares Geheimniß ſeyn, was deine Bruſt belaſtet! Theile mir es mit! — Ich bin zudringlich, aber wie könnt' ich ruhig ſeyn, wenn das einzige Weſen, welches mir von den Menſchen übrig blieb, auf der Spitze eines Gebäudes wandelt, und mit jedem Schritte herabzuſtürzen droht?

**Jaffier.** Warum willſt du dich im Voraus ängſtigen? Sey ruhig! Morgen wird ſich alles aufklären.

**Blanka.** Morgen? und jede Sekunde bis zu dieſem Morgen wäre mir eine Ewigkeit! Du weißt, daß ich Muth zum Sterben habe, aber dieſe Ungewißheit iſt furchtbarer als das offene Grab.

**Jaffier.** Es giebt Dinge, worauf der ſtärkſte Mann nicht gefaßt iſt.

**Blanka.** Du zweifelſt an meinem Muthe! — Vielleicht täuſch' ich mich ſelbſt, und habe deſſen weniger, als ich wähne. Ich will den Verſuch jener Römerin machen! —

Sie entfernt ſich, und kommt mit einem Gefäß voll glühender Kohlen zurück.

Jaffier. Was ſoll das?

Blanka. Ich will meinen Muth auf die Probe ſtellen. (Sie ergreift mit der bloßen Hand eine glühende Kohle.)

Jaffier. Um Gotteswillen, wirf ſie weg!

Blanka. Siehſt du, daß ich nicht verzärtelt bin? Es ſchmerzt, aber dieſer Schmerz ſoll mich nicht beſiegen.

Jaffier (ihr die Kohle entreißend.) Gott, deine Hand iſt verwundet! Ich eile nach einem Arzt.

Blanka. Pfui doch! Willſt du mich vor mir ſelbſt erröthen machen? Oder hältſt du deine Blanka für ein Kind, das eigenſinnig genug war, ſich die Ruthe zuzuziehn, und dann wimmert unter den Streichen?

Jaffier. Ja, du ſollſt alles wiſſen, du haſt eine männliche Seele! — Morgen iſt Venedig in meinen und meiner Mitverſchwornen Händen.

Blanka. Schwärmſt du?

Jaffier. Sieh' dieſen Dolch! — Für wen glaubſt du, daß er beſtimmt ſey?

**Blanka.** Nun?

**Jaffier.** Unglückliche, ſagt dir dein Herz nichts?

**Blanka.** Es wird Nacht vor meinen Sinnen!

**Jaffier.** Für deinen Vater!

**Blanka** (ſinkt an ihm nieder.)

**Jaffier.** Gott, ſie ſtirbt! — (Er ſucht ſie zu ſich zu bringen.)

**Blanka** (die Augen ſtarr aufſchlagend.) Warum rufſt du mich wieder in's Leben zurück? — Weg von mir, ich darf den Mörder meines Vaters nicht mehr umarmen. (Sie richtet ſich an einem Stuhl auf.)

**Jaffier.** Blanka!

**Blanka.** Es iſt ſchrecklich! Auf alles war ich gefaßt; die Erde hätt' untergehen mögen, ich würde nicht gezittert haben. Aber daß ich aufhören ſoll dich zu lieben, o das führt zum Wahnſinne.

**Jaffier.** Blanka, meine Blanka!

**Blanka.** Mich tödten kann ich, aber warum nicht auch mich zernichten? O eine Ewigkeit iſt lang, ſehr lang, und dich nicht mehr lieben dürfen! — Eine Ewigkeit durchzubringen in Verzweiflung!

**Jaffier.** Ermanne dich! noch lebt dein Vater.

**Blanka.** Aber er wird morgen ſterben! — Ja, es giebt eine Hölle, und ich werde die einzige Verdammte darinn ſeyn. Deine Hand, Jaffier, wird mich hinabſtürzen.

**Jaffier.** Was ſoll ich thun?

**Blanka.** Ha, ein fürchterliches Licht geht mir auf! Dieſe deine Freunde — iſt nicht der Geſandte einer?

**Jaffier.** Ja.

**Blanka.** Er war hier, trug mir ſeine Liebe an — morden ſollteſt du meinen Vater, damit ich dich nicht mehr lieben dürfte! O ein Meiſterſtück teufliſcher Erfindung!

**Jaffier.** Wenn es wäre!

**Blanka.** Hältſt du mich einer Lüge fähig? — Aber wir wollen ihnen einen Strich durch die Rechnung machen. O ihr Armen, wie wenig kennt ihr die Allmacht der Liebe! (Sie hebt Jaffiers Dolch vom Boden auf, und zieht einen andern aus dem Buſen.) Hier, Jaffier! — Du verſtehſt mich doch? — Ein Stoß von deiner, ein Stoß von meiner Hand — in demſelben Augenblicke entfliehen unſere Seelen, und gehören ſich ewig an. Umſchlinge mich — noch drei Küſſe! und beim letzten Kuſſe — du verſtehſt mich! —

**Jaffier.** Und dein Vater?

**Blanka.** Mein Vater! den müſſen wir retten! Eile und mache ihn bekannt mit der Gefahr.

**Jaffier.** Soll ich meinen Eid brechen, und meine Freunde auf's Blutgerüſt liefern?

**Blanka.** Deine Freunde?

**Jaffier.** Dieſer Geſandte mag ein Schurke ſeyn, aber Pierre iſt mein Freund und ein edler Mann.

**Blanka.** So mache ſeine Freiheit zur Bedingung des Geheimniſſes.

**Jaffier.** Mein Eid! — Ich kann meinen Eid nicht brechen.

**Blanka.** Wem ſchwurſt du ihn? Und zu welchem Zwecke?

**Jaffier.** Venedig frei zu machen, war unſre Loſung.

**Blanka.** Frei zu machen? O der ſchönen Freiheit! Vom Throne wollten ſie den Adel ſtürzen, um ſich an ſeine Stelle zu ſetzen. Kann Venedig frei ſeyn, wenn es in die Gewalt des Laſters gegeben wird?

**Jaffier.** Du haſt recht. Ich gehe und löſe das fürchterliche Gewebe!

(Eilig fort.)

**Blanka** (knieend mit gefalteten Händen.) Ewige Gerechtigkeit! Muß ein Opfer gebracht werden, ſo nimm uns Beide, und ſchone meines Vaters!

---

---

## Saal im Hauſe des Herzogs.

Priuli. Jaffier.

**Priuli.** Sie — Sie wagen es?

**Jaffier.** Danken Sie dem Himmel, daß ich es wage.

**Priuli.** Was wollen Sie?

**Jaffier.** Einen ſanftern Ton, wenn Sie und Venedig morgen noch ſeyn ſollen.

**Priuli** (gemäßigter.) So reden Sie!

**Jaffier.** Nur unter einer Bedingung!

**Priuli.** Und dieſe wäre?

**Jaffier.** Es ſind noch einige Senatoren hier im Hauſe, wie der Bediente ſagte, der mich meldete. Laſſen Sie dieſe Zeugen unſrer Unterredung ſeyn.

Priuli (klingelt; ein Bedienter kommt.) Ich laſſe die Herren im Kabinette bitten, hierher zu kommen.

(Der Bediente geht wieder.)

Priuli. Nun, Ihre Bedingung?

Jaffier. Ich denke, die Einſtimmung der übrigen Herren dürfte zu dem, was ich verlangen werde, erforderlich ſeyn.

Drei Senatoren kommen.

Priuli. Meine Herren! dieſer Mann hat Dinge von Wichtigkeit — wahrſcheinlich eine Verſchwörung zu entdecken.

Erſter Senator. Eine Ver — Verſchwörung?

Zweiter Senator. Sind wir denn hier ſicher?

Jaffier. Seyn Sie ohne Furcht! So weit iſt's noch nicht. Bevor ich aber mein Geheimniß entdecke, werden Sie, meine Herren, mir mit einem Eide geloben, alle die Schuldigen, die ich anzeigen werde, zu begnadigen.

Erſter Senator. Nein, das geht nicht.

Zweiter Senator. Mein Gott, keiner von uns könnte mehr ruhig auf ſeinem

Kopfkiſſen liegen, wenn man dergleichen ungeahndet ließe.

Dritter Senator, (der ein wenig wohl beleibt iſt.) Mir würde kein Biſſen mehr ſchmecken.

Vierter Senator. Beſſer, die halbe Stadt hängen, als einen Schuldigen entkommen laſſen.

Priuli. Wiſſen Sie, daß es nicht mehr bei Ihnen ſteht, Bedingungen zu machen? Sie ſind in unſrer Gewalt.

Jaffier. Es giebt keine Gewalt, die den zwingen könnte, der den Tod nicht fürchtet.

Erſter Senator. Man laß' ihn auf die Tortur bringen.

Der dicke Herr. Man ſperr' ihn vier Wochen ohne Nahrung ein, und er wird ſchon zahm werden und bekennen.

Jaffier. Die Bedingung! oder (einen Dolch ziehend) ich morde mich vor Ihren Augen, und in einigen Stunden brennt Venedig, mir zum Todtenfeuer.

Priuli (zu Jaffier.) Treten Sie einen Augenblick ab! (Jaffier geht in ein Seitenzimmer.) Was iſt zu thun, meine Herren? Wir ſind in der Hand dieſes Mannes, und er hält Wort, ich kenn' ihn.

Erſter Senator. Noth hat kein Geſetz. Wir leiſten das Verſprechen, und nehmen es zurück, ſobald das Wohl des Staates auf dem Spiele ſteht.

Priuli. Ich bin ebenfalls dieſer Meinung.

Zwei andre Senatoren. Wir auch.

Der dicke Herr (gähnend.) Um der Kürze willen, ich auch.

Priuli (öffnet die Seitenthüre.) Treten Sie wieder herein! (Jaffier kommt.) Nehmen Sie unſer Wort an Eidesſtatt, daß alle Schuldigen begnadigt werden ſollen, ſo wie man Ihnen eine angemeſſene Belohnung ertheilen wird.

Jaffier. Nie hab' ich ein Wort um Gold verkauft, am wenigſten ein Geheimniß. — Hier iſt die Liſte der Verſchwornen. (Er übergiebt dem Doge ein Papier.)

Priuli (das Papier durchlaufend.) Faſt alle Männer, die ſich im letzten Kriege auszeichneten, find' ich hier.

**Jaffier.** Dies ſey Ihnen ein Wink für die Zukunft! Warum ließen Sie dieſe braven Männer darben, und vergaben die beſten Stellen an die verzärtelten Söhnchen der Patrizier als Pathengeſchenke oder zum heiligen Chriſt!

**Priuli** (klingelt. Ein Bedienter kommt.) Ruft einige Leute zu meiner Begleitung. Kommen Sie, meine Herren!

**Erſter Senator.** Wohin?

**Priuli.** Zum Staatsinquiſitor. — Sie, Jaffier, bleiben unterdeſſen hier, bis man Sie rufen wird.

**Der dicke Herr** (im Abgehn.) Dieſe Nacht bin ich um meinen Schlaf!

---

### Saal im Markuspalaſt.

Der Staatsinquiſitor. Seine beiden Gehülfen. Ein Geheimſchreiber Kapitän Pierre gefeſſelt.

**Der Inquiſitor.** Wie iſt Euer Name?

**Pierre.** Jedes Kind in Venedig kennt den Kapitän Pierre, und der Republik Feinde kennen ihn auch.

**Der Inquiſitor.** Wißt Ihr, warum Ihr hier ſteht?

**Pierre.** Nein.

**Der Inquiſitor.** Ihr ſeyd angeklagt als das Haupt einer Verſchwörung gegen den Staat.

**Pierre.** Das bin ich nicht.

Der Inquiſitor. Ihr leugnet alſo —

Pierre. Was ich leugnen muß.

Der Inquiſitor. Einer Eurer Mitverſchwornen hat gegen Euch ausgeſagt.

Pierre. Das iſt unmöglich. Beſtände auch ein ſolches Komplott, ſo wären Jaffiers Freunde keine Niederträchtigen.

Der Inquiſitor. Kennt Ihr den Namen Jaffier.

Pierre. Ich kenn' ihn.

Der Inquiſitor. Dieſer hat gegen Euch ausgeſagt.

Pierre. Das kann nicht ſeyn.

Der Inquiſitor. Es iſt doch!

Pierre. Nein, ſag' ich, ſo wahr meine Seele lebt.

Der Inquiſitor. Würdet Ihr auch gegen dieſen Mann leugnen?

Pierre. Was dieſer Mann ſagt, iſt wahr.

Der Inquiſitor winkt dem Geheimſchreiber; dieſer geht hinaus, und kommt mit Jaffiern zurück.

**Der Inquiſitor.** Jaffier! beſtätigen Sie Ihre Anklage gegen dieſen Mann und ſeine Mitverſchwornen?

**Jaffier** (ſtammelnd.) Ja.

**Pierre** (verhüllt ſich und nimmt an allem, was vorgeht, keinen Theil mehr.

**Der Inquiſitor.** Was ſagt Ihr nun? — Bekennt Ihr Euch überwieſen? — Keine Antwort? — Man wird ſie Euch auf der Folter erpreſſen. — Fante! — (Der Gerichtsdiener tritt ein.) Bringt den Gefangenen in ſeinen Kerker zurück.

Pierre wird abgeführt.

**Jaffier** (halb in Verzweiflung.) Pierre!

**Pierre** (wirft noch an der Thüre einen Blick voll unbeſchreiblicher Verachtung auf ihn und geht ab.)

**Der Inquiſitor.** Sie können gehn. Ihre Belohnung behält ſich die Republik vor.

**Jaffier.** Ich fordre keine Belohnung, als daß man das mir gegebne Wort heilig halte.

(Er entfernt ſich.)

**Der Inquiſitor.** Das dem Jaffier gethane Verſprechen wurde dem Herzoge und den Senatoren abgedrungen. Die Nothwendigkeit entbindet uns davon — Ich ſtimme für den Tod der Häupter des Komplotts.

**Die beiden Andern.** Wir ebenfalls.

**Der Inquiſitor.** Das Urtheil muß ſchnell vollzogen werden. (Zum Geheimſchreiber) Bringen Sie es zu Papier, damit wir es ſogleich unterzeichnen können.

Zimmer im Hauſe des Geſandten.
Gegen Morgen.

Der Markis von Bedemar. Don Ramiro.

D. Ramiro. Alles iſt verloren.

Der Markis. Noch nicht, ſo lange wir die Köpfe nicht verlieren.

D. Ramiro. Gnädger Herr, verzeihen Sie mir, daß ich's ſagen muß! Ihre Liebe hat Ihrer Politik einen ſchlimmen Streich geſpielt.

Der Markis. Und wäre nichts mehr zu retten?

D. Ramiro. Nichts mehr, als wir ſelbſt vielleicht. In einigen Stunden bluten unſre Freunde auf dem Schafot.

**Der Markis** (auf und abgehend.) Daß dieſes Unternehmen ſcheiterte, wäre zu verſchmerzen! Aber auf eine ſo nichtswürdige Art! Ein Knabe hält das furchtbare Rad auf, dem Rieſenarm den Umſchwung gaben! —

**D. Ramiro.** Was ſoll ich thun, gnädger Herr?

**Der Markis.** Was Sie wollen. — In ein Kloſter gehen, und ein Mönch werden, was auch ich thun will.

**D. Ramiro.** Blanka iſt noch in unſerer Gewalt.

**Der Markis.** Kein Weib, kein Gott kann mir hier Erſatz geben.

(Er geht in ſein Kabinet.)

**D. Ramiro.** Und der Knabe ſollte triumphiren? Nein, Knabe, ich will dir deine Seele rauben, damit nur dein Gerippe noch auf der Erde umherwandle, zum Abſcheu der Menſchen.

(Eilig ab.)

---

## Blanka's Zimmer.

**Blanka** (in Nachtkleidern unruhig auf und abgehend.) Der Morgen graut, und Jaffier noch nicht zurück! — Wenn ihm ein Unglück zugeſtoßen wäre!

**Don Ramiro** (tritt heftig ein, einen Dolch in der Hand.) Machen Sie ſich gefaßt! Sie haben nur noch wenige Augenblicke zu leben.

**Blanka.** Gefaßt auf den Tod war ich längſt. Aber welch ein Recht haben Sie, mich zu morden?

**D. Ramiro.** Ich will Jaffiers Meineid beſtrafen.

**Blanka.** Liebe ſpottet Eurer Rache, denn ſie ſpottet des Todes. Sie war's, die das Gewebe Eurer Bosheit durchſah' und zernichtete.

D. Ramiro. Verſöhnen Sie ſich mit dem Himmel! Sie haben nur noch wenige Augenblicke dazu.

Blanka. Den Himmel muß mein Herz verſöhnen, nicht mein Gebet.

D. Ramiro (den Dolch auf ſie zückend.) Nun denn! (Schrecken faßt ihn — ſein Arm ſinkt ſchlaff zurück.)

Blanka. Sie ſehen, ich zittre nicht. Kein Verbrechen drückt meine Seele — Meine Liebe iſt ein heiliges Feuer, das ſich ſelbſt läuterte. — Nun, ſchlachten Sie Ihr Opfer!

D. Ramiro (von Grauen überwältigt, wirft den Dolch weg und eilt ab.)

Blanka. Ich ſoll nicht ſterben. — Ich werde Mutter ſeyn! Die Vorſicht meint es gut mit dem Weſen, das ich hier trage! — Ja, ich muß leben, denn ich werde Mutter ſeyn! (Sie ſinkt nieder in ſtillem Gebete.)

---

Die Vorige. Jaffier tritt herein — ſein Blick wild, ſeine Haare in Unordnung.

**Blanka** (aufſpringend.) Mein Jaffier!

**Jaffier.** Biſt du Blanka, oder iſt's dein Schatten, der mich zu quälen aus ſeinem Grabe geſtiegen iſt?

**Blanka** (an ſeinem Halſe.) Ich bin's! Fühlſt du's nicht an dem Feuer meiner Küſſe.

**Jaffier.** Weg! Blut klebt an mir — Reiche mir Waſſer, du Heilige, damit ich meine Hände rein waſche.

**Blanka.** Beſinne dich! es ſind Geſtalten deiner Fantaſie, die dich verfolgen.

**Jaffier** (nach einer langen Pauſe.) Sie werden ſterben unter dem Beil des Henkers, und ich lebe noch!

**Blanka.** Wer?

**Jaffier.** Meine Freunde, die ich verrieth. — Siehſt du dort Pierre's blutigen Schatten?

**Blanka.** Komme zu dir! Deine Freunde leben noch.

**Jaffier.** Sie leben noch? Denn muß ich eilen, ſie zu retten. (Er ſtürzt fort.)

**Blanka.** Wohin geht er? was iſt vorgefallen? — Ich muß ihm nach, und ſein Schickſal theilen.

(Sie eilt fort.)

---

## Dunkles Gefängniß.

Pierre an einen Block gefeſſelt. Jaffier ſtürzt herein. Lange Pauſe.

**Jaffier** (zu den Füßen Pierre's.) Vergieb mir! — Nur ein Wort, nur einen Blick der Verzeihung, damit ich nicht in Verzweiflung ſterbe.

**Pierre.** Verzeihe du dir ſelbſt, wenn du kannſt.

**Jaffier.** Wir wurden beide hintergangen. Der Geſandte wollte mein Weib verführen, das machte mich raſend! Ich forderte Euer Leben als Preis meines Geheimniſſes, man ſchwur mir's zu, und hielt nicht Wort.

**Pierre.** Zu ſterben iſt mir nicht ſchrecklich — aber den Tod zu empfangen von Henkers Hand, wie ein gemeiner Sünder — o das zu vermeiden, tauſcht' ich gern die Hölle gegen den Himmel.

Jaffier. Habe Mitleid mit mir — Sage, daß du mir verzeihſt!

Pierre. Unter einer Bedingung.

Jaffier. Fordre was du willſt! Soll ich dir hundert Opfer würgen, ich bin bereit dazu.

Pierre. Haſt du einen Dolch bei dir?

Jaffier. Ja.

Pierre. Nun ſo durchſtoße mir das Herz.

Jaffier. Mann, was verlangſt du?

Pierre. Deine Entſündigung, damit du wieder werth werdeſt, mein Freund zu ſeyn.

Jaffier. Ich kann nicht.

Pierre. So geh', Verworfner, und ſtehe darneben, wenn mein nie entweihtes Blut von der Hand des Henkers treufelt.

Jaffier. Du vergiebſt mir, wenn ich deinen Wunſch erfülle?

Pierre. Ich werde als dein Freund ſterben.

**Jaffier.** Zum Beweis — umarme mich!

**Pierre.** Siehſt du nicht, daß mein Arm gefeſſelt iſt?

**Jaffier.** So laß mich dich umarmen.

(Er umarmt ihn, und ſtößt ihm rückwärts den Dolch in's Herz.)

**Pierre** (ſinkend.) Ich danke dir! (er ſtirbt.)

**Jaffier.** Harre noch einen Augenblick, Freund, damit wir den Weg zuſammen wandeln!

(Er erſticht ſich mit dem vom Blute ſeines Freundes noch triefenden Dolch.)

Pierre! Blanka! —

(er ſtirbt.)

---

---

## Einige Monate nachher.

Kirchhof. Blanka ſitzt mit ihrem Kinde an Jaffiers Grabe.

Gutes Kind! du lächelſt ſo freundlich auf dieſen Hügel! — Ach du weißt nicht, wer hier ſchläft. — Wärſt du nicht, ich ſchlummerte längſt an ſeiner Seite. —

So nahe bin ich bei ihm, und wenn ich ihm rufe, er hört mich nicht! wenn ich fortgehe, ſo bleibt er allein zurück! Tod und Leben! furchtbares Räthſel!

Staub biſt du! Aber unſre Liebe konnte nicht vergehen. Aus ſeiner Aſche bildeten ſich dieſe Blumen auf ſeinem Grabhügel: — Das Körperliche bleibt zurück, und das Beſſere, das Göttliche im Menſchen ſollt' in

Nichts zerfließen? O nein! Und wär' es nichts, als unſre Liebe, dieſe erſchöpft ſich durch Ewigkeiten nicht. —

Du lächelſt, holder Knabe? Lächle immerhin, es wird eine Zeit kommen, wo du weinen wirſt. Gott gebe nur, daß du immer Thränen habeſt! —

Lächle, und athme den Duft dieſer Blumen und Blüten ein! Heilig iſt dieſe Stätte. — Schwebe um uns unſichtbarer Geiſt, und gieb uns die Küſſe, die wir dir nicht erwiedern können. Weihe das Herz dieſes Knaben ein zu einer Liebe, wie die unſrige war!

Bei Verleger dieſes iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Alfred, König in England. Eine Geſchichte aus dem neunten Jahrhundert 8. mit ein Titelkupfer 1 Rthlr. 8 ggr.

Launen, Erzählungen und Gemälde. Erſte Fortſetzung 16 ggr.

daſſelbe unter den Titel:

Blätter, dem Genius des Zeitalters geweiht 16 ggr.

Eine Skizze über die franzöſiſche Freiheit 5 ggr.

Wollmar. Vom Verfaſſer der Szenen aus Fauſts Leben. Mit 1 Kupfer 22 ggr.

Vermächtniß eines Vaters an ſeine Tochter. Vom Verfaſſer des Greiſes an den Jüngling. Mit einer Vorrede des Freiherrn von Knigge. Mit 1 Kupfer von Küffner

Schilderung des Lebens und Charakters der Königinn Marie Antoinette von Frankreich 2 Theile. Mit dem Bildniſſe der Königinn

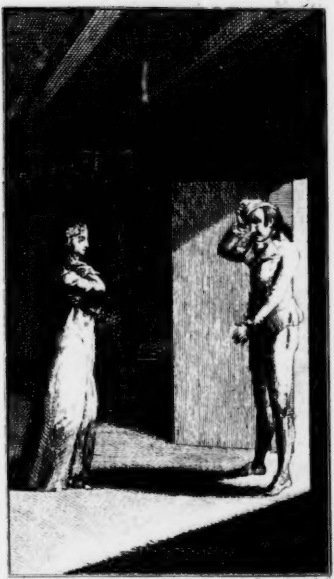
Greveri (J. G.) commentationum miſcellanearum Syntagma. Præfatus eſt E. H. Mutzenbecher

v. Halem (G. A.) Geſchichte des Herzogthums Oldenburg 1r Theil mit Urkunden

Hiſtoriſch-charakteriſtiſche Züge zur Beförderung geſelliſchaftlichen Vergnügens und häuslicher Freude, hauptſächlich für die Jugend beiderlei Geſchlechts

Florilegium Plautinum ſeu præcipua loca et ſententiæ, quæ occurunt in Comediis M. Acc. i Plauti collegit & edidit Fr. Chr. Sickel

Gildemeiſters, J. Fr. zwo Abhandlungen aus dem Handfeſten- und dem Pfandrechte der Reichs-ſtadt Bremen



[illegible] Del et [illegible]

# Wollmar.

Vom Verfaſſer

der

Scenen aus Fauſts Leben.

Bremen,
verlegt von Friedrich Wilmans.
1794.

U.F.G.

F 2447

# Vorbericht.

Zwar bin ich auch der ehrbaren Meynung, daß man die Zeit leicht beſſer anwenden könne, als zum Romanleſen, oder Romaneſchreiben; aber da nun einmal, troz den Ausrufungen unſrer Tanten und Groſsmütter, und ihrer Lobpreiſungen der guten alten Zeit, wo das alles ganz anders war, da nun einmal, troz alle dem, Romane die Menge geſchrieben und zum Theil auch geleſen werden, ſo dächt' ich, wir machten, wie unſer Sprüchwort ſagt, aus der Noth eine Tugend, und ſchrieben und läſen wenigſtens keine Romane ohne Menſchenſinn, und keine mit Menſchenſinn auf Koſten der Unſchuld und der Sitten. Worüber ſchreit ihr am Ende? als ob die liebe Mutter Natur eure Töchter im fünfzehnten und ſechszehnten Jahre, und bisweilen wohl früher, nicht eben das lehrte, was wir armen Schriftſteller ſie, oft ein wenig Dezenter, oft auch freilich weniger dezent lehren, nemlich:

„ Das Gott ein Männlein und ein Weiblein erſchaffen habe. “

Ovid hätte warlich nicht Noth gehabt, eine Kunſt der Liebe zu ſchreiben! oder wo hattet ihr die eurige her, die ihr immer le bon vieux tems! im Munde führt?

Aber freilich — eſt modus in rebus! zu deutſch: hübſch im Gleiſe geblieben! Ueber den Sagen der Vorzeit das Abnehmen am Strickſtrumpfe vergeſſen, oder den Braten anbrennen laſſen, das iſt zu arg!

Und Originalromane der Deutſchen ſchreiben — iſt noch ärger!

Aber das Allerärgſte iſt, meiner Meynung nach:

Gemälde in Krebillons und Grecourts ſchlüpfriger Manier aufſtellen, und den reinen Spiegel der jugendlichen Phantaſie muthwillig anhauchen.

Da Vater Adam und Mutter Eva nun einmal der Schlange folgten, und von verbothener Frucht naſchten, ſo iſt uns, die wir keine rohen Naturkinder ſind, wie einige unſrer kupfer und olivenfarbigen Brüder und Schweſtern im Ozeane, und den Kitzel der Sünde im Mark und Bein tragen, das Feigenblatt nicht wohl entbehrlich, und ich mag es keineswegs billigen, daß gewiſſe Eltern aus der Schriftſtellergilde ihre Kinder ſo ganz in Naturalibus in Gottes freier Sonne herum laufen laſſen. Vetter Asmus in Wandsbek iſt hierüber mit mir gleicher Meynung. Es giebt Schriftſteller, ſagt er in ſeiner Abhandlung über die ſchwere Kunſt, Gedankenſtriche am rechten Ort anzubringen, die den Kopf von Geſchmak und Schöngeiſterei ſo voll haben, daß ſie wähnen, man dürf' alle Sitt' und Ehrbarkeit aufopfern, dürfe Schamhaftigkeit und Tugend frech und ungeſcheut irre machen, wenns nur in ſchöner Proſa oder in ſchönen Verſen geſchieht. Sollten's nicht thun; 's iſt doch nicht übel, ſchamhaftig und tugendhaft zu ſeyn.

Meines wiſſens bin ich in dieſer meiner Geſchichte der Sitt' und Ehrbarkeit nirgends zu nahe getreten, und ſo hätte mein Büchlein wenigſtens ein negatives Verdienſt.

Da ich nun einmal, wie's einem aufrichtigen Author ziemt, von den Vorzügen meines Werks rede, ſo will ich diejenigen meiner Rezenſenten, welche ſich die Mühe nehmen werden, mich zu leſen, höflich erſucht haben, gehörig zu bemerken daß ich meine Begebenheiten nicht nach dem Beiſpiele der meiſten meiner Kollegen aus der Luft gegriffen, und auf gut Glük aneinander gereiht, ſondern ſie nach einem gewiſſen Plane verbunden habe. Ob dieſer Plan nicht beſſer ſeyn könnte, iſt freilich eine andre Frage!

Der Anhang iſt aus der Brieftaſche meines Freundes Wollmar genommen, und enthält Poeſien, welches freilich bei manchem Leſer ſeine ſchlechteſte Empfehlung ſeyn dürfte.

Die Roſen ſcheinen in unſern philoſophiſchen Tagen für die Dichtkunſt ausgeblüht zu haben! Wenigſtens hat ein weitberühmter Pädagog ſehr ökonomiſch bewieſen, wie thöricht es ſey, auf einer Hufe Landes Blumen zu pflanzen, die man doch weit vortheilhafter mit Kartoffeln oder Rübſaat anbauen könnte. Chacun a ſon gout! Ich habe nicht das Mindeſte dagegen, daß hyſteriſche Perſonen ſich beim Veilgengeruche die Naſe zuhalten, und daß andre Kartoffel und Rübſaat oder auch wohl gar Diſteln pflanzen; nur bitte ich, mir und andern, die mit mir gleiche Meynung über dieſen Punkt hegen, unſern Sinn und unſre Freude zu laſſen.

Zum Schluſſe weihe ich dieſes Büchlein Euch, mein lieber K. und euerm biedern Weibchen! Es wird in eure Erinnerung mein Bild und das Andenken an jene Tage zurükrufen, die wir zuſammen am Rhein und an der Moſel herumpilgerten. Noch bewahre ich ſorgſam die Blümchen, welche wir uns einander pflükten, als wir an einem ſchönen Sommermorgen die Höhen von Monrepos beſtiegen, und in dieſem ſchönen Garten Gottes luſtwandelten. Jezt liegt unſer Weg etwas weit auseinander: ihr habt eure Hütte aufgeſchlagen am Ufer der Elbe, wo ſie ſchon dem Meere zueilt, und ich ſchweife in der Nachbarſchaft des Rheins auf den Bergen meiner Heimath umher, und ergöze mich an den Träumen meines Knabenalters, die mich hier in freundlicher Geſtalt umſchweben.

Vielleicht will uns das Glük wohl, und wir können uns hienieden noch einmal die

Hand drükken, wo nicht, ſo geſchieht es künftig in der Heimath aller Guten Menſchen. Bis dahin lebt wohl, und denkt meiner in Freud und Leid.

Geſchrieben an einem ſchönen Frühlingstage im Aprill 1793.

Schr.

# Wollmar.

## Erſtes Kapitel.

### Der Vorhang wird aufgezogen.

Es war in einer mondloſen ſtürmiſchen Nacht, im Aprill 1784, als Wollmar, mit einem kleinen Felleiſen auf dem Rükken, vom Regen durchnäßt und halb erſtarrt, an der Thüre eines kleinen abgelegenen Bauernhauſes klopfte, und ihn einzulaſſen bat.

Wer war er, und wie kam er dahin?

Leſer, du thuſt dieſe Frage ein wenig voreilig. Wer einen Roman leſen will, ſollte wenigſtens ſeine Neugierde mäßigen können.

Er pochte ein, zwei, dreimal, und das Drittemal mit ſeinem Knotenſtokke ſo heftig, daß die Thür aufſprang. Er wollte eben hineingehn, als ſich ihm ein ſtämmiger Bauersmann von mittlern Jahren, eine rothe Müzze auf dem Kopf, eine Tobakspfeife im Mund, in der linken eine Lampe, und die Rechte mit einer Keule bewafnet, die dem Arm des chriſtlichen Herkules, ich meyne des großen Chriſtophs, Ehre gemacht haben würde, ſich ihm entgegenſtellte.

Nachbar, verzeiht meinem Ungeſtümm, ich bin verirrt, und bitte um eine Nachtherberge.

Habt Ihr Geld?

Wie viel verlangt Ihr?

Dreißig Piſtolen.

Dreißig Piſtolen für eine Nachtherberge? Ich will Euch geben, was billig iſt.

Da läßt ſich kein Heller abmarken. Dafür wird aber die Hütte euer Eigenthum! dazu gehört noch ein kleines Grundſtük, eine Ziege, und ein Bach, worin Ihr nach Belieben Forellen und Krebſe fangen könnt.

Wollmar krazte ſich den Kopf, und betrachtete ſeinen Mann von der Scheitel bis zur Sohle. Dem mag es wohl im Oberſtübchen ſpukken, dachte er bei ſich.

Nun haltet mich nicht auf. Steht euch der Kauf nicht an, ſo ſchließ' ich meine Thüre.

Aber warum ſoll ich eure Hütte kaufen?

Weil ich einen Käufer brauche, der ſie baar bezahlen kann, denn ich bin Sinns, nach Amerika zu wandern.

Iſt kein Dorf, kein Mayerhof in der Nachbarſchaft?

Der nächſte Ort iſt ein Städtchen, und liegt zwo Stunden von hier gegen die Ebene.

Wollmar mußte ſich in ſein Ungemach ergeben, denn er fühlte nicht Kraft genug, noch zwo Stunden weit in der regnigten Nacht zu gehen, und hätt' er ſich dazu entſchließen können, ſo kannt er ja weder Wege noch Stege in dieſer ihm fremden Gegend.

Nun denn, ſagte er, ich will den Kauf mit euch machen.

Eure Hand darauf! Er reichte dem Bauersmann die halberſtarrte Hand, die dieſer ein wenig derb ſchüttelte. So! jezt mögt ihr eintreten! aber ich werde wohl den Ofen wärmen müſſen.

Laßt das, bis nach einer Stunde!

Sie traten in das Stübchen, wo es wenigſtens ſehr reinlich ausſah. Wollmar legte ſein Felleiſen ab, ſchüttelte das Waſſer von ſeinem Huth, ließ ſich von ſeinem Wirth die Stiefel ausziehen, und nahm aus ſeinem Felleiſen reine Wäſche, um ſich umzukleiden.

Ihr ſeyd jezt Herr im Hauſe, hub der Bauer an, thut nach euerm Gefallen. Aber hungrig werdet ihr wohl ſeyn?

Das bin ich. Habt ihr Brod und Butter?

Brod und Käſe und Kartoffeln.

Auch gut.

Der Bauer gieng, um ſeinen lezten Vorrath zur Bewirthung ſeines Gaſtes herbeizuholen.

Wollmar ſaß da, und rieb ſich Füß' und Magen mit einem Stükchen Flanell, und wußte noch immer nicht, ob er wachte oder träumte. Daß es auf eine Prellerei angeſehen ſey, ſchien ihm zweifellos. Jezt hörte er einen dumpfen

Seufzer, und ſah erſchrekt um ſich. Hinter dem Ofen ſtand ein Bett, unter deſſen Dekke ſich etwas zu bewegen ſchien; er warf ſich geſchwinde in ſeinen Ueberrok, und zog ein paar ſcharfgeladene Terzerolen aus ſeiner Taſche.

Eben trat der Wirth herein, und ſezte ihm einen hölzernen Teller mit Ziegenkäſe und in der Aſche geröſteten Kartoffeln nebſt einem Laibe groben Gerſtenbrodes vor. Er lächelte, als er die Terzerolen bemerkte.

Habt ihr Kinder? fragte Wollmar.

Eine Frau und fünf Söhne.

Wo ſind ſie?

Wer das wüßte!

Wie ſo?

Der liebe Gott hat ſie zu ſich genommen; aber wo ſie der liebe Gott untergebracht hat, wer kann das wiſſen!

Ich bemerkte vorhin, daß ſich dort unter dem Bette etwas regte.

Was ſich dort regt, iſt ſo ſchlimm nicht. Sie ſcheinen mir ein ehrlicher Mann zu ſeyn, ob ſie gleich über die Jahre der Eulenſpiegelſtreiche noch nicht heraus ſeyn mögen.

Guter Freund! ich beſtrebe mich zu ſeyn, was ein jedermann wenigſtens ſcheinen möchte.

Der Bauer nahm aus einer alten Lade, die unter dem Bette ſtand, einige Schriften heraus.

Sehen ſie hier den Kaufbrief dieſer Hütte; er iſt erſt vier Wochen alt. Sie geben mir dafür, was ſie mich koſtet. Ich ziehe noch dieſe Nacht von hier ab. Die Urſache iſt: ich habe einige Stükke Wildprets erlegt, weil ſie mir den Saamen zerwühlten, und weil ich gern Wildpret eſſe. Man iſt mir deßfalls auf der Spur, aber, bin ich nur erſt jenſeits des Meeres, ſo ſoll man meine Färthe ſo leicht nicht wittern.

Mit dieſen Worten gab er Wollmarn den Kaufbrief, den dieſer durchlas.

Der Bauer fuhr fort:

In Amerika hab' ich mir ſagen laſſen, ſoll man den Pflug in Ehren halten, und das Eigenthum nicht an wilde Schweine preis geben.

Wollmar hatte den Kaufbrief durchleſen und richtig befunden. Er nahm jezt aus ſeinem Felleiſen eine Rolle mit ſechs und zwanzig Piſtolen, die er dem Bauern verzählte.

Iſt dies ihr Geld alle? fragte dieſer.

Beinahe. Zwar habe ich noch Kreditbriefe, die mir aber hier nichts nüzzen.

Nun auf vier Piſtolen ſolls nicht ankommen. Uebrigens ſeyn ſie verſichert, daß ſie dieſes Häuschen, ſo wie es iſt, ſtündlich um denſelben Preis wieder an Mann bringen können.

Aber Herr Romanſchreiber, das Ding, was ſich unter dem Bette bewegte?

So eben lieber Leſer, hatte Wollmar die nemliche Frage an ſeinen Wirth gethan.

Sagt mir doch, was ihr dort im Bette verborgen habt?

'S hat ſich wohl ſelber ein wenig verborgen. Nun wenn ſie ein ehrlicher Mann ſind ſo verſprechen ſie mir, noch einige Tage in dieſem Häuschen zuzubringen!

Aber wozu ſoll ich dies Verſprechen thun?

Und in eben ſo langer Zeit kein Mädchen zu küſſen, und keinem Mädchen von Liebe zu ſprechen.

Das iſt doch drolligt!

Wieder ein Seufzer unter der Bettdekke hervor.

Verſprecht mirs immerhin! Ich verſichere ſie im voraus, daß dieſes Gelübde verdienſtlicher iſt, als wenn ihr gelobt hättet, eine Wallfahrt nach Loretto baarfus zu machen.

Es ſey! meine Hand darauf.

Sie geben ſich biedermänniſch die Hände. Der Bauer fuhr fort:

In jenem Bette liegt ein Mädchen, hübſch genug, um einen jungen Mann zu reizen vom verbothenen Baume zu naſchen; aber warlich gut und ſchuldlos, oder die Kundſchaft lügt, die der liebe Gott in ihre Augen und auf ihre Stirne geſchrieben hat. Das Mädchen mag ſo zwiſchen ſechszehn und achtzehn ſeyn; eine bejahrte Frau brachte ſie vor zwei Tagen hieher; ſie war mit ihr auf dem Wege zu ihren Verwandten, als eine mir unbekannte Urſache ſie nöthigte, das Mädchen in meiner Wohnung abzuſezzen. Sie verſprach, in einigen Tagen wieder zu kommen, und ſo lange werden ſie ſich gefallen laſſen müſſen, hier zu bleiben, und die Stelle eines Schuzengels zu vertreten. Nun wiſſen ſie alles, und ich will mich zu meiner Reiſe anſchikken.

Er gieng, nachdem er dies geſagt hatte, in eine Kammer, die mit der Stube durch eine Thüre verbunden war, und pakte ſeinen Haberſak.

Wollmar ſaß am Tiſche, den Kopf auf die Hand geſtüzt, und ſchielte bisweilen zwiſchen den ausgerekten Fingern durch nach dem Bette, worein ſich die Unbekannte gehüllt hatte. Ein paarmal bemerkte er, daß ſie die Dekke ein wenig lüpfte, wahrſcheinlich, um ſich nach ihm umzuſehen.

So ſchlich eine Viertelſtunde vorüber. Der Bauer kam jezt, einen Querſak auf der Schulter, und ſeine Keule in der Hand, und ſtellte ſich vor das Bett.

Gott befohlen, Jüngferchen! ich laſſe ſie in guten Händen.

Das arme Mädchen ſtrekte zitternd die Hand aus dem Bette, um ſie ihm zum Abſchiede zu reichen; aber der Kopf war noch immer verſtekt.

Nun, ſie darf ſich wohl ſehen laſſen! Ihr Geſichtgen iſt eben nicht zum Erſchrekken, und der Herr da ein ehrlicher Mann!

Schüchtern kam ſie jezt mit Stirn und Augen und allmählig mit dem ganzen Geſichtgen hervor, roth über und über wie ein gekochter Krebs, um mit Freund Buttler zu reden, denn um ein eignes Gleichnis bin ich in der That verlegen. Leſer, haſt du eines in Petto, ſo magſt du es an den Plaz des gekochten Krebſes ſezzen.

Der Bauer wandte ſich zu Wollmarn. Noch eines, mein Herr! ich hatte nur dies eine Bett. Seit die Jungfer bei mir iſt, habe ich mich mit einem Bund Stroh hier in der Kammer beholfen; ſie werden's hoffentlich auch thun. Mit einem ruhigen Gewiſſen läßt ſichs zur Noth unter freiem Himmel ſchlafen.

Seid ohne Sorge, erwiederte Wollmar; Unſchuld iſt mir heilig. Und ſie, Mademoiſelle, fürchten ſie nichts, ſehen ſie mich als ihren Bruder an.

Ach Gott! liſpelte ſie, und barg ihre naſſe Wange ins Kiſſen.

Hm, brummte der Bauer, ſie dauert mich. Wenns ein Junge wäre, ſo nähm ich ihn mit nach Amerika. — Aber es iſt, deucht mich, Mitternacht, und mein Weg der weiteſte.

Er gieng, und — —

Und?

Ja Leſer, das iſt alles, was ich von dem Sonderling erfahren konnte. Ich habe ſeinetwegen an einen Vetter nach Philadelphia geſchrieben, und wenn er glücklich nach Amerika übergekommen iſt, ſo werde ich ohne Zweifel weitere Nachrichten von ihm erhalten, und dir, geneigter Leſer, ſolche mitzutheilen nicht unterlaſſen.

## Zweites Kapitel.

Welches beim Schluße des Buchs noch einmal geleſen werden kann.

Herr Auther! ihre Geſchichte ähnelt einem Roman ſo ziemlich!

Um ſo beſſer für dich, Leſer, und für mich! ſo wirſt du wenigſtens nicht von mir betrogen. Wer dir einen Roman für eine wahre Geſchichte aufheften kann, muß dich warlich nicht für voll anſehen. Und am Ende — wenn du nur lieſeſt, was ich ſchreibe, das iſt doch immer die Hauptſache.

Aber wer war der Herr Wollmar?

Ich will dir erzählen, was ich von ihm weiß. Vor einiger Zeit fand ich ihn mit ſeinen beiden Kindern vor ſeiner Wohnung im Graſe ſitzen und ſpielen.

Er war alſo verheurathet?

Als ob man ſonſt nicht zu einem paar Kinder kommen könnte! Doch damals war er's, als ich ihn beſuchte.

Wann war das?

Im Sommer 1791. Er ſaß da auf dem Raſen, und ſpielte mit ſeinen Kindern, und neben ihm ſtand ſein Weibchen, an einen Baum gelehnt, und ſtrikte, und blikte mitunter freundlich, wie ein Engel auf ihren Gatten und ihre Kinder. Schade, rief er mir entgegen, ſchade, daß du kein Hageſtolz biſt.

Ich. Und warum das?

Er. Du ſollteſt dich zu uns ſezzen, und noch vor Abend mit busfertigem Herzen ausrufen: ich habe mein bisheriges Leben verloren!

Ich. Es iſt mir lieb, dich ſo heiter zu finden.

Er. Lieb Weibchen! Erdbeeren und Milch! — oder magſt du lieber kalte Schale?

Ich. Milch und Erdbeeren. Nichts gekünſteltes.

Er gab mir die Hand, und zog mich zu ſich nieder. Wir hatten ſo eben ein kleines Feſt, ſagte er.

Ich. Einen Geburts oder Namenstag?

Er. Ein Verſöhnungsfeſt. Meine Frau und ich hatten uns ein wenig überworfen; ſie behauptete ſie habe Recht, und ich behauptete, ich habe Recht: jezt beſteht ſie darauf, ſie habe Unrecht gehabt, und ich bin gewiß, daß das Unrecht auf meiner Seite war. Wenn nun mitunter ſo ein Gewitter unſern Himmel überzieht, und es ſich nicht gleich wieder abklären will, ſo gehen wir in die freie Natur, ſetzen uns ein Viertelſtündchen ins Grüne, und allmählig wird es Friede in uns und um uns, und wir liegen eins in des andern Armen. So wars heute.

Ich. Du haſt endlich doch das Glück gefunden, auf welches du beinahe Verzicht gethan hätteſt?

Er. Ich war ein Thor, und ſuchte, ohne zu wiſſen was. Jezt bleib ich hübſch auf ebnem Wege.

Ich. Du zeichneſt und dichteſt doch noch?

Er. Sonſt, wie du weißt, trieb ich auch dieſe Spielerei, und mahlte den unermeßlichen Ozean auf ein Kartenblatt; aber ſeit mir der

Himmel da die beiden Jungen beſcheerte, freut mich die Puppenarbeit nicht mehr. Bisweilen bringe ich noch ein Märchen in Reimen, oder einen Sittenſpruch, meinem Weibchen oder meinen kleinen zu gefallen.

Man plappert ſo viel von den Alten, aber bei denen wars anders. Sie dichteten und mahlten und bildeten aus Holz und Marmor, weil ihr Genius ſie dazu antrieb; unſer Genius ſchläft, und wir treiben die Kunſt als Spiel, um ihn mit dem Geklimper zu wekken. Aber wenn er nun auch aufwachte, was ſollte er mit uns? oder was wollten wir mit ihm? Nein Freund, ich grabe meinen Garten um, und baue meinen Kohl, und ſpiele mit meinen Kindern, und laſſe Mond und Sonne ihre Wirthſchaft treiben, wie ſie wollen, und die Menſchen, wie ſie können, und warlich, dieſe ſind weder ſo gut, noch ſo ſchlimm, als ich in zwei verſchiedenen Perioden meines Lebens dafür hielt. Ehemals verſtieg ich mich gern ein wenig, weil ich Wunder glaubte, wie herrlich und fein es wäre, auf der Spizze eines nakten

Felſen zu ſitzen und alles unter ſeinen Füßen zu ſehen! und dies iſt eben der Punkt, worinn wir Büchermenſchen es alle verſehen. Dieſer Text hat mich noch geſtern zu einigen Reimen verleitet.

Ich bath ihn, als wir im Hauſe beiſammen ſaſſen, mir die Reime mitzutheilen. Er thats, obgleich etwas ungern, denn ob er gleich etwas von einem Dichter war, ſo hatte er doch nichts von Vetter Asmus Henne an ſich.

Wollen ſie uns die Verſe nicht leſen laſſen, Herr Author?

Weißt du nicht Leſer, daß Leute, die Verſe machen, und Verſe leſen, im übeln Rufe ſtehn! Doch um dir eine Probe meiner Gefälligkeit zu geben, will ich gleichwohl mich und meinen Freund, der über dergleichen Dinge hinaus iſt, dem Tadel des Herrn Kampe Preis geben. Hier ſind ſie, vielleicht ſo gut, als ob du ſie in einem Allmanache gekauft hätteſt.

# Fauſt.

Als Fauſt, wie die Legende ſagt,
Ein Bündnis mit der Geiſterwelt gemacht,
Führt ihn ſein luſtiger Begleiter
Einſt auf des Montblancs Spizze hin;
Da lacht um ſie der Himmel heiter,
Und Wolken und Gewitter ziehn
Tief unter ihren Füßen hin.
Hier, in dem ungetrübten Aether,
Fühlſt du dich, wie der fromme Bether,
Wenn ihn der Andacht Glut entzükt,
Dem Dünſtkreis der Erd' entzükt;
Dein Körper ſchwebt im reinen Meere,
Dein unbewaffnet Aug erblikt
Die ungezählten Sternenheere,
In einem reinen Glanze hier,
Wie ſie durchs Sehrohr nie erſcheinen;
Hier wähnſt du dich mit Göttern zu vereinen,
Und jede niedrige Begier,
Und jeder Erdenwunſch verſtummt in dir,
Als ob vom Körper dich der Tod befreite!
So ſpricht der Dämon, wie im Wehn
Des Maigeſäuſels; der Geweihte

Der Geiſterwelt bleibt ſtaunend ſtehn;
Allein nach einer kurzen Pauſe
Entgegnet er dem Führer: Nein
Hier bauen wir uns keine Klauſe!
Für einen Geiſt mag dies ein Plätzchen ſeyn,
Doch ich, verzeihe mir, ich fühle
Zu ſehr mich Menſch, und es behagt
Mir mehr im menſchlichen Gewühle.
Als hier, wo mich der Schnupfen plagt!
Zwar lacht um uns der Himmel heiter,
Doch hätt' ich auch noch Jacobs Leiter
Zu ſteigen bis zur Sonnenbahn,
Was ſollt ich dort, ich armer Mann,
Der nicht im Feuer leben kann?
Dort, tief im Thale, blühen Kräuter,
Dort ſchwebt auf ſtillem See der Kahn,
Dort winkt am Buſch die Sommerroſe,
Dort bettet Liebe auf dem Mooſe!
Was ſoll mir all die Pracht der Sternenwelt,
Wo mir die Luft zum Athmen fehlt?

Nun Leſer?
Nicht Uebel!

Ei! will ich denn, daß du die Verſe loben ſollſt? Kennſt du nun meinen Mann? ich zweifle.

Aber wie kam er in die berufene Hütte? Was begab ſich da ferner? Blieb das Mädchen im Bette? wo nahm er ſein Nachtlager?

Viele Fragen auf einmal! Einige derſelben wirſt du im nächſten Kapitel beantwortet finden.

## Drittes Kapitel.

### Silhouetten.

Nun wären wir alſo wieder in der Hütte, wo ſich durch den ſonderbarſten Zufall von der Welt ein paar Leutchen zuſammenfanden, die es wohl werth waren, daß der Zufall ſich ein wenig um ſie bemühte.

Aber leiſe, lieber Leſer! das arme Mädchen iſt ſo eben in einen leichten Schlummer gefallen, und es bedarf der Erholung gar zu ſehr.

Auf dem Tiſche brennt noch die Lampe, die das Stübchen nur ſchwach erleuchtet.

In der Kammer liegt Wollmar, auf Stroh hingeſtrekt, und macht Betrachtungen über ſeine Lage: da er ſich aber in keinem Monolog Luſt macht, ſo können wir dir auch nichts davon mittheilen. Doch wollen wir dieſen Augenblik nuzzen, dich noch etwas näher mit ihm bekannt zu machen.

Wollmar war etwas von einem Genie!

Wer war ſein Vater?

Als ich ihn einſt darum befragte! antwortete er mir: das wüßte er ſo eigentlich nicht, aber es ſey nicht im mindeſten zu bezweifeln, daß er einen gehabt habe.

Und ſeine Mutter!

Die Tochter eines reichen, geizigen Patriziers in einer Reichsſtadt.

Aber ich bitte dich Leſer, bringe mich mit deinen Fragen nicht aus dem Geleiſe.

Wollmar war etwas von einem Genie, darum trieb er auch kein eigentliches Brodſtudium: aber lebende Sprachen, Geſchichte, Malerei und Poeſie beſchäftigten ihn in ſeinen frühen Jahren. Auch wars kein Strebfeuer, was in ſeinem Buſen brannte, ſondern lautere, ächte Himmelsglut. Er hatte einen hellen, ſcharfen Blick ins Wahre, einen reinen, feſten Sinn fürs Gute; er ſpielte nicht mit Empfindungen, und betrachtete die Natur nicht, wie unſre Verſemänner, die ſich in die Sonne ſtellen, um von ihren Strahlen einen Schein um ihre hochfriſirten Köpfe zu erhaſchen; Nein! er lag oft am Buſen der Natur, und vergaß Welt und Menſchen, und bewahrte ihre Geſtalten in ſeiner Seele, wie die Bilder ſeiner Geliebten. Bei alle dem kannte er Welt und Menſchen wenig, und wurde mit ſeinem offenen, trugloſen Herzen täglich hintergangen. Er war faſt immer verliebt, aber immer die Beute der Kokketterie, Eitelkeit oder Habſucht. Seine Forderungen an Welt und Menſchen waren überſpannt, und darum fand er nirgends Befriedigung. Doch gab er nie ſeinen Glauben an Menſchenglük und Menſchenwerth auf: almälig lernte er ſeine Anſprüche mäßigen, und ſeine Wünſche beſchränken. Da ihm ſeine Vaterſtadt aus mancherlei Urſachen verhaßt war, entſchloß er ſich, eine Wanderung durch Deutſchland zu machen, um ein Fleckchen aufzuſuchen, wo er ſeine Hütte bauen könnte.

Aber wie ſah er aus? war er ſchön gebildet?

Meine ſchöne Leſerinn, dieſe Frage iſt in ihrem Munde ſehr verzeihlich, doch muß ich ihnen die Antwort ſchuldig bleiben.

Das iſt nicht artig!

Aber welcher Schriftſteller kann das immer ſeyn? Haben ſie einen Liebhaber? ſtellen ſie ſich meinen Freund einſtweilen unter dieſem Bilde vor, und wir werden beide nichts dabei verlieren.

Der Morgen brach an — willſt du eine Beſchreibung des Morgens? jeder gute und ſchlechte Dichter hat eine! der Morgen brach an, und Wollmar raffte ſich auf von ſeinem Lager, um ins Freie zu gehen. Sturm und Regen waren vorüber, und der Himmel wolkenlos.

Leiſe ſchlich er durch die Stube, um ſeine Unbekannte nicht aus dem Schlummer zu ſtören, doch konnt er ſich nicht enthalten, einen Blik auf ſie zu werfen. Ihre Haare floſſen in ſchöner Unordnung über den Buſen herab; ſie lag mit dem Kopfe auf dem rechten Arm, der Linke, ruhte faſt entblößt, auf der Deke des Betts, doch wars noch zu dunkel, um ihre Geſichtszüge zu unterſcheiden.

Mit einem etwas gepreßten Herzen ſchweifte er durchs Feld, und betrachtete die Gegend umher, die zwar rauh, aber maleriſch und erhaben war; kühne Felsmaſſen, dunkle Tannenhains vom Geſchrei der Raubvögel belebt; ein rauſchender Waldbach — oſſianiſche Szenen.

Er mogte ein halbes Stündchen umhergegangen ſeyn, als ihn die Neugierde wieder in ſeine Hütte zurücktrieb. Er lauſchte an der Stubenthüre, bevor er ſie öfnete, und hörte die Worte:

Vater im Himmel! ſey du auch mein Vater!

Das erſchütterte ihn! er blieb noch lange, das Ohr an die Thüre gelegt, ſtehen, konnte aber nichts mehr erhorchen. Er gieng jezt hinein: das Mädchen war noch im Bette, und troknete ſich eben mit einem weiſſen Tuche die Thränen ab.

Verzeihn ſie, ſagte Wollmar, ich werde mich entfernen, wenn ſie ſich aufkleiden wollen.

Ach — ich — dies ſind meine Kleider alle, ſagte ſie, und zeigte auf einen leichten Rok und ein Korſet, die über die Lehne eines hölzernen Stuhls hiengen, und hüllte ihr glühendes Geſicht ins Kiſſen.

Die Noth entſchuldigt manches. Wollen ſie ſich meines Nachtroks bedienen? er iſt faſt ſo gemacht, daß ihn auch ein Frauenzimmer tragen könnte.

Er nahm einen braunen Nachtrok von Baumwollenzeuge aus dem Mantelſak, und legte ſolchen auf das Bett.

Ich will unterdeſſen zuſehen, ſagte er, indem er ſich entfernte, ob ich nicht ein Feuer anmachen könne, denn es iſt feucht und kühl.

Er gieng nach der Küche, und brachte endlich mit Mühe ein Feuer in den Ofen.

Sind ſie fertig mit dem Anzuge? rief er, die Hand an der Thürklinke?

Ja!

Die Unbekannte empfieng ihn mit einer leichten, aber anmuthvollen Verbeugung, und mit einem Lächeln der Verlegenheit auf den Lippen.

Wollmar wollt' etwas ſagen, konnt' aber weder Gedanken noch Worte finden. Das Mädchen war in der That reizend, und ſelbſt der Nachtrok des Herrn Wollmar lies ihr ſo übel nicht.

Leſer, du möchteſt wohl ihr Porträt haben?

Ach, es iſt ſchwer zu treffen!

Haſt du nie ein hübſches Mädchen von ſiebenzehn Jahren geſehen?

Kennſt du den Blik der Unſchuld, der einen Wüſtling bekehren müßte?

Iſt dir je ein länglichtrundes Geſicht vorgekommen, auf welchem ſich Güte und Sanftmuth und Einfalt umarmten?

Leſer, hier haſt du die Züge zu meiner Unbekannten! Den genauen Umriß kann ich dir ſo nicht geben. Du magſt unter den Formen diejenige wählen, welche deine Phantaſie am ſorgfältigſten aufbewahrt.

Wollmar ſah das Mädchen, und konnte keine Worte zu einem Geſpräche finden. So ſtanden beide eine ziemliche Weile; ſie ſtumm, und erröthend, und verlegen, er ſtumm, und verwirrt, und —

Und?

Ach, was in ſeiner Seele vorgieng, iſt ſchwer anzugeben.

Biſt du je durch den Anblik einer ſchönen Gegend oder einer interreſſanten Geſtalt überraſcht werden?

Vor einigen Monaten macht ich, in Geſellſchaft einiger Freunde, eine Wanderung nach Monrepos.

Herr Author! Was hat ihre Reiſe nach Monrepos mit ihrer Geſchichte zu thun?

Wollte Gott, ſie wäre die einzige Epiſode, die nicht am genaueſten in den Roman verwebt iſt!

Wir beſtiegen den Berg, genoſſen der ſchönen Umſicht, und waren fröhlichen Herzens. Ich ſah, was ich erwartet hatte. und auch wohl etwas darüber, und war vergnügt. Auf einmal, nachdem wir ohngefähr ein Gehölz durchirrt hatten, auf einmal erblikt ich, tief, tief unter mir — von Bergen eingeengt — ein romantiſches Schweizerthal: reizender hat es kein Dichter und Zeichner nie geſchildert! Ich hatte von dieſem Thale nichts gewußt. Lange ſtand ich ſtumm neben meinen Gefährten, und breitete meine Arme aus, als ob ich dahinunter hätte ſchweben mögen. und verlohr mich im Anſchauen, und rief zulezt: hier, hier laßt uns Hütten bauen!

So Leſer, mocht es Freund Wollmarn zu Muthe ſeyn, als er das reizende Geſchöpf vor ſich ſah.

Er faßte ſich endlich. Ein ſonderbarer Zufall, ſagte er, hat uns in dieſe Hütte zuſammengebracht. Wir müſſen uns in unſer Geſchik zu finden ſuchen. An Lebensmitteln mag es wohl fehlen?

**Sie.** Ich glaube faſt.

**Er.** Zum Glükke habe ich noch Chokolate bei mir! Eine Ziege ſoll auch hier ſeyn, Milch hätten wir alſo ebenfalls. Aber die Ziege zu melken —

**Sie.** Ich habe das wohl öfter auf dem Lande geſehen, vielleicht gelingt es mir.

Sie gieng hinaus; Wollmar pakte die Chokolate aus, und ſchabte ſie mit dem Meſſer.

Die Ziege begann jezt plözlich ein Geſchrei, und das Mädchen rief um Hülfe. Wollmar eilte in den Stall, und fand ſeine Schöne in eine Ekke gedrängt, und mit den Händen die Ziege von ſich abwehrend, die den Angriff mit den Hörnern machte. Wollmar faſte das Thier nicht gar ſanft bei den Hörnern, und befreite das Mädchen aus der Klemme. Nachdem ſie ſich von dem Schrek ein wenig erholt hatte, kauerte ſie ſich nieder, und fieng an zu melken, was denn freilich für das erſtemal ziemlich ſchlecht von ſtatten gieng, indeſſen — die Milch war da, und die Chokolate wurde gekocht.

Leſer, wenn etwan auf dich ebenfalls ein Frühſtük oder Mittageſſen wartet, ſo wollen wir, dir zu gefallen, eine Pauſe machen.

## Viertes Kapitel.

### Eine neue Perſon tritt auf.

Die Helden meines Romans ſizzen noch bei ihrer Chokolate, die ſie mit hölzernen Löffeln aus einer irrdenen Schüſſel eſſen, und berathen ſich, zum Intermezzo, über die Einrichtung ihrer kleinen Haushaltung.

Ein Bauernmädchen von etwan zwölf Jahren, mit einem hübſchen braunen Geſichtgen, in ſchwarzen Zwilch gekleidet, öffnete die Thüre, und bat um ein Allmoſen. Ach, ſagte es mit wimmerndem Tone, ich habe ſeit geſtern in der Frühe nichts genoſſen.

Der Blik Jakobinens — endlich iſt es Zeit, daß die Leſer den Namen meiner Heldin erfahren! Der Blik Jakobinens fiel auf die

Schüſſel, worin noch etwas Chokolade war, und dann auf ihren Nachbar. Er machte eine Bewegung mit der Hand, dem armen Mädchen die Schüſſel zu reichen; aber Jakobine verſtand dieſe Bewegung, und kam ihm zuvor.

Sezze dich, ſagte ſie zu dem Mädchen mit liebreichem Tone, hier iſt auch Brod.

Wollmar. Haſt du keine Eltern mehr?

Das Mädchen. Eine Mutter, die um Taglohn arbeitet.

Wollmar. Könnteſt du nicht auch ſchon arbeiten?

Das Mädchen. Ich war auf einem Bauernhofe, und hütete das Vieh. Vorgeſtern verlief ſich eine Kuh, Gott weiß, daß ich ſie nicht halten konnte, und ſtürzte die Felſenwand hinab ins Thal; da ſtieß mich der Bauer aus dem Hauſe, und nun weiß ich kein Unterkommen.

Der Ton und die Miene des Mädchens beſtätigten das, was ſie ſagte.

Das Mädchen könnten wir brauchen, ſagte Wollmar zu Jakobinen, und wandte ſich wieder zu dem Mädchen:

Verſtehſt du wohl eine Ziege zu melken?

Das Mädchen. Das muſt' ich tagtäglich thun.

**Wollmar.** Willſt du wohl eine Zeitlang bei uns bleiben? Du ſollſt Nahrung und billigen Lohn haben.

Das Mädchen. O gerne! ich will arbeiten, was in meinen Kräften iſt.

Izt war die kleine Haushaltung um eins vermehrt. Jakobine hatte große Freude an dem kleinen Geſchöpf, und that hundert Fragen an ſie, in denen ſie bewies, daß ſie die ſchwere Kunſt zu fragen verſtünde.

Einige Stunden nach ihrer Ankunft wurde die kleine Marie — dies war der Name des Landmädchens — mit einem Korbe nach dem nächſten Landſtädtchen geſchikt, um Brod, Butter, Salz und andre Nothwendigkeiten einzukaufen.

Jakobine hatte im Geſpräche ein Wörtchen fallen laſſen, wie drükkend es ihr ſey, keine Beſchäftigung zu haben.

Wenn ſie gerne leſen wollen? ſagte Wollmar.

Jakobine. Wenn ſie etwas haben, worein ſich ein junges Mädchen finden kann.

Wollmar. Freilich unſre modernen Schriftſteller, ſelbſt diejenigen unter ihnen, die für Frauenzimmer ſchreiben, vergreifen ſich meiſtens am Tone.

Jakobine. Ich meine das. Mir gefällt eine einfache, kunſtloſe Schreibart. Man ſollte uns armen ſchwachen Mädchen nicht zumuthen, den Herrn auf ihren Stelzen nachzuſteigen.

Wollmar. Lieben ſie Romane?

Jakobine. Nachdem ſie ſind.

Wollmar. Zum Beiſpiel!

Jakobine wurde roth: Wollmar fülte in dem Augenblike, daß ſeine Frage etwas zudringlich geweſen ſey, und ſagte im ehrerbietigen Tone:

Verzeihen ſie! ich war unbeſcheiden.

Jakobine. Sie legen meine Verlegenheit falſch aus! Junge Mädchen machen gern ein Geheimnis aus ihrer Leſerei. Doch will ich ihnen frei geſtehen, daß mir unter den Romanen, deren ich aber freilich nur wenige kenne, Marmontels neue Erzählungen am beſten gefielen.

**Wollmar.** Sie leſen franzöſiſch?

**Jakobine.** Zur Noth.

**Wollmar.** Ich habe hier ein Labrüyere.

**Jakobine.** Ich kenne ihn noch nicht.

**Wollmar.** Sie werden vielleicht manches Bekannte darin finden; aber einen guten Freund ſieht man immer gerne wieder. Er gab ihr den Labruyere, und fuhr fort.

Ich will mir unterdeſſen eine kleine Bewegung machen. Ich habe drauſſen einen Spaten bemerkt, und will auf meinem neuen Gute ein wenig nach einem Schatze graben.

**Jakobine.** Ohne Wünſchelruthe möcht es ihnen ſchwerlich gelingen.

**Wollmar.** Wenn ich den Kobold nicht bannen kann, ſo werde ich ſie zu Hülfe rufen.

**Jakobine.** Meynen ſie, daß ich mich auf Hexerei verſtünde?

**Wollmar.** O darauf verſtehen ſich die hübſchen Mädchen alle.

Jakobine erröthete, und Wollmar — gieng an ſein Geſchäft.

Aber Herr Autor! Ihre Jakobine erröthet auch über jede Kleinigkeit.

Das kommt daher, meine ſchöne Leſerinn, weil das Mädchen auf dem Lande erzogen wurde. In ihrem Dörſchen gab es weder Kaffeeviſiten noch andre Kränzchen, wo man ſich dieſer Dorfſitte hätte entwöhnen können. — Sie mögen vielleicht den Helvez geleſen haben, der das Erröthen ein Vorurtheil nennt?

Es mag freilich ſehr philoſophiſch ſeyn, über Vorurtheile zu ſpotten, beſonders wenn das ein Generalpachter von Frankreich thut; aber ich meines Theils muß geſtehen, daß ich eben nicht ſehr für die philoſophiſchen Frauenzimmer bin. Freilich bin ich auch kein Generalpachter von Frankreich.

Wiſſen ſie, ſchöne Leſerinn, wer die Schminke erfand?

Eine Dame, die — nicht mehr erröthen konnte. Wie hätte ſie ſonſt auf die Betiſe verfallen können, die lebendigen Roſen der Unſchuld durch Karmin erſezzen zu wollen!

Vielleicht mag der Fächer ſeinen Urſprung einer ähnlichen Urſache verdanken.

Aber Herr Autor! Sie verlieren den Faden ihrer Geſchichte!

Waren ſie es nicht, meine Schönen, die mir denſelben aus der Hand nahmen?

Wollmar hatte eine halbe Stunde gegraben, und Jakobine im la Bruyere geblättert; jezt kam erſterer wieder in die Stube.

Wie gefällt ihnen der Mann? fragte er

**Jakobine.** Recht gut für eine Bekanntſchaft, die noch ſo neu iſt.

**Wollmar.** Sie ſchienen, als ich hereinkam, über eine Stelle nachzudenken?

**Jakobine.** Ich traf auf eine Bemerkung, welche ich von meinem Erzieher, dem Prediger in Welſen ſchon gehört hatte.

**Wollmar.** Darf ich wiſſen, welche es war?

Sie reichte ihm das Buch, und zeigte ihm die Stelle mit dem Finger. Es war folgende:

rien ne rafraichit plus le ſang, que le récit d'une belle action.

Wollmar ſagte, nachdem er geleſen hatte: ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie die Wahrheit dieſer ſchönen Stelle nicht in ihrer eigenen Erfahrung ſchon gefunden hätten.

Jakobine erröthete ſchon wieder. Mein Pflegvater, erwiederte ſie mit einiger Verlegenheit, fand doch an dieſer Stelle etwas zu berichtigen.

**Wollmar.** Darf ich wiſſen, was?

**Jakobine.** Er ſagte: was das Blut noch mehr erfriſcht, als der Anblik einer guten That, iſt das Ausüben einer ſolchen.

**Wollmar.** Sehr wahr.

Er machte eine unwillkührliche Bewegung, Jakobinens Hand zu ergreifen, aber plözlich beſann er ſich, und lies die Hand auf die Lehne eines Stuhls ſinken, neben welchem er ſtand. In der kleinen Verwirrung, worinn er bei dieſem Anlaß gerieth, ſuchte er das Geſpräch fortzuſpinnen, und ſagte:

Oeſters hat ſich mir die Bemerkung aufgedrungen, daß man in unſern philoſophiſchen Zeiten alles zum Spielwerke macht, und die großen Menſchen und ihre Handlungen zu nicht viel beſſern braucht, als die Hectors und Cäſars, welche auf unſern Spielkarten paradiren.

Eine lange Pauſe! Wollmar nahm zuerſt wieder das Wort:

Ich möchte ihren Erzieher kennen! Es muß ein biedrer Mann ſeyn.

O der edelſte Mann unter der Sonne! fiel Jakobine ein: ihr Herz floß über, und ſie drehte ſich gegen das Fenſter, um ihre Thränen zu verbergen. Wollmar ſtand einige Augenblikke mit vorgebeugtem Körper, ſtill und in ſich gekehrt, dann gieng er leiſe in das Nebenzimmer, um den traurig ſüßen Nachhall der Saite, die er in Jakobinens Seele berührt hatte, nicht zu unterbrechen.

Sie verlies bald darauf das Haus, und machte einen Spaziergang durch das melancholiſche Waldthal hin: vor ihrer Seele ſchwebten die Nebelgeſtalten der Vergangenheit und Zukannſt. Wollmar ſah ihr durchs Fenſter nach, ſo lang er ſie ſehen konnte; gieng denn bald langſam, bald ſchneller im Zimmer auf und ab, und dann wieder ans Fenſter. Nach einer Viertelſtunde fand er ſich, ohne zu wiſſen, wie er dahin gekommen war, auf dem nemlichen Wege, den der Unbekannte genommen hatte. Er erſchrak als er es bemerkte, und kehrte ſchnell nach ſeinem Häuschen zurük. Ihm war bange, Jakobine möcht' ihn noch erblikken.

Leſerinn, warum mochte ihm wohl desfalls bange ſeyn?

Das wäre eine Aufgabe für ein Frauenzimmerkränzchen, wenn es gerade an Charaden oder Stadtneuigkeiten gebräche, um den Wiz daran zu üben.

Wollmar langte in ſeiner Wohnung an, ohne von Jakobinen bemerkt werden zu ſeyn. Dieſe kehrte ſpäter zurük; ein Wölkchen der Schwermuth hieng noch über ihrem Auge.

Nach einigen gleichgültigen Reden ſagte Wollmar:

Ich fühle wohl, daß die ſonderbare Lage, worin wir uns befinden, für ſie hauptſächlich dadurch drükkend werden muß, daß ich Ihnen ganz fremd bin.

Jakobine wollte antworten, aber ſie wußte nichts paſſendes zu ſagen.

Ei! Ueber das Gänschen!

Habe ich ihnen denn nicht ſchon geſagt, meine Dame, daß das gute Mädchen auf dem Lande erzogen ward? Ein Mädchen aus der Stadt hätte ſich mit einem Complimente zu helfen gewußt. Es giebt Redensarten, die auf hundert und wieder hundert Fälle paſſen; es ſind bloße Worte, wobei man übereingekommen iſt, nichts zu denken: aber unſre Jakobine wußte ſich höchſtens mit einem Knix bisweilen aus einer Verlegenheit zu ziehen, und ein Knix, wie ſie ſelbſt einſehen, wäre hier ganz am unrechten Orte geweſen.

Wollmar half ihr aus der Verlegenheit, indem er fortfuhr:

Erlauben ſie mir, ihnen ein paar Worte von mir ſelbſt zu ſagen! Ich heiſſe Wollmar, und bin aus F*. äußre Verhältniße ſind Urſache, daß ich bis jezt noch ein Weltbürger im eigentlichen Sinn des Worts bin, faſt wie die Philoſophen, die ſich Kosmopoliten nennen, und weil ſie keine eigene Hufe Landes beſizzen, ihre Anſprüche auf Gottes weite Erde ausdehnen. Meine Vaterſtadt war mir ſeit lange verhaßt; dies und der Wunſch, Deutſchland kennen zu lernen, beſtimmten mich zu einer Reiſe. Sie ſehen alſo, daß ich weder ein Reiſender aus Empfindſamkeit, noch ein Reiſender auf Pränumerazion bin. Ich liebe die gebürgigten Gegenden; darum nahm ich meinen Weg in dieſen abgelegenen Winkel, wo ich, des Wegs unkundig, geſtern Nachts verirrte, bis mich der Schimmer des Lichts zu dieſer Hütte führte. Das übrige wiſſen ſie.

Sie ſind aus F*? fragt Jakobine, kannten ſie daſelbſt keinen jungen Maler, Namens Heerborn?

Wollmar. Wohl kenn' ich den braven Jungen. Er iſt der Sohn des Predigers in Luiſenthal. Wir beſuchten zuſammen das anakomiſche Theater, und machten nachher eine Reiſe miteinander, um den Antikenſaal in Mannheim und die Gemäldeſammlung in Düſſeldorf zu ſehen.

Jakobine. Sein Vater iſt der ältere Bruder meines Pflegvaters.

Wollmar. Ich habe lange nichts von ihm gehört.

Jakobine. Er war vor einigen Wochen in Welſen zum Beſuche. Wo er ſich gegenwärtig befindet, weiß ich nicht.

Wollmar. Kannten ſie ihn ſchon vorher?

Jakobine. Nein! Ihr Name erinnerte mich an ihn. Er erzählte uns ein kleines luſtiges Abentheuer, welches ihnen und ihm, ich glaube in Mainz, begegnet iſt.

Wollmar. Ach! das Geſchichtgen mit dem Liebesbriefchen? —

Herr Author, wollen ſie uns die Geſchichte nicht zum Beſten geben?

So gern ich dir auch zu gefallen bin, lieber Leſer, ſo kann ich es doch diesmal nicht.

Wären wir unter vier Augen, ja denn, aber vielleicht wohnſt du in der Nachbarſchaft meines Freundes! Gehe zu ihm, ſeine Hütte ſteht jedem Biedermanne offen: er wird dich zu einem leidlichen Mittagsmale einladen, wo Freude und Geſundheit den Tiſch bedienen, und dieſe Anecdote zum Deſſert auftiſchen. Obendrein haſt du das Vergnügen, das ſeltne Schauſpiel einer glüklichen Familie zu ſehen.

Das Geſpräch zwiſchen Wollmarn und Jakobinen wurde durch die Nachhauſekunft Mariens unterbrochen, die, einen Korb mit Eßwaaren auf dem Kopfe, in die Thüre trat. Jezt wurden Anſtalten zum Eſſen gemacht. Wollmar zündete ein Feuer auf dem Heerde an, ſchöpfte Waſſer, ſammelte Reiſer, das Feuer zu unterhalten, und machte ſich ſonſt noch mancherlei in der Küche zu thun, denn er wollte, wie er ſagte, dem kleinen Mädchen einige Erholung gönnen, und, wie er nicht ſagte, gerne um Jakobine ſeyn, welche das Amt einer Hausfrau vertrat. Jn der Küche fehlten gar mancherlei Dinge, aber Noth macht erfinderiſch, und Jakobine verſtand ſich ein wenig auf die Wirthſchaft, ein Verdienſt, welches ihr unſre eleganten Damen nicht beneiden werden. In kurzer Zeit rauchte auf dem Tiſche, den man vorher mit Scherben befeſtigt hatte, wie weiland Philemon und Bauzis ihr Tiſchgen, woran ſie den Vater Zevs bewirtheten, ein Pfannenkuchen und geröſtete Kartoffeln, dazu friſche Butter und ſchwarzes Brod, die kleine Geſellſchaft, Marien mit eingerechnet, aß ſo fröhlichen Muthes, als ich ſelten aß, als ich noch das Unglück hatte, auf Silber zu ſpeiſen, und Lakaien hinter meinem Stuhle zu haben. Zum Nachtiſche gab Jakobine ihre Geſchichte, die nun freilich dieſes Namens kaum werth ſeyn mag.

Mein Pflegevater, fieng ſie an, erzog mich wie ſeine eignen Kinder, und ſie und ich wußten auch nicht anders, als daß wir Geſchwiſter ſeyen. Ich habe ihm viel zu danken, ſehr viel! vor einigen Tagen kam eine bejahrte Frau in das Pfarrhaus, mit der Nachricht, daß meine Eltern, die Urſache gehabt hätten, ihre Verbindung zu verheimlichen, geſtorben ſeyen, und daß mich ein Onkel, der auf dem Lande lebe, zu ſich nehmen wolle. Jezt erſt erhielt ich von meinem Pflegvater einigen Aufſchluß über meine Geſchichte. Ich wurde als anderthalbjähriges Kind durch einen fremden Bedienten zu ihm gebracht; eine Unbekannte erſuchte ihn in einem Schreiben meine Erziehung gegen ein anſehnliches jährliches Koſtgeld zu beſorgen. Der redliche Mann übernahm dieſes ſorgenvolle Geſchäft, ohne je das Mindeſte von meinen Eltern zu erfahren. Derſelbe Bediente, welcher mich zu ihm gebracht hatte, kam jährlich mit dem beſtimmten Koſtgelde, und erkundigte ſich zugleich nach meinem Befinden. Dieſer Mann war unterdeſſen geſtorben, und an ſeiner Statt beſorgte nun ſeine hinterbliebene Wittwe, eben die Frau, welche mich jezt abholte, dieſen Auftrag meiner Unbekannten Eltern.

Der Abſchied aus dem Hauſe, wo ich meine glückliche Kindheit zugebracht, wo ich Eltern und Geſchwiſter gefunden hatte, war ſchmerzlich.

Thränen unterbrachen hier die ſchöne Erzählerin: ſie ſuchte ſich zu faſſen, und fuhr fort: Wir reiſten ab, und nahmen einige Stunden von hier unſer Nachtlager. Gegen Mitternacht ſtürzte meine Begleiterin faſt athemlos ins Zimmer, und ſagte mit zitternder Stimme: Geſchwinde, wir müſſen fliehen! In dieſem Hauſe befinden ſich Räuber, die einen Anſchlag auf uns gemacht haben. In der Angſt blieb ich in meiner Nachtkleidung, und warf nur meine Enveloppe um, wir ſchlichen die Treppe im Dunkeln herab; einige Schritte von dem Hauſe ſtand ein Kapriolet, worin eine mir unbekannte Mannsperſon ſaß: ſchweigend ſtiegen wir ein, und kamen in dieſer Hütte an. Meine Begleiterin verweilte nur einige Stunden hier, und fuhr ſodann mit unſerm Führer wieder ab.

Wollmar. Wiſſen Sie nicht, wer dieſer war?

Jakobine. Die Frau ſtellte mir ihn als ihren Vetter vor. Er ſey, ſagte er, gegen 11 Uhr Abends in eben dem Gaſthauſe angekommen, wo wir ſchliefen. Der Hausknecht habe ihm entdekt, daß er einige Kerls behorcht habe, die ſich verabredet hätten, in unſer Zimmer zu dringen, und uns zu plündern.

**Wollmar.** Die Geſchichte ſcheint mir faſt ſonderbar!

**Jakobine.** Die Nacht war kalt. Meine Begleiterin bat mich, ihr meine Enveloppe zu leihen, und ſo blieb ich ohne Kleider.

**Wollmar.** Sezzen ſie kein Mistrauen in die Redlichkeit dieſer Frau?

**Jakobine.** Warum ſollt ich das? Hätte ſie unredlich handeln wollen, ſo würde ſie gewis das Koſtgeld unterſchlagen haben, welches für ſie immer beträchtlich genug geweſen wäre.

**Wollmar.** Sie kennen die Welt zu wenig.

**Jakobine.** Welches Intereſſe könnte ſie ſonſt haben, ein Mädchen, das ihr nichts zu leide that, in der Irre herum zu führen?

Leſerin? Wenn Sie im Begriffe ſind, Jakobinen aufs neue ein wenig dumm zu finden, ſo bedenken Sie doch wieder:

Sie ward auf dem Lande erzogen! Die Unſchuld denkt nichts arges, denn ſie ſieht alles nur im Wiederſchein ihrer eignen Seele.

**Wollmar** ſaß einige Minuten nachdenkend, denn ſagte er:

Wär' es Ihnen keine Beruhigung, wenn ich an Ihren Pflegvater ſchriebe, und ihm den Vorgang zu wiſſen machte?

**Jakobine.** Das hätt' ich ſchon gethan, aber woher Schreibmaterialien nehmen?

**Wollmar.** Wie weit iſt Welſen von hier?

**Jakobine.** Sechs Meilen wenigſtens.

**Wollmar.** Hier iſt Papier und ein Krayon, wollen Sie einige Zeilen beilegen? Ich ſchreibe ſodann meinen Brief in dem nächſten Landſtädtchen, von wo ich einen Bothen abzuſchicken denke.

Jakobine antwortete nichts; aber ihr Blick und der halb vorgebeugte Körper ſagten inniger, als alle Worte nicht können, wie ſehr ſie ihm für ſeine Theilnahme verpflichtet ſey.

Sie ſezte ſich, und ſchrieb.

Was der Inhalt ihres Briefchens war? Leſer, du kennſt das Mädchen wohl hinlänglich, um denſelben zu errathen.

## Fünftes Kapitel.

### Blicke in Wollmars Herzenszuſtand.

Wollmar und Jakobine brachten die Nacht nicht ganz ruhig zu; doch er weniger als ſie.

Wollmar war kein Therſites: männliche Schönheit ſchmükte ſeinen Körper. Zwar war ſein Antliz etwas ſonneverbrannt, zwar hatte er ſeit acht Tagen ſeinen Bart nicht abnehmen laſſen, aber auf ſeiner Stirne ſaß edler Stolz, gemildert durch das Wohlwollen, welches ſich im großen, feurigen Auge, und in einem verwandten Seelen leicht kennbaren Zug um den Mund ankündigte. Nicht ſelten dekte ihm Schwermuth mit ihrem Flor Stirn und Seele, aber dieſe Schwermuth war weder eine Folge verſchwendeter Jugendkraft, noch ein erborgter Schleier, um — wie es unter unſern jungen Leuten Mode zu werden anfängt, einem nichtsſagenden Geſichte Ausdruk und Intereſſe zu geben: ſie rührte zum Theil aus der Richtung ſeiner Phantaſie her, die ſich, wie der Seidenwurm, immer in ihr eigenes Gewebe einſpann; zum Theil auch aus dem Fehlſchlagen mancher Erwartungen und Hoffnungen, womit ſich der jugendliche Geiſt ſo gerne einwiegt. Jakobine befand ſich in den Jahren, wo in dem Mädchenherzen, wie beim Erwachen des Frühlings, ein unbeſtimmtes Sehnen erwacht, wo man Bäume und Blumen und Felſen an ſich ziehen, und das Lebloſe beleben möchte!

Aber dieſe Liebe kam doch ein wenig früh?

Liebe und Liebe, meine ſchöne Dame, ſind ſehr verſchiedene Dinge. Jakobine ahnete nicht, daß das Wohlgefallen, welches ſie an dem Bilde ihres jungen, gefälligen Nachbars fand, etwas mehr als Wohlgefallen und Denkgefühl ſeyn könnte.

Wollmar lag auf ſeinem Strohlager und dachte nach über die Geſchichte des Tags; plözlich kam ihm ſein Freund Heerborn in den Sinn, und eben ſo plözlich der Gedanke, ob ſich Jakobine nicht aus einem beſondern Intereſſe nach ihm erkundigt haben möge? Er muſterte Jakobinens Ton und Geſichtszüge bei dieſer Frage, aber beide ſchwebten nur dunkel in ſeiner Erinnerung. Die Unruhe, worinn ihn dieſe und ähnliche Vorſtellungen verſezten, machte ihn aufmerkſam auf ſeinen innern Zuſtand, doch kehrte er ſchnell den Blik davon weg, um ſich nicht geſtehen zu müſſen, daß es Liebe ſey, was ſich in ſeinem Buſen zu regen beginne.

Die heilige Frühe, wie ſie Homer nennt, war kaum angebrochen, als er ſchon reiſefertig daſtand, um nach dem benachbarten Städtchen zu eilen, und die Briefe an den Prediger in Welſen zu beſorgen. Zwar hätt' er vorher gerne ſeiner Hausgenoßinn einen guten Morgen gebothen, aber ein kleiner Umſtand trieb ihn an, ſeinen Weg zu beſchleunigen.

Und was war das für ein Umſtand?

Leſer, du wirſt vielleicht lächeln oder lachen, wenn ich ihn dir mittheile.

Wollmarn war es die Nacht über zufällig eingefallen, daß, ſeit acht Tagen, kein Scheermeſſer ſeinen Bart berührt habe, und daß es doch ein kleiner Vorſtoß gegen den Wohlſtand ſey, in Geſellſchaft eines Frauenzimmers mit einem Ziegeunergeſichte herumzugehn. Dieſe Bemerkung lag ihm faſt ein wenig ſchwer auf dem Herzen, und er ſchlich ſich darum eilig und leiſe aus dem Hauſe. Jakobine lag noch im erquikkenden Morgenſchlummer — wenigſtens ſchien es Wollmarn ſo, als er an ihrem Bette vorbei gieng: doch läßt ſich über dieſen Umſtand nichts gewiſſes ſagen, da, wie es bekannt iſt, der Schein bisweilen trügt, und nicht alle ſchlafen, die zu ſchlafen ſcheinen, und nicht alle wachen, die mit offenen Augen umherwandeln.

Ihre Bemerkungen, Herr Verfaſſer, ſind ſehr gemein!

Und doch Leſer, iſt es gewis, daß oft mehr Aufmerkſamkeit dazu gehört, gemeine und offenliegende, als verborgene Dinge zu entdekken.

Wollmar kam in Steinfurth an, und ſeine erſte Frage an den Aufwärter im Gaſthofe, war — nach einem Barbier. Während man dieſen herbeiholte, ſchrieb er einen Brief nach

Welſen, ſchloß ihn, nebſt Jakobinens Billet in einen Umſchlag, und fertigte einen Bothen damit ab.

Der Barbier erſchien, ein Mann von mittlern Jahren, mit einem Geſichte, dergleichen die Natur ſelten eines einem Barbier zukommen läßt: es war ein Geſicht, auf welchen heitre Laune und gutmüthige Gleichſinnigkeit die Hauptzüge ausmachten. Während er ſein Barbiergeräthe auseinander kramte, betrachtete er den Fremden ſehr genau, und kaum hatte er ſein Geſchäft begonnen, als er plözlich inne hielt, mit einem weiſen Tuche Wollmarn die Seife vom Geſicht wiſchte, und ausrief: Sie ſinds, ſie ſinds! — Sie ſind nicht Herr Wollmar!

So heiſſe ich! ſagte dieſer, ganz überraſcht von dem ſonderbaren Benehmen des Barbiers.

**Der Barbier.** Kennen Sie mich nicht mehr? Vor fünfzehn Jahren freilich waren ſie noch ein Junge, der ſein Steckenroß ritt. Ich bin Hartmann, der ehmalige Bediente Ihres Onkels.

**Wollmar.** Du Hartmann? Nun das iſt mir lieb, dich Ehrenmann ſo unverhoft wieder zu finden. Aber erſt raſire mich, und dann wirſt du mir dein Geſchichte zum Beſten geben.

Hartmann entledigte ihn ſeiner Bürde, und bat ihn hierauf, ihm in ſeine Wohnung zu folgen. Wollmar fand bei ſeinem Wirthe ein hübſches Hauß, niedliche Zimmer, und überall Beweiſe des Wohlſtandes, überall Reinlichkeit und Ordnung. Hartmann beſtellte für ſeinen Gaſt ein Frühſtük, und nach einer, für dich Leſer, nicht intereſſanten Unterredung begann er ſeine Geſchichte zu erzählen. Da eben ein ſtarker Gewitterregen einfiel, ſo hatte er auch Zeit genug, ſie zu endigen, denn ohne dieſen Umſtand würde Wollmarn die Sehnſucht nach ſeiner ländlichen Hütte früher fortgetrieben haben.

Leſer, du möchteſt die Geſchichte dieſes Mannes wiſſen? Hier iſt ſie.

## Sechſtes Kapitel.

### Hartmanns Geſchichte, von ihm ſelbſt erzählt.

Ich verlies das Hauß Ihres Onkels, weil wir Bedienten daſelbſt gut zu eſſen, gut zu trinken und wenig zu thun hatten. So wird der ehrlichſte Kerl ohnfehlbar zum Taugenichts! Nun befand ich mich wieder, wie mein ganzes Leben hindurch, in den Händen des Zufalls, und dieſer führte mich einem Manne zu, der ſich einen Weltbürger nannte. Es gab Stunden, wo er ſehr gefällig gegen mich war, und da er bemerkt haben wollte, daß ich eben nicht auf den Kopf gefallen ſey, und mancherlei geſehen und gehört und geleſen, und auch einiges gedacht hätte, ſo kramte er bisweilen ſeine Ideen vor mir aus, und machte mich bekannt mit ſeinem Syſteme. Der Menſch, ſagte er, gehört nicht einem einzelnen Lande, ſondern der ganzen Erde an: alle Menſchen, ſchwarze, braune und gelbe, ſind Brüder. Man ſagt zwar: das Vaterland hat dir von deiner Wiege an Schuz gegeben. Lächerlich! Den hätte mir der Araber in ſeiner gaſtfreien Hütte ebenfalls angedeihen laſſen. Nein! mich kümmert des Tods des Negerſclaven ſo gut, als jenes meiner Landsleute. — Dies ohngefähr iſt ein Stük aus dem Glaubensbekenntniße meines zweiten Herrn. Ich fand bald, daß dies Syſtem das Gemächlichſte von der Welt ſey, denn auſſerdem, daß er einmal ein Blättchen zu Gunſten der armen Hottentotten und Kafern geſchrieben hatte, welches aber dieſen nicht ſo viel werth war, als ein erfriſchender Regen, bekümmerte er ſich eben nicht viel um das Wohl und Wehe der Menſchheit, trank Champagner hielt ſich hübſche Mädchen, und lebte ſo ziemlich ein epicuriſches Leben. Es wurde um dieſe Zeit der Plan zu einem Arbeitshauſe in O* gemacht, wo wir uns damals aufhielten. Mein Herr war reich, da aber ein ſolches Inſtitut nicht der geſammten Menſchheit, ſondern nur dem Städchen O* angehörte, ſo gab er auch keinen Heller dazu. Dies brachte mich auf den natürlichen Gedanken, daß, wenn ich vielleicht das Unglük haben ſollte, durch irgend einen Zufall zum dienen unbrauchbar zu werden, er mich ebenfalls der Menſchheit an den Hals werfen würde, und ſo nahm ich meinen Abſchied.

Jezt trat die Frau des ehrlichen Hartmann in die Stube, und ſezte Wollmarn den Kaffee vor. Es war ein hübſches, beſcheidenes Weibchen, von etwan fünf und zwanzig Jahren. Nachdem ſie ſich wieder entfernt hatte, fragte Wollmar, welcher eben ſeine Pfeiſe ſtopfte:

Hartmann, wie biſt du zu dieſem Weibchen gekommen?

Hartmann. Das ſollen Sie hören. Es gehört in den Zuſammenhang meiner Geſchichte.

Ich war nun, nach dem Abſchiede von meinem Herrn, auch Weltbürger, nur nicht aus Grundſäzzen, wie er. Ein paar Jahre wanderte ich als Barbier umher, und erlebte da manches Abentheuer, was aber nicht in den Lauf meiner Geſchichte gehört. In dem Wirthshauſe eines Dorfs, wo ich einſt übernachtete, traf ich einen Werboffizier, deſſen Bedienter Tags zuvor mit der Tochter des Wirths durchgegangen war. Ich gefiel ihm: ſein gerades, offenes Weſen ſagte mir zu, und ſo hatt' ich wieder einen Herrn und er einen Bedienten. Wir langten in dieſem Landſtädtchen an, wo mein neuer Herr ſeinen Poſten hatte, und ſo leitete mich mein Stern zu meinem Glükke. Der Werboffizier war ein Mann von niedriger Geburt, den Bravour und Dienſteifer emporgebracht hatten: er ſchäzte die Menſchen nicht nach dem Rokke, und wir lebten zuſammen auf einen ziemlich vertrauten Fuß. Als wir eines Tags an dem Fenſter unſrer Wohnung ſtanden, bemerkten wir auf der Straße ein reizendes junges Burgermädchen, welches von einem jungen Weibe mit einem Säugling auf den Armen, um ein Allmoſen angefleht wurde. Das Weib war ſehr zerlumpt, und ihr voller weiſer Buſen nur halb von der dürftigen Kleidung bedekt. Das Bürgermädchen nahm erröthend ein reines Saktuch hervor, und gab es der Frau zur Bedekkung, und eilte haſtig mit niedergeſchlagenen Augen von dannen, als ob ſie fürchtete, einen Zeugen ihrer Handlung gehabt zu haben.

Ein ſchönes Geſichtgen! ſagte mein Herr.

Ich konnte nichts antworten. Nie hatte ein Mädchen ſolchen Eindruk auf mich gemacht.

Ich möchte mit dem Mädchen bekannt werden, fieng der alte Degen an. Was meinſt du Hartmann, wie ſich das einfädeln lieſſe?

Ich weiß nicht Herr, entgegnete ich; das Mädchen ſcheint mir tugendhaft zu ſeyn.

Hm, brummte er, du könnteſt Recht haben. Aber ich wollte, mein Seel! daß eine andre an ihrer ſtatt tugendhaft wäre.

Ich. Was wir von dem Mädchen ſo eben ſehen, thut keine Dirne.

Er. Wenn ich mich verlieben könnte, ſo wärs in dieſes Geſicht. Wie iſt dirs ums Herz?

Ich. In Wahrheit ein wenig beklommen. So ein Weib könnte für meine Ehrlichkeit lebenslang Bürgſchaft ſtellen.

Er ſchwieg, nahm ſeine Pfeife, Stok und Huth, und gieng fort, ohne weiter ein Wort zu ſagen.

Ich warf mich in einen Seſſel, und ſah noch immer das Mädchen, wie es dem armen Weib das Halstuch darreichte, und davon eilte.

Du warſt alſo verliebt! fiel ihm Wollmar ein.

**Hartmann.** Das war ich, und zum erſtenmale in meinem Leben.

**Wollmar.** Zum erſtenmale? Der Menſch liebt, ſo bald er nur weis, daß es zweierlei Geſchlechter gäbe.

**Hartmann.** Halb wahr, aber nicht ganz. Liebe und Liebe ſind, wie ich es aus meiner Erfahrung weis, himmelweit verſchiedene Dinge. Ihre Frau Mutter hatte ein Kammermädchen, eine ſchlanke Brünette, deren ſchwarze, feurige Augen viel Unheils hätten anrichten können. Das Mädchen gefiel mir, aber es war etwas in ihren Blikken, das anzubieten ſchien, was das Weib nur mit ſchaamhaftem Verweigern gewähren ſoll. Dieſes Mädchen wäre zum Liebeln gut geweſen, aber nicht zum lieben.

**Wollmar.** Hartmann, du biſt ein Stük von einem Philoſophen!

**Hartmann.** Ich hörte das Ding, was man Philoſophie nennt, auf einer nicht unberühmten Univerſität, und konnte Syllogiſmen in allen Formen und Figuren drechſeln: demungeachtet zweifle ich, ob ich mit all meiner Syllogiſtik nicht ein Schöps geblieben wäre, wenn ich meine Augen in der Welt nicht zum Sehen gebraucht hätte.

**Wollmar.** Wir verlieren den Faden deiner Geſchichte.

**Hartmann.** Ich war alſo verliebt und zugleich eiferſüchtig auf meinen Herrn. Eigentliche Eiferſucht wars nicht, ſondern vielmehr Aerger, das bei einer Szene, wie wir eine vor Augen gehabt hatten, lüſterne Begierden in ihm rege werden konnten.

**Wollmar.** Weſſen Auge einmal verunreinigt iſt, der findet keinen Unterſchied zwiſchen dem Lächeln der Unſchuld und jenem einer Buhldirne.

**Hartmann.** Sie haben Recht. Doch hören Sie weiter! Beim Nachteſſen, als mein Herr einige Flaſchen ausgeſtochen hatte, fieng er an: Höre Hartmann, ich bin verliebt, und du biſt es auch.

'S mag wohl ſeyn, erwiedert' ich, aber ich denke, wir ſind es auf verſchiedene Art. Wäre das Mädchen, welches wir meynen, mit entblößtem Buſen über die Straße gegangen, ſtatt die Blöſe einer armen Frau zu dekken, ſo ſähen wir beide ſie mit gleichen Augen an: aber ſo —

Er. Die glänzendſten Tugenden ſind oft bloſe Eingebungen des Augenbliks. Die Umſtände reizen uns bisweilen zu einer guten Handlung, wie man Luſt zum Trinken bekömmt, wenn man eine volle Flaſche vor ſich erblikt.

Ich. Alle Gleichniße hinken.

Er. Gut, ſo ſchaft man ihnen eine Krükke. Laß uns mit dem Mädchen eine Probe machen. Iſt ihre Tugend von ächtem Schrot und Korn, ſo wird ſie in der Probe beſtehen, wo nicht? um ſo beſſer für dich und mich.

Ich. Oder um ſo ſchlimmer!

Er. Um ſo beſſer! So laufſt du nicht Gefahr, in ihre Schlinge zu gerathen.

Wir entwarfen jezt einen gemeinſamen Plan. Es wurde feſtgeſezt, daß keiner dem andern in ſeiner Bewerbung hinderlich ſeyn dürfe, und jeder Abends Rechenſchaft abzulegen habe, wie weit er den Tag über gekommen ſey. Wir begannen nun unſre Streifereien, und erfuhren fürs erſte ſo viel, daß der Vater ein Barbier und bemittelter Mann ſey, und nur dieſe einzige Tochter beſizze. Sogleich verabſchiedete mein Herr ſeinen bisherigen Raſeur, und übertrug die wichtige Obſorge über ſeinen ſchwarzen Bart dem Vater unſrer Geliebten, Namens Stuhlbein. Dies war ein kleiner Schritt für meinen Herrn, aber mir gelang es bei dieſer Gelegenheit, einen größern zu thun; mein Herr lies ſich auf ſeinem Zimmer raſiren, und muſte es, ſeines Standes wegen thun; ich hingegen gieng jedesmal nach dem Hauſe meiner künftigen Gebieterin, um dieſe Operation daſelbſt an mir vornehmen zu laſſen, und um aufrichtig zu ſeyn, muß ich geſtehen, daß von dieſer Zeit an mein Bart in ſeinem Wachsthume täglich zunahm. Unſre Rapporte fielen in den erſten Tagen ſehr unrichtig aus. Mein Herr gieng fleißig an Herrn Stuhlbeins Wohnung vorüber, und das that ich auch bisweilen; allein ſo oft ich dem Hauſe näher kam, hatt' ich nicht den Muth, mein Auge aufzuſchlagen, aus Furcht, ein jeder, der mich bemerkte, würde mir mein Geheimniß von der Stirne leſen. Im Hauſe ſelbſt hatt' ich ſie nur erſt mit einem flüchtigen Blikke geſehen, denn die Badſtube war von dem Wohnzimmer durch eine Thüre geſondert. Mein Herr hatte ſich einmal das Herz genommen, ſie auf der Straße anzureden; er erkundigte ſich bei ihr nach einem Kramladen; ſie wies ihn, mit halben Worten und Blikken, um die Ekke einer Straße, und gieng haſtig ihren Weg, und er vermochte auch ſonſt kein Wort hervorzubringen, ob er gleich in ſolchen Avanturen einige Uebung beſaß. Sehen Sie, ſagt ich zu ihm, daß wahre weibliche Tugend überall Reſpect einflößt.

Jezt wollte er es mit dem Schreiben verſuchen, und gab mir den Brief, ſolchen zu beſtellen. Ich wand ihm ein, daß er mir, vermöge unſrer Verabredung, nicht anſinnen könne, gegen mein eignes Intereſſe zu handeln.

Er. Aber was thut denn dir das? So gewinnſt du eine Gelegenheit, ſie zu ſprechen.

Ich. Freilich, aber nicht auf die ehrenvollſte Art für mich. Das Amt eines Unterhändlers iſt nicht das empfehlendſte.

Er lies ſich meine Weigerung gefallen, und ſann auf andre Mittel. Denſelben Tag war Barbiertag. Mein Herr und Nebenbuhler erkundigte ſich bei Meiſter Stuhlbein nach einem bequemen Logis für ſich und ſeinen Bedienten, weil, wie er ſagte, der Auffenthalt im Gaſthofe ihm zu beunruhigend ſey. Der Einfall glükte. Unſer Mann hatte zwei Vorderzimmer in dem obern Stokwerke ſeines Hauſes zu vermiethen. Ihr Bedienter, ſezte er hinzu, muß mit einem Dachſtübchen vorlieb nehmen. Ich hatte freilich noch ein anders artiges Kämmerchen, mit der Ausſicht in den Garten, aber — —

Nun aber? fragten mein Herr und ich aus einem Tone.

Aber es ſpukt zu gewiſſen Zeiten darin, erwiederte Herr Stuhlbein.

Mein Herr lachte, und ich entgegnete, daß ich in einem Zeichen gebohren ſey, wo mir die Geſpenſter, Kobolde, und was in dieſe Sippſchaft gehört, nichts anhaben könnten; er möchte mir daher das verdächtige Kämmerchen ohne Bedenklichkeit einräumen. Nach einigen Debatten war ers denn auch zufrieden, aber auf meine Gefahr, wie er hinzuſezte: und ſo zogen wir ſchon am andern Tag bei ihm ein.

Wir brachten in unſrer neuen Wohnung einige Wochen zu, ohne unſerm Zwek etwas näher zu kommen. Mein Herr und ich waren der Meynung, daß wir uns in der erſten Zeit ein wenig beſcheiden aufführen müßten, um das Zutrauen unſrer Wirthsleute zu erwerben. Ich, meiner Seits, kam mit Herrn Stuhlbein bald in genauere Bekanntſchaft. Er war einer von den Menſchen, wie es mehrere giebt, die an dieſer beſten Welt gar mancherlei beſſer zu machen finden, und alles alte einreiſſen möchten, weil es alt iſt; ob ſie gleich nach ihren Luſtplanen keinen erträglichen Schweinſtall aufzubauen im Stande wären.

**Wollmar.** Alſo wieder ein Weltbürger, wie dein zweiter Herr?

**Hartmann.** Er gehörte nicht in dieſe Klaſſe. Die Weltbürger, zu welchen mein zweiter, oder vielmehr mein dritter Herr, ſich zählte, wollen gerne das ganze Univerſum umſpannen; diejenigen hingegen, zu denen man Herrn Stuhlbein rechnen konnte, begnügen ſich, ihre Verſuche im kleinen anzuſtellen. So ſchien dieſem Ehrenmann, der übrigens ein guter Schlag von Menſchen war, und auſſerdem, daß er bisweilen beim Bartſcheeren eine falſche Wendung machte, nicht das mindeſte Unheil in der Welt anrichtete, eine von den unentdekten Inſeln in der Südſee der beſte Plaz, um ein kleines moraliſches Treibhaus anzulegen, und eine neue, beſſere Menſchenraçe hervorzubringen. Die Einrichtung ſeiner Kolonie entwarf er Abends, bei einer Flaſche guten Weins, und je mehr die Flaſche auf die Neige gieng, deſto ausführbarer ſchienen ihm ſeine Plane.

Ich half ihm manchen Abend getreulich mit Kannegießern, brachte ihn aber doch mitunter durch einen kleinen Einwurf aus dem Gleiſe. Da es ihm indeſſen nichts koſtete, Felſen zu ebnen, und Berge wegzuſchleudern, wie Sandkörner, ſo war er nicht leicht irre zu machen, und von dem thörichten ſeiner Entwürfe zu überzeugen. Juſtine, ſo hieß ſeine Tochter, ſaß gewöhnlich mit ihrem Strikſtrumpfe oder Nähzeuge bei uns, ohne ſich jedoch in unſre Geſpräche zu miſchen. Sie hatte geſunden Hausverſtand, aber wenig Schwung der Einbildungskraft, und ſonach mochte das Reformazionsweſen wenig Intereſſe für ſie haben.

So feſt ich mir auch vorgenommen hatte, meine Neigung für das Mädchen noch im Zaume zu halten, ſo ſchweiften meine Blikke doch, ohne daß ich ſie halten konnte, von Zeit zu Zeit auf ſie, und nicht ſelten vergaß ich ſo ganz, daß ich mit ihrem Vater eine kleine Reiſe nach der Südſee gemacht hätte, daß es mir oft Mühe koſtete, durch eine, meiſt albern genug ausfallende Frage, den Verdacht der Unaufmerkſamkeit von mir abzuhalten. Wenn er indeſſen erſt im Feuer der Unterredung war, ſo nahm er nicht leicht wahr, ob man auf ihn merke oder nicht! Einigemale geſchah es, daß Juſtine ſchlief, und ich das Zimmer auf einige Augenblikke verlies, aber er fuhr demungeachtet in ſeiner Deklamation fort, als ob eine Gemeine ihm zuhorchte.

Vollmar. Und Juſtine? Aeußerte ſie keine Theilnahme für dich?

Hartmann. Bisweilen verirrte ſich ihr Blik auf mich, aber es könnte von ohngefähr geſchehen. Wenn ich hier und da eine Anecdote anbrachte, einen Zug menſchlichen Edelſinns, oder dergleichen, ſo ſchien ſich ihr Antliz, auf welche ſonſt eine immer gleiche Seelenruhe lag, zu erheitern, und ihr Auge mit einigem Wohlgefallen an mir zu hangen; dies machte mich dann, auf Augenblikke, zum ſeligſten unter den Menſchenkindern, ſo lang ich es nemlich als einen kleinen Morgenſtrahl der aufwachenden Neigung für mich anſah: aber ein ächter Liebhaber deutet ſo lange an Deutungen dergleichen Kleinigkeiten, die in der Liebe ſo viel gelten, bis er nicht mehr weis, was er daraus zu machen hat. Sie hat dich mit Wohlgefallen angeblikt, dacht ich hinterher, aber dieſes Wohlgefallen gilt nicht dir, ſondern dem Erzähler einer guten That, und durch eine ſolche Betrachtung wurde mein Feuer im Nu wieder abgekühlt.

**Wollmar.** Du erwähnſt deines Herrn nicht mehr?

**Hartmann.** Geduld, ich bin im Begriff, auf ihn zurükzukommen. Mein Herr fieng allmählig an, unſre Verſuche anzuſtellen. Er faßte Juſtinen, die ihm eines Morgens an der Hausthüre begegnete, ohne weiters bei der Hand, und ſchien entſchloſſen, ihr ſeine Erklärung kurz und deutlich zu machen, aber das Mädchen entſchlüpfte ihm mit ſchüchterner Behendigkeit, wie weiland die verwandelte Daphne dem nacheilenden Sonnengott, würde ein Dichter ſagen. Juſtine pflegte an Sonn und Feſttagen einige Stunden zu leſen; ihre ganze Bibliothek beſtund aus Gellerts Fabeln, dem Robinſon und einem Kochbuche. Mein Herr bekam den eben nicht ehrbaren Einfall, ihr einen ſchlüpfrigen Roman in die Hände zu ſpielen. Lieſt ſie ihn, ſagte er zu mir, und nimmt noch mehr Bücher von mir an, ſo iſt ihre Unſchuld Maske. Ich proteſtirte gegen dieſen neuen Anſchlag. Das Mädchen iſt unſchuldig, ſo wahr Gott lebt, aber die reinſte Unſchuld kann, wenn auch nicht verführt, doch beflekt werden. In der jugendlichen Phantaſie bleibt immer etwas von den unreinen Bildern kleben, und warum wollen Sie den Frieden dieſes argloſen Gefühls aufs' Spiel ſezzen, und den Keim des Böſen in ihr Herz pflanzen?

Mein Herr, der zwar kein guter, aber auch kein böſer Menſch war, lies meine Gründe gelten, und ſuchte ſeinen alten Einfall wieder hervor, an ſie zu ſchreiben. Selbſt den Brief zu beſtellen, hatte er nicht den Muth; er gewann eine Magd im Hauſe, und dieſe unterzog ſich dem Geſchäfte, brachte aber den Brief wieder unentſiegelt zurük.

**Wollmar.** Mir fällt eben ein, daß in deinem Zimmer ein Kobold hauſen ſollte. Machte er dir keinen Nachtbeſuch?

**Hartmann.** Sie ſollens gleich hören. Wir mochten ſo ein vier Wochen bei Herrn Stuhlbein gewohnt haben, als wir eines Abends unſern Reformazionsplan bis gegen Mitternacht fortſpannen, und einige Flaſchen mehr, als gewöhnlich, aufs Wohlſeyn der neuen Kolonie leerten. Ich war ein wenig benebelt, da ich zu Bette gieng. Nach Mitternacht hört ich, halbſchlummernd, meine Thüre öffnen; es rauſchte etwas gegen mein Bett zu, und legte ſich darauf. Einige Minuten mocht' es da verweilt haben, als es, wie mir deuchte, ſich wieder entfernte. Es war mir nicht möglich geweſen, mich aus dem Zuſtande zwiſchen Schlafen und Wachen, worin ich mich befand, herauszuarbeiten, der Wein hatte meine Sinne zu feſt gebunden, am Morgen erinnerte ich mich dieſes Vorgangs, ſprang auf und unterſuchte die Thüre meines Zimmers, die ich aber wohl verſchloſſen fand. Vielleicht wars ein Traum, dacht ich, ließ aber doch in der nächſten Nacht mein Licht brennen, ſchloß die Thüre ſorgfältig ab, und ſuchte mich wach zu halten, ſo lang es gehen wollte. Mitternacht kam heran, und mit ihr gieng die gefürchtete Geſpenſterſtunde glüklich vorüber. Eben fieng der Schlaf an, mich zu übermannen, als ich einen Schlüſſel im Schloß meiner Thüre raſſeln und die Thüre öffnen hörte. Eine weiſe weibliche Geſtalt ſchwebte herein, gieng auf mein Bett zu, und legte ſich neben mir hin. Es pochte gewaltig unter meiner linken Bruſt, da ſich indeſſen die Geſtalt nicht weiter bewegte, ſo faßte ich mir ein Herz, und beſchloß die Erſcheinung näher zu unterſuchen. Leiſe ſtieg ich aus dem Bette, nahm das Licht und trat hinzu; aber wie groß war meine Ueberraſchung, als ich in dem Geſpenſte Juſtinen erkannte, die in einer verführeriſchen Nachtkleidung da lag und ſchlummerte. Ich wagte es kaum zu athmen, um die holde Schläferin nicht zu erwekken. Eine Weile zerbrach ich mir den Kopf über den Aufſchluß dieſer Geſchichte, als ſie, mit noch immer verſchloſſenen Augen ſich erhob, das Zimmer verlies und hinter ſich abſchloß. Jzt erſt fuhr mirs in den Sinn, daß ſie nachtwandelte, und daß nur ſie der Kobold ſey, welcher bisher in dieſem Zimmer ſein Weſen getrieben habe. Dieſe Entdekkung machte mir angenehme Ausſichten und Hofnungen. Das ſüße Mädchen manchen Abend zu ſehen, und in einer ſo vertraulichen Lage an meiner Seite zu haben, war für einen beſcheidnen Liebhaber ein hoher Genuß. Sie kam auch wirklich mehrere Nächte durch, wie das erſtemal, und ich ſättigte mich an ihrem Anſchauen. Eines Tags gieng ich in das Wohnzimmer; der alte Stuhlbein bot mir einen verſtörten, mürriſchen guten Morgen, und ſeine Tochter ſaß da mit verweinten Augen. Sie entfernte ſich, ſo bald ſie mich erblickte, vielleicht, damit ich ihren Kummer nicht bemerken ſollte. Herr Stuhlbein fieng an:

Hören Sie, ich habe etwas auf Sie gehalten, aber Sie haben mein Zutrauen ſchlecht erwiedert.

Wie ſo? Fragt ich betroffen.

Er. Sie haben einen Liebeshandel mit meiner Tochter angezettelt.

Ich. Man hat Sie hintergangen! Ich habe einige Neigung für ihre Tochter, aber, ſo wahr es eine Tugend in der Welt giebt, ihr nie von Liebe geſprochen.

Er. Geſchwäz, Ausflüchte! war ſie nicht dieſe Nacht auf ihrem Zimmer?

Ich. Das Gewebe entwikkelt ſich! vermuthlich war ihre Magd die Anklägerin?

Er. Gut errathen! wenn Sie ſich auch ſo gut zu vertheidigen wüſten!

Ich. Meine Vertheidigung beſteht in der Ehre ihrer Tochter. Dieſes Mädchen kann ſich nicht ſo vergeſſen.

Er. Ich möcht es gerne glauben. Benehmen Sie mir meinen Zweifel!

Ich. Ihre Tochter iſt eine Nachtwandlerin, und wahrſcheinlich eben das Geſpenſt, welches Sie ſeit lange beunruhigte.

Er. Schlecht ausgeſonnen.

Ich. Der Beweis iſt leicht zu machen. Nehmen Sie dieſen Abend von meinem Zimmer beſitz, ohne ſich etwas von der Sache merken zu laſſen, und ſie werden mit eignen Augen ſehen, und mit eignen Händen fühlen. Um ihnen zugleich den Verdacht einer Verabredung mit ihrer Tochter zu benehmen, verlaſſe ich itzt ihr Hauß, und werde vor Morgen nicht zurükkommen.

Er. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ſie ein ehrlicher Mann ſind.

So ſchieden wir, nachdem ich ihn gebeten hatte, mich, unter irgend einem Vorwande, bei meinem Herrn zu entſchuldigen.

Des andern Tags in der Frühe kam ich zurük, nicht ohne Beſorgnis, denn vielleicht hatte der Zufall, der Juſtinen als Nachtwandlerin umhertrieb, dieſe Nacht nicht gewirkt. Bei meinem Eintritt in die Wohnſtube fiel mir Herr Stuhlbein um den Hals, und verſicherte mich, ich ſey der ehrlichſte Kerl unter der Sonne. Er erzählte mir hierauf, wie er gegen Mitternacht auf mein Zimmer geſchlichen, und daſelbſt gelauſcht habe, und wie Juſtine bald darauf als natürliche Somnambül erſchienen ſey. Das Mädchen, ſezte er hinzu, weiß noch nichts von der Geſchichte des vergangenen Abends, und daß ſie Nachtwandlerin iſt. — Sie verſtehen mein Metier, ſie hegen einige Neigung für meine Tochter, wollen ſie ſie zur Frau?

Ich. Ihr Anerbiethen überraſcht mich. Ich beſitze kein Vermögen.

Er. Aber ſie ſind ein ehrlicher Mann, das iſt die beſte Ausſteuer.

Ich. Aber Ihre Tochter —

Er. Wiſſen ſie wie? Die Sache bleibt heute noch unter uns: wenn mein Mädchen dieſen Abend ihren Beſuch bei ihnen wiederholt, ſo ſtekken ſie ihr dieſen Ring — er gab mir einen goldnen, ſchlangenförmigen Ring — an, aber ſachte, um ſie nicht zu erwekken. Das Uebrige ſoll ſich Morgen ſchon machen.

Wollmar. Der Mann gefällt mir, troz ſeiner Sucht, alte, dauerhafte Gebäude einzureiſſen, und moderne Kartenhäuschen an ihre Stelle zu ſezzen.

**Hartmann.** Wer reitet nicht ſein Stekkenpferd? und das mag immer hingehn, ſo lange man den Nachbarn nicht damit durch Gärten und Felder trabt.

**Wollmar.** Weiter in deiner Geſchichte, ich bin auf das Ende neugierig, ob ich es gleich errathe.

**Hartmann.** Ich ſchwamm im Glükke, wie ein Froſch im Sumpfe, oder wie ein Dichter in der Muſenquelle. Die Sache meinem Herrn zu erzählen ſchien mir doch einigermaßen Schuldigkeit.

**Wollmar.** Wie benahm ſich dieſer dabei?

**Hartmann.** Er hörte mir gelaſſen zu, bis ich auf die Verrätherei der Magd kam; da legte er ſeine Pfeife weg, und ergriff ſeine Reitpeitſche, um, wie er ſagte, an der Dirne ein Exempel zu ſtatuiren. Ich bat ihn, die Exekution wenigſtens einen Tag zu verſchieben, und er gab, wiewohl ungern, meinem Verlangen nach, und nahm ſeine Pfeiſe wieder. Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, ſagte er:

Höre Hartmann, das Ding ärgert mich doch ein wenig, denn ich bin am Ende der Gefoppte! Indeſſen muß man den Mund nicht gleich verziehen, wenn man mit unter in einen bittern Apfel beißt. Ich ſuchte nur Vergnügen, und du findeſt dein Glük. Baſta! hier meine Hand! Zu deinem erſten Jungen haſt du an mir einen Gevatter.

**Wollmar.** Die Menſchen in deiner Geſchichte ſind nicht ſo ſchlimm.

**Hartmann.** Mitteldinge, wie die größere Zahl. — Doch ich muß zum Schluß meiner Geſchichte zurükkehren. Die Mitternacht kam heran, und mit ihr auch diesmal wieder Juſtinchen. Es gelang mir ohne Mühe, den Ring an ihren Finger zu ſtekken, und ſie wandelte wieder ſchlafend von dannen. Am andern Morgen rief mich Herr Stuhlbein zum Frühſtük. Juſtine ſchenkte den Kaffee ein. Hör' mal, Tinchen, fieng der Alte an, indes mir das Herz von Liebe und Furcht und Hofnung pochte, Hör' mal, da hat ſich eine Geſchichte zugetragen, worüber ich deine Meinung hören möchte. Ein Mädchen nimmt von einer Mannsperſon einen Ring an: hältſt du nicht dafür, daß das Mädchen dadurch deutlich genug ihr Ja zu einer Verbindung mit dieſem Manne gegeben habe?

Juſtine glühte über und über, und betrachtete in der Verlegenheit ihre Finger, woran ſich aber der Ring nicht mehr befand.

Ich verſtehe mich auf dergleichen nicht, ſtotterte ſie.

Stuhlbein. Laß uns wenigſtens deine Meynung hören.

Juſtine. Sie wollen ihren Scherz mit mir haben?

Stuhlbein. Es iſt mein Ernſt, der Vorfall betrift dieſen Herrn hier und ein Mädchen aus der Stadt.

Ich ſaß auf glühenden Kohlen. Juſtine fuhr mit der Hand in die Taſche, und ergriff den Ring, den ſie daſelbſt verwahrt hatte, ohne ihn jedoch hervorzuziehn.

Stuhlbein. Du möchteſt wohl auch das Mädchen kennen? Haſt du nicht einen Ring auf ſolche Art erhalten?

Juſtine. Nun ſeh ich wohl, daß ſie ſich einen Scherz mit mir machen wollen. Dieſen Ring — ſie zog ihn hervor — fand ich dieſen Morgen an meinem Finger, ohne daß ich begreifen kann, wie ich dazu gekommen ſeyn mag.

Stuhlbein. Dieſer Herr hat ihn dir angeſtekt. Iſts nicht wahr?

Ich. Ich muß mich ſchuldig geben.

Sie blikte mich erröthend an, und ſchlug die Augen nieder.

Stuhlbein. Willſt du den Ring behalten oder zurükgeben? Ich dächte, das Leztere!

Sie ſpielte mit dem Ring, ohne ſich aus ihrer Verwirrung finden zu können.

Stuhlbein. Ja oder nein!

Ich. Die Sache muß ihnen ein wenig ſonderbar vorkommen —

**Stuhlbein.** Stille! Das Ja ſoll der Preiß des Geheimnißes ſeyn. Giebt ſie den Ring zurük, ſo erfährt ſie auch nichts. —

**Juſtine.** Ich bin ſo neugierig nicht.

**Stuhlbein.** Und das ſoll man dir ſo aufs Wort glauben? — Nun — ja oder nein?

Juſtine, ohne ein ja oder nein zu ſagen, ſtekte mit niedergeſchlagenen Blikken den Ring wieder an. Der Alte ſprang auf, und rief aus: Topp, es iſt richtig, gebt euch die Hände! In einem Jahr bin ich Großvater.

Und ich Gevatter! rief mein Herr, welcher ſo eben ins Zimmer trat, und den Schluß dieſer Szene belauſcht hatte. Nun Kinderchen, umarmt euch, fuhr er fort, und führte mir das zitternde Mädchen zu; ſie both mir verſchämt die Wange, und empfieng meinen erſten Kuß. Der Braut darf ich doch auch ein Mäulchen geben? fieng mein Herr wieder an, und drükte der umſonſt ſich ſträubenden einen derben Schmaz auf. — Aber nun hören ſie auch meine Beichte, er erzählte jezt die Geſchichte des Briefs, und ſezte hinzu: die Magd machte ſich Rechnung, etwas bei der Sache zu verdienen; die brave Jungfer wies ſie ab, und ſo ward ihr Groll gegen ſie rege; ſie mochte die nächtlichen Beſuche bemerkt haben, und klatſchte nun, nach Weiberart.

Juſtine horchte auf, als ſie von nächtlichen Beſuchen hörte, und wollte nicht glauben, als ich ihr die Geſchichte ihres Nachtwandelns erzählte. Wenige Tage nachher wurde ſie mein Weib, und theilt noch jezt treulich meine Freuden und Leiden. Der Himmel hat uns ſechs Kinder beſcheert, wovon noch ein derber, geſunder Junge, und ein flachshaariges Mädchen am Leben ſind. Der alte Stuhlbein aber ruht ſeit fünf Jahren bei ſeinen Vätern.

**Wollmar.** Friede ſey mit ſeiner Aſche! Nun ſage mir, wie erziehſt du deine Kinder.

**Hartmann.** Das iſt ſchwer zu ſagen. Ich überlaſſe das meiſte der Natur. Es iſt mit den Menſchen, wie mit den Blumen und Pflanzen; wir können ſie blos in dieſen oder jenen Boden verſezzen, und ſie da vor Inſekten und

Unkraut bewahren, aber Farbe und Wohlgeruch muß ihnen die Natur geben. So halt ichs mit meiner Erziehung.

**Wollmar.** Warlich du biſt mehr, als ich an dir geſucht hatte. Wie haſt du das in deinem Bedientenſtande werden können?

**Hartmann.** Mein Vater war ein Barbier, und beherbergte manche gute Idee in ſeinem Kopfe. Nachdem ich die Schulen durchlaufen hatte, widmete er mich ſeiner freien Kunſt. Ich las viel, und weiß nicht, wie ich auf die Grille kam, den niedrigen, verachteten Stand eines Bedienten zu wählen, um der ungläubigen Welt ein Beiſpiel zu geben, daß der Menſch, wenn auch oft weniger, doch auch bisweilen mehr werth ſeye als ſein Rok. Dieſe Grille — oder Eitelkeit hatte ſich ſo feſt bei mir eingeniſtet, daß ich ihr einige gute Ausſichten opferte. Ich mochte ſiebzehn Jahr alt ſeyn, als ich in die Dienſte eines jungen katholiſchen Domherrn trat, eines Mannes, der ein zweiter Hippias zu werden verſprach, und auch Wort hielt. Er entehrte unter andern ſeine Kuſine, ein bildſchönes, unſchuldiges Mädchen von achtzehn Jahren, die er auf einem Balle durch geiſtige Getränke in einen Zuſtand von Sinnloſigkeit zu verſetzen gewußt hatte. Das arme Geſchöpf wurde ſchwanger, entfloh ihrem Verführer, und heurathete in der Folge einen mürriſchen Geheimenrath, indem ihre Geſchichte unbekannt geblieben war. Wo ihr Kind hingerathen iſt, hab ich nie erfahren können. Ihre Geſtalt ſchwebt mir noch immer vor! Ich ſah ſie nachher wieder in — burg, wo ſie verheurathet war; nie iſt mir eine ſchönere Geſtalt vorgekommen. Von dem gedachten Wüſtlinge nahm ich nach drei Monathen meinen Abſchied, trieb mich eine Zeitlang in der Welt herum, und kam darauf in die Dienſte Ihres Onkels, wo ich ſie ſo oft auf meinen Knien geſchenkelt, und mit ihnen Wald und Wieſen durchſchweift bin.

Wollmar. Das waren goldene Tage, zu mancher ſchönen Empfindung legteſt du damals den Keim in meine Seele! Du biſt auch nie aus meiner Erinnerung verſchwunden.

**Hartmann.** Lebt Ihr Onkel noch, und Ihre Mutter?

**Wollmar.** Sie ſind beide tod, und ich bin Herr über mein Schikſal und über ein Vermögen, welches mich auſſer Nahrungsſorgen ſezt, doch nicht groß genug iſt, um mich zu Thorheiten zu verleiten.

**Hartmann.** Ich wünſchte, ſie möchten ſich in unſrer Nachbarſchaft niederlaſſen. Eine Stunde von hier iſt ein adeliches Freigut aus freier Hand zu verkaufen, welches nach ihrem Geſchmak ſeyn dürfte. Es hat eine herrliche Lage an einem kleinen Fluſſe, Jagd, Fiſcherei, und mag an reinem Ertrag ſo ein zweitauſend Thaler jährlich abwerfen.

**Wollmar.** Das lieſſe ſich machen. Erkundige dich um die nähern Bedingungen. Für jezt muß ich wieder zurük nach meiner Hütte.

**Hartmann.** Nach Ihrer Hütte?

**Wollmar.** Ich habe ein drolliges Abentheuer erlebt. Nächſtens beſuche ich dich wieder, dann ſollſt du das Weitere hören. Küſſe deine Frau und deine Kleinen in meinem Namen. Adieu!

Hartmann bath ihn, zum Eſſen zu bleiben, er wolle ihn ſodann begleiten, aber alles umſonſt. Wollmar eilte Hals über Kopf davon, obgleich der Regen noch nicht ganz vorüber war.

## Siebentes Kapitel.

Enthält unter andern ein Frühlingslied.

Wollmar war kaum einige hundert Schritte weit fortgegangen, als der Regen vollends nachließ, und Gottes milde Frühlingsſonne wieder durch das zerriſſene, fliehende Gewölk ſchimmerte. Würzige Düfte wehten vom erfriſchten Felde; die kleinen Sänger jubilirten auf den grünen Hekken, von deren Blättern noch der ſilberne Regen tröpfelte, alles tauſendfache Leben regte ſich und ſchwirrte und ſummte und zwitſcherte und girrte und blökte nah und fern, auf dem Anger, und im Gehäge, und von den roth und weiß beſchneiten Obſtbäumen. So ſehr er nach Hauß zu kommen eilte, ſo hielt es ihn doch, da und dort, wie mit leiſer Geiſterhand feſt. Er blieb hier vor einem blühenden Hagdorn, dort an einer blumigen Wieſe ſtehen, und trank in vollen Zügen die reine Wolluſt ein, welche die Natur ſo freigebig darbot. Jakobinens Bild ſtand in dieſen Augenblikken vor ihm; er ſtrekte ſeine Arme aus, und ſein ganzes Weſen zog ihn hin zu ihr, zu ihr, um an ihrem Buſen auszuathmen das Leben, welches er hier rundum einſog.

Eine Zeitlang ſchlenderte er ſo fort in wachen Träumen; ſchneller zu gehen war ihm unmöglich: jezt nahm er ſeine Schreibtafel heraus, und ſeine Gefühle ergoſſen ſich in ein Frühlingslied, welches wir denjenigen unſerer Leſer, die ſich mit der Poeſie nicht überworfen haben, zur Abwechslung mittheilen wollen.

Wo weht der Geiſt der Liebe?
Er weht um Baum und Flur!
Sieh, wie ſich Knoſpen ſpalten,
Und Blümchen ſich entfalten,
Das thut ſein Odem nur.

Wo weht der Geiſt der Liebe!
Er glänzt im Abendlicht,
Er weht im Schattenthale,
Und wo die dunkle Schaale
Der Schmetterling durchbricht.

Wo weht der Geiſt der Liebe,
Der ſo viel Wunder thut?
Wo Würmchen ſich vermehren,
Und Mükchen ſich verzehren
Stumm in der Feuerglut.

Wo weht der Geiſt der Liebe?
Er ſchwellt des Mädchens Bruſt,
Und röthet ihre Wange;
Begeiſtert zum Geſange,
Giebt Armen Lebensluſt.

Wo weht der Geiſt der Liebe?
Im Waſſer, Feuer und Luft!
Wo ſich ein Leben reget,
Wo ſich ein Hauch beweget,
Und in der Todtengruft.

Wo weht der Geiſt der Liebe?
Durchs Weltall ungeſeh'n,
Heißt Sonn' und Sterne lodern,
Die Erde müſte modern,
Lies er ſie untergeh'n.

Eine halbe Stunde weit mogte Wollmar gegangen ſeyn, als er einen bejahrten Mann auf einer ſteinernen Bank am Wege ſizzend antraf. Seine Kleidung bezeichnete einen Mann vom Mittelſtande. Wollmar bot ihm, im vorbeigehn, einen guten Tag; der Mann dankte freundlich; jezt erſt bemerkte Wollmar, daß es ein Blinder ſey, und lies ſich mit ihm in ein Geſpräch ein.

Sie wollen des ſchönen Frühlings genieſſen? redete er ihn an.

Der Blinde. Das will ich, ſo viel ein blinder Mann davon genieſſen kann.

Wollmar. Sind ſie ſchon lange ſo?

Der Blinde. Seit zehn Jahren.

Wollmar. Doch ſcheinen ſie bei ihrem Schikſale zufrieden und ſogar heiter?

Der Blinde. Warum ſollt ich es nicht ſeyn? Es giebt Millionen, denen ein traurigeres Loos fiel, als mir. Mich drükken keine Nahrungsſorgen, und ich habe noch den Gebrauch meiner übrigen Sinne.

Wollmar. Mancher andre würde an ihrer Stelle weniger Ergebung bezeigen.

Der Blinde. Vor zwanzig oder dreißig Jahren würd' es mir auch ſchwerer gefallen ſeyn, mich in dieſen Zuſtand zu finden. Im Alter macht man weniger Anſprüche und begnügt ſich leichter.

Wollmar. Sie müſſen doch manches entbehren.

Der Blinde. Ich bewahre noch manche ſüße Erinnerung aus meinem vergangenen Leben, ich athme noch den Wohlgeruch der Blüten, höre noch die Vögel um mich zwitſchern, fühle noch den Frieden, den die Natur um mich her verbreitet, und meine Kinder geben mir, ſeit ich meine Augen verlohr, innigere Merkmale ihrer Liebe und Treue.

Wellmar ergreift die Hand des Alten und drükte ſie; dieſer zog ihn ſanft neben ſich auf die Bank nieder.

Sehen ſie, ſagte er, dieſen Händedruk verſteh ich eben ſo gut, als ob ich ihr Antliz ſehen könnte.

**Wellmar.** Ich bewundre ſie!

**Der Blinde.** Glauben ſie mir, ein großer Theil des menſchlichen Elends iſt ſchreklender und qualvoller in der Vorſtellung als in der Empfindung ſelbſt; oft ſogar gewinnt der Menſch im Verlieren. Ich genieße, ſeitdem ich mein Geſicht entbehre, die Freuden des Lebens inniger und dankbarer, als zuvor. Es gieng mir ſonſt, wie den Reichen, ich beſaß zuviel, und hatte von allem nur halben Genuß; jezt hat die Noth mich haushälteriſcher gemacht. Das Lied der Nachtigall, der Duft der Veilchen berührte ſonſt nur meinen Sinn; nun dringt mir alles tief in die Seele.

Indem er dieſes ſagte, kam hinter dem Geſträuche ein etwa zwölfjähriges, in weiſſes Leinen gekleidetes Mädchen hervor, mit einem ſanften, offenen Geſichtgen. Ihre goldnen Lokken wallten kunſtlos unter einem ſchwarzen Strohhut auf Rükken und Schulter herab, in der Hand trug ſie einen Strauß von Maienblümchen, den ſie ihrem Vater mit den Worten darreichte:

Hier, lieber Vater, ſind Maienblümchen, die ſie ſo gern riechen.

**Der Blinde.** Dank dir, mein Kind! aber ich dächte, wir theilten mit dieſem Herrn?

Das kleine Mädchen löſte den Strauß in zwei gleiche Theile, band um jeden einen Grashalm, und reichte den einen Wollmarn mit einem freundlichen Lächeln.

**Wollmar.** Iſt das ihre Tochter?

**Der Blinde.** Meine jüngſte Tochter. Sie führt mich an ſchönen Tagen heraus ins freie Feld, wo ich Gelegenheit nehme, ſie auf Gottes Weisheit und Vatergüte aufmerkſam zu machen.

Wollmar unterhielt ſich noch einige Minuten mit dem Alten und ſeiner Tochter, nahm hierauf Abſchied und eilte nach ſeiner Hütte.

Es war bald Mittag, und der Gedanke an Jakobinen beflügelte ſeine Schritte um ſo ſtärker, je näher er dem Häuschen kam. Bei ſeiner Ankunft fand er Stube und Küche leer; durch das Kammerfenſter entdekte er Jakobinen in dem kleinen Garten, welcher an der Oſtſeite des Häuschens angelegt war, die ſo eben mit Marien eine Unterredung hatte. Neugierig legte er ſein Ohr ans Fenſter, und erlauſchte folgendes.:

**Marie.** Da mein Vater noch am Leben war, muſt ich täglich zur Schule gehen, und da ſagte der Schulmeiſter wenn es donnerte und blizte: ſeht, das thut Gott, der erzürnt iſt über euch! Oft ſagte er: Gott ſey allenthalben, und wenn man nur ein unnüzzes Wort ſpräche oder lachte, ſo würde das aufgeſchrieben in ein großes Buch, und man würde dafür beſtraft. Das machte mich recht ſehr bange vor dem lieben Gott, und ich verſtekte mich immer auf den Heuboden, wann es donnerte.

Jakobine. Wer glaubſt du wohl, mein liebes Kind, der dieſen Bäumen ihr Laub und ihre Blüthen gebe, und ihr Obſt im Herbſte?

Marie. Je nun das wächſt ſo!

Jakobine. Wer heißt die Sonne auf und untergehen?

Marie. Das hat der Schulmeiſter nicht geſagt.

Jakobine. Wer hieng den ſchönen Mond dahinauf und die Sterne?

Marie. Ei, iſt der Mond ſo dahinauf gehängt?

Jakobine fühlte, daß ihre Metapher die ihr vom Dichterleſen hängen geblieben ſeyn mochten, hier nicht an ihrem Plazze ſind, und ſuchte den Ausdruk zu verbeſſern.

Ich wollte nur ſagen, wer den ſtillen, tröſtenden Mond gemacht habe?

Marie. Das mochte der Schulmeiſter wohl ſelbſt nicht wiſſen.

Jakobine. Wer gab dir Augen, das Licht zu ſehen, Ohren? die Lerche zu hören? Eine Naſe, den Blumenduft zu riechen? Das alles kommt von Gott. Er lehrt die Vögel Neſter bauen, den Menſchen ſein Feld beſtellen, und macht dem armen nakten Würmchen ſein Bett im Mooſe, damit es nicht erfriere.

Marie. Ei! was ihr da ſagt! Das muß doch ein guter Gott ſeyn.

Jakobine. Ein liebevoller Vater, der für alle Menſchen ſorgt.

Marie. Auch für uns armen Leute? Ach meine Mutter muß ſo hart arbeiten, und hat kaum Brod zu eſſen! die muß der liebe Gott vergeſſen haben.

Jakobine. Sieh, liebes Kind, Gott gab dich deiner Mutter. Wenn du nun arbeitſam und Gottesfürchtig biſt, ſo macht das deiner Mutter Freude, nicht wahr?

Marie. Recht viel Freude.

Jakobine. Wenn du nun gröſſer biſt, kannſt du durch Fleiß dein Brod gewinnen, und hier und da auch deiner Mutter gutes thun.

Marie. Das wollt ich ſo gerne, wenn ich nur erſt groß wäre!

**Jakobine.** Der liebe Gott hat alſo in deinen Willen die Freude und Hoffnung deiner Mutter gegeben. Siehſt du, daß er an dich und an ſie denkt?

**Marie.** O nun werde ich auch nicht mehr bange vor ihm ſeyn. Ich bin ihm recht gut weil er an meine Mutter denkt, und für ſie ſorgt. Freilich wenn ich immer ſo bei euch ſeyn könnte, das würde mir viel helfen, denn wir armen Leute wiſſen nichts und hören nichts.

**Jakobine.** Wo und bei wem du immer ſeyn magſt, handle nur immer aufrichtig und recht.

**Marie.** Wie kann ich denn wiſſen, ob etwas recht iſt?

**Jakobine.** Auch darin hat der gute Gott für uns alle geſorgt. Wenn du etwas thun willſt, ſo frage dich: würd' ich das thun, wenn es jemand bemerkte? werde ich dieſe That gethan zu haben nie bereuen? alles, was du dich ſchämen würdeſt zu thun im Angeſichte der Menſchen, alles, worauf Reue folgt, halte für Unrecht!

Wollmar hielt ſich nicht länger, die Wahrheit und Einfalt und Herzensgüte in Jakobinens Unterredung waren ihm in die Seele gedrungen; er eilte zu ihr in den Garten, und ſeine Blikke ſprachen Achtung und Liebe, aber keines ſeiner Worte wagte es, ſüße Empfindungen auszudrükken, ob ſie gleich ein Menſchenkenner im Tone womit ſie geſprochen würden, hätte finden können.

Ich komme etwas ſpät zurük, ſagte er, der Regen hat die Schuld. Der Bote an ihren Vater iſt abgegangen.

Jakobine dankte ihm für ſeine Sorgfalt mit wenig Worten, aber mit dem vollen Ausdrukke einer gerührten ſchönen Seele.

Darf ich ihnen dieſe Erſtlinge des Maien anbieten? ſagte Wollmar, indem er ihr den Blumenſtrauß anbot, den er von dem blinden Greiß erhalten hatte.

Darf ich ihnen dieſe Erſtlinge des Maien anbieten?

Nein, Leſer! ſo preziös drükte er ſich nicht aus, ob er gleich mitunter das geflügelte Stekkenrierd ritt. Ich kann auch in der That keine Rechenſchaft geben, wie ich meinen Helden ſo mit einem auf den Kothurn erheben konnte, da er doch immer, wie wir andere Menſchenkinder, die wir keine Dichter und keine Dichtergeſchöpfe ſind, auf der Erde hintrabte.

Aber welcher Ausdrükke bediente er ſich dann?

Das kann dir, lieber Leſer, ſehr gleichgültig ſeyn. Genug, er reichte ihr den wohlriechenden Strauß dar, mit dem Beiſaze, daß ihn die Hand eines artigen Mädchens gepflükt habe.

Jakobine erwiederte mit einem lieben Lächeln, worunter ſie vielleicht eine kleine Verlegenheit verbergen mochte:

Dann will ich ſie auch nicht berauben.

Wellmar erzählte ihr hierauf ſein Abentheuer; Jakobine hörte ihm theilnehmend zu. Jezt werden ſie dieſe Blümchen doch nicht mehr ausſchlagen? Sie werden ihnen doppelt angenehm duften, weil ſie eine gute Tochter ihrem guten Vater pflükte.

Jakobine fühlte das Verbindliche in Wollmars Worten, und nahm die Blumen mit einer Empfindung für die ich keinen Namen weiß.

Sie wandelten noch ein Viertelſtündchen im Garten auf und ab, ohne ein zuſammenhängendes Geſpräch zu beginnen. Wollmars Herz wogte unruhig hin und her; auch in Jakobinens Bruſt arbeitete das unnennbare Gedräng von Empfindungen, welches der mächtige Lenzhauch in jedem fühlenden Weſen erregt. Ihr Buſen öffnete ſich allmählig und leiſe dem milden Odem der Liebe, wie die jungfräuliche Knoſpe ſich den ſchmeichelnden Lüftchen des Majen öfnet.

## Achtes Kapitel.

### Welches kein Hageſtolz leſen darf.

Wohl wahr iſts, was die liebekranke Blanka im Julius von Tarent ſagt:

„Das Menſchengeſchlecht wird nie ausſterben, aber von Tauſenden kennt kaum einer die Liebe.“

Einen Thoren nennt ihr den Mann, der zuerſt ſeinen Helden in der weiten Welt umherirren lies, um das Gebilde ſeiner Phantaſie aufzuſuchen? Der Mann kannte den Menſchen und die Liebe!

Es iſt's nicht, was ihr in jedes Weibes Umarmung findet, nicht, was die Aſpaſien und Danaeen euch geben können. Wer die Fülle der Liebe koſten will, muß reinen Herzens ſeyn, und ſo er mit ſeiner Auserwählten nakt im Paradieſe herumwandelte, das Feigenblatt nicht nöthig haben, der Lüſternheit zu wehren. Glaubt nicht, daß ich der platoniſchen Träumerei das Wort rede! Des Mädchens Lippen ſind nicht umſonſt ſo roth, ihr Buſen hebt ſich nicht umſonſt mit ungeſtümmen Schlägen bei der Umarmung des Jünglings. Wer nicht Eunuch oder Automat iſt, wem die Flamme der Jugend durch Mark und Bein zukt, der wird früh oder ſpät Augenblikke erleben, wie ſie die weibliche Sapho (warlich nicht die männliche, wie ein alter Dichter ſie nennt) in brennender Erinnerung beſchreibt: wo Schweiß von der Stirne trift, die Ohren dröhnen, das Auge ſich umflort, das Leben auf den Lippen zukt, und zwo Seelen in einem Feuerhauche ſich vermiſchen.

Euch ruf ich zu zeugen, die ihr dergleichen petroniſche Nächte gekoſtet habt, nicht in den Armen einer Dirne, ſondern am Buſen eines edlen Weibes, ob ihr der Liebe Hochgenuß in ſolchen Augenblikken hattet, oder vielmehr in dem Bewußtſeyn: ein Weſen lebt, fühlt, ahnet, hoft, fürchtet, hat ſein eigentliches Daſeyn nur in mir! Wenn mein Staub in der Urne ruht, ſo bin und wirke ich noch fort in dem geliebten Geſchöpfe, welches eins iſt und bleiben wird mit mir.

Leſer, kennſt du die Anecdote von dem Gefangenen und ſeiner geliebten Spinne?

Jahrelang ſaß ein Mann — wer, und warum, weiß ich nicht mehr, thut auch nichts zur Sache! — in einem lichtloſen Kerker. Das Gefühl, allein zu ſeyn in der weiten belebten Schöpfung drükte ihn ſchwerer, als ſeine Kette. Einſt bemerkt er in einer Ekke ſeines

Gefängniſſes eine Spinne; bald macht er Bekanntſchaft mit dem guten Thierchen, ſpricht mit ihm, fängt ihm Flügen, und hält es in Ehren. Die Spinne wird zutraulich und heimlich; ſie kennt ihren Wohlthäter, nähert ſich ihm, empfängt den Raub aus ſeiner Hand: jezt wird dem Armen ſeine Gefangenſchaft zum erſtenmale leichter, er hat ein Weſen um ſich, welches ihm zugethan iſt. Die Spinne ſtirbt, und nie hat vielleicht ein Freund den Verluſt des Freundes ſchmerzlicher gefühlt, als der Gefangene den Tod dieſes Thierchens. Er war nun wieder allein! in der weiten, belebten Schöpfung allein!

Wozu hier dieſes alte Geſchichtgen?

Leſer, der du das frägſt, du wirſt freilich mein Geſage über Liebe und Liebe ſehr unverſtändlich oder ungereimt, oder unverdaulich finden; aber für dich, nimm mirs nicht übel, für dich ſezt ich keine Feder zu dieſem Büchlein an. Haſt du dich auch überwinden können, bis hieher zu leſen, ſo halte wenigſtens hier ein, denn du würdeſt in der Folge deine Rechnung immer weniger finden. Giebt es doch der Bücher genug, die dir der Befriedigung mehr gewähren werden. Was wäre auch leichter zu machen, als ein Roman, wo ein Mädchen und ein Junge, die beide kaum dem Ei entſchlüpft ſind, ſich in dem erſten Kapitel, weil ſie doch nichts beſſers zu thun wiſſen, in einander verliebeln, und im zweiten ſchon ein Tete a tete zuſammen haben, wozu man die Gegenſtükke im Mädchen von Orleans findet.

Aber Herr Autor, wozu der pathetiſche Eingang, wenn ſie uns nur alltägliche Hausmannskoſt aufzutiſchen haben?

Ich ſchrieb dieſen Eingang in der ehrlichen Abſicht, dich, Leſer, nicht mehr erwarten zu laſſen, als du finden wirſt. Meine beiden Liebenden machen auch in dieſem Kapitel keine großen Fortſchritte, und das kommt daher, weil in ihren noch unverſehrten Herzen die Flamme Gottes noch rein und unvermiſcht glühte, wie die Glut auf dem Altare der Veſta, welche nur von jungfräulichen Händen unterhalten werden konnte

Wollmar ſaß nach der frugalen Mittagsmahlzeit in der Stube, und zeichnete eine Felſengruppe, die ſeinem Häuschen gegenüber ſtand. Die kleine Marie kam eilig hereingeſtolpert, und rief ängſtlich: ach kommt doch, und helft der Jungfer von der Leiter herab!

Hat ſie Schaden genommen? fragte Wollmar ängſtlich, indem er vom Stuhl aufſprang.

Marie. Das nicht. Sie ſtieg auf den Heuboden, wo ich ſchlafe, um mir ein beſſres Lager zu machen, und da ſie wieder herunter wollte, brachen zwei Sproſſen an der alten Leiter, und nun kann ſie nicht wieder herabkommen.

Wollmar eilte hinzu, und fand Jakobinen auf dem obern Theil der Leiter ſtehen.

Ich mache ihnen nur Mühe! ſagte ſie, indem er ſich ihr näherte.

Eine Mühe, die ich herzlich gern über mich nehme, geſezt auch, daß ſie noch zehnmal gröſſer wäre.

Er ergriff mit ſeiner Linken ihre Rechte, und faßte ſie mit der Rechten unterm Arm, um ihr herabzuhelfen. Ein gelindes Feuer drang durch ſeine Armröhre ins Herz bei dieſer Berührung, er gerieth in Verwirrung und Jakobinen gieng es nicht beſſer. Sie machte einen falſchen Sprung, Wollmar glitt aus, und beide lagen auf Gottes Erde, er zu unterſt, ſie in ſeinen Armen. Zum Glük hatten ſie beide keinen Schaden genommen, doch hätte Wollmar wahrſcheinlich eine kleine Kontuſion nicht geachtet, ſo angenehm war ihm die Lage, aus der ſich Jakobine in den erſten Augenblikken aufraſte. Als die erſte Beſtürzung vorüber war, lachten ſie beide dieſes Zufalls. Hinterher machte aber doch ein jedes ſeine Bemerkungen darüber im Stillen. Wollmar fühlte noch immer ihre Hand in der Seinigen glühen, es hatte ihm ſogar geſchienen, als hätte ſie ſeinen Druk erwiedert. Vielleicht war's ihm aber auch nur ſo vorgekommen, weil er wünſchte, daß ſie's gethan haben mögte? oder ſie hatte es in der Verwirrung gethan, oder in dem Beſorgniße, einen Fehltritt zu thun.

Jakobine machte ihrer Seits die Bemerkung, daß Wollmar doch ein artiger junger Mann von Lebensart und Erziehung ſey, und die Achtung und Feinheit, womit er ſie behandelte, ſprachen bei ihr laut zu ſeinem Vortheile. Die lezte Geſchichte wünſchte ſie jedoch aus der Begebenheit dieſes Tags weg; es lag etwas beſchämendes für ſie in dieſem Vorfalle. Zu gleicher Zeit warf ſie einen Blik in das Dunkal ihrer Zukunft, und ein Grauen kam ihr an, wenn ſie daran dachte, daß ſie heute oder Morgen zu ihren Verwandten abgerufen werden würde. Man derte dies dem guten Mädchen nicht übel, denn ihre Verwandten waren ihr ja ſo fremd, lieber wäre ſie in das Hauß ihres Pflegvaters zurükgekehrt, und doch, was ſie ſich aber nicht geſtehen wollte, würde ihr der Abſchied aus dieſem Häuschen auch in dem Falle einige Mühe gekoſtet haben.

Unterdeſſen muſte ſie auch ihre gegenwärtige Lage beunruhigen. In dieſem entlegenen Häuschen allein mit einer jungen Mannsperſon! wenn das die arge Welt erführe!

Ihre geſchäftige Phantaſie entwarf jezt manchen Plan der Zukunft, aber ſonderbar genug! ehe ſie ſichs verſah, hatte auch Wollmar in jedem derſelben ſeine Rolle.

Er unterbrach ihre Betrachtungen, und bat um die Erlaubnis, ſie zeichnen zu dürfen.

Wenn ſie ſich die Mühe mit mir nehmen wollen! erwiederte ſie.

Wollmar. In welchem Koſtum wünſchen ſie ſich zu ſehen?

Jakobine. Das überlaſſe ich ihnen.

Er fieng damit an, aber lange wollt' es ihm nicht gelingen, ihren Umriß zu faſſen. Die Liebe führte ſeine Hand irre. Endlich war die Zeichnung fertig, und, zu ſeiner großen Freude, zum Sprechen getroffen. Er hatte ihr ein griechiſches Gewand gegeben, welches unter dem Buſen mit einem Gürtel geſchloſſen war. Ihr Haar floß in wellichten Lokken um Bruſt und Schulter. Sie war in dieſer Tracht allerliebſt, und man hätte ſie für das Bild einer Grazie halten mögen.

Glauben ſie, daß mein Krayon glüklich war? fragte er, indem er ihr das Blatt darreichte.

Sie wollten mir ſchmeicheln, verſezte ſie.

**Wollmar.** Ihr Spiegel mag mich rechtfertigen.

Jakobine wurde roth und hielt das Blatt in der Hand: es zu behalten, oder an Wollmarn zurükzugeben machte ihr gleiche Verlegenheit. In dieſer Unentſchloſſenheit legte ſie es endlich auf den Tiſch.

Es gehört ihnen ſagte Wollmar, indem er es ihr wieder darbot, aber mit einem Tone, der zu flehen ſchien, daß ſie es ihm doch laſſen mögte.

Jakobine fühlte ein geheimes Misbehagen, daß er dieſen Wunſch nicht in Worten ausgedrükt hatte; ſie nahm es, und dankte mit einer Verbeugung.

Wollmar hatte das Wort auf der Zunge, ob er nicht für ſich eine Kopie nehmen dürfe, aber die Furcht, Jakobine zu beleidigen, zernichtete das Wort, deſſen erſter Laut ſchon hervorgegangen war, in ſeiner Geburt.

Es war Abend. Jakobine gieng in die Küche, um das Nachteſſen zu beſorgen, Wollmar nahm aus ſeinem Mantelſak eine Flöte, und hauchte ſeine Gefühle in ſanften, melancholiſchen Tönen aus.

Ich hörte ſie vorhin die Flöte ſpielen, ſagte Jakobine nach Tiſche.

**Wollmar.** Lieben ſie dieſes Inſtrument?

**Jakobine.** Vor allen andern, ob es mich gleich immer etwas traurig macht. Seine Töne dringen in die Seele.

Wollmar ergriff die Flöte wieder, und phantaſirte im Ausdrukke flehender Liebe. Jakobinens Buſen hob ſich unruhig, und als er aufhörte, ſagten ihm ihre Blikke deutlicher, als es keine Sprache kann, daß er geliebt ſey!

Schöne Leſerin, um auch hier Jakobinen kein Unrecht zu thun, darf ich dich feſt verſichern, daß ſie ſelbſt nicht deutlich wußte, was ihre Blikke in dieſen Augenblikken ſagten. Sie hatte von denen Augen, durch welche man immer bemerken kann, was in der Seele vorgeht, und was konnte ſie für dieſe Augen?

Andre Mädchen hätten die Kunſt verſtanden, ihre Seele in einen Schleier zu hüllen: Jakobine verſtand ſie nicht, denn ſie war ein offenes Naturkind.

Wollmar hatte ihre Blikke verſtanden, aber bald kamen ihm wieder Zweifel, ob er auch recht geſehen und richtig gedeutet habe. Er begab ſich zur Ruhe, aber Ruhe und Schlummer waren von ihm gewichen. Jakobinens Auge ſchloß ſich eben ſo wenig: in ihrer Seele hallte noch das ſüße Flötengeliſpel, das ihr Herz gewekt hatte zu Akkorden der Liebe.

## Neuntes Kapitel.

Die Liebe treibt ihr Spiel noch ferner.

Leſer, wenn du meine Geſchichte etwas einförmig findeſt, ſo iſt es warlich nicht ganz meine Schuld. Die Bagatellen des Amor ſind nur dem Liebenden wichtig, und das „Schauſpiel für Götter, zwei Liebende zu ſehen " macht gewöhnlich uns Erdenkindern lange Weile. Doch muß ich dir zu deinem Troſte ſagen daß der bisher einfach laufende Faden meines Halbromans ſich mehr verwikkeln werde, daß das Gewitter ſchon ganz nahe iſt, welches über die Häupter meines Pärchens auszubrechen droht, wobei du, ſo die heiligen Neun wollen, nicht mehr über Mangel an Abwechslung zu klagen haben ſollſt. Sogar eine Entführung, der Nothbehilf aller ſchlechten Dichter, wird ſich noch zur rechten Zeit einſtellen. Alſo nur friſchen Muths weiter geleſen oder geblättert!

Wollmar erwachte mit der nächſten Morgenſonne, aber nicht ganz heiter; und eben ſo Jakobine. Eine leiſe Schwermuth hatte ſich beider bemächtigt, als Jakobine auf einige Augenblikke die Stube verlies, näherte ſich Wollmar ihrem Bette, und legte ſeine Wange auf das Kiſſen, welches durch ihre Berührung für ihn ein Heiligthum geworden war, und ein geheimer Schauer durchbebte ſeine Seele.

Der Herr Wollmar iſt ein Schwärmer!

Lieber Leſer! wer in der Liebe nicht ſchwärmte, hat nie geliebt, oder kann nicht lieben. Auch fühlte er mehr in dieſen Augenblikken, als tauſend andre, vom weichen Arm eines wollüſtigen Weibes umſtrikt, nicht empfinden. Schlimmerweiſe trat Jakobine eben herein, als er ſich in dieſer Attitüde befand; verlegen raffte er ſich auf, und hätte der Sache ſchwerlich eine andere Deutung zu geben gewußt, wenn ihm nicht Jakobine dazu die Hand geboten hätte, indem ſie ihn mit freundlicher Sorgfalt fragte, ob er ſich nicht wohl befände?

Wollmar gewohnt ſelbſt in Kleinigkeiten nie eine Unwahrheit zu ſagen, ſtotterte einige unzuſammenhängende Worte her, woraus ſich ſo viel ergab, daß ihm etwas ſonderbar zu Muthe wäre.

Beim Frühſtükken welches aus Thee und Butterbrod beſtand, zog Jakobine von ohngefähr mit dem Saktuche ein Souvenir aus der Taſche, welches auf den Boden fiel. Sie bükte ſich haſtig, um es aufzuheben, aber ſchlimmerweiſe öffnete ſich in demſelben Augenblikke die

Mitte ihres Halstuchs, und enthüllte den Blikken des armen Wollmar einen Buſen, deſſen ſich Frau Aphrodite ſelbſt nicht zu ſchämen gehabt hätte, und, was die Sache noch ſchlimmer machte, zugleich fielen einige von den Majenblümchen, die er ihr den vorigen Tag gegeben hatte, aus dieſem Heiligthume, wo ſie verwahrt waren. — Wollmars Auge hieng kaum einige Sekunden an dieſem verführeriſchen Schauſpiel, dann ſah er ſeitwärts, und gieng ans Fenſter, faſt ſo roth und verlegen, als das arme Mädchen immer ſeyn mochte.

Ich weiß nicht, Leſer, wie dir dieſer Zug an unſerm Manne gefallen mag? Mich dünkt, er ſey karakteriſtiſcher, als zehen Kapitel mit allgemeinen Bemerkungen über deſſen Sitten und Karakter.

Jakobine verlies unterdeſſen das Zimmer, und Wollmar wanderte auf das Feld mit gar wunderbarem Muthe, und kam erſt gegen Mittag zurük. So wie er in die Stube trat, fand er daſelbſt einen jungen Mann in eleganter Jagdkleidung, mit einem paar Hunden neben ſich, der ſo eben im Begriff war, Jakobinens Hand zu küſſen. Sie zog die Hand zurük, und ſtekte zu gleicher Zeit einige Blätter roſenfarbnen Papiers, die in Briefform zuſammengelegt waren, in die Taſche. Wollmars Ueberraſchung hiebei war nicht gering. Der Fremde entſchuldigte ſehr artig ſeinen Ueberfall; er ſagte, er ſeye auf der Jagd verirrt, habe ſeine Gefährten verloren, und in der Meynung, daß dies Haus von Bauersleuten bewohnt würde, ſich nach dem Wege erkundigen wollen. Wollmar bot ihm mit kalter Höflichkeit ein ländliches Mittageſſen an, der Fremde verbat es, aus der Urſache, weil man ihn in der Stadt erwarte, und entfernte ſich, nachdem ihn Wollmar, ſoviel er der Gegend kundig war, zurecht gewieſen hatte.

Bei Tiſche war die Unterhaltung zwiſchen Jakobinen und Wollmarn einſilbig und gezwungen. Der Leztere nahm den Vorwand eines Spaziergangs, und irrte bis gegen Abend in der Gegend umher. Zum erſtenmale ſtiegen in ſeiner Seele Zweifel gegen die Redlichkeit ſeiner Unbekannten. Vielleicht kannte ſie den Fremden, ſagte er bei ſich: o gewiß kannte ſie ihn! woher ſonſt dieſe Verlegenheit bei meinem Eintritte? Das Papier, welches ſie ſo haſtig zu verbergen ſuchte, war wahrſcheinlich ein Liebesbrief.

Jezt dachte er wieder des Vorfalls von dem Morgen, und auch das zufällige Verſchieben des Buſentuchs ſchien ihm nun gewöhnlicher Kunſtgriff eines kokettirenden Weibes. Wer weiß, murmelte er, ob das Mädchen mir nicht in ihrer Geſchichte einen Roman aufgeheftet hat, und ob ihre Unſchuld und Offenheit nicht Maske ſind, einen unvorſichtigen Knaben zu fangen?

Wenn er freilich Jakobinens Betragen bis auf dieſen Tag muſterte, ſo fand er keinen Zug, keine Miene, kein Wort, keinen Ton, welche dieſen Verdacht rechtfertigen könnten: allein das Mistrauen war nun einmal in ſeiner Seele, und bekanntlich giebt es keinen größern Rabuliſten, als einen Verliebten.

Gegen Abend kehrte Wollmar mit zerriſſenem Herzen nach ſeiner Wohnung zurük. Jakobine war nicht in der Stube, als er ankam. Er gieng auf und nieder, und warf ohngefähr ſeine Augen auf ihr Bett. Er erblikte daſelbſt ihr Souvenir nebſt den beſchriebenen Roſenblättern, welche ſie ſo ſorgfältig zu verbergen geſucht hatte. Beide waren halb unter das Kopfkiſſen verſteckt, doch ſo, daß man ſie leicht bemerken konnte. Die Verſuchung dieſe Blätter zu leſen, war ſehr groß; langſam ſtrekte Wollmar die Hand darnach aus, aber ſchnell zog er ſie wieder zurük, und fuhr damit über die Stirne. Nein, ſagte er, ich will ſie nicht leſen. Sie mag ſeyn, wer und was ſie will, ſo habe ich kein Recht, ihr ihre Geheimniſſe zu ſtehlen. Er ſtand noch neben dem Bette, als er das ſagte, und ſein Blik fiel mechaniſch wieder auf das fatale Papier, und ohne daß ers wollte, las er den Titel:

„Erinnerungsblätter für meine Pflegetochter.“

Das war ein Stein von ſeinem Herzen!

Ich könnt' ihr doch wohl Unrecht gethan haben, dacht er. Ich will dieſe Papiere leſen:

Geheimniße können ſie nicht enthalten. Erinnerungen eines Erziehers an ſeinen Zögling ſind keine Briefe deren Inhalt ein Eigenthum jener iſt, an welche ſie gerichtet ſind. Aber wenn Jakobine mich überraſchte? was müſte ſie von mir denken?

Er gieng in ſein Kämmerchen, und ſah ſie, zu ſeinem großen Vergnügen, im Garten mit den Pflanzen beſchäftigt. Eilig nahm er die Blätter und durchlas ſie.

Schöne Leſerinn! Ich ſehe dich die Lippen zu der Frage öffnen, was in dieſen Erinnerungsblättern enthalten war?

Falls es dir keine Langeweile macht, ſo will ich einige davon für dich aufzeichnen. —

## Ueber Lectüre.

Frauenzimmer müſſen wenig und weniges Leſen. Unter tauſend Schriften finden ſich ſelten mehr als zwei oder drei, die für ein junges Mädchen geeignet ſind. Der Schriftſteller welcher dich in eine idealiſche Welt führt, iſt ſo gefährlich als jener, welcher deine Unſchuld langſam vergiftet. Wer dich die Kunſt lehren will, Gold zu machen, und wer dir ein Idillenleben vormahlt, ſind beide gleiche Thoren.

Kein Menſch ward für Arkadien gebohren,
Und für die träge Ruh;
Die goldne Zeit iſt nur ein Wunſch des
Thoren!

Des Weibes Beſtimmung iſt das Hausleben. Sie ſoll nicht ſeyn wie die Lilien des Feldes, die nicht nähen und nicht ſpinnen; die Lilie braucht ſich nicht zu kleiden, nicht zu kochen, keine Kinder zu erziehen, und was dergleichen mehr iſt. Leſe wenig und weniges! Es giebt Feierſtunden, die du dazu anwenden magſt. Leſe wenig auf einmal, ſonſt überfüllſt du dich damit. Prüfe die Ideen des Schriftſtellers, berede dich darüber mit deinem Gatten oder Vater, oder wer es ſonſt verſteht, fremde Meinungen zu beurtheilen, und ſo es Noth iſt, zu berichtigen. So machſt du dir fremdes Gut zum Eigenthum, und erndeſt, wo andre nur müßige Zuſchauer ſind, oder die Halmen zählen. Wer viel auf einmal ſieht, hat nichts geſehen, und wer viel aufeinander lieſt, hat nichts geleſen. Hundert Behauptungen unſrer beſſern Schriftſteller ſind falſch oder halbwahr, oder unbeſtimmt. Oft iſt es ein glänzender Ausdruk, oft ein ſchönes, neues Bild, was uns gefällt, und unter dieſer täuſchenden Hülle ſchleicht ſich der Irthum in die Seele. So ſchwebt oft auf den Lippen der Argliſt das Lächeln der Gutmüthigkeit und des Geradſinns, und körnt den Leichtgläubigen. Prüfe alles, und bedenke, daß das Kleid nicht den Mann mache, und der Ausdruk nicht den Gedanken.

Vor groben ſchlüpfrigen Schriften warne ich dich nicht, aber vor ſolchen, deren Gift in goldenen Schalen verborgen iſt.

So wie du nicht jedermann zu deinem Umgange wählſt, ſo nimm nicht das nächſte beſte Buch zum Leſen.

Zeige nicht in Geſellſchaften, daß du geleſen habeſt, denke an die Krähe in der Fabel. u. ſ. w.

## Uebern Puz.

Mädchen puzzen ſich gerne, und das iſt im Grunde kein Fehler. Aber Reinlichkeit iſt mehr als Puz und ein einfaches Gewand zeigt von einer einfachen beſcheidnen Seele. Ein Mädchen, welches Schmuk und Flitter liebt, iſt eigenliebig und gefallſüchtig, und keiner wahren Freundſchaft fähig. Der Spiegel iſt ihr wärmſter Freund und ihr Hauptrathgeber.

Sey reinlich in deiner Kleidung ſelbſt bei häuslichen Geſchäften. Sey ſittſam, auch wenn du unter den Augen deiner Verwandten und Hausgenoſſen biſt. Du mußt fremde Augen nie mehr ſcheuen, als deine eignen.

Wenn deine Mitſchweſtern prunken, ſo habe nicht den lächerlichen Grundſaz: ich bin ihnen gleich an Stand und Vermögen, alſo muß ich's ihnen auch gleich thun im äuſſern! du biſt ein Mädchen wie die Kokette, alſo mußt du auch kokett ſeyn? Du biſt ſechszehn Jahr alt, wie deine Nachbarinn, die im übeln Rufe ſteht, mußt du darum dieſen Ruf mit ihr zu theilen ſuchen?

Glaube mir, der Mann, welcher ſich auf weiblichen Werth verſteht, wird die beflitterte, geſchmükte Närrin vorbeigehn, und bei dir ſich verweilen. Und die Narren und Gekken — möchteſt du dieſen gefallen?

Aber zeichne dich auch nicht aus durch geſuchte Einfachheit! Die Eitelkeit hüllt ſich ſo gern in einen Bettlermantel, als in ein geſtiktes Kleid.

## Ueber den Umgang mit Männern.

Such und meide die Geſellſchaft der Männer nicht: aber hüte dich vor Kränzchen, wo ſie den Ton geben, und wo man die weibliche Sittſamkeit nicht reſpectirt. Es giebt kokette Frauen, die über das Blüthenalter hinüber ſind, und darum gern einen Schwarm junger Mädchen bei ſich verſammeln, um dadurch die jungen Männer zu ſich zu lokken, und ſo den Weihrauch zu theilen, den man ihnen allein verweigern würde. Dieſe Geſellſchaften ſind die ſchlimmſten für junge Mädchen. Die Fremden müſſen ſich nach dem Tone des Hauſes richten, und ſezzen ſich dadurch großer Gefahr aus. Nichts iſt leichter beſchimpft als weibliche Ehre und weibliche Unſchuld, einmal dahin, iſt ſie es auf immer. Der Mann kann ſich bisweilen über das Urtheil der Welt hinwegſezzen, aber nie wird das Weib dieſen Schritt ungeahndet wagen.

Dem Manne, der gegen dich der Achtung vergißt, die er deinem Geſchlechte ſchuldig iſt, ſezze nichts als ſtille Würde entgegen. Wahre Tugend braucht ſich nicht zu vertheidigen mit Worten, ſie ſchmäht nicht, ſie grollt nicht, ſie duldet und verachtet.

Laſſe dich nie mit Männern über Dinge ein, die Mannesblik und Mannesgeiſt fordern, geſezt auch daß du ein Wort zu ſeiner Zeit dazu geben könnteſt: ſo etwas riecht nach Prätenſion.

In Geſellſchaften, wo andre Mädchen und Weiber zur Schau geſtellt und mit Koth beworfen werden, ſey ſtumm, oder vertheidige, wenn ſie es werth ſind, beſcheiden.

Spricht man dir von Liebe, ſo ſiehe zu, ob es ein Gek oder ein Mann von Verdienſt thut. Gegen den erſtern nimm deinen Wiz zu Hülfe; den andern wird ein ernſthaftes, aber ſanftes Wort zum Schweigen bringen.

Sey eine Roſe mit Dornen bewehrt, aber habe die Dornen, dich zu ſchüzzen, nicht um muthwillig zu ſtechen.

Sey miſtrauiſch gegen empfindſame und grosmüthige Mannsperſonen! Hüte dich mit irgend einem Mann Freundſchaft zu errichten, dieſer Name iſt ihnen meiſtens Larve der Leidenſchaft. Ein Weib wird nie die bloſe Freundin eines Mannes ſeyn können, wenn nicht beide über die Jahre der Schäfergefühle hinaus ſind.

Wenn du liebſt, ſo ſehe zu, was der Mann an dir liebt, der dich wählte? Iſt es dein Geſichtgen? traue ihm nicht! Schönheit vergeht! oder man wird ihrer gewohnt. Ein blos ſchönes Mädchen wird nie einen beſtändigen und treuen Liebhaber beſizzen.

Liebt er dein Vermögen? du wirſt ihn leicht prüfen können. Dieſe Liebe verräth ſich, wie falſches Gold, am Klange.

Liebt er dich aus Langerweile? Du kannſt es an der Langweile bemerken, die er dir und die du ihm machſt.

Es giebt Männer, deren Leidenſchaften ſtark und heftig ſind, und die ſich in dieſem Zeitpunkte ſelbſt überreden, daß wahre Liebe in ihrer Bruſt lodere. Dieſe ſtekken oft mit ihrem Feuer junge, unbeſorgte Mädchen an, und dann ſind dieſe verloren.

Die ſicherſte, faſt untrügliche Probe für deinen Liebhaber iſt: errege in ihm gegründete Zweifel an der Güte deines Herzens, an der Geſundheit deines Verſtandes! Bemerkſt du darauf keinen Kaltſinn an ihm. kein zurükziehn, ſo iſt der Mann ein Gek oder Taugenichts, ſo fliehe, fliehe, wenn dir das Glük deines Lebens lieb iſt.

Aeußre nie Vertraulichkeit gegen irgend einen Mann, und ſelbſt deinen Liebhaber halte in Ehrfurcht.

Biſt du Gattin? Höre nie auf, deinem Gatten immer zu ſeyn, was du ihm zur Zeit eurer erſten Liebe warſt. Sey und bleibe beſcheiden, züchtig, ermüde ihn nicht mit Liebkoſungen, gewähre verweigernd, gieb ſchaamhaft — bleibe den Grazien treu!

Hat er Launen, Grillen? ſezze ihnen nicht deine Launen und deine Grillen entgegen, ſondern deine Sanftmuth, deine Duldſamkeit, deine Liebe!

Iſt er untreu? weg mit Klagen und Vorwürfen! Er ahne deinen Gram an dem leicht umwölkten Blikke, aber höre ihn nicht von deinen Lippen. Verdopple deine Gefälligkeit, aber verſchone ihn in dieſer Zeit mit Liebkoſungen. Gieb ihm jezt die ſtärkſten Proben deines Zutrauens — ein guter Mann kann irre gehen, aber nicht zum Betrüger an deinem argloſen Herzen werden.

Fliehe das Geräuſch, es macht dir die häusliche Stille zur Einöde, es betäubt deine Sinne, aber das Herz geht leer aus, oder mit einem

Stachel, der ſich nachher in der Einſamkeit ſchmerzlich regt. — —

Schöne Leſerinn, haſt du genug aus dieſen Erinnerungsblättern?

Wollmar durchlas ſie, und aller Verdacht gegen Jakobinen ſchwand aus ſeiner Seele. Was er ſo eben geleſen hatte, dünkte ihm in dieſem Augenblikke ein treues Abbild ihrer Geſinnungen, ihres eigentlichen Selbſtes zu ſeyn. Er hätte ſich Jakobinen zu Füßen werfen, und ihr das zugefügte Unrecht demüthig abbitten mögen. Wie aber ſollt' ers anfangen, er hatte ſie nicht durch Worte, wohl aber durch ſein Betragen beleidigt, und doch wünſchte er ſie im erſten Augenblikke des Wiederſehens von ſeiner Reue zu überzeugen. Aber dieſe Sache zum Geſpräche bringen? das könnte ſie als neue Beleidigung aufnehmen. Was hatte er für Recht, über ihr ſcheinbares Betragen ungehalten zu werden, geſezt auch, daß ſie ein Verſtändnis mit dem Fremden gehabt, und dieſer der Ueberbringer eines Liebesbriefes geweſen wäre?

Unter dieſen Betrachtungen war die Nacht angebrochen, und Jakobine kam ins Zimmer. Schon vorher hatte Wollmar die Blätter wieder an ihren Ort gelegt! Er empfieng ſie mit einer Verlegenheit, die ſich unter eine auſſerordentliche Freundlichkeit zu verſtellen ſuchte. Ein verſtohlner Blik Jakobinens flog auf den Ort, wo das Souvenir lag, und das weibliche Falkenauge bemerkte, troz Wollmars Sorgfalt, daß die Papier eine andre Lage hatten. Wer könnt' ihnen dieſe gegeben haben, als Wollmar? und das war's, was man beabſichtet hatte.

Ihre Stirne entwölkte ſich allmählig, aber über ihrer Seele ſchwebte noch ein leichter Nebelduft. Welches Weib wäre frei von kleiner Eitelkeit? und nicht einmal Eitelkeit möcht ich Jakobinens Gefühl hier nennen! wer war je verkannt, und fühlte nichts ähnliches? und bei Jakobinen hatte wohl auch die Liebe einen kleinen Antheil.

Der Abend gieng vorüber in mancherlei Geſprächen. Wollmar blieb ſchüchtern und diemüthig, wies einem armen Sünder ziemt. Jakobine kam demungeachtet nicht ganz in den alten Ton zurük. Mann trennte ſich und gieng zu Bette, was du auch mir zu thun erlauben wirſt, lieber Leſer, indem, da ich dieſes ſchreibe, der Nachtwächter die Mitternachtſtunde ankündigt.

## Zehntes Kapitel.

### Ein Nachtbeſuch.

Wollmarn floh der Schlaf, wie einen Dichter, deſſen Drama ausgepfiffen ward. Gegen Mitternacht hörte er Jakobinen ſtöhnen und mitunter leiſe ſeufzen. Dies beunruhigte ihn. Er ſtand auf, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, aber das Wort verſagte ihm. Endlich, da das Geſtöhne fortdauerte, nahm er ſeinen Muth zuſammen, trat in die Stube, und ſagte ſchüchtern:

Erſchrekken ſie nicht! ich hörte ſie ſtöhnen, und dies machte mich beſorgt um ihre Geſundheit.

Es wird wohl nicht von Bedeutung ſeyn, erwiederte ſie. Ich habe mich dieſen Abend ein wenig verkältet und Kopfweh und Schnupfen davon getragen.

Trinken ſie Thee, ich will ihnen welchen beſorgen.

Ich danke ihnen. Die Wärme wird ſchon das Ihrige thun.

Er ſtand, und wollte ſich entfernen, und konnte nicht, und muſte doch auch ſeinem Bleiben keinen ſchiklichen Anſtrich zu geben. Sie fieng an zu huſten, und er trat an ihr Bett.

Ich fürchte, ſagt er, daß ſie ſich ſchlimmer befinden, als ſie ſagen wollen?

Es iſt mir leid, verſezte ſie, daß ich ihre nächtliche Ruhe ſtören muſte.

**Wollmar.** Ich habe nicht geſchlafen, und wenn auch, könnt ich nur einiges, wenn auch nicht zu ihrer Linderung, doch wenigſtens zu ihrer Bequemlichkeit beitragen! In unſrer ſonderbaren Lage müſſen wir uns ſchon gefallen laſſen, den ſtrengen Wohlſtand bisweilen der Nothwendigkeit nachzuſezzen.

Der Mond warf ſein blaſſes Licht auf das Bett. Jakobinens linke Hand ruhte auf der Dekke; Wollmar faßte ſie leiſe und ſagte:

Der Himmel gebe, daß ſie nicht erkranken! wenn ſie einen Arzt wollten. —

Sie ſind gütig, entgegnete ſie, aber es iſt in der That nur ein kleiner Zufall.

**Wollmar.** Nun denn, gute Nacht! — Er drükte faſt unwillkührlich ihre Hand, und ihm kam vor, als ob ſie dieſen Händedruk leis erwiederte. Dies heftete ſeine Füße neuerdings an den Boden; er wagte es, ihre Hand noch einmal ſtärker zu drükken, ſie zog die Ihrige ſanft zurük, und er gieng auf ſein Zimmer.

Des andern Tags waren beide etwas verlegen, ihre Blikke begegneten ſich bisweilen, aber furchtſam und unſtät.

Wollmar machte nach Tiſche einen Gang nach Steinfurt, wo der Bote den er nach Welſen geſchikt hatte, nun zurükgekommen ſeyn muſte. Er wandelte diesmal durch die ſchöne Frühlingslandſchaft wie über eine öde, melancholiſche Haide; Herz und Sinne waren ihm verſchloſſen für den lauten Ruf der Natur. Bei ſeiner Ankunft in Steinfurt war der Bote noch nicht da. Der ehrliche Hartmann, bei dem er eingekehrt, bemerkte ſeine Zerſtreuung und fragte ihn um die Urſache. Wollmars Herz floß über, er erzählte ſein Abentheuer, und was ſich zwiſchen Jakobinen und ihm bis auf dieſen Tag zugetragen. Hartmann ſchüttelte lächelnd den Kopf: Amor hat ſie in der Schlinge, ſagte er, heraus kommen ſie ſchwerlich mehr; aber ich fürchte, irgend jemand hat ebenfalls eine Schlinge gelegt, um ihre Jakobine darin zu fangen.

Wollmar. Das fürcht' ich auch, denn, um aufrichtig zu ſeyn, ich glaube, ich bin zum erſtenmale in meinem Leben verliebt.

Hartmann. Zum erſtenmale?

Wollmar. Nun ja, in deinem Sinn; verplempert hatt' ich mich wohl öfters, aber ohne je Appetit und Schlaf darüber zu verlieren.

Hartmann. Aber ſie haben mir noch nicht geſagt, wie das Mädchen gegen ſie geſinnt ſey?

Wollmar. Wer das zu ſagen wüßte! manchmal dünkt michs, daß etwas in ihrer Seele zu meinem Vortheile ſpreche.

Hartmann. Wiſſen ſie wie? ziehen ſie mit ihren beiden Mädchen und ihrer Ziege zu mir. Die Wirthſchaft eines jungen feurigen Mannes mit einem jungen, hübſchen Mädchen bleibt immer ein wenig gefährlich, man muß kein Feuer neben Stroh legen, ſagt ein altes Sprichwort.

Wollmar. Ich bin es zufrieden! und Jakobine wird es wohl auch ſeyn.

Während dieſer Unterredung war der Bote angekommen, aber Unglük über Unglük! er hatte ſich auf dem Rükwege in einer Dorfſchenke benebelt, und die Briefe verloren, welche ihm der Pfarrer in Welſen an Jakobinen und Wollmarn mitgegeben hatte. Jezt war guter Rath nicht wohlfeil.

Wiſſen ſie wie, ſagte Hartmann, ziehen ſie noch den Abend bei mir ein, Jakobine iſt bei meiner Frau verſorgt, und ſie machen denn die Reiſe nach Welſen morgen ſelbſt.

Wollmar ließ ſich den Vorſchlag gefallen; er ließ durch Hartmann einen Wagen beſtellen, welcher ihn nebſt ſeiner Familie gegen Abend abholen ſollte, und eilte nun zurük nach ſeinem Aufenthalte, wo ſich unterdeſſen mancherlei zugetragen hatte.

Endlich Herr Autor, doch etwas wichtiges?

Endlich, lieber Leſer, und darum iſt es wohl billig, ein neues Kapitel anzuheben.

## Eilftes Kapitel.

### Jakobine iſt verreißt.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als Wollmar bei ſeiner Hütte anlangte; Marie kam ihm mit verweinten Augen entgegen, und ihr niederhängendes Köpfchen verkündigte, noch ehe ſie den Mund öffnete, eine ſchlimme Bothſchaft.

Ach die Jungfer iſt fort! rief ſie, und ihre Thränen floſſen aufs neue.

Wollmar ward zur Bildſäule. Fort! wohin? mit wem?

Marie. Da kam ein dikker Herr und eine Madam, die alt und häßlich war, und bitterböſe drein ſah, und die nahmen die Jungfer mit ſich.

Wollmar. Wie lange ſind ſie ſchon weg?

Marie. Es mögen über zwo Stunden ſeyn.

Wollmar. Hatten ſie einen Wagen?

Marie. Sie hatten einen Wagen, aber keinen ſolchen, wie die Bauersleute haben, ſondern einen Herrnwagen mit Fenſtern.

Wollmar. Welchen weg nahmen ſie?

Marie. Den Weg dahinunter durch den Wald.

Wollmar. Sagte dir Jakobine nicht, wohin ſie gehe?

Marie. Sie weinte recht ſehr, und bat den dikken Herrn, dem ſie einen beſondern Namen gab, eure Rükkunft abzuwarten, um von euch Abſchied zu nehmen, aber die alte häßliche Frau ſagte, es wäre ſpät, und ſie hätten noch einen Weg von zehn Stunden zu machen, und ſo muſte die arme Jungfer fort.

Wollmar gieng faſt ſinnlos in die Stube, und warf ſich im dumpfen Hinbrüten auf Jakobinens Bett. Jezt ſprang er ſchnell auf, entſchloſſen, die Spur des Wagens zu verfolgen. Aber durch den Wald führten mehrere Wege, welchen ſollt' er einſchlagen? die Nacht war vor der Thüre, und er konnte nicht vermuthen, auf Menſchen zu treffen, die ihm desfalls Auskunft zu geben vermögten.

Vielleicht hatte Jakobine einige Zeilen hinterlaſſen, die ihm Licht geben konnten? ein paar Zeilen konnte ſie doch unbemerkt mit dem Krayon ſchreiben! er durchſuchte Stube und Kammer, ohne dergleichen etwas zu finden. Endlich entdekte er ganz oben in ſeinem Felleiſen ein Blatt Papier — es war Jakobinens Portrait von ſeiner Hand gezeichnet.

Jezt trat ihr Bild lebendiger vor ſeine Seele, und Thränen, die er ſich nur wenig Mühe gab zurükzuhalten, trübten ſeine Augen. Er drükte glühende Küſſe auf das Bild, und der betäubende Gram in ſeinem Buſen löſte ſich in milden Schmerz durch den Gedanken, daß ſie ihm das koſtbarſte Andenken zurükgelaſſen hätte, und daß ſein Bild wohl auch ein Plätzchen in ihrer Seele behaupten dürfe, da ſie das Ihrige bei ihm aufzubehalten wünſchte.

Zu dieſen Gedanken geſellten ſich mancherlei Entwürfe und Träume Jakobinens Aufenthalt auszukundſchaften und ihre Bekanntſchaft fortzuſezzen.

Marie kam jezt hereingeſtürzt mit der Nachricht, daß ein Wagen mit Fenſtern vor dem Hauſe halte. Wollmar hatte in ſeinen Träumereien das Raſſeln des Wagens nicht gehört, und erinnerte ſich in den erſten Augenblikken auch nicht, daß er ſelbſt einen ſolchen von Steinfurt beordert habe, ihn abzuholen. Er eilte hinaus und fragte den Schwager, was er hier wolle?

Herr Hartmann, hat mich hierhergeſchikt, um drei Perſonen von hier nach Steinfurt zu bringen, war ſeine Antwort.

Drei Perſonen, murmelte Wollmar, und biß ſich die Lippen, und ſein Schmerz wurde aufs neue dumpfes Hinbrüten. — Lange war er unfähig, einen Entſchluß zu faſſen, endlich erinnerte ihn die Ungeduld des Fuhrmanns, daß er denn doch das eine oder andre thun müſte. Erſt wollte er den Wagen leer zurükkehren laſſen, denn es dünkte ihm einige Linderung ſeines Kummers, in dem Häuschen zu weilen, wo die Geliebte ſeiner Seele noch erſt gewandelt hatte, wo hundert Gegenſtände ihr Bild lebendig vor ihm hinzauberten, und geweiht waren durch ihre Berührung: allein die Bemerkung, die er bald darauf machte, daß es vor allen Dingen nöthig ſey, Nachrichten von Jakobinen zu haben, beſtimmte ihn endlich, nach Steinfurt zurükzukehren. Schon war er im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, als die kleine Marie mit wimmernder Stimme ihm nachrief:

Ob ſie denn allein hier zurükbleiben ſollte?

Du ſollſt mich begleiten, gutes Geſchöpf, erwiederte er ſanft, ich hatte nicht an dich gedacht.

Er warf ſich in eine Ekke des Wagens und irrte in einem Labyrinthe von dunkeln und dämmernden Vorſtellungen und Gefühle umher, und bemerkte nicht das Mindeſte deſſen, was auſſer ihm vorgieng, bis der biedre Hartmann den Schlag des Wagens öffnete und durch ſein treuherziges Willkommen! ihn wieder zu ſich brachte.

Aber wo iſt die dritte Perſon? fragte Hartmann, als Wollmar und Marie ausgeſtiegen waren?

Ach Hartmann! mein Schikſal verfolgt mich, erwiederte Wollmar, und fuhr mit der Hand über die Stirne.

Kaum waren ſie im Hauſe, ſo erzählte Wollmar ſeine Geſchichte. Hartmann zweifelte nicht im mindeſten, daß Jakobine ſich in den Händen einer Betrügerin befinde, aber wie die nähere Umſtände erfahren, und wie ſie daraus retten? es blieb fürs erſte kein Ausweg, als bei dem Prediger in Welſen ſich über die Geſchichte ſeiner Pflegtochter zu erkundigen, und Wollmar entſchloß ſich, noch in derſelben Nacht mit Poſtpferden dahin abzureiſen. Da ſeine Baarſchaft zu Ende war, ſo lies er ſich von ſeinem Wirthe das benöthigte Geld vorſchieſſen.

Aber was iſt mit ihrem Häuschen anzufangen? fragte Hartmann? ich denke ſie geben mir den Kaufbrief, und ich ſuche es wieder loszuſchlagen, ſo gut ich kann.

**Wollmar.** Ich habe einen andern Plan. Die kleine Marie hat eine Mutter, die dir bekannt ſeyn wird. Sie arbeitet um Taglohn in der vor dem Städtchen liegenden Mühle.

**Hartmann.** Ah die! ſie iſt arbeitſam und redlich; eine langwierige Krankheit ihres nun verſtorbenen Mannes koſtete ihr ihr kleines Vermögen.

**Wollmar.** Die Frau mag einſtweilen nebſt ihrem Mädchen das Häuschen beziehen, und das kleine Feld für ſich beſtellen. Sorge für das nöthige Geräthe.

**Hartmann.** Herzlich gerne. Auf dieſem Wege können ſie ſich nicht von ihrem Glük entfernen. —

Die Freude der kleinen Marie war ohne Grenze, als ſie hörte, daß ſie nun fortan mit ihrer Mutter unter einem Dache wohnen ſollte; ſie weinte einen Strom von dankbaren Thränen auf Wollmars Hand und verſprach täglich für ihn und Jungfer Jakobinen zu beten.

Bei dieſen Worten ſtand Wollmar haſtig auf, drükte Hartmanns Hand, warf ſich in eine Poſtchaiſe, und langte den andern Morgen um acht Uhr in Welſen an.

## Zwölftes Kapitel.

### Streifereien.

In der Gartenlaube des Pfarrers zu Welſen ſaßen der Pfarrer, ein Mann von mittlern Jahren, deſſen Geſicht einen ſanften, aber mehr thätigen als leidenden Charakter ankündigte, und deſſen erſter Blik Zutrauen einflößte, ſeine beiden Töchter Sophie und Auguſte, zwo Blondinen von fünfzehn und ſechzehn Jahren, und Karl ſein Sohn, ein achtjähriger offener Knabe voll Leben, um das ländliche Frühſtük, welches für den Pfarrer aus Kaffee, für die Kinder aus Butterbrod und Milch beſtand, als Wollmar zu ihnen trat.

Entſchuldigen ſie, redete er den Pfarrer an, entſchuldigen ſie meine Zudringlichkeit durch die Veranlaſſung. Ich ſchrieb ihnen vor einigen Tagen in Betreff ihrer ehmaligen Pflegtochter. —

Ah — unterbrach ihn der Pfarrer, es iſt mir lieb, ſie bei mir zu ſehen. Meine Antwort haben ſie doch erhalten?

**Wollmar.** Nein, und das iſts eben, was Mitveranlaſſung war, mich ſelbſt zu ihnen zu begeben.

Er erzählte hierauf, wie der Bote den Brief des Pfarrers verloren, und was ſich unterdeſſen mit Jakobinen weiter zugetragen. Der ehrliche Pfarrer wurde durch die Geſchichte überraſcht, und ſeine Töchter, die Jakobinen als ihre Schweſter angeſehn und geliebt hatten, fiengen an, ihre Beſorgniße durch unverſtellte Thränen zu äuſſern.

Der Pfarrer ſelbſt wuſte von Jakobinens Herkunft wenig oder keine Auskunft zu geben.

Der Aufenthalt ihrer Eltern ſo wie der Name derſelben waren ihm ſtets ein Geheimnis geblieben. Nur unter dem Leinenzeuge, welches man dem Kinde mitgegeben hatte, fand ſich ein weiſes Tuch, mit den Buchſtaben L. v. W. bezeichnet; aber dieſe Spur war zu unſicher, um darauf weiter zu gehen. Wahrſcheinlich war Jakobine ein Kind der Liebe, und ihre Mutter nicht gemeinen Standes. Dies lies ſich aus einigen Koſtbarkeiten und aus dem beträchtlichen Koſtgelde ſchlieſſen, welches für ſie bezahlt wurde. Die Frau die ſie abholte, hatte vorgegeben, daß Jakobinens Oheim in — ſchen wohne, aber dieſes Vorgeben war allem Anſcheine nach nur Maske! die Frau ſelbſt wollte ein Bürger aus Welſen ſchon einigemale in — burg geſehen haben, wo ſie wohnhaft ſeyn ſollte.

Wollmar machte dem Pfarrer ſein Geheimnis und ſeine Neigung zu Jakobinen bekannt; ich durchwandre ſeit einiger Zeit mein Vaterland ſagte er, um einen Winkel zu finden, wo ich mich anbauen möchte, und ein gutes, edles

Weib, die meine Hütte mit mir theilen ſollte. Jakobinens Geſtalt und Betragen feſſelten mich, und ich glaube auch, daß ſie ſich an meiner Hand nicht vom häuslichen Glük entfernen würde. Dies iſt die Haupttriebfeder meiner freilich eben darum nicht ganz uneigennüzzigen Sorgfalt für das Schikſal dieſes Mädchens.

Der biedre Pfarrer äuſſerte eine ſo lebhafte Freude über die ſchöne Ausſichten ſeiner Pflegtochter, als ob er ihr wirklicher Vater geweſen wäre. Er ſchilderte Wollmarn ihre Vorzüge — aber auch ihre kleinen Fehler und Schwächen ſo ungekünſtelt, mit ſo viel Delikateſſe daß die Bande um Wollmars Herz ſich verdoppelten.

Aber welchen Weg einſchlagen zu Jakobinens Entdekkung? Es ſchien kein andrer übrig, als nach — burg zu gehen, und ſich unter der Hand zu erkundigen, ob ſie nicht daſelbſt verborgen ſey. Die Sache muſte vorſichtig betrieben werden, denn man wuſte nicht, wer die Hand mit im Spiele hätte?

Der gute Pfarrer erregte in Wollmarn mehr Hoffnung als er ſelbſt hatte, und dieſer reiſte nach einigen Stunden ab, begleitet von den Seegenswünſchen des Pfarrers und ſeiner liebenswürdigen Töchter. Er kam bei ſeinem treuen Hartmann an, und er gab ihm Nachricht von ſeinem Ausfluge nach Welſen. Als er in ſeiner Erzählung des Namenzugs L. v. W. der ſich auf einem von Jakobinens Tüchern befand, erwähnte, wurde Hartmann nachdenkend und ſagte:

Da kommt mir eine ſonderbare Vermuthung in den Kopf! — und warum ſollt es bloſe Vermuthung ſeyn! die Vorſehung weiß alles zu fügen.

**Wollmar.** Du ſprichſt mir Räthſel, lieber Hartmann! Licht, Licht brauch ich.

**Hartmann.** Vielleicht kann ich ihnen eines vortragen. — Der Namenszug L. v. W. könnte Luiſe von Wewern heiſſen! —

**Wollmar.** Weiter, weiter!

**Hartmann.** Die Frau iſt Wittwe, welche Jakobinen abholte, und deren Mann das jährliche Koſtgeld für ſie dem Pfarrer brachte?

**Wollmar.** So war die Ausſage der Frau.

**Hartmann.** Ich kann, einer morgen zu ſtellenden Vormundſchaftsrechnung wegen, nicht abkommen, ſonſt macht' ich den Weg nach — burg mit ihnen. Gehen ſie fürs erſte allein dahin, es iſt nur ſechs Stunden von hier, erkundigen ſie ſich in der Stille, ob nicht die Wittwe eines alten Schweizers, Namens Sander, daſelbſt ſich aufhalte, und ſuchen ſie noch ſonſt die Frau betreffende Nachrichten einzuziehen, und theilen ſie mir den Erfolg ſogleich mit.

Wollmar hätte gerne noch mehr von Hartmanns Vermuthungen wiſſen mögen, aber dieſer macht ſeinen Fragen dadurch ein Ende, daß er ſagte:

Trügen mich meine Konjekturen nicht, ſo werden ſie den Zuſammenhang noch zeitig genug erfahren; bin ich hingegen auf einer falſchen Fährthe, ſo haben ſie wenigſtens ihre Hoffnungen nicht zu hoch geſteigert.

Wollmar macht ſich ſogleich wieder auf den Weg, und kam Abends gegen neun Uhr mit Kourierpferden in — burg an. Seine erſte Frage an den Aufwärter im Gaſthofe war nach der Frau Sander, welcher Name dieſem gänzlich fremd war. Er lies ſich ſtatt des Nachteſſens einen Thee machen, und warf ſich in Unmuth und Nachſinnen in einen Armſeſſel. Die Thür ſeines Zimmers öffnete ſich, und hereinſtürzte ſein Freund Heerborn, der Neffe des Pfarrers in Welſen, deſſen, wenn du dich, lieber Leſer, noch erinnerſt, Jakobine in ihrer erſten Unterredung mit Wollmarn ſchon einmal erwähnte.

Willkommen Bruder, rief Heerborn und hieng an ſeinem Halſe.

Wollmar. Du hier, und jezt!

Es folgte eine lange Pauſe. Die erſte Umarmung wurde einigemale wiederholt, und einer las in des andern Blikken.

Wollmar. Wie haſt du mein Hierſeyn ſo geſchwind erfahren? Noch iſts kaum eine halbe Stunde, ſeit ich zum Thor eintritt.

Heerborn. Eben beſucht ich den wachthabenden Offizier, einen jungen Mann von meiner Bekanntſchaft, und fand, beim Durchleſen des Einlaßzettels, den Namen — Wollmar, Maler, aus F*. Wie mir das durch die Seele fuhr! ich hatte ſo lange nichts von dir geſehen und gehört, und nun ſo unvermuthet dich wieder zu beſizzen!

Wollmar. Der Engel der Freundſchaft ſchikt dich mir zu.

Heerborn. Was ſuchſt du hier in —burg?

Wollmar öfnete ſchweigend ſeine Brieftaſche, nahm Jakobinens Bild heraus, zeigte es ſeinem Freunde und ſagte: dieſes Mädchen!

Heerborn. Belügen mich meine Augen, oder iſt das Jakobine Heerborn?

Wollmar. Sie iſts, die Pflegtochter deines Onkels, die ich aufſuche, und müßt ich ihretwegen zu den Hottentotten ſchiffen.

Du ſiehſt Leſer, aus Wollmars geſchraubtem Tone, daß er noch im ſtarken Paroxism war.

Heerborn fragte ihm ſeine Geſchichte ab, denn zuſammenhängend erzählen konnte jezt Wollmar nicht. Als er damit zu Ende war, ergriff Heerborn ſeine Hand, und ſagte: Topp, Bruder, ich verlaſſe dich nicht, bis wir ſie gefunden haben.

Die beiden Freunde ſchwazten nun zuſammen bis gegen Morgen, wo ſich Heerborn in ſeinen Kleidern auf ein im Zimmer befindliches Bett warf, Wollmar hingegen einige Stunden im Armſeſſel verſchlummerte.

Der andre Tag wurde mit Streifereien zugebracht. Sie erkundigten ſich denn da und dort nach ihrer Addreſſe, aber niemand wollte den Namen Sander kennen. Wollmars Unruhe wuchs mit jeder Stunde und bei jeder vergeblichen Nachfrage.

Abends beredete ihn Heerborn, mit ihm bei einem ſeiner Bekannten zu ſpeiſen. Ich habe ihm auf dieſen Abend zugeſagt, ſagte er, und es wird ihm angenehm ſeyn, einen Tiſchgenoſſen mehr zu bekommen. Vielleicht kann er uns einige Auskunft geben, oder uns wenigſtens die Namen der vorgeſtern Einpaßirten verſchaffen. Er iſt einer von den Menſchen, die ich zu Bekannten, aber nicht zu Freunden haben mag; jowial, gaſtfrei, witzig, hat eine Menge Konnexionen und Bekanntſchaften unter dem Adel und beſonders unter dem ſchönen Geſchlechte, und hält ein Archiv von den Begebenheiten des Tags.

**Wollmar.** Zu einer andern Zeit könnte mich der Mann intereßiren, aber jezt —

**Heerborn.** Wollmar, faſt kenne ich dich nicht mehr, wie hat dich die Liebe verändert!

**Wollmar.** Ich hatte auch bis jezt noch nie geliebt.

**Heerborn.** Folge mir, ich wiederhohle was ich dir ſchon ſagte: vielleicht finden wir hier eine Spur von deiner Verlornen!

**Wollmar.** Wie heißt der Mann?

**Heerborn.** Baron Banner, derſelbe, der dich geſtern am Thor um deinen Namen befragt.

**Wollmar.** Offizier alſo?

**Heerborn.** Offizier von der Wiege an! die Stelle ward ihm zum Pathengeſchenk eingebunden.

Sie giengen beide um die beſtimmte Zeit hin. Herr von Banner empfieng ſie vertraulich, unter Fluchen und Lachen.

Gut daß du ſelbander kömmſt! ich hätte ſonſt warlich die Blinden und Lahmen von der Straße holen laſſen, um mir Geſellſchaft zu leiſten. — Plaz genommen! he, Chriſtoph, Champagner! — aber wer iſt dieſer Herr?

**Heerborn.** Mein Freund, Mahler Wollmar!

**v. Banner.** Plaz genommen! ich mag die Künſtler wohl leiden, weil ſie das Schöne in der Natur auſſuchen, und uns doch wenigſtens etwas zum Anſchauen geben, was man nicht genieſſen kann oder darf. Aber beim Element, das Geſicht des Herrn kommt mir bekannt vor!

Wollmar. Mich dünkt auch, ſie ſonſt geſehen zu haben.

v. Banner. Beim Element ſie ſinds; vor einigen Tagen war ich bei ihnen in einer Bauernhütte, wohin ich mich auf der Jagd verirrt hatte.

Wollmar erröthete, indem er jezt den Fremden erkannte, den er bei Jakobinen getroffen hatte.

v. Banner. Aber beim Element, wie kamen ſie auf den Einfall ihre Schweſter oder Muhme, oder was ſie war, an einen andern abzutreten?

Wollmar. Wie ſo? könnten ſie mir Nachricht von ihr geben? Sie wurde in meiner Abweſenheit entführt.

v. Banner. Entführt? Nun beim Element, das war ein geſcheuter Einfall von mir, heute nach Sembach zu reiten, und den alten Sündenbok zu beſuchen. Heerborn, ich habe gute Nachricht für deinen Freund; aber erſt aßt uns auf die Geſundheit des lieben Mädchens trinken.

Wollmarn war es nicht ums Trinken zu thun, und er verwünſchte die Umſtändlichkeit des halbbetrunkenen Banners; er hätte gern die Nachricht von Jakobinen mit einigen Worten gehabt, ſo konnte der Abend hingehn, eh er das weitere erfuhr: allein er mußte ſich in Geduld fügen.

Nachdem ſie einige Gläſer geleert hatten, fieng Banner an:

Als ich heute von der Wache kam, fiel mir ein, einen Spazierritt zu dem Domherrn Reklau nach Sembach zu machen, und eine Suppe mit ihm zu eſſen. Er war noch auf der Jagd, da ich ankam, und ich machte bis zu ſeiner Rükkunft einen Gang in den Garten. Auf einmal ſtand vor meiner Naſe daſſelbe ſchöne Mädchen, welches ich bei ihnen geſehen hatte. Ich wollte ſie anreden, aber ſie ſchlug einen andern Weg ein, und verlor ſich in einem engliſchen Boſket! das Mädchen ſtach mir in die Augen, und ich ſchraubte bei Tiſche den alten Reklau damit, ohne jedoch zu erwähnen, daß ich ſie ſonſt ſchon geſehen hätte. Er ſagte, ſie ſey die Nichte ſeines Verwalters, und erſt ſeit ein paar Tagen aus einer Penſion zurükgekommen. Er ſuchte jezt das Geſpräch ſorgfältig auf andre Dinge zu wenden, doch ich brachte es immer wieder auf das Mädchen zurük. Endlich, als der Wein ſeine Lebensgeiſter ein wenig in Unordnung gebracht hatte, geſtand er mir, daß ihm das Mädchen durch einen glüklichen Zufall in die Hände geſpielt worden ſey, und daß er leicht bei ihrer Unerfahrenheit und Unſchuld über ſie zu ſiegen hofte.

Das ärgerte mich, denn ſo wenig ich ein Kopfhänger bin, ſo werd ich doch nie ein ſchuldloſes Geſchöpf verführen, es iſt ja ohnehin an ſchon Verführten kein Mangel.

Heerdern nahm jezt das Wort und ſagte: Herr von Banner, das Mädchen iſt die Pflegtochter meines Onkels und von einer Kupplerin aus den Armen deſſelben geriſſen und wahrſcheinlich an den Domherrn verhandelt worden; ſie iſt die Geliebte meines Freundes. —

**v. Banner.** Hm! Beim Element, da muß man ſie dem Affen wieder wegzukapern ſuchen.

**Wolmar.** Aber wie das?

**v. Banner.** Nichts leichter! Sie ſind ein Maler?

**Wolmar.** Ich treibe die Kunſt aus Liebhaberei.

**v. Banner.** Gleichviel. Reklau hat zur Abſicht, ein paar Gemälde verfertigen zu laſſen, und noch heute gegen mich geäuſſert, daß er einen geſchikten Künſtler bei ſich zu haben wünſchte. Sie gehen Morgen mit einem Briefe von mir dahin, und wenn ſie Gelegenheit gefunden haben, das Mädchen zu ſprechen, ſo iſt, beim Element, nichts leichter, als eine Entführung. Mag auch der hochwürdige Herr ſeinen Groll auf mich werfen, ſo hab ich doch die doppelte Freude, einem braven Manne ſein Liebchen wieder zu verſchaffen, und ihm einen Raub zu entreiſſen, deſſen der alte Sünder nicht werth iſt.

Jezt wurde der Plan zu dieſem Unternehmen ins Reine gebracht, und das Kleeblatt ſchied ſpät von einander, Banner und Heerdorn vom Champagner und Wollmar von Hoffnung und Liebe trunken.

## Dreizehntes Kapitel.

### Die Zuſammenkunft.

Wollmar fand ſeine Hochwürden in einem Kabinet, auf ein wollüſtiges Kanapee hingegoſſen, und gemächlich eine Taſſe Chokolade ſchlürfend. Ihm gegenüber hieng das Bild der Göttin von Gnid, die, um des Wohlſtands willen, unter dem Namen der erſten Menſchen mitten in einer Stellung gezeichnet war, welche auch den beeißten Buſen eines Anachoreten hätte ſchmelzen können.

Leſer, du möchteſt wohl auch das Portrait dieſes Mannes haben?

Er war, wie ſchon Hartmann von ihm ſagte, ein Zippius unter der Kalotte. Sein Körper wies noch Spuren jugendlicher Kraft und Schönheit, und in ſeinen Augen brannte ein Feuer, welches bald zu verlöſchen ſchien, bald ſtärker wieder aufloderte. Bisweilen zog ſich über den Augenliedern und auf der geſenkten Stirne eine Wolke hin, welche Ueberſättigung am Lebensmale verrieth. aber immer ſchwebte um ſeine Lippen ein durch lange Kunſt zur Gewohnheit gewordenes Lächeln, welches jedoch mehr zurükſties als anzog. — Er war ein Mann von Kopf mit einem verſchrobenen Herzen, ein Kenner der Kunſt und ſelbſt nicht gemeiner Künſtler. Doch mußten ſelbſt die Künſte bei ihm der Wolluſt fröhnen; er nahm ſchöne Mädchen zu Modelen, um das Nakte nach der Natur zu kopiren, und einige ſeiner Zimmer waren mit Gemälden behangen, deren Anblik, wie ein Peſthauch die Unſchuld tödete.

Wollmar übergab ihm Banners Brief, den er flüchtig durchlas und ſich dann mit dem Lächeln, das er für jedermann in Bereitſchaft hatte, zu ihm wandte.

Es iſt mir lieb ſagte er, daß Herr von Banner, gegen ſeine Gewohnheit, auf meinen

Wunſch aufmerkſam war. Er ſchildert mir ſie als einen Mann von Talent, und ich hoffe, ihnen zu beweiſen, daß ich Talente ſchäzze.

Ich wünſche nur die Empfehlung meines Freundes zu rechtfertigen, erwiederte Wollmar. Dies war alles, was er hervorzubringen vermochte. Er ſah in ihm nur den Räuber Jakobinens, und ſein Lächeln dünkt ihm Satans Lächeln, als er die Menſchenmutter die Hand nach dem verbotenen Baum ausſtrekken ſah. Kaum konnt er den Groll, der in ſeinem Buſen kochte, zurükdrängen, das er nicht in ſeinen Geſichtszügen ſich äuſſerte.

Reklau lies ihm, nach einer kurzen Unterredung ein Zimmer anweiſen, und beſtimmte ihm einen Bedienten zur Aufwartung. Bei Tiſche, ſezte er hinzu, ſehen wir uns wieder; ich habe bis dahin noch dringende Sachen in Ordnung zu bringen. Leben ſie bei mir nach ihrer Bequemlichkeit.

Wollmar war froh, allein zu ſeyn, und den Empfindungen ſeines Buſens ſich ungehindert überlaſſen zu können. Hier, ſo nahe dem

Mädchen ſeiner Seele, ohne daß ſie's ahnete! aber dieſes Mädchen beſtimmt, die Zahl ſchrecklicher Opfer voll zu machen, die ein erfahrner Wüſtling ſchon gemordet hatte. Sein Weſen zerfloß im Glut bei dieſen Vorſtellungen, er ſprang auf und gieng ans Fenſter, welches die Ausſicht nach dem Garten hatte. Lange ſtand er da, und wuſte nicht, was er beginnen ſollte; endlich kam der Bediente, um ihn zu Tiſche zu rufen. Seine Hochwürden Gnaden, ſagte er, haben eilig nach einem benachbarten Gute müſſen, um einige Geſchäfte abzuthun, ſie werden daher für diesmal allein ſpeiſen, Wollmarn war dieſe Nachricht willkommen! Dieſer Umſtand gab ſeinen Maasregeln mehr Freiheit und Sicherheit. Durch unmerkliche Umwege erkundigte er ſich bei dem Bedienten nach der Wohnung des Verwalters, und erfuhr zu ſeiner Freude, daß ſie im linken Flügel des Schloſſes an der Erde wäre und ebenfalls die Ausſicht auf den Garten habe.

Wollmar brachte den ganzen Nachmittag im Garten zu, doch wagte ers nicht, ſich dem

Hauſe zu nähern, aus Furcht, Jakobine möcht' ihn plötzlich erkennen, und ihre Ueberraſchung vor Zeugen kund machen. Seine Blikke ſchweiften immer aus einiger Entfernung nach den Fenſtern, wo er ſie vermuthen konnte, und jedes Rauſchen eines Fußtritts durchſchauerte ihn, denn jedesmal wähnte er, daß ſie ſich nähere. Der Nachmittag ſchlich hin, und nach und nach entfernte ſich die Sonne beim Abſchiedslied der Nachtigall, und noch hat' er nichts von Jakobinen weder geſehn noch gehört.

Leiſe und ſchwermüthig ſtieg der Abend hernieder, wie ein Liebender, der das Grab ſeines frühverblichenen Mädchens beſucht; Wollmar irrte durch ein kleines Gehölz, am Ende des Gartens, wo Akazien und Pappeln und Thränenweiden ihre Arme freundſchaftlich verſchränkten in leiſen Tönen der Liebe ſang hier eine Nachtigall; Wollmar ſtand und horchte, und ſein Schmerz ward Wehmuth: das Rauſchen eines Gewandes machte ihn aufmerkſam: aus einem meandriſchen Seitengange kam eine weibliche Geſtalt hervor, deren Antlitz ein Flor überhüllte. Wollmars Herz hämmerte in ſeiner Bruſt! Sie iſt's, war der Gedanke ſeiner Seele! das Frauenzimmer gieng ihn vorüber, als ob ſie ihn nicht bemerkte — er war in unbeſchreiblicher Verlegenheit! war ſie's oder nicht? und wenn ſie's war, wie unverzeihlich einen Augenblik entwiſchen zu laſſen, der vielleicht nie ſo günſtig wiederkehrte! von dieſen Gedanken beflügelt eilt er ihr nach, entſchloſſen, ſie anzureden.

Mademoiſell, ſagte er, als er ihr zur Seite war, entſchuldigen Sie meine Anrede. Ich bin zum erſtenmale hier, und weis den Weg nach dem Schloße nicht zurükzufinden.

Das Frauenzimmer ſtand einige Sekunden ſprachlos, faſt ohne Bewegung, dann ſchlug ſie ihren Schleier zurük und

Herr Wollmar!

Jakobine!

War alles, was beide vorbringen konnten.

Sie hier?

Um Sie zu retten! indem Wollmar dies ſagte, hörten ſie Fußtritte ſich nähern, er drükte ſchnell ein Brieſchen ihr in die Hand —

Hier iſts, was Sie zu wiſſen nöthig haben. Um Mitternacht erwart ich die Antwort unter Ihrem Fenſter.

Kaum hatte er dieſe Worte geendigt, als der Gärtner auf ſie zukam, und ſie ſich trennen muſten.

## Vierzehntes Kapitel.

### Enthält gute und ſchlimme Nachrichten.

Leſer, du möchteſt wiſſen, was in dem Brieſchen geſtanden habe, welches Wollmar Jakobinen im Garten in die Hand drükt?

Nicht mehr und nicht weniger als folgendes:

> Sie ſind an einen mächtigen Wollüſtling verkauft, ich bin hier, um Sie zu retten. Ich werde ſie in die arme Ihres Pflegevaters zurükführen, und vielleicht gelingt es uns dann, ihre wahren Verwandten aufzufinden. Aber die geringſte Weile hat Gefahr!
>
> Wollmar.

Gegen Mitternacht gieng Wollmar in ſeinen Mantel gehüllt, unter den Fenſtern der Wohnung des Verwalters auf und ab; eines derſelben öffnete ſich, er gab ſeine Gegenwart durch ein Zeichen mit einem weiſen Tuche zu erkennen. Ein Briefchen flog jezt heraus, welches er auffieng und damit auf ſein Zimmer eilte. Das Briefchen enthielt blos die Worte:

Ich bin bereit Ihnen zu folgen.

Wollmar war jezt wieder glücklich wie ein König, er ſah Jakobinen ſchon gerettet und ſich in ihrem Beſizze. Reklau war noch nicht zurükgekommen, er benuzte dieſen Umſtand, unter dem Vorwande, einige Sachen einzukaufen, des andern Morgens nach dem nur zwei Stunden von Gembach entlegenen — burg zu gehen, um mit ſeinem Freunde das Weitere zu verabreden. Heerborn und Banner ſtimmten für eine Entführung, und zwar ſo ſchnell als möglich. Die folgende Nacht wurde dazu beſtimmt. Banner hatte Reklau wegen einige Rükſichten zu nehmen; um daher den Verdacht von Wollmarn, der von ihm an den Domherrn empfohlen war, abzulenken, ſollte Heerborn den Plan ausführen, nach Mitternacht an den Garten, deſſen Thüren nicht verſchloſſen waren, mit einem Kabriolet oder einer Pirutſche halten, und dann Jakobinen fürs erſte nach Steinfurt zu dem Barbier Hartmann bringen, denn es war zu vermuthen, daß Reklau ſeine Spione nach Welſen ſchikken würde, und ob gleich von offenbarer Gewalt nichts zu fürchten ſtand, ſo mußte man doch der Hinterliſt gewärtigen.

Nach geendigter Konferenz kehrte Wollmar ſo eilig als möglich nach Sembach zurük, wo auch Reklau ſo eben eintraf. Die Unterhaltung bei Tiſche war zwiſchen beiden ziemlich munter, ſeine Hochwürden ahneten nichts arges und Wollmar hatte alle Urſache, über die Wendung der Geſchichte getröſten Muthes zu ſeyn. Nur als Reklau ihm die Idee gab, eine Leda zu mahlen, die den himmliſchen Schwan wollüſtig im Schooſe wiegen ſollte, fieng ſein Blut an aufzukochen: ein trefliches Altarſtük, dachte er bei ſich, wann eine Unſchuld daran geopfert werden ſoll!

Gegen Abend begegnete er Jakobinen wieder im Garten; um aber keinem lauernden Auge Verdacht zu geben, drehte er, ihr ſchon ganz nahe, ſich um, und gieng ſeinen Weg wieder zurük, ließ aber behutſam ein Papier hinter ſich fallen, worauf er mit einem Krayon geſchrieben hatte:

Dieſe Nacht nach zwölf Uhr!

Jakobinens Blik war das Zettelchen nicht entgangen, ſie lies, als ſie an die Stelle kam, wo es lag, wie von ohngefähr ihr Saktuch fallen, und hob es mit denſelben zugleich auf. Beider Herzen pochten von ängſtlicher Erwartung, je näher die Stunde kam. Endlich ſchlug die Glokke auf dem Dorfkirchthurme zwölf, und jezt ſchlich ſich Wollmar in den Garten an das Fenſter, wo Jakobine ſeiner ſchon harrte. Er reichte ihr die Hand, damit ſie beim Herabſteigen keinen Schaden nehmen mögte, und beide giengen ſodann leiſe, leiſe, arm in arm durch die Gartenthür an der Seite der Straße, wo Heerborn in einiger Entfernung hielt.

Jakobine ſchien es ungern zu hören, daß Wollmar ſie nicht begleite; doch muſte ſie ſich die Urſachen gefallen laſſen, auch kannte ſie den Reiſen ihres Pflegvaters ſchon, und vertraute ſich ohne Furcht ſeinen Händen. Beim Abſchiede drükte ſie gerührt Wollmars Hand, und er wagte es, dieſelbe — nicht zu küſſen, nur mit ſeinen Lippen zu berühren. Jakobine ſtieg in die Pirutſche, Heerborn ſezte ſich neben ſie und jagte davon.

## Vierzehntes Kapitel.

Worinn die Geſchichte ihrem Ende entgegenrükt.

Im Schloſſe zu Sembach wurde es am andern Tage bald ruchbar, daß Jakobine entflohen ſey. Wollmar erfuhr die Mähre durch ſeinen Bedienten, mit dem Beiſazze; ſeine Hochwürden intereßirten ſich ſehr für das arme Mädchen, und hätten in der Stille Leute abgeſchikt, um die Spuren ihrer Flucht auszukundſchaften. Gegen Mittag wurde Wollmar zu ſeiner Hochwürden gerufen, welche ihn mit ihrem gewöhnlichen Lächeln anredete:

Sie haben vielleicht von dem Vorfalle gehört, welcher in der lezten Nacht meinen Verwalter betroffen hat?

**Wollmar.** Mein Bedienter hat mir davon geſagt.

**v. Reklau.** Es iſt eine ſonderbare Geſchichte. — (noch freundlicher lächelnd) leid iſt mirs, daß Sie in dieſe Geſchichte verwikkelt werden.

**Wollmar.** Ich?

**v. Reklau.** Man will Sie geſtern Abend im Garten unter den Fenſtern des Verwalters bemerkt haben.

**Wollmar.** So!

**v. Reklau,** (durch Wollmars Kaltblütigkeit ein wenig in Verlegenheit geſezt) die gerichtliche Formalität, der ich, um des Beiſpiels willen, jede Rükſicht opfern muß, erfordert, Sie unterdeſſen in Verwahrung bringen zu laſſen.

Wollmar. Alſo der gerichtlichen Formalität wegen? Auch das, denn ich hoffe, dieſes Poſſenſpiel ſoll nicht lange dauern. Die ganze geheime Geſchichte iſt mehrern Perſonen zu genau bekannt, als daß Sie ſelbſt nicht eine nähere Unterſuchung ſcheuen ſollten. Und ungeahndet morden Sie mich nicht, ich habe Freunde, die mich ſchreklich rächen würden.

Dieſe Periode brachte ſeine Hochwürden noch mehr auſſer Faſſung, er rief einige vor der Thüre ſtehende Gerichtsdiener und bewaffnete Bauern, und lies Wollmarn ins Gefängnis des Schloſſes abführen.

Lieber Leſer, wenn es dir nicht zuwieder iſt, ſo wollen wir uns wieder nach Jakobinen umſehn.

Sie war mit ihrem Entführer glüklich in Hartmanns Hauſe angelangt, und von ihm und ſeinem Weibchen liebevoll aufgenommen worden. Der erſte Anblik Jakobinens überraſchte den ehrlichen Hartmann, ſie war ſo ganz das Bild ihrer Mutter, die unſre Leſer nun ſchon errathen werden, wenn ſie ſich auf einen

Umſtand in Hartmanns Geſchichte zurükbeſinnen wollen, daß er an ihrer Abkunſt nicht mehr zweifeln konnte. Er theilte Heerbornen ſeine Muthmaſſungen mit, und beiden ſchien es der Klugheit gemäs, in dieſen Muthmaſſungen weiter zu gehen, denn ſo lange Jakobinens eigentliche Abkunſt unentdekt blieb, konnte dem Verwalter des ehrloſen Reklau ſein vorgebliches Recht, als Oheim, niemand ſtreitig machen. Hartmann befragte Jakobinen um die Umſtände ihrer Entführung aus Wollmars Händen: man brachte mich, ſagte ſie, noch denſelben Abend nach Sembach in das Hauß meines vorgeblichen Onkels.

**Hartmann.** Haben ſie den Namen der Frau, die ſie begleitete, nicht nennen hören?

**Jakobine.** Sie war, wie ich zufällig erfuhr aus — burg; mein Onkel nannte ſie nur Mutter Marthe.

**Heerborn.** Mutter Marthe? Nun iſt die Sache klar am Tag. Dieſe Dame wohnt in — burg, und treibt einen Schleichhandel mit jungen Mädchen. Erſt neulich wurde deſwegen ihr Hauß von der Polizei durchſucht.

Hartmann hielt dafür, daß Mutter Marthe und Frau Sander eine Perſon ſeyn müſten, und um ſich hiervon zu überzeugen, eilte er mit Heerborn nach — burg, wo ſie denn Mutter Marthen bald fanden, und von ihr freundlich aufgenommen wurden. Hartmann kannte ſie beim erſten Anblik:

Lebt der ehrliche Sander nicht mehr? Fragte er nach einer gleichgültigen Unterredung.

Ach, erwiederte ſie, und verzog den Mund zum Weinen, obgleich ihre Augen keine Thränen geben konnten, ach er iſt ſeit zwei Jahren tod. Kannten ſie ihn?

**Hartmann.** Wohl kannt ich ihn. Ich war zu eben der Zeit, als er mit ſeiner Herrſchaft, der Fräulein von Wewern im Hauſe ihres Onkels, des Herrn von Reklau ſich aufhielt, in den Dienſten dieſes Herrn. Erinnern ſie ſich meiner nicht mehr? Ich beſuchte ihren Mann einigemale? Freilich iſt es ſchon ein zehn oder zwölf Jahre her.

Fr. Sander. Hätte ſie warlich nicht mehr gekannt.

Heerborn. Keine hübſchen Mädchen im Hauſe, Mutter Marthe?

Fr. Sander. Ei ſie loſer! wer wird einer ehrbaren Frau ſolche Fragen thun?

Heerborn. Hat ſie doch vor einigen Tagen erſt ſeiner Hochwürden, dem Herrn von Rellan ein ſchönes Mädchen geliefert.

Die alte Kupplerin war verblüht. Heerborn fuhr fort:

Es bleibt unter uns! aber ſag ſie mir, wohin hat ſie denn die hinterlaſſene Tochter der Fräulein von Wewern gebracht, die Sie vor einigen Tagen von Welſen abholte?

Die Sprache verſagte der Alten. Hartmann ſtand auf und trat vor ſie hin:

Ich leſe das Geſtändnis deiner Schandthaten auf deinem Geſichte! Du haſt durch Betrug ein ſchuldloſes Mädchen aus den Händen ihres Pflegvaters geriſſen, haſt ſie an einen alten Wüſtling verkauft, der — die Hölle freue ſich deiner! der der Vater dieſes Mädchens iſt, und ſchon ihre Mutter, ein unſchuldiges Geſchöpf von fünfzehn Jahren als Opfer der Wolluſt würgte!

Ach haben ſie Erbarmen mit mir! ſtotterte die Elende und ſank auf die Knie.

Je nachdem du dich benehmen wirſt. Deine Zeugniſſe ſind uns vielleicht nothwendig, du wirſt daher dieſen Herrn nach Steinfurt in mein Hauß begleiten. — Herr Heerborn, bringen ſie dieſe dann dahin, und haben ein wachſames Aug auf ſie! ich eile nach Sembach, zu ſeiner Hochwürden.

## Fünfzehntes Kapitel.

### Fortſetzung des Vorigen.

Erſt in Sembach erhielt Hartmann Nachricht von Wollmars Gefangennehmung. Ha, dachte er, du wirſt immer reifer zur Vergeltung. Es war Abend, als er daſelbſt anlangte; da er ein wichtiges Geſchäft mit ſeiner Hochwürden zum Vorwand nahm, wurde er auch ſogleich vorgelaſſen.

Euer Hochwürden, bringe ich angenehme Nachricht. Das Mädchen, welches aus ihrem Hauß entführt worden iſt, beſindet ſich in meinen Händen?

**Reklau.** In ihren Händen? vortreflich, ich werde erkenntlich ſeyn! erzählen ſie doch.

**Hartmann.** Die Geſchichte nachher. Daß ſie erkenntlich ſeyn wollen iſt billig, denn was ich thue, iſt nicht klein. Das Mädchen iſt ſchön —

**Reklau.** Wie meinen ſie das?

**Hartmann.** Je nun — Schönheit iſt eine Roſe, die da iſt, um gepflükt zu werden. Und welch ein Genuß muß das ſeyn! erſt ermorden ſie den Geliebten dieſes Mädchens, einen edlen, biedern Jüngling!

**Reklau.** Was iſt das?

**Hartmann.** Dann ſchänden ſie auf dem blutenden Leichname die Tochter eines Weibes, welches durch ſie einſt um ihre Unſchuld betrogen wurde —

**Reklau.** Ich werde meinen Bedienten rufen —

**Hartmann.** Nicht von der Stelle, bis du alles gehört haſt, Ungeheuer — erinnerſt du dich der Fräulein von Wewern? — Jakobine iſt ihre Tochter! — jezt rufe deinen Bedienten!

Reklan ſchauerte zuſammen, als ob er das Rauſchen des Todesengels über ſich vernähme!

**Hartmann.** Nun laß meinen Freund in der Nacht des Kerkers verſchmachten, morde mich, aber wiſſe, unſre Rächer leben.

Schonen ſie meiner Ehre, ſtammelte Reklan, als er wieder zur Beſinnung kam. Ich will das Mädchen ausſtatten, ihren Freund ſogleich losgeben — alles gut machen, was ich gut machen kann!

Hartmann fühlte Erbarmen mit dem Sünder, den er unter ſeinem Fuße ſich krümmen ſah — ſie ſind Vater, ſagte er, dies Geheimnis ſoll mit uns ſterben!

**Reklan.** Laſſen ſie's auch ein Geheimnis für meine — für Jakobinen ſeyn, daß ſie mir nicht fluche!

**Hartmann.** Auch das. Sie wird die Gattin eines edlen Mannes werden, das Zeugnis kann ich Wollmarn geben.

**Reklau.** Er ſoll tauſend Louisd'or Ausſtattung haben.

**Hartmann.** So wie ich ihn kenne, wird er das nicht annehmen. Er beſizt Vermögens genug, um, wenn auch nicht mit Glanz, doch mit Anſtand zu leben.

Leſer, ſoll ich den Faden der Geſchichte noch weiter ſpinnen?

Frau Hartmann, Jakobine und Heerborn ſaßen beim Frühſtükke, und waren nicht ohne Beſorgniße für Wollmarn und Hartmann, als beide in die Stube traten. Heerborn und Wollmar flogen einer in des andern Arm und Jakobinens Antliz erglühte von ſichtbarer Freude. Alles iſt gut, ſagte Hartmann, heute oder morgen, oder wenn ſie will, kehrt Mamſell Jakobine nach Welſen zu ihrem Pflegvater zurük, und einzig in deſſen Hand bleibt ihr Schikſal.

Dieſe Reiſe geſchahe des andern Tags, Frau Hartmann war ihre Begleiterin. Eh Jakobine in den Wagen ſtieg, näherte ſich ihr Wollmar ſchüchtern, und ſagte: ich möchte ihnen eine Entdekkung machen, wenn ich nicht fürchten müſte, ihren Unwillen zu erregen.

**Jakobine.** Ich bin von Herrn Wollmar überzeugt, daß er nichts thun und ſagen könne, was mich im mindeſten beleidigen könnte.

**Wollmar.** Sie haben alſo Zutrauen zu mir?

**Jakobine.** Muß ich es nicht haben, da ſie es mir durch ihre Thaten und Geſinnungen einflößten?

Wollmar ergriff ihre Hand und drükte ſie an ſeine Stirne.

Ich wünſchte, ſagte er, ſie möchten errathen, was in mir vorgeht, was Worte nicht ausdrükken können.

Jakobine ſagte nicht, daß ſie es erriethe, aber ihr Erröthen bekräftigte, was ihr Mund nicht geſtehen wollte.

Wollmar reichte ihr ein Papier dar, und ſagte: wenn ſie ſich gefallen laſſen wollten, dieſes Blatt bei Muße zu durchgehen, ſo würden ſie leichter entſcheiden können, in wiefern wir über gewiſſe Dinge gleich denken, oder nicht.

Jakobine nahm das Papier und konnte ſich nicht enthalten, ſolches ſchon unterwegs zu leſen.

Leſer, wenn es dir nicht zuwieder iſt, ſo will ich dir es ebenfalls mittheilen. Jenes Papier enthielt:

## Wollmars Meinungen über Weiber und Ehe und über ſich ſelbſt.

Der Mann herrſcht durch eine allgemeine anerkannte Superiorität der Einſicht, das Weib durch Nachgeben. Des Mannes Feſtigkeit und Troz ſchmilzt ein Lächeln, eine Thräne, ein ſanftes Wort.

Wer liebt, will lieben und ſonſt nichts, ſagt die ſchwärmende Blanka im Julius von

Tarent treffend genug. Aber wehe, wer heurathet, blos eine zu heurathen. Liebe und Liebe, welche Verſchiedenheit!

Ich rede nicht von jenen Ehen, die durch Konvenienz und Eigennuz geſchloſſen werden, wo man ſich erträgt aus Wohlſtand, und ſich ſeine Feſſeln erleichtert durch wechſelſeitige Konnivenz.

Auch nicht von jenen Ehen, die Langeweile oder animaliſches Bedürfnis ſchließt, wo man zulezt wähnt, ſich einander zu lieben, weil man ſeit Jahren an einem Joche zog, und jeden Schritt gemeinſchaftlich thun muſte.

Wer ſein Glük, ſeine Ruhe, ſeinen Himmel hinwagt auf ein Geſchöpf, nur der iſts, mit dem ich hier eigentlich ſpreche.

Um ein Weib immer lieben zu können, muß es immer unſere Achtung beſizzen. So wie man keine Entſchlieſſung faſſen ſollte, wenn man betrunken iſt, eben ſo wenig ſollte man ſich verheurathen im erſten Rauſch der Liebe. Laßt das die Sperlinge und die Nachtigallen thun, ihre Ehe währt nur einen Sommer, und ihre

Kinder ſind erzogen, ſobald ſie ihr Futter ſelbſt ſuchen können.

Jüngling, frage dich, wenn du im Begriff biſt, das Wort zu geben, welches den ehrlichen Mann unwiederruflich bindet, genügt dir das Weſen, wornach du deine Arme ausſtrekſt, zur alleinigen Quelle des häuslichen Glüks? Verſteht es deine Handlungen, deine Worte, deine Gefühle, deine Gebärde? Könnt ihr euch unterhalten ohne Sprache, und lieben ohne Leidenſchaft? werdet ihr noch ſanft ruhen eines in des andern Armen, wenn das Schikſal, um euch zu prüfen, das weiche Kiſſen unter euerm Haupt wegziehen ſollte?

Die Liebe des Jünglings iſt nur für das Jünglingsalter, und o wie oft verliert mit der Jugendwärme das Herz ſeine Rege! die Erde iſt kein Jammerthal, aber auch kein Blumengarten, wo der Eichbaum mit Zitronen prangt, und wo man auf Dornen wie auf Flaumfedern ruht. Zwar hat man Treibhäuſer erfunden, um der Natur auch im Winter die Geſchenke des Frühlings abzutrozzen; aber die Natur rächt ſich dafür, und giebt Blumen ohne Geruch und Früchte ohne Geſchmak. Der Weiſe bedarf dieſer Spielerei nicht, und weiß ſich ohne Blumen und Früchte im warmen Zimmer zu unterhalten, wenns drauſſen ſtürmt und ſtöbert; und wer kein warmes Zimmer hat, der hüllt ſich in den Mantel der Hofnung, den ſtärkt der Glaube an die Zukunft jenſeits.

Was ich von meinem Weibe fordre, muß ich ihr auch geben können. Keines darf in der Schuld des andern bleiben.

Schönheit iſt nicht zu verachten, aber Schönheit iſt nichts ohne Seele, und das Leben der Seele beſteht in der Unſchuld. Nakt giengen die Grazien. Offenheit und Einfalt ſind des Weibes Schmuk. Gelehrtheit und Verfeinerung ſind Masken, und höchſtens da gut, wo es Sitt' iſt, en Masque zu erſcheinen: für eine Hausfrau taugt das nicht.

Ich habe manche geprieſene Schönheit geſehen und ſie hat mich kalt gelaſſen. Woher das, wenn Phyſiognomie nicht mehr thut als Schönheit?

Wer das Auge den Spiegel der Seele genannt hat, hat wahr geſagt. Wenn ich durch das Auge eines Mädchens nicht in ihre Seele blikken kann, ſo iſt das Auge trübe, oder die Seele verhüllt.

Das Mädchen, welches ſein Gefühl im Theater lernt, oder aus Romanen ſchöpft, wie es denn jezt Mode zu werden anfängt, gleicht einer Wilden, die ihren Körper mit Farben bemahlt und Naſen und Ohren durchlöchert. Eine nachgeäffte Natur iſt ſchlimmer dann alle Künſtelei, denn ſie macht größere Prätenſionen nnd iſt eitel Betrug.

Wiz iſt eine glänzende Eigenſchaft, aber unſre Mädchen ſtechen ſo gerne, um zu zeigen, daß ſie ſtechen können. Aus Wiz wird Wizelei, und nur zu oft werden alle Sitt und Ehrbarkeit weggewizelt.

Ich bin ſehr zufrieden, wenn meine Künftige dieſes Talent nicht beſizt, oder wenn ſie es wenigſtens nur braucht, um die Inſecten zu verſcheuchen, die ſich an Roſen und Lilien ſo unverſchämt zudrängen. Freilich bedarf ächte

Tugend nicht einmal dieſer Augenklappe; ihr Blik hält das Laſter in Ehrfurcht.

Delikateſſe Feinheit und Zartheit des Gefühls, dies iſt die unnachläßige Forderung, welche ich an eine zu Wählende mache. Ihre Gunstbezeugungen müſſen ſich in den Schleier der Schaamhaftigkeit hüllen, ſie muß Jungfrau bleiben, auch wenn ſie ſchon Mutter iſt.

Wahrheit, Wahrheit iſt die köſtlichſte Tugend, eine Lüge mag noch ſo edel ſeyn, ſie wirft immer einen kleinen Schatten auf den Spiegel der Seele. Wahrheit und Unſchuld und Einfalt ſind die Schweſtergrazien, denen das Weib opfern muß. Jeder Umweg entehrt ſie mehr als den Mann.

Habe ich ein ſolches Weib gefunden, und durch ihr Aug in ihre Seele geblikt, und darin mein Bild geſehn, ſo werd ich ihr frei und offen meine Selbſtbekenntniſſe vorlegen:

Ich habe Gutes und Böſes an mir, beides unverhüllt. Ich kann kein Lächeln auf meine Lippen zwingen, wann ich grolle, und nicht heiter ſehen, wann meine Seele umwölkt iſt.

Den Werth des Menſchen weiß ich zu würdigen; eine edle Handlung, eine gute Geſinnung ziehen mich an ihren Urheber, allein ich wär nicht im Stand, ihm darüber etwas Verbindliches zu ſagen. Die leiſeſte Schmeichelei würde in meinem Munde zur Ironie werden.

Es wogt mitunter ſtürmiſch in meinem Buſen, aber der Händedruk eines Freundes, ein Blik in die ſchöne Natur ſind vermögend, dieſen Sturm zu beſänftigen: um wie vielmehr das Engellächeln eines Weibes?

Ich liebe die ſtillen, geſelligen Freuden des Lebens, zu ſizzen im Kreiſe vertrauter Freunde, die Sorgen wegzulachen und ein fröliches Lied anzuſtimmen und dabei zu vergeſſen, daß Sultane und Mufti's auf dieſer ſchönen Erde hauſen, mitunter auch ein wenig zu ſchwärmen, wenn die Schwärmerei auf einen Blumenpfad und nicht auf nakte Felſen oder in noch höhere Regionen führt, wo einem Erdenſohn die Luft ausgeht; dies alles gehört mit in mein Büchlein der Lebensphiloſophie.

Ich reſpectire das Urtheil der Welt; über Kleinigkeiten ſeze ich mich weg, warum ſollt' ich mir nicht den Rok aufknöpfen, wenn ich warm bin, indeß andre Leute neben mir Froſt empfinden? Aber Bokſprünge machen, um ein Genie zu heiſſen, oder einem ehrlichen Nachbarn durch die Beine ſchlüpfen, iſt nicht artig. Am wenigſten möcht ich einen Armen in ſeinem Lebensgange irre machen, geſezt auch, daß er ſein Stekkenpferd für ein Flügelroß anſehen, oder eine Wallfahrt nach der Wunderquelle zu Mena unternehmen ſollte.

Ich bin mitunter launiſch, aber dieſer Zufall kommt weder von der Witterung, noch von der Tag- und Nachtgleiche; gewöhnlich iſt er die Folge eines mislungenen Unternehmens, oder einer Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Kleine Stöße bringen mich leichter auſſer Faſſung, als große. An einen kleinen Stein ſtößt man unvorſichtigerweiſe, aber nur ein Narr rennt wieder einen Fels. Steht uns ein ſolcher im Wege, ſo ſucht man ihn zu umgehen, oder läßt ſich die Mühe nicht verdrießen, ihn zu überſteigen. Dabei reicht der Stärkere dem Schwächern die Hand, und das Weibchen troknet dem Manne freundlich den Schweiß von der Stirne. Nach überſtandener Arbeit thut die Ruhe ſo wohl, und das Andenken an getragene Mühſeligkeit iſt ſo erquikkend.

Ich gehe dem Narrn aus dem Wege, und entziehe niemanden die Hand, der meiner bedarf.

Mit Magiſter Panglos glaube ich an die beſte Welt, bin aber doch der Meynung, daß in dieſer beſten Welt noch gar mancherlei beſſer zu machen wäre! gerne räum' ich da und dort einen Dorn aus dem Weg, reiſſe eine Diſtel aus, und pflanze ein Blümchen an ihre Stelle, aber für das große Univerſum zu ſorgen iſt meine Sache nicht.

In meinem zwölften Jahre regte ſich zum erſtenmale in meiner Bruſt etwas der Liebe ähnliches. Der Edelmann im Dorfe, wo ich erzogen wurde, hatte ein Töchtergen, mit mir von gleichem Alter. Fräulein Wischen war hübſch genug, und ihre braunen Augen blikten mich bisweilen ſo freundlich an, daß es mir faſt warm ums Herz wurde, ob ich gleich kaum erſt wußte, daß ich ein Herz hätte.

Wir ſpielten öfters zuſammen, ſuchten Blumen, wanden Kränze, oder giengen auf die Schmetterlingsjagd. Oft, wenn ich etwas nicht nach ihrem Sinn gemacht hatte, fieng ſie an zu grollen, und nichts konnte ſie beſänftigen, als wenn ich vor ihr kniete, und ihr verſicherte, daß ſie ſchöner ſey in der Freundlichkeit als im Unmuth.

Eines Tags fand ich ſie im Burggarten Schmetterlinge haſchen, die ſie mit Steknadeln an ihren ſchwarzen Sommerhut heftete. Die armen Thierchen zappelten und ſchlugen die Flügelchen im Schmerz, und das thut mir leid.

Warum thuſt du das, ſagt ich? Dieſe guten Thierchen leben ſo gerne, als wir, und können ſich, wie wir, auch freuen!

Was thut das, ſie laſſen ſo ſchön an meinem Hut, war ihre Antwort.

Ich bat, ich kniete, ich ſchmeichelte, umſonſt! ſie blieb dabei, daß ſie ſo ſchön an ihrem ſchwarzen Hut lieſſen.

Von dem Augenblik floh ich den Umgang des hübſchen Mädchens. Ich glaubte damals feſt an Feen und Elfen, und an die Gewalt dieſer unſichtbaren Mächte, die Menſchen zu verwandeln nach Belieben, und mir fiel ein, daß, wenn mich eine unartige Fee allenfalls in einen Schmetterling verwandeln ſollte, Fräulein Wischen mich ohne Gnade an ihren ſchwarzen Sommerhut anſpieſſen würde, wenn ſie gleich wüſte, daß ihr lieber Karl in dem Schmetterling verborgen wäre. Vielleicht dacht ich, könnte dies ein Beweggrund mehr ſeyn, mich feſtzuhalten, um der Seltenheit willen!

So weit der Auszug aus Wollmars Blättern, die er blos als Erinnerungen und Träume niedergeſchrieben hatte, um ſie aufzubewahren als Denkmäler ſeiner Jünglingsjahre.

## Leztes Kapitel.

### Einige Nachträge.

Mutter Marthe muſte Wollmarn und ſeinen Freunden noch einige Aufſchlüſſe über Jakobinens Entführung aus dem Hauſe des Pfarrers geben. Hier iſt ihre Ausſage:

Die Fräulein von Wewern, in den lezten Jahren Frau von Bagg, ſtarb ſchnell im Bade, ohne wegen ihrer Tochter noch Verfügungen treffen zu können, mein Mann war auch tod, und auſſer mir, niemand mehr am Leben, der um die Sache wuſte. Jakobinens Schönheit fiel mir in die Augen, und meine Armuth gab mir den Gedanken, ſie zu entführen, und ſie in meinem Hauſe auf gut Glük zu behalten. Unterwegs erfuhr ich, daß die Polizei mein Haus habe durchſuchen laſſen, und daß ich es nicht ohne Gefahr wagen dürfe, mit meiner Beute zurükzukommen. Ich erſann daher einen Vorwand und brachte Jakobinen in die Hütte, die mir vor einigen Jahren ſchon einigemale zum

Zufluchtsort gedient hatte, aber jezt einen andern Bewohner hatte.

Ich kehrte allein nach — burg zurük, und lies dem Domherrn von Keklau, den ich als einen leidenſchaftlichen Mädchenjäger kannte, Mamſell Jakobinen durch einen Unterhändler anbieten und — das übrige wiſſen Sie ja!

Leſer, wünſcheſt du noch weiter etwas von Wollmarn und ſeiner Geliebten zu erfahren? Schon im zweiten Kapitel dieſes Buchs habe ich dir eine Szene aus ſeinem häuslichen Leben mitgetheilt. Wenn ſie deinen Beifall hatte, ſo könnt ich mich wohl entſchlieſſen, künftig einmal ein Büchlein unter dem Titel:

„Wollmars häusliches Leben“

nebſt einem zweiten Anhange aus ſeinen Papieren herauszugeben.

Lebe wohl bis auf Wiederſehen!

# Anhang

aus

# Wollmars Brieftaſche.

## Die beiden Schatten.

Zween Schatten langten vor dem Throne
Des ernſten Höllenrichters an:
Was haſt du, ſprach mit mildem Tone
Er zu dem erſten Erdenſohne,
Was haſt du auf der Unterwelt gethan?
Ich war, erwiedert der mit Beben,
Ein unbemerkter Bauersmann,
Dem zwar das Glük nicht viel gegeben,
Doch nie bejammert' ich mein Loos,
Das mir nur ſchwarzes Brod beſchieden,
Und baute meinen Kohl in Frieden
Zog meine Kinder treulich groß,
Und theilte noch mit einem Armen,
Was uns die Nothdurft übrig lies.
Drum, guter Minos, hab' Erbarmen,
Und gönne mir im Paradies

Ein Plätzchen, wo ich auch die Meinen
Einſt neben mir verſammeln kann.
Der Richter lächelt ſanft ihn an,
Und läßt den andern jezt erſcheinen.
Der tritt mit Stolz im Angeſicht
Herfür: — nun gieb du mir Bericht
Von deinem Erdenthun und Treiben!
Den muß ich dir wohl ſchuldig bleiben,
Sagt der, ich fand die Menſchen nicht
Reif jenem großen Ideale,
Das ich zu ihrem Wohl erſann;
Stets ſtörten Eigennuz und Wahn
Auch meinen beſtgemeinten Plan.
Nach einem abgelegnen Thale
Floh ich zulezt, und träumte hier,
Und ſchuf mir meine Welt in mir.
Ein ſchaales Marionettenleben
Iſt wahrlich nicht des Weiſen werth!
Und wo man ſeinen Rath nicht ehrt,
Thut er am beſten, ſich zu leben.
Er ſchweigt, und Minos nimmt das Wort:
Du, frommer Erdenwaller dort,
Der, ohne Kenntnis, gut und Weiſe,

Und nüzlich und zufrieden war
Jndem ihm angewieſenen Kreiſe,
Vermehre der Olympier Schaar.
Doch du hier, der den Zwek verloren,
Für welchen jeder Menſch geboren,
Zu wirken wo und was er kann,
Bleibſt ausgeſchloſſen aus den Thoren
Des Himmels, bis du deinen Wahn
Und Dünkel reuvoll abgeſchworen.
Erkenne deine Thorheit nun,
Jm Traum das Leben zu verſäumen!
Die kleinen Dinge redlich thun
Jſt mehr, als große Dinge — träumen.

## Der Denkſpruch.

Ein Knabe von nicht ganz gemeinem Schlag
Sprach einſt zu ſeinem Lehrer: ſiehe da,
Welch einen ſchönen Spruch ich heute fand.
Laß hören! — „ nichts erfriſcht ſo ſehr das Blut,
„ Als das Bemerken einer guten That. “
Mich dünkt denn doch, daß etwas drüber ſey!
Und was, mein Lehrer?
gute Thaten thun.

## Deſille.

Als Deſill's Schatten — herrlicher
Starb noch kein Glaubensmärtyrer,
Den Purpurmänner ſeelig ſprachen[*]
In Vater Charons ſchwarzem Nachen
Am ſtillen Thal gelandet war,
Wo Wahrheit ihre Krone findet,
Und kein Deſpot die Hände bindet,
Umgab ihn plözlich eine Schaar
Von ſeines Volkes Heldenſöhnen,
An deren Spizze Turenn ſtand;
Willkommen hier, im Vaterland
Der Ruhe, unter Götterſöhnen!
Mein eigner Lorbeer ſoll dich krönen.
Du ſahſt dem Tod ins Angeſicht,
Wies Männern ziemt, und bebteſt nicht
Bei ſeinem kalten Händedrükken!
Drum grüßen wir als Bruder dich.
So ſprach der Feldherr voll Entzükken,

---

[*] Er fand den Tod im Bürgeraufruhr zu Nancy, wo er — um das Blut ſeiner Mitbürger zu ſchonen — ſich mit der Bruſt vor die Mündung einer Kanone legte.

Und bot die Hand ihm — Deiſt mich
Zurük: ihr kämpftet in dem Solde
Des Thrones, um ein Ordensband,
Und nahmt den Lohn in ſchnödem Golde;
Ich ſtarb den Tod fürs Vaterland,
Und um des Volkes Blut zu ſparen;
Ihr aber ſandet ganze Schaaren
In des Avernus Schoos hinab,
Und bautet an der Freiheit Grab.
Drum fort und hin, wo der Geweihte
Der Tugend wandelt, deſſen Stahl
— Rom war dahin! — ſich ſelbſt befreite!
O lieber weilt' an Kato's Seite
Ich ſtets im trüben Todesthal,
Als unter euch beim Göttermal.

## Die Mutter.

Ein Bote kam nach Sparta aus der Schlacht
Bei Mantinea; ihm begegnete
Am Tempel des Apoll ein ſpartiſch Weib.
Ha kennſt du meinen Sohn! — Mit Tauſenden
Fiel er fürs Vaterland. Du jammerſt mich!
Warum? er that, wozu ich ihn gebahr.

## Die Moral.

Zu einem alten, weiſen Bramen,
(Die Zeit verlor uns ſeinen Namen!)
Der ferne von der Thorheit Spiel,
In einer ſtillen Klauſe lebte,
Und da durch guten Rath, ſoviel
Er konnte, noch zu nüzzen ſtrebte,
Kam einſt ein junger Biedermann,
Und redet' ihn beſcheiden an:
Mein Vater! bange Zweifel quälen
Schon lange, lange meine Bruſt!
Der Tugend Bahn gieng ich mit Luſt;
Doch welch Syſtem ſoll ich erwählen?
Als Knabe ſchon ſaß ich im Staub
Der Schule, zu der Weiſen Füßen,
Und horchte ihren ſtrengen Schlüſſen,
Und blieb doch ſtets der Zweifel Raub.
Der eine rief: geh meine Wege!
Der Andre: näher führ ich dich!
Ein dritter ſprach Sanſcritt für mich.
Der Brame lächelt: o! die Rege
Zum guten giebt die Schule nicht!
Dein eigen Herz kennt jede Pflicht.

Mein Sohn! bewahre ſeine Lehren,
Und ihm gehorche ſtets mit Muth.
Das übrige ſind taube Aehren,
Nur für gelehrte Scheunen gut.

## Die Menſchenopferer.

Als Kortes nach den Anden zog,
Ein Volk von Wilden zu bekehren,
Und ſo es dann die Knie gläubig bog,
Sammt ſeiner Hab' es aufzuzehren,
Um ihm den Himmel früher zu beſcheeren;
Gerieth einſt eine kleine Schaar
Von ſeinem Heer zu einem Opferfeſte;
Die wilden harrten um den Blutaltar,
Bis ein Gefangener geſchlachtet war.
Entſetzen faßt die ungebetnen Gäſte!
Ihr Führer ruft mit hochgeſträubtem Haar:
Ha! dieſe Unholde verachten
„Natur und Menſchlichkeit, und bringen gar
Den falſchen Götzen Menſchenopfer dar —
Auf, laßt ſie uns dem Zorn des wahren Gottes ſchlachten!

## Der Kongreß.

Im Reich der Vögel fieng es an zu gähren;
Das Rebhuhn und der Auerhahn,
Der Staar, die Lerche, der Faſan,
Kurz alle, die vom Halm ſich nähren,
Erhoben lärmend ihr Geſchrei.
Der Hofpoet war mit dabei,
Ein Gimpel, der Philoſophei
Zu ſeinem Stekkenpferde machte,
Und vieles las, und wenig dachte.
Die Zeit der Wunder iſt vorbei,
Rief er mit einer Brutusmiene,
Die er erſt hinter der Gardine,
Wie ein Theaterheld ſtudiert,
Der vom Hannswurſt zum Römer ſich maſkirt!
Kein Gänschen glaubt mehr an die Rechte,
Die dem bliztragenden Geſchlechte
Kronion über uns verlieh.
Jezt, Bruder, gilt es, oder nie,
Den Adler von dem Thron zu jagen,
Und kühn dem Druk der Deſpotie
Auf ewig lebewohl! zu ſagen.
Ich ſtimme für Demokratie!

Dem Volke ziemts, Geſezze geben!
Wer nicht den Muth hat, frei zu leben,
Und anders denkt, den hängen wir.
Ein lauter Beifall hemmte hier
Der Rede Strohm — mit ſtiller Würde
Erhob ſich jezt ein grauer Schwan,
Belaſtet von der Jahren Bürde,
Und Thaten, die er ſtill gethan,
Und redete die Schreier an:
So ihr die Rechte wirklich ehret,
Die Zeus uns allen gleich verlieh,
So zeigt es dadurch, daß ihr ſie
Dem andersdenkenden nicht wehret.
Wenn ihr mit Strikken Freiheit lehret,
Sprecht ihr der Gottheit minder Hohn,
Als ſelbſt die Inquiſizion,
Die ihren Gott durch Blut verehret,
Und ihm zum Preis die Welt verheeret?
Wer nicht aus immer freier Wahl
Den Entſchluß faßte, frei zu leben,
Dem würdet ihr zu ſeiner Qual
Dies Huldgeſchenk der Gottheit geben.
Die Fakkel in des blinden Hand
Stekt eure Wohnungen in Brand.

## Der Rabe.

Durch Jägerliſt gerieth ein Rabe
In eines jungen Nimrods Hand,
Der ihm zum Spaß die Flügel band.
Nun Graukopf, ſollſt du — ſprach der Knabe,
Dich wohl nach meiner Laune drehn,
Und läßt du nicht den Wunſch vergehn,
Dereinſt dich wieder frei zu ſehn,
So werd' ich dir den Fittig lähmen!
Der Rab erwiedert ohne Grämen:
Das, Halbmenſch, magſt du immerhin!
Doch wirſt du mir den Freiheitsſinn
Dadurch ſo wenig, als den Glauben
An inneres Bewußtſeyn rauben.

Dem freien Mann, der thut und ſpricht,
Was Wahrheit und Natur verkünden,
Kann man zwar Händ und Füße binden,
Allein des Geiſtes Flügel nicht.

## Troſt.

### An Pfeffel.

Ein blinder Buchfink — einſt beraubte
Des Augenlichts ein Junker ihn,
Und lies zum Spaß! ihn wieder ziehn —
Saß, als der Lenz den Hain belaubte,
Auf einem Zweig und ſonnte ſich,
Und ſang, obgleich mit heiſerer Kehle,
Sein Liedchen aus zufriedner Seele.
Des wunderte ein Gukuk ſich:
Mein Nachbar, ich bewundre dich,
Rief er, wie kannſt du ohne Klagen
Dein herbes Misgeſchik ertragen?
Könnt ich die Sonne nicht mehr ſehn,
Und nicht umher im freien ſchweben,
Das Singen würde mir vergehn.
Der Henker hol' ein Siedlerleben!
Zwar ſeh ich nicht die Sonne mehr,
Erwiedert ihm der Märtyrer,
Doch ſchäz ich immer noch das Leben,
Das nur den Thoren drükt! Es mag
Gleichwohl mein Auge Nacht umgeben,
Iſts doch in meiner Seele Tag.

## Die Marionetten.

Ein Dramendichter, der auch Träume ſchrieb,
Und ſelbſt bei Tag nur ſelten wachend blieb,
Dabei von Shakespears Hoſenknepfe
Ein Amulet am Buſen trug,
Obgleich ſein Herz darum nicht höher ſchlug,
Gerieth, mit Bierbegeiſterung im Kopfe,
Zur Meßzeit in ein Puppenſpiel.
Man gab den Fauſt: mit unfriſirtem Schopfe
Erſchien auf einem Beſenſtiel
Die alte, räucherichte Hexe,
Und ſprach im hohen Kraftgefühl,
Troz manchem unſrer Dramenhexe.
Der Spaß mishagte unſerm Dichterling,
Der ſich zur Göttin die Natur erkohren,
Und darum oft mit bloſem Hintern gieng;
Ha, grunzt er, wie auf ihrem Beſen
Die Hexe, wer erträgt dies Weſen?
Und wie haſt du hinter deiner Bretterwand,
Du Narr, man merke nicht, daß deine Hand
Die Puppen mittelſt eines Drats belebe?
Und daß dein Hauch die Worte ihnen gebe?

Das traf den Puppengatrik wie ein Bliz!
Das Wort verſagt ihm, doch durch einen Riz
Erkennt er jezt zum Glük den Tiſchpoeten,
Und läßt die Hexe ſchreien: biſt du toll?
Woher der Götterſöhnen Handwerksgroll?
Sind deine Ritter minder Marionetten?
Und iſts dein Kleines, armes Ich denn nicht,
Was ebenfalls aus deinen Helden ſpricht?

## Diogen.

Als einſt im menſchenwimmelnden Athen
Mit ſeiner Leuchte Diogen
Umher durch alle Straßen irrte,
Und ihn ein Knabenſchwarm umſchwirrte,
Kam ohngefähr auch Plato auf ihn zu,
Und ſagte lächelnd: Menſchen ſucheſt du?
Mein guter Diogen, an deiner Stelle
Spart' ich die Solen, gieng nach Haus,
Und löſchte meine Lampe aus.

Warum? ſie brennt doch ziemlich helle?
Das wohl, verſezt der Philoſoph, allein
Dein Auge ſcheint ein wenig trüb zu ſeyn.

## Diogen.

O folgten doch die Menſchen dir,
Freund Diogen! ich lobe mir
Das Philoſophenleben in der Tonne,
Steht uns nur niemand in der Sonne.
Der Bettler iſt der reichſte Mann,
Wenn er, wie du, entbehren kann.
Ach du allein gehſt auf der Wahrheit Bahn.
So ſprach zum Diogen, der eben
Vor ſeinem Schneckenhäuschen ſaß,
Und Wohlgemuth Holzäpfel aß,
(Wies Weiſen ziemt, die nur fürs Weltall leben,
Nicht ſä'n, und keinen Zehnten geben)
Ein Stutzer, der — weil er ſonſt nichts beſaß,
Sich der Philoſophie ergeben.
Mein Freund, entgegnet Diogen,
Du ſcheinſt das Ding noch nicht recht zu verſtehn!
Wenn die Athener ſich in Tonnen ſteckten,
Und ſo, wie ich, mit Lumpen deckten,
So ſollte man mich bald bei Hofe ſehn,
Und buntgewirkte Kleider tragen.
Ein Philoſoph, das laß dir ſagen,
Muß nie auf der gemeinen Straße gehn.

# Numa.

## An Freund Kehr.

In einem alten, unbeſuchten Hain
Lies ſich zu Numa, wie die Sag' erzählt,
Die himmliſche Egeria herab,
Und lehrte ihn der Römer rohes Volk
Durch Religion — den Weiſen unſrer Zeit
Ein Aergernis! zur ſanften Menſchlichkeit
Und zum Gehorſam gegen das Geſez
Zu bilden. Einem Wizling fiel es ein,
Des Königs Umgang mit den Himmliſchen
(Ihm deucht es nur ein leeres Poſſenſpiel)
Im Haine zu belauſchen; er verſtekt
Sich in das dikkigt: Numa nähert ſich
Der heilgen Stelle, und mit einem Blik
Voll Andacht betet er zum Himmel ſo:
O würdige, du Himmelstochter, mich
Auch heute deines Umgangs! fahre fort,
Zu lehren mich, wie du bisher gethan.

Der Spötter rekt den Kopf aus dem Gebüſch,
Und blikt umher — der König ſteht allein,
Und in der Stellung eines Horchenden.

Ha, ruft er, ſonnenklar iſt der Betrug!
Freund Numa täuſcht uns mit Erſcheinungen.
Ich bin doch wach, und meine Sinne ſind's,
Und höre nichts, und ſehe nichts umher.
So murmelt er; der Wald erhellt ſich jezt,
Und eine unbekannte Stimme ruft:
O Thor, ein Nebel hüllet deinen Blik!
Des frommen Weiſen Ohr allein vernimmt
Der Götter Ausſpruch, ihm iſts hell und klar,
Was Dunkel und verwirrt dem Thoren ſcheint.

Ich weis, mein Lieber, daß auch du den Staub
Des Mannes ſegneſt, der ein rohes Volk
Zur Würde der verkannten Menſchheit hob.
O nähmen die Colonen Galliens
An ihm ein Beiſpiel! ſie zerſtörten nicht
Den ſüßen Frieden in des Landmanns Bruſt,
Den ihm der Glaube an die Gottheit gab.
Wie ſchlecht verſtehn die neuen Schöpfer ſich
Aufs Herz des Menſchen, das ſo viel bedarf!
Was bleibt dem guten, armen Landmann noch,
Wenn auch die Ausſicht jenſeits ihm erliſcht?
Wenn ihm kein Engel mehr zur Seite geht,
Der ſein Gebet zum Throne Gottes trägt?

Er wandelt in der Schöpfung, wo der Geiſt
Des Ewigſchaffenden ihn ſonſt umgab,
Jezt wie ein Fremdling, welcher keinen Freund
Und keine Heimath hat; ſein Herz wird kalt,
Sein Daſein drükt ihn; ſchaudernd blikt er auf
Zum Himmel! ſo blikt nach der Eltern Haus,
Die man zu Grab trug, das verwaißte Kind.
Was hält ihn nun, wenn er am Abgrund ſteht?
Wo ſoll er ſuchen, was die Erd' ihm nahm?
Ihm wird die Tugend eine Truggeſtalt,
Wenn ſie am Grabe von ihm weicht, ihm wird
Das Laſter minder ſchrekkend: Eigennuz
Und Selbſtſucht macht er denn zu Göttern ſich,
Und opfert ihnen, was ihm theuer war,
Wie Mütter ihre Kinder opferten
In Molochs Feuerarm!
O wende, Freund,
Mit mir den Blik von dieſem Lande weg,
Von dem der Genius der Menſchlichkeit
Den ſeinigen ſchon lange weggewandt!
Sei's auch ein Traum, was uns das Herz erwärmt,
Er wärmt es doch zum Guten, und das iſt
Mehr als die Weisheit eines Plato's Werth.

## Prometheus.

Prometheus, nach Ovids Bericht,
Verliebte ſich in Juppiters Xantippe.
Zwar ſchwebte Hohn auf ihrer Lippe,
Zwar trübte Stolz ihr himmliſches Geſicht,
Doch daran kehrt ſich Liebe nicht.
Wer nennt das Ding, was uns an andre kettet,
Auf Dornen, wie auf Roſen bettet
Und uns allmächtig in die Seele ſpricht?
Er war verliebt, wollt ihr ihn drum befragen,
So dürft' ihr nach dem Kaukaſus nur gehn,
Er wird die Urſach euch geſtehn,
Weis er ſie anders ſelbſt zu ſagen!
Doch Juno war nicht aufgelegt
Ein Duodram mit ihm zu ſpielen;
Er ſchwazt von brennenden Gefühlen,
Von dem, was ſich in ſeiner Seele regt;
Sie hört ihn an, und ſcheint bewegt,
Doch ſcheint ſie's nur, um ihn zu nekken,
Und ſchiebt dem hochverliebten Gekken
An ihrer ſtatt ein Dunſtgebild in Arm!
Er drükts ans Herz ſo voll und warm!

Doch ach, bald ſieht er ſich betrogen,
Im Nu iſt die Geſtalt verflogen.

Ihm giengs, wie manchem Dichterlein;
Es ſieht der Helden leuchtende Geſtalten,
Und will mit einem Arm von Fleiſch und Bein
Die Geiſter feſt im Fluge halten.

## Der junge Held.

Ein Sohn des wakkern Saladin,
Dem Thatenkraft im Buſen glühte,
Und früh ſchon helle Funken ſprühte,
Bat einſt den Vater: laß mich zieh'n
Mit deinen ſieggewohnten Schaaren,
Und löſchen meinen Thatendrang!
Es tobt im Buſen mir ein Heldenfeuer,
Und nagt an meinem Leben, wie ein Geyer,
Und zehrt mich auf bei längerm Müßiggang.
Geſtatte mir, um was ich dich beſchwöre!
Der Sultan faßt ihn bei der Hand:
O beſſer, daß das Feuer dich verzehre,
Als ſtekteſt du damit die Welt in Brand.

## Der Adler und der Schwan.

Wie mag es kommen, ſprach der Chan
Der Vögel einſt zu einem Schwan,
Der ſich am Hofe ſelber lebte,
Und nicht nach Gunſt und Aemtern ſtrebte;
Wie kommt es, daß dem Unterthan
So wenig mehr vor Blizzen grauet,
Die Zevſens Hand uns anvertrauet,
Und mancher gar, im Wahn des Rechts,
Dafür hält, ich auf meinem Throne
Sei wohl nicht göttlichen Geſchlechts,
Und mit ihm von demſelben Thone.
Der Schwan, der Muths genug beſaß,
Ob er gleich nicht Journale las,
Das, was er dachte, frei zu ſagen,
Und müßt' er auch ſein Hofglük wagen,
Erwiedert frei und ungeziert!
Du haſt wohl ſelbſt die Schuld zu tragen,
Daß ſich der Nimbus um dein Haupt verliert:
Hier dieſe friſchen Ueberreſte
Von einem jungen Goldfaſan
In deinem blutbeſprizten Neſte,

Sind fähig, jeden alten Wahn
Von Herſcherwürde zu verjagen,
Und ſelbſt der Dümmling muß ſich ſagen:
Wer ſich am Blut des Volkes lezt,
Sein Brod mit deſſen Thränen nezt,
Und trüg er einen Heilgenſchein,
Kann nicht vom Stamm der Götter ſeyn.

## Die Keule des Herkules.

Ein Kraftmann kam im alten Heldenland,
Wo man wohl auch dergleichen fand,
Zum Sohn Alkmenens, der in ſtillem Muthe
Gelehnt auf ſeine Keule ruhte.
O borge mir, du Herrlicher,
Doch deinen Stok beſprüzt mit Hydernblute,
Beim Bart des Zevs, mich lüſtet gar zu ſehr,
Mit Ungeheuern, ſo wie du, zu ringen,
Und einſt zu glänzen an dem Sternenplan.
Herkules lächelt: nun wohlan,
Hier iſt die Keule! kannſt du ſie auch ſchwingen?
Der Gek verſucht's, es will ihm nicht gelingen.
Die Peſt, wie ſchwer! doch du wirſt billig ſeyn,
Und mir dazu den Arm auch leih'n?

## Muth des Freien.

Ein Mandarin, den ſchon das Alter bleichte,
Doch der ein Herz im Buſen trug,
Das warm für Recht und Wahrheit ſchlug,
Und der ſich keinem Gözzen neigte,
Sprach einmal öffentlich und frei,
Nicht weil ein jeder damals kreiſchte,
Nein, weil ſein Amt es von ihm heiſchte,
Von ſeines Fürſten Tyrannei,
Der ſeines Volkes Töchter pflükte,
Die Söhne raubte von dem Pflug,
Den Wahrheitsfreund in Feſſeln ſchlug,
Und das Verdienſt zu Boden drükte.
Schach Omar läßt ihn vor ſich fordern,
Und redet ihn mit Blikken an,
In denen Wuth und Rache lodern:
Ha Sklave, bebſt du nicht? ich kann
Mit einem Winke dich verderben!
O nein, antwortet er dem Chan,
Zu fürchten hat ſich nie ein Mann,
Der Muths genug beſizt zu ſterben.

## Der Klauſner.

Ein Gimpel hatte ſeine Zelle
In einen hohlen Baum gemacht,
Und ſang daſelbſt bei Tag und Nacht
Ein frommes Lied mit heiſerer Kehle,
Aus trüber, Freude leerer Seele.
Einſt unterbrach den Bußgeſang
Die ſtille, ſanfte Philomele,
Die ohnweit von des Klauſners Höle,
Geleitet von dem ſüßen Drang
Der Liebe, ſich ein Neſtchen machte,
Und künft'ger Mutterfreuden dachte.
Ha, rief der Mönch mit frommer Wuth,
Die Dirne wagts, in meine Pſalmen
Zu miſchen ihre Frevelglut?
Die Götter mögen ſie zermalmen,
Sie, die das Heiligthum entehrt,
Wo — allen Lüſten abgeſchieden,
Mein Geiſt, gewiegt in Himmelsfrieden,
Schon des Olympos Lieder hört.

Den Vorwurf deiner finſtern Seele,
Verſetzt dem Grämler Philomele,

Hör mit Gelaſſenheit ich an.
Die Armen raubt ein finſtrer Wahn
Den freundlichen Genuß des Lebens,
Und die Natur ruft dich vergebens
Auf ihre blumenvolle Bahn.
Mir iſt der Schwärmer zu beklagen,
Der weiſer noch zu ſeyn begehrt
Als die Natur, und durch Entſagen
Den Freudegeber preiſen lehrt.

## Silens Eſel.

Herr Nachbar mit den langen Ohren,
Sprach im Olymp, zum Grauthier des Silen,
Der Hofnarr Momus einſt, man muß geſtehn,
Du biſt zum Glükke nicht gebohren!
Doch unter uns, es iſt auch deine Schuld!
Warum trägſt du, mit Märtyrergedult,
Den alten ſtets berauſchten Thoren,
Den du dir ſelbſt zum Herrn erkohren,
Von einem Trinkgelag zum andern hin,
Und haſt nur Ribbenſtöße zum Gewinn?

Hm, brummt das Thier, weil ich ein Eſel bin!

## Das Opfer.

Im Myrtenwäldchen auf Cythere
Lag einſt ein Täubchen am Altar,
Der dieſer Göttin heilig war,
Als noch das Mädchen, ihr zur Ehre,
Mit dem Geliebten Hand in Hand
Die erſten Frühlingsroſen pflükte,
Und ſich damit zum Opfer ſchmukte,
Und was es fühlte, frei geſtand.
Still lag das Täubchen, ohne beben,
Und mit Ergebenheit im Blik,
Erwartend ſo den Augenblik,
Wo es ſein unſchuldvolles Leben
Verhauchen ſollte am Altar,
Als Opfer für ein liebend Paar.
Ein Sperling ſah das Opfer liegen,
Und rief ihm zu: wie, Schweſterchen,
Du kannſt dich ſo dem Schikſal ſchmiegen,
Und deinem Tod entgegen ſehn,
Als wär ſein Hauch ein Frühlingswehn?
Wohl ſchade, daß dein junges Leben
Der Opferſtahl ſo früh zerreißt!

Wie, da mein Blut der Gottheit fleußt,
Verſezt das Täubchen, ſollt' ich beben?
Wer ſich zum Opfer weihen will,
Dem ziemt es willig, ſtumm und ſtill
Dem Opferer ſich hinzugeben.

## Der Dichter und ſein Held.

Mir denke, ſprach im blaßen Schattenreich
Zum Held Leonidas der Britte, der
Den ſchönen Tod des edlen Griechen ſang;
Mir denke, daß in meinem Liede nun
Dein Name herrlicher und ſpäthin ſtrahlt!
Der Feldherr lächelt — denke mir vielmehr,
Daß ich die Thaten werth des Liedes gab.
Du ſchnizteſt nur den Rahmen um mein Bild,
Und ohne Bild — was wäre deine Kunſt?

## Amor und die Biene.

In jenen erſten goldnen Jahren
Der laſterfreien Hirtenwelt,
Von denen Theokrit erzählt,
Und die nur darum golden waren,
Weil ihnen noch dies Erz gefehlt,
Das Thoren jezt und Weiſe quält;
Als Cypripor noch ohne Flügel
Mit Hirten über Thal und Hügel
Nach bunten Schmetterlingen lief,
Und unter einem Baume ſchlief,
Und Blindekuh mit Mädchen ſpielte,
Und nur erſt mit verſtohlnem Blik
Nach einem vollen Buſen ſchielte;
In jenen Zeiten, deren Glük
Uns in Jahrhunderten von Eiſen
Die Dichterlinge heiſer preiſen,
Kam Amor einſt, von Durſt geplagt,
In einer hohlen Eiche Schatten,
Wo Bienen ihren Wohnſiz hatten.
Da giebt es was zu naſchen, ſagt
Bei ſich der kleine Löwenzwinger,

Und langt den ſüßen Raub hervor;
Schnell ſummt ein Bienchen ihm ums Ohr,
Und huſch verwundet es am Finger
Den goldgelokten Cypripor.
Der Kleine ſtampft und ſchielt, es rollen
Ihm helle Thränen vom Geſicht;
Das Bienchen raunt ihm zu: das Schmollen,
Freund Amor, läßt dir warlich nicht.
Ich ſtach dich wirklich nur zum Scherz!
Du ſelber theilſt ja deine Gaben
Nicht an die Menſchen ohne Schmerz,
Und willſt umſonſt den Honig haben?

## Die Zwiebelſuppe.

Ein armes Bäuerlein, dem die
Natur, die auch Philoſophie,
Zwar nicht nach Kant und Feder lehret,
Ein Stükchen Hausphiloſophie
Vom Nachlaß Epictets beſcheeret,
Fuhr einſt mit Zwiebeln nach der Stadt,
Und kürzte ſich die kleine Reiſe
Mit einem Lied nach alter Weiſe.

Doch ach, wer einmal Unglük hat,
Dem hängt es immer auf dem Rükken,
Und nur den Thoren folgts auf Krükken,
Wie Vulpius Thalien nach.
Der Karrn kommt jezt durch einen Bach,
Das Unglük ſezt ſich drauf, und krach!
Da ſchwimmt er hin, und um ihn her
Die Zwiebeln, wie im Aethermeer
Die Sternlein, würde Pindar ſagen,
Doch einem deutſchen Dichtermagen
Iſt ſolch ein Gleichnis allzuſchwer.
Das Bäuerlein bleibt ruhig ſtehen,
Und ſagt mit heiterm Angeſicht:
Nein, all mein Tage hab' ich nicht
Solch eine Zwiebelſupp geſehen.

Ich halt es auch mit deiner Hausphiloſophie,
Freund Epictet, ſie trügt uns nie.
Zwar trägſt du einen Knotenſtok,
Und einen ungeſchornen Rok;
Allein der erſte dient zur Stüzze
Am Felſenweg, an einer Pfüzze,
Und deren trift man leider viel

Hier unterm Mond, auf allen Wegen!
Der andre ſchützt bei Sturm und Regen,
Wo ein ätheriſches Gewand
Nur ſchlechte Dienſte leiſten würde.
Ein jeder keucht mit ſeiner Bürde,
Und wohl, wer einen Bruder fand,
Der, wenn die Mittagsglut ihn röſtet,
Nicht ruhig nach Syſtemen tröſtet,
Nein, tragen hilft mit ſtarker Hand.
Ein ſolcher Freund iſt deine Hausphiloſophie,
Freund Epictet! die Schule giebt ihn nie.

## Die Muſenquelle.

Ein Dichter von Thaliens Troſſe
Bekam einſt Luſt, von Punſch und Wein
Begeiſtert, auf dem Flügelroſſe
Zu reiten nach dem Muſenhain.
Er ſchnallt an ſeinen Fuß die Sporen,
Doch ach! er war zum Hohn gebohren,
Und faßte, ſtatt dem Pegaſus,
Das Grauthier Silens bei den Ohren.
Sey mir gegrüßt, o Genius,
Ruft er, mit dieſen ſanften Schwingen

Wirſt du zum Muſenborn mich bringen!
Der Eſel ſtaunt ob dieſem Gruß,
Und wiehert aus der vollen Kehle.
Ha, dachte mit entzückter Seele
Der Verſemann, ich höre ſchon
Frau Melpomenens Odenton!
Doch ach der Langohr wirft vom Sitze
Beim erſten Sprung den Reiter ab,
Der ihm den Sporn zur Unzeit gab;
Da liegt er nun in einer Pfüzze,
Doch fühlt er in Begeiſtrung nicht,
Daß ihm der Schmerz die Lunge ſticht,
Und ſchlürft in ſich das faule Waſſer,
Wie Burgunds Wein ein fetter Praſſer,
Und kreiſcht der Muſen Lob dabei.
Der Eſel miſcht in gleichem Drange
Dazu ſein heiſeres Geſchrei!
So wards ein Schauſpiel mit Geſange.

## König Löwe.

Ein großer Mann war König Leu der Vierte!
Er fraß, verdaute, und regierte
Sein Volk aus ſeinem Schlafgemach,
Troz manchem andern Purpurſohne,
Und ſchlief er nicht, ſo war er wach.
Auch liebte er, wie die Nerone
Und Hildebrande, warmes Blut,
Und raubte oft mit frohem Muth
Ein Hirſchkalb von der Mutter Seite;
Das zarte Lamm war ſeine Beute;
Der Spiſſer, und der junge Bär ſogar
Fiel unterm ſcharfen Zahn des Götterſohnes.
Einſt ſammelte am Fuße ſeines Thrones
Sich die beraubte Väterſchaar,
Und flehte hingebükt im Staube:
O gönn' uns unſre Kinder doch,
Die wir erziehen für dein Joch,
Und drük uns länger nicht mit blut'gem Raube.
Ha, brüllt der Schach mit grinzendem Geſicht,
Sind ſie denn nicht durch mich geborgen?
So ich ſie freſſe, braucht ihr nicht
Für ihren Unterhalt zu ſorgen.

## Der praktiſche Philoſoph.

In ſeiner Klauſe ſaß ein Staar
Mit jungem Kopf und greiſem Haar,
Der auf Philoſophie ſich legte,
Und ſelten ſich vom Flek bewegte,
Und weit berühmt als Denker war.
Da kam des Wegs ein Specht gezogen,
Und ſprach beim grauen Siedler ein:
Ach Freund, mit einem lahmen Bein
Bin ich dem Geyer noch entflogen:
O laß in deinem Stübchen mich
Auf kurze Zeit nur Pflege finden,
Und hilf die Wunden mir verbinden,
Sonſt töden Schmerz und Hunger mich.

Profeſſor Maz brummt halb vor ſich:
Mein Freund, von Herzen gern wollt' ich
Ein Obdach dir und Pflege geben,
Allein das Büchlein der Natur
Heißt mich aus reiner Güte nur
Der Tugend Urgeſez zu leben,
Und noch bis jezt gelang mirs nicht,
Troz meinem feurigſten Beſtreben,

Zu dieſer Höhe mich zu heben,
Und Guts zu wirken, blos aus Pflicht!
Noch thut mein Herz nicht gern Verzicht
Auf Kränze, die die Tugend Pflicht:
Und bis ich dieſe Höh' erſchwungen,
Will ich dem Denken blos mich weih'n;
Doch iſt es mir dereinſt gelungen,
Dann ſollſt du mir willkommen ſeyn.

## Das Mädchen und die Roſe.

Die junge freundliche Karite,
Faſt ſchön wie Venus Aphrodite,
Und ſanft wie eine Huldgöttin,
Gieng einſt beim linden Abendwehen
In ihrem kleinen Garten hin,
Wo ſie zum Kranze Blümchen pflükte:
Sie blieb vor einem Strauche ſtehen,
Den eine volle Roſe ſchmükte.
Lang ſtand ſie ſtumm, die Roſe zog
Sie an, als könnt ſie Liebe geben,
Und Liebe nehmen, und ſie ſog
In ſich das ſüße Blumenleben.
Kind des Mayen, nimm von mir

Den beſten Dank für deine Gaben!
Du ſollſt in meinem Gärtchen hier
Den erſten Plaz auf immer haben.
Wie ſchön erfüllſt du deine Pflicht!
Du ſollſt mich, dir gleich, wohlthun lehren,
Und ſorgſam will ich dich umwehren,
Und ſchüzzen gegen Raub ſo ſpricht
Sie mit dem liebevollſten Tone,
Ich nehme keinen Dank von dir,
Verſezt von ihrem Dornenthrone
Die Lieblingin Cytherens ihr.
Ich hauche hier in meinem Kreiſe
Den ſüßen Weihduft aus, weil die
Natur die Fülle mir verlieh,
Nach innerm Drang, und auf die Weiſe
Gebühren Lob und Dank mir nie.

Ihr guten, edlen Menſchen, die
Ihr Seegen um euch her verbreitet,
Weils euch im Buſen überquillt,
Und ſo den Durſt des Herzens ſtillt,
Iſt der, ſo blos von Pflicht geleitet
Als ſein Geſez die Tugend ehrt,
Wohl mehr als ihr in eurer Einfalt werth?

## Pygmalions Statue.

Als eines Gottes Wink das Marmorbild
Pygmalions beſeelte, in der Bruſt
Sich warmes Leben regte, und o Wunder!
Der erſte Laut von ihren Lippen kam,
Doch ungebildet noch, ein bloſer Schrei:
Wie ſchlug das Herz dem Künſtler, lange ſchon
Vom Liebeswahnſinn in ein Bild bethört!
Er breitete die Arme nach ihr aus,
Er drükte ſie mit Innbrunſt an ſein Herz!
Doch ſie erwiedert ſein Entzükken nicht,
Und iſt und bleibt nur ein belebter Stein.
Jezt ſchwebt der Sohn Cytherens ins Gemach,
Und haucht auf ihre Lippen einen Kuß:
Sieh, ich vollende nun, was Zevs begann!
So ruft er lächelnd; jezt ſchlingt Galathee
Den Arm um ihren Bildner, inniger
Schlingt ſich die Rebe um den Ulmbaum nicht,
Und beide küſſen einen langen Kuß
Ja, Amor, ruft Pygmalion im Rauſch,
Den nur der nie Geliebte Thorheit nennt;
Ja, Amor, dir gebührt der erſte Dank.
Zevs gab das Leben, du die Seele ihr.

## Die Prieſterin.

Der Liebling Sokrates des Weiſen
Soll aus Athen ins Elend reiſen.
Das Murren gegen ihn war allgemein;
Wer hübſche Töchter hatte, ſtimmte ein,
Denn Alcibiades ſtand eben
Nicht in dem Heiligkeits Geruch!
Noch ſollte zum Verdammungsſpruch
Des Phöbus Prieſterin die Stimme geben:
Allein ſie ſprach — ihr Prieſter hörts mit Beben!
Mir ziemts zum Seegen, nicht zum Fluch
Die gottgeweihten Hände zu erheben.

Ihr heil'ger Dominik und Hildebrand,
Wie ſtündet ihr an dieſer Heidin Seite?
O weh der frevelhaften Hand,
Die euern blut'gen Schattentempel weihte!
Doch niemals tilgt der Kirche Spruch
Der Menſchheit Thränen in des Richters Buch!
Nicht wenig heilige Gebeine,
Belaſtet mit Inquiſitorenfluch,
Vermodern auf dem Rabenſteine,

Indes ſo manches Thoren Blut
In Prunkgefäßen auf Altären ruht,
Und wohlbezahlte Wunder thut.

## Newton.

Daß Newton das Syſtem der Schwerkraft fand,
War Werk des Zufalls, deſſen Hand
Ein Blättchen von dem Baume pflückte,
Vor welchem juſt der Britte ſtand.
Das Weitre leichte Forſchen glückte
So nach im Schlafe dem Verſtand.
So ſprach bei einem Abendſchmauſe
Ein unbelorbeerter Poet,
Deß Nam im Almanache ſteht,
Und zupft dabei gelehrt an ſeiner Krauſe.
Wohl war der Zufall mit im Spiel,
Verſezt ein Greis, der ſtumm bis jezt geblieben,
Ein tiefer Denker, ob er gleich nie viel
Sein Weſen mit der Bücherwelt getrieben;
Wohl war der Zufall mit im Spiel!
Allein den leichten Wink verſtehen,
Und ſo der Wahrheit tiefverſteckte Spur

In dieſem Zufall auszuſpähen,
Und zu erlauſchen die Natur,
Das konnte Newtons Falkenauge nur.

## Der neue Prometheus.

Ein junger Maler, der im kühnen Drang
Mit dem erhabenen Genius der Alten,
Wie Jakob mit dem Engel rang,
Und vor den göttlichen Geſtalten
Der Griechen lange Tage ſaß,
Und alles übrige vergaß,
Rief einſt im Rauſche ſeiner Seele:
Weg mit den Menſchlein unſrer Zeit,
Halb der Verweſung ſchon geweiht,
Und von dem Ideal der Raphaele
So fern! an Kraft und Schönheit leer!
Ich ſahe Götterbilder um mich her,
Gleich dieſen, die mich hier umgeben,
Und will nur unter ihnen leben.

Ei, Ei! ſagt jezt ein Freund, der eben
Von Ohngefähr ins Zimmer kam,
Und noch den Monolog vernahm:

Wirſt du auch Feu'r vom Himmel ſtehlen,
Um deine Bilder zu beſeelen?
Der Menſch lebt von ſich ſelber nicht!
Es werden ſich noch Stunden zeigen,
Wo dir ein menſchliches Geſicht,
Und wär es einem Neger eigen,
Mehr werth ſeyn wird, als allzumal
Die Götterſöhne hier im Bilderſaal.

## Der Heldenweg.

Zur Zeit, als noch in Griechenland
Der hehre Geiſt der Freiheit wehte,
Und ſchon des Knaben Bruſt belebte,
Gieng oft ein Jüngling, in der Hand
Ein Buch, an des Jliſſus Strand,
Und brachte manche ſtille Stunde
Daſelbſt mit ernſtem Leſen hin;
Einſt ſtößt ein lahmer Greis auf ihn,
Der manche ehrenvolle Wunde
Fürs Vaterland im Buſen trug:
Was lieſeſt du? der Jüngling ſchlug
Die Augen auf — hinanzuſteigen

In der Heroen ſchönen Kreiß,
Iſt meines innern Gotts Geheiß!
Dies Büchlein ſoll den Weg mir zeigen.
Mein Sohn, erwiedert ihm der Greiß,
O glaube mir, der viel geſehen,
Der Helden ſteile Bahn zu gehen,
Lehrt uns kein Buch! ſoll nicht die Glut
In deiner Bruſt ſchon früh verwehen,
So ſtäle durch Gefahr den Muth,
Und lerne dulden und entbehren.
Was uns der Weiſen Sprüchlein lehren,
Iſt zwar zum ſchwazzen ſchön und gut,
Doch wärmets nur, wie der Wein, das Blut,
Und ſolch ein Feuer kann nicht währen.
Steil iſt der Tugend rauhe Bahn,
Willſt du drauf wandeln, ſey erſt Mann!

## Natur und Kunſt.

Ich lobe mir vor allem die Natur!
Sprach eine Dame, deren Namen ich
In einem Muſenalmanache fand;
Indem ſie, auf den Sopha hingeſtrekt,
In einem Dichter las, und wechſelweis

Mit ihrem loſen Joly tändelte:
Ich lobe mir vor allem die Natur!
Sie iſt ſo reich an Freuden mancherlei,
Wohl, wer Gefühl für ihre Reizze hat!
O Tante, unterbrach die freundliche
Mathilde ſie o laſſen ſie uns dort
Auf jenen Hügel ſteigen, und von da
Die Sonne ſehen, wie ſie untergeht.
Wozu, mein Kind, fällt ihr die Dame ein,
Wozu uns mühen? O das alles iſt
Viel ſchöner in des Dichters Schilderei.
Der Dichter giebt zugleich Empfindung mit,
Und die gewährt der bloße Anblik nicht.

Ihr lächelt über dieſes Fabelchen?
Und o wie mancher große Pädagog
Macht die Natur zur Puppe, läßt damit
Den Zögling ſpielen, und gewöhnet ihn
Empfindungen zu ſammeln da und dort,
Wie Schwämm und Kräuter der Botaniker!

## Das heilige Feuer.

Als in des Pindus Lorbeerſchatten
Die Muſen einen Tempel hatten,
(Die Zeit lies uns die Trümmer nur)
Und ihnen noch ein Kranz der Flur,
Den eine Hirtin liebend brachte,
Ein angenehmer Opfer war,
Als das Geſchrei der Bardenſchaar:
In jener goldnen Zeit bewachte
Das Feu'r auf ihrem Hochaltar,
Daß einſt ein Bliz Kronions fachte,
Das Kleeblatt frommer Grazien;
Die Flamme durfte nie verweh'n,
Und ſie lebendig zu erhalten,
War nur der Unſchuld vorbehalten.
Dies Amt traf einſt Paſiphaen:
Freund Cypripor, der kleine Loſe,
Der damals noch, ſtatt dem Geſchoße
In ſeiner Hand die Fakkel trug,
Die ſanft erwärmte, nicht verzehrte,
Und die er bei dem Aſchenkrug
Der Hirtin Thränenvoll verkehrte,
Schlich zu der jungen Charitin

Mit einem frommen Lächeln hin,
Und fieng ſie kindiſch an zu nekken.
Das Ding misfiel dem Mädchen nicht;
Die Unſchuld ſaß ihm im Geſicht,
Da wars nicht Noth, ſich zu verſtekken.
Sie jagten ſich bald her und hin,
Gleich Frohen, luſt'gen Schmetterlingen,
Sie haſcht ihn bei den goldnen Schwingen,
Er tändelt ihr um Haar und Kinn,
Und ſo entſchlich der Tag dahin;
Stets war er fromm, gleich einem Lamme,
Doch auf dem ländlichen Altar.
Erloſch zum erſtenmal die Flamme,
Die Huldin wards zu ſpät gewahr.
Sie bebt und weint; die hellen Zähren
Wiſcht Cypripor ihr vom Geſicht:
Ach gutes Mädchen, weine nicht,
Dem Unglük iſt noch wohl zu wehren!
Mit ſeiner Fakkel zündet er
Die Reiſer an, und rein und hehr
Flammt das erloſchne Feuer wieder,
Und ſeit der Zeit wärmt es zugleich
Das Herz zum Singen froher Lieder,
Und macht es für die Liebe weich.

## Zevs und der Künſtler.

Ein Künſtler ſchuf im alten Griechenland
Einſt einen Zevs aus einem Marmorblok.
„ Birg dich vor mir im Staub und bete an!
So ſprach zu ihm der nagelneue Gott.
„ Dich, den ich mit dem Meiſel bildete!
„ In deſſen Hand ich ſelbſt die Blize gab? "
„ Thor, warum machteſt du den Blok zum
Gott! "

Ihr Völker, die ihr unterm Joche käucht,
Ihr büßt mit dieſem Künſtler eine Schuld

# Gemälde

im

# ſanfteren Colorit

aus dem Leben

des

# Schwarzkünſtlers Fauſt

---

Offenbach

gedruckt und verlegt bey Weiß und Brede

1794.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

vom Jahr.

---

[illegible]

[illegible]

Altenburg
[illegible]
1792.

[illegible]

# An Göthe

O zürne nicht, daß ich mit Dir
Nach einem Ziel zu laufen wage,
Der ich noch keinen Kranz des Sieges trage!
Vom Lorbeer, den Du nimmſt, genügt ein Blättchen mir.

# Vorrede.

Die Legende von Fauſt hat einige unſerer beſten Köpfe zur Bearbeitung gereizt. Aber mich dünkt, man habe gerade den Geſichtspunct dabei überſehen, der nicht nur der lehrreichſte, ſondern auch der anziehendſte für äſthetiſche Darſtellung wäre. Ich habe dieſen Geſichtspunct in den nachfolgenden Szenen mehr anzugeben als auszuführen geſucht, daß nämlich

„Der Menſch nicht gemacht iſt für den Umgang mit höhern Weſen, und daß er es nicht ungeſtraft wagen dürfte, aus dem Kreiſe der Menſchheit heraus zu treten. "

Dieſe Idee ſcheint mir ſo fruchtbar und fähig einer ſchönen Darſtellung, daß ich wünſcht', eine geübtere Hand, als die Meinige, möchte ſie weiter ausbilden. Ich begnüge mich gerne mit dem kleinern Verdienſte, die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt zu haben.

Schr.

## Auf einem Kirchhofe.

### Fauſt. Wagner.

**Wagner.** Was machſt du hier bei den Todten?

**Fauſt.** Ich ſinne nach, über den Menſchen und über das Räthſel ſeines Lebens.

**Wagner.** Der Kluge läßt dem Thoren die Räthſel, und genießt.

**Fauſt.** Genießt? O ſprich, wo rieſelt die Quelle, die meinen glühenden Durſt zu löſchen vermöchte? Warum bleibt mitten im Genuſſe mein Herz ſo leer?

**Wagner.** Deine Schuld! Warum übertreibſt du deine Forderungen an den Menſchen und das Leben? Du willſt Veilchen im Herbſte. Ich bin zufrieden; im April welche zu finden.

Fauſt. Der Menſch iſt ein zweideutiges Weſen! Er ahndet und träumt Welten, und muß ſich mit einem Fleckchen Erde begnügen. Er möchte Flügel haben, und iſt ſchon fremd und verlaſſen, wenn ihn ſeine Füße nur über die Grenze ſeines Vaterlandes tragen.

Wagner. Du biſt der ewige Grillenfänger. Und das iſt eben dein Unglück. Du lebſt und webſt immer in dem Lande der Träume, und Träume können dir freilich keine Befriedigung gewähren.

Fauſt. Räthſt du mir nicht, mich um ein Amt zu bewerben?

Wagner. Warum nicht? Du haſt eine empfehlende Figur, biſt bei Weibern wohl gelitten, und ſo kann es dir an unſerm Hofe nicht fehlen. Doch Scherz beiſeite! Thätigkeit könnte dir zuträglicher ſeyn, als alles Philoſophiren.

Fauſt. Die Thätigkeit einer Schnecke? denn vielmehr erlauben eure ſogenannten Verhältniſſe nicht.

Wagner. Das Reich der Wiſſenſchaften iſt ein weiter, freier Spielraum für deinen Geiſt.

**Fauſt.** Sieh jenes Grabmal. Eine goldne Innſchrift, die ſchon halb verwittert iſt, verkündet die Unſterblichkeit des Mannes, der da begraben liegt. Weiſt du, wer der Mann war?

**Wagner.** Ein Gelehrter.

**Fauſt.** Wolgeſprochen, ein Gelehrter! Er kannte die Geſchlechter der Schwämme und Würmer; er wußte ſogar, daß die Schierlingspflanze tödtet, und das Löffelkraut den Scorbut heilt. Siehe, das weiß das Thier auch. Oder warum gieng es jene vorüber, und bliebe bei dieſem ſtehen?

**Wagner.** So ſpricht Fauſt, der ſonſt ſo hohe Begriffe vom Menſchen hatte, und von des Menſchen Kraft?

**Fauſt.** So ſprech' ich, weil ich ſo hohe Begriffe hatte von dieſem Mitteldinge zwiſchen Engel und Affen. Wir brüſten uns mit unſrer Vernunft, und doch führt ſie uns hundertmal bei der Naſe herum, indeſſen das Thier von ſeinem Inſtinkt jedesmal ſicher geleitet wird.

**Wagner.** Rechneſt du es für nichts, daß wir unſre Kräfte frei brauchen und üben können?

**Fauſt.** Frei, wähnen wir, weil unſer blödes Auge den fein geſponnenen Faden nicht bemerkt, woran das Schickſal uns, wie der Knabe den Schmetterling, nach Laune flattern läßt.

Wagner. Ich nehme die Dinge, wie ſie mir erſcheinen, und begnüge mich damit; breche die Blume, ohne mich ſtören zu laſſen von dem Gedanken, daß ſie ihr Leben von der Verweſung borge, thue bisweilen Gutes, weil ich Freude darinn finde, und hüte mich vor Verbrechen, weil ich die Reue fürchte. Siehe, das iſt das A. B. C meiner Lebensphiloſophie, und wenn es mitunter dunkel um mich her wird, ſo tröſt' ich mich damit, daß es jenſeits lichter ſeyn werde.

Fauſt. Jenſeits? Giebt es ein Leben jenſeits?

Wagner. Es giebt ein Geiſterleben.

Fauſt. Haben es dieſe Todten dir geſagt? Auf meine Frage blieben ſie ſtumm.

Wagner. Freund! Du haſt Kummer auf deinem Herzen. Vertraue dich mir!

Fauſt. Kannſt du mich mir ſelbſt wiedergeben?

Wagner. Sieh, der Abend iſt ſo ſchön, die Sonne blickt ſo freundlich durch die Aeſte der Linden; Wohlgerüche ſteigen aus Blumen und Pflanzen um uns auf. Hat die ſanfte Stimme der Natur keinen Troſt für Dein Herz?

**Fauſt.** Die Sonne mag noch ſo rein am Himmel glänzen, auf der trüben Quelle ſchwimmt ihr Abbild trüb und entſtellt — Die Blumen düften lieblich, ſagſt du? Es iſt Staub unſrer Brüder aus dem ſie aufkeimten! Dieſer Staub hat gefühlt wie wir! — Unter jenem Hügel ſchlummert ein ſchönes, frommes Mädchen. Die himmliſche Flamme, die ihren Buſen zu Empfindungen der Andacht und des Wohlwollens belebte, entfaltet jezt die Blätter einer gemeinen Feldblume, die zu ihrem Haupte ſproßt. Das iſt der Menſch!

**Wagner.** Und wenn auch dies Erdenleben die Grenze unſers Daſeins wäre, wenn die Erde ihre Kinder nur zeugte, um ſie wieder zu verſchlingen, es wäre noch immer der Mühe werth, Menſch zu ſeyn. Haben wir nicht Liebe und Freundſchaft?

**Fauſt.** Liebe? Ich hatt' ein Mädchen: Vom erſten Tage, wo ich ſie zum erſtenmal erblickt hatte, fieng ein neues Leben in mir an. Ich vergaß die Welt bei ihrem Lächeln, ich hätte den Himmel nicht um ihren Beſitz eingetauſcht. Ich war glücklich, oder träumt' es zu ſeyn. Das Mädchen gab ſich mir ganz hin. Aber der höchſte Genuß gewährte mir nicht das, was ich in ihrem erſten liebeverheißenden Lächeln gefunden hatte. Ich kann ſie nicht mehr lieben. Ich wollt', ich ſtrebe darnach, aber ich kann nicht mehr. Warum kann ich nicht mehr? Sieh, das ſind die Freuden der Liebe! Wer regiert die Ebbe und Fluth unſerer Empfindungen?

Wagner. Es giebt häusliches Glück.

Fauſt. Wo? In den Bauernhütten, wo das Herz dem Menſchen keine großen Forderungen macht; wo die Armen in ihrer Eingeſchränktheit ſich glücklich wähnen, weil ſie die Gebirge, die ihre Felder begrenzen, für die Grenze der Erde halten, weil ſie glauben und hoffen können.

Wagner. Aber Freundſchaft?

Fauſt. Du haſt Recht. Freundſchaft iſt dem Menſchen viel! Du warſt mir oft viel! Und doch. — Ich darf dir es ſagen! — und doch in Stunden, wo Meere in mir wogen, und Stürme brauſen, was vermag da deine ſanfte Stimme? Freundſchaft iſt ſüß in Stunden der Abſpannung oder der Ruhe, ſie legt unſerm Haupt' ein weiches Kiſſen unter. Doch ſie kann höchſtens mit mir weinen, ſich höchſtens mit mir freuen! Allein dieſes unruhige Streben und Sehnen will nicht eingelullt, es will befriedigt ſeyn. — Du kannſt das Kind in den Schlaf ſingen, und das iſt dankenswerth. Aber wird es darum nicht wieder aufwachen?

Wagner. Geh' in die Welt!

Fauſt. Das will ich.

Wagner. Wenn du da und dort der Menſchen Thun und Treiben geſehen haſt, wenn neue Geſtalten ſich deiner Seele eingedrückt haben, dann wird zwar das Sehnen deines Herzens nicht ganz ſchweigen, aber es wird leichter zu befriedigen ſeyn. Du wirſt die ruhigen Freuden des Lebens mehr ſchätzen lernen. In der Fremde wirſt du dich ergriffen fühlen von der Sehnſucht nach deinem Mutterlande, nach den Ufern des Rheins, wo wir als Knaben hüpften, nach den Geſpielen deiner Kindheit. Des Jünglings Herz iſt ein gährender Moſt. Je mehr er brauſt, je derber ſein Geſchmack iſt, deſto edler wird der Wein.

Fauſt. Das arme Mädchen thut mir leid.

Wagner. Weiß ſie, daß du ſie nicht mehr liebſt?

Fauſt. Ich kann keine Empfindungen lügen. Mein erſter Kuß nach jener unglücklichen Umarmung ſagt' es ihr.

Wagner. Ich will ſie bereden, in ein Kloſter zu gehen.

Fauſt. Warum kann ich ſie nicht mehr lieben?

Wagner. Weil du ſie nicht mehr achten kannſt.

Fauſt. In ein Kloſter ſoll ſie? Ich habe das Glück des armen Mädchens zertreten. Wenn ſie einſam kniet in ihrer Zelle, allein mit ihrem Kummer, in der Fülle der Jugend — mit allen Anſprüchen auf ein glückliches Leben — — Nimm dies Bild aus meiner Fantaſie weg! — Du kannſt es nicht! Fühle, hier hat auch die Freundſchaft keinen Troſt.

Wagner. Wünſche nicht, dieſes Bild verwiſchen zu können. Der erſte Fall wird dich vor dem zweiten ſchüzzen. Reue iſt der Schuzengel unſerer Tugend.

Fauſt. Das Mädchen war auch tugendhaft! Warum wachte kein Engel über ſie?

Wagner. Daß ſie es war, bleibt ihr Gewinn. Sie fühlt, was ſie verlor, und dies Gefühl leitet auch zum Himmel.

**Fauſt.** Zum Himmel! Wieder ein Wort, ein Traum des Menſchen. Kann der Menſch, auch wenn er unſterblich iſt, je mehr werden, als Menſch? Sieh, wir treffen uns ſchon wieder auf einem Widerſpruch an, in dem Weſen, worinn alles Widerſpruch iſt. Wir wünſchen Entwicklung unſrer Kräfte, wollen uns gern ausbreiten über Welten, und doch ſind wir eitel genug, unſer Selbſt, unſer eingeſchränktes Selbſt nicht ablegen zu wollen. Das heranwachſende Mädchen bittet ſeine Mutter, es in die große Geſellſchaft einzuführen, und will doch ſeine Puppe nicht weggeben, an der es in heimlichen Stunden ſeine Freude hat.

**Wagner.** Ich habe auch Stunden, wo ſich ähnliche Vorſtellungen in mir regen, aber ein Spaziergang durch Wald und Feld, ein Glas Rüdesheimer, oder wenn das nicht hilft, eine gute Handlung zerſtreuen ſie.

**Fauſt.** Danke der Mutter Natur für die glückliche Miſchung deines Temperaments, das dich nie aus dem gebahnten Wege treibt! Und doch — möcht' ich meinen unruhigen Geiſt nicht für deine immer gleiche Gemüthsart hingeben.

Wagner. Noch einmal! Geh' in Welt, und ſo bald als möglich. Zwar dein Vater wird gegen dieſen Entſchluß Schwierigkeiten haben?

Fauſt. Das wird er nicht. Er iſt ſo gut, daß er keine Bitte verweigern kann. — Doch es wird Abend. Laß uns nach Hauſe gehn.

### Stube in einer Burgerwohnung.

Wagner. Thereſe.

Wagner. Hätten ſie nicht Luſt, in ein Kloſter zu gehen?

Thereſe. Nein.

Wagner. Warum nicht?

Thereſe. Ich bin gern in der Welt, ſehe gern das offene Feld und den blauen Himmel über mir. Im Kloſter iſts ſo enge und düſter.

Wagner. Sie lieben doch die Stille?

Thereſe. Wenn auch! Sehen ſie, wenn ich unter Gottes freiem Himmel wandle, wo die Vögel um mich ſingen; und die Mükken ſummſen, da kann ich zu Gott beten, mit der Hoffnung, daß er mir meinen Fehltritt verzeihen werde. Das könnt' ich im Kloſter nicht. In der Kirche ſchweben mir immer Gedanken von Hölle und Ewigkeit vor, da dünkt mir Gott nur Richter, in der Natur erſcheint er mir als Vater. Die ſteinernen Heiligen im Kloſter machen mich ſchaudern: Ich küßte neulich ein ſteinernes Marienbild, da fuhr mirs kalt durchs Herz. — Und mein Kind?

Wagner. Das will ich zu meiner Schweſter bringen.

Thereſe. Das iſt dankenswerth. Aber —

Wagner. Sie wird für das kleine Geſchöpf ſorgen.

Thereſe. Das glaub' ich gern. — Aber wird ſie es auch lieben können? Unter meinem Herzen hat es gelegen, ſein Lächeln, ſeine Klagen ſind nur dem Mutterherzen verſtändlich.

Wagner. Meine Schweſter iſt ein gutes Weib.

Thereſe. Mutter kann ſie einem fremden Kinde nicht ſeyn. Und ſoll das arme Kind ſo frühe elternlos werden? Es hat keinen Vater!

Wagner. Sie ſind noch in ſeinem Herzen. Ehemals liebt' er ſie mit dem verzehrenden Feuer des Jünglings; wenn das Toben ſeines Geiſtes ſich gelegt hat, wird er mit der ſanften Wärme eines Gatten an ihnen und an ſeinem Kinde hangen.

Thereſe. Wird er das? Nun ich will mit dieſer Hoffnung ruhig leben.

Wagner. Armes Mädchen!

Thereſe. Ich bin nicht arm. Ich hab' ja Hoffnung! Und wie viele Menſchen haben die nicht einmal! Ich hab' ein Kind! Ich werde die Züge ſeines Vaters in ihm ausſpähen, in ſeinem Lächeln das Lächeln des Geliebten zu ſehen wähnen, ich werd' es ſo zweifach lieben, und mich zweifach geliebt zu ſeyn träumen.

Wagner. Gutes Mädchen! Ich will ſie mit Ihrem Kinde zu meiner Schweſter bringen, ſie wird auch ihre Schweſter ſeyn. Verlaſſen ſie dieſe armſelige Wohnung!

Thereſe. Ihre Schweſter mag ſchöner wohnen, aber ich tauſche dieſes armſelige Stübchen nicht mit ihr. Hier ſtand, hier ſaß er tauſendmal! Hier ward ich gebohren und erzogen. Hier bin ich umringt von Bildern der Kindheit, von Bildern glücklicher Liebe! Die Zimmer eines Fürſten würden mir öd und einſam gegen dieſes dunkle Stübchen ſeyn.

Wagner. (vor ſich.) Ich könnte meinen Freund um dieſen Engel beneiden!

Thereſe. Wenn ich ſo allein in der Dämmerung daſitze, ſtell' ich mir ganz lebhaft vor, als käm' er die Treppe herauf, und ſtürzte zur Thüre herein. Ich breite meine Arme nach ihm aus, und drücke dann ſchnell mein Kind an meinen Buſen, um mich nicht ganz getäuſcht zu fühlen. Ach es iſt traurig, ſeine Arme umſonſt ausſtrecken, und ſie leer zurückziehen müſſen.

Wagner. Kann ich denn gar nichts für ſie thun?

Thereſe. Beſuchen ſie mich bisweilen, ich wage nicht zu ſagen: oft, und ſprechen ſie mit mir von ihm.

Wagner. Das will ich. (Drückt ihre Hand) Gute Nacht.

---

## In der Karthauſe.

Fauſt. Ein Karthäuſermönch.

Fauſt. Dieſe Zelle iſt klein.

Mönch. Raum genug zum Nachdenken über mich ſelbſt.

Fauſt. Dieſes Gärtchen mißt kaum zehn Schritt im Umfange.

Mönch. Und doch blühen da einige Roſen. Der Frühling läßt meine kleine Mühe ſelten unbelohnt.

Fauſt. Kaum ein Fleckchen vom blauen Himmel können Sie über ſich ſehen.

Mönch. Die Sonne wärmt mich, der Mond ſcheint durch die gemalten Scheiben meiner Zelle. Wozu brauch' ich ſie ſelbſt zu ſehen, die mir Wärme und Licht geben?

Fauſt. Sie haben wenig auf der Welt.

Mönch. Wer hat mehr?

Fauſt. Und ſie ſcheinen zufrieden in ihrer Abgeſchiedenheit?

Mönch. Warum nicht? Ich war ein feuriger Jüngling. In meinem Buſen klopfte manches unruhige Verlangen, und es blieb unbefriedigt in der Befriedigung. Da zog ich mich in dieſe Zelle zurück, wo keine meiner Hoffnungen mich täuſchen, dann ſie ruhen in der Hand eines gütigen Vaters.

Fauſt. Ich hab' oft gehört, die frommen Mönche hätten Erſcheinungen von höhern Weſen.

Mönch. Gott braucht nicht zu erſcheinen, er iſt allenthalben, und ſpricht zu einem jeden, der ihn verſtehen will.

Fauſt. Aber ſeine Diener, die Geiſter.

Mönch. Wozu bedarf der Menſch ihrer? Was können ſie ihm geben für ſeine Wünſche?

Fauſt. Gewißheit in den wichtigſten Momenten ſeines Forſchens.

Mönch. Warum Gewißheit? Ich glaub' und vertraue auf Gott.

Fauſt. Aber wer nicht glauben kann?

Mönch. Der kann doch Gutes wirken, und das giebt auch Seelenruhe.

Fauſt. Wenn es kein Leben jenſeits gäbe, und ſie hätten umſonſt die Freuden des Gegenwärtigen für eine Zelle vertauſcht?

Mönch. Ich zweifle nicht. Aber geſezt auch! ſo darf ich bei dem Tauſche nicht verlieren. Die Augenblicke des höchſten Genuſſes in der Welt, ſind zugleich die Augenblicke der Ermattung. Dann hält ſich der Menſch an die Erinnerung, an Träume. Träume hab' ich auch. Freundliche Geſtalten beſuchen meine Zelle, und ſie ſind mir angenehmer, als die Schatten abgeſchiedener Freunde dem Weltmanne ſeyn können. Hoffnung iſt erquickender, als Erinnerung.

Fauſt. Ehrwürdiger Vater! ihren Segen!

Mönch. Segnen kann nur Gott. Doch wenn ſie meine Worte faſſen können; ſo ſind auch dieſe Segen: — Lerne dir ſelbſt genügen!

---

### Zimmer in Fauſts Wohnung.

**Fauſt. Deſſen Vater.**

**Der Alte.** Reiſen willſt du? Ich habe nichts dagegen. Morgen mit Tages Anbruch magſt du hinziehen.

**Fauſt.** Morgen ſchon?

**Der Alte.** Das Leben iſt kurz! Meiner Tage ſind nur wenige noch; und ich wollte gerne, daß du mich ſterben ſäheſt.

**Fauſt.** Das wollten Sie?

**Der Alte.** Ja, denn ich habe tugendhaft gelebt. Du ſollſt mich ſehen, dem Tod als Freund die Hand biethen.

**Fauſt.** Wenn ich Sie nicht mehr fände bei meiner Zurückkunft!

**Der Alte.** Die Sehnſucht nach dir wird dem glimmenden Tacht meines Lebens Nahrung mittheilen. — Ich habe nur eine Forderung an dich: bleibe der Tugend getreu!

**Fauſt.** Ich will es.

**Der Alte.** Wodich dein Weg hinführen mag; ſei gerecht gegen die Menſchen! Stoße keinen zurück, der deiner bedarf! Dränge dich nicht zu einem jeden, der dir die Hand reicht. Suche nicht dich in Andern, und miß nicht alle mit einerlei Maaßſtab.

Fauſt. Ich will Ihre Lehren heilig bewahren!

Der Alte. Sey täglich einige Stunden mit dir allein. Du mußt dein liebſter Geſellſchafter ſeyn. Wenn dir dein eigner Umgang zur Laſt würde, dann wärſt du auf dem Wege zum Thoren oder zum Böſewicht.

Fauſt. Es ſind goldne Lehren!

Der Alte. Bewahre ſie, aber nicht wie der Geizige ſeinen Reichthum, ſondern wie der gute Sohn den langerſparten Reiſepfenning, den ihm die gute Mutter in die Hand drückt. — Erinnere dich oft an das Haus deines Vaters, an die Szenen deiner Kindheit, an deine Jugendfreunde. So lange dir dieſe Bilder Vergnügen machen, ſind dein Herz und deine Einbildungskraft noch unbefleckt.

(Fauſt ergreift die Hand ſeines Vaters, und benezt ſie mit ſeinen Thränen.)

Der Alte Und nun nichts mehr vom Scheiden, bis die Stunde da iſt. — Hier ſind zwo Flaſchen Hochheimer. Es iſt ein Landsmann, dem du Ehre machen mußt! Eine wollen wir dieſen Abend leeren, die andre ſoll aufbewahret werden, auf den Tag deiner Zurückkunft!

Fauſt. Ich habe noch von meinem Freunde Abſchied zu nehmen.

Der Alte. Er ſoll den Abend mit uns zubringen. Aber das bitte ich mir aus, kein Lebewol komm' über eure Lippen. Eine Thrän' und ein Händedruck, und damit gut.

## Auf dem Poſtwagen.

Fauſt. Ein Reiſender.

Fauſt. Darf ich fragen, wo Ihre Reiſe hingeht?

Reiſender. Nach Leipzig zur Meſſe.

Fauſt. Sie ſind vermuthlich Kaufmann?

Reiſender. Ich bin ein Gelehrter. So etwas von einem Dichter.

Fauſt. Homer reiſte nicht nach der Meſſe.

Reiſender. Aber er gieng zu Fuße, und ſang ſeine Lieder vor den Thüren ab. Wir können doch noch den Poſtwagen bezalen, und könnten vielleicht gar Extrapoſt fahren, wenn die Nachdrucker nicht wären.

Fauſt. Darf ich wiſſen, was Sie ſchon geſchrieben haben?

Reiſender. Gar Mancherlei. Der Zweck meiner Schriften geht dahin, eine heitre Schmetterlingsphiloſophie unter den Menſchen zu verbreiten, und die Ammen und Grosmuttervorurtheile, dieſes giftige Unkraut, aus dem Garten des Lebens auszurotten. Mein neueſtes Produkt iſt eine Biographie meines nun warſcheinlich verſtorbenen Weibes.

Fauſt. Sie ſind alſo noch nicht gewiß, ob ſie wirklich todt iſt?

Reiſender. Ich verließ ſie, als Freund Hain ihr ſchon die Hand gebothen hatte, um dem Publicum meinen Verluſt ganz warm zu erzälen.

Fauſt. Ein ſeltenes Beiſpiel ehelicher Liebe!

Reiſender. In Deutſchland weiß man dergleichen Geniezüge nicht zu ſchäzzen. Darum bin ich auch feſt entſchloſſen, mein undankbares Vaterland zu verlaſſen, und mit dem Gelde, welches mir einige Gemälde in Hogarths Manier abwerfen, nach den friedlichen Pelew-Inſeln zu wandern. Nur dort wohnen Freiheit und Glückſeligkeit. Dort kennt der Menſch keine andre Geſezze, als die auch den Orang-Utang binden: das heiſt, die Geſezze der Natur. Darum fort aus einem Lande, (mit theatraliſchem Ausdrucke)

„Das nichts mir Theures hat,
als meines Hannchens Grab!"

---

Ein Mädchen ſteigt auf den Poſtwagen.

Reiſender. Wohin, mein ſchönes Kind?

Mädchen. Zu meiner Tante nach Leipzig.

Reiſender. Und ſo allein vertrauſt du dich dem Poſtwagen?

Mädchen. Warum nicht? Man hat mich gelehrt von den Menſchen mehr Gutes als Böſes zu denken.

Reiſender. Du biſt ein allerliebſtes Kind! (Küßt ſie)

(Das Mädchen ſieht betroffen und erröthend vor ſich hin.)

Reiſender. Gutes Kind! Es ſcheint, die Vorurtheile deiner Amme kleben dir noch an. Warum macht dich ein Kuß ſchon erröthen?

Fauſt. Das Mädchen muß Ihre Schriften noch nicht geleſen haben.

Reiſender. (Zu Fauſt) Das Mädchen iſt ſchön! Wollen wir uns in die Beute theilen?

Fauſt. Unter einer Bedingung! Wenn Sie mir verſprechen, dies Abentheuer in einem Anhanze zu der Biographie Ihrer Gattinn zu erzälen.

Reiſender. Ein gutes Bonmot!

Fauſt. Das werden Sie doch nicht übel nehmen? Ein ſchöner Geiſt lebt ja von Bonmot's.

Reiſender. Sie werden bitter. Vergeſſen ſie nicht, daß Sie es mit einem Dichter zu thun haben, der den Geiſt des Ariſtophanes aus dem Grabe beſchwören kann.

Fauſt. Und Sie ſind nicht bange, daß er erſcheinen möchte?

Reiſender. Warhaftig, nein! Er würde mich als ſeinen Meiſter grüßen.

(Das Mädchen zieht ein Buch hervor)

Reiſender. Du betheſt wol gar ſchönes Mädchen?

Mädchen. Es iſt heute Sonntag.

Reiſender. (In einem Kalender nachſehend) In meinem Kalender iſt heute Petron! Erlauben Sie, daß ich dem Andenken dieſes Weiſen ein Viertelſtündchen weihe.

(Er ſteigt aus dem Poſtwagen und kömmt auf der Straße mit einem Bauernmädchen Tete a Tete, muß aber den Kampfplaz mit einer Ohrfeige verlaſſen.)

Fauſt. Sie haben dem Schatten des Petron ein Sühnopfer bringen wollen. Er mag Eines für das Andre hinnehmen.

---

## In einem Gaſthauſe

Fauſt, ſein Reiſegefährte, eine Dame, und ein Magiſter ſitzen zu Tiſche.

Fauſt. Es leben die Pelew Bewohner! (Er trinkt.)

Reiſender. Das trink' ich mit!

Magiſter. Was iſt das für ein Völkchen?

Reiſender. Ein Völkchen, wie es ein Dichter nur träumen mag, ohne Prieſter, ohne Gerichtshöfe, ohne Ehepakten.

Magiſter. Da iſt nichts für unſer eins zu thun.

Die Dame. Und ihre Kleidung?

Reiſender. (Mit poetiſchem Ausdrucke) Zeigt mehr, als ſie verhüllt.

Die Dame. Das iſt ja gegen alle Modeſtie!

**Fauſt.** Machen Sie ſich darum keinen ſchlimmern Begriff von den dortigen Damen. Sie leben im Stande der unverdorbenen Natur, und da bedarf es keines Feigenblatts.

**Magiſter.** Für einen aufgeklärten Europäer wäre die Verſuchung zu groß.

**Fauſt.** Freilich fallen da auch die falſchen Haare die künſtlichen Buſen und Zähne und hundert Erfindungen der feinen Welt weg.

**Magiſter.** Ich hätte doch faſt Luſt, dahin zu ziehen. Federn und Papir wird man doch daſelbſt finden?

**Reiſender.** Wozu?

**Magiſter.** Zum Schreiben.

**Reiſender.** Da lieſt Niemand.

**Magiſter.** Ich muß mich wenigſtens ſelbſt leſen.

**Reiſender.** Sie könnten ſich alſo entſchlieſſen, mit mir zu ziehen?

**Magiſter.** Warum nicht? In Deutſchland iſt für mich nicht viel mehr zu thun.

**Fauſt.** Darf ich fragen, was Ihr Gewerbe war?

Magiſter. Mein Gewerbe war — Alles. Ich ſchriftſtellerte, warb Leute für geheime Geſellſchaften, recenſirte, gab Unterricht in der Religion und im Schachſpiel, und legte endlich, um gute Sitten zu befördern, ein Bordell an.

Reiſender. Sie ſind mein Mann!

Fauſt. Meine Herren, ihr Vorhaben entzückt mich! Sie haben vermuthlich gehört, daß die engliſche Regierung eine Kolonie von Verbrechern in Botany-Bay anſiedelt. Sie liefern das Gegenſtück dazu, eine Kolonie von Philoſophen auf den Pelew-Inſeln. Vielleicht wird einſt das undankbare Europa ſeine Helden und Staatsmänner aus der Südſee holen müſſen.

Reiſender. Sehr warſcheinlich.

Fauſt. Allerdings. Waren nicht ſelbſt die Katonen und Porcien Nachkömmlinge des Lumpengeſindels, welches unter Romulus Rom bevölkerte?

Die Dame. In der That, die Idee iſt ſo reizend, daß ich ſelbſt Luſt hätte, mein Scherflein zu der neuen Pflanzung beizutragen.

Reiſender. Ich nehme die Reiſekoſten über mich.

**Fauſt** Nur eins, ſchöne Dame! muß ich Ihnen noch bemerklich machen. Die guten wilden Mädchen geben ihre Reize für einen eiſernen Nagel hin.

**Die Dame.** Sie erſchrecken mich! Für einen eiſernen Nagel! Das iſt das unaufgeklärteſte Volk unter der Sonne. — Gott befohlen, meine Herrn! Ich gehe nach Berlin.

## Fauſt allein.

Dieſe Geſchöpfe — ſind auch Menſchen! Und dies wäre die beſte Welt, wo der angebaute Garten nur mit Unkraut' wuchert! — — Und an ſolche Auswürflinge ſollt' ich mich anſchließen?

Eben ſo gerne wollt ich mit dem Lappen in ſeiner räucherichten Hütte ſizzen, und ſeinen Thrankrug ihm leeren helfen, als mit dieſen Affen und Kazen Gemeinſchaft haben. —

Ich will meinen Weg zu Fuße fortſezzen, und am Abend mein Lager in der Hütte eines

Landmannes aufſchlagen. Da werd' ich doch ungeſtört träumen können.

### Auf der Landſtraſſe.

Fauſt. Ein junger Mann

(Lezterer im Frack, mit abgeſchnittenen Haaren und rundem Huthe.)

Der jungen Mann. Ihre Phyſiognomie kündigt einen neugierigen Reiſenden an, und da wir einen Weg haben, ſo laſſen Sie uns Geſellſchaft machen.

Fauſt. Sie verſtehen ſich alſo auf Geſichtskunde.

Der junge Mann. Lavater legte mir ſeine Hand auf —

Fauſt. Und ſein Geiſt kam über Sie!

Der junge Mann. Doch treibe ich das Studium der Phyſiognomik nur ſo nebenbei. Ich bin eigentlich Lehrer an einem Erziehungsinſtitut.

Fauſt. Ihre Reiſe iſt alſo eine pädagogiſche?

Der junge Mann. Einigermaßen. Denn ich ſuche Jünglinge für unſer Inſtitut.

Fauſt. Es iſt vermuthlich noch im Werden?

Der junge Mann. Der Plan iſt ſeit mehreren Jahren entworfen. Sie reiſen vermuthlich als Menſchenbeobachter?

Fauſt. Die Menſchen kennt man, wenn man ſich kennt. Ich reiſe — um die Schönheiten der Natur zu beobachten.

Der junge Mann. Natur, ja, das iſt die wahre Göttinn! Und Zufriedenheit giebt ſie allein.

Fauſt. Kennen Sie ihren Weg?

Der junge Mann Ob ich ihn kenne? Ich bin ihrer geweihten Prieſter einer. Meine Zöglinge werd' ich in ihr Heiligtum führen. Ich leg' jede Nacht das Buch des Mannes der Natur, ich meine den Emil, unter mein Kopfkiſſen, wie der Eroberer Perſiens den Rapſoden Homáros.

Fauſt. Sie würden der Natur noch näher ſeyn, wenn ſie ſtatt des Emils ſich ein Bund Stroh unterlegten.

Fauſt. Sie haben Recht! Verfeinerung iſt das Gift der Sitten. Unſre Bücklinge, unſer Haarpuder, das Wickeln unſrer Kinder, das Buchſtabiren, die Schnürbrüſte unſerer Mädchen, die mehr Unheil angerichtet haben, als die Erbſünde, das alles zeigt von einem entnervten überverfeinerten Volke. Rouſſeau ſagt wahr: die Wiſſenſchaften haben unſer Unglück gemacht.

Fauſt. In ihren Augen müſſen alſo die Bewohner des Feuerlandes die glücklichſten Menſchen ſeyn?

Der junge Mann. Sie ſind es auch, denn ſie haben die wenigſten Bedürfniſſe.

Fauſt. Meines Bedünkens kömmt es nicht auf die Summe der Bedürfniſſe, ſondern auf die Art derſelben an. Wie arm iſt der, dem Geiſt und Herz keine Forderungen machen! Man erzält von einem griechiſchen Weiſen, er habe ſich in das Meer geſtürzt, weil er die Geſezze der Ebbe und Fluth nicht erforſchen können. Dieſes Märchen iſt die ſchönſte Lobrede auf dieſen Mann.

Der junge Mann. Wie weit werden Sie dieſen Abend noch gehen?

**Fauſt.** Bis zur nächſten Station.

**Der junge Mann.** Dahin will ich auch noch. Der Wirth daſelbſt hat trefflichen Champagner; und hübſche Töchter, die mehr geben, als ſie in die Rechnung bringen.

**Fauſt.** Nur fürcht' ich, es werd' uns ein Gewitter über den Kopf kommen.

---

Stube in einer Bauernhütte. Gewitter.

Ein Greis. Ein junges Weib. Ein Kind in der Wiege.

**Greis.** Das Gewitter kömmt näher! Mich dauern die armen Leute, die ſich jezt auf der Straße befinden.

**Das Weib.** Der Kleine ſchläft ruhig! — Ich muß ihm doch ein Tuch überdecken, die Fliegen plagen ihn ſo ſehr.

(Fauſt und der junge Mann treten ein.)

**Fauſt.** Guten Leute! Wollt Ihr uns nicht ein Obdach geben, bis das Gewitter vorüber ſeyn wird?

Greis. Gerne. Und auch ein Nachtlager, wenn Ihr vorliebnehmen wollt. Das nächſte Dorf erreicht Ihr doch ſchwerlich mehr vor Nacht.

Der junge Mann. Können wir ein Nachteſſen haben?

Das Weib. Was das Haus vermag. Käſe, Butter und Brod. (Sie geht ab)

Der junge Mann. Es iſt ein abſcheulicher Geruch hier!

Fauſt. Der ſollte Sie zu einem Loblied' auf die Natur begeiſtern!

Der junge Mann. Ihr ſeyd ſchon alt, Vater?

Der Greis. Siebenzig Jahr.

Der junge Mann. Und geſund?

Der Greis. Bei uns geht es vor der Sonne auf das Feld; unſre Mittagstafel beſteht aus einer Schüſſel. Arbeit und ein gutes Gewiſſen erhalten den Menſchen geſund und munter.

Der junge Mann. (Zu Fauſten) Wie iſt es möglich, daß dieſe Menſchen in dieſer durch ſchädliche Ausdünſtungen geſchwängerten Luft, bei dieſer Unreinlichkeit ein ſo hohes munteres Alter erreichen können?

Fauſt. Sie wiſſen nichts von Auſtern, Champagner und hübſchen Mädchen, die ſich in die Rechnung bringen laſſen.

Das Weib *bringt ſchwarzes Brod und Butter*
Gott ſegne es!

Fauſt. Wir danken!

Der junge Mann. Das Brod iſt nicht zu verdauen.

Der Greis. Wir danken Gott dafür, und es ſchmeckt uns gut.

Der junge Mann. Liebe Frau! Ihr wickelt euer Kind?

Das Weib. Warum nicht?

Der junge Mann. Es wird ſchief und bucklicht werden. Feſſellos muß der Körper ſeyn! Seht nur eure Bäume an! Sie wachſen ſchlank, ohne Wickelband und Schnürbruſt.

Das Weib. Der Apfelbaum vor jenem Fenſter trug auch keine Schnürbruſt, und iſt krumm und verwachſen. Ich bin gerade, und doch gewickelt worden

Der Greis. Wir Bauersleute halten m
der Natur gute Freundſchaft, und drum ſchenk
ſie uns im Hauſe und auf dem Felde gedeihen.

Der Mann kömmt. Guten Abend!

Das Weib. Du bleibſt lange!

Der Mann. Wir müſſen Morgen um dr
Uhr hinaus, es wird ein ſchöner Tag auf das G
witter werden.

Das Weib. In der Küche ſteht deine Su
pe. Fort, damit du zu Bette kömmſt.

Der Mann. Der Kleine ſchläft?

Das Weib. Laß ihn! Er wird uns ſch
rufen, wenn er uns braucht.

(Der Mann und das Weib gehen ab

Fauſt. Sehen Sie, das iſt Natur, die S
nicht kennen. Arbeit und Mäßigkeit iſt ihre e
Lehre. Die Natur in euren Büchern iſt ſo
Künſtelei, als das, was ihr durch ſie verdräng
wollt. Natur, ruft jeder alte Knabe,
ſetzt ſich auf ſein Steckenpferd, Natur, lispelt
des empfindſame Mädchen, wenn ſie einen alber
Roman durchblättert hat, und wünſcht ſich mit
rem Auserwählten in eine Strohhütte, wo ſ
der erſten Viertelſtunde Vapeurs und Ohnm

bekommen würde. Könnt ihr mit Brod und Waſſer vorlieb nehmen? Genügt euch ein grobes Tuch um die Lenden? Werdet ihr auf dem hölzernen Stuhle nicht eure Sofas, und auf dem Strohlager nicht eure Eiderdunen vermiſſen? — Die ächte Natur braucht wenig! Eure Natur hat eben ſo viele Bedürfniſſe, als Kunſt und Verfeinerung, ſie macht eben ſo groſe Prätenſionen, als jene, nur weiß ſie die Maske der Beſcheidenheit und Genügſamkeit vorzuhängen. Natur! ruft ihr, und habt nicht den Muth, im Regen einen Spaziergang zu machen! Ich kenn' eine groſe Lobrednerinn des Landlebens, die ſogar einen Hymnus auf die Nachtigal gedichtet hat, und die doch, als ſie kurz darauf einen Guguk hörte, emphatiſch ausrief: Hören ſie die ſanfte Filomele! Wie göttlich!

Der junge Mann. Sie übertreiben. In wie vielen Stücken ſind wir der Natur nicht wirklich näher getreten?

Fauſt. In ſolchen freilich, wo uns die Maximen der alten Dame, Ehrbarkeit, läſtig waren. O ich kenne manchen, ſogenannten Naturſohn, der wie der alte Cyniker, ſich auf öffentlichem

Markte bezahlen würde, aber der Cyniker wohnt' auch in einer Tonne, und verlangte nichts von dem reichen, mächtigen Könige, als daß er ihm aus der Sonne gehen mögte.

Der junge Mann. (Gähnend) Kann ich ein Bett haben?

Greis. Friſches Stroh.

Fauſt. Sie brauchen den Emil heute nicht unter den Kopf zu ſchieben.

(Es wird eine Streu zurecht gemacht, worauf beide ſich legen)

Der junge Mann. Heiliger Plutarch!

Fauſt. Heilige Natur!

Der junge Mann. O weh, da giebt es Wanzen.

Fauſt. Es ſind Naturkinder!

Der junge Mann. Auch Mäuſe, Mäuſe! (er ſpringt auf) Ich habe eine wahre Antipathie gegen dieſe Thiere.

Fauſt. Auch Naturkinder!

Der junge Mann. Was fang' ich an?

Fauſt. Machen Sie eine Elegie, oder Widerlegen ſie den Emil.

---

In einer deutſchen Stadt, wo eine gelehrte Geſellſchaft ſich befindet.

### Zimmer des Präſidenten.

Der Präſident. Der Secretair.

Präſident. Keine Kandidaten im Vorſchlag?

Secretair. Drei; der von Cromsberg.

Präſident. Seine Verdienſte?

Secretair. Er hat zwei Orden. Sein Stern wird auf unſer Inſtitut einen neuen Glanz werfen.

Präſident. Ah ſo! Schimmer iſt uns zuträglicher, als Licht. Hat er nichts geſchrieben?

Secretair. Eine Abhandlung über das Alter ſeines Geſchlechts. Zwar ſoll ſein Secretair der Verfaſſer ſeyn —

Präſident. Thut nichts zur Sache. Und der Zweite?

Secretair. Ich der Verfaſſer der Masken.

Präſident. Der Menſch hatte die Stirne, eine Satire auf uns zu machen.

Secretair. Wir geben ihm das Diplom, damit er künftig ſchweige.

Präſident. Gut. Und der Dritte?

Secretair. Der hieſige Archivar. Er wünſcht das Diplom noch vor der Meſſe zu erhalten, um ſich auf dem Titel ſeines neuen Werks als Mitglied unſrer gelehrten Geſellſchaft nennen zu können. Ich höre, die Verleger bezalen den Verfaſſern jeden Titel vor ihrem Namen mit einem Thaler baar.

Präſident. Iſt der Mann brauchbar?

Secretair. Er hat dreißig Ducaten eingeſchickt.

Präſident. Wir ſezzen ſie als Preis aus. Ein guter Kopf gewinnt ſie, oder man theilt ſie nach Befund der Umſtände unter zwei, und ſie werden uns mit Papir und Feder zugethan.

Secretair. Eine Preisfrage? Worüber?

**Präſident.** . Allenfals — über den Einfluß des Haarpuders auf Phyſiognomik. Auffallende Preisfragen machen Glück, wie auffallende Büchertitel

**Secretair.** Auch iſt ein fremder Gelehrter hier, der unſrer Sitzung beizuwohnen wünſcht.

**Präſident.** Da ſollt' ich eine Rede halten?

**Secretair.** Habe ſchon eine in Petto.

**Präſident.** Es wäre doch beſſer, wenn Sie ſie hielten, und etwas einmiſchten von meinen geringen Verdienſten. — Sie verſtehen mich! Es iſt nicht um meinetwillen, aber die Geſellſchaft gewinnt dadurch an Renommee.

**Secretair.** Recht gut.

---

Verſammlungsſaal.

Fauſt. Der Secretair.

**Fauſt.** Gelehrter Geſellſchaften könnten viel Gutes ſtiften, wenn ſie ihre Kräfte nicht vereinzelten, wenn ſie weniger auf den Ruhm ſähen, als auf die Erforſchung der Warheit; wenn ſie gemeinſchaftlich prüften, gemeinſchaftlich arbeiteten, die Schlacken vom Golde zu ſondern.

**Secretair.** Die mehreſten Mitglieder ſind durch andre Geſchäfte zu ſehr abgehalten. Eine gelehrte Geſellſchaft gehört zu einem woleingerichteten Staate, wie Folianten in eine Bibliothek.

**Fauſt.** Wenn man ſie auch nicht lieſt, ſo fallen ſie doch ins Auge.

Die Geſellſchaft verſammelt ſich nach und nach. Alletagscomplimente. Man ſezt ſich. Der Secretair beſteigt den Rednerſtul, und beginnt eine Rede zu leſen. Allmählich gähnen die Zuhörer, und ſchlummern ein, bis auf den Redner und Fauſt.

**Fauſt.** Die ehrwürdige Verſammlung hat ſich vermuthlich vorgenommen, Mercier's philoſophiſchen Traum gemeinſchaftlich fortzuträumen? Ich möchte ſie um alles nicht ſtören!

(Er geht leiſe ab.)

### Hügel an der Küſte.

**Fauſt.**

Was iſt es, das mich hierher bannt, und meine Sehnſucht hinzieht über die blauen Fluthen? Und doch fühl' ich nirgends ſo lebhaft, als hier, meine Eingeſchränktheit!

Ich ſtrecke meine Arme aus! Nach was? Natur! faſt mögt' ich ſagen, du habeſt den Menſchen am Schlechteſten bedacht unter deinen zahlloſen Kindern. Der Seerabe hat Flügel, und ſchwebt ſtolz dahin über die Waſſerwelt. Ihre Wogen mögen ſich empören, er ſchwebt ruhig über dem Sturme. Der Menſch mit all ſeiner Kunſt kann ſeinen Blick nicht ſchweifen laſſen ins Unermeßliche; und wenn er ſich einem Schiffe vertraut, ſo trennt ihn nur eine dünne Wand von dem Tode. Er muß ſeine angewieſene Bahn halten, und allenthalben ſtellen ſich ihm Untiefen und Korallenfelſen und tauſend Hinderniſſe in tauſenderlei Geſtalten entgegen.

Ich wünſche mich zu jenen Nationen hin! Aber bis ich daſelbſt anlange, iſt meine Kraft vielleicht gelähmt, iſt mein ganzes Selbſt vielleicht verändert. Ach Flügel! Flügel!

---

### Eine Hütte ohnfern der See.

### Fauſt. Ein Bauer.

Fauſt. Ihr wohnt hier ſehr angenehm.

Der Bauer. Wie man's nimmt.

Fauſt. Täglich habt Ihr das ſchönſte Schauſpiel vor Augen — die Sonne, wie ſie aus der See hervorkömmt, und wieder da untertaucht.

Der Bauer. Unſereins hat nicht viel Zeit, darauf zu ſehen.

Fauſt. Ihr braucht ja Morgens und Abends nur einige Augenblicke ans Fenſter zu treten.

Der Bauer. Das iſt wohl war. Aber wir haben das Alles von Jugendauf ſo geſehen, und wenn man des Tages Laſt getragen hat, macht man ſich mehr aus einer warmen Suppe, als aus Sonnen-Auf- und Untergang.

**Fauſt.** Und wenn der Sturm die Wellen empört — es muß ein erhabener Anblick ſeyn!

**Der Bauer.** Da denk' ich immer an die armen Leute, die in Gefahr ſeyn mögen, und bete für ihre Rettung.

**Fauſt.** Ihr habt doch einen Tag in der Woche frei?

**Der Bauer.** Ja, den Sonntag.

**Fauſt.** Und wenn ihr denn ſo daſteht, und hinausſeht in die blaue Ferne, wo das Meer von Gebirgen begrenzt zu ſeyn ſcheint, denkt ihr gar nichts dabei?

**Der Bauer.** Hm! Bisweilen fällt mir doch ein, daß ich die Schätze haben möchte, die hier im Waſſer begraben liegen.

**Fauſt.** Dieſe Wohnung iſt euer Eigenthum?

**Der Bauer.** Ich habe ſie von meinem Vater geerbt.

**Fauſt.** Habt Ihr zu leben?

**Der Bauer.** Wir werden ſatt.

**Fauſt.** Ihr ſeid verheurathet?

Der Bauer. Ich hab' eine Frau und drei Kinder.

Fauſt. Was ſollen Euch alſo die Schäzze? Ihr habt ein Obdach gegen Wind und Regen, Ihr habt Nahrung und Kleidung. Für Geld könnt Ihr weder eine Stunde ruhigen Schlafs, noch ein ruhiges Gemüth Euch kaufen.

Der Bauer. (ſchüttelt den Kopf) Der Herr iſt wohl ein Gelehrter!

(Er geht weg)

### Fauſt allein.

Dies iſt auch ein Menſch! Und in ſeiner Seele regt ſich nicht das unruhige Streben nach Ausbreitung. Er blickt kalt auf dieſe Waſſerwelt, und ſeine Seele bleibt leer. Und doch — er iſt vielleicht glücklich in ſeiner Eingeſchränktheit. Sein Kornfeld giebt ihm, was er braucht. — Was er braucht? Und giebt das der Schöpfer nicht jedem ſeiner Geſchöpfe? Hätt' er dieſen Durſt in die Seelen beſſrer W.. gelegt zu ihrer Qual? Nein der den Reiz zum Durſt einpflanzt, läßt auch aus

Felſen Waſſer quellen. Es muß einen Weg geben, dies Sehnen zu befriedigen. Wenn der thieriſche Menſch auf der unterſten Stufe der Kultur mit dem Orang-Utang zuſammengrenzt, ſo muß er auf der höchſten Sproſſe den Geiſtern ſeine Hand biethen können. Es muß einen Weg ins Geiſterreich geben! — —

* * *

Zufällig machte Fauſt die Bekanntſchaft eines würdigen Mannes, der Mitglied eines verdienſtvollen Ordens war, aber nicht in ein myſtiſches Dunkel ſich hüllte, wie ſo viele ſeiner Brüder thun, die dies für zuträglich halten, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß große und kleine Kinder im Dunkeln gewönlich ein gewiſſes, ehrfurchtsvolles Grauen empfinden. Dieſer Mann, der ſeine Verbindungen dazu genuzt hatte, ſeine Geſinnungen zu veredeln, und mit dem reinen, wolthätigen Feuer ſeines Buſens ſeine Zöglinge zu erwärmen, ſuchte den unruhigen Geiſt ſeines neuen Freundes auf nüzliche Thätigkeit zu lenken. Fauſt hatte bis jezt die Menſchen nur in ihren armſeligen Künſten und Spielen beobachtet, und ſelbſt Theil daran genommen; er hatte einen Theil der Lebensfreuden genoſſen, wie der Knabe ſich an der Blume vergnügt, indem er ihre Blätter zerpflückt. Kein Wunder, daß eine Leere in ihm entſtand, und ein Sehnen, deſſen Befriedigung er nicht mehr auf den gewöhnlichen Wegen zu finden hoffen konnte, und daß er ſich einzig ſelbſt hätte gewähren können. Der ehrliche Alte faßt ihn bald von dieſer Seite, aber ſeine Worte waren in einen Sturm geſprochen. Hier iſt ihre wichtigſte und lezte Unterredung.

### Fauſt. Ein Eingeweihter.

**Fauſt.** Bei Euch hoff' ich Wahrheit zu finden und Aufſchlüſſe über ſo manche Räthſel.

**Eingeweihter.** Suche nicht mehr, als du zu finden nöthig haſt.

**Fauſt.** In eurem Orden war der menſchliche Geiſt ſeit Jahrhunderten thätig.

**Eingeweihter.** Er war es auch außer demſelben.

**Fauſt.** Aber hier vereinigen ſich die Strahlen in einem Brennpunkte.

**Eingeweihter.** Wähnſt du, wir hätten einen Talisman, der ſie zuſammen zu faſſen vermöchte?

**Fauſt.** Du willſt mich prüfen?

**Eingeweihter.** Ich will dich vor Reue bewahren, und daß du nicht ſagen mögeſt, wir hätten dich hintergangen.

**Fauſt.** Sonderbar.

**Eingeweihter.** Misverſtehe mich nicht! Das Gelübde der Natur iſt älter, als das Gelübde des [illegible]. Ich darf dir nicht geben, was du nicht brauchen kannſt. Es giebt Menſchen, die mit Hieroglyphen ſpielen müſſen, aber für Geiſter die dem Gängelbande der Phantaſie entwachſen ſind, taugen dieſe optiſchen Spielereien nicht. Sie begnügen ſich damit nicht. Ich darf dir nicht mehr verſprechen, als ich leiſten kann. Ich darf deine Erwartungen nicht betrügen.

Fauſt. Eure gerühmte Weisheit wär' alſo nichts, als eine buntbemahlte Tonne für den Haufen?

Eingeweihter. Sage das nicht. Manche Wahrheit retteten wir aus dem Strome der Zeit. Als es ein Verbrechen war, die ſchöne, große Idee eines einzigen höchſten Weſens laut zu bekennen, da erhielt ſie ſich in unſern Hieroglyphen. Aber wozu frägt der das Orakel, dem ein weiſſagender Genius zur Seite ſteht?

Fauſt. Ihr könnt mir keine Aufſchlüſſe geben über mich ſelbſt?

Eingeweihter. Ueber dich ſelbſt mußt du dich ſelbſt um Rath fragen.

Fauſt. Ueber meine Fortdauer jenſeits?

Eingeweihter. Wähnſt du, eine Menſchenhand könne das Siegel der Geiſterwelt löſen? Kennſt du die Innſchrift, die am Tempel der Iſis ſtand? Ich bin, die war und ſeyn wird. Kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.

Fauſt. Kein Sterblicher? — Menſchen machten dieſe Innſchrift. Ein Menſch durchläuft ſeine Bahn früher als der andre. Es muß einen Weg ins Geiſterreich geben.

Eingeweihter. Den giebt es.

Fauſt. Ich laſſe dieſe Hand nicht mehr! Sie muß mich auf dieſen Weg leiten. Ich habe die Freuden des Lebens genoſſen, und ſie alle ſchaal und unbefriedigend gefunden. Ich habe nach Warheit geforſcht, und nur Zweifel erblickt. Ich habe die Weiſen gehört und geleſen, und nur Räthſel erhalten.

Eingeweihter. Es giebt einen Weg ins Geiſterreich. Der Menſch, wenn er die Schlakken der Menſchlichkeit abgeſchüttelt hat, ſchließt ſich an den Geiſt an. Sey ein guter, edler Menſch, haſche nicht nach Träumen, ſchwärme nicht in Ideenwelten, ſey Menſch, ohne mehr ſeyn zu wollen; genieſſe, entbehre, wirke, dulde als Menſch, dann ſtehſt du am Eingang' in das Reich der Geiſter.

Fauſt. Werd' ich ihnen meine Hand biethen können.

Eingeweihter. Dieſe Hand iſt Fleiſch und Bein. Du behältſt Sinne und Blut.

Fauſt. Ich verſtehe. Alſo nichts kann ich bei Euch finden?

Eingeweihter. Was du in dir ſelbſt finden kannſt. Mehr ſchwerlich. — Doch noch etwas! Freundes Hand, die dich hält, wenn du ſtrauchelſt, Freundes Worte, die dir Troſt zuſprechen und Muth in Leiden und Gefahr. Freundes Kuß nach einer guten That.

Fauſt. Das iſt zu wenig für mein Herz.

Eingeweihter. Geh und kehre nach Jahren wieder. Der Labetrunk, den du jezt ausſchlägſt am Morgen, im Gefühle deiner Kräfte, wird dir willkommen ſeyn nach der Wallfarth eines ſchwülen Tages.

Fauſt. Keinen Weg ins Geiſterreich?

Eingeweihter. Keinen auſſer jenem, den ich dir zeigte.

Fauſt. Die Welt iſt mir zu enge.

**Eingeweihter.** Es werden Stürme kommen, wo dir eine Hütte genügen würde.

**Fauſt.** Freundſchaft und Liebe der Menſchen ſind mir nichts mehr.

**Eingeweihter.** Weil du dir ſelbſt nichts mehr biſt.

**Fauſt.** Ach Flügel! Flügel!

**Eingeweihter.** Lerne deine Füße brauchen! Wer zu ſchnell eilt, ſieht ſo manches nicht, was auf ſeinem Wege liegt. Lerne deine Augen brauchen! Lerne brauchen, was du haſt, und du wirſt nicht mehr wünſchen, was ein weiſes Geſchick dir verſagt.

**Fauſt.** Kann ich dieſem Sturme gebiethen?

**Eingeweihter.** Nicht durch ein Machtwort! aber ihm entgegen arbeiten kannſt du, und in der Arbeit deine Kräfte fühlen und brauchen lernen.

**Fauſt.** Ich habe meine Bahn zu frühe durcheilt!

**Eingeweihter.** Bei Nacht und Nebel, wie mancher Reiſende ein Land. Es mißfällt ihm, weil er in der Finſterniß nichts ſehen konnte, oder weil er zuviel ſah, und nicht weiß, was er geſehen hat.

Fauſt. Ich will an den Ganges wallfarthen.

Eingeweihter. Und was dort ſuchen?

Fauſt. Was ich hier nicht finden kann.

Eingeweihter. Hier wachſen Eichen, dort wirſt du Palmen ſehen. Kein Unterſchied für den, dem es um Schatten zu thun iſt.

Fauſt. Die Braminen ſind im Rufe geheimer Weisheit.

Eingeweihter. Der Ruf ſagt gewöhnlich zu viel oder zu wenig von den Menſchen.

Fauſt. Und wenn nun der lezte Fall hier ſtatt hätte?

Eingeweihter. Schlimm für dich! Dann würdeſt du mehr finden, als du zu finden wünſcheſt, mehr vielleicht, als du tragen könnteſt.

Fauſt. Beſſer, erliegen in Arbeit, als in feiger Ruhe.

Eingeweihter. Arbeit, das iſt es. Sieh, der Jüngling in der Fülle ſeiner Jugendkräfte ſteht da, und will Berge verſetzen und Welten umſpannen. Laß ihn die Laſt eines Taglöhners theilen, und der Halbgott wird am Abend entkräftet dem Schlummer in die Arme ſinken. Nichts täuſcht mehr, als das Gefühl eigener Kraft, bevor man ſie verſucht hat.

Fauſt. Ich ſoll meine Kraft brauchen, wozu? Ich ſoll ringen, und kenne den Preis nicht!

Eingeweihter. Muß es denn eben ein Preis ſeyn? Man ringt, um ſeine Kräfte zu prüfen, um ſie zu üben und durch Uebung zu erhöhen.

Fauſt. Aber es muß doch ein Ziel ſeyn, wornach ich laufen ſoll, wenn ich auch gleich den Kranz am Ziele verſchmähe.

Eingeweihter. Sey nützlich!

Fauſt. Haben Sie des Menſchen Thun und Streben beobachtet? Er hängt an ſeiner Exiſtenz, wie die Schnecke an ihrem Hauſe, ſchlüpft über Tage und Monathe weg, um einen Augenblick zu erhaſchen, den er doch nicht feſthalten kann, und preiſt ſich glücklich, wenn ihn irgend ein Großer zur Marionette brauchen will. Weg mit dieſen Drathpuppen, die ihre Achtung um ein Bonmot verkaufen, und ihr Bewußtſeyn um einen Titel.

Eingeweihter. Ich wiederhol' es, ſey nützlich!

Fauſt. Was ich den Menſchen geben könnte, würd' ihnen wenig frommen. Dieſe kränkelnden Geſchöpfe verlangen ſorgfältige Pflege, und ich bin kein guter Krankenwärter.

Eingeweihter. Kennſt du dich ſelbſt?

Fauſt. Wer darf ſagen, daß er ſich kenne. Wir ſind heute nicht, was wir geſtern waren.

Eingeweihter. So ſollteſt du wenigſtens daraus Duldung deiner Brüder lernen.

Fauſt. Ich geh' ihnen aus dem Wege. Was können ſie mehr verlangen?

Eingeweihter. Deine Hülfe, wenn ſie ihrer bedürfen.

Fauſt. Ich habe ſchon geſagt, daß ich mir ſelbſt nichts ſeyn kann. Und darum — will ich an den Ganges wallfarthen. Leben Sie wohl!

Eingeweihter. Meine Wünſche begleiten dich!

Ländliche Gegend am Ganges. Ein Hain im Hintergrund.

**Ein Mädchen** ſchöpft Waſſer an einer Quelle. **Fauſt.**

**Fauſt.** Gutes Mädchen! Ich bin müd' und durſtig. Willſt du mir wohl einen Trunk Waſſers geben?

**Das Mädchen.** Gerne, Fremdling! — Hier iſt auch eine Kokosnuß.

**Fauſt.** Brama lohne dirs! Aber werd' ich hier irgendwo eine Hütte finden, wo ich übernachten kann?

**Das Mädchen.** Ich will dich in die Hütte meines Vaters führen, und meine Matte für dich ausbreiten, und ſie mit wohlriechenden Kräutern beſtreuen.

**Fauſt.** Ich kann dir deine Güte nicht lohnen.

**Das Mädchen.** Wir geben auch unſre Gaſtfreundſchaft nicht um Lohn. Würdeſt du mich nicht auch in deine Hütte aufnehmen, wenn ich in dein Land käme.

Fauſt. O gerne!

Das Mädchen. Aber wir plaudern und du biſt müde. Laß uns nach jenem Wäldchen gehn, da iſt meines Vaters Hütte.

(Sie gehen.)

Fauſt. Ich will dir deinen Waſſerkrug tragen.

Das Mädchen. Das wäre ſchön! Du biſt müde, und ich munter und flink. — Warte! Ich will dieſes Geſträuch halten, damit dich die Ranken nichts ins Geſichte ſchlagen.

Fauſt. Haſt du noch Eltern?

Das Mädchen. Einen Vater.

Fauſt. Was treibt dein Vater für ein Gewerbe?

Das Mädchen. Er iſt ein Bramine, und giebt denen guten Rath, die ihn darum fragen.

Fauſt. Einen ſolchen Mann ſuch' ich.

Das Mädchen. Du kömmſt wohl aus einem fernen Lande?

Fauſt. Ich brauchte über ein Jahr um die Reiſe zu machen.

**Das Mädchen.** Du betheſt alſo nicht zu der Sonne?

**Fauſt.** Mein Gott iſt auch in der Sonne. Aber er iſt auch hier in dem Strauche.

**Das Mädchen.** Du haſt recht, denn ſieh, auf den Blättern des Strauches glänzt ein Abendſtral. — Dort ſteht unſre Hütte. — Sieh unter jenem Palmbaum meinen Vater! Er bethet. Wir wollen ihn nicht ſtören.

**Fauſt.** Wir wollen auch bethen!

**Das Mädchen.** Das wollen wir, guter Fremdling!

---

Fauſt. Der Bramine. Das Mädchen.

Das Mädchen. Vater! dieſer Fremdling ſucht ein Nachtlager bei uns.

Bramine. Deine Hand! — Brama ſey mit uns! — Idli! Bereite ein Nachtmal und ein Lager.

Idli. So gut wir es haben.

(Sie hüpft ab.)

Fauſt. Ehrwürdiger Greis! deine Güte überraſcht mich!

Bramine. Du mußt viel Böſes unter den Menſchen erfahren haben.

Fauſt. Böſes und Gutes. Aber ich komme aus einem Lande, wo die Menſchen von der Offenheit und Einfalt der unverdorbenen Naturmenſchen weit abgewichen ſind.

Bramine. Und warum reiſeſt du?

Fauſt. Um Wahrheit zu ſuchen.

Bramine. Wahrheit iſt allenthalben, wie die Sonne.

Fauſt. Man kennt ſie nicht allenthalben.

Bramine. Wer ſie mit reinem Herzen ſucht, dem kömmt ſie entgegen. Ihr habt Gelehrte?

Fauſt. Die geben ihre Hirngeſpinſte für das Bild der himmliſchen Göttinn aus.

Bramine. Ihr habt Tempel und Prieſter?

Fauſt. Unſre Prieſter haben die Tempel gepachtet, und dulden keine Götter darinn, die nicht das Werk ihrer Hände ſind.

Bramine. Ihre Abſicht kann gut ſeyn. Ein ſteinernes Bild wärmt das Herz des rohen Naturmenſchen zu frommen Gefülen: die Vorſtellung eines allwaltenden Geiſtes läßt es kalt und leer.

Fauſt. Unſre Prieſter haben den Sinn ihrer Hieroglyphen verlohren, und ſtreiten ſich darüber ſeit Jahrhunderten.

Bramine. Sie wollen alſo einen neuen Sinn erfinden, ſtatt daß ſie neue Bilder hätten erfinden müſſen.

Fauſt. Ich preiſe mein gutes Geſchick, das mich zu dir führte.

Bramine. Zu mir? Was ich dir geben kann, hätteſt du in jeder andern Hütte eben ſo gut gefunden, ein Nachtmal, und eine Matte zum Lager.

Fauſt. Der Durſt meines Geiſtes iſt brennender, als der meines Gaumens. Ich ſuche Wahrheit bei dir!

Bramine. Haſt du die Sonne nie geſehen?

Fauſt. Deine Frage iſt Scherz!

Bramine. Das iſt ſie nicht. Du haſt ſie wohl geſehen, wie ſie aufgeht und alles erwärmt und erquickt, wie jedes Leben in ihrem Strale ſich freut, wie ihr Aug' alles durchblickt, wie ſie immer dieſelbe bleibt, ſie mag ſich bergen in Gewitterwolken, oder wandeln am wolkenloſen Frühlingshimmel. Haſt du das alles beobachtet?

Fauſt. Sehr oft.

Bramine. Zu dieſer Sonne bethen die Völker am Ganges. Gleicht der Gott, zu dem du bethen, nicht dem Unſrigen?

Fauſt. Es iſt derſelbe.

Bramine. Und wenn die Königinn des Tags untergeht am Abend, was denkſt du dabei?

**Fauſt.** Daß ſie wiederkehren werde am nächſten Morgen.

**Bramine.** Das denken wir auch, wenn das Grab einen von uns aufnimmt in ſeinen dunkeln Schoos.

**Fauſt.** Wird es je Morgen im Grabe? Lebt einer, der dieſen zweiten Tag geſehen hat?

**Bramine.** Alle die lebten, leben.

**Fauſt.** Habt ihr Gewißheit hierüber?

**Bramine.** Wir hätten ſie, wenn ſie uns frommte.

**Fauſt.** Warum ſollt' ein guter Vater ſeinen Kindern den ſüßeſten Troſt verſagen?

**Bramine.** Warum? Das weiß der gute Vater alleine, denn wo bliebe ſonſt das Dunkel? Aber hör' eine Geſchichte: Ein reicher Mann hat einen Sohn. Vor dieſem verbirgt er ſeinen Wohlſtand, und erzieht ihn als einen armen Knaben; er läßt ihn baarfuß gehen und ein wollenes Gewand tragen. Da der Sohn herangewachſen iſt, giebt ihm der Vater einen Knotenſtab, und ſagt: Zieh' in die Welt, und kehre beſſer und weiſer zurück. Der Sohn geht. Noth lehrt ihn ſeine Kräfte brauchen; er erfährt viel, duldet viel, entbehrt viel. Er wird ſtark und weiſe. So kehrt er zurück, und nun öffnet ihm der Vater ſeine Arme und Schätze; denn nun verſteht er die Kunſt zu leben und zu genießen. Iſt der Vater nicht klug? Iſt ſein Zweck nicht weiſe?

Fauſt. Du zeigſt mir Möglichkeiten.

Bramine. Was iſt der ſchönſte Genuß des Lebens ohne Hofnung und Furcht, die ihm vorhergehen?

Idli kömmt aus der Hütte. Wollt Ihr nicht hereintreten? Die Abendluft iſt kühl. Das Nachtmal wartet Euer.

(Sie gehen hinein.)

---

Morgen. Plaz vor der Hütte des Braminen.

### Fauſt. Idli.

**Idli.** Du haſt dein Lager frühe verlaſſen. War dein Schlaf unruhig?

**Fauſt.** Er war es.

**Idli.** Das thut mir leid. Ich habe dir doch unſre beſte Matte gegeben, und ſie mit den lieblichſten Kräutern beſtreut.

**Fauſt.** Ich bin hier in einer fremden Welt, alles iſt mir ſo neu!

**Idli.** Ich kann mir wohl vorſtellen, daß ich in deinem Lande auch nicht ruhig ſchlafen würde. Aber erzähle mir etwas von deinem Lande! Ich höre das ſehr gerne. Da gehen wohl die Mädchen nicht ſo gekleidet wie ich?

**Fauſt.** Ihre Kleidung verhüllt den ganzen Körper, und iſt doch weniger ſittſam.

**Idli.** Das muß unbequem ſeyn. Da kann man ſich nicht regen noch wenden, man kann nicht hüpfen und ſpringen.

Fauſt. Das thun auch unſre Mädchen nicht. Sie halten es für ungeziemend.

Idli. Für ungeziemend? Darf man denn bei euch nicht froh ſeyn?

Fauſt. Ja, aber man darf ſeine Freude nicht ſo ganz äuſſern.

Idli. Das muß eine langweilige Art von Freude ſeyn. Und womit beſchäftigen ſich eure Mädchen?

Fauſt. Sie ſtehen auf gegen Mittag.

Idli. Ich halt' es nicht mit ihnen. Wenn ich einmal den ſchönen Morgen verſchlafe, ſo iſt mir der ganze Tag verdorben.

Fauſt. Sie putzen ſich dann einige Stunden.

Idli. Das laß ich noch gelten.

Fauſt. Nehmen Beſuche an von ihren Liebhabern.

Idli. Hat denn eine mehr als einen Liebhaber?

Fauſt. Da hat man ſie zu Dutzenden.

Idli. Da muß die Liebe kurze Mahlzeiten geben.

**Fauſt.** Ihre Unterhaltung in Geſellſchaften beſtehe darin, ein warmes Getränke trinken, zu gähnen und zu verleumden.

**Idli.** Da müſſen ſie immer ein Waſchbecken bei der Hand haben, um ſich gleich wieder rein zu waſchen.

**Fauſt.** Wie ſo?

**Idli.** Ei waſcht man ſich denn bei euch nicht, wenn man Böſes gethan hat?

**Fauſt.** Unſre Braminen ſegnen uns die Sünden weg.

**Idli.** Eure Braminen? Hat ſie Brama bei euch dazu beſtellt? Uns hört er ſelbſt, wenn wir zu ihm rufen, und ſieht auf uns herab, wenn wir uns rein waſchen.

**Fauſt.** Waſcheſt du dich auch bisweilen?

**Idli.** Jedesmal, wenn ich etwas auf dem Herzen habe. Dann fühl' ich mich im Augenblicke wieder erleichtert. — Doch ich muß ſehen, ob mein Vater ſchon erwacht iſt!

(Sie hüpft ab.)

## Fauſt allein.

Irrthum iſt allenthalben das Loos der Menſchheit! Unbegreiflich! — Wir werden gebohren als Kinder, und ſterben als ſolche! — Warheit, himmliſche Göttinn! warum ahnden wir dich, wenn es uns nicht vergönnt iſt, dich zu ſehen.

Wie tief unten auf der Leiter der Weſen muß der Menſch ſtehen, wenn ihn, wie das Kind, nur Flitter und Spielwerk glücklich machen können!

---

### Bramine. Fauſt.

**Fauſt.** Du biſt ein Mann, der nicht den Kern über der Schale vergißt, und doch läſſeſt du deine Tochter, wie der große Haufe, mit der Puppe des Vorurtheils ſpielen.

**Bramine.** Meine Tochter iſt ein Kind, wie andere Kinder. Die Puppe macht ihr Freude, darum geb' ich ſie ihr.

**Fauſt.** Ich verſtehe dich nicht.

**Bramine.** Warheit, die der nüchterne Verſtand nur faſſen und brauchen kann, iſt nicht für den großen Haufen, am wenigſten für das Weib. Darum giebt man ihr klüger das Feuer in einem Gefäße, weil es ihre zarte Hand nicht blos faſſen könnte.

**Fauſt.** Warheit iſt für alle Menſchen.

**Bramine.** Warheit iſt es immer, wenn du ſo willſt. Oder iſt die Arznei nicht mehr Arznei, wenn man ſie, um dem Kinde ſie mit guter Art beizubringen, mit Zucker verſezt? Warheit iſt in der Empfindung des Mädchens, das zur Sonne bethet, wie in der deinigen, wenn du den unſichtbaren Weltgeiſt dir vorſtellſt. Warheit iſt in ihrer Reue, wenn ſie ſich von Sünden rein waſcht. Warheit in ihrem Glaubem an die Belohnung des künftigen Lebens. Nur hat ſie ein Bild, ein Zeichen, welches ihrer Empfindung zu Hülfe kömmt.

Fauſt. Aber die Menſchen nehmen gewöhnlich das Zeichen für die Sache.

Bramine. Die Würkung bleibt dieſelbe. Glaube mir, die meiſten Menſchen haben Kinderſinn, und müſſen als Kinder behandelt werden. Sie gewinnen dabei. Solchen Menſchen werden die reinſten, ſchuldloſeſten Menſchenfreuden zu Theil. Und blicken wir nicht ſelbſt mit Vergnügen in die Tage unſrer Kindheit zurück? Waren wir nicht wenigſtens ſo lange glücklich, als uns der gegenwärtige Augenblick genügte?

Fauſt. So wenig iſt der Menſch! So viele tauſende begnügen ſich mit der Puppe, die ihnen andre Menſchen geben! Und wir, die wir ins Innere dieſes Spiels ſehen, wo finden wir Beruhigung?

**Bramine.** In dem Gedanken, daß Gottes Vorſicht über uns walte.

**Fauſt.** Du biſt einer der Weiſen, du weiſt mehr, als die gewöhnlichen Menſchen.

**Bramine.** Die Weiſeſten wiſſen am wenigſten.

**Fauſt.** Kennſt du die Welt, der wir verwand ſind?

**Bramine.** Ich mag ſie noch nicht kennen.

**Fauſt.** Aber du weißt den Weg dahin?

**Bramine.** Ich weiß ihn. Aber ich will ihn nicht geben. Der Menſch ſoll nicht aus dem Kreiſe der Menſchheit herausſchreiten, ſo lang' er Anſpruch auf Menſchenglück macht.

**Fauſt.** Dieſer Kreis iſt mir zu enge; meine Anſprüch' auf Menſchenglück ſind dahingegeben. Zeige mir den Weg ins Geiſterreich.

**Bramine.** Du weißt nicht, was du verlangſt.

**Fauſt.** Zeige mir ihn. Sieh', ich ſtand auf dem Punkte, den Schlüſſel dazu aus der Hand der Ewigkeit zu entwenden, und dieſe Hülle von meinen Augen abzuwerfen. Zeige mir den Weg!

Bramine. Glaubſt du an Gott?

Fauſt. Er iſt, denn ich bin.

Bramine. Laß dir dieſen Glauben genügen!

Fauſt. Er giebt meinem Herzen zu wenig Troſt.

Bramine. Haſt du einen Freund?

Fauſt. Ja.

Bramine. Kehre in ſeine Arme zurück.

Fauſt. Freundſchaft, Glaube an Menſchenglück, alles iſt nichts mehr für mich!

Bramine. Armer Menſch!

Fauſt. Ich bin arm, darum will ich mein Glück in einer neuen Welt verſuchen. Tauſende meiner Landsleute verließen ihr Vaterland und vertrauten ſich dem blinden Meere, um eine Handvoll Goldes zu erbeuten. Iſt der Zweck, warum ich mich in eine neue Welt wagen will, nicht edler?

Bramine. Nun wohl! Vielleicht bringt dich die Prüfung von deinem Entſchluſſe zurück! Ich werde dich vor Sonnenuntergang in eine Höhle führen, da bleibſt du bis Mitternacht, ohne einige Nahrung zu dir zu nehmen. Aber dein Herz muß rein ſeyn, wie deine Abſicht.

**Fauſt.** Ich liebe die Tugend; aber doch ſtrauchelt' ich bisweilen, wenn der Weg zu ſchroff war.

**Bramine.** Wer war Menſch, und ſtrauchelte nie? Ein reines Herz giebt auch die Reue.

**Fauſt.** So iſt das Meinige rein. Aber belehre mich, was ich ferner zu thun habe.

**Bramine.** Wenn die Stunde der Mitternacht da iſt, ſprichſt du einige geheimnißvolle Worte, die ich dir vertrauen werde, und das übrige wirſt du dann erfahren.

**Fauſt.** Wohl. Ich bin bereit, dir in die Höle zu folgen.

---

Felſenhöle. Mitternacht.

**Fauſt** ſpricht die geheimnißvollen Worte. Ein Dämmerlicht erhellt die Höle, und ein ſüßer Duft verbreitet ſich darinn.

**Eine Stimme.** Wer ruft mich?

**Fauſt.** Ein Menſch, der aus dem Kreiſe der Menſchheit heraustreten will, weil er da nicht findet, was er ſucht.

**Die Stimme.** Du wagſt viel! Hat dein Herz keine Forderungen mehr an die Menſchen?

**Fauſt.** Keine.

**Die Stimme.** Bedenke! Du bleibſt Menſch, und mußt doch Verzicht thun auf die Leiden und Freuden der Menſchheit, wenn du den furchtbaren Bund mit Geiſtern knüpfen willſt.

**Fauſt.** Das iſt bedenklich! Doch was erhalt' ich von euch für dieſes Opfer?

**Die Stimme.** Was ein Menſch von Geiſtern empfangen kann.

**Fauſt.** Wie wenig oder wie viel iſt dies? Habt ihr Warheit, die der Menſch nicht hat?

Die Stimme. Die haben wir.

Fauſt. Ich bin Euer.

Die Stimme. Noch kannſt du zurücktreten.

Fauſt. Das Wort iſt geſprochen. Ich bin Euer.

Die Stimme. Du kannſt zurücktreten, bis deine Prüfung vorüber iſt.

Fauſt. Meine Prüfung? Worin beſteht dieſe?

Die Stimme. Die Vergehungen deines bisherigen Lebens kannſt du tilgen durch Reue, aber in unſerm Bunde darf kein Laſter mehr dein Herz beflecken.

Fauſt. Ich bleib' ja Menſch. Das Laſter kann ich fliehen, aber nicht jede Schwäche.

Die Stimme. Schwächen kleben auch Geiſtern an. Nur Einer iſt vollkommen.

Fauſt. Ich unterwerfe mich der Prüfung.

Die Stimme. Verlaß dieſe Höle, wenn der Morgen anbricht, und wandle den Weg zur Rechten. Er wird dich nach drei Tagen wieder in dieſe Höle zurückführen.

Fauſt. Iſt dies die ganze Prüfung?

Die Stimme. Sie iſt kurz aber mühevoll. Genieße nichts, als reines Quellwaſſer. Gönne dem Schlafe nur wenige Stunden der Nacht. Fliehe jedes Vergnügen. Kümmere dich um nichts, was dir auch aufſtoßen mag; nimm an nichts Theil, es mag gut oder böſe ſeyn. Sei nur gleichgültiger Zuſchauer von allem, was dir begegnen mag. Uebertritſt du dieſer Bedingungen eine, ſo haſt du den Rückweg in dieſe Höle auf ewig verloren.

Fauſt. Ich will zeigen, daß ich werth bin eurer Gemeinſchaft.

* * *

Der Morgen dämmerte, und Fauſt verließ die Höle. Zwiſchen Akaziengebüſchen und wilden Roſen auf denen die Colibri's ſich wiegten, zog ſich ein ſchmaler Fußſteig hin. Hier wandelt' er entſchloſſen, aber doch mit klopfendem Buſen. Nicht lange, da wurde die Gegend felſigt und öde. Die Sonne brannte ſeine Scheitel, ſeine Lippe war dürr, und rings keine wohlthätige

Quelle, die ihm Erfriſchung dargebothen hätte, kein kühlender Schatten. Doch er gedachte ſeines Zwecks, und neue Kraft belebt' ihn. Gegen Abend gelangt' er in ein reizendes Thal, wo eine Hütte unter Kokosbäumen ſtand. Die Bäume neigten ihre mit Früchten beladenen Aeſte zu ihm herab, und ſchon ſtreckt' er die Hand darnach aus; aber ſchnell gedachte er ſeines Gelübdes, und zog ſie zurück. Er klopft' an der Hütte — Niemand war zu Hauſe. Einige zahme Gazellen weideten auf einer benachbarten Wieſe. — Aber er ſah und hörte nirgends eine Quelle.

Endlich näherte ſich etwas — Ein allerliebſtes Mädchen wars, das mit einem Körbchen am Arme hinter dem Hauſe hervorhüpfte. Wie freute ſich der müde Pilger, ein menſchliches Geſicht zu ſehen!

Fauſt. Gutes Mädchen! Willſt du mir ein Obdach geben?

Das Mädchen. Gerne, Fremdling! Folge mir in meine Hütte.

(Sie treten hinein.)

Das Mädchen. Du biſt wohl müde? Hier

ſind Kokosnüſſe, und ſogleich will ich dir auch Feigen und Datteln auftiſchen.

Fauſt. Danke, ſchönes Mädchen! Nur um einen Trunk friſchen Waſſers bitt' ich.

Das Mädchen. Das ſollſt du ſogleich haben.

Sie hüpfte fort und kam in wenig Augenblicken mit einem Krug Waſſers zurück.

Fauſt. Kann ich dieſe Nacht über hier bleiben?

Das Mädchen. Das kannſt du. Aber meine Hütte hat nur dieſes Stübchen.

Fauſt. Die Verſuchung wird ſtärker! — Haſt du denn keine Eltern?

Das Mädchen. Ach, die ſind längſt geſtorben.

Fauſt. Und du lebſt ſo allein in dieſer Wildniß?

Das Mädchen. Ganz allein. Und du biſt ſeit lange der erſte Reiſende, der hier vorüberkömmt.

Fauſt. Aber wie vertreibſt du dir die Zeit?

Das Mädchen. Ich pflanze Blumen und Sträuche, hüte meine Gazellen, und bade mich im kühlen Strome, und ſchlafe, wenn mich die Langeweile plagt.

Fauſt. Warum gehſt du nicht lieber unter Menſchen?

Das Mädchen. Ich wollte wohl gerne, daß Menſchen um mich wären. Zwar ſprech' ich auch mit meinen Bäumen und Gazellen, aber die können mir nicht antworten. Wollteſt du nicht bei mir bleiben, ſchöner Fremdling?

Fauſt. Ich kann nicht. Ein wichtiges Geſchäft ruft mich von hier.

Das Mädchen. Du haſt eine ganz andere Geſichtsfarbe, als mein Vater hatte, und ſo lange weiche Haare. Sie ſpielt mit ſeinen Haaren. Auch dein Geſicht iſt ſo zart! Sie ſtreichelt ſeine Wangen. Warum wirſt du ſo roth?

Fauſt. Ich — — gutes Mädchen! Ich bin müde und ſchläfrig.

Das Mädchen. Biſt du? — Hier iſt meine Matte! Ich will meine ſchönſten Thierhäute darüber ſpreiten. — —

Fauſt. Das Gewitter wird drohend. Muth, Fauſt, Muth!

Das Mädchen. So! — Nun überlaſſe dich dem Schlummer. Ich will mich neben dir ſezzen, und dir die Mücken abwehren.

Fauſt wirft ſich auf die Matte, und thut ſo, als ob er ſchliefe.

Das Mädchen wehrt ihm die Mücken. — Ob er ſchläft? — Ich möchte ſeine ſchönen, rothen Lippen wohl küſſen, aber ich fürcht' ihn aufzuwecken. Sie küßt ihn.

Fauſt zuckt.

Das Mädchen. Es war eine Fliege, lieber Fremdling, die ſich auf deine Lippe ſezte — — Er ſchläft wieder. Sie küßt ihn noch einmal. Wenn er doch bei mir bliebe! Mir würde die Zeit nicht mehr lang werden. — Sie legt ihre Hand an ſein Herz. Wie ſein Herz pocht! — Das meinige pocht nicht minder! — Sie legt ihr Geſicht an ſeine Bruſt.

Fauſt ſpringt auf. Nur Flucht kann mich retten. Er entflieht.

Das Mädchen. Ach, wohin willſt du? Die Schlangen werden dich ſtechen! Du wirſt dich vom rechten Wege verirren! — Er hört mich nicht! Ach!

* * *

Fauſt nahm ſein Nachtlager unter einer Thränenweide, an einer Quelle, und der Schlummer ſchloß ihn freundlich und ſanft in ſeine Arme. Kaum wurde der Morgen wach, ſo erwacht' auch er wieder, und ſezte ſeinen Weg weiter fort. Gegen Mittag kam er an eine armſelige Hütte. Er trat hinein, und fand ſie unbewohnt. Auf einem ſteinernen Tiſche, den die Zeit ſchon mit grauem Mooſe beſtreuet hatte, ſtand ein Waſſerkrug, und daneben ein Körbchen, mit unſchäzbaren Juwelen angefüllt. Unter dem Fenſter der Hütte ſprudelt' eine ſüße Quelle. Fauſt füllte den Krug und trank, und beſah die Steine gleichgültig.

„Mit dieſem Schatze könnt ich einer der „Reichſten in meinem Vaterlande ſeyn. Aber „was iſt dieſer Staub gegen Warheit! — „Nein! wenn der warme, flehende Buſen ei„nes unverdorbenen Mädchens mich meinem „Gelübde nicht untreu machen konnte, ſo ſol„lens dieſe kalten Steine noch weniger. Liebe „hätt' auch in einer Hütte ihren Werth. Aber

„ wenn dieſe Diamanten welchen haben ſollten, ſo
„ müßt' ich mich erſt unter Jenen miſchen, die
„ ſie bewunderten. Nein! wenn Lieb' und Freund-
„ ſchaft mir nicht genügen, ſo kann es dieſer
„ Tand noch weniger. —

„ Dieſe Prüfung iſt leicht zu beſtehen. “

⁂

Am Morgen des dritten Tages fand er auf ſeinem Wege ein junges Weib, welches Kräuter und Blumen pflückte, und harmlos dazu ein Liedchen trillerte.

Fauſt. Brama ſegne dich, du ſuchſt Blumen zum Kranze?

Das Weib. Zum Spiele für meinen Kleinen. Er ſchläft dort hinter dem Fels am Akazienſtrauche.

⁂

Fauſt ſetzte ſeinen Weg fort. Hinter dem Fels fand er den holden Knaben in den Armen eines ſanften Schlummers. Aber in eben dem Augenblicke kam eine Schlang' auf den Schlafenden zu.

Mit einem Schlage ſeines Wanderſtabes hätte ſie Fauſt lähmen, und das ſchuldloſe Kind retten können, und ſchon hob ſich ſein Arm; aber eine unſichtbare Macht ſchien ihn zu feſſeln, und der holde Säugling lag in ſeinem Blute.

Bang und düſter, wie ein Menſch, der einen Mord auf der Seele hat, irrt' er fort, und warf ſich bald entkräftet an einem melancholiſchen Wacholdergeſträuche nieder. Jezt zum erſtenmale hält ihm die Reue den Spiegel vor, und der Gedanke, ſeinem Vorhaben zu entſagen, regt ſich in ihm. Aber da ſchwebt die Verhüllung in ſeine Seele: Du wirſt am Ziele deiner Wanderung erfahren, warum der Säugling nicht gerettet werden ſollte! Und er ſezt ſeinen Weg mit neuer Entſchloſſenheit fort.

Am Abend kömmt er an eine Felſenwand, wo der Pfad ſich durch eine Höle fortſchlängelt. Schauer ergreift ihn am Eingange. Eine Stimme ruft:

Freund, kehre zurück!

**Fauſt.** Was iſt das? Hört' ich nicht meines Wagners Stimme?

Eine andre Stimme. Geliebter, kehre zurück!

Fauſt. Thereſe! Iſt es ein Betrug meiner Sinne?

Dritte Stimme. Sohn, kehre zurück!

Fauſt. Mein Vater! — Es iſt kein Trug! Ich höre würklich euern warnenden Zuruf meine Geliebten!

Und was will ich thun? Die heiligen Bande zerreiſſen, die die Natur zwiſchen mir und ihnen gewebt hat! Doch zerreißt ſie die Natur nicht ſelbſt! Früh oder ſpät müſſen wir eintreten in die Geiſterwelt, und dann verſchwinden die ſüßeſten Verhältniſſe dieſes Erdenlebens. — Und kann ich den Meinigen geben, was ſie von mir fordern? Sie wollen Liebe und Freundſchaft. Dieſe Empfindungen ſind nicht mehr in meiner Seele! — Und wenn mir die Natur einen andern Weg vorzeichnete, den ſie nicht gehen können, iſt es meine Schuld? Muß ich nicht dem Winke ihrer ältern, heiligern Macht gehorchen? — Fort! Ein paar Schritte noch, und ich bin am Ziele.

* * *

Er tritt in den Felſenſaale und ein heiliges Grauen wandelt vor ihm her. Mit einem male findet er ſich in der Höle, die er vor drei Tagen verlaſſen hatte, und die das Ziel ſeiner Prüfung war. Ein neuer Schauer durchläuft ihn, als er bemerkt, wo er iſt. Urplötzlich hellt ein ſanftes Licht die finſtre Höle, und eine Stimme ruft:

„Deine Prüfung iſt vollendet. Du biſt aufgenommen in unſern Bund. In welcher Geſtalt ſoll ich dir erſcheinen?“

Fauſt. Erſcheine, wie du biſt, nicht in erborgter Geſtalt.

Die Stimme. Mein Körper iſt aus ätheriſchem Stoffe gewebt. Siehſt du mich?

Fauſt. Nein.

Die Stimme. Und ich ſtehe vor dir. Fühlſt du mich?

Fauſt. Es iſt wie das Wehen eines Maienlüftchens, was mich berührt.

Die Stimme. Soll ich ſo unſichtbar dir zur Seite gehen?

Fauſt. Nimm die Geſtalt eines Jünglings an, mit mir von gleichem Alter. So wird mein Herz ſich näher an dich ſchließen.

Ein Jüngling ſteht vor ihm.

Der Jüngling. Deine Hand, Bruder!

Fauſt zaudert.

Der Jüngling. Deine Hand! Ich bin dein Freund.

Fauſt. Iſt es kein Traum? Stehſt du würklich vor mir? Halt' ich würklich deine Hand in der meinigen!

Der Jüngling. Nun ſprich, was ſoll ich dir?

Fauſt. Führe mich in die Verſammlung deiner Brüder.

Der Jüngling. Das kann ich nicht. Meine Brüder ſind in ihren Dienſten.

Fauſt. Zu welcher Gattung Geiſter gehöreſt du?

Der Jüngling. Zu den Schuzgeiſtern der Menſchen. Ich bin dein Schuzgeiſt.

Fauſt. Und dein Name?

Der Jüngling. Nenne mich Helim.

Fauſt. Alſo hätten wir Menſchen doch Dämonen zur Seite?

Helim. Wir ſind eure Führer von der Wiege an.

Fauſt. Du warſt mir immer zur Seite?

Helim. Immer, ſeit du als Menſch empfindeſt.

Fauſt. Was iſt euer Geſchäft bei uns?

Helim. Muth zu erregen in dem Lebensmüden, Glauben in dem Zweifler.

Fauſt. Und nie ahndet' ich deine Gegenwart!

Helim. Du ahndeteſt ſie gewiß; aber unſre Stimme iſt leiſe, wie unſre Berührung. Erinnerſt du dich des Abend, wo du mit deinem Mädchen in der Gartenlaube ſaßeſt, und wo ihr ſo nahe wart eurem Falle?

Fauſt. Wohl erinner' ich mich. Ein Vogel, der in demſelben Augenblicke durch die Laube flatterte, bracht' uns zur Beſonnenheit zurück, und rettete damals unſre Unſchuld.

Helim. Ich ſcheuchte den Vogel mit unſichtbarer Hand aus ſeinem Lager auf.

Fauſt. Du? Und warum reichteſt du uns nicht auch zum zweitenmale deine Hand?

Zelim. Wir ſtehen unter dem Willen des Schickſals, und dürfen nur leiſ' eingreifen in die Räder der ſittlichen Welt.

Fauſt. Wurdeſt du, als Genius geſchaffen? Und iſt es deine immerwährende Beſtimmung, Menſchen zu leiten?

Zelim. Ich war, was du biſt. Wenn der Menſch ſeine Laufbahn geendigt hat, ſo wird er Schutzgeiſt des Geſchlechts, dem er vorhin als Mitglied angehörte.

Fauſt. Sonderbar! Alſo einerlei Schickſal wartet auf den Tugendhaften, wie auf den Böſewicht?

Zelim. Kurzſichtiger Sterblicher! Legt denn der Menſch mit ſeinem Körper ſein Selbſt ab? Bleibt ihm nicht ſein Bewußtſeyn? In dem Gange zu unſrer Beſtimmung liegen Himmel und Hölle. Wenn es das Loos des guten Geiſtes iſt, einen edlen Menſchen zu führen die ſchöne Bahn, die er mit Thaten bezeichnet, wenn er einen Socrates zum Märtirer Tode geleitet, und Zeuge iſt von den ſtillen Tugenden eines Addiſon, giebt es eine höhere Seligkeit?

Fauſt. Und der Böſewicht? —

Helim. Ein Jüngling hatt' ein Mädchen um ſeine Unſchuld betrogen, und ſie dann der Reu' und dem Elend überlaſſen. Das Mädchen giebt der Welt den Zeugen ihres Falls und ſtirbt. Der Jüngling ſtirbt. Sein Kind iſt elternlos, preiß gegeben dem Mangel und der Schande. Er wandelt als Dämon ihm zur Seite, und ſieht, wie es betrogen wird um die fröhlichen Träume ſeiner Kindheit, wie es andre Kinder ausſchlieſſen von ihren Spielen, wie es nirgends Liebe, hier und da Mitleid, ſonſt allenthalben Kälte und Hohn findet. Er iſt Zeuge ſeiner verwahrloſten Erziehung, ſieht, wie es, ausgeſtoßen von beſſern Menſchen, ſich anſchließt an Verworfene, die ihm vollends die Achtung gegen ſich ſelbſt und ach, auch ſeine Tugend rauben. Er erblickt es nun gebrandmarkt vom Laſter, hört, wie es die ſonſt theuren Nahmen des Vaters und der Mutter nur unter Verwünſchung nennt; er muß ihm folgen durch die empörenden Szenen eines ſchändlichen Lebens, und ſtehen an ſeinem Sterbelager, wenn es ſeine

Seele auftaucht aus dem verpeſteten Körper. Iſt das nicht Hölle?

Fauſt. Gott iſt gerecht!

Helim. Er iſt es, auch wenn wir es nicht einſehen.

Fauſt. Kannſt du mich zu den abgeſchiedenen Geiſtern der Vorwelt führen?

Helim. Ich kenn' ihren Aufenthalt nicht.

Fauſt. Kannſt du mich das unbegreifliche Weſen kennen lehren, das über uns waltet?

Helim. Gott kennt ſich allein.

Fauſt. Alſo auch bei euch erhalt' ich keine Antworten auf meine Fragen?

Helim. Keine, wenn du mehr fragſt, als wir wiſſen. Oder hältſt du uns für allmächtig und allwiſſend?

Fauſt. Haſt du auch keinen Spiegel, der mir die Zukunft zeigen könnte?

Helim. Auch in den Spiegel der Zukunft blickt nur der Allſehende.

Fauſt. So lehre mich in den Herzen der Menſchen leſen!

Helim. In ihren Geſichtern will ich dich ihre geheimen Geſinnungen ausſpähen lehren. In den Tiefen der Seele lieſt nur der Allerforſchende.

Fauſt. Was iſt es dann, was ich bei euch finde?

Helim. Ich kann dir manchen Faden zeigen in dem Zuſammenhange menſchlicher Begebenheiten, der dem Auge des Menſchen verborgen bleibt. Ich kann dich gute und böſe Menſchen leichter unterſcheiden lehren. Ich kann deinen Blick ſchärfen ins Räderwerk der phyſiſchen Natur, in den Bau der Pflanzen und Thiere und — in dein eigenes Herz.

Fauſt. So bringe mich unter Menſchen zurück.

Helim. Hier ſind zwei Wanderſtäbe. Und hier iſt ein Saft von Kräutern, der unſre müden Körper wunderbar erquicken wird.

Fauſt. Wie? Kannſt du mich nicht im Nu durch die Lüfte dahin bringen, wo ich ſeyn möchte?

Helim. Bevor ich dieſen ſchweren Körper angenommen hatte, konnt' ich ſchneller als der Kranich die Lüfte durcheilen. Aber mit dieſen

Körper gibt es nicht, denn wir ſind an die Geſezze der Körperwelt gebunden.

Fauſt. Alſo die Reiſe zu Fuße!

Helim. Noch eins. Unſre Nahrung müſſen das Feld und der Baum geben. Wir dürfen nichts aus dem Thierreiche genießen.

Fauſt. Dieſe Entſagung koſtet mir nicht viel.

Helim. Wohin wollen wir zuerſt unſern Weg nehmen?

Fauſt. Laß uns nach der Hütte des Braminen gehen, der mich nach dieſer Höle brachte.

Helim. Es ſey!

Hütte des Braminen.

Fauſt. Helim. Idli.

Fauſt. Warum ſo traurig, Idli?

Idli. Ach, guter Fremdling! Mein Vater iſt todt. Idli iſt jezt eine Waiſe.

Fauſt. Dein Vater todt? Seit wann?

Idli. Seit zwei Tagen.

Fauſt. Und wie ſtarb er?

Idli. Ich fand ihn Morgens todt auf ſeiner Matte ausgeſtreckt.

Fauſt. Sei getroſt, Idli, dein Vater iſt glücklich. Er entſchlummerte bei dir, und erwachte bei Brama.

Idli. Ach, er wäre doch glücklicher, wenn Idli bei ihm wäre! — Wollt Ihr euch nicht niederlaſſen? Ich will euch ein Mittagmal auftiſchen, ſo gut es mein Heerd jezt vermag.

Fauſt. Nur um einige Früchte bitten wir, und um einen Trunk kühlen Waſſers.

(Idli geht ab.)

Fauſt. Wie iſt das, Helim? Ich bin ungerührt bei den Thränen dieſes guten Mädchens! Der redliche Greis iſt todt. Ich hab' auf unſerm Wege von ungefähr einen Schmetterling zertreten, und ich finde keinen Unterſchied dazwiſchen. Sie haben beide das Geſez der Natur erfüllt.

Helim. Du ſiehſt heller.

Fauſt. Ich habe keine Thränen mehr für die Leiden der Menſchheit.

Helim. Aber Wohlwollen haſt du noch; nicht für das einzelne Geſchöpf, ſondern für die Gattung. Freut dich die Güte dieſes Mädchens nicht?

Fauſt. Ja. Aber vor wenig Tagen hätte ſie mich an dieſem Mädchen gefreut; jezt freut es mich blos, ſolche Güte unter Menſchen zu finden.

Helim. Das iſt Geiſterleben und Geiſtergefühl!

Fauſt. Ich wünſchte doch, das gute Mädchen glücklich zu ſehen.

Helim. Sie wird es werden.

Fauſt. Kannſt du in ihre Zukunft ſehen?

Zelim. Güte und Warheit führen ihren Lohn mit ſich.

Fauſt. Kannſt du mir ſagen, warum dieſe holde Blume hier in einer unbeſuchten Wüſte blüht, wo ihr Duft keinen Wandrer erquickt? wo niemand ſie ſchüzt vor dem Sturme?

Zelim. Iſt denn die Blume nur darum da, daß jemand ihres Wohlgeruchs ſich freue? Die Natur hat ihre milde Hand über ſie ausgeſtreckt, und wird ſie nicht vergehen laſſen.

* * *

Nachdem ſie ihr ſparſames Mittagmal eingenommen hatten, ſezten ſie ihren Weg weiter fort, unbekümmert, wohin er ſie führen würde. Unterwegs retteten ſie ein junges Mädchen aus den Händen einiger Räuber. Der Vater des Mädchens lag in ſeinem Blute, und ſeine lezten Worte enthielten eine Bitte an die beiden Wandrer, ſeine Tochter nach der nächſten Stadt zu begleiten, wo er eine Schweſter wohnen hatte. Das Mädchen war ſchön und unverdorben. Sie kamen im Hauſe ihrer Verwandtin an, und wurden gaſtfreundſchaftlich aufgenommen. Fauſt und Helim ließen ſich bald auf ihr Schlafzimmer bringen, wo folgende Unterredung zwiſchen ihnen begann.

Fauſt. Wir haben ein Mädchen gerettet. Ich fühle, daß es noch ein Vergnügen giebt, woran mein Herz Theil nehmen kann.

Helim. Gerettet, meinſt du? Laſeſt du nichts in dem Geſichte der Alten?

Fauſt. Das Lächeln auf ihren Lippen ſchien mir erborgt zu ſeyn, und heimliche Tücke damit zu verbergen.

Helim. Du haſt dich nicht betrogen. Sie iſt eine Kupplerinn, und wird das Kind ihres eignen Bruders zum Schlachtopfer fremder Luſt verkaufen.

Fauſt. Warum ließen wir ſie nicht unter den Händen der Räuber. Dort hätte ſie nur ihr Leben verlohren. Hier wird ſie ihre Tugend einbüßen.

Helim. Ihre Tugend kann ſie nur ſelbſt verkaufen.

Fauſt. Wir wollen ſie retten. Sie ſoll dieſe Nacht noch mit uns entfliehen.

Helim. Wir dürfen dem Schickſale nicht eingreifen.

Fauſt. Warum muß dieſes arme Mädchen elend werden?

Helim. Das weis Gott!

Fauſt. Ja, ich ſehe heller. Aber dieſe Helle grenzt an ein ſchreckliches Dunkel.

Helim. Bethe an und verſtumme.

Fauſt. Ich finde, daß ich noch immer Menſch bin.

* * *

Nach mancherlei Abentheuern langten Fauſt und ſein Gefährthe in Europa an. Die erſten Neuigkeiten, die ihnen da entgegen kamen, waren die Nachrichten von den großen Begebenheiten in Frankreich. Fauſten ſchlug das Herz hoch. Sieg der Freiheit! rief er im Taumel der Freude.

Helim. Deine Freud' iſt ein wenig voreilig.

Fauſt. Meinſt du, ſie werden ſich die Ketten zum zweitenmale anlegen laſſen?

Helim. Ich fürcht' es.

Fauſt. Ha und umſonſt wären Ströme Bluts gefloſſen? Hätte die gerechteſte Sache nichts vor der ungerechteſten voraus vor dem Richterſtuhle des Schickſals?

Helim. Alles.

Fauſt. Ich verſtehe dich nicht. Oder iſt die Vorſicht gerecht, welche die gerechten Forderungen ihrer Kinder der Bosheit Preis giebt?

Helim. Beth' an und verſtumme.

Fauſt. Ich kann nicht, hier kann ich nicht anbeten.

Helim. Armes Mittelding zwiſchen Geiſt und Menſch!

Fauſt. Soll gar nichts bleiben von dem großen Werke?

Helim. Doch; das Beiſpiel. Bei dieſem Anlaſſe lernten die Menſchen wieder ihre Kräfte fühlen und brauchen, und ſpäte Jahrhunderte werden es durch ſie lernen, und die Deſpoten ſpäter Jahrhunderte an dieſen Gemälden menſchlicher empfinden.

Fauſt. Das iſt etwas. Die Menſchheit geht aber auf dieſem Wege nicht vorwärts!

Helim. Sie geht vorwärts. Sieh' ein Schiff: Der Sturm ſchleudert es oft meilenweit von ſeiner Bahn ab, treibt es gegen Sandbank und Riffe, aber es wird zulezt doch den gewünſchten Port erreichen.

Fauſt. Jezt kann ich anbethen und ſchweigen.

* * *

Sie kamen nach Deutſchland. An den Grenzen des erſten Fürſtenthums welches ſie betraten, erblickten ſie ein Zollhaus, über deſſen Eingange mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand:

Hier ſind fremde Waaren und fremde Meinungen einzuführen verbothen.

Unſre Reiſende laſen und ſtaunten und laſen wieder, als ihnen ein Zollbedienter entgegen kam.

Der Zollbediente. Meine Herrn, Ihre Koffers!

Helim. Wir ſind reiſende Philoſophen. Omnia nobiscum portamus!

Zollbedienter. So müſſen ſie wenigſtens Ihre Taſchen viſitiren laſſen.

Helim. Recht gern. Sie werden weder von fremden Worten noch von fremden Meinungen etwas darin finden.

Der Zollbediente. (nachdem er ihre Taſche durchſucht) Philoſophen ſind Sie? Aus welcher Schule?

Helim. Das Motto unſrer Schule heißt: Nullius in verba.

Der Zollbediente. Belieben Sie mir das zu verdeutſchen.

Helim. Wer ein geſundes Auge hat, bediene ſich keiner Brille, und wer geſunde Beine hat, keiner Krükke!

Der Zollbediente. Dieſe Philoſophie ſcheint mir ſo ziemlich natürlich.

Fauſt. Muß denn jeder Reiſende hier am Schlagbaume ſein Glaubensbekenntniß ablegen?

Der Zollbediente. Allerdings.

Fauſt. Und welchen Zweck glaubt man durch eine ſolche Einrichtung zu erreichen?

Der Zollbediente. Allen Unglauben und alle ſchädlichen Meinungen von der Grenze zu entfernen.

Fauſt. Lieſt man denn in dieſem Lande nicht?

Der Zollbediente. Nichts, was die Zenſur nicht paſſirt wäre.

Fauſt. Und denken die Leute nicht?

Der Zollbediente. Denken? Das befürchten wir nicht. Die Reichen geben ſich damit nicht ab, und die Armen können den Impot nicht bezahlen, der darauf gelegt iſt.

Fauſt. Ein Impot auf das Denken? o heiliger Lucian!

Zelim. Aber es kommen doch viele Fremde in dieſes Land. Glaubt man jedem auf ſein Wort? Oder glauben die Herrn würklich, daß die Natur in ihrer Laune jeglichem Menſchen ſeine Kundſchaft an die Naſe gehängt habe?

Der Zollbediente. Reiſende, die verdächtig ſind, müſſen in dem zu dieſer Abſicht erbauten philoſophiſchen Peſthauſe die Quarantäne halten. Schriftſtellern wird gegen eine Tax' ein Zeichen von Blech angehängt, woran die Polizei erkennen kann, daß auf ſolche Menſchen ein wachſames Auge zu haben ſey.

Fauſt. In meinem Vaterlande bezeichnet man auf dieſe Art die Hunde.

Der Zollbediente. Hunde und Schriftſteller — der Unterſchied iſt oft nicht groß. Und ich möchte meiner Treu oft lieber von einem Hunde, als von einem Schriftſteller gebiſſen werden. — Doch meine Herrn! Es ſteht ihnen frei, unſer Land zu betreten.

* * *

Fauſt. O mein armes Vaterland! Mögen deine Weiſen nur nach Huttens Grabe wallfarthen, und um Erlöſung bethen.

Leviath. Dieſe Wallfarthen werden nicht nöthig ſeyn. Der Despotismus hat nur ein Mittel ſeine Herrſchaft feſt zu gründen: — Er muß der Henker des ganzen Menſchengeſchlechts werden, und dann ſeinen eiſernen Zepter über Leichname ſchwingen.

* * *

Sie kamen in die nahgelegene Reſidenz; und traten in einem Kaffeehauſe ab. Ein Männchen, das mehr Fleiſch als Geiſt im Beſizze zu haben ſchien, und gemächlich eine Taſſe Thee hinunter ſchlurfte, erregt' ihre Aufmerkſamkeit. Das Männchen hatt', eine Zeitung neben ſich liegen, und rief einmal über das andre: Groß! Landesväterlich!

Fauſt. Darf ich fragen, was dieſe Zeitung Großes, Landesväterliches berichtet?

Das Männchen. Unſer Fürſt hat einen neuen Beweis geliefert, daß er ſeinen Unterthanen den Schlaf gönnt, indeß er ſelbſt wacht. Man rühme Heinrich den Vierten nicht mehr. Er ſucht' es zwar dahin zu bringen, daß jeder ſeiner Bauern des Sonntags ein Huhn im Topfe hatte; aber unſer Fürſt —

Fauſt. Nun — hat er ſeinen Unterthanen die Hälfte der Abgaben abgenommen?

Helim. Hat er das Verdienſt für immer gegen den Druck des Mangels geſchüzt?

Das Männchen. Er hat mehr gethan. Er hat — ein chineſiſches Orcheſter errichtet, und den Mitgliedern fürſtlichen Gehalt ausgeworfen. Meine Unterthanen ſollen ſingen und tanzen, ſagt' er, und ich will aus eigner Kaſſe die Unkoſten bezahlen. — Wer thut es ihm nach?

Helim. Vorgethan hat es ihm ſchon mancher. Als Xerxes die Babilonier überwunden hatte, durften ſie ſich nicht mehr in Waffen üben ſie mußten faltenreiche Kleider tragen, ſich mit wohlriechenden Salben beſtreichen; tanzen, und — Bordelle beſuchen.

Fauſt. Dieſes Land hat vermuthlich alle Anſtalten zur Beförderung des allgemeinen Wohls im Ueberfluſſe?

Das Männchen. Wir haben ſchöne Anſtalten, das iſt nicht zu läugnen.

Fauſt. Das Verdienſt iſt wohl für immer vor Mangel geſichert? Der Landmann befeuchtet nicht ſeine harte Brodrinde mit den Thränen, die ihm der Druck auspreßt? Der Volkslehrer hat nicht mit Nahrungsſorgen zu kämpfen? Das Talent wird ermuntert? und dem elternloſen Knaben erſetzt das Vaterland ſeinen Verluſt?

Das Männchen. Freilich fehlt uns noch Manches —

Fauſt. Wer iſt jener Mann, der uns zu beherrſchen ſcheint?

Das Männchen. Das iſt ein großer Mann! Er ſchreibt ein Journal, worinn das ganze Heer von Philoſophen und Ungläubigen an den Pranger geſtellt und mit Koth beworfen wird. — Bewundern Sie auch hierin den tiefen Blick unſers Fürſten. Er ſieht ein, daß der unruhige Geiſt unſrer Zeit in den geheimen Geſellſchaften ſeinen Aufenthalt habe, und von da aus die Welt beunruhige; darum iſt es ein fein angelegter Plan, dieſe zu zerſtören. Der Mann, den Sie hier ſehen, wird durch ſein Blatt erſt das Volk gegen die im Finſtern ſchleichende Brut aufregen; denn ſie geradezu angreifen, wäre gegen alle geſunde Politik. Auch iſt der Vorſchlag gemacht worden, auf ein dreißig Jahr alle Schulen zu verſchließen, die Drukerpreſſen zu zerſtören und die ſogenannten aufgeklärten Köpfe in Regimenter zu ordnen, und nach America zu verkaufen. — Doch meine Herrn, meine Geſchäfte rufen mich. Ihr Diener!

Fauſt. Die Thoren! Sie bedenken nicht, daß im Menſchen etwas liegt, was all ihrer Bemühungen ſpottet. Mit Menſchenarmen wagen ſie's, dem Rade der Zeit ſich entgegen zu werfen.

Der belebende Frühling ſoll nicht mehr die Keime im Schooſe der Erde entfalten, nicht mehr das Inſect aus dem Winterſchlafe wecken? Mit einem: Das iſt unſer Wille! wollen ſie die Natur meiſtern!

Zelim. Auch dieſer Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß iſt wohlthätig. Was der Menſch erringen mußte mit Anſtrengung und Aufopferung, das bewahrt er theuer, und läßt es ſich nie mehr entreißen.

* * *

Sie hielten ſich nicht länger in einem Staat' auf, wo die Regierung die öffentliche Meinung, wie ihre Münze, ſtempelt, und erreichten noch am nehmlichen Tage die Grenze. Des andern Tags gelangten ſie in die benachbarte Reſidenz eines kleinen Fürſten, wo ſie ſich einige Zeit unter Menſchen groß und klein umhertrieben. Ich weiß nicht, wie es kam, daß bald ein Gerücht von Fauſten umherlief, als hab' er den Stein der Weiſen im Beſizze. Der Fürſt, der lange nach dieſem Stein geſucht hatte, ohngeachtet die Wizlinge ſeiner Reſidenz ſich ins Ohr ſagten, daß er beſſer gethan haben würde, klugen Rath zu ſuchen, ließ unſern Halbgeiſt rufen, und ernannt' ihn, ſeiner Einwendungen ungeachtet, zum Kammerpräſidenten. Helim, der das Glück gehabt hatte, den Beifall der fürſtlichen Maitreſſe zu finden, erhielt an eben dem Tage das Patent als geheimer Referendar. Fauſt war doppelt unglücklich in ſeiner neuen Lage. Er hatte den beſten Willen Gutes zu wirken, und es würd' ihm auch nur Spielwerk geweſen ſeyn, da er die ganze innere Maſchienerie dieſes Marionettentheaters durchſchaute, die hölzernen Puppen zu lenken, wie es ihm gut deuchte; allein er durfte von ſeiner geheimen Kenntniß keinen Gebrauch machen. Er war ein doppeltes Weſen geworden, aber eines erlag unter dem Drucke des andern. Der Menſch war nicht ſtark genug zu tragen, was der Geiſt ſah. Es war am Morgen des dritten Tags nach ſeiner Erhöhung, als Helim in ſein Zimmer trat.

**Helim.** Wie gefällſt du dir in deinem neuen Kleide?

**Fauſt.** Welches Schickſal uns dieſen kleinen Sultan in den Weg geworfen haben mag!

**Helim.** Es hätt' ihm leicht etwas noch Schlimmers in den Weg werfen können, als uns!

**Fauſt.** Schwerlich! Was frommt es ihm und uns, daß wir alle dieſe Hofſchranzen, die ihn um ſeine Einkünfte, und um ſeinen Verſtand prellen, in naturalibus vor unſern Augen ſehen. Dürfen wir ſie ihm doch nicht ſo zeigen!

**Helim.** Wozu auch, ihm ſeine Blöße zeigen, da er nichts hat, womit er ſie decken könnte.

Er geht zu einem Tiſche, worauf allerlei Papiere liegen.

Ah — Ein Dichter hat dich ſchon in einer ſapphiſchen Ode beſungen.

**Fauſt.** Der Menſch dauerte mich beinahe. Es ſchien mir, als ob ihn die lyriſche Mühe zum Hahnrey gemacht hätte, und er verſicherte mich, daß ihm ſeine Unſterblichkeit um ein Spottgeld feil wäre. Ich wollt' ihn erſt mit einem Bonmot abſpeiſen, aber der arme Teufel ſah aus, als ob er nichts Geſalzenes mehr verdauen könne.

**Helim.** Ein Project von einem Patrioten.

**Fauſt.** Der Mann war kürzlich noch Kosmopolit geweſen, hatt' aber ſeine Rechnung nicht dabei gefunden. Er meint, einen Patrioten könnten ſeine Landsleute ehrenthalber doch nicht Hungers ſterben laſſen.

**Helim.** Bittſchrift eines Gelehrten um Aufhebung der Zenſur.

**Fauſt.** Er will den lieben Gott zum Cenſor haben. Er fürchtet die Polizei in dieſer Welt mehr, als in jener.

**Helim.** Ein Mann, der dem Staate große Dienſte geleiſtet hat, bittet um einen Jahrgehalt.

**Fauſt.** Er führte Seiner Durchlaucht einige Mädchen zu.

**Helim.** Ein Verdienſt, das in den Augen manches kleinen Sultans unendlich iſt.

**Fauſt.** Ich höre, der Beichtvater hat jezt die Lieferung übernommen.

**Helim.** Es iſt ein Philoſoph. Seit dieſes Gezücht die Pfaffen von ihren Stellen verdrängt hat, iſt es um vieles ſchlimmer geworden. Dieſe ſegneten die Sünden weg; jene ſtatuiren gar keine mehr.

**Fauſt.** Und mit dieſen Menſchen ſoll ich das Wohl eines Landes befördern? Sie entheiligen die ſchönſten Zwecke durch niedrige Nebenabſichten, und haben keine Energie als wo ihr Eigennuz oder ihr Dünkel ins Spiel gezogen werden.

Das ſind Menſchen! Und doch — ſo tief kann das ganze Geſchlecht nicht geſunken ſeyn. Kannſt du mir einige zeigen, die nicht ſo weit von ihrer Beſtimmung abgeirret ſind?

Zelim. Du ſollſt Menſchen ſehen.

---

## Fiſcherhütte.

Ein Fiſcher ſizt auf einer Raſenbank, und beſſert an ſeinem Neze. Er ſingt:

Mein Hüttchen iſt nur klein!
Doch ſcheinen Sonn und Mond hinein.
Die Schwalbe niſtet gern bei mir,
Denn kein Gezänke ſtört ſie hier.

Mein Gärtchen iſt nur klein!
Doch kehrt auch da der Frühling ein,
Und läßt gedeihn, was früh und ſpät
Mein liebes Weibchen pflanzt und ſät.

Mein Kahn iſt leicht und klein!
Doch bringt er Brod und Butter ein.
Dazu lieb Weibchens froh Geſicht —
So viel hat mancher König nicht.

Mein Glück dünkt euch nur klein!
O lernet ihr genügſam ſeyn!
Bei Arbeit, Liebe und Geſang
Wird uns das Leben nicht zu lang.

Fauſt. Helim. Der Fiſcher.

**Fauſt.** Was macht ihr, guter Freund?

**Der Fiſcher.** Ich beſſre mein Nez aus.

**Fauſt.** Ihr ſcheint ſehr zufrieden mit eurer Lage?

**Der Fiſcher.** Warum nicht. Ich habe, was ich brauche, und Unſereins braucht wenig.

**Fauſt.** Aber euer Gewerb' iſt doch gefährlich.

**Der Fiſcher.** Vor der See kann man ſich beſſer in Acht nehmen, als vor den Menſchen;

**Fauſt.** Sie kann eure Hütte wegſpühlen.

**Der Fiſcher** Dann bau' ich eine andre. Der Schaden iſt eben nicht groß.

**Fauſt.** Habt ihr ein Weib?

Der Fiſcher. Ja.

Fauſt. Und Kinder?

Der Fiſcher. Einen Jungen. Er kann ſchon den Namen ſeines Vaters ſtammeln.

Fauſt. Ihr ſeyd alſo glücklich in eurer Lage?

Der Fiſcher. Glücklich? Ja, denn ich bin zufrieden. Der Tag geht bei der Arbeit hin. Mein gutes Weib und mein Kind erwarten mich am Abend. Sie lieben mich, ich liebe ſie; da trägt man leicht das Ungemach des Lebens, und ein froher Tag macht uns zehn ſaure vergeſſen. — Seht, da kömmt meine Röſe!

Röſe einen Knaben auf dem Arm. Der Kleine iſt hungrig.

Der Fiſcher küßt ihn. Sehen Sie — dieſes Kind hat die Augen ſeiner Mutter, und ſoll wohl auch ihr Herz erben.

Fauſt giebt ihm Geld. Hier, guter Mann! Damit könnt ihr euch eine andre Hütte bauen, wenn die See dieſe wegſpült.

Der Fiſcher. Gotteslohn! Es ſoll aufgehoben ſeyn für meinen Kleinen, und ſein erſtes Gebeth ſoll für ſeine Wohlthäter ſeyn.

Fauſt. Helim. *Sie gehen von der Fiſcherhütte hinweg.*

Fauſt. Es giebt doch glückliche Menſchen.

Helim. Dieſe ſind es, und die, gleich ihnen, ſich begnügen mit dem, was die Natur bald mehr, bald weniger ſparſam, giebt.

Fauſt. Ach, in meinem Herzen erwacht eine Sehnſucht, wie ich ſie lange nicht gefühlt habe. — Wie ſchön die Sonne dort untergeht!

Helim. Es iſt eine angenehme Täuſchung für das menſchliche Auge.

Fauſt. Täuſchung? — Ja! Deine Hand bleibt kalt, wenn ich ſie drücke. Du biſt ein Geiſt, und dir macht dein Herz keine Forderungen. Ich fang' an, zu fühlen, daß ich noch Menſch bin; und werde keine Befriedigung mehr finden für dieſes Gefühl. — Laß uns nach meiner Heimath ziehen!

Helim. Unterdrücke dieſen Wunſch!

Fauſt. Dort ſind Menſchen, die mich lieben. Ich muß irgend ein Weſen um mich haben, das mich lieben kann, das durch andre Bande, als die der Geiſterwelt an mich gefeſſelt iſt.

Zelim. Wir wollen nach irgend einer Inſel, wo du neue Menſchen und neue Sitten beobachten kannſt.

Fauſt. Machen Farb' und Kleidung einen Unterſchied in dem Menſchen?

Zelim. Farb' und Kleidung nicht, aber Boden und Klima. Ob es gleich unter unſern Landsleuten Philoſophen giebt, die behaupten, es könne keinen kupferfarbigen Socrates und keinen olivenfarbigen Profeſſor der Weltweisheit geben.

Fauſt. Der Menſchen Thun und Treiben geht allenthalben auf einen Zweck, und der iſt — Lebensgenuß. Der Wilde durchraucht ſein Leben in Tabak, und der Europäer durchtanzt und durchſpielt es. Laß uns nach meiner Heimath wandern. Dort find' ich einen Freund, eine Geliebte und einen Vater.

Zelim. Armer, betrogener Sterblicher!

Fauſt. Noch eins: wenn wir meiner Vaterſtadt nahe ſind, ſo lege deinen Körper ab, und gehe mir unſichtbar zur Seite.

### Gegend unweit M.

Fauſt. Helim unſichtbar.

**Fauſt.** Dort funkeln die Thürme meiner Vaterſtadt. — Dort fließt der Rhein hin, an deſſen Ufern ich die glücklichen Tage meiner Kindheit verlebte. In dieſen Rebenhügeln hört' ich oft das Lied der Winzer. — Tage der Kindheit, goldne Maitage meines Lebens, wo ich in die Zukunſt blickte, wie nach der blauen Ferne, mit einem leicht ahndenden Herzen, wo ich genügſam war und harmlos. Tage meiner Jugend, wo ich lebt' in den erſten Gefühlen der Lieb' und der Freundſchaft — ihr ſchwebt jezt wieder vor meiner Seele. Aber ihr ſeyd nur Schatten vergangener Zeit, weniger als Träume, denn auch in Träumen empfindet das Herz oft Beruhigung und Wonne! Aber ich blicke nach euch zurück, wie der Gefangene aus ſeinem Kerker in die ſchöne Natur blickt — er möchte hinausſchweben in die weite, freie Schöpfung, aber indem er ſeine

Arme ausſtrecken will, fühlt er ſie von der geſpannten Kette zurückgehalten. — —

Hütte meines Vaters, ich bin dir ſo nahe. Er ſizt jezt vielleicht einſam in ſeinem Lehnſtul und ſein Gedanke bin ich! — Kleines, dunkles Stübchen, wo meine Thereſe wohnt, das mir die Lieb' oft zum Himmel machte — wie nahe verwandt bin ich euch, und wie fremd ſeyd ihr mir! — O daß ich den Vorhang nicht aufgehoben hätte, der die Geiſterwelt vor mir verbarg. Das ſchreckliche Gebild der Fabelwelt iſt an mir zur Wirklichkeit geworden: die Quelle verſiegt, wenn ich aus ihr ſchöpfen will, um meinen lechzenden Gaumen zu befeuchten, und der Baum zieht ſeine fruchtreichen Aeſte zurück, wenn ich meine Hand darnach ausſtrecke.

---

## Zimmer in Fauſt's Wohnung.

Fauſt. Deſſen Vater.

**Fauſt.** Mein Vater!

**Der Alte.** Biſt du es wirklich? — Du biſt lange weggeblieben. Aber ich ſehe dich noch einmal wieder — nun mag der Tod mein Auge ſchließen! Ich drücke dich an mein Herz — nun mag es aufhören zu ſchlagen.

**Fauſt.** Vater!

**Der Alte.** O erzähle mir! Du haſt viel in der Welt erfahren. Auch viel gelitten? Haſt du armer Junge!

**Fauſt.** Ich habe viel erfahren und viel gelitten.

**Der Alte.** Laß uns auf einen Augenblick in dieſes Nebenzimmer treten!

*Sie gehen in ein Nebenzimmer.*

**Der Alte.** Hier wurdeſt du gebohren! Hier hielt ich dich zum erſtenmal' auf meinen Armen, und ſchmeckte zum erſtenmale Vaterwonne! Hier, wo du die Augen aufſchlugſt ins Leben, ſchloß ſie deine Mutter. — Sohn! Kömmſt du tugendhaft zurück?

Fauſt. Ja, Vater, das darf ich ſagen, ich komme tugendhaft zurück.

Der Alte. Nun iſt alles gut. — Aber gelitten magſt du viel haben! Du ſcheinſt ſo kalt und trübſinnig? Tugendhaft kömmſt du zurück, aber mit einem zerriſſenen Herzen, nicht wahr? O könnt' ich das Meinige dir austauſchen! In meinem Herzen wohnt jezt Zufriedenheit, ſeit ich dich wieder ſehe. Ich wollte mit deinem zerriſſenen Herzen mich heute noch in den Sarg legen.

Fauſt. Dieſe engelreine Güte — ſie iſt ſelten unter dem Monde zu finden.

Der Alte. Danke Gott, daß du in deiner väterlichen Hütte etwas gefunden haſt, was dich mit den Mühſeligkeiten des Lebens ausſöhnt.

Fauſt Und Millionen meiner Brüder darben. Sind ihre Anſprüch' auf Glückſeligkeit weniger gerecht?

Der Alte. Die Natur bezahlt alle Anſprüche, die ihre Kinder gerecht an ſie machen können.

Fauſt. Wer es immer ſo zu treffen wüßte!

Aber wir ſind oft Kinder, und begehren wie Kinder —

Der Alte. Und da thut die gute Mutter klug daran, dem Kinde zu verſagen, was es kindiſch begehrt.

Fauſt. Und dieſes Verſagen ſchmerzt ſo ſehr!

Der Alte. Und auch dieſer Schmerz iſt ſo wohlthätig! Thränen erquicken oft das Herz, wie ein Gewitterregen dürres Land, und ohne ſie würde mancher ſchöne, gute Sprößling hinwelken. — Doch von was anderm. Denke mirs nicht übel, daß ich mit den wenig Augenblicken meines Lebens geize, und ſie ſtill genießen möchte. Wenn die Freude dem Greis ſich nähert, ſo geſchieht es mit leiſem Tritt und ohne viele Worte. — Du ſollſt jezt noch einen Landsmann bewillkommen.

Fauſt. Wen meinen Sie?

Der Alte. Sollſt ihn ſogleich ſehen.

Der Alte geht ab.

---

Fauſt. Helim unſichtbar.

Fauſt. Helim!

Helim. Was verlangſt du?

Fauſt. Ich muß von meiner ſchrecklichen Lage, mit irgend wem reden, wenn er mich auch gleich nicht verſtehen kann. Auch das hab' ich noch vom Menſchen, daß ich meinen Gram nicht in mich zu ſchließen vermag.

Helim. Verſtehen werd' ich dich, aber empfinden kann ich nicht mit dir.

Fauſt. Sieh', als ich meinen Vater erblickte, glaubt' ich den Himmel offen zu ſehen, es zog mich zu ihm hin mit unſichtbarer Hand, und doch — ſein Händedruck ließ mich kalt, und als ich ihn umarmte, ſchien ſich ein fremdes Weſen zwiſchen mich und ihn zu drängen.

Helim. Du empfindeſt doch Achtung für ihn?

Fauſt. Achtung freilich, weil die Tugend einen Heiligenſchein um ſein ehrwürdiges Haupt zaubert, und auch Dankbarkeit, denn ich ſeh' in ihm meinen Wohlthäter.

Helim. Dein Herz verlangt mehr!

Fauſt. Und was es verlangt, liegt ihm ſo nahe, und doch ſo fern!

Helm. Das war es eben, was du hingabſt, als du in unſern Kreis dich wagteſt.

Fauſt. Hätt' ichs nicht gethan!

Helm. Klage nicht! Dulde und vollende.

Der Alte kommt mit einer Flaſche Wein's zurück.

Der Alte. Siehe, hier iſt auch Philoſophie aus der Tonne, und ich wette darauf, ſie ſoll uns beſſer bekommen, als die des alten Cynikers.

Fauſt. Gut, daß ſie ſo heiter ſind! Heiterkeit iſt mildes Oel in die Lampe des Lebens.

Der Alte. Du haſt recht. Heiterkeit iſt Lebensöl, aber die Weisheit muß es bereiten.

Fauſt. Wer iſt immer weiſe?

Der Alte. Niemand, oder er wäre wenigſtens mein Mann nicht. Das desipere in loco gehört auch unter meine Hausphiloſophie. Nur den Becher nicht zu ſehr gerüttelt, ſonſt überläuft er. Will man ſich einmal ſo recht mit Kinderſinne freuen, ſo weiſe man der Amme Weisheit unterdeſſen ein Nebenzimmerchen an, wo ſie, wenns Noth iſt, gleich bei der Hand ſeyn kann, aber man ſchicke ſie ja nicht auſſer dem Hauſe.

Fauſt. Das alles läßt ſich recht gut ſagen und hören.

Der Alte. Freilich, in meinen Jahren könnt' jeder ehrbare Bürger, der geraden Menſchenſinn hat, Vorleſungen über Lebensphiloſophie halten. Und wirklich geht es mir auch, wie manchem hochgelehrten Profeſſor. Ich verliehre meine Materie in der Vorleſung, die ich darüber halte. — Wir vergeſſen unſern Hochheimer. Laß uns ihn koſten. Vaterlandsluft und Vaterlandswein erfriſchen Muth und Blut.

Fauſt. Ich muß mich vom Wein' enthalten.

Der Alte. Will es dein Arzt ſo? Ja dann mußt du freilich gehorchen. Es thut mir leid! Ein Glas Wein würde dich erheitert haben. — Nun erzähle mir etwas von dem, was du geſehen haſt. Wie weit kamſt du?

Fauſt. Bis zum Ganges.

Der Alte. Und wie fandeſt du die Menſchen?

Fauſt. Wie hier und allenthalben, eigennützig und ſelbſtſüchtig, und die Beſten unter ihnen behängt mit Thorheiten und Vorurtheilen.

Der Alte. Das iſt jezt Modeton, über

Thorheiten und Vorurtheile zu ſchimpfen; Handwerksneid der Philoſophen gegen die Theologen.

Fauſt. Ich gehöre nicht unter diejenigen, welche ſo lächerlich ſind zu verlangen, der Frühling ſolle nur den Keim der Roſe und nicht auch der Diſtel beleben. Beide haben ihren Zweck: Die eine pflückt der Menſch, die andre der Eſel. Aber kann man gleichgültig ſeyn, wenn Leute mit Kragen und Brillen dem Armen, der ihnen aufs Wort glaubt, predigen: die Diſtel der Roſe vorzuziehen?

Der Alte. Aber welche Lehre iſt ohne Vorurtheile, welcher Wein ohne Hefen?

Fauſt. Es giebt ehrwürdige Vorurtheile, das zeigt die Religion der Griechen. — Der reine Theismus iſt nicht für den großen Haufen. Die Griechen hatten Untergötter, wir haben Heilige. Aber welche Verſchiedenheit! Göttern, die menſchlich fühlten, vertraute der Menſch gerne. Sie kannten ſelbſt Leiden und Freuden; darum floh der Leidende zu ihnen mit Hoffnung, und der Fröhliche ließ ſie Theil nehmen an ſeinem Vergnügen und dieſe Theilnahme warf um die Freude ſelbſt einen Schimmer von Würde und Anmuth. Unſre Heiligen verachteten den ſchönen Zweck der Natur, weinten über die Gaben Gott's, und nannten es Größe, die ſüßeſten Empfindungen im Keime zu zertreten. Sie ſchufen ſich eine würkliche Hölle, um einer eingebildeten zu entgehen, und vernichteten einen würklichen Himmel, um einen erträumten zu erlangen. Der Volksglaube der Griechen gab dem Geiſt' Stärke, oder brachte wenigſtens den Menſchen zum Gefühle ſeiner Kraft; unſer Volksglaube drückt nieder, ſtatt zu erheben, macht kalt, ſtatt zu erwärmen, und bindet ſeinen Bekennern die Füße, wenn jener ihnen Flügel anſezte.

Der Alte. Deine lange Rede mein Sohn, hätteſt du für irgend ein Journal ſparen können; denn meine Worte ſagten eben daſſelbe hätteſt du es nur darin finden wollen.

Fauſt. Ich weiß, Sie meinen es gut mit den Menſchen.

Der Alte. Laß uns von etwas anderm ſprechen. Oder — du haſt noch einen Freund hier. Meinſt du nicht, daß ihm deine Zurückkunft einen angenehmen Abend machen werde?

Fauſt. Ich will ihn aufſuchen.

### Wagners Wohnzimmer.

Fauſt. Wagner.

**Wagner.** Nun haſt du's in der Fremde beſſer gefunden, als bei uns?

**Fauſt.** Nein, warlich.

**Wagner.** Sagt' ich es doch! Es geht kein Land über den Himmelsſtrich, wo man zum erſtenmale bei ſeines gleichen fühlte, das bin ich, und bei Bäumen und Pflanzen, das bin ich nicht.

**Fauſt.** Es iſt wahr, die Heimath zieht uns immer an.

**Wagner.** Und wem ſeine Heimath nichts iſt, dem können auch Freundſchaft und Liebe nichts ſeyn. — Es lebe das Vaterland! Er trinkt. Und das trinkſt du nicht mit?

**Fauſt.** Ich habe mich ſeit einiger Zeit vom Weine entwöhnt.

**Wagner.** Hatteſt du nichts Schlimmers an dir, wovon du dich — ſtatt dieſer milden Gottesgabe — hätteſt entwöhnen können? —

Fauſt. Auf meinen Wanderungen hätt' ich ohnehin auf reinen unverfälſchten Wein Verzicht thun müſſen.

Wagner. Leider verfälſchen die Menſchen alles, was ihnen unter die Hände kömmt. Zum Beiſpiel, die großen Herrn das Silber, die Theologen die Religion, und die Gelehrten den Menſchenſinn.

Fauſt. Du haſt unterdeſſen auch heller ſehen lernen?

Wagner. Das ich nicht wüßte. Du weißt, ich behelfe mich ohne Brille, ob ſie gleich bei unſern hieſigen Gelehrten wohlfeil zu haben ſind. — Aber du ſcheinſt mir ſo trübſinnig? So hätteſt du nicht zurück kommen ſollen.

Fauſt. Seitdem wir getrennt waren, ſind ſo mancherlei Bilder durch meine Seele gegangen, ich habe ſo viel geſehen und erfahren, daß ich nun ein großes Theil ruhiger und kälter geworden bin.

**Wagner.** Du haſt dich vom Wein' entwöhnt, und ſo iſt es billig, daß ich dich mit etwas andern bewirthe. Laß uns zuſammen gehen.

**Fauſt.** Wohin?

**Wagner.** Folge mir nur getroſt.

(Sie gehen ab.)

---

## Unterwegs.

**Fauſt.** Aber wohin wirſt du mich bringen?

**Wagner.** Es bedarf eines ſtarken Schlags, um das Leben deines Buſens wieder aufzuregen.

**Fauſt.** Dieſen electriſchen Schlag — wer könnt' ihn geben?

**Wagner.** Die Liebe. Laß uns in dieſes Haus treten.

**Fauſt.** Wer wohnt hier?

**Wagner.** Meine Schweſter.

---

### Stube einer Bürgerwohnung.

Fauſt. Wagner. Ein Knabe von fünf Jahren.

Wagner. Karl, wo iſt deine Mutter?

Der Knabe. Mutter iſt in der Kirche; ſie wird bald zurückkommen.

Wagner. Gefällt dir dieſer Junge nicht?

Fauſt. Es iſt ein offener Knabe. Gehört er deiner Schweſter?

Wagner. Er iſt — dein Sohn!

Fauſt. Mein Sohn?

Wagner. Dein und Thereſens Sohn.

Der Knabe. Biſt du mein Vater?

Fauſt. Ich weiß nicht, ob du mir's danken wirſt, daß ich dir das Leben gab.

Wagner. Spricht die Natur nicht ſtärker zu deinem Herzen? Iſt ihr reiner Quell in dir auch getrübt?

Fauſt. Vaterfreuden — giebt es welche? — Ja, denn ich hab' auch einen Vater, und der freute ſich meines Wiederkommens.

Wagner. Armer Freund! Könnt' ich dir nur auf eine halbe Stunde mein geſundes Herz leihen, damit du die ſüße Wonne empfinden konnteſt, das Pfand deiner Liebe auf deinen Armen zu halten.

Fauſt. Ich ſeh' in ihm nur einen Erdbürger; ein neues Glied in der Kette, woran auch wir neue Glieder ſind, deren erſtes ein unſichtbares Weſen in ſeiner Hand hält, und deren leztes wir vielleicht mit unſern Füßen treten.

Wagner. Arme Thereſe!

Fauſt. Wo iſt ſie? Gedenkt ſie meiner noch?

Wagner. Sie hängt noch an dir mit der Treue einer Gattinn, mit der erſten Liebe eines unverdorbenen Mädchens.

Fauſt. Laß mich ſie ſehen. Ich werde meine Schuld auf ihrem Geſichte leſen. Aber auch ihre Vergebung. Doch nein, laß mich ſie nicht ſehen.

Wagner. Du ſollſt ſie ſehen.

Fauſt. Der Kleine ſpielt ſo harmlos und vergnügt mit ſeinen bleiernen Soldaten. Möchte die Zeit nie kommen, gutes Kind, wo du dich nach deines gleichen ſehnen wirſt!

Thereſe tritt herein.

**Wagner.** Hier bringe ich Ihnen einen alten Freund. Vor ſich. Ich will dieſe Scene nicht ſtören. Er geht unbemerkt ab.

Thereſe. Fauſt.

**Thereſe** ſtürzt in ſeine Arme. Hab' ich dich wieder!

**Fauſt.** Gutes Mädchen! Ich habe dir übel gelohnt!

**Thereſe.** Es iſt alles gut, ich habe dich ja wieder.

**Fauſt.** Du magſt viel gelitten haben?

**Thereſe.** Stille davon! Sie führt den Knaben zu ihm. Dieſer Knabe macht auch Anſpruch auf deine Liebe!

**Fauſt.** O Gott!

**Thereſe.** Sey unbeſorgt. Auſſer deinem Freunde weiß niemand, daß du ſein Vater biſt.

**Fauſt.** Thereſe, du biſt ein höheres Weſen, und ich — ein gemeiner Menſch!

**Thereſe.** Rechne mir das nicht ſo hoch an. Wer ſchont nicht gern das, was er liebt.

Fauſt. Du ſollſt meine Gattinn ſeyn. Dieſes unſchuldige Geſchöpf ſoll nicht vaterlos der Welt zum Spotte dienen.

Thereſe. Darum wär' es blos? — Ach, du kehrſt zurück, wie du giengſt, ohne dein Herz!

Fauſt. Du ziehſt meine ganze Seele nach dir.

Thereſe. Aber dieſe Seele iſt liebeleer! O daß es die Meinige auch wäre! Doch nein, wie arm iſt der Menſch, der nichts liebt! — Als du verreiſt warſt, wollte mich dein Freund ſogleich hieher zu ſeiner Schweſter bringen. Aber ich hätte mein enges, dunkles Stübchen nicht für einen Pallaſt vertauſcht. In jenem Stübchen, wo mich alles an die Auftritt' unſrer erſten Liebe erinnerte, drückte mich deine Entfernung minder ſchwer. Da wurde die Vergangenheit oft lebendig um mich. Das Haus brannt' ab. — Das war faſt härter als dein Abſchied. Meine wenigen Habſeligkeiten verbrannten mir; ich war nur beſorgt geweſen, deine Brief' und einige Bücher von dir zu retten. Dies alles ſoll keine Rechnung ſeyn, die ich dir mache, Liebe rechnet nicht vor; ich wollte nur damit ſagen, daß ich meinen traurigen Zuſtand doch nicht um einen gleichgültigen geben möchte.

Fauſt. O das Licht, das ich fand wird zur Höllenflamme!

Thereſe. Du liebſt nicht anderwärts?

Fauſt. Ich liebe nicht anderwärts — ich kann nicht mehr lieben. Ein ſchreckliches Schickſal waltet über mir.

Thereſe. Ich will auch deine Gattinn nicht ſeyn! Aber dieſes arme Kind hat keinen Namen, und die Menſchen ſehen darauf. Laß die Menſchen glauben, wir wären getraut, und leb' übrigens nach deinem Wohlgefallen. Der Lieb' iſt der Name nichts, aber dieſem Kinde bahnt er einen ſanftern Weg.

Fauſt. Prieſterhand ſoll uns vereinigen.

Thereſe. Es könnte dich gereuen.

Fauſt. Du verkennſt mich.

Thereſe. Es ſey! Wenn du auch keine Liebe geben kannſt, ſo wird es dir doch wohlthun, welche zu empfangen. Haben dich die Menſchen betrogen, ſo will ich ſuchen, dich mit ihnen auszuſöhnen; ich will künftig nur für dich leben, ſo wie ich lange ſchon nur durch dich lebe.

Fauſt. Das iſt Himmel und Hölle zugleich.

Thereſe. Du biſt krank! Giebt es irgend ein Mittel für deine Geneſung? Ich will es erkaufen mit allem was mir theuer iſt. Thut der Himmel Wunder? Ich will bethen Tag und Nacht.

Fauſt. Es giebt kein Mittel, mich zu retten. Aber beruhige dich! Es giebt ein Leben nach dieſem, wo die Räthſel des gegenwärtigen uns gelöſt werden.

Thereſe. So wollen wir ſchweigen, dulden und hoffen.

Fauſt. Das wollen wir.

Thereſe. Und unſer Kind? —

Fauſt. Oeffne früh ſein Herz den Leiden und Freuden der Menſchen; laß ihn früh entbehren; damit er ſich begnügen lerne. Störe nicht die Träume ſeiner Jugend, aber zeige ihm das menſchliche Elend in ſeinen mancherlei Geſtalten. Er habe Kindesſinn zur Freude, und Mannskraft zum Schmerz. Vor allen Dingen lehr' ihn die Würde der Menſchheit fühlen, und die Erhabenheit ſeiner Beſtimmung, und daß Menſchengröß' und Menſchenglück nicht im zufälligen Schimmer, ſondern in edlen Geſinnungen und weiſer Thätigkeit liegen. Mag er dann eine Bahn wählen, welch' er will — ſie wird ihn ſanfter zum Ziele führen, als mich die Meinige.

Thereſe. Du weißt, ich verſtehe mich nicht auf die künſtliche Erziehung. Bewahren will ich ihn vor dem Böſen, und das übrige der Natur überlaſſen.

Fauſt. Die thut auch mehr, als alle Kunſt. Büchererziehung iſt nur für Büchermenſchen. Aber es kömmt ſehr viel darauf an, was für Gegenſtände den Knaben und den Jüngling umringen, denn dieſe ſpiegeln ſich in ſeiner Seele, und laſſen ihre Geſtalten in dieſem Spiegel zurück.

Thereſe. Willſt du den Abend mit mir vorlieb nehmen?

Fauſt. Mein Vater erwartet mich. — Gute Nacht! Morgen biſt du mein Weib.

Thereſe blickt ihn lange wehmüthig an. Gute Nacht!

---

Am andern Morgen. Ländliche Gegend.

**Fauſt** wirft ſich unter einer Buche nieder.

Die Erde iſt doch ſchön! Allenthalben Fülle und Gedeihen auf dieſer weiten Landſchaft. Der Fleiß des Landmanns grünt und blüht, fröhliche Heerden brüllen — aus ſtillen Hütten ſteigt der Rauch auf. — Neues Leben regt ſich in den Pflanzen und in den Thieren — Der Vogel ſingt ſein Morgenlied her, und ſucht Nahrung für ſeine kleine Familie, die er unterdeſſen der Sorge der Mutter anvertraut hat; die Ameiſe geht an ihr Tagewerk — Dieſe Geſchöpfe ſind glücklich, denn ſie bleiben ihrer Beſtimmung treu! Auch ich könnte glücklich ſeyn, wär' ich meiner Beſtimmung treu geblieben! O daß ich mit dem armen Taglöhner tauſchen dürfte, in deſſen Hütte Sturm und Regen dringen. Er hat doch eine Ausſicht auf den Abend, eine Hofnung auf den Morgen. Er kann ſeinem Weib' und Kinde Liebe mit Liebe vergelten.

Ich habe, was Menſchen ſelten auf der Erde finden, einen guten Vater, ein treues Mädchen, einen biedern Freund aber mein Loos iſt das Loos des Unglücklichen, der ſich müde nach Vergnügen gejagt hat, wenn er es erreicht, ſo vermag ſein entnervter Arm nicht es feſtzuhalten. — —

O ſtille, ſtille Herz, mit deinem Begehren, das nimmer befriedigt werden darf. Weg von mir, ihr freundlichen Geſtalten, täuſcht den Unglücklichen nicht. Wenn ich meine Arme nach euch ausſtrecke; werdet ihr in ein Luftgebild zerfließen.

O über den Thoren, dem es nicht genügte Menſch zu ſeyn! O nur eine Stunde gieb mir zurück, eiſernes Schickſal, nur eine Stunde der Freude und des Leidens, und dann in der Umarmung der Meinigen zerreiſſe den Faden meines Lebens!

Zelim. Fauſt!

Fauſt. Was willſt du? Haſt du Troſt für mich?

Zelim. Vor wenig Augenblicken ſtarb dein Vater.

Fauſt. Wie ſtarb er?

Helim. Er ſchlummerte ſanft, da raft' ihn ein Steckfluß hin.

Fauſt. Seinen Kindern giebt der Himmel ihr Glück im Schlafe. Wohl ihm!

Helim. Weg mit leeren Wünſchen! Handeln und dulden ziemt dem Manne.

Fauſt. So ſchrecklich fiel nie einem Menſchen ſein Loos, wie mir. Warum mußte das Schickſal, das ſo viele thörichte Wünſche der Menſchen unerhört läßt, warum mußt' es dem Meinigen Erfüllung gewähren?

Helim. Du verlangteſt dieſe Erfüllung.

Fauſt. Wenn das Kind ein gefährliches Spielzeug verlangt, wird es ihm der weiſe und gute Vater geben?

Helim. Vielleicht.

Fauſt. Wenn das Kind unglücklich wird?

Helim. Wer kann ſagen, das iſt Glück oder das iſt Unglück? Mancher Weg zur Beſtimmung geht zwiſchen Roſen hin, mancher zwiſchen Dornen. Mühſeligkeiten und Gefahren wecken unſern Muth, und lehren uns unſre Kräfte brauchen und üben.

Fauſt. Und ſo mancher auf dem Roſenwege vertändelt ſein Leben in wohllüſtiger Ruhe.

Helm. Und weint zulezt über die verlohrne Zeit und über die Nichtigkeit irrdiſcher Freuden. Thränen der Reue ſind ein wohlthätiger Thau auf dürres Land.

Fauſt. Ich will nach Haus', um die Leiche meines Vaters anzuordnen.

---

### Wagners Wohnzimmer.

Fauſt. Wagner.

Wagner. Armer Freund, ich fühle deinen Verluſt!

Fauſt. Er ſchlummerte ſanft hinüber! — Alles wird gebohren um zu ſterben, und ſtirbt, um wieder aufzuleben.

Wagner. Du warſt nicht bei ſeinem Tode gegenwärtig?

Fauſt. Es war ſein Wunſch, daß ich ihn ſterben ſehen möchte. — Das Sterbbett eines Vaters mag eine lehrreiche Schule ſeyn.

Wagner. Ich hätte ſehr gewünſcht, daß du zugegen geweſen wäreſt; nicht um zu lernen, ſondern weil ich gewiß bin, daß dieſe Szene deine Seele aus ihrem Todesſchlaf' aufgeſchreckt und ins Leben zurückgebracht haben würde.

Fauſt. Wähnſt du, dieſes Herz ſeye kalt und leer? Es iſt ein Aſchenhaufe, unter dem verzehrende Gluten lodern.

Wagner. Freund! Haſt du ein Verbrechen auf deiner Seele? — Vertraue dich mir! Ich will dir meine Hand nicht entziehen. Der Gefallene bedarf des Freundes Hand mehr, als der, welcher ſteht.

Fauſt. Kein Verbrechen klebt an mir.

Wagner. O ſo werden auch wieder Friede und Freude in dieſe Bruſt zurückkehren. Siehe den Apfelbaum in meinem Garten. Der Sturm hat ſeine Blätter abgeſchüttelt, aber wenn kein Wurm im Innern nagt, ſo wird er im Frühlinge neue Blätter und Blüthen treiben.

Fauſt. Dieſer belebende Frühling erſcheint für mich nie wieder. Entwurzl' einen geſunden Baum aus ſeinem mütterlichen Boden, und er muß verdorren mit all ſeiner Kraft.

Wagner. Du biſt mir ein Räthſel!

Fauſt. Ach und ich darf dir dieſes Räthſel nicht löſen!

Wagner. Bindet ein Eid deine Zunge?

Fauſt. O das Siegel der Geiſterwelt iſt ſtärker, als Eide.

Wagner. Du biſt krank. Es ſind fieberhafte Träume, die dich quälen.

Fauſt. O daß es Träume wären! Biſt du nicht mein Freund?

Wagner. Daß du das fragen kannſt.

Fauſt. Fern von dir zog es mich nach dir hin. Ich ſah dich wieder, aber du warſt für mich nicht mehr der, den ich verlaſſen hatte. Ich erkannt' in dir nur noch das Bild eines Mannes, der mir einſt werth geweſen war.

Wagner. Ich bin unverändert.

Fauſt. Das weiß ich. Und es würde der Wohlthaten größte für mich ſeyn, an deinem Buſen meinen Kummer ausweinen zu können, zurückrufen zu können die goldnen Tage unſrer Kindheit, wo die Freud' um uns blühte, wie die Blume des Thals, ohne andre Pflege, als die der Natur.

**Wagner.** Ich begreife das nicht.

**Fauſt.** Thereſe iſt das liebvollſte Geſchöpf; ſie würde Zufriedenheit in eine Hütte bringen. Sie iſt Mutter meines Kindes. Ich drücke ſie beid' an mein klopfendes Herz, und in dieſem Augenblicke ſind es fremde Geſtalten für mich. Ich könnte ſo reich ſeyn, und bin ſo arm!

**Wagner.** Dein Zuſtand muß ſchrecklich ſeyn, aber er iſt mir ein Räthſel.

**Fauſt.** Wohl dir, daß dein Auge nicht in dieſes ſchreckliche Dunkel zu dringen vermag.

**Wagner.** Und wärſt du verlohren ohne Rettung?

**Fauſt.** Für dieſes Leben, ja. Sorge für Thereſen und für mein Kind.

**Wagner.** Ich will es, als ob ſie mein Weib und Kind wären.

**Fauſt.** Ich habe Vermögen; laß es den Knaben nicht wiſſen. Wer mit Wenigem ſich begnügen kann, braucht ſein Ohr nicht zu verſtopfen vor dem Sirenengeſange des Reichthums und des Ehrgeizes.

**Wagner.** Und ſein Unterricht?

**Fauſt.** Prüfe ſein Talent, und lehr' ihn nützlich ſeyn! Mag er dann einſt den Pinſel oder die Feder, den Degen oder die Harke führen, wenn er nur die Tugenden des Privatlebens ausübt, ſo wird ihn auch dieſer Weg zur häuslichen Glückſeligkeit leiten.

Wagner. Deine Worte ſcheinen das Vermächtniß eines Sterbenden zu ſeyn. Ihn ſcharf anblickend. Du gehſt mit ſchwarzen Gedanken um!

Fauſt. Hältſt du mich für ſo thörigt oder ſo feige, daß du wähnen darfſt, ich würd' eine Kette abwerfen, die es leichter iſt zu zerbrechen, als zu tragen? Die Hand des Schickſals liegt ſchwer auf mir, aber ich habe Muth auszuharren.

Wagner. Und Thereſe?

Fauſt. Wird mein Weib. Sie ſollt' es heute ſchon ſeyn. Nun muß es wegen dem Tode meines Vaters noch verſchoben werden.

Wagner. Das iſt redlich, und darum gib ich dich noch nicht ganz für das Leben, und das Leben noch nicht ganz für dich verlohren.

Fauſt. Wär' ich nie auf den Einfall gerathen zu reiſen! Ach die Welt und die Menſchen gleichen ſich allenthalben! Warum begnügt' ich mich nicht mit meinem väterlichen Boden!

Wagner. Ich will deines Vaters Beerdigung über mich nehmen. Du biſt jezt nicht aufgelegt, das zu beſorgen.

Fauſt. Ich bin ſehr in deiner Schuld.

Wagner. Du weißt, meine guten Werke ſind etwas eigennüzig. Alſo nichts davon.

Fauſt. Ich will noch einen Spaziergang durchs Feld machen.

### Zwei Tage nachher.

### Kirchhof. Abend.

### Fauſt. Thereſe.

Fauſt. Was machſt du hier, Thereſe?

Thereſe. Ich beſuchte deines Vaters Grab.

Fauſt. Er war ein guter Mann.

Thereſe. Willſt du mich nicht nach Hauſe begleiten?

Fauſt. Ich möcht' auch gern ein Viertelſtündchen hier hinbringen.

Thereſe. Es wird dich zu ſtark angreifen.

Fauſt. Das wird es nicht. Warum ſollte der Menſch ſchaudern vor ſeinem lezten Schlummer? Die Erd' iſt unſre Mutter, wir ruhen in ihren Armen. Einer geht früher ſchlafen, und wacht auch früher wieder auf. Wohl ihm!

Thereſe. Werd' ich dich heute noch bei mir ſehen?

Fauſt. Ja. Was macht der kleine Karl?

Thereſe. Mein Bruder hat ihn zu einem Spaziergange mitgenommen.

Fauſt. Ich werde dir bald folgen.

Thereſe. Weile nicht zu lange hier. Es ſteigt ein Gewitter auf. Sie drückt ſeine Hand, und entfernt ſich.

Fauſt geht an das Grab ſeines Vaters.

Hier ſchläfſt du? — Nein, nur deine Hülle modert hier. Dein Geiſt ſchwebt vielleicht um mich. — Helim!

Helim. Was verlangſt du?

Fauſt. Kannſt du mir ſagen, wo jezt der Geiſt meines Vaters verweilt?

Helim. Er iſt ſchon der Schuzgeiſt eines Menſchen.

**Fauſt.** Das wird auch meine Beſtimmung ſeyn!

**Helim.** Nicht Beſtimmung, nur Gang zur Beſtimmung.

**Fauſt.** Und dieſer Gang — wohin führt er?

**Helim.** In den Schoos der Gottheit.

**Fauſt.** Hier iſt meines Vaters Grab! Er war ein guter Mann. Warum wünſcht ſich der Redliche einen Freund der an ſeinem Grabe weine?

**Helim.** Der Menſch lebt mehr in andern Menſchen, als in ſich ſelbſt.

**Fauſt.** Das iſt es. Vergieb mir, Vater, ich kann deinem Andenken keine Thränen weihen! Ich habe keine Thräne mehr.

**Helim.** Dein Vater fordert ſie jezt nicht mehr. Auch von ſeinem Auge iſt nun der Schleier gefallen.

**Fauſt.** Aber ein Freund, eine Geliebte, ein Sohn leben noch in mir. Nein, ſie wollen nur in mir leben, ich leb' in ihnen. Ach, und von ihren Augen iſt der Schleier nicht gefallen!

**Helim.** Muth! Vielleicht iſt deine Bahn bald vollendet.

**Fauſt.** Ich wünſch' es, und doch regt ſich etwas in mir gegen dieſen Wunſch. Ich laſſe Freunde zurück, die um mich weinen werden! Es fällt mir ſchwer von den Freuden des Lebens zu ſcheiden, ob ſie gleich für mich verblüht ſind. So blickt der Unglückliche mit thränendem Auge nach der Brandſtätte ſeiner friedlichen Wohnung zurück, und trennt ſich mit Mühe von den Ruinen, über welchen das Bild glücklicher Tage ſchwebt.

Helim. Deine Freunde bleiben in der Hand der Vorſehung.

Fauſt. Meine Thereſe! Mit mir verblühen dir alle Freuden des Lebens. Mein Sohn! Du haſt keinen Vater, der dir ſeine Hand reicht' auf der rauhen Bahn des Jünglingsalters!

Helim. Hörſt du den Donner über deinem Haupte?

Fauſt. Möchte ſein Stral uns alle zugleich treffen!

Helim. Vernimm ein Wort des Troſtes von mir: Du wirſt deines Sohnes Schuzgeiſt werden.

Fauſt. Nun ſcheid' ich ruhiger vom Leben.

Ein Wetterſtral fährt nieder, und tödtet ihn.

# Stunden
# meiner
# Einſamkeit

Aufklärern und Obſcuranten
gewidmet.

*

Vom
Verfaſſer des Waldbruders im Eichthale
und
der Scenen aus Fauſts Leben.

Altona 1799.

[illegible]

17.11.55

WK.

[illegible]

# Inhalt.

Seite.
1. Mein Motto . . . 3.
2. Die Moral . . . 5.
3. Auch ein deutſches Pantheon . 10.
4. Das neufränkiſche Pantheon . 14.
5. Irenens Reiſe . . 17.
6. Mein Morgengebet . . 19.
7. Richard Plantagenet . . 21.
8. Ein Seitenſtük . 28.
9. Reiſe in die andere Welt. . 31.
10. Geheime Orden . 36.
11. Die Familie Waldeiou . . 39.
12. Reiſe nach Ermenonville . . 45.
13. Hontheim . . 51.
14. Ueber Katholicism . . . 55.
15. Aus den Memoiren der Gräfin Roſenberg 58.
16. Der Strohhalm des Vanini . 70.
17. Beitrag zur Geſchichte der Illuminaten 72.
18. Die Bundeseiche . 76.
19. Miszellen . . 79.
20. Pitt . . . . 84.
21. Beitrag zur Koſaken-Philoſophie . 86.
22. Forſters Grabſchrift . . 89.

Seite.
23. Der Genius des Sokrates 92.
24. Alte und neue Zeit 95.
25. Sonderbare Kritik 98.
26. Dankbarkeit 100.
27. Schauſpieler Großmann 106.
28. Polen 107.
39. Die Königsflucht 112.
30. Ritterliche Uebungen 154.
31. Freiheits-Apoſtel Zimmermann 156.
32. Alſo der Rhein Frankreichs Grenze? 160.
33. Leſſings Denkmal 166.
34. An den Herausgeber 169.
35. Ein Pfaffenſtükchen 171.
36. Prinz Zizim 173.
37. Mein Gutachten 181.
38. Procumbit humi bos 183.
39. Der Wahrheitsforſcher 184.
40. Mein Mann 187.
41. Die Emigration 189.
42. Ueber weibliche Schwazhaftigkeit 192.
43. Die Mutter — an Rouſſeau's Schatten 196.
44. Der Reiſende und der ägyptiſche Bauer 201.
45. Pius VI. muß ſich die Wahrheit ſagen laſſen 204.
46. Zinzendorf 207.
47. Aſträens Schwert 208.

# Mein Motto.

Man könnt' es überſezzen: **Der Adler fliegt, die Schnekke kriecht!**

Wohl dem, der den Wink der Natur reſpektirt, und nicht mehr ſeyn will, als er, ihrer Anordnung nach, ſeyn kann, nicht den Küzzel bekommt zu fliegen, wenn ſie ihm ein Häuschen aufklebte, noch zu kriechen, wenn ſie ihm Flügel gab.

Ich meines Theils beneide keinen Halbgott um ſeine Keule, und keinen Heiligen um ſeinen Nimbus, denn mir genügt ein Spazierſtok, und lieber will ich bei meinen Lebzeiten trinken und küſſen, als nach meinem Tode Wunder wirken und meine Mumie küſſen laſſen von frommen Matronen.

Alexandern und Cäſarn und Karln XII. war die Erde zu klein — mir iſt meine Hütte geräumig genug. Wie die Schnekke ziehe ich mich in mein Kämmerchen zurük, wenn es blizt und hagelt, und laſſe den Adler von ſeinem Felſenneſt in die

Wolken ſchauen. — Klopſtok dichtet Epopeen, ich verſuche höchſtens ein Liedchen auf die blauen Augen meiner blondlokkigten Chloe.

Und wär' es weniger Verdienſt einen Veilchenſtraus zuſammen zu ſuchen, als einen Lorbeer zu erkämpfen? ein Gärtchen zu pflanzen, als ein Land zu verheeren?

Weniger iſts freilich, wenn Jobſt Meier * der Weſer drei Hufen Landes abgewinnt, als wenn Wilhelm Penn eine meilenlange Wüſte bevölkert, und noch weniger ſind dieſe Paragrafen gegen Werke, die den Kreis des menſchlichen Wiſſens erweitern, und dem Forſchungsgeiſte ſein Gebiet abſtekken. Aber ich bin auch beſcheiden in meinen Anſprüchen.

Wenn dieſe Bagatellen hier und da einem redlichen Wahrheitsfreunde ein angenehmes Viertelſtündchen machen, und er mein Andenken ſegnet, ſo thue ich gern Verzicht auf goldene Denkmünzen und marmorne Leichenſteine — und ſelbſt auf die Ehre, in einem künftigen Pantheon der Deutſchen beigeſezt zu werden.

---

* Von dieſem merkwürdigen Manne ſehe man den Nekrolog von 1790.

# Die Moral.

Die holländiſchen Geſchichtſchreiber erzählen von einem Storch in Delft folgende Anekdote:

Ein fürchterlicher Brand wüthete in der Stadt; die Flamme ergriff auch einen Thurm, auf deſſen Dach ſich eine Störchenfamilie angeſiedelt hatte. Umſonſt verſucht der Alte ſeine Jungen wegzutragen — ſie ſind zu ſchwer für ſeinen Schnabel, und immer höher wirbelt die Flamme, und zündet ſchon das Neſt an, — der Storch ſinkt auf ſeine Kinder, bedekt ſie mit ſeinen Flügeln, und verbrennt mit ihnen zu Aſche.

Nie habe ich dieſes Geſchichtchen ohne Rührung leſen können. Wirkt der Inſtinkt größere Wunder bei Thieren als das Sittengeſez bei vernünftigen Weſen? o ſo laßt uns jenem folgen, und dieſes den Schulweiſen überlaſſen.

Einem Deutſchen wurde das Verdienſt, zuerſt die ächte Formel des Sittengeſezzes aufgeſtellt zu haben. Die Menſchen aller Zeiten bis auf unſer leztes Jahrzehend hätten alſo nach falſchen Maximen gehandelt — oder nach jenem dunkeln, aber nie trügenden Gefühl, welches die Natur in jede

Menſchenſeele hauchte? Sonach wäre es der moraliſche Inſtinkt, dem die Ehre gebührte, bis jezt die ſchönſten Handlungen erzeugt zu haben, die in den Jahrbüchern unſers Geſchlechts verzeichnet ſtehen?

Tugend iſt Glükſeligkeit, ſagt Epikur; ſie heißt — Verachtung des Schmerzes, lehrt die Stoa; ſie beſteht in der Verläugnung ſeiner ſelbſt, predigen die chriſtlichen Derwiſche. Keins von allen dreien.

Glükſeligkeit iſt ein Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert. Wie ſoll ich ihm nachhüpfen, wenn mich das Podagra in meinem Lehnſtuhl gefangen hält?

Verachtung des Schmerzes? ihn dulden iſt männlich, ihn ſuchen — Thorheit; um ihn zu verachten, muß man ein dikhäutiges Senſorium haben.

Und vollends ſich ſelbſt verläugnen, oder mit andern Worten — auf allen Vieren kriechen, damit ein andrer ſich auf unſern Rükken ſezzen könne? Ich danke für die Ehre, als ein Laſtthier zum dritten Himmel einzugehen. *

---

* Wenigſtens gehört dazu der Glaube jenes Fakirs, der einen fetten Bonzen auf ſich reiten ließ, um einſt im Paradieſe auf ihm reiten zu dürfen.

Nein! nicht mich verläugnen ſoll ich, ſondern mich behaupten in meiner angebohrnen Würde.

Mögen die Gözze vom natürlichen Verderben des Menſchen ſchwazzen was ſie wollen, ich glaube mit Jean Jaques: Alles kommt gut aus den Händen der Natur. Die Erde mag uns noch ſo feſt an ſich ziehen, wir vermögen doch uns loszureiſſen aus ihren Armen, und empor zu ſchweben zur Sonne.

Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde, und die Menſchen ſchaffen ſich Götter nach dem ihrigen. Daher jene düſteren Moralſyſteme, die dem armen Bethörten, der ihnen folgt, ſtatt einer Juno, eine Wolkengeſtalt unterſchieben.

Es fällt auf, daß dieſe Verirrungen des menſchlichen Geiſtes unter allen Völkern des Erdbodens ein ſo ähnliches Gepräge tragen. Der Brame, der Betel käut, und ſeine Sünden mit Gangeswaſſer wegwäſcht, und der Derwiſch, der im glühenden Sande unbeweglich ſizt, und während die Sonne ſeinen Scheitel dorrt, auf die innere Erleuchtung harrt; die Prieſter der Cybele, die ſich ihrer Mannheit berauben, und der Mönch, der ſich zum Faulthier macht, und feſt glaubt, er werde einſt eine ganze Ewigkeit hindurch dem lieben Gott unverwandt ins Geſicht ſchauen, — alle dieſe Thoren gleichen ſich auf ein Haar.

Was die Natur in uns ſchrieb, ſind keine Hieroglyfen — es iſt die leſerlichſte Schrift, aber man muß ſie nicht mit einer Brille auf der Naſe leſen wollen. Weſſen Kopf einmal verſchroben iſt, der ſucht Myſterien hinter den ſimpelſten Ausſprüchen.

Das Vergnügen iſt nicht Zwek, aber auch nicht Sünde.

Die Roſe duftet nicht umſonſt ſo angenehm, des Mädchens Lippen ſind nicht umſonſt ſo friſch und einladend, — die Natur lehrt die Täubchen ſich ſchnäbeln, und die Menſchen — küſſen. Die Natur? Helas! Göz und Eudemann, Hermes in Berlin, und Dechant Spielberger in Mannheim würden ſagen; Die Schlange! -

Aber ſprecht ihr, die ihr die Wahrheit gepachtet zu haben wähnt, und euch mit Offenbarungen brüſtet! Wer lebte wie Ariſtid; wer ſtarb wie Thraſea? und doch waren ſie blinde Heiden, weder getauft noch beſchnitten. Indeß waren ſie Menſchen, und ehrten die Stimme der Gottheit, die nicht blos in euren Bethäuſern und Synagogen hörbar iſt. Ohne ein Kompendium der Moral geleſen zu haben, wußten ſie, was Recht und Pflicht iſt, und waren tugendhaft, ob ihnen gleich die Gratia efficax verſagt war.

Glaubt mir, kein Lehrbuch der Moral, keine

Kabinetsordre und kein Hirtenbrief führt den Menſchen zur Sittlichkeit. Lehrt ihn ſeine Würde kennen, ſein Gefühl bewahren, umringt ihn frühzeitig mit Bildern des Guten und Schönen, und laßt für das übrige den ſorgen, der den Storch zu Delft mit Vaterliebe beſeelte.

Der Menſch wird nicht gebohren in der Sünde, aber gewöhnlich wird er darin erzogen.

Die Natur, ſagt eine weiſe Frau, die Natur ſchafft keine Ungeheuer, aber eure Ammen, eure Schulmeiſter, eure Philanthropine und Akademien bilden ſie zu tauſenden.

## Auch ein deutſches Pantheon!

Ein deutſcher Mann hat den frommen Einfall gehabt, Deutſchlands großen Männern auch ein Pantheon zu errichten.

Ach! ſezt erſt auf Leibnizens und Leſſings Gräber ein paar Sandſteine, damit der Wanderer die Stätte zu finden wiſſe, wo ſie ſchlummern.

Wer ſoll das Geld dazu hergeben? Unſere Kaufleute? Ja, wenn es eine Börſe wäre, die ihr bauen wollt.

Oder unſer Adel? Dann wird Herr von A. ſeinen Stammbaum darin aufgeſtellt wiſſen wollen, und Herr von B. die Büſten ſeiner Pferde und Jagdhunde.

Oder zählt ihr dabei auf unſre Schriftſteller! O wenn die ein Fünkchen Patriotiſm im Leibe hätten, ſo trügen ſie ihr Scherflein zur Errichtung eines Hoſpitals für ihre verunglükten Brüder im Apollo bei.

Im Ernſte! Ihr werdet im lieben Vaterlande eher Hände finden, die umſonſt Steine zu dem Tempel eurer Unſterblichen tragen, als Leute, die ein paar Gröſchen dazu hergeben.

Schon hat man die etwas voreilige Frage aufgeworfen, wem denn eigentlich das Recht der Heiligſprechung für das Pantheon zukomme? Der Nation? — Soll ſie ſich etwa in Urverſammlungen theilen, und durchs Scrutinium votiren? — oder den Autoren? Falls ihr den ſchlechten auch Stimmenrecht zugeſteht, ſo wird wenigſtens nie ein Rezenſent in das Album Sanctorum eingetragen werden.

Doch für dieſen Fall wüßt' ich eine Auskunft. Denkt euch, wenn anders das projektirte Allerheiligſte je zu Stande kommen ſollte, denkt euch alsdann, daß der Geiſt Friedrichs des Königs darinnen wandle, und fragt:

Welche von Deutſchlands großen Männern würde wohl dieſer Unſterbliche um ſich haben, mit welchem würde er die Ehre, die wir ihm erzeigen wollen theilen mögen? *

Ein Buchhändler hat die Idee aufgefaßt, und

---

* Alsdenn bleibt freilich wieder die Frage, w[illegible] antworten ſoll. Friedrichs Geiſt ſelbſt? Wer ſoll ihn beſchwören? Schröpfer iſt todt, und Kaglioſtro ſizt in der Engelsburg. Durch den Somnambülism könnte hier Rath geſchafft werden.

einſtweilen ein papiernes Pantheon der großen Deutſchen angekündigt. Dieſer Einfall iſt nicht übel! wenigſtens läßt ſich etwas dabei verdienen. Im erſten Band ſollen König Friz und Luther auftreten. Ob ſich dieſe beiden Heiligen wohl auf einem Altare miteinander vertragen werden?

Ich, meines Theils, mit demüthiger Beſcheidenheit ſeys geſagt, möchte Luthern nicht geradezu unter die großen Deutſchen ſtellen. Um gerecht zu ſeyn, muß man von ſeinem Verdienſt das des Zufalls ſondern.

Schon der Umſtand, daß die Reformazion einen ſo raſchen, allgemeinen Fortgang machte, beweißt einigermaſſen, daß ſie nicht ſowohl ein Zweck Luthers war, als der Zeit. Er hatte bei ſeinem Auslaufen kein ſo weites, vielleicht nicht einmal ein beſtimmtes Ziel vor Augen; aber nachdem nun die Schleußen durch ſeine Hand geöffnet waren, ergoß ſich der Strom unaufhaltſam, und da half kein non plus ultra! Dies ſey nicht geſagt, um das Verdienſt eines Mannes [illegible] ſchmälern, deſſen Andenken der Menſchheit immer theuer bleiben wird; ich wollte blos einen Fingerzeig für Leute geben, die die Größe eines Mannes nach dem Erfolg ſeiner Unternehmungen abmeſſen. *

---

* Ueberhaupt wird mit dem Wort Größe von

Huß war vielleicht größer, als Luther — wenigſtens zeigt ſein Ausruf bei dem Anblik des alten Mütterchens, welches in frommem Glaubenseifer ein Stük Holz zu ſeinem Scheiterhaufen trug, von einer Seelenerhabenheit, die ſelten iſt, und ſich nur in ſolchen Prüfungsſtunden bewährt.

Doch vielleicht hat der Verleger des angeführten Produkts ſeinen Vortheil dabei, recht viele große Deutſche zu zählen, auf ſolche Art kann es ihm nicht leicht an Pantheons-Kandidaten fehlen.

manchen Schriftſtellern ein unverantwortliches Spiel getrieben. Ein bekannter Schöngeiſt, der ſich einen pſychologiſchen Hiſtoriografen nennet, will jenes Prädikat blos von vollendeten Vernunftmenſchen gelten laſſen, und unter dieſe ſezt er, nebſt andern, auch den Hunnenkönig Attila. St. Lucian, bitte für ihn!

---

## Das neufränkiſche Pantheon.

Die Neufranken waren nicht glüklich in ihren Kanoniſationen. — Der Advokatus Diaboli kam gewöhnlich hinterdrein, und riß den neuen Heiligen den Nimbus wieder vom Haupte; und wenig hätte gefehlt, ſo wären einige derſelben vom Altar — auf den Schindanger verſezt worden.

So gehts, wenn man Heilige machen will, ohne infallibel zu ſeyn.

Descartes, Voltaire und Rouſſeau behaupteten inzwiſchen ihre Pläzze. Die beiden lezteren haben auch durch handgreifliche Wunder bewieſen, daß ſie derſelben würdig ſind.

Sankt Arouet ſtürzte die ſchwarz geräucherten Gözzen — Aberglaube nur und Intoleranz — von ihren Altären, und verſchloß ihre Tempel. Er nahm der franzöſiſchen Themis die Binde vom Auge. Schon bei ſeinen Lebzeiten verbreitete ſich [illegible] Geruch ſeiner Heiligkeit in alle Welt. Aus den entfernteſten Gegenden pilgerten Geiſteslahme und Seelenblinde zu ihm, und — ſahen und giengen.

Franklin brachte ihm ſeinen Enkel, damit er ihn ſegne.

Gott und Freiheit, war ſein Seegen. Welcher Heilige hat einen ſchönern ausgeſprochen?

Der heilige Hans Jakob war ein Bußprediger. Wie gut wäre Ludwig der Fünfzehnte gefahren, wenn er ihn zu ſeinem Beichtvater gemacht hätte! — Daß er die Mütter eines überverfeinerten Jahrhunderts zu ihrer Pflicht zurückrief, und der Erlöſer unſrer Kinder wurde, verdient ihm dies nicht eine Stelle in der Legende der heiligen Philoſophen? ſeiner offenen Beichte, die er gegen das Ende ſeines Lebens vor aller Menſchen Ohren ablegte, will ich nicht einmal erwähnen. Wer kein Mea Culpa zu ſtammeln hat, der — werfe ihn meinetwegen vom Altar herab, und ſtelle ſich an ſeinen Plaz. —

Der Gedanke eines Pantheons für große Männer gehört in der That unter die glüklichſten Eingebungen des Zeitgeiſtes. Aber wer ſoll in einem ſolchen Tempel eine Stelle erhalten?

Der Lehrer oder ſonſt Wohlthäter eines Volks oder der ganzen Menſchheit war; den die Nation, welcher er angehört, andern Völkern zeigen, und dabei ſagen darf: er verdient auch eure Verehrung. Der Mann, der für künftige Geſchlechter lebt, wenn ihn ſeine Zeitgenoſſen nicht dulden, oder nicht verſtehen wollen; der wenig für ſich, nichts für den Ruhm, alles für die Menſchheit thut. Wer, wie Wilhelm Penn, eine Wildnis urbar macht, und ſie mit arbeitſamen, friedlichen Anbauern bevölkert, wie Howard, Europa's Gefängniſſe beſucht, um ſie von ihren peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen zu reinigen; wer wie Kosciusko die Ketten ſeines Vaterlandes zu brechen unternimmt, oder wie Thomas Morus ſein Haupt für Recht und Geſez dem Henkerbeil darbeut, der iſt es werth, verehrt zu werden von den Geſchlechtern aller Zeiten, denn er behauptet die Würde des Menſchen, und hinterläßt ein Beiſpiel von einer Tugend, die kein Eigennuz beflekt, kein Zug von Selbſtſucht entadelt.

Giebt es auch keinen vollendeten Heiligen, ſo giebt des doch für große Menſchen Augenblikke der Vollendung. In einem ſolchen Augenblikke zu ſterben — iſt der ſchönſte Lohn einer großen Aufopferung.

## Irenens Reiſe.

Die kränkelnde Irene ließ ſich nach Epidaurus bringen, um den Aeſculap in ſeinem Tempel um Rath zu fragen.

Ach, rief ſie, auf einen ihrer Diener geſtürzt, ich bin ſo müde und zerſchlagen!

Das kommt von der weiten Reiſe, erwiederte der Gott.

Ich habe des Abends keinen Appetit.

„ Du mußt wenig zu Mittag eſſen. „

Ich bin mit Schlafloſigkeit geplagt.

„ Gewöhne dich früh aufzuſtehen. „

Es liegt mir wie Blei in den Gliedern.

„ Du mußt weniger ſitzen, und bisweilen deine Füße brauchen. „

Der Wein macht mich träge.

„ Trinke Waſſer. „

Ich leide an Unverdaulichkeit.

„ Lebe diät. „

Mein Geſicht wird täglich ſchwächer.

„ Bediene dich einer Brille. „

Ich ſelbſt werde immer ſchwächer, meine Kräfte ſchwinden.

„ Das macht, weil du zu altern anfängſt. „ Und giebt es kein Mittel dagegen?

„ Das kürzeſte iſt — dich hinzulegen und zu ſterben, wie deine Mutter und deine Grosmutter gethan haben. „

Ha! Sohn des Apollo, welchen Rath ertheilſt du mir! Iſt dies deine ganze gerühmte Wiſſenſchaft, um derentwillen Menſchen aus allen Weltgegenden zu deinem Tempel wallfahrten? Alle dieſe Mittel, die du mir da angiebſt, kannte ich ohne dich.

„ Warum brauchteſt du ſie nicht, und erſparteſt dir eine Reiſe, die dich nur um einige Monate älter macht? „

## Mein Morgengebet.

Ich gieng dieſen Morgen meinen Lieblingsweg über die Wieſe nach dem Wäldchen zu, und betete meinen Morgenſegen — an die Grazien. *

Siehe da, ein neuer Heide! würde der Jeſuit Weiſſenbach ausrufen, und ſich bekreuzen, wenn er dies leſen ſollte.

Nicht ſo aufgebracht, mein tonſurirter Herr! jener Morgenſegen hat einen Kardinal Ihrer heiligen apoſtoliſchen Kirche zum Verfaſſer.

Und was haben Sie denn gegen Amors drei artige Schweſterchen auf dem Herzen? Nehmen Sie Aergerniß daran, daß ſie nakt gehen? Das ſollte Ihnen die Unſchuld derſelben beweiſen. Hätten die guten Kinder vom verbotenen Baume genaſcht, ſie trügen gewiß Schürzen. Oder hat ihnen ihr Bruder vielleicht einen Streich ſeiner Art geſpielt? Verzeihen Sie es dem Kleinen, der troz ſeiner Schelmerei doch immer liebenswürdig iſt — oder — wenn ſie ſich doch rächen wollen, ſo löſchen Sie ihm ſeine Fakkel mit Weihwaſſer

---

* Epitre aux Graces, vom Kard. Bernis.

aus. Nur ſeine Schweſtern laſſen Sie unangetaſtet.

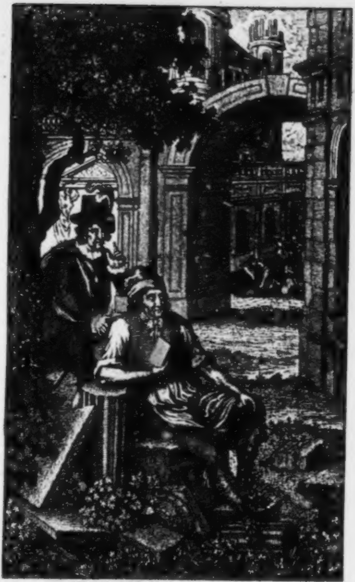
Ce qui plait sans peine & sans art,
Sans excès, sans airs, sans grimaces,
Sans gêne, & comme par hazard,
Est l'ouvrage charmant des Graces.

Wie? Söhnt Sie dieſer ſchöne Beruf nicht mit dieſen Göttinnen aus?

Malheur à tout esprit grossier,
A l'ame de bronze & d'acier,
Qui les méprise & les ignore.

Zittern Sie wenigſtens vor dieſem Fluche; dem Manne, aus deſſen Mund er kommt, fehlte nur eine Stuffe zu Sankt Peters Stuhle.

Schade, daß er nicht dahin gelangte! Wir hätten zum erſtenmale wieder die Bilder der Charitinnen im Vatikan aufgeſtellt geſehen, und vielleicht wären, — ſtatt dem ſchmuzzigen Fabré, Homer und Anakreon durch ihn kanoniſirt werden.



RICHARD PLANTAGENET.

*Nach dem Sir Thom. Moyle öfters vergebens versuchte ihn zu [illegible] [illegible] Wir erstaunt waren zu sehen, daß er Virgils [illegible] [illegible]*

*[illegible] gestoch. zu Mannheim [illegible]*

## Richard Plantagenet.

Wer blikt nicht mit Bedauern auf das Tempelgebäude, wo die Kinder des unglüklichen ſechzehnten Ludewigs eingekerkert ſind? — Ach, wie wenig iſt das Loos der Könige zu beneiden!

Die Geſchichte unſerer Tage erinnert an ähnliche ältere Begebenheiten. Vielleicht iſt es meinen Leſern nicht unangenehm, hier einige derſelben, die als Kabinetsſtükke für Große gelten können, aufgeſtellt zu ſehen.

Ein Engländer erzählte mir folgendes von einem Nachkömmling König Richards des Dritten.

„ Im Jahr 1720, den 25ten September um drei Uhr ein Viertel Nachmittags beſucht' ich den verſtorbenen Lord Heneage, Grafen von Winchelſea; in ſeinem Hauſe zu Caſtwill. Dieſer Lord war ein Stük von einem Gelehrten, und ein großer Freund einer gutgewählten Lektüre, denn bei meinem Eintritt fand ich ihn ganz vertieft in das Todenregiſter ſeiner Pfarre zu Caſtwill; er zählte ſehr genau die edlen Heneages zuſammen, die daſelbſt eingetragen waren. Sobald er mich erblikte, rief er mir zu: Kommen Sie, Sir Eduard, und leſen Sie dieſen Namen hier — den lezten auf dieſer Seite! Ich gieng hinzu, und las; Richard Plantagenet, begraben den 22ten December 1550. Ich war ſehr erſtaunt, einen ſolchen Namen in dem Kirchenbuche von Eaſtwill zu finden. Hier iſt die Auskunft, die mir der Lord darüber ertheilte.

Als Sir Thomas Moyle, (hier nahm der Lord ehrerbietig ſeine Mütze ab) der Grosvater meines Urgrosvaters mütterlicher Seite, dieſes Schloß bauen ließ, bemerkte er, daß ſein erſter Maurer in den gewöhnlichen Feierſtunden ſich von den übrigen Arbeitern abſonderte, in einiger Entfernung von dem Schloſſe ein Buch aus der Taſche zog, und ſich mit Leſen unterhielte. Da dies täglich geſchah, ſo wurde Sir Thomas neugierig zu wiſſen, was für ein Buch die Aufmerkſamkeit dieſes Maurers ſo ſehr beſchäftige, und er ſuchte ihn daher bei ſeiner Leſerei zu überraſchen, aber immer vergeblich! Denn ſo oft der Maurer bemerkte, daß man ſich ihm nähere, ſtekte er ſein Buch geſchwind in die Taſche. Die Neugier des Sir Thomas wurde dadurch noch höher geſpannt, und er nahm ſeine Maasregeln ſo gut, daß er dem Maurer eines Tags auf den Rükken kam, und ſich ſeines Buchs bemächtigte. Aber wie erſtaunt war er zu ſehen, daß es Virgils

Aeneis ſey. Auf ſeine Fragen an den Mann, erzählte ihm dieſer folgendes: — Das Glük, das mit den Menſchen ſein Spiel treibt, hat aus mir einen Maurer zu machen beliebt. Meine Voreltern ließen Städte bauen, und ich arbeite an Ihrem Schloſſe; ſie bewohnten Paläſte, und ich eine Strohhütte, ihr Siz war ein Thron, der meinige iſt ein hölzerner Stuhl. Meine Abkunft war mir lange Zeit ein Geheimnis, und ich darum nur zufriedener und glüklicher; bis in mein ſechszehntes Jahr, wußt ich nichts von meinen Eltern; ich wurde bis dahin in einer Koſtſchule erzogen. Alle drei Monate kam ein reichgekleideter Mann, der mein Koſtgeld bezahlte, ſich ſehr ehrerbietig gegen mich benahm, und mich jedesmal verſicherte, daß er nicht die Ehre hätte, mein Vater zu ſeyn. Einsmal kam dieſer Mann einen Monat früher, als gewöhnlich, und bat mich, ihm zu folgen. Wir beſtiegen eine ſehr ſchöne Karoſſe, und hielten vor einem prächtigen Palaſt. Wir giengen hinein; mein Begleiter führte mich durch mehrere Zimmer in einen glänzenden Saal, und erſuchte mich, einige Augenblikke daſelbſt zu verziehen. Ich wußte nicht, wo das alles hinaus wollte. Endlich erſchien ein Herr von ohngefähr fünfzig Jahren, in einem prächtigen Anzuge, mit einem von Diamanten ſchimmernden Orden geſchmükt. Er eilte auf mich zu, umarmte mich zärtlich, that mehrere Fragen an mich, gab mir eine Börſe mit Gold gefüllt, umarmte mich noch einmal, und entfernte ſich. Mein erſter Führer fand ſich hierauf wieder bei mir ein, und brachte mich in meine Koſtſchule zurük. Einige Monate nachher kam der Mann wieder; er brachte mir reiche Kleidungsſtükke, und ſagte, er wolle mich ein wenig in der Gegend meines Aufenthalts herumführen. Zwei Pferde warteten unſerer vor der Thüre. — Wir ſezten uns auf; mein Begleiter brachte mich in das Lager von Boswarth, und ritt mit mir gerade auf das Zelt König Richards III zu, welcher uns entgegen kam, und den ich beim erſten Anblik für den nämlichen erkannte, der mich eine kurze Zeit vorher ſo liebreich in ſeinem Palaſte aufgenommen hatte. Der König ſchloß mich in ſeine Arme, zeigte mich einigen umſtehenden Herren, und ſagte ihnen, daß ich ſein Sohn ſey. Hierauf wendete er ſich zu mir mit den Worten: Mein Kind! morgen werde ich für meine und deine Krone ſtreiten, und ſey verſichert, daß ich ſie nur mit dem Leben verlieren werde. Ich will nicht, daß du dich den Gefahren der Schlacht blos ſtelleſt; begieb dich auf jene Anhöhe (er zeigte mir einen Hügel, ohngefähr eine Viertelſtunde von dem Lager), von dort wirſt du alles ſehen, was vorgeht. Bin ich Sieger, ſo eile zu mir; wir werden zuſammen nach London gehen, wo ich dich meinem Volke als meinen Sohn und Thronerben zeigen werde. Hat es aber das Schikſal anders verhängt, ſo fliehe, und nenne mich ja nicht als deinen Vater, denn du würdeſt nirgendwo vor den Nachſtellungen meiner Feinde ſicher ſeyn. Indem der König dies ſagte, zitterten Thränen in ſeinen Augen — er gab mir eine Börſe mit Guineen, und entfernte ſich. Ich nahm meinen Weg auf den Hügel, und war da Zuſchauer jener ſchreklichen Schlacht, worin der König den Sieg und das Leben verlor. Ich rettete mich nach London, wo ich mein Pferd und meine Kleider verkaufte, und um deſto weniger erkannt zu werden, das Maurerhandwerk erlernte. Die Neigung meiner jungen Jahre für Wiſſenſchaften und Lektüre verließ mich nicht — Bücher machen meine Unterhaltung aus, und das Leſen dient mir zugleich zum Vorwand, mich von meinen rohen Handwerksgenoſſen zu entfernen.

Sir **Thomas Moyle** war überraſcht durch dieſe Erzählung, und betrachtete mit Ehrfurcht den unglüklichen Königsſohn. Prinz, ſagte er, es kommt mir nicht zu, zu unterſuchen, ob Eure königliche Hoheit nicht etwas beſſeres hätten thun können, als die Kelle zu ergreiffen, und geſchekene Dinge laſſen ſich auch nicht ändern: wollen Sie aber jezt eine Wohnung in meinem Schloſſe annehmen, ſo werde ich Sie als meinen Gebieter verehren. — Laſſen Sie den Prinzen und die königliche Hoheit bei Seite, erwiederte jener, und betrachten Sie mich als einen bloßen Maurer, der ſich an die Launen des Glüks gewöhnt hat. Ich habe eine zahlreiche Familie — vor ohngefähr dreiſig Jahren verheurathete ich mich mit der Tochter eines armen Handwerkers, einem liebenswürdigen Mädchen. Ein anderer hätte vielleicht geglaubt, ſich dadurch an der Aſche ſeiner Vorfahren zu verſündigen; von dieſem lächerlichen Wahne bin ich frei. Ich habe mehrere Kinder, denen ich aber leider! kein Flekchen Eigenthum zurüklaſſen kann. Erlauben Sie mir, ein Häuschen in Ihrem Park zu bauen, wo ich mein Leben beſchließen, und friedlich ſterben könne. — Sir Thomas war zu ſehr von der Ehre geſchmeichelt, einen König in ſeinem Parke zu haben, als daß er ſeine Einwilligung hätte verſagen ſollen. Der Maurer Richard bauete ſich ſonach eine Hütte, und lebte darin noch zwei oder drei Jahre. Seine Söhne giengen zu Grunde, und man weiß nicht, was aus ſeinen Töchtern geworden iſt. Nach meiner Rechnung, ſezte der edle Lord hinzu, wurde Richard Plantaggenet ohngefähr ein und achtzig Jahr alt, und es thut mir unendlich leid, daß die Zeit oder die Menſchen ſeine Hütte zerſtörten; übrigens iſt es mir doch immer angenehm zu wiſſen, daß einer meiner Vorfahren dem Sohne ſeines Königs ein Allmoſen gegeben habe.

* * *

# Ein Seitenſtük.

Czaar Peter der Große hatte aus ſeiner erſten Ehe einen ihm ſehr unähnlichen Sohn, der eher für die Mönchskutte gebohren ſchien, als für den Purpur, zu welchem er auch wenig Luſt bezeigte. Einige dumme Streiche, wie man ſie von ihm nicht anders erwarten konnte, waren Urſache oder Vorwand, daß er, ſammt ſeiner Gemahlin, einer Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, in Verhaft genommen wurde. Er brachte einige Monate im Kerker zu, wo ihn ſein Vater — auf die Einliſpelungen der Kaiſerin Katharina, die gern einen ihrer Söhne auf dem Thron gehabt hätte, und Menzikoffs, der den Czaarowiz perſönlich haßte, durch Gift hinrichten ließ. *

Die Gemahlin des Prinzen, eine junge, ſchö-

---

* Peter, der ſeiner Schweſter einige wider ihn angezettelte Verſchwörungen, die ſeinem Thron und Leben galten, grosmüthig verzieh, würde ſich ſchwerlich zu dieſem Kindesmord entſchloſſen haben, wenn man ihm nicht den, übrigens ſehr wahrſcheinlichen Gedanken beigebracht hätte, daß ſeine großen, zum Theil ſchon ausgeführten Entwürfe durch den Czarowiz wieder zernichtet, und Rußlands Kultur um ein Jahrhundert zurück geſezt werden würde.

ne Fürſtin, die vielleicht nur ihrer Liebenswürdigkeit wegen gehaßt wurde, und an den Vergehungen ihres Mannes um ſo weniger Theil haben konnte, da er nicht einmal mit ihr lebte, erwartete noch immer in einem engen Kerker ihr Schikſal. Das wenigſte, was ſie befürchten mußte, war, lebenslänglich in einem Kloſter eingemauert zu werden, oder — an einer Hämorrhoidalkolik* zu ſterben. Doch ihr guter Genius ſorgte für ihre Befreiung.

Der Offizier, welcher die Wache bei ihr hatte, ein Franzoſe von Geburt, wurde gerührt von ihrer Lage und — ihrer Schönheit. Er machte ihr Vorſchläge zur Flucht, die in Ueberlegung genommen, und auch ausgeführt wurde. Verkleidet brachte er ſie aus dem Gefängniſſe und glüklich über die Grenze.

Die Prinzeſſin war gegen ihren grosmüthigen Erretter nicht gleichgültig, und je beſcheidner er in ſeinen Anſprüchen auf Dankbarkeit war, deſto mehr fühlte ſie ſich zu ihm hingezogen.

Als ſie ihrem Vaterlande näher kamen, wollte er ſich, obgleich in ſichtbarem Kampfe, von ihr trennen, aber ihr dankbares Herz konnte das nicht zugeben.

---

* Wie Peter III.

Sie haben Ehre und Leben für mich auf das Spiel geſezt, ſagte ſie; nehmen Sie dafür das einzige, was mir das Glük gelaſſen hat, meine Hand.

Der junge Mann machte Einwendungen, erinnerte ſie an ihren Rang, an ſeine geringe Glüksumſtände, u. ſ. w., aber dieſe Gründe waren zu leicht, denn Liebe lag in der andern Schale. In einem Dorfe ließen ſie ſich trauen, und giengen zuſammen nach Frankreich, wo er eine Offiziersſtelle bei den Truppen erhielt, die nach Indien geſchikt wurden. Die Prinzeſſin — nun ſeine Gattin — folgte ihm auch in jene entfernten Weltgegenden, und theilte an ſeiner Seite alle Mühen und Gefahren. Ihr Unſtern verfolgte ſie aber auch dahin — ihr Gatte fand in einem Gefecht mit den Engländern den Tod, und nun war ihre Lage äußerſt traurig. In einem fremden Welttheil, unter unbekannten Menſchen, ſogar gezwungen ihren wahren Namen wie ein Verbrechen zu verbergen, welche Ausſicht blieb ihr da übrig? Inzwiſchen verließ ſie ihr Muth nicht; ſie kehrte mit dem erſten Schiffe nach Frankreich zurük, wo ſie als Offizierswitwe eine mäßige Penſion erhielt, und in größter Stille lebte, bis ein Zufall ſie aus ihrer Verborgenheit hervor zu ziehen drohte.

Als ſie eines Tags in den Thuillerien ſpazieren gieng, begegnete ihr der Marſchal von Sachſe ſen, der ſie öfters in Moskau geſehen hatte. Er erkannte ſie auf den erſten Blik, und äußerte ſein Erſtaunen, ſie in Paris zu treffen. Die Prinzeſſin ſuchte ſeinen Fragen auszuweichen, beſchied ihn auf einen andern Tag wieder in den königlichen Garten, verließ aber den andern Morgen die Hauptſtadt, und begab ſich nach Vitry, ein Dorf nahe bei Paris, wo ſie den Ueberreſt ihrer Tage in ländlicher Einſamkeit verlebte. Ihre Wirthsleute waren gutherzige Bauern, denen es nie einfiel, daß eine Fürſtentochter, einſt muthmaßliche Erbin des größten Reichs der Welt, unter ihrem Dache wohne.

## Reiſe in die andere Welt.

Vor ohngefähr einem Jahr, in dem Augenblikke, da die Sonne in das Zeichen der Waage trat, wurde ich, wie meine Freunde bezeugen können, in die andere Welt verſezt. Ich machte dieſe Reiſe weder auf dem Eſel des Mahomet, noch auf dem Flamingo des Brahma, noch auf dem Schwein des heiligen Antonius — ich weis ſelbſt nicht, wie ich dahin kam.

Es wurde eben über die Schatten der Abgeſchiedenen Gericht gehalten. Auf den Richterſtühlen ſaßen die Wohlthäter der Menſchheit — Konfutſe, Lykurg, Solon, Sokrates, Numa, die Antonine, Wilhelm Penn, Luther, Fenelon, Rouſſeau, Ganganelli, Howard — mit einem Wort alle die, welche in ihrem Erdenleben Lehrer und Muſter der Tugend waren, und die Würde der Menſchheit gegen Wahn und Unterdrükkung in Schuz nahmen.

Unter den Todten, die ihr Urtheil erwarteten, bemerkte ich zuerſt den Pracht und Blut liebenden Potemkin. Er ſtand vor Wilhelm Penn, dem friedlichen Stifter Penſylvaniens. — Ich habe Rußlands Ruhm zu den Sternen empor gehoben, ſagte der ſtolze Heerführer, vor meinen Fußtritten erbebten die ſieben Thürme, und hätte mich nicht das Schikſal in meinem Rieſengange aufgehalten, ſo würde der halbe Mond ſich nicht mehr im Inſelmeer ſpiegeln. — Auf einmal erhoben ſich um ihn zahlloſe Schaaren, die riefen: Wir ſind die Dreiſigtauſende, die du bei Okzakof opferteſt, damit man in Petersburg ein „Herr Gott dich loben wir„ zu hören bekäme. Weh, weh über dich!

Dieſe haben dein Urtheil geſprochen, ſagte Penn, ich kann nichts, als dich bedauren. Er wurde hierauf in eine öde, traurige Gegend verbannt, wo er Zeit genug hatte, über ſeine Thorheit nachzudenken.

Der zweite, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war Pater Frank. Er ſtand vor des liebevollen Fenelons Richterſtuhl.

Viel brüſtete ſich der Hofbeichtvater mit ſeinen Verdienſten um die allein ſeligmachende Kirche, und mit ſeinem Haſſe gegen Illuminaten, Freimaurer, und andere Beſtreiter des Hildebrandiſm und der Dummheit. Ein paar weibliche Schatten näherten ſich ihm —

Wir fordern von dir unſre gemordete Unſchuld, rieſen ſie.

Wie, verſezte der Pater, von mir, der ich gar nicht fähig war —

Von dir, fielen die Klägerinnen ein. Hätteſt du nicht unſerm Verführer die Sünden weggeſegnet, um Probſt zu werden, ſo würde er es nie gewagt haben, die Töchter ſeines Landes zu misbrauchen.

Der Jeſuit wollte ſich mit einer Diſtinction heraushelfen, da trat eine andere Geſtalt vor ihn mit ſtrafendem Blikke. Es war der Geiſt des edlen Meggenhoffer. Pater Frank ſchlug ein Kreuz, und wollte davon fliehen, aber ein Diener der ewigen Gerechtigkeit nahm ihn in Empfang, und brachte ihn dahin, wo ſeine Ordensbrüder — von Pater Lairez und le Tellier bis auf die Vergifter Ganganelli's herab, auf glühenden Stühlen ſaßen, und wieß ihm daſelbſt ſeinen Plaz an.

Pater Merz kam jezt an die Reihe. Sein Richter war Melanchton. Der wüthende Glaubenseiferer proteſtirte gewaltig gegen dieſes Tribunal, und fieng ſogar an, den ſanftmüthigen Philipp zu exorziſiren, als er Sankt Domnik in einem gelben Sanbenito, mit roth geweinten Augen daher kommen ſah, den ein Schwarm von belebten menſchlichen Gerippen verfolgte.

Siehe, ſagte Melanchton, ſchon ſeit Jahrhunderten büßt dieſer, den ihr in euern Kirchen als einen Heiligen verehrt, für ſeine ſchrekliche Lehre, den Gott der Liebe mit Menſchenopfern zu verſühnen. Es lag nicht an dir, daß Deutſchland nicht auch, wie ehemals Amerika, eine Mördergrube ward zu Gottes größrer Ehre. Die Vorſicht ſchlug dich in deinen lezten Lebensjahren mit Blindheit, aber du achteteſt nicht auf ihren Wink, und kochteſt noch immer Gift und Galle in deinem Herzen. Geh! dort flammt bereits ein Stoß von deinen Kontroverspredigten. Mitten in ihrem erſtikkenden Qualm mußt du gereinigt werden.

Hierauf drängten ſich Schwärme von weißen, ſchwarzen, grauen und braunen Mönchen, Derwiſchen, Brahmanen, und andern geſchornen und beſchnittenen Tagedieben herbei. —

Ihr einhelliges Geſchrei war: *Wir glaubten*, darum öffnet uns die Thore des Paradieſes.

Urplözlich verbreitete ſich ein leuchtender Schimmer über die unabſehbare Gegend, ein heiliges Schrekken ergriff alle Anweſenden — furchtbare Donner rollten, und eine Stimme rief:

*Der Menſch wird nicht gerichtet nach ſeinem Glauben, ſondern nach ſeinen Thaten.*

## Geheime Orden.

Unter den Papieren des ehemaligen Mainziſchen Prof. Nimis, der als Theilnehmer an der dortigen Revolution eingezogen wurde, fand ſich ein Plan zu einem neuen geheimen Orden. Deſſen Zwek ſeyn ſollte —

Den Jeſuitism durch ſich ſelbſt zu ſtürzen.

In der That war der Argwohn über die geheimen Bemühungen der Lojoliten nicht ſo grundlos, als ſelbſt einige Unbefangene, aber mit dem labyrintiſchen Gange der neueſten Geſchichte zu wenig bekannte Männer uns glauben machen wollten. Die Zeichen der Zeit ſind den Söhnen Lojola's ſehr günſtig; ſie arbeiten unermüdet, und ſelbſt proteſtantiſche Fürſten und Schriftſteller leihen ihnen ihre Ohren, oder dienen ihnen als Werkzeuge.

Der Jeſuit **Hofſtätter** in Wien ſchrieb das berüchtigte Pasquill für Litteratur und Kunſt und wurde — erſter Bibliothekar. Mehrere Aeuſſerungen in der Eudämonia, einem Blatte, welches einige proteſtantiſche Regierungen in ihren Ländern austheilen laſſen, bezeugen offenbar, daß auch dieſes Journal juſſu Superiorum geſchrieben werde.

Vielleicht kommt es noch ſo weit, daß Luther ſeiner Reformation wegen in Effigie verbrannt wird.

Der römiſche Pontifer hat ſchon wieder geweihte Windeln nach Wien geſchikt, und man hat ſie daſelbſt zur öffentlichen Verehrung ausgeſezt.

Dieſe ſchnelle Metamorphoſe hätte ſich Sankt Pius nicht träumen laſſen, als er — vor ohngefähr zwölf Jahren — vor Joſeph dem Zweiten ſtand, und Fürſt Kauniz die zum Kuß dargereichte Hand des heiligen Vaters treulich ſchüttelte.

Der Geiſt der Empörung, ſagen die furchtbaren Unbekannten, iſt eine Wirkung der Aufklärung, und dieſe datirt ſich von dem Tage unſerer öffentlichen Aufhebung an.

Wer ſollte denken, daß eine ſolche Vorſpiegelung Glauben finden könne!

Helas, ihr Fürſten! Habt ihr die Geſchichten eurer Vorfahren vergeſſen?

Wer entband die Völker ihres Eides? Wer predigte Aufruhr? Wer heiligte den Königsmord? Wer ſezte ſeinen Fuß auf den Nakken eurer Ahnherrn? Wer verſchenkte Länder wie taube Nüſſe?

Geht nach Speier auf die Stätte, wo Heinrich IV. vor dem Biſchof ſtand, und mit naſſen Augen um eine Pfründe in dem Dom bettelte, den er ſelbſt erbaut hatte — hört die Antwort des Infulträgers:

Bei Gott und ſeiner Heiligen Mutter, ich werde das nicht thun —

und zittert, daß dieſe Tage wieder kommen können.

## Die Familie Valdajon. *

Anderthalb Stunden von Plombieres, in dem Theile der Vogeſen, der an die Franche-Comté ſtößt, liegt ein geräumiges, lachendes Thal, wo man auf den erſten Blik ſieht, daß Fleiß und Betriebſamkeit daſelbſt zu Hauſe ſeyn müſſen.

Eine einzige Familie, in vier oder fünf Wohnungen abgeſondert, nach einerlei Grundſäzzen erzogen, beſchäftigt ſich hier ohne Unterlaß mit dem Wohl ihrer Nebenmenſchen, mit Erziehung ihrer Kinder, mit Rettung der Unglüklichen und dem Feldbaue. Das älteſte und unterrichteteſte ihrer Mitglieder iſt ihr Oberhaupt.

Dieſe Familie, die den Namen **Fleuriot** führt, iſt noch bekannter unter dem Namen **Valdajon**, welches der Name ihres Landes und ihres Weilers iſt.

Seit undenklicher Zeit üben die ältern unter ihnen vorzüglich den Theil der **Wundarzneikunſt** aus, der ſich mit Beinbrüchen und dem Verrenken der Glieder beſchäftigt. Ein beſtändig guter Erfolg hat ihnen den Ruf der Geſchiklichkeit verſchafft, und ihre ſeltene Redlichkeit, ihre unbegränzte Menſchenliebe den ſchönen Namen eines tugendhaften Völkchens.

---

* Aus den Papieren des Grafen von **Treſſan**.

Beſcheidenheit und wahre brüderliche Eintracht herrſchen unter dieſer glüklichen Familie, die heut zu Tage ziemlich zahlreich, und zum Theil von ihrem gemeinſchaftlichen Stamm entfernt iſt.

Der Herzog **Leopold** von Lothringen, gerührt von ihrer, man könnte ſagen, erblichen — Tugend, und erkenntlich gegen ſo zahlreiche Handlungen, deren jede ihnen eine Bürgerkrone verdient hätte, wollte ſie in den Adelſtand erheben, nachdem ſie durch unintereſſirtes Wohlwollen ſo zahlreiche Proben ihres Seelenadels gegeben hatten.

Die Familie verſammelte ſich, und einſtimmig beſchloſſen die Häupter, ihrem Fürſten für dieſe Gnade zu danken, aber ſie zugleich von ſich abzulehnen. — Unſere Kinder, ſagten ſie in ihrer Antwort, ſo beſcheiden als weiſe, werden vielleicht nicht ſo, wie wir, denken. Stolz auf ihren Adel, werden ſie ſich für zu vornehm halten, den Armen beizuſpringen; es wird ihnen zu niedrig dünken, ihr väterliches Erbe zu bauen; der Segen des Himmels wird nicht mehr auf ihren Feldern ruhen; ſie werden ſich entzweien, ſie werden aufhören, glüklich zu ſeyn. — So ſchlugen ſie den ihnen angebotenen Adelsbrief aus, zufrieden mit dem, welchen die Tugend ihnen verliehen hatte.

Die auſſerordentlichen Kuren, welche die Fleuriots bewirkten, erregten bisweilen den Neid und die Eiferſucht ihrer Nachbarn.

Das erſtemal, da ich nach Plombieres kam, erkundigte ich mich beſonders nach dieſer Familie. Einige ſprachen von dieſen guten Leuten mit eben ſo viel Liebe als Bewunderung. Andere, die ich für aufgeklärter hielt, ſchilderten ſie mir als abergläubiſche, unwiſſende Leute. Da mir die Sache wichtig genug ſchien, um näher unterſucht zu werden, ſo gab ich mich daran, wobei mir meine in der Jugend eingeſammelten anatomiſchen Kenntniſſe einigermaßen zu ſtatten kamen.

Ich kam nach Valdajou, ohne meine Ankunft vorher wiſſen zu laſſen. Ich hatte ein ſimples Kleid an, und nur einen Bedienten zu meiner Begleitung. So galt ich bei ihnen für einen Fremden, den der Zufall zu ihren Hütten geführt hatte. *

Ich trat in eins der erſten Häuſer, wo alles mich anzog. Mit Mühe enthalte ich mich einer Beſchreibung von der Reinlichkeit und Ordnung,

---

* Der Graf von Treſſan war Gouverneur des Theils von Lothringen, worin Valdajou liegt.

die da herrſchten, und von der Gefälligkeit, womit die Bewohner mich empfiengen. Ich fand hier die Gaſtfreundſchaft in ihrer alten Einfalt und Herzlichkeit. Meine Abſicht war, zu erfahren, wie dieſe Leute ihre gerühmte Geſchiklichkeit in einer ſo ſchwierigen Kunſt erlangt hätten. Nachdem ich einige Erfriſchungen zu mir genommen, und alles, was zur ländlichen Wirthſchaft und zum innern Hausweſen gehört, bewundert hatte, fragte ich, ob ſie Bücher beſäſſen? Die Antwort war — ihre Bücher befänden ſich in einem benachbarten Hauſe, welches von einem der Aelteſten aus der Familie bewohnt würde. Man führte mich dahin; ein bejahrter Mann von ehrwürdigem Anſehen empfieng mich. Unter einer bäuriſchen Auſſenſeite zeigte er die ſanfteſten, feinſten Sitten. Es ward mir leicht, mich mit ihm über meinen Zwek einzulaſſen. Ich fragte ihn, welche Grundſäzze er in ſeiner Kunſt befolge? — Gute Bücher, erwiederte er, Natur und Erfahrung waren die einzigen Lehrmeiſter meiner Väter, und ich hatte keine andere. Was ich weis, werde ich meinen Kindern hinterlaſſen. Er öffnete hierauf ein großes Kabinet, welches einfach verziert, aber reich durch das war, was es enthielt. Ich fand daſelbſt die beſten — ältern und neuern chirurgiſchen Schriften; männliche und weibliche

Skelette von vier oder fünf verſchiedenen Altern; zerlegte Gerippe, deren einzelne Theile durch eine geſchikte Hand zuſammen gefügt werden konnten; künſtlich verfertigte Gliedermänner, und alles, was zur vollſtändigen Lehre von den Muskeln (Myologie) gehört.

Hier, ſagte er, ſchöpfen wir die Kenntniſſe, welche uns in den Stand ſezzen, unſern unglüklichen Brüdern beizuſpringen. Zu gleicher Zeit lehren wir unſre Kinder leſen und über das denken, was ſie ſagen. Diejenigen, welche Fähigkeiten zeigen, werden ſchon vor ihrem zehnten Jahre mit den Beinen und Muskeln bekannt gemacht; ſie wiſſen ein Skelett zu zerlegen, und es wieder zuſammen zu ſezzen. Sehen Sie hier einen großen Schrank, worin die nöthigen Binden und Bandagen zuſammen gereiht ſind, und wobei zugleich ihre Beſtimmung angemerkt iſt. Wir lehren unſre Kinder früh, Theorie mit der Ausübung verbinden. Unſre Ziegen und Hunde ſind bisweilen das Opfer davon. Die Art von Grauſamkeit, welche wir gegen dieſe Thiere ausüben, dient dazu, den Keim der Menſchlichkeit in den Herzen unſrer Kinder zu entwikkeln. Wir rufen ſie auf, den leidenden Thieren beizuſpringen, und bald lernen ſie ſelbige heilen. Dies iſt der ganze Unterricht, den ich erhalten habe, und den wir unſern Kindern geben, und der Segen des Himmels war noch immer mit unſrer Beſchäftigung.

Ich kann nicht ſagen, wie gerührt, und wie durchdrungen von Hochachtung ich mich fühlte. Ich umarmte den tugendhaften Greis, ich gab mich ihm zu erkennen, und fragte ihn — ob ich ihm oder ſeiner Familie nüzlich ſeyn könne?

Er ſtrekte ſeine Hand gegen die Wohnungen, das Feld und die Gärten umher aus. Was Sie hier ſehen, ſagte er, reicht hin für unſre Bedürfniſſe; die Vorſehung hat unſre Bemühungen geſegnet, und wir erübrigen noch ſo viel, den Nothleidenden zu unterſtüzzen. Was man uns über die kleinen nothwendigen Koſten anbieten würde, wäre uns unnüz, und vielleicht ſogar ſchädlich, denn es könnte bei unſern Kindern die Begierde nach Reichthümern erwekken. Aber mein Herr, ſezte er hinzu, Sie haben das Glük, um den König Stanislaus, unſren theuren, erhabenen Fürſten zu ſeyn; ſagen Sie ihm, daß alle unſre Familien ihre Wünſche für die Erhaltung ſeiner koſtbaren Tage zum Himmel ſchikken, und daß die Fleuriots nicht aufhören werden, ſich um die Unglüklichen verdient zu machen, um werth zu ſeyn, den beſſern Unterthanen des wohlthätigſten Fürſten beigezählt zu werden.

## Schreiben auf einer Reiſe nach Ermenonville.

Wenn es wahr iſt, meine Freundin, daß man ehemals den Boden, wo irgend ein Todter begraben lag, für heilig hielt, um wie viel mehr muß es in den Augen des Weiſen die friedliche Pappelinſel ſeyn, wo Rouſſeaus Gebeine ruhen. Ich glaubte ſonſt nicht an das Elyſium der alten Dichterwelt; aber ich komme von Ermenonville — der Traum iſt zur Wirklichkeit geworden, und ich kann nun mit dem Dichter ſagen:

Ich hab' Elyſium geſehen, denn ich komme von der Pappelinſel.

Beim Anblik eines ſo einfachen Grabmals, welches ein Weiſer einem Weiſen errichtete, erinnert man ſich an die Prunkmäler, die der Stolz aufthürmte, um Menſchen zu verewigen, welche nie hätten gebohren werden ſollen. Und was ſah ich auf dieſen prächtigen Monumenten? Fahnen und Lanzen und Schwerdter und Helme — Zeichen blutiger Verheerungen. Und auf dieſem Grabmal erblikte ich eine blühende Mutter, die ihr Kind ſäugt, und mit den reizenden Zügen der Jugend und der Anmuth den zaubervollen Ausdruk der Milde und der mütterlichen Zärtlichkeit vereinigt.

Hier ruht der große — der kühne — der unüberwindliche — u. ſ. w.

So lautet der Anfang aller Grabſchriften der Eroberer.

Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit! Dieſe Innſchrift bezeichnet das Grabmal des guten Rouſſeau. Ich habe die Mauſoleen der Großen von Inſekten verunreinigt geſehen, die ſich von den drohenden Blikken jener Halbgötter ſo wenig zurükſchrekken ließen, als von ihren blutbeſprizten Waffen: Der Wanderer geht ſtill und mit geſenktem Blik an ihnen vorüber. Der Naturfreund wird nie die Pappelinſel vorbeigehen, ohne den Mann der Natur zu begrüßen, wird ſich nie ſeiner erinnern, ohne zu ſagen: Er war der Freund unſrer Kinder, und verdient unſre Ehrerbietung.

Sehen Sie, meine Freundin, die Empfindungen, die ſich mir aufdrangen, während ich die Ruheſtätte des Bürgers von Genf betrachtete, und die ich nur ſchwach auszudrükken vermag. Man müßte die Kraft und die Grazie ſeines Styls beſizzen, um ſie mit Würde darzuſtellen. Eine andre Bemerkung, die ſich mir bei dieſer Gelegenheit darbot, iſt nicht minder natürlich. In allen Ländern und zu allen Zeiten, am Hofe und auf dem Parnaſſe, ſtand immer einem großen Manne ein andrer großer Mann gegen über. Gleich der Schönheit zeigen ſich ſtarke und erhabene Geiſter nirgends, ohne Nebenbuhler zu finden, und vielleicht in keinem Felde iſt je ein Genie iſolirt erſchienen. Man denke an Ariſtides und Themiſtokles, an Peter den Großen und Karl XII. an hundert andre; und wer kann bei Rouſſeau's leztem einzigem Denkmal ſich des Andenkens an Voltaire entſchlagen? Kaum ſtieg dieſe Erinnerung in mir auf, als meine Blikke von dem einſamen Grabmale abirrten, um ein anderes zu ſuchen. Umſonſt! Jezt fiel mir ein, daß — nach dem religiöſen Glauben der Alten — die Seelen der Abgeſchiedenen, denen kein Begräbnis zu Theil wurde, ein Jahrhundert lang an den Ufern des Styx umher zu irren verdammt waren. In dieſem Augenblikke glaubte ich mir gegenüber das nächtliche Ufer zu ſehen, und daſelbſt Voltairs Schatten. Sollte es denn, ſagte ich zu mir ſelbſt, kein Elyſium für den geben, der ſich ſo wohl um die Götter verdient gemacht und ſie ſo ſchön beſungen hat?

Ich ſage Ihnen, meine Freundin, nichts von allen den Schönheiten, welche der Park von Ermenonville einſchließt; man findet ſie ſchon anderwärts beſchrieben: und wer es nur immer könnte, ſollte ihn ſelbſt ſehen, dieſen bezaubernden Garten, wo die Bewundrung auf jedem Schritte durch den Wink der Betrachtung unterbrochen wird, wo nichts überraſcht ohne ſanft anzuziehen, wo nichts gefällt ohne zu rühren, und wo die Natur zu dem empfindſamen Waller eine Sprache redet, die durch ihre Einfalt und Erhabenheit das Herz trifft, ohne die Kunſt zur Dolmetſcherin nöthig zu haben. Es giebt ſeltene, intereſſante Schauſpiele, die dem talentvollen Seher das Vermögen oder zum mindeſten das Verlangen übrig laſſen, ſie zu mahlen; aber hier entfällt der Pinſel der Hand des Künſtlers. Erinnern Sie ſich an den ſchönen Vers, zu dem hier ein neuer Dichter begeiſtert wurde:

Wo ein großer Mann ruht, wohnt ein Gott.

Indem man ſich dieſem Aufenthalte nähert, angeweht von einem ſeligen Schauer, hat man dieſen Gedanken im Herzen, nicht auf den Lippen; man durchſchweift das ganze Heiligthum, ohne ſprechen zu können; und eben ſo verläßt man dieſen Ort — mit vermehrter, erhöhter Empfänglichkeit für Schönheit, Wahrheit und Güte. Man kann nicht erzählen, was man geſehen hat, und Sie wiſſen, meine Freundin, daß Erzählen noch nicht Schreiben iſt. Ich werde mich daher hüten, Ihnen zu mahlen, was keines Sterblichen Pinſel erreichen kann. Hier muß man in Hymnen ausbrechen, keine Beſchreibungen machen wollen. —

Erlauben Sie mir, Ihnen einen kleinen Aufſaz von einer Dame beizulegen, die weniger dem Pindar als der Corinna gleicht, und die vielleicht, ſo gut als dieſe, den griechiſchen Sänger in den olympiſchen Spielen beſiegt haben würde. Es iſt die Gräfin Beauharnois, welche Rouſſeau's Grab nicht ſehen konnte, ohne es mit einer Handvoll Blumen zu beſtreuen.

Siehe da den friedlichen Aufenthalt, wo der Sterblichen ſanfteſter, gefühlvolleſter ſeinen Ruheplaz hat. Hier ſchläft ein Weiſer. Laßt uns ſein Grabmal wenigſtens mit einer Roſe ſchmükken!

Nähert euch dieſem Grabe, troſtloſe Mütter! Für euch iſt dies der Mauſoleen ſchönſtes. Jean Jacques lehrte euch, was ihr thun könnt, was ihr thun müßt.

Hier, in friedlicher Einſamkeit, ward er, mit der Feder in der Hand, Lehrer des Menſchengeſchlechts. Seht ihr weiter hin das dunkle, unbeſuchte Gehölz? Dort verbarg er ſich vor den Huldigungen der Welt.

Glaubt man nicht in dieſem feierlichen Dunkel die Schatten zweier Liebenden umher irren zu ſehen? Edler Saintpreux! gute Julie! angebetete Namen! Welche ſanfte Schwermuth begleitet euer Andenken!

Fließt, meine Thränen, auf dieſen einſamen Hügel! Ach! er iſt uns entriſſen, der Freund der Sittlichkeit. Ihr, deren Gewerbe Betrug iſt, entfernt euch, denn er liebte die Wahrheit.

# Hontheim.

Auf ſeinem Sterbebette lag der ehrwürdige Hontheim, mehr geſchwächt durch Alter als durch Krankheit, und überſchaute die Thaten ſeines Lebens. Treu hatte er die Pflichten ſeines Amtes erfüllt, mit raſtloßer Thätigkeit Licht und Wahrheit zu verbreiten geſtrebt; was ihm ſein Gewiſſen vorwarf — waren kleine Schwächen, die auch den beſten Menſchen ankleben, und gleichſam ein Erbtheil der Kinder des Staubes ſind.

Warum, ſagte er bei ſich, warum ſollte mir grauen vor dem Anblik des Richters, zu dem ich nun treten werde! Er kennt am beſten das Geſchöpf ſeiner Hand, weiß am beſten, wie oft der Menſch von Sinnlichkeit und Wahn überraſcht und irre geleitet wird. Gehe ich doch nicht aus der Welt, ohne meinen Nachkommen einige Wahrheiten als Erbtheil zu hinterlaſſen, Wahrheiten, die den Menſchen zur Erreichung ihres Zweks ſo nothwendig ſind.

Indem er dies bei ſich ſprach — es war um die Zeit der Abenddämmerung — trat eine menſchenähnliche Geſtalt vor ſein Bette. Der gutmüthige Greis ſtrekte, ſo ſchwach er war, die Hand nach der Erſcheinung aus, denn er glaubte, daß es einer ſeiner Freunde ſei, der ihn zu beſuchen komme.

Ich kann deinen Händedruk nicht erwiedern, ſagte der Geiſt, denn dieſer leichte Körper, den ich angenommen habe, beſteht nicht aus Fleiſch und Bein.

So biſt du ein Weſen aus einer andern Welt, verſezte Hontheim. Was willſt du von dem Sohn der Erde?

Dich warnen, damit du nicht in einem gefährlichen Irrthume von hinnen ſcheideſt.

Hab Erbarmen mit mir, ich bin ein ſchwacher Menſch.

Ich war, was du biſt; aber ich beſiegelte die Wahrheit, die ich lehrte, mit meinem Blute. Die Kirchenverſammlung zu Koſtniz ließ mich zur Ehre ihres Glaubens verbrennen.

Du biſt alſo Johannes Huß?

So hieß ich unter den Menſchen.

Lehre mich meinen Irrthum kennen, edler Märtyrer, der gewürdigt ward, für die Wahrheit zu ſterben.

Warum beſaßeſt du weniger Muth! Graut dir nicht beim Anblikke jener Schreibfeder?

Ich unterzeichnete damit den Wiederruf meines

Febronius. Aber glaubſt du, daß die von mir aufgeſtellten Beweiſe ſich durch meine Namensunterſchrift entkräften ließen? Der Stein war aus meiner Hand, die Kreiſe, welche er bildete, konnten nicht zernichtet werden durch ein Machtwort.

Die mehreſten Menſchen rechnen die Wahrheit auf Treu und Glauben an. Du ſchadeteſt ihr da, wo du ihr durch dein Anſehen Eingang verſchafft hatteſt.

Ich wollte in Ruhe ſterben!

Und liegſt du jezt ruhiger auf deinem Kiſſen als zuvor?

Ach, du haſt mein Gewiſſen aufgeregt.

Auch zugegeben, daß die Wahrheit nichts durch deinen Wiederruf leide, ſo entehrte er doch dich ſelbſt. Es iſt gegen die Würde des Menſchen, ſeine Ueberzeugung zu verleugnen. Ich ſegnete das Weib, das in ſeiner Geiſteseinfalt ein Stük Holz zu meinem Scheiterhaufen herbeitrug. Um das erhebendſte Bewußtſein, deſſen der Menſch fähig iſt, haſt du dich in einem ſchwachen Augenblik gebracht, und die Mitwelt um das lehrreiche Beiſpiel eines ſterbenden Weiſen, der ſein Evangelium mit in den Sarg nimmt.

Du ſezzeſt eine Natter an mein Herz.

Noch iſt es Zeit, denn noch kannſt du wollen.

Hontheim raffte ſich auf, und wollte ſeinen Wiederruf zurük nehmen, aber ſeine Kraft wich — er ſank zurük, und ſeine Seele entfloh.

Man fand ihn, auf ſein Bett ausgeſtrekt, die Feder in der Hand, und die Heiterkeit eines Verklärten auf ſeinem Geſichte.

## Ueber Katholicism.

Iſt der Katholicism noch das, was er zur Zeit der Reformation war? Hat er Veränderungen erlitten — und welche? Dieſe Fragen ſcheinen mir nicht ganz unwichtig. Ihre Auflöſung ergiebt ſich von ſelbſt. Wenn man erſt das Weſen des Katholicism feſtgeſezt hat.

Das ganze kirchliche Syſtem beſteht in folgenden Hauptſäzzen:

Gott ſchuf den erſten Menſchen nach ſeinem Bilde — gut und unverdorben gieng er aus der Hand ſeines Schöpfers.

Der erſte Menſch war der Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechts; er unterlag der Prüfung, und in ihm ſündigten alle ſeine Nachkommen.

Durch den Fall des erſten Menſchen war die Gottheit unendlich beleidigt worden, und ohne eine unendliche Genugthuung war das Menſchengeſchlecht verloren auf immer.

Dieſe Genugthuung leiſtete die zweite Perſon in der Gottheit dadurch, daß ſie die menſchliche Natur mit der göttlichen in ſich vereinigte, und ſtarb. Gottes Sohn litt als Menſch, aber ſein Leiden erhielt durch die in ihm wohnende Gottheit unendlichen Werth.

Es iſt nicht genug, daß Gottes Sohn die ſtellvertretende Genugthuung über ſich nahm; ſollen die Menſchen derſelben ſich zu erfreuen haben, ſo müſſen ſie die von ihm vorgeſchriebnen Gnadenmittel brauchen.

Ausſpenderin dieſer Gnadenmittel iſt die von ihm geſtiftete Kirche, ſo wie ſie zugleich treue Bewahrerin ſeiner Lehre, und eben darum infallibel iſt.

Dieſe Kirche iſt nur eine, und auſſer derſelben kein Heil. — —

Dies ſind die Hauptmomente des Katholicism. Sie ſchließen einen vollkommenen Zirkel. Kein Stein kann aus dieſem Gebäude genommen werden, ohne daß das Ganze zuſammenfalle.

Ich weis wohl, daß mehrere katholiſche Theologen von einem oder dem andern dieſer Lehrſäzze abgewichen ſind, aber was ſie für Katholicism ausgeben, iſt es wahrlich nicht.

Um aufrichtig zu ſeyn, muß man geſtehen, daß unter allen dogmatiſchen Religionen die katholiſche die konſequenteſte iſt. Alle Offenbarung beruht auf Geſchichte, und wenn jene dem Menſchen unerläßlich nothwendig ſeyn ſoll, ſo muß dieſe über allen Zweifel und Einwürfe erhaben ſeyn, und dieß kann ſie nur durch ein infallibles Tribunal werden.

Alle Urkunden, die durch Menſchenhände gehen, ſind der Verfälſchung unterworfen; ſelbſt ihr Inhalt kann nie ſo beſtimmt angegeben ſeyn, daß nicht hie und da, beſonders nach einer Reihe von Jahren, manches verſchiedentlich gedeutet werden könnte. Sonach ſcheint mir die kirchliche Infallibilität eine nothwendige Bedingung einer jeden Offenbarung zu ſeyn.

Die weitern Folgerungen hieraus zu ziehen, überlaſſe ich den Herrn mit Tonſur und Kragen.

# Aus den Memoiren der Gräfin von Roſenberg.

Ich war dreizehn Jahr alt, und Wißbegierde meine einzige Leidenſchaft. Alle Bücher in den Zimmern meines Vaters nahm ich heimlich weg, was denn auch leicht geſchehen konnte, weil überall welche zerſtreut umher lagen. Auſſer ihm las niemand im ganzen Hauſe, und ihn ſelbſt hielt das Podagra die meiſte Zeit in ſeinem Armſtuhl gefeſſelt. In einem Kabinet, welches an mein Zimmer ſtieß, befand ſich ein Wandſchrank; darin verbarg ich meine geſtohlnen Bücher, die ich aber jedesmal, ſobald meine Neugierde befriedigt war, wieder an ihren Plaz zurük trug. Meine Gouvernantin war ſchon daran gewöhnt, mich leſen zu ſehen. Sie war ein Frauenzimmer von ſehr eingeſchränktem Geiſt, und bekümmerte ſich um den Inhalt meiner Lektüre eben nicht ſehr, doch verklagte ſie mich bei meiner Mutter und ſagte ihr — Mamſell W. will nicht arbeiten; ſie lieſt in einem fort.

Meine Mutter ſchalt mich deswegen, und drohte mich wieder ins Kloſter zu ſchikken. Mein Vater nahm ſich getreulich meiner an, und meine Gouvernantin, die dies ſah, und anbei ihre Augen auf die kleinen Geſchenke heftete, welche er mir machte, ließ mich zulezt meinen Hang ungeſtört befriedigen.

Unter andern hatte ich die Geſchichte des Conciliums von Trient von Paolo Sarpi zu mir genommen. Dieſes Buch konnte freilich ein Mädchen von dreizehn Jahren nicht ſehr unterhalten, aber ich meinerſeits glaubte, daß in einem Werke von ſo reſpektabler Größe und Dikke äuſſerſt wichtige Dinge enthalten ſeyn müßten, und las darin mit einem unbeſchreiblichen Eifer. Eines Tags hatte man zu Tiſche geläutet, und ich ſaß noch immer unbeweglich über meinem Sarpi. Während deſſen hörte ich mich rufen, und eilte, meinen Schaz zu verbergen, allein indem ich das Zimmer mit Haſt verlaſſen wollte, vergaß ich, daß ich drei Stuffen herabzuſteigen hatte, ſtürzte zu Boden, und beſchädigte mich ſtark am linken Knie. Das Schrekken und der Schmerz preßten mir einen lauten Schrei aus; man lief herbei, hob mich auf und brachte mich zu Bette, wo ich beinahe einen Monat zubringen mußte. Dieſes Unglük war weder das einzige, noch das größte, welches dieſes Ereigniß für mich hatte. Meine Gouvernantin, um die Schuld meines Unfalls von ſich abzuwälzen, verklagte mich bei meinen Eltern, und verſicherte, daß ich mir dieſes Unglük einzig durch meinen Ungehorſam und Eigenſinn zugezogen hätte, indem ich mein großes Buch nicht hätte verlaſſen wollen.

Das Corpus Delikti wurde nun nebſt allen übrigen Büchern, die ich in meinem koſtbaren Wandſchrank verborgen hatte, herbeigeholt. Inzwiſchen wäre noch alles gut abgelaufen, wenn nicht ein Geiſtlicher, der täglich in unſer Haus kam, um mit meinem Vater eine Partie Triſett zu machen, meiner Mutter geſagt hätte, daß jenes fatale Buch, welches meinen Fall verurſachte, ein Werk der Finſterniß, und die Leſung deſſelben von der heiligen Kirche unter Strafe des Bannes verboten ſei. Meine Mutter gerieth auſſer ſich — ſie ſah nun deutlich den Finger Gottes in meinem Unfall; ihre Anhänglichkeit an die römiſche Kirche, die dadurch noch vermehrt wurde, daß mein Vater ein Proteſtant war, machte ſie um mein Seelenheil äuſſerſt bekümmert. Sie kam an mein Bette, und fieng damit an, mir meine Verdammnis als unvermeidlich anzukündigen.

Du biſt beladen mit dem Haſſe Gottes, ſagte ſie, mit dem Fluche der Kirche, und ohne Zweifel hat der böſe Geiſt deinen Sturz verurſacht, damit du hinweggerafft würdeſt in deinen Sünden, und eine Beute der Hölle.

Der Schrek, den mir die Reden meiner Mutter beibrachten, machte meinen Zuſtand beklagenswerth. Meine Thränen floſſen unaufhaltſam; ich ſah bereits die Hölle unter meinen Füßen offen, ſah den Gott ſei bei uns, an meinem Bette ſtehen, und ſeine Klauen nach mir ausſtrekken. Ich faltete meine Hände, und beſchwor meine Mutter mit den lebhafteſten Ausdrükken, durch ihr und andrer frommen Menſchen Gebet mich wieder mit Gott auszuſöhnen, und von dem Fluch der Kirche zu befreien, den ich, wie ich betheuerte, nicht durch Bosheit, ſondern durch Unwiſſenheit mir zugezogen hätte. Meine Mutter ließ ſich erweichen, ſie ſah meine Verzweiflung, die — vereinigt mit den Schmerzen meines Falls, mir ein heftiges Fieber zuzog. Man rief den Beichtvater, der, nachdem ihn meine Mutter von dem Vorgange unterrichtet hatte, ſich mit allem Anſtande eines Kirchenvaters meinem Bette näherte. Er forderte von mir ein umſtändliches Bekenntnis meines Vergehens, worin er ein ganzes Gewebe von Sünden zu entdekken verſicherte, als da ſind: Ungehorſam, Vermeſſenheit, Leichtſinn, u. ſ. w. Aber das fürchterlichſte war ihm der Kirchenbann, in den ich gefallen war. Doch machte er mir dadurch wieder einigen Muth, daß er ſagte: Weil der liebe Gott mich bereits mit einer körperlichen Strafe heimgeſucht habe, ſo dürfe ich noch Verzeihung meines Verbrechens hoffen. Doch inzwiſchen könne er allein mich nicht in den Stand der Gnade und geiſtlichen Wiedergeburt zurückführen, ſondern müßte, da der Fall einer der ſchwerſten ſei, ſich erſt von dem päbſtlichen Nuntius die nöthige Vollmacht ertheilen laſſen. Einsweilen möchte ich mich auf eine Generalbeichte vorbereiten, u. ſ. w.

Er verließ mich hierauf, und ich brachte den Reſt des Tages in auſſerordentlicher Angſt zu. Jeden, der mich beſuchte, fragte ich über den Karakter des Nuntius und den des Pabſtes, denn ich hatte ſchon bei mir den Entſchluß gefaßt, falls der Nuntius ſich nicht würde erbitten laſſen, aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen, und nach Rom zu pilgern, um von dem heiligen Vater ſelbſt die Loslaſſung meiner Sünden zu erflehen.

Wie ſich mein guter Vater bei dieſer meiner qualvollen Lage benahm?

Er allein würde alle meine Beſorgniſſe haben zerſtreuen können, aber er lag mit ſeinem Podagra zu Bette, und wußte vielleicht nicht einmal etwas von den grauſamen Angriffen, die man auf meine eben ſo gefühlvolle als unſchuldige Seele machte.

Dieſe Vermuthung iſt um ſo wahrſcheinlicher, weil man nach meiner Wiedereinſezzung in den Stand der Gnade das heilige Verſprechen von mir nahm, meinem Vater dieſe ganze Sache zu verheimlichen. — Er iſt ein Kezzer, ſagte man, und kennt nicht den Werth deſſen, was die Kirche zu Gunſten ihrer Kinder thut.

Er ließ ſich öfter nach meinem Befinden erkundigen, aber man hatte mir verboten, mein Herz dieſem theuren Vater zu eröffnen, für den ich eine ſo zärtliche Ehrfurcht und ſo viel Achtung hegte, daß er mich mit einem einzigen Wort zur Kezzerin hätte machen können.

Endlich kam mein Beichtvater zurük, und kündigte mir, nach einem ſalbungsvollen Eingange an, daß er die Erlaubnis erhalten habe, mich verirrtes Lamm in den Schaafſtall der Kirche zurük zu führen. Meine Freude hierüber war ohne Gränzen, und ließ mich hundert Ausſchweifungen begehen. Ich küßte die Hände meines Beichtvaters, meiner Mutter, und that das feierliche Gelübde, nie in meinem Leben ein anderes Buch zu leſen, als die Legende. Die Vorbereitungen zu meiner Beichte vermehrten noch meine Zufriedenheit. Ich verlangte acht Tage Zeit, um alle meine leichten und ſchweren Sünden aufs gewiſſenhafteſte zu Papier zu bringen, und gewiß mußte dieſe Schrift, welche mich wirklich ſo lange beſchäftigte, ein Meiſterſtük von Leidenſchaft und Schwärmerey ſeyn; nur Schade, daß man mich ſelbige zu verbrennen zwang. Was konnte auch die Beicht eines dreizehnjährigen Mädchens enthalten? Inzwiſchen wurde — bei der Ueberſpannung meiner Empfindungen — alles reichlich durch die Einbildungskraft erſezt, welche Sünden in ſo großer Menge ſchuf, daß ein Kaſniſt ſeinen Katalog dadurch anſehnlich hätte vermehren können. So viel erinnere ich mich noch, daß mein Sündenregiſter zwölf eng geſchriebene Blätter enthielt, die ich mehrmalen überlas, und mit tiefer Zerknirſchung den Händen des Prieſters übergab, worauf ich denn die erſehnte Losſprechung erhielt. Meine Geneſung folgte ſchnell auf meine Bekehrung. Ich flog zu meinem Vater, und konnte meine Thränen nicht zurükhalten, da ich die fatalen Bücher wieder ſah, welche mir ſo übel mitgeſpielt hatten. Mein Betragen machte mich von nun an zum Muſter meiner Schweſtern; ich war die erſte an der Arbeit, lernte Muſik, Franzöſiſch, Tanzen, und machte in allen dieſen Stükken große Fortſchritte. Man überhäufte mich mit Lobeserhebungen. Die Morgen- und Abendſtunden brachte ich im Gebet und in frommen Betrachtungen zu.

Eines Tages befand ich mich allein bei meinem Vater, der eben eingeſchlummert war. Von ohngefähr warf ich meine Augen auf den Nachttiſch, welcher neben dem Bette ſtand, und erblikte da ein offenes Buch mit einem Kupfer, worauf einige böſe Geiſter abgebildet waren, die einen armen Menſchen, der auf Stroh lag, zu peinigen ſchienen. Dieſer Anblik hatte nichts Schrekhaftes für mich; vielmehr betrachtete ich das Bild recht aufmerkſam, und las über demſelben die Aufſchrift — Feronde, oder das Fegefeuer. Ich zitterte vor Freude bei dieſer Entdekkung. Mein Vater, über deſſen Irrglauben ich ſo oft heimliche Thränen vergoß, las alſo heilige Bücher, ohne Zweifel, um ſich zu bekehren. Ungeachtet ich vor Ungeduld braunte, dieſe Vermuthung zur Gewißheit zu bringen: ſo widerſtand ich doch der Begierde, mich dieſes Buches zu bemächtigen, deſſen Heiligkeit mir zweifellos ſchien. Furcht, die Delikateſſe meines Vaters zu beleidigen, hielt mich zurük; aber ich merkte mir Format und Einband des Buches, um ſelbiges bei erſter Gelegenheit aus den übrigen herausfinden zu können. Welch ein Feſt für mich, meiner Mutter eine ſo große Neuigkeit ankündigen zu können! Mein Herz floß über von Wonne. Ich ließ mich leiſe auf die Kniee nieder, und flehte mit aller Inbrunſt eines ſchuldloſen Seele zum Himmel, damit er einen Vater, den ich anbetete, mit einem Strahl ſeiner Gnade erleuchten möge. Ich nüzte von nun an jede Gelegenheit, in ſein Zimmer zu kommen, und war nach einigen Tagen ſo glüklich, das Buch zu finden, welches der Gegenſtand meiner Sehnſucht war. Ich ſtekte es zu mir, ohne von jemänden bemerkt zu werden. — So glüklich, als ich jezt, war nicht Mahomed, da ihm ein Engel den Koran vom Himmel brachte. — Inzwiſchen mußte ich die Nacht abwarten, um mein Verlangen ganz befriedigen zu können. Eine kleine Unpäßlichkeit diente mir zum Vorwande, auf meinem Zimmer zu bleiben, während meine Schweſtern und die Gouvernantin in das Geſellſchaftszimmer giengen, wo ſie zwei Stunden blieben. Ich legte mich auf mein Bette, nahm einen Folianten von irgend einem Kirchenvater zu mir, und legte darein mein koſtbares kleines Buch mit den Kupfern, damit es ſolchergeſtalt von meinem Kammermädchen, welches ab- und zugieng, nicht bemerkt werden konnte.

Und was war's, was ich ſo vorſichtig in der Hand hielt? Die Erzählungen des ehrlichen la Fontaine. Der Titel fiel mir nicht ſonderlich auf; ich wußte, daß man oft die wichtigſten Wahrheiten den Menſchen in Mährchen und Fabeln beibringt, und mein Sprachmeiſter hatte mir unter andern auch den Phädrus und Aeſop zum Ueberſezzen gegeben. Ich ſuchte meinen Mann im Fegefeuer auf, deſſen Geſchichte ich verſchlang, ob mir gleich Manches darin unverſtändlich war. Aber doch fiel ein Strahl eines mir neuen Lichtes in meine Seele, und zerſtreute einen Theil der Finſterniſſe, die ſie umhüllten. Ich war befremdet, erſtaunt — aber ein unbekannter Zauber in dieſen mir neuen Gemälden wirkte ſo mächtig auf mich, daß ich das Buch nicht weglegen konnte, bis ich es faſt ganz durchgeleſen hatte. Ein dunkles Vergnügen, eine ſüße Unruhe bemächtigten ſich meiner — ich fieng an, das Daſeyn einer mir bis dahin noch fremden Welt zu ahnden; die Sinne wekten mein Herz, ich fühlte mich bewegt, ohne zu wiſſen, warum — kurz, ich war mir ſelbſt ein Räthſel.

Die Ankunft meiner Schweſtern und der Gouvernantin nöthigte mich, meinen Schatz zu verbergen — denn das war das Buch wirklich für mich; ihm dankte ich das Gefühl eines neuen Daſeyns. Ruhig durchſchlief ich die folgende Nacht; aber ich erwachte nicht eben ſo. Ein Gewühl von Vorſtellungen beſtürmte mich — der Kirchbann, der Beichtvater, der böſe Geiſt erfüllten mich mit Entſezzen; auf der andern Seite beſchwichtigte die Lektüre der Erzählungen und das verführeriſche Lächerliche, welches der geiſtvolle la Fontaine auf alle dieſe Schreckenbilder wirft, den Aufruhr meines Gewiſſens. Die Sinne ſprachen zu meinem Herzen, und ihre Stimme ſchien das Urtheil zu beſtättigen, welches ich bereits über jene furchtbaren Gegenſtände zu fällen anfieng. Hundert Ideen aus meinen Büchern, die ich bisher nie überdacht hatte, kamen mir ins Gedächtniß zurük, und erſchütterten meine bisherige Ueberzeugung — oder beſſer — meinen bisherigen Glauben. Ich fieng an, mir ſelbſt zu mißtrauen, zu zweifeln. Allmählig verminderten ſich meine Gewiſſensſcrupel; ich ſuchte nach eigentlicher Belehrung, und erweiterte zu dieſem Ende meine Lectüre. Reiſebeſchreibungen gewannen ein beſonderes Intereſſe für mich. Ich ſuchte mir vorzüglich von den Sitten, Meinungen und Religionsgebräuchen der verſchiedenen Völker einige Kenntniß zu erwerben, fand aber bald, daß die Menſchen hierin wenig verſchieden ſind. Ich hörte die Vertheidiger des Proteſtantism, glaubte aber, auch ſie von meinem geheimen Tribunal abweiſen zu müſſen. Die Vorurtheile verſchwanden, und ich verdanke meine Zufriedenheit und Seelenruhe einzig dieſer glücklichen Kriſe, welche durch den Zufall herbeigeführt, und durch die Natur entſchieden wurde. Ohne dieſen Zufall würde ich vielleicht mein ganzes Leben hindurch zwiſchen Zweifeln hin und her geſchwankt haben. Um mich zu gewinnen, war es nöthig, daß ſich die Vernunft mit allen verführeriſchen Reizen der Einbildungskraft ausſchmückte, und ich danke dem Himmel für dieſes Wunder. Für den ehrlichen la Fontaine habe ich ſeitdem immer eine beſondere Achtung gehegt. Ein Philoſoph mit ſeinen kalten Vernunftgründen würde mich von der Wahrheit zurükgeſchrekt haben, und ich, mein ganzes Leben hindurch, ein Opfer des Aberglaubens geblieben ſeyn.

Was ich von mir erzähle, ſoll übrigens nicht als Beiſpiel für Andere daſtehen. Es iſt eben ſo gefährlich, jungen Leuten jede Lectüre zu erlauben, als — ihnen jede zu unterſagen, und nur wenige würden in la Fontaine einen ſichern Wegweiſer finden. Doch glaube ich, daß dieſes Stük aus meiner Jugendgeſchichte immer ſeine lehrreiche Seite habe *. Inzwiſchen ſoll es nichts weniger als mein Glaubensbekenntniß enthalten. Es iſt ein kleines Jugendabentheuer, einer von den Zufällen, die auf unſer ganzes künftiges Leben einen entſcheidenden Einfluß haben.

---

* Dieſer Meinung bin auch ich, obgleich einige ſchulgerechte Rezenſenten in den Schriften der geiſtvollen Verfaſſerin nichts von Geiſt bemerkt haben wollen, vermuthlich — weil ſich ſo etwas nicht mit Händen greifen läßt.

## Der Strohhalm des Vanini.

Als Vanini auf die Richtſtätte geführt wurde, um — als Atheiſt und Magier, oder vielmehr als Deiſt, dem lieben Gott zu Ehren gebraten zu werden, hob er einen Strohhalm von der Erde auf, und ſagte zu ſeinen Begleitern: „Wenn auch nichts um mich her exiſtirte, als dieſer Strohhalm: ſo würde er mir das Daſeyn eines höchſten Weſens beweiſen.“

Vanini ſcheint ſich hier auf den cosmologiſchen Beweis geſtützt zu haben, der vom Bedingten auf das Unbedingte, vom Zufälligen auf eine nothwendige Urſache ſchließt.

Die kritiſche Philoſophie hat dieſen Beweis umgeſtoßen. Ach! hätte ſie uns auch einen mehr genugthuenden dafür geben können!

Freilich iſt der menſchliche Geiſt eingeſchloſſen in die Sinnenwelt; an ihren ehernen Rand ſchlagen ſeine Fittige an, wenn er ſich höher erheben will. Inzwiſchen predigt uns die praktiſche Vernunft einen Glauben an eine Gottheit; dieſer Glaube iſt ihr Creditiv an die reine Vernunft, um vor dieſer ihre Forderungen zu rechtfertigen.

Aber iſt es gerecht, ſo große Anſprüche auf eine Vorausſezzung zu bauen, die unerwieſen iſt, und unerwieſen bleiben wird durch alle Zeiten?

Ich wende mich an jenes geprieſene Orakel, um über das, was ich hoffen darf, Aufſchlüſſe zu erhalten. Ach, hätt' ich doch nie ein anderes Orakel gefragt, als das in meinem Herzen! — Die Vernunft nimmt ein höchſtes Weſen an, um ihr höchſtes Gut zu retten: dieſes ſezt jenes, und jenes dieſes voraus. So drehe ich mich in einem Zirkel umher, den nur des Todes ſtarke Hand zerbrechen wird. Ich habe für meinen Glauben zwei Zeugen, wovon jeder für den andern Gewährsmann iſt.

O es iſt eine troſtloſe Weisheit, die man in den Schulen lehrt!

Vanini beſtieg ruhig den Scheiterhaufen — ein Strohhalm war ſtark genug, ſeinen Muth zu ſtüzzen.

Spottet derer nicht, ihr Vernünftler, die ſich an einen Strohhalm halten — iſt es doch nicht einmal ſo viel, was ihr ihnen geben könnet!

## Beitrag zur Geſchichte der Illuminaten.

Prometheus war eigentlich der Stifter dieſes Ordens. Er brachte das Feuer in der bloßen Hand vom Himmel; aber da ihm der Bürgermeiſter von Creta das Kunſtſtükchen nachmachen wollte, und ſich die Finger darüber verbrannte, ſo ließ er, voll Ingrimm, den kühnen Aufklärer an einen Fels ſchmieden. Der Oberprieſter von Creta und ſeine Kleriſei ſangen während der Execution Pſalmen ab.

Armer Prometheus, in Baiern würde es dir nicht beſſer ergangen ſeyn.

Der von ihm eingeführte Feuerdienſt verbreitete ſich unterdeſſen im Stillen. Seine Jünger waren klug genug, fortan keine Bürgermeiſter und keine Oberprieſter mehr unter ſich aufzunehmen.

Moſes war einer ihrer Eingeweihten. Seine Aufnahme geſchah am brennenden Dornbuſche — mit bloßen Füßen mußte er über Dörner und Diſteln gehen, zum Zeichen — daß Mühe und Gefahr ſeiner harrten.

Ob König Salomo Illuminat oder Maurer war, weiß ich nicht. Auch kommt es hier auf einen Namen mehr oder weniger nicht an.

Die Alchymiſten, welche Kaiſer Domitian verfolgte, waren eigentlich eine Abart der Illuminaten, die ſpäter in dem Orden der Jeſuiten wieder auflebten.

Ob Chriſtus Illuminat war? Er ſcheint darauf zu deuten, wenn er ſagt: „Ich bin das Licht, das alle Welt erleuchtet.“

Auch ſein Liebling Johannes nennt ihn ein Licht in den Finſterniſſen. Höchſtwahrſcheinlich iſt es, daß die Prieſter, von denen er erzogen wurde, eine geheime Geſellſchaft bildeten. Leider war das Menſchengeſchlecht damals noch nicht reif genug zu dem, was er ihm anbot. . . . .

Inzwiſchen erhielt ſich der Orden, troz aller Stürme. Weniger ſchadeten ihm Verfolgungen, als andere geheime Geſellſchaften, die ſogar den Namen der ächten Illuminaten uſurpirten.

Der Jeſuit Leinez ſtiftete eine ſolche. — Hier ſind einige ſeiner Ordensgrundſäzze, wie ſie der Abt Vittorio Siri anführt:

„Es giebt eine beſondere Regel des Glaubens und Lebens, welche nicht in Uebung und der ganzen Chriſtenheit unbekannt iſt.“

„Auf dieſem Wege kann man zu einer ſolchen Vereinigung mit Gott gelangen, daß alle unſere Handlungen vergöttert werden. Wenn wir bis dahin gekommen ſind: ſo wollen wir Gott in uns wirken laſſen, ohne ſelbſt mehr zu wirken.“

„Erinnere dich nicht der vergangenen Zeit, denke auch nicht an die künftige, ſondern betrachte nur die gegenwärtige.“

„Wenn du ſündigeſt: ſo beunruhige dich nicht, ſondern ſage nur, es geſchehe, was geſchehen kann.

„Zu lügen und zu heucheln iſt keine Sünde, wenn es um etwas Gutes willen geſchieht; auch iſt es erlaubt, Zweideutigkeiten zu gebrauchen, eine Beichte oder Lehre zu erdichten, wenn man mit Menſchen zu thun hat, welche den wahren Geiſt nicht haben.“

Man ſieht, daß die Moral der Jeſuiten-Illuminaten von der Sittenlehre der Weishaupt'ſchen Schüler ſehr verſchieden iſt.

Das Schickſal **Weishaupts** und ſeiner Jünger iſt noch in friſchem Andenken. Seine Kaſuiſtik war freilich nicht ſehr brauchbar für Hofbeichtväter.

Ob der von ihm erneuerte Orden noch fortdauert? **Schirach**, **Hofſtätter**, **Zimmermann**, **Hofmann**, **Göchhauſen**, **Reichard** und überhaupt alle Tonſurirten behaupten es.

Ich, der ich weder in den Feuerdienſt, welcher die Erde erleuchtet, noch in den, der ſie verheert, eingeweiht bin, kann hierüber keine weiteren Aufſchlüſſe geben.

Theil zu nehmen an der geheimen Weltregierung — ſo weit reicht mein Ehrgeiz nicht. Und in der That bin ich noch nicht mit mir darüber einig, wer mehr Beifall verdient — ein Weltbürger oder — ein Spießbürger.

## Die Bundeseiche.

Noch heut zu Tage zeigt man die Eiche, unter welcher der Rhätiſche Bund geſchloſſen wurde. In dem Schatten dieſes ehrwürdigen Baumes ſchrieb ich die nachſtehenden Strophen. Es iſt darin von Freiheit, nicht von Zügelloſigkeit, die Rede; von jener Freiheit, die Helvetiens Söhne ſo männlich errungen; nicht von ihrer Afterſchweſter, welcher die neuen Hünnen in Frankreich Altäre von Menſchengebeinen errichteten, und — wie die Wilden am Fuße des Kordilleras ihren Gözzen — das Maul mit rauchendem Blute beſchmierten. Dieß zur Erinnerung für Demokratenjäger und Propagandiſtenriecher.

### Die Bundeseiche.

Hier lagre ſich, wer Freiheit ehrt,
in dieſes Baumes Kühle,
und wär' er noch ſo hoch gelehrt!
kein Buch giebt die Gefühle.

Hier hört man es im Abendwehn,
wie Geiſterſtimmen ſprechen;
man möchte ſtraks zu Thaten gehn,
und alle Ketten brechen.

O wahrlich, ſo was fühlt man nicht
beim Sonn- und Mondenſcheine,
nicht, wo die Liebe Kränze flicht,
und nicht beim goldnen Weine.

Des Lebens Freuden binden, ach!
zu feſt uns an die Erde:
wer nur des Lebens Blumen brach,
flieht jegliche Beſchwerde.

Doch am geweihten Baume da,
wo unſre Ketten hängen,
wer fühlte hier, der Gottheit nah,
nicht ein unendlich Drängen?

Wem käme hier nicht hoher Muth,
zu opfern hundert Leben,
könnt' er nur auch mit ſeinem Blut
den Enkeln Freiheit geben?

Und o du armer, armer Wicht,
dem nichts von all dem ahnet,
den Tells gerechte Rache nicht
an ſeine Würde mahnet.

Er trage einen Großſultan
geduldig auf den Händen,
und ſähe hübſch gelaſſen dann
ſein Weibchen von ihm ſchänden,

## Miszellen.

Es war eine Zeitlang unter unſern Schöngeiſtern Mode, den franzöſiſchen Schriftſtellern Hohn zu ſprechen. Wenn ich nicht irre, ſo datirt ſich dieſe Unart eigentlich von der Epoche unſerer Kraft- und Dranggenies her, die der lieben Natur nicht einmal ein Unterrökchen mehr zur Bedekkung ließen, und uns im ganzen Ernſte wieder zu Eicheln und Bier aus Feindesſchedeln zurükſingen wollten.

Wenn der Geſchmak etwas werth iſt, ſo gebührt den franzöſiſchen Schriftſtellern das Verdienſt, daß ſie denſelben immer mehr reſpektiren, als die unſrigen. Schwerlich würde man in einem ihrer Geiſtesprodukte Stellen, wie folgende, finden:

Ein handfeſter Ritter ſagt zu ſeinen Gefährten: Mir iſt ſo wohl, daß ich mich tüchtig beſaufen, und dann mit einer Sau im Koth herumwälzen möchte.

Und ein ehrbares Fräulein zu einem Manne, der irgend etwas für ſie gethan hatte: Dafür will ich dich küſſen, obgleich dein Bart begeifert iſt.

Eben dieſelbe Dame erwiedert auf den Heuraths-antrag eines Dummkopfes: Glaubſt du, ich wolle Eſel (oder dergleichen etwas) auf die Welt ſezzen?

Und der Schriftſteller, deſſen Werke von ſolchen Zügen wimmeln, iſt nicht etwa ein obſcurer Mann, deſſen ſich Käſe- und Gewürzkrämer zu freuen hätten, ſondern einer unſrer geſuchteſten, geleſenſten Romanenſchreiber — Herr Karl Gottlob Kramer in Naumburg.

Man ſage noch mehr, daß deutſche Schriftſteller kein Glük gemacht hätten! Haben wir nicht einen, der vom Kaufmannsdiener zum Markis, Grafen und Geſandten ſich emporſchwang, und vielleicht mit nächſtem Herzog heißen wird? Wem dankt dieſer Mann ſein Emporkommen, als ſeinem Dichtertalent? Auch iſt ſeine Feder fruchtbar genug, ſich ein Herzogthum zu erſchreiben, wie ſich mancher Kaſtrate ſchon eins erſungen hat, und unſere Kunſtrichter ſind auch ſo nachſichtig, (unwiſſend würde ich ſagen, wenn es nicht gegen die Etiquette wäre) nie anzuzeigen, daß ſeine Sächelchen ſammt und ſonders aus dem Franzöſiſchen geſtohlen ſind.

Mein Nachbar, Herr Magiſter Y., welcher — der ſchönen Ausſicht und der reinen Luft wegen — fünf Treppen hoch wohnt, hat die glükliche Idee gefaßt, eine Lotterie von neuen, intereſſanten Büchertitteln zu errichten. Manche Buchhändler und Schriftſteller, beſonders wenn ſie unter die litterariſchen Wiedertäufer gehören, werden dieſes Unternehmen aus allen Kräften begünſtigen. Unterdeſſen iſt mein belobter Herr Nachbar mit ſeinem Plane noch nicht ganz im Reinen, und ich glaube nicht, ihm einigen Abbruch zu thun, wenn ich hier — zum Nutzen und Frommen meiner Kollegen — einige Ideen zu neuen Büchern mittheile, die ihrem Manne, wenn auch nicht viel Ehre, doch wenigſtens einige Thaler Geld einbringen werden, und dieſes iſt in unſern kargen Zeiten mehr werth, als jene. *

Ein Werk unter dem Titel: Diebereien, welches eine getreue Anzeige aller von unſern Groß- und Kleinmännern begangenen Plagiate enthielte, müßte immer ſehr lehrreich und dikleibigt genug werden, um Jahr und Tag mit Weib und

---

* Schon Vater Horaz gab ſeinen Brüdern im Apollo dieſe Lehre:

> Geld iſt die Hauptſach, meine Brüderchen,
> das Uebrige giebt ſich von ſelbſt.

Kind davon leben zu können. Aus dieſem Werke würden, wie aus dem Bauche des trojaniſchen Pferdes, eine Menge geharniſchter Streitſchriften hervorgehen, wobei ſich ebenſalls wieder etwas verdienen ließe. Freilich müſte der Unternehmer eines ſolchen Buches ein wenig mehr Beleſenheit beſizzen, als zwei unſerer berühmten Journaliſten, die einen aus Eduard Tomſon ins Franzöſiſche überſezten, und von einem franzöſiſchen Windbeutel dem guten Rouſſeau angedichteten Brief in die Wette verdeutſchten, und als eine Reliquie aus dem Nachlaß des Genfer Bürgers anprieſen.

Bokſprünge deutſcher Genies. — Dieſer Titel müßte wohl auch ſeine Käufer finden. Wenn man auch die Todten ruhen laſſen wollte: ſo würde man unter den Lebenden noch Stoff genug finden.

Eine Kunſt, reich zu werden, für Buchhändler und Schriftſteller wäre ebenfalls keine üble Spekulation. Wollte das Werk nicht gehen: ſo konnte man ihm in der zweiten Meſſe die Wiedertaufe und den Namen — Windbeuteleien aus der deutſchen Gelehrtenrepublik geben. Beiträge hierzu könnte man vornehmlich in Weimar, Gotha, und überhaupt in Sachſen auffinden.

Liſten deutſcher Illuminaten, Maurer, Propagandiſten, u. ſ. w. haben wir ſchon zur Genüge, und damit läßt ſich alſo nichts weiter verdienen. Aber ein vollſtändiges Verzeichniß von unſern vergeſſenen berühmten Männern fehlt uns noch. — Eine Idee, die ich beſtens empfohlen haben will. Beifügen könnte man auch die Namen derjenigen, welche ihre Unſterblichkeit bereits zum zweiten- und drittenmal überlebt haben.

Ich hätte noch manchen ſchönen Büchertitel in Petto; allein ich fürchte, durch Mittheilung derſelben dem armen Magiſter Y. und ſeiner Lotterie zu ſchaden, und will daher die reſpektiven Liebhaber deßfalls an dieſen Ehrenmann verweiſen, von deſſen Befriedigungsgeiſt ſie ſich alles Mögliche verſprechen können. Der gute Mann träumt von neuen Büchertiteln, und, was ſonderbar iſt — im Traume hat er ſeine beßten Einfälle.

* * *

## Pitt.

Wer ſagt, daß Pitt einer der merkwürdigſten Menſchen unſers Jahrhunderts ſey, der ſagt etwas ſehr Gemeines. Erſt die Nachwelt wird ihn gerecht richten können; denn zu dicht iſt der Schleier gewebt, der jezt noch auf den Begebenheiten unſrer Zeit ruht.

Ob er es war, der den Rottengeiſt in Frankreich nährte, bald die Jakobiner, bald die Royaliſten in Bewegung ſezte, und alle Zwiſchenrevolutionen hervorbrachte, läßt ſich mit Gewißheit weder bejahen noch verneinen. Sein iſt freilich der ſchrekliche Plan, jenes Reich durch Hunger zu einem allgemeinen Kirchhofe zu machen, und fünf und zwanzig Millionen Menſchen nur die Wahl zu laſſen zwiſchen Verzweiflung oder Sklaverei.

Sollte ihn wirklich ſein anererbter Haß gegen dieſes unglükliche Land ſo weit getrieben haben? Ich kann es — zur Ehre der Menſchheit — nicht glauben.

Pitt beurtheilte vielleicht ſein Jahrhundert falſch. Er dachte zu gering von den Menſchen, weil er alle, die ihm nahe kamen, feil gefunden hatte. So ward aus ihm, den die Natur zu einem Sydney beſtimmte, ein Richelieu.

Die durch ihn bewirkte Suſpenſion der Habeas Korpus Acte, dieſes Palladiums der brittiſchen Perſonalfreiheit, war der kühnſte Verſuch, zu erfahren, wie weit die Miniſterialparthei gehen dürfe? Es war ein freventlicher Eingriff in die beſchworne Konſtitution des Landes, und nur ein Sophiſt kann behaupten, daß man dieſe ſelbſt verlezzen dürfe, um ſie dem Volke deſto ehrwürdiger zu machen.

Es lag in dieſem Schritte eine auſſerordentliche Geringſchäzzung der brittiſchen Nazion. Aber die ſtolzen Krämer waren zufrieden, daß ihre goldnen Gözzen noch unangetaſtet blieben.

Bewundernswerth iſt immer die Beharrlichkeit des Miniſters bei der Ungewißheit — ob er ſein müdes Haupt dereinſt auf ein Kiſſen, oder auf einen Blok niederlegen werde.

## Beitrag zur Koſaken-Philoſophie.

Der Zufall gab mir neulich einige in Rußland geſchriebene fliegende Blätter in die Hand, worin ich mir folgende Stellen anſtrich, weil ſie mir als Beitrag zur Charakteriſtik unſers philoſophiſchen Jahrhunderts vorkamen.

### 1. *Quelques Idées de Paſſe-temps.*

„Der Menſch hat keine Rechte, keine Freiheit, als die ihm ſein Führer läßt. Despotism iſt nothwendig. Der dritte Stand iſt ein untergeſchobenes Kind fremder und erkünſtelter Bedürfniſſe. Es ſollte nichts geben, als Edelleute und Sklaven. Preßfreiheit iſt das größte Uebel.“

### 2. Beſchäftigungen meiner Muſe, und Rükerinnerungen an Rußland.

„In Rußland allein herrſchen Maximen, bei denen ſich das Menſchengeſchlecht wohl befindet, und alle fremde Nationen ſollten ſich die Ruſſen zum Muſter annehmen.“

## 3. Katharina II. dargeſtellt in ihren Werken.

„Ihr Dänen, Preuſſen u. ſ. w. gebet nach Rußland, bauet ſeine Steppen an, — und ſeyd glüklich.“

Man ſollte faſt vermuthen, dieſe Schriften ſeyen mit Vorwiſſen, oder gar auf Befehl der Regierung geſchrieben worden, und ſollten die Stelle von Werbebriefen vertreten. Freilich haben die Stürme von Okzakof und Warſchau, die Eroberung der Krimm, die Seegefechte mit den Schweden und andere Kampfſpiele, an denen ſich Katharina ſo gerne beluſtigt, eine gewaltige Lükke in Rußlands Bevölkerung gemacht, und um dieſe wieder auszufüllen, wäre beinahe eine allgemeine Völkerwanderung aus dem übrigen Europa nothwendig. Es käme nur darauf an, dem Dänen, Preuſſen, Schweizer u. ſ. w. recht dringend ans Herz zu legen, welch ein ſeliger Zuſtand es iſt, wenn der Menſch, frei von allen Bedürfniſſen des Geiſtes und der Verfeinerung — ruhig ſein Sandfeld baut, ſein Pfeifchen raucht, mit ſeinem Vieh zuſammen in einer Barake ſchläft, und bei einem Glas Brantewein hoch jubelt; daß Hunderttauſende ſeiner Brüder die Gnade hatten, für ſeine Kaiſerin zu Krüppeln geſchoſſen zu werden. — Herr

Rehberg in Hannover ſcheint ſichs zum Geſchäft zu machen, dieſe Koſaken-Philoſophie unter uns zu verbreiten.

Und warum nicht? Das

Os homini ſublime dedit, coelumque tueri

iſt eine poetiſche Floskel. „Wenn alle Menſchen nach dem Himmel gaffen würden: ſo müßten ſie ſammt und ſonders verhungern.“ So kommentirt mein Nachbar, der Schulmeiſter, dieſe Stelle. Der Mann war Kammerdiener bei einem Steuerrath, und muß ſich ſonach auf das verſtehen, was der Menſchheit Noth iſt.

## Forſters Grabſchrift.

Folgende Grabſchrift auf Georg Forſter, von der bekannten Dichterin Fr. Brun ſollte in eine Hamburger Zeitung eingerükt werden, wurde aber von der dortigen Cenſur geſtrichen —

Weltumſegler, du ſuchteſt auf pfadloſem Ozean Zonen,
Wo die Unſchuld der Ruh böte vertraulich die Hand —
Edler Forſcher, was fandeſt du dort? Die Kinder der Erde
All an Schwachheit ſich gleich, alle dem Tode geweiht.
Sohn der Freiheit! du öffneteſt ihr die männliche Seele,
Ihr, die vom Himmel herab ſandte der Vater zum Heil —
Ach, es wandte die Göttin ſich ſchnell von der blutigen Erde!
Forſter, du ſchwebteſt mit ihr hin, wo dein Glaube ſich lohnt.

Das Wort — Freiheit — ſollte wenigſtens in keiner freien Reichsſtadt ein Stein des Anſtoßes ſeyn. Oder trägt der Hamburger Magiſtrat etwa ſo dünne Schuhe?

Im Ernſte! den Cenſor, der obige Grabſchrift unterdrükken konnte, ſollte man zum Hippokrates in die Kur ſchikken. Verſtand er, was er las? — Sagt jene Grabſchrift etwas anders, als daß der unglükliche Weltumſegler umſonſt geſucht habe, was nirgends auf der Erde zu finden iſt — Unſchuld, Ruhe und Freiheit?

Armer Forſter! So wollte es dein Schikſal, daß dir deine Landsleute nicht einmal einen beſchriebenen Stein auf dein Grab gönnen ſollten! Wärſt du auf Otahiti geſtorben, dort lägſt du friedlich im Schatten der Kaſuarina, und kein niedriges Geſchmeis ſtörte durch ſein Geſumm deinen lezten Schlummer.

Es macht uns in der That wenig Ehre, daß wir die Manen dieſes vielverdienten Mannes ſo entweihen laſſen im Angeſichte der ganzen Nation. Gegen Todte ſollte man ſtreng gerecht ſeyn — ſtrenger, als gegen Lebende; weil ſich jene nicht mehr vertheidigen können. Warum aber die ſchwarzgallichten Ausfälle in einem ſonſt unpartheiiſchen Blatte auf einen Gelehrten, der durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe, durch die Reife ſeines Geſchmaks, durch die Kraft, Fülle und Anmuth ſeines Ausdruks einen ſo vorzüglichen Rang unter unſern Schriftſtellern ſich erworben hatte, und einer von den wenigen Deutſchen war, deren Verdienſte auch das Ausland erkannte?

Wenn er auch irrte, ſo war der Irrthum ſehr verzeihlich; denn er gründete ſich auf allzuvortheilhafte Begriffe von den Menſchen.

*Und darum läſtern ſie ihn, weil er zu gut von ihnen dachte!!*

# Noch Etwas über den Genius des Sokrates.

Man hat ſich vor einigen Jahren eine Zeitlang in allen Journalen über den Genius des Sokrates geſtritten, wie es denn in Deutſchland Mode iſt, ſich abwechſelnd bald um dieſen, bald um jenen Gegenſtand zu balgen, und ihn — zu vergeſſen. Einem Paragraphenſchreiber iſt es indeſſen erlaubt, auch vergeſſene Dinge wieder zur Sprache zu bringen. — Dieß als Entſchuldigung, wenn man es ſonderbar finden ſollte, noch eine Beſchwörung an den Dämon deß größten unter Griechenlands Weiſen zu leſen.

Sokrates beruft ſich öfter auf einen Genius, oder Dämon, oder Schuzgeiſt, der ihm zur Seite war; allein ich zweiſle ſehr, ob er ein wirkliches Weſen dabei im Sinne gehabt habe, und eben ſo ſehr, daß dieſer Genius, wie einige grundgelehrte Männer behaupten, ein bloßes Geſchöpf des Sokratiſchen Humors geweſen ſey. Es war der Glaube des ganzen Alterthums, daß ein Gott in jedem Menſchen wohne, ein Orakel, welches er befragen müſſe, um in zweifelhaften Fällen ſicher zu gehen. Das

---

Eſt Deus in nobis, agitante caleſcimus illo

galt den Alten nicht nur von Dichtern, ſondern von allen Menſchen, die ſich zu mehr als gemeinen Dingen getrieben fühlten. Unter dieſem Dämon, oder Gott, verſtand man wahrſcheinlich etwas anders, als den Enthuſiasm, der jede nicht verwahrloſte Menſchenſeele ergreift, wenn es darauf ankommt, Wahrheit zu vertheidigen, die entehrenden Feſſeln des Vorurtheils zu zerbrechen, und die Tugend in ihr Recht einzuſezzen. Es war gleichſam eine unſichtbare Gewalt, die Winkelrieden zwang, ſeinen Waffenbrüdern eine Bahn durch die Speere ſeiner Feinde über ſeinen eignen Leichnam zu öffnen; Woltemade'n, im kleinen Kahn dem Wogenſturme zu trozzen — eine unſichtbare Gewalt, die Luthern, als man ihn durch ernſthafte Drohungen zum Wiederrufe ſeiner Lehre bewegen wollte, die Worte eingab: **Gott mag mir helfen! ich kann nicht.**

Eben dieſer unſichtbare Geiſt waltete über Hutten, als er, geläſtert, verfolgt, geächtet — nicht mehr wußte, wo aus noch ein, als ihn ſein Vaterland verſtieß, und er nicht mehr hatte, worauf er ſein Haupt legen konnte, und dennoch nicht von dem Dienſte der Göttin ließ, der ſein Leben geheiligt war. In jener Lage ſang er von ſich: —

Umb Warheit ich ſicht,
niemand mich abricht:
es brech, oder gang,
Gottes Geiſt mich bezwang.

Und dann wieder:

Von Warheit ich wil nymer lan,
das ſol mir bitten ab kein Mann.
Auch ſchaft zu ſtillen mich kein Wehr,
kein Bann, kein Acht, wie feſt und ſehr
man mich darmit zu ſchrecken meynt.
Wie wol mein frumme Mutter weynt,
daß ich die Sach hett g'fangen an.
Gott wöll ſye tröſten — es muß gan,
und ſolt es brechen auch vorm End.
Wills Gott, ſo mags nicht werden gwend.
Drumb will ich brauchen Füß und Hend.
Ich habs gewagt.

Ja, nicht dem guten Sokrates allein — allen Kindern des Prometheus ward ein Genius zugegeben; aber nur wenige hören auf ſeine Stimme. Ringt mit ihm, ihr, denen er ſich zeigt in geweihten Stunden! Ob ihr auch eine verrenkte Hüfte davon tragt — ſein Segen iſt reichlicher Erſaz.

## Alte und neue Zeit.

Folgendes Stük aus dem Tagebuche der Eliſabeth Woodwill, nachherigen Gemahlin Eduards IV. von England, fiel mir von ohngefähr in die Hände. Sollte es auch einigen meiner Leſerinnen ſchon bekannt ſeyn: ſo iſt es ihnen doch vielleicht angenehm, demſelben gegenüber das Tagebuch einer Dame aus unſern Zeiten zu finden, und bei dieſer Gelegenheit eine Vergleichung zwiſchen den Sitten alter und neuer Zeit anzuſtellen.

## Tagebuch der Eliſabeth Woodwill.

Montag. Morgens um vier Uhr aufgeſtanden, Katharinen zu helfen, die Kühe zu melken. — Sechs Uhr: Frühſtük. — Um ſieben Uhr bin ich mit der Herzogin, meiner Mutter, in den Hof herunter gegangen, und wir haben acht und zwanzig armen Männern und Frauen zu eſſen gegeben. Ich habe Rover geſcholten darüber, weil er unzufrieden darüber war, daß wir das Mittagseſſen hätten warten und kalt werden laſſen. — Zehn Uhr: Mittagseſſen. John Gray, einer von denen, die gewöhnlich zu uns kommen. Es iſt ein recht tüchtiger junger Mann. Aber was liegt mir daran! Ein tugendhaftes Mädchen überläßt ſich ganz dem Willen ſeiner Eltern. — John iſt wenig. — Er hat verſchiedene herzliche Blikke auf mich gerichtet. — Um drei Uhr braunte das Haus des armen Robertſon, durch einen Zufall, ganz ab. John Gray ſchlug der Geſellſchaft eine Subſcription zum Beſten des armen Pächters vor, und gab ſelbſt zu dieſem guten Werke fünf Pfund Sterlinge. Nie ſchien er mir ſo liebenswürdig, als in dieſem Augenblikke; nie waren ſeine Blikke ſo rührend. — Vier Uhr: Gebeth. — Um ſechs Uhr: Das Federvieh gefüttert. — Sieben Uhr: Abendeſſen. Das Unglük des armen Robertſon war ſchuld, daß wir ſo ſpät aſſen.

## Tagebuch eines Frauenzimmers aus unſern Zeiten.

### Gegenſtük zum vorigen.

Morgens gegen neun Uhr aufgeſtanden — mich in mein Negligée geworfen. Wechſelsweiſe gegähnt und im Modejournal geblättert. — Um zehn Uhr gefrühſtükt. Bis zwölf Uhr die Toilette gemacht; hierauf mit meinem Joly eine Promenade in den Garten gemacht. Ich habe mein Mädchen tüchtig geſcholten, weil es, den Joly zu kämmen vergeſſen hatte. — Um ein Uhr — Mittagseſſen. Herr von O. ſpeißte mit uns. Er beſizt auſſerordentlich viel Geſchmak. — Mein Anzug hatte ſeinen ganzen Beifall. — Um drei Uhr ſtanden wir von der Tafel auf. Ein Bedienter trat meinem Joly auf den Fuß — Herr von O. lief hinzu, nahm das arme Thierchen auf den Arm, und verband ihm die Wunde. Er wurde mir dadurch äuſſerſt intereſſant. — Um fünf Uhr Spiel. — Um ſechs Uhr in das Theater gegangen. Das Unglük des armen Joly war ſchuld, daß ich das Stük unerträglich fand. — Um neun Uhr — Abendeſſen. — Um eilf Uhr auf den Ball gefahren.

## Sonderbare Kritik.

Der franzöſiſche Arzt Galland überſezte bekanntlich die Tauſend und eine Nacht in ſeine Sprache. Die Erzählungen der beiden erſten Bände fiengen ſich ſämmtlich mit dem Refrain an:

> Wenn du nicht ſchläfſt, liebe Schweſter, ſo erzähle uns eins von den ſchönen Mährchen, die du weißt.

Einige junge Leute fanden dieſe ewige Wiederholung ſo abgeſchmakt, daß ſie ſich verabredeten, den Verfaſſer dafür auf eine drolligte Art zu züchtigen. In einer kalten Winternacht giengen ſie — einer um den andern — an das Haus des Arztes, und pochten ihn aus dem Schlafe. Galland kam im bloßen Hemde ans Fenſter, und fragte, was man verlange.

Wenn Sie nicht ſchlafen, ſagte der Unterſtehende, ſo erzählen Sie mir eins von den ſchönen Mährchen, die Sie wiſſen.

Dieſe Poſſe wiederholten ſie einigemal, und Galland — ließ bei den Erzählungen der folgenden Bände ſeinen Refrain weg.

Wie manchem unſerer Mährchen- und Novellendichter könnte man mit mehr Fug zurufen:

Wenn du uns eins von den ſchönen Mährchen erzählen willſt, die du weißt, ſo — ſchlaf lieber!

## Dankbarkeit.

Der Britte Seelgrave reiſete als Schiffskapitän nach der afrikaniſchen Küſte, um Negerſklaven einzukaufen. Dieſer ſchändliche Handel, der die Natur entehrt, iſt ſo unmenſchlich, als gefährlich; denn öfters treibt Verzweiflung die unglüklichen Schlachtopfer des Goldes zu ſchreklichen Verſchwörungen, und die Europäer ſind daher genöthigt, die armen Schwarzen die Nacht und den größten Theil des Tages über an die Schiffe anzuſchließen. Demungeachtet finden ſie bisweilen Mittel, ſich zu einem Komplotte zu vereinigen, welches nicht ſelten ihren Käufern das Leben koſtet.

Seelgrave hatte eine große Anzahl Neger am Ufer des Kallabar gekauft. Unter dieſen Unglüklichen bemerkte er ein junges Weib, welches ſich einem grenzenloſen Schmerz überließ. Gerührt durch ihre Thränen, ließ er ſie durch ſeinen Dollmetſcher um die Urſache derſelben fragen, und erfuhr, daß ſie ihr einziges Kind bejammere, welches ſie den Abend zuvor verloren hatte. Man brachte ſie auf das Schiff des Kapitäns, und an demſelben Tage erhielt Seelgrave von dem Oberhaupte oder Könige des Landes eine Einladung, ihn zu beſuchen. Der Engländer war es zufrieden; da er aber die Argliſt und Bösartigkeit dieſer Wilden kannte, ließ er ſich von zehn bewaffneten Matroſen begleiten. Er traf den König auf einem Sizze unter einigen Bäumen an; ein Schwarm von ſchwarzen Hofherren umgab ihn, und ſeine Wache beſtand aus ohngefähr fünfzig Mann, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, Spieße in der Hand, und Schwerter an der Seite trugen. Sie hielten ſich in einiger Entfernung von ihm — die Engländer ſtellten ſich mit geſchultertem Gewehr gegenüber.

Seelgrave überreichte dem Könige einige europäiſche Kleinigkeiten; aber indem er ſeine Anrede begann, vernahm er ein Gewimmer, wodurch er aufmerkſam gemacht wurde. Er ſah ſich um, und erblikte in einiger Entfernung einen Negerknaben, der bei den Füßen an einen in die Erde befeſtigten Pfahl gebunden war. Am Rande einer Grube ſaßen zwei Neger von ſcheußlichem Anſehen, mit Spießen bewaffnet, und auffallend gekleidet, die den kleinen Gefangenen zu bewachen ſchienen. Der Knabe betrachtete ſie mit thränenden Augen, und ſtrekte bittend ſeine Händchen gegen ſie aus.

Der König, da er die Bewegung wahrnahm, in welche Seelgrave durch das fremde Schauſpiel verſezt wurde, glaubte, ihn durch die Verſicherung zu beruhigen, daß er nichts von dieſen beiden Negern zu befürchten hätte, die er mit ſo großer Ueberraſchung betrachtete. Zulezt erklärte er dem Britten ganz kaltblütig, daß dieſes Kind ein Opfer ſey, welches man dem Gott Egho zu ſchlachten im Begriffe ſey. Bei dieſer Nachricht erbebte Seelgrave vor Abſcheu. Er hatte nur zehn Mann bei ſich; der Hof und die Wache des Afrikaners beſtanden wenigſtens aus hunderten. Allein Mitgefühl und Menſchlichkeit ließen den edelmüthigen Britten nicht lange überlegen, was hier zu thun seyn möchte. Meine Freunde, rief er aus, indem er ſich gegen ſeine Leute wendete, laſſet uns dieſes unglükliche Kind retten. Auf, folget mir! Mit dieſen Worten gieng er auf den gefeſſelten Knaben zu. Die zehn Matroſen, von gleichen Geſinnungen belebt, eilten ihm nach. Die Neger erhoben ein furchtbares Geſchrei, und ſtürzten auf die Engländer ein. Seelgrave zog eine Piſtole aus der Taſche — der König erblaßte. Seelgrave verlangte, gehört zu werden. Der König ſtillte mit einem Worte die Wuth der Neger, welche im Nu wie unbeweglich da ſtanden. Hierauf erklärte

Seelgrave durch ſeinen Dollmetſcher die Urſache ſeines Benehmens, und endigte damit, daß er den König bath, ihm das Schlachtopfer zu verkaufen. Der Vorſchlag wurde angenommen. Seelgrave war nicht willens, um den Preiß zu feilſchen; aber glüklicher Weiſe kannte der Negerkönig weder Gold noch Silber; er kannte weder Diamanten noch Perlen, und forderte blos ein Halsband von blauen Glaskorallen, welches ihm auch auf der Stelle gegeben wurde. Seelgrave floh jezt auf das unglükliche kleine Geſchöpf zu, welches er dem Tode entriſſen hatte, und zerhieb mit ſeinem Schwerte die Strikke deſſelben. Das geängſtigte Kind glaubte, Seelgrave wolle es tödten, und erhob ein Jammergeſchrei. Der Britte nahm es mit himmliſcher Empfindung in ſeine Arme, und drükte es an ſeine Bruſt. Das beruhigte Kind ſchmeichelte und liebkoſete ſeinem Befreier, der im ſeligen Hochgefühl ſeiner That Abſchied von dem Könige nahm, und auf ſein Schiff zurükeilte. Da er am Bord deſſelben anlangte, fand er die junge Negerin, welche er des Morgens gekauft hatte, ſehr ſchwach, und in ſtummem Weh vergehend. Der Schiffschirurgus hatte ſie, da er ſie nicht dahin bringen konnte, Nahrung zu ſich zu nehmen, wenigſtens an die freie Luft zu bringen geſucht.

In dem Augenblikke, da Seelgrave mit ſeinen Leuten auf ſie zugieng, erhob ſie das Haupt, und, als ſie den Knaben erblikte, den ein Matroſe trug, ſtieß ſie einen Schrei aus, ſprang auf und auf das Kind zu, welches augenbliklich ſeine Mutter erkannte, ſie beim Namen rief, und ſeine Aermchen nach ihr ausſtrekte. Sie ſchloß es in die ihrigen. Der fürchterliche Vorſaz, den ſie gefaßt, der Verluſt ihrer Freiheit, ihr Unglük — alles iſt vergeſſen; ſie iſt Mutter, ſie hat ihr Kind wieder gefunden. Jezt erfährt ſie durch den Dollmetſcher den Hergang der ganzen Sache. Haſtig geht ſie, ihr Kind noch immer auf den Armen, und wirft ſich ihrem Wohlthäter zu Füßen. Jezt bin ich deine Sklavin, ruft ſie aus, ohne dieſes Kind würde mich der Tod dieſe Nacht aus deiner Gewalt befreit haben. Du warſt für mich ein Tyrann; aber du gabſt mir meinen Sohn wieder, und dieß iſt mehr, als wenn ich dir mein Leben verdankte. Du biſt mein Vater geworden. Ja, von nun an kannſt du auf meinen Gehorſam zählen: dieſes mir ſo theure Kind iſt das Unterpfand meiner Treue.

Indem die Wilde auf ſolche Art die dankbaren Empfindungen ihres Herzens ſo rührend als feurig ausdrükte, erklärte der Dollmetſcher Seelgraven ihre Worte. Der edelgeſinnte Britte konnte keine ſchönere Belohnung ſeiner Menſchenliebe wünſchen; aber er ſah noch eine neue Frucht derſelben. Auf ſeinem Schiffe befanden ſich mehr als dreihundert Sklaven. Die junge Negerin erzählte dieſen den Vorfall; die Neger, von dem Edelſinne des Britten gerührt, klatſchten ihm ob dieſer That lauten Beifall zu, und gelobten ihm unbegränzte Treue. Wirklich bezeigten ſie auch Seelgraven auf ſeiner weitern Reiſe alle Achtung und allen Gehorſam, wie er ſie beide nur von Kindern hätte erwarten können.

## Schauſpieler Groſsmann.

Es iſt nichts Seltenes, daß ein Genie bisweilen ein wenig überſchnappt; aber daß man die Boksſprünge, die ein ſolcher Unglüklicher in ſeinen Paroxismen macht, als Staatsverbrechen behandelt — das iſt ein bischen arg.

Schauſpieler Großmann fieng an, auf öffentlicher Bühne zu jakobiniſiren; er ſchüttete Sarkasmen auf Groß und Klein aus, predigte Gleichheit, und trug zu Hauſe — ein Ordensband über ſeinem Schlafrok!

Eine vernünftige Polizei hätte den armen Mann dem Arzte anvertraut. In Hannover nahm man die Sache ernſthafter, und übergab ihn dem Fiſcal.

Nichts iſt anſtekkender, als Furcht. Die Wörter — Freiheit, Propaganda, Jakobinism u. ſ. w. ſind ein wahrer Bauwau, mit dem man große und kleine Kinder zu Bette jagen kann. Was aber hat eine weiſe Regierung zu fürchten? In einem gut verwalteten Staate iſt die Anzahl derer, die bei gewaltſamen Neuerungen zu gewinnen haben, gegen die der guten Bürger unbedeutend. Die öffentliche Meinung wird ſelten durch Bonmots vergiftet, wenn nicht Sultanismen vorhergehen.

# Polen.

Es iſt ein ſonderbares Ding um die Moral der Großen. Schon Tacitus ſchildert ſie mit wenigen aber treffenden Zügen:

> „Sie gehen darauf aus, unter allerlei Vorwand ein Reich an ſich zu reiſſen, zu plündern, zu verheeren, und wenn ſie wo eine Einöde gemacht haben, heißen ſie es — die Ruhe wieder hergeſtellt.“

Wir lachen heut zu Tage darüber, daß der Servus Servorum Dei ehemals Länder verſchenkt habe, die ihm nicht gehörten. Aber was in unſern Zeiten, unter unſern Augen geſchieht, iſt eben ſo lächerlich, oder — eben ſo ernſthaft.

Seit Erlöſchung des Jagelloniſchen Stammes — alſo ſeit mehr als zweihundert Jahren [*], war Polen der Schauplaz innerer und äuſſerer

---

[*] 1572 ſtarb König Sigismund Auguſt, der lezte Abkömmling der Jagellonen. Mit ihm hörte Polen auf, ein Erbreich zu ſeyn.

Kriege, wie dieß bei Wahlreichen immer der Fall iſt, beſonders auch darum, weil ſie mehr, als andere, fremdem Einfluſſe offen ſtehen.

Schlau genug hatte Rußland in dem Traktate von 1768 den Polen eine Verfaſſung garantirt, welche die völlige Auflöſung dieſes Reiches früh oder ſpät nach ſich ziehen mußte. Jenem Traktate zufolge ſollte

1) Polen zu allen Zeiten ein Wahlreich bleiben; der jedesmalige König von den Piaſten abſtammen, und in der Republik angeſeſſen ſeyn.

2) Das Reich ſollte aus nie mehr als drei Ständen beſtehen — dem Könige, dem Senat, und dem Ritterſtande.

Dieß war alſo eine förmliche Garantie der innern Zwiſte und der Volksſklaverei.

Unſtreitig hat das Benehmen der gegen Polen verbündeten Mächte ihnen ſelbſt mehr Nachtheil als Nutzen gebracht. Die faſt zu gleicher Zeit gegen Frankreich erſchienenen Manifeſte waren ein zu deutlicher Kommentar ihrer Kabinetsmoral, als daß nicht ſelbſt die kühnſten Vertheidiger des Machiavellism dadurch hätten um Diſtinctionen verlegen werden ſollen. Daher auch jener — wenigſtens in Deutſchland ziemlich allgemeine — Enthuſiasm für Kosciusko's raſches Unternehmen; daher die allgemeine Theilnahme, als er bei Madziewice mit dem prophetiſchen Ausruf unterlag:

„Hier iſt das Ende meines Vaterlandes!“

Das Ausſterben eines berühmten Geſchlechts erregt ſchon innige Rührung, um wie viel mehr der Untergang einer ganzen Nation, die einſt in der Geſchichte eine ſo glänzende Rolle ſpielte, von der ehemals Preuſſens Herzog ſein Land zum Lehen trug, und die vielleicht noch jezt ſtark genug wäre, ſich ſelbſt zu retten, wenn ihr Johann Sobiesky — ſtatt dem ſinkenden Oeſtreich zu Hülfe zu eilen — Rußlands wachſender Macht einen Damm entgegen geſezt hätte.

Ob von Polens Theilung die dabei intereſſirten Partheien wahren Gewinn haben werden? Ein obſcurer Schriftſteller hat hierüber keine Stimme zu geben; aber es wird mir dem ungeachtet erlaubt ſeyn, meine Privatmeinung hierüber beſcheiden zu ſagen. — Es iſt eine alte, nur noch in den Kabinettern verkannte Wahrheit — daß die Vergrößerung eines Staates demſelben weder Feſtigkeit und Sicherheit im Innern noch von auſſen gebe. —

Friedrichs II. Prophezeihung von Rußland wird früh oder ſpät in Erfüllung gehen. Um ſo etwas vorherzuſagen, braucht man nicht inſpirirt zu ſeyn, ſondern blos den Menſchen und die Geſchichte zu kennen. Völker laſſen ſich wohl unterjochen; aber die Natur läßt ſich nicht ins Handwerk pfuſchen: ſie hört auf kein — Das iſt unſer Wille!

Nach Jahrhunderten kann der ſchlafende Genius einer Nation in ihren lezten Abkömmlingen wieder erwachen — der ihm verſchwiſterte Genius der Zeit kann ihn aufwekken, und dann muß die Hand ſtark ſeyn, die ſeine zerbrochene Kette aufs neue zuſammenfügen will.

Die vierzehntauſend — Greiſe, Weiber und Kinder, welche in Warſchau's Vorſtadt gemordet wurden, die Schaaren, welche bei Inowraclaw den Tod der Verbrecher ſtarben, können einſt furchtbar ihren Enkeln erſcheinen, und ſie aufforderu zur Vergeltung.

Man wähne nicht, daß ich hier den Revolutionen das Wort reden wolle; ſie laufen ſelten ſo friedlich ab, wie die der Römer, als ſie die Zehnmänner verjagten, und noch ſeltener äuſſern ſie ſo wenig nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit eines Volkes, wie bei den Helvetiern. Darum gefällt mir auch die Aeuſſerung des **Tacitus** über dieſen Gegenſtand, wenn er ſagt:

> „Laſſet uns, eingedenk der Zeiten, worin wir leben, gute Regenten von den Göttern erflehen, und die böſen — dulden.

Inzwiſchen iſt es erlaubt, die Folgen von geſchehenen Urſachen zu berechnen. Sagen: das kann geſchehen — heißt darum noch nicht, die Sache billigen.

So viel iſt ausgemacht:

Wenn die Natur irgend einen Zwek mit dem Menſchen hat, ſo kann er doch nicht darin beſtehen, daß er ſein Feld pflüge, ſein Haberbrod im Schweiße ſeines Angeſichts verzehre, ſeine Steuern entrichte, und ſeine Kinder zu Krüppeln ſchießen, oder nach Amerika verkaufen laſſe. Wo man ſeine höheren Anſprüche nicht reſpektiren will, da legt ſich eine höhere Macht ins Mittel, und zwingt ihn gleichſam, ſie ſelbſt geltend zu machen.

## Die Königsflucht.

König **Stanislaus** war in ſeiner Reſidenz Warſchau von den Ruſſen und Sachſen eingeſchloſſen; die Stadt war auf das Aeuſſerſte gebracht, die Vertheidigungsmittel fehlten; die feindlichen Mächte hatten einen Preiß auf den Kopf des Königs geſezt, und ſo blieb dieſem nichts übrig, als die Flucht. Aber auch hier ſchien guter Rath theuer. Er mußte die Wachſamkeit von zwei Armeen hintergehen, und einen Weg verfolgen, den er nicht kannte. Mit jedem Schritte lief er Gefahr, auf Feinde zu ſtoſſen, oder auf Verräther, durch niedrigen Eigennuz beſtochen. Alles ſchien ſeinem Unternehmen entgegen; doch, wo alles zu verlieren war, mußte alles gewagt werden. Hier iſt der Bericht, den er von den Abentheuern ſeiner Flucht an ſeine Tochter, die Königin von Frankreich, machte, nur etwas abgekürzt. —

„Ich hatte mir vorgenommen, einen Entſaz abzuwarten, oder, im ſchlimmſten Falle, das Schikſal der edlen Polen, die ihr Leben an ihre Treue ſezten, zu theilen. Bei dieſem Entſchluſſe

Bibl. Univers. Lips.

beharrte ich bis zu der freien Uebergabe des Forts Weichſelmünde. Durch dieſen Unfall blieb der Stadt nichts übrig, als allenfalls auf eine Kapitulation zu denken. Ich ſelbſt gab ihr dieſen Rath. Bei dieſer Gelegenheit ereignete ſich ein ſonderbarer Vorfall. — Ich hatte den Fürſten Czartorinsky und den Grafen Poniatowsky bevollmächtigt, den Berathſchlagungen des Magiſtrats von meiner Seite beizuwohnen. Sie ſollten dieſer Verſammlung in meinem Namen ſagen, daß keine Zeit mehr zu verlieren ſey, daß ich die Einwohner von dem mir geleiſteten Eide der Treue entließe, und ſie ſich nunmehr einzig mit ihrer Sicherheit beſchäftigen ſollten. Ich meines Theils würde das Andenken an ihre Treue in meinem Herzen bewahren.

Der Graf Poniatowsky führte das Wort. Er ſprach mit Nachdruk und dem ihm eigenen Tone der Ueberredung, als einer der Hundertmänner (ſo nennt man in Warſchau die Deputirten der Bürgerſchaft) von ſeinem Sizze aufſtand, ſich dem Grafen näherte, und ſagte: Ach, Herr Graf, reden Sie auch aufrichtig? Sind dieß wirklich die Geſinnungen des Königs, unſers Herrn?

Ja, erwiederte Poniatowsky, aus ſeinem Munde habe ich alles das, was ich ſo eben vortrug. — Ach! verſezte der Centumvir, ſo iſt es der König ſelbſt, der uns ermahnt, die Macht des Ueberwinders anzuerkennen! Der Graf wiederholte ſeine Verſicherung. — Gott, rief der Mann aus, unſer König verläßt uns — was wird aus ihm ſelbſt werden! Bei dieſen Worten fieng er an zu wanken, zu ſtammeln — die Sprache verſagte ihm, und er fiel todt zu Poniatowsky's Füßen.

Dieſer traurige Vorfall erſchütterte mich — im eignen Unglükke fühlt man fremdes Unglük lebhafter.

Die Stadt hatte ſich jezt zur Kapitulation entſchloſſen, und ich mich zur Flucht. - Auf meine Erhaltung gründeten die mir treu gebliebenen Herren ihre und der Republik lezte Hoffnung. Meine Feinde ſelbſt nöthigten mich zu dieſem Schritte; denn ihre erſte Forderung war, mich in ihre Hände zu liefern. In dieſer Lage bewährte ſich die Anhänglichkeit meiner Freunde. Ein jeder von ihnen machte Entwürfe zu meiner Rettung. Unter andern wollte eine polniſche Dame, die ſehr fertig deutſch ſprach, ſich als Bäuerin verkleiden, und mich für ihren Mann ausgeben. Ein der Gegend kundiger Führer, auf den ſie ſich verlaſſen konnte, ſollte uns auf die preuſſiſche Grenze bringen.

Man machte mir noch einen andern Vorſchlag. Er beſtand darin, an der Spizze von hundert entſchloſſenen Männern mitten durch die Feinde durchzubrechen. Dieſe Männer zu finden, war keine Frage, es boten ſich ihrer übergenug an: allein dieſes Wageſtük, ſo viel Anlokkendes es auch für mich hatte, ſchien kaum ausführbar, theils wegen der Ueberſchwemmungen, die das Land von der einen Seite drei Stunden weit unter Waſſer ſezten, theils wegen der Verſchanzungen, die es unmöglich machten, zu Pferde durchzukommen.

Ich wählte endlich den Plan des franzöſiſchen Geſandten, Marquis de Monti, weil er mir unter allen am wenigſten gewagt vorkam. Sonntags Abends, den 27ſten Junii, begab ich mich in ſein Quartier, unter dem Vorwande, eine ruhige Nacht dort zuzubringen, indem die Bomben beſtändig auf meine Wohnung fielen. Von da wollte ich mich bei einbrechender Nacht, als Bauer verkleidet, aus der Stadt ſchleichen. Aber jezt kamen wir in eine neue Verlegenheit; denn es fehlte an einem nöthigen Kleidungsſtük. Ein abgetragener Rok, ein Hemd von grobem Tuch, ein derber Knotenſtok lagen ſchon in Bereitſchaft, nur die Stiefeln fehlten noch, dergleichen die Bauersleute jener Gegend das ganze Jahr hindurch zu tragen pflegen.

Seit zwei Tagen ſchon maß er in dieſer Abſicht die Füße der Offiziere, welche mich zu beſuchen kamen; die Stiefel eines franzöſiſchen Offiziers ſchienen ihm ohngefähr von der Größe, daß ich mich ihrer würde bedienen können, auch waren ſie ſchon ziemlich abgetragen — doch durfte er es nicht wagen, ſie zu begehren; denn dieß hätte Verdacht erregen, und mein Vorhaben verrathen können. Er ließ daher durch einen ſeiner Leute den Bedienten des Offiziers beſtechen, welcher ſeinem Herrn die Stiefel ſtahl, und ſie verkaufte.

Eine Stunde vor meiner Flucht wurde dieſer wichtige Raub gebracht, der die Unterhandlung eines Geſandten verdient hatte. Aber ach! ich konnte die fatalen Stiefel nicht an meinen Fuß bringen. Wo jezt andere hernehmen? Die Zeit war dringend — ich hatte kaum noch eine halbe Stunde zu verlieren; denn ich mußte im Schuzze der Nacht fliehen, und ſchon gegen zwei Uhr in der Frühe fieng der Tag zu grauen an.

Der Geſandte war äuſſerſt verlegen, Eine Kleinigkeit entſchied vielleicht über das Schikſal meines Lebens. Die Vorſehung ſorgte inzwiſchen für mich. Dem Geſandten kamen, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, ein Paar Stiefeln eines ſeiner Leute in die Hand, die für mich, wie gemacht, waren. Nun erhielt unſre Hoffnung neues Leben. Scherzend ſagte ich zu ihm, daß er nicht nöthig gehabt hätte, ſo lange auf ein kleines Schelmenſtük zu ſinnen, um etwas zu erhalten, was er ſo nahe hatte.

Alles war jezt zu meiner Abreiſe bereit. Der Geſandte vergoß Thränen. Sire, ſagte er, ohngeachtet meiner Sorgfalt habe ich vielleicht doch etwas vergeſſen, deſſen Sie benöthigt ſeyn könnten. — Ja, erwiederte ich lächelnd — an mein blaues Band dachten Sie wohl nicht. Dieſes ſollt' ich noch umhängen. Beruhigen Sie ſich. Mein Schikſal liegt in der Hand der Vorſehung. Mit dieſen Worten umarmte ich ihn, und entfernte mich durch eine geheime Treppe.

Einige Schritte von dem Hauſe des Geſandten traf ich den General Steinflicht, welcher — ebenfalls als Bauer verkleidet, mich erwartete. Wir giengen zuſammen nach dem beſtimmten Orte auf den Wall, wo wir den Plazmajor, einen Schweden von Geburt, fanden, der meine Flucht zu begünſtigen verſprochen hatte. In der Tiefe lagen zwei Kähne, deren wir uns, den Graben zu überſchiffen, bedienen ſollten. Sie wurden von drei Männern bewacht, die beſtimmt waren, mich in die Staaten des Königs von Preuſſen zu bringen, als in das nächſte Land, wo ich Sicherheit und Ruhe zu finden hoffen durfte.

Der Major gieng einige Schritte vor uns her, um uns an einem Poſten vorbei zu bringen, der mit einem Unteroffizier und einigen Soldaten beſezt war. Kaum hatte er ſich aus meinen Augen verloren, als ich einen lebhaften Wortwechſel hörte. Ich eilte näher hinzu, und konnte, der Dunkelheit ungeachtet, doch ſo viel ſehen, daß der Unteroffizier ſein Gewehr angelegt hatte, und auf ihn zu ſchießen drohte, wofern er nicht im Augenblikke umkehren würde. Zweimal fuhr der Major in die Taſche nach einem Piſtol, welches er auf jeden Fall bei ſich trug. Er war entſchloſſen, dieſen Menſchen aus dem Wege zu räumen, den er nicht gewinnen konnte. Bei einigem Nachdenken ſah er aber ein, daß ein raſcher Schritt hier übel angebracht wäre; weil wahrſcheinlich die Soldaten, treu ihrer Ordre, den Tod ihres Offiziers gerächt haben würden. Er ergriff endlich das lezte Mittel, und entdekte dieſen Leuten das Geheimniß meiner Flucht.

Der Unteroffizier verlangte mich zu ſehen und zu ſprechen. Ich gieng auf ihn zu, er betrachtete mich genau, und nachdem er mich, troz meiner Verkleidung, erkannt hatte, machte er mir eine tiefe Verbeugung, und befahl ſeinen Leuten, mich paſſiren zu laſſen.

Dieſes erſte Abentheuer ſchien mir von ſchlimmer Vorbedeutung. Ich durfte nicht erwarten, daß mein Geheimniß unter dieſen Menſchen lange ſicher ſeyn würde. Doch glüklicher Weiſe war meine Ahndung dießmal falſch.

Ich ſchikte jezt den Major zurük, beſtieg mit meinen Leuten den Nachen, und wir ſchifften queer über das überſchwemmte Feld, in Hoffnung, die Weichſel zu erreichen, und uns mit Anbruch des Tages am jenſeitigen Ufer auſſer den feindlichen Poſten zu befinden.

Allein, wie groß war mein Erſtaunen, als nach einem viertelſtündigen Wege meine Führer mich zu einer elenden Hütte brachten, die mitten in dieſem Moraſte lag. Sie wandten vor, daß es zu ſpät ſey, den Fluß zu paſſiren, und ich müßte mir daher gefallen laſſen, den Reſt der Nacht und den ganzen folgenden Tag in dieſer Barake zuzubringen. Umſonſt ſtellte ich ihnen vor, wie gefährlich ein Aufenthalt in der Nähe meiner Feinde ſey, und wie groß der Verluſt einer für meine Rettung ſo koſtbaren Zeit. — Sie blieben bei ihrem Entſchluſſe. Was ſollte ich thun? Dieſe Leute durch Widerſpruch aufbringen? Mein Schikſal lag in ihren Händen. Nachgeben war hier das klügſte. Ich ſtieg aus meinem Nachen, und gieng in die Hütte mit einer ſo ſcheinbaren Ruhe, als wär es eine Feſtung, die den vereinigten Kräften der Ruſſen und Sachſen Widerſtand leiſten könnte.

Dieſe Hütte hatte nur eine Kammer, und kein Winkelchen, wo ich mich hätte zur Ruhe niederlegen können. Um aufrichtig zu ſeyn, muß ich gleichwohl geſtehen, daß ich auch nichts weniger als ſchläfrig war. Um mich der Unruhe und Langenweile ein wenig zu entſchlagen, ſuchte ich mit meinen edlen Reiſegefährten in nähere Bekanntſchaft zu kommen. Ein vierter hatte ſich noch auſſer dem Walle zu uns geſellt, ob man mich gleich verſichert hatte, daß meiner Begleiter nur drei ſeyn würden. Dieſer war nun, wie die übrigen, der Gegenſtand meiner Unterſuchung.

Der erſte — der Anführer des Trupps — ſchien mir ein toller Kopf, einbildiſch und keck. Auch fand ich in der Folge mein erſtes Urtheil über ihn beſtättigt. Man konnte unmöglich ernſthaft bleiben, wenn man ſah, wie er ſich ein Anſehn zu geben wußte, einen gebieteriſchen Ton annahm, es nicht duldete, daß man in ſeiner Gegenwart viel ſprach, und die geringſte Widerrede als eine Art von Beleidigung anſah.

Das Sonderbare dieſes Menſchen, welches ſich recht wohl mit Redlichkeit vertragen konnte, würde mich beluſtigt haben, wenn ich nicht bedacht hätte, daß Unbeſonnenheit mir eben ſo nachtheilig werden könne, als Schurkerei. Seinen Gaskonaden nach hätte man glauben müſſen, er wolle alle Gefahren vor mir her aus dem Wege räumen, und doch kannte er keinen einzigen Plaz, den die Feinde beſezt hatten. Aus Hoffnung einer groſſen Belohnung hatte er ſich dem Marquis de Monti mit verſchwenderiſcher Aufzählung ſeiner guten Eigenſchaften angeboten, und dieſer Miniſter, der in dem Drange der Umſtände nicht lange wählen konnte, und hauptſächlich auch das Geheimniß zu ſchonen hatte, mußte ſich dem erſten anvertrauen, den ihm der Zufall darbot. Ein Glük, daß dem ungeachtet alles ſo gut gieng!

Der vierte Mann beunruhigte mich am meiſten. Ich fragte ihn, wer er wäre? Er war nicht ſo gefällig, mich glauben zu laſſen, daß ich ihm unbekannt ſei. Er antwortete mit einem eben ſo offenen als ehrerbietigen Tone — ein Bankerutt zwinge ihn, Danzig zu verlaſſen. Meine Führer hätten ihm verſprochen, ihn nach Preuſſen mitzunehmen, wo er vor ſeinen Gläubigern ſicher zu ſeyn hoffe.

Da bin ich mit meinem Geheimniſſe in ſchönen Händen, ſagt' ich zu mir ſelbſt. Dieſer Mann hat jezt die ſchönſte Gelegenheit — durch eine kleine Verrätherei ſich nicht nur von ſeinem Verluſte zu erholen, ſondern obendrein reich genug zu werden, um keinen Handel mehr treiben zu dürfen.

Ich hütete mich indeſſen, von meiner Furcht etwas merken zu laſſen. Der mindeſte Verdacht macht oft Verräther, und noch öfter hat ein Schein von Zutrauen die Verrätherei im Keim erſtikt. Doch war eine ſolche Vorſicht bei dieſem guten Manne überflüſſig. Seine Geſinnungen für mich waren ſo redlich, daß ich mich ganz auf ihn würde verlaſſen haben, wenn ich in ſeiner Seele hätte leſen können.

Die beiden andern waren das, was man in Deutſchland Schnapphähne nennt. Sie kannten beſſer die Wege des Landes, als der erſtere, beſaſſen aber nicht das mindeſte Ehrgefühl, alles an ihnen war verwildert.

Ich brachte den Reſt der Nacht auf einer Bank, meinen Kopf auf den Kaufmann geſtüzt, zu. Er war der einzige, mit dem ich gerne ſprach; weil er das Polniſche vollkommen verſtand.

Montags den 28ſten verließ ich meine Kammer, und kehrte meine Blikke nach Danzig, welches unaufhörlich bombardirt wurde. Meine Empfindungen in dieſem Momente ſchildert keine Sprache. Dieß alſo, ſagt' ich zu mir ſelbſt, dieß der Lohn der Treue. Arme Stadt! Um deinem Elende zu entgehen, übergiebſt du dich vielleicht heute noch deinen Feinden, die dich vollends in den Abgrund ſtoßen werden?

Der Gedanke an meine Freunde, die nun mit dem Schwerte gezwungen werden ſollten, ſich gegen mich zu erklären, erfüllte mich mit dem lebhafteſten Schmerz, den ich nicht länger zu ertragen vermochte, als ihm Thränen Luft machten. Ich erhob meine Hände zum Himmel, und flehte um Kraft und Muth von oben.

Kaum war ich in die Hütte zurükgekehrt, als ein hundertfacher Donner aus allen feindlichen Batterien die Erde erſchütterte. Ich konnt' es für nichts anders als ein Freudenſchießen halten, welches die Uebergabe der Stadt ankündigte. — Mein Herz blutete von neuem. — Es war die Todesfeier meines armen Vaterlandes, was ich gehört hatte. Der General Steinflicht hatte Mühe, mich aus meinem dumpfen Hinſtarren zu mir ſelbſt zurük zu bringen. Er bereitete ein Mittagsessen, welches freilich nicht für einen verwöhnten Gaumen, aber doch ſchmakhaft genug für den Hunger war. Ich hatte indeß wenig Eßluſt.

Ein neues Abentheuer gab uns Stoff zu neuer Unruhe. Ein neuer Schnapphahn landete mit einem kleinen Kahn an unſrer Hütte, und überreichte dem General Steinflicht zwei geräucherte Zungen nebſt einem Briefchen, welches aber nichts weiter als Wünſche für das Glük unſrer Reiſe enthielt. Das Briefchen war ohne Namensunterſchrift, und wir konnten nicht begreifen, woher es kam, noch wie man unſern Aufenthalt habe entdekken können. Umſonſt drangen wir mit unſern Fragen in den Ueberbringer; er entfernte ſich mit ſeinem Geheimniſſe, und ließ uns in quälender Unruhe wegen des unſrigen.

Der Reſt des Tages ſchlich mir unerträglich langſam dahin. Endlich fieng es an zu dunkeln, und wir ſchifften uns von neuem ein.

Der Weg war jezt unendlich mühevoller, als von Danzig aus. Wir mußten uns durch dichtes Schilf durcharbeiten, welches ſich nicht ohne großes Geräuſch über den Kahn bog, und uns zu verrathen drohte. Unſer Weg ſelbſt war durch das zerknikte Geröhrig bezeichnet, und konnte leicht von meinen Feinden entdekt werden. Bisweilen mußten wir aus dem Schiffe ſteigen, und ſelbiges durch den Moraſt an Stellen tragen, wo das Waſſer tiefer war.

Gegen Mitternacht erreichten wir den Damm eines Bachs, den ich für die Weichſel hielt. Unſre Führer hielten ſogleich Rath unter ſich, wobei aber weder ich noch der General zugelaſſen wurden. Ihr Entſchluß fiel dahin aus, daß ihr Anführer mit Steinflicht und dem Kaufmann den Damm beſteigen, ich hingegen mit den beiden übrigen längs demſelben hin durch den Sumpf fahren ſollte. Ich ließ mir dieſen Vorſchlag gefallen, weil ich glaubte, daß wir uns bald wieder mit den übrigen würden vereinigen können. Ach! hätt' ich doch auf eine geheime Ahndung in mir gehört, die mir ſagte, daß ich den treuen Steinflicht auf der ganzen Reiſe nicht wieder ſehen würde! Noch immer ſtand ich in dem Wahn, wir hätten die Weichſel neben uns; als ich endlich erfuhr, daß es ein anderer kleinerer Fluß ſei, ſo war mirs lieb, den General Steinflicht voran zu wiſſen, von dem ich erwarten durfte, daß er ſich ſorgfältig um einen ſichern Weg nach jenem gewünſchten Fluſſe erkundigen werde.

Dem ungeachtet unterließ ich nicht, meine beiden Begleiter von Zeit zu Zeit nach den übrigen zu fragen. Sehen Sie ſie dort vor uns, ſagte der eine. Unmöglich können wir ſie verlieren; denn wir verlaſſen den Damm nicht, auf dem ſie hingehen.

Nichts deſto weniger verließen ſie doch — ich weiß nicht, in welcher Abſicht, den Damm; aber ich ward es erſt gewahr, da ſchon der Tag anbrach, und wir ohne Gefahr unſern Weg nicht weiter fortſezzen konnten.

Wir waren verlegen, einen Ort zu finden, wo ich mich verbergen konnte. Da meine Führer wußten, daß alle Häuſer in der Gegend von Ruſſen und

Koſaken voll waren, ſo mußten wir ſuchen, einen der Bewohner zu gewinnen, der ſich — aus Gaſtfreundſchaft oder Eigennuz nach unſern Wünſchen bequemte.

Sie erinnerten ſich eines Mannes von ihrer Bekanntſchaft, der in der Nachbarſchaft wohnte. Wir landeten bei ihm. Es war ein Bauer, und ſeine Hütte in nicht viel beſſern Umſtänden, als diejenige, welche ich erſt verlaſſen hatte. — Sind Rüſſen bei euch? fragte mein Führer. Gegenwärtig nicht, war ſeine Antwort. Allein, wenn ihr etwas mit ihnen abzumachen habt, es kommen des Tags öfters welche her. — Hier war guter Rath theuer. Wir mußten uns gleichwohl entſchließen, in die Hütte einzutreten.

Um mich nicht der Neugierde dieſes Mannes, deſſen Geſinnungen wir nicht kannten, blos zu geben, brachten mich die beiden Schnapphähne in ein kleines Dachſtübchen, welches den ganzen obern Theil des Hauſes ausmachte. Sie baten mich, auf einer Schütte Streh, welche ſich zufällig daſelbſt fand, auszuruhen, während ſie unten Wache halten, und nach dem General umher lugen wollten.

Ich hatte zwei Nächte hindurch nicht geſchlafen, und konnte es auch jezt nicht. Meine Stiefeln voll

Waſſer und Blut, der Verluſt Steinflichts, das deutliche Vorhaben meiner Führer, ſich von dem verabredeten Wege zu entfernen, die Gefahren, denen ich unter dieſen Menſchen ausgeſezt war, alles dieß, und noch hundert andere ſchwarze Vorſtellungen ſcheuchten den Schlaf von mir, und hielten mich wach, troz meiner Müdigkeit.

Ich ſtand auf, und hielt den Kopf an das Dachfenſter. Auf einer nahen Wieſe gieng ein ruſſiſcher Offizier ganz ernſthaft auf und ab — nicht weit von ihm weideten zwei Soldaten drei Pferde. Dieſer Anblik beunruhigte mich nicht wenig. Dieſer Mann, der über irgend einen Plan nachzudenken ſchien, dieſe Pferde, auf welche er bisweilen haſtig zugieng, als wollte er ſchnell aufſizzen; dieſe Soldaten mit ihren Waffen; die Entfernung dieſes Plazzes von dem Lager — alles ließ mich fürchten, daß es eigentlich auf mich gemünzt ſey.

Meine Angſt ſtieg, als ich einige Koſaken gewahr wurde, die mit verhängtem Zügel auf die elende Barake zuſprengten, wo ich mich ſicherer geglaubt hatte, als an jedem andern Orte. Ich zog mich von dem Fenſter zurük, warf mich auf mein Strohlager, und ſann auf Mittel, den Händen dieſer Räuber, wo möglich, zu entwiſchen.

Ich hörte ſie unten im Hauſe, und in demſelben Augenblikke Fußtritte, die mir näher kamen. Es war meine Wirthin; meine Begleiter hatten ſie abgeſchikt, um mich zu bitten, daß ich mich ruhig verhalten möchte. Ein Rath, der ſehr überflüſſig war. Uebrigens hatten dieſe Koſaken, die mir ſo große Furcht einjagten, nichts anders zur Abſicht, als ſich ein wenig gütlich zu thun. Sie ließen ſich ein Frühſtük reichen, bei welchem ſie zwo Stunden zubrachten.

Ich hörte in meinem Schlupfwinkel alle ihre Reden. Sie unterhielten ſich einander mit ihren verübten Unmenſchlichkeiten, wobei mich kaltes Entſezzen faßte. So bald ſie ſich entfernt hatten, kam die Wirthin wieder zu mir. Sie ſind fort, ſagte ſie; aber warum verberget Ihr Euch denn vor ihnen? Gewiß ſeyd Ihr nicht aus dem Lande, das merke ich an Eurer Sprache; auch habt Ihr ſo etwas in Eurem Weſen, was nicht mit dem Rok übereinſtimmt, den Ihr tragt. Redet aufrichtig! ich werde Euch nicht verrathen, und vielleicht bin ich im Stande, Euch einige Dienſte zu leiſten. Dieſes Geſpräch ſezte mich in nicht geringe Verlegenheit. Es wurde mir von jeher ſchwer mich zu verſtellen; aber die Noth gebot hier: denn es war zu gefährlich, dieſem Weibe mein Geheimniß anzuvertrauen. Ich ſtoppelte in Eile ein Geſchichtchen zuſammen, wozu mir ihre Fragen Anlaß gaben, und ließ alles aus mir machen, was ſie nur immer wollte. Glüklicherweiſe war ſie leichtgläubig genug, meine ſich oft widerſprechenden Ausſagen für baare Münze zu nehmen. Die Düſterheit des Winkels, wo ich mich befand, kam mir bei meiner Erzählung zu ſtatten; meine Verwirrung hätte ihr ſonſt ſchwerlich entgehen können. Die Wahrheit zeigte ſich auf meinem Geſichte durch die Mühe, die es mir koſtete, ſie zu verbergen.

Ihrer Neugierde war ich nun entſchlüpft; aber nicht ihrer Furcht. Ach! ſagte ſie, wenn dem alſo iſt, daß Ihr Euch mit den Moskowiten nicht gut ſteht, ſo muß ich Euch erſuchen, mein Haus zu verlaſſen. Ich wäre verloren, wenn man Euch hier entdekte, und vielleicht würden ſie mir die Wohnung überm Kopf anſtekken. Wirklich war ſie im Begriffe, mir die Thüre zu weiſen; aber zum Glük fand ich ein Mittel, ſie zu beruhigen.

Aus Furcht, die ungebetenen Gäſte möchten noch einmal in der Hütte einſprechen, blieb ich die ganze übrige Zeit des Tages auf meiner Strohſchütte liegen, und ſtellte Betrachtungen an über meinen Zuſtand, der freilich nicht leicht ſchlimmer ſeyn konnte. Meine lezte, einzige Hoffnung gründete ſich auf die Vorſehung, die mich bisher ſo wunderbar geſchüzt hatte. — Gegen Abend gieng ich wieder hinab in die Stube, um mit meinen Führern Abrede zu nehmen. Der General Steinflicht, ſagten ſie, befände ſich nur eine Viertelſtunde von da, und wir würden ihn in der Nacht auf einem beſtimmten Plaz an der Weichſel treffen, wo auch ſchon ein Nachen zu unſrer Ueberfahrt in Bereitſchaft ſey. Doch, ſezten ſie hinzu, wäre es ſehr gewagt, ſich bei dem ſtarken Winde einem ſo elenden Fahrzeuge, als jenes ſey, anzuvertrauen.— Laſſet uns immerhin gehen, erwiederte ich, ich ſehe keine größere Gefahr für uns, als länger hier zu verweilen.

Ich hatte keine Urſache mehr, auf dieſe Leute mißtrauiſch zu ſeyn, die, ob ſie gleich mit meinen Feinden gegeſſen und getrunken hatten, doch meine Erhaltung ihrem Intereſſe vorzogen, und benebelt von Bier und Tabaksdampf noch Muthes und Ehrgefühls genug beſaſſen, die mir angelobte Treue zu halten. Sie traten auch ohne Widerrede meinem Entſchluſſe bei. Mit der einbrechenden Finſterniß beſtiegen wir unſer Schiff wieder, und fuhren darin noch eine Viertelſtunde weit, bis wo die Ueberſchwemmungen aufhörten. Von da wanderten wir mehrere Stunden zu Fuße — meiſt im

Koth und Schlamm, manchmal bis an die Knice, ſo, daß einer dem andern zu Hülfe kommen mußte. Nach vielen Mühſeligkeiten erreichten wir endlich den Damm der Weichſel. Einer meiner Schnapphähne bat mich, mit ſeinem Kameraden ſo lange daſelbſt zu verweilen, bis er nachgeſehen hätte, ob der Kahn zu unſrer Ueberfahrt vorhanden ſey. Wir warteten eine gute Stunde. Endlich kam er zurük mit der Nachricht, er hätte weit und breit kein Schiff ausfindig machen können, und wahrſcheinlich müßten es die Ruſſen weggebracht haben. Wir mußten nun in den Moraſt zurük, aus welchem wir uns ſo eben herausgewunden hatten; wir nahmen einen andern Weg, und nach einer mühſam zurükgelegten Stunde wählten wir zu unſerm Zufluchtsorte ein Haus, wo ich im erſten Augenblikke erkannt wurde.

Was ſeh' ich, rief der Wirth, da er mich erblikte? Du ſiehſt einen unſerer Kameraden, antworteten meine Führer. Was findeſt du ſo Auſſerordentliches an ihm? — Wahrlich, ich irre mich nicht, ſezte der Mann hinzu: dieß iſt unſer König Stanislaus. — Ja, ſagt' ich mit einem feſten entſchloſſenen Ton, er iſt es ſelbſt; aber Ihr ſcheint mir ein zu redlicher Mann zu ſeyn, als daß Ihr mir die Unterſtüzzung verſagen ſolltet, deren ich in meiner gegenwärtigen Lage ſo ſehr bedarf.

Dieſes offene, natürliche Geſtändniß hatte den beſten Erfolg von der Welt. Wäre dieß aber auch nicht der Fall geweſen, ſo würde ich dem ungeachtet mein damaliges Benehmen unmöglich mißbilligen können. Mißtrauen beleidigt und macht abgeneigt. Auch galt hier kein Verſtellen mehr. Ueberdieß hatte ich nicht das Weib von geſtern vor mir, welches blos Stoff für ihre Neugierde und Schwazhaftigkeit ſuchte. Ich ſondirte nachher meinen Mann, und fand in ihm einen freimüthigen offenen Karakter, freilich leicht überſprudelnd, aber dabei männlich, thätig und entſchloſſen, kurz, einen Mann, der es mir nie vergeben haben würde, wenn ich mich vor ihm hätte verbergen wollen. Er verſprach mir, mich über die Weichſel zu bringen, und er hielt Wort. Er gieng ſogleich, um ein Schiff, und einen zum Ueberſezzen ſchiklichen Plaz zu ſuchen.

Da es mir unmöglich war, zu ſchlafen, und ich auch aus Erfahrung wußte, wie ſehr die Ruhe traurige Vorſtellungen begünſtigt, ſo begab ich mich ins Freie, um mich etwas zu zerſtreuen. Ob es gleich da herum keine Koſaken gab, und nur gleichgültige, oder auch angenehme Gegenſtände ſich meinen Augen darboten, ſo wollt' es mit dem Zerſtreuen doch nicht gehen. Ach! die Augen ſehen nichts, wenn das Herz nicht zugleich mitſieht. Ich kehrte bald nach dem Hauſe zurük. Kaum war ich einige Augenblikke daſelbſt, als der erſte meiner Anführer meines Trupps hereintrat.

Ich erkundigte mich alſobald nach dem General Steinflicht. Wir fanden uns, ſagte er, in der lezten Nacht auf dem Plaz an der Weichſel ein, wo wir Sie treffen ſollten. Lange warteten wir dort in äuſſerſter Ungeduld, bis endlich ein Schwarm von Koſaken auf uns zukam. Wir waren zu ſchwach, ihnen die Spizze zu bieten — ich ſuchte mein Heil in meinen Füßen, und ich denke, der General und der Kaufmann werden meinem Beiſpiele gefolgt ſeyn. Elender! rief ich aus, warum meinen Freund im Stiche laſſen! Konnteſt du nicht einen Weg mit ihm nehmen? In ſeiner Verkleidung und in deiner Geſellſchaft würde man ihn, wie dich, für einen Bauern gehalten haben. Ohne Zweifel iſt er jezt in den Händen meiner Feinde.

Sinnreich mich zu quälen, verfolgte ich dieſen Gedanken, und ſchuf mir darin eine neue Quelle des Kummers. Doch wußte ich mich bald wieder zu faſſen, indem ich bedachte, daß, wenn es ein Unglük ſey, ſich von andern verlaſſen zu ſehen, es doch ein ungleich größeres ſeyn müſſe, auf ſich ſelbſt nicht mehr zählen zu können. Ich rief meine ganze

Standhaftigkeit zurük, und fühlte auch Muths genug in mir, die Schläge des Schikſals, ſo hart ſie ſeyn mochten, zu ertragen.

Gegen Abend kam mein Wirth zurük mit der Nachricht, daß er ein Schiff bei einem Fiſcher gefunden habe, bei welchem ein paar Ruſſen wohnten, daß es aber nicht rathſam ſey, meine Ueberfahrt auf gut Glük zu wagen, weil aller Orten Koſaken umher ſtreiften, mit dem gemeſſenſten Befehl, meine Spur zu verfolgen, und mich, wo möglich, gefänglich einzubringen. Er ſezte hinzu, daß jene in dieſer Abſicht alle Reiſenden anhielten und befragten, vornehmlich die, welche mit mir auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit hätten. — Dieſe Zeitung war freilich niederſchlagend genug; allein ich faßte mich bald wieder, überzeugt, daß mein Muth meine einzige Stüzze ſeyn müſſe. Ich gieng mit meinen Führern zu Rath, und nach mancherlei Vorſchlägen und Einwürfen wurde beſchloſſen, daß ich die Nacht und den folgenden Tag in dem Hauſe, wo wir uns befanden, zubringen, und mich dieſe Zeit über verborgen halten ſollte.

Den zweitfolgenden Tag verſammelte ich meine Leute, um ihre Meinung wegen des Uebergangs über die Weichſel zu hören, der mir ſo ſehr am Herzen lag. Es kamen alle Stellen in Vorſchlag, wo man mit einiger Sicherheit überſezzen konnte. Die Meinungen dieſer Menſchen waren mehr oder weniger kühn, mehr oder weniger klug, je nachdem der Brantewein in ihrer Flaſche, welche eigentlich in dieſer erlauchten Verſammlung präſidirte, ab- oder zunahm. Anfänglich waren ſie voller Kleinmuth und Furcht. — Die glänzendſten Verſprechungen machten keinen Eindruk auf ſie; ſie ſahen nur Gefängniß, Tortur und Galgen vor ſich; ſo bald aber die Flaſche zum zweitenmal gefüllt wurde, ſo hob ſich ihr geſunkener Muth ſo ſchnell und ſo hoch, daß ſie mich furchtlos durch das ganze ruſſiſche Heer und an dem Feuer von tauſend Batterien vorüber geführt haben würden. Ich hatte Mühe, ſie auf den Mittelpfad zwiſchen Verwegenheit und Zaghaftigkeit zu leiten.

Die Geiſter befanden ſich nun ohngefähr in der Stimmung, wie ich ſie wünſchen konnte, und es war Abends gegen ſechs Uhr, als der Wirth des Hauſes, thätiger und klüger, als alle dieſe Rathgeber, voll Freude hereintrat. Er verſicherte mich, daß die Koſaken ſich aus der Gegend zurükgezogen hätten, daß der Weg frei und das Schiff am Ufer der Weichſel, etwa eine Stunde von da, in Bereitſchaft ſey. — Ich zählte die Minuten, bis die Nacht anbrach.

Ich und mein Wirth ſezten uns zu Pferde. Er ritt ohngefähr fünfzig Schritte vor mir her — die drei Schnapphähne folgten zu Fuße, und machten meine Arriergarde aus. Dieſe ernſthaften Senatoren vom vorhergehenden Tage waren jezt meine Leibwache geworden, und machten die ganze Armee aus, die ich den Heeren meiner Feinde entgegen zu ſtellen hatte. Wir ſezten durch einen tiefen Moraſt, wo mein Pferd ſehr ſchlecht fortkam. Von allen Seiten ſchimmerten uns die Wachtfeuer von den fliegenden Lagern meiner Feinde entgegen, die ſo weit entfernt nicht waren, als mein Wirth geglaubt hatte. Der Schein dieſer Feuer erhellte unſern Weg, und begünſtigte meine Flucht. Wer es den Ruſſen geſagt hätte, daß ſie mir ſelbſt leuchteten, um aus ihren Händen zu entrinnen!

Wir mußten ganz nahe an dem Bache Keismag vorüber, wo ſie einen beträchtlichen Poſten hatten. Wir mochten eine halbe Stunde zurükgelegt haben, ohne jemanden anzutreffen, als mein Wirth auf mich zuritt, und mich Halt zu machen bat, weil er eine gewiſſe Stelle erſt unterſuchen wollte, die vielleicht doch noch von den Feinden beſezt ſeyn könnte.

Ich wartete lange Zeit. Endlich kam er ganz beſtürzt mit der Nachricht zurük, daß neuerdings alles von Koſaken wimmle. Sie entließen ihn nur auf die Verſicherung, daß er Lebensmittel zu ihrer Armee gebracht, und auf dem Rükwege ſeine Pferde habe weiden laſſen, welche ſich verlaufen hätten, und die er jezt ſuche.

Der Muth meiner Gefährten war wieder dahin. Sie giengen unter ſich zu Rathe, und beſchloſſen einhellig, wieder umzukehren. Ihr werdet nicht umkehren, ſagte ich. Einmal wird es doch auch nach meinem Kopfe gehen. Warum ſollen wir uns vor einer Hand voll Elender fürchten, die wahrſcheinlich uns ſelbſt fürchten werden, ſo bald wir auf ſie zukommen. Folget mir. — Wir wollen uns mit Prügeln bewaffnen, und ſie auf ihrem Poſten angreifen, wofern ſie Miene machen, uns anzuhalten.

Sie ſchwiegen. — Wohlan, fuhr ich fort, wenn euch mein Vorſchlag zu verwegen vorkommt, ſo laſſet uns zur Liſt unſre Zuflucht nehmen. Wir wollen, wie unſer Wirth, uns ſtellen, als ſuchten wir verirrte Pferde. Dieſe Idee war ſo wenig nach ihrem Sinne, als die erſte, und ich wunderte mich auch darüber nicht. Die Furcht nimmt keinen Rath an, als von ſich ſelbſt und unglüklicherweiſe kennt ſie ſelten ein anderes Rettungsmittel, als die Flucht, wodurch ſie gewöhnlich, ſtatt vermindert zu werden, noch vermehrt wird.

Schlagen wir den ſicherſten Weg ein, ſagte mein Wirth, der mit Schmerz ſah, daß dieſe Auſterſeelen nicht erwärmt werden konnten: Erwarten Sie mich hier, ich will noch einmal auf Kundſchaft ausreiten. Vielleicht, daß ich zur Rechten oder Linken einen Umweg entdekke, auf welchem wir nichts zu beſorgen haben.

Er entfernte ſich hierauf. Meine drei Führer legten ſich alſogleich mit den Bäuchen auf die Erde. Ich betrachtete ſie in dieſem Zuſtande; ſie waren faſt ganz ſinnlos. Noch jezt kann ich nicht begreifen, wie die Liebe zum Leben alle Kräfte niederdrükken kann, die zur Vertheidigung deſſelben nothwendig ſind.

Das Haupt der übrigen, dieſer ſonſt dem Anſchein nach ſo beherzte Menſch, erhob ſich einige Augenblikke darauf, und munterte ſeine Kameraden auf, mit ihm zu entfliehen. Jezt konnte ich meinen Unwillen nicht länger zurük halten. Wie, ihr Feigherzigen! ſagte ich: ihr wollet mich alſo preiß geben? — Mein Gott, erwiederten ſie, wie aus Einem Munde, ſollen wir uns Ihretwegen hängen laſſen, da wir Ihnen doch nicht helfen können? — Hängen, oder nicht, verſezte ich mit ſcheinbarer Entſchloſſenheit; es gilt hier kein Ueberlegen mehr. Ihr habt euch anheiſchig gemacht, mich bis dahin zu begleiten, wo ich eurer nicht mehr nöthig haben werde. Zittert, mein Entſchluß iſt gefaßt. Wenn euer Wort, eure Schwüre, die Belohnung, die euch erwartet, wenn die Achtung, die ihr mir ſchuldig ſeyd, wenn nichts euch zurükzuhalten vermag, ſo werde ich ſelbſt augenbliklich die Koſaken herbeirufen; muß ich zu Grund gehen, gut! ſo will ich es lieber durch mich ſelbſt, als durch euch, und mich zugleich an euch Niederträchtigen rächen.

Dieſe Worte, mit einem feſten Tone geſprochen, verfehlten ihre Wirkung bei dieſen Elenden nicht. Die kleinere Furcht wurde von der größern beſiegt. Glüklicherweiſe kehrte auch mein Wirth bald wieder zurük. Er verſicherte, daß ſich die Koſaken zurükgezogen hätten. In dieſem Augenblikke erhoben ſich meine drei Poltrone von der Erde, und ihr Anführer, welcher ſein voriges Air wieder annahm, ſagte mir mit einem Tone, der um ſo unverſchämter war, je unterwürfiger und beſcheidner er ſchien: Konnten Sie glauben, daß wir Sie verlaſſen würden? Alles, was bisher vorgefallen iſt, mußte Sie von unſrer Treue überzeugen. Gebet mir jezt Beweiſe davon, entgegnete ich, indem ich ihm einen Blik voll Verachtung zuwarf, und ſprechet nicht mehr vom Fliehen.

Bei dieſen Worten beſtieg ich mein Pferd, wurde aber bald gewahr, daß meine Begleiter, troz ihrer mir eben wieder gegebenen Verſicherung von Treue, mir nur von weitem folgten, wahrſcheinlich in der Abſicht, mich beim erſten Anſcheine von Gefahr zu verlaſſen.

Ich ritt neben meinem Wirthe her. Ohngefähr nach einer halben Stunde kamen wir auf den Straſſendamm, wo uns bald ein ruſſiſcher Wagen mit drei Perſonen aufſtieß, welchen wir aus dem Wege gehen zu müſſen glaubten. Wir verbargen uns hinter ein dichtes Gehäge, wo wir nicht leicht entdekt werden konnten. Hundert Schritte von da lieſſen wir unſere Pferde, und legten beinahe eine Viertelſtunde zu Fuße zurük. Hier, ſagte mein Wirth, iſt der Ort, welcher zu Ihrer Ueberfahrt beſtimmt iſt. Ich verlaſſe Sie einen Augenblik; haben Sie die Güte, ſich ſo lange in dieſem Gebüſche zu verbergen, bis ich das Schiff herbei geſchafft habe.

Er ließ nicht lange auf ſich warten. Meine Begleiter hörten früher, als ich, das Geräuſch der Ruder; ſie eilten herbei, um ſich zu mir zu geſellen. Wir beſtiegen das Schiff, und machten endlich dieſe, ſo ſehnlich gewünſchte, und mit ſo vielen Mühen und Gefahren erkaufte Ueberfahrt.

Als wir das jenſeitige Ufer nahe erreicht hatten, nahm ich meinen Wirth bei Seite, dankte ihm für alles, was er für mich gethan hatte, und drükte ihm von den zweihundert Dukaten, die ich bei meiner Abreiſe aus Danzig, auf Zureden des franzöſiſchen Geſandten, zu mir geſtekt hatte, ſo viel in die Hand, als ich in der meinigen faſſen konnte. Ich dachte, ihm dadurch nicht ſo wohl eine Freude zu verurſachen, als mich von einer Schuld zu befreien. Dieſer redliche Landmann wurde überraſcht, und ich darf ſagen, beſchämt. Er ſuchte ſich von mir loszumachen. Nicht doch, ſagte ich — nehmt immerhin dieſes kleine Geſchenk von mir an, Ihr erweißt mir dadurch einen neuen Dienſt, und gebt mir einen neuen Beweiß Eurer Anhänglichkeit. Da ich ſtärker in ihn drang, und er mehr Mühe hatte, ſich meiner Dankbarkeit zu erwehren, ſo wurden die übrigen auf uns aufmerkſam; und glaubten, daß wir in einen kleinen Zwiſt gerathen wären. Sie drängten ſich herzu, um mich zu beſchwichtigen. Mein Wirth bemerkte dieß, und ſagte ſchnell: Um der Sache ein Ende zu machen, und Sie zufrieden zu ſtellen, will ich zwei Dukaten annehmen, und dieſe als ein ewiges Andenken aufbewahren, daß ich ſo glüklich war, Sie in meinem Hauſe zu bewirthen.

Dieſer Zug von Edelmuth rührte mich um ſo mehr, je ſeltner eine ſolche Denkungsart bei Leuten ſeines Standes zu ſeyn pflegt. Er nahm die zwei Dukaten aus meiner Hand mit einer Art, die ich nie vergeſſen werde, und dankte mir ſo, wie ich ihm gedankt haben würde, wenn er alles angenommen hätte, nicht nur was ich ihm geben wollte, ſondern was ich ihm geben zu können wünſchte. —

Einige hundert Schritte von der Weichſel erreichten wir ein großes Dorf. Der Tag brach eben an, und mir war äuſſerſt daran gelegen, meinen Weg weiter fortzuſezzen. Ich erfuhr, daß die Ruſſen auch auf dieſer Seite noch einige Poſten ausgeſtellt hätten, und die Koſaken bisweilen in dieſer Gegend fouragirten und plünderten. Ich verlangte ſogleich Pferde; aber es war unmöglich, mir ohne den Beiſtand meiner Schnapphähne welche zu verſchaffen. Dieſe feigen Schurken glaubten nun nichts weiter befürchten zu dürfen. Sie würdigten ſich nicht, mich anzuhören, und giengen in eine Schenke. Ich folgte ihnen dahin, und fand ſie ſchon alle drei in einem elenden Bette im Schlaf begraben. Ich mußte mir nun gefallen laſſen, zu thun, was ſie hätten thun ſollen — nämlich die Runde um das Haus zu machen, um nicht unverſehens von den Feinden überfallen zu werden.

Aergerlich über dieſes langweilige Geſchäft, und mehr noch über den Verluſt einer koſtbaren Zeit gieng ich in ihr Schlafzimmer, wekte einen von ihnen ſanft auf, und überredete ihn endlich, mir einen Wagen oder Karrn zu verſchaffen, wie er auch beſchaffen ſey, und um welchen Preis es ſeyn möchte. Nach zwei Stunden kam er wieder zurük, aber ſo betrunken, daß er ſich nicht zu halten vermochte. Er brachte einen Menſchen mit ſich, der mir Pferde und einen mit Kaufmannswaaren beladenen Wagen vermiethen wollte, doch unter der Bedingung, daß ich mir gefallen laſſen müßte, den Werth der Waaren in klingender Münze zu hinterlegen. Er fürchtete, die Koſaken möchten ſelbige für eine gute Priſe erklären. In einem ſolchen Falle, meinte er, müſſe man thun, was billig iſt; denn er ſelbſt hätte dem Beſizzer der Effekten Bürgſchaft geleiſtet.

Da ich weder Zeit zu verlieren hatte, noch ſonſt einen Ausweg vor mir ſah, ſo entſchloß ich mich, die ganze Wirthſchaft an mich zu kaufen. Sie wurde auf fünf und zwanzig Dukaten geſchäzt, die ich ſo haſtig aufzählte, als glaubte ich, einen beträchtlichen Profit bei dieſem Handel zu machen.

Dieſer übereilte Kauf eines Mannes, den man für einen wenig bemittelten Bauern halten mußte, erregte die Aufmerkſamkeit einiger umſtehenden

Landleute. — Es lieſen ihrer bald mehrere herbei, man thát allerlei Fragen an mich, als mein trunkener Begleiter, wahrſcheinlich durch den Reſt des Goldes, welches er mich hatte einſtekken ſehen, gereizt, mir auf eine áuſſerſt grobe und beleidigende Art ſeine bisher geleiſteten Dienſte vorhielt. Er rühmte ſeine Treue, und ſogar ſeinen Muth; er erinnerte mich an all die Gefahren, denen er ſich meinetwegen ausgeſezt hätte, und ſezte hinzu, wie er nicht der Düpe des Opfers ſeyn wolle, welches er mir aus gutem Willen gebracht habe: er verlange zu wiſſen, was ich ihm für ſeinen Theil als Belohnung geben würde.

Von allen Gefahren, die mich bisher bedrohet hatten, war dieſe vielleicht die gröſste. Der Nichtswürdige konnte freilich nur halbe Worte hervorbringen; aber die Umſtehenden ſchienen ſich doch für ihn zu intereſſiren, weil ſie das Recht auf ſeiner Seite glaubten. Wie leicht konnte ich ihnen noch verdächtiger werden, und wie ſchwer (wo nicht gar unmöglich) war es unter ſolchen Umſtänden zu entwiſchen, wenn ſich etwa ein paar Koſaken in der Nähe zeigten.

Beſonders fürchtete ich, der Anführer meines Trupps, der von Natur frech und ungeſtümm war, möchte mit dieſem und den übrigen gemeine Sache machen. Mein Geheimniß konnte auskommen, und welche Gefahren warteten dann meiner! Doch dießmal kam es anders. Dieſer Anführer benahm ſich ſo, wie ich es nie von ihm erwartet hätte. Er erhob ſich gegen den Trunkenbold, und ſprach im Tone eines Gebieters, worin er ſich ſo wohl gefiel: Burſche, worüber haſt du dich zu beklagen? Waren deine Mühſeligkeiten und Gefahren nicht auch die unſrigen, und wann fiel es uns ein, ſolche Forderungen zu machen? — Hierauf wendete er ſich an die Umſtehenden, und fuhr fort: Glaubet dieſem Blödſinnigen nicht. Im Rauſche glaubt er ſich immer unter Königen und Fürſten; wenn ihr ihm noch eine Weile zuhöret, ſo wird er euch aus mit wenigſtens einen Herzog machen, obgleich ich ein eben ſo armer und unglüklicher Bauersmann bin, als er ſelbſt.

Durch dieſe Worte kehrte ſich der Lärm und das Murren des Volkes gegen den Betrunkenen; es entſtand ein allgemeines Hohngelächter. Uebrigens bemerkte ich doch neugierige Blikke, die auf mich gerichtet waren, und ich hielt es daher für das Räthlichſte, dieſes Dorf ſogleich zu verlaſſen. Gerne hätte ich mich meines betrunkenen Führers entledigt; allein ich beſorgte, er möchte in ſeinem Zuſtande mein Geheimniß, welches er ſchon ahnden ließ, gänzlich verrathen. Ich ließ ihn daher neben mich auf den Wagen bringen. Der Anführer ſezte ſich auf die Pferde, und den dritten ſchikte ich zurük, um den Geſandten von meinem glüklichen Uebergang über die Weichſel zu benachrichtigen.

Wir reiſeten aus dem Dorfe ab, ohne uns nach dem Wege zu erkundigen, damit, wenn man uns nachſezzen ſollte, niemand unſre Spur verrathen konnte. Wir wußten nicht, wo wir uns befanden. Ich kannte das Land ein wenig aus der Karte, und darnach richtete ich mich. Da wir die Nogat paſſiren mußten, ſo ſuchte ich den Punkt zu gewinnen, wo ſie ſich von der Weichſel ſcheidet, und ließ daher die Stadt Marienburg, wo ſich eine feindliche Garniſon befand, zur Linken.

Wir kamen an verſchiedenen Dörfern vorüber, die von Ruſſen und Sachſen beſezt waren, ohne daß uns jemand ein Wort geſagt hätte. So noth wir es auch hatten, ſo wagten wir es doch nirgendswo, Halt zu machen, und einen Fuß auf den Boden zu ſezzen. Inzwiſchen wurde die Hizze immer drükkender, und wir konnten die Pferde nicht mehr weiter fortbringen.

Glüklicherweiſe entdekten wir hundert Schritte von dem Wege ein einzelnes Haus, wo wir einkehrten, und unſere Pferde einige Stunden weiden ließen.

Um acht Uhr Abends gelangten wir an das Ufer eines Bachs. Nahe dabei ſtand eine Hütte, und einige Schritte ſeitwärts lag ein alter durchlöcherter Kahn im Sande. Welch Glük! riefen meine Leute; hier iſt endlich die Nogat, und zugleich ein Schiff, um darüber zu ſezzen. Dieß traf nicht mit meinen Konjekturen überein, und doch wagte ichs auch nicht, ihnen zu widerſprechen. Schon gaben ſie ſich daran, das Schiff in den Fluß zu bringen, als ein Bauer dazwiſchen kam, bei dem ich mich erkundigte, ob dieß die Nogat ſey? — Bewahre, antwortete er, es iſt die Weichſel. Die Nogat fließt anderthalb Stunden von hier.

Dieſe Entdekkung konnte nicht erwünſchter kommen. Wir waren ohne Rettung verloren, wenn wir wieder an das jenſeitige Ufer kamen. Wir traten in die Hütte, und gaben uns für Fleiſcher von Marienburg aus, die jenſeits der Nogat Vieh einkaufen wollten. — Da werdet ihr ſchwer hinüber kommen, verſezte der Wirth. Alle Schiffe in dieſer Gegend bis auf die kleinſten Fiſcherböthe ſind von den Ruſſen weggeführt und nach Marienburg gebracht worden.

Alſo immer neue Hinderniſſe, ſagte ich zu mir ſelbſt, und auch noch da, wo ich über alle hinaus zu ſeyn hoffen durfte. — Doch ich war ſchon ſo vielen Gefahren entronnen, warum ſollt' ich am Ziele derſelben den Muth ſinken laſſen! Dieſe Betrachtung erheiterte mich ein wenig.

Ich brachte die Nacht ſchlaflos in der Scheune zu. Mit der Morgendämmerung waren meine Schnapphähne bei der Hand. Sie waren der Meinung, um über jenen Bach zu kommen, ſey kein anderes Mittel, als die Brükke von Marienburg zu paſſiren. — Ha, rief ich aus, ich kenne euch nicht mehr. Seyd ihr es wirklich, die ſo viel Muth zeigen? Wie? ihr wollet jezt einer zahlreichen Garniſon von regulirten Truppen Troz bieten, und erbebtet doch vor einem Haufen elenden Raubgeſindels? Wiſſet ihr nicht, welche Gefahren meiner in jener Stadt warten, und daß ihr dort wahrſcheinlich das Gefängniß und den Galgen finden werdet, vor denen ihr einen ſo großen Abſchen habt? — Ich glaubte, dieſe Vorſtellung wäre triftig genug, ſie von ihrem Vorhaben abzubringen. Ich irrte mich. Sie beſtanden darauf, und drohten ſelbſt mich zu verlaſſen, wenn ich ihnen nicht folgen würde. War dieß Narrheit oder Verzweiflung? Ich weiß es nicht; aber nur auf vieles und inuſtändiges Bitten überließen ſie ſich meiner Wahl.

Mein Vorſchlag war in der That unverwerflich. Gehen wir wenigſtens bis ans Ufer der Nogat, ſagte ich. Finden wir kein Mittel, hinüber zu kommen, wohlan! dann wird es noch immer Zeit ſeyn, den Weg über die Brücke von Marienburg zu nehmen.

Wir giengen eine Strekke auf dem Straßendamm zurük, und von da ſeitwärts durch Geſtrüppe und abſcheuliche Wege. Ziemlich weit von unſerm Nachtlager, trafen wir ein Dorf an, wo ich es für nöthig hielt, Nachfrage zu thun. Meine Begleiter mißbilligten dieß. Sie fanden es bedenklich, uns bei Bauersleuten, von denen wir nichts zu fürchten hatten, nach dem Wege zu erkundigen, und kurz zuvor hatten ſie ſich bis an die Thore einer Stadt wägen wollen, die einer der ſtärkſten Waffenplätze unſerer Feinde war. — Es iſt auch ganz überflüſſig, uns lange hier herumzutreiben, ſezten ſie ganz treuherzig hinzu; denn es wird uns doch nichts übrig bleiben, als der Weg nach Marienburg.

Ich begriff dieſe Menſchen nicht mehr, die ich doch zu kennen geglaubt hatte. Ich legte mich neuerdings aufs Bitten. Mein Betrunkener, deſſen Muth vielleicht nichts weiter als ein Reſt vom geſtrigen Branntweinrauſche war, erbot ſich endlich, Erkundigung einzuziehen, und gieng in dieſer Abſicht in das nächſte Haus. Er kam bald wieder zurük, um mir zu ſagen, daß die Bewohner des Hauſes blos polniſch ſprächen, und nichts von ſeinen Fragen verſtanden hätten. Gut, ſagte ich, ich verſtehe ihre Sprache aus dem Grunde, und werde dir mit Vergnügen zum Dollmetſcher dienen.

Ich war eben im Begriffe, vom Wagen zu ſteigen; aber meine Begleiter waren dieſen Tag vom Dämon des Widerſpruchs beſeſſen. Sie mißbilligten mein Vorhaben, aus Furcht, ich könnte mich durch meine Sprache verrathen. Ich erinnerte ſie lachend an ihre Herzhaftigkeit, und wollte ſchon den Fuß auf den Boden ſezzen, als ſie vor mich hintraten und betheuerten, ſie würden lieber ſterben, als mich einen Schritt vorwärts thun laſſen. Dieſe beiſpielloſe Unverſchämtheit brachte mich auſſer aller Faſſung. Ich ſtieß ſie weg, und — mein entſchloſſenes Ausſehen ſchrekte ſie, und ſie nahmen zu andern Drohungen ihre Zuflucht. Nun denn, ſagten ſie, wenn es Ihre Abſicht iſt, uns zu verderben, ſo wollen wir Sie dieſen Augenblik verlaſſen. — Mir recht, erwiederte ich. Geht, ſo bald, und wohin es euch beliebt. Ich wünſche euch eine glükliche Reiſe. Mit dieſen Worten kehrte ich ihnen den Rükken, und gieng in das Haus, wo ich eine Frau antraf. Mit all der Höflichkeit, die mir meine Verkleidung erlaubte, ſagte ich ihr, daß ich jenſeits des Nogats einiges Schlachtvieh einzukaufen wünſchte, und ſie daher erſuchte, mir einen Ort zum Ueberſezzen anzuzeigen. — Ihr kommt eben recht, entgegnete ſie, und habt nicht nöthig, weiter zu gehen; denn ich habe einige Stükke zu verkaufen, und ich denke, wir werden leicht über den Preiß einig werden. — Da war ich nun hübſch angeführt! Aber ich ſuchte meine Verlegenheit zu verbergen, und erwiederte, daß ich jenſeits eine Summe Geldes zu erheben hätte, und daher ihr Vieh erſt bei meiner Zurükkehr mitnehmen könne. — Aber wie wollt Ihr hinüber kommen, fragte ſie? Weit umher iſt kein Nachen. — Ich erwarte deßfalls von euch guten Rath, verſezte ich ganz treuherzig, und will euch lieber dankbar ſeyn, als ſonſt jemanden. Ich kenne das Land; es iſt bei dem Verkehr, den ihr mit den Leuten jenſeits habt, unmöglich, daß nicht irgendwo — troz aller Vorkehrungen der Ruſſen, eine Gelegenheit zur Ueberfahrt ſich finden ſollte. — Ich ſehe wohl, antwortete ſie lächelnd, daß Ihr ein ehrlicher Mann ſeyd. Verzieht einen Augenblik, ich will Euch meinen Sohn mitgeben, der euch eine Viertelſtunde von hier bringen wird. Am andern Ufer wohnt ein Fiſcher, der ſein Freund iſt, und einen kleinen Nachen in ſeinem Hauſe verborgen hält. Auf ein gegebenes Zeichen wird dieſer Mann kommen, und Euch überſezzen. Ich machte dieſer Frau tauſend Dankſagungen nach bäuriſcher Art, und verließ hierauf ihr Haus, begleitet von ihrem Sohne.

Ich ließ den Burſchen auf meinen Wagen ſteigen, und wollte eben wegfahren, als meine Schnapphähne, die noch da waren, ob ich mir gleich das Anſehen gegeben hatte, als bemerkte ich ſie nicht, ſich zeigten, um ebenfalls aufzuſteigen. Mein zurükhaltendes Weſen, und der Anblik meines neuen Führers hatten ſie wie verſteinert. Aber es war jezt nicht der Zeitpunkt, ihnen Vorwürfe zu machen, vielmehr hatte ich noch Urſache, ihrer zu ſchonen. Vielleicht waren ſie nie geneigter, als in dieſem Augenblikke, mich zu verrathen. Ich ließ ſie daher aufſizzen, ohne ſie eines Blikkes zu würdigen.

Bei unſrer Ankunft an der Nogat gab der junge Menſch das Zeichen. Augenbliklich kam der Fiſcher aus ſeiner Hütte, ſchleppte längs dem Ufer einen kleinen Nachen her, ließ ihn ins Waſſer und ſchiffte herüber. Ich ſtieg mit einem meiner Führer hinein; den andern ließ ich bei meinem Fuhrwerk, und befahl ihm, die Zurükkunft ſeines Kameraden zu erwarten, welchen ich noch denſelben Tag zu entlaſſen gedachte.

Ich befand mich kaum am jenſeitigen Ufer, als ich die Augen gen Himmel erhob, und ihm für meine Rettung aus ſo vielen Gefahren dankte.

In einem benachbarten Dorfe kaufte ich einen neuen Wagen mit zwei Pferden. Ich entließ hierauf meinen Begleiter, und gab ihm noch ein Billet für den Geſandten mit, welches blos zwei Worte in Chiffern enthielt, wozu der Miniſter den Schlüſſel hatte. Jezt war ich allein, und nahm den Weg nach Marienwerder, einer kleinen Stadt im Preuſſiſchen.

Im Thore dieſer Stadt hatte ich noch die Fragen eines Zollſchreibers auszuhalten, denen ich mit guter Art entſchlüpfte. Ich fuhr durch die Stadt, auf meinem Wagen ſizzend, und lachte mehr als einmal über meine Equipage. Mein Aufzug war in der That nicht ſehr glänzend; aber kein leerer Prunk würde die Freude haben vermehren können, die mich in dieſem Augenblikke erfüllte. Ich trug die Gerechtigkeit meiner Sache, die Liebe meiner Unterthanen, die Ruhe meines Gewiſſens, und wahrſcheinlich auch die Achtung meiner Feinde mit mir. Wie viele Gründe zur Zufriedenheit! Die Erinnerung des Unglüks iſt nur für diejenigen ſchmerzhaft, die es ſich ſelbſt zugezogen hatten, oder nicht ſtandhaft genug zu tragen wußten.

## Ritterliche Uebungen.

Vor ohngefähr zehn oder zwölf Jahren machte ich auf einer Reiſe durch Schwaben die Bekanntſchaft des Herrn von °, eines deutſchen Edelmannes von altem Schrot und Korn, welcher mir unter andern auch folgenden Zug aus der Sittengeſchichte ſeiner Jugend erzählte. Wenn die jungen Edelleute, wie es dazumal ſehr oft geſchah, bei einem freundſchaftlichen Kränzchen den begeiſternden Becher ſo oft geleert hatten, daß alles um ſie zu tanzen anfieng, ſo wurde gewöhnlich noch zum Beſchluß ein Wettſchießen beliebt. Ein jeder lud ſein Piſtol, füllte daſſelbe hierauf bis oben mit einem Wein, der wenigſtens ſo alt als der Schüzze war, ſpannte den Hahn, leerte — den Finger am Drukwerk — den Lauf des Gewehres, und drükte in demſelben Nu nach dem vorgeſtekten Ziele ab.

Ich geſtehe, daß dieſe Art von Luſtbarkeit ein wenig halsbrechend war, auch ſcheinen die jungen Schwäbiſchen Edelleute in unſern Tagen dieß eingeſehen zu haben. Ein neuerer Reiſender durch jene Provinz war Zeuge von einem andern weniger gefährlichen Ritterſpiele.

Der Gutsherr des Ritterguts A— in der Nähe von Schwäbiſchhalle, hatte einige Freunde — darunter auch Fräuleins, bei ſich, denen zu Ehren er ein Schießen mit Bolzen anſtellte. Ein armer, einfältiger Kerl, der gewöhnlich den Hanswurſt machte, mußte ſeinen entblößten Hintern zur Zielſcheibe hergeben; für jeden Treffer bekam er acht Groſchen — und dann erſchallte jedesmal ein lautes Bravo! Die Fräuleins ſahen nur durch die Fächerſtäbe zu!

Hier hätten wir alſo alte und neue Chevalerie im artigſten Kontraſte!

## Freiheits-Apoſtel Zimmermann.

Ich ehre den Mann, der Muths genug beſizt, ſeine Ueberzeugung — Guillotinen und Holzſtößen gegenüber — zu bekennen, auch wenn es nur ein ſchöner Traum ſeyn ſollte, um deßwillen er ſich opfert; aber eben ſo ſehr verabſcheue ich die unberufenen Aufklärer, welche, um Tag zu machen, uns die Häuſer überm Kopf anſtekken, und die gewaltthätigen Apoſtel der Freiheit, die ihr Evangelium mit dem Dolch aufdringen, und die Zuchthäuſer, welche gegründete Anſprüche auf ſie hätten, zu Tempeln ihres Gözzen einweihen.

Franz Anton Zimmermann, ehemals Profeſſor zu Heidelberg, und Pfarrer zu Wiesloch, gehört in dieſe Klaſſe. Er machte ſich zuerſt als Antagoniſt der geſunden Vernunft in der Wiecheliſchen Streitſache bekannt. Wie hätte er auch einer Handvoll Dukaten widerſtehen können, wo es blos darauf ankam, ſeine Ueberzeugung zu verläugnen, und einem redlichen Manne ein Anathem auf die Stirne zu brennen! — Schulden machten ihn hierauf zum Kandidaten des Lazariſtenordens;

aber kaum waren ſeine Laus Deo durch die ehrwürdigen Deutſch-Franzöſiſchen Söhne des heiligen Lazarus garantirt, als er ihre Geſellſchaft verließ, oder vielmehr es dahin brachte, daß man ihn gerne gehen ließ. Er beſtand hierauf einige kleine Abentheuer, und wurde zulezt Pfarrer in Wisloch an der Bergſtraße. Auch hier hatte er bald wieder in ſeinen Rechnungen ein Minus nihilo; Gläubiger drängten ihn von allen Seiten, und bei einem weniger erfinderiſchen Genie, war er ohne Rettung verloren. Er fand bald ein unträgliches Mittel, ſich aus ſeiner Verlegenheit zu ziehen. Eine Prieſterin der Venus Volgivaga ſprach bisweilen bei ihm ein. Von dieſer erfuhr er in vertraulichen Augenblikken, daß mehrere Excellenzen und Hochwürden Gnaden, beſonders in Speier — ſich mit ihr in Verwandtſchaft gebracht hätten. Zimmermann baute auf dieſe Nachricht ſeinen Plan. Die Donna mußte ſich einen dikken Bauch machen; er gieng hierauf mit ihr nach Sp., verlangte bei jedem ihrer Kunden ein geheimes Gehör, ſtellte ſich äuſſerſt beſorgt um die Ehre dieſer Herren, und ſchlug ihnen vor, ſich mit der Dame im Stillen abzufinden. Natürlich zeigten die geiſtlichen Herren ſich höchſtbereitwillig dazu, und wußten es dem Herrn Zimmermann noch obendrein Dank, „daß er die

Sache zu vermitteln übernommen hatte. Sie gaben, je nachdem es der Beſtand ihrer Kaſſen erlaubte, und der Herr Pfarrer Zimmermann brachte auf dieſe Art gegen 15000 Gulden zuſammen. So reich war er noch nie geweſen; er glaubte, eine ſolche Summe laſſe ſich nicht erſchöpfen, und machte mit der Dame, die ihm dazu verholfen hatte, einige Luſtreiſen. Aber bald regte ſich einiger Verdacht. — Man ahndete den Betrug, und bedrohte ihn mit dem Zuchthauſe. Zimmermann hatte keine Luſt, ſein Lebenlang auf Koſten des Staates unterhalten zu werden — er entwiſchte nach Frankreich, und predigte Freiheit.

Er zog eine Zeitlang als Miſſionär im Elſaß umher. Mit dem Säbel in der Fauſt beſtieg er die Kanzel, und rief: Sehet, Franken! dieß iſt euer Gott! Er allein kann euch retten.

Als Cüſtine hierauf in Deutſchland einbrach, machte er ſich an dieſen General, und erbot ſich, ihm Mannheim in die Hände zu liefern. Er wollte, um dieſe Abſicht zu erreichen, an einigen Ecken der Stadt Feuer anlegen. Cüſtine lehnte den Vorſchlag ab. Merkwürdig iſt die Antwort, welche er dem Revolutionstribunal, wo Zimmermann ihm, als Kläger, gegenüber ſtand, über dieſen Punkt ertheilte. — „Kaum, ſagte er, ſetzte ich einen Fuß nach Deutſchland, als mich ſchon alle Narren dieſes Landes angiengen, und mir ihre Städte und Dörfer überliefern wollten. Wie durft' ich etwas gegen Mannheim unternehmen, da der Kurfürſt damals noch neutral war." —

Unter Robespierre's Blutherrſchaft fand Zimmermann vollkommen ſeine Rechnung. Aber der Sturz dieſes Ungeheuers war auch der ſeinige. Er wurde verhaftet; aber doch durch das peinliche Gericht des niederrheiniſchen Departements wieder freigeſprochen. Bald darauf ließ ihn ein Volksrepräſentant, der in Straßburg auf Sendung war (ſein Name iſt mir entfallen), aufs neue einkerkern. —

Wahrlich! es giebt keine beiſſendere Satyre auf die Freiheit, als wenn ſie von ſolchen Menſchen gepredigt wird.

* * *

# Alſo der Rhein Frankreichs neue Grenze.

Man muß den Franzoſen (Frankreichern, Neu-Franken, Weſt-Franken, oder wie man ſie ſonſt taufen will) die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie manchmal recht hübſche Motionen machen. Dahin gehört unter andern die Erklärung der konſtituirenden Nationalverſammlung, künftig nie mehr eine Handvoll fremden Landes erobern zu wollen. Um konſequent zu ſeyn, mußten ſie ſich freilich zu dieſem Grundſazze verſtehen. Die ſpäter folgenden Partheien dachten anders über dieſen Punkt. Trunken von ihrem Waffenglük, vielleicht auch von dem Phantom einer Weltbürgerrepublik begeiſtert, dehnten ſie die Gränzen ihres Reichs gegen Süden und Norden über im Fluge eroberte Provinzen aus, und tragen ſich jezt ſogar mit der glänzenden Idee, welche ſchon ihren Königen ſo theuer zu ſtehen kam — den Rhein zur Gränze ihrer Republik gegen Deutſchland zu machen.

Die Vertheidiger dieſes Projekts ſtüzzen ſich auf folgende zwei Hauptgründe:

1) Der Rhein, ſagen ſie, giebt uns die meiſte Sicherheit.
2) Die zwiſchen demſelben und der Maaß liegenden Länder bieten uns eine hinreichende Entſchädigung für die Kriegskoſten dar.

Was den Punkt der *Sicherheit* betrift, ſo möchte doch noch Manches dagegen einzuwenden ſeyn. Ein doppelter Gurt von Feſtungen und Gebirgen, der Frankreichs Grenze, von Baſel bis Dünkirchen, ausmacht, gewährt doch wohl mehr Sicherheit, als ein mittelmäßiger Fluß, deſſen Uebergang noch ſelten hat verwehrt werden können. Ein Mann, deſſen Stimme hier geltend ſeyn muß, oder keine, *Friedrich* II. ſagt in der Inſtruction für ſeine Generäle:

> „Nichts iſt ſchwerer, wo nicht gar unmöglich, als den Uebergang eines Fluſſes zu wehren, beſonders, wenn die Angriffslinie von zu großer Ausdehnung iſt. Ich würde nie einen ſolchen Auftrag übernehmen, wenn die zu vertheidigende Strekke mehr als acht Meilen in der Länge hat, und wenn nicht in dieſer Weite eine oder zwei Redouten an dem Ufer des Fluſſes aufge-

worfen ſind. Auch müßte nirgends eine Furth hindurchgehen.“

Dieß iſts nicht allein. Der größte Theil der neueroberten Länder jenſeits des Rheins wird von Deutſchen bewohnt, die ſo ganz verſchieden ſind von den Neufranken durch Sprache, Sitten und Meinungen, ſo ganz abgeneigt einer Revolution, deren eiſerne Hand noch ſchwer auf ihrem Nakken liegt. Die Anhänglichkeit an ihre Nation, an ihre Verfaſſung wird ihnen noch lange bleiben, es wird ſie empören, einem fremden Stamme eingeimpft zu werden: denn man ſage, was man wolle, ein Volk läßt ſich ſchwer ſeinen urſprünglichen Namen entreiſſen; und beſäße es ſo wenig Nationalſtolz, daß es gleichgültig dabei bliebe, ſo wäre es wahrlich eine ſchlecht Acquiſition für eine Republik. Die deutſchen Provinzen jenſeits des Rheins würden daher immer eine ſchwache Seite der Frankenrepublik machen, und die Bewohner derſelben bei Gelegenheit, wo Deutſchland mit Frankreich in einen Krieg verwikkelt werden ſollte, ihren alten Landsleuten hilfreiche Hand bieten. *

O wahrlich, nicht Feſtungen und Flüſſe, nicht Gebürge und Moräſte geben einem Volke Sicher-

---

* Wer Beiſpiele haben will, der findet ſie häufig in der Geſchichte Griechenlands.

heit; dieſe findet es einzig in ſeiner Verfaſſung und in ſeinem Muthe. Werden die Tugenden der alten Republiken auch in der Neufränkiſchen einheimiſch werden, dann hat ſie von ihren Nachbarn nichts zu beſorgen. Man wird ihre Freundſchaft ſuchen, nicht ihren Haß.* Gegen ein tapferes, auf ſeine Verfaſſung ſtolzes, mäßiges und arbeitſames Volk macht man ſelten Eroberungsprojekte.

Freilich würde der franzöſiſche Handel aus einer ſolchen Vereinigung mancherlei Vortheile ziehen; aber ſind dieſe ſo groß, daß ſie das Leben von fünfzig oder ſechszig tauſend Bürgern aufwiegen, die bei einer längern Fortdauer des Krieges noch fallen könnten? Will man Frankreich ſelbſt veröden, um ihm eine weitere Ausdehnung zu geben? Will man lieber eine große Wüſte, als ein kleineres angebautes Land? Eine Provinz, und wenn ſie auch Gold- und Diamantengruben enthielte, wird mit dem Blute eines einzigen braven Bürgers zu theuer bezahlt, und nirgends ſollte dieſes heiliger ſeyn, als in Freiſtaaten. Ueberdieß ſollten Republikaner gegen allzugroße Bereicherung durch Handel ein wenig mißtrauiſch ſeyn. In ſeinen unermeßlichen Schätzen fand Brittanien das Grab ſeiner

---

* Warum fürchten ſich die Franzoſen ſo ſehr vor der Nachbarſchaft Oeſtreichs? — Liegt die Republik der Eidgenoſſen nicht ruhig neben ihm?

Freiheit. Alle die Greuel, deren es ſich in Oſtindien ſchuldig machte, wo ſeine Handlungsdiener Könige abſezten, und Hunderttauſende der armen Eingebohrnen durch eine künſtlich erregte Hungersnoth ermordeten; der Einfluß der Hofparthie auf die Parlamentswahlen; das Wanken ſeiner Konſtitution ſelbſt, an deren geheiligte Tafeln Pitt ſeine Hand legte; alles dieß kommt auf Rechnung des unſeligen Kaufmannsgeiſtes, welcher in die Nation gefahren iſt. Rom fiel, nachdem es alle Völker auſſer ſich beſiegt, und ihre Reichthümer ſich zugeeignet hatte; alles war unter den Nachkömmlingen der Decier, Curier, Fabiuſſe, Cincinnatuſſe um Geld feil, ſo, daß ſelbſt der Barbar Jugurtha hohnlächelnd ausrief: Siehe da eine Stadt, die feil wäre, wenn ſich nur ein Käufer fände!

Franken! das Beiſpiel aller geſunkenen und noch ſinkenden Republiken diene euch zur Warnung!

Und was ſprechet ihr von Entſchädigung?

Von Deutſchland und Oeſtreich habt ihr wenigſtens keine zu fordern. Wer kündigte dem ſanften Leopold zuerſt den Krieg an? Wer verlezte die Rechte deutſcher Fürſten? Ihr ſpottet des Pabſtes, der Länder verſchenkte, die ihm nicht gehörten? Klüger waret ihr freilich, als er; ihr behieltet ſie für euch.

Ich bin ein unbeſoldeter Schriftſteller, der es mit keiner Partbei hält; denn die Wahrheit hat keine. Wäre mir eure Sprache geläufig, ich würde laut genug geſprochen haben, um von euch gehört zu werden. Vielleicht aber hören mich diejenigen meiner Landsleute, die zu euch flüchteten. Einer davon ſaß in eurem Comité der auswärtigen Angelegenheiten — möchte der Zufall ihm dieß Blatt zu Geſichte bringen, möchte er dadurch erinnert werden, daß er ein Deutſcher iſt, und wie wenig, ſelbſt in der erſten Freiheitsperiode, wo man doch der Göttin mit der rothen Mütze noch keine Menſchenopfer brachte, ſeine Landsleute am linken Rheinufer Luſt bezeigten, der Gleichheit und Freiheit zu huldigen. Um wie viel weniger jezt, wo ſie von denen, die den Hütten Frieden, und Krieg nur den Pälläſten bringen wollten, getäuſcht, ausgeplündert, gemißhandelt, alles Zutrauen zu ihren ſogenannten Befreiern verloren haben müſſen, und lieber unter das Joch des Dienſthandels, der Beamteninduſtrie und des Mätreſſenregiments zurückkehren, als ihr Heil in einer revolutionnären Konſtitution ſuchen würden.

* * *

## Leſſings Denkmal.

Daß wir Deutſchen auf unſere großen Männer ſtolz ſind, iſt gut und löblich; aber unſere großen Männer haben eben nicht Urſache, auf ihre Nation ſtolz zu ſeyn. Vor ohngefähr fünf Jahren beſuchte ich den Magnus-Kirchhof in Braunſchweig, und wollte mir Leſſings Grab daſelbſt zeigen laſſen. Ich las die Inſchriften auf den vergoldeten Leichenſteinen umher, und fand — Namen, die niemand kannte; aber nirgends einen Stein, der mir geſagt hätte:

**Hier ruht der Mann, der Nathan den Weiſen ſchrieb.**

In einer Ekke des Friedhofes ſtanden melancholiſche Fichten. Dort mag er vielleicht liegen, ſagte mein Führer.

Dort, unter armen Sündern. Meine Wange glühte von Zorn und Scham, und ich hatte Mühe, mit meinen Empfindungen an mich zu halten.

Man will jezt den Geiſt des großen Mannes verſöhnen, und ihm ein Denkmal errichten. Schon hat man deßfalls durch ganz Deutſchland Subſcriptionen eröffnet. Und was iſt eingegangen? Wer hat etwas gegeben?

Als man die Sache dem Fürſten von Roſenberg in Wien vortrug, erwiederte er:

> Wir ſorgen halter für unſere Leute — mögen ſie's mit den ihrigen auch ſo machen.

Sollte man nicht glauben, es wäre hier von einem armen alten Schulmeiſter die Rede geweſen, für den man einen Pläz im Hoſpital nächgeſucht hätte?

Ha! wenn Männer, wie Leſſing, nicht der Nation angehören, wer denn?

Schriftſteller Deutſchlands! bettelt nicht bei unſern Großen und bei unſern Krämern um ein Allmoſen zu ſeiner Beerdigung. Seine Manen würden zürnen darob. Euer ſey die Ehre, dem Verdienſte eures Mitbürgers ein Denkmal zu errichten. Ihr ſeyd arm? Um ſo rühmlicher für euch! Und eurer ſind ja viele. Wenn jeder, der ein Buch oder Büchlein zur Meſſe bringt, auch nur ein paar Thaler von ſeinem Honorar hergeben wollte: ſo würde die Summe ausreichen.

Wahrſcheinlich wird mein Vorſchlag von litterariſchen Frau Baaſen bewizzelt und beklatſcht werden. Immerhin!

In meinem Köcher raſſeln der Pfeile viel! — *

Doch das wäre zu viel Ehre, für die Herren, die mit ſtumpfen Bolzen ſchießen.

---

* Sie haben ausgeraſſelt, und mein armer Vetter muß ſichs nun gefallen laſſen, daß (um mich geniemäßig auszudrükken) die Hunde auf ſein Grab piſſen. — Unter andern hat ihn der Neuwieder Zeitungsſchreiber, nachdem er ihn vorher ſorgfältig beſchnüffelt, und kein Zeichen des Lebens mehr an ihm bemerkt hatte, mit einigen Fußtritten honorirt.

A. d. H.

## An den Herausgeber der Paragraphen.

Mein Herr!

Sie haben im erſten Faszikel Ihrer Paragraphen dem würdigen Arzt Hufeland eine wohlverdiente Lobrede über ſeinen Vorſchlag zur Errichtung von Todtenhäuſern gehalten. Aber Sie ſcheinen ihm auch die Erfindung dieſer ſchönen Idee beizumeſſen, und darin irren Sie. Dieſen Irrthum will ich hier berichtigen, ohne darum das Verdienſt jenes wakkern Mannes ſchmälern zu wollen.

Der verſtorbene Abt Gerbert zu St. Blaſii auf dem Schwarzwalde ließ ſchon vor mehr als zwanzig Jahren ein ſolches Todtenhaus erbauen. Er nöthigte aber das Volk nicht, ſich dieſer nützlichen Anſtalt zu bedienen; denn er wußte, daß man Schwächen nicht durch ein „Dieß iſt unſer Wille“ kurirt; vielmehr leitete er es geſchikt ſo ein, daß dabei der Aberglaube gegen das Vorurtheil — die Mutter gegen die Tochter, wirken mußte. Das Todtenhaus hat die Form einer Kapelle, und einen Altar; über demſelben ließ er das Bild eines Heiligen aufſtellen, der einen Todten wieder zum Leben erwekt. Dieſer Kunſtgriff verfehlte ſeine Wirkung nicht. Unter dem Schuzze eines Heiligen glaubte die fromme Einfalt ihre Todten geſicherter gegen die Neckereien des böſen Geiſtes, als in einem ungeweihten Hauſe. Hinter dem Altare, wohin die Todten geſtellt zu werden pflegen, iſt ein unterirdiſcher Ofen angebracht. Mittelſt deſſelben wird — bei eintretender Kälte — die Luft immer mäßig erwärmt, damit, falls in dem einen oder andern Körper noch einiges Leben vorhanden ſeyn ſollte, ſelbiges ſich nicht in Erſtarrung verliere. Das Volk, welches an Dingen dieſer Art gewöhnlich nur ſeinen plumpen Wiz übt, ließ man glauben, jener Ofen ſey zur bloßen Bequemlichkeit für diejenigen da, welche — wie es unter Katholiken Sitte iſt — bei den Leichen ihrer Anverwandten beten wollten.

Die Leute gewöhnten ſich ſehr bald daran, ihre Todten in dieſer Kapelle aufzuſtellen, ohne daß es hiezu eines Zwangsmittels bedurft hätte.

Wahrlich! man fühlt ſich geneigt, dem guten Abt, dieſes einzigen Zugs wegen, ſeine vielfältigen Angriffe gegen das älteſte Chriſtenthum und die neueſte Philoſophie zu vergeben.

## Ein Pfaffenſtükchen.

Der Kardinal Rohan-Collier hat ſich bekanntlich mit ſeinem hohen und niedern Klerus in dem Städtchen Ettenheim, dem Hauptorte ſeines dießſeitigen Duodezländchens, niedergelaſſen. Dieſe Herren ſezzen hier im Kleinen fort, was ſie in Frankreich nicht mehr im Großen treiben können. — Hier ein kleiner Beitrag zu ihrer künftigen Chronik.

Neulich erkrankte der Pfarrer zu Ettenheim, ein bejahrter Mann. Der Sekretär des Kardinals, ein gewiſſer Weinborn, hatte einen Schirmling bei ſich, dem er dieſe Pfründe zuſpielen wollte. Man ſtellte dem kranken Pfarrer vor, wie er wahrſcheinlich am Ende ſeiner Laufbahn ſtehe, und nun doch noch einen Menſchen glüklich machen könne, wenn er ſich nämlich entſchließen wollte, ſeine Pfarre gegen ein Kanonikat bei St. Peter in Straßburg zu vertauſchen.

Die Schlinge war fein. Es war nicht die Rede von einer Reſignation auf den Fall, daß der alte Mann ſterben würde, denn man ſah ſeine Wiedergeneſung vorher, ſondern von einem förmlichen

Tauſche. Der Pfarrer, der wirklich ſein Bündel zur lezten Reiſe ſchon gepakt hatte, ließ ſich beſchwazzen, und unterzeichnete den Akt, und der emigrirte Herr nahm ſogleich von der Pfarre Beſiz.

Bald darauf wurde jener wieder hergeſtellt, und ſieht ſich jezt in ſeinem Alter ohne Brod, und bei ſeiner Präbende in Partibus Inſidelium der Gefahr ausgeſezt, zu verhungern.

Ei! Ei!

## Prinz Zizim.

Mahomet II., dieſer ruhm- und ländergierige Eroberer hinterließ als Erben ſeines ungeheuren Reiches zwei Söhne — Bajazet und Zizim. Keiner wollte von einer Theilung hören, jeder allein regieren. Bajazet liebte die Wiſſenſchaften, und mehr noch den Wein; auf Zizim ruhte der kriegeriſche Geiſt ſeines Vaters. — Beide hatten ihre Anhänger; aber das Glük erklärte ſich für jenen. Umſonſt that Zizim an der Spizze eines auserleſenen Heeres Wunder der Tapferkeit — er erlag der Menge ſeiner Feinde, kaum daß er ſich ſelbſt noch im Schuzze der Nacht in einen Wald retten konnte. Mit vierzig Reutern, dem ganzen Ueberreſt ſeiner Macht, wandte er ſich nach Aegypten, und kam glüklich nach Cairo, wo er von dem Sultan Cait-Bei mit kalter Höflichkeit aufgenommen wurde. Zwar ſchikte der Sultan einen Emir nach Konſtantinopel, welcher den Zwiſt der beiden Brüder durch

Unterhandlung beilegen ſollte; allein dieſe zerſchlug ſich, wie Zizim vorherſah. Er übergab hierauf dem Sultan ſein Weib und ſeine Kinder, und gieng nach Cilicien, wo ſich einige mahometaniſche Fürſten mit ihm verbanden. Er zog zum zweitenmal gegen ſeinen Bruder ins Feld, und wurde zum zweitenmal geſchlagen. Bajazet freute ſich ſeines Sieges wenig, ſo lange er ſeinen Bruder am Leben wußte. Er ſuchte ihn durch Liſt in ſeine Gewalt zu bekommen, und trug ihm in dieſer Abſicht einen Vergleich an, vermöge welchem er ihm Sicherheit und ein für jene Zeiten auſſerordentliches jährliches Einkommen zuſagte. Ich fühle mich geſchaffen, ein Reich zu beherrſchen, nicht Geld zu zählen, erwiederte Zizim auf die Vorſchläge ſeines Bruders. — Eine Zeit lang hielt er ſich mit ſeinen wenigen Vertrauten in den Gebürgshöhlen des Taurus verborgen; da er aber dort vor den Nachſtellungen ſeines Bruders nicht länger ſicher war, floh er nicht ohne Gefahr nach Rhodus, und ſuchte Zuflucht bei den Rittern jener Inſel, die ihn feſtlich empfiengen, und ihm Schuz und Unterſtüzzung angelobten. Der damalige Großmeiſter des Ordens, Peter d'Aubuſſon, gieng ihm ſelbſt entgegen, und führte ihn in das für ihn zubereitete Hotel.

Armer Prinz! warum bliebſt du nicht unter deinen Ungläubigen!

Bajazet, dem der neue Aufenthalt ſeines Bruders nicht lange verborgen blieb, ſchikte einige Geſandten nach Rhodus, welche den Johannitern Friedens- und Handelsvorſchläge thun mußten, deren Sendung aber die eigentliche Abſicht hatte, den Prinzen Zizim auf irgend eine Art aus dem Wege zu räumen. Dem Großmeiſter war an der Erhaltung des Prinzen aus politiſchen Gründen gelegen, und doch wollte er es auch nicht mit dem türkiſchen Kaiſer zum offenbaren Bruche kommen laſſen. Er gab daher jenem den Rath, ſich eine Zeitlang nach Frankreich zu begeben, und daſelbſt — bis günſtigere Umſtände eintreten würden, auf einem der Güter des Ordens zu leben. Der Prinz, der ſich von aller Welt verlaſſen ſah, willigte in alles, was man ihm vorſchlug. Vor ſeiner Abreiſe gab er dem Großmeiſter Vollmacht, in ſeinem Namen mit ſeinem Bruder zu unterhandeln, wie er es für ſein Wohl und ſeine Sicherheit zuträglich finden würde. Zugleich machte er ſich anheiſchig, falls er je auf den Thron ſeiner Väter gelangen ſollte, mit dem Orden in einem beſtändigen Frieden zu leben, alle ſeine Häven ihren Schiffen zu öffnen, jährlich dreihundert Chriſtenſklaven in Freiheit zu ſezzen, und dem Orden hundert und fünfzig tauſend Goldſtükke zur Entſchädigung zu bezahlen. *

Er ſchiffte ſich hierauf, in Begleitung des Ritters Blanchefort, eines Neffen des Großmeiſters, nach Frankreich ein, wo er, nach vorher erhaltener Erlaubniß von Ludwig XI., dem Gevatter des Henkers, welcher dazumal auf dem franzöſiſchen Throne ſaß, ans Land ſtieg, und in der Komthurey Bourgneuf ſeinen Aufenthalt nahm. —

Bajazet, dem die Liſt wider ſeinen Bruder nicht hatte glükken wollen, verſuchte es nun auf andere Art. Er trat ſeinetwegen mit dem Orden in förmliche Unterhandlung, und brachte es dahin, daß die chriſtlichen Ritter, uneingedenk der Rechte der Gaſtfreundſchaft, ſich anheiſchig machten, gegen jährliche 35000 Dukaten den Prinzen lebenslänglich gefangen zu halten! — Unter dem Vorwande, ihm Unterhaltung zu verſchaffen, geſellte man ihm von nun an mehrere Ritter bei, die nie von ſeiner Seite wichen. Einer war darunter, dem der Zuſtand des Unglüklichen zu Herzen gieng. Er

---

* Dieſes merkwürdige Aktenſtük wird noch in dem Archive zu Maltha aufbewahrt.

machte ihm den Vorſchlag, ſich geradezu an den König von Frankreich zu wenden, der ſich vielleicht ſeiner thätig annehmen würde.

Zizim befolgte den Rath, und erhielt bei dem König eine Audienz. — Ludwig XI. war, troz dem, daß er Blut wie Waſſer fließen ließ, ſehr rechtglaubig. Die erſte Bedingung, die er dem Prinzen machte, war — daß er ſich taufen laſſen ſollte. Zizim ſtellte ihm umſonſt vor, wie er durch dieſen Schritt alle ſeine Anhänger von ſich entfernen, und den Weg zum Throne ſich auf immer verſperren würde. Der König blieb bei ſeinem Sinne, und der Prinz ſah ſeine Hoffnungen aufs neue vereitelt.

Innozenz VIII. ſaß damals auf St. Peters Stuhl. Dieſer, ein Genueſer von Geburt, aus dem Hauſe der Cibo, wollte ſeinen Namen durch ein großes Unternehmen verewigen, und den Thron der Ottomannen übern Haufen werfen, oder wenigſtens einen chriſtlichen Fürſten darauf ſezzen. Zu beiden Abſichten ſchien ihm der türkiſche Prinz der Mann zu ſeyn. Ihn wollte er an die Spizze eines Kreuzzuges gegen die Unglaubigen ſtellen, in Hoffnung, daß ein großer Theil der Oßmannen ſich für ihn erklären, und einen bürgerlichen Krieg erregen würde. Er ließ ihn nach Rom kommen. — Die Johanniter machten zwar allerlei Einwendungen dagegen; allein ſie mußten zulezt nachgeben.

Zizim wurde in Rom mit großem Gepränge empfangen. Der Pabſt ſaß auf ſeinem Thron, von allen Kardinälen und ſeinem ganzen Hofe umgeben. Der Prinz grüßte ihn auf orientaliſche Weiſe; aber weder wollte er ſich zu einer Kniebeugung, noch zum Pantoffelkuß verſtehen. — Dem ungeachtet nahm ihn Innozenz ſehr gütig auf, und gab ihm die Zuſicherung, daß er ihn bald an die Spizze eines zahlreichen Heeres ſtellen werde.

Dieß waren keine leeren Worte. Karl VIII., der auf den Henker Ludwig XI. gefolgt war, hatte den Vorſaz gefaßt, ſeine ganze Macht gegen das türkiſche Reich aufzubieten, um ſelbiges wenigſtens ſich zinsbar zu machen. Unglüklicherweiſe übereilte der Tod den heiligen Vater ein wenig vorſchnell, und das ganze ſchöne Projekt gerieth durch ſeinen Nachfolger ins Stekken.

Dieſer war der berüchtigte Borgia, der Schänder ſeiner eignen Tochter. Durch ungeheure Summen hatte er die dreifache Krone erkauft; aber dieſe Lükke bald wieder auszufüllen gewußt. Seine ehemaligen

Mitbrüder, die ihm ihre Stimmen verkauft hatten, wurden dieſer Simonie wegen vergiftet oder geächtet, und ihre Schäzze eingezogen. Bei ihm war alles für Geld feil — Kardinalshüte, Biſchofsmüzzen, geiſtliche Pfründen, Diſpenſazionen, Abſoluzionen, Abläſſe, Anatheme und Wunder! Was er im Großen erhandelt hatte, das verſchacherte er im Kleinen. Aber auch kein Pabſt zahlte ſeine Mätreſſen beſſer, und ſorgte väterlicher für ſeine Baſtarde. — Der türkiſche Prinz ſchien ihm eine hübſche Gelegenheit zu einer Finanzoperation. Er ließ ihn ohne weiters beim Kopfe nehmen, und in die Engelsburg ſperren. Zugleich gab er dem Kaiſer Bajazet hievon Nachricht, welcher ihm jährlich ſechzigtauſend Dukaten bezahlte, damit er den Prinzen nicht mehr in Freiheit ſezzen möchte. König Karl dachte indeſſen mit Ernſt an ſeine Expedizion, und drohte, an der Spizze eines Heeres nach Rom zu kommen, und den Gefangenen aus dem Kerker zu holen. Sankt Alexander berichtete die Sache ohne Verzug nach Konſtantinopel. Sein Brief an Bajazet enthielt Winke, welche dieſer nur zu gut verſtand. — Zizim, ſchrieb er ihm unter andern zurük, Zizim, im Abgrunde ſeines Kerkers, lebt nicht mehr; er welkt langſam dahin, und es iſt Menſchlichkeit, dem Tode ſeine Beute nicht länger vorzuenthalten.

Zugleich verſprach der Tyrann dem heiligen Vater dreimal hundert tauſend Dukaten, wenn er ſeinen Feind in die andre Welt befördern würde. Seine Heiligkeit wollten gerne eine ſo hübſche runde Summe verdienen, fürchteten ſich aber doch, den franzöſiſchen König zu beleidigen, welcher ſiegreich gegen die Siebenhügelſtadt heranrükte. Seine Teufel halfen ihm aus dieſer Verlegenheit. Sie gaben ihm den Gedanken ein, dem Prinzen ein langſam wirkendes Gift beizubringen, und ihn alsdann an König Karl auszuliefern. Gedacht und ausgeführt! Zizim leerte den Todesbecher, noch ehe ſein Befreier ankam. Er folgte hierauf dem Könige bis Terracina, wo er ſtarb. — —

**Sit tibi terra levis!**

## Mein Gutachten.

Aufklärung iſt einer von den ſchwarzgeräucherten Gözzen des Jahrhunderts, das Stekkenpferd der Philoſophen, und der Wauwau für groſse und kleine Kinder.

Man übertreibt von beiden Seiten, und am Ende lauft es auf Hahnen- und Stiergefechte hinaus, wobei der Jan Hagel ſein Feſt hat.

Das Modejournal hat unter Nachrichten von Hauben und Roben auch den Vorſchlag gemacht, ſtatt des ſo verſchrieenen Wortes — Aufklärung, eine Zeitlang das Wörtchen Vernunft zu brauchen. Als ob die Vernunft dem Thoren nicht ein eben ſo groſses Aergerniß wäre, als ein luſtiger Walzer einem Lahmen!

Laßt Jeden ſeyn, was er ſeyn kann, und ſchüttet kein Waſſer auf das Rad der Zeit — es läuft ohnedieß ſchnell genug.

Sonderbar iſts freilich, daß ſelbſt Proteſtanten, eingeſchüchtert durch die Begebenheiten unſerer Tage, den Hildebrandism zu predigen anfangen, weil er — der Vernunft einen Schlagbaum ſezt. Wiſſen ſie denn nicht, daß ſich nur die Zöllner wohl dabei befinden?

Der Hildebrandism (oder eigentliche Katholicism) iſt eben, der, weil er den Menſchen überall zu ſehr einengt, und alle ſeine Anſprüche mit Pamsbriefen auf das unſichtbare Reich abſpeißt, zulezt auf Extreme hinführt. Er endigt mit Sittenverderbniß, und dann muß immer eine Generation verloren gehen, um die künftige zu retten.

Die Natur läßt ſich nicht ungeſtraft hudeln. Wer ihr den Weg verrammeln will, hat ſich ſelber zum Beßten. Aber eben ſo wenig läßt ſie ſich hofmeiſtern, und mancher, der ſich ihrer Gunſt rühmte, ſah am Ende, daß ein Luftgebild, oder ein Kobolt ihn genekt hatte.

Wir ſind Glieder einer Kette, deren oberſter Ring am eiſernen Stuhle der Schikſalsgöttinnen feſtgemacht iſt. Welche Hand von Fleiſch und Blut wird ſie dort losreiſſen?

### *Procumbit humi bos!*

Ein hübſches Motto für einen Schriftſteller, der um dergleichen verlegen iſt. Bei den mehreſten Purpurlappen dieſer Art kann man weiter nichts denken, als daß der Herr Autor in ſeinen jungen Jahren die Schulen durchlaufen habe. Bei dieſem könnten einem wenigſtens ein paar Philologen einfallen, von denen der eine unter den Ribbenſtößen des andern erliegt.

Heilige Griechen und Römer! mit euren Reliquien wird wahrlich des Unfugs viel getrieben! — Knaben zerſezzen eure Lorbeere, und ſpielen mit eurer Weisheit, als obs vergoldete Nüſſe wären, die der heilige Chriſt beſchert hat.

Wenn unſere Enkel auf den Tittelblättern unſerer Amſmenmährchen und Rittergeſchichten eure Namen finden, ſo müſſen ſie Wunder glauben, wie gute Bekannte von euch unſere immer fertigen Skribler geweſen ſeyen, und doch kennen ſie euch gewöhnlich nur, wie jenes alte Weib den Herrn Chriſtus, von dem ſie hörte, daß er geſtorben ſey, und für deſſen arme Seele ſie bei dem Kapuziner eine Meſſe beſtellte.

## Der Wahrheitsforſcher.

Wahrheit iſts, die alle ſuchen, welche nicht vom Brod allein leben. Aber wo iſt ihr Tempel? Wer weiß den Weg dahin?

Ich ſehe mich bei allen bekannten Völkern um, und alle zeigen mir heilige Bücher, die ſie für Orakelſprüche der Göttin ausgeben; überall bemerke ich Menſchen, welche die Schlüſſel zu jenen heiligen Büchern zu beſizzen verſichern.

Iſt die Gottheit ein Sphynx, der die, welche ihn fragen, mit Räthſeln nekt? Wenn ſie ſpricht, ſo muß ſie von allen Menſchen verſtanden werden. Unmöglich kann ſie ihre Urkunden bei einem privilegirten Corps diplomatique niedergelegt haben, das uns arme Laien durch ſein Hokus Pokus täuſcht, und uns gegen eine Anweiſung auf den Himmel raubt, was wir auf der Erde beſizzen.

Iſt die Vernunft die Quelle der Wahrheit? — Jeder Menſch hat ſeine eigene, und welcher ſoll ich glauben? Der des Konzils von Trient? der Vernunft Kalvins, oder Luthers, oder der meinigen?

Doch ja, es giebt ein Orakel, welches untrüglich iſt. Es thront aber weder unter Dodona's Eichen, noch im Tempel der verſchleierten Iſis, weder in der Moſchee zu Mekka, noch in der Pagode zu Jagrenat, und man braucht weder beſchnitten noch gefirmelt zu ſeyn, um ſeine Stimme zu vernehmen; aber ein Herz voll Liebe und Einfalt muß man beſizzen, und ihm willig gehorchen, auch wenn es unſre Eigenliebe in Anſpruch nimmt, und ſchwere Prüfungen uns auflegt. Leonidas, der auf Befehl ſeines Vaterlandes ſtirbt; der Wilde, welcher ſeinem Todesfeinde Schuz giebt, weil er mit ihm aus Einer Pfeife geraucht hat; die Mutter, die ihrem ſchlafenden Säuglinge die Fliegen abwehrt, und der brave Mann in Bürgers Lied, der keinen Lohn will für ſeine Großthat — alle gehorchen dieſem Orakel; es iſt ihnen verſtändlich ohne Dollmetſcher, und ſie bedürfen keines Kommentars über ſeine Ausſprüche.

Ich ehre die Verdienſte der Weltweiſen, die das, was der Menſchheit noth iſt, deutlicher zu machen, und feſte Maximen des Handelns aufzuſtellen ſuchen; und ich zweifle nicht, daß ſich hier und da ſolide Menſchen ihre Regeln zu Nuzze machen werden. Allein es giebt ein Genie zur Tugend, welches ſein Richtmaaß in ſich ſelbſt trägt. Mag es ſich auch manchmal über die Leine erheben! Es iſt gut, daß der Menſch wenigſtens in einigen ſeines Geſchlechts den Umfang ſeiner Kraft kennen lerne.

## Mein Mann.

Biographien großer Männer haben mich oft kalt gelaſſen; aber als ich im Nekrolog von 1790 die kurze Lebensgeſchichte des Jobſt Heinrich Meyer, Bauern zu Tundern im Hannöverſchen, las, fühlte ich mein Innerſtes bewegt.

„Und was that der Mann Großes?“

Nichts Großes, meine Gnädige! Weder zerſtörte Städte, noch mit Todtenbeinen beſäete Schlachtfelder bezeichneten ſeinen Weg, und gaben ihm Anſprüche auf Unſterblichkeit.

Aber er that mehr.

„An ſeinem Felde hin gieng ein ſchiffbarer Arm der Weſer. Meyer mißgönnte dem Strom dieſes Ruhebette, fieng an, es mit Bäumen auszudämmen, und kämpfte ſo lange gegen den Strom, bis dieſer, des langen Widerſtandes müde, ſeine alte Uſurpation verließ, und ſeinem Ueberwinder drei Morgen Landes zum ſchönſten Wieswachs einräumte!“

Wie ſchön wäre die Erde, wenn jeder, der kam und gieng, ohne zu wiſſen, warum, oder ſeines Daſeyns Spuren in blutigen Strömen zurückließ, nur einen Baum gepflanzt hätte!

Wenn ich etwas in das Stammbuch eines jungen Prinzen, oder eines Mönchs, zu ſchreiben hätte, ſo würde es dieſe kurze Biographie ſeyn.

## Die Emigration.

### An Ariſt.

Wie? Auch du nennſt es Verbrechen, ſein Vaterland zu verlaſſen, wenn es unter den Wehen einer politiſchen Wiedergeburt arbeitet? Laß uns die Sache näher beleuchten; denn vielleicht mißverſtehen wir uns blos über Worte.

Meine Pflichten gegen den Staat hören auf, ſo bald ich aufhöre, Bürger zu ſeyn. Wenn ein Volk ſeine Verfaſſung zuſammenwirft, ſo tritt es in den Naturſtand zurük; der geſellſchaftliche Vertrag hört auf, und es ſteht in der Willkühr eines jeden, der neuen Konſtitution beizutreten, oder — ſein Reiſebündel zu pakken, und ſich niederzulaſſen, wo es ihm beliebt. Das Recht der Auswanderung gilt überall, wo der Menſch nicht Sklave, und mit den Erdſchollen, die er baut, Eigenthum ſeines Herrn iſt. Warum ſollte es da aufhören, wo der Staat ſelbſt aufhört?

Unedel und feig mag es ſeyn, ſein Vaterland zur Zeit der Noth zu verlaſſen, und unerlaubt ſogar, ſo lange wir demſelben mit unſerm Kopf oder Arm, durch Rath oder That nützlich werden können. Aber wie, wenn der ſchlechtere Theil eines Volkes die Oberhand gewinnt, und den wenigen Beſſern nichts übrig bleibt, als die Wahl zwiſchen einer Verfaſſung, die ihnen nicht zuſagt, und der Auswanderung, oder dem Blutgerüſte?

Allerdings giebt es Umſtände, unter denen man ſelbſt ſein Leben nicht ſchonen darf, beſonders dann, wenn jemand gewiß iſt, daß ſein Märtyrertod der guten Sache frommen werde. In Frankreich — um doch vom Allgemeinen auf die Anwendung zu kommen, war dieß der Fall nicht. Die größten Patrioten konnten fallen, das Volk ſah in dumpfer Fühlloſigkeit zu. Umſonſt ſtarben Vergniaud, Camille, Desmoulins, Barnave, und die übrigen Männer von der Gironde unter dem Guillotinenſchlag; umſonſt beſtieg die unerſchrokkene Corday die Henkerbühne; weder ihr Römermuth, noch ihre Jugend und Schönheit, wekten den Geiſt eines Volkes, das vom Anblik all der Greuelſzenen, wie vom Meduſenkopfe, verſteinert war. Hier die Sprache der Wahrheit anzuſtimmen; hier für Recht und Unſchuld zu ſprechen, wäre — wenigſtens kein Verdienſt geweſen.

Die Tauſende, welche ihr Vaterland verließen, durften es. — Nur Tyrannei konnte es ihnen zum Verbrechen machen. Aber daß ſich viele darunter wider ihr Vaterland bewaffneten, dieß — möchte ich nicht rechtfertigen, kaum entſchuldigen. Sie hatten ein Recht, der neuen Verfaſſung ihre Beiſtimmung zu verſagen, aber keins, den übrigen eine aufzudringen nach ihrem Sinne. Es war in Frankreich nicht zweifelhaft, wofür ſich die Majorität der Nation erklären würde. — Die alten Bande konnten nichts mehr halten, und ſelbſt die unermeßlichen Opfer, welche das Volk nach und nach der Revolution gebracht hatte, wollte es wenigſtens nicht umſonſt verſchleudert haben. —

Uebrigens wäre es der Mühe werth, zu unterſuchen — was die franzöſiſche Revolution, und beſonders die Emigration, auf Deutſchland gewirkt habe, und wahrſcheinlich noch wirken werde.

# Ueber weibliche Schwazhaftigkeit.

Warum dieſes ewige, ekelhafte Geſchrei über die Schwazhaftigkeit der Weiber? Wer wird ſich beim Erwachen am frühen Morgen über das Gezwitſcher der Vögel beklagen? Vielleicht der Ungeduldige bei Arbeit und übler Laune? Aber wie gerne hört man zu, wenn man nichts zu thun hat, und in dieſem Falle befinden ſich ſo viele Menſchen.

Was ſollten wir ohne Frauenzimmer beginnen? Die Erde würde ohne ſie ein wahres Gefängniß ſeyn, und ſelbſt ihre Schönheit würde viel verlieren ohne die angenehme Gabe der Schwazhaftigkeit. Durch ihre Lebhaftigkeit und ihr fröhliches Weſen ſind ſie die Seele unſerer Vergnügungen. Um unſern Ohren zu ſchmeicheln, hat ſie die Natur mit einer ſanften, harmoniſchen Stimme beſchenkt, und in den ernſthafteſten Szenen des Menſchenlebens iſt es gerade, wo uns der Zauber ihrer Worte am nöthigſten wird.

Der Geſchäftsmann und der Philoſoph würden ſich am Abend eines arbeitsvollen Tages ſchwerlich nach Erholung an ihrem Kaminfeuer ſehnen, wenn eine wortkarge, philoſophirende Frau ſie daſelbſt erwartete. — Ohne Zweifel muß man zu dem Unglücklichen ein empfindſames Herz bringen, welches fähig iſt, ſeinen Kummer zu verſtehen. Allein man muß auch die Kunſt inne haben, ihn unbemerkt von ſich ſelbſt abzulenken, ſeine Aufmerkſamkeit auf gleichgültige Gegenſtände zu heften, angenehme Erinnerungen in ihm rege zu machen, und ihn zum Lächeln zu bringen, dem Vorboten der Vergeſſenheit des Kummers.

Warum ſpricht jener ſchwache Greis nicht mehr von ſeinen Uebeln? Weil er von jungen Leuten umgeben iſt, die bemüht ſind, ſeine Stirne durch Schäkereien zu erheitern. Sehet, wie er die Krükke, auf die er ſich vorher tiefſinnig ſtüzte, jezt den hüpfenden Mädchen preißgiebt, die ſie mit Blumen umwinden! Dieſe Gründe ſind vielleicht hinreichend, die ungeſalzenen Spöttereien unſerer Gekken nach der Mode zum Schweigen zu bringen.

Doch die Natur würde vielleicht blos dadurch noch nicht ganz zu rechtfertigen ſeyn, daß ſie die Gabe zu plaudern dem ſchönen Geſchlechte in ſo reichlichem Maaße verlieh; ſie hat aber, wie in allen Dingen, ſo auch hier, noch höhere Abſichten, welche zugleich ein neuer Beweis ihrer liebreichen Fürſorge ſind. Indem ſie das weibliche Geſchlecht beſtimmte, die Erde mit Geſchöpfen zu bevölkern, welche man Menſchen nennt, trug ſie ſelbigem zugleich die angenehme Sorge auf, die kleinen Geſchöpfe zu nähren, zu erziehen, und ihrem Geiſte die erſten Formen zu geben. Wie ſie die Brüſte der Weiber mit der erſten ſüßen Nahrung anfüllte, ſo gab ſie auch ihren Zungen Geläufigkeit, um unſrer Schwäche zu Hülfe zu kommen, unſere Sinne zu üben, und unſere erſten Ideen zu kleiden.

Die Weiber ſind unſere erſten Erzieherinnen; ſie machen uns bekannt mit dem, was uns zunächſt umgiebt; ſie lehren uns unſere Organe brauchen, unſere Bedürfniſſe kennen, unſere Wünſche ausdrükken, mit einem Wort — frühe denken. Ohne ihr Talent zu ſchwazzen würden wir wenig denken, würden wir ſchwer denken, würden wir ſehr ſpät denken. Das Geplauder unſerer Ammen und Wärterinnen übt unſer zartes Gehör, beflügelt die junge Phantaſie, und iſt der Seele das, was das Gängelband dem Körper iſt. Derſelbe Ton muß unſer Ohrenfell mehrmalen getroffen haben, wenn er in dem Gedächtniſſe haften ſoll. Ihre Wiederholungen gewöhnen uns, ſie nachzuahmen, und die Bedeutungen der uns umgebenden Gegenſtände zu faſſen. Die nöthigſten Ausdrükke für das Leben ſind die gemeinſten. Die Natur war daher vorſichtig, indem ſie jungen Mädchen den Geſchmak an Wiederholungen und an einfachen Geſprächen gab. Würden ſie ſich mit erhabnern, verwikkeltern, weniger gemeinen Gegenſtänden beſchäftigen, ſo würde ihr Umgang unangemeſſen ſeyn der Schwäche des Alters der Kinder, der Zartheit ihrer Organe und ihres Gehirnchens, welches noch keiner Anſtrengung fähig iſt.

Das Unbedeutende, Leichtfaßliche in unſern erſten Begriffen gewöhnt uns an das Denken. Paskal und Newton würden ſchwerlich in die Tiefen der Metaphyſik und in die Myſterien der Natur eingedrungen ſeyn, wenn ſie nicht angefangen hätten, als Kinder zu denken. Der Körper gewinnt nach und nach Feſtigkeit, und die Seele entwikkelt ſich mit dem Körper. Bäume, durch künſtliche Wärme übertrieben, bringen nur Früchte ohne Geſchmak hervor, und gehen zu Grunde durch die Gewalt, welche ihnen geſchieht.

Mit dem Verſtande iſts daſſelbe; man muß von ihm nicht mehr verlangen, als die Wirkungen ſeines Alters. Die Natur hat dafür geſorgt, indem ſie den Weibern, dieſen Pflegerinnen unſrer Kindheit, eine auſſerordentliche Leichtigkeit gab, lange Zeit über ein Nichts zu ſchwazzen, und einen Hang zu Wiederholungen, gleich als ob ſie befürchtet hätte, ſie möchten ſonſt unſere Köpfe mit zu vielen Ideen beſchweren.

# Die Mutter — an Rouſſeau's Schatten.

Darf unter den glänzenden Huldigungen, welche das Talent großen Männern zollt, die nicht mehr ſind, eine einfache, kunſtloſe Stimme ſich erheben, ohne ihr Gedächtniß zu beleidigen? und muß, wem die Natur nicht einen Theil der Geiſteskräfte verlieh, womit ſie die Wohlthäter des Menſchengeſchlechts auszuſtatten pflegt, die ſanften Empfindungen der Dankbarkeit, welche ſie uns einflößen, in ſeinem Herzen verſchließen? Nein, von deinem Schatten, ehrwürdiger Rouſſeau, befürchte ich dieſe ſtolze Zurükweiſung nicht! Deiner reinen, gefühlvollen Seele ſchmeichelte das Stammeln eines Kindes; du wirſt auch den geringen Tribut nicht verſchmähen, den ich dir darbringe. Du warſt es, welcher meinen Geiſt aufhellte, indem er mein Herz erwärmte! Du zeigteſt mir den wenig betretenen Pfad der Natur; deine wohlthätige Hand führte mich auf dem Wege des Vergnügens zu meiner Pflicht.

Ach! nicht ohne Schmerz erinnere ich mich der Zeit, wo eine Mutter ſich der theuerſten Empfindungen ihres Herzens ſchämen zu müſſen glaubte;

umſonſt ſtrekte ſie unwillkührlich ihre Arme aus, um die Frucht ihrer Liebe an ihre Bruſt zu drükken; umſonſt waren die Thränen, womit die Natur ihre Augen anfüllte, um ſie zu belehren, wie entgegengeſezt ihren Abſichten ein ſolches Verſtoßen ſey; umſonſt rief ihr alles zu, das Kind, welchem ſie das Daſeyn gegeben hatte, nicht zur Waiſe zu machen. Welch eine barbariſche Macht zwingt uns denn, gegen unſer theuerſtes Intereſſe zu handeln, unſere zarteſten Gefühle zu unterdrükken, und einer grauſamen Sitte zu folgen, die uns nur Gewiſſensbiſſe zum Lohn giebt? Iſt es glaublich, daß eine Mutter, aus Furcht vor dem kleinen Zwange, den ſie ſich auflegen müßte, ſich entſchließen konnte, ihr Kind feilen Geſchöpfen anzuvertrauen, deren Seele ſchon erniedrigt durch den Preiß, um welchen ſie ſich ſo unſchäzbaren Sorgen unterziehen! Ungerührt von ſeinem Lächeln, von ſeinen Thränen, laſſen ſie es ſich ſelbſt über; der ſchöne Glaube an Liebe und Menſchlichkeit bleibt ſeinem zarten Herzen ſo fremd, wie er es dem ihrigen iſt. Wird ihnen ſein Gewimmer zu läſtig, ſo reichen ſie ihm die dürftige Nahrung aus der feilen Bruſt, und theilen ihm oft mit ihrer Milch ihre Gebrechen und ihre Laſter mit.

Arme Kinder! wie unglüklich war euer Loos, bevor ihr einen Vertheidiger fandet. Doch die

Natur, dieſe liebreiche Mutter, konnte es nicht länger dulden, daß ihre Wohlthaten verloren giengen. Sorgfältig bildete ſie einen Menſchen, ſtattete ihn aus mit ihren koſtbaren Gaben, und machte uns durch ſeinen Mund ihre Vorwürfe und ihre Anordnungen bekannt; ſeine Stimme traf unſere Herzen; wir erwachten zum Gefühl unſrer Thorheit, unſrer Ungerechtigkeit; die mütterliche Liebe erhob ſich bei jenen wohlverdienten Vorwürfen, ſie öffnete ihre Schäzze, und erſtaunt über ihren Reichthum empfand ſie die Verbindlichkeit, denſelben zu genießen.

Es iſt wenig mehr für eine Mutter, ihrem Kinde das Daſeyn gegeben zu haben. Indem ſie es nun ſelbſt ſäugt, giebt ſie ihm den Beweis, daß ihr ſeine Tage theurer ſeyen, als ihre eigenen. Sie nimmt es in ihre Arme, und ihre Augen heften ſich auf daſſelbe, um es nicht mehr zu verlaſſen. Sorgſam lauſcht ſie auf ſeine Wünſche, und reicht ihm die ſüße Nahrung, welche die Natur ihr zur Erhaltung ſeines Lebens mittheilte.

Ihre erſte Sorge iſt befriedigt, und liebevoller drükt ſie es an ihren keuſchen Buſen. Ihr Blik zum Himmel iſt das rührendſte Gebet für ſeine Erhaltung. Sie weiß von keiner Trennung mehr, als die des Schikſals unerbittliche Hand verurſachen könnte. Was hätte ſie auch ſonſt zu fürchten?

Welches Auge iſt wachſamer, als das einer Mutter? In dieſen glüklichen Stunden glaubt ſie, ihre Sinne zu keinem andern Zwek empfangen zu haben, als um das Pfand ihrer Zärtlichkeit zu bewachen.

Sie entfernt alle die grauſamen Bande, welche dem Kinde den freien Gebrauch ſeiner aufkeimenden Kräfte rauben, jede ſeiner Bewegungen hindern, und ihm beim Eintritte in dieſes Leben alles das entziehen, was ihm das Leben angenehm machen könnte.

Könnte es ein wohlgefälligeres Schauſpiel für ſie geben, als daſſelbe zu betrachten in den erſten freien Bewegungen, welche die Natur ihm vorſchreibt — zu ſehen auf ſeiner Stirne den Strahl der Freude, der ſich auf alle Gegenwärtige verbreitet? — Die Bewegungen der Kinder haben die Annehmlichkeiten wieder erhalten, welche ſie verloren hatten; Freude glänzt in ihrem Geſichte; Munterkeit, die Tochter der Freiheit, ſtrahlt in allen ihren Zügen. Ihre Liebkoſungen, ihr Lallen— alles verkündigt die glükliche Stimmung ihrer Organe. Welch ein Vergnügen, die Hurtigkeit ihres Körpers in ihren Spielen zu betrachten! Es ſcheint, als wollten ſie uns zurufen:

> **Wir haben einen Sieg davon getragen! Dem guten Rouſſeau verdanken wir unſre Freude!**

Seinem Andenken feiern wir dies Feſt!

Sanfter, großmüthiger Befreier dieſer kleinen Menſchen! der du ihre Ketten zerbrachſt, und ſie aus der Sklaverei in den Zuſtand einer glüklichen Freiheit verſezteſt — mit der Freude dieſer Kleinen vereinige ich meine Dankſtimme. Durch dieſe reinen Hände will ich den Weihrauch an deinem Grabmal anzünden laſſen, ſie ſollen es mit Blumen beſtreuen.

Wenn die Natur wieder eingeſezt iſt in ihre Rechte; wenn die ſanften Empfindungen der Liebe und Menſchlichkeit wieder unter den künftigen Geſchlechtern wohnen; wenn die Familien ſich feſter verbinden; wenn die Kinder diejenigen inniger lieben, denen ſie mehr als das Daſeyn ſchuldig ſind; wenn der Anblik einer Mutter, die von ihren Kindern umringt iſt, den Glauben an häusliches Glük wieder lebendig macht, ſo biſt du es, verkannter Edler! welchem die Menſchheit dieſe Wohlthat zu danken hat.

## Der Reiſende und der Aegyptiſche Bauer.

(Die Szene iſt ohnfern einer Pyramide.)

**Der Bauer.** Du kommſt wohl aus einem ſehr entfernten Lande?

**Der Reiſende.** Aus Europa, wenn dir der Name bekannt iſt. Ueber ein halbes Jahr brachte ich auf der Reiſe zu, woran freilich widrige Winde zum Theil ſchuld waren.

**Der Bauer.** Und warum machſt du einen ſo weiten Weg durch ſo viele Gefahren? Glaubſt du Schäzze oder dergleichen Etwas bei uns zu finden?

**Der Reiſende.** Bewahre! Bloße Wißbegierde führte mich hierher. Ich will hier Menſchen und ihre Sitten kennen lernen, und die Wunder der Natur anſtaunen.

**Der Bauer.** Ihr findet bei uns Leute, die ihr Feld bauen, den Fremdling bewirthen, und die Gottheit verehren nach ihrer Weiſe. Iſt es bei euch anders? oder gehen an eurem Himmel nicht Sonne, Mond und Sterne auf, wie bei uns?

**Der Reiſende.** Das alles. Aber ſieh, zum Beiſpiel, jene Spizſäule, jenes Wunder der Natur, ſie allein verdient eine Reiſe.

**Der Bauer.** Es macht mich oft lachen, daß unſere alten Kaliſen ſo närriſch ſeyn konnten, zu glauben, ſie würden unter einem ſolchen Steinhaufen ruhiger ſchlafen, als unter einem blumigten Raſen.

**Der Reiſende.** Du irrſt, guter Mann! Dieß iſt kein Werk von Menſchenhand, kein prunkendes Grabmal eurer Könige. Die Natur ſelbſt thürmte dieſe kühnen Maſſen auf.

**Der Bauer.** Wo ich dich recht verſtehe, ſo wären die Pyramiden gewachſen, wie dort die Palmbäume um meine Hütte?

**Der Reiſende.** Nicht ganz ſo. Haſt du nie etwas von Feuer ſpeienden Bergen gehört?

**Der Bauer.** Nie.

**Der Reiſende.** Das, was ihr Gräber eurer alten Beherrſcher nennet, ſind Ausbrüche von Vulkanen. Die Geſchichte iſt nicht halb ſo alt, als dieſe Denkmäler von den Revoluzionen der Erde. — Doch ich werde mein Werk in eure Sprache überſezzen laſſen, damit ihr eine Idee von der Sache bekommt.

---

**Der Bauer.** Du ſprichſt von dieſen Spitzſäulen, wie du ſie nennſt, als ob du der Natur daran hätteſt arbeiten helfen.

**Der Reiſende.** Hm! Noch bevor ich ſie ſah, hatt' ich es ſchon weg, daß ſie kein Menſchenwerk ſeyn können.

**Der Bauer.** Warum machteſt du aber doch die Reiſe hierher?

**Der Reiſende.** Um mich mit eignen Augen zu überzeugen, daß meine Widerleger Unrecht hatten.

**Der Bauer.** Das iſt mir zu hoch.

**Der Reiſende.** Glaubs wohl. Du haſt nur ſchlichten Menſchenſinn, und ich — bin ein Gelehrter!

**Der Bauer.** Folge mir in meine Hütte. Ich werde dir nichts deſto weniger Früchte von meinen Bäumen auftiſchen, und aus meinem Becher zu trinken geben.

## Pius VI. muß ſich die Wahrheit ſagen laſſen.

Während meines erſten Aufenthalts in Rom, erzählt der ehemalige Citoyen G. —, war das Oel, und zwar im Oktober, zu einem auſſerordentlichen Preiſe geſtiegen. Man beſchuldigte den Pabſt, daß er es heimlich aufkaufen laſſe. Wahrſcheinlich that man ihm hierin nicht Unrecht; denn die päbſtliche Kammer, welche die Oberaufſicht über die apoſtoliſchen Finanzen führt, übt das drükkendſte Monopol, nicht nur über das Getreide, ſondern auch über alle andere Arten von Lebensmitteln aus.

Ich ſaß eben ganz ruhig bei Tiſche, als mein Bedienter mich benachrichtigte, daß ein Tumult auf der Straße beginne, und Seine Heiligkeit zu Fuße vor Ihrem Wagen hergehe. Ich gieng hinunter, um dieſen Auftritt in der Nähe zu ſehen. Eine Frau rief dem Manne mit der dreifachen Krone laut und furchtlos zu:

Heiliger Vater, das Oel iſt ſchreklich theuer, und man hat Mühe, welches zu bekommen. Dir kommt es zu, deßfalls Vorkehrungen zu treffen. Das Volk beklagt ſich, und nicht ohne Urſache.

**Pius** warf der Sprecherin einen Blik des Unwillens zu.

Pah! rief dieſe, deine Miene ſchrekt mich nicht. Ich wiederhole es, daß das Oel theuer iſt, und deine Pflicht es erheiſcht, uns daſſelbe wohlfeiler zu verſchaffen.

Der Pabſt gab ſich das Anſehen, als hörte er nicht darauf; er drehte den Kopf ſeitwärts; aber Tags darauf war Oel im Ueberfluſſe und zu billigern Preiße zu haben. —

**Pius** VI. iſt nichts weniger als religiös; aber er ſpielt den Frömmling. Faſt täglich beſucht er die Peterskirche zwiſchen 5 und 6 Uhr, und verrichtet daſelbſt vor einem Bilde dieſes Heiligen ſein Gebet mit allen äuſſern Zeichen der glühendſten Andacht. Eines Tags, als ich eben dieſem Poſſenſpiele zuſah, hörte ich eine bejahrte Frau ganz laut ausrufen: Muß man nicht lachen über dieſen freigeiſteriſchen Beter! — Es entſtand ein Gelächter und Geflüſter; aber der Pabſt blieb unbeweglich. Es iſt bemer=

kenswerth, daß die Statue, vor welcher Pius zu beten pflegt, hiebevor den Donnerer Zeus vorſtellte, welchen man ſpäter in einen heiligen Peter umformte. Die Blizze, welche der Gott in ſeiner Hand hielt, ſind zu Schlüſſeln des Paradieſes geworden.

Es iſt übrigens für den philoſophiſchen Beobachter angenehm, in den durch den Druk ſo ſehr herabgewürdigten Römern und Römerinnen noch Keime jener alten Freiheitsliebe zu entdekken, die von jeher das Idol dieſes Volkes war. Aber die Prieſter ſind immer mit der Scheere bei der Hand, damit dem jungen Adler die Flügel nicht zu ſtark wachſen.

So weit mein Original.

## Zinzendorf.

Zinzendorf kam auf einer ſeiner Reiſen an die Grenze des kleinen Freiſtaates Graubündten.

„Wer iſt euer Herr?“ fragte er beim Anblikke des Markſteins einen alten Bauersmann.

„Der dort oben“, erwiederte dieſer, mit der Hand gen Himmel deutend.

„Sonderbarer Mann! Ich meine, wem dieſes Land gehört?“

„Sich ſelber.“

„Wer iſt denn eure Obrigkeit?“

„Das Geſezbuch, worüber diejenigen unſrer Mitbürger wachen, die wir anderen dazu beſtellen.“

„Ich bin alſo hier — “

„In der Republik Bündten.“

Ob dieſes Anekdötchen wahr iſt? — Wer zweifelt, iſt ſchwerlich aus den Thoren der fürſtlichen oder königlichen Reſidenz gekommen.

# GEDICHTE

von

ALOYS SCHREIBER.

Düsseldorf,
bei J. H. C. Schreiner
1801.

[illegible]

Landes
Bibliothek
[illegible]

DEM

HERRN PROFESSOR

JACOBI

IN FREIBURG

AUS ACHTUNG, DANKBARKEIT

UND FREUNDSCHAFT

GEWIDMET

# VORREDE.

Mein Vaterland (wenn es einem Teutschen erlaubt ist, diesen Namen seinem Geburtslande oder Ländchen zu geben:) mein Vaterland hat bis jetzt in der Dichtkunst wenig hervorgebracht. Am Boden kann die Ursache nicht wohl liegen; denn wo Trauben und Feigen unter freiem Himmel reifen, wo es Haine und Flüsse, Blumen und Nachtigallen giebt, da sollte die Gabe des Gesangs kein so seltenes Geschenk der Natur seyn, und in der That haben einige würdige Geschäftsmänner unter uns, die in Stunden der Muſse, blos zu ihrer Erholung bisweilen dichteten, hinlänglich bewiesen, was sie hätten leisten können, wenn es ihnen um Ausstellung vor dem Publikum zu thun gewesen wäre. Im Ganzen sind wir freilich in der Sprache etwas zurück, und haben zu wenig Bekanntschaft mit den groſsen, unerreichten Mustern des Alterthums — zwei Ursachen, aus denen allein schon die angegebene Erscheinung sich erklären lieſs.

Was ich hier liefere, ist auch nicht viel, aber es würde noch ungleich weniger seyn, wenn ich gröſsere Ansprüche machte. Frühe umhergeschleudert auf labyrinthischen Bahnen, hatte ich mehr mit meinem Schicksale, als mit meinem Genius zu ringen, und in solchen Kämpfen trägt man zwar mitunter eine Verrenkung, aber selten irgend einen Segen davon. Dieses Geständniſs soll übrigens die Kritik keineswegs bestechen; einem jedweden geschehe sein Recht, und keiner gelte mehr, als in ihm und an ihm ist.

Mehrere der hier gesammelten Gedichte standen schon einzeln in Zeitschriften und Taschenbüchern, wo einige derselben eine freundliche Aufnahme fanden, und mir das Wohlwollen guter Menschen erwarben. Bei verschiedenen habe ich später die schriftliche Kritik eines in jeder Rücksicht verehrungswürdigen Mannes — des Herrn Prof. Jacobi in Freiburg benutzt, habe manches verworfen, manches umgeändert, und einiges wohl auch verbessert. Unter den kleinern Poesien tragen verschiedene das Gepräge ihres französischen Ursprungs an sich. Es war eine Zeit, wo man in Teutschland mit Achselzucken auf die Sänger unserer Nachbarn herabsah; ich meines Theils gestehe bescheiden und dankbar, daſs ich ihnen manche angenehme Stunde und einen wohlthätigen Einfluſs auf die Bildung meines Geschmacks verdanke.

Baaden, am 20. October 1800.

Aloys Schreiber.

# INHALT.

## Erstes Buch.

Weihe. S. 3

An die Wahrheit. 7

An Lyda. 10

Liebe. 11

Jupiter und Amor. Nach le Brün. 14

Skolie. 15

Zu ihr! Zu ihr! 16

Aufruf. 18

Auf den Ruinen von Eberstein. S. 21
Wiegenlied für meinen Guido. 24
Frühlingsempfindungen einer Nonne. 27
Empfindungen eines Karthäusers. 29
An einen Freund. 33
Das zufriedene Mädchen. 36
Die Quelle von Vauclüse. 38
Bundeslied. 40
Der Garten. 42
Die schwarzen und die blauen Augen. Nach le Brün. 44
Das Glück des Weisen. 46
Allegorie. Nach dem Franz. 47
Der Hausvater an die Gäste. Nach d. Fr. 49
An die Liebe. Nach Endreimen. 51
Liebeswahnsinn. 53
Die Rache. 54
Fischerlied. 57
Lied. 59
Lebensweisheit. 62

An meinen Groſsvaterstuhl. S. 63
Die Siedelei. 65
Nach Sarbievius. 66
Gruſs an die Heimath. 68
Lebenswerth. 70
Im Frühlinge 1800. 73
An das Land. 75
Der Mensch. 77
An den Rhein. 82
Warnung. 88
Frauenlob. 89
Lied. 92
An die Natur. 95
Mein Landleben. 97
Ein *beatus ille.* Nach Leonard. 108

## Zweites Buch.

Sehnsucht. 119
Mädchenlehren. 122

Die Schreibfeder. S. 124

Die Quelle. 127

An meine Tobackspfeife. 129

Der Geist der Liebe. 132

An gewisse Dichter. 135

Beim Besuch einer Klosterzelle. 136

Gram der Liebe. 138

An einen Reichen. Nach dem Latein. 142

An einen Freund in Frankreich. 144

An Lyda. 149

An die Dunkelheit. 150

An einen Freund. 154

Burg Windegg. 158

An einem Festtage. 160

Ballade. 162

Der Strom der Vergessenheit. 165

Stanzen. 168

Stumme Liebe. 169

An die Heimath. 170

Das neue Jahrhundert. Nach Endreimen. 173

Das scheidende Jahrhundert. S. 176
Meine Lieblingsstellen. 181
An die Nymphen. 183
Mädchen und Mädchen. 185
Gegenstück. 187
An eine Biene 189
An den Kongreſs zu Rastadt. 191
Als man den Frieden für gewiſs hielt. 193
Lied eines Einsiedlers. 199
Grablied. 201
An den Mond. 203
Auf ein Gemählde. 206
An das häusliche Glück. 207
Auf einem Spaziergange. 210
Ballade. 215
Wiegenlied einer Unglücklichen. 217
Allwinens Klage. 219
An Hrn. Prof. Kappler. 221
Lied. 223
Antwort auf einen Neujahrswunsch. 225

An Sie. S. 227
Lied. 229
An Sie. 232
An ein nicht schönes Mädchen. 234
Klage. 236
Das Mädchen an der Quelle. 237
Mein Stübchen. 239
Heiligenbilder. 243
Sappho. 260
Anakreon. 263
Die Unsterblichkeit. 265

## Drittes Buch.

### Sinngedichte.

Denkspruch. 287
Was ist die Liebe? 288

Melamp. S. 288

An Strephon. 289

An einen Künstler. 289

An Lyda. 290

Die glückliche Familie. 290

Eine Hand wäscht die andre. 291

Crebillon und sein Freund. 292

Der Unterschied. 293

Der unglückliche Liebhaber. 294

Auf einen Schauspieler. 295

Grabschrift der 300 Spartaner. 295

Fragment. 296

Der schlafende Amor. 298

Der sterbende Bildner. Nach dem Fr. 299

Grabschrift eines Mops. 300

An Arist. 300

Grabschrift. 301

Aehnlichkeit. 301

An Trulla. 302

Der treue Hund. 302

An einen Künstler. S. 303
Auf einen Groſsen. 303
Die Exegeten. 304
Dorilis. 305
Denkspruch. 305
Die Ausflucht. 306
Grabschrift eines Zechers. 307
An einen Freund. 308
Grabschrift Friedrichs II. 308
Cato. 309
Derselbe. 309
An einen Freund. Nach Vida. 310
An die Blumen. 311
Die alten Bataver. 312
Nach St. Lambert. 312
Gelehrten Streit. 313
Naivetät. 314
Amor und sein Führer. 315
Die Alter der Liebe. 316
Andenken. 318

Pfeffel. S. 518
Bav. 519
Letzter Wille eines Zechers. 519
Lessing. 520
Semler. 521
Der Apfel des Paris. 521
Dichterloos. 522
Auf Manchen. 523
Grabschrift eines Prälaten. 524
Thränen. 524
Erzählung. Nach dem Franz. 525
Epictet. Aus dem Griech. 526
Auf zwo Schwestern. 526
An Chloen. 527
Die Erscheinung. 527
Amor und der Winzer. 528
Weihnachtsgeschenke für Leyermann. 529

* * *

## Fabeln.

---

Die beiden Schatten. S. 337
Die Mutter. 341
Die Menschenopferer. 342
Die Moral. 343
Diogen. 345
Die Musenquelle. 346
Der Dichter und sein Held. 348
Amor und die Biene. 349
Prometheus. 351
Der Wolf und der Igel. 353
Der Schmetterling und die Biene. 355
Der Bär. 356
Der Denkspruch. 358
Die Keule des Herkules. 359
Muth des Freien. 360
Der Klausner. 362

Der Kongreſs. S. 364
Die Flöte und das Holz. 367
Der Hänfling und die Schnecke. 368
Der junge Held. 369
Silens Esel. 370
Der Wolf und die Gans. 371
Die Schatten. 373
Der Rabe. 376
Diogenes und sein Nachahmer. 377
Numa. 379
Der Adler und der Schwan. 383
Das Opfer. 385
König Löwe. 387
Natur und Kunst. 389
Das heilige Feuer. 391
Faust. 394
Das Mädchen und die Rose. 397
Der Alte und sein Esel. 399
Zeus und der Künstler. 400
Der neue Prometheus. 401

Der Heldenweg. S. 403

Newton. 405

Die Priesterin. 407

Die Bildsäule. 409

Der practische Philosoph. 411

Die Zwiebelsuppe. 415

* * *

# ERSTES BUCH

## Weihe.

Die Muse sang bei meiner Wiege nicht:
Ihr Name war dem Dörfchen unbekannt,
Wo mir der erste Morgen dämmerte.
Doch eine Nachtigall begrüſste mich,
Als ich am Busen meiner Mutter lag:
Ich wandte horchend von der Brust mich ab,
Und lächelte der Zaubermelodie.
Im Waldgeflüster, in des Felsenbachs

Gemurmel, in dem Wehn der Abendluft
Vernahm ich Deine Stimme, o Natur,
Und öfnete ihr willig Ohr und Herz.
Ich sah, wie Du das Veilchen mit dem Thau
Des Himmels tränktest, und sein Bett dem Wurm
Im Moos des Baumes zubereitetest,
Und wie Du Deine Kinder, groſs und klein,
Als Mutter liebst, und liebte sie, wie Du!
Das Lied des Landmanns, welcher sein Gespann
Vom Felde heim trieb, und des Hirten Horn
Erweckten meines Busens Melodie;
Ich sang, doch ohne Kunst, dem Hänfling gleich:
Er liebt, und seine Liebe wird Gesang.
Natur, wie dank ich Dir der Kindheit Glück,
Und diesen reinen, unverfälschten Sinn
Für alles, was die Erde Schönes hat,
Für alles, was das Leben schätzbar und

Den Menschen göttlich macht in seiner Kraft!
Du gabst ein Lächeln für die Freude mir,
Du gabst mir Thränen für des Bruders Schmerz,
Und lehrtest hoffen, lieben, dulden mich,
Daſs ich, vom Wahn der Thorheit unbestrickt,
Zufrieden bin bei selbstgepflanztem Kohl,
Und wenn das Schicksal, das mit weiser Hand
Des Lebens Güter, doch nicht gleich, vertheilt,
Ein Feld, ein Buch und einen Freund mir
giebt,
Kein Wunsch sich mehr in meinem Innern
regt,
Es wäre denn ein Wunsch für fremdes Glück:
Dies dank ich Dir, und Dir allein, Natur!
Dir dank ich's, daſs das schöne Morgenroth,
Der Freudenruf des Tanzes, der Gesang
Des Dichters mehr mir ist, als goldner Wein,
Und als des Ruhmes buntes Luſtgebild,
Und daſs ich's fühlen kann, wenn sich ein
Mensch

Werth seiner himmlischen Verwandtschaft zeigt;
Wenn Winkelried in seine Felsenbrust
Sich zwanzig Lanzen gräbt, wenn Luthers Hand
Dem Adler Hildebrands den Blitz entreiſst,
Wenn Beaurepair dem Römertod sich weiht.

O wär' es mir vergönnt, der Menschheit auch
So meine Schuld zu zahlen; gerne gäb
Ich für ein Blatt aus jener Helden Kranz
Den Lorbeer von Kronions Töchtern hin.

* * *

## An die Wahrheit.

Unsterbliche, für die den Todesbecher
Der Weiseste von Hellas Weisen trank,
Um welche ihr und unsrer Freiheit Rächer,
Der edle Gustav auf dem Schlachtfeld sank!

Dich sing' ich dankbar, die Du, mich zu retten,
Einst an der Hand der Muse zu mir kamst,
Und weihe Dir die langgetragnen Ketten
Des Wahnes, die Du mir vom Arme nahmst.

Du lehrst uns einem Paradies entsagen,
Und unsre Wege über Dornen gehn:
Wir dürfen nur das eigne Herz befragen,
Um Deine Göttersprüche zu verstehn.

Wer einmal Deinem schönen Dienst geschworen,
Den macht kein Gold, kein Kerker von Dir los,
Er neidet nicht das Marmorhaus der Thoren,
Und ist in einer Hütte frei und groſs.

Die falschen Götzen stürzt er vom Altare,
Und stellt verkannte Tugend darauf hin;
Der Heuchler im entheiligten Talare,
Und der Despot im Purpur fürchten ihn.

Nur seinen Arm kann man in Fesseln schlagen,
Er selber bleibt im Burgverlieſse frei,
Und furchtlos wird er auf dem Holzstoſs sagen,
Daſs Menschenwerth kein Hirngespinnste sey!

Dir, Himmlische, bleib ich fortan ergeben,
Und wenn mich auch des Pfades Mühe schreckt,
So wird ein Blick von Dir mich neu beleben,
Was fürcht' ich, wenn Dein starker Arm mich
deckt?

Dein Zögling warf, als Menschen ihn vermieden,
Sich ruhig in die Arme der Natur,
Und suchte, vom Getümmel abgeschieden,
Im Haine Moos, und Blumen auf der Flur:

Und als der Wahn ihn auch von da verjagte,
Und nirgend mehr er einen Schutzort fand,
Da sah er zu dem Himmel auf und sagte:
Getrost, mir bleibt ja noch ein Vaterland!

* * *

## An Lyda.

Wenn Dich Bilder der Phantasie umgaukeln,
Laſs sie gaukeln, und freu Dich ihres Schimmers,
Aber strecke die Hand nicht aus, o Lyda,
Sie zu betasten!

Einen Schmetterling fand ich unter Blumen;
Gold mit Purpur besäumt war sein Gefieder:
Hastig faſst' ich ihn, aber ach! verwischt war
Purpur und Gold nun!

◆

# Liebe.

Es ist der Himmel mit Nacht umzogen,
Doch wandelt die Liebe ihre Bahn,
Es brüllen des Meeres empörte Wogen,
Doch Liebe vertraut dem schwachen Kahn.

Es harrt das Mädchen am Felsgestade,
Wo schwach die Leuchte des Thurmes glimmt,
Und lauschet, ob sie vom Wellenpfade
Die Schläge des Ruders nicht vernimmt.

Umsonst! sie hört nur des Meeres Toben;
Nun wird es in ihrer Seel' auch Nacht!
O Mädchen, es wohnt ja auch dort oben
Ein Gott, der über die Liebe wacht.

Schon ist der Jüngling ans Land gesprungen,
  Schon fliegt er in der Geliebten Arm;
Sie hält ihn mit süſser Lust umschlungen,
  Und küſst ihm die kalten Lippen warm.

Es sey der Himmel mit Flor umhangen,
  Es tobe noch zürnender der Belt!
Sie halten sich fester nur umfangen,
  Und auſser ihnen ist keine Welt.

Die Liebe bettet am nackten Strande
  Den Liebenden wie auf weichem Flaum,
Es drücken sie nicht des Lebens Bande,
  Für sie ist das Leben ein schöner Traum.

Mag ihnen das Schicksal alles rauben,
  Sie lassen von der Liebe nicht ab,
Und blicken mit Lächeln, in dem Glauben
  Sich wiederzufinden, in ihr Grab.

Wenn ihnen nur eine Wüste bliebe,
  Sie hätten ein Paradies auch dort,
Und ihnen wäre ohne die Liebe
  Der Himmel nur ein Verbannungsort.

* * *

## Jupiter und Amor.

### Jupiter.

Ha Bösewicht, du wagest es, auf mich,
Den Göttervater, dein Geschoſs zu richten?
Sieh, diese Blitze würden dich,
Du Thörichter, im Augenblick zernichten.

### Amor.

Mich schreckst Du nicht, o Donnerer, ich kann
Mit einem Zauberwort den Arm Dir lähmen.
Sieh, Leda lächelt — werde Schwan,
Und lerne Dich vor einem Kinde schämen!

# Skolie.

Freunde stimmt in meine Lieder,
Knabe, Wein und Blumen her!
Zwar der Frühling kehret wieder,
Doch vielleicht für uns nicht mehr.

Auf des Rheines Schieferhügeln
Pflanzten Götter diesen Wein —
Trinket! mit der Jugend Flügeln
Holt man nur das Alter ein.

## Zu ihr, zu ihr!

Zu ihr, zu ihr, die ich mir auserkohren,
In die geweihte Rosenlaube hin!
Zu ihr, mir ist der Augenblick verlohren,
Da ich von ihr entfernet bin.

„Ha sieh, es lagert hinter jenen Hügeln
Ein Hochgewitter furchtbar drohend sich.“
Zu ihr, zu ihr, es deckt mit ihren Flügeln
Die Liebe schützend sie und mich.

„Siehst du den Regen an das Fenster schlagen?
Hörst du im Wald den heulenden Orkan?“
Zu ihr, zu ihr, die Liebe kennt kein Zagen;
Nur Sonnenschein ist ihre Bahn.

„Der Fluſs empört sich, seine Wellen schäumen,
Und reiſsen zürnend Roſs und Mann hinab.“
Sie wartet mein! die Liebe kennt kein Säumen,
Für sie giebt's weder Tod noch Grab.

„Sieh, wie der Blitz die Eichen dort zersplittert!
So furchtbar kämpften Erd' und Himmel nie.“
Zu ihr, zu ihr! und wenn der Erdball zittert,
Ich hör' und sehe nichts als sie.

## Aufruf.

Auf, Jüngling! nimm das Schwerdt zur Hand,
Und eile in die Vorderreihen,
Dich, muſs es seyn, dem Tod zu weihen,
Dem schönen Tod fürs Vaterland.

Hörst du der Feinde wilden Hohn?
Siehst du in ihrer Hand die Ketten?
Nur Muth und Eintracht kann uns retten;
Es tönt des Schicksals Wage schon.

Verachtung dem, der feige bebt,
Den nicht sein Herz zu Thaten fodert,
Wenn alles rings in Flammen lodert,
Und Sklaverei ihr Haupt erhebt.

Das Sterben können macht den Mann!
Der Sklave klebt an seinem Leben,
Allein, was kann es ihm noch geben,
Wenn er sich selbst nicht achten kann?

Ha, Jüngling, wenn umsonst nach dir
Das Vaterland die Arme streckte,
Wenn dich der Ruf der Ehre schreckte,
Wo nähmest du Ersatz dafür?

Du könntest niemahl deinen Blick
Zu einem edlen Weib erheben,
Du ließest, scheidend aus dem Leben,
Die kleinste Lücke nicht zurück.

Auf, Jüngling, auf, das Schwerdt zur Hand!
Hörst du den Schlachtgesang erschallen?
Hörst du den fernen Donner hallen?
Auf, auf, es gilt das Vaterland!

Sey unsrer braven Väter werth!
Sie schweben um die tapfern Reihen
Zum groſsen Kampſe sie zu weihen —
Weh! wer nicht sie und sich izt ehrt!

Sieh nicht der Feinde Menge an,
Und ständen sie wie Sand am Meere,
Der Tapſre macht durch ihre Speere
Mit seiner Brust den Brüdern Bahn;

Und geht ihr Weg dann über ihn —
Er wird mit keinem Seuſzer klagen,
Und mit dem letzten Hauch noch fragen:
O sagt mir, ob die Feinde fliehn!

* * *

## Auf den Ruinen von Eberstein.

Ja, ich fühle hier dein Wehen,
Heilige Vergangenheit!
Um mich schweben ungesehen
Geister aus der Heldenzeit.

Nicht zu trauern, weil zerfallen
Ihre stolzen Vesten sind,
Und nur durch die öden Hallen
Saust ein rauher Abendwind:

Weil des Starken Eigenwille
Nicht wie Himmelswort mehr gilt,
Und um eines Thoren Grille
Nicht von Blut der Bach mehr schwillt: —

Sanftre Zeiten sind erschienen,
Menschheit kennt ein schönres Ziel,
Seit in trauernde Ruinen
Dieses Felsennest zerfiel,

Kraft hat ihren Werth verlohren,
Wenn nicht Weisheit für sie bürgt;
Nicht mehr nennt man Held den Thoren,
Der um Lorbeern Menschen würgt.

Menschenwürde hochzuachten
Gilt nicht mehr für leeren Wahn,
Und sich selbst als Zweck betrachten
Darf izt auch der schwächste Mann.

Mehr, als wer ein Land verheerte,
Thut nun, wer sein Gärtchen baut,
Und, was die Natur ihm lehrte,
Dem, ders fassen kann, vertraut.

Sanfte Zeiten sind gekommen,
Geister aus der Heldenzeit!
Jener Flug, den ihr genommen,
War zerstörend weit und breit.

Wie ein Fels von Bergen rollend —
Graus bezeichnet seine Bahn —
So erscheint ihr, wild und grollend,
Und mit Schrecken angethan.

Menschenkraft kann nicht vergehen!
In Gefahren stehn auch wir,
Und dem Tod ins Auge sehen
Können wir so gut als ihr.

Starke wart ihr, und trugt Ketten!
Seht, des Wahnes Tyrannei
Ist das Haupt durch uns zertreten —
Sklaven wart ihr — wir sind frei.

## Wiegenlied

### für meinen Guido.

---

Schlummre, lieber, holder Knabe,
An der Brust der Mutter ein!
O des Himmels beste Gabe,
Ruh und Unschuld sind noch dein.

Schlummre, wachse und gedeihe!
Dich erwarten Freud und Schmerz.
Gütige Natur verleihe
Ihm zu beiden Muth und Herz.

Izt noch lächelst du ins Leben
Mit der Unschuld heiterm Blick —
Lächle! diese Tage geben
Uns die Götter nie zurück.

Deine schönen Träume rauben
Menschen — Freundschaft im Gesicht;
Doch verliere drum den Glauben
An die Menschheit selber nicht.

O du wirst im wilden Treiben
Ganze Völker elend sehn,
Aber Menschenwerth muſs bleiben,
Oder das Geschlecht vergehn.

Führst du einstens eine Barke,
Oder baust ein Gärtchen an,
Bei der Feder oder Harke
Sey und bleib ein Biedermann.

Laſs die Jagd nach Glück dem Thoren,
Der es immer doch verfehlt!
O wir sind zum Kampf gebohren,
Nicht für eine Dichterwelt.

Was die Erde giebt hienieden
Ist dem Wechsel unterthan,
Nur der Unschuld süſsen Frieden
Stört kein tobender Orkan.

In der lezten Abschiedsstunde
Macht er noch die Seele froh,
Lächelt auf des Dulders Munde,
Wenn das Leben schon entfloh.

* * *

# Frühlingsempfindungen einer Nonne auf dem Kloſterkirchhofe.

Wie mächtig, Hauch des Frühlings, wehst du hier!
Willst du die Todten dieser Gräber wecken?
Es singt und summt und schwirrt und jubelt dir
Im Hain, am Bach und aus den Blütenhecken.

Was ist's, das sich in meiner Seele regt?
Mir unbekannte, freundliche Gestalten!
Was ist es, das zu Thränen mich bewegt,
Und wie zum Beten heiſst die Hände falten?

Ich strecke träumend meine Hände aus,
Und möchte jeden Stein um mich beleben:
Ihr Schläfer hier, im engen dunkeln Haus,
Sind's eure Geister, die mich izt umschweben?

Hob euer Busen auch so stürmisch sich?
War euer Blick so trüb beim Lenzbeginnen?
Dich, Veilchen, drück ich liebevoll an mich,
Und trinke deinen Duft mit allen Sinnen.

Du gabst so gern aus deiner Fülle mir,
Und duftest süſs bis tief in meine Seele!
Der Hänfling zwitschert — ach es hallt in mir
Ein Lied, doch das singt keines Hänflings Kehle.

Was will ich denn? Kann, was mein Herz begehrt,
Die Erde mir, kann es der Himmel geben?
Wie? oder bin ich's nicht zu finden werth?
Soll ewig mich ein Luftgebild umschweben?

◆

# Empfindungen eines Karthäusers,

## in dessen Zelle ein Frauenzimmer auf einige Augenblicke gekommen war.

Hier stand sie, hier, die himmlische Gestalt,
Hier sog ich Gram und Lust aus ihrem Blicke!
Schon war mein Herz vom Hauch des Grabes kalt,
Ihr Lächeln rief ins Leben mich zurücke.

Sie kam und raubte meine Ruh' und gieng;
Ich starrt' ihr nach mit ausgestrecktem Arme:
Doch nur ein Traumbild wars, was ich umfing,
Ich blieb allein — allein mit meinem Harme

Die Stille, die in diesen Mauern wohnt,
Besänftigt nicht den Sturm in meinem Herzen,
Und neben ihm dort an dem Kreuze thront
Der kleine Gott der Liebe und der Schmerzen.

Es herrscht umsonst ein ödes Schweigen hier,
Nur von dem Spruch des Todes unterbrochen;
Ach, Amor spielt mit Geissel und Brevier,
Und windet Rosen selbst um Todtenknochen.

Mich ruft der Brüder dumpfer Buſsgesang;
Doch ach! ihr Bild wird mir auch dort erscheinen!
Ich wandle durch den dunkeln Klostergang;
Wo nur die Steine, nie die Menschen weinen.

Dort schleichen sie, gleich bleichen Schatten, hin,
Die einsamen Bewohner dieser Mauern,

Die Völker, die mit frommem Sklavensinn
Ihr Leben still und ungenützt vertrauern!

Des Grabes Ruhe wohnt in jeder Brust,
Und kaum nur scheinen sie sich zu bewegen;
Doch sähn sie Sie, wie würde schnell die Lust
Zu neuem Leben sich in ihnen regen!

Ihr Hochbeglückten, denen Niemand wehrt
Um Sie zu seyn, Sie unverwandt zu sehen,
Und wenn ihr euch in Liebe auch verzehrt,
Wer wünschte nicht an euerm Platz zu stehen?

Vergönnte mir das Schicksal dieses Glück,
Nur einen Tag, nur flüchtige Minuten,
Gern tränk ich mir den Tod aus ihrem Blick,
Gern flög ich zu ihr über Eis und Gluten.

Doch hier bin ich allein mit meinem Gram,
Genährt von tiefer, schauerlicher Stille!

Hier, wo der Mensch dem Menschen alles
nahm,
Hier hört mich nur um Mitternacht die Grille.

Das eiserne Gesetz des Wahnes schloſs
Das Mitleid aus aus diesen bangen Mauern.
Hier, wo noch nie der Liebe Thräne floſs,
Hier darf auch nicht einmal die Freundschaft
trauern.

## An einen Freund.

Freund, um glücklich zu seyn, fordre nicht allzuviel
Von den Menschen und noch weniger vom Glück;
Fleh vom Himmel Gesundheit,
Und das übrige gieb dir selbst.

Flieh die Schatten des Hofs, fliehe den Lärm der Stadt!
Dir genüge das Haus, wo du gebohren warst,
Dir das Erbe der Vater
Nicht von Sünden und Fluch beschwert.

Ruhe schmecket nur dem, welcher nicht immer ruht.
Welch ein schönes Gefühl, sich zu gehören, und

In den Blüthen des Frühlings
Schon den Segen des Herbsts zu sehn?

Zu dem ländlichen Mahl zollet dein Garten
dir,
Und der schattige Forst und der Forellenbach;
Von den Bäumen des Gartens
Singt dir Hänfling und Nachtigall.

Aus den Töchtern des Lands wählst du die
Edelste
Zur Gehülfin, die dann deiner mit Liebe pflegt,
Und die Stunden der Arbeit
Und die Stunden der Muſse kürzt.

Bald umschlinget euch noch fester ein neues
Band;
Welche Seeligkeit, wenn von der Geliebten Arm
Ein holdlächelnder Knabe
Dir die Händchen entgegen streckt!

Schönes häusliches Glück, welches der Himmel nur
Seinen Lieblingen schenkt! wer dich entbehren muſs,
Der entbehret das Eine,
Was das Leben zum Leben macht.

* * *

## Das zufriedene Mädchen.

Wem das Glück nicht viel gegeben,
Dem ersetzt es die Natur;
Sieh, wie auf der kleinsten Flur
Bienen unter Blumen schweben!

Hör ichs nicht im Haine summen?
Seh ich nicht den Abendglanz?
Giebt nicht auch zum Frühlingskranz
Mir der Hügel seine Blumen?

Athm' ich nicht auch neues Leben,
Wenn der junge Lenz sich naht?
Macht nicht eine schöne That
Höher meine Brust sich heben?

Ist das Schöne und das Gute
Nicht auch schön und gut für mich?
Götter, o erhaltet mich
Immer nur bei frohem Muthe.

## Die Quelle von Vauclüse.

O Silberquell, um dessen stillen Rand
Der Lenz die schönsten seiner Blumen reihte!
Bemooste Bäume und du Felsenwand,
Die einst Petrak durch seine Liebe weihte!

O könnt' ich hier, im Schooſse der Natur,
Mein Leben still und unbekannt verleben!
Was ich bedarf — es ist ja wenig nur —
Das würden mir zwei Hufen Landes geben.

Dem Wiederhall, der noch den Namen kennt,
Den er so oft in süſsen Liedern hörte,
Dem nennt ich sie, die mein Gesang nicht nennt,
Die schuldlos meiner Tage Frieden störte.

In dieser unbesuchten Siedelei
Könnt ich doch unbelauscht von Menschen klagen;
Hier würd ich ihr, wie theuer sie mir sei,
Zum mindesten in meinen Träumen sagen.

Hier opfert ich am grauen Felsaltar
Des Sängers Manen Blumen feucht von Zähren.
Ach sie ist streng, wie seine Laura war,
Und ewig wird auch meine Liebe währen!

* * *

## Bundeslied.

Willkommen uns, wer frohen Muth
Mit Biedersinn vereint,
Und immer recht und redlich thut,
Und das ist, was er scheint!
Wir grüſsen ihn mit Bruderkuſs,
Denn er ist unser Mann,
Und wandelt sonder Ueberdruſs
Mit uns des Lebens Bahn.

Der weisen Freude weihen wir
Den kurzen Pilgergang,
Und bringen manches Opfer ihr
Bei Lachen, Scherz und Sang;
Ihr leeren wir oft den Pokal,
Den Rheingaus Traube füllt,

Ihr weihen wir das kleine Mahl,
Wo sie sich uns enthüllt.

Klein ist der Kreis der Brüder nur,
Doch ewig ist sein Band;
In Wüsten und auf grüner Flur
Schlieſst fest sich ihre Hand,
Und zieht nur leise sich zurück,
Wenn wo ein Armer klagt,
Und trocknet seinen trüben Blick,
Und zeigt ihm, wo es tagt.

So wandeln wir mit gleichem Schritt
Dem dunkeln Ziele zu,
Und ruft Freund Hain aus unsrer Mitt'
Auch einen früh zur Ruh:
Wir blicken seinen Hügel an,
Und schwören froh und weis
Zu wandeln stets, und schlieſsen dann
Noch enger unsern Kreis.

## Der Garten.

Ist dies vielleicht der Garten, wo
Grosvater Adam hauste,
Und bei der Vögel Waldkonzert
An ofner Tafel schmauste?

O welche Lust, wo die Natur
Den Tisch uns selber decket,
Wo alles unsre Wünsche stillt,
Und alles sie erwecket!

Auch Aepfel giebts hier, schön genug,
Selbst Götter zu entflammen,
Und uns, der Erde Kinder, sammt
Und sonders zu verdammen.

Bei Adam fand sich nur ein Weib,
Und obendrein die Seine;
Hier ist um mich ein ganzer Schwarm,
Und keine ist die Meine.

Er hatte Wasser nur zum Trank,
Uns winkt der Saft der Reben:
Wir singen und betrinken uns,
Ha, welch ein Wonneleben!

Nach einem solchen Göttermahl,
Wen plagten da noch Grillen?
Und wer verdammt den Armen noch
Um eines Apfels willen?

# Die schwarzen und die blauen Augen.

---

Die schwarzen und die blauen Augen stritten
Sich lange um den Vorzug schon:
Und endlich läſst Cytherens Sohn
Zum Richter sich in diesem Zwist erbitten.
Er sitzt voll Ernstes auf dem Thron,
Um den die Scherze und die Küsse stehen;
Die Götter im Olympus sehen
Neugierig auf den groſsen Streit;
Kronion selbst vergiſst den Becher,
Den Ganymed ihm eben beut;
Zwei Amoretten treten auf als Sprecher,
Von ihren Lippen strömt Beredsamkeit,
Und Amor schlichtet endlich so den Streit:
„Die schwarzen Augen sprühen Feuerfunken,

Die blauen ziehn bescheiden an;
Ein Blick von jenen macht die Seele trunken,
Ein Blick von diesen wiegt in süſsen Wahn.
Die schwarzen Augen glänzen heller,
Im blauen Auge schwimmt Melancholie;
Die schwarzen ſiegen und erobern schneller,
Doch schneller auch und öfter wechseln sie.
Das schwarze Auge schreckt den kalten Spötter,
Das blaue scheucht den frechen Muth zurück.
Das schwarze Aug' erhebt zum Sitz der Götter,
Das blaue giebt der Liebe stilles Glück."

◆

## Das Glück des Weisen.

Beglückt, wer in Verborgenheit
Mit einem Freund und einem Buche lebet,
Und sich den holden Musen weiht,
Und nicht nach leerem Schatten strebet!

Verfolgt ihn auch der Unbestand
Fortunens hier, er wird sich wenig härmen,
Und steckt sie ihm sein Dach in Brand,
Sich ruhig an der Flamme wärmen.

* * *

# Allegorie.

Ein alter Fischer hatte einen Kahn,
Womit er sich sein Brod gewann;
Den lieſs er sterbend seinen Erben:
Doch die, von einem stolzern Sinn,
Verschmähten dürftigen Gewinn,
Und suchten Glanz und Reichthum zu erwerben.
Allmählig ward der kleine Kahn
Zum Marktschiff erst, dann zur Schebecke:
Bald strahlte Waffenglanz von dem Verdecke,
Und seine Masten strebten himmelan —
Als Kriegesschiff stolzirte izt der Nachen,
Und seine Führer wuſsten schlau
Des Himmels Blitze nachzumachen;
Wer widersprach, den knebelte ein Tau:
Oft briet man ihn sogar — zu Gottes Ehre.

So trieb das Schiff durch alle Meere,
Nahm fremde Länder in Besitz,
Und bot sie andern an zum Kaufe,
Und man befreite von dem Rächerblitz
Sich nur durch Lösegeld und Taufe.
Doch, wie ein alter Weiser spricht,
Es geht der Krug zum Brunnen, bis er bricht!
So gieng es auch dem stolzen Schiffe;
Izt hängt es, von der Zeiten Zahn
Durchlöchert, am Korallenriffe,
Verschwunden ist der blinde Wahn:
Des Fischers Enkel müssen sich bequemen,
Und wieder zu dem kleinen Kahn
Des Vaters ihre Zuflucht nehmen.

## Der Hausvater an die Gäste.

Was ich liebe, find ich hier:
Wackre Freunde seyd willkommen!
Auf, die Plätze zwischen mir
Und der Frau vom Haus genommen.

Schont der vollen Flaschen nicht,
Laſst uns froh im Kreise schweben!
Alles, nur die Wirthin nicht,
Sey euch heute preisgegeben.

Lärm und Freude paare sich,
Laſset Stühl und Tisch sich drehen,
Werfet alles um, auch mich,
Nur die Wirthin laſst mir stehen.

Meldet ſich der Schlaf — man kann
Höflichkeit nicht weiter treiben —
Nehmt mein Bett, nur werd ich dann
Wach mit meinem Weibchen bleiben.

◆

# An die Liebe.

Nach vorgeschriebenen Endreimen.

O du, die aus Pandorens *Schachtel*
Mit Schwindel, Gicht und Zwietracht *kam*,
Dich sollt ich singen, die ein *Achtel*
Von meinem bischen Leben schon mir *nahm?*

Sey's, daſs der groſse Sankt *Kristoffel*
Sogar vor dir die Seegel *streicht*;
Ja selbst der Mann, der den *Pantoffel*
Sich küssen läſst, manchmahl vor dir *erbleicht.*

Bei mir wird Amor fruchtlos *klopfen*,
Und schlüpft er auch dürchs *Schlüsselloch*,
Und ranket sich um mich wie *Hopfen*,
Mich beugt er nicht in sein allmächtig *Joch.*

Wer aus dem Sturme sich *gerettet*,
Der flieht von weitem den *Orkan*,
Und beim Syrenenliede *kettet*
Der Weise sich fest an den Mastbaum *an*.

---

Ich bleibe bei Minervens *Eule*,
Wenn Herkules am Rocken *sitzt*,
Indeſs aus seiner Eichen-*Keule*
Gott Cypripor sich lachend Pfeile *schnitzt*.

O gegen dieses Knaben *Bolzen*
Schützt eine Holzaxt uns *fürbaſs*,
Und öfter birgt man vor dem *Stolzen*
Am besten sich vor einem vollen *Faſs*.

So ess ich ruhig meine *Schoten*,
Die mir kein Liebesgram *versalzt*,
Und schieſse, Amors Macht zu *spotten*,
Den Auerhahn, indem er eben *balzt*.

## Liebeswahnsinn.

In meinem Busen nähr' ich eine Schlange,
Die Tag und Nacht mir Ruh und Schlummer raubt!
Ach, einen Andern liebt sie schon seit lange,
Und ich — ich habe sie so treu geglaubt!

Und dennoch dräng ich mich zu ihr und sauge
Stets neue Lieb und Quaal aus ihrem Blick!
Izt glänzt mich Hoffnung an aus ihrem Auge,
Izt stöſst ein Wort mich tief in Nacht zurück.

O welche Thorheit, sich zur Quaal zu lieben!
Und dennoch ist mir selbst mein Kummer werth;
Ich stürze, wie vom bösen Feind getrieben,
Mich in die Flamme, welche mich verzehrt!

# Die Rache.

Der Frühling lockt Chlorinden
Ins Freie, wo die Bäume
Beschneit von Blüthen stehen.
Sie kömmt an eine Hecke,
Wo ein bescheidnes Veilchen
Den süſsen Duft verbreitet,
Und bückt sich, es zu suchen,
Doch fährt sie schnell betroffen
Zurück — ein kleiner Knabe,
Gelblockigt und geflügelt,
Liegt sorglos in dem Grase,
Vom holden Schlaf gefesselt.

Chlorinde stuzt nicht lange;
Der Schläfer ist am Bogen
Und an den Pfeilen kenntlich,

Die ihm zur Seite liegen.
Ha, treffen wir uns endlich,
Freund Amor? sagt das Mädchen;
Wir haben mit einander
Ein Hühnchen noch zu pflücken;
Du sollst mir in der Folge
Kein Seelchen mehr verwunden,
Nicht einmal einen Sperling.
Mit diesen Worten nimmt sie
Den Bogen, und versucht es,
Die Sehne zu zerreiſsen.

Der kleine Gott erwacht izt,
Und blinzt dem Mädchen schelmisch
In seine blauen Augen.
Zerbrich den Bogen immer,
Mir ist er nichts mehr nütze,
Ein Blick aus deinen Augen
Trifft sicherer die Herzen,
Als zwanzig meiner Pfeile.

So spricht der Schalk; welch Mädchen
Würd' eine solche Rede
Nicht ganz und gar besänft'gen?

Nimm nur dein Spielzeug wieder,
Erwiedert ihm Chlorinde,
Sonst weinst du noch, und Thränen
Kann ich durchaus nicht sehen.

* * *

# Fischerlied.

Mein Hüttchen ist nur klein,
Doch scheinen Sonn und Mond hinein.
Die Schwalbe nistet gern bei mir,
Denn kein Gezänke stört sie hier.

Mein Gärtchen ist nur klein,
Doch kehrt auch da der Frühling ein,
Und läſst gedeihn, was früh und spät
Mein liebes Weibchen pflanzt und sä't.

Mein Kahn ist leicht und klein,
Doch bringt er Brodt und Butter ein.
Dazu lieb Weibchens froh Gesicht —
So viel hat mancher Reiche nicht.

Mein Glück dünkt euch nur klein!
O lerntet ihr genügsam seyn!
Bei Arbeit, Liebe und Gesang
Wird uns das Leben nie zu lang.

* * *

# Lied.

Zu kurz sind diese Erdentage,
Zu bald verrinnt der Tropfen Zeit!
O glücklich, wer ihn unbereut
Verrinnen sieht, durch keine Klage
Des Lebens Lenz entweiht.

Die Freude beut auf allen Wegen
Uns ihren frischen Blumenkranz:
Izt lacht sie uns im Abendglanz
Auf der beblümten Flur entgegen,
Und izt im Reihentanz.

Sie sizt mit uns am frohen Mahle,
Und giebt uns doppelten Genuſs;
Ihr Lächeln scheucht den Ueberdruſs;

Sie schmückt mit Rosen die Pokale,
Und würzet Spiel und Kuſs.

Auf alle Menschen blickt sie nieder;
Oft ist der Rasen ihr Altar,
Da kränzet sie der Hirtinn Haar,
Und stimmt in Philomelens Lieder,
Und girrt im Täubchenpaar.

Nur flieht sie glänzende Palläste:
Da herrschen Zwang und Ueberdruſs,
Da darbt man mitten im Genuſs;
Die Etikette ruft zum Feste,
Die Mode giebt den Kuſs.

Doch mit uns weilt sie gern, ihr Brüder!
Gerad und frei ist unser Herz;
Wir höhnen nicht des Bruders Schmerz:
Die Weisheit ehren unsre Lieder,
Sie lehrt uns Spiel und Scherz.

Dir, Freude, weihn wir unser Leben,
Dich ehret unser Bundgesang,
Dir tönet unser Becherklang,
Und wird die Nacht hernieder schweben,
Dir unser Grabgesang.

* * *

# Lebensweisheit.

Ich ehre Tugend und Genie,
Laſs einem jeden seine Weise,
Und lebe froh im kleinen Kreise;
Denn Muth und Arbeit darben nie.
Ein gutes Weib theilt meine Sorgen,
Und streut mit Blumen meine Bahn;
Ich suche nie vom Glück zu borgen,
Was ich mir selber geben kann.

## An meinen Grosvaterstuhl.

Zwar iſt dein dichtes grünes Kleid verschlissen,
Die Zeit hat manchen Fleck davon gerissen:
Doch der ist wahrlich keines Freundes werth,
Der ihn nicht auch im Rock des Bettlers ehrt.

Dich hat kein frecher Gaukler noch entweihet,
Der uns den sechsten Wundersinn verleihet,
Und die fünf übrigen dagegen raubt,
Und selig preist, wer blind ist — aber glaubt.

Einst ruhete in deinem weichen Schooſse,
Zufrieden mit dem ihm beschied'nen Loose,
Gesund an Seel und Leib, ein Biedermann,
Der manchen Traum zum Wohl der Menschheit spann.

Du bist geweiht durch seine lezte Stunde;
Ich sah sein Lächeln auf dem blassen Munde:
Er lächelte den Todesboten an —
O dreimal selig, wer so lächeln kann!

In deinem Arm, wo ich oft Grillen fange,
Und sein gedenke, wenn ich mehr verlange,
Als ich bedarf, um froh und frei zu seyn,
Hier wiegt auch mich des Schlafes Bruder ein.

Dann soll ein teutscher Biedermann dich erben,
Der werth ist, in der Seinen Kreis zu sterben,
Sein Brodt im Schweiſs des Angesichts gewinnt,
Und nie in dir auf eine Thorheit sinnt.

◆

## Meine Siedeley.

Ein kleines Haus von Nuſsgesträuch umkränzt,
Wo durch das Fensterchen das Frühroth glänzt,
Und mich vom Schlaf das Lied der Lerche weckt;
Ein kleiner Tisch, den mir die Liebe deckt;
Ein kleines Feld, das keinen Zehnten giebt;
Ein alter treuer Nachbar, der mich liebt;
Ein reiner Himmel, unverdorbnes Blut,
Und zu der Arbeit immer froher Muth —
Dies schöne Glück — Freund, neidest du es mir?
Hätt' ichs nur erst, ich theilt' es gern mit dir.

# Nach Sarbievius.

Laſs ab mit deinen Klagen, Freund,
Verscheuch die schwarzen Sorgen aus deiner Brust,
Und heitre deine Stirne auf.
Wenn gleich die Sonne nicht, wie gewöhnlich, lacht,
So wird es morgen anders seyn.
Ob heut der Sturm die ruhige See empört,
Und Untergang dem Schiffe dräut;
Doch setzt es morgen seinen gehemmten Lauf
Mit sanftgeschwellten Seegeln fort.
Zum Gram gesellen öfter die Scherze sich,
Und spotten seines finstern Blicks,
Und unterm dunkeln Schleier der Traurigkeit
Guckt lächelnd oft die Freude vor.

So spielt das Schicksal, welches die Menschen nicht
In Rosengärten auferzieht;
Dieselbe Hand, die gestern den Pflug geführt,
Giebt heut Gesetze im Senat,
Und legt das Joch, vom Nacken des Stiers gelöst,
Den überwundnen Nachbarn auf;
Doch treibt des Glückes Laune den Sieger bald
Zurück in seine Dunkelheit:
Er spaltet mit dem lorbeerbekränzten Beil
Izt Holz, und zündet auf dem Heerd
Das Feuer an, und wenn es an Reis ihm fehlt,
Wirft er die Fasces in die Glut,
Und kocht dabei die Schoten, die er gepflanzt,
Zufriedener beim kleinen Mahl,
Als kurz vorher bei Trüffeln und Chierwein.

* * *

## Gruſs an die Heimath.

Ich sehe dich, es ist kein Traum,
Dich Thal, wo ich erwacht ins Leben!
Die Wiese dort, und hier den Baum,
Wo noch der Kindheit Bilder schweben.

Ach, traurig schied ich einst von hier,
Entsagend jedem Lebensglücke,
Es folgte nur die Liebe mit,
Allein die Hofnung blieb zurücke.

Zwar Blumen fand ich auswärts auch,
Und Bäume, die von Obst sich bogen,
Doch süſser schmeckt die Frucht vom Strauch,
Den wir uns selber groſs gezogen.

Nichts geht doch übers Vaterland,
Das Schicksal selbst herrscht hier gelinder:
Im Haus, wo unsre Wiege stand,
Stand auch die Wiege unser Kinder.

Hier ist's, wo Herzen ohne Trug
Die Liebe bis zum Grab verbindet,
Wo Treue um den Aschenkrug
Einst noch des Brauttags Myrthen windet.

* * *

# Lebenswerth.

1791.

Ja, wunderschön ist Gottes Erde doch
Mit ihren Bergen, See'n und Blumenhügeln,
Und oft ergreift der Knabenwunsch mich noch,
Zu schweben drüber hin mit Adlersflügeln;

Zuweilen an dem unbegränzten Meer,
Wo noch, wie eh' das Chaos sich gestaltet,
Der Geist des Ewigen, so lieb und hehr,
Im Westgeflüster auf den Fluten waltet;

Und in den Auen, wo am Felsaltar
Durch Tells Geschoſs des Zwingherrn Blut geflossen,
Wo noch die Freiheit in der Hirtinn Haar
Die Blumen flicht, die seinem Grab entsprossen;

Wo die Natur mit schöpferischer Hand
  Das Schöne zu dem Schrecklichen gereihet,
Und neben der beschneiten Felsenwand
  Ein Wiesenthal mit Blumen überstreuet;

Schön ist das Leben, Freuden mancherlei
  Blühn allenthalben auf des Menschen Wegen;
Uns tönt des Hains kunstlose Melodei,
  Uns reift des Herbstes und der Erndte Segen.

Und Liebe du, die aus der goldnen Zeit
  Allein noch blieb, als alle Götter schieden,
Du schenkst des schwarzen Grams Vergessenheit,
  Und neue Lust und Kraft dem Lebensmüden.

Süſs ist das Leben, selbst dem Armen süſs,
  Den nur noch Hoffnung und Erinnrung laben,
Und o wer wäre, der es gern verlieſs
  In Jugendkraft und bei des Glückes Gaben!

Doch wehe, wer mit feigem Sklavensinn
Sich binden läſst von seines Daseyns Ketten,
Wem Muth gebricht, für edleren Gewinnn
Den schwarzen Kahn freiwillig zu betreten.

Wem, was sein wärmstes Sehnen stillen kann,
Des Zufalls Hände alles, alles geben!
Du lächelst, Reicher? Armer, armer Mann,
Der nichts besitzt, ihm theurer, als das Leben.

◆

# Im Frühlinge 1800.

Der Frühlingsodem säuselt im Haine,
Mit ihm der Hauch verschwisterter Liebe,
Und überall ist Lebensfülle,
Weben und Summen und neues Daseyn.

Dort wiegt sich auf den Blumen des Kirchhofs
Der Schmetterling, es holt sich der Buchfink
Von Leichensteinen Moos zum Neste; —
Weckest du, mächtiger Frühlingsodem,

Nicht auch auf ihren Kissen von Staube
Die langen Schläfer? Tretet hervor ihr,
Daſs ich an meine Brust euch drücke,
Und nicht allein bin mit meiner Freude!

Komm, meine Minna, daſs ich dich unter
Die Blüten führe, daſs sich dein Busen
Dem schönen Frühlingsleben öfne!
Komm auch, o Wilhelm, mit deiner
Schwester!

Und du, mein Emil, der du die Sonne
Nur einmal sahst, und schnell wieder hingiengst,
Wo weder Mond noch Sonne leuchten,
Wo keine Mutter die Brust dir reichet! —

Sie kommen nicht, und eine Gestalt geht
An mir vorüber, welche mir flüstert:
Bald werden auch dich, die dich lieben,
Rufen und suchen und nicht mehr finden.

* * *

# An das Land.

Ruris Amatores [illegible] [illegible].

P. LOTICH. SECUND.

---

Süſse ländliche Stille, dich begrüſs ich,
Und dich, schattigen Forst mit deinen Nymphen!
Euch, ihr Felder, von denen mir des Jahres,
Hofnungen lächeln!

Nur der Liebling der Musen kennt die Wonne
Eines Lebens in eignem freien Wirken,
Wo man izt sich im Lehnstuhl dehnt, und izt den
Spaten ergreifet.

Jede Tageszeit wechselt Licht und Schatten,
Jeder Monath die Farben meiner Landschaft:
Und es winden mir um den Karst die Musen
Rosen und Ephen.

Dreimahl glücklich, wer heim vom Felde kehret
Mit dem süſsen Gedank' an Weib und Kinder,
Und den steigenden Rauch von seinem Heerde
Fern schon erblicket!

* * *

# Der Mensch.

Nein, o Mensch,
Du bist nicht das schwache,
Gebrechliche, hülflose Wesen,
Wozu du dich selbst machst
Im finstern Wahn und in feiger Verzagtheit.

Gehst du nicht aufrecht,
Und blickest zum Himmel?
Giebt es eine Kraft in der Natur,
Die die Kraft deines Willens
Zu beugen vermögte?
Umsonst feinden die Elemente dich an;
Der Arm, den der Stich einer Mücke lähmt,
Zeichnet dem Blitz seine Bahn vor;
Du schaukelst dich auf den Wogen des Oceans,

Dein Geist arbeitet mit im Sturme,
Zerstört mit im Feuer,
Und fährt auf Fittigen des Windes.

Von allen Wesen, die wir kennen,
Ist nur dir das Wahre wahr,
Ist nur dir das Schöne schön,
Ist nur dir das Gute gut.

Ohne des Löwen Kraft
Meisterst du den Löwen;
Ohne des Adlers Fittich
Schwingest du dich in den Kreis der Sonne.

Du siehst dich in einer Wüste --
Deine Hand schaft sie zum Garten um,
Und zwingt Fruchtbarkeit
Dem nackten Felsen ab.
Dein Blick forscht unruhig umher
Nach den Grenzen der Erde,

Und findet sie zu nahe gerückt:
Da winkt dir die Liebe
Mit ihrem Zauberlächeln,
Und ein Fleckchen Erde,
Das dich mit deiner Geliebten nährt,
Ist dir eine Welt,
Wie der Lerche ihr Nest
Zwischen den Furchen des Ackers.

Sonne und Mond,
Ebbe und Flut,
Sind fremden Gesetzen unterthan;
Sein Gesetz
Trägt der Mensch in sich,
Und ist frei, indem er ihm gehorcht.
Sterne können fallen,
Ihre Spur wird vergehen,
Aber die Bahn,
Die ein groſser Mensch durchläuft,
Ist nach Jahrtausenden noch unverwischt.

Nur eines waltet über ihm —
Mit eiserner Hand,
Die harte Nothwendigkeit.
Doch er
Hüllt sich in seine Würde,
Und steht ruhig, wenn ihre Donner rollen.
Das Recht zu ehren,
Beugt er seinen Nacken
Unter das Henkerbeil;
Den rufenden Bruder zu retten,
Stürzt er in des Abgrunds Wogen;
Dem Vaterlande zu gehorchen,
Verspritzt er sein Herzblut;
Das Wort seines Mundes zu besiegeln,
Besteigt er den flammenden Holzstoſs.

Mensch, der du aufrecht wandelst,
Und zum Himmel schaust,
Du bist ein Gott
In der Kraft deines Bewustseyns!

Umsonst hält die Erde
Dir ihren Schuldbrief vor;
Du giebst ihr zurück, was sie dir lieh,
Und forderst dein Erbtheil
Unter den Söhnen des Himmels.

Ich ehre dich, Mensch,
Der du dich selber ehrst!
In dir nur ist Gröſse,
In dir nur ist Güte,
In dir nur ist Wahrheit!
In dir nur verknüpft sich
Das Sichtbare mit dem Unsichtbaren,
Das Endliche mit dem Unendlichen,
Das, was begann,
Mit dem, was war und seyn wird.

* * *

## An den Rhein.

Maynz 1798.

Willkommen, Sohn der Alpen,
In Teutschlands Gauen,
Willkommen, o Rhein!
Dir weih ich Spiel und Gesang,
Du liebest die Fluren nur,
Wo goldne Freiheit lacht.
Die Völker an deinem Haupt
Und an deiner Ferse
Opfern der Göttin.

Tells muthige Abkömmlinge,
Die in ihren Hirtenthälern
Noch treu blieben
Der Sitteneinfalt ihrer Väter,

Lagern sich
Unter den Weiden deiner Ufer,
Und ihre Gesänge
Begleiten dich in deinem stillen Gange;
Und der rührige Bataver,
Der des Oceans
Alte Herrschaft schmälerte,
Und eine amphibische Welt
Den Fluten entlockte,
Auch er war frei und glücklich
An deinem Gestade!
Da schüttet' er Indiens Pflanzen
Und die Gewächse der Südsee
Auf den Altar der Hehren.
Traure, der Freiheit Genius!
Izt beugt er den Nacken
Schon halb dem Sclavenjoch entgegen,
Bald klirret um ihm die Fessel,
Und er, der einst dem Ocean gebot,
Dem das eiserne Schicksal

Seinen Boden nur für Schweiſs
Seine Freiheit nur für Blut
Mit unerbittlicher Strenge zuwog,
Rudert nun des Fürsten Kahn.

Aber frei ist auch der Teutsche,
In dessen Gauen, *o* Rhein!
Du so gerne weilst!
Frei ist er, denn [illegible],
Schon nah dem belorbeerten Ziele,
Schwer gebeugt
Von des Alters und der Thaten Gewicht,
Riſs noch einmal sich auf;
Noch einmal schwollen die Muskeln seines Arms,
Wie einst im Gewühle der Feldschlacht,
— Teutschlands Genius war um ihn
In dieser heiligen Stunde —
Und gewaltig zertrümmert' er die Fessel,
Die uns bereitet lag,
Daſs darob die Ufer der Donau

Und des Wolgastroms furchtbar ertönten.
Frei sind wir, o Rhein, wie du,
Frei, wie das Volk
An deinem Haupt und an deiner Ferse,
Frei unter der Gesetze Schild,
Und gebunden ist
Der Uebermacht eiserner Arm,
Und an ihrem Busen
Nagen die Geyer
Der getäuschten Herrschsucht und der Schande.

So lag einst am Felsgebirg
Angekettet der Frevler, *)
Den frecher Uebermuth
Zu höhnen die Himmlischen trieb;
Mit dunkeln Fittich umschwebt ihn
Der Vogel der Rache.
Doch weg mit diesen Bildern!
Dort winkt im Rebenhain,

---

*) Prometheus.

Mit purpurn und gelbgemischtem
Laube bekränzt,
Die junge Freude.
Süſs, wie der Rede Honig
Von rosigten Lippen,
Quillet dein Nectar, o Rhein,
Aus ihrer Hand in den Becher,
Den sie lächelnd mir beut.
Ich komme, freundliche Göttin,
Und netze die dürstende Lippe
Mit dem Tranke des Himmels,
Und höher hebt sich dann mein Gesang,
Wie der Schwan,
Wenn dem erfrischenden Bad er entsteigt.

Weg mit den Reben Burgunds,
Weg mit dem Weine vom Kap!
Wie dieser heimische Nectar
Ist der Trank nicht, den Hebe
An der Tafel der Himmlischen reicht,

Ein Bild des teutschen Geistes
Blendet seine Farbe nicht,
Aber Kraft und Feuer
Strömet mit ihm in Blut und Nerven,
Und groſse Entschlüsse
Reift er im schwellenden Busen.

Dir weih ich Spiel und Gesang,
Du Nectar vom Rheine!
Im Schatten dieser Reben
Vergeſs ich der Heimath Gefilde,
Hänge da meine Leyer auf,
Und um meinen Hügel
Ertönen einst noch meine Lieder
Im Gelispel der Abendluft.

* * *

## Warnung.

Siehe, halb versteckt in zartes Laub,
Lacht dir dort die goldne Frucht entgegen,
Aber, Wandrer, strecke nicht verwegen
Deine Hand nach ihrem Raub!

Harre, bis die Zeit ihr Reife gab!
Sprengt der Herbst einst ihre harte Schale,
O dann fällt zu deinem Pilgermahle
Sie, auch ungepflückt, herab.

# Frauenlob.

Was macht des Weibes eignen Werth?
Was ists, warum der Mann sie ehrt,
Auf immer sich an Eine bindet,
Und seinen Himmel in ihr findet?

Ist es der leichte, stolze Gang?
Der Stimme süſser Lautenklang?
Das frische Jugendroth der Wangen?
Der Augen schüchternes Verlangen?

Dies macht dem Mann das Herz nicht weit!
Was Jugend schenkt, das nimmt die Zeit;
Nur was die Charitinnen geben
Bleibt unvergänglich durch das Leben.

Die Anmuth zieht den Weisen an,
Und fesselt selbst den starken Mann;
Sie weiſs auch über Kleinigkeiten
Ihr holdes Etwas zu verbreiten.

Und mehr ist Schaam noch, die den Werth
Der Liebe durch Verzögern mehrt,
Und in der jüngsten Huldin Schleier
Wacht über Aphroditens Feuer;

Und jener sanfte, zarte Sinn,
Der die Natur dem Weib verlieh'n,
Des Mannes heiſse Stirn zu kühlen,
Und Dornen ihm zu Flaum zu wühlen;

Und wenn er Felsenlasten trägt,
Und seine Brust von Unmuth schlägt,
Ihn zu sich selber zu erheben,
Ihm Frieden mit sich selbst zu geben;

Und jener Muth, auf dem sogar
Sich Männer stützen in Gefahr —
Sie lächelt mit der Todeswunde,
Kein Schmerz ist auf dem starren Munde.

Dies macht des Weibes eignen Werth,
Dies ist's, warum der Mann sie ehrt,
Sich ewig fest an Eine bindet,
Und seinen Himmel in ihr findet.

Wohl, wer ein solches Weibchen fand!
Er lacht des Glückes Unbestand,
Und kein Candide kann den Glauben
An eine beste Welt ihm rauben.

# Lied.

---

Friede, mit dem Bruder, der
In der Ferne weilet,
Unsrer Freuden keine mehr,
Keine Sorge theilet!

Friede mit dem Biedermann,
Der nach Rechtthun strebet,
Leiden mildert, wo er kann,
Und nicht sich nur lebet.

Friede mit dem teutschen Weib,
Das nicht, wahnberauschet,
Um den schalen Zeitvertreib
Mutterfreuden tauschet.

Friede mit dem Märtyrer,
Der für Wahrheit leidet!
Friede mit dem Zweifler, der
Um Phantome streitet!

Friede dem, der nie den Gruſs
Eines Freundes hörte,
Den der Liebe Feuerkuſs
Nie Empfindung lehrte!

Friede mit dem Bösewicht,
Dem beim frommen Liede
Reue späte Geisseln flicht,
Tugend ihm und Friede!

Friede dem auch, deſs Gebein
Schon ein Rasen decket,
Den des Morgens Purpurschein
Nicht zur Freude wecket!

Friede sey das Losungswort
Unsrer letzten Stunde,
Friede weihet uns auch dort
Wieder unserm Bunde.

## An die Natur.

Natur, mit freundlichem Lächeln
Spendest du deine Gaben aus,
Winkest den Müden zum kühlenden Quell
Unter das wankende Laubdach,
Behängst die Bäume des Landmanns
Mit goldner Frucht,
Und streuest Blumen und Kräuter
Um seine Hütte.
Die Wange des Mädchens
Färbst du mit lieblichem Roth,
Und legst in ihren Busen
Die Keime sanfter Empfindung.

Gute Natur,
Auch ich bin deiner Kinder eines!

Wende nicht von mir
Deinen Mutterblick!
Sieh, ich liebe dich,
Wandle deine Bahn
An der Hand der Einfalt
Und der Wahrheit,
Und lausche deiner Stimme
Im Schooſse der Frühlingsflur,
Wo alles um mich
Zu neuem Leben sich regt,
Wo das stille Brüten,
Das Gesumm und Gewebe
Zeugt von deiner Allkraft!
Da erwachen in mir
Unnennbare Gefühle,
Da streben in mir
Verborgene Kräfte,
Da drängts mir im Busen,
Zu schaffen und zu wirken mit dir!

◆

# Mein Landleben.

Freund, du forderst ein Bild von meiner ländlichen Wohnung
Und der Gegend, wo ich die Tage des Herbstes verbringe,
Am Kamin die trüben und auf den Bergen die heitern — ?
Nimm es, im flüchtigen Umriſs mit schüchternem Griffel entworfen!
Kennst du das Häuschen, das Geſsner auf einem lachenden Hügel
Unter Bäumen, gebeugt vom Seegen des Jahres, erbaute?
Neben ein Zaun, und an dem einen Baume die Leiter *) ?

---

*) In Geſsners radirten Blättern.

Nimmst du dies Blatt zur Hand, so stehst du vor meiner Behausung.
Eng sind die Stübchen, und ihrer nur zwei, doch reinlich die Wände,
Und in den kleinen Scheiben der Fenster spiegelt die Sonne
Hundertfarbig im Scheiden sich noch; hier wohnet die Ruhe,
Hier der balsamische Schlaf, den keine Sorgen verscheuchen.
Um die Hütte stehen in bunter herbstlicher Mischung,
Röthlich und gelb, ins grüne schattirt, fruchttragende Bäume;
Mancher gesprenkelte Apfel entgieng dem Auge des Brechers,
Manche Birne, die ist es mir Lust vom Aste zu lösen,
Dafs sie nicht werden die Beute der Vögel oder des Frostes.

Auch ein Gärtchen hab ich, da sprosst aus dem Zaun der Hollunder
Und die Haselstaude, da find ich rankende Bohnen,
Sellerie, Zwiebeln und Lauch und Ringelblumen und Rosen,
Und den duftenden Rosmarin, die Blume des Winters,
Welche das ländliche Mädchen sich sorglich zum Brautkranz erziehet.
Freund, du lächelst? Ich zeichne getreu, und mag nicht verschönern.
Aber höre nur weiter! Mich wecket vom friedlichen Schlummer
Bald mein Kleiner, den nach der Suppe verlanget, und bald das
Krähen des Hahns, das Gebelle des Hofhunds, oder die Glocke,
Die im benachbarten Dorf zu Gebet und Arbeit ermahnet.

Neugestärkt von dem Schlafe, dem Bringer der Kraft und des Lebens,
Schau ich hinaus in die Landschaft, das dampfende Pfeifchen im Munde.
Nebel wallen dem Bach entlang und über die Wiesen;
Streifen von Licht verbreiten sich an dem östlichen Himmel,
Und schon wecken die Horen die schlummernden Vögel im Laube,
Und ein heiliger Schimmer verkündet die Nähe des Gottes,
Der sie lenket die Sonnenross' an purpurnen Zügeln. —
Auch auf dem Heerde lodert die Glut nun, und zum Getränke
Stehn die Levantischen Bohnen bereit und die frischgemolkene,
Reinliche Milch, durchwürzt von aromatischen Kräutern,

Welche die Hügel umher darbieten zum Futter den Rindern.
Zu dem Frühstück sammelt sich unterdessen der kleine
Fröhliche Kreis — die Kinder und die wirthliche Gattin.
Man bekrittelt das Wetter und theilt die Stunden des Tages
Zwischen Arbeit und Muſse; jedoch die gröſsere Sorge
Und das längste Gespräch der guten verständigen Hausfrau
Ist das Mittagsessen; nicht, weil der Gerichte so viele
Auf den Zettel des Tages stehn, nein, weil uns die Kasse
Und die Gesundheit zwei nur aufzutischen erlauben,
Doch die beiden schmackhaft bereitet und heilsam dem Körper.

Zwar der Nachtisch von Trauben und Obst, Kastanien, Nüssen,
Und was sonst noch die Jahrszeit giebt, fällt besser ins Auge;
Aber für mich ists ein Schaugericht nur, so wollens die Ærzte.
Dieses abgethan, legt die gute, verständige Hausfrau
Selber Hand an, und ich — ich suche den traulichen Armstuhl;
Einen römischen Dichter zur Hand, und öfter noch einen
Nebenbuhler der Römer aus späten, eisernen Zeiten.
Aber sie rangen mit Kraft, und standen rühmlich im Kampfe.
Sanfter JOHANNES SECUNDUS, in dessen Zaubergesängen
Liebe athmet, und Liebe gefühlt wird werden, so lange

Liebe noch wohnet unter dem trägen Geschlecht
des Prometheus.
Du, Lotichius, der du das Herz zur Wehmuth bewegest,
Und, ehrwürdiger Nida, du, ein Liebling
der Weisheit
Und der Musen zugleich, der beide Kränze
vereinigt.
Manchmahl lockt mich ins Freie hinaus die
wärmere Sonne:
Mit dem Rohr, das den Tod in seinem eisernen Bauch trägt,
Schleich ich mich zum Geröhrig des Sumpfes,
oder zum Kleefeld,
Wo nicht selten ein schüchternes Häschen,
oder ein Feldhuhn
Mir in den Schuſs kömmt, eine willkommene Beute der Gattin.
Giebt es im Thierreiche nichts, so gehts auf
die Jagd der Ideen,

Und bleibt auch die Jagdtasche leer, so bring ich doch immer
Ein Epigramm oder irgend ein Bild im Kopfe nach Hause.
Schneller bei Schwatzen und Lachen entschlüpft die Stunde des Mittags,
Und da der sorgliche Arzt mir jede Arbeit, die mehr als
Tändelndes Spielwerk ist, mit Ernste zu meiden geboten,
So entreiſs ich mich, nicht ohne Müh' oft, meinen Papieren,
Wandle mit Gattin und Kindern durch Flur und Auen, bespreche
Mich mit den Hirten, die sich bei einem Feuer gelagert,
Oder dem pflügenden Landmann, und höre seine Geschichte.
Abends umsitzt man im Kreise den Heerd, wo die heilige Flamme

Wärme verbreitet, und jedes Gesicht der Wiederschein röthet:
Sagen und Lieder gehn nun von Munde zu Munde, indessen
Legen die Kleinen, zum Naschen, Kastanien in die Gluten,
Während die Mutter das mäſsige Abendessen bereitet,
Eine Schüssel mit Kohl, darauf der willkommene Fremdling,
Der gefräſsige Krametsvogel, in Schlingen gefangen,
Oder was sonst die Küche vermag. Behaglicher wirds noch,
Wenn sich draussen ein Sturm erhebt, und der Regen in groſsen
Tropfen ans Fensterchen schlägt, da wird es so heimlich am Feuer,
Und man fühlt sich so wohl, in warmer, schützender Wohnung,

Gegen den Ungestümm des Wetters geborgen zu sitzen.
Freund, ich lege den Krayon weg, die Zeichnung ist fertig!
Tauschen würdest du nicht mit mir, so wenig als irgend
Ein Prälat, doch tauscht' auch ich mit keinem Prälaten.
Glückliche Stunden verlebt' ich hier, und mehr hat der Mensch nicht
Von dem Geschicke, Zufriedenheit muſs er selber sich geben,
Und die giebt man sich leichter in ſanfter ländlicher Stille,
Als im Jahrmarktsgewimmel der Stadt, wo leider der Klügste
Mit den Thoren ein Thor seyn muſs, und lachen und gähnen,
Wenn der Nachbar lacht oder gähnt! O gönnte der Himmel

Mir zum Eigenthümer dies Haus mit dem kleinen Bezirke
Blühender Felder und Wiesen, die um dasselbe sich reihen,
Ich entsagte mit fröhlichem Herzen den traurigen Mauern,
Wo die Menschen die mehreste Zeit mit Ængstlichkeit suchen,
Hastig der Zeit zu entfliehn, wo man die Freundschaft berechnet;
Nach Romanen das Mädchen liebt, und nach Gelde sich ehlicht! —
Bliebe die Wahl mir zwischen dem goldnen Schlüssel am Rocke,
Oder der Bischofsmütze und meiner ländlichen Wirthschaft,
Schlüssel und Infel lägen mir gut — ich nähme den Spaten.

* * *

# Ein *Beatus ille.*

Nach Leonard.

O selig, wer, von eitelm Wahne frei,
Ein Feld, ein Buch und einen Freund besitzt,
Und unterm Dache seiner Väter lebt,
Gleich fern von Mangel und von Ueberfluſs.
In seinem Busen wohnt der Unschuld Ruhe,
Und leitet ihn zum Frieden mit sich selbst.
Umsonst ertönt der Zwietracht lauter Ruf:
Er hört nur das Gemurmel seines Bachs;
Und schaut er auch aus seiner Siedelei
Ins Weltgericht, so sieht er zwar mit Schmerz,
Doch unbesorgt, wie ein betrognes Volk
Sich würgen läſst aus Wahn und Eigennutz,
Indeſs der Säugling an der Mutter Brust

Verschmachtet, und der Greis den Trost entbehrt,
Zu weinen an des einzgen Sohnes Grab,
Der irgendwo in fremder Erde ruht.
Weit, weit von ihm verhallt der Sturm der Welt.
Am Blumenrand des Baches hingestreckt,
Beschattet von des Ahorns Blätterdach,
Wünscht er sich Glück zu seinem Loos, und sagt:
Der Weise altert, unverfolgt vom Neid,
Sieht ohne Sorge in die Zukunft hin:
Und klopft Freund Hain an seine Hüttenthür,
So ruft er ihm ein freundliches Herein!

O gönnte mir der Himmel dieses Loos!
Am frischen Morgen weckte mich das Lied
Der muntern Lerche, oder das Geflüster
Der Rebenblätter um mein Fensterchen:
Dann schweift ich heiter durchs beblümte Thal,

Und stärkte zu des Tages Arbeit mich.
Bald hemmte hier die Schönheit der Natur,
Bald dort der Fleiſs des Landmanns meinen Gang;
Und da die Ruhe nur auf Arbeit schmeckt,
So grüb ich selbst des Gartens Beete um,
Und pflanzte Rosen neben Bohnen hin.
Des Abends irrt' ich in der Dämmerung,
Und sänge zu der Weidenflöten Ton
Ein Liedchen von der Dorfbewohner Glück,
Das ihnen die Natur so wohlfeil giebt.

O schönes Leben, wärst du mehr als Traum!
Wenn über uns der blaue Himmel lacht,
Und unter uns die Erde Blumen trägt,
Wenn mit der Lerche von dem Saatenfeld
Der Geist empor sich hebt — wer achtet da
Den Prunk der Stadt nur eines Blickes werth!
Hier schwärmt um mich das leichte Bienenvolk,
Und trinkt die süſsen Blumenkelche leer,

Dort tönt vom Blütenbaum das Wechsellied
Der Nachtigallen — im Gehölze girrt
Das Täubchen — alles liebt und wird geliebt.

Der Friede, der in stillen Hainen wohnt,
Begeisterte zu höhern Tönen mich,
Ich sänge Helden dieses Namens werth,
Die, wie Alkmenens Sohn, mit Ungeheuern,
Und nicht mit ihres Gleichen Krieg geführt,
Und Menschen gut und menschlich seyn gelehrt.
In Mitternächten fragt ich die Orakel
Der Vorwelt, deren Namen dankbar ein
Jahrhundert an das andre übergiebt.
Die Männer, die zuerst mit kühner Hand
Der Wahrheit Fackel angezündet, um
Die lange Nacht des Irrwahns zu zerstreun,
Wie Luther und der edle Hutten, dem
Das Vaterland ein Grab verweigerte.
Vor meinem Blick entrollte die Geschichte
Ihr groſses Buch, und hier sucht ich zuerst

Nach euern Namen, Schöpfer der Gesetze;
Und segnete dich, weiser Solon, und
Dich Wilhelm Penn, der den verbannten Fleiß
In eine trauervolle Wüste rief,
Und durch der Bruderliebe sanftes Band
Ein wildes Volk um sich vereinigte.
Doch wendet' ich den scheuen Blick von euch
Ihr blutigen Erobrer, deren Ruhm
Sich nur in traurigen Ruinen zeigt.

In Sommernächten, wenn ich einsam durch
Die Felder streifte, trüge mir der Mond
Die helle Fackel vor; ich träumte dann
Von jenen Träumen einen, die der Mensch
Aus seinem bessern Selbste spinnt. Bisweilen
Besucht' ich einen Nachbar, plauderte
Bei einem Gläschen selbstgezognen Weins
Von Politik und Wittrung und Moral.
Ein Anderer keuch' in des Zimmers Qualm
Sein Leben hin, damit die Afterwelt

Erfahre, solch ein Mann hab einst gelebt!
Ich singe nur ein ungekünstelt Lied
Für Sylvien, und wenn es ihr gefällt,
Was frag ich dann nach einem Lorbeerreis?
Wenn sie mit Liebe meinen Namen nennt,
So ists mir mehr als Lob der Enkelin.
Zwar schnell entflieht die nimmermüde Zeit,
Die Kränze welken, die uns Amor flocht,
Und Blumen giebt der falbe Herbst nicht mehr.
Es sey! in unserm Tempel thronen der
Gottheiten zwei, und theilen unsre Opfer.
Wenn Amor flieht, bleibt uns die Freundschaft noch,
Und giebt Ersatz für unser Frühlingsglück,
Von ihr geführt und der Erinnerung
Wallt man des Lebens letzte Strecke hin,
Wie man nach einem schönen Mayentag
Dem mohnbekränzten Schlaf entgegen geht.
Des Weisen Glück, beneidenswerthes Loos,
Dich zu besitzen ist mein höchster Wunsch!

Was frommt' es auch, noch mehr von dem zu haben,
Was uns nur Sorge beim Besitze macht?
Der Reiche darbt in seinem Ueberfluſs.
Es giebt der Himmel seinen Lieblingen
Von seinen Gaben, was das beste ist,
Was keine Motte friſst, kein Räuber stiehlt,
Von dir geliebt, du süſse Einzige,
Und wenig Biedermännern nur bekannt,
Mit frohem Sinn und stets der Tugend treu,
Von keinem bösen Plagegeist gequält,
Seh ich den Abend meines Lebens nahn,
Und wünsche nicht den Tod, und fürcht ihn nicht.

O wahrlich, schön ist dieser Dichtertraum!
Doch macht ihn auch ein Gott zur Wirklichkeit,
Und winkte Menschheit oder Vaterland,
Ich sagte diesem Traume gute Nacht!
Und reichte nassen Blicks, doch festen Muths,

Dir, Sylvie, die Hand zum Abschied dar,
Entriſs mich deinem Arm und deinem Kuſs,
Der Menschheit zu entrichten meine Schuld.
Wie Woltemade sterben, während man
Die Hand zur Rettung seines Bruders beut,
Wie Winkelried den Tod fürs Vaterland,
O dies ist mehr als ein Idyllenglück.
Schön ist es, wenn um eines Sängers Grab
Ein fühlend Mädchen junge Blumen streut,
Doch schöner, wenn gerührt ein dankbar Volk
Auf unsre Urne schreibt: Er starb für
uns!

* * *

# ZWEITES BUCH.

## Sehnsucht.

Wer giebt mir Flügel, hinzuschweben
Ins Land, das meine Seele sucht,
Wo keine Truggestalten weben,
Kein bunter Tand das schwache Herz versucht?

Wo uns aus füſsen Phantasien
Die kalte Wirklichkeit nicht weckt,
Und nicht die schönsten Freuden fliehen,
Wenn man noch kaum die Hand nach ihnen
streckt?

Wo nicht, von manchem Wahn betrogen,
  Der Zweifler in sich selbst vergeht,
Nicht, von der Ferne angezogen,
  Der Wanderer zuletzt am Abgrund steht?

Wo ist das Land, das nicht, vom Fluche
  Gedrückt, statt Blumen Dornen trägt?
Wo man, zufrieden mit dem Spruche
  Des Herzens, nicht erst einen Sphynx noch
                                        frägt?

Wo sich des Weibes zarter Busen
  Entfalten darf am Sonnenschein,
Und wo die Grazien und Musen
  Nicht blos in Büchern leben und in Stein?

Wo Amor ohne Pfeil und Binde
  Gesellig mit der Unschuld geht,
Nicht leichten Sinns, gleich einem Kinde,
  Vor jeder Gaukelbude stille steht?

Wo ist das Land, wo man die Harke
Mehr als ein Ordensband verehrt,
Und wo mit seinem Arm der Starke
Nicht Menschen würgt — nur Ungeheuern
wehrt?

Wo man dem Geiste nicht die Schwingen,
Wie dem gefangnen Vogel, lähmt,
Und wo, um einen Preis zu ringen,
Der ihn entehrte, sich ein jeder schämt?

Ach Flügel! Flügel! hinzuschweben,
Wo nie der Zwietracht Fackel raucht,
Und wo man keinen Muth zum Leben
Und wenig nur zum Sterben braucht!

* * *

# Mädchenlehren.

Mädchen, willst du glücklich seyn?
  Glück kann dir das Glück nur geben.
Eines kommt von dir allein —
  Die Zufriedenheit im Leben.

Willst du liebenswürdig seyn?
  Hasche nicht nach Prunk und Flimmer!
Nur Bescheidenheit nimmt ein,
  Thoren blendet leerer Schimmer.

Willst du schön und reitzend seyn?
  Uebertünche nicht die Wangen,
Hülle dich in Unschuld ein,
  Gecken nur kann Schminke fangen.

Willst du froh und heiter seyn?
Fliehe weit vom Stadtgewühle,
Freude siehst du dort entweihn,
Spotten reinerer Gefühle.

Willst du froh durch Liebe seyn?
Hüte dich vor Liebeleien!
Herzen ungefärbt und rein
Mufs man ihr zum Opfer weihen.

* * *

# Die Schreibſeder.

Sollt' ich kein Wort zu deinem Lobe sagen,
Gefährtin meiner Einsamkeit?
Wenn mich — zu oft nur! — Grillenschwärme plagen,
So bist du gleich zu scheuchen sie bereit.

Du giebst Gestalt und Leben dem Gedanken,
Der luſtig dem Gehirn entspringt;
Du bist es, die in des Gesetzes Schranken
Den groſsen und den kleinen Frevler zwingt.

Wer keiner Macht und keinem Richter zittert,
Selbst dem in seinem Busen nicht,
Den hat schon oft ein Zug von dir erschüttert;
Die Todten selbst ruſst du vors Weltgericht.

Doch bist du Kiel dem menschlichen Geschlechte
Nur Wohlthat in des Weisen Hand,
Er braucht dich muthig für der Wahrheit Rechte,
Der Schwärmer ruft durch dich zu Mord und Brand.

Was seit Jahrtausenden die Menschheit ehrte,
Was ihre Schmach, ihr Brandmahl war:
Was Luthers Mund in Feuerworten lehrte,
Und Frevel, ausgesonnen am Altar —

Zu allem mustest du, o Kiel, dich leihen!
Wohl, wem der seine heilig blieb,
Und wen, der Wahrheit Dienste sich zu weihen,
Sein Genius schon in der Jugend trieb!

Ich habe niemals zu bezahltem Tadel,
Zu feilem Lobe dich gebraucht,
Jedoch für Menschenwerth und Menschenadel
Hätt' ich dich in mein Herzblut eingetaucht.

Drum ſoll dich meiner Söhne liebster erben;
Im Sterben geb ich dich ihm hin;
Wollt' aber er nur Gold mit dir erwerben,
So werde stumpf, und zeuge wider ihn!

Doch wird ihn nichts vom muth'gen Sinn bewegen,
So mag er einst mit Seelenruh
Dich am Altar der Wahrheit niederlegen,
Dann ſchlieſst ſein Auge ſich in Frieden zu.

## Die Quelle.

Die du kühl und erquickend hier im Schatten
Der Kastanien und der Wallnuſsbäume
Rieselst, freundliche Quelle, o du kanntest
Mich schon als Knaben!

Damals schöpft ich mir oft mit hohlen Händen
Einen lebenden Trunk aus deiner Fülle;
Damals macht ich mir oft hier von der Zukunft
Goldene Träume.

Meine Hofnungen wurden zwar betrogen,
Doch mit ruhiger Seele athm' ich wieder
Die erfrischende Kühle und den Frieden,
Welche hier wohnen.

Hier ists köstlich zu seyn, hier stört mich nichts im
Stillen Sinnen, als etwa eine Hirtin
Oder Schnitterin, die den Krug am kühlen Quelle sich füllet.

* * *

## An meine Tobackspfeife.

Wie sollt' ich länger von dir schweigen?
Auch du theilst meine Einsamkeit!
Darfst du dich gleich nicht allenthalben zeigen,
So sey doch hier ein Blättchen dir geweiht.

Wenn Morgens ich am Fenster stehe,
Und neubelebt, ganz Aug und Ohr,
Hinaus in Gottes schöne Schöpfung sehe,
Dann wallt dein Rauch wie Opferrauch empor.

Ich fühle meine Brust erweitert,
Es spielt um mich ein holder Wahn:
Mit neuer Kraft gestärket und erheitert,
Greif ich mit dir des Tages Arbeit an.

Steigt eine Grille mir zu Kopfe,
Du, liebes Pfeifchen, treibst sie ab;
Bei dir und einem halben Huhn im Topfe
Vergeſs ich, daſs das Glück mir wenig gab

Die Mücke scheuchst du, wie den Thoren,
Mit einem leichten Hauche fort,
Und quält ein ärger Schwätzer meine Ohren,
So bringst du ihn oft schnell zum letzten
Wort.

Wenn um mein Dach die Winde blasen,
Wie ruhig sitz' ich am Kamin
Mit dir! indeſs im Hain die Stürme rasen,
Ziehn deine Wölkchen sanft im Zimmer hin.

Da rufst du freundliche Gestalten
In meiner Phantasie hervor,
Ich fühle sanfte Wesen ob mir walten,
Und süſse Töne dringen in mein Ohr.

Mag Salzmann alles von dir sagen,
Wozu ihn böse Laune treibt —
Nach ihm gehörst du zu der Menschheit Plagen,
Du, die dem Armen oft den Gram vertreibt! —

Ich will dich immer dankbar ehren,
Und eingedenk der Wahrheit seyn:
Der Menschen Freuden nur im Kleinsten mehren,
Sey besser, als — ihr Elend zu beschrei'n!

## Der Geist der Liebe.

Wo weht der Geist der Liebe?
Er weht in Hain und Flur;
Sieh, wie sich Knospen spalten,
Und Blätter sich entfalten,
Das thut sein Odem nur!

Wo weht der Geist der Liebe?
Den Lenz erweckt sein Hauch;
Er lehrt die Vögel bauen,
Streut Blumen auf die Auen,
Und Rosen auf den Strauch.

Wo weht der Geist der Liebe?
Er weht im Morgenlicht,
Er säuselt in dem Thale,

Und wo die dunkle Schale
  Der Schmetterling durchbricht.

Wo weht der Geist der Liebe?
  Er schwellt des Mädchens Brust,
Und röthet ihre Wange,
Weckt Dichter zum Gesange,
  Giebt Armen Lebenslust.

Wo weht der Geist der Liebe,
  Der so viel Wunder thut?
Wo Würmchen sich vermehren,
Und Mückchen sich verzehren
  Stumm in der Feuerglut.

Wo weht der Geist der Liebe?
  Wo an der Mutter Brust
Der zarte Säugling trinket,
In Tod die Treue sinket,
  Den Dolch in ihrer Brust.

Wo weht der Geist der Liebe?
In Wasser, Feur und Luft,
Wo sich ein Leben reget,
Wo sich ein Hauch beweget
Und in der Todtengruft.

# An gewisse Dichter.

Warum, ihr Thoren, ruft ihr die Grazien
Und Aoniden von dem Olymp herab,
Zu tauschen ihren süſsen Nectar
Mit dem Aepfelmost eurer Heimath?

Ha, sollen sie im starrenden Winter, wenn
Kein Bächlein rinnt, kein Blättchen am Aste grünt,
Mit euch beim warmen Ofen sitzen,
Im erstickenden Qualm des Tobacks?

Und zeigten sie sich erst bis zum Gürtel bloſs:
So würde bald ein Vater des Vaterlands
In sein Serail sie bringen lassen,
Wo nicht gar vielleicht in sein Spinnhaus.

## Beim Besuch einer Klosterzelle.

So wohnt denn wirklich hier der Friede,
Nach dem so mancher Erdenpilger ringt?
Ists wahr, daſs man mit einem frommen Liede
Des Herzens wilden Aufruhr hier bezwingt?

Drei Schritte kaum miſst diese Zelle,
In welche kaum ein Strahl des Tages bricht!
Ein Buch, ein Kreutz und eine Lagerstelle —
Mehr hat und braucht der fromme Büſser nicht.

Doch wehe, wenn ein Hauch des Lebens
In diesen Aufenthalt des Todes dringt,
Und nun der arme Einsame vergebens
Den schweren Kampf mit der Versuchung ringt!

Und dreimal wehe, wenn sein Glaube
Und seine Hofnung izt verlohren geht,
Und er, der bangen Zweifelsucht zum Raube,
Am Grabe des entschlafnen Bruders steht!

Die Erde hat er aufgegeben,
Der Himmel ist ihm nur ein Traumgesicht;
Verlohren hat er sein vergangnes Leben,
Und seines Herzens schöne Zuversicht.

Auf welchem Weg soll er sich retten?
Er ahnet überall List und Betrug,
Und sich zu rächen höhnt er noch die Ketten,
In die der Wahn ihn schon als Jüngling schlug.

Hast, Armer, du ein Herz für Liebe,
So suche sie, die dich noch heilen kann!
Doch haſstest du die Menschen — o so bliebe
Dir nur das Loos, zu enden als ein Mann.

## Gram der Liebe.

Brich, armes Herz, dein Urtheil ist gesprochen,
Den Schwur, den sie auf meinem Mund gethan,
Hat sie mit leichtem Mädchensinn gebrochen;
Verschwunden ist der letzte süſse Wahn!

Nichts hatt' ich mir mehr vom Geschitk bedungen,
Als sie mir sagte: Dein bis in das Grab!
Auf sie beschränkt' ich alle Forderungen,
Die die Natur mir an das Leben gab.

Nun hat sie einem andern sich ergeben:
Ich stehe da, ein Bettler — nackt und blos!

Ach! nicht einmal gehört mir mehr das Leben,
Sie schnitt das Band, das dran mich knüpfte, los.

Noch einmal kommt zurück, ihr Truggestalten,
Und laſst mich tiefer in mein Elend sehn!
Nur eine Stunde will ich fest euch halten,
Und wenn ihr flieht, stumm zu den Schatten gehn.

Ich seh ihr Lächeln, das mich einst gefangen,
Den Blick, an dem ich oft verlohren hieng,
Die heilge Schaam auf ihren holden Wangen,
Wenn zitternd sie mein kühner Arm umfieng.

Die Lippen treffen sehnsuchtsvoll zusammen,
Und stürmisch wogt mein Herz an ihrer Brust,
Mein ganzes Wesen lodert auf in Flammen,
Und ich versink in einem Meer von Lust.

O flieht noch nicht ihr zauberischen Bilder,
Laſst mich noch einen Pulsschlag glücklich
seyn!
Umsonst! sie wandeln sich in Nacht, und wilder
Zuckt nun die Fieberglut durch mein Gebein.

Sie spottet izt vielleicht noch des Bethörten,
Dem sie die Erde und den Himmel nahm!
O spotte nicht! die hohen Götter hörten
Den Schwur, der einst aus deiner Seele kam.

Du hast mich um die Seeligkeit betrogen,
Es streichelt mich des Todes kalte Hand,
Ich steh umtoset von des Abgrunds Wogen,
Und schnell zerrinnt im Stundenglas der Sand.

O rinne nur! ich seh dich kalt zerstieben,
Was soll die Welt mir, da ich mir nichts bin?
Man kann nur einmal und nur Eine lieben,
Und einmal hin, ist auch auf ewig hin.

Es braucht kein Gift zu enden meine Schmerzen,
Da mich der Gram mit Amors Pfeil durchsticht.
Ich heg und pfleg die Natter an dem Herzen,
Bis von dem Todesbiſs mein Auge bricht.

Du, Erde! wirst mir ja ein Plätzchen gönnen,
Wo müde sich mein Haupt zur Ruhe legt?
Doch werd ich auch im Grabe ruhen können?
Wird nicht mehr dort des Todten Staub bewegt?

Und wenn mir nun dies Herz auch jenseits bliebe
Mit dieser Glut, die wie die Hölle brennt?
Wenn mich auch dort noch eine fremde Liebe
Von ihr, von ihr — und ach, auf ewig trennt!

Dann, Weltengeist, der diese Brust entflammte,
O dann belebe nicht mehr mein Gebein!
Ich werde sonst der einzige Verdammte
Im weiten Kreise deiner Schöpfung seyn.

## An einen Reichen.

Wir wandeln auf verschiednen Wegen — du
Schwebst bei dem Hauche günstiger Zephyre
Mit vollen Seegeln über Meere:
Näher der Erde hin zieht mein Pfad sich;

Ein schmaler Fuſssteig, aber gesellig doch!
Mich schreckt der kleinen Quelle Gemurmel nicht,
Die Schlaf und Labsal beut dem Müden,
Wenn dir empörete Wogen dräuen.

Mich kann das Schicksal dahin und dorthin nicht
Nach Laune schleudern; all meine Hofnungen
Begrenzt der Zaun von meinem Felde —
Mög es dir geben, was ich entbehre.

Und gern entbehre, bleibt mir ein Vorzug doch!
Dich plagt die Furcht des Wiederbezahlens, denn
Geliehen nur sind seine Schätze,
Aber von mir hat es nichts zu fordern.

* * *

## An einen Freund,

### der nach Frankreich gieng.

### 1792.

Wie lebst du, Freund, im Vaterlande
Der Freiheit und Philosophie?
Sprich, reute deine Wahl dich nie?
Bist du izt frei? Wie, oder — Schande
Für unsre Zeiten! wär es wahr,
Daſs trotz dem Eid am Bundsaltar,
Und euerm aufgesteckten Hute
Und eines Deſill's Märt'rerblute,
Nur wenig Franken noch verstehn,
Der Freiheit schroffe Bahn zu gehn?

Leicht bricht ein Volk zwar seine Ketten,
In welche Tyrannei es schlug,

Und wagt wohl einen kühnen Flug
Des Lebens Kleinod zu erretten.
Doch damit ists noch nicht genug.
Was hilfts, Bastillen zu zerstören,
Zu wandeln nach dem Pappelhain,
Und da das heilige Gebein
Des Mannes der Natur verehren,
Und nicht gerecht und mäſsig seyn?

Die Freiheit ist ein theures Gut,
Groſs sind die Opfer, die sie fodert;
Oft sühnet sie nur Bürgerblut;
Wo manches Edlen Leiche modert,
Kränzt sie mit Eichlaub ihren Hut.

Kennst du die Mutter jenes Griechen,
Der seines Volks Verräther war,
Zu einer Gottheit Hochaltar,
War er gerechter Rach' entwichen:
Die Mutter kam in Trauerhülle,

Und ſchloſs des Tempels ehern Thor,
Und trug den ersten Stein davor;
Ihr folgt das Volk in dumpfer Stille,
Und mauert ihn lebendig ein:
Sie wankt nach Haus, stumm, wie der Stein,
Den sie zum Grab des Sohns getragen,
Und folgt ihm nach in wenig Tagen.
O Freund! ein Völkchen, nur gewöhnt
Des Lebens Freuden nachzujagen,
Wird dies so viel für Freiheit wagen?
Wer stets der Thorheit nur gefröhnt,
Wird der so leicht dem süſsen Dienst entsagen,
Wo man die Stirn mit Rosen krönt?

Dein Franke ist kein Schweitzerhirte,
Kein roher Zögling der Natur,
Der seine angeerbte Flur
Um kein St. Cloud vertauschen würde:
Der Franke ist durch Kunst verzogen,
Planmäſsige Despotenlist

Hat ihn um seine Kraft betrogen:
Gieb ihm ein Bonmot, er vergiſst,
Daſs in Gefahr sein Kleinod ist.
Sieh, selbst die edelsten Gefühle
Verlieren sich bei ihm im Spiele,
Er baut sich einen Hausaltar,
Und weiht ihn ein mit Sang und Tänzen,
Und läſst von einer Mädchenschaar
Des guten Jean Jaques Büste kränzen,
Und macht nun eine Modewaar
Selbst aus den Trümmern der Bastille,
Bis einer Modethörin Grille
Nach wenig Tagen sie verdrängt —
Wer so am bunten Spielwerk hängt,
Wird der wohl groſse Opfer bringen,
Um Sparta's Loos sich zu erringen,
Bei schwarzer Brühe frei zu seyn?
Doch glaube nicht, ich denk allein
Vom guten Frankenvolk geringe,
Denn, unter uns, für groſse Dinge

Denkt unsre Menschenwelt mir fast zu klein;
Wir prahlen bei gelähmter Schwinge,
Und stellen mit Vermessenheit
Uns zu den Männern einer bessern Zeit,
Und möchten gern, wie sie, Altäre,
Wenn Tugend nur hübsch mit Gemächlichkeit
Im Armstuhl zu erringen wäre.

## An Lyda.

Daſs dich Amor nicht ereile,
Fliehest du mit scheuem Fuſs?
Gutes Mädchen, seinem Pfeile
Wehrt kein Berg und wehrt kein Fluſs.

Klimme über Alpenhöhen,
Die kein Wandrer noch betrat,
Doch wirst du ihm nicht entgehen,
Wisse, daſs er Flügel hat.

## An die Dunkelheit.

Sey mir gegrüſst, du, die des Weisen Leben
Der Thorheit Blick, des Neides Zahn entzieht!
O glücklich, wer befreit vom eitlen Streben;
Mit noch gesundem Herzen zu dir flieht.

Er athmet freier in der kühlen Laube,
Als der besternte Mann im Marmorsaal,
Und süſser schmeckt ihm von dem Stock die
Traube,
Als jenem sein umlärmtes Leckermahl.

Zwar kann und wird er nie ein Land verheeren,
Und seinen Namen nennt kein Zeitungsruhm;
Doch giebt er seinem Nachbarn gute Lehren,
Und schafft die Haide in ein Fruchtfeld um.

Ihn schrecket nicht aus seinem Schlaf der Jammer
Hülfloser Waisen, die sein Schwerdt gemacht:
Es schweben nicht durch seine stille Kammer
Die blassen Schatten aus der Todesschlacht.

Die Furie der Reue schlägt die Krallen
Nicht in sein Herz; mit heiterm Angesicht
Sieht er im Herbst des Baumes Blätter fallen;
Und zittert vor der Abschiedsstunde nicht.

Ein treues Weib theilt seine kleinen Sorgen,
In guten Kindern sieht er noch einmal
Der eignen Kindheit froh durchlebten Morgen,
Und eine Welt ist ihm sein stilles Thal.

Zur Arbeit eilt er in der heilgen Frühe,
Und reichlich lohnt der Seegen seinen Fleiſs;
Das Weibchen sorget, daſs der Garten blühe,
Und schürt des Heerdes Glut mit dürrem Reis.

Das kleine Völkchen sucht mit frohen Sprüngen
Den Vater manchmahl bei der Arbeit auf!
Sie jagen sich gleich bunten Schmetterlingen,
Die Fröhligkeit beflügelt ihren Lauf.

Er lagert sich mit ihnen unter Blumen,
Die ihre Hand in bunter Mischung bricht,
Und lehret sie, daſs in dem Wehn und Summen
Wie im Orkan ein guter Vater spricht;

Daſs er dem Würmchen in dem Moose bettet,
Den Schmetterling vom Winterschlafe weckt,
Die Geisterwelt durch Lieb zusammen kettet,
Und den Verbrecher durchs Gewissen schreckt.

So bildet er zur Hofnung und zur Güte
Die Seelen seiner Kleinen, und bewahrt
Mit Sorgfalt der Empfindung erste Blüte,
Denn Zukunft ist die Frucht der Gegenwart.

Es windet ihm in sein verborgnes Leben
Die Häuslichkeit der Blümchen manches ein,
Und seines Geistes reines, schönes Streben
Wird nicht getäuscht durch einen falschen
Schein.

Die trübe Zeit weiſs er als Mann zu tragen,
Dem Miſsgeschick nur noch den Muth erhebt;
Bei jeder Tagesrechnung kann er sagen:
Ich habe heut nicht ganz umsonst gelebt.

* * *

# An einen Freund.

Bonn im May 1792.

---

Man sagt wohl falsch, des Menschen-Glück
Sey nicht an Ort und Zeit gebunden!
Warum denn rufen wir die Stunden
Der Kindheit uns so oft zurück?
Warum dann fliegt oft unser Blick
Voll Sehnsucht nach dem Mutterlande,
Wo uns die ersten sanften Bande
An unsers Gleichen angeknüpft;
Wo unter jubelvollen Sprüngen
Bei einer Jagd nach Schmetterlingen
Ein Tag behender uns entschlüpft,
Als izt ein Stündchen beim Gezische
Der Schmähsucht an dem Ombretische.

Auch hier verweilte die Natur,
Um diese Gegend auszuschmücken;
Doch ach, was soll mir Hain und Flur,
Der Siebenberge grauer Rücken,
Und aller Reichthum der Natur?
Ach, nirgend find ich eine Spur,
Um welche die Erinnrung schwebt!
Es rauscht umsonst die Wiesenquelle,
Es winkt umsonst, vom Ephen überweht,
Die graue Eremitenzelle.
Wohin ich geh — in Thal und Hain
Bin ich ein Fremdling und allein!
Kein Pläzchen, das mir heilig wäre
Durch eines Freundes Abschiedszähre,
Durch süſse Jugendschwärmerei!
Kein Pläzchen, das mir Liebe weihte,
Wo ich an der Erwählten Seite
Je fühlte, was das Leben sey.
Der Zephyr, der mich hier umspielt,
Hat keinen, der mich liebt, gekühlt.

Ja wohl, mein Freund! ist unser Glück
An Ort und Zeiten festgebunden!
Der Kindheit rosenfarbne Stunden
Ruft auch der Greis am Knotenstab zurück,
Und an dem fernsten Meeresstrande
Späht noch des Pilgers trüber Blick
Nach seinem fernen Mutterlande.

O Kindheit, süſse, goldne Zeit,
Kein Gott kann dich uns wiedergeben!
O Land, wo deine Träume schweben,
Von der Erinnerung erneut!
O könnt ich mit des Kranichs Flügel
Hinschweben in des Thales Schoſs,
Das mich gebahr, auf jene Hügel,
Wo Windeggs Thürme, grau von Moos,
Hervor aus dunkeln Tannen ragen,
Wo aus der Kindheit goldnen Tagen
Noch manche Spur mir übrig ist,
Und wo ein Grabmahl sie umschlieſst,

Die meine guten Engel waren
In jenen sorgenfreien Jahren.

Doch, Freund! das Schicksal löst vielleicht
Bald deines Freundes Sklavenkette;
Dann her mein Pilgerstab, ich trete
Mit neuem Muthe, froh und leicht,
Die Wallfahrt an, und du, mein Lieber,
Geleitest mich zu ihrem Grab,
Dort laſs ich meinen Wanderstab,
Und wirds bisweilen um mich trüber,
Du trocknest meine Thränen ab.

* * *

## Burg Windegg.

Im Frühlinge 1795.

Ein schöner Fleck von Gottes schöner Erde
Liegt ausgebreitet unter mir —
So manches stille Dörfchen winkt mir hier,
Und dort das Dach vom väterlichen Heerde.

Ein Fleckchen ists nur, das ich überschaue;
Wie groſs ist dieser Erdkreis noch!
Und mir genügte von dem Fleckchen doch
Ein Baum, ein Quell und eine Blumenaue.

Sonst war mir auch, wie manchem jungen
Thoren
Die Welt zu eng; ich träumte mir
Ein goldnes Wunderland, und hätte schier
Mein ganzes Leben so im Traum verlohren!

Wie ward mir, da ich meiner Heimath Grenze
Zum erstenmahle nun verlieſs!
Ich suchte da und dort mein Paradies,
Und Veilchen, nach schon längst entflohnem Lenze.

Das dort ward hier! Ein Fremdling und verlassen
Stand ich in weiter Ferne da,
Und fand, wohin ich auch nur immer sah,
Die Hudelei der Muftis und der Bassen.

Wie gerne baut ich nun, des Pilgerns müde,
In meiner Heimath Schooſse hier
Ein kleines, abgelegnes Hüttchen mir,
Und pflügte selbst mein kleines Feld in Friede!

Und wiegte mich, wenn draussen Stürme heulen,
In meines Weibchens Arm zur Ruh,
Und sähe still und unbekümmert zu,
Wie groſse Herrn sich in die Erde theilen.

* * *

## An einem Festtage.

Vom Tempel, wo der Pöbel mit Gepränge
Vor selbstgemachten Götzen sich
Im Staube krümmet, fliehe ich
Fern in des Haines dunkle Schattengänge.

Hier regt der Geist die Flügel freier,
Hier, ihr der Menschheit Genien,
Wo eure Schatten mich umwehn,
Hier weih ich euch des Herzens stille Feier.

O dir vor allen, die den Becher
Des Todes für die Wahrheit trank,
Und dir, der bei Philippi sank,
Roms letzter Sohn und seiner Freiheit Rächer!

Dem Guelfen, der der Tugend uns versöhnte,
(Ein Fürst starb er für Menschen doch!)
Und sein so schönes Leben noch
Mit einem schönern Tode krönte.

Euch allen, die der Menschheit Ketten
Zerschlugen mit dem Retterarm,
Und die ihn linderten den Harm
Der Armen, die auf Dornen betten;

Euch zünd ich hier mit frommen Händen
Auf dem bemoosten Felsaltar
Ein Feuer an und bring ein Opfer dar,
Das Priestertrug und Wahn nicht schänden.

Mit Blumen — eine kleine Gabe
Ist euch die liebste! — kränz ich diesen Stein,
Bespreng ihn mit der Quelle hier, und grabe
Den Namen Howard darauf ein.

* * *

## Ballade.

Warum, o Mädchen, jammerst du?
  Was trübt dein Augenpaar?
Warum hängt welk dein Blumenkranz
  Ums losgebundne Haar?

„Still, still, daſs uns der Mohr nicht hört,
  Der auf der Felsburg wohnt,
Und wie ein Weih auf Beute lauscht,
  Und nicht des Säuglings schont.“

„Auch meinen Jüngling schlug er todt;
  Den Leichnam such ich hier!
Gegraben hab ich ihm ein Grab,
  Das liebste Plätzchen mir.“

Ich räche dich, und sey die Burg
Auch wie die Hölle fest!
Wohl oft ereilt der Rache Pfeil
Den Weih im Felsennest.

„Ach, eisern ist des Mohren Arm:
Laſs ab von deinem Muth!
Oft brüllt er laut um Mitternacht
Vor Durst nach Menschenblut;“

„Und reiſst voll Ingrimm Felsen los,
Und schleudert sie ins Thal,
Und tischt sich dann bei Raben auf,
Und hält ein Leckermahl.“

„Drum, Jüngling, laſs von deinem Muth,
Und baue nicht dein Grab,
Sonst mehrst du meinen Jammer nur,
Und ziehst auch mich hinab.“

Ich trau auf den, der Unschuld schützt,
Er ist mein Schild und Wehr;
Und seine Hand lenkt mein Geſchoſs —
Ha sieh, dort schleicht er her! —

Der Mohr kommt aus des Waldes Nacht:
Mit gräſslichem Geheul
Stürzt er auf seinen Raub, und schwingt
Die blutbespritzte Keul.

Das Mädchen faſst den Jüngling an,
Todtbleich und odemlos: —
Der Jüngling steht, es zischt sein Pfeil
Vom rächenden Geſchoſs,

Und haftet in des Mohren Hirn;
Es rinnt herab — im Grimm
Faſst er die nahe Tanne noch —
Sie kracht und sinkt mit ihm.

## Der Strom der Vergessenheit.

Nein, ich will den Schlummerquell nicht trinken,
Nicht vergessen, Menschenleben, dein!
Ob mir dort auch Götterfreuden winken;
Dennoch sollst du mir, Erinnrung, heilig seyn.

Wie der Wanderer an seinem Heerde
Gern der überstandnen Mühen denkt,
So auch denk ich dein noch, Mutter Erde,
Wenn des Schlafes Bruder mir die Fackel senkt.

Meiner Kindheit goldnes Maienleben,
Wo ich sorglos Flur und Hain durchstrich,
Und des Herzens erstes, leises Beben,
Und die Thräne, die mir oft vom Auge schlich,

Wenn ich einsam stand auf meinem Hügel,
Rings um mich das frohe Lenzgewühl,
Und wie traurend rief: ach Flügel, Flügel!
Und zu deuten nicht vermochte dies Gefühl!

Und die Stunde, wo ich, was mir fehlte,
Was ich suchte, in Themiren fand,
Wo, was ihre Rede noch verhehlte,
Ihr gesenktes Auge schüchtern mir gestand;

Alles dieses, und die theuren Lieben,
Die ich von des Schicksals Huld empfieng,
Die mir treu und unverändert blieben,
Ob es über Rosen oder Dornen gieng;

Und das Weh, das meine Brust beklemmte,
Und die Thränen, die ich oft vergoſs,
Wenn der Wahn auf meinem Weg mich hemmte,
Wenn mich Hinterlist in ihre Arme schloſs:

Alles aus der Seele wegzuspülen
Mit dem Schlummertranke? Nein, ach nein!
Nicht mehr hoffen, ahnen, menschlich fühlen –
Götter, o ich mag kein fremdes Wesen seyn.

Darum — ist mein Wunsch nicht zu vermessen,
Darum laſst mir, was mein Herz begehrt!
Mutter Erde, könnt ich dein vergessen,
O ich wäre nicht des Göttermahles werth.

◆

# Stanzen.

Nur wer hienieden treue Liebe fand,
Nur der ward für Arkadien gebohren;
Für ihn gieng nie das Paradies verloren,
Und überall hat er ein Vaterland!

Wenn ihm ein Gärtchen Kohl und Rosen giebt,
Wird er mit keinem Wunsch das Glück beschweren,
Es könnte höchstens seine Sorgen mehren;
Wer viel von aussen braucht, hat nie geliebt.

Ein Heiligthum ist ihm sein kleines Haus;
Kein Gram, nur Alter bleichet seine Wangen:
Mit leisem Schritte kommt Freund Hain gegangen,
Und löscht die Lampe seines Lebens aus.

# Stumme Liebe.

Wer kann Themiren sehn, und sagen:
Er hab ein Herz und liebe nicht?
Doch sollt ich ein Geständniſs wagen,
Da strenger Ernst aus ihrem Auge spricht?

Ihr kann der Kummer nicht entgehen,
Der sichtbar mir am Leben nagt,
Und sollte sie ihn nicht verstehen,
Versteht sie auch nicht, was mein Mund ihr sagt.

# An die Heimath.

Sey mir gegrüſst im Schatten deiner Bäume,
O Dörfchen, das mir einst das Leben gab!
Hier ſind ich wieder meiner Kindheit Träume,
Hier ſind ich mehr als ein mir theures Grab.

Hier winket mir so manche liebe Stelle,
Um welche freundlich die Erinnrung schwebt;
Dort die bemalte gothische Kapelle,
Um deren Mauern sich der Epheu webt;

Da in der alten Wallnuſsbäume Schatten
Das kleine Haus, wo meine Wiege stand,
Und nebenan die blumenreichen Matten,
Wo Unschuld mir mit Freude Kränze wand.

Und Windeggs graue, moosbewachsne Trümmer,
Wo von den Thürmen der Hollunder nickt,
Und oft, verwundrungsvoll, im Abendschimmer
Der Fuchs aus dem verwachsnen Fenster blickt;

Der stille Friedhof, wo an Leichensteinen
Ich oft gerührt die fromme Aufschrift las!
Doch damals hatt' ich noch nichts zu beweinen,
Und sah die Blumen nur im Kirchhofsgras.

Izt schlummern hier so manche meiner Lieben,
Und hören meinen lauten Ruf nicht mehr!
Ach, lange vom Geschick umhergetrieben
Komm ich zu ihnen aus der Ferne her;

Uns trennt ein schmaler Raum; umsonst! sie sehen
Den nicht, der seine Hand nach ihnen streckt,
Und von den Bäumen, die sie pflanzten, wehen
Die Blüten auf den Rasen, der sie deckt.

Die Sonne geht und kehrt noch immer wieder,
Der Frühling bringt noch Blumen, Gras und Laub,
Und Fink und Hänfling singen ihre Lieder,
Doch tief und eisern ist ihr Schlaf im Staub.

Ich will mit Klagen nicht die Müden stören;
Wer früher schlafen gieng, wird früher wach.
Die Mutter, der wir alle angehören,
Bereitet jeglichem sein Schlafgemach.

Doch einstens kommt ein Tag in Ungewittern,
Dann tönt zum zweitenmal das Schöpfungswort;
Die Himmel und der dunkle Abgrund zittern,
Die Todten stehen auf und wandeln fort.

Dann seh ich euch! dann lohnet sich der Glaube,
Den uns das Herz aus seiner Fülle lehrt;
Was Staub ist, bleibt versammelt bei dem Staube,
Indeſs zum Himmel, was von ihm ist, kehrt.

# Des neue Jahrhundert.

Nach vorgeschriebenen Endreimen.

Die Parze nimmt bald eine neue *Spindel*,
Und Charon zimmert einen neuen *Kahn*,
Bald lacht — dem Säugling gleich aus seiner *Windel*,
Ein neu Jahrhundert uns vom Arm des Friedens *an*.

Die Zeit, die die Cumanische *Sibylle*
Beim Maro sang, die goldne Zeit *beginnt*,
Wir leben dann ein Leben der *Idylle*,
Wo jedem das Geschick ein goldnes Fädchen *spinnt*.

Man kämpft nicht mehr mit Degen oder *Feder*,
Des Geistes Flug hemmt kein Censur-*Edict*;
Der Menschensinn wird nicht von der *Katheder*
Mit dunkeln Räthseln mehr in den April *geschickt*.

Kein Ketzer wird gebraten und *gesotten*,
Auch Synagogen gönnt man Thurm und *Knopf*,
Es pflanzt für sich ein jeder seine *Schoten*,
Und Sonntags fehlt das Huhn nicht in dem kleinsten *Topf*.

Es kauft kein Thor sich mehr, nebst einer *Krücke*,
Vom Ruhm ein Blatt aus seinem Lorbeer-*Kranz*;
Die Schönheit läſst dem Kahlkopf die *Perücke*,
Mit freiem Lockenspiel eilt sie zum *Reihentanz*.

Was jeder werth ist, läſst man jeden *gelten*,
Er hab ein blondes oder *Wollenhaar*,
Und holt nicht mehr aus neu entdeckten *Welten*
Gewürz und Pocken und noch etwas Schlimmers *gar*.

O schöne Zeit, komm, eile, nimm dir *Flügel*,
Erscheine gleich bei des Jahrhunderts *Schluſs*,
Damit ich nicht wie Moses von dem *Hügel*
Das Eldorado sehn und dann mich trollen *muſs*.

* * *

## Das scheidende Jahrhundert.

In ernster Stille harr ich der Mitternacht,
Wo das Jahrhundert, gröſser als alle, die
Vor ihm sich wälzten, mit dem ersten
Schlage der Glocke den Kreislauf endet.

Wie bleiche Schatten wandeln vorüber mir
Die Riesenthaten, welche sein Auge sah;
Unglaublich schon den Zeitgenossen,
Aber unglaublicher noch der Nachwelt.

O du Jahrhundert Josephs und Friederichs,
Des Lichtes und der kämpfenden Finsterniſs!
Mit Blut bespritzt war deine Wiege,
Aber noch blutiger dein Sterbekissen.

Der Erde Kinder rangen noch nie so kühn
Mit Göttern, selbst nicht, als die verruchte
Schaar,
Auf Berge Berge thürmend, nahe
Stürmte die ewige Burg des Himmels.

Der Vorwelt Wunder sind nur ein Gaukelspiel;
Ha, faſsten wir die zackigten Blitze nicht
Mit sicherer Hand, und sprachen: hieher
Fahre, Verderben, und nicht mehr weiter!

Wir schufen neue Straſsen im Ocean,
Und neue Welten sprangen für uns empor,
Mit gröſserem Glück als ihr Erfinder
Schwammen wir sicher auf Dädals Flügeln.

Mit Muth u. Glücke wagt sich des Menschen Geist
In seine tiefsten Tiefen, und schwindelt nicht:
Vollendet ist die Charte, die vom
Reiche der Wahrheit den Umfang zeichnet.

(19)

Doch keiner hob den Schleier der Göttin auf,
So viel auch ihre Priester und Jünger es
Vermessen wagten; jeder giebt den
Sprüchen der Hehren verschiedne Deutung.

Wir wissen izt mit hoher Gewiſsheit nur,
Wie wenig unser Wissen und Meinen ist:
Kein Menschenarm brach noch die Riegel,
Welcher die Pforte des Grabes schlieſset.

Und selbst die schöne Würde der Menschlichkeit
Strahlt zwar in unsern Büchern, doch unser Herz,
Von Wahn und Leidenschaft verzogen,
Ringet noch immer mit Luftgestalten.

Mit jener Flamme, welche Prometheus einst
Vom Himmel brachte, stecken den Erdball wir
In Brand, und opfern dir, o Freiheit,
Blut auf Altären von Menschenknochen.

Wer zählt die Hunderttausende, die das Schwerdt
Des Kriegers würgte? die der Oceanus
Verschlang? die, schuldlos, ihren Nacken
Unter dem Beile des Henkers beugten?

Ein Raubthier ist dem Menschen der Mensch, und wenn
Dem Arme des Würgers müde der Dolch entfällt,
So kommt der Tod auf schwarzen Flügeln
Wüthender Seuchen dahergefahren.

Die Erde scheint nur Kinder zu zeugen, um
Sie zu verschlingen. Oefnete nicht ihr Arm
Ein Grab oft einem ganzen Volke
Unter gesunkener Städte Trümmern?

Schon bei der Wieg' umringen Gefahren uns,
Empfängt uns Müh' als treue Begleiterin,
Und manchmahl legt auf einem Blocke
Müde der Weise sein Haupt zur Ruhe.

Nicht Rosenpfade führen zum hohen Ziel,
Der erste Schritt zur Tugend ist: Mann zu seyn,
Und nicht die kalte Hand zu fürchten,
Welche die Bande des Lebens trennet.

Verdammt als Knabe schon zu Gefahr und Noth
Vom strengen Schicksal rang der Alkmene Sohn
Mit Ungeheuern, und bestand im
Härteren Kampfe noch mit sich selber;

Und als die letzte Prüfung nun vor ihm lag,
So baut er selbst den lodernden Opferheerd
Zum Sühnungstod, und aus den Flammen
Schwebt er in ewiger Jugend aufwärts.

# Meine Lieblingsstellen.

Ich weile gern im Dunkel alter Bäume,
Die seit Jahrhunderten schon Schatten streun,
Und wo oft wunderbare Träume
Das kranke Herz erfreun.

Ich weile gern beim frommen Abendliede
Des Landmanns, der vom Feld nach Hause geht,
Und fühle, wie um ihn der Friede
Des Himmels leise weht.

Ich weile lieber noch am Meergestade,
Wo sich der Geist mit Adlerflug erhebt,
Und muthig überm Wellenpfade
Im Ungewitter schwebt.

Am liebsten weil ich am bemoosten Maale
Des Edlen, der im Dienst der Menschheit sank,
Und seines Lebens bittre Schaale
Mit froher Hofnung trank;

Wo Huſs, den man zu Gottes Ehr erstickte,
Als schon um ihn empor die Flamme schlug,
Mit Lächeln auf die Einfalt blickte,
Die Holz zum Feuer trug.

Hier fühl ich tief, es sey nicht leere Grille,
Was man von Menschenwerth und Würde spricht,
Es beuge sich des Menschen Wille
Selbst vor dem Schicksal nicht;

Und dann erneur' ich, ganz wohl nicht vergebens,
Den Schwur, zu kämpfen mit der Zeiten Wahn,
Und wagt' ich auch die Ruh des Lebens
Und etwas mehr noch dran.

## An die Nymphen.

Euch, ihr freundlichen Nymphen dieser Quelle,
Die vom buschigten Felsenhange rieselt,
Bring ich Kränze, gewunden von des Feldes
Blumen zum Opfer.

Hier im summenden Schatten habt ihr öfters
Mich in Schlummer gewiegt; bei euch vergaſs ich
Alle Mühen des Lebens, frohe Träume
Gaukelten um mich.

Und ich hörte der Vorzeit heilge Stimmen,
Ihre Sänger und Helden schwebten um mich;
Und es war mir, als hätt' ich schon die heilge
Lethe getrunken.

Süſses Ahnen und Träumen, süſse Bilder
Eines schöneren Daseyns! ihr nur wiegt uns
Mit der freundlichen Hofnung, daſs wir nicht der
Erde gehören.

* * *

# Mädchen und Mädchen.

Ein Mädchen, welches nur von sich
Und seinem Putze spricht,
Und mehr den Spiegel liebt, als mich,
Möcht ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, das im Weltgewühl
Sich Siegeskränze flicht,
Und tändelt mit des Manns Gefühl,
Möcht ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, das mit seinem Witz,
Wie mit der Nadel, sticht,
Und tödtet mit der Rede Blitz,
Möcht ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, das den Schimmer liebt,
Und, was das Herz auch spricht,
Die Hand um einem Titel giebt,
Möcht ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, das sich glücklich wähnt,
Wo Thorheit Kränze flicht,
Und der Natur ins Antlitz gähnt,
Möcht ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, das da gerne weilt,
Wo Wollust Rosen bricht,
Und mir halbwegs entgegen eilt,
Möcht ich zum Weibe nicht.

◆

# Gegenstück.

Ein Mädchen, das ein fühlend Herz
Mit frohem Muth vereint,
Und öfter bei des Bruders Schmerz,
Als bei Romanen weint;

Das überm Putztisch keine Pflicht
Und nicht sich selbst vergiſst,
Von mehr als neuen Moden spricht,
Verdienst nach Gold nicht miſst;

Das gern auf stiller Frühlingsflur
Das Lied der Lerche hört,
Und in dem Tempel der Natur
Auch ihren Schöpfer ehrt;

Das mit des Mannes Ruhe nicht
  Wie mit der Puppe spielt,
Und Liebe heuchelt im Gesicht,
  Wovon das Herz nichts fühlt;

Das gerne froh und heiter ist,
  Bei Swift und Rabner lacht,
Doch nie der Sittsamkeit vergiſst,
  Die über Tugend wacht;

Das willig jedes Blümchen pflückt,
  Wenns ihm kein Dorn verwehrt,
Durch Schönheit weniger entzückt,
  Als durch den innern Werth:

O Mädchen, sag, wo find ich dich?
  Wo lacht dir Flur und Hain?
Mit dir erwählt ein Strohdach ich,
  Und würde glücklich seyn.

## An eine Biene.

---

Sey willkommen, kleines Bienchen, mir,
Auf der frischbeblümten Wiese hier!
Sieh, des Frühlings freu ich mich mit dir.

Von den Blüten holst du süſsen Raub,
Holst von Blumen ſeinen Silberstaub,
Trinkst des Himmels Thau auf zartem Laub.

Ich auch athme frische Düfte ein,
Seh der Morgensonne goldnen Schein:
Fink und Hänfling schlagen in dem Hain.

Liebreich, Bienchen, hier und überall
Ist uns die Natur, ein reiches Mahl
Tischt sie uns auf Bergen und im Thal.

Läſst der Kinder keines freudenleer,
Eine Welt summt um die Blüten her,
Eine Welt hat ihre Lust im Meer.

Bienchen, laſs uns immer dankbar seyn,
Trag du fleiſsig in die Zellen ein,
Ich will meine Liederchen ihr weihn.

* * *

# An den Congreſs zu Rastadt.

Seit dreizehn Monden harren die Völker nun
Voll banger Ahndung, ob es nicht Täuschung
wär,
Daſs aus Gewitternacht der erste
Tröstende Schimmer des Friedens lachte.

Fünf dunkle Jahre wüthete Mordbegier,
Zertrat der Huf die ländlichen Hofnungen,
Und der Erinnys blutige Fackel
Wandelte Dörfer und Städt' in Trümmer.

Fünf dunkle Jahre würgte das Kriegesschwerdt,
Und trank der Boden ſeiner Bebauer Blut;
Vom Tajo bis zum Rheingestade
Oefnete grausend ein weites Grab sich.

Es schien, als habe, die in den Wolken thront,
Und in der Hand die Wage des Schicksals hält,
Ein ganz Geschlecht dem Tode geweihet
Ob den Verheerungen seiner Väter.

Da scholl es, Friede! über den Alpen her;
Die Schwerdter sanken aus der erhobnen Hand,
Der Donner schwieg, In Menschenherzen
Kehreten Hofnung und Lust des Lebens.

Doch ach! die Hofnung ward zur Gewiſsheit
nicht!
Noch birgt im Dunkel unser Gesichtskreis sich,
Noch drohen schwere Wetterwolken
Neue Verderben den Menschenkindern.

O ihr, auf die das Auge der Völker blickt,
Die aus dem Grab die richtende Nachwelt einst
Zur Rechenschaft heraufruft, die ihr
Segen und Elend in einer Hand trägt!

Ein Wort, es fallen hundertmahl Tausende!
Ein Wort, es leben hundertmahl Tausende!
Ihr sprecht das eine Wort — es lodert
Wieder in Flammen des Erdballs Hälfte;

Ihr sprecht das andre, und das Gewitter flieht;
Im Oelbaumschatten sammeln die Völker sich,
Und die sich erst Vertilgung schwuren,
Reichen die Hände sich izt als Brüder.

Ein Fleckchen Erde mehr oder weniger —
Was ist es dem Auge der Menschlichkeit?
Soll denn das Erbe unserer Mutter
Immer mit Blute gewogen werden?

Nicht Ruhe sucht die Menschheit, den Frieden nur.
Viel ist der Arbeit, viel ist der Mühe noch,
Um diesen Wohnplatz zu verschönern,
Welchen die Gottheit uns angewiesen.

Der Krieg zerstöret öfter im Augenblick,
Was ein Jahrhundert mühsam gebauet hat;
Und blinder Wahn miſst seine Gröſse
Nach den Gebeinen erschlagener Brüder.

Ihr Friedensboten, hört der Menschheit Ruf!
Ist diese Erde nicht euer Vaterland?
Seyd ihr nicht Gatten, Väter, Brüder?
Seyd ihr nicht Kinder desselben Stammes?

# Als man den Frieden für gewiſs hielt.

1797.

Er schwebt herab, der langersehnte Friede,
Vom Himmel, seinem hehren Vaterland!
Jauchzt ihm entgegen, der die Eumenide
Des Krieges fest mit ehrnen Fesseln band.

Ihr schwarzer Fuſs zertrat des Feldes Segen,
Ihr Hauch verödete die weite Flur;
Wie wenn der Aetna zürnt im Feuerregen,
So zeichnete Verwüstung ihre Spur.

Vom Tagus bis zu Hollands Sandgestade,
Und wo die Tiber gelbe Fluten rollt,
Am Po, am Lechstrom, und wo die Najade
Des Mains dem Rheingott ihre Trauben zollt:

Wie mancher blutete im heiſsen Kampfe
Für eigne Meinung und für fremden Wahn!
Die Sonne ward umwölkt vom Pulverdampfe,
Es färbte Blut den fernen Ocean.

In Hütten Jammer, Jammer in Pallästen!
Kein Lied, kein Hall der Freude tönte mehr,
Es irrten, aufgescheucht von ihren Festen,
Die Reichen ohne Dach und Brodt umher.

Wo sonst ein Dorf aus grünen Bäumen blickte,
Sah man den Rauch der schwarzen Trümmer
nur,
Und der Rosse wilder Huf zerknickte
Die Aehren auf der blutgedüngten Flur.

Da lag — noch macht mich die Erinnrung beben!
Ein junges Weib gewürgt aus Mordeslust,
Ein Säugling hieng an ihr mit halbem Leben,
Und suchte Nahrung in der kalten Brust,

Verlohren schien auf einmahl, was seit lange
Des Menschen Geist mühsam zusammentrug,
Und reif die Menschheit ihrem Untergange;
Doch der im Himmel sprach: Es ist genug!

Nun darf der Menschheit Genius nicht zagen,
Die Barbarei trägt nicht den Sieg davon.
Ha seht, es folgt auf dem bekränzten Wagen
Der Ueberfluſs dem jungen Frieden schon!

Zwar langsam nur verharscht so manche Wunde,
Die uns die Furie des Krieges schlug!
Nur Wüsten sind izt da, wohin im Bunde
Mit Höllengeistern sie die Fackel trug.

Du kannst mir meinen Sohn nicht wiedergeben,
So ruft der Greis — allein an seinem Stab;
Du weckst mir meinen Jüngling nicht ins Leben,
So ruft die Braut an des Geliebten Grab.

Weint immerhin! denn nur auf Dornenwegen
Gehn Menschen ihrem hohen Ziele zu.
Dem Frieden strecken wir die Hand entgegen,
Und sind doch nicht geschaffen für die Ruh.

In heiſsen Kämpfen läſst sich nur gewinnen,
Was auch den Feigen oft zu Thaten treibt,
Und, wenn der Erde Nebel all zerrinnen,
Ein Eigenthum für beſsre Welten bleibt.

Ihr, deren Namen keine Steine sagen,
Die ihr gefallen seyd am Tag der Schlacht,
Ich stör euch nicht in eurem Schlaf durch Klagen,
Ein Morgen folgt auf diese lange Nacht.

Sie, die von fernher sich zu würgen kamen,
Sie reichen beim Erwachen sich die Hand;
Der Name Mensch gilt dann von allen Namen
Allein, und all empfängt Ein Vaterland.

# Lied eines Einsiedlers.

In dieser unbesuchten Zelle,
Die kühles Nuſsgesträuch bedeckt,
Bei dem Geplauder einer Quelle,
Hier leb ich vor der Welt versteckt.
Hier, wo nicht Wahn und Schein mich trügen,
Vom Streben eitler Thoren frei,
Lernt' ich, daſs Friede, nicht Vergnügen,
Das höchste Gut des Menschen sey.

Mein Gärtchen giebt mir Obst und Kräuter
Nur für ein wenig Müh und Schweiſs,
Die Arbeit macht gesund und heiter,
Und Segen krönet meinen Fleiſs.
Das Bienchen holt mit frohem Summen
Für mich die Beute von der Au,

Die Erde unter mir trägt Blumen,
Der Himmel über mir ist blau.

Mag ein Gewitter sich erheben,
Es zieht mit dem Gewölke hin!
Nie wird der Winter Veilchen geben,
Dann sucht, wer klug ist, den Kamin.
Sieh dort, die kühle Felsenquelle
Bahnt sich durch Klippen, wild und frei,
Den Weg zu meiner stillen Zelle,
Und rieselt leise da vorbei.

# Grablied.

Aus einem Roman.

Ich baue mir ein Kämmerlein,
Wo ich einst ruhen werde
Von jeglicher Beschwerde;
Da scheint nicht Sonn und Mond hinein.

Obs Winter oder Frühling sey,
Ob Schnee liegt auf den Auen,
Ob Vögel Nester bauen,
Das ist dem Schlummrer einerlei.

Doch plagen böse Träume den,
Der Böses that im Leben;
Die Engel Gottes schweben
Ums Grab des Guten ungesehn.

Stark ist des Grabes ehern Band,
Doch wird ein Tag es lösen,
Dem Guten wie dem Bösen,
Dann gehts ins neue Vaterland.

◆

# An den Mond, in einer Herbstnacht.

Freundlich ist dein Antlitz
Sohn des Himmels!
Leis sind deine Tritte
Durch des Aethers Wüste,
Holder Nachtgefährte.

Dein Schimmer ist sanft und erquickend,
Wie das Wort des Trostes
Von des Freundes Lippe,
Wenn an der Seele Kummer
Uns, wie ein Geyer, nagt.

Manche Thräne siehst du,
Siehst so manches Lächeln,

Hörst der Liebe trauliches Geflüster,
Leuchtest ihr auf stillem Pfade;
Hofnung schwebt auf deinem Strahle
Herab zum stillen Dulder,
Der einsam geht auf rauhem Weg.

Du siehst auch meine Freunde,
Zerstreut in fernen Landen;
Du gieſsest deinen Schimmer
Auch auf die frohen Hügel,
Wo ich als Knabe hüpfte,
Wo oft bei deinem Lächeln
Ein unbekanntes Sehnen
Mein junges Herz ergriff.

Du blickst auch auf die Stäte,
Wo meine Lieben ruhen;
Wo der Thau fällt auf ihr Grab,
Und die Gräser drüber wehen
In dem Abendhauche.

Doch dein Schimmer
Dringt nicht in die dunkle Kammer,
Wo sie ruhen von des Lebens Mühe,
Wo auch ich bald ruhen werde!
Du wirst gehn und wiederkehren,
Und sehn noch manches Lächeln,
Und sehn noch manche Thräne!
Dann werd ich nicht mehr lächeln,
Dann werd ich nicht mehr weinen,
Mein wird man dann nicht mehr gedenken
Auf dieser schönen Erde!

◆

## Auf ein Gemählde,

### Perseus und Andromede vorstellend.

Eile, Perseus, Rettung ihr zu bringen,
Eh das Leben aus dem Busen flieht,
Und ihr schönes Auge Nacht umzieht!
Brich die Ketten, welche sie umschlingen,
Wag es mit dem Ungeheur, zu ringen,
Ob es Flammen dir entgegensprüht:
Dir, dem Götterkraft im Busen glüht,
Wird das groſse Wagestück gelingen.

Sieh, die Arme, die izt Fesseln tragen,
Winden um den Retter sich mit Lust,
Und besänftigter an deiner Brust
Werden ihres Busens Wellen schlagen.

* * *

# An das häusliche Glück.

## Meiner Gattin.

Nicht deiner Schwester, welche Ordensbänder
Und Geld und Ruhm aus voller Hand verschenkt,
Und oft das Loos der Völker und der Länder
Nach ihrer Laune dreht und lenkt:

Nein, dir, die stille Häuslichkeit und Frieden,
Genügsamkeit und fromme Einfalt liebt,
Und dem, der reines Herzens ist, hienieden
Den Himmel schon in seiner Hütte giebt;

Dir sey mein Haus geweiht, das sich bescheiden,
Fern von der Stadt in Nuſsgesträuch versteckt.
Wie könnt ich Thoren ihre Feste neiden,
Da meinen kleinen Tisch die Liebe deckt?

Gerettet hab ich aus dem Weltgewühle
Den besten Theil, den Sinn für euch, Natur
Und Wahrheit! unverschrobene Gefühle
Gefallen dir, o Himmelstochter, nur.

Wo wahnberauscht in einem Zauberkreise
Der Mensch nach bunten Luftgestalten rennt,
Und für das Leben keine höhern Preise,
Als Geld und Titel oder Wollust kennt:

Da wendest du dein Antlitz ab, und kehrest
Beim Landmann in dem dunkeln Stübchen ein,
Hörst sein Gespräch mit Weib und Kind, und lehrest
Ihn dankbar froh bei Brodt und Liebe seyn.

Auch meiner Hütte gehst du nicht vorüber,
Sie ist durch dich an kleinen Freuden reich:
Sonst flossen manche meiner Tage trüber,
Doch du machst einen izt dem andern gleich.

Die ihr der Thorheit Taumelbecher leertet,
O wüstet ihr, wie es so wenig nur
Um froh zu seyn bedarf; gewiſs, ihr kehrtet
Voll Reue in die Arme der Natur.

Wenn ich mich traulich an mein Weibchen schmiege,
Und sich mein Mund auf ihre Lippen neigt,
Und sie mit leisem Lächeln nach der Wiege
Auf unsern lieben, holden Säugling zeigt,

Der wie die Unschuld schlummert: o dann tausche
Ich dies Gefühl nicht um gepriesnen Tand.
Auf Rosen schläft man ein im Wollustrausche,
Auf Dornen wecket uns der Reue Hand.

Doch jenes Glück lohnt nur ein reines Leben,
Von Ueppigkeit u. Dumpfheit gleich entfernt;
Nicht Kunst und Weisheit können es erstreben,
So wenig als sich Lieb und Einfalt lernt.

## Auf einem Spaziergange.

Wie fühl ich meinen Geist erhoben
In deinem Tempel, o Natur! —
Wo wild die Meereswogen toben,
Und im Gesumm der Frühlingsflur.

Wie unbesorgt und fröhlich schweben
Die Mückchen hier im Sonnenlicht!
O wohl euch! so viel giebt das Leben
Uns armen Erdensöhnen nicht.

Zwar sehen wir den Himmel offen,
Wenn Liebe unser Herz bestrickt,
Doch alles Ahnen, Träumen, Hoffen
Ist nur ein Wahn, der uns berückt.

Das Glück ist eilig im Versprechen,
  Jedoch im Geben träg und karg;
Ich pflücke Rosen, und mich stechen
  Die Dornen, die ihr Lächeln barg.

Der erste Schritt in dieses Leben
  Ist auch der erste zu dem Grab;
Und will der Geist zum Himmel schweben,
  So zieht die Erde ihn herab.

Ha, welch ein Blühen, Zirpen, Summen
  Und Leben auf dem Wiesenplan!
Doch weht mich auch im Duft der Blumen
  Der Odem der Verwesung an.

Mein Fuſs zermalmet tausend Wesen,
  Die nicht einmal mein Auge sieht,
Und ganze Schöpfungen verwesen,
  Noch eh der Tag von uns entflieht,

Die Rose, die mir Balsam hauchet,
Ist einer kleinen Welt ein Grab;
Der Käfer, in der Sonne Gold getauchet,
Fällt todt in ihren Schooſs herab.

Der Staub, auf den ich achtlos trete,
Hat einst vielleicht gefühlt wie ich;
Die Flamme, die in ihm sonst wehte,
Glüht in der Traube izt für mich.

Und ich? was werd' ich seyn, wenn wieder
Die Blüthe aus der Knospe dringt,
Und Philomele ihre Lieder
Am Grabe ihres Gatten singt?

Izt kränzt noch Jugend meine Locken,
Izt gehts noch rasch Berg auf und ab;
Bald aber kommt auf leisen Socken
Das Alter mit dem Krückenstab.

Am Busen der Geliebten schwindet
In einem Kuſs der Traum von Zeit:
Was Götter an die Menschen bindet,
Ist der Vergänglichkeit geweiht.

Kaum eine Lebensblüthe reifte,
Die tausend andern fielen ab:
Die Hofnung, die in Ewigkeiten schweifte,
Begrenzt das enge, dunkle Grab.

Umsonst ist dieses volle Leben!
Der Funke, der im Herzen glüht,
Wird einer Pflanze Nahrung geben,
Die einst auf meinem Hügel blüht.

So dreht sich die Natur im Kreise,
Als wäre sie des Zufalls Spiel,
Läuft immer aus im alten Gleise,
Und ist doch immer auch am Ziel.

Doch wenn der Erde Pfeiler wanken,
Das Band von tauſend Welten reiſst,
Ich halte mich an dem Gedanken:
Er bleibt, deſs Name Liebe heiſst.

* * *

# Ballade.

Seht ihr das kleine Hüttendach
Von Epheu überhangen?
Dort kömmt, mit leisem Weh und Ach,
Ein Mädchen oft gegangen.

Dort irrt' ich jüngst beim Mondenscheine,
Und hörte ihre Klage:
„Verlassen bin ich und allein,
Verborgen selbst dem Tage.“

„Mein Herz war gut, und leicht mein Sinn,
Mir blühten lauter Rosen;
Da gab ich einem Mann mich hin,
Bethört durch falsches Kosen.“

„Wie liebt' ich ihn so treu und warm!
Umsonst war Lieb' und Treue!
Bald riſs er sich aus meinem Arm,
Und lieſs mir Gram und Reue."

„Bedeckt mit Schande muſs ich fliehn,
Und büſsen mein Vergehen,
Bis über meinen Hügel hin
Die Abendwinde wehen."

* * *

## Wiegenlied einer Unglücklichen.

Lächle mir im Mutterarm,
Meiner Schmach und meiner Liebe
Süſses Pfand! o daſs mein Harm
Ewig unbekannt dir bliebe!

Lächle, liebes, holdes Kind!
Früh genug noch wirst du weinen.
Ach, des Lebens Farben sind
Das nicht, was sie dir izt scheinen.

Auch ich sah im Rosenlicht
Frohe Jugendbilder schweben,
Doch sie sind dem Menschen nicht
Als zur Täuschung nur gegeben.

Ihn, der treulos mich verlieſs,
  Durft ich niemals Gatte nennen!
Ihn, der dich und mich verlieſs,
  Wirst du nie als Vater kennen.

Lächle, wenn auf dich herab
  Meine warmen Thränen flieſsen!
Gerne gieng ich in mein Grab,
  Dürft ich dich nicht elend wissen.

Bilde, gütige Natur,
  Zart und weich des Mädchens Seele!
Leite sie auf deine Spur,
  Daſs sie nicht des Ziels verfehle.

Hast du, Schicksal, Thränen ihr
  Zugedacht, und Gram und Plagen,
Gieb, ich flehe, gieb sie mir,
  O ich will sie gern noch tragen.

## Allwinens Klage.

Fern ist er, den ich liebe,
In einem fremden Land,
Wo Schlangen um ihn zischen!
Kein Quell, ihn zu erfrischen!
Sein Lager ist der heiſse Sand,

Fern bist du, den ich liebe!
Wie gerne wischt ich dir
Den Schweiſs von Stirn und Wange,
Und wiegte zärtlich bange
Am Abend dich im Schooſse hier!

Fern ist er, den ich liebe,
Vielleicht auf weitem Meer,
Umheult von wilden Stürmen,

Die Wog' auf Woge thürmen,
Und ach! kein Retter um ihn her!

Fern ist er, den ich liebe!
Schon klirrt ein Pfeil vielleicht
Von eines Wilden Bogen,
Sein Aug ist Nacht umzogen,
Er wanket, stürzet, und erbleicht.

Fern ist er, den ich liebe,
Könnt meinen Busen ich
Zu seinem Schilde machen,
Nicht Tiger und nicht Drachen,
Und nicht die Hölle schreckte mich.

Fern bist du, den ich liebe!
Dein letztes Wort bin ich!
Vielleicht ists schon gesprochen,
Dein Auge schon gebrochen!
Komm, heilger Schatten, ruf auch mich!

* * *

## An Herrn Professor Kappler.

Freund, was ist Wahrheit, und wo kann
man sie
Rein, unverfälscht von Menschensatzung,
finden?
In unsern Schulen ewig nie,
Dort irrt man nur in öden Dorngewinden.

Du fragst umsonst die Geister alter Zeit!
Von ihnen wirst du dunkle Räthsel hören.
Wer sich im Ernst der Wahrheit weiht,
Muſs, frei von Wahn, den Geist in sich
beschwören.

Was Menschen zu der Menschheit Würde hebt,
Das lernt sich nicht, es ist in uns gebohren!

Nur eine Luftgestalt umschwebt
Den, der einmal sich aus sich selbst verlohren.

Wie leicht vergiſst man im beschränkten Raum
Der Bücherwelt das eigentliche Leben!
Erwacht zu spät aus seinem Traum,
Und kann für That nur leere Worte geben.

Mag auch die Welt, die uns so schön umgiebt,
Ein Trugbild seyn im Spiegel unsrer Sinnen,
Das, was in uns verlangt und liebt,
Kann nicht, wie Glanz im Abendhauch, zerrinnen.

Was ists, wenn ein System heut untergeht,
Und morgen man sich um ein neues streitet?
Wenn unser Meinen locker steht,
So steht doch fest, was unsern Willen leitet.

* * *

# Lied.

Laſst uns ihm zu Ehren trinken,
Der uns dieses Leben gab!
Wahrlich, manche Freuden winken
Von der Wiege bis zum Grab.

Frühlingsrosen blühn am Strauche,
Veilchen auf dem Wiesenplan,
Aus dem blauen Mädchenauge
Lacht uns süſse Liebe an.

Aus der Traube goldnen Beeren
Quellen froher Sinn und Muth,
Jeder Becher, den wir leeren,
Schafft uns reines, leichtes Blut.

Freundschaft bietet uns die Rechte,
Wo der Weg durch Wüsten geht,
Und im rauhen Dorngeflechte
Selten nur ein Blümchen steht.

Wo der Pfad auf Gräber neiget,
Läſst die Hofnung Rosen blühn,
Trocknet unsern Blick, und zeiget
Lächelnd nach den Sternen hin.

Freude, die im Himmel throhnet,
Kehrt auch oft auf Erden ein.
Wahrlich, Brüder, es verlohnet
Doch der Mühe, Mensch zu seyn.

◆

## Antwort auf einen Neujahrswunsch.

Warum sollt ich nicht mein Schicksal
tragen?
Rosen blühen ohne Dornen nicht,
Und nur der darf übers Leben klagen,
Dems an einem Freund gebricht.
Nie noch geitzt ich nach des Reichen Habe,
Nie nach einem goldnen Vließ,
Danke täglich noch dem Mann im Grabe,
Der, statt Golds, mir Weisheit hinterließ.
Mehr als Flitter in dem Marmorsaale
Reitzt der Hain mich, wo der Hänfling singt,
Und ich misse nicht die Leckermahle,
Wenn mir in der irdnen Schaale
Brodt und Milch ein Dorfbewohner bringt.

Wenn ich auch nur eine Hütte fände,
Eine kleine abgelegne Flur,
Deren Blumen mir die Liebe bände,
Dennoch dankt ich der Natur.
Arm ist man bei armem Herzen nur.

◆

## An Sie.

1788.

Aufs neue heiſst des Schicksals Tücke mich
  Ach, fern von deinen Armen gehn!
Doch traure nicht! bald, Holde, werd ich dich
  Auf stets und immer wiedersehn.

An deiner Hand besuch ich bald das Thal,
  Wo ich zuerst das Licht begrüſst,
Die Fluren, wo ein Veilchenstrauſs, ein Ball,
  Mir jeden Jugendtraum versüſst;

Und freundlich nehmen uns die Schatten ein,
  Die meiner Kindheit Spiele sahn,
Und freundlich lächelt uns der Blumenrain,
  Und jede Staude freundlich an.

Dann folgst du mir auch in die Hütte hin,
Wo an der besten Eltern Hand
So lieblich mir einst jede Sonne schien,
So glücklich jeder Tag mich fand.

Und da erneuern wir den hohen Schwur,
Uns treu zu lieben bis ins Grab,
Und segenlächelnd schwebt im Duft der Flur
Ihr Geist zu uns herab.

An ihrem Rasenhügel knien wir,
Uns mehr als Tempel und Altar,
Und weihen uns der schönen Liebe hier,
Die ihres Lebens Gottheit war.

Sie leichtert uns auch jede Erdenmüh,
Pflückt unter Dornen manchen Straufs
Für uns, und löschet dann spät oder früh
Des Lebens Fackel lächelnd aus.

# Lied.

Wo ums grüne Gartengitter
Sich die Bohnenblüthe webt,
Wo im Sturm und Ungewitter
Brausend sich das Meer erhebt;

Wo sein Nest der Hänfling bauet,
Wo das Mädchen frömmlich schwärmt,
Wo der dunkle Abgrund grauet,
Und sich strenge Tugend härmt;

Wo die Andacht Hände faltet,
Himmelan die Seele reißt,
Predigt alles laut, es waltet
Ueber uns ein guter Geist.

Spuren seiner Vatergüte
  Trägt rings um uns die Natur!
Blumen giebt er, Laub und Blüthe,
  Heerden brüllen auf der Flur;

Trauben reifen auf den Höhen
  Zu erfrischen unser Blut;
Kühle Abendlüfte wehen
  Nach des Sommertages Glut.

Wo der Fels in Wolken thronet,
  Baut der Adler sich sein Haus,
Wo den Schweiſs die Erde lohnet,
  Sucht der Mensch sein Plätzchen aus.

Auf des Armen Sklavenkette
  Fällt der Hofnung goldner Schein,
Hofnung spricht am Siechenbette
  Muth dem blassen Dulder ein.

Wo der Lenz aus seinem Kranze
Blumen auf die Gräber streut,
Lächelt uns im Morgenglanze
Ahndung der Unsterblichkeit.

* * *

## An Sie.

Härme dich, Geliebte, nicht so sehr,
Heitre deine thränenvollen Blicke!
Menschen trennen uns nun nimmermehr,
Liebe trotzet jedem Miſsgeschicke.

Gern miss ich all den Prunk und Tand,
Welchen nur des Zufalls Launen geben;
O du bist mir Welt und Vaterland,
Bist mir Alles, Reichthum, Glück und
Leben.

Reift für uns kein Nectar an dem Rhein,
Duftet uns kein Maal von Leckerbissen:
Liebe wandelt auch den Quell in Wein,
Und den Stuhl von Holz zum Eiderkissen.

Wenn kein Gold in unserm Stübchen glänzt,
Nicht uns kostbar arme Würmer kleiden:
O! beim Becher, den die Liebe kränzt,
Werden wir auch keinen König neiden.

Nahet sich der bange Grillenschwarm
Unserm Dach — dein Lächeln scheucht ihn
ferne,
Deine Küsse lindern jeden Harm,
Und um Liebe tausch ich Armuth gerne.

Nimmt uns bald auch nur ein Hüttchen ein,
Weg mit allem, was den Thoren blendet!
Wir — wir werden durch uns glücklich seyn,
Bis am Grabe unser Pfad sich endet.

◆

## An ein nicht schönes Mädchen.

Zürne nicht mit der Natur, daſs sie
Keine Schönheit dir verlieh!
So vergiſst du über dein Gesicht,
Daſs du mehr als Puppe bist, doch nicht;

Und dir nahet sich kein bunter Thor,
Winselt seine Qual dir vor!
Schönheit, leider! ist ein miſslich Ding,
Lockt, gleich Blumen, manchen Schmetterling;

Aber dieses luftge Wesen fleucht,
Wenn die Rose nun erbleicht.
Du, mit deinem reinen, zarten Sinn,
Gehst nie freudenleer durchs Leben hin.

All die Künste loser Eitelkeit
Rauben dir nur wenig Zeit;
Für des Geistes Bildung sorgst du mehr;
Schöne Köpfchen sind auch meistens leer.

Wenn das bischen Blüthe nicht mehr ist,
Leider! ach wie bald vergifst
Dann das Herrchen seinen theuren Schwur!
Liebe schwur er ihrer Schönheit nur.

Doch der Mann, der seinen Arm dir beut,
Theilet mit dir unbereut
Jede Freude, und mit gleichem Sinn
Folgt er dir auch über Dornen hin.

## Klage.

In Liebe bricht mein armes Herz,
Macht fertig meine Kammer!
Es bringt der Tod mir keinen Schmerz,
Er endet meinen Jammer.
Der Freundschaft Hand
Bereite mir ein Schlafgewand.

Streut keine Blum auf meinen Sarg,
Vom Morgenthau getränket,
Der Kummer, den ich sorgsam barg,
Werd still ins Grab versenket!
Kein Leichenstein
Soll Denkmahl stummer Liebe seyn.

## Das Mädchen an der Quelle.

Ein Mägdlein an der Quelle sitzt,
Wo in den Wind die Weide flüstert,
Das Haupt auf ihre Hand gestützt,
Das schöne Aug von Gram umdüstert.

Sie nimmt den Blumenkranz vom Haar,
Und wirft ihn in des Baches Welle:
„Mir ziemet nur ein Kranz zur Bahre
Hier von den Weiden an der Quelle.“

„Ein Schwerdt gieng durch mein armes Herz,
Kein Kräutchen giebts für diese Wunde,
So brich denn nun im Todesschmerz,
Und niemand habe von mir Kunde!“

„Ein Wandrer scharre mich hier ein,
Er wird ein — Ruhe dir! doch sagen;
Ein Dornbusch sey mein Leichenstein,
Wo frühverwaiste Vögel klagen.“

* * *

## Mein Stübchen.

Es ist mein Stübchen zwar nur klein,
Doch groſs genug für stille Freuden!
Wozu sollt' es auch gröſser seyn?
Ich habe wenig zu vergeuden.

Nicht eine Stunde Schlafs gäb' ich
Um Prunk, der nur das Aug entzücket!
Der Tisch ist klein, so wie er sich
Zu einer kleinen Küche schicket;

Ein Bücherschrank, und an der Wand
Die Werke kunstbegabter Hände; —
Ich regte wahrlich nicht die Hand,
Wenn ich des Tippu Schätze fände.

Dann wär es lauter um mich her,
  Doch meine Freuden würden fliehen,
Ich schaukelte so froh nicht mehr
  Den kleinen Guido auf den Knien;

Ich hätte dann das Haus voll Pracht,
  Und würde nie mehr herzlich lachen;
Ich schmauſste durch die halbe Nacht,
  Um früh mit Kopfweh aufzuwachen.

Nein, schönen Dank vielmehr, o Glück,
  Daſs du mir nicht zu viel gegeben!
So zieh ich mich in mich zurück,
  Und lerne mit mir selber leben.

Mein Stübchen ist mein Königreich,
  Hier werd ich nie, wie Cäsar weinen;
Mein kleiner, schlichter Thron, obgleich
  Von Stroh, steht fest auf seinen Beinen.

Am Morgen weckt das Frühroth mich,
Ich blick hinaus auf Flur und Auen,
Seh, wie die Finken nachbarlich
Auf meinen Bäumen Nester bauen:

Und leichter wallet mir das Blut,
Ich fühle Frieden mich umwehen,
Und kann, gestärkt mit neuem Muth
An das Geschäft des Tages gehen.

Nicht selten fällt es mir auch ein,
Der Weisen Geister zu beschwören;
Im Herzen unverfälscht und rein
Läſst gern sich ihre Stimme hören.

Oft kommt die Muse auch zu mir,
Und lehrt mich leichte Lieder singen,
Und nie vergeſs ich, dankbar ihr
Des Frühlings ersten Kranz zu bringen.

Steigt eine Grille mir zu Kopf,
So greif ich nach der Fliegenklappe.
Begieſse meinen Blumentopf,
Und blättre in der Bildermappe.

Bald sammelt sich der kleine Kreis
Von Weib und Kindern zu dem Mahle:
O warlich, nur ein Herz von Eis
Miſst hier den Prunk im Marmorsaale.

◆

# Heiligenbilder.

---

An den Hofmahler Becker in Carlsruhe.

---

## I.

## Die Madonna mit dem Kinde.

Wer ist das Weib, so hehr und mild,
Dort in des alten Palmbaums Schatten,
In deren Wesen sich Jungfrau und Mutter
gatten?
Auf ihrem Schoos ihr und der Liebe Bild,

Ein Knab', in dessen Angesicht
Ein überirdisch Etwas strahlet,
Das keine Sprache kennt, und Raphael nur
mahlet?
Ihr Fremdlinge gehört der Erde nicht!

Beglückter Knabe, welcher sich
An diesen keuschen Busen schmieget!
Beglückte Mutter, die mit Lieb und Andacht dich,
O Götterkind, in ihren Armen wieget!

## II.

## Johannes in der Wüste.

Im tiefen Forste, wo es halb nur tagt,
Sitzt er am Quell, und scheinet nachzusinnen.
Es hat der Welt nicht als ein Thor entsagt,
In seiner Seele reift ein groſs Beginnen.

Er sah mit Schmerz die Menschen seiner Zeit,
Entwürdiget, am Schlamm der Erde kleben,
Und barg sich in der stillen Dunkelheit,
Um einst mit Kraft sie wieder zu erheben.

Zur Nahrung beut der Wald ihm Wurzeln an,
Ein Tigerfell umhüllet seine Lenden;
Den Kampf mit sich begann er als ein Mann,
Den mit der Welt wird er als Held vollenden.

* * *

## III.

## Mariens Opfer.

So sittig tritt die Jungfrau zum Altar,
In ihrer Eltern Schutzgeleite;
In ihrer Hand hält sie ein Täubchenpaar,
Die Unschuld wandelt ihr zur Seite.

Des Unmuths trübe Wolke hieng
Noch nie um diese Augenlieder:
Nein, wie sie es von der Natur empfieng,
Bringt sie ihr Herz dem Schöpfer wieder.

Die Lippe spricht kein frommes Wort;
Ihr ganz Gebet ist eine Zähre:
Dann blicket sie zum Himmel, als ob dort
Von jeher ihre Heimath wäre.

* * *

## IV.

## Die Erscheinung bei den Hirten.

Ha, welch ein schönes, fremdes Licht,
Das durch die Nacht mit Purpurstrahlen bricht!
Hochfreudig schwebt ein Chor von Engeln nieder,
Von ihren Lippen strömen süſse Lieder.

Der Himmel scheinet aufgethan:
Des Feldes Hirten sehn das Wunder an;
Es weht um sie ein Hauch von Edens Düften,
Und Friede! Friede! tönt es in den Lüften.

„Es herrsche Friede nah und fern,
Denn aufgegangen ist ein neuer Stern,
Vor welchem sich die Engel selber neigen —
Dort jener Stall wird euch das Wunder zeigen.“

## V.

## Die Geburt.

Schon bei dem Eintritt in das Leben
Ist er von Noth und Dürftigkeit umgeben;
Ein dunkler Stall sein erster Auffenthalt,
Sein Bett von Stroh, und ach! die Nacht so kalt!

Die Mutter drückt mit süſsen Sorgen
Ihn an die Brust; — die Mitternacht wird Morgen;
Es leuchtet aus des Knaben Angesicht
Den Kommenden ein überirdisch Licht.

Die Hirten nähern sich, und schauen
Das Wunder an mit ehrfurchtsvollem Grauen;
Der Knabe lächelt — o vertrauet mir,
Denn nur um eurer willen bin ich hier.

## VI.

## Die Kreutzigung.

Die Sonn' erlischt, ein Hochgewitter schwebt
Dort furchtbar auf die Schädelstätte nieder!
Die Gräber öffnen sich, indem die Erde bebt,
Die Todten kehren in das Leben wieder.

Weh über euch und eure Kinder, ihr,
Die ihr mit Hohn den Heiligen gerichtet!
Ihr Mütter, eilet mit den Säuglingen von hier,
Eh Gottes Hand den Frevelort zernichtet.

Flieht, eh das Schwerdt der Todesengel blinkt,
Die euer Volk dem Untergange weihen!
Doch er, der izt am Kreutz den Kelch der Leiden trinkt,
Kann, selbst im Weh des Todes, nur verzeihen.

## VII.

## Die Weiber, die zum Grabe gehen.

Trocknet eure Thränen ab,
Sucht ihn nicht im Felsengrab,
Euren Meister, der euch Wahrheit lehrte,
Und dann zu dem Himmel wiederkehrte.

Wähnet nicht, daſs er, der kam,
Und dem Tod den Stachel nahm,
Und der Hölle ihre langen Siege,
In den Armen der Verwesung liege.

Trocknet eure Thränen ab,
Denn ihn fesselte kein Grab,
Und der schöne Tod, den er gestorben,
Hat ein neues Daseyn euch erworben.

Wird euch jenes Dort einst Hier,
Dann, ihr Treuen, werdet ihr
Den Verklärten freudig wiedersehen,
Und, was er euch lehrte, ganz verstehen.

◆

## VIII.

## Die heilige Therese.

Nie hat, mit deinem hohen, zarten Sinn,
Das Irdische dich angezogen;
Dein Geist schwebt übern Sternenbogen
Zum Quell der Lieb' und Wonne hin.

Und o! es ist kein eitler, leerer Wahn,
Womit die Phantasie dich trüget!
Was unsern Herzen ganz genüget,
Trifft es nicht auf der Erde an.

Die schönre Welt, die liebend dich umgiebt,
Sieht man in deinem Antlitz strahlen,
Und du erblickst im Reich der Qualen
Nur einen Ort — wo man nicht liebt.

## IX.

## Der heilige Sebaſtian.

An einem Baume feſtgebunden
Erwartet er den Tod, und ſieht
Mit Ruh empor, obgleich aus zwanzig Wunden
Nun bald sein Leben flieht.

Die Söldner des Tyrannen ſchicken
Zur That ſich an mit manchem harten Wort,
Vernichtung grinzt aus ihren Blicken —
Des Jünglings Herz ſchlägt ruhig fort.

Zum groſsen Kampfe vorbereitet,
Iſt nichts mehr, was ihn an die Erde hält.
Er weiſs, daſs, wer für Wahrheit ſtreitet,
Nur Sieger wird, indem er fällt.

## X.

## Magdalena in der Wüste.

Wer ist die Büſserin, die hier
Am öden Felsenhange trauert,
Wo im Gestrüpp die Natter lauert?
Erlag sie einst der lüsternen Begier?

Wohl, daſs du, von der Wollust Pflaum
Hinweg, auf Dornen dich gebettet!
Was ewig an den Abgrund kettet,
Ist nur des Lebens goldbeglänzter Schaum.

Der Unschuld süſsen Frieden kann
Die Reue zwar nicht wiedergeben,
Doch die vom Falle sich erheben,
Nimmt Tugend gern als ihre Kinder an.

## XI.

## Adam und Eva im Paradies.

Wo die Ulme Weinbeerstöck' umarmen,
Wo ein ewger Frühlingsodem weht,
Nie die Bäum' an goldner Frucht erarmen,
Und der Waller nur auf Blumen geht:

Sitzen sie von süſser Ruh umgeben,
Und von keiner Sünde noch versucht,
Sehn den Engel freundlich niederschweben,
Der sie oft als treuer Freund besucht.

In sich selber finden sie Genüge,
Und ihr Glück ist, wie ihr Herz, sich gleich,
Wenn ihr Garten auch so wenig trüge,
O sie wären doch durch Liebe reich.

Schöne Bilder! wie das Kind im Spiele,
Täuscht ihr uns mit einem goldnen Schein,
Aber nicht am Anfang, erst am Ziele
Kehrt der müde Mensch in Eden ein.

* * *

## XII.

## Das Pfingstfest.

Seht hier des Herren Jünger, die
Das Heil verbreiten, das er uns errungen!
Die Kraft von oben überströmet sie,
Sie reden wunderbar in allen Zungen,

Und ziehn izt über Meer und Land,
Um freudig ihn den Menschen zu verkünden,
Der glorreich aus des Grabes Nacht erstand,
Um Gottes Reich auf Erden zu begründen.

Voll von des Glaubens hohem Muth
Sind sie bereit, die Hölle zu verriegeln,
Auch werden sie mit ihrem Herzensblut
Den Bundesbrief des Meisters froh besiegeln.

## XIII.

## Das Weltgericht.

Die Erd erbebt in bangen Ungewittern,
Des Menschen Sohn kömmt zum Gericht!
Der Himmel und des Abgrunds Tiefe zittern,
Und Heilige verhüllen das Gesicht.

Die Mutter fleht den Sohn noch um Erbarmen,
Doch des Erbarmens Zeit ist aus.
Ein Engel öffnet izt mit starken Armen
Zum letztenmal der Hölle dunkles Haus.

Verdammte wandeln über öde Steppen,
Geröthet von dem Feuermeer,
Und aus geborstnen Grabgewölben schleppen
Sich mühsam menschliche Gerippe her.

Schon wirbelt die Posaun' in Donnertönen,
Und Schrecken geht durch jedes Herz;
Izt kann nicht mehr der Reue Gram versöhnen,
Und ach! das Leben bricht nicht mehr im
Schmerz.

Der Todtenrichter sondert die Gerechten
Vom Haufen der Verworfnen ab;
Zum Himmel schweben die zu seiner Rechten,
Der Abgrund schlingt die übrigen hinab.

◆

# Sappho.

Hoch auf Felsen überm Meer
Oedes Schweigen um sich her,
Steht die Schülerin der Musen,
Blaſs, das Auge thränenleer,
Namenlose Qual im Busen.
Lange starrt sie stumm hinaus
In die weite Wasserwüste,
Streckt die Arme träumend aus
Nach der fernen dunkeln Küste,
Wo ihr Liebling ihr entschwand;
Undankbar und fühllos wand
Er sich aus der Huldin Armen,
Wo er sonst den Himmel fand,
Ach! und kannte kein Erbarmen,
Als sie ohne Leben stand.

Konnte deine Rache schlafen,
Venus, die der Liebe Schwüre hört?
Hast du nicht, den Meineid zu bestrafen,
Sonst die Meeresflut empört?
Weh, was hilft dir nun, Bethörte,
Deiner Töne Zaubermacht?
Er, der nicht die Liebe hörte,
Wird durch Lieder nicht zurückgebracht.

Götter, ruft sie izt, und milder
Löst ihr Weh in Thränen sich,
Warum täuschen noch die Bilder
Trügerischer Freuden mich?
Weg, du Traum von jener Stunde,
Wo ich bebend ihn umfieng,
Wo ich stumm an seinem Munde
Aufgelöst in Wonne hieng:
Wo die Seele auf den Lippen schwebte,
Beider Leben ineinander strebte,
Erd und Himmel uns vergieng

Doch in Asche aufgelodert
Ist die Flamme seiner Brust,
Nur zu schnöder Frevellust
Hat sein Auge mich gefodert,
Und nun bin ich ihm nichts mehr,
Und sein Herz ist liebeleer.

Ha, verlassen und vergessen
Bald in einem fremdem Arm!
Und er höhnet noch vermessen
Seinen Eid und meinen Harm!
Götter, ihr habt mir das Leben
In dem Einen nur gegeben,
O so laſst nun auch im Schmerz
Brechen dieses arme Herz.
Wühlt, o wühlt in mir, ihr Flammen,
Stürme, brauset um mich her!
Rieſs, und stürzte sich ins Meer,
Und die Wellen schlugen über ihr zusammen.

# Anakreon.

Im Schatten einer Rosenlaube
  Gebahr die Mutter ihn,
Und lächelnd streckte nach der Purpurtraube
  Der Säugling schon die zarten Händchen hin,

Ein heller Schein vergoldete die Blätter,
  Und eine süſse Melodie erklang,
Süſs, wie beim linden Frühlingswetter
  Der erste Nachtigallensang:

„Gedeihe, holder Knabe! Sieh, es weben
  Die Grazien den Lebensfaden dir,
Und alle Liebesgötter schweben
  Um deine Wiege hier,“

„Und legen in dein Herz die holde Gabe,
Die Menschen zu erfreun,
Und von der Wiege bis zum Grabe
Den Lebenspfad mit Blumen zu bestreun;“

„So wandelst du mit dem Pokale
Und mit der goldnen Zither deine Bahn,
Und selbst der Tod füllt seine schwarze Schaale
Mit Traubensaft statt Wermuth für dich an.“

◆

# Die Unsterblichkeit.

An Fr. Th. Voſs.

Der traurige November störet schon
Im öden Hain das gelbe Laub herab;
Leer ist der Traubenhügel an Gesang,
Ein grauer Nebel decket das Gefild
Gleich einem Bahrtuch — jede Freude flieht.
So fliehet unser Leben, Freund! verwelkt
Sind all die Blüten meiner Hoffnungen,
Wie hier die Frühlingskinder auf der Flur!
In Traumgesichten schwebt um mich ihr Bild,
Wie um den einsam Traurenden das Bild
Der früh verblichenen Geliebten schwebt.
Ihr schönen Tage, wo ein Kräusel noch,
Ein Ball mein ganzes Herz befriedigte!

Wo ich in Kappels stillen Auen noch
Nach Schmetterlingen haschte, leicht wie sie
Weg über Dorn und Blumen gaukelte.
Ihr schönen Tage, unentweiht von Gram,
Von Sorgen um die Zukunft! Unschuld gieng
An meiner Seite, und die Freude goſs
Auf jeden meiner Schritte Blumen aus.
Und diese schönen Tage sind nicht mehr!
Und auch die Guten, die sie mir verschönt,
Der Weisheit früh mein Herz geöfnet, früh
Mich zum Genusse der Natur gewöhnt; —
Und zu dem Frieden, der im Herzen quillt,
Ein grauer Stein zeigt kaum die Stäte noch,
Wo sie, die Liebe bis zum Tod vereint,
Nun auch vereint im Schoos der Erde ruhn.
Ich suche sie umsonst hier auf der Flur,
Wo ich so oft vor ihnen hergehüpft,
Und jubelnd manchen Straus für sie gepflückt;
Ich rufe sie umsonst im Buchenhain,
Wo ich zu ihren Füſsen einst gespielt;

Sie hören meine Stimme nicht — und so,
Wenn wenig Jahre noch vorüber sind,
So lieg auch ich! dies Auge sieht nicht mehr
Die Schöpfung lächeln, diesem Ohr verstummt
Der Freundschaft süſse Rede, der Gesang
Der Nachtigall, und nicht mehr duftet mir
Vom Anger her des Veilchens Wohlgeruch!
Vergessen lieg ich, eine Handvoll Staub,
Und nur der Freundschaft Auge trübt sich
Um mich, und ihre Hand pflanzt Rosmarin
Und wilde Rosen um mein kleines Maal.
Doch werden wir uns wiedersehn?
sinkt nicht
Dies Unerklärbare, was in mir denkt,
Mein Ich — sinkt dieses nicht in Moder hin?
Und kann der Geist noch wirken, wenn dereinst
Verwesung sein Organ zernagt? Kann ers
Doch kaum, wenn Schmerz in jeder Nerve tobt,
Wenn nur das Band des Schlafs die Glieder hält.
Wie, oder sinkt mein Alles in das Grab,

Wie wenn das Saitenspiel in Trümmern liegt,
Auch jede süſse Melodie erstirbt?

Zwar nichts geht unter rings in der Natur.
Der Blitz zersplitterte die Eiche dort —
Sieh, einen Theil verzehrt des Heerdes Glut,
Er steigt in Dünsten auf, und fruchtet dann
Im Thau des Felds, der andere zerstiebt;
Doch aus ihm saugt der Fruchthalm Nahrung ein.
Die späte Rose am Geländer hier
War einst vielleicht ein schädliches Insekt.
Und so geht alles rings in der Natur
Den ewgen Kreislauf: Leben grenzt an Tod,
Doch nie an Nichtseyn. Wenn mein Auge sich,
Beraubt des süſsen Lichts, mit Nacht umzieht,
Dann leb ich bald in andern Wesen auf.
Du pflückest mich im jungen Veilchen, Freund!
Das lieblicher dir seinen Kelch enthüllt,
Du hörst mich singen in der Nachtigall,
Die Ruh in deine kranke Seele spricht.

Doch bin ich selbst dann noch? Wenn
hier den Wurm
Mein Fuſs zermalmet, bildet die Natur
Im nächsten Lenz vielleicht zum Grashalm ihn,
Und dieser wandelt sich im Bauch des Thiers
Zum Tropfen Bluts, und einst nach Jahren wohl
Zum lebenden Geschöpf; doch ists der Wurm
Dann nicht mehr, der zu meinen Füſsen kroch.
Die Sorge der Natur erstrecket sich
Nur wenig auf das einzelne Geschöpf;
Das Ganze ist ihr groſses Augenmerk!
Was kümmert sie das Fallen eines Blatts,
Das Welken einer Blüthe, was der Tod
Von Tausenden im Schutt von Lissabon,
Von Hunderttausenden im Sonnenreiche,
Gewürgt durch guter alter Christen Hand,
Solange nur noch das Geschlecht besteht?

Vielleicht fällt meine grobe Hülle mir
In Staub, und wandelt sich in mancherlei

Gestalten? Doch dies ist mein Selbst ja nicht;
Ist nur mein Wohnhaus für die Erde hier.
Das ſeinere Organ, gewebet aus
Aetherischem Stof, verzehrt Verwesung nicht.
Entfesselt schwingt der Geist nur leichter sich
Zu höhern Sphären, wo er, dem Gesetz
Der endlichen Vollkommenheit gemäſs,
Stets näher rückt der Schöpfung groſsem Zweck,
Stets ähnlicher der Gottheit Bilde wird.

Jedoch wer sagt mir dies? Wohl ist in mir
Ein dunkles Streben ins Unendliche;
Wohl nähert sich mein Geist nur langsam und
In weiten Sonnenfernen seinem Ziel;
Allein wird ers erreichen? oder ist
Sein Weg dahin der Kreis der Ewigkeit?
Wird er nicht noch in seinem kühnsten Flug
Anstoſsen an der Eingeschränktheit Rand,
Und stärker noch, je rascher er sich hob?
Wie, oder kehrt er in der Gottheit Schoos,

Als Theil und Ausfluſs des Unendlichen?
Ist unser Ich ein Traum des Augenblicks?

Doch was wird Gott, der uns ins Daseyn rief,
Wenn mit dem Körper auch der Geist zerstiebt?
Den Säugling, der am Mutterbusen stirbt,
Noch eh er einen Tropfen aus dem Kelch
Der Freude schmeckte, rief kein guter Gott,
Wenn er nicht aus dem Grabe, wie im Lenz
Der Schmetterling aus seiner Hülle geht.
Und ist dies Erdenleben Tausenden
Nicht zehnmal schrecklicher, als nicht mehr seyn?

Laſs uns das Menschenleben näher sehn,
Nicht mit des Menschenhassers trübem Blick,
Nein, ernst und ruhig, wie der Wanderer
Auf einem Schlachtfeld oder an dem Grab
Von einem Borgio und Nero weilt.
Sieh dort den Alten, der den kleinen Rest

Von weiſsen Locken aus der Scheitel rauft;
Ihm nahm der Fürst die junge Tochter weg,
Die blühete der Rosenknospe gleich,
Des Vaters Lust und seines Alters Stütze; —
Izt liegt sie bald entblättert in dem Staub!
Verschwunden ist der Unschuld Heiterkeit
Aus ihrem Aug', ein traurig Lächeln schwebt
Um ihre Lippe — alles, was ihr blieb,
Ist das Gefühl noch dessen, was sie war!
Und er, der Greis in der verwaisten Hütte
Ringt stumm die Hände, schlingt den Gram in sich,
Grollt mit dem Himmel, flucht den Menschen, und
Sinkt sterbend der Verzweiflung in den Arm.

Sieh hier die Menschenheerde zum Verkauf
Nach irgend einem Menschenmarkt getrieben,
Wo man mit Tippo's Gold das reine Blut
Von Hermanns und von Huttens Enkeln wägt.
Ha! welches Ufer trank nicht teutsches Blut!

In welcher Wüste dorrt nicht das Gebein
Von Teutschlands Kriegern an der Sonne Brand?
Der alte Vater blickt von seinem Feld,
Wo er dem Unkraut nicht mehr wehren kann,
Und seinem müden Arm der Karst entfällt,
Mit trübem Auge nach der Gegend hin,
In der man seinen Sohn verhandelte,
Und tröstet sich mit seiner Wiederkehr!
Er wird nicht wiederkehren, und nicht mehr
Die süße väterliche Hütte sehn!
Schon hüllet ihn die Nacht des Todes ein.
Stirb, alter Mann, eh dieser Blitz dich trifft!
Stirb, eh der Hungertod dich langsam würgt!
Stirb — oder geh zur fürstlichen Maitresse,
Und fordere des Sohnes Preis, den sie
Vielleicht an einem ihrer Finger trägt,
Vielleicht auch izt auf eine Charte setzt.

Da bauet ihren heilgen Opferheerd
Die Inquisition; ein fetter Chor

Von Priestern deſs, der, blutend an dem Kreuz,
Noch Duldung lehrte mit dem letzten Hauch,
Schürt rings die Flammen; Psalmen heult ihr
Mund --
So brüllen in dem unwirthbaren Schoos
Der Alpen Wölfe in der Winternacht,
Wenn sie nach Raub begierig, hordenweis
Sich einem Dorfe nahn, das sorgenlos
Im weichen Arm des Schlummers liegt: es bebt
Der Landmann an der Gattin Brust zurück;
So stürzen diese Priester Gottes izt [illegible]
Auf eine Schaar von Vätern, Müttern, Bräuten,
Die nach des Herzens Einsicht Gott gedient,
Und werfen sie laut jubelnd in die Glut.
Der Sterbenden Gewinsel ist Gesang
In ihren Ohren, und der Opferduft
Ist ihren Nasen süſser Wohlgeruch.
Die Sonne hüllt in eine Wolke sich
Beim grauenvollen Anblick, und im Grab
Erbebet selbst die Asche Dominiks.

Verzweifelnd wälzen an der Erde sich
Die armen Waisen dieser Märtyrer;
Ihr Klaggeschrei dringt Felsen Mitleid ab,
Und ihre Thränen löschten wohl den Brand
Der Scheiterhaufen, aber nicht die Wuth
In frommer Mönche Brust! — —

Kannst du noch mehr des Elends sehen, Freund!
Und bebet nicht dein Auge schon zurück?
Komm, laſs uns in Potosis Minen gehn,
In Schachten grausvoll wie die Mitternacht!
Sieh Tausende, die nie das frohe Licht
Der Sonne grüſset — ach, vom Mutterschoos,
Vom Busen der Geliebten raubte sie
Der Golddurst frommer Christen, zwingt sie da,
Die guten, freien Kinder der Natur,
Mit blutger Hand das schändliche Metall,
Um das sie ihre Väter einst gewürgt.

Und eine halbe Welt, gedüngt mit Blut,
Herauszuwühlen, und ihr Rücken trieft
Noch täglich unter ihrer Mörder Faust.
Nie sehn sie mehr der holden Gattin Blick,
Nie hören sie der Kinder Stammeln — Tod
Ist nur ihr Wunsch, ihr Himmel. — Gott, und du
Gabst ihnen auch das Leben als Geschenk!

Doch nicht genug des Menschenelends noch!
Die Muse winkt uns in die Zelle hin,
Wo bei der Lampe melanchol'schem Schein
Ein Mädchen trauert, die der Aberglaub'
Um ihres Lebens ganzes Glück betrog.
Im Taumel heilger Schwärmerei, noch fremd
Mit Welt und Menschen, fremder mit sich selbst,
Von schlauen Mönchen übertäubt, da schwur
Sie am Altar der Schwüre schrecklichsten:
Nicht eine von des Lebens Blumen je

Zu pflücken, ewig eingekerkert, nie
Des Frühlings Zauberlächeln mehr zu sehn,
Zu athmen nie in Gottes freier Luft,
Zu schmecken nie der Liebe Feuerkuſs.
Izt flieht der Nimbus, den der Aberglaub'
Um sie gezaubert, izt, da der Natur
Verläugnetes Gefühl sich laut empört,
Da in der Andacht laue Triebe sich
Der Jugend heiſsre Triebe mischen, sie
Zum erstenmahl die Ketten fühlt, die nur
Die starke Hand des Todes löst. Sie liegt
Auf wunden Knien vor dem Krucifix,
Und ihr Gebet sind Thränen — ach, umsonst!
Sie löschen nicht die langverhaltne Glut,
Die tief im Marke lodert; mancher Traum,
Wie Menschen falsch und grausam, schleichet
sich
An ihrer Zell vorüber, täuschet sie
Durch Bilder eines bessern Glücks, und läſst
Den Stachel beim Erwachen nur zurück.

Die Mitternacht hört ihre Klagen, sie
Hört noch der Morgen, wenn die Hora ruft.
So trauert sie des Lebens Frühling hin,
Bis mitleidsvoll der Tod die Blume, kaum
Entfaltet, knickt, und von dem Stengel reiſst.

Ich sehe dich in Thränen schwimmen, Freund!
Ich sehe deine Seele bluten, und
Doch zeigt' ich von dem Menschenelend dir
Nur einzelne und schwache Bilder noch.
Wie manche Zähre flieſset unbemerkt
In stiller Hütte und im Marmorsaal!
Wie manche Klage stirbt im öden Hain!
Sieh nur den groſsen Menschenhaufen an;
Frag Tausende von ihnen: seyd ihr glücklich?
Und hör von Tausenden: wir sind es nicht!
Gedrückt, gehemmt in ihrem Lebensgang
Siehst du die meisten, und ein spärlich Brodt
Wird ihnen nur für Müh und Schweiſs zu Theil.

Sie sehen fast von allen Lebensfreuden
Sich ausgeschlossen, gleich als läg ein Fluch
Schon auf der Stunde, welche sie gebahr.
Nimm ihnen noch der Zukunft Hoffnung weg,
So müssen sie verwildern und vergehn.
Wie aber, wenn des Schicksals Tücke sie
Nur äffte mit der Hoffnung Traumgebild,
Damit die Sklaven nicht in Unmuth gar
Die Kette von sich schleudern, und der Hand,
Die über ihnen waltet, sich entziehn!

Du fragst, wo dann der Lohn der Tugend bliebe?
Giebts eine Tugend, welche dient um Lohn?
Gerechtigkeit wird unter Menschen seyn,
So lange Menschen sind, und wer sie übt,
Der ehrt sich selbst, den ehret sein Geschlecht!
Doch wähnet ihr, das Schicksal müsse auch
Des Patrioten und des Weisen Sache
Zu seiner eignen machen? O ihr irrt!

Seht auf das Schlachtfeld bei Philippi hin —
Vom eignen Blute trieft das eigne Schwerdt
Des letzten Römers. — Tugend, ha du bist
Ein leerer Name! ruft er aus, und stirbt!
Sein edles Haupt liegt blutend in dem Staub;
Und Nacht umhüllt den hohen Flammenblick.
Doch jenes Göttliche, was in ihm wohnte,
Was ihn zu muthger Selbstverleugnung trieb,
Und ihn zum Kampfe stärkte mit sich selbst
Und mit dem feilen Geiste seiner Zeit,
Ist dieses Göttliche denn auch vergangen,
Wie von des Windes Hauch ein Licht erlischt?
O klüger trank alsdann der Tejer Greis
Den Traubensaft, als Sokrates sein Gift!
Im Grabe sind sie nun einander gleich,
Ein wenig Staub der eine wie der andre.
Du mahnest mich an Menschenwürde? Ha,
Was ist sie denn, wenn sie das Grab mir raubt?
Wenn mir den schönen, schwererrungnen Preis,
Der mir im Kämpfen mit mir selber ward,

Das Einzige, was Mein ich nennen kann,
Wenn ihn die Hand des Todes mir entreiſst?

Du sagst: die Würde lebe ferner noch
In dem Geschlechte fort; mein Beispiel sey
Und werde bleiben für die Enkelwelt.
Was kümmert ein Geschlecht mich, welchem ich
Nun ewig nicht mehr angehören kann?
Für mich ist nichts mehr, wenn ich nicht mehr bin.
Wenn ich dem Erbtheil dieser Welt entsage,
So fordre ich mit Recht ein Besseres;
Und wenn es mir durch Müh und Kampf gelingt,
Den Himmel zu ersteigen, wird mich wohl
Die unsichtbare Macht, an deren Hand
Das Sonnenstäubchen wie der Erdball hängt,
Wird sie zurück in jene Dunkelheit
Mich stoſsen, wo es nimmer Morgen wird?

O schöner Glaube an ein beſsres Seyn,
Dich giebt die Erde nicht, dich lehrt das Herz,
Das sich erwärmt vom Strahl der Gottheit fühlt!
Trügt diese Stimme, so ist alles Trug.
Nein, ich vertraue dir, wer du auch seyst,
Der du das Ahnen einer bessern Welt
In meine Seele legtest! Alles, was
Vergehen kann, war nicht zu bleiben werth.
Die Erde nimmt ihr Eigenthum zurück,
Und so der Himmel auch das Seinige.
Du bist, Unendlicher, weil etwas ist!
Nicht im System der Schule fand ich dich,
Doch tief in mir vernahm ich deinen Ruf!
Du bist, und ruhig blick ich auf das Grab,
Das schon so viele meiner Lieben birgt!
Ich werde sie dort alle wiedersehn —
Dich, meine Minna, die du einsam schläfst
In fremder Erde — fröhlich kömmst du dann
Mit deinen Brüdern, welche nie dich sahn,
Zu deiner Mutter hergehüpft und mir.

Dort fand ich alle wieder, die Natur
Und treue Liebe an mein Herz geknüpft.

Mag nun des Schlafes Zwillingsbruder bald
An meine Hütte klopfen — Wiedersehn,
Du wirst mir leuchten, wie in dunkler Nacht
Dem Schiffer durch zerrissenes Gewölk
Ein tröstliches Gestirn — Zwar bitter ist
Die Trennung von der Gattin und den Kindern,
Vom Leben, das mit seinen Blumen und
Mit seinen Dornen uns so mächtig fesselt,
Doch dies zu können, und sich vor der Nacht
Nicht wie ein Kind zu fürchten, macht den Mann;
Und es zu lernen macht die Wissenschaft
Des Lebens für den ächten Weisen aus.

* * *

# DRITTES BUCH.

## SINNGEDICHTE UND FABELN.

# SINNGEDICHTE.

## Denkspruch.

Nichts Groſses kommt aus bloſsem Sturm und Drang:
Zum Himmel fliegt man nicht mit nachgemachten Schwingen;
Wems nicht sein Genius schon bei der Wiege sang,
Der wird es höchstens nur zum Abentheurer bringen.

## Was ist die Liebe?

An Chloen

Sie ist ein Kind, und doch mein Meister,
Beugt Könige und Hirten unter sich,
Gleicht dir an Bildung, fühlt wie ich,
Und ist vielleicht nur etwas dreister.

* * *

## Melamp.

Melamp ist klein an Witz und Muth,
Sein Körperchen gleicht einer Gurke;
Ein wahrer Mann aus Lilliput,
Und klein ist alles, was er thut,
Nur ist er, ach! ein groſser Schurke.

* * *

## An Strephon.

Daſs Chloe dir verliebte Blicke giebt,
Dies macht mir wahrlich keine trübe Stunde;
Ich bin gewiſs, daſs sie — nach ihrem Hunde —
Mich doch am meisten liebt.

◆

## An einen Künstler.

Du lerntest, Freund! aus weichem Thon,
Dem Töpfer gleich, Gestalten kneten.
Leicht ist das Rad der Kunst zu treten;
Doch, willst du mehr als Zeitungslohn,
So muſst du dich zum Himmel wagen:
Nur Himmelsglut beseelt den Erdenstaub!
nd hast du Muth zu solchem Raub?
nd kannst du Feuer in bloſsen Händen tragen?

## An Lyda.

Du fürchtest, Amor möchte dir entschwinden,
Weil Zeus ihm Fittige verlieh?
O lerne von den Grazien ihn binden,
Denn diese Kunst verſtehn nur sie.

* * *

## Die glückliche Familie.

Hier sitzen sie, in ihrer Bäume Schatten,
Und sehen all so freundlich aus!
Sie macht das Glück des braven Gatten,
Er macht das Glück vom ganzen Haus.

* * *

# Eine Hand wäscht die andre.

Crispin, der Arzt, kam beim Cocytus an,
Und rief den Alten mit dem Kahn:
He, Bursche, wirst du mich gleich überfahren,
So zahl ich gern für ihrer zwei.
Das Geld, versetzt der Fährmann, könnt ihr sparen,
Denn unsre Freunde sind hier frei.

## Crebillon und sein Freund.

### Der Freund.

Ich seh dich selten, oder nie,
Daſs nicht ein Schwarm von Hunden mit dir renne:
Das ist wohl so ein Stückchen vom Genie?

### Crebillon.

Das ist, mein Freund! weil ich die Menschen kenne.

# Der Unterschied.

Ein Freund des Weins verlieſs mit schwerem Kopf
Den Krug, um sich — weiſs nicht wohin? zu tragen;
Doch geht er kaum zwei Schritte, so versagen
Die Füſse ihm den Dienst — da liegt der volle Tropf!
Sein treuer Nachbar sieht ihn sinken,
Und eilt, dem Armen beizustehn:
He, Maz, du kannst ja nicht mehr stehn,
Du thatest unrecht, so zu trinken!
Nein, lallte Maz, ich that nur unrecht, wegzugehn.

## Der unglückliche Liebhaber.

Dreimahl verliebt ich mich in meinem Leben,
Doch hat die Liebe mir nur Gram
Statt des gehofften Glücks gegeben!
Die erste der Geliebten nahm
Ein Kloster mir, dem sie die Habsucht weihte;
Der Knochenmann nahm mir die zweite;
Die dritte, und dies macht so früh mich grau!
Nahm mir die Ehe, — sie ist meine Frau.

* * *

## Auf einen tragiſchen Schauſpieler.

Der Held im Trauerſpiel entlocket uns immer
Thränen,
Wir mögen über dich nun lachen oder gähnen.

* * *

## Grabſchrift der 300 Spartaner.

Tod oder Freiheit ſuchten wir,
Und fanden beides hier.

* * *

## Fragment.

---

Ist es die Stimme deines Genius,
Die dich, im leichten Schifflein teutscher Kunst
Das Meer des Lebens zu befahren, treibt,
So fasse Muth, und folg ihm als ein Mann.
Doch wehe, Freund! wenn du vor Stürmen bangst!
Und wenn du gar um niedrigen Gewinn
Den stillen Frieden deiner Tage wagst!
Was du erwirbst, lohnt schwerlich der Gefahr.
Dem Künstler ist es, wie dem Schöpfer, nur
Um seine Welt zu thun; und schlägt ein Gott
Mit Blindheit ihn, und lähmt ihm seinen Arm;
Den Fittig seines Geistes lähmt er nicht.
Am Fels, gekettet durch das Schicksal, liegt
Prometheus, aber immer noch er selbst.

Er weiſs, die Glut wird nicht mehr untergehn,
Die er zur Erde vom Olymp gebracht.
Mag nur der Donner rollen über ihm —
Ihn kann er treffen, doch sein Werk wird stehn.

* * *

# Der schlafende Amor.

Wer schlummert hier, an diesen Rosenhecken?
Ein holder Knabe, voll und rund,
Ein Lächeln schwebt um seinen Purpurmund —
Ich möcht ihn wohl mit dieser Knospe wecken.

O Mädchen, Amor ists, der Lose!
Siehst du die goldnen Pfeile nicht
Da neben ihm, scharf, wie der Dorn der Rose?
O flieh ihn weit, den kleinen Bösewicht,
Denn, störest du in seiner Ruhe ihn,
So ist zugleich auch deine Ruh dahin.

◆

# Der sterbende Bildner.

Ein Künstler kam aufs Sterbelager;
Ein alter Priester, fromm und hager,
Trat ernsten Blickes vor ihm hin,
Und sprach: du siehst das Leben fliehn,
Izt helfen weder Aesculap noch Musen,
Und alle Kunst ist weiter nichts als Tand —
Hier zog er mit der Knochenhand
Ein Krucifix aus seinem Busen —
Sieh, fuhr er fort, den Leitstern in der Nacht,
Er sey dein einziger Gedanke!
Sprich, kennst du ihn? -- Warum nicht,
sagt der Kranke,
Ich hab ihn selber doch gemacht.

## Grabschrift auf meinen Mops.

Hier liegt mein Mops mit seinen kurzen Ohren,
Erbaulich war sein Lebenslauf;
Er schien zum Domherrn oder Abt gebohren,
Aſs, trank, und — hörte zu verdauen auf.

## An Arist.

Man muſs gestehen, Freund Arist,
Daß alles trefflich bei dir ist!
Geschmack und Pracht, wohin das Auge blicket,
Und reiche Kunst, die Herz und Sinn entzücket;
Kurz, Freund Arist, man findet hier
Nichts ganz Gemeines — auſser dir.

## Grabschrift.

Steh, Wanderer, an dieses Mannes Grab,
Dem nicht der Stolz die kleine Innschrift gab;
Nur würdst du mich umsonst nach seinem Namen fragen,
Er wuſst ihn selber nicht zu sagen.

* * *

## Aehnlichkeit.

Wahrlich, es gleichen sich Cypripor und die summenden Bienen,
Beide verwunden sie, und freun sich am tönenden Erz.

## An Trulla.

Statt Pallas Schild dient dir dein Angesicht,
Wer dich erblickt, dem wird das Herz zu
Stein.

* * *

## Der treue Hund.

Bellend empfang ich den nächtlichen Dieb,
doch still den Geliebten,
Und so gefall ich dem Herrn, und so gefall
ich der Frau.

* * *

## An einen Künstler.

Cypria bildest du, wie sie den Wellen des Meeres entschwebet?
Treffender bildest du sie, steigend aus schäumendem Most.

* * *

## Auf einen Groſsen.

Warum aus Hunderten nur er die Dichter ehrt?
Nur er thut Thaten ihrer Lieder werth.

* * *

## Die Exegeten.

Man stritt sich einst, ob des Propheten Thier
Auch in der That gesprochen habe?
Hm, sagte Hinz der Exeget, kein Knabe
Aus unsrer Schule würde hier
Ein sogenanntes Wunder sehen;
Dergleichen Dinge, glaubt es mir,
Sind nicht buchstäblich zu verstehen;
Gott selber kann nicht die Natur verdrehen.

Komm mir nicht mit dem alten Kram
Der starken Geister angestochen,
Rief Steffen, der das Wort izt nahm,
Die Eselin des Bileam,
Ich schwörs bei Siegelbuch und Lamm,
Hat so wie ich mit dir gesprochen.

## Dorilis.

Ein schönes Marmorbild! das Leben
Wird ihm vielleicht die Liebe geben.

* * *

## Denkspruch.

Wohl ist die Kunst zu reden schwer,
Jedoch die Kunst zu schweigen ists noch mehr.

* * *

# Die Ausflucht.

Leander war in einen schlimmen Streit
Mit der Gerechtigkeit gefallen:
Die Dame streckte schon die Krallen
Nach ihm, da warf zur rechten Zeit
Ihn eine Krankheit unsanft nieder,
Ein Fieber schüttelte die Glieder;
Es kommt der Arzt, ein Mann von Zeitungsruhm,
Der alten Heilkunst Antipode;
Gefährlich, murmelt er, doch Brauns Methode
Thut Wunder! geht ihm Opium,
Dies rettet ihn allein vom Tode.
Die Wunder blieben diesmahl aus;
Kaum strahlt der fünfte Tag vom Himmelsbogen,
So zieht Leander schon ins Leichenhaus,
Und die Gerechtigkeit sieht sich betrogen.
Doch unser Arzt ruft selbstgefällig aus:
Den hab ich trefflich aus der Schling gezogen.

# Grabschrift eines Zechers.

Unter dem Fasse begruben wir dich, o Bibulus, schöner
Kann ein Jünger des Bacchus nicht ruhn!
Unter den Grabgewölben des Kirchhofs hätte man leichtlich
Auch das deine mit Wasser besprengt

* * *

## An einen Freund.

Wandle nicht so düster durch die Flur,
Sieh die Blumen dir entgegen blühen —
Brich sie! Wenn noch wenig Tage fliehen,
Findest du die kahlen Stengel nur.

## Grabschrift Friedrichs II.

Der Brenne Friedrich schlummert hier!
Noch mehr zu sagen,
O Wandrer, wäre Sünde mir,
Und dir — noch mehr zu fragen.

# Cato.

Als den Römertod Cato starb, da sprach er: dies Eisen
Konnte mein Vaterland nicht retten; so rett es denn mich!

* * *

# Auf denselben.

Nein, ich überlebe dich nicht, o Freiheit! so sprach der
Letzte Römer und starb, und die Freiheit mit ihm.

* * *

## An einen Freund.

Wenn die Früchte des Gartens dir genügen,
Und ein Becher mit ungemischtem Weine,
Und sokratischer Scherz, so sey mein Gast heut.
Ohne Nester von Kochin China's Klippen,
Ohne Trauben vom Kap sind wir zufrieden!
Die Gesundheit bedient uns freundlich lächelnd,
Und die Freude bestreut den Tisch mit Blumen.

## An die Blumen.

Ihr holden Kinderchen der Wiese,
Die hin und her der Hauch des Morgens wiegt,
O beugt euch sanft zum Lager, wenn Elise
Sich hier an meine Seite schmiegt!
Doch, liebe Blümchen, nur geschwinde
Erhebt euch wieder auf der Flur,
Daſs kein Verräther je die Spur
Von unsrer Liebe finde.

* * *

## An die alten Batayer.

Was ihr besitzt, verdankt ihr eurem Muth,
Und eurem unverdroſsnen Streben;
Es ward euch nichts umsonst gegeben,
Die Erde nur für Schweiſs, die Freiheit nur für Blut.

## Nach St. Lambert.

Du, deren Tod mir tiefe Wunden schlug,
Um die noch täglich meine Thränen flieſsen,
Ich komme her zu deinem Aschenkrug,
Um meinen Schmerz hier zu genieſsen.

* * *

## Gelehrten Streit.

Man stritt sich einst bei einem Abendſchmauſs,
Wem wohl des Nachruhms erster Kranz gehöre?
Der sprach für Newtons, der für Wielands Ehre,
Und ich, rief Stauze gähnend aus,
Ich lobe mir den göttlichen Verstand
Des Mannes, der den Schlaf erfand.

* * *

# Naivetät.

Einst trabte Junker Haberspreu
Zur Stadt auf einem jungen Pferde;
Am Thore wird das Thierchen scheu,
Und setzt den Reuter auf die Erde.
Ein Mädchen sieht es an, und lacht.
Mein kluger Falke bäumt sich immer, —
Sagt Hans, wenn er ein Frauenzimmer
Erblickt, das um sein Kränzchen sich gebracht.
In diesem Fall, versetzt das Mädchen,
Nehmt einen guten Rath von mir,
Und reitet nicht in unser Städchen,
Sonst brecht ihr euch den Hals auf eurem klugen Thier.

* * *

# Amor und sein Führer.

Es muſste sich, auf Jupiters Geheiſs
Gott Cypripor die Augen einst verbinden;
Der Knabe rief: ach weh mir armen Blinden,
Wie soll ich mich nun auf der Erde finden,
Wo ich nicht Steg noch Wege weiſs.
Den Vater rührt das Flehn des Knaben;
Gieb, kleiner Trotzkopf, dich zur Ruh,
Du sollst ja einen Führer haben,
Sprachs und gesellte ihm den Leichtsinn zu.

# Die Alter der Liebe.

Amors Kinderjahre
Sind sein goldnes Alter.
Ohne Trug und Arglist
Spielt er unter Blumen,
Und die Unschuld selbst
Wiegt ihn auf dem Schooſse.
Ist er Mann geworden,
O dann spielt er tückisch
Mit des Herzens Ruhe,
Und der kleine Trotzkopf
Herrscht und giebt Befehle
Mit sultanscher Laune.
In dem Alter hängt er
Mürrisch seine Flügel,

Gähnt, wenn Nachtigallen
Von den Bäumen singen;
Will er auch die Freude
Noch bisweilen haschen,
So entschlüpft sie luftig
Seinen schwachen Armen.

* * *

## Andenken.

Hier schloſs sich des Verklärten Blick,
Hier denk ich seiner in der Abendstille!
Hier nahm die Erde seine Hülle,
Der Himmel seinen Geist zurück!

* * *

## Pfeffel.

Zwar sieht er nicht mehr Hain und Flur,
Doch kennt er dich und liebt dich, o Natur!
Und glänzt ihm auch der Strahl des Tages nicht,
So ist es doch in seiner Seele Licht.

## Bav.

Stolz auf sein episches Gedicht
Rief Bav bei einem ſatten Abendessen:
So mancher Name lebt durch wen'ge Messen,
Den Meinigen vergiſst die Nachwelt nicht.
Sein Nachbar sieht ihn lachend an, und spricht:
Was man nicht weiſs, vergiſst man freilich nicht.

* * *

## Letzter Wille eines Zechers.

Vor allen Dingen fordre ich,
Daſs man mir keinen Grabstein setze;
Jedoch ins Trockne leget mich,
Damit kein Thau und Regen mich benetze.

* * *

# Lessing.

Braunſchweig 1781.

Er hatte zwar und hat der Freude viel,
Doch keiner zeichnete sein Grab mit einem
Stein;
Der griff und jener nach dem Gänsekiel,
Um ihm ein Denkmahl von Papier zu weihn,
Und strich dafür den Ehrenpfenning ein,
Doch keiner zeichnete sein Grab mit einem
Stein.

## Semler.

Der gute Mann! erst wollt' er Licht
Ins Dunkel unsrer Schriftgelehrten bringen,
Und dann von seinem Tiegel Gold erzwingen;
Ach, beides können Menschenkräfte nicht.

## Der Apfel des Paris.

An Lida.

Er war einst Aphroditens Ehre,
Izt reich ich dir ihn billig dar!
Ich bin gerecht, wie Paris war,
Sey du erkenntlich wie Cythere.

## Dichterloos.

Als Phöbus einst die Hand nach Daphnen streckte,
Erhascht' er einen Lorbeer blos;
Dies war auch oft der Dichter Loos,
Die Cypripor gleich dem Apollo neckte:
Der Lorbeerkranz war ihr Gewinn,
Die Schöne nahm ein andrer hin.

* * *

# Auf Manchen.

Sein Rock ist seines Geistes Meisterstück,
Sich selbst zu sehen macht sein ganzes Glück:
Das heifst auf wenig sich beschränken.
Ich lobe mir den Ehrenmann!
Und da er selbst nicht denken kann,
Läfst er den Spiegel für sich denken.

## Grabſchrift eines Prälaten.

Hier ruht, von manchem Mahle satt,
Ein wohlgemästeter Prälat;
Sein Wille ist, daſs man ihn ruhen läſst,
Bis es am jüngsten Tag zur Himmelstafel bläst.

* * *

## Thränen.

Thränen sind des Himmels Geschenk: o dreimahl beglücket,
Wem ihr lindernder Quell nimmer im Herzen versiegt!

* * *

# Erzählung.

Der Antichrist, rief einst ein Kapuziner
Von einem alten Bretterthron,
Der Antichrist — mir ists, ich säh ihn schon!
Wird aller bösen Lüste Diener,
Ein Fallstrick allen Guten seyn;
Er wird nicht Mönch noch Nonne dulden,
Aus seinen Kellern strömet Wein,
Und jedem zahlt er seine Schulden;
Drum schlieſst mit Sorgfalt euer Haus,
Und seyd auf eurer Hut, ihr Frommen!

Herr Pater, rief ein Hörer aus,
Sagt, wird der Ehrenmann bald kommen?

* * *

## Epictet.

Ich bin Epictet, ein Krüppel, ein Irus an Armuth,
Ein verachteter Sklav', aber den Himmlischen werth.

◆

## Auf zwo Schwestern.

Immer seh ich nur zwo von euch, ihr freundlichen Mädchen!
Wo ist die dritte? Sind dann nicht mehr der Grazien drei?

## An Chloen,

### als sie Rosen pflückte.

Der Wollust Bild sieh in den Rosen hier,
Die Blüthe flieht, die Dornen bleiben dir.

* * *

## Die Erscheinung.

Im Traum stand Lessing jünger vor mir,
Vom Lichte der Unsterblichen umglänzt:
Mein Vaterland, sprach er, was that ich dir,
Daſs Bavens Muse meine Büste kränzt?

* * *

## Amor und der Winzer.

Hylas kelterte Wein; ihn sah der geflügelte Knabe,
  Welcher der Götter nicht schont, und sich an Thränen erfreut.
Gleich dem Schmetterling flattert er um den duftenden Bottich
  Mit dem lieblichen Saft goldener Beeren gefüllt,
Trachtend, wie er das Herz des Jünglings am sichersten treffe;
  Aber mit ruhigem Blick sieht ihn der Winzer, und spricht:
Komm nur, ich fasse dich straks, wie eine Fliege, beim Fittich,
  Und dann sollst du mir hier schwimmen im gährenden Most.

# Weihnachtsgeschenke für Herrn Leyermann.

## I.

### Der Vorzug.

Den Meister hat Apoll in dir gefunden,
In einem Stück thust du's ihm weit zuvor:
Der Dichtergott hat Einen nur geschunden,
Du zogst schon Hunderten die Felle übers Ohr.

## II.

### *Opera omnia.*

Man findet Spuren von Genie darin,
Nur leider keinen Menschensinn.

## III.

## Thorheit im Alter.

Der arme Wicht!
Sein graues Haar schützt ihn vor Thorheit nicht;
Er hält sein Schilfrohr für Alcidens Keule,
Und liebelt mit Minervens Eule.

## IV.

## Beruhigung.

Zwar taucht er seinen Bolzen oft in Gift;
Doch fürchtet nichts, da keiner jemahls trifft.

## V.

### Das Bekenntniſs.

Nur vor den Thüren der Groſsen sing ich, die setzen doch manchmahl
Einem bleiernen Vers goldene Flügelchen an.
Doch das Volk, die Kanaille, hat nur Kinder und Schulden,
Und mit beiden bin ich selbst zur Genüge versehn.

## VI.

### Guter Rath.

Daſs deine Werke dich doch künftig überleben,
So laſs nach deinem Tod sie erst zum Drucke geben.

## VII.

## Gute Ursache.

Der kleine Mann muſs ſich an groſsen reihen,
Wo würde ſonſt ſein Name bleiben?
Kann man auch Männchen nur auf ihrem Rücken machen,
So kriegen doch die Buben was zu lachen.

## VIII.

## Wiedervergeltung.

Uns zu kränken, ſagſt du von uns, was keiner geweſen;
Wahrlich, wir rächen uns, und ſagen von dir, was du biſt.

## IX.

## Ich und Er.

Ich.

Dem Liede fehlt gemeiner Menschensinn!

Er.

Ha, glaubst du, daſs ich ein gemeiner Dichter bin?

* * *

## X.

## Rechtfertigung.

Er liebt ein wenig Dunkelheit,
Es nennen's Manche Unverständlichkeit!
Doch liegt es dann an ihm, wenn wir nicht sehen,
Wie sich vor seinem Blick Stuhl, Tisch und Flasche drehen?

* * *

## XI.

Vertraue mir die goldne Zither an!
In ihre Saiten sing ich dann
Der groſsen Männer kleinste Blöſsen.
So ruſt zum Phöbus Leyermann.
Vertraue sie ihm ja nicht an,
O Gott, sonst muſst du sie beim Juden lösen.

* * *

## XII.

## Oeffentliche Beichte.

Sohn der Latona, gehe nicht
Mit deinem Knechte ins Gericht,
Ich habe viel auf meinem Rücken,
So manches lahme Sinngedicht,
So manches lyrische Gesicht,
Ja selbst — so muſste mich ein böser Geist berücken!
Ein groſses episches Gedicht,
Das izt die Krämer noch verbrauchen!
Die Exemplare, die mir übrig sind,
(Ich schlachte, wie einst Abraham, mein Kind)
Die sollen dir zur Sühne rauchen,
Nur wende deine Ruthe von mir ab!

Ach, theuer zahlt ich meiner Finger Jucken,
Ich lieſs auf eigne Kosten drucken,
Wofür kein Mensch mir einen Heller gab.
Drum, Sohn Latonens, hab' Erbarmen,
Und schone gnädig eines Armen,
Der laut und feierlich verspricht,
Der Presse Bengel nicht mehr zu bewegen;
Und halt ich mein Gelübde nicht,
So mögen Schwindel, Staar und Gicht
Das Handwerk mir auf immer legen.

# FABELN.

## Die beiden Schatten.

Zwei Schatten langten vor dem Throne
Des ernsten Todtenrichters an;
Was hast du, sprach mit mildem Tone
Er zu dem ersten Erdensohne,
Was hast des Guten du gethan?
Ich war, erwiedert der mit Beben,
Ein unbemerkter Bauersmann,
Dem zwar das Glück nicht viel gegeben,
Doch nie bejammert' ich mein Loos,
Das mir nur schwarzes Brodt beschieden,

Und baute meinen Kohl in Frieden,
Zog meine Kinder treulich groſs,
Und theilte noch mit einem Armen,
Was mir die Nothdurft übrig lieſs;
Drum, guter Minos, hab Erbarmen,
Und gönne mir im Paradies
Ein Plätzchen, wo ich auch die Meinen
Einst neben mir versammeln kann.
Der Richter blickt ihn freundlich an,
Und läſst den andern izt erscheinen.
Der tritt mit kecker Zuversicht
Hervor: — Nun gieb du mir Bericht
Von deinem Erdenthun und Treiben!
Den muſs ich dir wohl schuldig bleiben,
Sagt der, ich fand die Menschen nicht
Reif jenem groſsen Ideale,
Das ich zu ihrem Wohl erfand;
Stets störten Eigennutz und Wahn
Auch meinen bestgemeinten Plan.
Nach einem abgelegnen Thale

Floh ich zuletzt, und träumte hier,
Und schuf mir meine Welt in mir.
Ein schales Marionettenleben
Ist wahrlich nicht des Weisen werth,
Und wo man seinen Rath nicht ehrt,
Thut er am besten, sich zu leben.
Er schweigt, und Minos nimmt das Wort:
Du, frommer Erdenwaller dort,
Der, ohne Kenntniſs, gut und weise,
Und nützlich und zufrieden war
In dem ihm angewiesnen Kreise,
Vermehre des Olympus Schaar.
Doch du hier, der den Zweck verlohren,
Für welchen jeder Mensch gebohren,
Zu wirken wo und was er kann,
Bleibst ausgeschlossen aus den Thoren
Des Himmels, bis du deinen Wahn
Und Dünkel reuvoll abgeschworen.
Erkenne deine Thorheit nun,
Im Traum das Leben zu versäumen.

Die kleinen Dinge redlich thun
Iſt mehr, als groſse Dinge träumen.

* * *

# Die Mutter.

Ein Bote kam nach Sparta aus der Schlacht
Bei Montinea; ihm begegnete
Am Tempel des Apoll ein spartisch Weib.
Ha! kennst du meinen Sohn? — „Mit Tausenden
Fiel er fürs Vaterland. Du jammerst mich!“
Warum? er that, wozu ich ihn gebahr.

# Die Menschenopferer.

Als Cortes nach den Anden zog,
Ein Volk von Wilden zu bekehren,
Und wenn es dann die Knien gläubig bog,
Sammt seiner Haab' es aufzuzehren,
Um ihm den Himmel früher zu bescheren:
Gerieth einst eine kleine Schaar
Von seinem Heer zu ſeinem Opferfeste;
Die Wilden tanzten um den Blutaltar,
Bis ein Gefangener geschlachtet war;
Entsetzen faſst die ungebetnen Gäste;
Ihr Führer ruft mit hochgesträubtem Haar:
Ha! diese Unholde verachten
Natur und Menschlichkeit, und bringen gar
Den falschen Göttern Menschenopfer dar:
Auf! laſst uns sie dem Zorn des wahren Gottes schlachten!

* * *

# Die Moral.

Zu einem alten, weisen Bramen,
(Die Zeit verlohr uns seinen Namen!)
Der, ferne von der Thorheit Spiel,
In einer stillen Klause lebte;
Und da durch guten Rath, soviel
Er konnte, noch zu nützen strebte,
Kam einst ein junger Biedermann,
Und redet ihn bescheiden an:
Mein Vater! bange Zweifel quälen
Schon lange, lange meine Brust;
Der Tugend Bahn gieng ich mit Lust!
Doch welch System soll ich erwählen?
Als Knabe schon saſs ich im Staub
Der Schule zu der Weisen Füſsen,
Und horchte ihren strengen Schlüſsen,

Und blieb doch stets der Zweifel Raub.
Der eine rief: geh meine Wege!
Der Andre: näher führ ich dich!
Ein Dritter sprach Sanscritt für mich.
Der Brame lächelt: o, die Rege
Zum Guten giebt die Schule nicht!
Dein eigen Herz kennt jede Pflicht,
Mein Sohn! bewahre seine Lehren,
Und folge ihnen stets mit Muth.
Das übrige sind taube Aehren,
Nur für gelehrte Scheunen gut.

* * *

# Diogen.

Als einst im Menschen wimmelnden Athen
Mit seiner Leuchte Diogen
Umher durch alle Strafsen irrte,
Und lärmend ihn der Gaffer Meng' umschwirrte,
Kam ohngefähr auch Plato auf ihn zu,
Und sagte lächelnd: Menschen suchest du?
Mein guter Diogen, an deiner Stelle
Spart' ich die Sohlen, gieng nach Haus,
Und löschte meine Lampe aus.

„Warum? sie brennt doch ziemlich helle!“
Das wohl, versetzt der Philosoph, allein
Dein Auge scheint ein wenig trüb zu seyn.

# Die Musenquelle.

Ein Dichter von Thaliens Trosse
Bekam einst Lust, von Punsch und Wein
Begeistert, auf dem Flügelrosse
Zu reiten nach dem Musenhain.
Er schnallt an seinem Fuſs die Sporen,
Doch ach! er war zum Hohn gebohren,
Und faſste, statt des Pegasus,
Das Grauthier Silens bei den Ohren.
Sey mir gegrüſst, o Genius!
Rief er, mit diesen sanften Schwingen
Wirst du zum Musenborn mich bringen!
Der Esel staunt ob diesem Gruſs,
Und wiehert aus der vollen Kehle.
Ha, dachte mit entzückter Seele
Der Versenmann, ich höre schon

Frau Melpomenens Odenton!
Doch sich, der Langohr wirft vom Sitze
Beim ersten Sprung den Reiter ab,
Der ihm den Sporn zur Unzeit gab;
Da liegt er nun in einer Pfütze,
Doch fühlt er in Begeistrung nicht,
Daſs ihm der Schmerz die Lunge sticht,
Und schlürft in sich das faule Wasser,
Wie Hochheims Wein ein fetter Prasser;
Und kreischt der Musen Lob dabei.
Der Esel miſst in gleichem Drange
Dazu sein heiteres Geschrei;
So ward's ein Schauſpiel mit Gesange.

◆

# Der Dichter und sein Held.

Mir danke, sprach im blassen Schattenreich
Zum Held Leonidas, der Britte, der,
Den schönen Tod des edlen Griechen sang:
Mir danke, daſs in meinem Liede nun
Dein Name herrlicher und späthin strahlt!
Der Feldherr lächelt: danke mir vielmehr,
Daſs ich dir Thaten werth des Liedes gab;
Du schnitztest nur den Namen um mein Bild,
Und ohne Bild — was wäre deine Kunst?

# Amor und die Biene.

In jenen ersten goldnen Iahren
Der lasterfreien Hirtenwelt,
Von denen Theocrit erzählt,
Und die nur darum golden waren!
Weil ihnen noch das Erz gefehlt,
Das Thoren izt und Weise quält;
Als Cypripor noch ohne Flügel
Mit Hirten über Thal und Hügel
Nach bunten Schmetterlingen lief,
Und unter einem Baume schlief,
Und Blindekuh mit Mädchen spielte,
Und nun erst mit verstohlnem Blick
Nach einem vollen Busen schielte;
In jenen Zeiten, deren Glück
Uns in Jahrhunderten von Eisen

Die Dichterlinge heiser preisen,
Kam Amor einst von Durst geplagt,
In einer hohlen Eiche Schatten,
Wo Bienen ihren Wohnsitz hatten.
Da giebt es was zu naschen, sagt
Bei sich der kleine Löwenzwinger,
Und langt den süſsen Raub hervor:
Schnell summt ein Bienchen ihm ums Ohr;
Und husch! verwundet es am Finger
Den goldgelockten Cypripor;
Der Kleine stampft und schilt, es rollen
Ihm helle Thränen vom Gesicht.
Das Bienchen raunt ihm zu: das Schmollen,
Freund Amor, läſst dir wahrlich nicht!
Ich stach dich wirklich nur zum Scherz;
Du selber giebst ja deine Gaben
Nicht an die Menschen ohne Schmerz;
Und willst umsonst den Honig haben?

* * *

# Prometheus.

Prometheus, nach Ovids Bericht,
Verliebte sich in Jupiters Xantippe;
Zwar schwebte Hohn auf ihrer Lippe,
Zwar trübte Stolz ihr himmlisches Gesicht,
Doch daran kehrt sich Liebe nicht.
Wer nennt das Ding, das uns an Andre kettet,
Auf Dornen wie auf Rosen bettet,
Und Kränze um den Krückenstab noch flicht?
Er war verliebt, wollt ihr ihn drum befragen,
So dürft ihr nach dem Kaukasus nur gehn,
Er wird die Ursach euch gestehn,
Weiſs er sie anders selbst zu sagen.
Doch Juno war nicht aufgelegt,
Ein Duodram mit ihm zu spielen;
Er schwatzt von brennenden Gefühlen,

Von dem, was sich in seiner Seele regt:
Sie hört ihn an, und scheint bewegt,
Doch scheint sie's nur, um ihn zu necken,
Und schiebt dem hochverliebten Gecken
An ihrer statt ein Dunstgebild im Arm.
Er drückts ans Herz so voll und warm!
Doch ach! bald sieht er sich betrogen,
Im Nu ist die Gestalt verflogen.

Ihm giengs, wie manchem Dichterlein:
Es sieht der Helden leuchtende Gestalten,
Und will mit einem Arm von Fleisch und Bein
Die Geister fest im Fluge halten.

## Der Wolf und der Igel.

Die Thiere, müde, länger noch
Ihr Blut in Fehden zu vergieſsen,
Beschlossen, Frieden unter sich zu schlieſsen.
Der fromme Vorschlag kam, jedoch
Nicht ohne Widerspruch, zu Stande.
Der alte Zwist schien abgethan,
Und festgeknüpft der Eintracht neue Bande:
Da traf an eines Baches Rande
Von ohngefähr der Wolf den Igel an,
Und sprach zu ihm: wie, nun wir Frieden haben,
Gehst du mit Waffen noch einher?
Izt kann man sicher Feld und Hain durchtraben,
Drum weg, mein Freund, mit dieser eitlen Wehr!

Wer dich umarmen will, muſs sich ja stechen.
O diese Stacheln leg ich gern von mir,
Versetzt der Igel, willst du vorher dir,
Mein Freund! nur auch die Zähn' ausbrechen.

* * *

## Der Schmetterling und die Biene.

Im Busen einer Sommerrose lag
Ein todtes Bienchen. Armes Thierchen, rief
Ein Schmetterling, der da vorüber flog,
Du suchtest Lust, und fandest deinen Tod!

Dies ist der Menschheit Loos! Es rinnt für sie
Aus einem Quell die Wollust und der Schmerz.

* * *

## Der Bär.

Einst kam ein Bär von einem Honigschmause,
Den ihm der Brüder einer gab,
Zurück in seine Felsenklause,
Und legte sich aufs Fell: da fiel ein Stein herab,
Und traf ihn unsanft auf die Ohren.
Maz fährt empor — Ha, Tod sey dir geschworen,
Der du mir diesen Spuk gethan,
Ruft er, und steigt den Fels hinan;
Doch alle Mühe ist verlohren:
Er trifft nicht eine Spur vom Thäter an.
Verdammter Fels, du hast es selbst gethan,
Fährt er mit Brummen fort, und schlägt mit seinen Tatzen

Den Fels, doch der fühlt nichts davon.
Weh, schreit der Bär, und fängt sich an zu kratzen,
Izt hab ich noch den Schmerz zum Hohn.
Wer hieſs mich aber auch den harten Klumpen schlagen!

Man soll sich nie an einen Stärkern wagen.

* * *

## Der Denkspruch.

Ein Knabe von nicht ganz gemeinem Schlag
Sprach einst zu seinem Lehrer: Siehe da,
Welch einen schönen Spruch ich heute fand.
Laſs hören! — „Nichts erfrischt so sehr das Blut,
Als das Erzählen einer guten That.“
Mich dünkt denn doch, daſs etwas drüber sey!
Und was, mein Lehrer? — Gute Thaten thun.

* * *

# Die Keule des Herkules.

Ein Kraftmann kam im alten Heldenland,
Wo man dergleichen auch schon fand,
Zum Sohn Alkmenens, der in stillem Muthe,
Gelehnt auf seine Keule, ruhte.
O borge mir, du Herrlicher,
Doch deinen Stock, besprützt mit Hydernblute!
Beim Bart des Zeus, mich lüstet gar zu sehr,
Mit Ungeheuern, so wie du, zu ringen,
Und einst zu glänzen an dem Sternenplan.
Der Halbgott lächelt: Nun wohlan,
Hier ist die Keule! Kannst du sie auch schwingen?
Der Geck versuchts, es will ihm nicht gelingen.
Die Pest, wie schwer! Doch du wirst billig seyn,
Und mir dazu den Arm auch leihn.

## Muth des Freien.

Ein Mandarin, den schon das Alter bleichte;
Doch der ein Herz im Busen trug,
Das warm für Recht und Wahrheit schlug,
Und der sich keinem Götzen neigte,
Sprach ohne Rückhalt laut und frei,
Nicht weil ein jeder damahls kreischte;
Nein, weil sein Amt es von ihm heischte,
Von seines Fürsten Tyrannei,
Der seines Volkes Töchter pflückte,
Die Söhne raubte von dem Pflug,
Den Wahrheitsfreund in Fesseln schlug,
Und das Verdienst zu Boden drückte.
Schach Omar läſst ihn vor sich fodern,
Und redet ihn mit Blicken an,
In denen Wuth und Rache lodern:

Ha, Sklave! bebst du nicht? Ich kann
Mit einem Winke dich verderben.
O nein, antwortet er dem Chan,
Zu fürchten hat sich nie ein Mann,
Der Muths genug besitzt, zu sterben.

◆

## Der Klausner.

Ein Gimpel hatte seine Zelle,
Entfernet von des Tages Helle,
In einen hohlen Baum gemacht,
Und sang daselbst bei Tag und Nacht
Ein frommes Lied mit heisrer Kehle
Aus trüber freudeleerer Seele.
Einst unterbrach den Buſsgesang
Die stille, sanfte Philomele,
Die ohnweit von des Klausners Höhle,
Geleitet von dem süſsen Drang
Der Liebe, sich ein Nestchen machte,
Und künftger Mutterfreuden dachte.
Ha, rief der Mönch mit frommer Wuth,
Die Dirne wagts, in meine Psalmen
Zu mischen ihre Frevelglut!

Die Götter mögen sie zermalmen,
Sie, die das Heiligthum entehrt,
Wo, allen Lüsten abgeschieden,
Mein Geist, gewiegt in Himmelsfrieden,
Schon des Olympos Lieder hört.

Den Vorwurf deiner finstern Seele,
Versetzt dem Grämler Philomele,
Hör mit Gelassenheit ich an;
Dir Armen raubt ein finstrer Wahn
Den freundlichen Genuſs des Lebens,
Und die Natur ruft dich vergebens
Auf ihre blumenvolle Bahn.
Mir ist der Schwärmer zu beklagen,
Der weiser noch zu seyn begehrt
Als die Natur, und durch Entsagen
Den Freudengeber preisen lehrt.

# Der Kongreſs.

Im Reich der Vögel fieng es an zu gähren.
Das Rebhuhn und der Auerhahn,
Der Staar, die Lerche, der Fasan,
Kurz alle, die vom Halm sich nähren,
Erhoben lärmend ihr Geschrei.
Der Hofpoet war mit dabei,
Ein Gimpel, der Philosophei
Zu seinem Steckenpferde machte,
Und vieles las, und wenig dachte.
Die Zeit der Wunder ist vorbei,
Rief er mit einer Brutusmiene,
Die er erst hinter der Gardine,
Wie ein Theaterheld, studiert,
Der vom Hanswurst zum Römer sich maskirt:
Kein Gänschen glaubt mehr an die Rechte,
Die dem blitztragenden Geschlechte

Kronion über uns verlieh.
Izt, Brüder, gilt es, oder nie,
Den Adler von dem Thron zu jagen,
Und kühn dem Druck der Despotie
Auf ewig Lebewohl zu sagen.
Ich stimme für Demokratie!
Das Volk nur kann Gesetze geben;
Wer nicht den Muth hat, frei zu leben,
Und anders denkt, den hängen wir.
Ein lauter Beifall hemmte hier
Der Rede Strom. Mit stiller Würde,
Belastet von der Jahre Bürde,
Erhob sich izt ein grauer Schwan,
Und redete die Schreier an:
Wenn ihr die Rechte wirklich ehret,
Die Zeus uns allen gleich verlieh,
So zeigt es dadurch, daſs ihr sie
Dem Andersdenkenden nicht wehret.
Wenn ihr mit Stricken Freiheit lehret,
Sprecht ihr den Göttern minder Hohn,

Als eine Inquisizion,
Die ihren Gott durch Blut verehret,
Und ihm zum Preis die Welt verheeret?
Wer nicht aus eigner, freier Wahl
Den Entſchluſs faſste, frei zu leben,
Dem würdet ihr zu seiner Qual
Dies Huldgeschenk des Himmels geben.
Die Fackel in des Blinden Hand
Steckt eure Wohnungen in Brand.

# Die Flöte und das Holz.

Die Flöte sprach zu einem Stückchen Holz,
Das ihr von ohngefähr zur Seite lag:
Wie sehr erhaben bin ich über dich!
Du bist und bleibst ein todtes Holz, doch ich
Bewege sanft das Herz durch meinen Ton!
Den doch des Menschen Hauch in dir erzeugt,
Antwortete das Holz: denn ohne ihn
Bist du so stumm und seelenlos als ich.

Mit Unrecht, Mädchen, thust du dir so viel
Zu gut auf deinen bunten Bücherkram.
Es ist ein fremder Geist, der aus dir spricht,
So wie die Flöt' ein fremder Hauch beseelt.

## Der Hänfling und die Schnecke.

Ein Hänfling sah einst eine Schnecke,
Die auf den Wipfel eines Baumes saſs,
Und die zurückgelegte Strecke,
Sich blähend, mit den kleinen Augen maſs;
Der Hänfling fragte: sag mir doch,
Wie kamst du da hinauf? — „Ich kroch."

* * *

# Der junge Held.

Ein Sohn des wackern Seladin,
Dem Schwerdt und Lanze Spielwerk waren,
Bat einst den Vater: laſs mich ziehn
Mit deinen sieggewohnten Schaaren,
Und löschen meinen Thatendrang:
Es tobt in meiner Bruſt ein Feuer,
Und nagt an meinem Leben, wie ein Geyer,
Und zehrt mich auf bei längerm Müssigang:
Darum vergönn', um was ich dich beschwöre!
Der Vater nimmt den Jüngling bei der Hand:
O besser, daſs das Feuer dich verzehre,
Als stecktest du damit die Welt in Brand.

## Silens Esel.

Herr Nachbar mit den Midas-Ohren,
Sprach im Olymp zum Grauthier des Silen
Der Hofnarr Momus einst; man muſs gestehn,
Du bist zum Glücke nicht gebohren!
Allein es ist auch deine Schuld:
Warum trägst du mit Märtyrer Geduld
Den alten, stets berauschten Thoren
Von einem Trinkgelag zum andern hin,
Und hast nur Ribbenstöſse zum Gewinn?

Hm, brummt das Thier, weil ich ein Esel bin.

# Der Wolf und die Gans.

Hoch auf des Kapitoles Spitze
Saſs eine Gans, und rief voll Unmuths aus: fürwahr,
Der Mensch ist ungerecht! des Feindes wilde Schaar
Trieb unser Muth von diesem Göttersitze,
Doch sieht man uns nur mit Verachtung an.
Dies hört ein Wolf, der auf der Lauer
Im Dickigt lag, und sagt: wir haben mehr gethan,
Wir retteten und säugten Roms Erbauer,
Doch dichtet uns der Mensch in stolzem Wahn
Die Grausamkeit, die ihn entehret, an.
Schon will die Gans ihm Beifall rufen,
Da fliegt ein Adler auf sie zu.

Sie birgt sich schreiend hinter Marmorstufen;
Der Wolf ersieht im gleichen Nu
Ein Lämmchen, und mit wutherfülltem Blicke
Erhascht er es, und bricht ihm das Genicke.

* * *

# Die Schatten.

Es langten in derselben Stunde
Sechs Abgeschiedne vor dem Himmelspförtchen an;
Sankt Peter kommt mit seinem Schlüsselbunde:
" Sprecht, welchem Glauben seyd ihr zugethan?
Der erste sagt: Ich bin ein Muselmann.

*St. Peter.*

Herein, mein Lieber! dort zur Linken
Kannst du Sorbet mit dem Propheten trinken.

*Der Zweite.*

Ich bin ein Jude.

*St. Peter.*

Auch willkommen hier!
Zur Rechten dort ist Abrahams Quartier. —
Und du, der du so finstre Blicke
Auf den Hebräer wirfst?

*Der Dritte.*

Ich bin ein Christ
Nach Luthers Lehre.

*St. Peter.*

Wenn du's ohne Tücke,
Mit reinem Sinn und Wandel bist,
So geh nach jenem Tempel, wo die Deinen
Um ihren Lehrer sich vereinen.

*Der Vierte.*

Ein Quäker, Freund!

*St. Peter.*

Auch gut!
Hier geht man mit und ohne Hut.
Dort, wo im Hain die kleinen Hütten rauchen,
Kannst du mit Penn dein Pfeifchen schmauchen;

*Der Fünfte.*

Ich bin, Dank sey es dem Geschick!
Ein guter, treuer Katholik!
Doch wunderts mich, hier Jud und Türk zu sehen!

*St. Peter.*

Du magst zu deines Gleichen gehen:
In jener Kirche singen sie —
Bei uns gilt jede Psalmodie.
Doch hier ist ja der Pilgrimme noch einer!
Von welcher Kirche?

*Der Sechste.*

Ich? von keiner.

*St. Peter.*

Von keiner? Wie, du hättest nichts geglaubt?

*Der Sechste.*

Ich glaubte, was der Tod dem Menschen raubt,
Sey nur sein schlechtrer Theil, daſs ihm der
bessre bleibe,
Und Gott kein Spiel mit Menschen treibe.

*St. Peter.*

Von keiner Kirche? Nun wohlan,
Dein Plätzchen ist bei jedem Biedermann.

* * *

## Der Rabe.

Durch Jägerlist gerieth ein Rabe
In eines jungen Nimrods Hand,
Der ihm zum Spaſs die Flügel band.
Nun, Graukopf, sollst du, sprach der Knabe,
Dich wohl nach meiner Laune drehn;
Und läſst du nicht den Wunsch vergehn,
Dereinst dich wieder frei zu sehn,
So werd ich dir den Fittich lähmen. —
Das, Halbmensch, mögst du immerhin,
Doch wirst du mir den Freiheitssinn
Dadurch so wenig, als den Glauben,
Daſs die Gewalt kein Recht giebt, rauben.

# Diogenes und sein Nachahmer.

O folgten doch die Menschen dir,
Freund Diogen! Ich lobe mir
Das Philoſophenleben in der Tonne:
Steht uns nur niemand in der Sonne.
Der Bettler ist der reichste Mann,
Wenn er, wie du, entbehren kann.
Nur du allein gehst auf der rechten Bahn.
So sprach zum Diogen, der eben
Vor seinem Schneckenhäuschen saſs,
Und wohlgemuth Holzäpfel aſs,
Wie's Weisen ziemt, die für das Weltall leben,
Nicht sä'n, und keinen Zehnten geben,
Ein Stutzer, der, weil er sonst nichts besaſs,
Sich kürzlich der Philosophie ergeben.
Mein Freund, entgegnet Diogen,

Du scheinst das Ding noch nicht recht zu verstehn,
Wenn die Athener sich in Tonnen steckten,
Und so, wie ich, mit Lumpen deckten,
So sollte man mich bald bei Hofe sehn,
Und buntgewirkte Kleider tragen.
Ein Philosoph, das laſs dir sagen,
Muſs nie auf der gemeinen Straſse gehn.

# Numa.

An Herrn Diakon Katz *) in Gernsbach.

In einem alten, unbesuchten Hain
Lieſs sich zu Numa, wie die Sag' erzählt,
Die himmlische Egeria herab,
Und lehrte ihn, der Römer rohes Volk
Durch Religion, den Weisen unsrer Zeit
Ein Aergerniſs! zur sanften Menschlichkeit
Und zum Gehorsam gegen das Gesetz
Zu bilden. Einem Witzling fiel es ein,
Des Königs Umgang mit den Himmlischen
(Ihm däucht es nur ein leeres Possenspiel)
Im Haine zu belauschen; er versteckt
Sich in das Dickigt — Numa nähert sich
Der heilgen Stelle, und mit einem Blick
Voll Andacht betet er zum Himmel so:
O würdige, du Himmelstochter, mich

Auch heute deines Umgangs, fahre fort,
Zu lehren mich, wie du bisher gethan.

Der Spötter reckt den Kopf aus dem Gebüsch,
Und schaut umher — der König ist allein,
Und in der Stellung eines Horchenden.
Ha, ruft er, sonnenklar ist der Betrug,
Freund Numa täuscht uns mit Erscheinungen!
Ich bin doch wach, und meine Sinne sind's,
Und höre nichts, und sehe nichts umher.
So murmelt er; der Wald erhellt sich izt,
Und eine unbekannte Stimme ruft:
O Thor, ein Nebel hüllet deinen Blick!
Des frommen Weisen Ohr allein vernimmt
Der Götter Ausspruch; ihm ists hell und klar,
Was dunkel und verwirrt dem Thoren scheint.

Ich weiſs, mein Lieber! daſs auch du den Staub
Des Mannes segnest, der ein rohes Volk

Zur Würde der verkannten Menschheit hob.
O nähmen die Solonen Galliens
An ihm ein Beispiel! Sie zerstörten nicht
Den süſsen Frieden in des Landmanns Brust,
Den ihm der Glaube an die Gottheit gab.
Wie schlecht verstehn die neuen Schöpfer sich
Auſs Herz des Menschen, das so viel bedarf!
Was bleibt dem guten, armen Landmann noch,
Wenn auch die Aussicht jenseits ihm erlischt!
Wenn ihm kein Engel mehr zur Seite geht,
Der sein Gebet zum Throne Gottes trägt!
Er wandelt in der Schöpfung, wo der Geist
Des Ewigschaffenden ihn sonst umgab,
Izt wie ein Fremdling, welcher keinen Freund
Und keine Heimath hat; sein Herz wird kalt,
Sein Daseyn drückt ihn — schaudernd blickt
er auf
Zum Himmel! So blickt nach der Eltern Haus,
Die man zu Grab trug, das verwaiste Kind.
Was hält ihn nun, wenn er am Abgrund steht?

Wo soll er suchen, was die Erd' ihm nahm?
Ihm wird die Tugend eine Truggestalt,
Wenn sie am Grabe von ihm weicht, ihm wird
Das Laster minder schreckend; Eigennutz
Und Selbstsucht macht er nun zu Göttern sich,
Und opfert ihnen, was ihm theuer war;
Wie Mütter ihre Kinder opferten
In Molochs Feuerarm. — O wende, Freund!
Mit mir den Blick von diesem Lande weg,
Von dem der Genius der Menschlichkeit
Den seinigen schon lange weggewandt;
Wärs auch ein Traum, was uns das Herz er-
wärmt,
Er wärmt es doch zum Guten, und das ist
Mehr als die Weisheit eines Plato werth.

* * *

# Der Adler und der Schwan.

Wie mag es kommen, sprach der Chan
Der Vögel einst zu einem Schwan,
Der sich am Hofe selber lebte,
Und nicht nach Gunst und Aemtern strebte;
Wie kommt es, daſs dem Unterthan
So wenig mehr vor Blitzen grauet,
Die Jovis Hand uns anvertrauet,
Und mancher gar im Wahn des Rechts
Dafür hält, ich auf meinem Throne
Sey wohl nicht göttlichen Geschlechts,
Und mit ihm aus demselben Thone.
Der Schwan, der Muths genug beſaſs,
Obgleich er nicht Journale las,
Das, was er dachte, laut zu sagen,
Erwiedert frei und ungeziert:

Du hast wohl selbst die Schuld zu tragen,
Daſs sich der Nimbus um dein Haupt verliert;
Hier diese friſchen Ueberreste
Von einem jungen Goldfasan
In deinem blutbespritztem Neste,
Sind fähig, jeden alten Wahn
Von Herrscherwürde zu verjagen,
Und selbst der Dümmling muſs sich sagen:
Wer sich am Blut des Volkes letzt,
Sein Brodt mit deſſen Thränen netzt,
Und trüg er einen Heilgenschein,
Kann nicht vom Stamm der Götter ſeyn.

# Das Opfer.

Im Myrthenwäldchen auf Cythere
Lag einst ein Täubchen am Altar,
Der Aphroditen heilig war,
Als noch das Mädchen, ihr zur Ehre,
Mit dem Geliebten Hand in Hand
Die ersten Frühlingsrosen pflückte,
Und sich damit zum Opfer schmückte,
Und was es fühlte, frei gestand.
Still lag das Täubchen, ohne Beben,
Und mit Ergebenheit im Blick,
Erwartend so den Augenblick,
Wo es sein unschuldvolles Leben
Verhauchen sollte am Altar,
Als Opfer für ein liebend Paar.
Ein Sperling sah das Täubchen liegen,

Und rief ihm zu: wie, Schwesterchen,
Du kannst dich so dem Schicksal schmiegen,
Und deinem Tod entgegensehn,
Als wär sein Hauch ein Frühlingswehn?
Wohl Schade, daſs dein junges Leben
Der Opferstahl so früh zerreiſst! —
Wie, da mein Blut der Gottheit fleuſst,
Versetzt das Täubchen, sollt' ich beben?
Wer sich zum Opfer weihen will,
Dem ziemt es, willig, stumm und still
Dem Opferer sich hinzugeben.

* * *

# König Löwe.

Berühmt war König Leu der vierte:
Er fraſs, verdaute, und regierte
Sein Volk aus seinem Schlafgemach
Trotz manchem andern Purpursohne,
Und schlief er nicht, so war er wach.
Auch liebte er, wie die Nerone
Und Borgia das warme Blut,
Und raubte oft mit frohem Muth
Ein Hirschkalb von der Mutter Seite;
Das zarte Lamm war seine Beute;
Der Spisser und der junge Bär sogar
Fiel unterm scharfen Zahn des Göttersohnes.
Einst sammelte am Fuſse seines Thrones
Sich die beraubte Völkerschaar,
Und flehte hingestreckt im Staube:

O gönn uns unsre Kinder doch,
Die wir erziehen für dein Joch,
Und drück uns länger nicht mit blut'gem Raube!
Ha, brüllt der Schach mit grinzendem Gesicht,
Sind sie denn nicht durch mich geborgen?
So ich sie fresse, braucht ihr nicht
Für ihren Unterhalt zu sorgen.

* * *

# Natur und Kunst.

Ich lobe mir vor allem die Natur,
Sprach eine Dame — zu Vapeurs geneigt,
Indem sie auf dem Sopha hingestreckt
In einem Dichter las, und wechselweis
Mit ihrem losen Joly tändelte:
Ich lobe mir vor allen Dingen die Natur!
Sie ist so reich an Freuden mancherlei;
Wohl dem, der Sinn für ihre Reitze hat!
O Tante, unterbrach die freundliche
Matthilde sie, o lassen Sie uns dort
Auf jenen Hügel steigen, und von da
Die Sonne sehen, wie sie untergeht.
Wozu, mein Kind, fällt ihr die Dame ein,
Wozu uns mühen? o das alles ist
Viel schöner in des Dichters Schilderei,

Der Dichter giebt zugleich Empfindung mit,
Und die gewährt der bloſse Anblick nicht.

Ihr lächelt über dieses Fabelchen,
Und o wie mancher groſse Pädagog
Macht die Natur zur Puppe, läſst damit
Den Zögling spielen, und gewöhnet ihn
Empfindungen zu sammeln da und dort,
Wie Schwämm' und Kräuter der Botaniker.

◆

# Das heilige Feuer.

Als in des Pindus Lorbeerschatten
Die Musen einen Tempel hatten,
(Die Zeit lieſs uns die Trümmer nur)
Und ihnen noch ein Kránz der Flur,
Den eine Hirtin liebend brachte,
Ein angenehmer Opfer war,
Als das Geschrei der Bardenschaar:
In jener goldnen Zeit bewachte
Die Glut auf ihrem Hochaltar,
Die einst ein Blitz Kronions fachte,
Das Kleeblatt frommer Grazien;
Die Flamme dürfte nie verwehn,
Und, sie lebendig zu erhalten,
War nur der Unschuld vorbehalten.
Dies Amt traf einst Pasiphaën.

Freund Cypripor, der kleine Lose,
Der damals noch statt dem Geschosse
In seiner Hand die Fackel trug,
Die sanft erwärmte, nicht verzehrte,
Und die er bei dem Aschenkrug
Der Hirtin thränenvoll verkehrte,
Schlich zu der jungen Charitin
Mit einem frommen Lächeln hin,
Und fieng sie kindisch an zu necken.
Das Ding mifsfiel dem Mädchen nicht,
Die Unschuld safs ihr im Gesicht:
Da wars nicht Noth sich zu verstecken.
Sie jagten sich bald her und hin,
Gleich frohen, luft'gen Schmetterlingen,
Sie hascht ihn bei den goldnen Schwingen,
Er tändelt ihr um Haar und Kinn,
Und so entschlich der Tag dahin;
Stets war er fromm gleich einem Lamme,
Doch auf dem ländlichen Altar
Erlosch zum erstenmahl die Flamme;

Die Huldin wards zu spät gewahr.
Sie klagt und weint; die helle Zähren
Wischt Cypripor ihr vom Gesicht:
Ach, gutes Mädchen, weine nicht,
Dem Unglück ist noch wohl zu wehren!
Mit seiner Fackel zündet er
Die Reiser an, und rein und hehr
Flammt das erloschne Feuer wieder,
Und seit der Zeit wärmt es zugleich
Das Herz zum Singen froher Lieder,
Und macht es für die Liebe weich.

# Faust.

Faust hatte, wie die Sag' erzählt,
Sich mit der Geisterwelt vermählt.
Einst führt sein luftiger Begleiter
Ihn auf des Montblancs Spitze hin;
Da lacht um sie der Himmel noch so heiter,
Und Wolken und Gewitter ziehn
Tief unter ihren Felsen hin.
Hier, in dem ungetrübten Aether
Fühlst du dich, wie der fromme Bether,
Wenn ihn der Andacht Glut entzückt,
Dem Dunstkreiſs der Erd' entrückt;
Dein Körper schwebt im reinen Meere,
Dein unbewaffnet Aug' erblickt
Die ungezählten Sternenheere,
In einem reinen Glanze hier,

Wie sie durchs Sehrohr nie erscheinen,
Hier wähnst du dich mit Göttern zu vereinen,
Und jede niedrige Begier,
Und jeder Erdenwunsch verstummt in dir,
Als ob vom Körper dich der Tod befreite.
So spricht der Dämon, wie im Wehn
Des Maigeflüsters — der Geweihte
Der Geisterwelt bleibt staunend stehn;
Allein nach einer kurzen Pause
Entgegnet er dem Führer: nein,
Hier bauen wir uns keine Klause!
Für einen Geist mag dies ein Plätzchen seyn,
Doch ich, verzeihe mir! ich fühle
Zu sehr mich Mensch, und es behagt
Mir mehr im menschlichen Gewühle,
Als hier, wo mich der Schnupfen plagt.
Zwar lacht um uns der Himmel heiter,
Doch hätt' ich auch noch Jakobs Leiter,
Zu steigen bis zur Sonnenbahn,
Was sollt ich dort, ich armer Mann,

Der nicht im Feuer leben kann?
Dort, tief im Thale blühen Kräuter,
Dort schwebt auf stillem See der Kahn,
Dort winkt am Strauch die Sommerrose,
Dort bettet Liebe auf dem Moose!
Was soll mir all die Pracht der Sternenwelt,
Wo mir die Luft zum Athmen fehlt?

# Das Mädchen und die Rose.

---

An meine Schwester Jenny Joubert.

---

Die junge freundliche Belinde
Gieng einst in ihrem Gärtchen hin,
Und freute sich gleich einem Kinde,
An Myrthen, Nelken und Jasmin,
Die sie zu einem Kranze pflückte.
Voll war ihr Körbchen, da erblickte
Sie einen Strauch, den eine Rose schmückte.
Lang stand sie stumm, die Rose zog
Sie an, als könnt sie Liebe geben,
Und Liebe nehmen, und sie sog
In sich das süße Blumenleben.
O Kind des Frühlings, nimm von mir
Den besten Dank für deine Gaben!
Du sollst in meinem Gärtchen hier
Den ersten Platz auf immer haben.

Wie schön erfüllst du deine Pflicht!
Du sollst mich, dir gleich, Wohlthun lehren,
Und sorgsam will ich dich umwehren,
Und schützen gegen Raub! — So spricht
Sie mit dem liebevollsten Tone.
Ich nehme keinen Dank von dir,
Versetzt von ihrem Dornenthrone
Die Lieblingin Cytherens ihr.
Ich hauche hier in meinem Kreise
Den süſsen Weihduft aus, weil die
Natur die Fülle mir verlieh,
Nach innerm Drang, und auf die Weise
Gebühren Lob und Dank mir nie.

Ihr guten, edlen Menschen, die
Ihr Segen um euch her verbreitet,
Weils euch im Busen überquillt,
Und so den Durst des Herzens stillt,
Ist der, so blos von Pflicht geleitet,
Nur als Gesetz die Tugend ehrt,
Wohl mehr als ihr in eurer Einfalt werth?

* * *

# Der Alte und sein Esel.

Ein altes Fabelchen! — Ein reicher Filz
Trieb seinen magern Esel wohlbepackt
Durch eine wilde Gegend; sieh, da kommt
Aus dem Gesträuch ein Räuber auf ihn zu.
Komm, laſs uns fliehn, mein liebes, gutes
Thier,
Eh jener uns zu seiner Beute macht!
Ruft voller Angst der alte Wucherer.
Hm! ich verliere bei dem Wechsel nichts,
Erwiedert ihm der Langohr, denn beim Zeus!
Mir ist es einerlei, ob ich für Hinz,
Ob ich für Kunz die Säcke tragen muſs.

# Zeus und der Künstler.

Ein Künstler schuf im alten Griechenland
Einst einen Zeus aus einem Marmorblock.
Birg dich vor mir im Staub, und bete an!
So sprach zu ihm der nagelneue Gott. —
"Dich, den ich mit dem Meisel bildete,
In dessen Hand ich selbst die Blitze gab! —
"Thor, warum machtest du den Block zum
Gott?„

Ihr Völker, die ihr unterm Joche keucht,
Ihr büſst mit diesem Künstler eine Schuld.

# Der neue Prometheus.

Ein junger Maler, der im kühnen Drang
Mit dem erhabnen Genius der Alten,
Wie Jakob mit dem Engel, rang,
Und vor den göttlichen Gestalten
Der Griechen lange Tage saſs,
Und alles übrige vergaſs;
Rief einst im Rausche seiner Seele:
Weg, mit den Menschlein unsrer Zeit,
Halb der Verwesung schon geweiht,
Und von dem Ideal der Raphaele
So fern! an Kraft und Schönheit leer!
Ich schaffe Götterbilder um mich her,
Gleich diesen, die mich hier umgeben,
Und will nur unter ihnen leben.

Ei, ei! sagt izt ein Freund, der eben
Von ohngefähr ins Zimmer kam,
Und noch den Monolog vernahm,
Wirst du auch Glut vom Himmel stehlen,
Um deine Bilder zu beseelen?
Der Mensch lebt von sich selber nicht!
Es werden sich noch Stunden zeigen,
Wo dir ein menschliches Gesicht,
Und wär es einem Neger eigen,
Mehr werth seyn wird, als allzumahl
Die Göttersöhne hier im Bildersaal.

◆

# Der Heldenweg.

Zur Zeit, als noch in Griechenland
Der hehre Geist der Freiheit webte,
Und schon der Knaben Brust belebte,
Gieng oft ein Jüngling, in der Hand
Ein Buch, an des Ilissus Strand,
Und brachte manche stille Stunde
Daselbst mit ernstem Lesen hin.
Einst stöſst ein lahmer Greis auf ihn,
Der manche ehrenvolle Wunde
Fürs Vaterland im Busen trug:
Was liesest du? — Der Jüngling schlug
Die Augen auf: hinanzusteigen
In der Heroën schönen Kreis
Ist meines innern Gotts Geheiſs;
Dies Büchlein soll den Weg mir zeigen.

Mein Sohn, erwiedert ihm der Greis,
O glaube mir, der viel gesehen,
Der Helden steile Bahn zu gehen
Lehrt uns kein Buch! Soll nicht die Glut
In deiner Brust schon früh verwehen,
So stähle durch Gefahr den Muth,
Und lerne dulden und entbehren.
Was uns der Weisen Sprüchlein lehren,
Ist zwar zum Schwatzen schön und gut,
Doch wärmts nur, wie der Wein, das Blut,
Und solch ein Feuer kann nicht währen.
Steil ist der Tugend rauhe Bahn:
Willst du sie wandeln — sey ein Mann.

* * *

## Newton.

Daſs Newton das Gesetz der Schwere fand,
War Werk des Zufalls, dessen Hand
Die Frucht von einem Baume pflückte,
Vor welchem just der Britte stand;
Das leichte weiter Suchen glückte
Sonach im Schlafe dem Verstand.
So sprach bei einem Abendschmause
Ein Männchen, das sich gern an Männern maſs,
Und nie sein wahres Selbst vergaſs,
Und zupft dabei gelehrt an seiner Krause.

Wohl war der Zufall mit im Spiel,
Versetzt ein Greis, der stumm bis izt geblieben,
Ein Denker, ob er gleich nie viel
Sein Wesen mit der Bücherwelt getrieben;

Wohl war der Zufall mit im Spiel,
Allein den weisen Wink verstehen,
Und so der Wahrheit tiefversteckte Spur
In diesem Zufall auszuspähen,
Und zu erlauschen die Natur,
Dies konnte Newtons Falkenauge nur.

# Die Priesterin.

Der Liebling Socrates des Weisen
Sollt' aus Athen ins Elend reisen,
Das Murren gegen ihn war allgemein.
Wer hübsche Töchter hatte, stimmte ein:
Denn Alcibiades stand eben
Nicht in dem Heiligkeits - Geruch!
Noch sollte zum Verdammungsspruch
Des Phöbus Priesterin die Stimme geben:
Allein sie sprach — ihr Priester, hörts mit Beben!
Mir ziemts zum Segen, nicht zum Fluch,
Die gottgeweihten Hände zu erheben.

Ihr Heilgen, Dominik und Hildebrand,
Wie stündet ihr an dieser Heldin Seite?

O weh, der frevelhaſten Hand,
Die eurem blutgen Schatten Tempel weihte!
Doch niemals tilgt der Kirche Spruch
Der Menscheit Thränen in des Richters Buch,
Nicht wen'ge heilige Gebeine,
Belastet mit Inquisitorenfluch,
Vermodern auf dem Rabensteine,
Indeſs so manches Menschenquälers Blut
In Prunkgefäſsen auf Altären ruht,
Und wohlbezahlte Wunder thut.

# Die Bildſäule des Pygmalion.

Als eines Gottes Wink das Marmorbild
Pygmalions beseelte, in der Brust
Sich warmes Leben regte, und, o Wunder!
Der erste Laut von ihren Lippen kam,
Doch ungebildet noch, ein bloſser Schrei:
Wie schlug das Herz dem Künstler, lange stand
Er in ein Bild bethört von Liebeswahnsinn!
Er breitete die Arme nach ihr aus,
Und drückte sie mit Inbrunst an sein Herz!
Doch sie erwiedert sein Entzücken nicht,
Und ist und bleibt nur ein belebter Stein.
Izt schwebt der Sohn Cytherens ins Gemach,
Und haucht auf ihre Lippen einen Kuſs;
Sieh, ich vollende nur, was Zeus begann!
So ruft er lächelnd; izt schlingt Agathee

Den Arm um ihren Bildner, inniger
Schlingt um den Ulmbaum sich die Rebe nicht,
Und beide küſsten einen langen Kuſs.
Ja, Amor, ruft Pygmalion, im Rausch,
Den nur der nie Geliebte Thorheit nennt,
Ja, Amor, dir gebührt der erste Dank.
Zeus gab das Leben, du die Seele ihr.

# Der practische Philosoph.

In seiner Klause saſs ein Staar,
Mit jungem Kopf und greisem Haar,
Der auf Philosophie sich legte,
Nur selten sich vom Fleck bewegte,
Und weit berühmt als Denker war.
Da kam des Wegs ein Specht gezogen,
Und sprach beim grauen Siedler ein:
Ach, Freund! mit einem lahmen Bein
Bin ich dem Geyer noch entflogen;
O laſs in deinem Stübchen mich
Auf kurze Zeit nur Pflege finden,
Und hilf die Wunden mir verbinden,
Sonst tödten Schmerz und Hunger mich.
Professor Maz brummt, halb vor sich:
Mein Freund! von Herzen gern wollt ich

Ein Obdach dir und Pflege geben;
Allein das Büchlein der Natur
Heiſst mich aus reiner Güte nur
Der Tugend Urgesetz zu leben,
Und noch bis izt gelang mirs nicht,
Trotz meinem eifrigsten Bestreben,
Zu dieser Höhe mich zu heben.
Noch thut mein Herz nicht gern Verzicht
Auf Kränze, die uns Tugend flicht:
Und bis ich diese Höh' erschwungen,
Will ich dem Denken blos mich weihn,
Doch ist es mir dereinst gelungen,
Dann sollst du mir willkommen seyn.

◆

# Die Zwiebelsuppe.

Ein armes Bäuerlein, dem die
Natur, die auch Philosophie,
Zwar nicht nach Kant und Fichte, lehret,
Ein Stückchen Hausphilosophie
Vom Nachlaſs Epictets bescheret,
Fuhr einst mit Zwiebeln nach der Stadt,
Und kürzte sich die kleine Reise
Mit einem Lied nach alter Weise.
Doch ach, wer einmahl Unglück hat,
Dem hängt es immer auf dem Rücken,
Und nur dem Thoren folgts auf Krücken,
Wie Vulpius Thalien nach.
Der Karren kommt durch einen Bach,
Das Unglück setzt sich drauf und krach!
Da schwimmt er hin, und um ihn her

Die Zwiebeln, wie im Aethermeer
Die Sterne, würde Pindar sagen,
Doch einem deutschen Dichtermagen
Ist solch ein Gleichniſs allzuschwer.
Das Bäuerlein bleibt ruhig stehen,
Und ruft mit heiterm Angesicht:
Nein, all mein Tage hab ich nicht
Solch eine Zwiebelsupp' gesehen!

Ich halt es auch mit deiner Hausphilosophie,
Freund Epictet! sie trügt uns nie.
Du trägst nur einen Knotenstock,
Und einen ungeschornen Rock;
Allein der erste dient zur Stütze
Am Felsenweg, an einer Pfütze:
Und deren trifft man leider! viel
Hier unterm Mond, auf allen Wegen;
Der andre deckt bey Sturm und Regen,
Wo ein ätherisches Gewand
Nur schlechte Dienste leisten würde.

Ein jeder keucht mit seiner Bürde,
Und wohl, wer einen Bruder fand,
Der, wenn die Mittagsglut ihn röstet,
Nicht ruhig nach Systemen tröstet,
Nein, tragen hilft mit starker Hand.
Ein solcher Freund, ist deine Hausphilosophie,
O Epictet, die Schule giebt ihn nie.

* * *

ESSEN,
GEDRUCKT BEIM HOFBUCHDRUCKER BAEDEKER

# Druckfehler.

Die weite Entfernung des Verfaſsers vom Druckorte und seine etwas unleserliche Hand haben mehrere Druckfehler veranlaſst, von denen wir die erheblichsten hier anzeigen:

S. 5 Vers 14 lieſs *Lenzes* statt Tanzes
— 8 — 5 — *dem* — der
— 11 — 11 — *noch* — auch
— 21 — 7 — *nun* — nur
— 28 — 5 — *giebst* — gabst
— [illegible] — 2 — *von dem* — vom
— 38 — 4 — *Petrark* — Petrak
— 69 — 2 — *gelinder* — gelinde
— 69 — 4 — *steht* — stand
— 103 — 5 — *Vida* — Nida
— 127 — 6 — *labenden* — lebenden
— 136 — 5 — *nur* — kaum
— 148 — 1 — *dünkt* — denkt
— 148 — 1 — *Menschenart* — Menshenwelt
— 166 — 5 — *träumend* — trauernd
— 178 — 2 — *Ihrer* — ihre
— 192 — 4 — *Vergehungen* — Verheerungen

S. 193 im 10 Vers nach *ist* [illegible]
— 218 Vers 3 lieſs *verſtieſs* ſtatt verlieſs
— 227 — 2 — *aus* — von
— 227 — 8 — *Jugendgram* — Traum
— 229 — 6 — *Mückchen* — Mädchen
— 230 — 3 — *Bäumen* — Blumen
— 246 — 7 — *Rein* — Nein
— 262 — 1 — *ausgelodert* — aufgelodert
— 271 — 16 — *Borgia* — Borgio
— 293 — 4 — *Topf* — Tropf
— 320 — 1 — *Freunde* — Freude
— 341 — 2 — *Mantinea* — Montinea
— 342 — 3 — *Kniee* — Kn[illegible]
— 389 — 6 ist das Wort *Dingen* auszustreichen und *vor allem* zu leſen
— 392 — 11 — *ihm* — ihr
— 397 in der Zuschrift: *Fanny* — Jenny
— 405 — 9 — *werthes* — wahres
— 407 im lezten Vers *Heidin* — Heldin
— 409 — 6 und 7 lieſs *ſtand er*
*Von Liebeswahnſinn in ein Bild bethört.*
— 409 — 14 — *nun* — nur
— 409 — 15 — *Galathee* — Agathee

# Deutsche Litteratur-Pasquille.

Herausgegeben von Dr. Franz Blei.

---

Zweites Stück:

# COMOEDIA DIVINA

mit

## Drei Vorreden

von

Peter Hammer, Jean Paul

und dem

Herausgeber.

---

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig 1907.
Verlag von Julius Zeitler.

# COMOEDIA DIVINA

MIT

## DREI VORREDEN

VON

**PETER HAMMER, JEAN PAUL**

UND DEM

**HERAUSGEBER**

---

INSPICERE TANQUAM IN SPECULUM ET EX
ALIIS SUMERE EXEMPLUM SIBI

---

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

---

1 8 0 8

# DIE WEIHE.

QUEM TU MELPOMENE SEMEL, ETC.
HORAT.

Wem du, heilige Dunkelheit,
Einmahl bey der Geburt freundlich gelächelt hast,
O der öffnet sein Auge nie
Deinem fröhlichen Strahl, Helios, nie sein Ohr
Dem Geträtsche des Menschensinns.
Tief im Kellergewölb', da wo die Fledermaus
Herbergt, lohnet die Göttin ihn
Mit der heimlichen Gunst, lehrt ihn Bereitung des
Dinges, welchem der Nahme fehlt.
Hochgesträubet das Haar steht er im Kreise, wirft
In des mystischen Kessels Bauch
Kindermythen, ein Reis von dem bezauberten
Ast und alle Violen des
Dichtergartens und zu Häcksel geschnitten den
Grafen Gleichen und Lacrymas.
Und den Kessel ergreift selber Begeisterung,
Brummend tönt er ein Klinggedicht.
Schwarz aufqualmet der Dampf, schwindelnd erschwindeln die
Kellerwohnenden Fledermäus',
Und schon will sie der Tod haschen, da fällt er selbst,
Blutlos, todt, und der Tod ist todt[1]).

Ja, ich sehe, du bist, brüllet des Sehers Mund,
Göttin, welche im Anbeginn
Deckte brütend das Ey, bis ihm die Schale sprang,
Und der Wahnsinn gebohren ward.
Treulich hat sich dein Wort in den ägyptischen
Bilderschriften uns aufbewahrt.
Staunend deuten wir sie, und ein prophetischer
Laut ertönet wie Duftmusick
Aus dem Grabe von Bohm, klingend erhüpft das Horn
An der Seite des Postillions[2]).
Und wie heiliger Tanz hunderte mit ergreift,
Einen stach die Tarantel nur,
Sieh, so wälzet sich auch, seit sich mein Mund
erschließt,
Alles, himmlischen Wahnsinns voll.
Daß ich lebe und bin, Göttin, ist dein Geschenk,
Daß das Lachen des Volkes mich
Laut verkündet als den, welcher den Weg dir bahnt,
Daß die göttliche Grobheit sich
Schon am Knaben bewährt, welchem der Bart erst
keimt,
Alles wirkte dein mystisch Wort.
Dankbar will ich dir auch, wenn der Verleger hilft,
Einen Tempel nach Gall erbaun[3]).
Ha, der Britte soll nicht länger bezischeln uns,
Noch der witzelnde Gallier,
Der dem Menschensinn fröhnt, ewiger Kindheit werth,
Und an Tod und Geburt noch glaubt[4]).
Unsre Jüngerschaft soll ferner mit Neide nicht
Auf Bicêter und Bedlam schaun.

# ANMERKUNGEN.

1) **Und der Tod ist todt.**

Diese Stelle deutet vermuthlich auf eine gewisse Ankündigung philosophischer Vorlesungen auf einer schon zum zweytenmahle berühmten Academie, worin es unter andern heißt: „Bis der Tod sich sterbend an das Leben verliert“ u. s. w.

2) Es ist unbegreiflich, wie man die Macht des Klanges im Waldhorn, Posthorn, Nachtwächterhorn u. s. w. so lange verkennen mochte, ungeachtet jeder Schulknabe das Beyspiel von den eingestürzten Mauern Jericho's zu erzählen weiß. Unserer romantisch-katholischen Schule gebührt, neben manchem Preis, auch das Verdienst, sich einzig und ganz im Klingen zu offenbaren.

3) **Einen Tempel nach Gall erbaun.**

Man sehe in der Justiz- und Polizeyfama von 1807 den Aufsatz von Gall über Irrenhäuser.

4) **Und an Tod und Geburt noch glaubt.**

Herr Prof. Walther hat handgreiflich bewiesen, daß bey der Geburt nichts gebohren werde und bey dem Tod nichts sterbe. In dieser Allgemeinheit und Ausnahmlosigkeit ist dieser Satz von Herrn W. zuerst aufgestellt worden; ein Umstand, auf den wir gern aufmerksam machen möchten, da es hier die Bürger- und Kammer-Krone, ob nummos servatos gilt, denn die Abschaffung der Hebammen und Todtengräber, der Aerzte und Halbärzte, der Geburts- und Findelhäuser, ja vielleicht sogar der Bordelle und des Taufexorcismus ist eine nothwendige und höchst ersprießliche Folge davon.

# ERSTE VORREDE

## VON PETER HAMMER
## ALIAS GOERRES.

Sind die Leute denn besessen geworden? Welche Wuth fischt sie wohl an? Seht doch! sie sind auf die Fäden des Gewebes gestiegen, und tanzen wie toll und von Sinnen auf den Seilen im Kreise umher.

Ihr Verrückten! wollt ihr denn nimmer euch gönnen einige Rast? Umsonst, es reißt der Klang sie dahin! Mit wunderlichen Gebehrden und bleichen verstörten Gesichtern drehen sie immer im Kreise sich um.

So tanzt denn fort! Es ist viel sündige Materie in euch; die Anstrengung wird sie beweglich machen, und sie transpirirt dann im Schweise davon.

Hat der alte Wahnsinn junge närrische Brut von sich gegeben, dann geht er zu Bette, und wird klug und gescheidt.

Gehts doch jetzt etwas liederlich zu, wird aber immer gebetet dabei, und ein streng, ernsthaft Gesicht gemacht[1]).

---

[1]) Zielt vermuthlich auf einige unsrer neuesten frommen Dichter und einige unsrer berühmten lebenden Weiber, die den

Gehts

Alle Tollhäuser sollten aufgeschlossen werden; es ist lauter Neid von dem Bettelvolke, daß es die Reichsten einsperrt; dann sollt ihr Wunder sehen, wie alles so verständig wird und klug.

Aus den Schriftproben, Heidelberg 1808.

---

Muth hatten, das verachtliche prosaische Leben in das Gebiet der Romantik hinüber zu retten. Den nähern Aufschluß wird uns der Nekrolog des neunzehnten Jahrhunderts künftig geben.

---

## ZWEITE, FRAGMENTARISCHE

# VORREDE

### VON JEAN PAUL.

Von jeher hab ich dieß als die erste Kautel angesehen, welche wir zu beobachten haben, daß wir jetzt noch eifriger als je darauf aus seyn müssen, das wir nicht — toll werden, oder — was man nennt —, vom Verstande kommen, sondern lieber, wenns seyn soll, zu ihm. Es ist nicht zu sagen, was vollständiger Wahnsinn theils den Werken selber schadet, — besonders bei den jetzigen Spaltungen — theils dem Autor als Menschen. Jeder Tropf setzt sich heimlich über einen Wahnwitzigen; und selber unter seines Gleichen im Tollhause hat der gröste Narr nicht mehr Ehre als der kleinste . . . . .

Viel dürfte zur Tollheit auch der poetische Idealismus in seinem Bunde mit dem Zeitgeist hinwirken. Einst, wo der Dichter noch Gott und Welt glaubte[1]), und hatte, wo er mahlte, weil er schaute, indeß er jetzt mahlt, um zu schauen, — da gab es noch Zeiten, wo ein Mensch Geld und Gut verlieren konnte, und noch mehr dazu, ohne daß er etwas anderes sagte, als: Gott hats gethan! wobei er gen Himmel sah, weinte, und darauf sich ergab und still wurde. Was bleibt aber den jetzigen Menschen nach dem allgemeinen Verluste des Himmels bei einer hinzutretenden Einbuße der Erde? . . . . . . . . . .

---

[1]) Durch unsere Dichterphilosophen wissen wir doch wenigstens, woran wir mit dem lieben Gott sind, als worüber uns selbst die Theologen immer bei der Nase herumgeführt. Die Aphorismen

So vieles im Dichten neigt uns der Tollheit zu: Der Wunsch, neu zu zaubern, wozu man nach dem Volksglauben, stets Worte ohne Sinne nehmen muß, z. B. Abracadabra — das Sinn und Sach verlassende Arbeiten an bloßen Reimen, Assonanzen, Wortspielen und Füßen der guten Sonnette, das willkührliche Nachträumen alter Völkerträume und Zeitenträume, die Doppeldürre an Erfahrung und Gelehr-

---

über die Kunst vom Prof. Görres in Heidelberg haben uns auch hierin eine Pechfackel aufgesteckt. Es heißt daselbst:

„Vernunft, Phantasie und Muskelkraft sind drei Potenzen einer und der nahmlichen unveränderlichen Function in unsrer dreifachen Persönlichkeit; Verstand, Sinn- und Erregbarkeit die drei veränderlichen Koeffizienten dieser Function, die von äußern Verhältnissen abhängen, und nur von ihnen Bestimmung, Werth und Geltung erhalten müssen. In die Persönlichkeit der Natur lassen sich gleichfalls jene drei Potenzen hineinlegen, und das heißt ihr einen — Gott geben. Die allgemeine Naturvernunft verkündigt sich in der moralischen Weltordnung, und wird auf unsrer Erde durch die Menschheit repräsentirt; die Naturphantasie deutet sich in der Schönheit der Schöpfung an; die Irritabilität in der plastischen Kraft, die mit unendlicher Elasticität aus allen den Erscheinungen hervorbricht, die sie aus sich selbst unabhängig von uns, producirt. Daher die symbolische Mythe von der Dreifaltigkeit" u. s. w.

sam-

samkeit, eine Leere, welche, wie schon Baco an den Scholastikern bemerkte, desto mehr schadet und aufreizt zu phantastischen Schaumgeburten, je mehr Kräfte da sind, daher jetzt so viele poetische Werke nur zerschlagene kalte Eier sind, deren Inhalt ohne Bildung und Küchlein umher rinnt in Eiweiß und Dotter, Sinnbilde der Philosophie und Poesie . . . .

Daß man jetzt wenig ließt und erfährt, daß man zwar ein paar wild aus dem Mittel- und anderm Alter herausgegriffene Köpfe studiert, aber ohne die Reihe weder rück- noch vorwärts, daß man nur Ebenbilder philosophischer und poetischer Götzen und Götter anschaut, daß daher viele Spinozisten an geistiger Schwindsucht versterben, wie Spinoza an leiblicher, alles dieß führt auf hundert Betrachtungen u. s. w. . . . .

Wenn Blumenbach bemerkte, daß die Vögel durch leere Hölen im Kopfe und in den Flügelknochen zu ihrer Flughöhe steigen, und wenn Sömmering fand, das große leere Hölen in den Gehirnkammern außerordentliche Fähigkeiten verkündigen, so ist dies eben nur physisch, was sich geistig bei den größten Poetikern wiederholt, welche recht gut wissen, daß das, was man mit einem unhöflichen Worte Ignoranz nennt, ihren dichterischen Kräften an und für sich gar nicht schade, ja manche gehen so weit, daß, wie die Mönche dreierlei Armuth haben, wovon die stärkste sogar das Nothwendige entbehren will, sie gleicher Weise sich des Nöthigsten für Autoren, nähmlich des Deutschen zu entschlagen suchen, und, so wie Pomponius Lätus kein Griechisch lernte, um sein Latein nicht zu verderben, sie kein Deutsch lernen, um ihre eigene Sprache nicht zu verfälschen.

Es

Es giebt jetzt kein Deutsch und keine Sprache aus irgend einem Jahrhundert, desgleichen keinen Reim und Versbau, die nicht könnten geschrieben werden, und wenn bisher jeder seine eigene Orthographie behauptete, und zu nichts gehalten war, als blos zum Halten derselben, so verficht jeder seine eigene, reichsfreie deutsche Sprachlehre . . . . .

Wer verachtet jetzt nicht alle Welt? Ich wüßte Niemand. — Der Grund davon ist, daß ein jetziger Poet, der nähmlich zugleich ein Poetiker ist, durchaus ein Objekt hat, welches er unaussprechlich bewundert, z. B. Shakespear. Bewunderung aber macht, nach Home und Plattner, dem bewunderten Gegenstande ähnlich. Das merkt nun jeder junge Mensch, und findet sich daher auf die angenehmste und zufälligste Weise von der Welt in den Stand gesetzt, herabzusehen auf jeden, der zu Shakespear hinaufsieht. Daher wird ein Mensch über das allerhöchste Lob nicht neidisch oder aufgebracht, das seinem Schooßdichter zufällt, sondern es lezt ihn leise. Der Grund ist, er merkt nur zu gut, daß er Voltairen gleiche, welcher in Paris, wo er an Lorbeerblättern im Magen verschied, aus seiner Loge, ohne allen Neid, dem Aufsetzen des Lorbeerkranzes zusah, welches auf der Bühne seiner — Büste wiederfuhr . . . . . .

Das Verachten und Entbehren des Stoffs macht die jetzige Dichtkunst immer mehr der Musik ähnlich, ohne Sinn umherrinnend, der poetische Flügel macht blos Wind, anstatt auf diesem zu steigen, so daß sie aus den Bildern, ja aus der Sprache endlich in den Klang zieht, und zwar als Assonanz und Reim nur hinten und vornen, wie Musikstücke nur mit dem

Dreiklang beginnen und schließen. Wer jetzt gar nichts zu sagen hat, läßt in einem Sonnet tanzen und klingen, so wie kluge Wirthe, die saures Bier zu verzapfen haben, tanzen und spielen lassen. Der Nahme, Stanze, passet dann trefflich, denn so heißt das eiserne Instrument, womit man italienische Blumen macht und zerschneidet. Ich will das Jahr als mein frohestes preisen, welches 12 Monate hat, wo ich kein Sonnet sehe und höre, so erbärmlich jagen uns auf allen Gassen Musen — Pferde mit diesem Schellengeläute nach, von Reitern besezt, deren Mantelsäume und Kappen gleichfalls läuten. Die Reimquellen, welche Klopstock auf einige Jahre zutrat, springen um desto gewaltsamer und lustiger an allen Enden in die Höhe. Wäre Bouterweks angenehme Vermuthung richtig, daß der Reim durch den Wiederklang aus den deutschen Wäldern entstanden, so ließe der jetzige Holzmangel manches hoffen; aber ich glaube, gerade jede Leerheit kommt den Echos zu passe. Leute, welche weder Begeisterung noch Kräfte, nicht einmal Sprache besitzen, ringen der letztern ein ausländisches Qualgedicht ab, und legen uns diese Form, als sey sie poetisch gefüllt, auf den Tisch, wie die Karthäuser, welche, weil sie kein Fleisch und folglich auch keine Würste essen dürfen, Fische in Schweinsdärme füllen, und dann von Würsten reden und speisen.

Drei Vorlesungen in Leipzig
pag. 665 u. flgde.[1]

---

[1] Man könnte auch dieses ganze Buch als eine Vorrede zu unserer Comödie Divina betrachten.

Dritte

# DRITTE VORREDE

## VOM

## HERAUSGEBER.

Die Comoedia divina, welche ich hier, als Herausgeber, zu bevorreden habe, ist keine Nachahmung des Dante, wie man vielleicht nach dem Titel zu glauben sich berechtigt halten könnte, sondern ein Werk eigenthümlicher Productivität, die, über den Geschlechtstrieb emporstrebend, als Begeisterung sich potenzirt. Wenn auch, wie die Aphorismen über die Kunst[1]) des Breitern besagen, auf der Dreieinigkeitsleiter der Kunst das Versemachen, als bloßes Schattenspiel, die unterste Stufe einnimmt, und das Weltmachen und Kindermachen oben ansteht, so muß man demungeachtet dem Scheinbildern seinen

---

[1]) S. 191. In der Gegenwirkung der Intelligenz und der Natur zeigt sich die erste und die höchste Kunst, die der eignen Production, aus ihr geht als erstes und als höchstes Kunstwerk der Mensch. In der Gegenwirkung der Geschlechter zeigt sich die zweite Kunst durch die Zeugung. Als Kunstwerk geht aus ihr ein neues Individuum hervor. — In der Einwirkung des Menschen auf sich und die Natur außer seinem Ich zeigt sich die dritte, die Kunst im eigentlichen Sinne, als Kunstwerk geht aus ihr Schein hervor.

Werth

Werth nicht zu gering anschlagen, zumal da zu den beiden höhern Productionen nicht jedermann Geschick hat, oder immer dazu aufgelegt seyn mag. Ist doch das ganze Leben nur ein Schein, oder vielmehr, wie schon Lessing bemerkte, der Schein eines Scheins, und der uns oft genug die Augen bis zu Thränen blendet; darum Ehre dem schönen Bestreben, welches die Lichtschirme hervorbringt, und sie mit allerlei lustigen Figuren bemalt. Den Verfasser dieser Comoedia divina kenne ich nicht; zwar hat man mir unter vier Augen als solchen einen jungen, genialischen Schweizer genannt, der sich damit abgiebt, Petrefacte der Seele zu verfertigen, indem er die krummen Flächen ins Gemüth hebt, mit andern Worten, einen jungen Bildhauer[1]); wer er aber auch seyn mag, so wird wohl keinem Leser entgehen, daß ihm bei dieser Arbeit die Analyse wirklich ins Gemüth getreten sey[2]), und wenn seine Abdrücke des Lebendigen im Soliden[3]) eben den Werth haben, den wir seinen gestandenen Ideen, in die Form der Wirklichkeit gegossen, zugestehen müssen[4]), so möchten wir ihn aufmuntern, ein Werk auszuführen, welches gewöhnlich den Menschen überlebt, weil es von Stein ist, die Mystik nämlich, wie sie ihrer Tochter, der Romantik, das Waldhorn und den Rosenkranz darreicht. Die Figuren in kolossaler Größe, wenigstens 50 Ellen hoch, und wo möglich klingend wie die Bildsäule des Memnon, sobald ein Geweihter sich nähert, oder der Abendstern aufgeht. Den Weg der Subscription können wir übrigens hier nicht anrathen, denn er ist so vollgedrängt von Abgebrannten und Entbrannten, von Eingewiesenen und Ausgewiesenen, von Pilgern, Einsiedlern, preussischen Officianten aus Polen, Advocaten des Kammergerichts, Declamatoren, deutschen Kaffeefabrikanten und andern romantischen Volke, daß selbst das Oelkrüglein des Propheten nicht mehr zu Sallat und Nachtlichtern hinreichen würde. Dahingegen dächt' ich, man verwendete die zwanzigtausend Thaler, welche das an Kraft arme, aber an Weihe reiche Deutschland zu Luthers Denkmahl gesteuert hat, für die Ausführung dieses Bildwerkes, zumal da es mit dem Verdienste der Reformation überhaupt so weit her nicht ist, und von höherer Religiosität auch kein Funke darin anzutreffen seyn würde, ohne die Scheiterhaufen von Huß, Servet, und wer sonst noch zu Gottes Ehre geschmoort wurde, oder die Bluttaufe erhielt, weswegen denn auch der Verfasser der Lucinde und die Tochter Mendelsohns, wie die Zeitungen gar rührend erzählen, in der frommen Stadt Cöln sich neulich vom alten Sauerteige rein haben waschen lassen[1]).

---

[1]) S. 62 dess. Werks: Stereometrie enthält die krummen Flächen und die geometrischen Körper; ins Gemüth gehoben giebt sie das Ideal der Sculptur.

[2]) In dem Manuscripte steht, ins Geblüt, wahrscheinlich aus Versehen, denn S. 61 der Aphorismen heißt es ausdrücklich das Ideal der redenden Kunst ist: Analysis, ins Gemüth getreten.

[3]) Das Lebendige im Soliden abgedruckt, giebt plastische Kunst.

[4]) S. 37 u. 38. Dem sentimentalen Dichter giebt die Wirklichkeit die Form, die Natur ist für ihn aber nur die gestandene Idee.

Die göttliche Comödie zerfällt übrigens in drey organische Haupttheile, wovon die beiden ersten augenscheinlich für Liebhabertheater bestimmt sind, doch könnten auch Hoftheater, bei gewissen Feierlichkeiten, z. B. bei großer Sommerdürre oder bei anhaltendem Regen in der Heuerndte, wo man sonst in katholischen Ländern Betstunden zu halten pflegt, einen nützlichen Gebrauch davon machen. Des Dichters Küchengarten ermangelt zwar der dramatischen Form, doch ließe er sich wohl auch darstellen in engen häuslichen Zirkeln, etwa während des Essens, wenn das Rindfleisch zu hart ist, oder der Braten nicht zureicht. Doch will der Herausgeber hierin nichts vorschreiben, denn billig bleibt, wie Daries und Nettelbladt ausführlich erwiesen haben, und auch im Stryk und Leyser nachzulesen ist, jede Sache, und folglich auch ein Kunstwerk, dem freien Gebrauch desjenigen überlassen, der es auf eine der herkömmlichen Arten zu seinem Eigenthum gemacht hat, sey's nun durch Occupation, wodurch bekanntlich das meiste Eigenthum erworben wird, obgleich die Polizei nicht immer damit einverstanden ist, oder durch Vertrag, wo dann freilich, wenn das Objekt ein Buch ist, der Verfasser stillschweigend mit einbedingt, daß sein Product keinen Schaden an der Ewigkeit erleide, für welche er es bestimmt hat.

---

[1]) Das Calvin den Servet braten ließ, war die höchste Religiosität. Ausspruch eines berühmten protestantischen Lehrers der Kirchengeschichte.

Und nun will ich diese Vorrede noch kurz in eine Dedication verwandeln, und wenn auch nicht das Büchlein, welches mich nichts angeht, doch diesen meinen Avis au Lecteur dir widmen, Bruder meines Herzens, hoch und feinsinniger F., der du jetzt in diesem Augenblicke vielleicht am schäumenden Anio sitzest, wo vor deinem inneren Auge die vergangenen Jahrhunderte erstehen, wie Herkulanum und Pompeji hervorgingen unter der Harke des Winzers, oder an der Pyramide des Cestius ein Todtenopfer bringst deinen ruhenden Landsleuten. Am liebsten möcht' ich mit dir stehen an den Lavaschichten des Vesuv, und fragen den Geist des Bergs: Wie lange brauchte dieses in Asche zerfallene Leben, bis wieder ein Frühling aus ihm blühen könnte und eine Erndte?

Basel am 1. Mai 1808.

W. G. H. GOTTHARDT.

---

# ERKLÄRUNG DES TITELKUPFERS.

Vor allen Dingen müssen wir unsere Leser bitten, das Titelkupfer nicht von dem Verleger nachfordern zu lassen, denn es ist bis jetzt nichts davon zu Stande gekommen, als diese Erklärung. Wir schlagen hier den umgekehrten Weg unserer Dichter ein, die ihre Sachen immer unerklärt lassen, wozu sie sich freilich auch berechtigt halten könnten, indem das, was sie aussprechen, ihrer Versicherung nach, etwas unaussprechliches ist.

Damit man aber nicht etwa unserm guten Willen mißtraue, so müssen wir noch bemerken, daß blos die Abhaltung unsers Zeichners Ursache ist, warum unsre Leser ein wahrhaftes Bild Dürerschen Geistes und Gemüths entbehren müssen. Es war nämlich dieser Meister im Helldunkel mit einem andern Meisterstücke für die Einsiedlerzeitung beschäftigt, vorstellend einen berühmten romantischen Philosophen, der die Welt erschafft. Oben schwebt die bereits fertige Kugel mit Adam und Eva, in Flammen, anzudeuten die überschwengliche Liebesglut der frommen mystischen Schule; — zur Rechten blasen die Freunde des Philosophen auf Nachtwächterposaunen und verkündigen das neue Wunder; zur Linken kommt der Gott sey bei uns, und lacht sie

aus

aus nach seiner hämischen Art. Unten erscheint die Stadt am Neckar, wo die Weltschöpfung vor sich geht bei einem Glas Bier, und im Vordergrunde sitzt ein Affe, mit der Theorie des Klangs beschäftigt, eine höchst sinnreiche Idee, da unter allen Wesen mit vier und zwei Beinen und ohne Beine dieses humoristische Geschöpf für den treuesten Repräsentanten der Romantik gelten kann, indem sich in ihm eben so rein das Naive gestaltet, zum Beispiel, wenn es Nüsse knackt, oder Burzelbäume schlägt, als das Sentimentale, welches sich hauptsächlich dadurch erweist, daß bei dem Affen die Poesie abwärts durch Musik (bekanntlich sind die Affen vortreffliche Tänzer und Lautenschläger), und durch den Wohlgeruch in den Geschlechtstrieb übergeht[1]).

Doch wir wenden uns von diesem Gebilde ächter Eiweiß- und Sauerstoff-Kraft[2]), auf welches wir nur so ganz zufällig gekommen sind, wie Newton zur Lehre von der Anziehung, oder wie einige Mystiker zum Katholicismus, zu der verheißenen Erklärung unsers Titelkupfers.

Links steht der heidnische Gott Apollo, als Sieger des gräulichen Lindwurms, an einen alten Lorbeerbaum gelehnt, wo seine Lyra hängt. Eine junge Muse flieht schüchtern zu ihm hin und fleht ihn um Schutz. Zur Rechten kömmt ein christlicher Romantiker, einen Harnisch über der Mönchskutte. Er reitet auf dem Thier, welches der fromme Einsiedler Antonius zur unschuldigen Kurzweil in seiner Zelle hielt, und das die westphälischen Bauern — nicht zur Kurzweil, sondern des Specks und des Schinken wegen, mitunter häufig in ihren Stuben dulden. Der Heilige leuchtet dem gewappneten Kämpen mit seiner Laterne. Der heidnische Gott hält lächelnd seinen Pfeil ausgestreckt, so daß man ungewiß ist, ob er die Sau anlaufen lassen will, oder den Romantiker, der einen ungeheuern mit Messing beschlagenen Folianten — vermuthlich die Werke Jacob Böhms — schnaubend emporhebt, um den eitlen Latoniden an den Wurf mit dem Diskus zu erinnern, den er selbst einst seinem Lieblinge Hyacinthus beibrachte, oder an die Schleuder des Hirtenknaben. An der Wohnung des Einsiedlers steht Priapus, als Herme, und von dem Zeichen des Priapus gehen leuchtende Strahlen aus, wahrscheinlich eine Anspielung auf die göttliche Lucinde. Im Hintergrunde erhebt sich auf der einen Seite ein altes, zerfallenes Ritterschloß, welches ein Uhu sich zur Warte erkoren, und aus den Fenstern schauen die vier Haimonskinder, Tieks Genovefa und Kaiser Octavianus, der gehörnte Siegfried, nebst anderm romantischen Volke, auf den wunderbaren Kampf herab; auf der andern Seite erblickt man den viel besungenen Doppelhügel mit den übrigen acht Musen, die sich besorgt bei der Kumäischen Sibylle, welche mit dem Buche des Schicksals neben ihnen steht, nach dem Ausgange des Streits erkundigen. Von den Zinnen des Olymps schwebt Hermes der geflügelte herab, gesandt vom Wolkenerschütterer,

---

[1]) Wie aufwärts Poesie mit Malerei durch die Schauspielkunst sich verbindet, so geht sie abwärts durch Musik, durch den Duft des Wohlgeruchs in die Wohllust über, und erhebt sich dann wieder durch den Geschmack zur Plastik hinauf. Aphorismen über die Kunst.

[2]) Die Erklärung weiter unten.

viel-

vielleicht um den Romantiker und sein sonderbares Streitroß in Heuschrecken oder Krebse zu verwandeln.

Unsre Leser können sich übrigens das Anschauen dieses schönen Kunstwerks auf eine leichte Art verschaffen. Sie dürfen nur einen alten Besen nehmen, oder auch einen neuen, wenn sie die Auslage nicht scheuen, und die Reiser in kleine Stücke brechen, und den Apollo und die Muse und den Dichter und das Zeichen des Priapus und was sonst noch alles in die Komposition gehört, auf einem weißen Papierbogen in gehöriger Form aus den Reisern zusammenlegen, eine Erfindung, die überhaupt in unsern geldarmen Zeiten alle Berücksichtigung verdient, und wodurch man sich den Genuß des ganzen Musee Napoleon auf die wohlfeilste Art von der Welt verschaffen kann. Freilich wird dabei das strenge Plastische immer mehr oder weniger in das unbestimmte Romantische übergehen.

# DIE
# LEIPZIGER MESSE.

---

## Jupiter. Merkur.

### Jupiter.

Es ist doch, beim Styx! eine langweilige Existenz, immer und ewig über den Wolken zu sitzen, und Nektar zu schlürfen. Da sind die Menschen noch besser daran, als wir glanzumgebenen Götter. Ihnen gestaltet sich das Leben täglich neu, aber uns ist ein Tag wie der andre.

### Merkur.

Das viele Sitzen und Schlafen macht dich hypochondrisch, lieber Vater. Du solltest den Brunnen trinken, und bisweilen ein Lavement nehmen.

### Jupiter.

Man wird nach und nach alt. Es ist ein wenig lange her, seit ich dem Eichenschleuderer Enceladus den Aetna auf die borstige Brust wälzte, und mir von Jungfer Europa Hörner aufsetzen ließ.

### Merkur.

Soll ich dir Mis Leda oder eine andre deiner alten Liebschaften rufen?

### Jupiter.

Ach, mein verdammtes Podagra!

Merkur.

Mir kommt ein Einfall. Es ist eben Leipziger Messe: Apollo soll uns seine sechs Falben lehnen, und damit fahren wir zur Erde und amüsiren uns unter dem Volke.

Jupiter.

Was ist auf einer Messe groß zu sehn? Krämer, und wieder Krämer und nichts als Krämer.

Merkur.

Um Sporn oder eine Nachtmütze zu kaufen, wär' es freilich nicht der Mühe werth; aber lustig mag es doch seyn, die närrischen Sprünge zu begucken, welche die Menschen da unten machen, seit die Hundstage des großen Weltjahrs eingetreten sind. Auch kannst du bei dieser Gelegenheit das Buch des Schicksals wieder einbinden lassen, denn die alte hölzerne Decke ist gewaltig von Würmern durchfressen.

Jupiter.

Nun meinetwegen! Sag dem Apollo, er soll anspannen lassen, aber seinen Herrn Sohn verbitt' ich mir zum Kutscher. Der alte Chronos mag das Leitseil in die Hand nehmen. Nur fein sachte, hörst du? Ich will denn doch bei dieser Reise einige Facultäten wegen meines Zipperleins um Rath fragen.

Leipzig. Gewühl der Messe.

Jupiter.

Das rennt, das schreit, das rasselt durcheinander, daß ich lieber neben dem Amboß des Vulkan stehen möchte, als hier.

Erster Ausrufer.

Kauft, Leute, kauft,
Beschnitten oder getauft!
Pechfackeln, Feuerbrände,
Lichtschirme, Lichtstrahlen,
Charaktere schwarz und roth!
Leser, sollen wir dich nicht malen?
Die Zeit bringt Vieles, nur kein Brod.
Bunter Umschlag, weiches Papier!
Wo eine Leiche fault, da schmausen wir.

Zweiter Ausrufer.

Kauft, Leute, kauft,
Beschnitten oder getauft!
Eines ist euch allen noth,
Frömmigkeit, und uns das Brod!
Mägdlein, kauft die Lust am Gebähren
In der göttlichen Niobe,
Knäblein, kauft unsre frommen Mähren,
In Bordellen wohnt das Heilige.
Blumen aus dem Dichtergarten
Von Postpapier, ganz neue Arten,
Die Göttin vom Krokodillenstrand
Mit vielen Brüsten, ohne Fuß und Hand.

Dritter Ausrufer.

Wollt ihr die neue Menschwerdung schauen,
Und kommt's euch auf zwölf Groschen nicht an,
So geht um fünf Uhr in den goldnen Schwan,
Ihr seht es gewiß mit Lust und mit Grauen,
Was Weihe und Kraft in den Hundstagen kann.
Es sitzt da der Meister mit Salomo's Siegel

Mit dem Spatel am Apothekertiegel,
Und thut da hinein vor euerm Angesicht
Ein wenig Eiweißstoff und ein wenig Sonnenlicht;
Das rühret er emsig zum Sauerstoff gar,
Und plötzlich wird's ein Mensch mit Haut und Haar[1]).

Jupiter.

Ist denn alles rein toll geworden, oder führt die ganze Stadt eine Komödie auf?

Merkur.

Ich denke, es soll noch besser kommen.

Ein Junge mit einem Guckkasten und einer Drehorgel.

Der Junge.

Liebe Herren, wollt ihr nicht in mein Loch gucken?

Merkur.

Was gibt's denn zu sehen?

Der Junge.

Spitzt so hoch ihr könnt, euer Ohr,
Gar wunderbare Dinge kommen hier vor.
Gott Vater indentificirt sich mit der Kreatur,
Denn er will anschauen die absolute Natur;
Aber zum Bewußtseyn kann er nicht gedeihen,
Drum muß er sich mit sich selbst entzweien.
Orgelum, Orgelei,
Dudeldum, Dudeldei.
Jezt hat er sich entzweit, jezt ist die Welt geboren,
Jezt säß er im ewigen Anschaun verloren;

Da kommt die Reflexion und gibt ihm die Hand,
Und mit ihr bringt er die Idee zu stand.
Orgelum, Orgelei;
Dudeldum, Dudeldei.
Die Innen- und Außenwelt schlagen sich recht breit,
Und der Mensch wird geboren aus dem Streit,
Doch könnt' er ersaufen in der Erfahrung Sumpf,
Drum faßt ihn die Freiheit mit Macht beim Strumpf.
Orgelum, Orgelei,
Dudeldum, Dudeldei.
Der Geist amüsiert sich durch Reflexion
Mit der Natur und trägt den Organismus davon*):
Auch beschert sie ihm ein närrisch Kind,
Genannt das Gemüth, ist aber taub und blind.
Orgelum, Orgelei,
Dudeldum, Dudeldei.
Die Intelligenz construirt sich in der Zeit
Als Objekt, und erkennt sich, und das ist gescheidt,
Denn aus diesen und andern Constructuren
Entstehen Lehrbücher und Professuren.
Orgelum, Orgelei,
Dudeldum, Dudeldei.
Da kommt die speculative Physik,
Ist freie Thätigkeit und voll Geschick,
Sie trägt einen Spiegel, darin, wie ihr seht,
Der Geist ungebührlich auf den Kopf geht.
Orgelum, Orgelei,
Dudeldum, Dudeldei.

---

*) Ich bin hier über die wahre Lesart nicht gewiß. In meinem Exemplar steht Priapismus, aber in den Aphorismen über Kunst heißt es ausdrücklich: Organismus.

Hier

Hier steht der Künstler in der Unendlichkeit
Gerad in der Mitte, wie's ihn erfreut,
Er berührt die Idee, die zu Wasser zerrinnt,
Und an der Möglichkeit Gränze zum Blei gerinnt.
Orgelum, Orgelei,
Dudeldum, Dudeldei. . . .
Da kommt sein ärmrer Bruder her,
Mit Sack und Stab, läuft in das Kreuz und die Quer,
Ihm verfolgt das Unbekränzte, er hängt sich wie toll
An den Mantel des Begränzten, das er ihn retten soll*).
Orgelum, Orgelei,
Dudeldum, Dudeldei.

### Jupiter.

Habt ihr denn kein Tollhaus hier?

### Der Junge.

Ach Herr, die Universitäten kosten zu viel.

### Ein Zettelträger.

Mit allerhöchster Permission:
Hier ist angekommen Herr Schnauz und Sohn,
Sie haben die wortlose Kreatur
Erhoben zur göttlichen Kunstnatur,
Und Hellas' Kothurn, erst wieder gefunden,
An ihre artistische Meute gebunden.
Sie spielen, und das ist ehrenwerth
In einer Zeit, die gar wenig ehrt,
Nicht mit Menschen, sondern mit Hunden*),

---

*) Diese herrliche Erfindung gehört unsern Nachbarn, den Franzosen, wie alle Zeitungen erzählen. Aber unsre Landsleute, welche bekanntlich alles vervollkommnen, indem sie es frei nach-

Und führen auf hiesiger Bühne auf
Des Schicksals großen gigantischen Lauf.
Heute stellen sie zum erstenmal vor
Niobe mit den Kindern und dem Chor.
Herr Spitz wird sich als Phöbos zeigen,
Und Mamsell Mops als Diana aus dem Wolken steigen.
Auch studieren sie jetzt ein den Grafen von Gleichen.

Jupiter zum Merkur.

Du hast recht, mein Sohn, es wird immer toller. Ich dächte, es ließe sich hier ein guter Handel mit Nießwurz machen. — Was steht denn da auf dem Schilde über der Thüre des alten Hauses? meine Augen sind etwas schwach.

Merkur.

Herr Novalis Octavianus Hornwunder bietet seine Dienste an in allen Arten von Schriftstellerei.

Jupiter.

Das Genie müssen wir doch kennen lernen.

Dachstübchen mit einem großen alten Tisch und einigen zerbrochenen Stühlen. Herr Novalis Octavianus Hornwunder sitzt auf einem hölzernen Bock, und flickt seinen Ueberrock.

Jupiter und Merkur treten herein.

Hornwunder.

Ah — verzeihen Sie, meine Herrn! (Er springt herab.)

---

bilden, haben dieses blose Mimenspiel auf dem Theater Montensier zum eigentlichen Schauspiel erhoben. Jede honette Familie kann sich auf diese Art ein kleines Liebhabertheater anschaffen, dessen Unterhalt eben keinen bedeutenden Aufwand erfordert, da die Mitglieder außer der Bühne keine Kleider tragen, und mit Hausmannskost vorlieb nehmen, auch ist so leicht kein Zwiespalt wegen Rollenneid zu befürchten.

Jupiter.

Nur fortgemacht, guter Freund! Ein Loch im Ermel macht doch immer einen Riß im Ansehen eines Gelehrten.

Hornwunder.

Es mag so gut seyn. Ein Schriftsteller hat nicht Zeit, sich viel mit Kleinigkeiten abzugeben. Das Leben ist lang und das Honorar kurz.

Merkur.

Was haben Sie denn da für einen sonderbaren Sitz.

Hornwunder.

Es ist das Pferd für Hypochondristen, von dem Lebensverlängerer Hufeland erfunden. Ich kann es Ihnen bestens anempfehlen, wenn Sie vielleicht im Unterleib incommodirt seyn sollten. Das Thier ist geduldig, wie der Pegasus, und wenn bei Ihnen die Kopfsteuer eingeführt ist, so dürfen Sie's nur, nach dem Muster des meinigen, ohne Kopf machen lassen. — Doch — ich habe die Herrn noch nicht einmal gefragt, wes Standes und Namens? Aber gewiß ein Paar neue Gevatterleute! ja, ja, die Herrn Buchhändler sind der wahre Talg des schriftstellerischen Lebenslichts; ohne sie wärs längst ausgeschneuzt wie eine Sternputze. Sie haben ohne Zweifel einige Büchertitel in Petto? Ich mache die Kinder, der Name mag heißen wie er will; ja, ja, ich mache sie.

Merkur.

(Einige Hefte Papier vom Tisch nehmend.)

Hier giebts ja schon Vorrath! (liest:) Ankündigung einer Zeitung für Bettler. — Von der Heiligkeit des

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wahn-

Wahnsinnes. — Über den Zusammenhang der Mystik mit dem Geschlechtstrieb. — Über die Rindviehseuche, mit einem Anhange über den idealischen Atheismus, und einigen alten Volksliedern als Zugabe.

Hornwunder.

Es sind nur Andeutungen, bloße Keime, welche auf Befruchtung zur Entwicklung warten. Sie dürfen nur befehlen, meine Herrn, was ich für Sie ausführen soll, auch hängt es von Ihnen ab, ob es eine Flugschrift werden soll, oder ein stehendes Werk, etwa von sechs bis acht groß Octavbänden. Am liebsten möcht ich einmahl etwas in Folio schreiben. Für Zeichnungen und Kupferstiche weiß ich allenfalls Rath. Dieses Haus ist ein wahres Athenäum. Im Erdgeschoß wohnt ein Künstler, der zur Nase redet; zur Linken ein andrer, welcher die Musik zum gefrieren bringt. Im mittlern Stock finden Sie einen vortrefflichen Mahler im Flüssigen, und hier neben an meine liebe Nachbarin Lucinde, übt die Kunst des Gemeingefühls exoterisch und esoterisch, nach dem Muster der alten Philosophenschulen.

Jupiter.

Möchten Sie sich nicht etwas deutlicher über diese braven Leute erklären, welche so wunderbare Dinge treiben, denn in den Schulausdrücken bin ich etwas zurück.

Hornwunder.

Haben Sie denn die herrlichen Aphorismen über die Kunst nicht gelesen? Sehen Sie, das ist mein

Gedankenbuch, da habe ich mir die Stellen eingetragen. (Er liest aus einem Hefte:)

„Parfümerie ist redende Kunst, und spricht zur Nase, Musik des Duftes."

„Baukunst ist gefrorne Musik."

„Eine Mahlzeit ist ein Gemählde im Flüssigen. Kochkunst ist Plastik des Flüssigen, die Form des räumlich Eßbaren. Das Sauere entspricht dem Rothen, das Alkali dem Violet."

„Die Kunst des Gemeingefühls zeigt sich wirksam am Lebendigen als ihrem Stoff; sie ist die Productive in der Zeugung, und der Geschlechtstrieb der Beruf zu ihr."

Jupiter.

Diese Kunst ist mir von Alters her bekannt: Sonst aber läßt die Polizei sie nicht so öffentlich ausüben.

Hornwunder.

Wer könnte — seit wir das neue Evangelium des Verfassers der Lucinde besitzen, der aber nicht mit dem Verfasser meiner Nachbarin Lucinde verwechselt werden muß — wer könnte noch Arges finden in der freien Ausübung der Liebe, dieser ältesten, kindlichsten und einfachsten Religion, welcher nichts gleich kommt, als die göttliche Kunst der Faulheit, das einzige Fragment von Gottähnlichkeit[3]).

Merkur.

Steht das alles in dem neuen Evangelio?

Hornwunder.

Dieß alles wörtlich, und noch weit mehr.

**Jupiter.**

Was die Faulheit angeht, so scheint mir der Herr Verfasser so unrecht nicht zu haben. Es ist eine hübsche Reihe von Jahren, seit ich in den Quiescentenstand versetzt bin, und ich befinde mich ganz behaglich dabei, bis auf das Zittern in den Knieen.

**Hornwunder.**

Das kommt vielleicht von der Mystik.

**Jupiter.**

Was ist das für ein Ding?

**Hornwunder.**

Ich kanns ihnen am besten mit den Worten des ebengenannten Apostels sagen: Es liegt in der Natur des Menschen, daß er alles essen will, was er liebt. Sehen Sie den ganzen Inhalt der Mystik[4]).

**Merkur.**

Ih bewahre! Ihre schöne Nachbarin wird doch ihre Liebhaber nicht aufspeisen?

**Hornwunder.**

Mitunter. Aber meine Herrn, ich habe Ihnen noch keine Erfrischung angeboten; mit einem Stilleben*) im Flüssigen kann ich nun freilich nicht aufwarten, aber Sie sollen köstlicher bewirthet werden. (Er besteigt den hölzernen Bock.) Der Dichtergarten trägt zweierlei Arten von Fruchten, excitirende und deprimirende. Sie staunen? ja, meine Herrn, einige Kunstwerke wirken excitirend, wie der Baldrian, andre deprimirend, wie das Bittersalz. Von beiden sollen Sie itzt den Effect an sich verspüren.

---

*) Stilleben nennt man in der Mahlerei die Darstellung lebloser Gegenstände, z. B. einer Schöpsenkeule, einer Weinflasche u. s. w.

Merkur.

Nur nichts, was etwa die Wirkung der Brechwurzel hätte.

Hornwunder.

Wer ergrundet je die Spur
Der allwaltenden Natur!
Auch in Thieren übet sie
Plastik und Parfümerie.

Dufte giebt die Zibetkatz,
Plastisch liebt der junge Spatz,
Und der Wiedehopf baut keck
Sich sein Nest aus Menschendreck.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Führe mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!

Nun, was empfinden Sie?

Jupiter.

Es steht so mitten inne zwischen Lachen und Weinen.

## Hornwunder.

Ich kenne ihre Natur nicht, die Dosis war vielleicht nicht stark genug. Das zweite wird wohl besser eingreifen.

Geister munkeln,
Sternlein funkeln,
glimmern, flimmern,
winken, sinken,
säuseln, flüstern,
wie die Rüstern,
in der düstern
schwarzen Nacht.
Vöglein girren,
irren, schwirren,
flirren, klirren,
klingen, singen,
dringen, schwingen,
ringen, springen,
leben, streben,
weben, schweben,
beben, heben
sich empor.
Hörner tönen,
stöhnen, dröhnen,
Töne wallen,
hallen, schallen
durch den Flor.
Ruhig kommen
nachtumglommen
angeschwommen
auf den Wogen
Schifflein angezogen;

Sternumflossen,
unverdrossen
auf dem breiten
Pfad, dem weiten,
dem bekannten,
zu fernen Landen
die Genossen
voll stiller Glossen,
ohne Possen,
all' in Hosen,
muthig schreiten,
fröhlich gleiten,
Wimpel breiten
sich, die weiten,
goldne Zeiten
wollen erstreiten
die Genossen
und entleiden
den neuen Heiden
alte Possen*).

Nun meine Herrn? — Ja, ja, im geöffneten Munde kündigt sichs an, das Versinken ins Unendliche, und im Verstummen.

**Jupiter.**

In der That —

**Hornwunder**

Stille, noch eine Charade will ich als Nachschüssel geben. Hören Sie, und üben Sie ihren Scharfsinn.

---

*) Das herrliche, zu wenig gekannte Original geben wir in dem dritten Abschnitte, oder dem Kuchengarten, wörtlich.

Zwei

Zwei Sylben bezeichnen ein Ding.
Kling, kling!
Die erste meint etwas zu seyn,
Doch für sich allein
Ist sie bloßer Schein;
Fährt aber die zweite in sie hinein,
So wird erzeugt das höchste Ding.
Kling, kling!
Der Diamant im Wesenring.

Nun rathen Sie? nicht wahr, die fünf Sinne stehen Ihnen still? Der Wahnsinn ists, ja, ja, der Wahnsinn, von welchem der begeisterte Sänger ausruft:

Göttlicher Wahnsinn,
Du allein
Fühlest des Todes Leben
Und des Lebens Tod.
Jeder Busen werd' Asche
Unter den Gluten des Wahnsinns?*)

**Jupiter zum Merkur.**

Der arme Teufel dauert mich. Ich will machen, daß er zu tode gefüttert werde, sonst bringt ihn die Polizei ins Tollhaus.

(Er berührt den Hornwunder, welcher urplötzlich in eine Gans verwandelt wird. Ein Buchhändler tritt herein. Die Gans versteckt sich schamhaft unter den Tisch.)

**Der Buchhändler.**

Das sind verwünschte fünf Treppen!

---

*) Das Gedicht, woraus diese Stelle entlehnt ist, finden die Leser ebenfalls im Kuchengarten.

**Merkur.**

Ja, die Schriftsteller wollen immer den Göttern näher seyn als den Menschen.

**Buchhändler.**

Wer von Ihnen, meine Herrn, ist der Herr Hornwunder? Doch stille, kein Wort! Ich will's errathen. Ich habe nicht umsonst zu den Füßen Galls gesessen, und verstehe meinen Schädel zu taxieren, so gut als ein Finanzrath. (Er befühlt den Kopf des Merkur.) O weh, sie haben das Diebesorgan!

**Merkur.**

Da hätt' ich ja einen fühlbaren Beruf zum Schriftsteller.

**Buchhändler** (betastet den Jupiter).

Und Sie, mein alter Herr — Sie haben das Organ der Hahnreischaft. Je nun, vermuthlich ist ihr Weibchen jung und schön. Ich bin honett, ich, ich zahle sechs Thaler zwölf Groschen für den groß Octavbogen, und gebe auch noch etwas in die Küche.

**Jupiter.**

Du bist ein Schlingel und ein Taugenichts!

Er berührt ihn und verwandelt ihn in einen Fuchs. Die Gans fängt gewaltig zu schreien an, der Fuchs springt auf sie zu und erwürgt sie.

**Merkur.**

Treib die Natur mit der Ofengabel aus, sie kehrt doch wieder. Dieser Kerl frißt seinen Autor mit Haut und Federn.

Jupiter.

Sieh, nun hab' ich mir von dieser verwünschten Reise nichts als Aerger geholt.

Merkur.

Wir wollen ins Theater gehen. Dort giebt es doch wohl etwas zu lachen.

Jupiter.

Meinetwegen.

## ANMERKUNGEN.

1) Als Commentar dienen einige Stellen aus einem neuen medicinisch-philosophischen Journal.

„Das Sonnenlicht, gefesselt von der Erdkraft, ist das Thier. Des Thieres Allerhöchstes ist Intelligenz, die sich dem Kohlenstoff anvermählt“.

„Eierweisstoff und Sonnenlicht zum Sauerstoff verdichtet, machen den Menschen.“

„Das Leben des Thieres ist ein Verbrennen.“

„Sonnenlicht und Erdkraft sind die einzigen Potenzen, durch die alles wird.“

2) Der Junge mit dem Guckkasten scheint die Aphorismen über die Kunst gelesen zu haben; seine Erklärung sind, bis auf das Stehen des Geistes auf dem Kopfe sogar, wörtlich daraus genommen.

3) Die göttliche Lucinde des frommen Fr. Schlegel ist wohl nicht in jedermanns Händen, denn die niedlichen Bettbibliotheken von dergleichen klassischen Schriften, wie die nouvelle Justine, die Elegantiae des Meursius, die Puçelle und vor allem die gefeierte Lucinde, finden sich nur bei reichen Liebhabern, darum theilen wir die hieher gehörigen Stellen zur Erbauung im Küchengarten mit.

# DER
# SÜNDENFALL.

# THEATER.

## Jupiter und Merkur unter den Zuschauern.

Der Vorhang wird aufgezogen. Die Buhne stellt das Paradies vor. Adam unter einem Baume sitzend, um ihn allerlei Gethiere.

Adam.

Es ist doch ein herrlich Ding ums Leben,
Und um den flüggen Menschenverstand!
Die Bäume, die mir Schatten geben,
Die Blumen hier im Farbengewand,
Ich fasse sie an mit liebender Hand.
Sie sind nicht ich, das seh ich wohl ein,
Das Holz ist Holz, der Stein ist Stein,
Ich bin ein Mensch, und kann kein Vogel seyn.

(Große Pause.)

Der Gott Vater, der dies alles gemacht,
Hat ein schönes Werk zu Stande gebracht.
Ohne Augen könnt' ich nicht sehen,
Ohne Füße keinen Schritt weit gehn.
Und stoß ich mir die Nase an,
So merk ich gleich, daß ich nicht vorwärts kann.

(Neue Pause.)

Eh ich war, war alles da,
Aber ohne daß es ein Mensch je sah;
Doch wärs besser, der Baum könnte sprechen,

Und

Und die Rose hätte keinen Dorn zum Stechen,
Und ich verstünde der Thiere Schrei,
Und es wäre noch ein Mensch, dann wären
unsrer zwei.

Gott Vater, in einem großen Mantel, aus welchem viele kleine Engelein die Köpfe strecken.

Gott Vater.

Adam, was treibst du?

Adam.

Ich mache Gedanken.
Vor allem will ich mich aber hübsch bedanken,
Daß du mir den Kopf auf die Schultern gestellt,
Und zum Herrn mich gemacht in der schönen Welt.
Sag nur, wie du's angefangen,
Und die Sonne da droben aufgehangen?

Gott Vater.

Ich sprach eben, es werde Licht,
Und sonst das kleinste Wörtchen nicht,
Und die Sonne kam und ging ihre Bahn.

Adam.

Ei sich doch, was der Gott Vater nicht kann!
Ich möchte wohl auch mahl etwas erschaffen,
'n Stein, 'n Blümlein oder 'n Affen,
Mich deucht, es würde mir lieber seyn,
Wenn es wäre Bein von meinem Bein.

Gott Vater.

Wohlan, es sey dir Gewalt gegeben!
Ruf aus dir ein menschlich Wesen ins Leben.

Adam

**Adam.**

Nun denn, wie Ich, geh hervor aus mir!
O weh, es sprengt mir die Ribben schier.
Mein Herr und Vater, das ist nicht zum Spaßen,
Wäre dir, so wie mir gescheh'n,
Du hättest das Erschaffen bleiben lassen,
Ich kann nicht mehr auf den Füßen stehn.

(Er fällt mit dem Gesicht zur Erde. Eva springt aus seiner Seite.)

**Eva.**

Adam, da bin ich, sieh mich an!

**Adam**

(indem er voll Verwunderung den Kopf in die Höhe reckt.)

Ei sieh doch, Gott Vater, daß ich auch etwas kann!
Potz Daus, das ist ein Ding, wie ich,
Und fast hab' ichs noch lieber als mich.
Du gefällst mir; laß uns beisammen bleiben,
Und unsre Wirthschaft mit einander treiben.

**Eva.**

Das will ich, du bist mein Männchen, du!

**Adam.**

Und du mein Weibchen auf itzt und immer.
Gott Vater, sprich doch den Segen dazu,
Denn von dieser da laß ich nimmer.

**Gott Vater.**

Ich bin zwar nicht im Priesterornat,
Doch im Paradies brauchts keinen Staat.
Gebt euch die Hände, und seht euch an! —

Ein

Ein Schelm, der das Band itzt lösen kann.
Ihr sollt euch lieben und euch mehren,
Die Kinder erziehen in Züchten und Ehren,
Und treulich theilen Freud und Leid,
So stehts in der Bibel, nun wißt ihr Bescheid!
Genießt das Schöne im herrlichen Leben,
Das Gute ist euch in Kauf gegeben;
Nur flieht mir die Schlange, den alten Wahn,
Und rührt dort den Baum der Erkenntniß nicht an. —
Itzt will ich ein wenig spazieren gehen[1]).

(Gott Vater geht ab. Die Engelein springen aus seinem Mantel und streuen Blümlein vor ihm her.)

Adam.

Und wir wollen das Paradies besehen.

(Sie gehen Hand in Hand ab.)

Satan (steigt aus der Erde hervor).

Vom Nabelort der Erde, aus der Höll' ich komm[2]),
Der Schluft, der ewig Mitternachtumdunkelten.
Nach Donnerallmacht strebte auf mein großes Herz —
Da warf mich Gottheitforderer und meine Schaar
Mit einem Blitze, einem rothgeschwänzeten,
Zehntausend Meilen tief der Nahmenmangelnde.
Hernieder in des öden Orkus Graun-Bergthal,
Wo nicht befruchtend in des Lavabodens Schooß
Der Tagstrahl sickert, Keime schwellend mit Glutkraft,
Und, wie Kometen, blutroth, in dem Nebelqualm
Die muthigen Genossen ehr- und waffenlos
Hinwall'n erseufzend in der Brust ob Schicksalsgrimm.
Nun hat Er, der den Donner lenkt am Zaumgebiß,

**Geschaffen seines Himmels Bild im Par'dies hier,**
Und schmerzlich seh ich's strahlend blüh'n hoch in der Flur auf[3])
Das Lenzgeleb' und wall'nde Lust im Süßhauchduft.
Und blüh'nde Stämm vom Goldhaar überflossen rings.
Aus Erde hat Er ein Gebild gemacht, ihm gleich,
Daß es ein neuer Schemel sey seinem Fußpaar,
Und itzt gesellt ihm eine Bettgenossin auch,
Daß sie am theuren Webestuhl der Lieb' stets neue
Stammsproß' sichtbar mach', zur Augenlust, was Gliederlust
erst war[4]); so bildet schwellend sich der Keim
In Weibes Leib zur Frucht, und aus der Frucht entwickeln
sich der frischen Keime zahllos viele frisch,
Und immer treibt das neue Reis zum Stammsproß auf.
Und ewiges Gebähren neuer Knecht' wird seyn.
Doch noch ist Satan auch, und diese Mensch'n könn'n fall'n.
Und mehren als Genossen, ihm zum Trutz, mein Reich.
Ja, trügt meine Auge, mein scharfsehendes der Blick
In Zukunft Finsternisse nicht, so mag Er wohl
Die Augenbraunen unmuthsdüster niederziehn,
Wenn sie, verleugnend ihn, mit Andacht prahlen und
Versunken in Nichtswürdigkeit von Göttlichem
Zu reden sich erkühnen, während ihr Gemüth
So scheuslich ist, daß sie sich selber Scheusal sind
Doch kommt ein Späher dort, und ich muß eilig mich
Verhüll'n, damit er nicht gewahr' den, der gefall'n.

(Er verwandelt sich in eine kupferfarbige Schlange und verliert sich ins Gras. Ein Engel von der einen, und Adam von der andern Seite.)

Adam.

Willkommen, Freund! Er hat ja Flügel?
Trägt man's in seiner Heimath so?

Der Engel.

Bei uns gehts stracks über Thal und Hügel,
Und im Nu vom Dnieper bis zum-Po,
Drum können wir nicht auf trägen Füßen
schreiten.

Adam.

Nun, nun, so lang mirs auf der Erde behagt,
Will ich mit Euch um den Schmuck nicht
streiten.
Was giebts denn Neues im Himmel, sagt?

Der Engel.

Ein Tag ist da dem andern gleich,
Darum heißt es das himmlische Reich.

Adam.

Das mag zuletzt doch Langweil machen.
Ich und mein Weibchen treiben allerlei Sachen.

Der Engel.

Ein Stück Ewigkeit ist bald verschwunden;
Wir singen zusammen einen Chor,
Und lesen in den Abendstunden
Dem Gott Vater die Zeitung für Einsiedler vor.

(Eva tritt auf.)

Adam (zum Engel).

Mein Weibchen hast du noch nicht geseh'n?
Sprich, ist sie nicht zum Fressen schön?

Der Engel.

Wir Engel haben dafür keinen Sinn.

Eva.

Ich schlief dort an der Hecke von Jasmin,
Und vor mir stand im Traum eine Leiter,
Die stieg ich hinan, bis an die Wolken und weiter,
Und hörte wunderbare Töne klingen.

Der Engel.

Das sind die kleinen Engelein, die itzt singen.

Eva.

Ach, laß mich doch auch ein Liedlein hören;
Wie es ertönt in der kleinen Engelein Chören.

Der Engel (singt).

Maikäfer flieg,
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Holderland,
Das Holderland ist abgebrannt.

Eva.

Zwar etwas dunkel ist mir der Sinn,
Doch reißt es mich gewaltig hin.

Der Engel.

Das Heilige hüllt sich in Dunkel und Grauen,
Und läßt sich nur mit dem innern Blick erschauen. —
Doch bald hätt' ich vergessen meinen Bericht,
Hört, was Gott Vater zu euch spricht:
Er läßt euch melden seinen Gruß,

Und

Und ihr sollt euch sorgsam hüten
Vor des Baumes Frucht und Blüten,
Weil er euch sonst zum Teufel jagen muß.

Adam.

Das hat er mir selbst schon eingebunden;
Und ich bewahr es mir zu allen Stunden.

Der Engel.

Nun ist meine Botschaft zu End,
Und wieder zum Himmel ich mich wend.

Adam.

Soll ich dir nicht eine Birne brechen?
Der Flug hat dich doch echauffirt.

Der Engel.

Wir Engel sind sicher vorm Seitenstechen,
Unser Körper ist Dunst, und wird nicht fatiguirt.

Adam.

Nun! glückliche Reise über Sonn' und Sterne,

Der Engel.

Ich durchschneide im Nu die unendliche Ferne.
(Er fliegt davon.)

Adam.

Das heiß ich denn doch geflogen!
Kaum scheint er noch wie eine Schwalbe groß!
Itzt ist er bereits überm Himmelsbogen,
Und sitzt vielleicht schon in Gott Vaters Schooß.

Eva

Eva.

Mein lieber Adam, ich trag ein Gelüsten:
Es brennt mir, wie Fieber in den Brüsten,
Und ruft mir im Wachen und Traum,
Steh auf, und iß vom Reinettenbaum,
Dann wirst du eine Göttin werden,
Und herrschen über Himmel und Erden.

Adam.

Ach, Evchen, gieb mir lieber 'n Tritt,
Iß nur nicht vom Apfel, sonst eß ich mit.

Eva.

Was ist's denn? Der Alte wirds nicht gleich sehen,
Auch hat er sie schwerlich alle gezählt.
Ha, mich dünkt, daß da einer fällt.
(Sie hebt den Apfel auf.)
Ja wahrlich, was Schönres hab ich nie gesehen.

Adam.

Er ist wie deine Wang' und Mündlein roth,
Aber drinnen sitzt der grimmige Tod.
Horch, was rauscht da in den Zweigen oben?
Eine Schlange streckt den Kamm heraus.

Die Schlange (auf dem Baum).

Ja, ja, diese Frucht darf den Meister loben
Sie ist 'n wahrer Fastnachtschmaus:
Mir, dem Thier, hat sie die Sprache gegeben,
Den Menschen muß sie zum Gott erheben.

Eva.

Siehst du das Wunder? nun beiß ich drein,
Und werd alsbald eine Göttin seyn.

(Sie ißt vom Apfel.)

Adam.

Ach, Diebin, du hast mir den Verstand gestohlen,
Holt dich der Böse, so muß er mich mit holen.

(Nimmt das übrige des Apfels und verzehrt es.)

Eva.

Ach Adam!

Adam.

Ach Eva!

Eva.

O weh, o weh!

Adam.

Was ists? hörst du schon den Gott Vater fluchen?

Eva.

Das nicht, mein Männchen, aber ich seh
Das ich nackt bin, und will mir eine Schürze suchen.

(Sie eilt davon.)

Adam.

In meinem Kopfe wirds sonderbar,
Alles will sich anders gestalten;
Was dunkel war, scheint mir nun klar,
Nur weiß ich nichts recht fest zu halten.

Eva (mit einem Feigenblatt bedeckt).

Adam

### Adam.

Ach, Herzensweibchen, meine Productivität
Strebt mächtiglich nach Stoff, und hat sie den in dir
Erstrebet, theilt sie dir Form mit aus innerm Drang.

### Eva.

Es strebet meine Eductivität nach Form,
Und wenn sie kühnlich deine Form erstrebet hat,
So giebt sie gern aus innerem Vermögen Stoff.

(Unsichtbarer Chor der Infusionsthierchen.)

(Strophe,)

Wenn mit hundert Armen die Gemüther
Polypenartig sich umschlingen,
Die Organismen zur Umarmung streben,
Dann, im Augenblicke höchster Wechsel-
wirkung
Geht der erste Act
Im ganzen Umfang der Natur hervor,
Ein neuer Geist tritt auf die Leiter,
Ein neu Gemüth umhüllet ihn
Mit strahlendem Zodiakalschein,
Ein neues Leben flackert auf.

(Gegenstrophe.)

Des Mannes expansive Kraft,
Giebt Flüssigkeit dem rigiden Stoffe:
Die Cohärenz, die aufs Kompacte geht,
Hat eine Gegenkraft gefunden,
Und im Antagonismus, im freien,
Wird das Anorgische Gestalt.
In Weibes Schooß krystallisirt

Ein neuer Organismus sich,
Und im lebendigsten Moment
Des Lebens, des lebendigen
Entsteht ein neu, lebendig Leben.

Gott Vater tritt auf. Eva versteckt sich.

Gott Vater.

Adam, was treibst du?
Hältst du deine Mittagsruh?

Adam.

Bin ich ein etwas, oder bin ich nur ein Schein?
Nur Eins kann seyn, und Vieles zeigt mir doch der Blick.
Das ist nur Täuschung! Eins ist alles, alles Eins.

Gott Vater.

Adam, Adam, bist du besessen?
Wahrlich, du hast von dem Apfel gefressen,
Dein Irrereden zeigt deine Schuld mir an,
Hättest du doch etwas anders gethan.

Adam.

Ich fühls, der Götter Leben ist Mathematik.

Gott Vater.

Nun muß du des Todes sterben,
Und den Tod werden deine Kinder erben.

Adam.

Es ist die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ja
Ein Vorzug höherer und edlerer Natur.
Geistlose Wesen rühmen sich der Ewigkeit.

**Gott Vater.**

Gesündigt hast du, und ich habe dir das Leben
Und zu dem Leben die Liebe gegeben.

**Adam.**

Die Sünde und die Liebe haben gleichen Zweck:
Es streben beide nach Vereinigung mit Gott.

**Gott Vater.**

Thier und Blumen schuf ich für dich,
Und du warst so undankbar gegen mich.

**Adam.**

Vier Flämmlein flammen aus dem Schooße der Natur,
Und legen ihre Excremente ab im Raum
Anorgisch ist der ersten Flamme Excrement,
Aus dem der zweiten werden Pflanzen, und aus dem
Der dritten Thier; der vierten Excrement heißt Mensch.

**Gott Vater.**

Eine Seele haucht ich dir ein,
Und gab dir ein Weib aus deinem Gebein.

**Adam.**

Der Körper will verdauen und verdaut die Seele.
Der Körper will der Nahrung und das Nährendste
Sichtbarer Nahrungsmittel ist das Weib, das hat
Gar klüglich ausgesonnen die Werkmeisterin
Natur, der Widerstand von dem zu Fressenden
Schürt mächtig des Genusses schöne Flammen an.

(Eva kommt.)

Gott Vater.

Du hast wohl recht, dich ein wenig zu schämen,
Und magst mit dem Manne den Lohn hinnehmen.
In Schmerzen sollst du Kinder gebähren,
Und euer Leben soll eine Zeit nur währen.

Adam.

Sey ruhig, Evchen, denn es kommt gewiß die Zeit
Wo kluge Kunst den Tod inoculiren kann.

Gott Vater.

Eure Unschuld habt ihr verloren,
Werdet nur für die Tugend wieder gebohren.

Adam.

Das heißt, wir sollen aus der schönen Poesie
Hinunterschreiten in des Lebens Prosa nun.

Gott Vater.

Eure unsterbliche Seel' ist dem Satan Gewinn,
Doch jammert mich euer irrer Sinn.

Adam.

Von allen Giften ist die Seel das stärkste doch*).

Gott Vater
(zu einem Cherub, der vom Himmel herabfliegt).

Führ' diese da aus dem Paradies,
Und stell dich vor die Thür mit deinem Spieß.
(Er geht ab.)

---

*) Die erklärenden Stellen siehe im Kuchengarten.

Eva.

Mir ist, als erwacht' ich aus einem Traum.
Was hier vorgeht begreif ich kaum.

Adam.

Auch ich komme wieder zu meinen fünf Sinnen.
Und sehs vorm Auge wie Nebel zerrinnen.

Der Cherub.

Viel zu spät kommt euer Bekehren,
Narren muß man mit Kolben lehren.

(Er treibt sie fort.)

# NACHSPIEL.

Straße. Egidio und Hanswurst treten auf.

Hanswurst.

Was wollt ihr hier, in dieser Geister-Stunde,
Wo jedes Sternlein sich ins Bett versteckt.

Egidio

Ach mein Gewissen, das im Schlaf mich weckt,
Genesen kann es nicht von seiner Wunde.

Hanswurst.

Ihr standet mit dem Bösen lang im Bunde,
Der nun die Pfoten nach dem Seelchen streckt.

Egidio.

Ich habe manchen losen Streich geheckt,
Doch harr ich noch auf eine frohe Kunde.

Stimme von oben.

Am Ganges blüht der Menschheit neues Heil,
Zeuch hin, und laß dort wieder rein dich waschen.

Hanswurst.

Ach, Herr, vergeßt zur Reise nicht die Flaschen,
Denn auf dem Meere trägt man wenig feil.

Egidio

Egidio.

Hast du's gehört? Die Stunde ist gekommen,
Und ich bin nun dem tiefen Gram entnommen.

(Der Teufel als Einsiedler.)

Der Teufel.

Wohin so früh, noch vor dem Morgenscheine?
Wollt ihr nicht dort in meine Klause treten?

Egidio.

Du willst uns einen Reisekuchen kneten?
Wie kommst du, Teufel, in die Kutte 'nein?

Der Teufel.

Der Mensch wird Koth, und Streusand wird der Stein:
Wer jung getollt, der lernt im Alter beten.

Hanswurst.

Der Fromme braucht kein Unkraut mehr zu jäten.
Der Teufel selber trägt den Heil'genschein.

Der Teufel.

Der Dualismus muß sich endlich heben;
Ihr zeigt zum Ganges, und ich gehe mit.
Doch siehst du hier die Leiter? fünfzehn Schritt,
Und Laura wird in deinen Armen beben.

Egidio.

Versucher, weich! Ich habe mich ermannet,
Die Reu' ist fest in meine Brust gebannet.

Der

Der Teufel.

Na, Träumer, Wohllust ist Religion,
Im Fleische muß das Wort sich offenbaren[5]).

Egidio.

Du lügst zu gern, ich hab es oft erfahren,
Und nähmst zur Stelle dir den Kupplerlohn.

Der Teufel.

Von mir geworfen hab ich List und Hohn,
Sonst konnt ich ja die Kutte mir ersparen.

Egido (halb für sich).

Gar fest gebunden mit den seidnen Haaren
Trug Laura einst mein zappelnd Herz davon.

Der Teufel.

Schon mancher hat in dieser Zeit der Frommen
Dem Freund die Freundin zum Präsent gemacht,
Das Fremde Weib heim in sein Bett getragen,
Und ist zur Ehr und Andacht doch gekommen;
Der Gegensatz wird bald ins Gleis gebracht,
Wenn ans Gemüth des Indus Wellen schlagen.

(Egidio steigt ins Fenster.)

Hanswurst.

Hör, deine Lehr' ist keine Bohne werth!
Ich wette drauf, der Schalk ist dir geblieben.

Der Teufel.

Gemeiner Sinn versteht sich nicht aufs Lieben,
Wo sich das Fleisch in Himmelsglut verzehrt.

Hanswurst.

Du hast schon öfter Schwarz in Weiß verkehrt,
Und mit den Narren deinen Spuk getrieben.

Der Teufel.

Das alles steht in Asts Journal geschrieben,
Und andre habens mit der That gelehrt.

Hanswurst.

Ich will gleichwohl zum Brama mich bekennen,
Doch halten sie dort auf Beschneidung, sprich?
Zum Kuhmist — ja, dazu versteh ich mich,
Doch möcht ich mich von nichts am Leibe trennen.

Der Teufel.

Das ist Symbol. Nur dies bewahre frei:
Eins ist vor Zwei, und Eins und Zwei sind Drei.

Hanswurst.

In dir hat Wunderwissen sich erschlossen,
Das kommt wohl von der frommen Kutte her.

(Egidio und Laura steigen aus dem Fenster.)

Laura.

An deinem Herzen flieg ich übers Meer
Baarfuß, und weih mich Brama unverdrossen.

Egidio.

Der Liebe und des Lebens Zweige sprossen,
Und spreiten Kühle in die kreuz und quer.

Beide.

Leb wohl, der Heimath friedlich träumend Land,
Lebt wohl ihr Hügel, wo die Blumen tanzen,

Und Wasserfäll' in Waldhornklang zerstieben!
Die Leiber einst ein heilig Geisterband,
Die Wolken ziehn dahin mit goldnen Franzen,
Wo Stein und Pflanz und Thier und Mensch sich
lieben.

Der geheime Rath (tritt auf.)

Mir träumt, ich hätt' ein Ordensband erhalten,
Da ward mirs wieder durch den Lärm genommen,
Drum bin ich schnell im Schlafrock hergekommen,
Zu seh'n, was hier für schlimme Geister walten.

Laura.

Ach, Vater, laß das Schicksal günstig schalten,
Ich bin gar fromm zu diesem Mann entglommen,
Kühn kam er durch die Luft zu mir geschwommen,
Und ohne ihn muß ich im Nu erkalten.

Egidio.

Kanst du verzeih'n? Ein Stern ist aufgegangen,
Sein schönes Haar glänzt in des Indus Wellen;
Und scheucht das europä'sche, alte Dunkel,
Dort sollen wir zum neuen Seyn gelangen,
Der Teufel selbst will fromm sich uns gesellen,
Ihn treibts, wie uns, zum himmlischen Karfunkel*).

Der geheime Rath.

Ja, ja, das ist's, das will mein Traum mir sagen!
Ich ziehe mit, dein Wort hat mich entzündet.

Der Nachtwächter.

Ihr Herren, hört, was euch mein Mund verkündet,
Es hat die Glocke Eins und Zwei geschlagen.

**Egidio.**

Das ist die Trias, die wir dort befragen,
Wo unser Seyn und Glaube sich begründet.

**Hanswurst.**

Was mich noch etwas an Europa bindet,
Ist nicht der Glaube, nein, es ist der Magen.

**Alle.**

Fort, fort, ins Land, wo Milch und Honig fließen,
Wo noch der Mensch in treuem Sinn bewahret,
Was ihm die Engel an der Wiege lasen.

**Der Nachtwächter.**

Ich will mich, denk ich, auch dem Zug anschließen;
Bei meinem Dienst wird doch nicht viel ersparet,
Und Nothfalls kann ich auch am Ganges blasen.

(Alle ab.)

**Unsichtbarer Chor.**

Das schöne Reich liegt fern im Meeresgrunde
Ein Tempel glänzt aus himmlischen Krystallen
Das Thor ein Klang, gefroren zu Metallen,
Und Blumen sprossen aus des Glaubens Grunde,
Ein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde
Vielfarbig nasse Andachtsflammen wallen[7],
Und brennendkühlend alle Sinnen Allen
Entrauben, süß umspielend jede Wunde.
Nicht Zaubrer blos, nein, von den Seligkeiten
Bezaubert, die er uns giebt zum Lohne,
Im eignen Garten Gärtner wohnt der Meister;
Und alle Feenhände fromm bereiten
Aus Reisstroh und aus Bambus uns die Krone,
Denn wir sind Funken aus dem Stahl der Geister.

# ANMERKUNGEN.

1) In einer christlich romantischen Recension der Runge'schen heidnisch-plastisch-christlichen Tagszeiten läßt Herr Peter Hammer — (Malleus paganismi) den Gott Vater spazieren gehen, und die kleinen Engelein müssen vor ihm herspringen und Blumen auf seinen Weg streuen.

2) Ehre dem Ehre gebührt. Die Form von Satans Rede verdanke ich dem Verfasser der Niobe, von welcher Herr Ast schreibt, daß sie, so wie der Graf von Gleichen, ganz in jenem Geiste höherer Poesie gedichtet sey, der in allen Bildungen, die Idee des reinen und verklärten Lebens durchschauen läßt. In der Niobe beginnt die Rede der Pythia folgendermaßen:

> Vom Nabelort der Erde, Delphi, wandl' ich her,
> Der Schluft, aus der ein dampfumhüllter Strahl erquoll
> Zur Zeit, als irdscher Wechsel war die Frucht der Ga.
> Nach' nicht annoch geahntem Himmel aber, trat
> Ihr dort zuerst, der Sage nach, ein Sehnen an.
> Und so drang in ihr Wesen ein der Uranos.
> u. s. w.

Wie bedeutungsvoll schimmert schon in diesen wenigen Versen die Idee des reinen und verklärten Lebens hervor!

3) Auch diese Stelle ist eigentlich der herrlichen Niobe nachgebildet. Ich setze das Original zur Vergleichung her. Der Chor ruft ihr zu:

> Strahlend blühst du hoch in der Flur auf des Duftes,
> Der dir von goldhaarblüh'nden Stämmen erwallt,
> Freudvoll im Schooß dir wurzelnd, und sendest dein Bild
> Neu in die ausströmenden Goldquellen hin.
> Weib du, des Stadtummauerden Jünglings,
> Der Gesang ward, Stein anführend,
> Als er dein Theba umbaut, u. s. w.

4) Auch hier muß ich bekennen, daß ich dieses liebliche Bild geborgt habe, ich weiß nicht mehr ob aus der Niobe oder dem Grafen von Gleichen. Dasselbe gilt auch von den kühnen, geschleiften, gestoßenen Tönen oder Ellipsen, welche der Verfasser der eben genannten Stücke mit wahrer Virtuosität in unsre Sprache eingeführt hat, und wodurch sie eigentlich erst musikalisch wird, weswegen denn auch die Bergkuppen und Schluchten

als solche geschleifte Töne anzusehen sind, wie auf der Kutte des Einsiedlers mit mehrerem zu lesen ist. Daß ich aber freilich in der Nachbildung hinter dem Originale geblieben bin, kann der geneigte Leser aus folgender Stelle ersehen.

### Die Frauen aus Bagdad.
(Im Grafen von Gleichen.)

Wir verließen ach, den schönsten Wohnsitz
Aus Bagdad entflieh'nd, durch Arabia's
Gefild kommend nach Joppe,
Segelnd die Insel vorbei, beherrscht
Vormahls, griechische Göttin, von dir,
Sammt reizenden Mädchen;
Allwo nun in dem Keuschheitsbündniß
Die christlichen Streitführer,
Die mit dem purpurnen Kreuz auf dem Schneegewand,
Vor meiner Stadt ich steh'n sah,
Soll'n in Hall'n leb'n, denen kein Weib darf nah'n.
Es erzählten dies die Schiffer
Mir Fernschau'nden von Kiel ihr Ufer.

*) Die Offenbarung im Fleische hat zuerst Friedrich Schlegel deutlich erkannt, und in der, leider! unvollendeten Lucinde eine ausführliche Exegese darüber gegeben. Und wie schon bezeichnet ist diese mystische Vereinigung von Geist und Fleisch in dem Schlusse des Grafen von Gleichen! Bekanntlich hatte der Graf, der nach Palästina zog, zu Hause eine Frau, und im Morgenlande fand er eine Geliebte, Halef mit Nahmen, und die brachte er mit sich nach Thüringen als seine zweite Ehegenossin, und die erste war darob höchlich erfreut, weil die Heidin in ihrem Manne Christentum gefunden und erkannt hatte.

Der Graf von Gleichen.

O wunder — wunder ja höchst wundervoller Zug
Von meinem Weib und dieser Heimathsflur hinweg,
Und wundervolle, herrlich sel'ge Wiederkehr
Zu den Geliebten und von mir Verlaßnen nie,
Mit der, die mich erleuchtet hat auf dieser Fahrt!
Der Schein des Morgensternes, wundervoller Gott,
Hat bei der Nacht, manch Jahr hindurch, auf mir geruht,

Und ist gewandelt, mich geleitend, mit hierher.
In während ich ihn deutend, als ein Finsterniß
Gehörig, und sein Wesen doch so schön erschau'nd,
Mir bang den holden Reiz gestand der Nachgeburt,
Und nicht mein Wesen konnte fassen, wenn es mich
Zog, wie auf Himmelsweise, zu dem Holden hin.
Doch nun ich heim vom langen Zuge bin gekehrt,
Erkenn ich, wie des Morgens lichter Stern es war,
Der einst zum Heiland hohe Weisen schon geführt.
Und da ich Halef, seinen Schein dir innen ruh'nd
So tief, daß ich ihn wieder find' aus jeder Nacht
Heraus, nunmehr mit meiner Seele hab erkannt,
Von dem Erkannten aber reden muß der Mund,
So will ich dich mit Worten, welche du aus mir
Zu lang entbehrt hast, nun umarmen, und damit
Dein eignes Wesen führen dir nun wieder zu.

Halef.

So komme du viel Theurer, denn ich harre dein.

Der Graf.

Und ich den Gürtel nehme dir, wie das Gewand
Vom Leibe weg, auf daß du siehst den himmlischen!
Denn himmlisch erst gewiesen, blüht er himmlisch dir.
Ein sel'ger Spiegel seiner wonnereichen Flur
Des Morgenlands, das früh erfahren Gottes Huld.
Drum auch ist dort nicht Erde, noch die Erde mehr,
Nein, ein von seinem Wesen süß beseelter Leib,
Voll Kraft, statt wuchernden Gesträuches, Blumen, die
Im Blumenreiche Bilder sel'ger Engel sind,
Zur Wonne nachtbefangner Menschen auszublühn.
Von Gottes unsichtbaren Waldhornklang geweckt.
Tönt dieses nun dem Menschen, dessen Leib bereits
Der lieblichen Verschönung höchste Blüt' erreicht,
Wird der bei Leibern suchen noch das Schönre woll'n,
Und ausblühn einen schönern, der nicht möglich ist.
Wird ihm des Waldhorns Klingen nicht die Stimme seyn,
Errufend einen himmlischen Bewohner für
Den an der lichten Himmelsmark schon steh'nden Leib,
Der selig dann, wenn jener seinen Einzug hält.

Und

Und er ihn in sich hegend durch die Erde zieht.
Wie nun in schlechter Dinge Spiegel sich der Geist
Kann offenbaren, ist es mir geschehn mit dir;
Denn, weil ich wahren Eifers voll ins Morgenland
Fromm bin gezogen, hat es mir vergönnt der Herr,
Daß ich dich als ein Abschied seines Wesens, wie's
Da lieblich reuchet, wo's erblüht am herrlichsten
In mein geliebtes Deutschland habe führen soll'n.

[6] Ein jeder unsrer mystischen Dichter sucht etwas, das er nicht finden kann, und worüber er sich zergrämt, bis das Honorar vom Buchhändler einläuft, als Symbol des Höheren, Unbekannten. In ältern Zeiten suchten viele einen kostbaren Stein, den die Kröte in ihrem Kopfe verwahren soll; die Neuern laufen nach dem Karfunkel umher, worauf sie vermuthlich gekommen sind durch das Geheimnißvolle in dem Spruchworte: Es glänzt wie der Karfunkelstein vor dem Ofenloch. Auffallend ists, das keiner durch das Lesen des romantischen Ariosts auf den so natürlichen Einfall geräth, das ihm abhanden gekommene, wohlbekannte Fläschgen im Monde zu suchen.

[7] Das Wasser ist eine nasse Flamme sagt Novalis.

Es wird übrigens dem geneigten Leser nicht entgehen, daß dieses Nachspiel der erste Versuch eines dramatischen Gedichts in Sonetten ist. Zwar kommen schon in dem Trauerspiel Egidio im Dichtergarten einzelne Klinggedichte vor, und der Herausgeber der Comödia divina kann nicht leugnen, daß der Verfasser jenes sinnige Product genialer Weiblichkeit bei seiner Komposition vor Augen gehabt habe, allein ihm gebührt doch ob der zum erstenmahle versuchten Totalität der Form, in welcher das Ganze, wie ein dahinsterbender Klang, geistermäßig verfließt, und das Gemüth zu wunderbarer Ahnung erregt, der schönste Karfunkelstein oder ein Exemplar des Dichtergartens als Preis.

# DES DICHTERS
# KÜCHENGARTEN.

## DER GARTEN.

Viel Blümlein sich im Gärtlein mir erschließen,
Und strebt ihr Leben tief in mich hinein,
Dazwischen Scherblein von Karfunkelstein,
Daß mir das Herz vor Sehnsucht will zerfließen;
Und sich einander Kohl und Erbsen grüßen,
Und beten still im goldnen Abendschein,
Und Englein schlüpfen aus des Himmels Schrein,
Und Knoblauch, Rettich, alles will entsprießen.
Geheimnißvoll umarmen sich die Reben,
Und ihre Thränlein deuten Lieb und Lust,
Des Feldes Düfte lieblich musiciren:
Ein jedes Leben strebet in das Leben,
Zum Wunderklang wird jeder Hauch der Brust,
Und jeder Klang zum Tempel will gefrieren.

## DARINEL.

Des Schäfers Loos muß ich dem Thau vergleichen,
Der schweift wie duft'ger Geist still durch die Nächte.
Ihn nähren Träume süßer Zaubermächte
Mit goldnem Aether, den sie gern ihm reichen.

Und

Und wenn dem Licht die nächt'gen Bande weichen,
Blinkt er als Perl, und senkt in die Geschlechte
Der Blumen sich, auf daß ihn dort umflechte
Der Strahlenglanz, die früh zu ihnen schleichen.
Der Schäfer, so von Träumen süß genähret,
Bei Nachtzeit darf, sobald der Tag beginnet,
Sich in das Thal wie Thau in Blumen tauschen.
Da mag er dann an holder Erde hauchen,
Bis Lieb' auf ihn in Sonnenstrahlen rinnet,
Ihr Gold ihm mittheilt, und ihn süß verzehret.

Vom Verf. des Lacrimas.

---

Des Dichters Loos muß ich dem Thau vergleichen
Der schweift als nasse Flamme durch die Nächte,
Ihn nähren Träume hoher Zaubermächte
Mit Waldhornklängen, die sie gern ihm reichen.
Und wenn dem Licht die nächt'gen Bande weichen,
Blinkt er als Perl, und senkt in die Geschlechte
Der Blumen sich, auf daß ihn dort umflechte
Der Strahlen Glanz, die früh zu ihnen schleichen.
Der Dichter so, vom Wahnsinn süß genähret,
Bei Nachtzeit darf, sobald sich Tag verbreitet,
Sich in das Lied, wie Thau in Blumen tauchen.
Da mag er denn an holder Erde hauchen,
Bis Leib auf ihm in Sonnenstrahlen reitet,
Ihr Gold ihm reicht, und es sammt ihm verzehret.

---

Dari-

## DARINEL.

Ich sah so herrlich durch die Zweige leuchten
Den Jägerjüngling, daß ich seiner Wunden
Vergaß, den Jugendschmuck, den ich gefunden
Nur fühlend, und vor ihm die Knie sich beugten.
O Strahlen! diesen Thalen euer Leuchten
Hat wunderbar des Schäfers Sinn gebunden,
Weilt darum hier recht viel und lange Stunden,
Um glänzender mein Auge noch zu feuchten.
Ach, Gründe, wenn ihr, was in euren Dichten
Sich heut gezeigt, mir könntet fest erhalten!
Euch ists ja Schmuck, was mir, kann ich nicht sagen.
Denn mich wehts an, wie Leid so nicht zu tragen,
Wenn ich bedenk, es wird nicht immer walten
Des Jägers Schönheit hier bei schatt'gen Fichten.

Vom Verf. des Lacrimas.

## CALDERONE.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde,
Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
Ein Wunderschloß, wo blitzend von Metallen
Die Blümchen sprossen aus dem lichten Grunde.
Ein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde,
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch duftend, kühlend alle Sinne allen
Entrauben, süß umspielend jede Wunde.
Nicht Zaubrer blos von diesen Seligkeiten,
Bezaubert selbst wohnet zum schönsten Lohne
Im eignen Garten selig selbst der Meister:

Drum

Drum sollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamantne Krone,
Dir Calderone, Sonnenstrahl der Geister.

## BUNTE STEINCHEN UND GLASSCHERBEN AUS NOVALIS.

Das Weib ist das höchste sichtbare Nahrungsmittel, das den Uebergang vom Körper zur Seele macht.

Im Thierreiche ist die Natur am witzigsten, und durchaus humoristisch.

Die Denkorgane sind die Naturzeugungstheile.

Die Pflanzen sind die Mädchen, die Thiere die Jungens der Natur.

Schlaf ist Seelenverdauung; der Körper verdaut die Seele.

Es giebt vier Arten von Flammen; ihre Excremente sind: 1) unorganische Naturen; 2) Pflanzen; 3) Thiere; 4) Menschen.

Je lebhafter das zu Fressende widersteht, desto lebhafter wird die Flamme des Genusses seyn. Das Weib ist unser Oxygen.

Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen geistloser Wesen.

Liebe ist durchaus Krankheit.

Inoculation des Todes wird künftig nicht fehlen.

Die Seele ist unter allen Giften das stärkste.

Das Leben der Götter ist Mathematik.

**Wohllust, Religion und Grausamkeit** sind innig verwandt, und haben eine gemeinschaftliche Tendenz.

Tugend ist Prosa und Unschuld Poesie.

Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist Zweck der Sünde und der Liebe.

## CHOR AUS DER NIOBE.

Was kennt ihr von der süßen Kraft Jungfrauen wohl,
Den Frau'n, des Leibes Hochzeitbett umblühend erst?
Zwar war auch der Mädchenschmuck ein hold Geschenk,
Den Jüngling anziehend, Durst jedoch erregt er nur!
Tief ins Thal ihn trieb er frei; mir aber ward
Hartzwingende Zier, scheu zu entflieh'n,
Sproßte sein Blick in Lust auf.
Trugwahn ists nur, uns gebe der blüh'nde Schmuck
Wonn', und sei's der Stund' im Duft wohl.
Nein, ein bedrängender Schmerz geht dann von ihr
Sehnsücht'gen Weh's, Anhauch nach dir,
Der Segen der Frucht ins Blüh'n legt.
Weht er erst ins Innere durstend nach ihr
O! so umquillts gleich Bienenkast
Allstets das Herz, süß fühlt sich der Frucht-
Keim, hold schon ists ihn ernähren im Schooß
Aber höchst hold sehen ihn schwell'n.

## KLATSCHROSEN.

### AUS DER NIOBE.

Laßt den seligen Garten nicht ausdürr'n,
Süß von den Bächen durchrieselt, womit
Hoffende Jungfrau'n erröthendes Antlitz
Hochansteigender Waldstämme Schönheit,
Wohllustbring'ndes Quell'n aus dem Busen!
Wässert und nährt die sich opfernde Mutter.
Sie nur stirbt nie, sondern sie pflanzt sich
Fort im neuen Geschlecht, steht blutvoll
Ihr erst der Garten, und weht frucht-
Weckend an, was sich gern nach ihr hinbeugt.

Entsagen sich der Menschenzeugung können die
Olympier nur, weil sie nicht Gleiches ihnen giebt,
Wie mir, und doch vermögen sie des Weibes Bett
Nicht zu entbehren, da erliegend, wo aufs neu
Der Schönheit Gürtel hold den Schooß der Jungfrau
deckt,
Gern in des süßen Bades Fesseln gehend ein.

Wie nun die Feldstallung nicht süßre Früchte kennt,
Als die am Herzen unterm grünen Kleid gepflegt,
So auch die Frau, die gern am theuren Webestuhl
Der Lieb, im Stammsproß sichtbar macht, was sie
beglückt,
Zur Lust der Augen, was erst Lust der Glieder war.

## TROST.

Wer tief gebückt im Staube
Mit mattem Angesicht
Umsonst der Hoffnung Traube
Sucht in dem Dämmerlicht;
Wem also weh geschieht,
Wächset aus dunkelm Laube
Der Himmel süße Glaube,
Ein Blumenkelch, zur Ewigkeit gericht.

Aus dem Dichtergarten.

## SONNET.

Wenn Blüten neu in goldner Frucht entstehen,
Gewinnt das starre Gold ein quellend Leben,
Es strömet glühend in des Weinstocks Reben.
Die es zu einem Tempel ausersehen;

Aus ihrem Schooße soll die Flamme wehen.
In der das Gold sich blähend will erheben,
Der Erde Fesseln freudig zu entstreben,
Läßt es des Himmels Tiefe in sich sehen.

Zerschmolzen in der heißen Glut der Liebe
Mag erst das Gold das heil'ge Recht erwerben,
Als Blüte einst das süße Licht zu grüßen;

Die Himmelsblume muß aus Klüften sprießen,
Die Starrheit in sich selbst zerrinnend streben,
Damit der Erde nie der Geist verbliebe.

Aus dem Dichtergarten.

# LIED.

## NACH EINER STERNENMELODIE.

Sternlein funkeln,
Glimmern, schimmern,
Winken, sinken,
Säuseln, flüstern
In der düstern
Schwarzen Nacht,
Vöglein girren,
Flattern, schwirren,
Klingen, singen,
Dringen, schwingen,
Fliegen, heben
Sich empor.
Stille schweben
Blasse Schatten,
Rings hervor.
Auf der Felder
Grünen Matten,
In der Wälder
Dunklem, stillen
Hehren Kreise,
Durch den grauen
Umflorten Auen
Düstre Hüllen
Flüstern leise,
Leise, leiser
Gute Geister,
Ruhig kommen
Nachtumglommen
Auf den Wogen

Schifflein angezogen,
Durch die weiten
Blumenfelder,
Durch die Wälder
Sternumflossen
Auf dem breiten
Pfad, dem bekannten,
Zu fernen Landen
Die Genossen
Voll stiller Glossen
Muthig schreiten.

Des Stromes hellen
Klaren Wellen
Von Nacht umgossen
Itzt die Jungfrau,
Die unentschlossen
Auf der stillen
Nacht Verhüllen
Zitternd baut,
Verschämt die reinen,
Zarten feinen
Glieder anvertraut,
Vöglein lauschet,
Stiller rauschet
Selbst die Flut,
Voll süßer Lust
Und sanfter Glut;
Furchtsam schwillet,
Frei vom Bande,
Unverhüllet
Aus dem Gewande

Die schwamm'ge Brust,
Schüchtern steiget
Aus dem Kleide,
Das ungern weichet
Weich wie Seide
Der schlanke Leib,
Und die zarten
Lustgeparten
Vollen, runden
Hüften eilen
Nachtumwunden,
Granitsäulen,
In des blinden
Grauen Alten
Arm, dem kalten
Zu verschwinden.

F. Lassaulx.

## SÜDDUFT.

Im Herzen wohnt ein unaufhörlich Sehnen,
Zu wogen in des Südens Farbentanze,
Berauscht in Blütenstaub der Pommeranze,
Hinwegzufliehn auf wohllustvollen Tönen.

Wo fern die dunkeln Meeresstrudel dröhnen,
Zu baden am Gestad im Abendglanze,
Mit einem selbst gezognen Lorbeerkranze
Die heiße Stirn zu kühlen und zu krönen.

So ist in mir ein ewiges Erglühen
Nach einem Süd der Lieder und der Liebe,
Sanft badend in geheimnißvollen Wogen.

Es

Es klingt vor mir ein nah'nder Regenbogen,
Daß ich nicht immer so entfernet bliebe,
Kann hin und her auf ihm der Bote ziehen.

# TODTENBLUMEN.

## AUS DER LUCINDE.

Unter den Gestalten und Situazionen der Freude ist eine die witzigste und schönste, wenn wir (Herr Fr. Schlegel und seine fromme Lucinde) die Rollen vertauschen, und mit kindischer Lust wetteifern, wer den andern täuschender nachäffen kann, ob dir die schonende Heftigkeit des Mannes besser gelingt, oder mir die anziehende Hingebung des Weibes. Aber weißt du wohl, daß dieses süße Spiel für mich noch ganz andre Reize hat, als seine eignen? Es ist auch nicht blos die Wohllust der Ermattung, oder das Vorgefühl der Rache. Ich sehe hier eine wunderbare, sinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen, ganzen Menschheit. Es liegt viel darin, und was darin liegt, steht gewiß nicht so schnell auf, wie ich, wenn ich dir unterliege.

Es liegt tief in der Natur des Menschen, daß er alles essen will, was er liebt, und jede neue Erscheinung unmittelbar zum Munde führt, um sie da, wo möglich, in ihre ersten Bestandteile zu zergliedern. (Zum Beispiel die Wilden, von denen die ersten Europäer aufgefressen wurden.)

Die

Die Zeit ist da, das innere Wesen der Gottheit kann offenbart und dargestellt werden. Im Herzen unschuldiger Frauen ruht das heilige Feuer der Wohllust. — — Man könnte alle Jünglinge eintheilen in solche, die das haben, was Diderot Empfindung des Fleisches nennt, und solche, die es nicht haben. Eine seltene Gabe! Auf dem gemeinen Wege kommt man nicht dahin.

---

In der That, man sollte das Studium des Müßiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion bilden! Um Alles in Eins zu fassen! je göttlicher ein Mensch ist, oder ein Werk des Menschen, je ähnlicher werden sie der Pflanze. Diese ist unter allen Formen der Natur die sittlichste und die schönste, und also wäre ja das höchste, vollendetste Leben nichts als reines Vegetiren.

---

Leichtfertige Gespräche müssen geistig, zierlich und bescheiden seyn, so viel als möglich, übrigens aber ruchlos genug, denn lassen kann und darf man sie doch nicht. Es wäre ja grob, mit einem reizenden Mädchen so zu reden, als ob sie ein geschlechtsloses Amphibion wäre. Es ist Pflicht und Schuldigkeit, immer auf das anzuspielen, was sie ist und seyn wird. —

---

## AN FRIEDRICH SCHLEGEL.

Es fühlt der edle Baum ein heftig Brennen
Im saft'gen Mark und in der starken Rinde
Er drängt, wie er sich aus dem Bodengründe,
Ins freie Blau dehnt er die grüne Sennen*).

Dem Fernen muß er seinen Trieb bekennen,
Daß Edles sich zum Edlen liebend finde,
Die frischen Kronen gleiche Kraft verbinde,
Sich göttlich aus dem Staube loszutrennen.

Wenn das Gemeine Eitelkeit verkündet,
Lichtscheu Gewürm den hehren Adler schmähet.
Der Welt, wer für sie ringt, verborgen bliebe.

Ist eines nur, was sich zur Sonne drehet,
Und, wie die Welt sich sträubt, sie doch entzündet,
Flammender Geister Einigung und Liebe.

## AN TIEK.

Allmächt'ger Drang der ersten, großen Triebe!
Musik erklingt in feierlichen Schlägen,
Wenn sich des Alls erneute Kräfte regen,
Der Erzbaum wächst im funkelnden Geschiebe,

Was Lenz empfindet, treibt wie es sich übe
In dieser Fuge mit sich zu bewegen,

---

*) Über die eigne Sprache unsrer Romantiker sehe man die Vorrede von Jean Paul.

Denn

Denn Zorn und Liebe ringen sich entgegen,
Die Fuge schließt im Gloria der Liebe.

So glüh'nde Zeit ward nimmer noch gefunden,
Als jene Zeit der ersten Feuer-Reine,
Die euern Bund, ihr Herrlichen, gegründet:

Als Friedrich Schlegel Morgenroth entzündet,
Mit dir Novalis Abendroth entzunden,
Gestirne badeten im Purpurscheine.

Isidorus.

---

## DITHYRAMBE.

Fasse mich, Sturm der Liebe,
Daß ich entgegen, entgegen
Stürze dem Zug
Trunkener Thirsusschwinger!
Sey mir gegrüßt,
Lieblich grünender Stab,
Neues Zeichen der Gnade,
Thyrsus des Kreuzes,
Sey mir gegrüßt!
Frohlocken zieht vor dir her,
Himmlische Kühle
Rauscht der Epheu des Schmerzes
Und die Rebe der Lust.
Reicht mir den Becher!
Wie der Geist
Durch die Adern mir wüthet!
Wie er im Herzen dröhnt!
Wie er die Sonne mir löst!

Hochgelobt sey der Wein,
Köstlich jedem die Gabe! —
Jeder Busen werd' Asche
Unter den Gluten des Wahnsinns.
  Göttlicher Wahnsinn,
Du allein
Fühlest des Todes Leben
Und des Lebens Tod,
Dir ward gepreßt
Der Trauben süßeste,
Löste vom Fleich sich
Duftender Saft,
Löste die Welt sich
Im Blut.
Licht ward das Blut,
Die Sonnenüberschwemmung
Rollt jauchzend dahin.
  Herrlich ist, der da kommt,
Der Sohn der Jungfrau!
Des Weines Geber,
Der nach Indien zog,
Ueberall pflanzte
Des Weinstocks laubige Frucht.
Wasche mich, Blut des Lammes,
Daß ich rein,
Daß ich werth sey zu wandeln
Mit im orgischen Zug,
Daß ich schwinge den Thyrsus,
Daß ich küsse das Kreuz,
Und pflanze des Weines
Segnendes Wunder
Unter den Völkern fort. —

Sein Blut geläutert
Zu Licht,
In der Sonnenflut
Schwimmt die Welt,
Brauset ihr Wogen,
Ihr Oceane durch einander,
Schlagt zusammen über der Welt
Sonnenüberschwemmung,
Ueber die hohen Gebirge weg,
In den Tiefen Sonne,
Im rauschenden Bacchanal.
Untergehend die Welt,
Und fortgeschlagen auf der Sonnenwelle,
Aufgebrannt zu Gott,
Und der Geist Gottes
Webt auf den siedenden Wassern,
Sonne verzehret den Sonnenstrom,
Und die Welt geht unter
In Gott.
Rolle heran
Und berausche mich
Zuckender Strom!
Schlinge hinunter mich,
Dann hinauf, Gott an,
Mit dem schwindelnden Strahl,
Tödte mich, Wahnsinn!
Göttlicher Wahnsinn!
Gelobt sey das Kreuz
Und der da kommt, Jesus Christ!!

Isidorus.

---

## RAIMUND.

Was werd ich einst noch in der Welt beginnen?
Cäcilia, die mit tausend, tausend Banden
All' meine Geister zu sich hingezogen;
Aus deren Augen Nächt' und Sonnen rinnen,
Vor der sich That und Muth verwandelt fanden,
In armes Seufzen ist mir ja entzogen!
Hülfreiche Stern' am hohen Himmelsbogen,
Mildthät'ge Kräfte, stillen Nächten eigen,
Dann Stürme, die der Wolken Felsen brechen,
Und laut in Lüften von dem Siege sprechen
Gewalten, die dem Meer sich sieghaft zeigen,
Hab ich oft an mit Inbrunst flehen müssen,
Gerufen: Ach! laßt mich die Mittel sehen,
Nur einen Strahl im Aug' ihr zu erregen,
Der für mich scheint, daß meine Seel ihn habe,
Zum ruh'gen Grabe sich hineinzulegen.

Vom Verf. des Lacrimas.

## LEUCADIO.

In die, den Winterschlaf erharr'nde Erde
Streut jetzt der Ackrer seiner Hoffnung Saaten,
Und mir, den unbeschenkt mit holden Mathen
Der Herbst ließ, sät er überall Beschwerde.

Daß ich gequält nicht von Erinnerung werde
Des vielen süßen, welches an mir thaten

Der

Der Sommer und das falsche Huld-Errathen
In mir sie nicht verkündender Gebehrde.

Wollt ich den nicht vergrünten Wiesen, denen
Unabgeerndtet stehn die Angedenken
Der wahngebohrnen Liebe heut entgehen

Im blätterlosem Wald, und konnt ich wähnen,
Mich würd' es hier in solche Wehmuth senken,
Fernher durch dürre Zweig' ihr Haus zu sehen?

Von demselben.

## AN ROTTMANNER.

Edler Kräftling, Heil dem frommen Muth,
Der das schnöde Lutherthum versöhnet
Und den Schatten Hildebrands versöhnet,
Ach, mit Dinte, nicht mit Sachsenblut!

Schüre christlich die romant'sche Wuth,
Horch, wie schon der Bauch der Erde dröhnet,
Und die Höll' in Assonanzen stöhnet,
Lechzend nach der neuen Heidenbrut.

In die Rechte nimm des Dreschers Flegel,
Mit der Linken schwing den Rosenkranz,
Und beginne keck den Heldentanz!

Sprich das Credo nach von Friedrich Schlegel,
Und Apoll wird scheu mit Luther flieh'n,
Und Lucinde keusch ins Bett dich zieh'n.

# IM WALDE.

Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht,
Freigegeben alle Zügel
Schwingt sich des Gedankens Macht.
Hört in Lüften ohne Grausen
Den Gesang der Geister brausen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der starken Triebe wild,
Wird zur schönsten Liebesfülle
Durch des Geistes Hauch gestillt,
Schöpferischer Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Ewigs Rauschen sanfter Quellen
Zaubert Blumen aus dem Schmerz,
Trauer doch in leisen Wellen
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernabhin der Geist gezogen,
Die uns locken durch die Wogen.

Herrlich ist der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze, schwanger mit dem Tod,
Rasch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefordert.

Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht,

Wie der Held in Rosses Bügel
Schwingt sich des Gedankens Macht
Wie die alten Tannen sausen
Hört man Geisterwogen brausen.

## ENTSAGUNG.

Noch hatt' ich kaum entsagt dem niedern Streben,
Ruft blinder Wahn mich schon zu neuen Kriegen,
Aufs Neu in enge Fesseln mich zu schmiegen
Soll ich nicht auf zu lichten Räumen schweben.
Doch schwur ich Haß dem engbeschränkten Leben,
Ich trachte nicht im Knabenspiel zu siegen,
In schönern Fesseln wünscht der Geist zu liegen,
Der Dichtung holden Armen hingegeben.
Wohl kann das Volk den hehren Trieb nicht fassen,
Es hält für Flucht den Flug nach höhern Welten.
Und wähnt Verrath den Rath der bessern Seele:
Doch acht ich klein der rohen Menge Schelten;
Treibt euch herum im Sturm von Lieb und Hassen,
Indeß ich mich der Himmelsbraut vermähle.

Karl Rottmanner.

## ANTWORT.

Entsage doch einmahl dem tollen Streben,
Ein Schilfrohr taugt nicht, Riesen zu bekriegen,
Beschränkte Kraft muß sich bescheiden schmiegen,
Zaunkoniglein kann nie zur Sonne schweben.

Der

Der Freuden hat auch ein beschränktes Leben,
Kannst am Neujahr als Bohnenkönig siegen,
Und mit den Gästen an der Erde liegen,
Der menschlichen Begeistrung hingegeben.

So etwas kann das Volk noch immer fassen,
Der Böse lockt dich mit Besitz von Welten,
Und lüstet nur nach deiner armen Seele!

Nicht immer sinnlos ist des Volkes Schelten,
Und seine laute Lache ist kein Hassen,
Wenns sieht, daß sich die Windsbraut dir vermähle.

Sirius.

## AN CALDERON.

In deiner Dichtung Labyrinth versunken,
Wo in des ew'gen Frühlings Jugendflore
Die Schönheit Himmel wird, die Lieb' Aurore,
Und alle Blumen lichte Sternenfunken,

O Calderon! Du hier schon Gottheit trunken,
Herold der Wonne, Cherub nun im Chore,
Sey dir mein Gruß gesandt zum sel'gen Ohre,
Und hohes Heil und Gloria*) zugetrunken.

Doch welcher Trank mag dazu würdig dienen,
Von allem, was umarmt von brünstgen Sonnen
Aus Trauben ihrer Busens träuft die Erde?

---

*) Gloria heißt in einigen Gegenden Deutschlands ein Gemisch von Kaffee und Branntwein.

Nur jene Reb' an Vesuvs Flammenbronnen
Entsproß, daß sie in fließenden Rubinen
Lacrima Christi, frommer Nectar werde.

A. W. Schlegel.

## AN DEN PARODISTEN

### DES VORSTEHENDEN GEDICHTS*).

Wie bist du doch in Tollheit tief versunken!
Du sitzest da im schönen Frühlingsflore,
Und schimpfest christlich fromm, wie ein Hallore.
Und faules Holz nimmst du für Sternenfunken.
In Nüchternheit stellst du vorm Volk dich trunken
Und schreiest mit dem Sumpfgeschlecht im Chore,
Das Grauthier trinkt mit seinem langen Ohre
Die Töne, und wird gleichfalls wahnbetrunken.
Was könnte dir statt Musenbornes dienen?
Nichts dessen, was umarmt von brünst'gen Sonnen
Aus ihrem keuschen Busen träuft die Erde!
Nur jener Trank aus einem Feuerbronnen,
Der auf der Nas' erglänzet in Rubinen,
Fusel ist werth, daß er dir Nektar werde!

## MOHNKÖPFE.

Dem Mann giebt in seiner Liebe das Weib den Stoff, in den er seine Form hinüber trägt; dem Weibe giebt der Mann die Form, an der es den eignen

---

*) In Karl Rottmanners Frühlingsblumen.

Stoff zur Gestalt erhebt. Das ins Unendliche sich Verbreitende verfließt mit dem ins Unendliche sich Zusammendrängenden zur schönen Endlichkeit.

In Irritation der entsprechenden Organe ergießt sich unmittelbar beim Manne der Affect; die geregte Muskelkraft strebt nach außen hin, und sucht den Gegenstand, in dem sie plastisch sich beweisen könne.

Unter eine Zweiheit müssen die Gegensätze (Mann und Weib) sich vertheilen, und diese Zweiheit in sich gesondert darzustellen, ists, wohin das Streben in der Zeugung geht. Im Momente einer neuen Zeugung, in dem die Gezeugten in einander sich verlieren, ist der Moment der höchsten Einheit in der Entzweiung, und in diesem Augenblicke nur ist das Ideal der ersten Zeugung dargestellt.

Wenn bei der Zeugung der Moment der Empfängniß in die Aktion des Mannes und die Passion des Weibes fällt, ist das Erzeugte ein männliches Individuum; wenn hingegen der Augenblick der Konzeption auf die Reaction des Weibes und die Passion des Mannes trifft, so wird ein weibliches Individuum*).

Die Kunst des Gemeingefühls muß sich am Lebendigen, als ihrem Stoffe, wirksam zeigen, sie ist also die productive in der Zeugung, und der Geschlechtstrieb der Beruf zu ihr.

Aus den Aphorismen über die Kunst.

---

*) Die Entdeckung ist goldeswerth, und die Damen werden daraus einsehen lernen, wie wichtig das Studium der Aesthetik auch für sie sey.

## AN TH.

Von deinen Lippen möcht' ich Wonne trinken,
Durchglühet von dem Purpur deiner Wangen,
Ach! bald dann würd' ich stillen mein Verlangen,
Dir an den Busen, ewig dein! hinsinken.
Es lacht mir deiner Augen freundlich Winken,
In Muth und Hoffnung löst sich auf das Bangen:
Von deinen Lilienarmen zart umfangen
Mag alles um mich her in Nichts versinken.
Ich lebe nur in dir, nur dich empfindend;
Der süße Liebesrausch umstrickt die Sinne.
Das Eines nur sie schauen, hören fühlen.

Und nichts vermag des Herzens Glut zu kühlen,
Denn ewig neu erzeuget sich die Minne,
Die Riesenkraft der Zeit selbst überwindend.

A. (in Asts Journal.)

## TH. AN A.

Von Mädchenlippen willst du heidnisch trinken?
Dich reizet ein vergänglich Roth der Wangen,
Nach meinen Brüsten strebet dein Verlangen,
Dir wäre besser, in den Koth zu sinken.

Sieh, wie die Teufel mit Preßbengeln winken,
Ergreift dich nicht ein heimlich Graun und Bangen?
Sonst wolltest du nur Göttliches umfangen,
Jetzt seh ich dich in Fleischelust versinken.

Ich

Ich warne dich, dein Loos gar tief empfindend,
Dem Urhahn gleich umnebelt's deine Sinne,
Daß sie nicht hören, sehen, schmecken, fühlen.

Laß sich im Schnee die Glut der Plastik kühlen,
Und juckts dich wieder nach dem Spiel der Minne,
So — werde klug, dich selber überwindend.

## AN DEN BÄRENHÄUTER.

O Bärenhäuter auf der Bärenhaut
Wie magst du wohl genug dein Schicksal preisen!
Sing klingend fort in nie gehörten Weisen,
Dir ward ein groß Geheimniß anvertraut.

Wer hat, wie du, der Menschen Thun erschaut?
Zwar will darob nicht jeder Mund dich preisen,
Doch laß den Teufel selbst den Zahn dir weisen,
Du bist und bleibest von dir selbst erbaut.

Schreib ruhig fort auf deinem Bärenfell,
Mag auch der Mann dir kühn Verachtung bieten,
Frau Tyche zieht für dich noch keine Nieten
Und du bleibst doch ein wackerer Gesell.

Die warme Haut wird manches Wichtlein loben,
Auch ist ja die Halsordnung aufgehoben.

Sirius.

Vari-

---

# VARIANTEN.

Im lieblichsten Garten hat das Völklein der Insecten immer am ausgelassensten sein Spiel. Auch meine schönen Kohlstauden, Rettige, Mohnköpfe, und wie die nahrhaften Gottesgeschöpfe sonst heißen, sind von den winzigen, romantischen Dingerchen nicht unberuhrt geblieben, oder mit andern Worten, der Sinn einiger der trefflichsten Stellen ist nach allen Dimensionen durch Druckfehler entstellt worden. Ich kann, weil ich in der Zeit sehr befangen bin, nur die wichtigsten derselben hier anzeigen.

Seite 100, Vers 5 steht — Nachgeburt für Nachtgeburt. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß eine Nachtgeburt auch eine Nachgeburt, so wie eine Nachgeburt eine Nachtgeburt seyn konne, weil es aber doch bei einigen Leserinnen, die sich an das Gangbare halten, zu Mißverständnissen und Anfragen Veranlassung geben konnte, so will ich es hier lieber bemerken.

Seite 122, Vers 11 ist es um nichts besser; eine Schwanenbrust ist da zur schwammigten Brust geworden. Es wäre mir Leid, wenn die Damen deswegen von meinem Geschmacke eine schlimme Meinung fassen sollten. Der Irrthum liegt eigentlich an meinem Kopisten, nämlich an meiner rechten Hand, denn ich selbst weiß schwammigtes Brot und seine schwammigte Brust recht gut zu unterscheiden.

Seite 115, Vers 11, ists der Stunde im Duft wohl. Im Original steht Staude. Vielleicht gefällt aber die Lesart des Setzers einigen Lesern besser. Ich habe uberhaupt bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß ein achtes und rechtes romantisches Poem durch Druckfehler nicht leicht etwas am Sinn verliere.

Seite 102, Vers 5, hat sich die Harfe in ein Waldhorn verwandelt. Ich vermuthe, hier sey der Feind des Nachts gekommen, und habe Unkraut gesät. Denn von den Posaunen und Harfen der Engel steht wohl in der Bibel und bei den Dichtern, aber daß der

Liebe

Liebe Gott das Waldhorn blase, davon ist uns doch bis jetzt nichts zugekommen.

Seite 136, ist das ganze Gedicht ein Druckfehler. Der Herr Setzer, der sonst seinen Buchstaben zu fassen weiß, hat es wahrscheinlich an einem Morgen nach einem blauen Montage und mich dadurch in einige Verlegenheit gesetzt. Wie christliche Setzer sonst von oben herab, so hat dieser von unten hinauf sein Werk begonnen und fortgeführt. Ich ersuche daher alle Leser meines Küchengartens nach Stand und Würden, den Waldhymnus nicht blos in der gewöhnlichen, sondern auch in der verkehrten Ordnung der Strophen zu lesen, wie der Wandrer eine Landschaft nicht blos vorwärts, sondern auch rückwärts betrachtet. Uebrigens hat dieser närrische Zufall eine köstliche Entdeckung ans Licht gefördert. Man kann nämlich die göttlichen Lieder unsrer irdischen Sänger nach jeder Richtung lesen, auch damit anfangen und aufhören, wie man will, und man hat immer ein ganzes organisch vollendetes Werk. Bei den alten Mahlern kommen dergleichen genialische Kunststücke auch schon vor. In Merians Todtentanz ist ein Blatt, welches das Bildniß eines stattlichen Romantikers vorstellt, mit einem Knebelbart und seiner schönen Halskrause, kehrt man das Bild um, so ists ein fletschender Todtenkopf, der seine Beschauer angrinzt, wie der Berichterstatter im Einsiedler.

---

*Ἐὰν τρισμυρίας*
*ἀλώπεκας τις συναγάγοι μιανφύσιν*
*ἁπαξάπασιν ὄψεται τρόπον θ' ἕνα.*

Philemon.

---

# Fußnote zur „Comoedia Divina“.

Zwei mir bekannt gewordene Exemplare dieser seltenen Satire bringen auf den Innenseiten des Umschlages in gleicher Weise Ankündigungen der Heidelberger Verleger Mohr und Zimmer. Da nun kaum anzunehmen ist, daß die gebildeten Verleger der Heidelberger Romantik und besonders der „Zeitung für Einsiedler“ eine so heftige antiromantische Schrift verlegt haben sollen, im übrigen dann auch wohl auf dem Titel als Verleger sich genannt haben würden, dürften die Verlagsanzeigen auf den Umschlägen auf das satirische Konto des Verfassers gehen, als welchen Goedeke Alois Wilhelm Schreiber (1763—1841) angibt, den „obskuren Menschen“, wie ihn Friedrich Creuzer in einem Briefe an Brentano nennt, „der als Ästhetiker projektiert ist“. Man weiß, daß sich die Heidelberger Romantiker — Savigny, Görres, Arnim, Brentano — lebhaft bemühten, Tieck an die Ruperto Carolina als Professor der Ästhetik zu bekommen, welchen Lehrstuhl eben Schreiber erhielt und von 1805—1812 innehatte. Friedrich Pfaff hat in der Einleitung seiner Neuausgabe der „Zeitung für Einsiedler“ eine genaue Darstellung der damaligen literarischen Verhältnisse in Heidelberg gegeben, wo neben dem Kreise Arnim der Kreis Voß lebte, zu dem auch der Professor und Vielschreiber Schreiber gehörte und Reinbeck bis zur Zeit, da er an das Cottasche Morgenblatt kam, in dem er die Romantiker vernichtete. Selbstverständlich fand die „Comoedia“ in diesem Journale (1808, Nr. 192) wie in der antiromantischen Jenaischen Literaturzeitung (1809, Nr. 18) begeisterte Rezensenten, wenn auch der X** K* * der „Jenaischen“ meint: „Hier bleibt der Kritik nichts übrig, als es laut auszusprechen: daß ihr die Geißel der Satyre bey weitem nicht geeignet scheine, solchen Unfug (d. i. die Romantik), wie er es verdient, zu behandeln“. Wie unvariiert die sich kritisch äußernde Plattheit in hundert Jahren geblieben ist, zeigt der Satz des Morgenblattes, der von den „lächerlichsten Verirrungen unserer fieberhaft phantasierenden Kunstjüngerlein“ redet, wie unsere Engel und Bartels heute noch.

In der Nummer 305 des Morgenblattes wird in den „Korrespondenz-Nachrichten“ mitgeteilt, die „Comoedia“ — dieses „Meisterwerk“ — sei in Heidelberg entstanden und habe einen der achtbarsten Gelehrten zum Verfasser, der besonders in der Unterhaltung über Kunst und Bibliographie exzelliere. Dies deutet auf Alois Schreiber. Nun sind die Schriften dieses Mannes von einer Talentlosigkeit und so allen Geistes bar, daß die oft nicht unwitzige „Comoedia“ den armseligen Professor Schreiber gar nicht erkennen läßt. Pfaff vermutet die Mitarbeiterschaft von Heinrich Voß, der, zusammen mit Schreiber, ja auch 1810 sich am Klingklingel-Almanach Baggesens beteiligte. Arnim schreibt kurz vor seinem Wegzug aus Heidelberg an Görres: „Voß, Schreiber und der Jude (Martens?) möchten mit gebogenen Knien um Verzeihung bitten, ich zeigte ihnen den Rücken“. Es kann sich, da Arnim die drei zusammen nennt, nur um einen literarischen Streit gehandelt haben, und so dürften als die Verfasser der „Comoedia“ Voß, Schreiber und „der Jude“ anzusprechen sein.

Arnim und Görres antworteten auf die „Comoedia“ und zielten besonders auf den alten Voß als den geistigen Urheber. Arnim schrieb die „Geschichte des Herrn Sonet“ (Beilage zur Zeitung für Einsiedler) in 59 Sonetten mit angehängten Rezensionen, zum größten Teil Zitaten aus Voß's Sonettenschlacht-Rezension. Görres antwortete mit „Des Dichters Krönung. Eine dramatische Idylle“ (Beilage der Zeitung für Einsiedler), deren Eingang die Verfasser der „Comoedia“ vorstellt: „Ein Duckmäuser, Lebküchler von Profession, zugleich Wirth aus Nr. 2 in Pompeji mit dem bekannten Schilde, zwey Pflastertreter, eine Lumpenpuppe und ein aus dem Griechischen übersetzter Bauernbube (der alte Voß), hatten sich vereinigt, dem Publikum auf ihre Unkosten ein Schauspiel zu geben; sie kündigten es unter dem Namen divina comoedia an......“. Das Intelligenzblatt 21 des Morgenblattes antwortete mit „der Verfasser der Comoedia divina“ unterzeichneten „Anzeige“ in diesem selbstverständlichen Tone: „Herr Jakob (!) Görres, Professor in Koblenz und Privatdocent in Heidelberg, geberdet sich in einer Beylage zu der eben entschlafnen Einsiedlerzeitung gar jämmerlich gegen die Comoedia divina. Da inzwischen die unschuldige Einsiedlerzeitung bis zu ihren seligen Ende von niemandem gelesen worden, als von den Herrn Verfassern und ihren lieben Angehörigen, so halte ich es für Schuldigkeit, das deutsche Publikum in dieser sparsamen Zeit auf diesen sansculottischen Burzelbaum aufmerksam zu machen, und zugleich die Versicherung zu geben, daß Herr Jakob Görres und Konsorten über den Verfasser der Comoedia divina auf ganz falscher Fährte seyen“. Im weitern sind noch der alte Voß „ein Mann, dem die Romantiker nicht wert sind, die Schuhe zu putzen“ in Schutz genommen und das Erscheinen von „Die rothe Mütze an Peter Hammer, eine Gloriole“ angekündigt, wobei es aber blieb, da es beschlossen war, daß die Verfasser der Comoedia ihren letzten Witz im Klingklingel-Almanach ausgeben sollten. F. B.

In einer Auflage von 650 Exemplaren gedruckt
von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

# Anleitung
# den Rhein
von Schaffhausen bis Holland,
# die Mosel
von Coblenz bis Trier,
# die Bäder am Taunus,
das
# Murgthal, Neckarthal und den Odenwald
zu bereiſen.

Von
**Aloys Schreiber,**
Profeſſor der Aeſthetik zu Heidelberg.

Mit einer Charte.

Heidelberg.
bey Ludwig Meder.
181[illegible].

457

# Vorrede.

Unter den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands wird wohl das ſchöne Rheinthal am meiſten von Reiſenden beſucht; aber es fehlte bis jetzt an einer ausführlichen und genügenden Anleitung. In Reichards trefflichem Handbuche konnte, dem umfaſſenden Plane gemäß, nur das Wiſſenswürdigſte hierüber angedeutet werden, und meine, von Reichard ſelbſt als das beſte Werk in dieſer Rückſicht empfohlene Rheinanſichten, welche im J. 1805 u. 1806 bey Wilmans in Frankfurt herausgekommen, ſind, der vielen Kupferſtiche wegen, für einen großen Theil der Reiſenden zu koſtbar.

* *

Eine eigne Anleitung zur Rheinreiſe, wobey nicht bloß das Topographiſche und Statiſtiſche berückſichtigt, ſondern auch das Antiquariſche und Hiſtoriſche, ja ſelbſt das Artiſtiſche und Poetiſche mit aufgeführt wird, dürfte daher Manchem nicht unwillkommen ſeyn. Der Verfaſſer des vorliegenden Guide's glaubte aber, ſich nicht auf die Strecke von Mainz bis Cölln einſchränken zu müſſen; er nahm das ganze Rheinthal, von Schafhauſen bis an die Grenze von Holland, in ſeinen Plan auf, und dehnte dieſen auch auf die in das Rheinthal auslaufenden herrlichen Thäler der Murg, des Neckars, der Nahe und der Moſel, und auf die Bäder und Geſundbrunnen am Taunus aus. Die beygefügte Charte iſt nach guten Hülfsmitteln entworfen, und kann dem Reiſenden zum ſichern Führer dienen.

Daß in dem Anhange einige von den vielen romantiſchen Sagen, welche noch von den alten Burgen am Rhein vorhanden ſind, und einige Reiſelieder mitgetheilt werden, darüber befürchtet der Verf. keinen Vorwurf. Es iſt für Viele ſo anziehend, unter den Trümmern der Vergangenheit ſich auch das Leben der alten Zeit zu vergegenwärtigen, und Geſellſchaften, welche die Rheinreiſe machen, ſtimmen oft gerne einen fröhlichen Geſang an. Hier müſſen aber diejenigen Lieder am willkommenſten ſeyn, welche das bewegte Gemüth nicht aus dem Kreiſe der ſchönen Gegenwart hinausrücken, und das Gefühl auf verwandte Gegenſtände leiten.

Heidelberg iſt als der Punkt zur Ausreiſe angenommen, nicht bloß darum, weil der Verf. an dieſem Orte lebt, ſondern weil die Reiſe in die hier beſchriebenen Gegenden am häufigſten von unſerer Stadt aus gemacht wird. —

Einzelne kleine Lücken und Unrichtigkeiten ſind bey einem Werke dieſer Art faſt unvermeidlich, zumal da ſo Manches, was den Reiſenden intereſſiren kann, ſich täglich verändert. Doch werden dieſer Mängel und Fehler ſchwerlich viele ſeyn.

Heidelberg den 1ten July 1812.

Der Verfaſſer.

# Regiſter.

## A.

Seite.

Aarteck . . . . 223
Adolfseck . . . . 221
Altenburg . . . . 100
Altking, der . . 235
Amalienberg . . . 11
Amorbach . . . . 275
Andernach . . . 124
Apollinarisberg . . 139
Argenfels . . . . 135
Arnſtein . . . . 217
Aßmannshauſen . . 68
Augſt . . . . . 28

## B.

Bacharach . . . 70
Baden . . . . . 12

Seite.

Badenweiler . . 35
Barmen . . . . 185
Baſalte u. Vulkane 190
Baſel . . . . . 29
Bauzberg . . . 68
Bell . . . . . 134
Bendorf . . . . 115
Berncaſtel . . . 103
Biberich . . . . 58
Bingen . . . 64. 345
Birkenau . . . 265
Biſchofsſtein . . 99
Bonn . . . . 148
Boppart . . . . 79
Bornhofen . . . 78
Braubach . . . 81

Seite.

Brömſer von Rüdesheim . . . . . 250
Bruchſal . . . . 4
Brühl . . . . . 132
Bruil . . . . . 151
Brüder, die . . 78
— — . . . . . 288
Bühl . . . . . . 20

C.

Carbon . . . . . 99
Caub . . . . . . 72
Cleve . . . . . . 188
Coblenz . . . . . 84
Colln . . . . . . 158

D.

Darmſtadt . . 45. 343
Dilsberg . . . 252
Dreyeckshauſen . 69
Duisburg . . . . 188
Durlach . . . . . 4
Düſſeldorf . . . . 182

E.

Eberbach . . . . 253
Eberhardsklauſe . 104
Ebernburg . . . . 67
Eberſtein . . . . 17
Eberſteinburg . . 15
Ehrenbreitſtein . . 89
Ehrenthal . . . . 77
Elberfeld . . . . 184
Ellfeld . . . . . 59
Elz . . . . . . . 99
Emmendingen . . 36
Ems . . . . . . 215
Erbach . . . 59. 268
Erpeler Ley . . 238
Ettenheim . . . . 37
Ettlingen . . . . 8
Eubingen . . . . 62

F.

Fachingen . . . . 219
Falkenburg . . . . 68
Favorite . . . . . 10
Flöße . . . . . . 126
Forbach . . . . . 19
Frankenthal . . . 48
Frankfurt . . . . 45
Frauenlob . . . . 344
Freyburg . . . . 35
Freudenſtadt . . 21
Friedberg . . . . 236
Fürſtenberg . . . 70

G.

Gaggenau . . . . 11

Seite.
Gelnau . . . . 218
Geiſſenheim . . . 62
Gelnhauſen . . . 247
Gengenbach . . 37
Gernsbach . . . 17
St. Goar . . . 75
St. Goarshauſen 77
Godesberg . . . 147
Gräfenburg . . . 102
Gutenfels . . . 74
Guttenberg . . . 259

H.

Hammerſtein . . 130
Hattenheim . . . 60
Hatto . . . . 286
Hauenſtein . . . 28
Heidelberg . . . 42
Heppenheim . . 44
Herrnwieſe . . . 19
Hirſchhorn . . . 253
Hirzenach . . . 77
Hochhauſen . . . 258
Hochheim . . . 48
Hohenſtein . . . 222
Hollenfels . . . —
Holzapfel . . . 217
Homburg . . . 234
Hornberg . . . 259

Seite.

J.

Jagdhaus . . . 16
Ingelheim . . . 293
Johannesberg . . 61
Iſtein . . . . 34

K.

Kärlich . . . . 95
Kaltenherberg . . 34
Kapelle auf Stromberg . . . . 302
Karlsruhe . . . 5
Kaiserslautern . . 49
Katzenelnbogen . 216
Kehl . . . . . 37
Kenzingen . . . —
Keller . . . . . 78
Kinzigthal . . . 37
Kochheim . . . 100
Königsſtuhl . . . 81
Königswinter . . 144
Kreuzborner Ley . 131
Kreuznach . . . 66
Kronenberg . . . 234
Kuno-Engers . . 116
Kuppenheim . . 11

L.

Laach . . . . 133

Seite.
Lahneck . . . . 83
Lahnstein . . . 82
Lahr . . . . . 37
Landſtuhl . . . 49
Langenau . . . 216
Laufen . . . . 25
Laufenburg . . . —
Laurenburg . . . 218
Lennerp . . . . 186
Leutesdorf . . . 130
Ley . . . . . 68
Lichtenau . . . 40
Liebeneck . . . 80
Lindenfels . . . 266
Linz . . . . . 127
Lorrich . . . . 69
Lorſch . . . . 49
Lurley . . . . 75

M.

Mäuſelthurm . . 68
Mainz . . . . 50
Mannheim . . . 41
Marksburg . . . 81
Melibokus . . . 41
Miltenberg . . . 276
Minneberg . . . 255
Monreros . . . 123
Mosbach . . . . 257

Seite.
Moſelthal . . . 87
Mühlheim . . . 171
Murgthal . . 1. 17

N.

Nahthal . . . . 66
Naſſau . . . . 215
Neckarelz . . . 257
Neckarſteinach . . 252
Neckarthal . . . 249
Neuß . . . . . 178
Neuwied . . . . 118
Niederingelheim . 57
Niederwald . . . 63
Niederwörth . . 114

O.

Oberkirch . . . 22
Oberweſel . . . 71
Oberwinningen . 98
Oberwinter . . . 141
Oberwörth . . . 81
Obrichheim . . . 256
Odenwald . . . 263
Oeſtrich . . . . 60
Offenburg . . . 37
Oggersheim . . 48
Oppenheim . . . 49
Ortenberg . . . 37

Seite.

P.

Pfälzel . . . . 106
Pfalz . . . . . 72

R.

Radvormwald . . 186
Raſtatt . . . 9. 10
Reichenbach . . 21
Reiſelieder . . . 305
Reiſeroute von Heidelberg nach dem Rheine . . . 241
Reiſe über die Bäder 212
Remagen . . . 138
Remſcheid . . . 185
Rheineck . . . 131
Rheinfelden . . 28
Rheinfels . . . 76
Rheingau . . . 52
Rheinſtein . . . 68
Rheinwein . . 348. 70
Rhenſe . . . . 82
Riegelburg . . . 106
Rolandseck . 141. 295
Rothenfels . . . 11
Rupertsberg . . 67
Rüdesheim . . . 64

Seite.

S.

Sayn . . . . 279
Sain . . . . . 116
Sauerburg . . . 73
Schafhauſen . . 27
Schaumburg . . 218
Schlangenbad . . 223
Schönberg . . . 74
Schönbornsluſt . 95
Schriesheim . . 43
Schuttern . . . 37
Schwalbach . . 219
Schwalheim . . 237
Schwarzenberg . 20
Schwetzingen . . 40
Selters . . . . 224
Siebenberge . . 142
Siegburg . . . 155
Sinzig . . . . 136
Solingen . . . 186
Sonneck . . . 69
Sprenglingen . . 66
Stahleck . . . . 71
Starkenburg . . 102
Steinbach . . . 274
Stollhofen . . . 40
Stolzeneck . . . 254
Strasburg . . . 38

Seite.

Stromberg . . . 67
Sulzbach . . . 233

T.

Taunus . . . . 212
Tempelhof . . . 135
Thal Ehrenbreitſtein 91
Thurnberg . . . 77
Thurm, der weiſſe 117
Tonnenſtein . . 134
Trebenberg . . . 103
Trarbach . . . 102
Trier . . . . . 106
Trittenheim . . 105
Tüllingen . . . 34

U.

Unkel . . . . . 140
Urſel . . . . . 234

V.

Vallendar . . . 114
Velden . . . . 104

Seite.

W.

Waghäuſel . . . 40
Walluf . . . . 59
Weil . . . . . 34
Weinheim . . . 44
Weinmarkt . . . 346
Weiſſenbach . . 18
Weſel . . . . 188
Wieſbaden . . . 225
Wiesloch . . . 4
Wimpfen . . . 260
Winneburg . . . 100
Wipperfurt . . . 186
Worringen . . . 176
Worms . . . . 49

Y.

Yberg . . . . 16

Z.

Zähringen . . . 35
Zons . . . . 177
Zwingenberg . . 254

# Reiſe

von

# Heidelberg in das Murgthal.

1

# Reiſe
## von
## Heidelberg in das Murgthal.

Wer ſeine Zeit zu dieſer Reiſe wählen kann, der unternehme ſie im September oder in der erſten Hälfte des Octobers, oder auch im Frühlinge, wenn das erſte milde Grün hervorbricht. Die Sommermonate hindurch wird die Hitze oft beſchwerlich, obgleich gerade in dieſer Zeit das Murgthal faſt täglich von Baden aus beſucht und dadurch belebter wird.

Von Heidelberg bis Karlsruhe, auf einer Strecke von 13 Stunden, kommt, außer einzelnen ſchönen Landſchaftparthieen, wenig vor, was die beſondre Aufmerkſamkeit des Reiſenden verdiente.

In der Gegend von Wiesloch waren wahrſcheinlich im 2ten und 3ten Jahrhundert Römiſche Bäder, und hier liegt wahrſcheinlich noch manches Denkmahl der alten Welt in der Erde verborgen.

Die Stadt Bruchſal, an der Sale oder Salza, iſt, ſeit ſie aufgehört hat, Reſidenz eines geiſtlichen Fürſten zu ſeyn, eine gewöhnliche Landſtadt geworden. Sehenswerth ſind noch das Schloß, die Salinen, und das Hoſpital der barmherzigen Brüder, welches einen reichen Vorrath von trefflichen chirurgiſchen Inſtrumenten beſitzt. Drei ſehr gute Gaſthöfe ſind hier: Zum Badiſchen Hof, zum Hirſch und die Poſt.

Durlach, die ehemalige Reſidenz der Markgrafen von Baden-Durlach, iſt hiſtoriſch bedeutſamer. Links, auf dem mit Weinreben bepflanzten Thurmberge *) ſind noch die Ruinen eines Schloſſes ſichtbar, welches im 11. Jahrhundert den Grafen von Henneberg gehörte. Die Stadt hatte ehemals ein blühendes Gymnaſium, welches in der Folge nach Karlsruhe verlegt worden. Das Schloß, auch die Karlsburg genannt, iſt unbedeutend. Im Schloßgarten befinden ſich folgende Römiſche Denkmähler:

Fünf Leuken- oder Meilenzeiger, unter den Römiſchen Kaiſern Caracalla, Elagabalus und

---

*) Turris ad Lacum, wovon die Stadt den Nahmen hat.

Alexander Severus, auf der über Baden führenden Römerſtraße durch die damalige Römiſche Municipalſtadt Baden geſetzt.

Eine wohl erhaltene Ara des Hercules, mit Basreliefs, welche einzelne Thaten des Heros vorſtellen.

Ein Römiſcher Grabſtein.

Eine zweite viereckigte Ara, mit unkenntlichen Abbildungen von Gottheiten.

Einige Römiſche Steine, mit faſt erloſchenen Abbildungen, ohne Inſchrift *).

Gaſthof: Die Karlsburg.

Von Durlach führt eine herrliche Pappelallee nach dem Eine Stunde entfernten Karlsruhe. Man kömmt an der ehemaligen Abtey Gottesaue vorüber, welche zur linken Seite liegt, und die jetzt ein Kammergut iſt. Hr. Leichtlen hat die Chronik dieſes Kloſters aus Urkunden geſchrieben.

Von Karlsruhe, der gegenwärtigen Reſidenz der Großherzoge von Baden, beſitzen wir noch keine Topographie. Die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt für den Reiſenden ſind:

1. Das Schloß mit dem ſchönen daran ſtoßenden Garten. Die Faſanerie. Der botaniſche Garten.

---

*) Man ſehe hierüber C. L. Wielands Beiträge zur älteſten Geſchichte des Landſtrichs von Baſel bis Bruchſal. Carlsruhe 1811. 8.

2. In dem Schloſſe die reiche Sammlung von Mineralien; die Sammlung von Gemählden, Kupferſtichen und andern Kunſtwerken, von denen ſich jedoch ein großer Theil in dem Wohngebäude des Herrn Hofmahlers Becker befindet.

3. Die Großherzogliche Bibliothek, eine der ausgeſuchteſten in Deutſchland. — Auch vergeſſe man nicht, den Thurm des Schloſſes zu beſteigen, welcher eine herrliche Ausſicht gewährt.

4. Das Theater, von Herrn Oberbaudirector Weinbrenner erbaut, und vielleicht das einzige in Europa, bey welchem nicht nur die ſchöne antike Form, ſondern auch die Geſetze der Muſik gehörig berückſichtigt worden. Nicht der leiſeſte Ton geht hier verloren; das ganze Arrangement iſt ſehr gefällig, die Bühne beſitzt einen ſchönen Vorrath an Decorationen, das Orcheſter iſt ſehr gut eingeſpielt, und die Schauſpielergeſellſchaft bildet ſich immer mehr zu einem guten Ganzen, beſonders ſeit Hr. Regierungsrath Friedrich Antheil an der Leitung hat.

5. Die Steinſchleiferey, worin Marmor, Achate, Rheinkieſel ꝛc. verarbeitet werden.

6. Das Lyceum, welches eine Reihe vorzüglicher Gelehrten zu Lehrern beſitzt, und an deſſen Spitze der treffliche Allemanniſche Sänger Hebel ſteht.

7. Das Forſtinſtitut, unter Laurops Führung.

8. Die Architecturſchule, unter Weinbrenners Direction.

9. Das Hoſpital, deſſen Einrichtung muſterhaft iſt.

10. Das Muſeum, eine erſt jetzt neubegründete ſchöne geſellſchaftliche Anſtalt.

11. Der Garten Ihrer Hoheit der Frau Markgräfin (Mutter des regierenden Großherzogs), mit dem ſchönen Grabmahle, welches ſie ihrem auf der Rückreiſe aus Schweden verſtorbenen Gemahl Carl Ludwig errichten laſſen.

12. Der Garten der Frau Reichsgräfin von Hochberg.

13. Die jetzt der Vollendung nahe katholiſche Kirche, unter Weinbrenners Leitung gebaut.

14. Die jüdiſche Synagoge, gleichfalls von Weinbrenner erbaut.

Mehrere Privatgebäude in der Stadt, das Ettlinger Thor, das Zeughaus ꝛc., ſämmtlich Werke des genannten trefflichen Architecten, verdienen nicht minder die Aufmerkſamkeit des Reiſenden.

Angenehme Promenaden bietet der die Weſtſeite der Stadt umgebende Hartwald dar.

Unter den Gaſthöfen ſind zu bemerken:

Der Darmſtädter Hof, zum Erbprinzen, zum Römiſchen Kaiſer, zum goldnen Kreuz, der Zähringer Hof.

Buchhandlungen hat Karlsruhe drey, die beyden Macklotſchen und die Müllerſche. Buchdruckereyen zwey.

Unter hier lebenden Künſtlern ſind Hofmahler Becker, Hofmahler Feodor, Kupferſtecher Haldenwang, Bildhauer Kayſer, Hofmahler Kunz und Architect Weinbrenner auch im Auslande ehrenvoll bekannt.

Von Karlsruhe führt ein doppelter Weg nach dem Murgthale: der eine über Mühlberg und Durmersheim, der zweyte über Ettlingen, wohin auch die Poſtroute geht. Der erſte iſt jedoch um Eine Stunde kürzer.

Ettlingen iſt ein Landſtädtchen, zwey Stunden von Karlsruhe, mit einem Schloſſe. Die Römer hatten ehemals hier, an der Alb, eine Niederlaſſung, wie die vor einigen Jahren in der Nähe der Stadt entdeckten Ruinen einer Römiſchen Villa und ein an der Brücke in der Stadt eingemauerter, dem Neptun geweihter Denkſtein bezeugen *). — Ettlingen iſt noch intereſſant als Geburtsort zweyer berühmten Gelehrten, welche aus der Reformationsgeſchichte bekannt ſind, des

---

*) Die Schickſale dieſes Steins erzählt Lampadius in ſeinen Beyträgen zur Vaterlandsgeſchichte. Heidelberg 1811.

Franciſcus Irenicus (Friedlieb) und Caſpar Hedio. — Im Schloßgarten ſind noch die Ueberreſte einer Pfirſichplantage, welche wohl die größte und erleſenſte in Deutſchland war. Auch ſind hier gute Papiermühlen. Unter den Gaſthöfen ſind der zum Lamm und die Poſt zu empfehlen.

Von Ettlingen führt ein Weg unmittelbar über Muggenſturm und Kuppenheim in das Murgthal. Doch laſſe man ſich den Umweg von einer Stunde über Raſtatt nicht gereuen.

Raſtatt liegt an der Murg, und iſt heiter und regelmäßig gebaut. Der Friedenscongreß, welcher hier gegen Ende des Jahrs 1797 ſeinen Anfang nahm, und ſich nach achtzehn Monaten ſo traurig auflöſte, hat den Namen dieſer Stadt durch ganz Europa bekannt gemacht.

Hauptmerkwürdigkeiten ſind: Das ſchöne Schloß, von deſſen Plattform, bey der Bildſäule des Jupiters, ſich dem Auge die herrlichſte Umſicht öffnet. In den Zimmern des Schloſſes hängen einige vorzügliche Gemählde, und werden noch verſchiedene Türkiſche Tropäen aufbewahrt, welche Markgraf Ludwig Wilhelm von ſeinen Feldzügen gegen die Osmannen mitbrachte. — Die Stahlfabrik der Gebruder Schlaff, beſonders bekannt durch die vortrefflichen Wagen, welche ſie verfertigen. — Eine Fabrik von Doſen aus Papier, die ehemals bis nach Oſt- und Weſtindien verſchickt wurden. — Die Stadt hat ein gut eingerichtetes Lyceum, welches vor wenigen Jahren von Baden dahin verlegt wurde, eine Druckerey, Murgbäder, und treibt bedeutenden Speditionshandel. Die vorzüglichſten Gaſthöfe ſind: Zu den drey Königen, zum goldnen Kreuz, zur Poſt und zur Sonne.

Den Weg nach dem Murgthale nimmt man von hier über Kuppenheim oder über Baden. Für die, welche das ganze Murgthal bereiſen wollen, iſt der erſte Weg vorzuziehen.

Drey Viertelſtunden von Raſtatt, an der Straße in das Murgthal, liegt die Favorite, ein Sommerſchloß mit einem Park von Eichen und ausländiſchen Geſträuchen. Die ganze Anlage hat etwas Feenhaftes, und ſelbſt das Innere trägt dieſen Character. Beſonders bemerkenswerth ſind: Das Zimmer mit den Bildniſſen der Erbauerin; das Zimmer mit den Mignaturporträten der berühmteſten Künſtler, der Speiſeſaal und die Küche, in welcher mancherley Sehenswürdigkeiten, z. B. alte Pokale, Humpen u. dgl. aufbewahrt werden.

Von der Terraſſe des Schloſſes bietet ſich eine ſchöne Ausſicht dar: die Ruinen des Schloſſes Eberſteinburg, der Eingang in das Murgthal, die herrliche Ebene mit dem Fluſſe — dies alles bildet ein reiches, großes Panorama *).

Eine Viertelſtunde von der Favorite liegt das Städtchen Kuppenheim mit einem guten Gaſthofe, zum Ochſen, und etwas weiter aufwärts, am jenſeitigen Ufer, das Dorf Rothenfels, und jetzt ſieht man im Murgthale. Am linken Ufer iſt eine Krugbäckerey, eine kleine Strecke davon ſteht ein antikes Sommerhaus, beyde gehören der Frau Reichsgräfin von Hochberg. Von dem Sommerhauſe führen anmuthige Pfade auf eine mit Buchen beſetzte Höhe, wo die Ausſicht lohnend iſt.

Die Heerſtraße geht am rechten Ufer hin. Wer zu Fuße reiſ't, nimmt ſeinen Weg auf der linken Seite nach dem nahen Gaggenau, wo eine Glashütte und ein Hammerwerk ſeinen Beſuch verdienen.

Hinter Gaggenau erhebt ſich der Amalienberg, eine reitzende Villa, vor zwanzig und etlichen Jahren noch ein nackter Fels. Anton Rindenſchwender, deſſen Biographie noch neuerlich geſchrieben worden, machte die Anlage. Die Ausſicht iſt eine der ſchönſten im ganzen Murgthale, beſonders aus den Fenſtern des vordern Pavillons.

---

*) Eine ausführlichere Beſchreibung der Favorite habe ich in meiner neuen Beſchreibung von Baden gegeben.

Vom Amalienberg nehme man den Weg nach dem zwey Stunden entlegenen Baden. Er führt über Waldhöhen und durch angenehme Wieſenthäler, an dem Dorfe Selbach vorüber. Die Stadt Baden erblickt man erſt in der Entfernung von einer halben Stunde, auf der Höhe bey der Teufelskanzel. Sie macht von hier, mit ihren großen Umgebungen und den Bergen im Hintergrunde, ein ſchönes Landſchaftsgemählde.

Eine Geſchichte und Topographie Badens habe ich in einem eigenen Werke gegeben *). Ich beſchränke mich darum in dieſem Reiſebuche auf die Angabe der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten. Dieſe ſind:

1. Die Badequellen. Es ſind ihrer 13, verſchieden an Wärme und Gehalt. Die merkwürdigſte und reichlichſte iſt der Urſprung (von 54 Gr. Wärme nach Reaumür). Das dieß ein Römiſches Bad geweſen, bezeugt die Einfaſſung von Carariſchem Marmor, wovon noch Reſte vorhanden ſind. Dieſe Quelle gibt in 24 Stunden 7,345,440 Kubikzoll Waſſer. Dieſes Waſſer kann abgelaſſen werden, und man kann alsdann, ohne große Unbequemlichkeit, in das Gewölbe hinein-

---

*) Baden mit ſeinen Heilquellen und Umgebungen, neu beſchrieben von Aloys Schreiber. Mit einer Abhandlung über den Gebrauch der Quellen von Dr. Ottendorf. Heidelberg 1811. 8.

geben, wo der Brunnen aus einer Felſenſpalte hervorquillt.

Nahe dem Urſprung iſt die Brühquelle, von 50 Gr. Wärme, wo Geflügel, Schweine ꝛc. gebrüht werden.

2. Die Antiquitätenhalle. Sie ſteht neben dem Urſprung. Die hier aufgeſtellten Römiſchen Steine wurden in und um Baden gefunden. Die intereſſanteſten darunter ſind ein Paar Grabſteine, einige Hercules-Altäre, ein Neptun, und ein ſchöner Kopf von weiſſem Marmor. Zwey andere Köpfe aus Sandſtein ſind offenbar nicht Römiſch.

3. Die ehemalige Collegiat- jetzt Pfarrkirche, ebenfalls dem Urſprung gegenüber. Viele der Markgrafen von Baden-Baden haben hier ihre Grabſtätten. Unter den Grabmählern iſt das des Markgrafen Leopold Wilhelm — im Chor, zur Linken, neben den Chorſtühlen — auch als Werk der Kunſt bemerkenswerth. Dieſe Kirche wurde wahrſcheinlich ſchon im 7ten Jahrhundert erbaut.

4. Das ehemalige Jeſuitencollegium, welches gegenwärtig zu einem ſchönen Converſationsſaal und zu Spielzimmern eingerichtet iſt.

5. Das Schloß Es hat eine herrliche Lage. Aus den Fenſtern deſſelben überſieht man die ganze Gegend von Baden nach allen Richtungen. Beſonders verſäume man nicht, die von der belle Etage nach dem Garten

auslaufende Terraſſe zu beſteigen, von wo ſich dem Aug' eine Reihe der ſchönſten Landſchaften darbieten. Noch merkwürdiger ſind die unterirdiſchen Kammern des Schloſſes, über deren urſprüngliche Beſtimmung ich mich in meiner Beſchreibung von Baden ausführlich erklärt habe. Man hüte ſich aber, dieſe Souterrains zu beſuchen, wenn man erhitzt iſt, oder an feuchten, kalten Tagen, indem dieß der Geſundheit leicht nachtheilig werden könnte. Um das Schloß zu ſehen, wendet man ſich an den Hausmeiſter, der in einem Seitengebäude wohnt. — Der Schloßgarten iſt reitzend durch ſeine Lage; einladend iſt eine Reihe herrlicher alter Linden, unter denen man zugleich die Anſicht der alten Burgruine hat.

* Beym Eingange in das Schloßthor iſt eine der ſchönſten Ausſichten um Baden. Das Osthal öffnet ſich bis zu den Vogeſen hin.

5. Die vorzüglichſten Bade- und Gaſthäuſer ſind: Zum Badiſchen Hof; zum Baldreit; zum Hirſch; zum Salm; zur Sonne. Den Sommer über iſt es ſchwierig, in einem Badehauſe blos auf eine oder ein Paar Nächte unterzukommen. Doch findet man leicht ein Zimmer in einem Privathauſe, und geht dann zum Speiſen an eine der Wirthstafeln. Der Preis für den Mittagstiſch, ohne Wein, iſt 1 fl., wofür man zwiſchen zwanzig und dreyßig gut zubereiteter Schüſſeln erhält.

Außer der Stadt verdienen einen Beſuch:

1. Das Promenadehaus mit dem daran ſtoßenden neuerbauten Theater und engliſchen Park.

2. Die ſchöne Eichenallee, welche nach dem eine halbe Stunde von Baden entlegenen Frauenkloſter Lichtenthal führt. Von hier iſt es noch eine halbe Stunde nach dem ſchönen Thale Geroldsaue, und von da noch eine halbe Stunde zu dem herrlichen Waſſerfall, die große Butte genannt.

3. Das alte Schloß, drey Viertelſtunden von der Stadt, am Abhange des Vorgebürgs. Dieſe Ruine iſt eine der ſchönſten in Deutſchland und gewährt die reizendſten Ausſichten. — Hinter dem Schloſſe führen Treppen auf eine fantaſtiſche Felſengruppe, die noch höher liegt, als die alte Burg, und von wo aus die Ausſicht noch freyer und reicher iſt.

4. Das Schloß Eberſteinburg, nicht mit dem Schloſſe Eberſtein im Murgthale zu verwechſeln. Von dem alten Badener Schloſſe, dem erſten Sitze der Markgrafen, führt ein angenehmer Waldweg dahin. Die Entfernung iſt eine gute halbe Stunde. Am Fuße des Bergs, der die Ruine trägt, liegt das Dorf Eberſteinburg. Die Ruine ſelbſt hängt mahleriſch an einem Fels, und es öffnen ſich von da ſchöne Ausſichten nach Norden und nach Oſten. Dieſe Burg ſtand ſchon im zehnten Jahrhundert, und war der Stammſitz der Gra-

ſen von Eberſtein in Schwaben. Ein angenehmer Waldweg führt von hier unmittelbar in drey Viertelſtunden nach Baden zurück. Wer bequemer gehen will, der ſchlage die Gernsbacher Straße bey der Teufelskanzel ein.

5 Das Jagdhaus. Ein kleines Jagdſchloß, eine Stunde von der Stadt, in Form eines Hubertuskreuzes gebaut. Ein näherer Fußpfad führt durch einen Wald dahin, ein Fahrweg über die Raſtatter Straße. Das Jeſuiterſchlößchen, eine reizende Villa, gegenwärtig das Eigenthum eines ſehr gebildeten Schweizers, hat mehrere ſchöne ländliche Parthieen. Von dem Jagdſchloſſe aus öffnet ſich die Ausſicht in das Rheinthal, man ſieht den Münſter von Straßburg, den Dom von Speier u. ſ. w. Im Förſterhauſe findet man Erfriſchungen. Hinter dem Jagdhauſe erhebt ſich eine Bergkuppe, das Kälwel (von Kalwe, Glatze) genannt. Hier iſt die Umſicht noch weiter. Das Auge ſchweift bis zu den Bergen des Sundgaues, und bis zum Feldberge bei Frankfurt.

6. Der Yberg, zwei Stunden von Baden. Der Weg dahin führt über hohe Bergrücken, und er iſt, ohne Führer ſchwer zu finden. Damen laſſen ſich bisweilen auf Wagen, mit Ochſen beſpannt, hinfahren. Von der alten Burg ſteht noch ein Thurm ganz, der andere wurde vom Blitze zerſplittert. Auf die mit einer Bruſtwehr umgebene Plattform des noch erhalte-

nen Thurms führt eine Treppe. Von dieſem Standpunkt hat man die weiteſte Umſicht in den Umgebungen von Baden. Ein großer Theil des Rheinthals mit den Vogeſen breitet ſich vor dem Seher aus: man erblickt den Donnersberg bei Mainz, den weiſen Thurm auf dem Melibocus, Mannheim mit ſeiner Sternwarte. Die Moſchee von Schwetzingen viele andere Städte, Dörfer, Burgruinen, Thälern ſ. w. Man beſteigt dieſen Berg am beſten in der Frühe, vor Aufgang der Sonne.

Das Murgthal. Von Baden geht es nach Gernsbach (zwei Stunden davon), wieder in das Murgthal zurück. Der Weg bis Gernsbach iſt vortrefflich und führt großen theils durch Tannenwälder. Wenn man auf die Höhe vor Gernsbach aus der Waldnacht tritt, öffnet ſich die herrlichſte Scene in das Rheinthal und in das Murgthal.

Gernsbach iſt ein anmuthiges Städtchen an der Murg. Es beſteht hier eine Schiffergeſellſchaft, welche bedeutenden Holzhandel treibt. Von Gernsbach geht der Weg am linken Ufer des Fluſſes hin — nach einer Viertelſtunde ſteht man am Klingel, einer Kapelle, die an die Tellskapelle am Vierwaldſtädterſee erinnert. Dahinter erhebt ſich ein Tannenberg mit dem Schloſſe Neueberſtein. Durch den Lichtenhain führen im Zickzack zwei Wege aufwärts, der eine für Fußgänger, der andere für Wagen. Auf dieſer Höhe iſt der ſchönſte

Standpunkt des Murgthals, und einer der ſchönſten in Deutſchland. Die Burg war noch vor einigen Jahren öde Ruine. Der Markgraf Friedrich von Baden ließ auf den alten Subſtructionen eine neue Burg herſtellen. Rings um das Schloß blüht ein engliſcher Garten in der Umgebung einer wilden Natur auf. Von dem Thurm und von den Söllern des Schloſſes bietet ſich eine Ausſicht dar, die allein eine Reiſe in das Murgthal verdiente. Die ſchönſten Parthieen des Thals liegen weit ausgebreitet vor dem Seher, und in der Ferne treten die bläulichen Vogeſen hervor. Größe und Reichthum ſind hier vereint. — Beim Kaſtellan erhält man Wein und auch ein Mittageſſen, wenn man die Beſtellung Tags vorher macht.

Von Eberſtein geht man einen Fußpfad zwiſchen Weinreben und Obſtbäumen hinab nach dem Dörfchen Oberzroth, drei Viertelſtunden von Gernsbach. Die Straße iſt vortrefflich, und oft durch Felſen gehauen. Eine Viertelſtunde weiter führt eine Brücke über den Fluß in das Dorf Hilpertsau, und von da bis Forbach geht die Straße am rechten Ufer hin, am linken aber iſt ein angenehmer Waldweg.

Eine halbe Stunde von Hilpertsau liegt das Pfarrdorf Weiſſenbach, in einer der reizendſten Gegenden des Murgthals. Beſonders mahleriſch iſt der Kirchhof, auf einem Hügel am linken Ufer, mit einer gothiſchen Kapelle, und mit Bäumen bepflanzt.

Hinter Weiſſenbach liegt am linken Ufer das Dörfchen Aue; die Straße erhebt ſich jezt immer höher, und die Gegend wird wilder. Nach einer halben Stunde gelangt man in das Dorf Langenbrand, welches ſich auf der Bergwand hinreiht; von da iſt es noch eine Stunde bis Gausbach. Hier verliert ſich der Fluß eine kleine Strecke zwiſchen Granitwänden, die vom Thale aufragen. Forbach liegt nur eine Viertelſtunde von Gausbach entfernt. Hier pflegt man gewöhnlich Mittag zu machen. Zwei gute Gaſthöfe ſind in dieſem Dorfe, die Krone und der Löwe. Es iſt nichts ſeltnes, daß ſich den Sommer über hier oft 30 bis 40 Perſonen zuſammen finden, und doch iſt der Tiſch immer reichlich beſezt. Die Bedienung iſt nicht minder gut und der Preis billig.

Wer das Murgthal nicht ganz durchreiſen will, der kehrt von hier nach Baden zurück, oder — wenn er noch einen Tag zum ſchönen Naturgenuſſe übrig hat, nimmt er in Forbach einen Führer, und beſucht die zwei Stunden von da in einem hohen Bergthal liegende Herrnwieſe, wo man im Forſthauſe die Nacht ſehr bequem zubringen kann. Drei Viertelſtunden von der Herrnwieſe liegt der fabelhafte Mummelſee, ſo genannt von den Mummelchen oder Seefräulein, welche, wie das Volk noch jetzt glaubt, ihn bewohnen ſollen. Die Gegend iſt öde und einſam, aber doch ergiebig für den Botaniker, der hier unvermuthet auf Alpenpflanzen ſtößt. — Von der Herrnwieſe nimmt man dann den Weg durch das herrliche Wein- und Kaſtanienreiche Bühlerthal, nach dem Marktflecken Bühl, drei Stunden von der Herrnwieſe, wo die Poſt zur Einkehr zu empfehlen iſt; von da ſind es noch drei Stunden bis Baden.

Wir kehren zur Reiſe durch das Murgthal zurück. Anderthalb Stunden von Forbach vereinigt ſich die Raumünzach mit der Murg Eine Stunde von da, hoch im Gebirge, iſt die Raumünzacher Schwellung, die 1.500.000 Kubikſchuh Waſſers enthält. Von da iſt es noch eine Stunde bis zur Schwarzenberger Glashütte, die ſchon im Würtenbergiſchen liegt, und wovon nur noch die Gebäude und Oefen vorhanden ſind. Hinter der Glashütte fällt die Schönmünzach in die Murg. Nach einer halben Stunde kommt man in das Dorf Schwarzenberg, am rechten Ufer der Murg. Die Umgebung iſt hier kühn und romantiſch. In der Nähe liegen die Ruinen von Königswart, einem alten Jagdſchloſſe, welches Rudolph von Tübingen zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbaute.

Eine Viertelſtunde von Schwarzenberg liegt Huzenbach, ein Weiler von ohngefähr 30 Höfen.

Eine halbe Stunde weiter, am linken Ufer, liegt Röth mit dem hohen Rother-Berge, von deſſen Spitze ſich eine herrliche Ausſicht öffnet.

Nach einer Viertelſtunde kommt man zu den ſieben Erblehnshöfen, die den Namen Heſſelbach tragen.

Eine Viertelſtunde weiter liegt Reichenbach, ein ehemaliges Benedictinerkloſter. Hier kann man, in dem ſehr guten Gaſthofe, bequem übernachten.

Von Reichenbach ſind es noch drei Viertelſtunden bis Baiersbronn, wo, vom linken Ufer herab, die Weißmurg und die Rothmurg in den Forbach fließen, und die Murg ihren Anfang nimmt. Von da hat man noch fünf Viertelſtunden bis Freudenſtadt, einem Städtchen auf den Höhen des Schwarzwaldes, unweit des Kniebis.

Wenn man in Freudenſtadt Mittag hält, und ſich der herrlichen Ausſicht wegen auf dem Kniebis verweilt, ſo gelangt man doch, ohne Beſchwerde, Abends nach Oppenau, einem Städtchen, welches am Fuß der jähen Steige, in einem wilden Bergkeſſel liegt. Von da aus laſſe man ſich nicht verdrießen, die zwei Stunden weit entfernte, ehemalige Prämonſtratenſer-Abtei Allerheiligen zu beſuchen. Die Gegend iſt eine der wildeſten und romantiſchten in ganz Deutſchland. Von Allerheiligen führt eine bequeme Straße nach dem zwei Stunden weiter, gegen die Ebene, gelegenen Städtchen Oberkirch, in deſſen Umgebung der vorzügliche Klingelberger Wein wächſt. Zwei und drei Stunden von Oberkirch liegen, rückwärts, die Bäder Griesbach, Antogaſt und Petersthal, welche wohl auch einen Beſuch verdienen, und wo man, die ſchöne Jahrszeit über, immer gute Geſellſchaft antrifft. Von Oberkirch liegt Strasburg nur ſechs Stunden entfernt. Wer mit ſeiner Zeit hauszuhalten genöthigt iſt, der nimmt ſeinen Weg unmittelbar von Oberkirch über Renchen, Achern und Sosbach, nach Baden zurück. Bei Sosbach verdient die Stelle nächſt dem Kirchhof einen Beſuch, wo Türenne durch eine Kanonenkugel beim Recognoſciren getödet wurde. Ein Denkmahl bezeichnet die Stätte. Von Oberkirch ſind es vier Stunden bis Ottersweier, wo ein Nonnenkloſter mit einer weiblichen Penſion iſt; von da iſt es eine Viertelſtunde bis in das romantiſche Bad zur Hub, und von da vier Stunden bis Baden und fünf Stunden bis Raſtatt

Wer das Murgthal als Technologe oder als Naturhiſtoriker bereiſen will, dem dient als Führer Jägerſchmids Beſchreibung dieſes Thals, Nürnberg 1800. 8.

Die vorzüglichſten im Kupfer geſtochenen Anſichten von einzelnen Parthieen dieſer Gegenden ſind:

Das Murgthal. Acht von Primaveſi ſchön radirte Blätter in kl. Fol., mit einer Beſchreibung von Aloys Schreiber. Man hat davon ſchwarze und colorirte Abdrücke. Die Mohr- und Zimmerſche Buchhandlung in Heidelberg hat ſie verlegt. Vier Blätter werden noch folgen. — Anſicht der Stadt Baden mit den nächſten Umgebungen, nach einer Zeichnung vom Mahler Schaffroth in Baden. gr. Fol. — Sechs Blättchen, darſtellend: Das alte Badener Schloß, die Ruinen von Yberg und Eberſteinburg, die Teufelskanzel, einige Römiſche Alterthümer in Baden. Nach demſelben. Von beiden iſt Schaffroth ſelbſt der Verleger. — Große Anſicht von Baden, gezeichnet und radirt von Frommel, die Figuren vom Hofmahler Becker, in Aberlis Manier colorirt. — Zwei ſchöne Anſichten in aqua tinta von Haldenwang.

Entfernung der Orte von Heidelberg bis auf den Kniebis und von da nach Baden zurück.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Rohrbach, | von Heidelberg | 1 | Stunde. |
| Leimen | — — — | 2 | — |
| Nusloch | — — — | 2½ | — |
| Wisloch | — — — | 3 | — |
| Gaſthof zu den drei Königen. | | | |
| Mingolsheim, mit dem Schloſſe Kißlau zur Seite | — — — | 5 | — |
| Langenbrücken, | — — | 5½ | — |
| Gaſthof zur Sonne. | | | |
| Stettfeld | — — — | 6 | — |

| | | |
|---|---|---|
| Uppſtadt | 7 | St. |
| Bruchſal | 8 | — |
| Grombach | 9 | — |
| Weingarten | 10 | — |
| Durlach | 12 | — |
| Karlsruhe | 13 | — |
| Ettlingen, wenn man den Weg über Karlsruhe nimmt | 15 | — |
| Raſtatt | 19 | — |
| Ueber Mühlberg und Durmersheim | 18 | — |
| Favorite | 19 | — |
| Kuppenheim | 19 | — |
| Rothenfels | 20 | — |
| Gaggenau | 20 ½ | — |
| Baden über Gaggenau | 22 ½ | — |
| Baden über Raſtatt | 20 | — |
| Gernsbach | 22 | — |
| Forbach | 27 | — |
| Reichenbach | 31 | — |
| Freudenſtadt | 35 | — |
| Kniebis | 35 ½ | — |
| Oppenau | 38 | — |
| Oberkirch | 40 | — |
| Renchen, | 42 | — |
| Achern | 43 | — |
| Sosbach | 43 ½ | — |
| Ottersweier | 44 | — |
| Bühl | 45 | — |
| Steinbach | 47 | — |
| Fremersberg | 48 | — |
| Baden | 49 | — |

Die Entfernung iſt oben von Baden an nach der Linie gerechnet, welche der Reiſende auf dieſer Route beſchreibt.

# Rheinreiſe.

# Reiſe von Schafhauſen nach Baſel, Freyburg, Straßburg, Schwetzingen, Mannheim, Heidelberg, über die Bergſtraße nach Frankfurt, Mainz. Andere Route von Mannheim über Worms nach Mainz.

Oeſtlich vom St. Gotthard entſpringt der Rhein aus drey Quellen, trennt auf einer weiten Strecke Deutſchland von Helvetien, geht durch den Bodenſee, bahnt ſich oft ſeinen Weg über Felſen, und beſpült in ſeinem weitern Laufe die ſchönſten Fluren Deutſchlands. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er, in uralter Zeit, einen See bildete, der weſtlich von den Vogeſen, öſtlich vom Schwarzwalde, nördlich von den Felſen bey Bingen eingeſchloſſen ward, bis er hier ſein Gefängniß durchbrach, und ſich als Strom fortwälzte.

Schon bey Schafhauſen fängt die Rheinreiſe an, intereſſant zu werden. Dieſe Stadt von 9000 Einwohnern iſt lebhaft durch Fabriken und Zwiſchenhandel. Sie iſt der Geburtsort Johannes von Müller, deſſen Bibliothek der Rath erkaufte. Der beſte Gaſthof iſt zur Krone.

Eine Stunde unterhalb Schafhauſen, bey Laufen, iſt der berühmte Rheinfall. Laufen gehörte einſt einem alten Geſchlechte dieſes Namens, und kam ſpäter an Zürich. Von Schafhauſen ſind es drey Meilen bis Lauchingen und von da zwey Meilen bis Waldshut, wo der Schwarzwald ſeinen Anfang nimmt. Zwey Stunden weiter liegt Hauenſtein, ein Städtchen, zu der Grafſchaft gleichen Namens gehörig; das Schloß iſt ſeit lange verwüſtet. Die Landleute dieſer Grafſchaft zeichnen ſich durch Sitten und Kleidertracht aus. Die Männer tragen Bärte und ſpitze Hüte. Zwey Stunden von da liegt Laufenburg, durch welches der Rhein fließt, der hier einen zweyten Waſſerfall bildet. Von da ſind es vier und eine halbe Stunde bis Rheinfelden, mit einem alten Schloſſe, das im Strome auf Felſen gebaut iſt. In der Gegend von Rheinfelden wurde Kaiſer Albrecht von Johann von Schwaben ermordet. Von Rheinfelden hat man noch vier Stunden bis Baſel.

Augſt, zwey Stunden von Baſel, auf den Trümmern der alten Stadt Augusta Rauracorum erbauet. Kaiſer Auguſtus ließ hier, im Lande der alten Rauracher, durch L. Munatius Plankus eine Niederlaſſung gründen. Die Stadt erhob ſich mit Paläſten, Tempeln und Theatern. Noch ſind viele Ueberreſte der alten Römiſchen Größe hier vorhanden. Beſuchenswerth iſt hier der ſchöne Landſitz des Oberſten Ebinger.

Baſel. Dieſe Stadt liegt in einer ſchönen, nach der Schweiz hin durch Höhen und Berge begrenzten Ebene. Sie wird vom Rheine durchſtrömt, und in die große und kleine Stadt eingetheilt. Oberhalb der großen Stadt ergießt ſich die Birs in den Rhein. Dem Umfange nach iſt Baſel die größte Stadt in der Schweiz, hat aber doch nur eine Bevölkerung von 16000 Einwohnern. Zur Zeit der Kirchenverſammlung (1431) belief ſich die Seelenzahl auf 40000. Die Stadt war urſprünglich eine Niederlaſſung der Römer. Kaiſer Valentinian I. erbaute gegen Ende des vierten Jahrhunderts hier eine Burg (Robur Caſtellum). Als Sitz eines Biſchofs erhob ſich ſpäter die Burg zur Stadt. 1460 ward in Baſel eine hohe Schule errichtet. Merkwürdigkeiten ſind:

1. Die Seidenbandmanufakturen, über zwanzig an der Zahl. 2. Die Manufakturen von ſeidenen Zeuchen. 3. Die Färbereyen. 4. Die Ledermanufakturen. 5. Fünf Papiermühlen. 6. Die Univerſität, an welcher Erasmus, Oekolompad, Bernoully, Euler, Grynäus, Werenfels u. a. lehrten. 7. Das polytechniſche Inſtitut, unter Bernoully's Leitung. 8. Die Univerſitätsbibliothek, mit koſtbaren Handſchriften, darunter beſonders das Lob der Narrheit von Erasmus, mit Fe-

derzeichnungen von Holbein und einige Bände Originalbriefe von berühmten Männern des ſechzehnten Jahrhunderts merkwürdig ſind. — Zu der Bibliothek gehören auch eine Sammlung von alten Münzen, geſchnittenen Steinen, und Erzbildern; ein Naturalienkabinet; eine Kupferſtichſammlung und eine Reihe herrlicher Gemählde von Holbein, worunter ſein Hauptwerk, die Leidensgeſchichte in acht Bildern auf Holz. 10. Der botaniſche Garten unter Profeſſor Rudolph Burkhardts Direction. 11. Die Bibliothek des Frey- und Grynäiſchen Inſtituts.

Noch ſind für den Reiſenden in Baſel zu bemerken:

Die Kunſthandlung von Falkeyſen und Huber, wo man ſchöne Gemählde, alte und neue Kupferſtiche findet. — Biermanns, des Landſchaftmahlers, Sammlung von Schweizerproſpecten und Schweizerkoſtüms. — Das Kabinet des Herrn Martin Bachofen, reich an niederländiſchen Gemählden. — Die Sammlung des Altburgermeiſters Burkhardt. — Die Gemählde- und Kupferſtichſammlung Herrn Daniel Burkhardts. — Ein ähnliches Kabinet des Altrathsherrn Peter Viſcher. — Das Panorama des Mahlers Marquard Wocher. — Die Kunſtſammlung der Familie Faeſch, beſtehend aus trefflichen Gemählden, Handzeichnungen, Kupferſtichen, Statüen, Griechiſchen und Römiſchen Münzen, womit auch eine erleſene Bibliothek verbunden iſt. — Die zwey Naturalienkabinette der Herrn Hieronymus Bernoully und Stiftsſchaffner Dienaſt. — Unter den vielen Leſeanſtalten iſt die bey Herrn B. J. Otto die intereſſanteſte. — Sehenswerthe Gebäude ſind: 1. der Münſter, eine herrliche gothiſche Kirche, von Heinrich II. um 1010 errichtet. Hier ſind die Grabſtätten von Erasmus und andern berühmten Männern jener Zeit. In einem Seitengebäude iſt der Conziliumsſaal. 2. Das Arſenal. 3. Das Großherzoglich Badiſche Palais, jetzt der Stadt gehörig. 4. Das Poſthaus. 5. Der Kirſchgarten. 6. Das Rathhaus. ꝛc.

Anſichten und Spaziergänge in der Stadt: 1. Die Pfalz, nächſt dem Münſter, eine von der Tiefe des Rheins aufgemauerte, mit wilden Kaſtanien beſetzte Terraſſe, mit ſchöner Ausſicht auf den Fluß, die Stadt und Gegend. 2. Der St. Petersplatz, ehemals der Judenkirchhof. 3. Die Rheinbrücke.

Unter vielen Gartenanlagen verdienen einen Beſuch: 1. Der Forkardiſche Garten in dem Wirtemberger Hof, mit herrlichen Parthieen. 2. Der Garten des Herrn J. J. Viſcher hinter dem Münſter, beſonders reizend durch ſeine herrliche Lage. 3. Der Garten des Herrn Wilhelm Haas, auf dem St. Leonhardsgraben. Hier iſt eine Art Barometer merkwürdig, die Rieſenharfe genannt, welche beym

Wechſel des Wetters harmoniſche Laute giebt. — Unter den Landhäuſern empfehlen ſich der Aufmerkſamkeit des Reiſenden beſonders: 1. Das Bernoullyſche, vor dem Aeſchenthor, mit einem ſchönen Garten. 2. Das Laroche-Merian'ſche vor dem St. Johannesthor. Hier wurde im Jahr 1795 die Tochter Ludwigs XVI. gegen die Franzöſiſche Conventsdeputation ausgewechſelt. 3. Das Merian'ſche Landhaus auf der kleinen Stadtſeite.

Anziehende Spaziergänge zunächſt um die Stadt ſind: Das Bruderholz, wo Rudolph von Habsburg ſich gegen Baſel gelagert hatte, und die Botſchaft von ſeiner Wahl zum Kaiſer empfing. 2. Die Höhe, auf welcher die St. Margarethenkirche ſteht, mit reicher Umſicht.

Wer länger in Baſel verweilen mag, der unterlaſſe nicht, einige entferntere Excurſionen zu machen, beſonders nach Arlesheim. Schon auf dem Wege dahin bieten ſich eine Menge reizende und intereſſante Gegenſtände dar. Der Garten zu Arlesheim wurde in den Zeiten des Revolutions-Vandalismus zerſtört, iſt aber jetzt wieder hergeſtellt. Zwey Aerzte errichteten hier ein Kurhaus mit einer Badeanſtalt. Den Weg nach Baſel zurück nimmt man über die Dornacher Brücke, wo die Birs über Felſen ſtürzt, und über Reinach. — Eine zweyte, nicht minder lohnende Excurſion macht man durch die Dörfer **Binningen**, **Bottmingen** und **Aberwyl** nach **Biel**, **Benken** und **Leimen** (einem Dorf des Departements des Oberrheins), und beſteigt dann das Bergſchloß **Landskron**, wo eine ſchöne Ausſicht iſt. Von da nimmt man ſeinen Weg nach den Bädern von **Burg**, oder nach der nahen, wildromantiſchen Solothurnſchen Abtey **Mariaſtein**. Von Mariaſtein hinab geht es nach dem nicht minder wildgelegenen Bad **Flühen** und dann über fruchtbare Gefilde nach Baſel zurück.

Höchſt anziehend iſt auch der Ausflug nach dem Baſeler Dorfe **Riehen**. Eine Viertelſtunde von da, auf einer Anhöhe, iſt der **Wenkenhof** mit ſchöner Ausſicht und einem geſchmackvollen Engliſchen Garten. Weiter hinauf zieht ſich der Pfad durch das Dorf **Bettingen**, nach der alten verödeten St. Criſchonalkirche. Hier iſt der Ausblick in das reiche Vorland und nach dem fernen Eisgebirge einzig.

**Gaſthöfe**: 1. **Zu den drey Königen.** Die Lage am Rhein und die Ausſicht aus dem Speiſeſaal ſind vortrefflich. 2. Der Gaſthof zum **Storch**. 3. Der **wilde Mann**. 4. Die **Krone**. 5. Der **goldene Kopf**.

Von Baſel aus iſt nicht zu rathen, die Reiſe auf dem Rheine zu machen: die ſchönſten Gegenden liegen dieſſeits, am rechten Ufer, und der Reiſende, dem es beſonders um Naturſchönheiten zu thun iſt, findet den reichſten Genuß, indem er die Bergſtraße von Baſel bis Offenburg einſchlägt.

Aus dem Kanton Baſel tritt man in das Großherzogthum Baden. Der erſte intereſſante Punkt, iſt das Dorf Weil, nahe der Grenze, wo einige, Baſelern zugehörige, Landhäuſer ſind. Von da geht man den Berg hinauf, nach Tüllingen, wo bey der Kirche eine herrliche Ausſicht ſich öffnet. Zur Seite liegt Lörrach, und eine halbe Stunde hinter Lörrach, auf einem nicht hohen, fruchtbaren Berge, das 1678 von den Franzoſen geſprengte Schloß Röteln, am Eingange in das dichteriſche Wieſenthal. Die Ausſicht von da iſt entzückend. Bey Iſtein, zwey Stunden von Baſel iſt die romantiſche Wallfahrtskapelle zum heiligen Veit, dicht am Rheine, mit einer Brücke, welche an einer ſenkrechten Felswand den abgeſchnittenen Weg nach den benachbarten Rheinorten fortſetzt. Ueber dieſe ſchmale, ſchauererregende Brücke ritt Herzog Bernhard von Weimar im dreyßigjährigen Kriege. Die Gegend umher iſt wild und groß.

Fünf Stunden von Baſel liegt Kaltenherberg, die erſte Poſtſtation von Baſel nach Freiburg, und in der Nähe iſt das berühmte Erdmannsloch, oder die Baſeler Höle, in einer wilden Gegend. Dieſe Höle beſteht aus herrlichem Tropfſtein oder Stalaktiten, und gewährt durch ihre ſchönen Kalkſpathſäulen einen bewundrungsvollen Anblick. Von Kaltenherberg ſind es drey Stunden bis Badenweiler, intereſſant durch ſeine Lage, durch ſeine Bäder und die Ueberreſte Römiſcher Architektur. Dieſer Flecken liegt am Fuße des alten Abnabagebirgs, ohnweit des hohen Blauen; ſeine Badquelle iſt laulich. Die Römer hatten hier ein Kaſtell, mehrere Villen, wovon noch drey übrig ſind, und große Thermen. Dieſe Bäder waren der Diana gewidmet, und das Gebäude, wie aus den aufgegrabenen Subſtructionen ſich ergiebt, hatte in der Breite 222, auf der Seite der Vorhöfe 65, in der Mitte 81 Rheiniſche Schuhe; nach ſeinem ganzen Raume ohngefähr 126 Ruthen im Quadrate. Es wurden hier viele Gefäße, Steinſchriften, Badegeräthſchaften u. dgl. m. ausgegraben *).

Von Badenweiler bis Freiburg wechſeln die herrlichſten Landſchaftsparthieen. — Die Gegend bringt außerdem die mannichfachſte Productenfülle hervor.

Freiburg. Die Stadt hat eine höchſt anmuthige Lage an der Dreiſam, am Fuße der Vorgebirge des Schwarzwaldes. Sie wurde 1118 von Bertold II. von Zähringen erbaut. Im Jahr 1368 unterwarf ſich Freiburg der Oeſterreichiſchen Herrſchaft. Die Zahl der

---

*) Ausführlich handelt von dieſem altrömiſchen Bade Preuſchen in den Denkmählern von alten Revolutionen in Deutſchland. Frankfurt 1787. 8.

Einwohner beläuft ſich jetzt auf 9 bis 10000. Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt ſind: 1. Der Münſter, ganz in der Form des Straßburgers erbaut, und im Ganzen von ſchönen Verhältniſſen. Im Innern ſind einige ſchöne Altarbilder. — 2. Die Univerſität, eine der älteſten in Deutſchland, mit einer anſehnlichen, durch Aufhebung der Breisgauer Klöſter bedeutend bereicherten Bibliothek, einem von St. Blaſien dahingebrachten, erleſenen naturhiſtoriſchen Kabinet, einer ſchönen Sammlung von phyſikaliſchen Inſtrumenten, welche Markgraf Friedrich der Univerſität ſchenkte; einem botaniſchen Garten, anatomiſchen Theater und kliniſchen Inſtitut. 3. Ein Forſtinſtitut. Die ſchönſten Parthieen um Freiburg ſind: 1. Günthersthal, ein ehemaliges Nonnenkloſter. 2. Der Schloßberg mit ſchöner Ausſicht. 3. Die ehemalige Karthauſe. 4. Die Einſiedeley. 5. Der Odilienberg mit der Felſenhöle, worin ſich Odilie vor ihren Verfolgern verbarg. — Drey Stunden von Freiburg, gegen Oſten, iſt das furchtbare Höllenthal, wo ſich die Straße in ein düſtres Felſengewölbe verliert. — Gaſthöfe: Zum Mohren, zum Römiſchen Kaiſer, zum Schwerd.

Eine Stunde von Freiburg liegt am Gebirge die ehrwürdige Ruine des alten Schloſſes Zähringen; zwey Stunden weiter das Städtchen Emmendingen, in einer fruchtbaren und herrlichen Gegend; drey Stunden weiter das Städtchen Kenzingen mit einem Poſthauſe, welches zugleich ein guter Gaſthof iſt. — Die nächſte Station iſt Frieſenheim. Zwiſchen Kenzingen und Frieſenheim, am Gebirge, liegen das Städtchen Ettenheim und nahe dabey, im Waldgebirge, die ehemalige Benedictinerabtey Ettenheimmünſter mit dem Bade St. Landelin; das Städtchen Lahr, bedeutend durch Fabriken und Handel; die Ruinen von Geroldseck. Nicht weit von Frieſenheim iſt die ehemalige Benedictinerabtey Schuttern, erbaut von Offo, im ſiebenten Jahrhundert. Drey Stunden von Frieſenheim die ehemalige Reichsſtadt Offenburg, an der Kinzig, urſprünglich die Burg Offo's. Hier war ſonſt der Sitz einer Oeſterreichiſchen Landvogtey. Das vormalige Recollectenkloſter iſt in ein Pädagogium verwandelt.

Oeſtlich hinter Offenburg öffnet ſich das ſchöne Kinzigthal. Eine Stunde davon liegt Ortenberg, mit den Ruinen eines alten Schloſſes In der Umgebung wächſt der vorzüglichſte rothe Wein des Großherzogthums. Eine Stunde weiter liegt die vormalige Reichsſtadt Gengenbach mit einer aufgehobenen Benedictinerabtey gleichen Namens. Gaſthöfe in Offenburg ſind die Krone und die Poſt.

Von Offenburg ſind es vier Stunden bis Kehl.

wo der Reiſende den Rhein wieder findet. Der Weg geht zum Theil durch das Hanau-Lichtenbergiſche, deſſen Bewohner ſich ſeit Jahrhunderten, durch ſchönen Wuchs, Religion, gleiche Kleidertracht und Sitten vor allen ihren Nachbarn unterſcheiden.

**Kehl hat noch ein Deutſches Poſthaus.** Hier iſt eine Douanenlinie. Der Reiſende, welcher einen Abſtecher nach Straßburg machen will, thut wohl, ſich in dem Büreau eine Beſcheinigung über ſein Geld geben zu laſſen, indem nur eine beſtimmte kleine Summe über den Rhein zurück gebracht werden darf.

**Straßburg iſt eine Stunde von Kehl.** Auf dem Wege dahin bemerke man das ſchöne Denkmahl, welches Napoleon dem General Deſſaix hier ſetzen ließ, es iſt nach einer Zeichnung Weinbrenners von dem trefflichen Deutſchen Künſtler Ohmacht aus Rothweil verfertigt.

**Merkwürdigkeiten Straßburgs ſind:** 1. Die Citadelle, durch welche man auch den Weg in die Stadt nehmen kann. 2. Der Münſter. Der erſte Münſter wurde durch König Chlodowich um 510 erbaut. Karl der Große ließ es durch einen Chor erweitern. Im Jahr 1007 wurde dieſes Gebäude durch einen Blitzſtrahl in Aſche gelegt. 1015 ließ Biſchof Werner, aus dem Hauſe Habsburg, das Fundament zu dem neuen Dom graben; 1275 ward er vollendet. Im Jahr 1276 machte man den Anfang zur Erbauung des Thurms, deſſen Ausführung dem kunſtreichen Erwin von Steinbach anvertraut wurde. Von der Hand ſeiner Tochter Sabina ſind die Figuren und Verzierungen des Portals. Als Erwin 1318 geſtorben war, führte ſein Sohn Johannes, das Werk fort. Vater und Sohn liegen im Münſter begraben. Die Höhe des Thurms iſt 494 Schuh. An dem Münſter ſelbſt ſind ſehenswerth: Die Fenſtergemählde; der Taufbrunnen; das Grabmahl Johann Geilers von Kayſersberg; das Grabmahl Biſchof Conrads II. aus dem Hauſe Lichtenberg, welcher den Münſter zu bauen angefangen; das Grabmahl Johann Mäntelins, erſten Buchdruckers zu Straßburg; die Gräber Erwins von Steinbach und ſeines Sohnes. 3. Die Thomaskirche, mit dem prächtigen von Pigalle in Marmor gearbeiteten Grabmahle des Marſchalls von Sachſen, und dem einfachen aber ſchönen Denkmahle Schöpflins. 4. Die reiche Stadtbibliothek. 5. Die öffentliche Gemähldeſammlung, deren Direction der geſchickte Miniaturmahler und Kupferſtecher Guerin hat. 6. Die Münze. — Die vorzüglichſten Gaſthöfe ſind: Zum Geiſt, die Stadt Lyon, das rothe Haus.

Von Straßburg aus reiſet es ſich ſchon angenehmer und bequemer auf dem Rheine ſelbſt, doch ſind die Ufer zu beiden Seiten meiſt flach und einförmig, und die ſchönſten Gegenden erſcheinen längs des Gebirgs hin, welches überall eine oder zwey Stunden vom Strome entfernt liegt.

Die ſogenannte Rheinſtraße führt von Kehl über Biſchofsheim am hohen Steg, Lichtenau, wo jetzt die ſchönen Ruinen des Sitzes der alten Dynaſten von Hanau abgetragen werden, an der ehemaligen Benedictinerabtey Schwarzach vorbey, über Stollhofen, ehemals berühmt durch die Linien, welche zu Ende des 17ten Jahrhunderts die Oeſterreicher hier gegen die Franzoſen aufgeworfen hatten, bis Raſtatt, welches von Kehl 10 Stunden entfernt iſt.

Eine recht angenehme Rheinfahrt kann man manchmal während des Sommers von hier aus bis Mannheim und ſo gar bis Holland auf den Flößen machen, die von Zeit zu Zeit aus der Murg in den Rhein gehen. Wer jedoch die Landreiſe jetzt noch vorzieht, der nimmt von Raſtatt aus die Route, welche oben bey der Reiſe in das Murgthal angegeben worden, oder er geht von Raſtatt über Grabern, Waghäuſel, (ein vormalig fürſtlich Speierſches, jetzt Badiſches Jagdſchloß nebſt Poſthauſe und Kapuzinerkloſter, in einem Walde) nach Schwetzingen und Mannheim.

In Schwetzingen iſt der Garten das merkwürdigſte. Er umfaßt eine Fläche von 186 Morgen, und hat, obgleich in einer Sandebene gelegen, die herrlichſte Vegetation. Beſonders findet man die ſchönſten Baumgruppen. Unter die anziehendſten Stellen des Gartens gehören: Die Lindenalleen und die Baumparthieen im Engliſchen Garten; die Ausſicht am großen Baſſin, wo die Bilder des Rheins und der Donau liegen, über den Rhein bis zu den Vogeſen hin; der Apollotempel, zumal in der Abendbeleuchtung; der Tempel der Minerva; das reizende Badhaus; die Umgebung des Merkurtempels; vier Vaſen aus Carariſchem Marmor an der großen Fontaine; die Moſchee mit ihren Minarets. Man unterlaſſe nicht, einen dieſer Thürme zu beſteigen, die Ausſicht iſt vortrefflich. — Gaſthöfe ſind: Zum Pfälzer Hof, zum Prinz Karl und zum goldenen Ochſen.

Schwetzingen war vorher eine Römiſche Kolonie, und im Garten wurde 1765 eine Grabſtätte mit alten Waffen und andern Geräthen entdeckt.

Von Schwetzingen ſind drey Stunden bis Mannheim. Der Grundſtein zu dieſer Stadt wurde erſt 1606 gelegt. Sie iſt ſchnurgerecht gebaut und hat eine Bevölkerung von ohngefähr 21000 Seelen. Sehenswürdigkeiten ſind: 1. Das Schloß, wovon ein Flügel bey der letzten Belagerung beſchädigt ward. Im Schloſſe iſt eine kleine Gallerie von Gemählden, Kupferſtichen und trefflichen Abgüſſen der vorzüglichſten Antiken. Die

Direction hat der Hofmahler Staaſen, welcher im Schloſſe wohnt. Angenehm iſt der neuangelegte Engliſche Garten hinter dem Schloſſe am Rhein. 2. Die vormalige Jeſuiten- jetzt Gymnaſiumskirche. 3. Das Theater. Spieltage ſind: Sonntag, Dienſtag und Donnerſtag. Die Geſellſchaft iſt im Ganzen noch recht brav, und das Orcheſter trefflich eingeſpielt. 4. Das Muſeum Karl-Stephanie. Es hat eine gut eingerichtete Leſegeſellſchaft, und in dem Saale werden muſikaliſche Akademieen, Deklamatorien, ꝛc. gegeben. Der Fremde hat freyen Zutritt, ſobald ihn ein Mitglied einführt 5. Die Sternwarte, welche unter allen in Deutſchland befindlichen den vorzüglichſten Apparat an aſtronomiſchen Inſtrumenten beſitzt. 6. Das vereinigte Gymnaſium. — Gaſthöfe: Zu den drey Königen; zum Schaf; zum ſilbernen Anker; zum Weinberg.

Da die eigentliche Rheinreiſe erſt bei Mainz intereſſant wird, ſo thut der Reiſende beſſer, bis zu jener Stadt einen Landweg einzuſchlagen. Er geht von Mannheim über Heidelberg, Darmſtadt und Frankfurt — oder von Mannheim über Worms, Oppenheim nach Mainz, wo er ſich einſchifft. Der erſte Weg iſt der anziehendere. Hauptpunkte ſind hier:

Heidelberg, am Eingange in das Neckarthal, am Anfange der Bergſtraße. Das Sehenswertheſte iſt hier: 1. Das Schloß mit ſeinen noch jetzt trefflich unterhaltenen Gartenanlagen. Die Ausſicht von da in das Rheinthal iſt — zumal in der Abendbeleuchtung — einzig. 2. Die Univerſität mit ihrer bedeutenden Bibliothek. 3. Das phyſikaliſche und mineralogiſche Kabinet bei Herrn Geh. Hofrath Succow. 4. Das anatomiſche Theater unter Direction des Herrn Geh. Hofrath Ackermann. In die beyden Leſegeſellſchaften in der Mohr- und Zimmerſchen und Brauniſchen Buchhandlung hat auch der Fremde Zutritt.

Unter den ſchönen Umgebungen Heidelbergs verdient beſonders der Heiligenberg den Beſuch des Reiſenden. Hier ſind noch die Ruinen der alten Benedictinerabtey, von welcher die Cultur des Neckarthals ausging, und die Ausſicht von dem Gipfel des Bergs iſt lohnend *). Gaſthöfe in Heidelberg: Zum Badiſchen Hof; zum Karlsberg; zum goldenen Hecht.

Von Heidelberg führt der Weg durch die blühende Bergſtraße, wie durch einen Wein- und Obſtgarten hin. Zwey Stunden von Heidelberg liegt Schriesheim mit den Ruinen der Strahlenburg, und einem Bergwerke, wo auch Eiſenvitriol und Alaun gebaut wird. Links auf dem Felde bezeichnet eine Säule die Stelle, wo im Jahr 1766 ein Römiſches Kolumbarium (Grabſtätte) entdeckt wurde. — Eine Stunde weiter

---

*) Vergleiche meine Beſchreibung von Heidelberg.

kommt man an den Dörfern Großſachſenheim, Hohenſachſenheim und Litzelſachſenheim vorüber, die noch durch ihre Namen auf die Kolonien deuten, welche Karl der Große aus Sachſen hieher führte. Eine Stunde unter Großſachſenheim liegt Weinheim mit den Ruinen der Burg Windegg, in einer romantiſchen Gegend. Zwey höchſt anmuthige Thäler, das Birkenauer und das Gorchsheimer Thal, ziehen ſich rechts und links von der Stadt in das nahe Gebirg hin. Gaſthof: Zum Ochſen.

Von Weinheim ſind es drey Stunden bis Heppenheim, wo eine Poſt iſt, und ein guter Gaſthof, zum halben Mond.

Von Heppenheim ſind noch ſieben Stunden bis Darmſtadt. Der Weg führt durch mehrere angenehme Flecken und Dörfer, an den prächtigen Ruinen von Starkenburg und am wolkennahen Melibokus vorüber. Bey heiterm Himmel lohnt es ſich der Mühe, dieſen Berg zu beſteigen. Da er aus der Reihe der Gebirge des Odenwaldes weit hervortritt, ſo beherrſcht er das Rheinthal von Speier bis Bingen, bis an die Vogeſen und den Donnersberg. Auf ſeinem Gipfel ſteht ein vor dreyßig Jahren erbauter Thurm, von deſſen Zinnen ſich die Umſicht noch erweitert. Der Schlüſſel zum Thurm iſt in Alsbach, wo man zugleich einen Führer mitnimmt.

Darmſtadt, die Reſidenz des Großherzogs von Heſſen, erweitert und verſchönert ſich täglich mehr. Die Bevölkerung iſt 13000 Seelen. Sehenswürdigkeiten ſind: 1. Der Engliſche Garten mit dem Grabe der Landgräfin und dem Monument. 2. Das Exercierhaus. 3. Die Gemähldegallerie. 4. Die Großherzogliche Bibliothek. 5. Das Naturalienkabinet, welches durch das berühmte Hübſchiſche Kabinet von Cölln bereichert wurde. 6. Das Theater, zu welchem die trefliche Hofkapelle das Orcheſter giebt. — Gaſthöfe: Zum Darmſtädter Hof; zur Traube.

Frankfurt am Main. Sechs Stunden von Darmſtadt. Schöne Anſicht von der Höhe beim Wartthurm. Volksmenge: ohngefähr 55000. Sehenswürdigkeiten: 1. Die Hauptkirche und das Wahlconclave, mit einigen Gemählden und dem Monumente Günthers von Schwarzburg. 2. Die neue lutheriſche und die beyden reformirten Kirchen. 3. Das Rathhaus oder der Römer. Die goldene Bulle iſt jetzt in dem kaiſerlichen Archiv zu Paris. 4. Die Reſidenz des Großherzogs (ehemals das Turn- und Taxiſche Palais), mit einer altrömiſchen Statüe von weißem Marmor in der Niſche über der Hauptſtiege. 5. Der Saalhof, in alten Zeiten die Reſidenz der Karolinger. 6. Braunfels und die Börſe. 7. Das Hotel Rumpf, wo das Caſino, und eine □. 8. Das

Muſeum, mit ſchönen alten und neuen Gemählden. 9. Die Hotels Leonhardi, Schmidt, Müller, Sarraſin, Schweizer. 10. Das Schauſpielhaus. 11. Die Mainbrücke und der ſchöne neue Kay. 12. Der Wollgraben mit herrlicher Ausſicht.

**Sammlungen:** die Bibliothek, mit vielen Handſchriften und alten Drucken. — Das Rathsmünzkabinet. — Unter den vielen Privatſammlungen: Die Gemähldekabinette des Banquier Städel, des Doctor Grambs; die von Gerningſche Sammlung von Antiken, Münzen, Gemählden, Kupferſtichen und Schmetterlingen; die Conchylien des Herrn v. Stöcker; der Salzwedelſche botaniſche Garten; die Sammlungen im Senkenbergiſchen Inſtitut.

**Wiſſenſchaftliche und gemeinnützliche Anſtalten:** das Senkenbergiſche Inſtitut, im botaniſchen Garten das Grab des Stifters; das Kronſtettſche Damenſtift; das lutheriſche Gymnaſium; das Klitſcherſche Inſtitut; das Engelmannſche Töchterinſtitut; die Handlungsacademie; die Bürgerſchule; das litterariſche Inſtitut.

**Vergnügungen:** Deutſches Schauſpiel; Maſkenbälle; muſikaliſche Academieen und Liebhaberkonzerte; die geſchloſſenen Geſellſchaften oder Collegien; das größe Kaſino: der Fremde erhält eine Eintrittskarte auf vier Wochen. — Unter den Gärten ſind vornehmlich zu bemerken: der Bethmanniſche, der Pfefferkorniſche, der Engliſche des Freyherrn v. Holzhauſen; der Diks'ſche, Gontard'ſche, Gogel'ſche ꝛc.

Meſſen: Zwey, zu Oſtern und Michaelis.

Unter Frankfurts Umgebungen verdienen einen Beſuch: Der Riedhof, der Sandhof, das Forſthaus, wo ſich zumal Sonntags immer große Geſellſchaft findet; Oberrad; das heitre, belebte Offenbach; die Ginnheimer Höhe und der Röderberg mit ihren herrlichen Ausſichten; Wilhelmsbad; Philippsruhe; Homburg vor der Höhe mit ſeinen ſchönen Umgebungen; die Schlachtfelder von Bergen und an der Nidda.

Drey Marktſchiffe kommen täglich von Mainz, Offenbach und Hanau an, und gehen wieder dahin ab. Eben ſo geht täglich um zwölf Uhr ein Journaller nach Mainz ab, und langt um vier Uhr daſelbſt an. Für den Preis eines Laubthalers macht man mit dieſem Poſtwagen die Reiſe hin und zurück. Vom erſten Mai bis zum erſten October fährt eine ſolche Diligence zwiſchen Frankfurt und Wisbaden. Gaſthöfe: Das rothe Haus; zum Römiſchen Kaiſer; der

Weidenhof; der Engliſche Hof; zum Schwanen; zur Stadt Paris.

Von Frankfurt nach Mainz — zwölf Stunden. Herrliche Ausſicht auf der Höhe bei Hochheim. Die Blume des Hochheimer Weins wächſt auf einem Hügel am Main, hinter der ehemaligen Domdechaney, auf einem Gelänge von ohngefähr 8 Morgen. Jeder Morgen trägt 4000 Stöcke. Jeden Stock ſchäzt man auf einen Dukaten. Dieſer Weinberg trägt in guten Jahren bis zwölf Stück-Fäſſer Wein, und das Stück wird oft von der Kelter mit 12 — 1500 Fl. bezahlt.

Der zweyte Weg von Heidelberg oder Mannheim nach Mainz führt bei Mannheim, wo eine fliegende Brücke iſt, über den Rhein. In einer Stunde erreicht man Oggersheim, mit einem ehemaligen Kurfürſtlichen Schloſſe; eine Stunde weiter liegt Frankenthal, in heitres Städtchen, welches ſeine ehemalige Blüthe den Flüchtlingen aus Frankreich und den Niederlanden verdankt. Gegenwärtig hat die Stadt eine Bevölkerung von 3000 Einwohnern, und mehrere Fabriken und Manufakturen.

Von Frankenthal ſind zwey Stunden bis Worms. Dieſe Stadt, eine der älteſten und einſt eine der anſehnlichſten Deutſchen Städte hat nur noch eine Bevölkerung von 5000 Seelen. Sehenswürdigkeiten ſind: Der Dom und einige Römiſche Alterthümer. Bey

Worms wächſt der treffliche Wein, Liebfrauenmilch genannt.

Von Worms aus läßt ſich noch eine intereſſante Excurſion über Dürkheim nach dem Gebirge, die Hart machen, welches mahleriſche Anſichten und Ruinen, wie die von Limburg hat. Kaiſerslautern bewahrt noch die Trümmer des Palaſtes, den Friedrich Barbaroſſa bewohnte. In der Nähe iſt die Ruine von Landeſtuhl, wo Franz von Sickingen hauſte. Hier erhebt ſich der Donnersberg 350 Klafter über die Fläche des Rheins. Er beſteht aus Grauſtein, und iſt dem Mineralogen und dem Hiſtoriker merkwürdig.

Worms gegenüber liegt die ehemahlige, berühmte Abtey Lorſch, einſt die reichſte in Deutſchland an Beſitzungen, und von welcher die Kultur der Bergſtraße, des Neckarthals und des Odenwaldes großentheils ausgegangen.

Von Worms ſind ſechs Stunden bis Oppenheim. Aus einem Dorfe unter den Karolingern erwuchs dieſer Ort im dreyzehnten Jahrhundert zur Reichsſtadt, und im Jahr 1325 trat es mit in den Rheiniſchen Bund. Oppenheim beſaß frühe eine der erſten Druckereyen, und die Produkte derſelben gehören zu den größten typographiſchen Seltenheiten. Jetzt bietet es den Reiſenden nichts Merkwürdiges dar, als die Stelle, wo Guſtav Adolph, auf einem Scheuerthor über den Rhein ging. Am rechten Ufer bezeichnet die ſogenannte Schwedenſäule die Stelle, wo er das ſonderbare Fahrzeug beſtieg.

Von Oppenheim führt eine ſchöne Straße durch eine blühende, weinreiche Gegend über Bodenheim, Laubenheim, Nierſtein, deren Weine ſchon zu den guten Rheinweinen gerechnet werden, nach dem fünf Stunden weit entlegenen Mainz.

Mainz. Dieſe Stadt, einſt die Reſidenz des erſten Deutſchen Kurfürſten, jetzt die Hauptſtadt des Departements vom Donnersberg, liegt in einer der reizendſten Gegenden Deutſchlands, da, wo der Main in den Rhein ſich ergießt, am Abhange eines Hügels, und längs dem Ufer des Stroms hin. Sie hat eine Bevölkerung von 22 bis 23000 Seelen. Unter der Regierung des Auguſtus legte deſſen Feldherr Martius Agrippa auf dieſer Stelle ein verſchanztes Lager an, um die andringenden Deutſchen abzuhalten. Wo das Lager geſtanden hatte, erbaute etwas ſpäter Druſus Germanikus die Veſtung Magontiacum. Dieſe Veſtung erſtreckte ſich, mit der jetzigen Stadt gleichlaufend, von dem Albansberge bis zum Abhange des Linſenbergs, und nach ihrer Breite, vom Abhange des Gauthorberges bis außerhalb dieſes Thors zu dem ehemaligen Druſenſee. Von Römiſchen Denkmählern iſt aber nichts mehr übrig, als der Eichelſtein oder Druſusſtein auf dem Walle, und die Waſſerleitung bey Zahlbach. Drey Jahre nach Erbauung von Magontiacum legte Druſus gegenüber ein Kaſtell, das heutige Kaſtel an. Im Jahr 79 der chriſtlichen Zeitrechnung kam die zweyundzwanzigſte Legion, welche unter Titus bey der Eroberung Jeruſalems gedient hatte, als Beſatzung nach Mainz, und mit ihr Crescenz, der für den erſten chriſtlichen Lehrer und Biſchof am Rhein gehalten wird. — Kaiſer Trajan legte auf der Mainſpitze ein Fort an, woraus nachher unter den Karolingern, das königliche Kaſtell Kuffſtein entſtand. Hadrian erweiterte die Veſtungswerke von Magontiacum, und ſoll auf dem Berge bey Weiſſenau ein oberes und auf der entgegengeſetzten nördlichen Seite der Stadt, auf dem Hauptſtein, ein unteres Kaſtell errichtet haben.

In dem Kampfe der Germanen mit den Römern litt Mainz auf mannichfache Weiſe, bis es durch Attilla gänzlich zerſtört ward. Es lag in Trümmern bis es unter die Herrſchaft der fränkiſchen Könige kam. Karl der Große legte auf dem Albansberge ein Kloſter und eine Schule an, und erbaute eine auf ſteinernen Pfeilern ruhende, hölzerne Rheinbrücke. Winfried oder Bonifaz wurde zu dieſer Zeit zum

Erzbiſchof von Mainz ernannt, und durch dieſe Umſtände hob ſich die Stadt immer mehr. Ihre folgende Geſchichte unter den Biſchöfen gehört nicht in den Plan dieſes Reiſebuches, nur einzelne Momente müſſen noch berührt werden, weil ſie zur Erläuterung noch vorhandener Denkmähler dienen.

Der blühende Handel der Rheinſtädte im dreyzehnten Jahrhunderte wurde durch die Raubſchlöſſer am Rheine unaufhörlich geſtört. Da trat ein Mainzer Bürger, Arnold Walpoden auf, und ermunterte ſeine Mitbürger zu einem Städtebund. Im Jahr 1355 kam der Bund zu Stande, mehr als hundert Rheinſtädte, und viele Fürſten, Grafen und Edle traten bey, und die Raubſchlöſſer am Rheine wurden zerſtört. Jetzt ſieht der Reiſende noch ihre Ruinen.

In der zweyten Hälfte des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts hatte Mainz ſeine glänzendſte Periode und mit dem höchſten Wohlſtande erblühten auch Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Minneſänger hatten hier einen ihrer Hauptſitze, und von ihnen hat ſich beſonders das Andenken an Heinrich Frauenlob erhalten, der 1318 ſtarb, und deſſen Leiche die Mainzer Frauen zu Grabe trugen. Noch zeigt man im Dom ſeinen Grabſtein. Um dieſe Zeit erbaute der Rheinbund das Kaufhaus zu Mainz, welches noch jezt ſteht und bedeutend an die damalige Größe von Mainz erinnert.

Das funfzehnte Jahrhundert wurde für die Stadt glorreich durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Deshalb verband ſich Guttenberg mit Johann Fauſt und durch den Beytritt Peter Schöffers von Gernsheim gelang das große Unternehmen. — Aber bald darauf ſank die Stadt durch den ſchrecklichen Krieg zwiſchen Diether von Yſenburg und Adolph von Naſſau. — Diether, der nach Adolphs Tode wieder Biſchof wurde, erbaute die noch ſtehende Martinsburg und errichtete 1477 die Univerſität. —

Seit 1797 gehört Mainz zu Frankreich, und gegenwärtig iſt es eine der guten Städte des großen Kaiſerreichs, der Sitz einer Präfectur, eines peinlichen Gerichtshofs, eines Handelsgerichts, und das Hauptquartier der 26ſten Militärdiviſion. Es hat einen Biſchof, ein Kapitel, ein Seminar, eine Academie, ein Lyceum, eine mediciniſche Specialſchule, eine Entbindungsanſtalt und einen Ausſchuß für Kuhpockenimpfung. Auch beſteht daſelbſt eine Inſpection der Buchdruckerey und des Buchhandels. Der Maire von Mainz wohnt der jedesmaligen Krönung des Kaiſers bey.

Oeffentliche Plätze und Hauptſtraßen ſind: der Thiermarkt, der Gemüſemarkt, der Flachsmarkt, der Leichhof und die drey Bleichen.

Sehenswürdig ſind: die Schiffbrücke mit der herrlichen Ausſicht den Strom aufwärts und abwärts. — Die Martinsburg mit der Ausſicht nach dem Taunus, dem Feldberge und Altkönig und in die ganze herrliche Gegend am Main von Frankfurt herab und nach Wiesbaden hin. — Der Dom, der gelitten hat durch die Belagerung. Er wurde im zwölften Jahrhundert gebaut. Hier ſind die Gräber und Grabmähler des Erzbiſchofs Albrecht von Brandenburg, des Domprobſts von Dalberg, des Generals Grafen von Lamberg, des Johann Georg von Schönborn — beſonders aber der Faſtrada, Gemahlin Karls des Großen und Heinrich Frauenlobs bemerkenswerth. — Die Ignatiuskirche, welche ein Muſter guter Architectur iſt, und einen ſchönen, gemalten Platfond hat. — Die alte Collegiatkirche zu unſeren lieben Frauen. — Die alte Collegiatkirche zum heiligen Stephan. Dieſe Kirche hat eine ſchöne Lage, und vom Thurme genießt man der herrlichſten Ausſicht. Einige Altarblätter von alter Deutſcher Art und Kunſt verdienen beſonders bemerkt zu werden. — Die Citadelle, mit der wunderſchönen Ausſicht. — Die Bibliothek, an 90000 Bände reich, darunter viele Inkunabeln und ſeltene Werke. — In der Schuſtergaſſe das Haus, wo die Druckerey erfunden ward. — Der Eichelſtein, nahe dem Nalodsberge, wahrſcheinlich ein Ueberreſt des alten Römiſchen Kaſtells. — Die ehemalige Favorite, von wo man der reichſten Umſicht genießt. — Die Gallerie, eine Sammlung von Gemählden, die von Paris hierher geſchickt wurde. Es ſind darunter merkwürdige Bilder von Andreas Mantegna, Giordano, Guercino, ein Adam und Eva von Albrecht Dürer, ein Thierſtück von Snyders, ein Bartholomäus von Perugino und eine Anbetung der Hirten von van Dyk.

Die ſchönen Umgebungen von Mainz, die prächtige Rheinallee, das reizende Dörfchen auf dem Sande, u. ſ. w. hat der Krieg zerſtört. — Die Römiſche Waſſerleitung, eine halbe Stunde von Mainz, verdient aber einen Beſuch.

Von Mainz geht eine Diligence, im Winter alle zwei Tage, Nachmittags um drey Uhr nach Cölln ab, bleibt den erſten Tag zu Bingen, den zweyten zu Coblenz über Nacht, und kommt den dritten Tag zu Cölln an. Im Sommer geht dieſe Diligence alle Tage bey Oeffnung der Thore von Mainz ab. Auch fährt alsdann jeden Tag eine Waſſerdiligence nach Coblenz und Cölln ab. Der Preis bis Cölln iſt zwölf Franken.

Vorzügliche Gaſthöfe ſind: Die drey Kronen; die hohe Burg; die weiße Burg; die Stadt Paris.

# Der Rheingau.

So bequem und angenehm es iſt, die Rheinreiſe von Mainz aus bis Cölln auf der gewöhnlichen Waſſerdiligence zu machen, ſo hat man doch dabei nur halben Genuß, und entbehrt manches ganz. Bey der ſchnellen Fahrt entſchwinden die Gegenſtände dem Auge zu ſchnell, und ſo viele reizende Thäler, ſo viele herrliche Ausſichten von Bergen und alten Schlöſſern zu beiden Seiten des Stromes gehen für den Reiſenden verloren. — Es iſt darum zu rathen, daß eine Geſellſchaft ſich einen eigenen Nachen miethe, und an den ſehenswürdigſten Punkten anlande. Wer alles mit Muſe betrachten will, was das Rheinthal von Mainz bis Bonn dem Auge und der Erinnerung darbietet, der muß zu dieſer Reiſe wenigſtens ſechs bis acht Tage verwenden, und dann den Rückweg zu Lande, über die Bäder, machen.

Von Mainz aus verdient beſonders Niederingelheim, auf der Straße nach Bingen, zwey Stunden von erſtgenannter Stadt, einen Beſuch. Mehrere Schriftſteller geben dieſes Dorf für den Geburtsort Karls des Großen aus: gewiß iſt, daß dieſer Kaiſer hier, zwiſchen den Jahren 768 und 774 einen prächtigen Palaſt von gehauenen Steinen erbaut, und öfter daſelbſt verweilt habe. Hundert Säulen, von Rom und Ravenna an den Rhein gebracht, dienten zum äußern Schmucke dieſer kaiſerlichen Pfalz. Mehrere Reichstäge und Kirchenverſammlungen wurden hier gehalten, und Ingelheim war der Schauplatz intereſſanter Scenen in der Deutſchen Geſchichte. Friedrich I. ließ den Palaſt wieder herſtellen, und Karl IV. war der letzte Kaiſer, der ſich hier aufhielt, und auch eine neue Kapelle bauen ließ, die er mit Chorherren aus dem königlichen Stift zu Prag beſetzte. Bald darauf verpfändete er den Ort an Churpfalz, bei welchem Hauſe er auch bis auf unſre Zeiten verblieb. In dem Kriege Friedrichs des Siegreichen mit dem Erzbiſchofe Adolph von Mainz ſteckten die Mainzer den Palaſt in Brand. Die Ueberreſte heißen noch jetzt der Saal, und nehmen an der Oſtſeite des Fleckens einen großen Bezirk ein. In den Vorhof ſind Wohnungen eingebaut. —

Wenn man ſich in Mainz einſchifft, ſo kommt man die Petersaue und die Ingelheimer Aue, zwey anmuthige Rheininſeln, voruber. Eine Stunde unter Mainz liegt Biberich, die Reſidenz des Fürſten von Naſſau-Uſingen. Das Schloß hat eine reizende Lage, dicht am Strome, iſt im alten Stil gebaut, und ſchließt ſich an einen angenehmen Garten und eine ſchone, fruchtbare Landſchaft an. Bei Biberich zieht ſich, vom erhohten Rheinufer, ein hoher Wall mit einem tiefen Graben in den Landswald hinauf, der den Hintergrund des ganzen Rheingaues bis Lorrich begrenzt. Hier auf der Höhe bildet ſich eine Reihe der ſchönſten Ausſichten: unten die Landſchaft, wie ein großer, üppiger Baumgarten, mit dem Bibricher Schloſſe und dem ſilberhellen Fluſſe; jenſeits liegt das Dorf Mombach an Tannenhügeln; am Ende dieſes Waldes liegt Budenheim. Dieſſeits umgeben die blauen Berge des Rheingaues den Strom, der hier einen majeſtätiſchen See bildet, und die Umriſſe von Schierſtein, Ellfeld und Walluff freundlich zurückſtrahlt. Fern dämmert der Johannisberg und der Rochusberg, und unten erſcheint der Felſenſchlund von Bingen, wo der Rhein zu endigen ſcheint. — Aufwärts, gegen Mainz, Kaſſel und Hochheim hin, iſt die Ausſicht nicht minder entzükkend, obgleich im entgegengeſetzten Charakter. Hinter den Höhen von Erbenheim erhebt ſich ein Hügel mit den Ruinen von Sonnenberg, wo Kaiſer Adolph von Naſſau einſt wohnte. —

Wenn man zwiſchen den Auen bey Biberich hervorkömmt, erhält man die erſte Anſicht des Rheingaues. Es iſt jedoch dieſelbe, die man auch von den Erbenheimer Höhen hat, doch iſt hier alles dem Auge näher gerückt. Die Höhen, längs dem Ufer, erheben ſich in Terraſſen, auf welchen der Weinſtock blüht, und ſchließen ſich, in der Ferne, in einem Halbzirkel, ſo, daß der Fluß als ein großer See erſcheint. Vor ſich hat man nun Walluff, die eigentliche Pforte des Rheingaues. Noch vor Walluff liegt das Dörfchen Schierſtein, wo die Familie Holzhauſen einen ſchönen Garten beſitzt. Am Ufer zu Walluff ſteht das anmuthige Landhaus des Grafen von Stadion.

Eine halbe Stunde von Walluff liegt das ſchöne Ellfeld, der Hauptort des Rheingaues, mit ſeinen gothiſchen Thürmen. Am Ufer reihen ſich Landhäuſer hin und ſteht ein räumiger und bequemer Gaſthof, zur Roſe. — Nahe hinter Ellfeld liegt in einem ſchönen Thale, Kidrich, mit einem Landſitze, und einem Hügel, Rittersruhe genannt, von wo man eine ſchöne Ausſicht nach Mainz hin hat.

Unter Ellfeld liegt der Draiſer Hof, und nicht weit davon das Dorf Erbach mit ſchönen Landhäu ſern. Von Erbach aus kann man zwey angenehme Excurſionen machen, wozu wenige Stunden hinreichen. Die eine nach dem oben erwähnten, vom linken Rheinufer nicht weit abgelegenen Niederingelheim, die andre nach der Abtey Erbach oder Eberbach, die unweit Ellfeld in einem Walde verſteckt liegt. Erzbiſchof Adelbert von Mainz erbaute ſie im eilften Jahrhundert. In der Kloſterkirche findet man viele hiſtoriſch merkwürdige Grabſteine.

Drey Viertelſtunden von Ellfeld liegt Hattenheim. Zwiſchen beyden Orten ſieht man die vormals Erbachiſchen Höfe, Drakſe und Reichartshauſen, und kommt an drey großen Inſeln, der Langwartheraue, der Rheinaue, und der Sandaue vorüber. — Auch Hattenheim prangt mit lieblichen Villen, und hier wächſt der köſtliche Markebrunner, der ſeinen Namen von einer Quelle hat, welche dieſe anmuthige Gegend bewäſſert. Die Weinhügel von Hattenheim verlieren ſich ſeitwärts in ein wildes Thal, wo die Natur ſich noch ſelbſt überlaſſen iſt.

Ein Viertelſtündchen unter Hattenheim liegt der Flecken Oeſtrich, mit ſchönen Landhäuſern. Vom jenſeitigen Ufer fließt hier die Selz in den Rhein. — In kleiner Entfernung liegen Mittelheim und Winkel, oder Weinzell, nahe am Ufer. Etwas weiterhin ſieht man die Klauſe, ein längſt verlaſſenes Nonnenkloſter. Hier her führt der Pfad nach dem vom Ufer einwärts liegenden Johannesberg.

Der Johannesberg erhebt ſich ſanft, in Terraſſen, und beherrſcht eine herrliche Gegend. Vor ſich hat man den Rheingau, mit zahlloſen Flecken, Dörfern, Landhäuſern und Klöſtern, die Berge mit ihren zerfallenen Schlöſſern, und den Strom mit ſeinen ſchattigen Inſeln. — Dieſe berühmte Probſtey auf dem Johannesberg wurde von Ruthard II. Erzbiſchofe von Mainz im Jahr 1102 geſtiftet, und von dem Rheingauiſchen Grafen Rudolf oder Rheinbolf anſehnlich bereichert. Albert von Brandenburg ſchleifte ſie, im ſechzehnten Jahrhundert. Später kaufte der Abt von Fuld den Berg, und ſtellte die Probſtey wieder her. Der Wein, der hier wächſt, iſt bekanntlich der vorzüglichſte und theuerſte unter allen Rheinweinen. Am Fuße des Berges liegen das Dorf Johannesberg, die Klauſe, ein ehemaliges Nonnenkloſter, Vollrath, ein dem Grafen von Greifenklau gehöriges Rittergut, und mehrere Höfe und Winzerwohnungen. Die Umgebungen ſind paradiſiſch.

Nahe dem Johannesberg liegt das ehemalige Frauenkloſter Gotteſthal, einſiedleriſch und ſtill, in einem Mühlenthale.

Vom Johannesberge iſt es eine halbe Stunde bis Geiſſenheim. Auf dem Wege dahin iſt ein Weiler, der den Namen des heiligen Bartholomäus trägt. Der Flecken Geiſſenheim hat ſchöne Landhäuſer, die den Grafen von Ingelheim, Metternich und Oſtein gehören. Die Lage iſt höchſt reizend. In der Kirche iſt das ſchöne Grabmahl des trefflichen Kurfürſten Johann Philipp, in deſſen Dienſten der Schwärmer Barthelomäus Holzhauſen und Leibnitz waren. Das Grabmahl iſt von Rauchmüller, einem zu wenig gekannten Künſtler. Einen eignen Beſuch verdient die ehemals dem Grafen von Oſtein gehörige Villa, am Ende des Fleckens. Der Garten hat eine Menge ſchöner Parthieen. Alleen führen zu den ſteilen Kuppen der Weinberge, über Rüdesheim, Ehrenfels und den Unterwald.

Zwiſchen Geiſſenheim und Rüdesheim liegt das ehemalige Frauenkloſter Eubingen, welches die durch ihre myſtiſchen Schriften und Prophezeyhungen bekannte Aebtiſſin Hildegard aus dem Hauſe Sponheim, erſt auf dem Rupertsberge bey Bingen geſtiftet. Nach den Verheerungen des dreyßigjährigen Krieges ward es hierher verlegt. In dem Kloſter bewahrte man bis auf die letzten Zeiten die merkwürdigen Briefe der Stifterin, ihr mit Mahlereyen verziertes Gebetbuch, welches ihr der heilige Bernhard geſchenkt, und ihren Ring, mit der ſinnvollen Inſchrift: Ich leide gern!

Der Reiſende, der ſich einen reichen Genuß bereiten will, nimmt aber ſeinen Weg nicht über Eubingen, ſondern von Geiſſenheim aus über den Niederwald. Hier öffnet ſich auf der einen Seite der Ausblick in reiche Auen, die der Rhein beſpült, auf der Andern erſcheint ein düſtrer Bergſchlund, mit halbverwitterten Felſen und Burgruinen, wo der Fluß ſich ſeinen Weg durchbricht. Aus der Ferne kommt die Nahe, die ſich mit dem Rheine vermiſcht. Links liegt Bingen, am Fuße eines Berges, der die Ruinen des Schloſſes Klopp trägt; nicht weit davon erhebt ſich der freundliche Rochusberg, und zur Rechten der hohe Rupertsberg mit ſeinen zerfallenen Kloſtermauern. — Von dem Niederwalde ſteigt man nach Rüdesheim herab. Wer aber den Weg zu Waſſer macht, der findet, indem er ſich Rüdesheim nähert, wieder eine der ſchönſten Rheinanſichten. Herrlich dehnt ſich der Flecken am Ufer hin mit der alten Burg der Brömſer von Rüdesheim. Zur Linken liegt der Rochusberg, im Vorgrunde Bingen, wo an der Mündung der Nahe und an beyden Seiten des Rheins ſteile Felſen emporſchwellen, in deren Schlund ſich der Strom zu begraben ſcheint. Im Hintergrunde winkt noch freundlich der Johannesberg.

Der feurige Rüdesheimer Wein wird mühſam auf einem ſteilen, in Terraſſen abgetheilten Berg gebaut, der hinter dem Flecken ſich erhebt. Im 11ten Jahrhundert ließ Biſchof Siegfried von Mainz die erſten Reben hier pflanzen.

Die Brömſerſche Burg, wovon noch ſchöne Ruinen vorhanden ſind, war in frühern Zeiten wahrſcheinlich ein Römiſches Kaſtell. Konrad Brömſer, der um 938 lebte, heurathete ein Fräulein von Rüdesheim, und kam durch ſie in den Beſitz der Burg und des Fleckens. — Im Ritterſale hängen die Familienbilder, auf jedem Bilde Mann und Frau beyſammen, darneben Namen, Jahrzahl, Wappen und Reime. In der Kapelle zeigt man die Hörner des Ochſen, welcher ein Chriſtusbild aus der Erde hervorſcharrte, weswegen Hans Brömſer auf der Stelle, wo es geſchehen war, das Kloſter zur Noth Gottes ſtiftete. In dem mit gothiſchen Bildwerken verzierten Schlafgemach iſt das geräumige Ehebett, mit Schnitzwerken und Vorſtellungen aus dem alten Teſtamente verziert. Auch findet ſich hier noch mancherley Geräthe aus jener alten Zeit.

Rüdesheim gegenüber liegt das Städtchen Bingen. Die Gegend hat hier etwas ſchauerliches. Rechts ſteigt der ſteile Rüdesheimer Berg in die Wolken; wo der Strom um den Berg ſich wendet, ragt aus Klippen die alte Veſte **Ehrenfels**. Jenſeits Bingen ziehen ſich hintereinander Waldberge hin, die ihre Schatten auf das **Binger Loch** werfen, in welchem der Rhein ſich zu verlieren ſcheint. Aus übereinandergeſchichteten Felſen blicken die Ruinen von Ritterburgen, ein ſchmaler Pfad windet ſich von der Höhe in das Thal, wo die öden Mauern der **Clemenskirche** zwiſchen Bäumen ſtehen. Gegen dieſe finſtre Bergwand wendet ſich der Strom in ſtarker Bewegung, dann dreht er ſich plötzlich gegen die nördliche Seite, wo ſchauerlich **Hatto's Thurm**, oder der **Mäuſethurm**, nahe dem Ufer ſteht.

Die Stadt **Bingen** hat außer ihrer Lage nur noch die Merkwürdigkeit ihrer Abkunft. **Druſus Germanikus** war ihr Erbauer, und Kaiſer **Julian** verſchönerte ſie. Einige Plätze haben noch Römiſche Namen.

Die Brücke über die Nahe wurde ebenfalls von **Druſus** erbaut, und trägt noch ſeinen Namen. — Die Stadt iſt lebhaft durch ihren Handel mit Wein, Getraide und Holz. Vor der Abtretung an Frankreich gehörte ſie dem Mainzer Domkapitel, und wurde durch einen Vizedom aus deſſen Mitte regiert. Der Rheinzoll war ehedem bedeutend, und warf jährlich über 30000 Fl. ab. — Die Bevölkerung beläuft ſich auf 3000 Seelen.

# Das Nahthal.

Dieſes herrliche, wildromantiſche Thal verdient einen Abſtecher. Es hat herrliche Parthieen, und iſt auch hiſtoriſch merkwürdig. — Drey Stunden von Bingen liegt Creuznach, die Vaterſtadt Mahler Müllers. Die Heidenmauer deutet noch auf den Aufenthalt der Römer in dieſer Gegend. Die Karolinger hatten hier einen Palaſt. Oberhalb der Stadt, auf einer Höhe, liegt das alte feſte Schloß Kauzenberg in ſeinen Ruinen, an welche ſich eine Meyerey anlehnt: Eine Viertelſtunde oberhalb der Stadt liegen zwey Salzwerke, die Karlshalle und Theodorshalle. Oſtwärts von der Karlshalle, zwiſchen Kreuznach und Hockenheim, an einem Berge, iſt der ſogenannte Pfalzſprung, wo Kurfürſt Friedrich IV. im Jahr 1603 mit ſeinem Pferde über einen 27 Schuh breiten Laufgraben geſetzt hat.

Nicht weit von Kreuznach, bey dem Dorfe Sprenglingen, iſt ein Schlachtfeld mit einem Denkmahle, welches das Andenken an Michael Mort, den wakkern Kreuznacher, bewahrt, der 1279 hier im Kampfe für die gerechte Sache ſeines Fürſten Johannes von Sponheim, fiel, und ihn mit ſeinem Blut von ſchmählicher Gefangenſchaft rettete. Einen Beſuch verdienen in dieſer Gegend noch: Der Rheingrafenſtein mit ſeinen Ruinen und herrlicher Ausſicht.

Ebernburg, die ehemalige Veſte Franzens von Sickingen, wo ſein Freund, der geächtete Ulrich von Hutten, eine Zuflucht fand, und von wo aus er einige ſeiner glühenden Schriften erließ.

Stromberg, im wildromantiſchen Guldenthal. Auf dem Berge ſind noch die Trümmer der alten Burg, die einige für ein Römerwerk halten, wahrſcheinlich aber iſt ſie Deutſchen Urſprungs — Jenſeits der Güldenbach lag eine andre Burg, Goldenfels. Auf der erſten Burg hauſte einſt der biedre Fuſt von Stromberg deſſen Andenken Mayer in einem Schauſpiele verewigt hat.

---

Man verſäume nicht, von Bingen aus auch den nahen, jenſeits der Druſusbrücke gelegenen Rupertsberg zu beſteigen. Hier baute die fromme Hildegard von Sponnheim im Jahr 1148 das Kloſter, von welchem die Ruinen noch übrig ſind; hier ſchrieb ſie ihre Prophezeyungen, wie ſpäter Bartholomaus von Holzhauſen ſeine Viſionen. Die gothiſche Kapelle und Kreuzgänge liegen mahleriſch zwiſchen Felſen. Man ſieht noch den Brunnen, welchen Hildegard mit eigner Hand grub. Zur Seite gleitet der Blick in wildverwachſene Thäler, und tief unten rauſchen der Rhein und die Nahe.

Unter Bingen ſchifft man am alten Mäuſethurm vorüber. Vermuthlich war es urſprünglich ein Wartthurm, denn der Strom iſt hier gefährlich. Schon um den Thurm iſt ein ſtarker Wirbel, und in einiger Entfernung ragen, bey niedrigem Waſſer, einige Felſenſpitzen hervor, welche der Schiffer vermeiden muß. Mönche, die dem ſtrengen Biſchof Hatto von Mainz nicht gut waren, haben wohl das Mährchen erſonnen, daß derſelbe in dieſem Thurme, ſeines Geizes wegen, aus einem Strafgerichte des Himmels, von Mäuſen verzehrt worden ſey.

Kaum dreht ſich das Fahrzeug durch die Rheinwindung unterhalb Bingen, ſo hat man ſchon Asmannshauſen vor ſich, und am linken Ufer die zerfallenen Mauern von Bauzberg oder Pfalzberg, die Trümmer von Königſtein oder Rheinſtein und etwas weiter hinab das alte Schloß Falkenburg, in deſſen Nähe die Bogen und Pfeiler eines alten Doms aus Bäumen ragen.

Hinter Aßmannshauſen, wo auf dem Steinberge ein trefflicher rother Wein wächſt, windet ſich ein angenehmer Pfad zu dem Frauenkloſter Aalhauſen und von da, tiefer in den Wald, zu dem obenerwähnten Kapuzinerkloſter, zur Noth Gottes.

Unter Aßmannshauſen macht der Fluß eine ſtarke Krümmung, wie eine Halbinſel tritt das linke Ufer hervor, mit dem Dorfe Dreyeckshauſen. Die Berge weichen hier etwas zurück. Einer derſelben trägt die Ruinen von Sonneck, und zur Seite liegt das Dorf Niederheimbach.

Zur Rechten hat man jetzt den Flecken Lorrich, die Grenze des eigentlichen Rheingaues. Von dem ehemals hier geſtandenen Schloſſe ſind kaum noch die Spuren übrig. Gegenüber iſt eine fruchtbare Inſel. Ober Lorrich ſteigt der Kedrich oder die Teufelsleiter empor, ein jäher Berg, den ein Waghals hinauf geritten ſeyn ſoll. Hinter Lorrich iſt das wilde und einſame Wiſperthal mit einzelnen Hütten. —

Der Rhein nimmt bis hierher ſeine Richtung von Morgen gegen Abend, und dies giebt den Weinhügeln die Lage gegen den Mittagsſtrahl der Sonne. Die Nord- und Oſtwinde brechen ſich an den Bergen des linken Ufers, die darum auch meiſt ohne Anbau ſind. In Rückſicht des Weinbaues wird der Rheingau in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h.

in die Dörfer der Höhe, und in die Dörfer längs dem Ufer. Die geiſtigſten Weine gedeihen auf den höchſten Höhen, die geſündeſten auf den mittlern. Die in der Tiefe wachſen, werden ſpät trinkbar.

Unter den vielen Arten von Rheinweinen hält man die Laubenheimer, Biſchheimer und Asmannshäuſer für die lieblichſten; die Hochheimer, Johannesberger und Geiſſenheimer für die gewürzvollſten; die Nierſteiner, Markebrunner und Rüdesheimer für die ſtärkſten und feurigſten. -- Unter Lorrich werden die Berge ſanfter, die Ufer ebenen ſich mehr, und ſind wirthbarer.

Bey Niederheimbach, einem Dorf am linken Ufer, bildet ſich ein ſchöner Grund, und allmählig treten die Ruinen von Fürſtenberg und Stahleck hervor. Der Strom macht verſchiedene Krümmungen, und erſcheint als ein See, den vorwärts Bacharach begrenzt.

Bacharach (Bacchi ara) liegt drei Stunden unter Bingen, zwiſchen dem Rhein und einem ſteilen Gebirge. In früherer Zeit zogen ſich ihre Ringmauern bis zur Burg Stahleck hinauf, jetzt iſt ein Theil mit Weinreben bepflanzt. Für die Vortrefflichkeit des hieſigen Weins, den die Thäler Steeg, Manubach und Diebach in beſonderer Güte hervorbringen, ſprechen zwey bedeutende hiſtoriſche Zeugniſſe:

Pabſt Pius II. (bekannter unter dem Namen Aeneas Sylvius) ließ ſich jährlich ein Fuder davon nach Rom bringen, und Kaiſer Wenzel gab für vier Fuder dieſes Weins der Stadt Nürnberg ihre Freyheit.

Gaſthöfe: Zur Krone, die Poſt.

Die Burg Stableck, von welcher jetzt nur noch Ruinen übrig ſind, hatte ehemals ihre eigenen Burgmänner, von denen einer das Kloſter Chumbd bey Simmern geſtiftet. Die Burg wurde im dreyßigjährigen Kriege zerſtört, von Kurfürſt Karl Ludwig im Jahre 1666 wieder hergeſtellt, aber bald darauf, im Orleansſchen Kriege, gänzlich geſprengt. Unterhalb der Burg Stableck befinden ſich die Ruinen der St. Werners-Kirche — treffliche Ueberreſte der gothiſchen Baukunſt in ihrer höchſten Blüthe. Auf der ſüdlichen Seite, zwiſchen Bacharach und Rheindiebach ſtehen die Ueberreſte des Kloſters Fürſtenthal, und nahe dabey ragt die alte Burg Fürſtenberg hervor. — Gleich unterhalb der Stadt iſt eine Rheininſel von ohngefähr 30 Morgen; zwiſchen dieſer Inſel und dem rechten Rheinufer liegt ein Stein, der ſelbſt in alten Urkunden, ara Bacchi genannt wird. Er iſt jedoch nur bey niedrigem Waſſer ſichtbar, und ſeine Erſcheinung hält der Winzer für eine Vorbedeutung einer guten Weinernte.

Vor der Stadt, durch einen Theil des Steegerthals, ließ Karl Theodor eine Straße anlegen, um die auf dem Rhein ankommenden Waaren über Simmern bis an die Moſel verführen zu können. In dem genannten Thale, hinter dem Dorfe Steeg, liegt die alte Burg Stalberg in ihren Ruinen. Eine andere Burg, Fürſtenberg genannt, liegt in dem nahen Diebacher Thal. Die Pfalzgrafen hielten ſich öfter auf dieſen Burgen auf.

Unter Bacharach rauſcht der Rhein wieder über Felſentrümmern hin, und bildet einen Strudel. Man befindet ſich jetzt in einem See, in deſſen Mitte die auf einen Fels erbaute Pfalz, ehemals der Pfalzgrafenſtein genannt, wie ein Kriegsſchiff ſchwimmt. An dieſem wunderbaren Gebäude iſt, gegen die Seite des rechten Ufers hin, eine Fallthüre, zu welcher man eine ſchmale Treppe hinaufſteigt. In dem Thurme zeigt man den Reiſenden das kleine Gemach, wo die Pfalzgräfinnen, einer alten Sage nach, ihre Niederkunft halten mußten, und verſchiedene Gewölbe, die bisweilen zu Staatsgefängniſſen dienten. Merkwürdig iſt der tief in den Felſen gehauene Brunnen, der ſeine Quelle nicht im Rheine hat.

Der Pfalz gegenüber, am rechten Ufer, liegt Caub (eine halbe Stunde unter Bacharach) mit der Veſte Gutenfels. In alten Zeiten gehörte der

Ort den Grafen von Nüringen, deren Geſchlecht ſchon im dreyzehnten Jahrhunderte erloſchen iſt.

Auf unzähligen Treppen ſteigt man zur Burg Gutenfels, die dicht hinter Caub, auf einem ſteilen Berge liegt. In alten Urkunden heißt dieſe Burg immer Cube. Den Namen Gutenfels (Guda's Fels) erhielt ſie von der Erbgräfin Guda, die wegen ihrer Schönheit, bey Kaiſer Richard ſehr in Anſehn ſtand. Dieſe Burg hatte ihre eigenen Burggrafen. Landgraf Wilhelm von Heſſen belagerte ſie 1504 vergeblich, und das Andenken dieſes Ereigniſſes bewahrt am Zollhauſe zu Caub ein Stein, worauf die Geſchichte in Reimen erzählt iſt. An einer vorſpringenden Felſenſpitze iſt ein Wachthaus in die Luſt hinaus gebaut, von welchem man ſchwindelnd in den tief unten rauſchenden Strom ſchaut. Von hier aus gab Guſtav Adolph im dreyßigjährigen Kriege ſeine Befehle gegen die Spanier, welche ſich gegenüber feſtgeſetzt hatten. Gaſthof: Zur Stadt Heidelberg; zum grünen Wald.

Oberhalb Caub, in den Gebirge, hinter dem Dorf Ramſel, an der Wiſper, lag die Burg Rheinberg. — Eine Stunde von der Stadt ſüdöſtwärts, im Sauerthal, auf einem Berge, ſteht die Sauerburg, mit einem Dörflein; im Jahr 1692 kam die Sauerburg an Franz von Sickingen, und ſie gehört noch dieſem Geſchlechte. Seinen Namen hat das Sauerthal von einem Sauerbrunnen, deſſen Waſſer dem Schwalbacher an Beſtandtheilen und Geſchmack gleich kommen ſoll. — Noch lag in dieſer Gegend eine andre Burg, Heppenheft, welche aber ſpäter in einen Bauernhof verwandelt worden. —

Von Caub aus bildet das linke Ufer mannichfache Felſen- und Bergpartheien. Hier wird viel Schiefer gebrochen. Allmählig nähert man ſich dem freundlichen Oberweſel, am linken Ufer, wo der Rhein ſich am Rümmelſteine bricht. Noch etwas herwärts ſtehen auf einer Bergſpitze die Ruinen von Schönberg oder Schomberg.

Oberweſel hat von ſeiner ehemaligen Schönheit wenig mehr übrig. Eine große, gothiſche Kirche, von Erzbiſchof Balduin von Trier um 1331 erbaut, ſteht einſam am Ufer. In der ehemaligen Minorittenkirche iſt eine ſchöne Kreuzabnahme von Diepenbeck. An der Stadmauer, nächſt dem Rhein, ſteht eine Kapelle, zum Andenken des Knaben Werner, welchen die Juden ſeinen Eltern raubten und zu Tode marterten. Oberweſel war einſt eine Reichsſtadt, aber Kaiſer Heinrich VII. gab ſie ſeinem Bruder Balduin, Erzbiſchof zu Trier.

Man unterlaſſe nicht, die Ruinen von Schönberg zu beſuchen. Hier war die Wiege eines edlen

Geſchlechts, das ſchon unter Karl dem Großen vorkömmt, und welches, gegen Ende des eilften Jahrhunderts den Namen Belmont mit dem Namen Schönberg vertauſchte. Gern wird ſich hier der Reiſende des großen Friedrich von Schönberg erinnern, der ſein Feldherrntalent zuerſt unter Heinrich und Wilhelm II. von Oranien übte, ſiegreich gegen Spanien kämpfte, das Haus Braganza auf dem Thron von Portugall befeſtigte, die Hoffnungen der Stuarte in England zernichtete, und endlich in der Schlacht am Boyne (1690) den Heldentod ſtarb.

Von Caub abwärts wendet ſich das Fahrzeug zur Rechten, und man ſieht ſich plötzlich von allen Seiten durch Berge und Felſengruppen eingeſchloſſen. Bald macht der Fluß eine neue Wendung, die Gegend wird wilder, einſamer, die Felſen ſchieben ſich bis an das Ufer vor. Hier wohnte einſt der fromme Einſiedler Goar und unterrichtete die rohen Fiſcher. Etwas weiter hin, gleichfalls am rechten Ufer, ſteht ein ungeheurer Fels, der Lurleyberg genannt. Drey und viermal tönt hier ein Echo den Ruf der Schiffenden zurück. — Allmählig nähert man ſich St. Goar; oberhalb des Städtchens bildet der Rhein einen tiefen Keſſel, rings von Felſenwänden umgeben. Jenſeits des Keſſels krümmt der Strom ſich wieder, und rauſcht ſchnell über eine Reihe Felſen hin. Dieſe Stelle heißt die

Bank, und iſt gefährlicher als das Binger-Loch, zumal bey niedrigem Waſſer. Gleich unter der Bank iſt ein Wirbel, das Gewirr genannt. Nach einer alten Volksſage hängt dieſer Wirbel mit dem Binger Loch zuſammen, und die Trümmer der Schiffe, welche dort ſcheiterten, kamen ehmals hier wieder zum Vorſchein.

Das Thal gewinnt jetzt wieder einen heitern Charakter; die Berge ſind mit Laubholz, mit Weinreben und mit Gärten bedeckt, und in den anmuthigen Thälern haben ſich Menſchen angebaut. St. Goar breitet ſich amphitheatraliſch am Ufer aus, und auf dem Felſen dahinter liegt die Veſte Rheinfels in Trümmern. Es war im Jahr 1215, als Graf Diether der Reiche von Katzenelnbogen das hier gelegene Mönchskloſter Matterburg in ein feſtes Schloß verwandelte, und die vorüberfahrenden Schiffe zur Erlegung eines Rheinzolls zwang. Sechzig Städte am Rhein rüſteten ſich gegen ihn, und belagerten Rheinfels funfzehn Monate vergeblich. Im Jahr 16[illegible] vertheidigte der Heſſiſche Obriſte Görtz die Veſte gegen Tallard, der am Ende ſein Lager anzündete, und ſich zurückzog. Das Städtchen hat eine neue Kaſerne, und iſt noch voll Leben. Am Rheinthor bewahrte man ſonſt ein Armband, welches die beyden Söhne Karls des Großen, Karl und Pipin, als Denkmahl ihrer Verſöhnung hier aufhingen.

Gaſthöfe: Zur Lilie; zum grünen Baum.

St. Goar gegenüber liegt an einer kleinen Bucht, die der Strom da bildet, das Dorf St. Goarshauſen, mit alten Fiſcherhütten, und einem Bergſchloſſe, die Katze genannt. Unter St. Goarshauſen wird das Ufer breiter, und die Landſchaft reizender und üppiger. Am rechten Ufer ſind mehrere theils wilde, theils anmuthige Thäler, und die Gegend iſt überhaupt eine der ſchönſten am Rheine. —

Auf dem Vorgrunde des rechten Ufers erſcheint jetzt das romantiſche Welmich mit ſeinem gothiſchen Thurme. Hinter Welmich ſtehen die Mauern des alten Schloſſes Thurnberg, auch die Maus genannt. Vor dem Städtchen breiten ſich Wieſen und Obſtgärten bis an den Rhein aus — vom linken Ufer herab winkt noch St. Goar mit Rheinfels.

Unter Welmich breitet ſich der Fluß in einer großen Krümmung gegen Norden aus, und bildet einen räumigen Golf, von Bergen umgeben. Eine freundliche Aue hebt ſich aus den Fluten. Jenſeits dieſer Inſel, am linken Ufer, liegt Hirzenach, wo ärmliche Winzerhütten um eine ehemalige Probſtey ſtehen, die dem Kloſter Siegburg gehörte. —

Noch dieſſeits Hirzenach erblickt man eine wilde Bergſchlucht, das Ehrenthal genannt, wo Silber- und Bleyſtufen brechen. — Ueberhaupt iſt die Gegend von Weſel bis unter Hirzenach reich an Baſalten, Schiefer, Kalk, Marmor und andern Producten aus dem Mineralreiche.

Bey Hirzenach macht der Rhein eine Wendung gegen Oſten. Rechts liegt das Dorf Keſter mit den Ruinen ſeiner alten Pfarrkirche; gegenüber ſteht eine hohe Felswand, unten mit Weinreben, oben mit Waldbäumen bedeckt. Die Berge zur Linken treten jetzt etwas zurück, und in einem ſchönen Thale liegt das Dörfchen Weiler. Nicht weit davon erblickt man Salzig. Rechts, auf einer mit Reben bewachſenen Felſenhöhe, ſtehen die Ruinen der Burgen Liebenſtein und Sternfels, oder die ſogenannten Brüder *).

Hinter den Bergen, auf welchen die Ruinen der Brüderburgen trauern, zieht ſich ein romantiſches Thal hin, mit einem Kapuzinerkloſter und einem Dorfe. Von dem Kloſter führt eine Allee von Wallnußbäumen in das Dörfchen Kamp, wo die Römer einſt ein Lager hatten. — Bornhofen iſt ein berühmter Wallfahrtsort, den Ritter Brömſer von Rüdesheim erbaute. Faſt immer trift man hier Schaaren von Landleuten an, die in der Kirche der Kapuziner

---

*) Ich habe die Geſchichte der Brüder in meinen 1805 bey Wilmans erſchienenen Rheinanſichten erzählt.

ihre Gelübde löſen. Ueberhaupt war das ganze Rheinthal von Mainz bis Bonn mit Klöſtern angefüllt, und von den Mönchen ging die erſte Kultur der Gegend aus.

Wenn man auf der Rheinkrümmung bey Kamp hervorkommt, verändert das Rheinthal ſeinen Charakter. Rechts und links breiten ſich blühende Fluren aus, wo zu beiden Seiten zwey Klöſter liegen, und jezt erſcheint am rechten Ufer das alte Boppart mit ſeinen Thürmen. Im Hintergrunde bilden die in einander geſchichteten Berge zwey Thäler.

Boppart ſoll eines von den funfzig Kaſtellen geweſen ſeyn, welche Druſus am Rhein erbaute. Später ſtand hier ein Palaſt der fränkiſchen Könige, unter dem Namen Königshof, wovon man noch einige Ruinen ſieht. Der in den Rhein ausfließende Bach heißt daher auch noch der Königsbach. Im Mittelalter ward Boppart zur Reichsſtadt. Die Stadt hat ein Hoſpital und ein Paar Klöſter. Ueber derſelben ragt, auf einer Höhe, das Frauenkloſter Marienberg hervor.

Bey Boppart bildet der Rhein ein großes, faſt regelmäßiges Baſſin; von der einen Seite ziehen ſich hohe Bergmaſſen hin, mit einer Einſiedeley, von der andern Weinberge, welche ſich in Stufen erheben. Am Fuße dieſes Nebengebirgs breitet ſich eine höchſt anmuthige Landſchaft aus, in deren Hintergrunde

Kamp wieder erſcheint; vor ſich hat man die Dörfer Niederberg und Hilhen, und oben, aus dem Walde, blickt der Johannesberg, eine ehemalige Meyerey der Jeſuiten. Merkwürdig iſt hier die am jenſeitigen Ufer hinziehende neue Straße, welche wahrhaft eine Römerſtraße zu heißen verdient, und die, trotz aller Localhinderniſſe, von der Franzöſiſchen Regierung in kurzer Zeit angelegt worden. Unter Boppart macht der Rhein eine ſeiner ſtärkſten Krümmungen, und wenn man um das Dörfchen Felſel herumgekommen iſt, ſo glaubt man, er wolle in ſeinem Laufe wieder zurückkehren, ſo mächtig drängt er ſich gegen Oſten, bis ihn bald der Bopparter Berg in die alte Bahn wieder zurück reißt. Die Berge ſind aber jetzt weniger ſteil und eckigt, beſonders zeichnet ſich, oberhalb Felſel, eine ſanfte Höhe aus, auf deren Kuppe das moderne Schloß Liebeneck ſteht, einem Herrn von Schenk gehörig. In der Tiefe iſt die Gegend ein wahrer Obſtgarten, in welchem das Dörfchen Oſterſpay liegt. — Der Strom dreht ſich jetzt wieder links, und beſpült die Gemarkung von Peterſpay, Mittelſpay und Niederſpay.

Zur Rechten wird die Gegend jetzt wieder größer und kühner. Auf einer Felsmaſſe ſieht man die alte Veſte Marksburg und im Thale das Dörfchen Braubach.

Die Burg hat ihren Namen von dem heiligen Markus, und wurde von Landgraf Johannes dem Streitbaren erbaut. Die Stadt Braubach ſcheint noch älter, denn ſie kommt ſchon 1203 in Urkunden vor. Im Jahr 1288 wurde ſie vom Kaiſer Rudolf zur freyen Stadt gemacht. Das Thal, worin ſie liegt, hat Kupfer- und Silbererze und mineraliſche Quellen. Schloß und Stadt gehören jetzt den Fürſten von Naſſau.

Der Marksburg gegenüber liegt unter Obſtbäumen das Dörfchen Brey. Von der Burg Rheinberg, welche dahinter auf einen Berge ſtand, hat ſich nur noch der Name erhalten. Erzbiſchof Werner von Mainz zerſtörte ſie im Jahr 1273 als ein Raubneſt. Von da zieht ſich eine freundliche Ebene bis Oberlahnſtein hin. Die Berge weichen mehr zurück, und ihre Umriſſe runden ſich ſanfter. Zur Linken liegt das ehemalige Kolniſche Städtchen Renſe, mit ſeinem ſtumpfen Thurm. Ohngefähr 400 Schritte unterhalb des Städtchens, nahe am Ufer, ſtand — noch im Beginn des Revolutionskriegs — der ehrwürdige Königsſtuhl. Hier kamen ſo oft die Rheiniſchen Kurfürſten zuſammen, um die Angelegenheiten des Deutſchen Reichs zu ordnen; hier wurde der wohlthätige Landfriede beſchloſſen, und wurden mehrere Kaiſer erwählt, und einige entſetzt. Der Stuhl bildetein Achteck, und war einfach, ohne alle Verzierung. Er ruhte auf acht Pfeilern in der Runde und auf einem in der Mitte. An der Mittagſeite führten vierzehn Stufen hinauf. Oben hatte er ſieben ſteinerne Sitze für die ſieben Kurfürſten. Der Durchſchnitt betrug vierundzwanzig und die Höhe ſiebzehn Rheiniſche Fuß. Seine Form und ſeine halberloſchene Farbe und Wappen gaben ihm ein deutungsvolles Anſehen. Er wurde darum an dieſe Stelle erbaut, weil hier die Länder der vier Rheiniſchen Kurfürſten ſich berührten, und ein jeder von ſeinem eigenen Gebiete in wenigen Minuten auf dem Stuhle erſcheinen konnte. Von den Sitzen erblickte man zugleich das Kurmainziſche Städtchen Lahnſtein, das Kurtrieriſche Kapellen, das Kurkollniſche Renſe und das Kurpfälziſche Braubach.

Der Stadt Renſe lag ob, den Königsſtuhl in gutem Stande zuerhalten, und ſie genoß dafür verſchiedener Privilegien. Der Stuhl wurde im Revolutionskriege zertrümmert, vermuthlich ſeines Namens wegen.

Dieſem Platze gegenüber, auf der andern Rheinſeite, wo die kleine Kapelle ſteht, wurde im Jahr 1400 Kaiſer Wenzel von den Kurfürſten ſeines Thrones entſetzt. Nahe dabey liegt das freundliche Oberlahnſtein mit einem ſchönen Garten und einer herrlichen Ausſicht aus den Fenſtern und von der Terraſſe. Dieſes Städtchens gedenkt ſchon Auſonius in ſeinem

Gedicht auf die Moſel. In dem Streit der Gegenbiſchöfe Adolph und Diether von Mainz mußte es eine Belagerung aushalten. Von Lahnſtein aus ſind die Schreiben datirt, worin die Kurfürſten Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Werner von Trier und Rupert von der Pfalz die Entthronung Kaiſer Wenzels und die Wahl Ruperts von der Pfalz bekannt machten. Der Strom iſt hier ſehr breit. Am linken Ufer liegen einige ländliche Wohnungen, die Krippe genannt, und gleich darunter ein ehemaliger Kloſterhof, das Dorf Kapellen an einer Felswand, und über dem Dorfe das zerſtörte Bergſchloß Stolzenfels. — Bald erreicht man jetzt die Mündung der Lahn, die langſam aus einer Bergſchlucht hervorkömmt. Rechts am Lahnufer, auf dem ſogenannten Allerheiligenberge, ruht eine Einſiedeley unten ſteht Niederlahnſtein am Rhein, und auf einem Berge zur Seite ſind noch die Ruinen von Lahneck ſichtbar. Die Lahn entſpringt auf dem Weſterwalde, und windet ſich, in mannichfachen Krümmungen, durch die ehemaligen Heſſiſchen und durch die Naſſauiſchen Länder. Dieſer Fluß führt eine Menge Mineralien mit ſich in den Rhein, und die Inſel, welche ſeiner Mündung gegenüber liegt, iſt vermuthlich aus Schieferſtucken entſtanden, welche er herbeyſchwemmte. Bey ihrem Ausfluſſe in den Rhein bildet die Lahn eine Halbinſel, worauf ſich Niederlahnſtein emporhebt. Die Mündung der Lahn iſt von der Mündung der Moſel nur ohngefähr eine halbe Stunde entfernt. Dieſe kleine Strecke enthält aber eine Menge der herrlichſten Landſchaften. Der Strom wendet ſich jezt zur Rechten, und bald gelangt man an eine lange fruchtbare Aue oder Inſel, Oberwörth oder Magdalenenwörth genannt. Hier wurde 1143 ein adeliches Frauenkloſter errichtet, welches bis zur Abtretung des linken Rheinufers beſtand. Die Schiffer laſſen dieſe Inſel zur Rechten, und folgen dem Thalweg zur Linken, am Dorfe Horchheim verüber, welches ſich längs dem Ufer hin ausbreitet, und wo ein vorzüglicher rother Wein (Bleichart) gewonnen wird. Eine kleine Strecke von da erſcheint Pfaffenhofen mit Weinhügeln und Obſtgärten.

Eine zauberiſche Landſchaft liegt jezt vor dem Schiffenden. Zur Linken tritt am Ufer die Karthauſe hervor, tief am Geſtade breitet ſich Coblenz aus mit ſeinem ſchönen Schloſſe, am rechten Ufer Ehrenbreitſtein in ſeinen bedeutenden Ruinen, am Fuße die alte Kurtrieriſche Reſidenz, dann das Thal Ehrenbreitſtein, die Umgebungen all im großen und kräftigen Styl.

Coblenz, ein und zwanzig Stunden von Mainz, die Hauptſtadt des Rhein- und Moſeldepartements, liegt am Zuſammenfluſſe dieſer beyden Ströme, wovon ſie auch ihren Namen hat, in einer der reizendſten und fruchtbarſten Gegenden. Die Bevölkerung iſt zwiſchen 10 und 11000 Seelen. Die Römer hatten hier ein Kaſtell. Im Mittelalter war die Stadt in drey Theile abgeſondert, welche durch den Lauf der Flüſſe ihre Scheidungslinie erhielten. Der erſte und beträchtlichere Theil auf der Rheinſpitze machte den Hauptort aus. Jenſeit der Moſel ſtand Klein- oder Mittel-Coblenz, wovon jedoch nichts mehr ſichtbar iſt; am rechten Ufer, am Fuße des Ehrenbreitſteins, ſteht noch Coblenz im Thal. Die Fränkiſchen Könige ſowohl als die Kaiſer, bis auf Ludwig den Bayer, kamen oft hierher, und die Straße, der alte Hof, führt noch den Namen von dem daſelbſt gelegenen Königshofe. In ältern Zeiten wohnten die Biſchöfe meiſt auf der Burg Ehrenbreitſtein, bis Heinrich von Vinſtingen im Jahr 1280 die Burg nahe an der Moſelbrücke erbaute. Die alte Moſelbrücke, welche Klein-Coblenz mit der Hauptſtadt verband, iſt bis auf die letzten Trümmer verſchwunden. Sie war fünfhundert Schritte lang, ruhte auf vierzehn Bogen, und bemaſtete Schiffe konnten bequem durchfahren. Das neue Schloß, am Rhein, und die umherliegende Clemensſtadt wurden unter dem letzten Kurfürſten erbaut. Dieſes Schloß hat eine herrliche Lage am

Rhein, und iſt im ſchönen Styl gebaut. Das Innere war ehemals mit Pracht und Geſchmack verziert, gegenwärtig iſt es in eine Kaſerne verwandelt. Die Hofkapelle ſpricht an durch edle Einfalt, und iſt eine der ſchönſten neuern Kirchen. Dem Schloß gegenüber zieht ſich ein Kreis von neuen, ſchönen Gebäuden hin. Die Straßen von Coblenz ſind meiſt regelmäßig und heiter.

Unter den Gebäuden ſind zu bemerken: Der Metternich-Winneburgiſche Hof, wegen ſeiner ſchönen Lage. — Der Leyenſche Hof, gegenwärtig die Präfectur. — Das Schauſpielhaus. — Der Bauhof. — Der Gerichtshof. — Unter den öffentlichen Plätzen iſt der mit Linden beſetzte Paradeplatz und der ſogenannte Plan an der Hauptwache zu bemerken. — Vor dem Schloſſe hat man einige Lindenalleen angelegt. — Von den, jetzt meiſt zu anderm Gebrauch gewidmeten Kirchen verdienen bemerkt zu werden: Die Kollegiatkirche zum heiligen Caſtor, in welcher im Jahr 860 eine Kirchenverſammlung von drey Königen und eilf Biſchöfen gehalten worden. Zur Rechten iſt das marmorne Grabmahl der ſeligen Ritza, einer Abkömmlingin Ludwigs des Frommen. Im Chor ſieht man vier ſchöne Gemählde von Zick; ſie ſtellen Legenden von den Heiligen Goar und Caſtor vor, und die zwiſchen

Ludwig dem Deutſchen und Karl dem Kahlen im Jahr 870 hier geſchehene Theilung. Nahe dem Hochaltar ſind die Gräber der Erzbiſchöfe Cuno von Falkenſtein und Werners von Königſtein. — Die Stiftskirche zum heiligen Florin ſoll der Kaiſerin Helena ihr erſtes Daſeyn verdanken. Später wurde ſie erneuert. Mehrere Erzbiſchöfe haben hier ihre Grabmähler. — Die Pfarrkirche zu unſern lieben Frauen ſteht ziemlich in der Mitte der Stadt, ganz frey, und ihre in mehreren Wölbungen und Abſätzen aufſteigenden Thürme machen eine große Wirkung. — Das ehemalige Gymnaſium iſt jetzt in eine Secondärſchule verwandelt; auch hat Coblenz gegenwärtig eine ſehr gute Rechtsſchule. — Die Leſegeſellſchaft, in welche auch der Fremde Zutritt hat, verdient gleichfalls Erwähnung. Der Unternehmer iſt der Buchhändler Hölſcher, ein thätiger und wackrer Mann.

Coblenz beſitzt auch eine ſehr bedeutende Fabrik von lakirtem Blech, deren treffliche Arbeiten nach Frankreich, Deutſchland, Holland, Italien und der Schweiz gehen. Die Firma iſt: Hrn. Dietz, Zweifel, Schafhauſen und Fink. — Von Privatſammlungen ſind bemerkenswerth: Die reiche und ſchöne Gemähldeſammlung des Grafen von Bros. — Das erleſene Kabinet des vormaligen Profeſſors, jetzigen Pfarrers, Herrn Lang und deſſen Bibliothek, welche viele typographiſche Seltenheiten aufzuweiſen hat.

Eine Viertelſtunde von der Stadt, außerhalb des Löhrthors, liegt auf einer ſanften Anhöhe die ehemalige Karthauſe. Der Berg, auf welchem das allmählig zerfallende Kloſter ſich erhebt, und um welchen ſich die ſchöne neue Landſtraße nach dem Hundsrück windet, hieß in frühern Zeiten der Marterberg; im Jahr 1017 aber, wo die Gebeine des heiligen Beatus dahin gebracht wurden, erhielt er den Namen Beatusberg. Im Jahr 1153 ſezte Erzbiſchof Hillinus eine Kolonie von Benedictinern dahin. Im Jahr 1331 wurde das Kloſter den Karthäuſern eingeräumt, die es bis zu den lezten politiſchen Veränderungen beſaßen. Die Ausſicht von der Karthauſe iſt einzig. Rechts hin umfließt der Rhein die ſchattige Inſel Oberwörth; bei Kapellen bilden die Berge ein wildes romantiſches Amphitheater. Weiter herab tritt Lahnſtein hervor mit ſeinen Burgruinen. Aus dem Hintergrunde heben ſich die Thürme der alten Marksburg. Unter dem Ehrenbreitſtein zieht ſich ein dichteriſches Thal hin, welches ſich an den Felſen von Andernach verliert. Dörfer und Landhäuſer liegen zerſtreut auf blühenden Fluren. Unten dehnt ſich Coblenz hin, in einem Gartenfelde, und ſcheint mit dem nahen Neuendorf nur eine Stadt auszumachen.

Gegenwärtig dient die Karthauſe an Sonn- und Feyertagen zum Beluſtigungsort, und iſt ſo ein ſprechendes Bild der Zeit.

Von Coblenz fährt man auf der fliegenden Brücke nach dem Thale hinüber, durch welches die Straße nach Frankfurt über Montabaur und Limburg, und nach dem zwey Stunden von Coblenz entfernten Bade Ems geht. Das Thal lehnt ſich an den furchtbaren Ehrenbreitſtein, zu welchem drey Wege, in mancherley Krümmungen, aufwärts führen. Von dieſer einſt ſo mächtigen, mit Wällen und Thürmen umwehrten Veſte ſind nur noch die Ruinen übrig. Schon zu Kaiſer Julians Zeiten hatten die Römer hier ein Kaſtell. Aus den Trümmern deſſelben erbaute Erzbiſchof Herrmann Hillinus eine Feſtung, welche im Jahr 1160 vollendet ward, und von ihrem Erbauer auch den Namen Herrmannſtein erhielt. Kurfürſt Johann aus dem Hauſe Baden ließ ſie ausbeſſern und erweitern. Er verſah ſie zugleich mit einem im Rheine ſchöpfenden Brunnen, den er binnen drey Jahren 280 Fuß tief in dem Fels hauen ließ.

An der mittägigen Seite, an der Spitze dieſes gigantiſchen Felſens, ſtand ein viereckigter Thurm, worin in früherer Zeit, oben ein Gießhaus, in der Mitte ein Pulvermagazin war. Auf dem großen Platze, der von Kaſernen und dem Zeughauſe umſchloſſen war, ſah man die berühmte Karthaune, der Greif genannt, 300 Centner ſchwer, die eine Kugel von 160 Pfund ſchoß. Sie wurde, mit dem übrigen Geſchütze, nach Frankreich gebracht.

Während des Revolutionskrieges erfuhr Ehrenbreitſtein mancherley Schickſale. Schon nach dem erſten großen Rheinübergang der Franzöſiſchen Armee im September 1795 ſchloß der tapfere Marceau die Feſtung einen Monat lang ein. Im Feldzuge von 1796 ward es zweymal blokirt, und das zweytemal wirklich von der Anhöhe bey Pfaffendorf beſchoſſen. Die Feſtung litt dabey nichts, wohl aber das unten liegende Thal, deſſen Wohnungen in Flammen geriethen. Die Franzoſen erſtiegen die gegen Neuendorf liegende Höhe, der Nelkenkopf genannt, doch ohne weitern Erfolg, und Jourdans Rückzug veranlaßte die Aufhebung der Belagerung. Im Jahr 1797, als Hoche über den Rhein ging, begann eine neue Blokade, welche bis zum Frieden von Leoben währte. — Zur Zeit des Raſtatter Congreſſes (1798) erſchien unvermuthet wieder ein Franzöſiſches Armeecorps vor Ehrenbreitſtein; der drückendſte Mangel entſtand in der Feſtung, eine Katze wurde mit 1 Fl. 30 Kr. ein Pfund Pferdefleiſch mit 90 Kr. bezahlt. Die Noth zwang endlich den Kommandanten von Faber zur Uebergabe, welche am 27. Januar 1799 geſchah. Im Anfang wurden die Feſtungswerke von den Franzoſen erweitert und verbeſſert, aber nach dem Frieden von Lüneville begann die Demolirung. Die gewaltigen Thürme, die drey Klafterdicken Felſenwände, die Mauern und Minen, alles ſank, ohne eine für die Nachbarſchaft zerſtörende Erſchütterung, wie man befürchtet hatte, mit einem dumpfen Getöſe, und jetzt ſind nur noch formloſe Schutthaufen übrig. Herrlich iſt die Ausſicht von dieſer Felſenhöhe. Man überſchaut das weite Rheinthal von Bergen umſchloſſen, vom Rhein und der Moſel bewäſſert. Im Vordergrunde dehnt ſich Koblenz am Strome hin, begrenzt von zwey Rheininſeln, deren jede ein Kloſter hat. Hinter der Stadt hängen an einem mit Weinreben und Waldbäumen bewachſenen Bergrücken die Ruinen der Karthauſe: in der weiten Ebene ſind über dreißig Städte und Dörfer umhergeſtreut. Mit jeder Wendung hat man eine neue, herrliche Landſchaft vor ſich. Am Fuße des Ehrenbreitſteins, gegen die Mündung der Moſel hin, zwiſchen dem Rhein und der Felswand, liegen die Trümmern der alten Kurtrieriſchen Reſidenz, Philippsthal genannt, von Kurfürſt Philipp Chriſtoph aus dem Hauſe Sötern erbaut. In kleiner Entfernung davon ſteht das ſchöne Dikaſterialgebäude. Von da ziehen ſich angenehme Häuſerreihen am Fluſſe hin, und verlieren ſich in der Krümme des Bergs, bis zu einer Mineralquelle, die in einem geſperrten Thale, zwiſchen der hintern Seite der Feſtung und einem Obſthügel hervorquillt. Von dieſem Thale heißt der Ort Thal Ehrenbreitſtein. Die Zeitumſtände waren der Aufnahme des Thals günſtig, und ſeit es dem Fürſten von Naſſau-Weilburg zugefallen iſt, haben ſich mehrere Handelshäuſer und viele Familien aus Coblenz hier niedergelaſſen. Herr Gehra hat ſeine Buchhandlung von Neuwied hierher verlegt. Dieſer Buchhandlung gegenüber liegt der Gaſthof zum weißen Roß, der ſich durch gute und billige Bedienung auszeichnet. — Der Beſitzer deſſelben, Hr Hauptmann Groſchey, ein vielſeitig gebildeter Mann, iſt ſehr gefällig gegen ſeine Gäſte.

Gaſthöfe in Coblenz: Die Poſt, zu den drey Schweizern; zum goldenen Apfel: zum ſchwarzen Bären; zum Cöllniſchen Hof.

Unter den Umgebungen von Coblenz ſind noch intereſſant: Jenſeits der Moſelbrücke, gegen die Dörfer Metternich und Rübenach hin, das Feld, wo die Preußen ihr Lager hatten, als ſie den Zug nach Champagne machten. — An der Straße nach Andernach, zur Linken auf einer kleinen Höhe das Fort Marceau, mit dem Denkmahle dieſes bey Altenkirchen gefallenen trefflichen jungen Kriegers. Seine Aſche wird hier in einer Urne aufbewahrt. Auf den vier Seiten des Mauſoleums ließ man folgende vier Inſchriften:

Ici repose
MARÇEAU
né a Chartres,
Departement d'Eure et Loire
Soldat à XVI ans
Général XXII ans.
Il mourut
En combattant
pour sa patrie
Le dernier jour de l'an IV.
de la Rep. Franc.

Qui que tu sois,
Ami ou Ennemi
De ce jeune Heros,
Respecte les Cendres.

*

L'armée de Sambre et Meuse
Après sa retraite
de la Franconie
Quittait la Lahn.
Le Général Marçeau
Commandait l'aile droite;
Il était chargé de couvrir les Divisions
Qui defilaient sur Altenkirchen le III
Jour compl. an IV.

Il faisait ses dispositions
Au sortir de la forêt de Höchstenbach
Lorsqu'il fut mortellement atteint d'une balle.
On le transporta à Altenkirchen
Où sa faiblesse obligea de l'abandonner
à la générosité des Ennemis.
Il mourut
Entre les bras de quelques Français
Et des Généraux Autrichiens
Dans la XXVI. Année de son âge.

◆

Il vainquit
Dans les Champs de Fleurus
Sur les Bords de l'Ourte,
de la Roer,
de la Moselle et du Rhin.
L'armée de Sambre et Meuse
A son brave Général
Marçeau.

◆

Je voudrois
Qu'il ne m'eut couté le quart de mon Sang
Et vous tinse en santé
Mon prisonnier!

Quoique je sache que
L'Empereur, mon Maitre,
N'eut en ses geurres
Plus rude ni fâcheux ennemi.
Memoires du Chevalier Bayard.
Allusion aux paroles du Général Autrichien
Baron de Kray.

Neben Marceaus Grab wurden die Gebeine ſeines Waffengefährten Hoche verſenkt.

Eine halbe Stunde von der Stadt liegt das in der Revolutionsgeſchichte bekannt gewordene Schloß Schönbornsluſt, welches Kurfürſt Franz Georg aus dem Hauſe Schönborn vor ohngefähr 60 Jahren erbauen ließ. Von ſeiner ehemaligen Pracht ſind nur noch die öden Mauern übrig, und auch der ſchöne Park iſt zerſtört.

Zwey Stunden von Coblenz liegt das Schloß Kärlich, am Hange eines ſanft anſteigenden Waldberges, in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend, wo die weite Rheinebene, von einem Kranze von Bergen umgeben, ſich als ein prächtiges Amphitheater darſtellt. Erzbiſchof Johann aus dem Badiſchen Hauſe erbaute dieſen Luſtſitz gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, und gewöhnlich nahmen die Kurfürſten von Trier hier ihren Sommeraufenthalt. Ein engliſcher Park ſchlieſt ſich an das Schloß an, und man hat die herrlichen Naturumgebungen ſo trefflich benutzt, daß die ganze Anlage wenig von nachhelfender Kunſt verräth.

Indem man durch die von Waldbächen und Waſſerfällen belebten Thäler und über die mit mancherley Gebüſch und Holz bewachſenen Bergpfade hinwandelt, gelangt man unvermerkt an eine Stelle, wo ein höchſt anmuthiges Thal ſich öffnet, welches gleichfalls wieder zu einem Park benutzt iſt. Dieſer Park mit dem anſtoßenden Landſitze gehörte vormals dem Grafen von Waldpot-Baſſenheim, deſſen Urväter Einer Stifter des Rheiniſchen Bundes war.

Eine kleine Stunde weſtwärts von Baſſenheim, zu Saffig, findet man wieder eine ſchöne Gartenanlage, die dem Grafen von der Leyen gehörte. —

## Abſtecher nach Trier.

Trier liegt dreyßig Stunden von Coblenz ab, doch ſind die Gegenden, welche die Moſel durchläuft, ſo reich und ſchön, daß auch dieſe Reiſe für den Freund der Natur lohnend genug iſt. Die Moſel, welche auf den Vogeſen entſpringt, und ſich bey Coblenz in den Rhein ergießt, gehört zwar nicht zu den großen Flüſſen, aber ſie iſt reich an Fiſchen, durch Schiffahrt belebt, und das Land, welches ſie bewäſſert, iſt eben ſo fruchtbar als anmuthig. Auf den Hügeln wächſt ein weißer Wein, der ſehr geſucht iſt, und den Viele dem Rheinwein vorziehen. Schiffbar iſt der Strom von Metz bis zu ſeiner Mündung. Die meiſten Schiffe laden Holz und Wein. —

Ein großer Theil der Moſelgegend iſt mit Wäldern bedeckt, viele Strecken ſind ohne Anbau, aber reich an mahleriſchen Parthieen. Zwiſchen den Bergen ziehen ſich anmuthige Wieſenthäler hin, die von Waldſtrömen bewäſſert werden, und faſt jedes Dorf bildet eine reizende Landſchaft.

Wenn man von Coblenz aus den Lauf des Stroms verfolgt, ſo kommt man über die Dörfer Metternich, Camp, wo eine Römer-Niederlaſſung war, Wels und Gülts. Von da führt der Weg nach dem Dorf und Schloß Ley, dem Stammhauſe der Grafen von der Leyen, die ihr Geſchlecht von den Römiſchen Ritter Petra herleiten, der unter Kaiſer Klaudius lebte, und ſich im Trieriſchen niederließ. Gewiß iſt, daß die Leyen ſchon im zehnten Jahrhunderte vorkommen, und häufig als Zeugen in Urkunden und auf Turnieren erſcheinen. — Von Ley geht es nach den beyden Dörfern Winningen.

Oberwinningen iſt ein Flecken, ohngefähr zwey Stunden von Coblenz, der ehemals zur Grafſchaft Sponheim gehörte. In dem dieſſeits gelegenen Canderthale iſt eine gute mineraliſche Quelle.

Ueberall iſt die Gegend reich bevölkert und angebaut. Durch die Dörfer Hernsdorf, Concem und Stivelig gelangt der Reiſende nach Cobern, wo der Nädbach ſich in die Moſel ergießt. Hier ſtehen auf einem Berge die Ruinen der Kammillenburg, und in dem nahen Stöperwald ſteht das vormalige Frauenkloſter Marienroth.

Die blühenden Dörfer Gondorf, Niederfell, Oberleimen und Oberfell reihen ſich jetzt am Ufer hin. Das Gebirg erhebt ſich allmählig. Zur Rechten hat man die Dörfer Kattenes und Eckenach — links führt der Weg durch den Flecken Alken mit den Trümmern des Schloſſes Turant.

Jetzt folgt wieder eine Reihe angenehmer Dörfer und Flecken: Löf, Protenbach, Steinberg mit einem Schloſſe, Hazenpfort und Wiersheim, und erreicht man die Ruinen der alten Burg Biſchofsſtein. Sie liegt auf einem hohen Berge, an deſſen Fuß auf der einen Seite die Moſel, auf der andern die Rohne vorüber rauſchen. Der Trieriſche Biſchof Nicetas erbaute ſie um 561, und nahm hier ſeinen Sitz. Die Burg hatte dreyßig Thürme, und die Wohnung des Biſchofs lag auf der Spitze des Felſens, welcher noch jetzt der Biſchofsſtein heißt. Jetzt iſt nur noch ein Thurm übrig und die Kapelle zu den drey Marien.

Indem man den Weg längs dem Strome verfolgt, kommt man in die Dörfer Rom und Burgen und in den Flecken Kern, wo die Elz, ein Bergſtrom, in die Moſel ſtürzt. An der Elz, anderthalb Stunden von Kern, liegen Flecken und Schloß gleichen Namens, und hier iſt das Stammhaus des noch blühenden gräflichen Geſchlechts, welches ehemals in dem Hochſtifte Trier das Erzmarſchallamt beſaß.

Der Weg zieht ſich nun über Trieſſen, Mieden, Ellenz und Carden. Dieſes letzte iſt ein anſehnlicher Flecken, ehemals der Sitz eines Archidiakons, mit einer Collegiatkirche und einem aufgehobenen Kloſter. Bey Carden ergießt ſich die Webach in die Moſel. Von Carden geht es nach dem Flecken Treis, neben welchem, auf einem hohen, ſteilen Berge die Ruinen der Altenburg ſich erheben. Das Schloß wurde von Erzbiſchof Hillinus im zwölften Jahrhundert erbaut. Die Richtung des Fluſſes führt von da den Reiſenden nach dem Dorfe Pommern und dem vormaligen Kloſter Roſenthal. Weiterhin liegt Klotten mit der alten Klottenburg, welche Kaiſer Adolph an Kurtrier geſchenkt. Von Klotten geht es nach Condt, und von da nach dem Städtchen Kochheim, wo in alter Zeit eine königliche Pfalz war. Nicht weit von Kochheim liegt auf einem Berge das Schloß Winneburg, einſt der Sitz mächtiger Dynaſten, deren Name ſich in dem Geſchlechte der Grafen Metternich-Winneburg noch fort erhält. — Die Stadt Kochheim wurde im Jahr 1689 von den Franzöſiſchen Truppen ſtürmend eingenommen, und in Brand geſteckt. Bey dieſer Gelegenheit wurde auch die alte Königsburg zerſtört.

Eine Menge Dörfer und Flecken breiten ſich jetzt am Ufer der Moſel aus. Bey dem Bergſchloſſe Marienberg macht der Strom eine ſo ungeheure Krümmung, daß man ihm nicht bequem folgen kann. Von der rechten Seite des Berges wendet er ſich ſeitwärts, kehrt nach einem Laufe von einigen Stunden wieder zurück, und beſpühlt nun auch die linke Seite deſſelden. Bey dem Dorfe Reil war ſonſt die Grenze der Grafſchaft Sponheim. Ohnweit des Dorfes Enkirchen liegt Starkenburg, ein Flecken mit einem Bergſchloſſe. Dieſes Schloß war ehemals die Reſidenz der Grafen von Sponheim-Starkenburg. Jetzt ſtehen davon nur noch einige zerſtörte Mauern. Bey Enkirchen iſt noch der Stephansberg zu bemerken, auf deſſen Abhange ein vorzüglicher Moſelwein wächſt. Ueberhaupt iſt dieſe Gegend eine der weinreichſten längs dem Fluſſe.

Der Weg führt jetzt nach Trarbach, einem in mancher Hinſicht merkwürdigen Städtchen. Dieſes Städtchen iſt ſehr alt, und ſein ehemaliger Name ſoll Thronus Bacchi geweſen ſeyn. Die Lage iſt herrlich; Berge, Weinhugel und Thäler umgeben es von allen Seiten, und mehrere Waldbäche fließen hier in die Moſel. Die Kirche ſteht auf dem höchſten Puncte der Stadt, man ſieht darin das eherne Grabmahl Johanns IV. und letzten Grafen von Sponheim, der 1437 ſtarb. Merkwürdig iſt noch: Der Kellereyhof mit ſeinem großen, durch Säulen geſtützten Saal, ehemals ein Templerkloſter.

Nahe der Stadt, auf dem Berge zwiſchen dem Weyerthor und Schottenthor, lag ehemals das feſte Bergſchloß Gräfenburg, welches manche Belagerung rühmlich beſtanden, aber im Jahr 1734 von den Franzöſiſchen Truppen erobert und geſchleift wurde. Um Trarbach iſt Wein das Hauptproduct, und er gedeiht hier köſtlich. Hauptweinberge ſind: Der Ungerberg, der Aalfang, der Münchroth, der Mühlrecherberg und der Landfuhrberg, welche die edelſten Moſelweine hervorbringen. Der Rißling iſt die einzige Traube, die hier gepflanzt wird.

Trarbach gegenüber, dicht am Fluße, liegt Traben, ein alter Flecken. Die Communication zwiſchen beyden Orten wird durch eine fliegende Brücke unterhalten. Hinter dieſem Flecken erhebt ſich der Trabenberg, wo ein trefflicher Wein wächſt. Auf der Spitze des Trabenberges lag die Franzöſiſche Feſtung Montroyal. Sie wurde im Jahr 1686 angelegt, und hatte eine beträchtliche Beſatzung. Im Ryswiker Frieden ward ihre Zerſtörung bedungen, welche auch alsbald erfolgte. Gegenwärtig ſind wenige Spuren mehr davon vorhanden.

Ober Trarbach liegt am Ufer das Dörfchen Rißbach mit einer alten Kapelle. Weiterhin erblickt man den Flecken Wolf mit dem nahen Gipfelberge, wo noch einzelne Trümmer eines Kloſters neben einer modernen Wohnung ſtehen. — Dritthalb Stunden von Trarbach breitet ſich der Flecken Cröve an dem Strome aus. Dieſer Bezirk war im Mittelalter ein königliches Kammergut, und die Herren von Dann in der Eifel waren vier erbliche Vögte. Die Leute auf dieſen Gütern hießen Peterlinge oder Petersleute, welcher Name ſich bis auf die letzte Zeit erhalten. Um Cröve (nach einigen Kräſe) wächſt ein trefflicher Wein.

Schöne Dörfer, Flecken und Klöſter erheben ſich jetzt wieder in Menge zu beyden Seiten des Fluſſes. Davon ſind zu bemerken: Der Flecken Erden, am Eingange in die ehemalige Grafſchaft Sponheim, wo einer der beſten Moſelweine wächſt; das Frauenkloſter Wachern, der Mertenhof, vormals ein Eigenthum des Maltheſerordens, und das anmuthige Dorf Grach. Nicht weit davon liegt Berncaſtel, ein Städtchen und Schloß. Der alte Römiſche Name war: Castellum Tabernarum. Im zehnten Jahrhundert ſtand hier ein Raubſchloß, welches Biſchof Poppo von Trier zerſtörte. Unter Friedrich Barbaroſſa baute ein Graf von Caſtel das Schloß auf den Trümmern der alten Burg, es wurde ihm jedoch von dem Biſchof von Trier abgenommen und nachher erweitert und mehr befeſtigt. Die herrliche Lage, eine der ſchönſten an der Moſel, machte es zu einem angenehmen Sommeraufenthalt. Im Jahr 1692 brannte es ab, und eine Menge Gemählde und anderer Koſtbarkeiten giengen dabey zu Grunde.

Berncaſtell gegenüber liegt ein Hoſpital, welches der Cardinal Nicolaus von Cuſa oder Cuſani erbaute und reichlich dotirte. Das nahe Dorf Cus war ſein Geburtsort, und in der Dorfkirche ruht ſein Herz unter einem Marmor. Anderthalb Stunden von Berncaſtel liegt der anſehnliche Flecken Mühlheim oder Mühlen, wo ſich der Mühlbach in die Moſel ergießt. Wenn man den Mühlbach eine Stunde weit verfolgt, ſo kommt man in das Städtchen Veldenz. Das Geſchlecht der Grafen von Veldenz, die hier ihre Burg hatten, blühte ſchon im zehnten Jahrhundert. Später kam die Grafſchaft an Zweybrücken, und gab einer eigenen Pfälziſchen Linie den Namen, welche 1691 ausſtarb. Das Schloß liegt auf einem Berge, eine Viertelſtunde vom Flecken. Die Gegend iſt groß und mahleriſch.

Mühlheim gegenüber liegt das Dorf Lyſer, bey welchem die Lyſer mit der Moſel zuſammenfließt

Durch mehrere Dörfer kömmt man nach Emmel, Minsheim und Pisport, wo wieder ein vorzüglicher Wein gewonnen wird. Auf der Seite von Emmel, ohngefähr anderthalb Stunden davon, im wilden, ſteilen Gebirge, liegt die Eberhardsklauſe, vormals eine Probſtey. Ein armer Mann, Eberhard mit Namen, baute ſich hier, in alter Zeit, von geſammelten Almoſen, eine Hütte und Kapelle. Im Jahr 1156 wurde die Klauſe in ein Kloſter und die Kapelle in eine Kirche verwandelt. Die Moſel macht jetzt wieder gewaltige Krümmungen, da ihr Weg ihr ſtreng durch den Lauf der Gebirge angewieſen wird. Wer ihrem labyrinthiſchen Pfade folgt, der ſieht ſich, nach einigen Stunden, mit Verwunderung wieder ganz nahe an die vorige Stelle zurück gebracht. Beym Dorfe Tran nimmt ſie noch die Tran in ſich auf. So geht es bis nach Neumagen (dem alten Noviomagum) einem Flecken mit einem Schloſſe an der Moſel. Das Bergſchloß hat auf der einen Seite die Moſel, auf der andern ziehen ſich tiefe Schluchten hin. Es ſind aber von demſelben nur noch wenige Trümmer vorhanden. Merkwürdig iſt der Thurm von Quadern, ein Römerwerk, mit erloſchenen Inſchriften und Basreliefs. Auf dieſer Stelle ſoll Conſtantin der Große ein Lager gehabt haben. An einer der alten Kirchen von Neumagen ſieht man noch eine Inſchrift von 1190. Sie enthält ein Verzeichniß von Reliquien, welche hiebevor in dieſer Kirche zur Verehrung ausgeſetzt waren.

Von Neumagen kommt man nach Trittenheim, dem Geburtsorte des wackern Trithemius, deſſen Geſchichtbücher und übrige Schriften noch jetzt geachtet werden. Er war zuerſt Abt im Kloſter Sponheim auf dem Hundsrück, nachher im Schottenkloſter St. Jacob zu Würzburg, und ſtarb 1519.

Jetzt folgt wieder an beyden Ufern eine Reihe weinreicher Dörfer, die zum Theil den reichen Klöſtern im Trierſchen gehörten. Man kömmt nach **Reol**, wobey das Schloß **Riegelburg** liegt, das alte Rigodulum, rings von Bergen eingeſchloſſen. **Tacitus** gedenkt dieſes Römercaſtells. Bey **Longwich** iſt eine angenehme Mineralquelle, und fließt der Leubach in die Moſel. Bey dem Flecken **Erang** oder **Ering** nimmt ſie die **Kyll** auf. Von Erang kommt man zu dem Städtchen und Schloß **Pfälzel** oder **Pfalz**, eine Stunde dieſſeits Trier. Die Römer hatten hier eine Niederlaſſung, und die Fränkiſchen Könige eine Pfalz und ein Prädium. **Adela**, König **Dagobertus** II. Tochter, baute 655 an dieſer Stelle ein Frauenkloſter, und vergabte alle ihre Güter an daſſelbe. 1027 verwandelte Erzbiſchof **Poppo** die Abtey in ein Collegiatſtift.

**Trier.** Dieſe alte, in der Deutſchen und Fränkiſchen Geſchichte ſo merkwürdige Stadt liegt in einem anmuthigen Thale, zwiſchen zwey Bergen. Bey den Römern hieß ſie Civitas Treverorum und Augusta Treverorum. Man hält ſie, mit Solothurn, für die älteſte Stadt in Europa. Als die Römer in Gallien und bis gegen den Rhein vordrangen, war Trier ſchon eine Stadt, die mit ſchönen Gebäuden prangte, und das Volk der Trierer hatte ſchon eine gewiſſe Kultur.

Die Anmuth der Lage und die Fruchtbarkeit des Bodens beſtimmten die Römer ſchon unter dem Auguſtus, unmittelbar nach der Theilung von Gallien, ihren erſten öffentlichen Gewalten hier ihren Sitz anzuweiſen. Trier wurde Hauptort des erſten Belgiens. Die Römiſchen Kaiſer nahmen hier oft auf einige Zeit ihren Aufenthalt. Im vierten Jahrhundert erreichte Trier ſeinen höchſten Glanz. Es war Hauptſtadt einer der vier großen Präfecturen. Jetzt verweilten die Kaiſer länger daſelbſt, Römiſche Geſetze wurden von da aus erlaſſen, kaiſerliche Münzen daſelbſt geſchlagen; die Legionen wurden in Tuch gekleidet, welches die Trierer Fabriken nebſt Waffen und anderm Kriegsgeräthe verfertigten. Die Stadt beſaß eine Schule, und ſie ſchien zu einer noch größern Rolle beſtimmt, als der Fall des Römiſchen Reichs auch ihren Untergang herbeyzog.

Die Franken bemeiſterten ſich des Landes, und Verwüſtung bezeichnete die erſten Schritte der neuen Eroberer. Nachdem ſich ihre Herrſchaft gegründet hatte, wurde Trier dem Auſtraſiſchen Reiche einverleibt, manche Könige, wie Theodorich, Theodobert, Clotar und Siegbert wählten Trier zu ihrem Sitze, und durch ſie erhielt die Stadt eine Menge von Rechten und Freyheiten. Später kam ſie bald unter die Herrſchaft der Deutſchen, bald unter die der Franken, bis Kaiſer Otto ſie auf immer mit dem Reiche vereinigte. Häufig war auch der Kampf zwiſchen den Bürgern und den Biſchöfen, aber die Bürger drangen durch: ſie durften ſich in Zünfte bilden, und ihre obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt wählen. So entſtand die eigenthümliche Verfaſſung, die ſich bis zur Vereinigung mit Frankreich erhalten. Die Stadt liegt am rechten Moſelufer, an welchem ſie ſich ohngefähr eine halbe Stunde lang hindehnt. Um die Stadt bildet ſich ein ſchöner Baſſin, der vier Stunden lang, und eine halbe Stunde breit iſt, bey der Mündung der Saar anfängt, und an der Mündung der Ruwer endigt. Ober und unter der Stadt liegen kleine Dörfer, welche das Anſehn von Vorſtädten haben. Das Innere iſt weniger anſprechend. Die Straßen ſind unregelmäßig und meiſt enge; die Bäche, die durch einige derſelben fließen, erſchweren die Communication, man ſieht wenige ſchöne Gebäude. — Vormals war hier der Sitz der geiſtlichen und weltlichen Gerichtshöfe des Kurfürſtenthums, eines Dom[illegible]tels, eines biſchöflichen Seminars, einer Univerſität. Jetzt befinden ſich hier die Centralgewalten des Saar-Departements und das Apellationsgericht, auch für die Departemente Rhein und Moſel und Donnersberg. In der Nähe iſt eine kaiſerliche Schäferey.

Sehenswürdig ſind unter den Gebäuden: Der **Apellationsgerichtshof**; die ehemalige Kurfürſtliche **Reſidenz**; die **Cathedralkirche** zu **St. Peter**, von eigenthümlicher, kühner Form; die Kirche zu St. Simeon, noch aus der Römer Zeit. Trier hatte ſonſt 21 Mönchs- und Nonnenklöſter. Die Schule, welche an die Stelle der Univerſität kam, hat die Einrichtung eines Lyceums. Director und Bibliothekar iſt der verdienſtvolle Wyttenbach.

Seit einigen Jahren hat ſich hier eine Geſellſchaft nützlicher Unterſuchungen gebildet, deren Präſident der Präfect iſt, und deren Arbeiten Achtung verdienen. Von Römiſchen Alterthümern ſieht man hier noch: 1. Die kunſtreich zuſammengefügten Pfeiler der Moſelbrücke. Sie ſind aber vielleicht ein Werk der alten Treverer, denn die Römer fanden die Moſelbrücke ſchon bey ihrer Ankunft in das Land. 2. Das ſchwarze Thor, ein großes Gebäude am untern Ende von Trier, mit zwey Bogengewölben, durch welche man ehemals in die Stadt ging. Dies iſt die obengenannte Simeonskirche. Gegenwärtig hat man alle ſpätere Zuthat von dem Gebäude weggenommen, und ihm ſeine erſte urſprüngliche Geſtalt wiedergegeben. 3. Der Circus. In der Mitte der Stadt bemerkt man noch die Ueberreſte deſſelben. Noch im dreyzehnten Jahrhundert ſtand dieſes Denkmahl der Vorzeit wohl erhalten da, aber ein Erzbiſchof ſchenkte den Platz dem Kloſter Himerode, und die Mönche zerſtörten das Werk. 4. Die Thermen, nicht weit vom Circus. Sie waren von großem Umfang, und Herr Peyré, Mitglied des Nationalinſtituts, hat einen Plan davon ſtechen laſſen. 5. Der kaiſerliche Palaſt, da wo das vormalige kurfürſtliche Schloß ſteht. Es iſt noch ein guter Theil davon übrig. 6. Die Getreidehalle, am weſtlichen Ende der Stadt, nahe der Moſel. Sie wurde ſpäter in einen Palaſt und nachher in ein Frauenkloſter verwandelt. 7. Das Sommerpalais der Römiſchen Kaiſer, zu Conz, (Contoniacum) nahe am Zuſammenfluſſe der Saar und Moſel, wo Kaiſer Valentian im Jahr 371 mehrere Geſetze erließ. 8. An der Ruwer, zwey Stunden von der Stadt, längs den Bergen hin, die Reſte einer großen Waſſerleitung. 9. Die Ruinen eines zweyten Sommerpalaſtes, zu Pfalzel, welcher zur Zeit der Fränkiſchen Könige einem Maier Domus gehörte. 10. Eine große Menge Münzen, Vaſen, Grabmähler u. ſ. w. Die obenerwähnte Geſellſchaft nützlicher Unterſuchungen hat ſchon vieles geſammelt.

Außer der Stadt waren vier Benedictinerabteyen, die zu St. Martin, zu St. Matthias, zu den heiligen Märtyrern und zu St. Maximin.

St. Matthias liegt eine halbe Stunde von Trier, in einer ſchönen Gegend. Sie datirte ihr Alter vom 70ſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung, wo der heilige Eucharius ſich hier eine Zelle gebaut haben ſoll. Das Kloſter beſaß eine treffliche Bibliothek, und in der Kirche ſind die Grabſtätten vieler Biſchöfe.

St. Martin liegt an der Moſel. Erbauer dieſes Kloſters war der heilige Martin, Biſchof von Tours. Sie wurde erſt von den Normannen, dann von den Hunnen zerſtört, und 966 zum drittenmale wieder erbaut. Auch in dieſer Kloſterbibliothek fanden ſich ſchätzbare Codices.

St. Maximin liegt öſtlich außer der Stadt, unfern der Moſel. Sie war eine der älteſten Benedictinerabteyen in Deutſchland. Schon im Jahr 333 verwandelte der erſte Trieriſche Biſchof Agritius, den Palaſt Kaiſer Konſtantins des Großen in eine Kirche, und nannte ſie zu St. Maximin. Auch ſchenkte er der Kirche dreyhundert Leichname von der Thebäiſchen Legion. Sie beſaß eine der reichſten Bibliotheken in Deutſchland, beſonders eine Menge alter Handſchriften, darunter ein Evangelienbuch, welches Ada, die Schweſter Karls des Großen dahin ſchenkte. Noch wichtiger war das Archiv, worin viele Fränkiſche Urkunden waren. —

Trier beſitzt eine bedeutende Tuchmanufactur, eine treffliche Manufactur von wollenen Decken, und eine Porzelänfabrik. Sehenswerth iſt auch die vorzügliche Bibliothek. Sie iſt in einem Flügel des großen

Gebäudes aufgeſtellt, worin die Secondärſchule und das biſchöfliche Seminar ſich befinden. Dieſe Bibliothek beſteht ſchon ſeit ohngefähr 300 Jahren, aber ihren reichſten Zuwachs erhielt ſie erſt in der letzten Zeit durch die Aufhebung der geiſtlichen Korporationen. Die Anzahl der Bände beläuft ſich auf 70000. Am zahlreichſten ſind die theologiſchen, hiſtoriſchen und juriſtiſchen Werke. Bibliothekar iſt Herr Profeſſor Wyttenbach. Ein Theater wurde vor einigen Jahren in einer vormaligen Kloſterkirche gebaut. Nach einem Decret des Miniſters vom Innern iſt dem 21ſten Arrondiſſement eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft zugewieſen, welche abwechſelnd in den Hauptſtädten der dazu gehörigen fünf Departements, folglich auch in Trier, ihre Vorſtellungen geben ſoll. Die Schifffahrt auf der Moſel iſt wichtig, und ſetzt die Stadt in unmittelbare Verbindung mit Mainz, Coblenz, Kölln, Metz, Saarbrück, und erleichtert den Verkehr mit Deutſchland, der Schweitz, Holland und dem Innern des Kaiſerreichs.

Zur nähern Kenntniß der Gegend und ihrer Producte dient das ſehr gute Annuaire topographique et politique du Departement de la Sarre, von Herrn C. H. Delamorce. Für die alte Geſchichte von Trier ſind die gediegenen Notices sur les anciens Trévirois von Hezrodt, und für die ganze

Geſchichte der Stadt iſt das verdienſtliche Werk von Wyttenbach ſehr zu empfehlen.

Gaſthöfe und Hotels garnis: Das Hotel de Cologne, das Hotel de Venise, das rothe Haus, der Brunnen.

Die Bevolkerung beläuft ſich über 13000 Seelen.

## Poſtroute von Coblenz nach Trier.

| | | |
|---|---|---|
| Polich | 6 | Stunden. |
| Kaiſersſeſche | 4 | „ |
| Luzerath | 4 | „ |
| Wittlich | 7 | „ |
| Helzerath | 4 | „ |
| Trier | 5 | „ |

Zuſammen 30 Stunden.

# Rheinreiſe von Coblenz nach Kölln.

Wenn man von Coblenz abfährt, ſo bildet ſich ringsum ein neues, großes Naturpanorama. Rückwärts erſcheint die Stadt mit ihren Bergen und den Krümmungen des Fluſſes in wunderbarem Reiz. — Vorwärts breitet ſich eine fruchtbare Gemarkung zu beyden Seiten des Stromes aus. Zur Linken liegt Neuendorf, der Gemüßgarten von Coblenz, zur Rechten ziehen ſich die einfachen Wohnungen von Orber hin. Nach einer Viertelſtunde gelangt man zu der anmuthigen Inſel Niederwörth, wo ein Dörfchen und ein Nonnenkloſter zwiſchen Bäumen ſtehen. Ein Herr von Helfenſtein ſtiftete das Kloſter im Jahr 1242. Am linken Ufer bemerkt man das Frauenkloſter Wallersheim mit dem gleichnamigen Dorfe. Zur Rechten, auf einem Berghange, liegt das Frauenkloſter Beſſelich und am Fuß des Berges, in einer Schlucht, das Dörfchen Maller. Zwiſchen dem Eilande Niederwörth und dem rechten Ufer hin erblickt man jetzt den anſehnlichen Flecken Vallendar, deſſen Häuſer ſich in ein ſchönes Thal verlieren, an deſſen Spitze, auf einem Hügel, die Kirche mahleriſch hervorragt. Es herrſcht in dieſem Flecken viel Induſtrie, und man findet hier gute Färbereyen und Wollenmanufakturen. In der Nähe wird eine gute Pfeifenerde gewonnen, und die Krugbäckerey beſchäftigt eine große Menſchenzahl. Links erſcheinen nun, in der weiten Ebene, die Dörfer Keſſelheim, Sebaſtian-Engers, Kalten-Engers und Urmitz. Etwas vom rechten Ufer ab tritt der Flecken Bendorf hervor.

Bendorf liegt von Bergen umgeben, von denen man der ſchönſten Ausſichten genießt. Man ſieht den Rhein drey Stunden ober Coblenz zwiſchen den Gebirgen hervorkommen, und ſich bey Coblenz mit der Moſel vereinigen. Unter Andernach verliert ſich der Strom wieder zwiſchen Felſen und Bergen. Die Nähe von Neuwied, Coblenz, Kuno-Engers und Sayn machen den Aufenthalt in dieſem ſchön gebauten, heitern Flecken ſehr angenehm. Nicht weit von Bendorf liegt der Friedrichsberg mit ſeinen ſchönen Anlagen und am Fuße deſſelben eine Eiſenſchmelze mit zwey Oefen und mehrern Hämmern, deren gebildeter und gaſtfreundlicher Beſitzer (Herr Hoffmann) nebſt ſeiner liebenswürdigen Familie, dem Reiſenden eine intereſſante und lohnende Bekanntſchaft iſt. Die Chauſſe vom Thal Ehrenbreitſtein nach Neuwied geht hier durch, und die Waſſerdeligence von Mainz nach Kölln fährt Morgens zwiſchen 6 bis 10 Uhr an dem Flecken vorüber. Sonſt iſt die Umgebung reich an mancherley Naturproducten, hauptſächlich an Eiſen, Töpfer- und Pfeifenerde, Sandſtein u. ſ. w. — Uebrigens iſt der Ort ſehr alt, denn ſchon im Jahr 1093 vergabte ihn Pfalzgraf Heinrich an das Kloſter Lach (ad lacum).

Die Landſchaft iſt mit Gärten und Landhäuſern angefüllt. Ohngefähr eine Viertelſtunde vom Geſtade hinter Mühlhofen, zwiſchen den Bergen, durch deren Vertiefung die Sain dem Rheine zuſtrömt, erſcheinen die Ruinen des Schloſſes der Grafen von Sain, die ſchon im eilften Jahrhunderte ſich hier furchtbar machten, und im Jahr 1202 die dabey liegende Prämonſtratenſerabtey Sain errichteten. Die Burg ſoll Friedrich I. Graf von Sain, welcher als Jüngling in Spanien gegen die Mauren mit Ruhm gefochten, bey ſeiner Rückkehr in das Vaterland erbaut haben. Dieſes Geſchlecht erloſch ſchon 1246. Unter den Ruinen des alten Schloſſes ſteht jetzt ein ſchöner Landſitz.

Zwey Stunden von Coblenz, nahe am Rhein, erhebt ſich Kuno-Engers mit einem modernen Schloſſe. Dieſes Engers war der Hauptort im alten Angerisgau, und ſoll von Kaiſer Konſtantin erbaut worden ſeyn.

Als im Jahr 1371 die Grafen von Wied und Welten von Iſenberg hier niederländiſche Kaufleute beraubten, die zur Meſſe nach Frankfurt wollten, da erhob ſich gegen die Räuber Kuno von Falkenſtein, Erzbiſchof zu Trier, in deſſen Gebiete der Frevel geſchehen war, nahm ihnen Engers weg, und erbaute zum Schutz der Rheinfahrt in dieſer Gegend, eine Brücke und ein Schloß, und von der Zeit an erhielt der Ort ſeinen gegenwärtigen Namen. Das neue Schloß wurde auf den Trümmern des alten erbaut, und iſt jetzt der Sommeraufenthalt des Fürſten von Naſſau-Weilburg. Lage und Ausſicht ſind vortrefflich. Beynahe in der Mitte des Rheins iſt hier eine Sandbank, welche den ſchwerbeladenen Schiffen und Floßen leicht gefährlich werden kann. Bey Engers erweitert ſich das Bett des Flußes; man nähert ſich dem weißen Thurme, einem ehemals Trieriſchen Dorfe am linken Ufer. Es hat ſeinen Namen von einem alten, dabey ſtehenden Wartthurme. Die Römer ſollen hier ihren erſten Rheinübergang gemacht haben. Das rechte Ufer wird von dem hoher liegenden linken beherrſcht, und eine kleine Inſel in der Mitte des Flußes erleichtert einem Heere gar ſehr den Uebergang. Dieſe Gegend iſt darum auch in dem letzten Revolutionskriege der Schauplatz einer ſolchen Unternehmung geworden. Am 18. April des

Jahrs 1797 ging Hoche, unter dem Schutze eines Brückenkopfs, deſſen Spuren noch ſichtbar ſind, hier über den Rhein, und um das am rechten Ufer liegende Hettesdorf wüthete die Mordſchlacht, welche durch die freywillige Aufopferung des Franzöſiſchen Kapitäns Gros für Frankreich gewonnen ward. Dieſer tapferer Krieger ſchwur, mit ſeiner kleinen Schaar eine Batterie zu nehmen, von welcher die Entſcheidung noch abhing. Die Batterie wurde erſtürmt, und mit ihr der Sieg. Am weißen Thurme, auf einem Hügel, ſteht Hoche's Todtenmahl.

Unter dem weißen Thurme, auf dem rechten Ufer, breitet ſich Neuwied aus, in einer ſchönen Ebene, um welche ſich ein Amphitheater von Bergen zieht. Zunächſt hinter der Stadt tritt die Abtey Römersdorf (villa romana) auf einer Anhöhe hervor, an deren Fuße das Dorf Heimbachweis liegt. Die Stadt ſelbſt, die kaum ein Jahrhundert alt iſt, breitet ſich freundlich am Rheine aus: ſie hat heitre Straßen und Wohnungen, und iſt voll Leben und Regſamkeit. Der Fürſt Alexander von Neuwied hob den Ort dadurch, daß er allen Anſiedlern freyen Kultus geſtattete, und ſchnell fanden ſich aus allen Gegenden betriebſame Menſchen von allen Konfeſſionen, Proteſtanten, Katholiken, Reformirte, Herrnhuter, Mennoniten, Juden u. ſ. w. ein, und Induſtrie und Handel blühten auf. Neuwied erſcheint darum auch den Reiſenden, die Nordamerika geſehen haben, ganz als eine Stadt jenes Welttheils.

Sehenswürdigkeiten dieſer Stadt ſind: Im Schloſſe die Sammlung von Römiſchen Denkmählern, welche bey der Stadt gefunden wurden. Es ſind darunter eiſerne Speere, Pfeile, Töpfe, Trinkgefäße, zerbrochene Füße von Trinkgläſern, Schlüſſel, Spiegel, Ringe, Armbänder, Haarnadeln, Griffel zum Schreiben, Inſchriften, Götterbilder u. ſ. w. Das Schloß ſelbſt hat nichts Ausgezeichnetes, aber der daran ſtoßende Garten bietet ſchöne Parthieen dar. — Eine Fabrik von Geſundheitsgeſchirr. — Die Tiſchlerarbeiten und die Uhrfabrik des Herrn Kurzing, welchen Röntgen erſetzt hat. Das Haus der mähriſchen Brüder oder Herrnhuter. — Das Schellenbergiſche Erziehungsinſtitut.

Außer Neuwied verdienen beſonders die Ueberreſte einer Römiſchen Stadt und Römiſcher Straßen ꝛc. einen Beſuch. Sie wurden 1791 entdeckt. Hinter Bieber, eine halbe Stunde von Neuwied, auf einer Anhöhe, fand man zuerſt die Spuren eines Kaſtells. Die Mauern deſſelben ragen hie und da ein wenig aus dem Grunde hervor. Vom Graben iſt ebenfalls noch etwas ſichtbar, aber das meiſte verſchüttet. Die Form iſt ein Rectangel mit abgerundeten Ecken, vor welchem ein Thurm hervorſpringt; es iſt 611 Rheiniſche Fuß breit

840 Fuß tief und mit einer 5 Fuß dicken, ſehr feſten Vertheidigungsmauer, die vorſpringende Thürme hat, umgeben. Im innern Raum des Rectangels befindet ſich ein geräumiges Badhaus, deſſen zerfallende Ueberreſte noch von ſeiner ehemaligen Schönheit zeugen. In dem Canal, welcher das Waſſer aus den Bädern abführte, fand man einen Genius, den vierzehn Bajuli und Vexillarii, den Signiferis Victorienſibus aufgeſtellt hatten Die Badezimmer hatten doppelte Böden, und das obere wurde von mehr als hundert Pfeilern von Backſteinen getragen. Die meiſten dieſer Steine hatten theils vaſenförmige, theils lange Stempel mit folgenden Inſchriften:

Leg. VIII. aug. Leg. XXI. — Leg. XXIII. —
Coh. IV. Vindel.

Auch fand man in dem Umfange der Thermen eine Victoria Gradiens, eine Diana Venatrix, einen Merkur mit einer Queerflöte, einen Genius mit einem Füllhorn. Der letzte von Sandſtein, die übrigen von Bronze. Die ausgegrabenen Münzen, an der Zahl vierzig, gehen von Tiberius bis auf Gallien. In einiger Entfernung von da, ſteht das Sacellum, welches man 1801 entdeckte es wurde jedoch wieder zugeworfen, und ſeine Lage durch einen Stein bezeichnet. Außer den Mauern des Kaſtells iſt das ganze umliegende Feld voll von Trümmern Römiſcher Gebäude, über welche jetzt der Pflug des Landmanns hingeht.

Nahe bey Heddesdorf ſind Ruinen einer andern Stadt, welche vielleicht, vor dem Einfall der Römer, von Teutſchen erbaut, und nachher von Römiſchen Koloniſten bewohnt wurde. Unter dem Felde hat man hier einen Weg entdeckt, der jedoch nur eine Gaſſe der zerſtörten Stadt ſeyn mag. Zwiſchen Heddesdorf und Gladbach iſt eine andre lange Straße ſichtbar, und eine zweyte ſtreicht von der Abtey Romersdorf nach Biber hin. Beyde waren Römiſche Militärſtraßen, von welchen die erſte nach der Alteck führte, die andre aber zur Communication mit dem Kaſtell zu Biber diente. Auf dem Gebirge hinter Romersdorf liegt noch eine runde Schanze, von 500 Schritten im Umfang, die alte Burg genannt, welche als ein vorliegender militäriſcher Poſten der Römer gegen die Teutſchen betrachtet werden kann. Von dieſer Schanze zieht ſich ein tiefer Graben (der Heydengraben) über den höchſten Bergrücken bis zur Straße über die Alteck. Er ſetzt auch jenſeits derſelben, zwiſchen Oberbiber und Braunsberg fort. Dies iſt ein Ueberreſt der berühmten militäriſchen Linie, die Druſus gegen die Anfälle der Germanen ziehen ließ, und welche die erſte Römiſche Grenze in Teutſchland ausmachte. Theile derſelben ſind noch allenthalben auf den Bergen und in den Wäldern dieſer Gegend ſichtbar. Wahrſcheinlich lief ſie über Sayn nach dem Rothenhahn hinauf, über Montrepos aber um den nächſten Bergrücken, über Leudesdorf, Hemmerſtein ꝛc. den Rhein hinunter. Von der Alteck geht wieder eine Vertiefung in die Ebene herab, die jetzt noch der Herdenweg heißt. Von Engers herab, wo noch eine große, ſtarke Widerlage einer Römerbrücke iſt, welche tief in den Rhein zieht, zog ſich vermuthlich der Hauptweg, der ſich in der Ebene theilte, und auf der einen Seite nach dem Kaſtell, auf der andern nach Romersdorf führte, und von da wieder nach dem Kaſtell lief. In der ehemaligen Kapitelſtube der Abtey Romersdorf ſtehen noch ſechs Römiſche Säulen.

Dieſe Römerwerke ſtanden noch im dritten Jahrhunderte; denn die beym Badehauſe aufgefundene Statüe des Genius Loci hat am Fußgeſtell eine Inſchrift, aus welcher erhellt, daß ſie am 23. September des Jahres 246, unter dem Conſulat des Präſens und Albinius und unter der Regierung des Kaiſer Philippus aufgeſtellt worden. Die ausgegrabenen Münzen gehen bis auf Gallien. Unter der Präfectur des Poſthumus, der die Franken und Allemannen gegen die Römer zu Hülfe rief, mag dies alles zerſtört werden ſeyn.

Die ehemalige Abtey Romersdorf liegt eine halbe Stunde von Neuwied. In der alten Kirche ſind mehrere Grabmähler der Grafen von Wied und Yſenburg. Darunter iſt der Sarkophag des Salentin von Yſenburg, der zehn Jahre lang Kurfürſt von Cölln war, und ſich nachher entſchloß, ſeinen Stamm fortzupflanzen. Aus den Fenſtern des Kloſters bildet ſich eine ſchöne Ausſicht; man hat die ganze herrliche Gegend von Coblenz bis Andernach vor ſich. —

Gaſthof in Neuwied: zum Anker.

Von Neuwied aus verſäume man nicht, einen Ausflug nach Montrepos zu machen. Der Berg mit dem Luſtſchloſſe liegt ohngefähr eine Stunde nordöſtlich von der Stadt. Ein angenehmer Weg führt an einigen Eiſenhütten vorüber. Bey dem Faſanengarten geht man über die Wied, wo zum Ueberfahren immer ein Kahn in Bereitſchaft iſt. Vom jenſeitigen Bord zieht ſich der Pfad an einigen Meyerhöfen vorbey, durch eine fruchtbare, blühende Gegend, auf die Spitze des Bergs. Das Schloß iſt ein einfaches Gebäude von Einem Stockwerke. Neben an ſteht die Wohnung des Förſters, wo man eine gute Bewirthung findet. Die Ausſicht iſt weit und mannichfaltig. Der Rhein windet ſich aus den fernen Gebirgen hervor, und umſpült in mannichfachen Krümmungen, viele Inſeln. Auf einer Strecke von ohngefähr dreyßig

Stunden überſchaut das Auge hundert ſchöne Landſchaften. Hinter dem Schloſſe iſt ein angenehmer Luſtwald, der ſich in ſieben Alleen theilt. Am Ende von einem dieſer Schattengänge erblickt man tief unter ſich ein kleines, und von Bergen eingeſchloſſenes Thal mit einigen zierlichen Häuſern am Ufer eines Waldbaches.

Von Neuwied abwärts gewinnt die Gegend neue Reize. Eine Viertelſtunde von der Stadt liegt höchſt mahleriſch, das Dörfchen Erlich, am Ausfluſſe der Wied in den Rhein. Gegenüber am linken Ufer rauſcht die Nette aus einem Mühlenthale hervor, und vereinigt ſich gleichfalls mit dem größern Strome. Unter Erlich liegt am felſigten Ufer, das verlaſſene Neuwiediſche Schloß Friedrichſtein, von dem Volke das Teufelshaus genannt. An das Schloß reiht ſich das Dörfchen Fahr, wo eine Ueberfahrt nach Andernach iſt.

Das Thal verengt ſich nun wieder, und die Strömung des Fluſſes wird ſtärker. Rechts erheben ſich ſteile Felſen mit Laubholz bewachſen, links lehnt ſich Andernach an eine dunkle Felſenwand. Weiter hin, am rechten Ufer ſchließt das freundliche Leutesdorf die reiche Landſchaft. Die Gegend von dem weißen Thurm bis Andernach macht einen etwas melancholiſchen Eindruck, der durch die Trümmer des Frauenkloſters St. Thomas noch vermehrt wird. Dieſe Abtey wurde im zwölften Jahrhundert erbaut, und hatte zur erſten Aebtiſſin die Gräfin Tenwidis von Sponheim.

Andernach, das Antonacum der Alten, war eine Römiſche Grenzfeſtung und das Standquartier eines Praefectus Militum. Später hatten die Fränkiſchen Könige hier einen Palaſt, oder eine Curtis regia, und alte Schriftſteller erzählen, ſie hätten aus den Fenſtern im Rheine fiſchen können. Da die Ruinen aber ziemlich weit vom Rheine abliegen, ſo muß der Strom ſeitdem ſeinen Lauf geändert haben. Auch glänzte Andernach, im Mittelalter, unter den Rheiniſchen Handelsſtädten, bis es unter Trieriſche Herrſchaft kam. Jetzt iſt der Ort ziemlich unbedeutend und unfreundlich. Es wird hier einiger Handel mit Traß oder Tufſtein getrieben, deſſen ſich die Holländer beym Waſſerbau bedienen. Zerſtoßen und mit Kalk gemiſcht, gewinnt dieſer Stein eine Härte, welche zugleich der Luft und dem Eindringen des Waſſers wiederſteht. Ueberhaupt iſt die Umgebung von Andernach reich an vulkaniſchen Producten. Man findet hier, außer Traß, noch Bimſtein, Baſalt und Mennigſtein. Der letzte iſt eine Art Lava, die man in der Nähe des Dorfs Niedermennig bricht, und meiſt zu Mühlſteinen gebraucht wird, wozu ſchon die Alten die Lava um den Aetna benutzten. In der Nähe von Andernach ſind die vorzüglichen Heilbrunner und Tünnenſteiner Mineralquellen, deren Waſſer einen Hauptzweig der hieſigen Handlung ausmacht.

Sehenswürdigkeiten dieſer Stadt ſind: das prächtige, noch von den Römern erbaute Thor gegen Coblenz; außerhalb dieſes Thors zur Rechten die Trümmer des Palaſtes der Auſtraſiſchen Könige; die Judenbäder, wahrſcheinlich Römiſchen Urſprungs; die Pfarrkirche, in welcher ein Kaiſer Valentinian und ein Kind Kaiſer Friedrich I. begraben liegen ſollen. Hinter den Höhen von Andernach dehnt ſich die Eyfel hin, und eine Kirche, die Frauenkirche genannt, ſoll die Stätte bezeichnen, wo Genofeva, die Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfrieds, eine Zeitlang in der Wildniß lebte. Dieſer Pfalzgraf ſoll auf Hohenſimmern, oder Altſimmern, gewohnt haben, deſſen Ruinen noch in der Nähe von Meyer ſichtbar ſind.

Bey Andernach pflegen ſich auch die kleinen Flöße oder Böcke zu ſammeln, welche in Menge aus der Murg, dem Neckar, dem Main, der Moſel und Saar auf den Rhein kommen, und hier zu vollſtändigen, großen Flößen zuſammengefügt, und alsdann nach Dortrecht zum Verkauf gebracht werden. Die Länge eines ſolchen Floſſes iſt gewöhnlich von 7 bis 900 Fuß, die Breite ohngefähr 70. Auf dieſer Holzmaſſe ſind zwölf bis funfzehn bretterne Wohnungen, worunter die Herrnhütte ſich durch Eleganz und Bequemlichkeit auszeichnet. Die Zahl der Ruderknechte und Arbeiter beläuft ſich manchmal auf 200. Die Holzarten ſind Eichen und Tannen.

Der Boden oder Grund iſt von langen Stämmen angelegt, die an den hintern Theilen, und wo ſie mit einer neuen Lage zuſammenſtoßen, durch Bundſparren befeſtigt ſind. Dieſe Bundſparren beſtehen meiſt aus Murgtannen, denen man hierzu den Vorzug giebt, weil ſie zu Tragmaſten dienen, und beſſer gehandhabt werden können, als die runden. Die Länge der Bundſparren beſtimmt die Breite eines Floßes. Sie liegen queer über den Stämmen des Bodens, und ſind mit Weiden oder gedrillten jungen Tannen und eiſernen Klammern befeſtigt. Ein Floß hat gewöhnlich die Länge von zehn Murgtannen oder Maſten, wozu dieſe Stämme von den Holländern gebraucht werden. Giebt es in der Zuſammenfügung noch Lücken, ſo werden dieſe mit Holz ausgefüttert. Ueber dem Boden ſind noch zwey Lagen von Hölzern, die auf gleiche Weiſe unter ſich und mit dem Grunde verbunden ſind. Die erſte Maſtlänge iſt, außer ihrer Befeſtigung, noch an beyden Enden mit ſtarken Tannen umwunden, um dem Schiffsvolke zur Rettung zu dienen, wenn das Floß, wie es wohl mitunter geſchieht, ſcheitern ſollte.

Der obere Theil iſt mit kleinem Holzwerke und mit Bohlen belegt. Die Laſt wird nach dem Waſſer berechnet, und ein Hauptfloß geht gewohnlich ſechs bis acht Fuß tief. An beyden Seiten des Hauptfloſſes bewegen ſich kleinere Flöße, in der Schifferſprache Kniee genannt, deren jeder mit jenem durch eine junge, friſche Eiche verbunden iſt. Sie dienen dazu, dem Floß eine beliebige Richtung zu geben. Dieſe Kniee haben meiſt die Länge von 70 bis 80 Fuß. An dem Hauptfloß und an den Knieen ſind noch kleinere und leichtere Flöße befeſtigt, welche man Anhänge nennt. Sie vermindern das Gefährliche des Strandens, und vermehren zugleich die Maſſe des Holzes zum Vortheil des Holzhändlers. Auch befinden ſich bey einem ſolchen Floſſe mehrere Nachen, davon die größern mit ſehr vielen Ankern und Tauen beladen ſind, die kleinern aber zum Wahrſchauen und zum Fahren an das Land gebraucht werden. Die Wohnungen auf dieſen Flößen ſind reinlich und bequem. Die Herrnhüte hat geräumigen Umfang, und wird gewöhnlich durch einen Gang getheilt. Auf der einen Seite iſt die Buchhalterey und das Schlafzimmer des Floßherrn, auf der andern das Zimmer deß Steuermanns und das Behältniß für die feinern Lebensmittel. Der Gang endigt in einen Speiſeſaal, vor welchem ein Zelt ausgeſpannt iſt, um bey jeder Wittetung ſich im Freyen aufhalten zu können. Nahe dabey iſt die Küche mit einem ungeheuern kupfernen Keſſel über dem Heerde, worin Tag und Nacht gekocht wird. Das Zeichen zum Eſſen wird durch einen auf eine Stange geſteckten Korb gegeben, der Steuermann ruft das Loſungswort, und nun eilt alles hinzu, und holt ſich ſeine Portion in einer hölzernen Schüſſel. Die Konſumtion auf einem Floß, bis es an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, rechnet man zu 4 bis 5000 Pfund Brot, 18 bis 20000 Pfund friſchen und 10 Centner geräucherten Fleiſches, 12000 Pfund Käſe, 10 bis 15 Centner Butter, 30 bis 40 Malter Hülſenfrüchte, 5 bis 600 Ohm Biers und 6 bis 8 Stück Fäſſer Weins. Das Schlachtvieh wird mit geführt, und es ſind darum immer einige Fleiſcher bey dem Zuge.

Die Kunſt, ein Floß zu regieren, iſt nicht jedem Schiffer bekannt, und war noch vor ohngefähr funfzig Jahren das Geheimniß eines einzigen Mannes zu Rüdesheim und ſeiner Söhne. Die vielen Krümmungen des Rheins, die Wirbel und Fälle erſchweren ungemein die Leitung einer ſo ſchweren Maſſe, und es iſt nichts ſeltenes, daß die Theile von einander geriſſen werden. Dortrecht iſt der Markt für das Holz von wo es ſonſt zum Theil nach England, Spanien und Portugall gebracht wurde. Der Bau eines Floßes erfordert beträchtliche Auslagen, und es gehört wenigſtens ein Kapital von 3 bis 400,000 Fl. dazu.

Der Rückblick auf Andernach iſt ungleich anſprechender als die Anſicht, wenn man von Coblenz herabkömmt. Felſengruppen mit den Ruinen zerſtörter Ritterburgen, waldige Vorhügel und ſchöne Thäler bilden eine Reihe verſchiedenartiger Landſchaften. Am linken Ufer treten jezt die Berge bis an den Rhein hervor, und kaum iſt der Heerſtraße Raum genug gelaſſen. Zur Rechten iſt eine höchſt anmuthige Ebene, wo Leutesdorf ſich längs dem Strome und einem mit Reben bewachſenen Felsberge mahleriſch hinzieht. Kaum hat man die zur linken liegende kleine Rheininſel im Rucken, ſo öffnet ſich der Ausblick zwiſchen den beyden Bergreihen. Ohngefähr vier Stunden weit ſieht man den Rhein in ſeinem Schlangenlaufe vor ſich. — Sinzig ſchließt den Hintergrund der herrlichen Landſchaft.

Eine halbe Stunde von Leutesdorf liegt am linken Ufer und im Schatten von Waldbergen, das freundliche Dorf Namedy, und weiterhin blickt das Schloß Rheineck hervor. Zur Rechten, Namedy gegenüber, wirft ein ungeheurer, ſchwarzer Fels ſeinen Schatten über das Gefild, und auf der Stirn deſſelben ſtehen die verwitterten Ruinen von Hammerſtein, mit Ephen und Gebüſch bewachſen. An der

Mittagſeite iſt der Fels mit Weinreben bepflanzt. Im Jahr 1105 fand der unglückliche Kaiſer Heinrich IV. auf der Burg Hammerſtein eine Zuflucht, als ihm ſelbſt der Biſchof zu Speier, den er durch Wohlthaten verpflichtet hatte, eine Präbende in der Kirche zu Speier verſagte. Im dreyßigjährigen Kriege waren Spanier, Schweden und Lothringer abwechſelnd im Beſitz dieſes Platzes. Im Jahr 1651 verjagte Karl Kaſpar von der Leyen, Kurfürſt von Trier, die Lothringer daraus, und ſeitdem blieb es ein Eigenthum von Trier. Verwüſtet ward es 1688 durch die Franzoſen.

Am Fuße des Felsberges liegt das Dorf Oberhammerſtein, in ältern Zeiten eine befeſtigte Stadt, welche Kaiſer Heinrich II. im Jahr 1020, ſamt dem Schloſſe einnahm, und ſchleifte. Damals hauſte Graf Otto von Hammerſtein, der letzte ſeines Geſchlechts, auf der Burg. Seine Räubereyen hatten ihm den Zorn des Kaiſers zugezogen.

Nicht weit von da liegt Niederhammerſtein, wo eine noch kühnere Felswand an dem Dorfe hervortritt. Gleich dabey, nahe dem rechten Ufer, liegt die Weſterholdiſche Aue. Niederhammerſtein gegenüber, auf der weſtlichen Seite, ſieht man den Weiler Fornich, hinter welchem die Kreuzborner Ley (Fels) ſich erhebt. Sie beſteht aus ungeheuern, fünf bis ſechseckigen, vertikal liegenden, dunkelblauen Baſalten, mit ſchwarzer Spate vermiſcht, und umher liegen große Maſſen von Tufſteinen.

Unter Fornich ſtürzt aus einem Steingeklüfte, die Brühl in den Rhein, und weiterhin liegt das Dörfchen gleichen Namens, in einem einſamen Grunde zwiſchen zwey Bergen, auf deren einem die Burg Rheineck oder Rhyneck ſteht.

Um Brühl iſt alles vulkaniſcher Boden, und der Handel mit Tufſteinen iſt für die Einwohner nicht unbedeutend. Das Ufer iſt hier ſehr niedrig, weswegen ſich auch mehrere Familien an dem Abhange des nahen Bergs anbauten. Nahe bey Brühl, am Ufer des Fluſſes, liegt Nippes, wo ein Holländer 1712. des Tufſteinhandels wegen, das erſte Haus baute. Dieſer Stein findet ſich unmittelbar unter der Kruſte der Dammerde, in verſchiedenen Lagen, von zehn bis 30 Fuß tief, worauf gewöhnlich Felſen oder faulriechendes Waſſer zu Tage kommen. Die alten Kirchen und Gebäude dieſer Gegend ſind meiſt davon gebaut.

Hinter Brühl bildet ſich ein enges, dichteriſches Thal, von dem gleichnamigen Bache durchwäſſert. Hier iſt eine Traßmühle, und nicht weit davon liegt die alte Schweppenburg. Ringsum ziehen Hölen und Kammern von Tufſtein, mit Eichen, Buchen und Tannen überwachſen. Verfolgt man dieſen für den Naturforſcher und das empfängliche Gemüth gleich einladenden Weg weiter, ſo kommt man zu mehrern Traßmühlen und ländlichen Wohnungen, und zuletzt in das Dorf Burgbrühl, bey welchem, auf einer Höhe, eine reizende Villa liegt. In einiger Entfernung erhebt ſich der Veitsberg, ein vulkaniſcher, hoher Bergkegel, auf deſſen Spitze ſich eine herrliche Umſicht aufſchließt. Gegen Morgen ſieht man die Trümmer von Ehrenbreitſtein näher, an welche ſich eine Gebirgskette bis zu den Siebenbergen anreiht, gegen Abend zeigt ſich das Bergſchloß Olbruck, welches den Vorgrund der wilden Eyfel bildet; gegen Mittag zieht eine dunkle Bergkette hin. Unter ſich hat man das Laach mit der ehemaligen Abtey gleiches Namens, und eine Menge Dörfer und Höfe. Stücke von Granit und Lava liegen zerſtreut auf dem Abhange des Bergs umher.

Das ehemalige Benedictinerkloſter Laach, welches am Fuße dieſes Berges, an einem See liegt, hat eine ſchöne Umgebung. Es wurde im Jahr 1093 von Heinrich II. von Laach, Niederlothringiſchem Pfalzgrafen zu Aachen und erſtem Pfalzgrafen am Rhein, geſtiftet. In der alten Gothiſchen Kirche ſind die Grabmähler des Stifters und vieler Grafen und Frauen aus dem Hauſe Leyen. Der See hat eine Stunde im Umfang und hat ſeinen Ablauf durch einen Wäſſerungskanal. Der Sand, welcher das Ufer bildet, wird vom Magnet angezogen. Nahe dem See iſt eine Mineralquelle. An der öſtlichen Seite deſſelben ſtand die Altenburg, der Sitz des Pfalzgrafen Heinrichs, und nach Südweſten, eine kleine Stunde von dem Kloſter, liegen die dem Mineralogen ſo wichtigen Dörfer Bell und Niedermendig. Zu Bell wird der Backofenſtein (pierre à Four) gegraben, der dem Feuer widerſteht, und zu Niedermendig werden Mühlſteine gebrochen, die offenbar eine Lava ſind. Schon ſeit 7 bis 800 Jahren beſchäftigt dieſer Nahrungszweig die Einwohner dieſes Dorfs.

Auf dem Rückwege nach dem Rheine kommt man an dem ehemaligen Karmelitenkloſter Tonenſtein oder Antoniusſtein vorüber, welches ſich in einer wilden Bergſchlucht verſteckt. Es iſt hier ein Geſundbrunnen, der vormals der Tillerborn hieß. Die Umgebungen ſind im großen und kühnen Styl: Gelbe Tufſteinbrüche mit überhängenden Waldbäumen, Waſſerfälle, die ſich über verlaſſene Gruben und Bruchhölen herabſtürzen, Grotten von der Natur gebildet. — Auch die oben ſchon erwähnte Burg Rheineck verdient einen Beſuch. Um den Berg, der ziemlich ſteil anläuft, reihen ſich einige Hütten und Mühlen, welche der Pfingſtbach treibt. In die alten Ruinen des Schloſſes iſt eine neuere Wohnung gebaut. Der letzte Burggraf von **Rhyneck** ſtarb 1548. Später kam die Grafſchaft an die Familie **Sinzendorf**. Die Lage iſt vortrefflich, und beſonders hat man von dem an der Rheinſeite gelegenen Garten eine der ſchönſten Ausſichten. Gegen Morgen breitet ſich ein reiches, mit Villen und Dörfern beſäetes Gefild aus; zur Rechten ſperren die Gebirge bey Andernach die Landſchaft, zur Linken erheben ſich die Siebenberge mit ihren zerfallenen Burgen, und am Fuße der ſenkrechten Bergwand rauſcht der Rhein dahin, und verliert ſich gegen Norden in unabſehbarer Ferne.

Zwiſchen der Landſtraße und dem Rhein ſteht der **Tempelhof**, eine alte Kirche mit einer Meyerey. Im zwölften Jahrhundert war hier ein Templer-Kloſter.

Dem Schloſſe Rheineck gegenüber hat der Reiſende jetzt eine neue, ſchöne Landſchaft vor ſich. Am rechten Ufer reihen ſich die Wohnungen des Dorfes **Hönningen** hin, auf deſſen Hügeln ein vorzüglicher Bleichert gewonnen wird. Nordwärts von dem Dorfe liegen die Trümmer von **Argenfels**. Dieſe Burg gehörte in ältern Zeiten den Grafen von Iſenburg, und kam ſpäter an die Grafen von der Leyen, welche hier ſchöne Anlagen machten, die aber jetzt zerſtört ſind. Nur ein dunkler Buchengang iſt noch davon übrig, der an den vorſpringenden Felſenrand führt, von wo die Ausſicht herrlich iſt. An dieſen Fels reihen ſich in gerader Richtung einige kleinere, und die dahinter weglaufenden Höhen ſind mit Reben bepflanzt. Am Ende dieſer Wand liegt das Dörfchen Argendorf, und in der Ferne erhebt ſich die Erpeler Ley, ein ſiebenhundert Fuß hoher Baſaltberg.

Kaum hat man Argenfels aus dem Geſichte verloren, ſo öffnet ſich eine freundliche Landſchaft gegen Lenzdorf hin. Etwas höher liegt Dattenberg mit den Ruinen eines Ritterſchloſſes, unter Trümmern von Baſalt. Am linken Ufer öffnet ſich eine weite Ausſicht, deren Vorgrund das Dorf Breyſig bildet. Etwas tiefer liegt das Städtchen Rüzig, und hinter demſelben, auf einer Höhe, das Helenen-Kloſter. Den fernen Hintergrund machen die Schlöſſer Olbrück und Landskron.

Sinzig (Sentiacum) war einſt ein Römiſches Kaſtell, vielleicht von Sentius, einem Feldherrn unter Auguſtus, angelegt. Man findet hier noch häufig Römiſche Münzen. Zur Zeit Kaiſer Friedrichs I. ſtand hier ein Königshof. Nach der Volksſage, die durch einige ältere Schriftſteller verbreitet ward, wäre hier die Schlacht zwiſchen Konſtantin und Maxentius vorgefallen, vor deren Beginnen der erſte ein Kreuz am Himmel erblickt, als Verheißung ſeines Siegs. Die Pfarrkirche iſt ein ſchön Gothiſches Gebäude, von Tufſtein erbaut. Vor vielen Jahren grub man auf dem Kirchhofe eine von der Natur ſelbſt präparirte Mumie aus, die das Volk den heiligen Vogt nannte, und welche, nach Abtretung des linken Rheinufers, nach Paris in das Naturalienkabinet gebracht wurde. Am öſtlichen Ufer, wo der Rhein einen ſchönen See bildet, liegt die ehemals Cölniſche Stadt Linz. Sie breitet ſich auf einer vom Ufer anſteigenden Höhe aus, von welcher ein Waldbach in den Fluß herabſtürzt. Dieſer erſcheint das alte Schloß Ockenfels. Am linken Ufer liegen die Dörfer Oberkrippe und Unterkrippe, und im Hintergrunde zeigen ſich wieder die Ruinen von Olbrück. Linz wurde im Jahr 1330 zur Stadt erhoben. Erzbiſchof Engelbert III. baute im Jahre 1365 das am Rheinthor ſtehende Schloß, zur Sicherung des Rheinzolls, und zum Schutz gegen die Bürger von Andernach, welche dieſe Stadt manchmal befehdeten. Von der Pfarrkirche, einem alten, ehrwürdigen Gebäude, hat man eine ſehr ſchöne Ausſicht. In dieſer Kirche iſt ein Denkmahl der alten Ritter von Renneberg, welche das nordöſtlich hinter Linz gelegene Frauenkloſter St. Katharina im Jahr 1257 errichteten. Unweit Linz werden braune Holzkohlen gegraben, die ſich zu verſteinern anfangen. Der Stadt gegenüber ergießt ſich die Aar in den Rhein. Dieſer kleine Fluß entſpringt in den Wildniſſen der Eyfel, und ſeine Ufer ſind zum Theil mit Reben bepflanzt, die einen trefflichen Wein geben. Im Frühlinge tritt die Aar oft aus ihren Ufern, und reißt Bäume, Brücken und Wohnungen mit ſich fort. Die ſchrecklichſte Ueberſchwemmung verurſachte ſie im Jahr 1804, wo die beyden Ufer, bis zum Rheine, eine tobende See bildeten, und die Wellen alles zerſtörten.

Von Linz fährt man an Odenfels vorüber, an deſſen Trümmern ſich ein Dörfchen lehnt. Nahe dabey iſt das Dorf Linzenhauſen, und etwas weiter hin fließt der Kasbach in den Rhein, wo einige Meyereyen und Mühlen liegen. Hier iſt die Erpeler Ley, der ſchon oben angeführte 700 Fuß hohe Baſaltberg, der beynahe ſenkrecht emporſteigt, an deſſen ſüdlichen und öſtlichen Abhange ein trefflicher weißer Wein wächſt. Da der Boden hier Stein iſt, ſo wird der Weinſtock in einen mit Erde und Raſen ausgefüllten Korb geſetzt, und in den Fels eingelegt. Beym anliegenden Dorfe Erpel nimmt der Rhein ſeine Wendung rechts, und der Thalweg geht dicht am Ufer hin.

Gegenüber, an der Heerſtraße von Coblenz nach Bonn, liegt das Städtchen Remagen, das Rigomagus der Römer. Eine Menge Denkmähler aus jener Zeit wurden in der Gegend entdeckt, als im

Jahr 1768, auf Veranſtaltung des Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz, die ſchöne Straße angelegt ward, die von Coblenz nach Bonn und Köln führt. Nicht ohne Lebensgefahr paſſirte der Reiſende vorher den Weg, der oft, beym Anſchwellen des Rheins, nicht befahren werden konnte. Räuber hielten ſich in den Felsklüften am Wege auf, und warfen die Geplünderten in den vorüberfließenden Strom. Karl Theodor unternahm es, dem Uebel zu ſteuern. Felſenmaſſen wurden geſprengt, Untiefen ausgefüllt, der Weg an nöthigen Stellen mit Mauern unterſtützt, und eine ſehr breite Heerſtraße entſtand. Im Jahr 1801 wurde ſie von den Franzoſen vollendet. Eine Inſchrift an der Straße, welche dieſes ſchöne Bemühen aufbewahrt, nennt die Käiſer Mark Aurelius und Lucius Verus als erſte frühere Bauer einer Straße in dieſer Gegend. Bey den Arbeiten, die auf Karl Theodors Veranlaſſung unternommen worden, entdeckte man Römiſche Meilenſteine, Münzen, Säulen mit Inſchriften, Todtenſärge und andere antike Geräthe, welches alles nach Mannheim gebracht wurde.

Remagen hat ein gutes Gaſthaus zum Weimarſchen Hof, wo zugleich die Poſt iſt.

Eine kleine Strecke hinter Remagen erhebt ſich der reizende Apollinarisberg mit ſeiner ehemaligen Probſtey. Auf dem Gipfel des Bergs hängt eine

Eremitenklauſe, von Weinreben umgrünt, mit herrlicher Ausſicht auf den Rhein.

Eine halbe Stunde von Remagen liegt am rechten Ufer die kleine Stadt Unkel, in einer mahleriſchen Umgebung. Eine Reihe von Dörfern zieht ſich von da bis an das majeſtätiſche Siebengebirg hin. Bey Unkel wird die Rheinfahrt durch Baſaltklippen gefährlich. An zwey Stellen ragen ſie aus dem Strome hervor, deſſen Wogen ſich tobend an ihnen brechen. Eine dieſer Maſſen zieht ſich, wie eine Säulenreihe, in einer Breite von 60 Schritten, nach der Mitte des Fluſſes. Sie tragen eben ſo, wie ein der Stadt gegenüberliegender Baſaltberg, den Namen des Unkelſteins. Der Stein iſt ſchwarzbräunlich von Farbe, von ungleicher Länge, ſehr hart, klingend, beträchtlich ſchwer, eiſenhaltig und in ſeinen prismatiſchen Säulenſtücken von gleicher Dicke. Collin ſchließt aus der Menge von Schiefer in dieſer Gegend, daß er aus geſchmolzenem Schiefer entſtanden ſey. Furchtbare Sagen von dem Unkelſteine, wie einſt von Scylla und Charybdis, ſind hier im Munde des Volks und beſonders der Schiffer, die von der Verlegenheit des unkundigen Reiſenden gern Vortheil ziehen.

Von Unkel bis zum Siebengebirge bildet der Rhein ein neues Becken; zu beyden Seiten breiten ſich die ſchönſten Landſchaften aus. Auf der Ebene und am

Abhange der Weinhügel liegen eine Menge Dörfer und in einiger Entfernung erheben ſich die Siebenberge in die Wolken. Zur rechten liegen Heiſter, Scheuern und Rheinbreitbach, zur linken Oberwinter.

Eine ſchöne Villa und zwey Kupferbergwerke, wovon das eine der Firneberg oder die St. Joſephsgrube, das andre der Marienberg heißt, machen Rheinbreitenbach einigermaßen merkwürdig. Auch die Lage dieſes Dorfes iſt ſchön. Es liegt am Fuße des Gebirgs in einer blühenden Flur, und erzeugt in ſeiner Umgebung einen guten Wein.

Der Rhein bildet jetzt drey Arme, in denen er ſich zwiſchen zwey Inſeln, dem Rolands- und dem Grafen-Werder hindſchlängelt. Das erſte Eyland enthält 160, das zweyte 60 Morgen. Zur Linken hängen die traurigen Ruinen von Rolandseck. Dieſe Burg ſoll Roland, der in der Sage berühmte Neffe Kaiſer Karls des Großen, erbaut haben, um dem Mädchen ſeiner Liebe nahe zu ſeyn, welche in dem Kloſter, auf der unten liegenden Aue, den Schleyer genommen hatte. Schiller hat dieſen ſchönen romantiſchen Stoff in ſeinem Ritter Toggenburg zum Grunde gelegt, aber die Scene in die Schweiz verſetzt. Unter Friedrich II. vereinigte ſich hier ein Ritterbund gegen die häufigen Befehdungen. Jetzt iſt nichts mehr von dem Schloſſe übrig, als dunkles Gemäuer und eingeſunkene Fenſterbogen und ein melancholiſcher Gang. Epheu und Geſträuch bedecken die Ruine.

Das Kloſter auf dem Rolands- oder Nonnenwerder (Hier Wörth) wurde von Friedrich II. 1120 geſtiftet. Die einfache Klauſe verwandelte ſich ſpäter in ein prächtiges Gebäude. Der Grafenwerder liegt zur Rechten, und iſt vom Rolandswerder nur durch einen ſchmalen Arm des Rheins getrennt. Es iſt eine blühende Aue von Saatfeldern und Obſtbäumen. Der Strom nimmt hier einen raſchern Lauf, darum wird die Stelle von den Schiffern Gotteshülfe genannt.

Jetzt nähert man ſich dem Flecken Honnef und dem dabey liegenden Rondorf, die im Schatten der Siebenberge ſich ausbreiten. Dieſe gigantiſchen Berge erheben ſich in fantaſtiſchen Formen, und verbergen meiſt ihre Häupter in den Wolken. Der ſteilſte iſt der Drachenfels, der vom Ufer des Rheins aufſtrebt, und deſſen Burgruinen wie Werke der Sculptur daſtehen. Im Jahre 1580 erloſch das Geſchlecht der Burggrafen von Drachenfels, und das Schloß kam durch eine Heurath mit der letzten Tochter, Apollonia von Drachenfels, an Otto Waldpot von Baſſenheim. Oeſtlich hängt der Drachenfels mittelſt eines Bergrückens, das

Röpelkämmerchen genannt, mit der **Wolkenburg** zuſammen. Dies iſt ein abgeſtumpfter Bergkegel mit einem Steinbruche, deſſen Höhe auf 1482 Rheiniſche Fuß berechnet wird. In ältern Zeiten hatte auch dieſer Berg ein Schloß und überragte ſeine Nachbarn, daher wohl ſein Name, **Wolkenburg**. Gegenwärtig iſt auf dem Berge ein bedeutender Steinbruch. Die Steine werden in dem nahen Königswinter bearbeitet, und heißen daher auch Königswinter oder Grauſtein. Kaiſer **Heinrich** V. zerſtörte die Wolkenburg, nebſt Drachenfels und Rolandseck. Der Erzbiſchof **Friedrich** I. von Cöln baute die Wolkenburg wieder auf, und ſtarb auch daſelbſt.

Der **Stromberg** hebt ſich rechts neben dem Drachenfels empor, und kehrt ſeine Stirne dem Rheine zu. Im Jahr 1134 ſiedelten ſich einige Auguſtinermönche als Einſiedler auf dem Berge an. Im Jahr 1188 verſetzte der Erzbiſchof **Philipp von Heinsberg** Ciſtercienſer aus dem Kloſter **Himmerode** in der Eyfel dahin, die jedoch, nach wenigen Jahren, den kalten Stromberg wieder verließen, und ſich in dem nahen, anmuthigen Thal **Heiſterbach** anbauten.

Etwas weiter vom Rheine ab liegen die **Löwenburg**, (1896 Rheiniſche Fuß hoch), der **Nieder-** oder **Nonnenſtromberg**, der **Oehlberg** (1827 Fuß hoch) und der **Hemmerich**, auf allen bemerkt man noch Trümmer und Spuren alter Schlöſſer. Einige derſelben ſoll Kaiſer Valentinian im Jahr 368 errichtet haben.

Unter den Siebenbergen hat man, am linken Ufer, eine neue, reizende Landſchaft vor ſich. Der Rhein bildet hier wieder einen See; das Ufer erhebt ſich allmählig, und die Wohnungen von Oberwinter ſpiegeln ſich in dem klaren Strom, oder liegen an den Abhängen der Berge, die ſich dahinter hindehnen. Die Höhen ſind mit Weinreben bepflanzt. Mehrere freundliche, blühende Thäler ziehen ſich zu beyden Seiten hin -- überall iſt die herrlichſte Vegetation.

Am rechten Ufer breitet ſich Königswinter aus, ehemals ein Cöllniſches Städtchen, jezt Hauptort im Kanton gleichen Namens, im Bergiſchen. Es liegt am Fuße von drey Weinbergen, der Helde (Halde?), des Saunbergs und des Hardbergs, über welche einige der Siebenberge hervorragen. Die Ausſicht von jenen Weinhügeln iſt ſehr anziehend. Man erblickt Godesberg mit ſeinen Ruinen, die Stadt Bonn, und bey heiterm Himmel das vielthürmige Cölln.

Die Entſtehung von Königswinter fällt wahrſcheinlich in die Zeit, da Kaiſer Valentinian III. auf dem Löwenberg und Stromberg Kaſtelle anlegen ließ. Als nachher um 496 der Franken König die Römer von da verdrängte, ohne doch gleich über den Rhein gehen zu können, ſo ſoll er ſich während des Winters einige Zeit hier aufgehalten haben, und davon der Name Hibernum regium oder Hyberna regia entſtanden ſeyn. Was dieſer Conjectur einige Wahrſcheinlichkeit gibt, iſt — daß die Kaſtellen des Löwenbergs, Wolkenbergs, Drachenfels und Strombergs bereits im 12ten Jahrhundert in Ruinen lagen. Die neuerbaute Kirche von Königswinter iſt unbedeutend. Die Einwohner beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Weinbau und Steinhauerarbeiten. Sie haben den Ruf der Emſigkeit, Gutmüthigkeit und Pietät.

Bey den Pfarrakten befand ſich vormals ein Ehrbuch von der Burg Drachenfels aus dem 12ten Jahrhundert, welches genealogiſche Notizen von dem Geſchlechte jener Burggrafen enthielt, aber abhanden gekommen iſt.

Wer die Siebenberge beſteigen will, der thue es von hier aus, und nehme ſich in Königswinter einen kundigen Führer. Die ſchönſte und weiteſte Ausſicht gibt der Drachenfels, auf deſſen Höhe, auf dem ſogenannten Platze, Luſtbänkchen und Sitze angebracht ſind. Der Stromberg oder Petersberg gewährt von ſeiner Kuppe gleichfalls eine lohnende Umſicht. Es ſteht oben eine Capelle, welche häufig von Wallfahrern beſucht wird. Auch iſt umher etwas Ackerland und eine Bauernwohnung.

Nicht weit von dem Städtchen iſt das reizende Thal Heiſterbach mit den Trümmern der Kirche und Abtey. Vor zwey Jahren wurden dieſe Gebäude um eine geringe Summe verkauft, zum Theil niedergeriſſen und die Steine auf dem Rheine weggebracht. Mit Wehmuth ſieht man noch die Ueberreſte der herrlichen, aus Tufſteinen und Quadern (noch im 12ten Jahrhundert) erbauten Gothiſchen Kirche.

Ein ſchönes Thal bildet auch der Stromberg, wo eine Meyerey (Pfaffroth) mit Gartenanlagen und Spaziergängen liegt.

Jeden Morgen fährt von Königswinter ein Nachen nach Bonn, der Preis für eine Perſon iſt 3 Stuber. Für 30 Stuber erhält man ſeinen eignen Nachen. Auch kann man von hier mit der täglich vorüberfahrenden Mainzer Waſſerdiligence nach Cölln kommen. Oft auch gehen von da Schiffe mit Früchten, Wein ꝛc. nach Cölln, Düſſeldorf, Neuß und Weſel ab.

Mit Königswinter endigt das Rheinthal, welches bey Bingen anfängt. Die Berge weichen nun zu beyden Seiten tiefer zurück, der Strom breitet ſich weiter aus, und nimmt ſeinen Weg an volkreichern Städten hin.

Zur Rechten hat man jetzt die Dörfer Dollendorf und Kuſſel, hinter welchen ſich, auf einem Hügel, die Abtey Siegburg erhebt — links ſieht man Rensdorf, Mehlem und Plittersdorf, und in der Ferne ragt der Godesberg hervor mit ſeinen Trummern der alten Romerburg. Hier mag die Ara ubiorum geſtanden haben. Seinen Namen hat der Berg von einem ehemaligen Merkurtempel, welchen die zum Chriſtenthum bekehrten Ubier zur Kirche umſchufen, und dem heil. Michael widmeten. Die Ruinen umher ſind offenbare Ueberreſte eines, wahrſcheinlich vom Kaiſer Julian erbauten Kaſtells. Schon die Volksſage deutet hierauf. Dieſer nach kam nehmlich in alter Zeit ein fremder Konig mit einem groſſen Kriegsheer in dieſe Gegend. Dieſer Konig ſtand mit den boſen Geiſtern im Bunde, denen er einen Tempel baute, und Menſchenopfer brachte. Durch ihre Macht herrſchte er und ſein Geſchlecht am Rhein, bis chriſtliche Prieſter kamen, und dem Reiche der boſen Dämonen ein Ende machten. Man ſieht aus dieſem Mahrchen, daß es wohl ſchwerlich auf einen andern Romiſchen Feldherrn, als auf Julian gehen kann, der auch wirklich mit ſeinen Legionen hier gelagert war.

Auf den Trümmern des Römerkaſtells wurde zu Anfang des 13ten Jahrhunderts von Erzbiſchof Theodorich zu Cölln, ein feſtes Schloß gebaut. In dem berühmten Kriege, den der Uebertritt des Erzbiſchofs Gebhard von Cölln, und ſeine Heurath mit der ſchönen Gräfin von Mannsfeld veranlaßte, legte derſelbe eine aus Holländern beſtehende Beſatzung hinein.

Die Truppen des neuen Biſchofs **Ernſt** von Bayern ſprengten es durch Pulver.

Die Ausſicht von dem Godesberge iſt reich und entzückend. Es iſt ein Gemiſch der verſchiedenartigſten Landſchaften, die ſich ringsum ausbreiten.

Nicht weit von der Ruine iſt die **Draitſcher** Mineralquelle, deren Heilkraft geprieſen wird, und die auch ſehr angenehm zu trinken iſt. Für die Kurgäſte ſind ſchöne und bequeme Anlagen vorhanden; beſonders aber iſt es der Genuß der herrlichen Natur, was dieſen Geſundbrunnen ſo anziehend und ſelbſt heilſam macht.

Von Godesberg iſt eine Stunde bis **Bonn**. Auch dieſe dritte ehemalige kurfürſtliche Reſidenz am Rhein erfreut ſich der herrlichſten Lage. Prächtig hebt ſich das jetzt größtentheils leerſtehende Schloß hervor. Noch diſſeits der Stadt, liegt ein herrlicher Weingarten, vinea domini genannt, mit einem achteckigten Gebäude, worin ein geräumiger Saal iſt. Der Tiſch iſt im Fußboden verſteckt, und wird, mittelſt eines Windewerks, in die Küche hinabgelaſſen, daſelbſt gehörig beſetzt, und dann wieder heraufgeſchoben. Rundum ſind Schattengänge, und die Ausſicht iſt ſehr ſchön.

Dieſe Stadt wurde in der älteſten hiſtoriſchen Zeit von den Ubiern bewohnt, und **Druſus Germanicus** ſchlug hier eine Brücke über den Rhein, und errichtete eines von den 50 Kaſtellen, welches ſpäter von

Julian erweitert wurde. Im Mittelalter, unter den Fränkiſchen Königen, erhielt die Stadt den Namen Verona, wurde aber von den Normännern zerſtört. Die Mutter Konſtantins des Großen, die H. Helena, ließ das Münſter erbauen, und um die neue Kirche erhoben ſich bald wieder neue Wohnungen. Wann ihr der Name Bonn beygelegt worden, iſt ungewiß.

Unter Heinrich dem Finkler, und Karl dem Einfältigen von Frankreich wurde hier das berühmte Bündniß auf dem Rhein beſchworen, und unter dem Erzbiſchof Wichfried ward zu Bonn eine Kirchenverſammlung gehalten. Konrad von Hochſtaden umgab im J. 1240 den Ort mit Mauern, und erhob ihn wieder zu einer Stadt. Im J. 1268 verlegte Kurfürſt Engelbert II. aus dem Hauſe Falkenburg, als er wegen eines Aufruhrs Cölln verlaſſen mußte, ſeine Reſidenz nach Bonn. Traurig für die Stadt wurde das J. 1583, wo der Biſchof Gebhard von Truchſes Agnes von Mannsfeld zum Weibe nahm. Ein Jahr darauf brach der verheerende Krieg aus, welcher bis 1589 dauerte, und durch den der größte Theil der Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt wurde. Sie erſtand bald wieder aus ihren Trümmern, und ward ſpäter befeſtigt, aber im J. 1727 wurden die Feſtungswerke geſchleift.

Bonn iſt nicht von großem Umfang, jedoch ſehr bevölkert, und der Sitz eines Unterpräfecten. Die Zahl der Einwohner mag ſich auf 12000 belaufen.

Die öffentlichen Plätze in der Stadt ſind nicht bedeutend. Unter den Gebäuden ſind beſonders ſehenswerth:

Die Münſterkirche, darin die ſchöne Bildſäule der heiligen Helena von Erz. Auf dem Münſterplatze wurden in älteren Zeiten die Gedinge oder öffentlichen Gerichte gehalten. Das Gebäude iſt im ſchönen, Gothiſchen Styl. Hier wurden die Leichname zweyer Märtyrer aus der Thebäiſchen Legion aufbewahrt, die unweit Bonn, wo noch die Märtyrerkapelle ſteht, die Lehre des Kreuzes mit ihrem Blute beſiegelten.

Die neue Pfarrkirche zum heil. Remigius. Sie war vermuthlich ein Römiſcher Tempel, wie der architectoniſche Styl verräth. Sehenswerth iſt hier ein herrliches Altarblatt von Johann Spielberg, die Taufe des Frankenkönigs Clodowig durch den heil. Remigius vorſtellend.

Die St. Martinskirche, die älteſte in Bonn, eine alte Römiſche Rotunde, ohne Thurm. Sie ſollte abgetragen werden, aber Freunde des Alterthums retteten das ſchöne Denkmahl antiker Kunſt.

Das ehemalige Reſidenzſchloß. Es iſt nicht nach dem Riſſe des Erbauers vollendet, aber immer verdient es die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Die Façade geht nach der herrlichen Gegend, welche links von dem Rheine und dem Siebengebirg, und rechts von Poppelsdorf und den dahinter liegenden Bergen begrenzt wird. An das Schloß reihen ſich Schattengänge mit Kaskaden. Gegenwärtig iſt die Centralſchule in dieſem Gebäude. Der übrige Theil ſteht leer. Auf dem darin befindlichen Theater ſpielen bisweilen wandernde Geſellſchaften.

Eine Leſegeſellſchaft hat ſich in Bonn aus den frühern Zeiten erhalten.

Von Privatſammlungen verdienen bemerkt zu werden:

Das Gemählde- und Naturalienkabinet des Herrn Kanonikus Pick. Die Römiſchen Alterthümer im Garten des Hrn. Dr. Creveld.

Mehrere hieſige Klöſter ſind in Baumwolleſpinnereyen und Seidenwebereyen verwandelt.

Beſuche außer der Stadt verdienen:

Das hohe Bollwerk am Rhein, oder der alte Zoll. Man hat hier eine entzückende Ausſicht in die ganze herrliche Gegend. Die Baumſchule, ein Park, in welchem ein Gärtner wohnt, bey welchem man Erfriſchungen aller Art findet.

Poppelsdorf oder Clemensruhe, ein Luſtſchloß mit einem Garten. Eine blühende Porcellainfabrik und eine Pfeifenfabrik befindet ſich in dem Orte Poppelsdorf, das ſich bis zum Fuß des Kreuzbergs hinreiht. Hier beſitzt ein Hr. Wagner eine ſchätzbare Sammlung von Gemählden und Kupferſtichen. Hinter Poppelsdorf führt ein lachendes Thal zu dem Jagdſchloſſe Herzogsfreude. Näher liegt der Kreuzberg, ehemals ein Kloſter vom Servitenorden mit einer hübſchen Kirche. Auf dieſem Berge, der eine ſchöne Ausſicht gewährt, hatte im J. 1689 Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg bey der zerſtörenden Belagerung von Bonn ſein Hauptquartier. Gaſthof: bey Schild.

In dem nahen Endenich beſitzt Hr. Kanonikus Roth gleichfalls eine ſehenswerthe Sammlung von Gemählden und Kupferſtichen.

Gaſthöfe in Bonn: Zum Stern, zum Karpfen.

Der Alterthumsfreund hat bey Bonn nicht zu überſehen, daß der Rhein hier in früherer Zeit eine andere Richtung hatte. Ein Arm deſſelben nahm ſeinen Lauf längs dem Gebirge hin, nahe bey Poppelsdorf und Keſſenich vorbey, wo jetzt fruchtbares Ackerland iſt. Wahrſcheinlich bildete ſich dieſer Arm bey Godesberg, und vereinigte ſich bey Bruil wieder mit dem Hauptſtrom.

An dieſem Arme lagen noch zwey, auch jetzt noch für den Reiſenden intereſſante Orte, Transdorf, (Traiansdorf, Villa oder Castrum Trajani) und das erſt genannte Bruil. Transdorf liegt ohngefähr eine Stunde von Bonn, und gegenwärtig über eine halbe Stunde vom Rhein. Traian, der mit ſeinen Legionen in Cölln lag, als er zum Kaiſer erwählt wurde, mochte zwiſchen Bonn und jener Stadt mehrere Kaſtelle erbaut, und dem einen ſeinen Namen gegeben haben. Noch ſieht man in Transdorf die Ueberreſte eines Römiſchen Thurmes und anderen Gemäuers. Viel mag hier auch unter der Erde verborgen liegen, aber der Rhein hat das Land ſo hoch angeſchwemmt, daß es vom Pfluge nicht erreicht werden kann.

Das Städtchen Bruil (Broilum oder Brolium) liegt 2 Stunden weiter, in einer reitzenden Gegend, und kann vom Rheine aus nicht einmahl mehr geſehen werden. Wahrſcheinlich führte die Römerſtraße von Cölln nach Trier über Bruil. Im J. 1262 nahm Erzbiſchof Engelbert von Falkenburg, nachdem er aus Cölln vertrieben worden war, hier ſeinen Aufenthalt. Siegfried von Weſterburg legte 1284 gegen die Cöllner ein feſtes Schloß hier hier, bey welcher Gelegenheit, wie man ſagt, die Ruinen des Römerkaſtells vollends abgetragen wurden. Der Kurfürſt Gebhard von Mannsfeld machte Bruil zu ſeiner

Reſidenz, und in dieſer Zeit hatte die Stadt ihre traurigſten Perioden, indem ſie einigemahl belagert und geplündert wurde. Der berühmte Kardinal **Mazarin** fand, nach ſeiner Vertreibung aus Frankreich, auf dem hieſigen Schloſſe einen Zufluchtsort. Im J. 1725 erbaute Kurfürſt **Clemens Auguſt** das neue Luſtſchloß, welches von Kaiſer Napoleon zum Hauptſitze der vierten Kohorte der Ehrenlegion beſtimmt ward. Dieſes ſchöne Schloß liegt an dem ſchönen Vorgebirge, welches bey Bonn vom Rheine zurückweicht, und ſich 2 Stunden von demſelben hinreibt.* Die Lage iſt vortrefflich, die Gegend umher eben ſo ſchön als fruchtbar. Ueber der Treppe des Schloſſes ſind herrliche Plafonds von **Anducci** und **Carnioli**. Im Innern vereinigt ſich Geſchmack mit Bequemlichkeit. Große Weiher liegen um das Schloß, Lindenalleen und ein mit Wild bevölkerter Park. An dieſe Anlage reiht ſich das kleine Jagdſchloß **Falkenluſt** mit einem Bellvedere. Reizend iſt hier die Ausſicht in das blühende Gefild, vom Rheine durchwegt, und von den Gebirgen des Bergiſchen begrenzt. —

Etwas unter **Bonn** fließt, auf dem rechten Ufer, die **Sieg** (Segus) mit dem Rheine zuſammen. Dieſer kleine Fluß ſchwillt oft von Bergwaſſern an, und ſucht ſich dann faſt immer einen neuen Weg. Sein Reichthum beſteht in Lachsforellen, deren manche 30 bis 10 Pfund ſchwer ſind. Seinen Namen trägt auch das (zwey Stunden von Bonn) entlegene Städtchen und die ehemalige Abtey. Das Städtchen **Siegburg** liegt am Fuße eines iſolirten, hohen Bergs, deſſen Kuppe das anſehnliche Kloſter **Siegburg** und eine ſchöne Kirche krönen. Merkwürdig iſt in der Reliquienkapelle das Grab des heil. **Anno**, der 1175 ſtarb, und auf welchen wir den berühmten alten Lobgeſang beſitzen, den **Opitz** zuerſt bekannt machte.

Zu Anfang des 11ten Jahrhunderts ſtand auf dieſem Berge ein feſtes Schloß, welches der Beſitzer, ein Pfalzgraf **Heinrich**, um 1060 dem Erzbiſchof **Anno** aus dem Schwäbiſchen Hauſe Sonnenberg, zum Geſchenk machte. **Anno** verwandelte das Schloß in eine Benedictinerabtey. Der Berg mag ¼ Stunden im Umfange haben, und iſt großentheils mit Weinreben bepflanzt. Die Ausſicht iſt eine der ſchönſten. Der Rhein breitet ſich aus vom Siebengebirge bis nach Cölln. Hügel und Thäler, Auen und Berge wechſeln im reichſten Gemiſche. Von allen Seiten rinnen Waldbäche und Flüſſe dem Rhein entgegen. Städte, Flecken und Dörfer liegen in reizenden Umgebungen.

Der Strom beſchleunigt jetzt ſeinen Lauf. Zur Rechten hat man **Penel**, **Schwarzrheindorf**, vormals ein Benedictiner-Nonnenkloſter (von **Arnold von Beda** 1152 geſtiftet), und **Villich**, ebenfalls ein Kloſter von Benedictinerinnen, aus dem 10ten Jahrhundert, welches Mengoz, ein Graf aus Geldern und ſeine Gemahlin Gerbirga, Tochter Gottfrieds von Ardenne, errichteten. Am linken Ufer zeigt ſich Graurheindorf, ehemals ein adeliches Frauenkloſter aus dem 12. Jahrhundert. Hier ergießt ſich die Roes in den Rhein. Am öſtlichen Ufer bemerkt man Graupenräth, wo die Holländer im J. 1620 eine Schanze erbauten, die ſie Pfaffenmüze nannten. Zwey Jahre ſpäter wurde ſie von den Spaniern genommen, und Iſabellenſchanze genannt.

Man kömmt nun an Berghem und Mondorf vorüber, wo die Sieg ehedem ihre Mündung hatte, und nun plötzlich ſieht man ſich von den erhöhten, mit Weiden beſetzten Ufern eingeſchloſſen, und glaubt ſich in einer Holländiſchen Gegend, auf einem Kanale zu befinden. Die Gebirge ſind verſchwunden, und mit ihnen die Reize des Rheinthals.

Angenehmer iſt darum die Reiſe von Bonn nach Cölln zu Lande. Die Heerſtraße liegt ſehr hoch. Zur Linken zieht ſich eine blühende Flur hin, welche ſich an waldige Höhen lehnt, zur Rechten hat man das Land der Berge (das Großherzogthum Berg) vor ſich, an einzelnen Stellen wird der Rhein ſichtbar, oder man erblickt wenigſtens die Maſten und Seegel, die ſich auf dem Lande fortzubewegen ſcheinen.

Nicht weit vom Fluſſe, am linken Ufer, liegen die freundlichen Dorfer Herſel, Udorf mit einer Windmühle, Widdig und Urfeld. Eine halbe Stunde weiter ſieht man, zur Rechten, Rhed und Niederkaſſel zwiſchen Weingärten und Saatfeldern. Jetzt hat man beym Rückblicke noch immer das Siebengebirge im Auge, aber bey Orber macht der Rhein eine Wendung, und es verliert ſich, doch tritt es noch einigemahl, bey Krümmungen des Fluſſes, auf Augenblicke hervor.

In geringer Entfernung von Orber liegt Ludsdorf, am rechten Ufer, wo Kaiſer Friedrich III., damahls Herzog von Jülich, einen Zoll errichtete.

Bey Godorf wendet ſich der Strom rechts, und bildet ein Baſſin, an welches ſich eine ſchöne Landſchaft mit dem fünf Stunden entfernten ehemaligen Pfälziſchen Luſtſchloſſe Bensberg, wo eine kleine, aber erleſene Sammlung von Gemählden ſich befand, die nach München gebracht wurden.

Der Dörfer werden jetzt weniger am Ufer. Zur Linken liegen noch Sürt und Weis, zur Rechten Langelt, Ober- und Niederzündorf. Die Ufer verflächen ſich immer mehr, und es bilden ſich viele anmuthige Landſchaften.

Wenn man den Dörfern Rodenkirchen und Poll nahe kömmt, erſchein Cölln mit ſeinen zahlreichen Münſtern und Thürmen herrlich vor dem Blicke des Reiſenden.

Cölln, einſt eine der erſten Handel-ſtädte Deutſchlands, bildet am linken Ufer die Figur eines Halbzirkels, deſſen Buſen der Rhein beſpühlt. In der älteſten hiſtoriſchen Zeit war hier die Hauptſtadt der Ubier (oppidum Ubiorum), eines Volkes, welches früher auf der Oſtſeite des Rheins wohnte, dann unter Agrippa auf die Weſtſeite verſetzt ward. Claudius führte ſeiner Gemahlin Agrippina zu Liebe eine Römiſche Kolonie dahin, und ſeitdem ward es, neben Trier und Mainz, eine der erſten Städte Germaniens, und erhielt den Namen Colonia Agrippinae. Schon als Sitz der Ubier hatte es ſeine Mauern. Durch die Römer wurde der Ort ungemein erweitert, und in die Form eines irregulären Vierecks abgeſchloſſen. Die damaligen Grenzen laſſen ſich noch genau beſtimmen. Die Linie von dem Beyrer Thurm, den Rhein abwärts, bis zur Pforte der Trandegaſſe, macht die öſtliche Länge und Rheingrenze. Ober dieſer Pforte ſteht der Frankenthurm, deſſen Namen ſeine Erbauer andeutet, und nahe dabey ſtehen in der Stadtmauer einige Bilder, welche Franken vorſtellen. Hier bauten die Franken aus der Zerſtörung wieder auf. Geht man von hier durch die Trankgaſſe zu dem Stift St. Andrea, ſo hat man die alte Stadtmauer, auf welcher der Dom zum Theil ſteht, zur Linken, und die hier ſtehende Pfaffenpforte ſoll bey den Römern porta flammea geheißen haben. Nimmt man von da den Weg weiter nach dem Zeughauſe, ſo ſieht man zur Linken ein ehemaliges Kloſter, das auf der Burgmauer heißt. Bis zum Zeughaus iſt die Richtung weſtlich. Hinter demſelben dreht ſich die Mauer ſüdlich, verliert ſich eine kleine Strecke, erſcheint aber wieder, wo die Ehrenſtraße anfängt. Dieſen Namen trägt die Straße von der noch vorhandenen Ehrenpforte. Geht man durch dieſe Pforte, ſo iſt man im neuern Cölln. Von gedachter Pforte zog ſich die Mauer noch immer ſüdlich nach dem St. Urſel-Stift, und zwar mitten über die Straße, die von der Ehrenpforte zum genannten Stift führte. Von dem Stift lief die alte Grenze noch immer ſüdlich fort, verliert ſich aber bey der Pantaleons-Kirche wieder in Gärten und Häuſern, und zog ſich von da wahrſcheinlich wieder an den Rhein, wo die jetzige Rheinpforte die Grenze machte. Wo die vormalige Karthauſe ſteht, hieß die Gegend Martinsfeld, wahrſcheinlich Marsfeld.

Am Rheine hatte die Stadt zu den Zeiten der Römer auch ein anderes Anſehn, denn die Abtey zum heil. Martin lag früher auf einer Inſel, und die Cunibertskirche ſoll im alten Bette des Rheins ſtehen.

**Cölln** blieb die Hauptſtadt in dem untern Theile des Rheiniſchen Galliens, bis die **Uferfranken** (Ripuarii) um 462 ſich der Gegend bemeiſterten. Doch ſind von den ehemaligen Weltbeherrſchern wenige Denkmähler mehr vorhanden. Der **Burghof** mag vielleicht die Stelle bezeichnen, wo die Römiſchen Kaiſer ihren Palaſt hatten, und wo ſpäter auch Fränkiſche Könige zuweilen wohnten. Von den Statuen, Säulen, Inſchriften ꝛc. wurde vielleicht Vieles nach **Ingelheim** gebracht, um dort die Pfalz Karls des Großen auszuſchmücken. Einiges kam wohl auch in die Kirche nach Aachen, und Manches gieng in dem Hunnenzuge zu Grunde. Einiges läßt ſich inzwiſchen noch nachweiſen. Dahin gehört die Kirche zur **Madonna** im Kapitol, wo wahrſcheinlich das Römiſche Kapitol geſtanden. Ein **Marstempel**, wo jetzt die **Rheinpforte** iſt. Noch im J. 1655 ließ der Magiſtrat eine Statue des **Mars** errichten, zum Andenken des gedachten Tempels. Die **Römerſtraße**. — Das **Mommersloch**, vielleicht einſt Lacus Mummi? Dieß ſoll der Name einer von den 15 Familien geweſen ſeyn, welche unter Traian von Rom nach Cölln zogen. Der **Eichelſtein**, mit dem Bilde eines Adlers. Auch erhielt ſich in dieſer Stadt, bis auf die neueſten Zeiten, das Patriciat, die Toga der Konſuln, die Lictoren ꝛc.

Nicht minder ſpricht für den Aufenthalt der Römer die Straße von Cölln bis Trier ein lautes Zeugniß. Sie gieng über Rheinbach, Marmagen und Wedburg. Eine ſonderbare, hiſtoriſch gewordene Sage hat dieſe Straße in einen unterirdiſchen Kanal verwandelt, durch welchen die Trierer ihre Weine nach Cölln geleitet haben ſollen. Andere Straßen zogen ſich von hier aus in das Bergiſche und nach Holland. Kaiſer Konſtantin baute bey Cölln eine ſteinerne Brücke über den Rhein.

Ihre bedeutendſte Vergrößerung erhielt die Stadt durch Erzbiſchof Philipp von Heinsberg. Im J. 1187 ließ er die alten Mauern einreißen, weil die Bevölkerung ſehr im Steigen war, und führte neue auf. Ihr Umfang beträgt 6182 Schritte, jeden zu 5 Fuß gerechnet: ſie hatte 83 Thürme und 13 große Thore. Bey dieſer Gelegenheit wurden, da die älteren Grabſtätten außer den Mauern der Stadt gelegen hatten, viele Gebeine gefunden, die man für Ueberreſte von Märtyrern hielt.

Im Mittelalter war Cölln ſehr bedeutend, eine Hauptſtütze der mächtigen Hanſee. Die Stadt konnte damals über 30000 wehrhafte Männer aufſtellen, und von ihren Reichthümern zeugen die 11 Stifter, acht und fünfzig Klöſter, neunzehn Pfarrkirchen, und neun und vierzig Kapellen, die ihre Entſtehung dem Gelde und der frommen Geſinnung der Einwohner zu verdanken hatten.

Später wurde der Wohlſtand ein Opfer des Aberglaubens und ſchlechter Verwaltung. Im 15ten Jahrhundert, auf den Bartholomäustag, wurden alle Juden verbannt. Zu einer andern Zeit ließ die Obrigkeit, bey einem Aufſtande der Wollenweber, 17000 Webſtühle verbrennen, und die Eigenthümer wanderten nach Aachen, Vervriers ꝛc. aus. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts verjagte der Magiſtrat ſämtliche Proteſtanten; dadurch wurden 1400 Wohnungen leer, deren Beſitzer ſich in Mühlheim, Düſſeldorf, Elberfeld, Crefeld, Solingen und anderwärts niederließen.

Seit dem 6. Oktober 1794 iſt die Stadt ein Theil des Franzöſiſchen Reichs, und eine Bezirksſtadt deſſelben; und im Jahr 1797 erklärte die Municipalität die Proteſtanten wieder des Bürgerrechts fähig.

Vor der Franzöſiſchen Beſitznahme belief ſich die Zahl der Einwohner auf 40000, mit Inbegriff von 14000 Bettlern: dieſe hatten einſt ihre beſtimmten Plätze, welche ſich auf die Kinder vererbten. Sonſt mochte ſich die Zahl der geiſtlichen Perſonen, beyderley Geſchlechts, über 2500 belaufen; die der Bürger waren 6000, und die letzte Zahl hat ſich wahrſcheinlich vermehrt. Mehr als der vierte Theil der Stadt beſteht aus Wein- und Kuchengärten, und es ſollen mitunter in jenen 15 bis 1800 Ohm Weins gewonnen worden ſeyn. Die einzige Karthauſe nahm mit ihren Wein- und Obſtgärten ſo viel Raum ein, als die Colln gegenüberliegende Stadt Mühlheim.

Außer einigen Band- Schnur- Strumpf- Tabak und andern Fabriken und Manufakturen iſt hier wenig Induſtrie. Auch der Handel iſt meiſt nur Zwiſchenhandel, und nicht von Belange. Die Bettler wurden größtentheils Schleichhandler; doch hat die Energie der Franzöſiſchen Regierung wirkſame Maaßregeln genommen.

Die Einwohner ſcheinen eine fremde Kolonie zu ſeyn, ſo ſehr zeichnen ſie ſich in Sprache, Sitten und Phyſiognomieen aus. Der Italieniſche Typus iſt an ihnen im Ganzen noch kenntlich.

Die ſchönſten öffentlichen Plätze der Stadt ſind: Der mit Lindenreihen beſetzte Neumarkt, der Heumarkt, der Altenmarkt. Auch verſchiedene Straßen ſind breit, licht und angenehm, viele aber düſter, und im höchſten Grade unfreundlich. Auch die Häuſer erinnern meiſt an vergangene Jahrhunderte, doch zeichnen ſich auch manche durch eine ſchöne Architektonik aus.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt verdient der Dom die erſte Stelle, und iſt, obgleich unvollendet, doch immer eines der herrlichſten Werke altdeutſcher Baukunſt. Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden fieng im J. 1248 den Bau an. Das Schiff der Kirche wird von einer vierfachen Säulenreihe, 100 an der Zahl, getragen. Die 4 mittlern haben gegen 40 Fuß im Umfange, und jede der hundert Säulen läuft in ein eigenthümlich verziertes Kapital aus. Von den beyden Thürmen, deren jeder zu 500 Fuß beſtimmt war, ſteht der erſte, zur nördlichen Seite, nicht über 21 Fuß hoch über der Erde, und der andere iſt kaum zur Hälfte ſeiner Höhe gebracht. Der Chor hat einen ſchönen Hochaltar aus ſchwarzem Marmor, 16 geometriſche Schuhe in die Länge und 8 in die Breite. Zu beyden Seiten ſind zwey treffliche Statuen, Maria und Petrus. In der Mitte ſteht, iſolirt, ein mit 9 Säulen verziertes Tabernakel. Alles iſt einfach, edel, dem Style des Doms angemeſſen.

Hinter dem Hochaltar iſt die Kapelle der heil. drey Könige, aus Marmor aufgeführt. Die Gebeine derſelben ſchenkte Friedrich I. aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, nachdem er Mailand eingenommen und zerſtört hatte, dem ihn begleitenden Erzbiſchof Reinold von Cölln, der ſie hierher bringen ließ. Der Kaſten, worin die Gebeine der drey Könige, nebſt den Ueberreſten der Märtyrer Felix, Nabor und Gregor von Spoleto liegen, hat 7½ Fuß in die

Länge, und 3½ Fuß in die Höhe und Breite, und iſt mit Gold und vergoldetem Silberblech überzogen. Die darauf angebrachten Figuren und Säulen ſind von wunderbarer Kunſt. Der Sarg hat eine Öffnung, über welcher drey reiche goldne Kronen ſtehen. Zwiſchen den erhabenen Verzierungen des Kaſtens und den mancherley Innſchriften ſchimmern eine Menge Edelgeſteine und 226 der herrlichſten Antiken, welche man aus einer 1781 zu Bonn erſchienenen Beſchreibung näher kennen lernen kann. Um den Chor und in demſelben ſind noch verſchiedene Grabmähler merkwürdig, wie das Grabmahl des Erzbiſchofs Philipp von Heinsberg: das kupferne Monument des Erzbiſchofs Konrad von Hochſteden; der ſilberne Sarg des heil. Engelberts, von wunderbar ſchöner ciſelirter Arbeit, und die marmornen Sarkophage der Kurfürſten Adolfs III. und Antons, beyde aus dem Hauſe Schauenburg.

An der linken Seite des hohen Chors, beym achten Pfeiler, führt eine Treppe zur Dombibliothek und zur goldnen Kammer. Die letzte enthielt einen reichen Schatz von Kirchengefäßen und Gewändern, welche bey Ankunft der Franzöſiſchen Truppen geflüchtet, aber im Jahr 1801 ihren Behörden zurückgeſtellt wurden.

Hohe Aufmerkſamkeit verdienen auch die zum Theil trefflichen Glasgemählde in dem Chore und den übrigen Kirchenfenſtern.

Ueber das Ganze und Einzelne dieſes erhabenen Werks ſogenannter Architektur erſcheint ein genaues und reiches Prachtwerk von Hrn Boiſerée.

Nicht minder beachtungswerth als der Dom iſt die St. Marienkirche im Kapitol, wo vormals ein Damenſtift war. Wahrſcheinlich wurde ſie unter den Karolingern erbaut, und man hält Pipins Gemahlin, Plectrudis, für die Stifterin. Ihr Bild, in Stein gehauen, und mit einem heiligen Stein umgeben, iſt nahe am Eingange in die Wand eingemauert, wo auch ihr Grab ſeyn ſoll. Dem Grabe gegenüber ſteht die Bildſäule der heil. Ida, der erſten Aebtiſſin des Stifts. Unter dem Chor iſt eine Gruft von Säulen geſtützt. In dieſem Stifte verlebte die unglückliche Maria von Medicis, Gemahlin Heinrichs IV., und Mutter Ludwigs XIII., ihre letzten Tage im Elende, nachdem Richelieus Intriken ſie aus Frankreich verbannt hatten.

Die Kirche zum heil. Gereon mag aus dem 11ten Jahrhundert ſeyn. Sie hat eine große kühngebaute Kuppel, und iſt eine der ſchönſten in Cölln. Der heil. Gereon liegt hier mit ſeinen Kriegern begraben, deren Köpfe zur Schau aufgeſtellt ſind.

Das ehemalige Damenſtift St. Urſula iſt durch die Legende von dieſer Heiligen und ihren 11000 Jungfrauen merkwürdig. Die ganze Kirche iſt mit Gebeinen angefüllt. Rechts, beym Eingang, iſt eine ſogenannte goldene Kammer, in welcher die Köpfe der 11000 Jungfrauen aufbewahrt werden. Im Chor iſt die Geſchichte gemahlt. Auf einem großen Kriegsſchiffe landet die Heilige mit ihrer zahlloſen Begleitung im Hafen von Cölln.

Unter der Menge der übrigen Kirchen und Kapellen ſind noch verſchiedene, die aus den früheſten Zeiten des Chriſtenthums am Rheine herrühren mögen, und zu einer Geſchichte der Baukunſt Belege liefern. Einige ſind auch ſonſt merkwürdig. In der Kirche des heil. Pantaleon iſt das Grab der Kaiſerin Theophania, einer Gemahlin Kaiſer Otto's II. In der Kirche der Dominikaner ruht die Aſche des Albertus Magnus, von welchem die Bibliothek des Dominikanerkloſters mehrere Manuſcripte und andere Reliquien verwahrte. In der Kirche der Minoriten iſt das Grabmahl des berühmten Duns Scotus, der 1308 hier ſtarb, und die Mönche waren im Beſitz ſeiner Handſchriften in 14 Foliobänden.

Sämmtliche in Cölln befindliche Klöſter, Stifter und übrigen Korporationen wurden von der Franzöſiſchen Regierung aufgehoben, und blos die Kathedral-

und Pfarrkirchen beybehalten. Doch wurden von der Suppreſſion auch diejenigen Stiftungen ausgenommen, deren Mitglieder ſich mit dem öffentlichen Unterrichte und der Krankenpflege abgaben. Auch die Univerſität gieng ein. Sie war im J. 1388 geſtiftet worden, aber ſchon im 13ten Jahrhundert gab es in dieſer Stadt theologiſche und ſcholaſtiſche Lehranſtalten. An die Stelle der Univerſität kam eine Centralſchule. Dieſe hat ihren Sitz im vormaligen Jeſuitencollegium, und beſitzt eine reiche Bibliothek. Die ſehr anſehnliche Kupferſtichſammlung aber, welche die Univerſitätsbibliothek beſaß, iſt abhanden gekommen.

Unter den übrigen Gebäuden der Stadt ſind noch zu bemerken: Das Rathhaus mit dem ſchönen Portal aus Marmor. Es beſteht aus einer doppelten, aufeinander geſetzten Reihe von Arkaden, die untere von Corinthiſcher, die obere von Römiſcher Bauart. Schöne Basreliefs ſchmücken die Zwiſchenräume. Das Uebrige des Gebäudes iſt weniger zu loben. Es gleicht einem Thurme, der unten viereckigt, oben aber achteckigt iſt. Eine Treppe hoch, zur Rechten, iſt der große Saal der einſt ſo mächtigen Hanſee. In dem Vorzimmer der Rathsſtube ſind verſchiedene Gemählde von Mesquida, Scenen aus der Cöllner Geſchichte vorſtellend, z. B. die Geſandſchaft der Ubier beym Cäſar; die Vermählung der Agrippina; Kaiſer Friedrich II, wie er der Stadt das Stapelrecht ertheilt ꝛc.

Im Rathszimmer hängen, ſinnvoll, ein jüngſtes Gericht, von Söntgens 1695 gemahlt, und ein Kruzifix, nach oder von Lebrün. Im Erdgeſchoſſe iſt ein geräumiger Saal, die Muſchel genannt, mit ſchönen Gobelins, in welche eine Wouwermann'ſche Landſchaft recht kunſtreich gewirkt iſt. Das Ganze macht einen täuſchenden Effect. Von dem hohen Thurme hat man eine treffliche Ausſicht über die Stadt und Gegend.

Das Zeughaus, auch Kornhaus genannt, weil es zugleich ein Getreidemagazin iſt, ſpricht von außen nicht an. Es enthielt ſonſt eine beträchtliche Sammlung alter und neuer Kriegsrüſtungen, darunter eine Feldſchlange von 1400, viele Rüſtungen und Helme. Merkwürdig war der ungeheure Harniſch und die gewaltigen Waffen des kaiſerlichen Generals Johann von Werd; es koſtete Mühe, die Pickelhaube von dem Boden zu heben, und das Gewehr maß 18½ Fuß. Auch die Rüſtungen des berühmten Biſchofs Bernhard von Galen, und des Schwediſchen Generals Baudis wurden hier aufbewahrt. Noch intereſſanter waren in dieſer Sammlung ein altdeutſcher Streitwagen; ein Römiſcher Sarg mit erhabenen Figuren und mit Inſchriften, und eine guterhaltene Mumie, von welcher aber der Kopf abgeſchlagen worden.

Manches iſt noch vorhanden, aber auch Verſchiedenes nach Paris gebracht worden.

Im Vorhofe des Zeughauſes ſind noch einige merkwürdige Römiſche Alterthümer eingemauert.

Das Jabachiſche Haus verdient einen Beſuch, weil P. P. Rubens, den man mit Unrecht den Flamändiſchen Mahlern zutheilt, hier gebohren ward. Auch ſieht man hier ein großes, treffliches Familiengemählde von Lebrün, welches die ganze Hinterwand eines Zimmers einnimmt, und eine Familienſcene vorſtellt. Kompoſition und Farbengebung verdienen alles Lob; und Lebrün ſcheint das Bild mit wahrer Liebe gemahlt zu haben. Das Kolorit hat eine Wärme, die man ſonſt ſelten bey ihm findet.

Für die Pfarrkirche zu St. Peter, wo Rubens die Taufe empfangen hatte, mahlte dieſer Künſtler eines ſeiner ſchönſten Bilder, den Märtyrertod des Apoſtels; es wurde aber in das Muſeum nach Paris gebracht.

Die bunte, aber merkwürdige Sammlung des Baron Hübſch iſt nach Darmſtadt in das dortige, immer mehr anwachſende Muſeum, gekommen.

Eine in ihrer Art einzige Sammlung iſt die der Herrn Boiſerée, welche die Umwandlungen der Zeit dazu benutzten, von altdeutſcher Mahlerkunſt zu retten, was gerade bey einem ſolchen Wechſel ſo leicht untergebt. Für die Geſchichte der Deutſchen Kunſt iſt dieſe kleine Gallerie von unſchätzbarem Werth, denn der Gang und Charakter der vaterländiſchen Schule laſſen ſich daraus ſo ziemlich nachweiſen. Cölln beſitzt überdem, in Privatwohnungen, noch manches Vortreffliche und Ungekannte aus einer Periode, welche für die Hiſtorie bis jetzt ſo gut wie verloren war. Schon in der früheſten Zeit ſcheinen ſich in dieſer Stadt Griechiſche oder von Griechen gebildete Künſtler niedergelaſſen zu haben, deren Gemählde ſich durch ein Anſtreben an die Sculptur auszeichnen. Eine Deutſche Schule ging aus dieſer Griechiſchen hervor, und Einiges, was ſich davon erhalten, kann neben dem Herrlichſten der Florentiner und Römer beſtehen.

Herr Profeſſor Wallraff, der ſeine Kunſtkenntniſſe in einem Cöllniſchen Taſchenbuche bewährte, hatte eine der reichſten Kupferſtichſammlungen zuſammen gebracht, welche die Stadt jetzt an ſich gekauft hat.

Das Wallerſche Gemähldekabinet bietet gleichfalls einen reichen Genuß dar.

Nicht weniger ſehenswerth ſind die Vergrößerungsgläſer, der elektriſche Apparat, die Optik, und beſonders die Wachsfiguren des ehemaligen Domvikar Hardi. Die letzten ſtellen meiſt perſonifizirte Gemüthsbewegungen und verwandte Gegenſtände dar, und ſind in ihrer Art Meiſterſtücke.

**Gaſthöfe:** **Zur Stadt Prag**, **zum kaiſerlichen Hofe**, **zum heil. Geiſt**, **zum großen Rheinberge.**

Unter den Umgebungen von Cölln verdienen noch beſucht zu werden:

Das gegenüber liegende **Deuz**, Duiz (Tuitium), welches dem Deutſchen Könige **Teut** oder **Tuisko** ſeine Entſtehung verdanken ſoll. Kaiſer **Konſtantin** hatte zu Anfang des 4ten Jahrhunderts hier ein Kaſtell, welches in den Urkunden unter dem Namen **Monimentum dutienze** vorkömmt. Eine Brücke verband damals Deuz mit Kölln. Dieſe Brücke ward unter Kaiſer **Otto** I. von dem Erzbiſchoffe **Bruno** (um 1550) zerſtört. Im J. 1376 verheerten die Cöllner dieſen Nachbarort, den 1632 Kurfürſt **Ferdinand** wieder herſtellte, und gegen die Schweden befeſtigte. Die vormalige **Benedictinerabtey** (im J. 1001 geſtiftet, und in der letzten Zeit neu aufgeführt) liegt am Rhein, und gewährt einen ſchönen Anblick. Vier Stunden von Deuz liegt das ehemalige kurpfälziſche Luſtſchloß **Bensberg**. Die herrlichen Staffeleygemählde von **Bellucci**, **Pellegrini**, **Milanſe**, **Weenix**, **Zanetti** u. a. ſind zwar nicht mehr vorhanden, aber doch mehrere allegoriſche und mythologiſche Plafonds von trefflichen Meiſtern, und zumal iſt die Umſicht aus den Fenſtern des Schloſſes bezaubernd. Der Geſichtskreis erweitert ſich zu einem Umfange von 18 — 20 Meilen. Die einzelnen Parthieen, welche hier dem Auge erſcheinen, ſind eben ſo mannichfaltig als ſchön geordnet.

# Reiſe von Cölln bis Holland.

Eine halbe Stunde von Cölln, am rechten Ufer, liegt das zum Großherzogthum Berg gehörige, induſtriöſe Städtchen Mühlheim, welches 1784 durch einen Eisgang weggeſpühlt wurde, jetzt aber ſchön und blühend wieder daſteht. Der Ort verdankt ſeinen Wohlſtand proteſtantiſchen Fabrikanten und Handelsleuten, die ſich von Cölln dahin zogen, weil man ihnen dort die Religionsfreyheit nicht geſtatten wollte. Hier war die Hauptſtadt der Ubier, als Cölln nur noch ein oppidum ubiorum war, und an dieſer Stelle ſoll Cäſar im J. der Welt 3896 ſeine hölzerne Brücke über den Rhein geſchlagen haben. Der Stronderbach, welcher auf einem Wege von wenigen Stunden über 40 Mühlen treibt, ergießt ſich hier in den Rhein.

In nicht weiter Entfernung ſieht man Stammel, in einer romantiſchen Lage, und etwas weiter hin, zur Linken, erſcheint das Dorf **Neel**, mit ſeinen zwiſchen Gärten und Wieſen zerſtreuten Wohnungen.

Der Strom macht eine kleine Wenkung zur Rechten, und man erblickt das vom Ufer abſtehende **Flittdorf**, von Haiden umgeben. Der Rhein bildet jetzt mehrere Baſſins. Zu beyden Seiten ziehen ſich traurige Flächen hin, nur hier und da kommen Bäume und Hecken zum Vorſchein, die ſich gegen das Gebirge des Bergiſchen Landes hinziehen. Schöner iſt der Rückblick auf Cölln, welches auch von hier aus mit ſeinen Thürmen prachtvoll erſcheint.

Nach einer Stunde ſieht man rechts **Viesdorf**, links **Merkenich**, und gleich darauf kommt man zu den Mündungen der **Lür** und **Wipper**, die ſich mit dem Rhein vereinigen. Links verſchließen hohe Pappeln die weitere Ausſicht.

Bey **Caſſelberg** und **Rheinkaſſel**, dem Rheindorf gegenüber, nimmt der Fluß ſeinen Lauf nach Nordweſten, und mehrere Sandbänke heben ſich aus demſelben hervor.

**Langelt**, zur Linken, iſt von einer Sandebne umgeben, **Hüttendorf**, zur Rechten, hat das Anſehen eines freundlichen Holländiſchen Dorfs und bunt bemahlte Häuſer. Man gelangt von da an dem Weiler **Bley** vorüber, und erreicht in einer halben Stunde **Woringen**, ein Städtchen auf dem linken Ufer.

Woringen iſt das alte Buruncum der Römer. Anfänglich mag der Ort noch den Trierern gehört haben, denn man fand daſelbſt das Grabmahl eines Trieriſchen Ritters. Zur Römerzeit war hier wohl ein Kaſtell, und aus dem Mittelalter haben ſich noch die Spuren von Mauern und Thürmen erhalten. Im J. 1247 veranlaßte Pabſt Innocens IV. allda eine Verſammlung von geiſtlichen und weltlichen Fürſten, wegen der Königswahl des Grafen Wilhelm von Holland. Das Schloß, wo die Verſammlung gehalten wurde, ließ der Erzbiſchof Siegfried aus dem Hauſe Weſterburg 1284 mehr befeſtigen. Vier Jahre ſpäter fiel nahe bey Woringen, auf der Füllinger Haide, die berühmte Schlacht vor, worin der Erzbiſchof Siegfried von ſeinem mächtigen Gegner, dem Grafen Adolph von Berg gefangen wurde, der auch das Schloß zerſtörte.

Nicht weit von Woringen, an der Heerſtraße, liegt Dormagen, Hauptort eines Kantons im Roerdepartement, das Durromagus der Römer, die auch hier ein Kaſtell hatten.

Zwiſchen Dormagen und dem Dorfe Wippenberg zieht ſich ein Damm in das ſandiſche Rheinfeld, um dem Andrängen des Stroms Widerſtand zu leiſten. Gegenüber liegt Monheim, Schloß und Flecken, und das Dörfchen Baumberg. Der Rhein macht hier mannichfache Krümmungen, weßwegen denn auch die Rheinreiſe von Cölln bis Düſſeldorf fünfzehn und mehrere Stunden erfordert, während man den Landweg bequem in 7 Stunden zurücklegen kann. Inzwiſchen hat auch die Fahrt auf dem Waſſer ihr Angenehmes. Die Landſchaften haben meiſt den Charakter von Tenier's und Waterloo's lieblichen Bildern. Kirchthürme und Windmühlen, Dörfer und Maiereyen heben ſich aus dem Gebüſche hervor, und arbeitſame Landleute machen die Staffage.

Das ehemalige Cöllniſche Zollſtädtchen Zoons (Sontinum) iſt nicht ganz unmerkwürdig. In Urkunden heißt es auch Fridistranu und Friedſtrom. Der Erzbiſchof Siegfried von Weſterburg ließ im J. 1291 den Ort mit Schloß und Mauern befeſtigen. Das Städtchen iſt nicht groß, aber angenehm. Die Einwohner nähren ſich meiſt vom Feldbaue. Noch im 17ten Jahrhundert ward es von Franzoſen und Heſſen vergeblich belagert.

Zoons gegenüber liegt das Dorf Burgel, und nächſt dabey das Dorf Ordenbach, wo der Ordenbach und Itterbach in den Rhein ausſtrömen. In den Winkel einer Krümmung, die der Fluß hier macht, ſchmiegt ſich das Dorf Kaſſel, mit einer ſchönen Ausſicht. Zur Linken, auf dem erhöhten Ufer, erſcheint das mahleriſche Sturzelberg mit ſeinen Strohhüſten. Rechts liegt ein einzelnes Haus, Mückel genannt, wo die Roel mit dem Rheine ſich miſcht.

Jetzt folgen rechts Himmelgeiſt, ein ſchönes, Bergiſches Dorf in angenehmer Gegend, und links Uſſem oder Undesheim. Eine halbe Stunde weiter, in einer ſtillen, einſamen Gegend, ohngefähr eine halbe Stunde vom Rhein, ragt das ehemalige Pfälziſche Schlößchen Benroth hervor, von Gebüſchen, Wieſen und Feldern umgeben.

Bey Grümmlingshauſen, hinter welchem ſich der anmuthige Falkenwald oder Herderbuſch hinzieht, nimmt der Rhein ſeinen Lauf wieder rechts, auf Wollmersroth und dem Dörfchen auf dem Stein vorüber, wo im dreyßigjährigen Kriege eine Schanze war. Jetzt erreicht man

Neuß, Novesium oder nova Castra von den Römern genannt, und wahrſcheinlich von Druſus erbaut, der hier eine Brücke über den Rhein ſchlug. Tacitus gedenkt dieſes Orts, der damals am Rheine lag, jetzt aber eine halbe Stunde davon entfernt iſt. Zur Zeit des Claudius Civilis hatte hier die XIII. Legion ihre Winterquartiere. Das ſogenannte Oberthor, durch welches man von Cölln hin in die Stadt geht, heißt noch das Druſusthor.

Die Stadt iſt vom Erftſtrom und Kruſerfluß umfloſſen, und liegt auf einer Inſel. Sie wird von einer ſehr langen Straße durchſchnitten. Wohnungen und Sitten haben viel Alterthümliches. Auf dem Marktplatze iſt die Bildſäule Kaiſer Friedrichs III, welcher der Stadt gegen Karl den Kühnen von Burgund zu Hülfe eilte, und derſelben, wegen des bey dieſer Gelegenheit bewieſenen Muthes ihrer Bewohner, viele Vorrechte ertheilte, als das Münzrecht, das Jagdrecht, die Befreyung von auswärtigen Gerichten, fünf Jahrmärkte, einen goldnen Adler im ſchwarzen Felde zum Wappen ꝛc.

Hinter dem Markte ſteht die ehemalige Damenſtiftskirche zum heil. Quirin, welche fünfzehn Pfründen für Fräulein und ſieben für Chorherren hatte. Es iſt ein herrliches Gebäude, im altdeutſchen Styl, mit einem hohen, viereckigten, abgeſtumpften Thurme. Ueber dem Chor erhebt ſich eine ſchöne Kuppel mit der vergoldeten Bildſäule des heil. Quirin. Im J. 825 errichtete Graf Eberhard von Cleve, damals Herr von Neuß, mit ſeiner Gemahlin Bertha, aus dem Stamme Karls des Großen, und ſeinen beyden Söhnen Luthard und Berenger, dieſes Stift zur Ausbreitung des Chriſtenthums. Außerdem hatte die Stadt noch einige andere Klöſter und ein Gymnaſium.

Ueber Neuß waltete ſeit dem vierten Jahrhundert, faſt ununterbrochen, ein wunderbares Verhängniß.

Die Kaiſer Julian und Valentinian, die Attuarier und Normänner nahmen es ein, und zerſtörten es zum Theil. Im Jahr 1205 wurde es vom Gegenkaiſer Philipp erſtürmt. Im J. 1254 trat Neuß dem Hanſeatiſchen Bunde bey. Im 15ten Jahrhundert wurde die Stadt von Karl dem Kühnen belagert, und im 16ten vom Grafen von Numar für den entſetzten Erzbiſchof Gebhard Truchſes eingenommen, und von den Holländern geplündert. Im J. 1586 legte Alexander Farneſe, Herzog von Parma, ſie in Aſche. Im J. 1642 nahmen Franzoſen und Heſſen dieſelbe, und legten neue Befeſtigungen an. Dieſe kriegeriſchen Auftritte wechſelten bis auf die neueſten Zeiten.

Durch die Veränderung des Rheinlaufs mußte Neuß großen Verluſt erleiden, doch giebt die Erft den Einwohnern noch einige Verbindung mit dem Fluſſe, welche denn auch mit Mühlſteinen, Brettern, Steinkohlen und Getreide einen nicht unbedeutenden Handel nach dem Bergiſchen treiben.

Nahe am Ufer zieht ein Baſalt, der ſich ſieben Fuß über die Erde erhebt, die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich. Dieſer Stein war mit Erde bedeckt, bis der große, fürchterliche Eisgang im J. 1784 ihn ſichtbar machte. Wahrſcheinlich iſt die Vermuthung des Prof. Lang, daß in der Zeit, wo der Rhein noch die Mauern von Neuß bewäſſerte, das gegenüberliegende Dörfchen auf dem Stein hier geſtanden haben möge.

Nach einer halben Stunde erblickt man jetzt zur Rechten das vom Ufer abliegende Dorf Villich mit der dabeyſtehenden Marienkapelle, welche die Kurfürſtin Maria Anna Luiſa aus dem Hauſe Medicis erbaute. Bey dem Dörfchen Ham neigt ſich der Strom rechts, und vor ſich hat man Düſſeldorf mit ſeinem voranſtehenden zerſtörten Schloſſe.

Düſſeldorf hat ſeinen Namen von dem Düſſelbache, und iſt gegenwärtig die Hauptſtadt des Großherzogthums Berg und der Sitz der Kollegien. Die Stadt breitet ſich in einer ſchönen Ebne am Rhein aus, und wird an der Südſeite von der Düſſel beſpühlt. Bis zum Frieden von Lüneville (1801), war Düſſeldorf eine Feſtung. Durch das Franzöſiſche Bombardement wurde das Schloß und ein großer Theil der anſehnlichſten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt.

Die Stadt iſt eine der ſchönſten am Rhein. Die Straßen ſind zum Theil regelmäßig angelegt, und die Häuſer durchaus von gebrannten Steinen erbaut.

Auf dem Markte ſteht das Denkmahl des kunſtliebenden Kurfürſten Johann Wilhelm, welchem Düſſeldorf ſein Emporkommen verdankte. Die Statue iſt über Lebensgröße, aus Kupfer, vom Ritter Grupello gegoſſen. Der Kurfürſt ſitzt zu Pferde, im Bruſtharniſch, den Kommandoſtab in der Rechten. Das Piedeſtal iſt von grauem Marmor.

Düſſeldorf beſteht eigentlich aus drey verſchiedenen Städten: aus der Altſtadt, der Neuſtadt und der Karlsſtadt. Die Neuſtadt liegt vor dem Berger Thor, am Rhein hin. Sie wurde vom Kurfürſten Johann Wilhelm erbaut. Die Gebäude ſind Paläſten ähnlich, und die breite Straße iſt mit Linden beſetzt. Die Karlsſtadt ſchließt ſich an der Südſeite an die Altſtadt an. Sie verdankt ihre Entſtehung dem Kurfürſten Karl Theodor, von welchem ſie auch den Namen hat. Sie beſteht aus ſechs Quadraten, die einen großen, freyen Platz umſchließen. Die Gebäude ſind meiſt ſchön. Der Reiſende wird überraſcht, hier auf einmal wieder die Sprache und die Sitten der Pfalz zu finden.

Unter den Gebäuden ſind merkwürdig: Die große Kaſerne; die Kollegiat- und Hauptpfarrkirche, mit den Grabmählern der alten Herzoge von Jülich und Berg, von welchen ſich das marmorne Mauſoleum des Herzogs Johann auszeichnet. Die Jeſuitenkirche, welche jedoch überladen iſt mit Verzierungen. Das Gymnaſium, mit einer Sternwarte und einer ſchönen Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente.

Das ſchöne Schloß liegt in Trümmern. In der Mitte des Schloßhofs iſt eine zweyte Statue des Kurfürſten Johann Wilhelm, aus weißem Marmor, ebenfalls vom Ritter Crevello.

Nicht weit vom Schloſſe war die herrliche Gallerie, die reichſte an Werken der Flamändiſchen und Holländiſchen Schule, mit den trefflichen Sammlungen von Handzeichnungen und Kupferſtichen und einer Kunſtſchule. Bekanntlich wurden dieſe Schätze nach München gebracht, und nur ein ungeheuer großes, auf Holz gemahltes Bild von Rubens, die Himmelfahrt der Jungfrau, blieb zurück, weil man es nicht füglich transportiren konnte.

Gaſthof in Düſſeldorf: zur Stadt Zweybrücken.

In der Nähe von Düſſeldorf ſind noch zu bemerken: der Hofgarten, welcher dem Grafen von Goldſtein ſeine Entſtehung verdankt. Das Ganze beſteht aus freundlichen Schattengängen und Gehölzen, doch iſt Vieles durch den Krieg verwüſtet worden.

Pempelfort, wo ehedem eine Schanze. Das Ciſterzienſerkloſter à la Trappe. Der Grafenberg mit ſeiner herrlichen Ausſicht.

Von Düſſeldorf aus wird der Freund der Induſtrie nicht verſäumen, einen Abſtecher in die Fabrikorte des Großherzogthums Berg zu machen. Dieſes Land verdankt ſeinen ſonſt ſo blühenden Gewerbsanſtalten, vorzüglich ſeinen Eiſen-, Kupfer- und Steinkohlenbergwerken, der inneren Kommunikation vermittelſt einer Menge kleiner Flüſſe, welche in Verbindung mit dem Rheine ſtehen, den Fällen der Gewäſſer, welche eine große Anzahl von Hammerwerken treiben, und der Induſtrie ſeiner Bewohner, deren Wohlſtand hauptſächlich auf ihren Eiſen- und Stahlwerken beruht. Da der reine Ertrag des Eiſens in dem Lande für die Fabriken nicht zureichte, so wurde vieles aus dem Naſſauiſchen bezogen. Die bedeutendſten Fabrikorte ſind:

Elberfeld: Es hat eine Bevölkerung von 14000 Seelen. Hier und in Barmen waren vor dem Ausbruche des Revolutionskriegs gegen 100 Bleichen mit 700 Arbeitern Die Leinen- und Bandfabriken hatten 2000 bis 2500 Stühle in Arbeit, welche jährlich zwiſchen 400000 bis 500000 Thaler verdienten. Die vom Waſſer getriebenen Schnürriemen-Maſchinen haben 52 Gänge, die in einer Stunde 1000 Ellen geben, und mit einer Zwirnmaſchine verbunden ſind. Nichts minder bedeutend war die Garnmanufaktur. Die Siamoiſes oder Doppelleinmanufaktur (eines Zeugs von baumwollenem und leinenem Garn) hatte 3 — 4000 Stühle, die zuſammen bis 50000 Stück verfertigten. Die Bettzügenmanufaktur hatte 280 Stühle, und webte jährlich 39000 Bettzügen.

Sehenswerth ſind die de Werth'ſche und Wuppermann'ſche Gärten, letzterer in Wupperfeld. — Die Neandershöhle bey Mettmann. — Die ſogenannten Geſellſchaftshäuſer, worin auch der Fremde, wenn er von einem Mitglied eingeführt wird, Zutritt hat, Concerte, Bälle und Theater ſind die Vergnügungen Elberfelds.

Gaſthöfe: Der Zweybrücker Hof, der Kurpfälziſche Hof, der Weidenhof.

Das zwey Stunden lange, im Wipperthal liegende Barmen hat beſonders herrliche Bleichen, treibt Handel mit Zwirn, Leinwand, Zwillich und Garn. Dieſer Handel ging meiſt nach Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz, Italien und dem Norden.

Remſcheid, der Hauptſitz der Induſtrie in Eiſenwaaren, und merkwürdig durch die Menge von Eiſen- und Stahlhämmern und Fabriken, hatte beſonders viele Eiſenhämmer, welche für den Schiffsbau in Holland arbeiteten. Fünf und vierzig derſelben ſtehen, in einer Gegend von 3 Stunden, um den Ort herum, die alle Arten von Eiſenwaaren zum Schiffsbau verfertigen, und außerdem 800 Artikel von Schneid- und andern Werkzeugen, Senſen, Schlittſchuhen ꝛc. liefern. Der Markt dafür war ſonſt in Holland, Frankreich, Spanien und Weſtindien. Vor dem

Revolutionskriege wurden ſonſt 9 — 10 Millionen Pfund Eiſen hier verbraucht.

**Solingen** hatte vor dem Kriege viele und groſſe Eiſenfabriken von allen Arten Waffen, Kriegsgeräthſchaften, Meſſern und andern Eiſenwaaren. Es wurden hier jährlich verarbeitet: 206006 Pf. Eiſen zu Degenklingen, 850000 Pf. zu Meſſerklingen. Der Hauptabſatz war in Europa und Amerika.

**Lennep** hat Manufakturen von feinen wollenen Tüchern und Siamoiſes von 300 Stühlen, viele Hutmacher und anſehnliche Blaufärbereyen, welche letztere ſonſt jährlich 50 — 60 Centner Indigo verbrauchten.

**Wipperfurt**, reich an Wollenmanufakturen, Gerbereyen und Hutmachern, die beſonders viele Matroſenhüte nach Holland, England und Frankreich lieferten. Auch die Eiſenhämmer waren zahlreich.

**Rad vorm Wald**, 14 Stühle von feinen wollenen Tüchern, 56 von Siamoiſes, 30 Schnürriemenmaſchinen, 51 Wollenſtrumpfſtühle, viele Spitzenklöppelkiſſen und Eiſenfabriken, welche letztere Waagebalken, Zirkel, feine Kunſtſchmiedearbeiten und Schneidwerkzeuge verfertigen. Die **Umgebungen** von **Rad**, **Wipperfurt** und **Lennep** ſind beſonders reich an Hammerwerken, Schmieden und andern Fabriken. Blos für **Remſcheid**, **Kronenberg** und **Lu-**

ringshauſen arbeiten 126 Eiſenhämmer, 55 Hammerwerke und 57 Schleif- und Polirmühlen.

**Burg** hat nur noch Manufakturen von wollenen Decken; bedeutender ſind **Kronenberg**, **Lutringshauſen** u. a.

Ueberhaupt beſchäftigten ſämmtliche Manufakturen und Fabriken von Berg über 60000. Menſchen, und bereicherten das Land jährlich mit 5 — 6 Millionen Thaler. Man kann beynahe das Land als eine einzige groſſe Fabrik betrachten, deren Handel ſonſt nach allen Welttheilen ging. Die letzten Zeiten haben freylich einige Stockung hervorgebracht, doch iſt noch ſehr Vieles im Gange, und der Freund der Induſtrie wird die Reiſe dahin nicht ohne Vergnügen und Belehrung machen.

Die weitere Rheinreiſe von Düſſeldorf bis nach Holland bietet wenig Merkwürdiges dar. Die Gegend verflächt ſich immer, und das Land wird Haide. Unter **Kaiſerswerth** iſt das Dorf **Geldub** oder **Gelb** hiſtoriſch intereſſant. Es kommt unter dem Namen Gelduba beym **Tacitus** und **Florus** vor. **Druſus** hatte hier eine Brücke. Dies war die letzte Stadt der Ubier am Rhein. Landeinwärts gehörte ihnen **Zulpich** (Tolpiacum), wo der Frankenkönig **Chlodwig** im J. 496 die Allemannen beſiegte, und ſich taufen ließ.

Duisburg lag früher wohl auch am Rhein, jetzt aber liegt es in einiger Entfernung von demſelben. Einige halten es für das alte Teutoburg, und laſſen da die Schlacht zwiſchen Herrmann und Varus vorgehen. Es war noch im 17ten Jahrhundert eine Reichsſtadt. Unter Kaiſer Heinrich I. wurde daſelbſt eine Synode, und unter Otto I. ein Reichstag gehalten. Die Univerſität hat aufgehört. In der Nähe von Duisburg lag das Asciburgum des Ptolomäus, und etwas tiefer herab Aliſo.

Weſel (vielleicht das alte Aliſo?) an der Lippe, die hier in den Rhein fließt, ehemals eine Reichs- und Hanſeeſtadt. Sie verdankte ihre Blüthe Flüchtlingen aus Holland, Brabant und Frankreich, die nachher doch wieder vertrieben wurden. Es iſt gegenwärtig nur als Feſtung bedeutend.

Cleve, einſt Hauptſtadt des ehemaligen Herzogthums. Das Schloß mag urſprünglich Römiſch ſeyn. Einige ſetzen die Colonia ulpia Trajana hierher. Kaiſer Konſtantin ſoll hier eine Schule errichtet haben. Einige alte Kirchen und die Ausſicht vom Schloßberge ſind merkwürdig. Mit dem Rhein iſt die Stadt durch einen Kanal verbunden. Sie hat einen Mineralbrunnen und einen Thiergarten. Die Gegend umher iſt nicht ohne Schönheit.

Unter Cleve, bey der im J. 1586 angelegten Schneckenſchanze, theilt ſich der Rhein in zwey Arme, von welcher der, ſo zur Linken fließt, den Namen der Waal annimmt, und ſich zu Workum in die Maas ergießt. Der Arm zur Rechten behält den alten Namen bey, theilt ſich aber nochmals in zwey Arme, von denen der zur Rechten, unter der Benennung der neuen Yſſel ſich bey Doesburg in die alte Yſſel ergießt, der Arm zur Linken den Namen des Rheins fortträgt, und ſich bey Wyk de Duderſtede zum drittenmale theilt, da denn der Arm zur Linken Lede genannt wird, und ſich oberhalb Rotterdam mit der Maas vereinigt, der andere aber, noch immer unter ſeinem urſprünglichen Namen, ſich in dem Graben der Stadt Utrecht abermals in zwey Arme ſcheidet, von welcher der zur Rechten bey Muyden in die Zuyderſee fällt, und Decht genannt wird, der andere aber, als Rhein, ſich unterhalb Leyden, im Sande bey Cattwyk, verliert.

---

## Zugabe für Freunde der Naturkunde.

Nicht blos an mahleriſchen Schönheiten iſt die Rheingegend reich, ſie enthält auch mancherley Schätze für den Naturforſcher. Dahin gehören

1. Die Baſalte.

Sie finden ſich im Rheinthale am häufigſten von Linz an abwärts, und erſcheinen hier meiſt als fünfſeitige Prismen. Nahe bey Linz wendet ſich der Rhein weſtlich, und macht einen ſtark gekrümmten Buſen. Längs dem öſtlichen Ufer zieht ſich eine Kette von Thonhügeln hin, die ihren Urſprung einem derben Thonſchiefer verdanken. Die Abdachung iſt nach der Mittagsſonne, und darum die Gegend dem Weinbau ſehr zuträglich. Die blauſchwarze Farbe des verwitterten Schiefers vermehrt die Wärme des Bodens, indem ſie die Sonnenſtrahlen einſaugt. In einem Weingarten hinter Linzhauſen ragt ein 50 bis 60 Fuß hoher

Baſaltfels hervor. Er beſteht ganz aus pentagoniſchen Priſmen, die dicht in einander verwachſen, aber doch wohl zu unterſcheiden ſind.

Den äußeren Kennzeichen nach iſt dieſer Baſalt von graulichſchwarzer Farbe, von gemeinem Glanze, an ſich matt, ein wenig ſchimmernd, wegen ſparſam eingemengter Hornblende, im Bruche uneben, faſt erdig. Die Priſmen ſind mit ihrem obern Ende gegen Südoſten gerichtet, und fallen unter einem Winkel von etwa 60° gegen den Horizont. Faſt alle Baſaltſäulen zwiſchen Linz und Bonn, an dieſer Rheinſeite, ſchieſſen gegen Südoſten ein. Am entgegengeſetzten Ufer ſcheint die Lage von vielen eine andere zu ſeyn.

An der öſtlichen Seite jenes hohen, regelmäßigen Felſens iſt ein Stolle, an welcher der Baſalt ganz unförmlich, und von gemeiner Geſtalt erſcheint. Die Maſſe iſt wie in einander verſchmolzen, und in ſchmale und breite Klüfte zerſprengt. Dieſe unförmliche Maſſe liegt unter den kryſtalliſirten. Die Pflanzen an dieſem Felſen ſind blos Artemisia campestris, aber eine ſonderbare Varietät foliis glaucis, die ſich im ganzen Habitus der A. pontica und Lichen crispus nähert.

An den Fels reiht ſich eine Kette von Thonſchiefer-Bergen an, die eine Viertelſtunde davon ſich plötzlich dem Strome nähert. Der Anblick iſt hier ſchauervoll und groß. Koloſſale Baſalte thürmen ſich gruppenweiſe übereinander. Die Höhe der ganzen Wand mag über 150 Fuß ſeyn. Der untere und mittlere Theil iſt ganz den Linzhäuſer Prismen ähnlich, nur iſt das Geſtein mehr geſpalten und klüftiger. Die obere, vielleicht noch 40 Fuß hohe Spitze hat eine eigenthümliche Lage. Sie iſt blos aufgeſetzt, und offenbar andern Urſprungs als die Baſis, auf welcher ſie ruht. Die unförmlichen Baſaltblöcke liegen hier, ſtatt unter einem Winkel von 60° zu fallen, ganz ebenſolig. Die Enden derſelben ſind nicht mehr gegen Süden, ſondern von Oſten nach Weſten gerichtet. Das ſonderbare Gebirge iſt höher, als alle daneben liegende Baſaltklippen. Humbold iſt der Meynung, jenes ebenſölige Lager habe ſich ehemals über dieſe ganze Gegend erſtreckt, und ſey nur durch zufällige Revolutionen auf den jetzt niedrigern Bergen zerſtört worden.

Der untere Theil des Felſens iſt reich an Pflanzen, weil ſich nach und nach in den Klüften viele Dammerde angehäuft. Der Botaniker findet hier: Spartium pilosum; Origanum vulgare; Stachys recta; Dianthus deltoidacus; Sedum acre seu rupestre; Aira canescens; Tortula muralis H. Neckera Sericea H. und Mnium crespititium H.

Die Kette von Schieferbergen wendet ſich von Linzhauſen gegen Erpel hin. Hier iſt zur Rechten der Erpeler Ley, oder der Leyberg. An demſelben erhebt ſich eine ſteile Baſaltwand, die ſich vor allen ähnlichen am Rheinufer auszeichnet. Der unterſte Theil beſteht aus etwas unförmlichen, fünf und ſechsſeitigen Prismen, die völlig ſeiger fallen. Sie enthalten viele glasartige, hellgrüne Puncte, Chryſolithkörner. Der obere Theil der Wand iſt ſonderbar gruppirt. Die Prismen ſtehen hier nicht ſenkrecht, ſondern divergiren zu beyden Seiten. Die Klüfte zwiſchen den Baſaltblöcken ſind mit lockerem Thon angefüllt, doch ſcheint die ſteile Lage der Wand die Vegetation zu hindern.

Auf dieſe divergirende Baſaltgruppe folgt eine niedrige Reihe von quarzigen Thonſchieferhügeln, deren Flötze unter einem Winkel von 20° fallen, und aus Oſten nach Weſten ſtreichen. Der Thonſchiefer ſelbſt iſt hier von mancherley Abänderung. Der gewöhnliche iſt von gelblichgrauer Farbe, wegen des angeflogenen Eiſenochers, an ſich grünlichgrau, inwendig wenig glänzend, im Bruch wellenförmig-ſchiefrig, weich, etwas fettig anzufühlen, wegen ſeines Ueberzugs von Glimmer, und in parallelen Lagen mit Quarz durchzogen. An einigen Stellen nimmt dieſer Quarz ſo zu, daß er den verwitterten Thon faſt ganz verdrängt, und die Hauptmaſſe ausmacht. Humbold fand ihn von gelblich weißer Farbe, theils derb, theils in regelmäßigen Geſtalten von ſechsſeitigen, ſehr ſchmalen Säulen, die an einem Ende mit ſechs Flächen ſauber zugeſpitzt ſind, und nach verſchiedenen Richtungen auslaufen, inwendig glänzend, im Bruch grob ſplittrig, faſt muſchlich und hart.

Der Thon läuft in feinen Streifen durch den Quarz. Beyde Steinarten ſind durchlöchert und wie zerfreſſen. Die Thonerde mag ſich hier wohl in Kieſelerde verwandeln.

Dieß quarzige Schiefergebirge ſcheint ſehr wäſſerig zu ſeyn. An einigen Orten dringt das Waſſer tropfenweiſe hervor, und hier zeigen ſich ſeine Wirkungen auf die Vegetation. Alles iſt mit Conserva fontinalis und marchantia polymorpha bedeckt.

Je mehr man ſich dem Städtchen Unkel nähert, deſto mehr iſt der Thonſchiefer verwittert. Die überhängenden Flötze ſind hier und da ſo locker, daß ſie den Einſturz drohen. Die vielen Sträucher und Kräuter, welche ſie bekränzen, machen einen angenehmen Eindruck. Neckera cupressi formis H. Weissia recurvirostris H. Grimmia striata H. Lichen pertusus L. Rupestris Web. L. Saxatilis L. Olivaceus L. Caperatus und Thaelaephora hirsuta

Wild. ſind hier unter den Cryptogamiſten am häufigſten. So wie der Quarz ſich in weichen, verwitterten Thonſchiefer verliert, ſo geht dieſer nach und nach wieder in derben Thonſchiefer über. Die Flötze ſind mannichfaltig in Wellenlinien gekrümmt: an einer Stelle laufen ſie ſich von beyden Seiten tonnenlägig entgegen. Alles deutet hier auf eine unruhige Anſchwemmung der Maſſen.

Die ſo verſchiedene Richtung der Schichten wird bald wieder ebenſolig. Der Thonſchiefer ſelbſt wird feſter im Kern; der Antheil der Kieſelerde nimmt ſichtbar zu; ſeine Farbe zieht ſich vom Grauen in's Graulichtſchwarze; die Lamellen werden unmerklicher, und das ganze Geſtein naht ſich dem **Hornſchiefer** (Silex schistosus Wern.)

Auffallend iſt es, alle Baſalte von Linz bis an das Siebengebirg im Thonſchiefer zu finden. Beyde Steinarten ziehen hier ruhig und friedlich neben einander hin, und nirgends ſind Spuren von Trümmern zu ſehen, welche ein durchbrechender Lavaſtrom verurſacht haben konnte.

So wie man die angeführten Thonhügel verfolgt, naht man ſich dem kleinen Orte Unkel, der wegen ſeines Steinbruchs berühmt iſt, und Unkelſtein heißt der Baſalt an beyden Rheinufern.

Der Unkeler Steinbruch iſt für den Mineralogen eine der größten Seltenheiten des weſtlichen Deutſchlands. Collini beſuchte denſelben im J. 1771. Er fand ihn, wie ein Amphitheater gekrümmt. Er ſah die Baſaltpriſmen hier und da regelmäßig gruppirt, im Ganzen, jedoch ohne Ordnung, aufeinander gekrümmt. Einige fielen ebenſolig zwiſchen Morgen und Abend, und zeigten blos ihren obern fünf bis ſechsſeitigen, ſelten vierſeitigen Durchſchnitt. Andere waren von Mittag nach Mitternacht gerichtet; die letzten ſtanden ſeiger, ſo, daß ihre ganzen Seitenflächen erſchienen. Die Säulen waren alle regelmäßig gegliedert, und die einzelnen Glieder hatten 3 — 6 Fuß in die Länge. Den Baſalt ſelbſt beſchreibt Collini als hart und ſchwer. Am Stahle gab er wenige Funken. Schwarzer und grüner Schörl war beygemengt. Die Erdſchicht, welche über dem Baſalte lag, war gelblichgrau und ſtark mit Säuren aufbrauſend. Eben ſo die poröſe und ſchwere Lava, welche an den Seiten des Steinbruchs aufgeſchüttet war. Sie enthielt grauen Schiefer, Sand und kleine, ſchwarze Körner beygemengt, welche vom Magnete gezogen wurden. Die Baſaltpriſmen füllten damals bey weitem nur den kleinern Theil jenes großen Amphitheaters aus. In dem Rheine ſelbſt lagen, längs dem Ufer, viele ſäulenförmige Baſalte, unter denen ſich zwey beträchtliche Gruppen auszeichneten. Sie waren mit einer dichten und ſchweren Lava bedeckt.

Einige Jahre ſpäter beſuchte Humbold dieſen Steinbruch, und fand überall fünfſeitige Priſmen am Tage erſcheinen, die unter einem Winkel von ohngefähr 85° und ſeigerer fielen. Die Seitenflächen waren nach ihrer ganzen Länge entblößt, und ihre obern Enden gegen Süden gerichtet. Die ebenſoligen Baſalte, und die divergirenden, welche andere Naturforſcher früher daſelbſt bemerkt, waren gänzlich verſchwunden. Die Höhe der Baſalte, welche man zu 20 Fuß annehmen kann, ihre aufnehmende Mächtigkeit, da einige 18 Zoll und darüber breit ſind, ihre gegliederten Säulen, die Baſaltgruppen im Waſſer, alles erinnert an die berühmte Fingalshöhle auf Staffa.

Der Unkeler Steinbruch liefert Baſalte und Pflaſterſteine für die untern und obern Rheingegenden. Die gegliederten Baſaltſäulen löſen ſich rein von einander ab, da ihre Zwiſchenräume mit weichem gelben Thone ausgefüllt ſind.

Der Unkeler Baſalt unterſcheidet ſich ſehr von den andern Rheiniſchen Baſalten; er iſt von graulichſchwarzer Farbe, im Bruche uneben, von unbeſtimmt eckigen ſcharfkantigen Bruchſtücken, undurchſichtig, von lichtgrauem Strich, hart, ſehr ſchwer zerſprengbar, rauh, mager, kalt im Anfühlen und ſehr ſchwer. Was ihn am meiſten auszeichnet, iſt ſein innerer Glanz. Er iſt ſtark ſchimmernd, wegen der häufig eingemengten glasartigen Theile. Was Collini eingeſprengte Schörle nennt, ſind ächte baſaltiſche Chryſolithe, oder beſſer, Olivine.

Der Chryſolith erſcheint in den Baſalten der Unkeler Steinhöhle von lauchgrüner Farbe, inwendig überhaupt von gemeinem Glanze, aber glänzend, im Bruche muſchlig, von unbeſtimmt eckigen, aber ſcharfkantigen Bruchſtücken, ohne abgeſonderte Stücke, durchſcheinend, hart (am Stahl leicht und viel Feuer gebend), vollkommen ſpröde, mager, und nicht ſonderlich kalt im Anfühlen, auch nicht ſonderlich ſchwer.

Baſaltiſche Hornblende, die ächte Pierre de Corne, oder Roche de Corne, konnte Humbold in der Unkeler Steinhöhle nirgends bemerken. Dagegen enthalten dieſe Baſalte eine andere ſonderbare Maſſe, die nicht den Perlenmutterglanz des Zeoliths hat, ſich auch durch ihre Härte und ihr Verhalten vor dem Löthrohre gänzlich von demſelben unterſcheidet. Nach äußeren Kennzeichen iſt ſie von hellweißer Farbe, gleichlaufend faſerig, glänzend, doch von gemeinem Glanze, ohne abgeſonderte Stücke, durchſcheinend, hart, ſpröde, mager, kalt im Anfühlen, und nicht ſonderlich ſchwer. Sie iſt mit dem baſaltiſchen Chryſolith zugleich eingemengt. Herr v. Humbold glaubt daß dieſe fremdartigen Stoffe aus den Grunderden der Baſalten ſelbſt auf naſſem Wege erzeugt werden, wozu die Natur Kieſel- Kalch- Alaun- und Bitterſalzerden ſchon in Bereitſchaft findet.

Eine beſondere Merkwürdigkeit iſt, daß die Unkeler Baſalte nicht nur kleine Vertiefungen auf ihrer Oberfläche, ſondern auch in ihrem Innern, mitten in ihren regelmäßigen Prismen, 2 — 3 Zoll breite Hohlen haben, die mit dem reinſten Waſſer angefüllt ſind. Ein Gefüge von Lamellen iſt hier nicht denkbar, indem ſich ſolches Waſſer in dichten, über 20 Fuß hohen Baſaltſäulen findet.

Zwiſchen den Baſaltſäulen ſelbſt trifft man Stalactiten von beträchtlicher Große. Sie ſind ſehr dicht, und denen aus der Baumannshöhle ähnlich.

Collini und De Luc wollten hier Laven geſehen haben, Humbold konnte jedoch keine entdecken, und fand überhaupt nichts, was auf vulkaniſche Wirkungen hätte ſchließen laſſen. Unter den Baſaltprismen ſah er einen gelblichbraunen, poröſen, verwitterten Mandelſtein, der auf dem Bruche erdig, ohne Spur von Verglaſung, aber hier und da mit Eiſenocher angeflogen war. Er enthielt zweyerley Arten von Kalchſpath, eine weiße, dem Quarz ähnliche, in kleinen Stücken eingeſprengt, die andere dunkelgelb, theils derb, theils druſig kryſtalliſirt.

Der Berg, an welchem die Unkeler Steinhöhle liegt, hat übrigens nichts Merkwürdiges, und von einem Krater, welchen De Luc auf der Spitze gefunden haben will, iſt, außer einem kleinen Kothloche, nichts zu bemerken.

Außer dieſem poröſen Geſtein, außer den waſſerhaltigen Höhlungen in den Säulen, und außer den großen Stalactiten zwiſchen denſelben, zeichnen ſich die Unkeler Baſalte auch noch durch die ſchmalen Bänder von mattglänzendem Waſſerkies aus.

## Vulkaniſche Spuren bey Coblenz und Andernach.

Jenſeits Coblenz, auf dem Wege nach Andernach, findet man auf den Feldern nicht ſelten Bimsſteine von einer gelblich grünen Farbe. Unter der Erde trifft man bisweilen auch kleine Lagerſtätten von ſolchen Bimsſteinen. In Andernach ſieht man häufig Baſaltſäulen, welche, ſtatt der Bänke, neben den Hausthüren liegen. Auch werden ſie hier zu Eckſteinen angewendet. Einige derſelben haben zwey Fuß im Durchſchnitt. Vor den Thoren dieſer Stadt, längs dem Rhein, iſt der Traß häufig. Dieſer Traß wird in der Nähe von Andernach, zu Pleitt, Crez und Crufft, ſüdweſtlich von der Stadt gegraben; nordweſtlich bey Tännenſtein: bey Brühl gegen Norden. Alle dieſe Oerter liegen nicht weit auseinander.

Bey den Dörfern Niedermennich und Lattenheim, und bey der kleinen Stadt Meien findet man jene Steinarten wieder.

Dasjenige, was man Traß nennt, iſt in dieſer Gegend bekannter unter dem Namen Tuffſtein oder Duckſtein. Der letzte iſt von Crez, Pleitt und Crufft. Man findet ihn auf dem ebenen Felde, 10 — 14 Fuß tief unter der Oberfläche. Das Erdreich, worunter der Traß liegt, bringt viel Korn hervor. Man macht auf den Aeckern ein Loch in Form eines Trichters, die aufgeräumte Erde wird um dieſe Oeffnung herum gelegt, und wenn man auf den Traß gekommen iſt, läßt er ſich leicht mit Schießpulver ſprengen. Man haut davon mit einem Stoßeiſen oder mit einem Schlegel herunter, in unregelmäßigen und in viereckigten Stücken, die den Ziegelſteinen gleichen, und dieſe werden entweder an der Stelle verkauft, oder an den Rhein gebracht. Iſt man in eine Tiefe gekommen, wo der Traß aufhört, ſo wird die Oeffnung wieder zugeworfen, und der Acker von neuem beſtellt.

Dieſer Traß iſt ein Produkt, das, ſeiner Feſtigkeit nach betrachtet, weder Erde noch Stein iſt. Er iſt porös und leicht. Wenn er dürre geworden, und man mit dem Finger über einen ſeiner Brüche wegfährt, ſo giebt es einen Schall, welches eine Wirkung ſeiner Poroſität iſt. Legt man ihn ins Waſſer, ſo bringt er ein Geräuſch hervor. Seine Theile ſind zuſammenhängender, als die Theile der Erde, gleichwohl aber hat er weder die Schwere, noch die Härte und das Gewebe eines Steins. Je poröſer er iſt, deſto beſſer iſt er zum Gebrauch. Seine Farbe iſt grau, bald lichter, bald dunkler. Oft nimmt er eine etwas gelbe Farbe an, oft eine braune, zumal wenn er friſch ausgegraben iſt. Mit Säuren brauſt er nicht auf. Das Merkwürdigſte am Traß, und was auf vulkaniſchen Urſprung deutet, iſt, daß in ſeiner Vermiſchung eine Menge von Körpern vorkommen, die eine Wirkung eines unterirdiſchen Feuers ſind. Sie iſt mit weißen und oft braunen Bimsſteinen von einer mäßigen Konſiſtenz in bald größern, bald kleinern Stücken angefüllt. Dieſer Bimsſteim iſt die vorzüglichſte Subſtanz, die ſich in der Vermiſchung dieſes Traſſes befindet. Manchmal trifft man in dieſer Subſtanz Höhlungen, die mit einer gelben Erde angefüllt ſind, welche die Arbeiter gelbe Blumen nennen. Dieſe gelbe Erde, obgleich zerreiblich, ſcheint dennoch ein poröſer Gewebe, wie Bimsſtein, zu haben. Herausgezogen und getrocknet, verwandelt ſie ſich in Pulver.

Man bemerkt auch unter der Vermiſchung des Traſſes zerbrochene Stücke von ſchwarzbraunen Schlakken, die voll kleiner, runder und leerer Poren ſind; Stücke von einer grünlichen Verglaſung; blaue Verglaſungen in kleinen, ſehr dünnen Körnern, die man mit einem Vergrößerungsglas unterſuchen muß.

Man ſieht hier auch kleine, zerbrochene Stücke von grünlichem Schiefer, und zartem Thonſtein, der rothbraun iſt, und einen weißen Glimmer bey ſich führt. Man bemerkt dabey Körner von weißem dunkeln Quarz, welcher am Stahl Feuer giebt, und Stückchen von braunen, quarzartigen oder thonigten Steinen, die grün oder blau ſind. Man entdeckt hier ferner einige kleine Lamellen eines ſchwarzen Glimmers, und mitunter Schörl in kleinen Faſern, oder in kleinen ſchwarzen Kryſtallen, die rund und vielſeitig ſind. Auch findet man ſchwarze Körner ohne Form, von einer eiſenhaltigen Subſtanz, welche der Magnet anzieht, und Spuren von einer Lava, die ſchwarz und ſchwer iſt, durchdrungen von einer Menge noch ſchwärzerer Schörlkryſtallen, welche wie Steinkohlen glänzen.

Die Erde, worin der Traß liegt, und welche dem Acker zur Grundlage dient, iſt ein feiner, hellgrauer Thon; getrocknet und ins Waſſer gelegt, erweicht er ſich mit einem Geräuſche.

Im Handel verkauft man den Traß nach dem Maaſe. Er wird in Mühlen, welche Traßmühlen heißen, zu Pulver gemacht, und hernach mit Kalk und etwas Waſſer vermiſcht. Daraus entſteht ein Mörtel, der an der Luft ſehr hart wird, und kein Waſſer durch läßt.

Collini u. a. halten dieſen Traß für ein vulkaniſches Produkt. Crez, Pleitt, Crufft u. a. Orte, wo er gegraben wird, liegen nahe bey zwey einzelnen Bergen, und ganz um ſie herum. Dieſe Berge ſind unfruchtbar, kahl, von einem rothen Erdreich, und haben nur einiges Gebüſch. Vielleicht daß einer oder beyde Vulkane waren. Auf dem Felde gegen Niedermennich ſcheint ſich der Traß zu verlieren, auch iſt hier der Acker weniger fruchtbar. Doch erſcheinen auch hier noch vulkaniſche Spuren. Der Weg iſt ſchwärzlich und ſandigt. Dieſer Sand beſteht aus grauen zerfallenen Schieferſteinen, und iſt mit kleinen, dünnen, gebrochenen Stücken verſchiedener Steine vermiſcht, mit kleinen, zerbrochenen Stücken durchſichtiger Verglaſungen, welche weiß, himmelblau, grün, meiſtentheils aber gelb waren, mit einer zahlreichen Menge ſchwarzer Eiſenkörner, die der Magnet zieht, und mit einigen Stücken kleiner ſchwarzen prismatiſchen und runden Schörlkryſtallen.

Dieſe Verſchiedenheit von Verglaſungen verſchiedener Farben, dieſer Schörl, dieſe Menge von Eiſenkörner, die man unter Schieferſtücken auf einer Ebne findet, ſcheinen ebenfalls Producte eines feuerſpeyenden Bergs zu ſeyn.

Das Dorf Niedermennich iſt wegen ſeines Steinbruchs bekannt. Dieſer Stein hat den Namen des Dorfs erhalten. Es liegt dieſes Dorf auf einer Höhe gegen Norden, wo es von höheren Bergen umgeben iſt, und hinter dieſen Bergen iſt die Abtey Lach. Einer von dieſen Bergen iſt mit einem Walde bedeckt.

Der Mennichenſtein iſt derſelbe, den man ſo häufig in Coblenz und Andernach bemerkt, wo die Thüren- und Fenſtergeſtelle daraus verfertigt werden. Die Häuſer des Dorfs ſind alle davon erbaut. Die Höhlungen, die Löcher, die Poren dieſes Steins, ſeine ſchwärzliche oder dunkelgraue Farbe, machen ihn zu einer rauhen Subſtanz, die an den Wohnungen dem Auge unangenehm auffällt. Häufig wird er auch zu Mühlſteinen gebraucht, und taugt dazu vortrefflich. Dieſe Mühlſteine gingen ſonſt in großer Zahl nach Holland, England, Preußen und andere nördliche Länder.

Die Bearbeitung der Steinbrüche geſchieht durch Stollen, die an den Seitentheilen der Erhöhung ausgehauen werden, um in das Innere der Erde hineinzuführen. Der Eingang iſt enge und mit Stufen verſehen. Die Stollen ſind mit Steinen allenthalben bekleidet, um die obere Erde feſt zu halten, und dieſe Bekleidung hindert eine Unterſuchung der Erdlagen. In der Tiefe des Bruchs findet man große Gewölbe, die durch Pfeiler unterſtützt werden.

Der Stein, der hier gebrochen wird, hat alle Kennzeichen einer Lava; er iſt voller Poren und Löcher, die meiſt rund und ovalrund ſind; einige ſind länglicht, und dieſe Poren und Locher durchdringen die ganze Maſſe. Der, welcher die meiſten Poren hat, wird vorgezogen. Da es eine hohle Subſtanz iſt, ſo iſt ſie auch nicht allzuſchwer, und giebt beym Anſchlagen einen Klang. Die Farbe des Steins iſt bleichſchwarz, und fällt etwas ins Graue. Am Stahle giebt er Funken. In ſeiner Vermiſchung findet man Verglaſungen von grüner und weißer Farbe, rothbraune Schlacken, einige ſehr dünne, abgebrochene ſchwarze Schörlkryſtallen, und grauen oder weißen Bimsſtein. Sandigte Theile ſcheinen die Grundlage dieſes Steins zu ſeyn.

In dem Grunde des Steinbruchs, unter dem Stein, der gebrochen wird, iſt ein Bette von dichter Lava, die ſehr hart iſt, und welche die Arbeiter mit ihren gewöhnlichen Werkzeugen nicht ablöſen können. In den obern Lagen über dieſem Steine, und in einer Tiefe von 15 Klaftern, findet man eine braune, leichte, löcherigte und poröſe Schlacke, die, in Anſehung ihres Gewebes, einem wurmſtichigen Holze ähnlich ſieht, oder auch einem Weſpenneſte. Die Zuſammenfügung ihrer Theile iſt feſt, ſie vereinigt ſich leicht mit dem Kalk, und man braucht ſie bey Erbauung der Keller, und zum Ausmauern der Gefache an den Gebäuden.

Dieſer Stein findet ſich jedoch nicht blos zu Niedermennich, er breitet ſich auch auf anderthalb Stunden und darüber gegen Mittag aus, zwiſchen Kottenheim und Meyen. Hier liegt er nicht ſo tief, als bey Mennich. Eine Stunde von dem letzten Ort, gegen Norden, und gegen der Abtey Lach, iſt ein Ort, welcher Bell heißt, und in deſſen Nähe man noch eine Gattung von Traß findet, deſſen Urſprung vulkaniſch ſcheint. Man findet ihn unter der Erde, wie den Traß bey Pleitt. Er beſteht aus einer Vermiſchung von kleinen Stückchen Stein, von Blättern eines weiſen oder ſchwarzen Glimmer, und von einigen ſchwarzen Körnern, die der Magnet anzieht. Bimsſtein iſt in ſeiner Vermiſchung nicht, wohl aber die gelbe, zarte und poröſe Subſtanz, der man in Pleitt den Namen gelbe Blume giebt, und welche man für Eiſenocher halten könnte. Eins der Hauptkennzeichen dieſes Steins iſt, daß er durchaus mit kleinen runden Punkten einer ſchneeweißen und ſehr feinen Erde beſprengt iſt, und der Gewalt des Feuers widerſteht. Wenn man ihn aus der Erde nimmt, läßt er ſich ganz bequem in viereckigte Stücke und in lange

Tafeln ſchneiden, und eben ſo laſſen ſich die Oberflächen eben und glatt machen. **Collini** brachte ein Stück eines dergleichen Steins unter einen hohlen metallenen Spiegel; das Feuer brannte bald ein Loch in den Stein, und verwandelte ihn in eine glaſigte, ſchwarze und glänzende Schlacke, um welche herum die Subſtanz röthlich wurde.

Die ganze Gegend um Andernach und bis Bonn iſt voll Schieferberge. Bey dem Dorfe **Fornich**, ¾ Stunden von Andernach, erhebt ſich ein Berg mit Baſalten, die meiſt vertikal liegen. Oben über dieſer Subſtanz, gegen den Gipfel des Bergs zu, zeigt ſich eine Lava. Stücke dieſer Lava findet man oft zerſtreut im nahen Felde. Dieſe Lava iſt hier ohne beſtimmte Form, ſchwer, hart, feſt, ſchwärzlich, und mit ſchwarzen Schörlkryſtallen ſo wie mit einer Menge weißer, brauner oder ſchwärzlicher Glimmerblätter angefüllt. Am Stahle giebt ſie einige Funken. In den zerbrochenen Stücken entdeckt man auch Schlacken.

Von **Fornich** bis **Sinzig** findet man überall Grenzſteine und Eckſteine von Säulenbaſalt. Auch die Brücken ſind zum Theil davon gebaut. Zu Sinzig iſt er ganz gemein. Stücke von Baſaltſäulen liegen vor den Häuſern, und das Ufer des Bachs, der durch das Städtchen fließt, iſt damit beſetzt.

Vor Sinzig, den Rhein abwärts, werden die Spuren des Baſalts immer häufiger. Zu Rhymagen, eine Stunde von Sinzig, ſind die Straßen damit gepflaſtert, und Brücken und Häuſer davon aufgebaut. Dreyviertel Stunden von da, Unkel gegenüber, iſt ein Berg voll Baſaltſäulen. Der niedere Theil des Bergs, der ſich auf die Hauptſtraße ſenkt, iſt mit Weinreben bepflanzt; der Rücken und die Spitze tragen Buſchwerke, und von der Heerſtraße aus ſind die Baſalte unſichtbar. Beſteigt man aber den Berg, ſo öffnet er ſich wie ein Amphitheater. In dieſem Abſchnitte ſieht man von einer Entfernung zur andern große Baſalthaufen, die horizontal von Morgen gegen Abend und in die Erde eingeſenkt liegen, ſo daß von außen blos die eine Ecke der Säule zu ſehen iſt. Die verſchiedenen länglichten Seiten einer jeden Säule ſchließen ſich genau an eben ſo viele gleiche Seiten anderer Säulen, ſo, daß man ſie leicht von einander trennen kann.

Dieß iſt das Ausſehen dieſes Baſaltbergs beym erſten Anblick. Betrachtet man ihn jedoch genauer, ſo ſieht man bald, daß in der Lage der Säulen keine feſte Ordnung herrſcht. Unter den verſchiedenen Haufen giebt es welche, die ſich mehr oder weniger horizontal neigen. Die zwey Spitzen der Säulen ſind nicht immer von Oſten nach Weſten gelegt, ſondern haben zum Theil eine entgegengeſetzte Richtung.

Dieſe Säulen ſind ſchwarz, ſehr hart, und von einer anſehnlichen Schwere. Mit Mühe erhält man durch wiederholte Schläge einige Funken. In ihrer Vermiſchung findet man kleine, glänzende Schörlkryſtalle, welche noch ſchwärzer ſind als der Stein ſelbſt. Auch giebt es darunter gelbe und grüne Schörlkryſtalle. Die Prismen haben meiſt 5 ungleiche Ecken. Ihre Stärke iſt verſchieden, einige haben im Durchmeſſer 10 Zoll, andere 2 Schuhe und darüber. Auf ihrer Oberfläche bemerkt man bisweilen kleine, viereckigte Höhlungen, welche wahrſcheinlich Kies oder Kryſtalle enthielten.

Außer dieſen Säulen findet man in dieſen Bergen eine ſchwere Lava, ohne Form, mehr oder weniger durchlöchert, und in Stücken, deren Oberfläche abgerundet oder kugelförmig iſt. Auch ſieht man hier eine Art ſchwarzer Schlacken, die in einer ſehr dünnen Lage von einer kalkartigen Subſtanz eingeſchloſſen ſind, welche weiß oder gelb, und dann und wann kryſtalliſirt iſt.

Die Erde, welche dieſe Baſaltſäulen und dieſe Lava unmittelbar bedeckt, iſt von grauer, und ein wenig in das Gelbe fallender Farbe; mit Scheidewaſſer gährt ſie ſtark auf; mit gewöhnlichem Waſſer vermiſcht, iſt ſie überaus zähe und klebricht. Sie iſt mit Fragmenten verſchiedener Steine von allerley Farben angefüllt, ſonderlich mit grünlichem Schiefer, etwas Sand und einigen ſchwarzen Körnern, die der Magnet anzieht. Dieſe Produkte finden ſich überall in der Gegend von Andernach bis Oberwinter. Collini ſchließt aus der ungeheuren Menge von Schiefer in dieſen Gegenden, daß dieſe Baſalte aus geſchmolzenem Schiefer entſtanden ſeyen.

Die Baſaltſäulen erſtrecken ſich hier unter der Erde bis in den Rhein. Dieſer Berg ſenkt ſich in den Rhein, und bey niedrigem Waſſer erblickt man die horizontalen Abſchnitte der Säulen im Flußbette.

# Rückreiſe von Coblenz über die Bäder.

Den Rhein aufwärts zu fahren, iſt etwas langweilig. Einen neuen und reichen Genuß kann ſich aber der Reiſende verſchaffen, wenn er vom Thal Ehrenbreitſtein aus den Weg über die Bäder nimmt. Man kann hier zwey verſchiedene Wege einſchlagen: Ich will ſie hier beyde angeben. Vor allem iſt aber nöthig, einen Blick auf das Taunusgebirge zu werfen, welches mit ſeinen drey Aeſten an den Rhein, den Mayn und die Lahn hervortritt, und deſſen Schooß eine große Menge von Geſundbrunnen und Bädern entquillt.

Jenſeits Homburg vor der Höhe, 4 Stunden von Frankfurt, fängt dieſes Gebirge an, bildet dort einige der größten Erhöhungen deſſelben, den Feldberg und Altking, zieht gegen Wiesbaden herab, nachdem es bey Hochheim unterbrochen worden, am Schlangenbade vorüber, und endigt bey

Ehrenbreitſtein. Der Kern des Gebirgs iſt die Thonwacke. Man findet in ſeinem Innern Eiſen, Kupfer, Blei und Silbererze, dieſe letzte mit Arſenik und Schwefel, und gewöhnlich mit Kupfer, Blei und Eiſen verbunden. Die Römer gruben hier ſchon nach Silber. Auch trägt die ganze Bergkette Spuren ihres ehemaligen Aufenthalts daſelbſt. Darunter gehören beſonders die Reſte gepflaſterter Heerſtraßen und die Fragmente des Pfahlgrabens. Die Spuren des gepflaſterten Wegs zeigen ſich noch bey Homburg: von der Saalburg (einem Römerkaſtelle) zieht ziemlich weit eine Römerſtraße durch die nahen Waldungen; auch im Felde bey Homburg. Von der Saalburg ſcheint dieſe Straße eine direkte Verbindung mit Hadernheim gehabt zu haben, wo Hadrians feſtes Lager ſtand. An den Seiten dieſer Heerwege hat man zu verſchiedenen Zeiten Denkſteine und Graburnen ausgegraben. Die Denkſteine enthalten die Namen der Offiziere, welche bey dieſem Straßenbau die Aufſicht hätten.

Der Pfahlgraben, deſſen Anfang man bey Braubach findet, und den man über Schwalbach und Wiesbaden, über den Hang des Feldbergs und das ganze Gebirg verfolgen kann, erſtreckt ſich bis Butzbach, Hungen, und zog ſich bis an die Ohm in Heſſen. Dieſe militäriſche Linie beſtand aus einem tiefen

Graben, der jetzt großentheils verflächt iſt; an den Graben lehnte ſich eine Bruſtwehr, mit Palliſaden beſetzt.

An vielen Orten, ſowohl auf dem Gebirge, als auch längs dem Rheine, z. B. bey Biberich, wurden zu verſchiedenen Zeiten Grabmähler, Sarkophage, Münzen und andere Monumente aus der Römerzeit entdeckt. Die größte Menge von Grabhügeln fanden ſich aber in nicht ſehr großer Entfernung von Wiesbaden, im Walde, ohnweit des Kloſters Klarenthal und bey der Faſanerie; zu beyden Seiten der Straße, welche nach Bleidenſtadt führte, und auch in der Gegend von Dozheim.

So hiſtoriſch intereſſant dieſes Gebirge iſt, eben ſo muß man ſeinen Reichthum an Produkten und Naturſchönheiten bewundern. Wohl gegen 20 Bäder und Geſundbrunnen haben im Taunus ihre Quelle, und vertheilen ſich in die Rhein- Mayn- und Lahngegenden. Die bedeutendſten findet man auf dem Wege, den man von Coblenz nach Frankfurt und der Bergſtraße zurück macht. Vom Thal Ehrenbreitſtein beginnt der Landweg. In zwey Stunden hat man Ems erreicht, das Embasis oder Amasia der Alten, in ſchöner, freundlicher Lage. Es ſind hier 6 Quellen, das Kränchen, der Keſſelbrunn, die Bulenquelle, der Wappenbrunnen, der Königsborn und das Neubad. An Wärme ſind ſie verſchieden, und dieſe ſteigt von 90 bis zu 120° Far. Ihre Hauptbeſtandtheile ſind kaliſches Salz, Kalkerde und kohlenſaures Gas. Der Eiſengehalt iſt nicht bedeutend. Von dem Königsborn werden jährlich ohngefähr 50000 Krüge ausgeführt. Die Kurgäſte finden hier alle Bequemlichkeit. Die Umgebungen ſind zum Theil dichteriſch. Die Lahn fließt hier zwiſchen Bergen und Steinklippen hin, und bewäſſert anmuthige Wieſenthäler und blühende Auen.

Nahe den Bädern liegt der Flecken Ems, ehemals eine Stadt, mit einer alten, ſchönen Kirche.

Von dieſem Bade aus beſucht man die alte Burg Naſſau, auf einem Fels, am linken Lahnufer gelegen, die in ihren Ruinen ſo mahleriſch und bedeutungsvoll daſteht. Dieſem zerſtörten Schloſſe gegenüber, an einem Felsrücken, hängen die Ruinen von Stein, das alte Stammhaus der Freyherren von Stein.

Von Ems wandelt man durch eine herrliche Gegend nach den Hellquellen von Geilnau, Fachingen und Selters. Der Weg geht über Dauſenau, ein Städtchen mit einem Sauerbrunnen, und Naſtetten, wo der Mühlbach in die Lahn einfließt. Dieſes Landſtädtchen hat eine freundliche Lage, und einige ſchöne Landhäuſer.

Jetzt erreicht man das alte Schloß Naſſau, von welchem ſchon oben die Rede war. Es liegt am linken Lahnufer, auf einer Felſenkuppe, und iſt das Stammhaus der alten Grafen von Naſſau. Auch hier iſt eine Mineralquelle. Unten am Berge ſtehen etliche Höfe und Häuſer.

Der Burg Naſſau gegenüber, am rechten Ufer, breitet ſich der Flecken Naſſau aus. Ein Graf von Laurenburg, den die Fährte eines Hirſches in dieſes wildromantiſche Thal brachte, ſoll den Ort erbaut haben. Vor dem 30jährigen Kriege war hier eine ſchöne ſteinerne Brücke über die Lahn. Jetzt ragen nur noch einzelne Pfeiler davon aus dem Waſſer hervor.

Von Naſſau kömmt man nach Katzenelnbogen, ein Schloß und Flecken, an dem Dürſtbach. Das Schloß, der Stammſitz der uralten Grafen von Katzenelnbogen, von welchen die Heſſiſchen Häuſer abſtammen, iſt noch ziemlich erhalten, und erinnert durch ſeinen Namen an einen den Römern furchtbaren Deutſchen Volksſtamm, die Katten. Die Ausſicht von oben iſt trefflich, und die ganze Umgebung im ſchönſten Landſchaftsſtyl. Am Fuße liegt der Flecken gleichen Namens.

Nicht weit von da erheben ſich auf einer hohen Bergſpitze die Ruinen der Burg Langenau, welche

1356 zerſtört worden. Unten liegt das Dörfchen Langenau.

Man erreicht jetzt das nahe Pfarrdorf Oberhofen, mit ſeinen ergiebigen zwey Bergwerken. Das eine, die Luiſen-Zeche, hat Silber, Kupfer, Blei und Silberglätte. Das andere, die Neuborner Zeche oder Grube, liefert gleichfalls Silber, Kupfer und Blei, und hat auch ein Kobeltwerk.

Die Gegend gewinnt jetzt immer eine neue Schönheit.

Man kommt nach Arnſtein, zwey Stunden von Naſſau. Dieſe ehemalige Prämonſtratenſerabtey liegt auf einem hohen Felsberge, und war anfänglich der Sitz eines gräflichen Geſchlechts. Graf Ludwig von Arnſtein, der Letzte ſeines Stammes, hatte ſieben Töchter und keinen Sohn. Nachdem er dieſe verheurathet, und einen Theil ſeiner Beſitzungen unter ſie vertheilt hatte, machte er im J. 1139 aus ſeiner Burg ein Kloſter, beſchenkte daſſelbe mit einigen Dörfern, Höfen und Gerechtigkeiten, und ernannte einen Mönch, Namens Gottfried, zum erſten Abt. Er ſelbſt begab ſich in dieſes Kloſter, wo er noch 10 Jahre lebte. In der Kirche iſt ſein Grabſtein.

Ueber das Dörfchen Polseich führt der Weg jetzt nach dem Städtchen Holzapfel, in der Grafſchaft gleiches Namens. Das Schloß war der Wohnſitz der Grafen von Naſſau, ehe ſie Naſſau erbauten, damals hieß die Grafſchaft die Eſterau, und erhielt ihren ſpätern Namen, während des 30jährigen Kriegs, durch den General von Holzapfel, der ſie einige Zeit beſeſſen. Nahe bey Holzapfel iſt Charlottenburg, eine Waldenſer Colonie.

Nach einer halben Stunde von da kommt man zu den Ruinen von Laurenburg, auf einem Berggipfel, dem Sitze eines erloſchenen Dynaſtengeſchlechts. Von da geht es über Scheid nach Geilnau, deſſen Geſundbrunnen ſchon in frühern Zeiten berühmt war. Er gerieth nachher in Vergeſſenheit, wird aber ſeit 1809 wieder ziemlich beſucht, und beſonders ſtark ausgeführt.

Von Ems iſt Geilnau 5 Stunden entlegen, und von da iſt es noch 1 Stunde bis Fachingen. Die Lahn wendet ſich jetzt gegen Schaumburg hin, einem ſchönen, herrlich ſituirten Bergſchloſſe, welches eine kleine Beſatzung hat. Die Ausſicht von da iſt vortrefflich. Unten am Berge liegen einige Höfe.

Nicht weit von Schaumburg trauern auf einem Berge, am linken Ufer, die Ruinen von Balduinſtein. Erzbiſchof Balduin von Trier erbaute dieſes Schloß im J. 1325. Unten am Berge liegt ein Dorf, bey welchem ſich ſchöne Marmorbrüche befinden. Zwiſchen dieſem Dorfe und dem Dorfe Hauſen ſind anſehnliche Eiſengruben.

Es iſt von da noch eine kleine Strecke bis **Fachingen**. Die Quellen von Fachingen wurden erſt 1745 entdeckt. In ſeinen Beſtandtheilen iſt dieſes Waſſer dem von Selters ähnlich. Es hat weniger muriatiſche Sode, aber mehr reines Kali, Eiſen und kohlenſaures Gas. Das Fachinger Waſſer iſt auch als Getränke äußerſt angenehm, beſonders wenn es mit Wein und Zucker oder mit Milch gemiſcht wird. Zumal ſchätzt man daſſelbe als Mittel gegen Schwindel, Trägheit, Kopfſchmerz und andere Nachwehen der Unmäßigkeit. Es hält ſich Jahrelang, und iſt darum auch in Rußland, in Oſtindien, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ſehr geſchätzt. Auch iſt es leichter denn die meiſten übrigen Mineralwaſſer zu vertragen, und die Aerzte empfehlen es hauptſächlich gegen Verſchleimungen, Hämorrhoidal- und Griesbeſchwerden.

Die Umgebungen von Fachingen ſind ſchön und mannichfaltig. Oberhalb fließt die Aar in die Lahn. Nach 1½ Stunden erreicht man

**Schwalbach**, auch Langenſchwalbach genannt, in einem ſchönen Waldthale. Seinen Namen ſoll dieſer Flecken von den vielen Schwalben und Bächen haben. Der Ort theilt ſich in Ober- und Niederſchwalbach. Dieſes liegt in einiger Entfernung von den Heilquellen, deren 14 an der Zahl ſind, die hier aus der Erde hervorſprudeln. Mitten im Flecken ſteht der

Lindenbrunnen, der häufig von den Einwohnern als gewöhnliches Waſſer getrunken wird. Etwas weiter hinunter rauſcht der Brodelbunnen, alſo genannt, weil er mit einem Geräuſche, gleich dem eines kochenden Waſſers, aufwallt. Er iſt dabey ſo kühl, als die friſcheſte Bergquelle, über 9 Fuß tief und 3 Fuß breit. Ein Ablauf iſt nicht ſichtbar. Das Waſſer ſickert augenblicklich wieder in den Boden ein.

Auf dem Wege nach dem Schlangenbad iſt der Stockbrunnen. Hinter dem Schloſſe, auf der Wieſe, iſt eine Quelle, welche einen Hautausſchlag verurſachen ſoll.

Unter allen Quellen Schwalbachs ſind der Weinbrunnen und der Stahlbrunnen die vorzüglichſten. Der Weinborn (aquae vinariae) entſpringt, nahe dem Wege nach Wiesbaden und Schlangenbad, auf einer Wieſe, wohin von der Straße ein Schattengang führt. Die Farbe iſt kriſtallhell, der Geſchmack weinartig, daher ſein Name. Er giebt in einer Stunde 9 Rhein. Ohm (die Ohm zu 80 Maas) Waſſer. Jährlich werden ohngefähr 250000 Krüge davon verſendet.

Die Beſtandtheile des Weinbrunnens ſind muriatiſche Kalkerde, Bittererde, ſchwefelſaure und muriatiſche Sode, Kieſelerde, Thonerde, kohlenſaures Eiſen, kohlenſaures Kali und Bittererde. Eine Allee dient den Kurgäſten zum Spaziergang, und einige Gebäude ſchützen gegen Sonne und Regen.

Der Stahlbrunnen ward erſt 1740 entdeckt. Er giebt in einer Stunde 5 Ohm Waſſer, und die jährliche Verſendung beträgt oft bis 150000 Krüge. Die Beſtandtheile ſind im Ganzen wie beym Weinbrunnen, doch iſt die ſpecifiſche Schwere verſchieden. Der Gehalt an fixen Mineralien iſt geringer.

Der Brodelbrunnen wird blos zum Baden angewendet. Einige hundert Schritte vom Flecken fließt noch eine Quelle, die Quelle von Born genannt. Sie iſt vortrefflich, und wird auch ſeit 30 — 40 Jahren häufig getrunken.

An freundlichen Spaziergängen fehlt es hier nicht. Angenehm und beſucht ſind die Wege nach dem Ehrbaum, nach dem Schönbaum, und nach dem Wieſenbrünnchen. Ein dreyfaches Echo wird ebenfalls häufig beſucht.

Intereſſanter noch ſind die Ausflüge nach Adolfseck und Hohenſtein.

Adolfseck iſt eine Burgruine mit einem Flecken an der Aar. Das Schloß liegt auf einem hohen, abgerundeten Berge, in wilder Umgebung. Erbauer war Graf Adolf von Naſſau, ehe er Kaiſer wurde. Der Schloßgraben war in den Fels eingehauen, und das Schloß rings mit Fiſchweiher umgeben. Noch im Jahr 1695 ſtand es bewohnbar da, iſt aber ſeitdem zerfallen. Am Fuße liegt ein Flecken gleiches Namens, meiſt von Wollenwebern bewohnt. Nahe dabey ſtand eine zweyte Burg, Adolfslück, von einem Enkel Kaiſer Adolfs erbaut, aber auch von dieſer ſind nur noch Trümmer übrig.

Von Adolfseck ſind es zwey Stunden bis Hohenſtein, einem Bergſchloſſe an der Aar. Seinen Namen erhielt es wahrſcheinlich von dem hohen Fels, auf welchem es ſich erhebt. Im 30jährigen Kriege ward es zerſtört. Eine Zeitlang diente es noch zur Wohnung des Beamten, jetzt iſt aber nur noch einzelnes Gemäuer davon übrig.

Die Lahngegenden ſind nicht nur reich an mahleriſchen Schönheiten, man trifft auch eine Menge meiſt zerfallener Burgen zu ihren beyden Seiten an, die noch die Namen großentheils ausgeſtorbener Geſchlechter bewahren. Zwey Stunden von Hohenſtein, nahe der Aar, liegt die Burg Schwalbach mit dem gleichnamigen Flecken. Das Schloß wurde von Wilhelm, Graf von Katzenelnbogen im J. 1371 erbaut. Es iſt noch nicht ganz zerſtört, doch erinnert manches an ſeine vergangene Pracht.

Eine Stunde weiter, in dem Walde, der die Fuchshöhle heißt, erhebt ſich die alte Burg Hollenfels mit ihren mächtigen Thürmen. Ritter Daniel von Langenau ſoll ſie im 11ten Jahrhundert erbaut haben. Die Lage iſt vortrefflich, und die Ausſicht von den Zimmern eine der reichſten und weiteſten.

Noch intereſſanter iſt das weiter hinauf liegende Schloß Aarteck, eine Stunde von Diez, welches wahrſcheinlich Römiſchen Urſprungs iſt. Es werden hier nicht nur oft alte Münzen gefunden, ſondern im Gemäuer ſieht man auch noch Bildwerke in erhabener Arbeit, die eine nähere Unterſuchung verdienten.

Von Schwalbach, welches ſich auch noch durch treffliche Bewirthung in den Gaſthäuſern, billige Preiſe und Gutmüthigkeit ſeiner Bewohner auszeichnet, ſind es kaum 2 Stunden bis Schlangenbad.

Ein krankes Rind entdeckte dieſes Bad vor ohngefähr 200 Jahren. Es ſonderte ſich jedesmal von der Heerde, und mit Verwunderung fand es der Hirt bey einer warmen Quelle, an welcher es Geneſung ſuchte und erhielt. Landgraf Moriz von Heſſen ließ die Quelle faſſen.

Die Lage von Schlangenbad iſt wahrhaft romantiſch. Es liegt in einer einſamen Waldgegend, wo die Natur in ihren einfachen Reizen zum Gemüthe des Wallers ſpricht. Wer großes Geräuſch nicht liebt, und mehr den Frieden und die Stille des Landes ſucht, als Spiele und Bälle und andere Badvergnügungen, der wird hier ſeine Rechnung finden.

Der Wärmegrad des Waſſers iſt 22° Réaumür. Im Geſchmacke unterſcheidet es ſich nicht von gewöhnlichem Trinkwaſſer. Thon- und Talkerde ſollen ſeine Hauptbeſtandtheile ſeyn, doch iſt kaum zu vermuthen, daß es ohne alle Beymiſchung mineraliſcher Beſtandtheile ſey.

Für die Kurgäſte iſt hier gut geſorgt. Die Wohnungen, der Tiſch, die Weine, alles verdient Empfehlung. Die Bäder ſind ſehr angenehm, zum Theil von Marmor, und werden äußerſt reinlich gehalten, was nicht von allen Bädern geſagt werden kann.

In nicht großer Entfernung vom Schlangenbad liegt Selters, einer der berühmteſten Geſundbrunnen Deutſchlands. Die Quelle ſprudelt auf einem Gebürgrücken hervor, in einer wilden, aber ſchönen Gegend. Der Ruf dieſer Quelle iſt nicht alt. Noch in der Mitte des 18ten Jahrhunderts bezahlte der Pachter jährlich 2 fl. 20 kr. Rhein.; nach einiger Zeit 5 fl. Zwanzig Jahr ſpäter ſchon 1000 fl. Gegenwärtig mag der jährliche Ertrag wohl über 80000 fl. ſteigen. Für 100 große, gefüllte und verpichte Krüge werden auf dem Platze 11 fl. bezahlt.

Das Selterwaſſer iſt von Natur ſehr klar, trübt ſich aber leicht, und verdirbt eher, als andere mineraliſche Waſſer, wenn es nur kurze Zeit der Berührung der Atmoſphäre ausgeſetzt iſt. Sein Geſchmack iſt höchſt angenehm, indem das Laugenhaſte durch den hervorſtechenden Geſchmack der muriatiſchen Sode gemildert, und durch kohlenſaures Gas verſchmolzen wird. Uebrigens hält es ſich gut in wohlverwahrten Krügen, und wird häufig nach Indien geführt.

Seine Beſtandtheile ſind kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, kryſtalliſirtes Mineralkali, und muriatiſche Sode.

Seine wohlthätigſten Wirkungen äußert es auf die Lungen, auf das Urin- und Pfortadernſyſtem, auf zähen Schleim, den es ausſpühlt, und auf die ganze Maſſe der Säfte.

Es werden jährlich gegen eine Million Krüge gefüllt und ausgeführt.

Von Selters ſind es ſieben Stunden bis Wiesbaden. Der Weg führt über die ſogenannte Platte, einen eingedrückten Bergrücken hinter Wiesbaden, von wo man der herrlichſten Ausſicht genießt. Vor ſich hat man das weite Rheinthal mit dem glänzenden Strome, der ſich in mancherley Krümmungen von den Bergen des Schwarzwaldes herabwindet. Gegenüber breitet ſich Mainz aus mit ſeinen Thürmen; hinter Mainz erheben ſich freundliche Hügel, und weiterhin ſtrebt der Donnersberg in die Wolken. Rechts reihen ſich die erſten Dörfer des Rheingaus am Ufer hin; etwas links treten die waldigen Höhen der Bergſtraße hervor. Zur Linken zieht ſich das üppige Maynthal hin, wo Frankfurt in ſchwankenden Umriſſen erſcheint. Am Fuße des Gebirgs verſteckt ſich Wiesbaden zwiſchen Höhen.

Die Römer kannten die hieſigen Bäder, oder die damaligen mattiakiſchen Quellen (aquae mattiaccae) ſchon, auch finden ſich von ihnen noch manche Ueberreſte. So ſieht man noch Fragmente des von Druſus erbauten Kaſtells auf dem Kirchhofe, in der Metzgergaſſe und einem dabey liegenden Garten, und bey dem alten Schloßthurme.

Die Mauer begann auf dem Hügel, nördlich hinter der Stadt, durchſchnitt quer die lange Gaſſe, die Metzgergaſſe, den Graben, lief am alten Schloß, welches zum Theil auf ihren Trümmern erbaut iſt, vorbey, und endigte an der Grenze des heutigen Stadtbezirks. Ein großer Theil wurde wohl ſpäter zu Gebäuden benutzt. Ihre Höhe war 20, die Dicke 10 Fuß. Die Außenſeiten waren aus Bruchſteinen regelmäßig aufgeführt, und die Zwiſchenräume mit kleinen Steinen, zerbrochenen Ziegeln und Backſteinen ausgefüllt, zwiſchen welche, je zu 2 Fuß, Mörtel geworfen war. Das jetzt noch erhaltene Stück iſt 650 Fuß lang, und ſchließt den Kirchhof ein.

Auch Ueberreſte eines Römiſchen Bades wurden vor ohngefähr 20 Jahren entdeckt, mit den Namen der hier ſtationirten Legion, und Inſchriften, dem Apollo und Herkules geweiht.

Nicht ſo günſtig war die Zeit der alten königlichen Pfalz oder dem Saale, den die Fränkiſchen Könige in Wiesbaden erbaut, und in welchem auch Karl der Große ſich manchmal aufgehalten. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts wurde die Stelle aufgegraben; man entdeckte Mauern, Fußböden von Gyps und bemahlte Wände. Im dreyzehnten Jahrhundert ſtand dieſer Königshof noch unverletzt, und wahrſcheinlich wurde er ein Opfer des Brandes, welcher ſpäter die Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelte. Jetzt weiß man kaum die Stelle, wo derſelbe geſtanden, doch heißt die Gaſſe, welche dahin führte, noch jetzt die Saalgaſſe.

Unter den öffentlichen Gebäuden ſind wenige merkwürdig. Von dem alten Schloſſe iſt nur noch ein Fragment übrig.

Das neue Schloß, welches Graf Johann Ludwig von Naſſau gegen Ende des ſechszehenten Jahrhunderts erbaute, iſt dagegen noch gut erhalten. Am Rathhauſe, welches ſich durch mancherley heraldiſche und andere Verzierungen von außen ſehenswerth macht, iſt das Fränkiſche Wappen, 3 Lilien im blauen Felde, angebracht.

Wiesbaden hat 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Beſtandtheile ſind:

Kohlenſaures Eiſen und kohlenſaure Bitter- und Kalkerde; muriatiſche Bittererde und Soda; ſchwefelſaure Kalkerde, Thonerde und Extractivſtoff.

Der Badhäuſer ſind 23, ohne das Hoſpitalbad und das öffentliche bürgerliche Bad. Zwey (das Rebhuhn und der halbe Mond) ſind blos zur Beherbergung jüdiſcher Kurgäſte beſtimmt. Die bedeutendſten ſind: Der Schützenhof, der Adler, der Bär, der ſchwarze Bock, die Roſe und einige andere. Jedes dieſer Häuſer beſteht aus zwey Theilen, dem Wohnhauſe und Badhauſe. Die Höhe der Badgebäude iſt von 20 — 40 Fuß In den meiſten ſieht man gerade gegen das Dach, welches eine oder mehrere Oeffnungen hat, um den Dämpfen des warmen Waſſers freyen Abzug zu verſchaffen. In einem ſolchen Badhauſe ſind zehn bis dreyßig Bäder, in kleinen, verſchloſſenen Kabinetten. Der Grund iſt mit Backſteinen belegt. Der Preis an den Wirthstafeln iſt mäßig, der größere Theil der Kurgäſte läßt ſich aber das Eſſen aus einem Speiſehauſe auf das Zimmer bringen, was freylich dem geſelligen Leben Eintrag thut.

In der Stadt iſt nur Ein trinkbarer Brunnen, deſſen Waſſer jedoch beym Regen- und Thauwetter trübe und ungenießbar wird.

Einige kalte Bäche durchfließen die Stadt, und nehmen den Abfluß der warmen Quellen auf.

An Spaziergängen iſt kein Ueberfluß. Eine kleine Engliſche Anlage erhielt Wiesbaden vor ohngefähr 30 Jahren. Eine Doppelreihe von Pappeln führt zu dem Wieſenbrunnen, den wilde Kaſtanien umgeben, welcher muriatiſche und kohlenſaure Kalkerde und ſehr wenig muriatiſche Sode enthält.

Eine andere Quelle, die gleichfalls als Geneſungsmittel getrunken wird, iſt der Faulbrunnen, an der Südſeite der Stadt. Er enthält weniger an kohlenſauren Erden, iſt aber reicher an muriatiſcher Sode. Nicht weit davon fließen drey kleinere Mineralquellen.

Die Natur hat um Wiesbaden ihre Schönheiten nicht unfreygebig ausgeſtreut. Einladend ſind die Wanderungen nach dem Geisberge, nach der Faſanerie, Dozheim, Nonnenberg und Bibrich. Auf dem Geisberge hat man die reizende Ausſicht nach Mainz und den ſchönen Dörfern am Rhein. Die Faſanerie liegt in einem romantiſchen Thale, um welches ein freundlicher Hain ſich zieht. Das gegenüberliegende Klarenthal erinnert an ſeinen Stifter, Kaiſer Adolph und ſeine Gemahlin Imagina.

Bibrich mit ſeinem Schloſſe, ſeinen dunkeln Kaſtaniengängen und kühlen Springbrunnen bietet dem Spaziergänger einen angenehmen Ruhepunkt. Von dem Balkon des Schloſſes öffnet ſich eine der ſchönſten Ausſichten nach dem Oberrhein, der Bergſtraße und dem Rheingau. Die Rotunde, aus welcher man auf dieſen Söller tritt, ruht auf acht großen ioniſchen Marmorſäulen, und iſt im einfachen, edlen Styl gebaut. Der Plafond ſtellt den Olymp dar.

Der Freund des hiſtoriſchen Alterthums findet auf ſeinen Wanderungen in dieſer Gegend manches Intereſſante, denn überall noch zeigen ſich hier die Spuren des einſt weltbeherrſchenden Volkes. Des Pfahlgrabens und der Saalburg habe ich ſchon oben erwähnt. Wer die ſogenannte Heidenmauer und den gepflaſterten Weg verfolgt, der wird leicht Gelegenheit haben, Grabmähler und andere Gegenſtände zu entdecken, die aus jener früheren Zeit herrühren. Auf dem Rathhauſe der Stadt werden noch die Abſchriften vieler Inſchriften aufbewahrt, welche man in älterer Zeit gefunden. Schade, daß die meiſten Denkſteine nicht mehr vorhanden ſind.

Auch für die Geſchichte des Mittelalters [illegible] Wiesbaden nicht ganz unbedeutend. Es iſt ſchon angeführt worden, daß die Fränkiſchen Könige eine Pfalz daſelbſt hatten. Kaiſer Karl kam oft von Ingelheim herüber, und verweilte einige Zeit bey den warmen Quellen. Kaiſer Otto I. hielt ſich im J. 965 ebenfalls da auf, und unterzeichnete bey dieſer Gelegenheit einige Urkunden zu Gunſten des Bißthums Magdeburg und einiger andern Reichsſtädte. Man hat noch einige

Ueberreſte aus dieſer Zeit gefunden, unter andern einen Stein mit einer Jnſchrift, die aber nicht gehörig beachtet wurden.

Auch der Botaniker und Mineraloge wird die Umgebungen von Wiesbaden nicht ohne Gewinn beſuchen. Auf den zu Tag ausgehenden Thonwacken und einem Geſtein des umliegenden Flötzgebirgs, welches ein grünlicher, mit Kalk und Gypsſpath gemiſchter Gneus iſt, ſieht man die Anfänge der Vegetation, die ſchwarzgrauen, oliven- und ſchwefelfarbigen Warzenflechten, das graufalbe und rothliche Lappenmoos und andern ſtaubartigen Byſſs, die im verwitterten Geſtein wurzeln. Wo durch die Verweſung dieſer Flechtenarten ſchon einiger Humus ſich geſammelt hat, kommen Laub- und Lebermooſe zum Vorſchein. Unter andern Buxbaumia aphylla. Unter den häufigen Farrenkräutern bemerkt man die Osmunda lunaria, das Asplenium adianthum nigrum, die ſchöne Pteris aquilina.

An einigen ſchattenreichen Waldſtellen grünen: Ophrys nidus avis (Bulbis ramosis); Monotropa hypopitys, und die Pyrola rotundifolia.

Wo der Wald lichter wird, trifft man mehrere Arten von Epilobium und verſchiedene Seggenarten.

Auf den großen Waldwieſen, an den Berghängen, wächſt der Faulbaum, die Saalweide der Platan-Ahorn in Gebüſchen. In den waſſerreichen Thälern, wo der Boden aus Thon und Sand beſteht, findet man eine Menge Seggengräſer, darunter mehrere Orchis und Ophrisarten.

An einer ſonnigen Stelle blüht das ſchöne Satyrium hircinum (bulbis indivisis, fol. lanceolatis), die Digitalis purpurea und lutea; Datura stramonium; Rhus coriaria u. a.

An und unter dieſen Waldwieſen lehnen ſich kleine Hügel an das Hochgebirge an, deren parallele Thäler gegen Süden hin nach der Stadt Wiesbaden zuſtreichen, ſich aber, ehe ſie die Stadt erreichen, in eine gemeinſame Fläche verlieren. Einige dieſer Hügel zeigen eine Oberfläche, größtentheils aus Thon und Quarzſand, mit wenigem Humus gemiſcht. Die Vegetation iſt darum kümmerlich, aber mannichfaltig an Seggen- und andern Gräſern.

In einem dieſer Thäler liegt die Faſanerie, von welcher eine Kaſtanienallee den Hügel aufwärts führt. Dieſer Hügel ſenkt ſich wieder abwärts in ein anderes Thal. Hier ſind mancherley Straucharten, welche nicht alle zu den gemeinſten gehören.

Am üppigſten iſt die Vegetation auf und zwiſchen den ſüdlichen und öſtlichen Hügeln, deren Fuß an die Stadt reicht. Die Höhen und Abhänge ſind angebaut. Ein laulicher Bach fließt dazwiſchen hin, und an ſeinen Ufern findet man eine Menge der verſchiedenſten Pflanzen.

Von Salzpflanzen werden in der Nähe der ſalzigen Quellen keine angetroffen, nur das Arundo phragmites zieht ſich bis in das beträchtlich warme Waſſer des Weihers.

In der Nähe der Adlerquelle kommen folgende Vegetabilien trefflich fort: Prunus spinosa; Hieraceum murale; Mnium extinctorium; Hypnum mniodes; Asplenium ruta muraria; Byssus antiquitatis.

Wer von Wiesbaden aus das Taunusgebirge noch weiter kennen lernen will, der nehme ſeinen Weg über Eppſtein, drey Stunden von da; wo gleichfalls Mineralquellen fließen, nach Sulzbach und Soden. Sulzbach war unter den Karolingern eine Curtis regia, und erfreut ſich einer herrlichen Lage. Soden, zwey Stunden von Eppſtein, in alten Zeiten eine Colonie von Sulzbach, hat ſeinen Namen von einer Salzquelle, und beſitzt außerdem drey laulich warme Geſundbrunnen von 14 — 16°. Es ſind hier drey Badhäuſer, wo man bequem wohnt, und überhaupt gut gehalten iſt. Das Waſſer wird beſonders gegen rheumatiſche und chroniſche Uebel gerühmt, und auch getrunken. Die Umgebungen von Soden ſind ländlich und anziehend für ein Gemüth, das die Sprache der Natur verſteht.

Von Soden iſt es eine Stunde bis Kronenberg. Die Thaten der Ritter von Kronenberg ſind nicht mehr im Andenken der Geſchichte, aber der Ort verdient einen Beſuch ſeiner herrlichen Lage wegen, die ökonomiſchen Pflanzungen des um Obſtkultur vielverdienten Pfarrers Chriſt dürfen hier nicht überſehen werden. An einer ſchönen Stelle hat ſich Hr. v. Gerning ein reizendes Tusculum erbaut. *)

Eine Stunde von Kronenberg liegt Urſel, zwiſchen dichteriſchen Hainen und blühenden Fluren, und eine Stunde weiter Homburg vor der Höhe. Dieſe Stadt, die Reſidenz eines der trefflichſten Deut-

---

*) Wir machen bey dieſer Gelegenheit auf ein treffliches Werk aufmerkſam, welches von dieſem vielſeitig gebildeten, und auch von den Muſen begünſtigten Schriftſteller nächſtens unter dem Titel erſcheinen wird: Der Taunus und ſeine Heilquellen. Die Natur iſt darin mit liebender Treue gemahlt, und in der reichen bildlichen Zugabe wird der Leſer außerdem mannichfache Belehrung finden. Der Landſchaftmaler Schütz d. j. hat das Buch mit meiſterhaft radirten Anſichten verſehen. Derſelbe Gelehrte iſt mit einem zweyten, durchaus hiſtoriſchen Werke über die in der Geſchichte der Deutſchen Römerzüge und des Mittelalters ſo bedeutſamen Gegenden um den Taunus beſchäftigt. Mögen die Nymphen der Quellen, welche er ſo lieblich beſungen, ihm noch lange hold ſeyn!

ſchen Fürſten, hat eine Menge Römiſcher Denkmähler aufzuweiſen. Herrliche Schattengänge führen hier in freundliche Thäler und ſtille Gründe.

Von Homburg aus verſäume man nicht, den Altkönig zu beſteigen, wo, auf der höchſten Spitze des Taunus, die Fränkiſche Brunehild ſich einſt ein Gemach erbauen ließ, um im Strahl der aufgehenden Sonne die weiten Länder zu überſchauen, welche ſie beherrſchen wollte. Die Ausſicht iſt hier groß und erhebend. Eine unendliche Landſchaft, von drey Bergreihen begrenzt, entfaltet ſich hier vor dem ſtaunenden Blicke. Dazwiſchen fluthen die Wellen des Rheins und Mayns. Vom hohen Taunus herab ziehen ſich die Gebirge bis Coblenz und Bonn, und die weinreichen Hügel von Hochheim bis Rüdesheim lehnen ſich an ihre Arme an. Unter Bingen tragen ſie die Reihe alter Veſten von Ehrenfels bis Ehrenbreitſtein. Jenſeits des Mayns erhebt ſich der blaue Melibokus mit dem weißen Thurme. Seine Bergkette dehnt ſich links über Ottsberg tief in den Odenwald, und rechts bildet ſie das mannichfaltige Neckarthal nach dem fernen Schwaben zu. Ueber dem Rhein ſteht einſam der Donnersberg, ihm zur Seite laufen die Hardtgebirge und Vogeſen, welche den Elſaß von Lothringen ſcheiden, und ſich an die Alpenkette anſchließen. Hinter dem Altkönig, nach Norden zu, ſtarrt eine ununterbrochene Gebirgreihe empor. Die Spitzen der zerſtörten Veſten Königſtein und Kronenberg liegen tief unten, und zahlloſe Städte und Dörfer beleben das Ganze.

Von Homburg liegt die ehemalige freye Reichsſtadt Friedberg drey Stunden ab. Die Stadt iſt klein, die Burg ein altes, unregelmäßiges Gebäude, aber mit ſchöner Ausſicht in die tiefer liegenden fruchtbaren Fluren der Wetterau. Hier iſt rings klaſſiſcher Boden für unſere älteſte Geſchichte. Uſigeten und Katten bewohnten dieſe Gegend, und beſtanden manchen Kampf mit den Römern, ohne zu erliegen. Römiſche Denkmähler finden ſich in der Gegend, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Burg Falkenſtein, wo einſt Kaiſer Richard die ſchöne Beatrix von Falkenſtein ſich als Braut holte, auf Römiſchen Subſtruktionen erbaut geweſen. Unter den Franken erhielt das Land den Namen Wettergau, von dem kleinen Fluſſe Wetter, der ihn bewäſſerte. Dieſer Gau war einer der anſehnlichſten, und umſchloß zwölf Grafſchaften und mehrere Reichsſtädte, wie Frankfurt, Gelnhauſen, Friedberg u. a.

Uebrigens iſt Friedberg eine alte Stadt, und wahrſcheinlich von Friedrich II. ſehr verſchönert worden. Vielleicht hat ſie Friedrich I. erbaut, und ihr urſprünglicher Name war Friedrichsburg, denn es war hier eine kaiſerliche Burg, und die Kaiſer aus dem Hauſe der Hohenſtaufen hatten da oft ihren Aufenthalt.

Dieſe Stadt hatte ſogar eine Meſſe, welche nachher von Ludwig IV. 1330 nach Frankfurt verlegt werden. Noch trifft man im umliegenden Felde eine Menge von Subſtruktionen, welche auf die vormalige Größe Friedbergs hindeuten.

Ein halbes Stündchen von Friedberg iſt der Schwalheimer Mineralbrunnen, deſſen Waſſer mit dem Schwalbacher von gleichem Gehalt iſt. Er iſt wenig bekannt, und das Waſſer wird meiſt nur von den umliegenden Landleuten getrunken. Die Gegend um den Brunnen iſt nicht ohne Anmuth, aber ziemlich einſiedleriſch. In den Sommertagen kommen oft Mädchen und Knaben mit Krügen, um den Arbeitern auf dem Felde hier einen labenden Trank zu ſchöpfen.

Intereſſanter iſt die Wallfahrt nach dem nahen Gelnhauſen, an der Kinz, wo noch der Palaſt des ehrwürdigen Barbaroſſa ſteht. Die Thürme des Dreyfaltigkeitsſtifts erregen ſchon die Aufmerkſamkeit, wenn man ſich dieſer ehemaligen Reichsſtadt nähert. In der Stadt erregen die Reſte von St. Peters Münſter zuerſt die Aufmerkſamkeit. Man ſieht hier den ſogenannten neugriechiſchen Styl der Baukunſt, der ſich zu den Zeiten der Kreuzzüge und früher über ganz Europa verbreitete.

Die alte Kaiſerburg liegt am Fuße der Stadt, in einem ſchönen Thale, an der Gebirgskette, welche das Rhönegebirg in Franken mit dem Gebirge der Wetterau verbindet. Eine reizende Landſchaft bildet ſich ringsum von Bergen und Ebenen.

Alles Gemäuer der Burg iſt von großen, gehauenen Quadern, mit glatten tiefen Rändern, inwendig, wegen der erſtaunlichen Breite, mit Bruchſteinen gefüllt. Der Eingang gegen Abend iſt von ſchlichter Geſtalt, und an der äußerſten Ringmauer blickt ein Thurm von großer Art hervor. Im innern Hof des Pallaſtes erſcheint Barbaroſſas Bild, des Kaiſers Kopf und langer Bart von rothem Stein.

Zur Linken zieht ſich des Kaiſers Wohnung hin, der Reichsſaal genannt, wo er im Kreiſe der Reichsbeamten zu Gericht ſaß. Ueber dem Thor verbindet ſich der Saal mit der Kapelle; ein ſtarker Thurm ſteht zur Seite. Unter der Kapelle, zwiſchen dem Saal und Thurm, iſt eine Halle, Meßchor genannt, durch welche der Eingang führt. Der Kaiſer ſah gern um ſich Kunſtfleiß und Gewerbe blühen.

Das Ganze trägt den Charakter des Erbauers: es iſt einfach, gut im Plan und Verhalt, ſchön in den Verzierungen, und überall zweckmäßig.

Die lange Mauer mit Bogenſtellung auf Säulen, iſt Ueberbleibſel von der Hauptfaçade des Reichsſaals. Durch dieſe Bogenſtellung erblickt man links das Dreyfaltigkeitsſtift der Stadt Gelnhauſen, weiterhin das obere Stadtthor, ſodann durch die Thüre die Ueberreſte vom Thron Barbaroſſa's. In der Ferne, hinter dem Baum, ziehen die Ringmauern des Hofs. An dieſe Hauptfaçade ſchließt ſich links die Halle, Meßchor genannt, an, und über dieſer die Kapelle, deren Seitenwand unter König Sigismund reſtaurirt wurde. Eine hölzerne Treppe und Altan hat man erbaut, um ſich einen bequemern Gang in die Kapelle zu verſchaffen, worin noch heutiges Tags die Beyſaſſen der Burg Gelnhauſen Gottesdienſt halten. Unter dieſer Treppe iſt Barbaraſſa Bild.

Von des Reichsſaals Vorderwand iſt das obere Stockwerk abgenommen, das unterſte zur Hälfte verſchüttet. Was noch daſteht, ſind Bogenſtellungen, hinter denen man ging, und in den Hof ſah. An dieſen koſtbaren Ueberreſten erhielt ſich ein Theil eines Meiſterſtücks der Gothiſchen, oder vielmehr Neugriechiſchen Baukunſt. Verſchwunden ſind aber die Stiegen, welche zu den Sälen fuhrten, die Hauptthüre ſteht aber noch in ihrer vollen Schönheit da. Sie hat viel Mauriſches im Lichten, wie in der Art der Verzierung. Ueber den Säulchen erhebt ſich eine wahre Arabeske, von reizend verſchlungenen Zweigen und menſchlichen Figuren. Links und rechts derſelben ſind die Bogenſtellungen, durch welche der Neugriechiſche Styl ſich von den alten Säulenordnungen und den ſpätern ſogenannten Kreuzgewölben unterſcheidet. Es iſt eine dicke Mauer, um dem Druck der Gewölbe zu widerſtehen, in dieſer Mauer ſind Oeffnungen zur Durchſicht, oben rund gewölbt, und unten mit doppelten Säulchen durchbrochen, um neben dem runden Stämmchen ſo viel Licht als möglich durchzulaſſen. Die Knäufe ſind nur da, um die Säulenſtämme mit dem Gewolbe zu verbinden. Eine Platte, ein Viertelrundeſtab, mannichfach verziert, ein platter viereckigter Hauptthkil, der unter Verzierungen ſich abrundet: dieß iſt der ganze Aufwand von Formen. Und doch liegt durch die beſtändige Veränderungen dieſer Verzierungen in dieſer Einfachheit eine überraſchende Mannichfaltigkeit. Die ſcharfen Ecken an den Seiten der Mauer ſind in Stäbchen abgerundet. Ein Geſims von Platte und verziertem Wulſt verbindet die einzelnen Bogenſtellungen.

Die Baſen aller Säulen, ſo wie der ganzen Hauptfaçade, ſind attiſcher Ordnung. Die Halle iſt jetzt zum Theil zugemauert. Sie enthält im Innern zwey Säulen, auf denen die ſechs Kreuzgewölbe ruhen, die den Fußboden der Kapelle unterſtützen.

Dieſe Knäufe ſind von beſonderer Art. Außen ſtehen drey Säulen, von denen die mittlere mit Adlern verziert iſt. Die Kapelle hat ſchön verzierte Wandpfeiler und Winkelſäulen, an welchen die Bogen und Rippen der Kreuzgewölbe ſtanden. Das Gemäuer des Thurms iſt außerordentlich dick, wegen des weiten Kreuzgewölbes, welches ihn ehedem in ſeinem Innern abſonderte. Die Ringmauer iſt an einigen Stellen noch über 30 Fuß über die Kinzig erhaben.

Dieſes herrliche Werk verdient zweyfache Aufmerkſamkeit: einmal als einzige Reliquie dieſer Art und Kunſt in unſerm Vaterlande, und dann als Denkmahl der trefflichen Hohenſtaufen, deren Geſchlecht zu früh unterging. *)

Gelnhauſen hatte einſt ſeine Grafen. Ditmar, mit welchem das Geſchlecht erloſch, ſtiftete zu Anfang des zwölften Jahrhunderts das Kloſter Selbold, und Gisla, Gräfin zu Gelnhauſen, baute die Kirche zu Haingrinde, jenſeit im Gebirge. Ihre Erben wurden die Kaiſer aus dem Hauſe der Hohenſtaufen.

---

*) Herr Bernhard Hundeshagen in Hanau hat Abbildungen und Beſchreibung des Palaſtes zu Gelnhauſen angekündigt. Möchte ſein ſchönes Unternehmen gehörig unterſtützt werden!

## Reiſerouten.

### 1) Von Heidelberg nach Frankfurt und Mainz. *)

| | Meilen. |
|---|---|
| Weinheim P. | 2 |
| Heppenheim P. | 1½ |
| Benſheim | 1 |
| Auerbach | 1 |
| Darmſtadt P. | 1½ |
| Frankfurt P. | 3 |
| Höchſt | 1 |
| Hattersheim P. | 1 |
| Hochheim | 1 |
| Mainz P. | 1 |

### 2) Von Heidelberg nach Mainz über Mannheim.

| | Meilen. |
|---|---|
| Mannheim P. | 2 |
| Oggersheim | ½ |

---

*) Das P. bedeutet Poſtſtation.

| | Meilen. |
|---|---|
| Frankenthal | ½ |
| Worms P. | 1 |
| Oppenheim P. | 1½ |
| Nierſtein | 1 |
| Mainz P. | 1 |

### 3) Von Mainz nach Cölln.

#### a) Landroute.

**Anmerkung:** Von Mainz geht ein Poſtwagen nach Coblenz, Cölln, ꝛc. Wer Extrapoſt nimmt, bezahlt für 1 Pferd die Station (1 Meile) 1 Franc 10 Centimes (31 Kreuzer); eben ſo viel für einen Wagen; der Poſtillon erhält für die Station wenigſtens 75 Centimes. (21 Kreuzer).

| | Meilen. |
|---|---|
| Ingelheim | 1 |
| Bingen P. | 2 |
| Bacharach P. | 1¾ |
| St. Goar P. | 1¼ |
| Boppard P. | 1¼ |
| Coblenz P. | 2½ |
| Andernach P. | 2 |
| Remagen P. | 3 |
| Bonn P. | 2½ |
| Cölln P. | 3 |

## b) Waſſerroute.

Anmerkung: Die Waſſerdiligence fährt jeden Morgen von Mainz oder Kaſſel ab. Dieß iſt eine artige Jacht, wo man ſich recht bequem auf dem Verdecke aufhalten kann. Die Perſon zahlt bis Coblenz 6 Franken, bis Cölln 12. Sind Wind und Wetter günſtig, ſo kommt man in einem Tage zeitig nach Coblenz, und in 2 bis 2½ Tagen nach Cölln. Bey ungünſtigem Winde muß man den erſten Tag gewöhnlich in St. Goar übernachten. Die Rückfahrt von Coblenz nach Mainz dauert 8 Tage. Eine eigene Jacht koſtet 6 — 12 Carolins.

| Von Mainz nach | Meilen. |
|---|---|
| Biberich | ½ |
| Elfeld, Gaſthaus im Hirſch | ½ |
| Hattenheim | ½ |
| Geiſſenheim | ½ |
| Rüdesheim. Gaſth.: Adler, Engel u. goldner Löwe. | 1 |
| Asmannshauſen | ¼ |
| Lorrich | ½ |
| Bacharach | 1 |
| Caub. Gaſth.: Stadt Heidelberg u. grüner Baum. | ¼ |
| Weſel u. St. Goarshauſen | 1 |
| Rheinfels | ¼ |
| Boppart | ½ |

| | Meilen. |
|---|---|
| Braubach | ¼ |
| Lahnſtein | ¼ |
| Coblenz u Ehrenbreitſtein | ¼ |
| Cunoſtein-Engers | 1 |
| Neuwied | ½ |
| Andernach | ¼ |
| Leidesdorf | ¼ |
| Namedy | ¼ |
| Niederhammerſtein u. Fornich | ⅛ |
| Sinzig | 1½ |
| Linz | ½ |
| Erpeler Ley | ½ |
| Remagen | ½ |
| Unkel | ½ |
| Oberwinter | ¼ |
| Siebenberg | 1½ |
| Bonn | ½ |
| Cölln u. Deuz | 2½ |
| Mühlheim | ½ |
| Woringen | ½ |
| Dormagen und Neuheim | ¼ |
| Zoens | ½ |
| Neuß | 1 |
| Düſſeldorf | ¾ |
| Kayſerswerth | 3 |

| | Meilen. |
|---|---|
| Geldub | ½ |
| Weſel | 2 |
| Cleve | 2 |

## Reiſeroute über die Bäder.

Von Ehrenbreitſtein nach

| | Meilen. |
|---|---|
| Ems | 1 |
| Geilnau | 2½ |
| Fachingen | ½ |
| Schwalbach | ¾ |
| Schlangenbad | 1 |
| Selters | ¾ |
| Wiesbaden | 3½ |
| Eppſtein | 1½ |
| Soden | 1 |
| Kronenberg | ½ |
| Urſel | ½ |
| Homburg | ½ |
| Friedberg | 1½ |
| Schwalheim | ¼ |
| Gelnhauſen | 1 |

# Notiz für Rheinreiſende.

Die Poſtſchiffe und Waſſerdiligencen ſind mehr für Reiſende als für Waaren beſtimmt; die Letztern dürfen daher im Franzöſiſchen Gebiet nur unter gewiſſen, geſetzlich bedingten Beſtimmungen mitgegeben werden, wofern ſie nicht füglich zu dem Gepäcke eines Reiſenden gerechnet werden können, oder daß ſie nicht unter der Rubrik Handelsartikel begriffen ſind. Die in Caſſel und Mainz errichteten Büreaus der Poſtſchiffe ſind leicht zu erfragen. Die Preiſe für Perſonen und Gepäcke ſind in jedem Poſtſchiffe angeſchlagen. Die Unternehmer der Poſtſchiffe müſſen für die Effecten ſtehen, wenigſtens im Falle ſie vorſchriftmäßig gewogen, geſtempelt und einregiſtrirt worden. Alle Waaren und Effecten, welche für das linke Rheinufer beſtimmt ſind, oder daher kommen, müſſen ſtreng nach den Franzöſiſchen Mauthgeſetzen ſich richten, wofür die Entrepreneurs mit verantwortlich ſind. Haben Reiſende Urſache, ſich über die Unternehmer oder Führer der Poſtſchiffe zu beklagen, ſo können ſie ihre Beſchwerden anbringen bey den Obrigkeiten der Orte, wo die Poſtſchiffe landen.

Reiſende, die anſtändig gekleidet ſind, und ſich auf eine würdige Weiſe benehmen, werden wenig oder gar nicht viſitirt. Doch können zufällige Umſtände eine größre, momentane Strenge veranlaſſen. Auf jeden Fall thut der Reiſende wohl, durchaus keine verbotene Waare bey ſich zu führen, noch ſich dem Viſitiren auf irgend eine Weiſe zu widerſetzen, ſehr vorſichtig mit dem Gelde zu ſeyn, da die Ausfuhr deſſelben in Frankreich verboten iſt. Wer daher auf der Franzöſiſchen Rheinſeite reiſet, oder das linke Ufer auch nur bisweilen betritt, der laſſe ſich bey dem erſten Douanenbüreau eine Beſcheinigung über die Summe, die er bey ſich führt, geben, damit er beym Zurückkehren auf das rechte Rheinufer desfalls keine Schwierigkeiten zu befahren habe.

Es iſt gleichfalls nicht räthlich, verſiegelte Briefe und Bücher mit ſich zu führen, welche in Deutſchland gedruckt ſind. Empfehlungsſchreiben nimmt man darum am beſten offen mit, oder ſchickt ſie auf der Poſt voraus.

Die Päſſe des Deutſchen Reiſenden müſſen von einem in Deutſchland accreditirten Franzöſiſchen Geſandten viſirt ſeyn.

Die angenehmſte Zeit zur Rheinreiſe iſt unſtreitig im Herbſte. Doch wird ſie am häufigſten während der Sommermonate gemacht, wo auch der Beſuch der Bäder am angenehmſten iſt.

# Reiſe in das Neckarthal.

# Reiſe in das Neckarthal.

Dieſes Thal beginnt bey **Heidelberg**, welches am Eingang in daſſelbe liegt. Ueberraſchend iſt der erſte Eintritt durch die ſchöne Lage jener Stadt, am Fuße des Geisbergs, und durch die herrliche Schloßruine. Das Gebirg zu beyden Seiten iſt Granit. Der Weg zieht ſich am linken Ufer des Stroms, zwiſchen Bäumen und mahleriſchen Höhen hin. Eine halbe Stunde von Heidelberg liegt auf einem Vorhügel, am rechten Ufer, das ehemalige Kloſter **Neuenburg**, etwas weiter hin das Dorf **Ziegelhauſen**, welches ſich in die Bergwindung verliert. Nach einer kleinen Stunde wendet ſich der Strom und der Fluß nordöſtlich, der kegelförmige **Dilsberg** tritt hervor mit ſeinem Schloſſe und ſeinen Wohnungen, und im Thale dehnt ſich das Städtchen **Neckargemund** hin. Dieſes heitre Landſtädtchen liegt am Einfluſſe der Elſenz in den Neckar. Auf einem Berge dabey ſtand in alter Zeit das feſte Schloß Reichenſtein.

Der Strom macht hinter Neckargemünd eine groſſe Krümmung um den Fuß des Dilsbergs; nach einer halben Stunde erreicht man Neckarſteinach mit ſeinen vier Burgen. In der Kirche des Städtchens ſieht man noch mehrere Grabmähler der alten Dynaſten von Steinach. Von den vier Burgen hängt die vorderſte drohend über einem Steinbruche, und ſcheint ihrem Untergange nahe. Die zweyte iſt eine ſehr ſchöne Ruine, und man hat von den alten Gemäuern eine erfreuliche Ausſicht in das Neckar- und in das Schönauer Thal. Die dritte Burg hat noch einen ſtattlichen Thurm, das übrige iſt meiſt zerfallen. Die vierte und neueſte wird noch bewohnt, und die Architectur datirt aus verſchiedenen Zeiten. Das Geſchlecht der Dynaſten von Steinach iſt im 17ten Jahrhundert erloſchen.

Den Steinach gegenüberliegenden Dilsberg zu beſteigen, iſt etwas mühſam doch lohnend. Schloß und Städtchen liegen auf einem ſteilen, iſolirten Berggipfel. Die Wehrmauer ſcheint auf Lava erbaut zu ſeyn. Es iſt oben nur ein Brunnen, welcher über 300 Fuß tief in den Felſenbauch des Bergs gegraben iſt. Die Einwohner ſammeln ihr Waſſer in Ciſternen. Das Schloß dient zum Aufenthalt für Staatsgefangene. Die Ausſicht in das umliegende Gebirg und nach dem Kreichgau und Schwaben hin iſt vortreflich. Die beſten Standpunkte ſind bey der Linde, am Eingange in die Stadt, in der Wohnung des Kommandanten und von der hohen Mauer, über welche ein Gang führt.

Hinter dem Dilsberge macht der Strom wieder eine ſtarke Krümmung gegen Norden. Das Thal verengt ſich. Links erſcheint das Städtchen Hirſchhorn mit der darüber hängenden alten Burg; rechts ſteht eine Gothiſche Kapelle, mit alten Familienbildern in den Fenſtern. Hier ſcheint die Begräbnißſtätte der uralten Dynaſten von Hirſchhorn geweſen zu ſeyn, welche zu den reichſten Geſchlechtern am Rheine gehörten. Sie ſtarben 1632 aus.

Von Hirſchhorn geht es nach dem Städchen Eberbach, wo ſich das Thal mehr ausbreitet. Eberbach liegt 4 Stunden von Heidelberg. Zur Zeit der Karolinger war hier noch alles Wald, und die Gegend gehörte zu dem großen Bannforſt im Odenwald, welchen König Dagobert dem Hochſtifte Worms geſchenkt. In den Fehdezeiten des Mittelalters baute der Kaiſer oberhalb des Städtchens die Burg Heldenberg, wovon der Berg noch ſeinen Namen trägt. Unter dem Schutze der Burg baute ſich das Dorf Eberbach an, und wurde ein königlicher Flecken. Unterhalb der Stadt ergießen ſich die Erbach und die Itterbach (vor Alters Euteraha) in den Neckar.

Hinter Eberbach, auf der linken Seite des Neckars, liegt der Weiler Wimmersbach, einſt ein Zugehör der Burg.

Weiterhin liegt das Dörfchen Neckenau, und hinter demſelben erhebt ſich ein Berg, wo einſt die Burg Stolzeneck ſtand. Wahrſcheinlich wurde dieſelbe zum Schutz der Neckarſchiffahrt erbaut. Nach Abſterben des Mannsſtamms der Stolzeneck kam die Burg als Pfälziſches Lehen an die Edlen von Frauenberg, welches Geſchlecht aber bald darauf ebenfalls erloſchen iſt, wo dann die Burg von dem Lehnsherrn zerſtört wurde, weil die Unterthanen dem Walde und der Wildfuhr ſchädlich geſchienen.

Zu Stolzeneck gehörte das Dörfchen Kreſelbach, welches ſich unten an den Berg lehnte, im 30jährigen Kriege ward es gänzlich zerſtört.

Der Fluß nimmt jetzt ſeinen Lauf an Lindorf vorüber. Jenſeits dieſem Dorfe erhebt ſich die Burg Zwingenberg

Die Burg Zwingenberg iſt ein altes Bergſchloß, auf der rechten Seite des Neckars, 5 Stunden von Heidelberg, und hatte vormals ihre eignen Herren, insgemein Edle von Twingenberg genannt. Die Burg war von Reichswegen zerbrochen, d. i. zerſtört worden, aber Kaiſer Karl IV. geſtattete die Wiederaufbauung, und das Geſchlecht von Hirſchhorn erhielt ſie zum Mannsleben.

Der Weiler Zwingenberg wurde erſt gegen Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut, nachdem Stolzeneck geſchleift worden.

Das Neckarthal gewinnt von da einen wilden Charakter. Nach einer Stunde kommt man zu dem ſchönen Flecken Gerach, am rechten Ufer, der vor Alters Geraha hieß. Schon im 10ten Jahrhundert kommt der Name in Urkunden vor.

Am linken Ufer, Gerach gegenüber, dehnt ſich ein anmuthiges Thal hin, mit dem Dorfe Guttenbach in ſeiner Mitte, eine urſprüngliche Zugehör des Hauſes Minneberg. Durch das Dorf fließt der Katzenbach, auch der Krebsbach genannt. Die Kirche iſt alt, noch von den Edlen von Habern erbaut.

Auf einem ſteilen Berge am Neckar ſind noch einige Ruinen der alten Minneburg, die ehemals ein adelicher Sitz war, und ein Eigenthum der Hofwarte von Kirchheim; ſpäter kam ſie an Wilhelm von Habern als Pfälziſches Lehen, und zuletzt wieder an die Pfalz zurück. Von dieſer Burg ſind noch manche dichteriſche Sagen im Munde des umwohnenden Volks.

Wälder und Berge ſchließen jetzt den Fluß zu beyden Seiten ein; bald erſcheint das Dörfchen Mörtelſtein, in älterer Zeit Mortelſtatt genannt, und zur Burg Obrigheim gehörig. Es liegt eine kleine Strecke vom Neckar ab. Ober dem Dorfe zieht die von Heidelberg nach Mosbach ziehende Landſtraße über einen Berg hin. Außerhalb des Dorfs liegt die alte, ehrwürdige Georgskirche.

Gegenüber liegt das freundliche Binau, wo einſt die Veſte Kuchſtein ſtand, und jetzt der Weinſtock blüht. An Feldern und Wieſen kommt man nun dem Schreckberg vorüber, an deſſen Fuß ſich ein ſchöner Tropfſtein bildet.

Das Thal erweitert ſich jetzt, und Dörfer, Flecken und Villen liegen zerſtreut in freundlicher Umgebung. Am linken Ufer breitet ſich Obrichheim aus (einſt Hubarichheim, reich an Huben). Vermuthlich hatten die Römer hier ein Kaſtell. Noch in neuerer Zeit wurde daſelbſt ein Altar des Merkurs gefunden, mit einer Inſchrift. Wahrſcheinlich ſtand der Tempel des Merkurs mitten im Dorfe, auf derſelben Anhöhe, wo nachher eine Burg gebaut worden, die von den Deutſchen Königen oder den Fränkiſchen Herzogen zu Lehen ausging. Die Burg hieß Nuweburg oder auch Hohinrot.

Ganz nahe, auf der rechten Seite des Stroms, liegt zwiſchen Weinhügeln Düdesheim und der ſchöne Marktflecken Neckarelz, beyde durch die Elz getrennt, welche hier in den Neckar ausfließt.

Neckarelz, 7½ Stunden von Heidelberg, ½ Stunde von Mosbach, kommt unter dem Namen Aliza ſchon in Urkunden des 10ten Jahrhunderts vor. Die Burg Ellenz ſcheint ein Eigenthum derer von Hirſchhorn geweſen zu ſeyn. — Einſt war hier ein Templerkloſter mit einer Kirche. Die letzte dient jetzt den katholiſchen Einwohnern zu ihrem Gottesdienſte. Das nahe Gebirge hat merkwürdige Mineralien.

Es lohnt der Mühe, hier den Neckar auf einige Stunden zu verlaſſen, und das nahe Mosbach zu beſuchen. Dieſe Stadt liegt ½ Stunde vom rechten Ufer des Neckars, 8 Stunden von Heidelberg, in einem Thale. Im 10. Jahrhundert war hier eine Abtey, welche Kaiſer Otto II. dem Hochſtifte Worms verliehen.

Mosbach war in ältern Zeiten eine Reichsſtadt, und kam durch Pfandſchaft an Kurpfalz. Nach Ableben Kaiſer Ruprechts erhielt ſein jüngſter Sohn Otto dieſe Stadt, und ſtiftete daſelbſt eine beſondere Linie, die jedoch in ihrer erſten Abſtammung wieder erloſch.

Während der Bauernkriege im 16ten Jahrhundert und der unglücklichen Bayeriſchen Fehde genoß Mosbach eine vollkommene Ruhe, und mancherley Gewerbe blühte daſelbſt. Als im J. 1563 die Peſt zu Heidelberg wüthete, wählte Friedrich III. hier, wegen der geſunden Lage, ſeinen Aufenthalt. Die Elz fließt an der Stadt vorbey. Das alte Schloß liegt in der Stadt. In einer Urkunde vom J. 1410 kommt Burg und Stadt Mosbach zum erſtenmale vor.

Nordoſtwärts, in einem angenehmen Wieſenthale, liegt das Salzwerk, Eliſabetha-Auguſta-Hall. Dieſe Salzquelle wurde 1756 durch Hirſche entdeckt.

Die Kirche zu Mosbach iſt das älteſte Denkmahl der Stadt. Man hält Kaiſer Friedrich II. für ihren Erbauer. Früher war da ein Kloſter, welches aber ſchon vor dem 13ten Jahrhundert in ein Kollegiatſtift verwandelt worden.

Aufwärts von Neckarelz erweitert ſich das Thal immer mehr, und ſchöne Eichen krönen die Berge. Auf dem linken Ufer liegt Hochhauſen, wo die Gebeine der Königstochter Notburga ruhen. Eine Höhle, die noch oft beſucht wird, diente ihr zur Zuflucht, als man ſie zwingen wollte, einem heydniſchen Fürſten der Wenden ihre Hand zu geben. Ein zahmer Hirſch kam täglich von Mosbach, wo ihr Vater Hof hielt, zu ihr in die Höhle, und brachte ihr Nahrung.

Hochhauſen gegenüber erhebt ſich in der Richtung nach Oſten ein mächtiger Berg, mit den Trümmern der alten Veſte **Hornberg**, und in einem heitern Wieſenthale, an Rebhügeln, liegt **Neckarzimmern**. Auf Hornberg wohnte einſt der wackre Ritter **Lutz Schott**, der treue Streitgefährte des Pfalzgrafen **Friedrich** in der Roſenberger Fehde, und bey dem Sturm auf Boxberg. Auch **Götz von Berlichingen** hielt ſich hier auf, und ſein eiſernes Bett war noch vor wenigen Jahren vorhanden.

Das Thal macht jetzt eine Krümmung. Vor ſich hat man einen Weinberg, das Himmelreich genannt, mit einer dem heil. **Michael** geweihten Kapelle. In alter Zeit, als die Gegend noch eine Wüſte war, ſoll hier ein frommer Einſiedler gelebt haben, und zu ſeinem Andenken die Kapelle gebaut worden ſeyn. Am Ufer liegt das freundliche **Hasmarsheim**, 1½ Stunden von Neckarelz Dieſes Dorf kommt ſchon in einer Urkunde des 8ten Jahrhunderts vor.

fruchtbare Thäler öffnen ſich jetzt zu beyden Seiten des Stroms, und ſchöne Dörfer verlieren ſich in den Windungen der Berge. Der Fluß macht eine Krümmung von **Mühlbach** her, welches einladend am Ufer liegt. Links ragt ein Weinberg hervor, wo trefflicher Wein gedeiht. Auf der nordlich vorſpringenden Seite ſteht die Burg **Guttenberg** mit einer Kapelle, die unter dem Schloſſe zwiſchen Bäumen liegt. Aufwärts, auf einem Hügel, ſtehen die Ruinen von Ehrenberg. Hier wohnte einſt ein adeliches Geſchlecht, welches oft in den Annalen der Bißthümer Worms und Speier erſcheint. Der Fluß windet ſich jetzt um die waldige Mark von Hainsheim, und die Ufer verlieren ſich gegen Offenau in ein liebliches Wieſenthal. Bald erblickt man die alte ehemalige Reichsſtadt Wimpfen am Berg, und am Fuße des Hügels, zwiſchen Linden, den ehrwürdigen Dom von Wimpfen im Thale.

Der alte Name von Wimpfen war Cornelia. Wahrſcheinlich hatte Kaiſer Probus hier ein Caſtell angelegt. Den zweiten Namen ſoll ſie durch Attilas Grauſamkeit erhalten haben, der nach Eroberung der Stadt, den Weibern die Brüſte hatte abſchneiden laſſen. Auf einer Tafel in der Rathsſtube iſt dieſe Geſchichte verewigt.

Cornelia war dieſe Statt
Vor Zeiten genannt, jetzund hat
Sie den Namen verwandelt, heißt
Wimpfen, kommt daher, wie man weißt,
Daß zur Zeit des Königs Attila
Die Hungarn ſie zerſchleiften gar;
All Mann ließ ſie tödten lebend,
Die Weibsbild erſtlich all geſchändt,
Hernach ihn ihr Bruſt abgeſchnitten,

Darum die Statt genannt auf deutſch Sitten, -
Weibs-pein, jetzt Wimpfen, ſonſt gar fein,
Mulierum poena zu Latein ꝛc.

Im J. 503 kam Biſchof Krotbold von Worms zu den öden Ruinen von Wimpfen: der Graus der Verwüſtung in der ſchönen Natur umher bewegte ihn tief: er baute auf den Trümmern eine Kirche und ein Kloſter, und bald blühte um daſſelbe auch die Stadt wieder auf, und ein zweyte, gleiches Namens, wurde im Thal, am Neckar, erbaut.

Die Jaxt fließt hier in den Neckar, und oberhalb der Kocher.

Nahe bey Wimpfen, zwiſchen einem Walde und Obersheim, fiel am 6. May 1622 die denkwürdige Schlacht zwiſchen Tilly und dem Markgrafen Georg Friedrich von Durlach vor, mit welchem ſich auch Magnus von Würtemberg verbunden hatte. Der Sieg hatte ſchon für den Markgrafen entſchieden, als Feuer unter ſeine Pulverwagen kam. Er ſelbſt wurde nur durch den Muth von 400 Pforzheimer Bürgern gerettet, die ſeine Leibwache machten, und ſich freywilligem Tode opferten.

Wimpfen hat eine Saline, die nicht bedeutend iſt.

Von dieſer Stadt liegt Heilbronn nur einige Stunden entfernt. Auch ſind es von da nur 5 Stunden in das ſchöne Jaxthal, wo noch die Burg Götzens von Berlichingen ſteht, und ſeine eiſerne Hand und manches Andere zu ſehen iſt, was an dieſen trefflichen Deutſchen erinnert. Eine Stunde davon iſt das Kloſter Schönthal, wo er mit ſeiner treuen Eliſabeth begraben liegt.

# Reiſe in den Odenwald.

# Reiſe über den Odenwald nach Erbach.

Den nächſten Weg von Heidelberg nach Erbach würde man über Schönau oder Hirſchhorn nehmen, aber hier iſt meiſt wildes Gebirge, und in den meiſt elenden Dörfern des Odenwalds findet der Reiſende wenig oder nichts. Etwas bequemer, und in jeder Hinſicht intereſſanter iſt die Route über Weinheim und durch das Birkenauer Thal. Der Weg von Heidelberg nach Weinheim iſt ſchon oben beſchrieben. An dieſer 4 Stunden von Heidelberg entfernten Stadt fließt die Weſchniz vorüber, und an der Nordſeite derſelben zieht ſich das Weſchniz- oder Birkenauer Thal hin. Gleich am Eingange hat die Gegend etwas Wildromantiſches. Rechts ſteiget eine Reihe von Waldbergen empor, an deren Fuß eine Mühle liegt. Hier ſoll einſt ein Templerkloſter geſtanden haben. Bald gelangt man auf bequemeren Wegen, zu einer zweyten

Mühle, die eine der anmuthigſten Landſchaften bildet. Das Bett des kleinen Fluſſes iſt hier durchaus mit Rollſteinen beſäet.

Hinter dieſer Mühle verlieren ſich die Berge in Hügel, und es bildet ſich ein ſchönes Wieſenthal.

Nach einem kurzen Gang erreicht man eine dritte und eine vierte Mühle, beyde in mahleriſcher Umgebung. Das Thal wendet ſich jetzt ſüdlicher, man tritt aus dem Badiſchen in das Darmſtädtiſche Gebiet. Vor ſich ſieht man das Dörfchen Birkenau, und erreicht es bald.

Dieſes Dorf liegt nur eine gute halbe Stunde von Weinheim. Sein Name kommt ſchon in einer Urkunde von 816 vor. Damals ſchenkte der Gaugraf Werinhar dem Kloſter Lorſch die Zelle Birkenowa. Jetzt iſt es ein recht freundliches Dorf mit einer adelichen Villa und einem Engliſchen Garten.

Von Birkenau nimmt man den Weg über Reiſen nach Lindenfels, welches ein Weg von 4 Stunden iſt. Jenſeits Reiſen gewinnt die Gegend wieder an Schönheiten mancherley Art.

Das Städtchen Lindenfels iſt weniger ſtatiſtiſch als hiſtoriſch merkwürdig. Wahrſcheinlich verdankt es ſeinen Urſprung der auf einem Berge dabey liegenden Veſte Lindenfels. Dieſe Veſte oder Burg wurde wohl ſchon von den Fränkiſchen Königen oder Herzogen zu Lehen gegeben. Im J. 1123 kommt ein Bertolf, Graf von Lindenfels, mit ſeinem Enkel Konrad vor. Vielleicht war dieſe Burg eines der 7 Fahnlehen, welche die Aebte von Lorſch dem Pfalzgrafen Gottfried von Kalw verliehen hatten, oder gedachter Pfalzgraf hat ſolche mit ſeiner Gemahlin Luitgart, Bertolds II. von Zähringen Tochter, erhalten. Durch Heurath kam Lindenfels nachher an Baden, und durch Kauf wieder an die Pfalz.

Erſt im 14ten Jahrhundert wird von der Stadt Lindenfels Meldung gethan. Die Veſte wurde übrigens nie zerſtört, und iſt noch jetzt ziemlich gut erhalten.

Eines Vehmgerichts zu Lindenfels, welches einen Frankfurter Juden vorgeladen, erwähnt Lersner in der Frankfurter Chronik.

Die Gegend umher hat manche ſchöne Parthieen, und würde dem Landſchafter reichen Stoff bieten.

Von Lindenfels ſind es noch 4 Stunden bis Erbach. Der Weg führt noch immer durch den rauhen Odenwald, doch wird der Reiſende für einige Mühe und Entbehrung reichlich entſchädigt. Mitten in der Wildniß findet ſich ſo Vieles, was Auge und Gemüth anſpricht. Dörfer, Weiler und Höfe ſind nicht ſelten, jedoch iſt keineswegs zu rathen, ſeine Nachtherberge anderswo, als in Lindenfels oder Erbach zu nehmen

Auch iſt der Weg nicht überall leicht ohne einen guten Führer zu finden.

Schloß und Dorf Erbach liegen in einem ſchmalen Thale, zwiſchen hohen Bergen. Freher glaubt, es ſey hier ein Römerkaſtell geweſen Das Schloß Erbach, früher Erdtrach und Ervach, iſt alt, und war ehemals befeſtigt. Der Wartthurm mißt über 100 Fuß. Eine bequeme Treppe führt durch denſelben in die herrſchaftlichen Zimmer. Der Erbauer iſt unbekannt, aber ſchon im J. 1146 kommt in den Urkunden des Kloſters Lorſch ein Edler von Erbach vor, über welchen die Mönche nicht gut zu ſprechen waren. Da Michelſtadt, der Hauptort der Grafen von Erbach, eine halbe Stunde von da, im J. 820 von Eginhard dem ebengenannten Kloſter geſchenkt worden, ſo kann man annehmen, daß Erbach ein Theil dieſer Vergabung geweſen, und nachmals von den Mönchen zum Fahnenlehn gegeben worden.

In jener Zeit gab es nur eine Burg Erbach, aber nach und nach baute ſich an die Burg eine Stadt an, und der eingeſchloſſene Platz um das Schloß heißt noch die Burgſtadt. In dieſer Burgſtadt war auch ein Tempelhaus. Das Gebäude ſteht noch, und iſt jetzt ein Eigenthum der Grundherrſchaft. Eine Viertelſtunde von Erbach, heißt ein anmuthiges Thal noch der Brudergrund, und auch hier ſind noch die Ruinen einer Kapelle und eines Bruderhauſes ſichtbar.

Den Namen hat Erbach von einem Bach, der ſich in dem Dorfe, bey einer Mühle in die Erde verliert, und bey Stockheim wieder hervorkömmt.

Die Hauptmerkwürdigkeiten des Schloſſes ſind eine Menge Alterthümer, welche der regierende Graf mit Liebe und Kenntniß geſammelt hat, und noch täglich vermehrt. Dahin gehören viele Griechiſche und Römiſche Münzen, Inſchriften und andere Denkmähler der Römerzeit; ein Ritterſaal im Geſchmacke des Ritteralters, mit einer großen Anzahl von Rüſtungen. Unter dieſen Rüſtungen ſind beſonders merkwürdig:

1) Unter den Turnierrüſtungen zu Pferde:

Die Rüſtung des Erasmus Schenk von Erbach und Bickebach, mit dem Wahlſpruch auf dem Sattel:

Ich greif es an mit Gott und dem Glük,
Das iſt mein Meiſterſtück.

Die Rüſtung Johann Ernſts, Herzogs zu Sachſen (geb. 1521), mit dem Wahlſpruche auf dem Bruſtharniſch des Pferdes:

Ich traue Gott von ganzem Herzen.

Die Rüſtung Eitel Friedrichs Grafen zu Hohenzollern (geſt. 1512.)

Die Rüſtung Kaiſer Friedrichs III. iſt nachgemacht.

2) Unter den Rüſtungen zu Fuß:

Die Rüſtung des berüchtigten Eppelein von Gailing, aus dem ausgeſtorbenen Geſchlechte der Gailing von Illersheim, deſſen Stammſchloß ohnweit Rothenburg an der Tauber ſtand. Wegen ſeiner Räubereyen ward er 1381 hingerichtet.

Die Rüſtung Coſmus II. Großherzogs von Florenz, der 1621 ſtarb.

Die Rüſtung Peter Strozzi's, Marſchalls von Frankreich, der 1558 bey der Belagerung von Thionville durch eine Kugel getödtet wurde.

Die Rüſtung des Joh. Jakob Medichino, nachher Medicis genannt, der, von niedriger Herkunft, die Herrſchaft der Mediceer in Toscana befeſtigte, und darum vom Herzog Coſmus für ſeinen Verwandten erklärt wurde. Er ſtarb 1555.

Die Rüſtung Conrads von Bemelberg, der 1527 unter Karl V. die Truppen gegen Rom führte, und ſich auch ſonſt großen Kriegsruhm erwarb. Auf der Hellebarde, welche dieſe Figur hält, iſt auf der einen Seite das Bild Chriſtians II. von Dänemark, auf der andern Bild und Namen eines Herrn von Helmſtädt.

Die Rüſtung Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, der 1467 ſtarb. Dieſe Rüſtung hat halbe Panzerſchuhe.

Rüſtung Maximilians I. Dieſe Rüſtung, vorher zu Nürnberg, iſt mit trefflichen Nachbildungen der vorzüglichſten Stücke des Krönungsornats, die zu Nürnberg aufbewahrt werden, ausgeſchmückt.

Die Rüſtung Guſtav Adolphs, Königs von Schweden. Auf dem Bruſtharniſch iſt das Schwediſche Wappen. Der König ſoll dieſe Rüſtung während ſeines Aufenthalts in Nürnberg in das dortige Zeughaus geſchenkt haben. Sein Mantel und die Schwediſche Krone ſind nach Zeichnungen beygefügt.

Die Rüſtung Albrechts von Wallenſtein, Herzogs von Friedland. Dieſe Rüſtung kam von Eger nach Nürnberg, und von da nach Erbach. Der Helm öffnet ſich abwärts am Kinn.

Die Rüſtung Markgraf Albrechts von Brandenburg, Culmbach, auch Alcibiades genannt. Er ſtarb zu Pforzheim bey ſeinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, 1557. Dieſe Rüſtung war vorher gleichfalls im Zeughauſe zu Nürnberg. Auf dem Bruſtharniſch iſt das Wappen und die Jahrzahl 1550.

Die Rüſtung Georg III. Truchſes von Waldburg, der die Burg Boxberg zerſtörte, und die Schwäbiſchen Bundestruppen gegen die Bauern anführte, und den Aufſtand derſelben durch die Schlachten von Sindelfingen und Königshofen, und durch die Verbrennung von Weinsberg und einer Menge Dörfer ſtillte. Er ſtarb 1531.

Die Rüſtung **Götzens von Berlichingen**, die früher in Heilbronn aufbewahrt wurde. Auf dem Bruſtharniſch iſt **Götzens** Wappen, und inwendig, am rechten Unterarm, befinden ſich zwey Häkchen, welche dazu dienten, den angeſchnallten eiſernen Handſchuh feſt zu halten.

Die Rüſtung **Albrechts V.** Herzogs in Bayern, der 1579 ſtarb. Auf dem Vorderharniſch iſt die Schutzgöttin Bayerns, und auf dem Hinterharniſch ein Andreaskreuz. Unten auf dem Bruſtharniſch ſteht die Jahrszahl 1569. Der Schild wiegt an die 20 Pfund.

Die Rüſtung **Kunzens v. Schott**, eines Fränkiſchen Edlen, und Burggrafen von Rothenburg, der im funfzehnten Jahrhundert die Stadt Nürnberg unaufhörlich befehdete, und endlich hingerichtet wurde. Dieſe Rüſtung war hiebevor in Nürnberg. Auf der Bruſt iſt **Schotts** Familienwappen. Das Richtſchwert, welches die Figur hält, ſoll das ſeyn, womit Schott enthauptet werden.

Außer dieſen Harniſchen ſind in dem Schloſſe zu Erbach noch andere Ueberreſte aus dem Mittelalter ſehenswerth. Dahin gehören:

Eine Menge **Waffen** aus jener Zeit, darunter ein Schild, auf welchem in erhabener Arbeit Scenen aus dem Trojaniſchen Kriege vorgeſtellt ſind; ein Sattel aus dem gräflich Ortenbergiſchen Hauſe, deſſen Kranz auf der äußern Seite mit herrlicher Arbeit in Eiſenblech beſchlagen iſt.

Ein reiche Sammlung von **Glasgemählden** aus allen Jahrhunderten. Dieſe Sammlung iſt um ſo ſchätzbarer, je weniger dieſe Denkmähler Neugriechiſcher und Altdeutſcher Kunſt bis jetzt beachtet wurden, und je mehr deren noch in unſern Tagen zerſtört worden. Sehr zweckmäßig hat man ſie hier wieder in die Fenſter eingereiht.

Das **erſte** Fenſter ſtiftete Kaiſer **Adolph von Naſſau**, welcher 1295 in der Schlacht bey Göllheim im Elſaß blieb, in das Chor des Frauenkloſters zu Altenberg in der Wetterau.

Das **zweyte** Fenſter enthält Wappen der gräflichen Familie **Ortenberg**, trefflich ausgeführt.

Das **dritte** Fenſter enthält Wappen des gräflichen Hauſes Erbach aus dem 16ten Jahrhundert.

Das **vierte** ſtand in dem Chor der Kirche zu Wimpfen am Berg, und enthält von den älteſten Producten der Glasmahlerey

Die Mandeln im fünften Fenſter ſtanden ebenfalls daſelbſt, und gehören zu den Gemählden im vorhergehenden Fenſter.

In dieſem Fenſter iſt unten eine Scheibe, welche vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Beſchauers verdient. Es iſt eine Geburt, wahrſcheinlich aus der älteſten Zeit. Joſeph ſitzt am Kamin, und kocht dem Kind den erſten Brei.

Im ſechſten und ſiebenten Fenſter ſind verſchiedene Wappen aus dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert.

Noch iſt die Begräbnißkapelle nicht unmerkwürdig. Die älteſten Dynaſten von Erbach wurden in dem ehemaligen Frauenkloſter Steinbach, eine Stunde von Erbach, begraben. Die Entſtehung dieſes Kloſters fällt wahrſcheinlich noch in die Zeiten Eginhards. Es wurde bey der Reformation aufgehoben. Die Leichenſteine aus der dortigen Kirche ſind nun in der Todtenkapelle zu Erbach aufgeſtellt. Auch in dieſer Kapelle ſind einige alte Glasmahlereyen merkwürdig, und ein neuer Verſuch in dieſer Art, von dem Mahler Kehrer, eine Himmelfahrt der Madonna vorſtellend.

Die Gegend umher, und der ganze Odenwald, ſind für die älteſte Deutſche Geſchichte intereſſant, und eine nähere Erforſchung könnte zumal über die Einfälle der Römer in Deutſchland großes Licht verbreiten. Zu

Bullau, einem angenehmen, auf einer Höhe ſituirten Dorfe, wurde ein Stein gefunden, welchen L. Favonius Seccianus, Hauptmann der VIII. Legion unter Auguſtus, der Dea Fortuna errichtet hatte.

An der Kirche zu Michelſtadt, ganz nahe bey Erbach, war ein Römiſcher Altarſtein eingemauert, mit den Bildern des Herkules, der Pallas, der Fortuna und des Merkur. Außerdem wurden oft ſchon Münzen und andere Römiſche Denkmähler ausgegraben. Das Meiſte mag aber die Erde noch bedecken, und erſt eine höhere Kultur des Odenwalds wird es an den Tag bringen. Wer über ſeine Zeit gebieten kann, der mache von Erbach aus einen Abſtecher nach Amorbach und Miltenberg. Beyde Oerter liegen ohngefähr 3 Stunden von da.

Amorbach hat eine romantiſche Lage zwiſchen Bergen, am Flüßchen Mück. Im Jahr 734 errichtete hier der heil. Amor ein Benedictinerkloſter, und von dieſen Mönchen ging auch hier wohl die erſte Kultur der Gegend aus. Die Stadt ſoll ſpäter (1253) von einem Edelmann, Konrad von Thurn, angelegt worden ſeyn. Gegenwärtig iſt ſie die Reſidenz des Fürſten von Leiningen. Es wurden auch in früherer Zeit hier, ſo wie in der Nachbarſchaft, manche Römiſche Monumente entdeckt, und man trifft in den Wäldern auf beſondere

Erhöhungen, welche auf Römiſche oder Altdeutſche Grabmähler ſchließen laſſen.

Miltenberg liegt eine Stunde von Amerbach, in einer herrlichen Berggegend, am Mayn. Das Schloß iſt zum Theil noch erhalten. Hier fiel im Bauernkriege die bekannte blutige Schlacht vor. Eine halbe Stunde von Miltenberg iſt Heybach, ein Erbachiſches Luſtſchloß mit ſchönen Gartenanlagen.

# Anhang.

## I.

## Einige Sagen von den Ritterburgen am Rhein und im Neckarthale.

Keine Gegend in Deutſchland hat ſo viele Ruinen von alten Burgen aufzuweiſen, als das Rheinthal von Baſel bis Bonn. Am häufigſten erſcheinen dieſe Schlöſſer von Rüdesheim bis Bonn. Von manchen derſelben iſt kaum noch der Name der Geſchlechter bekannt, welche ſie bewohnten. Von einigen aber ſind im Munde des Volks noch ſchöne Sagen, die ſich wohl auf etwas Hiſtoriſches gründen mögen, aber eine poetiſche Einkleidung erhielten. Dem Reiſenden, der nicht in die Klaſſe der bloß Neugierigen gehört, ſind ſolche Sagen immer willkommen. An Ort und Stelle erregen und beſchäftigen ſie die Phantaſie auf eine angenehme Weiſe, und das Leben der Vergangenheit bildet ſich wieder auf den Trümmern, die ſo bedeutſam daliegen. Es ſcheint darum nicht unzweckmäßig, dieſem Reiſebuch, welches mehr als trockne Nomenclatur enthalten ſoll, hier die intereſſanteſten beyzufügen.

## Der Drachenfels.

Unter den Siebenbergen hebt ſich der Drachenfels mit ſeinen Ruinen am keckſten vom Rhein empor. In uralter Zeit, ſo erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwieſen, und ihm Menſchenopfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand ſich einmahl eine Jungfrau von vornehmer Geburt und eine Chriſtin. Sie war von hoher Schönheit, und zwey Anführer ſtritten ſich um ihren Beſitz. Da entſchieden die Aelteſten, daß ſie dem Drachen vorgeworfen werden ſollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entſtünde. — Im weißen Gewande mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt, und in der Nähe der Felſenhöhle, wo das Unthier lag, um den Leib an einen Baum gebunden, neben welchem ein Stein ſtatt eines Altars ſtand. Vieles Volk hatte ſich in einiger Entfernung verſammelt, dem Schauſpiel zuzuſehen, aber es waren Wenige, die das Loos der Armen nicht bemitleideten. Die Jungfrau ſtand ruhig, und ſchaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne ſtieg jetzt hinter den Bergen hervor, und warf ihre erſten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor, und eilte nach der Stätte, wo es ſeinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erſchrack nicht — ſie zog aus dem Buſen ein Kreutz mit dem Bilde des Erlöſers, und hielt es dem Drachen entgegen. Dieſer bebte zurück, und mit fürchterlichem Geziſch ſtürzte er ſich in den nahen Waldgrund, und war nie wieder zu ſehen.

Da trat das Volk, von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu, und löſ'te die Bande der Jungfrau, und ſah mit Erſtaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung deſſelben, und alle fielen zur Erde, und bathen ſie, zu den Ihren zurückzukehren, und ihnen einen Prieſter zu ſchicken, der ſie unterweiſen und taufen möge. So kam das Chriſtenthum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen geſtanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

# Die Ruinen zu Rüdesheim

Dieſe ehrwürdigen, mahleriſchen Ruinen ſind vielleicht noch Römiſchen Urſprungs. Da das gegenüberliegende Bingen von den alten Weltbezwingern befeſtigt war, ſo mochten ſie hier vielleicht ein Vorwerk angelegt haben *). Später ſchufen die Herrn von Rüdesheim das zerſtörte Römiſche Kaſtell zum Deutſchen Ritterſitz um. Wirklich ſind auch die Fenſterbogen und Gewölbe des einen Thurms Römiſch, da hingegen die Fenſter, Erker und Geſimſe des weiter oben ſtehenden, höhern Thurms einen Gothiſchen Urſprung verrathen. Konrad Brömſer, der um 938 lebte, heurathete eine Freyin von Rüdesheim, und kam durch ſie in den Beſitz der Burg und des Städtchens. Mit Heinrich von Brömſer, der Churmainziſcher Hofrichter und Vizedom, auch Abgeordneter bey den Friedensunterhandlungen zu Osnabrück war, ſtarb das Geſchlecht in ſeiner männlichen Linie aus, und von weiblicher Seite theilten ſich die Grafen von Metter-

---

*) Noch deuten die Namen mehrerer Orte auch des dießſeitigen Rheingaus ihren Römiſchen Urſprung an, zum Beyſpiel, Eltvill — alta villa — Weinzell — vinicella — Lorch — Lauracum — und verſchiedne andre.

nich, die noch im Beſitze des zerfallenden Schloſſes ſind, und die Freyherren von Erthal, Bettendorf und Frankenſtein in die Rechte und Güter.

In der Burg, aus deren Ritzen und Spalten jetzt der Wachholder grünt, und der Raubvogel ſchreit, ſieht man noch das ganze alte Ritterleben im täuſchenden Bilde.

Im Ritterſaale hängen die Familienbildniſſe umher, immer Mann und Frau auf einem Bilde beyſammen, daneben Namen, Jahrzahl, Wappen und Reimlein.

In der dunkeln Kapelle ſieht man die Hörner des Ochſen, welcher das Wunderbild in dem von Hans Brömſer geſtifteten Kloſters zur Noth Gottes herausgeſcharrt haben ſoll.

In dem mit Gothiſchen Geſtalten bemahlten Schlafgemach ſteht noch das ziemlich geräumige Ehebett, mit Schnitzwerk und Vorſtellungen aus dem alten Teſtamente verziert, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. Neben dem Bette iſt ein Schränkchen von gleichem Geſchmack angebracht, und hin und wieder erblickt man altes Geräthe, Stühle, Fußſchemmel, und dergleichen, alles roh und einfach, aber für die Dauer, wie die Menſchen jener Zeit.

Die Veranlaſſung zur Stiftung des ebengenannten Kloſters iſt eine ächt romantiſche Novelle, die man ſich hier, auf dem Schauplatze der Handlung, mit dem ſchauerlichen Vergnügen vergegenwärtigt, welches tragiſche Gegenſtände in der Darſtellung gewähren.

Hans Brömſer von Rüdesheim war mit mehrern Edlen des Rheingaus nach Paläſtina gezogen, um dort die Sünden ſeiner Jugend abzubüßen. Er erwarb ſich Ruhm und Achtung durch ſeinen Muth, der keine Gefahr ſcheute, und durch ſeinen Arm, der manchen Muſelmann ſchwer traf. Einſt erlegte er einen Drachen, der des Unheils viel angerichtet hatte, gerieth aber bey dieſer Gelegenheit in Türkiſche Gefangenſchaft, wo er in Ketten geſchlagen wurde, und ſchweres und langes Ungemach dulden mußte. Hier, ohne Hoffnung zur Rettung, that er das Gelübde, bey ſeiner Heimkunft ſeine Tochter, ſeine geliebte Gieſela, dem Himmel zu weihen, und ihr den Nonnenſchleier zu geben.

Brömſer wurde wirklich aus der Gefangenſchaft befreyt, und es war ſein Erſtes, als er nun wieder in ſeine Burg zurück gekommen war, ſeiner Tochter ſein Gelübde bekannt zu machen, und ſeinen ernſtlichen Vorſatz, daſſelbe ohne Zögern zu erfüllen.

Für die ſchöne Gieſela war dieß ein Donnerſchlag. Sie liebte einen benachbarten jungen Ritter, der ihrer Hand vollkommen würdig war. Sie hatte ſich geſchmeichelt, bey der Heimkunft ihres Vaters ihre

Wahl durch ihn gebilligt, und durch ſeinen Segen gekrönt zu ſehen, und nun ſollte ſie dem Glück entſagen, in deſſen Beſitz ſie ſich ſchon ſo gewiß und ſo ſelig träumte, ſollte den Schleier nehmen, ſollte ſich abwenden auf immer von des Lebens freundlichen Bildern, und ſich mit ihrem liebevollen Herzen in kalte, todte Mauern verſchließen. Sie umklammerte die Knie ihres Vaters, flehte, weinte, jammerte, und verſicherte liebend fromm, nie werde ſie den ihrem Geliebten gethanen Eid brechen.

Der Aberglaube verhärtet auch ein Vaterherz. Brömſer fluchte ſeiner Tochter, und ſtieß ſie von ſich. Zernichtet in ihrem Innerſten wandelt ſie auf die Felſenſpitze am Rhein — wie ein Geſpenſt rauſcht hinter ihr drein der väterliche Fluch; ſie will ihm entrinnen, und ſtürzt herab in die Fluthen.

Noch wähnt ſie der Schiffer auf dem Fels ſchweben zu ſehen im Sternenlicht, und zu hören ihren Klageton, der im Geſäuſel der Mitternacht zerfließt.

Der alte Brömſer härmte ſich über das Loos ſeiner Tochter, und gelobte, um ihren Schatten zu verſühnen, eine Kirche zu bauen. Aber er vergaß dieſes Gelübdes wieder, da weckte ihn einſt um Mitternacht eine furchtbare Erſcheinung: er ſah den Drachen, den er in Paläſtina getödtet hatte, wieder lebendig, und mit aufgeſperrtem Rachen auf ihn losfahrend;

ſeine mitgebrachten Sklavenketten fielen raſſelnd von der Wand; — eine blaſſe jugendliche Geſtalt, die er für ſeine Gieſela erkannte, erſchien zu ſeiner Rettung. Das Ungethüm entfernte ſich auf ihren Wink — ſie ſah ihren Vater wehmüthig an, und verſchwand.

Zu dieſem Wunder kam ein zweytes. In der Frühe des andern Tags kam Brömſers Knecht mit einem Bildchen nach Hauſe; einer ſeiner Ochſen hatte es auf dem Felde hervorgeſcharrt, und dreymal hatte das Bild — Noth Gottes gerufen!

Nun ließ Brömſer ſogleich Anſtalten treffen, und auf der Stelle, wo das Bildchen gefunden worden, eine Kirche bauen, wo noch ſeine Sklavenketten und die Zunge des von ihm getödteten Drachen gezeigt werden.

## Hattos Thurm.

Unter Bingen, nahe dem linken Rheinufer, ragt ein grauer Thurm aus den Wogen, gewöhnlich der Mäuſethurm genannt. Ihn erbaute Hatto, Abt zu Fulda und nachher Erzbiſchof zu Mainz, im 10ten Jahrhundert. Hatto, ſo erzählt die Volksſage, war ein hartherziger Mann, und dem Geize ſehr ergeben. Er häufte Schätze über Schätze, und verwahrte ſie ſorgfältig. Da geſchah es, daß eine große Hungersnoth am Rheinſtrome entſtand, und viele Menſchen dahinraffte. Ein großer Haufen von Armen drang vor Hattos Schloß, und forderte Brod. Der hartherzige Mann verweigerte es ihnen, und ſchalt ſie, daß ſie müßiges, ſchlechtes Volk wären, und nicht arbeiten wollten. Die Armen wurden ungeſtümmer, und der Erzbiſchof ließ ſie ergreifen von ſeinen Trabanten, und in eine Scheune ſperren, und die Scheune anzünden. Das war ein gar ſchrecklicher Anblick, und das Geſchrey der Armen war fürchterlich anzuhören. Hatto ſpottete aber, und ſagte: Hört, wie die Mäuslein pfeifen!

Da kam das Strafgericht des Himmels über ihn. Ein ungeheurer Schwarm von Mäuſen erſchien in ſeinem Schloſſe, und Niemand wußte ſich vor ihnen zu retten. Je mehr man ihrer tödtete, deſto mehr nahm ihre Anzahl zu. Da ließ Hatto bey Bingen, am Fuße des Rupertusbergs, einen Thurm in den Rhein bauen, und floh auf einem Nachen in den Thurm, doch die Mäuſe ſchwammen über das Waſſer und verfolgten ihn auch da, und fraßen ihn lebendig auf, und zerſtörten ſogar ſeinen Namen in den gewirkten Tapeten.

Dieſe Sage iſt ſchauerlich genug, aber ohne allen hiſtoriſchen Grund. Hattos Thurm iſt ein Wartthurm, wahrſcheinlich errichtet, die Schiffenden vor der Gefahr des nahen Binger Lochs zu warnen. Hatto war der Freund und Rathgeber Kaiſer Ottos, und ſtreng gegen die Mönche, die von der Zucht abwichen; auch mochte er dem Müßiggang überhaupt nicht hold ſeyn, und ſo erſannen ſie das Mährchen ſeines Todes, welches ſchon Trithenius widerlegt.

## Die beyden Brüder.

Bey Hirzenach macht der Rhein eine Wendung gegen Oſten. Von den Bergen tönt das Gehämmer aus den nahen Schieferbrüchen, als ob Geſpenſter hier in unterirdiſchen Höhlen hauſten. Rechts liegt das Dorf Keſter mit den Ruinen ſeiner alten Pfarrkirche, und der Fluß dreht ſich hier in einem ſcharfen Winkel. — Gegenüber ſchwillt eine der höchſten Felſenwände empor, die unten mit Wein, oben mit einer Krone von Waldbäumen bekränzt iſt. Bald treten die Berge zur Linken zurück, und zwiſchen den Bäumen eines Geßneriſchen Hirtenthals birgt ſich das Dörfchen Weiler, das keine kunſtbegabte Hand anmuthiger auf die Leinwand zaubern könnte. Nicht weit davon erblickt man einzelne Häuſer des obſtreichen Salzig; rechts auf einer ſchwindelnden, mit Reben bewachſenen Felſenhöhe trauern die mit Gebüſche überhangenen Ruinen der Burgen Liebenſtein und Sternfels, die ſogenannten zwey Brüder, deren wahrhaft romantiſche Geſchichte man ſich hier gern vergegenwärtigt.

In den alten Zeiten der Tapferkeit und Minne hauſte auf dieſen Bergen ein Ritter, der zwey Söhne hatte, in denen er die Hoffnung ſeines Alters erzog. Mit den beyden Knaben wuchs ein Fräulein heran, die Erbin vieler Güter, dabey ſchön und ſittſam und von edelm Sinne. Der Alte verbarg ihre Abkunft, und man hielt ſie in ſeinem Hauſe ſelbſt für ſeine Tochter.

Als die Zeit heran kam, wo eine Heurath zwiſchen den jungen Leuten ſchicklich war, entdeckte der Ritter das Geheimniß, und ſchlug dem Mädchen vor, unter ſeinen Söhnen zu wählen. Sie mochte verlegen ſeyn, ſich zu erklären, und der ältere Bruder, der ſie vielleicht dem jüngern geneigter glaubte, trat zurück mit der edeln Erklärung, ſie ſeinem Bruder zu überlaſſen.

Der alte Ritter legte nun die Hände ſeiner Kinder in einander, und der Tag ihrer Verbindung wurde auf einige Zeit hinaus feſtgeſetzt.

Der ältere Bruder bemerkte denn doch, daß die Vorzüge ſeiner ehemaligen Schweſter ſeinem Herzen gefährlich werden dürften, und er faßte daher den Entſchluß, der unter ſolchen Umſtänden der klügſte iſt, ſich zu entfernen. Er ging zu dem Fürſten nach Neuſe, deſſen Gunſt er bald zu verdienen wußte.

Um dieſe Zeit kam der heilige Bernhard nach Deutſchland, und predigte das Kreuz. In Haufen zogen die Ritter vom Rheine gen Frankfurt, wo Kaiſer Konrad den neuen Apoſtel dem Volke vorſtellte, und legten das Gelübde ab. Bald wehte von allen Burgen die Kreuzfahne, und auf dem Fluſſe ſchwammen mit Geſang und Muſik Schiffe hinauf und herab, die Schaaren von Rittern tragend, die nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Schwärmerey iſt eine anſteckende Krankheit. Auch der jüngere Bruder ward von dem frommen Schwindel ergriffen, und faßte den Entſchluß, ſeine Braut nicht an den Altar zu führen, bevor er nicht mit Ruhm und Ablaß gekrönt den Zug gegen die Ungläubigen mitgemacht hätte. Umſonſt ſchüttelte der Alte bedenklich den Kopf, umſonſt waren die oft ſchlecht verhehlten Thränen des liebenswürdigen Mädchens, die ſich doch — in ihrem frommen Sinne —

den Fügungen des Himmels nicht widerſetzen wollt; — er übergab ſie dem Schutze des Vaters und Bruders, nahm Abſchied, und geſellte ſich einem Zuge aus den benachbarten Burgen bey.

Der ältere Bruder kehrte von Neuſe zurück, und erfüllte — obgleich oft im ſtillen Kampfe mit ſeinem Herzen — treulich die übernommene Pflicht — Der Vater ſtarb inzwiſchen, und nahm den Kummer über ſeine vereitelten Hoffnungen mit ins Grab. Seine Burg war die Wohnung ſtiller Trauer. Endlich kam die Nachricht, daß der Kreuzfahrer aus Paläſtina zurückkehre, und — eine Griechin aus Konſtantinopel als Gattin mit ſich bringe.

Das Mädchen verſank in tiefe Schwermuth; ſie glaubte den Finger einer höhern Macht in dieſer ſonderbaren Wendung ihres Schickſals zu erblicken, und beſchloß, mit ihrem von Liebe und Gram gebrochenen Herzen in ein Kloſter zu flüchten. Für ein edles zartes Gemüth, dem die Hoffnungen ſeines Lebens in der Blüthe zerknickt wurden, iſt auch der ſtille Genuß ſeines Kummers das einzige, was ihm noch übrig bleibt.

Der ältere Bruder nahm die Sache als Mann und Ritter: er warf dem Bothen, den ſein Bruder vorausgeſendet hatte, ſeine Ankunft zu melden, den Fehdehandſchuh vor die Füße, machte Anſtalten zum Kampfe, und bot ſeine Dienſtmannen auf.

Der Kreuzfahrer langte mit ſeiner Gattin an, und bezog die benachbarte Burg Sternfels. — Bald begann der blutige Kampf, und dauerte mehrere Monate. Das Fräulein, das in keinem der Brüder einen Gatten finden konnte, trat nun als Schweſter unter ſie, und ſtiftete eine Verſöhnung. Hierauf verließ ſie den friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit, und nahm den Schleier.

Stille Trauer herrſchte nun auf Liebenſtein — lärmende Freude auf Sternfels. Die Schönheit der Griechin — und ihr hoher gebildeter Geiſt verſammelte bald eine Schaar benachbarter Ritter um ſie her. Gewöhnt an den Glanz und die prunkenden Freuden einer großen, üppigen Stadt, erſchien ſie auch hier als die Königin wechſelnder Feſte.

Der ältere Bruder ſah, daß ſein Bruder nicht glücklich war, daß die Griechin ſich nicht mit ſeiner Liebe begnügte. Er wußte es zu veranſtalten, daß jener von ihrer wirklichen Untreue ſich ſelbſt überzeugen konnte. Der Kreuzfahrer ſchnob Rache, und wollte ſie ermorden, aber ſie fand Mittel zu entfliehn.

Nun ſchloß der ältere den Verzweifelnden in die Arme, und ſie gaben ſich das Wort, den Gram ihrer Schweſter, der ihr Leben um dieſe Zeit ſchon zerriſſen hatte, dadurch zu ehren, daß ſie beyde ehelos blieben. Sie waren die Letzten ihres Stammes, und traurig blicken die zerfallenen Zinnen ihrer Burgen von der Höhe ins Thal, und heißen noch immer die Brüder.

## Rolandseck.

Roland, ein Neffe Karls des Großen, kam einſt durch Zufall auf die Burg Drachenfels, und ſuchte dort ein Nachtlager. Der Burgherr empfieng ihn mit treuherziger Gaſtfreundſchaft, wie es in der ſchönen Sitte jener Zeit war. Die Tochter des Hauſes, ein ſchönes junges Mädchen, aus deſſen Augen Sanftmuth und Unſchuld ſprach, trug Wein und Brod auf, und reichte dem Fremden den gefüllten Becher dar. Rolands Herz war verloren im erſten Augenblicke, und erkannte kein Glück mehr, als in der Liebe dieſes Mädchens. Des andern Morgens beym Abſchied fragte ihn der Burgherr nach ſeinem Namen. Roland ſagte ihn mit Erröthen, als ſchämte er ſich ſeines Namens, denn ſein Biederſinn und ſeine Tapferkeit waren in den Liedern des Volkes. Der alte Ritter war gar hoch erfreut, einen ſolchen Gaſt bewirthet zu haben, und bat ihn, noch einen Tag bey ihm zuzubringen. Die ſittſame **Hildegard** ſprach nichts; aber ihre Stellung und ihr freundlicher Blick waren eine herzliche Einladung. **Roland** blieb gerne, und es gab auch Gelegenheit, von ſeiner Liebe zu reden. Im Schloßgarten fand er die holde Jungfrau unter einem Apfelbaume ſitzen, deſſen Blüthen auf ihre goldnen Locken herabregneten. Einige Vögel hüpften ſorglos um ſie her, und ſcheuten ihre Gegenwart nicht. Der Ritter näherte ſich ihr furchtſamer, als wenn ihm feindliche Waffen ins Auge geblinkt hätten, und ſuchte ein Geſpräch einzuleiten; als es aber damit nicht gehen wollte, und die Roſen auf den Wangen des Mädchens ihm ſchon etwas von ihrem Herzen verriethen, ſo geſtand er ihr ſeine Empfindung — edel, ohne viele Worte. **Hildegard** ſtand vor ihm mit geſenktem Blick und hochklopfendem Buſen — er faßte ihre Hand und hauchte einen Kuß auf ihre Wange, keuſch und heilig, wie die erſte Liebe ſchuldloſer Herzen. Der Bund war geſchloſſen ohne Schwur und Gelübde, aber feſter, als für das vergängliche Leben nur.

Der Ritter mußte ſich nun trennen, der Abſchied war ſtumm und feyerlich wie der letzte Blick auf das Grab des Freundes. **Hildegard** konnte nicht weinen, ihr Buſen war beklemmt, Nacht lag vor ihren Blicken. — Aber als ſie nun vom hohen Söller noch den weißen

Federbuſch des Dahineilenden ſah, und er jetzt ihrem Auge entſchwand, da floſſen ihre Thränen ungetrocknet in den keuſchen Buſen herab. Eine traurige Ahndung nahm die Heiterkeit ihres Gemüths hinweg auf immer.

Ein Schleier ſoll mich bedecken, bis er mich zum Altare führt, ſagte ſie, und verhüllte ihr Antlitz, und warf ſich vor dem Bilde des Gekreuzigten in der Schloßkapelle nieder.

Erhalte ihn, Vater im Himmel, wenn er aber nicht wiederkehrt, wenn ein anderes Loos ihm gefallen iſt, dann ſey es mir ein Zeichen, daß ich zur Trauer beſtimmt bin und zur Einſamkeit, dann will ich in ein Kloſter gehen, und beten für ihn und beten für mich, damit wir uns einſt lieben dürfen.

Dieß war ihr Gebet; die Heiterkeit kam nicht wieder in ihre Seele, aber Ruhe und Ergebung. Sie hatte Muth zu dulden und zu entſagen, und ſie bedurfte deſſen.

Die Burg ihres Vaters wurde in einer Fehde mit ſeinen Nachbarn belagert. Sie hoffte, Roland würde Kunde davon erhalten, und kommen und ſie retten. Aber er kam nicht. Sie ſchickte heimlich einen Boten an ihn ab, und dieſer kehrte wieder mit der frohen Nachricht, er ſeye mit einem Heerhaufen im Anzuge ihrem Vater beyzuſtehen.

**Roland** näherte ſich auch ſchon des andern Tages der Burg mit einem ſtarken Trupp von Fußknechten und Reitern. Muthig brach er in die unbeſorgten Reihen der Belagerer, und ſandte Schrecken und Tod unter ſie. Der alte **Drachenfels** machte zugleich einen Ausfall von ſeiner Burg — die Nacht ſank herab über dem Gefecht, Freunde und Feinde vermiſchten ſich im wilden Getümmel, und **Hildegardens** Vater fiel unter den Streichen von **Rolands** mächtigem Arm. Zu ſpät bemerkte er den ſchrecklichen Irrthum aus dem Zuruf der andringenden Schloßbewohner. Die Feinde flohen von allen Seiten — **Roland** ſtand als Sieger da, aber vor ihm lag der Vater ſeiner **Hildegard**, von ſeinem Schwert getödtet, die greiſen Locken gefärbt mit Blut. Jener ſtand noch unbeweglich, und das Herz voll Grimm gegen die Fügung des Verhängniſſes. Da wankte ſeine Geliebte herzu beym Licht einer Fackel. Sie ſtarrte ihren Vater an, kniecte vor dem Leichnam nieder, legte die Linke auf das Herz, das nicht mehr ſchlug, und faßte mit der Rechten die kalte Hand des Ritters.

Du haſt keinen Mord begangen, ſagte ſie, aber wir müſſen uns trennen. Er würde dir vergeben, ſein Geiſt vergielt dir in dieſem Augenblicke, ich fühl's, denn du kamſt ja zu ſeiner Rettung, aber ſein Blut klebt doch an deiner Hand, und ich darf die meinige nicht hineinlegen. Zum Scheiden darf ich dir ſie bieten. Unſere Liebe iſt in Trauer aufgelöſt, ſo wollte es der Himmel, und es muß gut ſeyn, weil er es will, wenn auch unſere Herzen darüber brechen. Ich will jetzt meinen Vater begraben, und dann in das Kloſter der Rheininſel gehen. Haſt du den Muth, mich für ein beſſeres Leben zu lieben, ſo ſehen wir uns dort wieder.

**Roland** fühlte das Zarte und die hohe Kraft in dem himmliſchen Gemüthe des Mädchens. Es iſt die größte Stunde meines Lebens, ſagte er, aber du haſt Recht, wir müſſen uns für die Paar Jahre trennen, die man das Leben nennt. Die Vorſicht will die Reinheit unſerer Liebe prüfen, und wir werden in der Prüfung beſtehen.

Sie ſchieden, wie noch nie Liebende geſchieden ſind. **Hildegard** nahm den Schleier in dem Kloſter auf der Rheininſel, und Roland baute ſich auf dem Schieferberge gegenüber ein Schloß. Hier ſtand er Tagelang am Fenſter, und ſah auf das Kloſter hinab. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, horchte er dem Chorgeſange, und wähnte die Stimme ſeiner **Hildegard** zu erkennen. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einſames Licht im Kloſter flimmern ſah, ſo rief er, das iſt die Zelle des Engels, der für mich betet.

Nach zwey Jahren ſchaute er, an einem trüben Herbſtmorgen, herab, wie gewöhnlich, und ſah auf dem Kirchhofe des Kloſters ein Grab aufwerfen. Ein ängſtliches Vorgefühl durchſchauerte ihn — er ſchickte einen Boten in das Kloſter, und erfuhr, daß ſeine Hildegard geſtorben ſey. Er ſah ſie einſenken in das finſtre Grab, und hörte das traurige Requiem ſingen, den ſchauerlichen Abſchied der Lebenden von den Todten. Er ſah noch im nächſten Frühlinge die erſten Blumen auf dem dunkeln Hügel hervorblühen. Im zweyten Lenze blühten ſie ſchon auf dem ſeinigen.

## Ingelheim.

Die Ruinen vom Palaſte Karls des Großen zu Ingelheim erinnern den Beſucher an die romantiſche Liebe von Eginhard und Emma. Eine zweyte, weniger bekannte Sage aus dem Leben dieſes Kaiſers, welche Jakob Schopper in ſeiner ſelten gewordenen Chorographie erzählt, iſt aber nicht minder anziehend.

Karl hatte von ſeiner Stiefmutter, Leitburga, einen Stiefbruder, Taland mit Namen, und dieſem vertraute er ſeine Gemahlin **Hildegard**, als er in den Sächſiſchen Krieg zog.

**Taland** entbrannte aber in frevelhafte Liebe gegen die Königin, und geſtand ihr auch ſeine Neigung. Sie wieß ihn ſehr ernſtlich ab, da er aber immer kecker ward, da ſagte ſie einsmals zu ihm: er ſolle ein heimlich Gemach bauen laſſen, wo ſie ihn, ohne Argwohn zu erregen, bisweilen ſehen könne.

**Taland** war voll Freude, und bald iſt das Gebäude in einem Gehölze des Gartens aufgeführt. **Hildegard** geht mit ihm dahin, und als er in die letzte Thüre tritt, ſchlägt ſie dieſelbe hinter ihm zu, und verſchließt ſie. Hier wollte ſie ihn nun bis zur Zurückkunft ihres Gemahls gefangen halten. Nach einigen Monathen erfuhr man, daß **Karl** zurückkomme, und in der Wonne ihres Herzens ließ Hildegard den Gefangenen frey. Dieſer aber wollte ſich rächen, und ging **Karln** entgegen, verleumdete die Königin, als ob ſie die Treue gegen ihren Gemahl gebrochen hätte. **Karl** ergrimmte, und gab Befehl, **Hildegarden** in den Rhein zu ſtürzen. Sie wurde aber gewarnt, und flüchtete ſich heimlich auf eine benachbarte Burg.

Bald darauf kam der König unvermuthet auf dieſe Burg, und **Taland** war in ſeinem Gefolge. Dieſer gewahrte die Königin an einem Fenſter, und zeigte ſie ihrem Gemahl, der nun aufs Neue in Zorn entbrannte, und gebot, ſie in den nächſten Wald zu führen, und ihr die Augen auszuſtechen.

In dem Augenblicke, wo die Arme ihr Geſicht verlieren ſollte, erſchien plötzlich ein Ritter, den Graf Otto's Gemahlin, Adelinde, geſchickt hatte, um ihre Schweſter Hildegard zu ſich einzuladen. Der Ritter hörte das Angſtgeſchrey der Unſchuldigen, und befreyte ſie aus den Händen ihrer Peiniger.

Hildegard nimmt jetzt eine edle Jungfrau, Roſina von Bodmen, als Gefährtin zu ſich, beyde legen Pilgrimskleider an, und ziehen nach Rom. Hildegard hatte früher ſchon ihre Luſt an Kräutern und Steinen gehabt, und ſich bemüht, ihre heilende Kraft zu erforſchen und zu verſuchen. In Rom heilte ſie viele Kranke, und ihr Ruf verbreitete ſich weit hin.

Taland war indeſſen mit einem Uebel behaftet worden, welches kein Arzt zu heben vermochte. Er hörte von der wunderbaren Frau in Rom, und als Karl dahin ging, folgte er ihm.

Sein erſter Gang war in das Haus, wo Hildegard wohnte. Beym Eintritt begegnete ihm die edle Jungfrau von Bodmen, und fragt nach ſeinem Begehren. Taland ſagt, er ſey König Karls Bruder, und ſuche hier Hülfe gegen ſeine Leiden. Die Jungfrau hinterbrachte es der Königin, und dieſe laßt ihn eintreten: Erſt mußte er hingehen, und ſeine Sünden dem Prieſter bekennen. Dann erſt vermöge ſie ihm zu helfen. Er that es, und erhielt nun aus den Händen der Jungfrau die Arzeney, und genaß in kurzer Zeit.

Darob wunderte ſich König Karl höchlich, und läßt die Aerztin zu ſich einladen. Hildegard antwortet dem Boten, ſie wolle nicht in den Palaſt des Königs kommen, ſondern am andern Morgen, um die zehente Stunde, in die St. Peterskirche, und ihm dort Antwort geben.

Zur geſetzten Stunde findet ſich Karl mit dem Pabſte im St. Petersdom ein, und Hildegard mit ihrer Gefährtin erſcheint vor ihm. Der König erkennt ſie ſogleich, und vernimmt aus ihrem Munde den wahren Hergang. Er umarmt ſie freundlich, und will den Verräther Taland tödten laſſen, aber Hildegards Fürbitte rettet ihm das Leben. Er wird auf eine ferne Inſel verwieſen, und Hildegard kehrt mit ihrem Gemahl an den heimiſchen Rhein zurück.

# Die Kapelle auf dem Stromberg.

Unweit des Siebengebirgs wohnte im 12ten Jahrhundert ein Ritter, Diether mit Namen, der dem erſten Kreuzzuge nach Paläſtina folgte. Auf dem Wege nach Speier, wo er noch den Abt Bernhard von Clairval zu finden hoffte, kehrte er in der Burg Argenfels ein, und wurde gaſtfreundlich aufgenommen. Der Burgherr war ziemlich bejahrt, und hatte zwey Töchter, von denen die jüngere, Bertha, durch ihre Schönheit und ihr huldvolles Betragen, das Herz Diethers in den erſten Augenblicken gewann. Auch die Jungfrau ſchien ihm nicht abhold, und er ſchied ſchwermüthig von der heimathlichen Gegend, die ihm jetzt erſt ſo werth geworden war. Auf dem ganzen Zuge nach Paläſtina, und in allen Gefechten und Schlachten mit den Ungläubigen, gedachte er der ſchönen Jungfrau am Rheine, und ſeine Gedanken waren immer auf Argenfels. In einem Ausfalle der Sarazenen wurde Diether verwundet und gefangen, und gelobte in ſeiner Bedrängniß, eine Kapelle zu bauen, wenn er ſeine Freyheit erlangen, und das Land ſeiner Väter wieder ſehen würde. Nach einer langen und hartnäckigen Belagerung wurde die Stadt von den Chriſten erobert, und Diether von ſeinen Banden erlöſt. Um ſein Gelübde zu erfüllen, und — die holde Bertha wieder zu ſehen, kehrte er mit dem erſten Schiffe nach Venedig, und von da nach Deutſchland zurück. Freudig betrat er die herrlichen Ufer des Rheins, und eilte, nach Argenfels zu kommen. Aber ſchon in einiger Entfernung erblickte er an der Stelle der Burg nur öde Ruinen, und wilde Zerſtörung. Er ſtieg den Berg hinan — keine Spur von Menſchen war rings umher, und auf dem eingeſtürzten Gemäuer und den Thürmen wuchs ſchon junges Gras. Sein Schmerz war ohne Grenzen. Die Bewohner des nächſten Dorfs erzählten ihm: Die Burg ſey von den Feinden des Burggrafen eingenommen und zerſtört worden. Er ſelbſt habe im Gefecht ſeinen Tod gefunden, wo aber ſeine Tochter geblieben, wiſſe man nicht.

Das war ein zweytes Schwert in Diethers Herz. Er eilte auf ſeine Burg, und keine Freude kam mehr in ſein Gemüth. Endlich beſchloß er, in einer wilden, einſamen Gegend ſich eine Zelle und ein Kirchlein zu bauen, und ſeine Tage daſelbſt in frommer Trauer zuzubringen. Am frühen Morgen durchſtrich er die Gegend, um ein Plätzchen zu finden, wie er es ſich wünſchte, und ohne auf den Weg zu merken, kam er auf den Stromberg, den ein düſtrer Wald bis nahe an ſeinen kahlen Gipfel bedeckte. Auf einmal gewahrte er ein ſteinernes Kreuz, und daneben eine

Klauſe. Vor dem Kreuze kniecte eine betende weibliche Geſtalt im Einſiedler-Gewande. Es war Bertha. Die Wonne des Wiederſehens läßt ſich nicht beſchreiben. — Die Jungfrau und ihre Schweſter hatten ſich, während der Belagerung von Argenfels, auf das Bitten ihres Vaters, durch den unterirdiſchen Gang geflüchtet, und bey einem Köhler im Walde eine Zuflucht gefunden. Als ſie den Tod ihres Vaters und die Zerſtörung ihrer Burg vernahmen, da beſchloſſen ſie, die Kleinodien, die ſie bey ihrer Flucht mit ſich genommen, zu verkaufen, und ſich eine Zelle zu bauen, und ein Gärtchen, und als Einſiedlerinnen zu leben.

Durch Diethers freundliche Worte war Bertha von ihrem Entſchluſſe nicht ſchwer abzubringen, und willigte ein, Diethers Gattin zu werden, aber ihre Schweſter ließ ſich durch kein Zureden bewegen, die Einöde zu verlaſſen. Diether ließ ihr eine bequemere Klauſe und daneben eine Kapelle errichten, wo auch ihre Gebeine begraben wurden.

## II.

# Reiſelieder.

## Die Rheinfahrt.

Hebt an den Chor, ihr meine Deutſchen Brüder:
Es gilt dem Vater Rhein!
Und wär' es auch nur Nachhall beſſrer Lieder,
Es muß geſungen ſeyn!

Wer glitte wohl auf dieſer Spiegelhelle,
Umkränzt von Fels und Wald,
Wer glitte wohl hinab die Silberwelle,
Und bliebe ſtumm und kalt?

Wem wallt, Natur! bey deinem Göttermahle
Nicht feuriger das Blut?
Wer göſſe nicht des Dankes Opferſchale
In dieſe grüne Fluth?

Seht, wie er dort Gebirge voller Reben
So väterlich umſchlingt!
Seht, wie ſein ſtarker Arm, voll Kraft und Leben,
Mit wilden Felſen ringt!

Veraltet ſtehn ſie da, die ſtolzen Trümmer,
Auf ungemeßnen Höhn!
Er ſteigt, er ſinkt, er ſtrömt! Er ruhet nimmer,
Bleibt ewig jung und ſchön!

Was hebt mich ſanft auf der Begeiſtrung Flügel?
Das iſt, das iſt ſein Geiſt!
Der hohe Geiſt, der jene Traubenhügel
Mit Allgewalt durchfleußt!

Dem Rhein, dem Rhein das höchſte eurer Lieder!
Es hall' am Rebenſtrand,
Es hall' im Thal und an den Gipfeln wieder:
Er ſchützt das Vaterland!

Er ſchützt ſo treu des ſtillen Winzers Hütte
Vor wilder Krieger Wuth!
Er ſchützte gern das Land vor fremder Sitte,
Und hielt' uns treu und gut!

Er ſtrömet Wonn' in offne Seelen nieder,
Wiegt ſanft den Kummer ein!
Erhöht Gefühl für Weib und Kind und Brüder,
Und giebt uns Deutſchen Wein.

So füllt das Glas und gleitet fröhlich weiter,
Und ſingt beym Deutſchen Wein!
Der Abend iſt ſo ſchön, die Luft ſo heiter,
Stoßt an: dem Rhein! dem Rhein!

Niemeyer.

## Der Rheinfall.

Wer hält mich, daß ich nicht hinunterſinke
In dieſes Wellenchaos? Wer,
Daß ich nicht ſchnell der Tode ſchönſten trinke
Aus der Begeiſtrung Wonnemeer?

Wie ſchlägt die donnernde Muſik der Fluthen
Betäubend an des Sängers Ohr!
Das Auge ſtarrt, wie zu des Orkus Gluthen,
Zum fürchterlichen Sturz' empor!

Mit ſtummer Ehrfurcht ſtaunte dieſer Scene
Selbſt eines Mendelſohns Verſtand!
Hier ſänke, mit der Leier der Kamöne,
Der Pinſel ſelbſt aus Geßners Hand!

Kein Staubgeborner wird ſie würdig ſingen,
Und gränzt' er an der Engel Reihn,
Sein Lied wird nie zum Sternenplan ſich ſchwingen.
Dir bleibt, Natur, dieß Werk allein!

Dieß Wunderwerk! Ha! wer wird Namen geben
  Dem hehren Felsbezwinger, ihm,
Der niederſtürzt, ein Schaumberg, daß erbeben
  Die Ufer ſeinem Ungeſtüm?

Der, an erhabner Furchtbarkeit und Schöne
  Kaum weichend Niagaras Pracht,
Euch überdonnert, Wetterwolkentöne!
  Dich überdräut, Orkan der Nacht?

Den Silberſtaub der wild empörten Wogen,
  Mit Götterkraft, gen Himmel ſprüht,
Und durch die Pforte bunter Sonnenbogen
  Frohlockend, wie ein Sieger, zieht?

Der ſchon Jahrtauſende der Felskoloſſen
  Bemooſte Hüften netzt, der bald
Vielleicht ſie ſtürzt, und dann, ins Thal ergoſſen,
  Im Schooß des Friedens ruhig wallt?

Verſtumm', o kühner Sänger, denn, und bete
  Zu ihm, [illegible]abner Schauer voll,
Aus deſſen Hand der Thau der Morgenröthe,
  Wie dieſe Katarakte, quoll!

Stäudlin.

# Fröhlichen Wanderers Lied.

Reiſe zu Fuß, Reiſe zu Fuß,
Da vernimmſt du Menſchengruß!
Schön iſt Fahren, ſchöner Reiten,
Doch dir wird erſt wohlgemuth,
Sieheſt du mit friſchem Blut
Raſch zu Fuß
Einen freyen Menſchen ſchreiten.

Frey im Freyen iſt die Bruſt,
Erd und Himmel geben Luſt!
Bringt auch über Fluß und Graben,
Und durch Regenguß und Wind
Dich ein wackres Roß geſchwind,
In der Bruſt
Kannſt du früher Herberg haben.

Alles will dir ganz vertrau'n,
Näher dir ins Auge ſchau'n;
Sieh, des Bächleins klare Wellen
Laden dich ſo freundlich ein,
Blümlein rufen, ich bin dein:
Ganz vertraun
Will der Menſch ſich dir geſellen.

Wenn vom Berg der Morgen ſchaut,
Werden tauſend Kehlen laut.
Wandrer, bleibe nicht verſchwiegen,

Gieb auch Stimme deiner Luſt,
Hol ein Lied aus treuer Bruſt,
Laß es laut,
Aufwärts zu der Lerche fliegen.

Fort zu Fuß, fort zu Fuß,
Da vernimmſt du Menſchengruß.
Was dir nur zu Haus geblieben,
Siehſt du an als freie Saat,
Zuverſicht kommt und ſchaffet Rath.
Du zu Fuß
Lerne neue Früchte lieben.

[illegible]

## Schiffer-Lied.

Auf dem Rheine zu ſingen.

Bey des Mondes mildem Scheine
Treiben wir mit frohem Sinn
Auf dem heimathlichen Rheine
Hin und her, und her und hin.

Schifflein! gehſt, und kehreſt wieder
Ohne Segel, ohne Maſt;
Trägſt, o Rhein, uns auf und nieder,
Spielend mit der kleinen Laſt.

Nichts zu fürchten, nichts zu meiden
Iſt ſo weit das Auge ſieht.
Flüſtert leiſ', ihr jungen Weiden!
Mädchen! ſingt ein Abendlied.

Denn zu Indien und reichen Schätzen
Lockt uns nicht das ferne Meer;
Suchen liebliches Ergötzen,
Schwimmen unbekannt umher.

Mädchen! gebt des Herzens Freuden,
Wenn ihr ſicher leben wollt,
Gebt ſie mäßig und beſcheiden,
Nicht um Ehre, nicht um Gold.

Treues Lieben und Gefallen
Sey mit reiner Luſt gepaart,
Und, wie dieſes Schiffleins Wallen,
Ruhig einſt die letzte Fahrt!

J. G. Jacobi.

## Reiſeluſt.

Auf, ſey gerüſtet, Freund! Es geht zur Reiſe.
Der Schwager pocht. Das krumme Poſthorn gellt.
Heraus einmal aus unſerm alten Gleiſe!
Und raſch hinein in Gottes weite Welt!

Ich mag nicht ſtets an einer Stelle kleben,
Wie eine Schneck' auf ihrer Spanne Raum.
Ich acht' es Schmach, mein Daſeyn zu verleben,
Wie die Cicad' in ihrem Tropfchen Schaum.

Hab' ich an dieſe Scholle mich verſchworen?
In dieſen Dunſtkreis ewig mich gebannt?
Nein, nein, bey Gott! ich ward ein Menſch geboren.
So weit die Erd' iſt, geht mein Vaterland.

Wer hat des Menſchen Thule ausgefunden?
Wo ſind die Säulen H[illegible]kul's ihm gethürmt?
Nur dort, wohin kein Lichtſtrahl ſich gewunden,
Nur dort, wohin kein raſcher Sturmwind ſtürmt!

Ich will hinaus ins Freye, Weite, Blaue,
Will andre Hügel, andre Thäler ſehn.
Ich will entzückt, auf einer andern Aue,
Umweht vom Blumenduft des Frühlings gehn!

Nun ohne Zaudern! Fort als wie auf Flügeln!
So geht es luſtig! Friſch dann, ohne Raſt!
Hui, brave Roſſe! Mit verhängten Zügeln,
Tanzt ihr dahin, in ungeduld'ger Haſt.

O Luſt, o Taumel! Glühend treibt den vollen
Gedrängten Blutſtrom jeder Puls dahin.
Und abgerüttelt mit der Räder Rollen,
Rollt jede Sorg' aus dem entwölkten Sinn.

Geſungen, Freund! „Das Leben gleicht der Reiſe.
So ſpricht der Weiſen Mund. Wohlan, wohlan!
Bedenkt es wohl, ſprengt Wein auf eure Gleiſe!
Wie herrlich, traute Brüder, reiſt man dann!“

K. Lappe.

## Die Waſſerfahrt.

Gleite ſanft dahin, bekränzter Nachen,
Gleite ſanft mit uns dahin!
Heiter iſt der Tag: Sang und Scherz und Lachen
Sey des heitern Tags Gewinn.

Schöner Kranz des Sees! unter Doris Füßen
Blüht', ein Enna, dieſe Flur!
Jener Gänge Schmuck, Tulpen und Narziſſen
Zeichneten der Holden Spur!

Welchen Feyertanz tanzt die junge Sonne
Tief in himmelblauer Fluth!
Du nur, Frühling, tränkſt uns mit Götterwonne;
Giebſt uns ätherleichtes Blut.

Lieblich, lieblich rauſcht dieſer goldne Regen
Von den Rudern in den See!
Lieblicher fiel nicht, Zeus, dein goldner Regen
In den Schooß der Danae.

Laßt den Angelkiel nun, ihr Schönen, hüpfen,
Hier an kühler Schattenwand!
Barſch und Schleihe wird froh zur Angel ſchlüpfen,
Froh zum Tod aus eurer Hand!

J. F. Schmidt.

## Der Bergwanderer.

Des Wanderers Tritte wanken
Auf ſchmaler Kieſelbahn,
Durch wildverſchlungne Ranken,
Den Fichtenberg hinan.
Wie bebt des Waldſtroms Brücke,
Der toſend ſich ergeußt,
Und Bäum' und Felſenſtücke
Jach in die Tiefe reißt.

Jetzt flieht die Nacht der Wipfel;
Verklärt vom Sonnenſtrahl,
Grenzt an beſchneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.
Hier bliebe, wonnebebend,
Selbſt **Hallers** Muſe ſtumm.
Wie groß, wie ſeelenhebend!
Hier iſt Elyſium!

Hier, wo ein reinrer Aether
Um Götterhaine fließt,
Aurorens Licht ſich röther
Auf hellres Grün ergießt;
Wo Freyheit in den Hütten
Bey frommer Einfalt wohnt,
Und Kraftgefühl die Sitten
Des goldnen Alters lohnt.

Hier, wo die Heerde läutend
Im Blumengraſe geht,
Und, Wohlgeruch verbreitend,
Die Bergluft milder weht;
Wo, von der Genziane
Und Anemon' umblüht,
Auf ſeidnem Raſenplane
Die Alpenroſe glüht;

Hier, wo die Seele ſtärker
Des Fittigs Hülle dehnt,
Hoch über Erd' und Kerker
Empor zu ſchweben wähnt;
Geläuterter und freyer
Der Sinnenwelt entflieht,
Und ſchon im Aetherſchleyer
An Lethes Ufern kniet.

Doch, ach! der Zauber ſchwindet,
Des Traumgotts Bildern gleich;
Der enge Steinpfad windet
Sich zwiſchen Felsgeſträuch;

Wild ſtarren, matt vom Schimmer
Der Abendſonn' erhellt,
Geſtürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt.

Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine ſich;
Es kreiſcht im Wolkenſitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd, wie die Hölle
In Aetnas Tiefen raſt,
Kracht an des Bergſtroms Quelle
Des Gletſchers Eispallaſt.

Hier dämmern ſchwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht;
Dort bergen graue Schlünde
Des Chaos alte Nacht;
Und wilder, immer wilder
Schwingt ſich der Pfad empor;
Bleich wallen Todesbilder
Aus jeder Kluft hervor.

Kalt weht des Grabes Schrecken,
Wo dräuend der Granit,
In kühngethürmten Blöcken,
Den Abgrund überſieht.
Erzürnte Fluthen brauſen
Tief unter morſchem Steg,
Und Grönlands Lüfte ſauſen
Am hochbeſchneiten Weg.

Der Wandrer ſtarrt von Eiſe,
Sein Odem friert zu Schnee;
Ein Glöckchen, dumpf und leiſe,
Tönt fern am Alpenſee.
Der Hohlweg ſenkt ſich tiefer;
Durch Felſenzacken blickt
Des Kloſters dunkler Schiefer,
Mit weißem Kreuz geſchmückt.

F. v. Matthiſſon.

## Lied

zu ſingen bey einer Waſſerfahrt.

Wir ruhen vom Waſſer gewiegt,
Im Kreiſe vertraulich und enge:
Durch Eintracht wie Blumengehänge
Verknüpft und in Reihen gefügt;
Uns ſondert von läſtiger Menge
Die Flut, die den Nachen umſchmiegt.

So gleiten, im Raume vereint,
Wir auf der Vergänglichkeit Wellen,
Wo Freunde ſich innig geſellen
Zum Freunde, der redlich es meint,
Getroſt, weil die dunkelſten Stellen
Ein Glanz aus der Höhe beſcheint.

Ach! trüg' uns die fährliche Flut
Des Lebens ſo friedlich und leiſe!
O drohte nie Trennung dem Kreiſe,
Der ſorglos um Zukunft hier ruht!
O nähm' uns am Ziele der Reiſe
Elyſiums Buſen in Hut!

Verhallen mag unſer Geſang,
Wie Flötenhauch ſchwinden das Leben;
Mit Jubel und Seufzern verſchweben
Des Daſeyns zerfließender Klang!
Der Geiſt wird verklärt ſich erheben,
Wann Lethe ſein Fahrzeug verſchlang.

Salis.

## Gondoliergeſang.

Eine Stimme.

Du ſchattender Abend, nach dem wir verlangen,
Wir emſigen Führer der Gondeln empfangen
Dich, Geber des Soldes, mit fröhlichem Dank.
Dich, Geber der Freuden, mit Wechſelgeſang.

Chor.

Der Mond beſtrahlt den Gondeltanz,
Die Ufer hallen von Geſange:

Es taucht das Ruder, rauſcht zum Klange,
Und träufelnd blinkts im Silberglanz.

Eine Stimme.

Oft hören wir bänglich an mooſigen Mauern
Feindſeliger Klöſter den Liebenden trauern.
Ihm lauſchte ſein Liebchen, entſchmeichelt der Ruh,
Und liſpelte Schwüre des Herzens ihm zu.

Chor.

Der Mond beſtrahlt den Gondeltanz,
Die Ufer hallen von Geſange;
Es taucht das Ruder, rauſcht zum Klange,
Und träufelnd blinkts im Silberglanz.

Eine Stimme.

Dort, wo ſich im Bogen Verona erhebet,
Da weilen wir Schiffenden gerne; da ſchwebet
Manch zärtliches Pärchen; da hallet ſo wach
Die leiſeren Seufzer der Wiederhall nach.

Chor.

Der Mond beſtrahlt den Gondeltanz,
Die Ufer hallen von Geſange;
Es taucht das Ruder, rauſcht zum Klange,
Und träufelnd blinkts im Silberglanz.

Eine Stimme.

Dann jauchzt der Jüngling. Nun iſt ihm das Sehnen
Enträthſelt im Buſen der Schönſten der Schönen;
Dann lächelt das Mädchen, das nun ſich verrieth,
Und ſüßem Geſtändniß nicht länger entflieht.

Chor.

Der Mond beſtrahlt den Gondeltanz,
Die Ufer hallen vom Geſange!
Es taucht das Ruder, rauſcht zum Klange,
Und träufelnd blinkts im Silberglanz.

G. A. v. Halem.

## Lied.

Auf den Bergen zu ſingen.

Erſchalle, ſtolzer Liederklang!
Entſtröme heiß der Bruſt!
Des Berges Scheitel trägt uns kühn,
Die hohen Wolken uns umglühn.
Wir fühlen Götterluſt!

Des Himmels heitre Zinne ragt
Ob unſern Häuptern hin.
Der Adler rauſcht aus ſeiner Kluft,
Er ſehnet ſich nach Aetherduft,
Ihm gleichet unſer Sinn!

Entfliehe, düſtre Sorgenſchaar,
Und was die Herzen drückt:
Wir ruhen zwiſchen Eichenreih'n,
Als ſäßen wir in Wodans Hain,
Dem Erdenland entrückt.

Blickt auf! Der Vorwelt Trümmer ruhn;
Kein Ritter brauſt umher,
Es wallt getroſt der Wandersmann
Durch Flur und Forſt auf öder Bahn;
Kein Zwingherr ſchreckt ihn mehr!

Des Kloſters Pforten ſind zerſprengt,
Sie decket graues Moos,
Kein Mägdlein mehr das Kreuz bekränzt,
Und ſich nach Lieb' und Freyheit ſehnt,
Drum preiſet unſer Loos!

Die Heerden ſchwärmen um und um,
Die Bächlein ziehn in Ruh,
Es flöten Vöglein ſonder Zahl,
Im Buſche ſingt die Nachtigall
Uns hohen Frieden zu.

Der Waſſerfall rauſcht, ſilberweiß,
Beperlt vom Sonnenſchein;
Aus Flur und Feldern ſteigt empor,
Der frohen Dörfner lautes Chor.
Stimmt in die Lieder ein!

Den Blick hinab! die Rebe grünt,
Die goldne Aehre winkt:
Manch' ſüße Frucht an Bäumen lacht,
Die, labend bald in bunter Pracht,
Zu unſern Füßen ſinkt.

Gegrüßt! gegrüßt ſey, Vater Rhein!
Wir ſchauen deinen Glanz;
Kein Blut färbt deine Wogen mehr,
Denn Friede blühet um uns her,
Im holden Myrthenkranz.

Doch . . . traute Brüder! kehret nicht
Hinab ins tiefe Thal,
Eh Ihr, im fröhlichen Verein,
Gefüllt mit vaterländ'ſchem Wein,
Hoch ſchwinget den Pokal.

(Feyerlich langſam.)

Preis ſey dem heimathlichen Land,
Das dieſen Wein gebahr:
Preis ſey dem vaterländ'ſchen Rhein,
Ihm opfern wir den goldnen Wein
Auf dieſem Felsaltar.

E. Steber.

## Fiſcherlied.

Wer gleichet uns freudigen
Fiſchern im Kahn?
Wir wiſſen die ſchmeidigen
Fiſche zu fahn.

Wir ſitzen, und ſchweben
Geflügelten Lauf;
Wir tanzen, und heben
Die Füße nicht auf.

Bald hauchen uns ſäumende
Lüftchen ans Ohr,
Bald heben uns ſchäumende
Wogen empor.
Dann brüllts an den Klippen
Und Felſen hinan,
Dann ſchüttern die Rippen
Dem taumelnden Kahn.

Doch lacht nur des ſauſenden
Sturms unſer Muth,
Und erndtet der brauſenden
Tiefe Tribut.
Wir freun uns des Meeres,
So wild es auch ſcheint,
Und traun ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.

Wir fahren mit ſinkendem
Vollmond hinaus,
Und kehren mit blinkendem
Kahne nach Haus.
Uns geben die Netze,
Frühmorgens geſtellt,
Lebendige Schätze,
Und Abends ſchon Geld.

Wohl bergen uns ſchützende
Hütten die Nacht,
Bis wieder das blitzende
Sternchen erwacht.
So geht es, und nimmer
Gehts anders, als gut;
Ein Fiſcher hat immer
Gar fröhlichen Muth.

C. A. Overbeck.

## Die Rheinfahrt.

Gefährt', o zittre nicht, wenn auch die dunkeln Wellen,
Von Aeols böſem Volk empört,
An der Kajüte ſich mit wildem Lerm zerſchellen,
Und ſelbſt der Schiffer ſchwört,

Er woll' am nächſten Strand zwey Lämmchen ſammt der Mutter
Dem alten Stromgott, Rhenus, weihn,
Wenn er nicht in die Tief' uns reiße, dort ein Futter
Des Schuppenvolks zu ſeyn.

Freund, die Olympier erbieten ſich zu Leitern
Dem Dichter, lenken ſeinen Kahn,

Und finden hart am Fels, wo Andrer Schiffe ſcheitern,
Ihm eine ſichre Bahn.

Schwamm nicht das erſte Schiff durch manche kahle Klippe,
Die es umtanzt', und Wogendrang,
Indeß von Orpheus Leyer und von Orpheus Lippe
Ein lauter Päan klang?

Bot dem Arion nicht (das böſe Schiffsvolk dachte:
Er ſey begraben in der Fluth),
Ein gütiger Delphin den Rücken dar, und machte
Der Menſchen Frevel gut?

Vergebens drohen uns lautbrauſende Charybden,
Und öffnen ihren Schlund zum Raub:
Nie war die Tochter Zeus, Athene, den Gelübden
Der Muſenfreunde taub.

Sie faßt mit ſtarker Hand das ſchwankende Schiff am Kiele,
Und hebt es über Wogen hin.
Kleingläubiger, zage du: ich ſing' auf hohem Spiele
Ein Danklied meiner Retterin!

J. v. Alxinger.

# Rheinweinlied.

Ein Leben, wie im Paradies,
Gewähret uns Vater Rhein.
Ich geb' es zu, ein Kuß iſt ſüß;
Doch ſüßer iſt der Wein.
Ich bin ſo fröhlich, wie ein Reh,
Das um die Quelle tanzt,
Wenn ich den lieben Schenktiſch ſeh',
Und Gläſer drauf gepflanzt.

Was kümmert mich die ganze Welt,
Wenns liebe Gläslein winkt,
Und Traubenſaft, der mir gefällt,
An meiner Lippe blinkt?
Dann trink' ich, wie ein Götterkind,
Die volle Flaſche leer,
Daß Gluth mir durch die Adern rinnt,
Und tauml', und fordre mehr.

Die Erde wär' ein Jammerthal,
Voll Grillenfang und Gicht,
Wüchſ' uns zur Lindrung unſrer Qual
Der edle Rheinwein nicht.
Der hebt den Bettler auf den Thron,
Schafft Erd' und Himmel um,
Und zaubert jeden Erdenſohn
Stracks in Elyſium.

Er iſt die wahre Panacee,
Verjüngt des Alten Blut,
Verſcheuchet Hirn- und Magenweh,
Und was er weiter thut.
Drum lebe das gelobte Land,
Das uns den Wein erzog!
Der Winzer, der ihn pflanzt' und band,
Der Winzer lebe hoch!

Und jeder ſchönen Winzerin,
Die uns die Trauben las,
Weih' ich, als meiner Königin,
Ein volles Deckelglas!
Es lebe jeder Deutſche Mann,
Der ſeinen Rheinwein trinkt,
So lang' ers Kelchglas halten kann,
Und dann zu Boden ſinkt!

L. H. C. Hölty.

## Deutſches Trinklied.

Seyd willkommen, wackre Brüder!
Feyern laßt uns dieſe Nacht,
Tönen ſollen frohe Lieder,
Bis der Morgenſtern erwacht!
Auf! die Stunden zu beflügeln!
Hier iſt ächter Deutſcher Wein,

Mildgereift auf Hochheims Hügeln,
Und gepreßt am alten Rhein.

Wer in fremdem Tranke praſſet,
Meide dieſes freye Land!
Wer des Rheines Gaben haſſet,
Dürſt als Knecht am fernen Strand!
Singt in lauten Wechſelchören!
Ebert, Hagedorn und Gleim
Sollen uns Geſänge lehren;
Denn wir lieben Deutſchen Reim.

Jeder Fürſt im Lande lebe,
Der es treu und redlich meint!
Jedem braven Deutſchen gebe
Gott den wärmſten Herzensfreund,
Und ein Weib in ſeine Hütte,
Das ihm ſchaff' ein Himmelreich,
Und ihm Kinder geb', an Sitte
Unſern braven Vätern gleich!

Leben ſollen alle Schönen,
Die, von fremder Thorheit rein,
Nur Thuiskons edlen Söhnen
Ihren keuſchen Buſen weihn!
Deutſche Redlichkeit und Treue
Macht allein uns ihrer werth;
Drum, ein ſolches Weib erfreue
Jeden der die Tugend ehrt!

J. M. Miller.

## Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Iſt ſolch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch wo man Franzmänn'ſch ſpricht;
Da mag Sank Veit, der Ritter, Wein ſich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut!
Wie wär er ſonſt ſo edel und ſo ſtille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächſt nicht überall im Deutſchen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein;
Iſt's aber nicht: man kann dabey nicht ſingen,
Dabey nicht fröhlich ſeyn.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboltkuchen,
Und etwas Lauſegold.

Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter,
Er macht nur Wind, wie der:
Drum tanzen auch der Kuckuck und ſein Küſter
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben;
Geſegnet ſey der Rhein!
Da wachſen ſie am Ufer hin, und geben
Uns dieſen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich ſeyn!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

M. Claudius.

## Ermunterung zur Freude.

Freund, verlaß die finſtern Weiſen,
Die Natur mit mir zu preiſen!
Sieh, der Herbſt, mit ſeinen Schätzen,
Lächelnd winkt er zum Ergötzen!
Eil', o Freund, und öffne deine Bruſt
Holdem Scherz und unſchuldsvoller Luſt!

Sieh, wie ſchön die Sonnenſtrahlen
Dort den Perlenthau bemahlen,
Und wie auf den grünen Spitzen
Tauſend Regenbogen blitzen,
Und in purpurner und goldner Pracht
Rings Pomonens reicher Segen lacht.

Aus den heerdenvollen Feldern,
Von den Hügeln, aus den Wäldern,
Von den Inſeln, die dort ſchwimmen,
Tönen laute Jubelſtimmen,
Stimmen der beglückenden Natur,
Schön vereint, herüber in die Flur.

Zephyrs Flügel rauſchen Freude,
Freude duften Wieſ' und Weide;
Nachtigallenchöre ſchlagen
Sanfte Luſt und ſüße Klagen:
Klagen, die ein zärtlich Herz beginnt,
Klagen, die Triumph der Liebe ſind.

Drum verlaß die finſtern Weiſen,
Die Natur mit mir zu preiſen!
Sieh, der Herbſt, mit ſeinen Schätzen,
Lächelnd winkt er zum Ergötzen!
Eil', o Freund, und öffne deine Bruſt
Holdem Scherz und unſchuldvoller Luſt!

Johanne Charlotte Unzer.

# Der Rheinwein.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schooß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen,
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſeh'n,
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten,
Und kommt heraus, wenn ſie ihm fleh'n.

Aus ſeiner Wiege dunkelm Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand;
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut,
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er ſpritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm, als Geiſt der goldnen Zeiten,
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Novalis.

# Abſchied.

Meiden, liebe Hütte, meiden
Muß ich nun auf ewig dich!
Ach, zu viel entflohne Freuden
Martern hier im Bilde mich!
Hier, wo ich die erſten Küſſe
Meiner Mutter einſt empfing,
Und ihr Blick, voll milder Süße,
Lächelnd an dem Knaben hing!

Hier hab' ich der Kindheit Spiele
Froh und ſorgenlos geſpielt!
Euch, ihr ſüßen Maygefühle,
Hab' ich hier zuerſt gefühlt!
Frühling wars, und Hauch der Liebe
Wehte ſanft durch Hain und Flur,
Und dem ſchönſten aller Triebe
Folgte jauchzend die Natur.

O wie ſeufzt' ich oft, wenn girrend
Taub' und Täuber ſich umſchlang,
Wenn die Lerche liebeſchwirrend
Durch die Himelsbläue drang!
Seufzt', und konnte mir nicht nennen
Mein Verlangen, meinen Schmerz!
Schmachtend, ohne ſich zu kennen,
Glüht' umſonſt mein junges Herz!

Bis es, wie ſich Herzen finden,
Die der Himmel ſchon verband,
Hier, im Schatten dieſer Linden,
Einſt ein holdes Mädchen fand.
In der Schönheit lichtem Kleide
Hatte, durch mein Flehn gerührt,
Sie am Arm der jungen Freude
Mir die Liebe zugeführt.

O da ſahſt du, liebe Hütte,
Wonnetrunken ſahſt du mich,
Wenn ich oft mit leiſem Tritte
Zu dem trauten Mädchen ſchlich;
Wenn, im Taumel ſüßer Schmerzen,
Ich an ihren Buſen ſank,
Und mein Herz an ihrem Herzen
Himmliſches Entzücken trank!

Ach! mit ihr, mit ihr verſchwunden
Sind in ew'ge Winternacht
Jene goldne Frühlingsſtunden,
Wo der Himmel uns gelacht!
Ach! zu viel entflohne Freuden,
Martern hier im Bilde mich!
Meiden, liebe Hütte, meiden
Muß ich drum auf ewig dich!

A. M. Sprickmann.

# Die Lebensreiſe.

Das Leben, Brüder, iſt nur Reiſe:
Die Heimath das verſchwiegne Grab.
Der Thor murrt unterwegs, der Weiſe
Geht froh an ſeinem Wanderſtab.

Beglückt, wer ſich der Reiſe freuet,
Nicht träge ſchleicht, nicht ängſtlich eilt;
Beglückter, wem ein Freund ſich weihet,
Der Freud' und Laſt des Weges theilt.

Zu frohen Wanderern geſellet
Mit ſeinem Schlauch ſich Bacchus gern;
Und, wenn kein Stern die Nacht erhellet,
Sein Wein glänzt heller, als ein Stern.

Laßt uns mit ihm durchs Leben gehen;
Er ſtärkt uns auf der ſchroffſten Bahn,
Und leitet uns des Ausgangs Höhen,
Durch Rebenſchatten, ſanft hinan.

F. v. Köpken.

# III.

## Geld- und Münzweſen.

Die gewöhnlichſten zwey Münzfüße in Deutſchland, nach welchen gerechnet wird, ſind der 20 **Guldenfuß** und der 24 **Guldenfuß**: der erſte wird auch unter dem Namen **Conventionsgeld** verſtanden. Außer dieſen Münzfüßen exiſtirt in den meiſten Ländern ein höchſt veränderlicher Geldcurs, unter dem Namen **Current**, der von dem Aufgelde abhängt, welches, nach Localurſachen, von dieſer oder jener Gold- oder Silbermünzſorte bezahlt wird. Der 24 Guldenfuß gilt in den Rhein- und Mayngegenden bis an die Schweiz. Fünf Thaler nach dem 20 Guldenfuß gelten deren 6 nach dem 24 Guldenfuß. Hundert Sächſiſche Thaler machen 150 Kaiſergulden oder 180 Reichsgulden. Der

Thaler beträgt demnach 1 fl. 48 kr., der Groſchen $4\frac{1}{2}$ Kreuzer Rheiniſch.

Am wichtigſten für den Reiſenden im Rheinthale iſt der neue Franzöſiſche Münzfuß. Nach dem neuen Syſtem des Maaſes und Gewichts iſt die Einheit der Münze ein Geldſtück, das 5 Grammen wiegt, und $\frac{9}{10}$ reines Silber und $\frac{1}{10}$ Kupfer enthält. Es heißt Frank, und wird in Zehntheile oder Decimen, und in Hunderttheile oder Centimen getheilt. Das Verhältniß eines Franken gegen den vorigen Livre (der $27\frac{1}{2}$ Kreuzer Rheiniſcher Währung betrug) iſt wie 81 gegen 80, oder ein Frank hält gerade 1 alten Franzöſiſchen Livre und 1 Centime, wornach alle die alten Laubthaler von 6 Livre um 6 Centimes weniger als 6 Franks geachtet werden.

## Werth in alten Livres Tournois.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 Franken | 1 Livre | 0 Sols | 3 Den. |
| 1 Decime | — — | 2 — | 0,3 — |
| 1 Centime | — — | — — | $2\frac{1}{3}$ — |

Auch die Goldmünzen ſollen $\frac{9}{10}$ reines Gold und $\frac{1}{10}$ Zuſatz enthalten. Man hat Napoleonsd'or zu 40 und zu 20 Franken. Jene = 10 Thlr 7 Gr. $4\frac{1}{2}$ Pf. oder 18 fl. $33\frac{1}{4}$ Kr.; letztere = 5 Thlr. 3 Gr. $8\frac{1}{4}$ Pf. oder 9 fl. $16\frac{5}{8}$ Kr. Deutſchen Geldes.

In Silber werden iezt, ſtatt der 6 Livresthaler, Fünf-Frankenſtücke geprägt. Sie ſind 1 Sols und einige Deniers beſſer als 5 Livres nach dem vorigen Münzfuß. Auch hat man doppelte und einfache Franken, und vom republikaniſchen Gelde curſiren 30 Solsſtücke und Kupfermünzen.

## Curs der Deutſchen und fremden Münzen, nach dem Tarif vom 18. Auguſt 1810, welcher ihren Werth in Franks und Centimen in den Franzöſiſchen, ſonſt Deutſchen, Departements definitiv beſtimmt.

### Reichs-Geld.

Kaiſerducaten, 11 Fr. 42 C. Karolin, 23 Fr. 70 C. Piſtole, 19 Fr. 4 C. Maxd'or, 14 Fr. 98 C. Goldgulden, 6 Fr. 8 C. Conv. Thaler, 5 Fr. 4 C. Bayeriſcher halber Gulden, 98 C. Wirtemberger halber Gulden, 90 C. Altes Kopfſtück, 70 C. Sechsbätzner oder 24 Kr. Stück, 75 C.

### Brabanter Geld.

Souverain, 16 Fr. 90 C. Ducaten, 11 Fr. 41 C. Ducaton, 6 Fr. 30 C. Kronenthaler, 5 Fr. 56 C. Escalin oder Schilling, 60 C.

### Lütticher und Maſtricher Geld.

Ducaten, 10 Fr. 31 C. Goldgulden, 6 Fr. 8 C. Schilling, 56 C. Alter Schilling, 39 C. Kopfſtück, 75 C.

### Preußiſches Geld.

Friedrichsd'or, 19 Fr. 50 C. Thaler, 3 Fr. 50 C. Achtgroſchenſtück, 1 Fr. 15 C.

### Holländiſches Geld.

Ryder, 28 Fr. 44 C. Ducaten, 11 Fr. 42 C. Dreyguldenſtück, 6 Fr. 9 C. Zweyguldenſtück, 4 Fr. 6 C. Reichsthaler, 5 Fr. 28 C. Gulden, 2 Fr. 3 C. Dreyßig Stüberſtück, 3 F. 4 C. Seeländiſcher Thaler, 5 Fr. 16 C.

## Nachtrag.

**Darmſtadt.** Das hieſige Muſeum enthält, außer einer großen Anzahl von Gemählden, viele intereſſante Antiken, Münzen, Gefäße, Götterbilder, beſonders einige herrliche Vaſen, welche **Hackert** ehemals beſeſſen.

Gypsabgüſſe der vorzüglichſten Antiken im Muſeum Napoleon, des Laocoon, des vatikaniſchen Apollo, des Apollo von Belvedere, der Gruppe der Niobe ꝛc.

Mehrere Römiſche Denkmähler, die im Herzogthum Heſſen gefunden worden.

Eine reiche Sammlung von Waffen, Harniſchen und Kleidungsſtücken aus dem Mittelalter. Merkwürdig iſt auch die Sammlung von Schießgewehren, von der erſten Erfindung an bis zur Vervollkommnung dieſes Werkzeugs.

Eine ſehr bedeutende Sammlung von Naturalien, beſonders aus dem Thierreiche.

An dieſes Muſeum ſchließt ſich eine Bibliothek von 70 bis 80000 Bänden. Die Oberaufſicht über das Muſeum hat der Herr geh. Kabinetsſecretär Schleyermacher, ein humaner, kenntnißreicher Mann, deſſen Beſtrebungen das Muſeum ſeine meiſten Schätze verdankt.

Mainz Frauenlobs Grab iſt im Kreuzgange der Domkirche, auf der öſtlichen Seite, wo man von dem ſogenannten kalten Loche hineingeht. Er ſtarb am 29. November 1318. Die Mainzer Frauen, welche ihn zu Grabe trugen, und das Grab mit Wein begoſſen, ſetzten ihm einen Denkſtein. An der Mitte war das gekrönte Bruſtbild Frauenlobs, unter demſelben die mit drey Kronen gezierte Leiche, von acht Frauen mit fliegenden Haaren getragen. Dieſes ſchöne Monument wurde im J. 1774 von unwiſſenden Maurern zerſchlagen. Im J. 1783 ließ der Domdechant von Fechenbach ein neues, ganz nach der Form des alten, verfertigen.

Der Dichter war ein Geiſtlicher, und wahrſcheinlich Domvikar in Mainz. **Cyriacus Spangenberg** in ſeinem ungedruckten Buche: von der edlen und hochberühmten Kunſt der Muſika, ſagt von ihm: „Er hat alle ſeine Lieder, die er gemacht, zu Lob und Ruhm des weiblichen Geſchlechts gerichtet, daher er auch den Namen bekommen, daß er Doktor **Frauenlob** genannt worden, welcher Lieder man noch etliche hat, als eines, ſo ſich anfahet:

Ich bin genannt der Frauenlob ꝛc.

und iſt dieſes geſtellt wieder einen, ſo der Jungfrauen Stand dem ehelichen vorgezogen. Sonderlich hat er von der Jungfrau **Maria** etliche Lieder zuſammengeſetzt, die man **unſerer Frauen Lied** geheißen.“

**Bingen.** Dieſe Stadt war im Mittelalter durch Handlung ſehr blühend. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts ließen ſich zwey italieniſche Handelshäuſer aus der Lombardey hier nieder. Das eine beſtand aus **Reinhard Ortinus**, **Johann von Montalia** und **Leo Ottinus**, das andere aus **Richard von Montemagno**, **Georg von Pomario** und **Martin von Brolio**. Beyde hatten zahlreiche Nachkommen. Die Erzbiſchöffe von Mainz ertheilten ihnen bedeutende Privilegien. Merkwürdig iſt ein noch vorhandenes Schreiben, von Kurfürſt **Adolph** von Mainz, an **Lewin Ottini**, worin jener dieſen um einen Ausſtand von 14 Tagen wegen den zu bezahlenden 300 fl. bittet. In einem andern Briefe eben dieſes Churfürſten, wird derſelbe Lewen Ottyn für 700 fl., die ihm der Biſchof ſchuldete, mit 2 Turnoſen auf den Zoll zu Gernsheim angewieſen.

## Ehemalige Weinmärkte und Kabelungen im Rheingau.

Dieſe Weinmärkte, welche ſchon im 12ten Jahrhundert vorkommen, waren beſonders im 17ten Jahrhundert ſehr berühmt und beſucht. Sie hatten aber nicht nur im eigentlichen Rheingau ſtatt, ſondern auch zu Hochheim, Bodenheim und an andern Orten bey Mainz. Aus den entfernteſten Gegenden Deutſchlands und aus Holland, z. B. aus Danzig, Gottorp, ꝛc. kamen Kaufleute dahin, um neue Weine aufzukaufen. Nach dem Herbſte durfte in dieſen Gegenden Niemand ſeine von der Kelter gewonnene Weine aus der Hand verkaufen, ſondern ein jeder mußte den Weinmarkt abwarten, wo der Preis des Weins feſtgeſetzt wurde, an den der Verkäufer gebunden war. Nur wenn kein Weinmarkt gehalten worden, oder nicht für alle Weine ſich Käufer fanden, blieb dem Eigenthümer die Freyheit, ſie hinzubringen und loszuſchlagen, wohin er wollte und wie er konnte. Die Einrichtung war dabey folgende:

An einem entweder von dem Ortsvorſtande beſtimmten oder von den Kaufleuten gewählten Tage, einige Wochen nach dem Herbſte, kamen die Kaufleute zu den verſammelten Gemeindevorſtehern, auf das Rathhaus, und es wurde daſelbſt der Preis ſowohl als die Quantität des nach dieſem Preiſe zu beziehenden Weines feſtgeſetzt. Konnte man ſich nicht vereinigen, und es war Hoffnung, daß noch ein Weinmarkt erfolgen könnte, ſo wurde noch einige Zeit mit dem Verkauf gewartet. Erfolgte aber kein zweyter Markt, ſo durfte ein jeder ſeine Weine veräußern, wie er mochte. Wurden hingegen die Käufer mit dem Ortsvorſtande einig, ſo hieß es, der Markt iſt geſchloſſen; die Gemeinde erhielt Nachricht davon, und die Kaufleute gingen ſodann mit einigen Deputirten des Raths von einem Keller zum andern, prüften die Weine, und wählten aus. War dieſes Geſchäft zu Ende, ſo traten die Kaufleute zuſammen, und die Weine wurden verkabelt oder verlooſt.

Hauptweinmarktsorte waren: Hochheim, Bodenheim, Rüdesheim, Rauenthal und Hattenheim. Die letzten Weinmärkte wurden zu Hochheim und Rauenthal im J. 1726 gehalten.

---

## Der Rheinwein.

Die erſten Weinſtöcke wurden am Rhein im dritten Jahrhundert, unter der Regierung des Kaiſers Probus gepflanzt. Aus den Urkunden des Kloſters Lorſch iſt bekannt, daß im 8ten Jahrhundert der Weinbau an der Bergſtraße ſchon bedeutend war. Nach einer noch gangbaren Tradition im Rheingaue (Unterrheingau) ſoll Karl der Große den erſten Weinſtock von Orleans nach Rüdesheim haben verpflanzen laſſen.

Der ſtärkere Wein, welchen der Rheingau hervorbringt, wächſt nicht mehr jenſeits des Schlundes von Bingen. Der Strom hat bis dahin ſeine Richtung von Morgen gegen Abend, und dieſes giebt den Rebhügeln die Lage gegen den Mittagsſtrahl der Sonne. Auch trägt die Geſtalt des öſtlichen Gebirgs, welches auf ſeiner Oberfläche beynahe ganz eben iſt, Vieles zur vorzüglichen Wärme des Thals bey. Die Winde von Norden und Oſten ſtürzen ſich nicht geradezu über den Rand jener erhabenen Fläche hinab, ſondern äußern ihre, der Vegetation nachtheilige, Kraft erſt auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes, die auch größtentheils unfruchtbar und wüſte iſt.

Der Rheingau wird, in Rückſicht des Weinbaus, in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, das heißt, in die Dörfer auf der Höhe, längs dem Walde hin, und die in der

Tiefe, in der Richtung des Fluſſes. Die höher liegenden Weinberge haben, wegen ihres ſchweren Bodens, in heißen Jahren den Vorzug, und die Trauben erhalten hier auch früher eine hochgelbe Farbe. Die tiefer liegenden gewinnen in gemäßigten Jahren.

Auf den Bergen, die einen ſchweren, ſteinigten Grund haben, wachſen die ſchwerſten, ſtärkſten, und dauerhafteſten Weine; die Berge hingegen, deren Erdreich aus warmem und lockerm Kies beſteht, bringen ſehr geiſtige, und ſehr flüchtige Weine hervor. Die geſündeſten ſind immer die, welche auf mäßigen Höhen gezogen werden; der Boden iſt da gewöhnlich leicht und locker, und ſaugt Thau und Regen beſſer ein. Schädlicher aber ſind die Weine tiefer Gegenden: der Grund iſt daſelbſt feucht, kalt und ſchwer; auch werden ſie nach langen Jahren erſt trinkbar.

Die Hauptgelänge des Rheingaus, wo die beſten Weine wachſen, ſind:

1) Zu Asmannhauſen und Rüdesheim: der Hauptberg, das Rodland, und die Hinterhäuſer, oder der Berg, der hinter einigen Häuſern jäh emporſchwillt, und deſſen beſter Theil den Herrn von Boeſt, Frankenſtein und Ritter gehört.

2) Zu Geiſſenheim: der Rodenberg und der Kapellgarten.

3) Auf dem Johannesberge: der ehemals Fuldiſche, jetzt dem Franz Marſchall Kellermann gehörige Schloßberg.

4) **Zu Hattenheim: der Markebrunner.**

5) Bey dem Kloſter Eberbach: der hundert Morgen große, und ſonſt dem Kloſter gehörige Steinberg.

6) Zu Kiederich: der Gräfenberg.

7) Zu Rauenthal: der Hauptberg.

Außer dem Rheingau wachſen noch folgende gute Rheinweine:

Am linken Ufer — zu Laubenheim, Bockenheim, Biſchheim, Nierſtein, Dienheim, Harſchheim, Bacharach, in den Thälern Steeg, Mannbach und Diebach, und zu Oberweſel.

Auf dem rechten Ufer, zu Hochheim, und zum Theil auch zu Wickert und Koſtheim.

Unter dieſen Weinen ſind die Laubenheimer, Biſchheimer und Asmannshäuſer die lieblichſten; die Hochheimer, Johannesberger und Geiſſenheimer die gewürzvollſten; die Nierſteiner, Markbrunner, Bacharacher und übrigen daigen Thalweine und Rüdesheimer die ſtärkſten und feurigſten.

# Nachtrag einiger Gaſthöfe.

Bingen. S. 63. Auf der Poſt: im weißen Roß, wo gewöhnlich die Paſſagiere der Rheindiligence zu Mittage ſpeiſen.

Boppart. S. 79. Auf der Poſt: im Bären. Im Spiegel logieren gewöhnlich die Paſſagiere der Rheindiligence, wenn die Nacht in Boppart zu übernachten gezwungen iſt.

Caſſel bey Mainz. Anker; Naſſauer Hof; Poſt.

Düſſeldorf. S. 182. Goldner Anker; Hof von Holland.

Friedberg. S. 266. Zu den drey Schwerdtern; Stadt Darmſtadt.

Gelnhauſen. S. 237. Das Poſthaus, die Sonne, der grüne Baum.

Laufenburg. S. 28. Die Poſt.

Mainz. S. 50. Mainzer Hof; Thiergarten.

Oppenheim. S. 49. Zur Kanne, bey Hn. Borngeſſer.

Schwalbach. S. 219. Goldne Kette; Kleeblat; goldner Brunnen.

Speyer. Der Schwan.

Weilburg. Ritter.

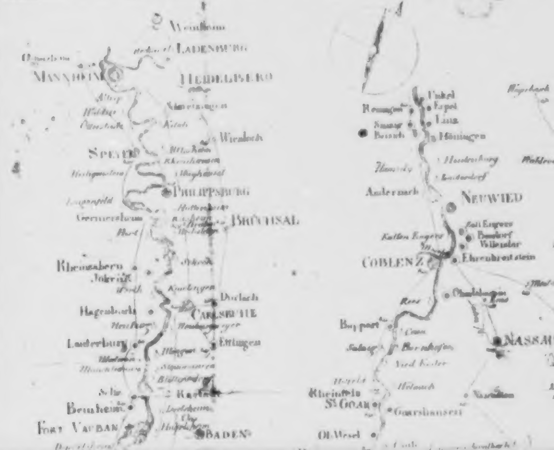
Weinheim. S. 44. Poſt; Prinz Karl.

Weſel (Nieder-). S. 188. König von Preußen; Römiſcher Kaiſer; Herzog von Braunſchweig.

Worms. Hirſch; Adler; Kaiſer.

# Cours du Rhin depuis Sc

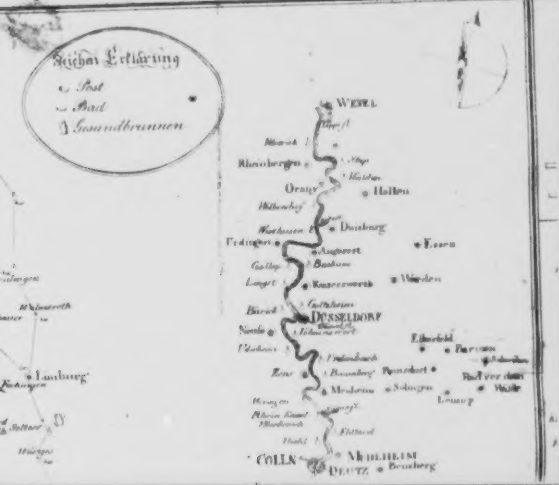
# Der Rhein von S

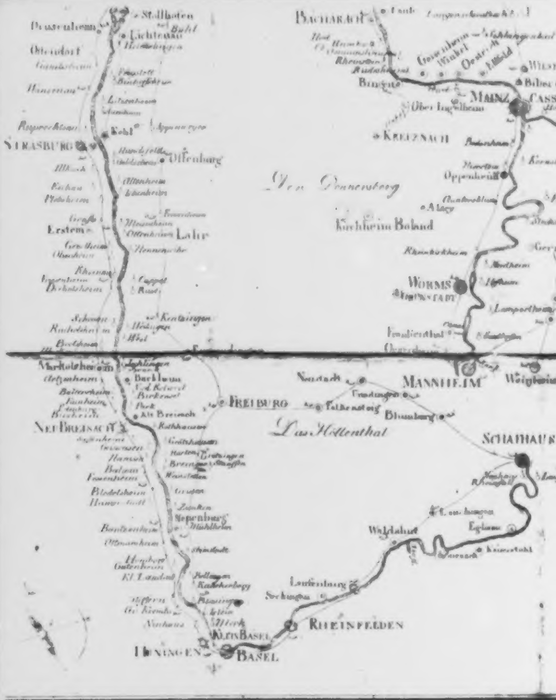


Weinheim
Ladenburg
Mannheim
Heidelberg
Schwetzingen
Wiesloch
Speyer
Philippsburg
Germersheim
Bruchsal
Rheinzabern
Jokrim
Durlach
Hagenbach
Carlsruhe
Lauterburg
Ettlingen
Beinheim
Rastatt
Fort Vauban
Baden
Unkel
Erpel
Remagen
Linz
Hönningen
Andernach
Neuwied
Coblenz
Ehrenbreitstein
Nassau
Boppart
Rheinfels
St. Goar
Goarshausen
Ob. Wesel

hafhouse jusqu'à Wesel

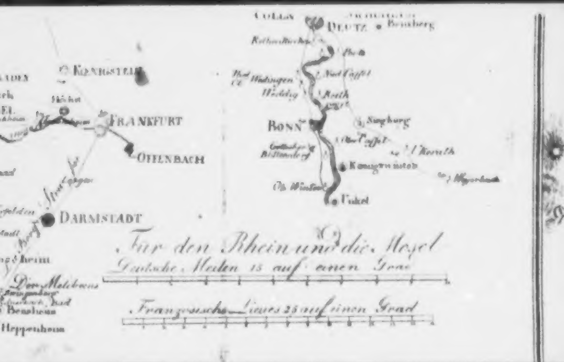
chafhausen bis Wesel

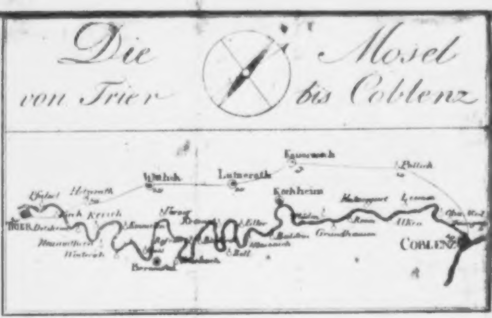

Zeichen Erklärung
Post
Bad
Gesundbrunnen
WESEL
Rheinbergen
Orsoy
Holten
Duisburg
Uerdingen
Angerort
Essen
Kaiserswerth
Werden
DÜSSELDORF
Neuss
Elberfeld
Barmen
Zons
Solingen
Lennep
Bad vor dem Walde
Mülheim
Lamburg
COLLN
MUHLHEIM
DEUTZ
Bensberg


Stollhofen
Bühl
Drusenheim
Lichtenau
Offendorf
Kehl
Strasburg
Offenburg
Erstein
Lahr
Kenzingen
Bacharach
Geisenheim
Winkel
Oestrich
Elfeld
Rüdesheim
Bingen
Mainz
Cass
Ober Ingelheim
Kreuznach
Oppenheim
Der Donnersberg
Alzey
Kirchheim Boland
Worms
Frankenthal
Lampertheim
Mannheim
Marckolsheim
Burkheim
Alt Breisach
Neu Breisach
Freiburg
Neustadt
Blumberg
Das Höllenthal
Schaffhaus
Eglisau
Kaiserstuhl
Waldshut
Zurzach
Laufenburg
Seckingen
Rheinfelden
Klein Basel
Hüningen
Basel

Gezeichnet von F. L. Hoffmeister.

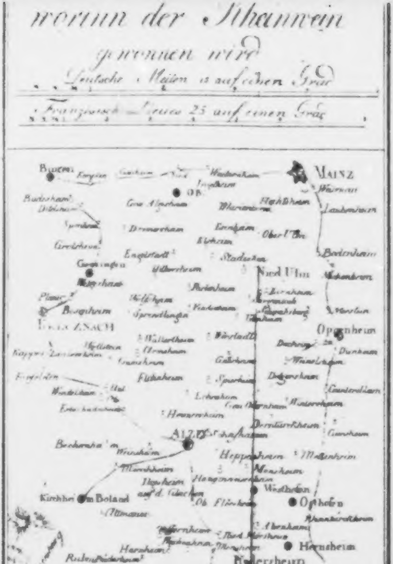
Heidelberg


KŒNIGSTEIN
Höchst
FRANKFURT
OFFENBACH
DARMSTADT
Die Melibœus
Bensheim
Heppenheim
COLLN
DEUTZ
Bensberg
BONN
Siegburg
Königswinter
Unkel
Für den Rhein und die Mosel
Deutsche Meilen 15 auf einen Grad
Französische Lieues 25 auf einen Grad


Die Mosel von Trier bis Coblenz
Wittlich
Lutzerath
Kaisersesch
Polch
Cochheim
TRIER
Berncastel
Alken
COBLENZ

In Stein gestochen im Lithog

bei Joseph Engelmann


worinn der Rheinwein
gewonnen wird
Deutsche Meilen 15 auf einen Grad
Französisch Lieues 25 auf einen Grad
MAINZ
Bingen
OB.
Gau Algesheim
Weinheim
Laubenheim
Bodenheim
Nackenheim
Nierstein
Oppenheim
Dienheim
Nied Ulm
Niederolm
Sprendlingen
Engelstatt
Stadecken
Gensingen
Bretzenheim
Wöllstein
Wallertheim
Flonheim
Guntersblum
Dolgesheim
Wörstadt
Alzey
Heppenheim
Westhofen
Osthofen
Monsheim
Mettenheim
Kirchheim am Boland
Ob Flörsheim
Abenheim
Herrnsheim
Hernheim
Bechenheim
Lonsheim
Wachenheim
Mölsheim

Worms
Pfiffligheim
Grünstadt
Kl. Carlbach
Gr. Carlbach
Dackenheim
Heßheim
Frankenthal
Freinsheim
Kallstadt
Lambsheim
Oggersheim
Dürkheim
Ellerstadt
Friedelsheim
Mannheim
Mussbach
Haßloch
Neustadt
Speyer
Landau
Germersheim

ithographischen Institut v. G. Jehr in Mañheim

19 A 456

# Eichenblätter.

Von

Aloys Schreiber.

Schlobitten

Heidelberg,
bey Joseph Engelmann.
1814.

Dem

edlen Sänger der Luiſe

und

ſeiner trefflichen Gattin.

47 A 456

Landes-
Bibliothek
Weimar

Oft rufe ich mir die ſchönen Abende zurück, wo wir über die Bedrängniſſe des Vaterlandes mit blutendem Herzen ſprachen, aber auch mit männlicher Hoffnung. Was in dieſen Tagen geſchehen, hat dieſe Hoffnung weit übertroffen, und die Art, wie es geſchehen, bürgt für Sicherheit und Dauer des rühmlich Wiedererworbenen.

Wahrlich, ſo ſichtbar hat noch nie die Vergeltung in den Gang der Weltereigniſſe eingegriffen, und keine Zeit hat ſo herrlich, wie dieſe, bewährt: daß alles Thun und Streben der Tyrannen ein thöricht und nichtig Ding ſey.

Die Geſchichte der Vorwelt hat nichts aufzuweiſen, was dieſer Erhebung unſres Volkes gleich käme, und wir mögen nun ruhig der ſcheidenden Sonne ins Antlitz ſchauen, denn unſern Kindern bleibt unverkümmert das alte Erbgut ihrer Väter, der Deutſche Name und die Deutſche Ehre und jene ſtille, häusliche Tugend, wovon Euer Leben ein ſo ſchönes Beyſpiel iſt.

Nehmt dieſe Blätter freundlich auf, und gedenkt bisweilen deſſen, der Eurer nie vergeſſen wird.

# Vorrede.

Ich habe den Leſern dieſer Sammlung nur wenige Worte zu ſagen. Die Stücke, welche den Inhalt derſelben ausmachen, wurden in den letzten Monaten des vorigen und in dem erſten Monate des laufenden Jahres geſchrieben, des **Kriegers Heimkehr** ausgenommen, die ich — aufgefordert — zur Friedensfeyer für die Mannheimer Bühne verfertigte.

In **Herrmann und Marbod** wollt' ich eine zeitgemäße dramatiſche Parabel geben; die Gegenwart ſollte ihr Bild in der Vergangenheit anſchauen, und dabey kam es zunächſt auf treue Uebereinſtimmung an. Mit dem

Herrmann der Fr. v. Weiſſenthurn hat dieſer Hermann ſchwerlich etwas gemein, ſelbſt den Stoff nicht. Es gehörte weiblicher Muth dazu, mit Klopſtock in die Schranke zu treten, und man mußte ſo vergeßlich ſeyn, wie ein großer Theil des Teutſchen Publikums, um das einzige ächt nationale Stück, welches wir beſitzen, ich meyne die Hermannsſchlacht, über der modernen Thränen- und Sentenzenſchlacht zu vergeſſen.

Die Geſänge wurden, bis auf den Schlachtgeſang der Walkyren und das Lied auf den Königsſtuhl, die auch bereits in dem von meinem Freunde Rehfues beſorgten Europäiſchen Magazin ſtehen, für unſre Badiſchen Freywilligen geſchrieben. Ihren poetiſchen Werth mag die Kritik beſtimmen; kein Denkmal aus dieſer glorreichen Zeit — wie kunſtlos es ſeyn möge — wird unſern Nachkommen gleichgültig erſcheinen.

# Marbod und Herrmann

oder

# der erſte Deutſche Bund.

Schauſpiel in einem Akt.

# Perſonen:

Marbod, Heerführer der Markomannen

Hulda, ſeine Schweſter.

Leuther, ein junger Edler.

Herrmann, Fürſt der Cherusker.

Eine Wahrſagerin.

Zwey Galliſche Abgeordnete.

Volk.

Die Scene iſt eine Waldgegend, mit einer Höhle im Hintergrunde.

## Zweyter Auftritt.

Leuther. Vorige.

Leuther.

Du trauerſt, Mädchen? Ach! ich traure auch,
Dein Bruder zieht noch dieſen Abend fort,
Sobald der Vollmond ob dem Hochwald glüht.

Hulda.

Wer wird die Haine unſrer Götter ſchützen,
Der Väter Gräber und den heil'gen Heerd?

Leuther.

Mein Schwerdt und meiner Kampfgenoſſen Arm.

Hulda.

So nimmſt du mich auch wohl in deinen Schutz?

Leuther.

Du gehſt nicht mit dem Bruder?

Hulda.

Ach! ich kann
Nicht ſcheiden von dem heimathlichen Thal.

Leuther.

Ihr Berge meines Vaterlandes, jetzt
Seyd ihr mir werther, als Walhalla's Freuden.

Hulda.

Mit Marbod wandern wohl die meiſten Stämme,
Und zahllos ſind die Schwärme Galliens,
Die feindlich uns vom linken Ufer droh'n.

Leuther.

O fürchte nichts, ich bin dir Wehr und Schild!
Der Gallier kämpft für fremde Tyrannen,
Und mag den Blick des Freyen nicht erdulden;
Wir aber ſtreiten für ein ewig Recht,
Für unſerer Väter unbeflecktes Erbe,
Für unſern Namen, für das Höchſte, das
Die Himmliſchen dem Menſchen je verlieh'n.

Hulda.

Es iſt nicht Kleinmuth, was mich ängſtlich macht;

Ich ſcheue die Gefahr nur in der Ferne,
Doch ruhig kann ich ihr in's Antlitz ſchau'n.

Leuther.

Und ſo bewährſt du deine Weiblichkeit,
Und deinen hohen, feſten, Deutſchen Sinn.

Hulda.

O konnteſt du den Bruder doch bewegen,
Daß er den raſchen Vorſatz änderte!

Leuther.

Ich will's verſuchen, weil es Hulda wünſcht,
Doch leichter magſt du dieſen Eichſtamm beugen,
Der zehn Geſchlechter ſchon vergehen ſah,
Als ſeinen ſtarren, felſenfeſten Willen.
Er kennt die Römer, darum flieht er ſie.

Hulda.

Da iſt er!

## Dritter Auftritt.

Marbod. Vorige.

Marbod.

Gut, daß ich allein euch finde;
Bey'm Abſchied von den Freunden müſſen nur
Die Freunde gegenwärtig ſeyn. Ich ſcheide
Vom Lande meiner Jugend und von dir,
Mein Waffenbruder, welcher heute mich
Zum erſtenmal verläßt, wie auch von dir,
Du treue, liebe Schweſter! Die da oben
Im Dunkeln walten, haben's ſo beſchloſſen.

Leuther.

Es iſt *dein* Wille, nicht der Götter Schluß.

Hulda.

O bleib', mein Bruder, ich beſchwöre dich!
Nur Fremdes wirſt du in der Fremde finden.

Leuther.

Marbod, gedenke deines Vaterlandes!

Marbod.

Mein Vaterland iſt, wo die Freyheit wohnt.

Leuther.

Dein Vaterland iſt auf dem Boden, der
Das Eigenthum von unſern Vätern war;
Dem ſie das Saamenkorn vertrauten,
Und die Gebeine ihrer Todten. Ja,
Gleich wie der Baum, ſo wurzelt auch der Menſch
Auf einer Scholle, der er angehört,
Und Recht und Sitte hüten ſeine Gränze.

Marbod.

Die Scholle Erde werd' ich ja wohl finden,
Und ihre Gränze zeichn' ich mit dem Schwerdt.

Leuther.

Ein Land erobern mögt ihr leicht und ſchnell,
Doch eine Heymath wird es euch nicht ſeyn.

Hulda.

Sieh um dich her — ſo weit dein Auge reicht
Erblickeſt du Bekanntes: jeder Baum
Und jeder Quell mahnt dich an eine Trennung.

**Marbod.**

Wollt ihr, daß ich mich von mir ſelber trenne?
Soll ich das Volk, die Hunderttauſende,
Die frey ihr Loos in meine Hand gelegt,
Soll ich ſie täuſchen? Soll ich Preis ſie geben
Des Römers Joch, des Galliers arger Liſt?
Wie lange, wähnſt du, wird der Friede dauern,
Den ich geſchloſſen mit den Weltbeherrſchern?
O glaube mir, wenn ſie ihn ſelbſt nicht brechen,
So machen ſie, daß wir ihn brechen müſſen.

**Leuther.**

Ha! bleiben uns, zu unſerm Schirme, denn
Nicht unſere Schwerdter noch?

**Hulda.**

Und unſre Götter?

**Marbod.**

Wo willſt du erndten, wenn das Saatfeld nun
Mit jedem Jahreslauf zum Schlachtfeld wird?
Nein, nein! von dieſem Raubgeſindel fern
Gründ' ich ein Reich mir, ſtill und unbekannt;
Und ſteht es einſt in kräft'ger Jugend da,

So mögen ſie, die ſtolzen Römlinge,
Sie mögen zittern dem Vergeltungstag.

**Leuther.**

Dein Ziel liegt weit.

**Marbod.**

So weit reicht auch mein Muth.
Dem ernſten Willen dienet gern das Glück.

**Hulda.**

Bedenke die Gefahren!

**Marbod.**

Die Gefahren
Muß man bekämpfen, aber nicht bedenken.

**Leuther.**

In welchem Augenblick entfernſt du dich?
Nun von der Bernſteinküſte bis zum Rhein
Die Deutſchen Völker ſich mit Macht erheben,
Um nicht zu dulden fremder Herrſchaft Schmach,
Nun trittſt du aus dem ſchönen, großen Bund!

**Marbod.**

Seyd einig, und ihr ſeyd auch ſtark; euch ſchützet
Kein Gurt von Bergen und kein wilder Strom,
Das Deutſche Land ſchützt nur der Deutſche Sinn.
Seyd einig, und dann fürchtet nicht die Zahl
Der Gallier und nicht des Römers Kunſt.
Vor allem bleibt der heim'ſchen Sitte treu,
Den heim'ſchen Bräuchen, und den heim'ſchen Göttern.
Dieß Land fällt nimmer durch ein fremdes Schwerdt,
Doch fällt es leicht durch fremde Ueppigkeit.

[zu Leuther.]

Zwar dieſe Bruſt erreichen beyde nicht,
Und darum geb' ich dir, zur treuen Hut,
Das Beſte, was ich hier verlaſſe — Hulda,
Sieh deinen Gatten! Leuther, ſieh dein Weib.

[Er legt ihre Hände ineinander.]

**Leuther.**

Mein Weib! mein Bruder!

**Hulda.**

Einen Augenblick
Muß ich allein ſeyn, ſonſt ertrag' ich's nicht.

[Sie eilt ab.]

Leuther.

Ihr Herz iſt weich.

Marbod.

Zu weich für dieſe Zeit.

Leuther.

Wer ſind die Fremden? Unter ihnen ragt
Ein Jüngling hoch hervor, mit gelbem Haar,
Und einem Adlerblick, der Flammen ſprüht.

Marbod.

Sie ſcheinen von dem Volke der Cherusker.

## Vierter Auftritt.

Herrmann. Die Vorigen.

Herrmann.

Ich ſuche Marbod, der Markmannen Führer.

Marbod.

Ich bin's.

Herrmann.

So reich' ich dir zum Gruß die Rechte!
Mein Nam' iſt Herrmann.

Marbod.

Einen ſchönen Ruf
Haſt du als Boten vor dir hergeſandt.

Herrmann.

Vom Weſerſtrome komm' ich, den der Römer
Mit neuer Macht und neuer Liſt bedroht.
Wir ſehnen uns nach dieſem großen Kampfe,
Denn des Cheruskers Bruſt erzittert nicht
Vor dem Geſchrey des räuberiſchen Aars,
Und mehr als eine Feder ſeines Fittigs
Mag er zurück an unſern Eichen laſſen.
Jedoch die Ruhe unſeres Vaterlandes
Jezt ganz zu ſichern, ſteht vielleicht bey dir.

Marbod.

Bey mir?

Herrmann.

Wenn du den Augenblick ergreifſt,

Und, während Druſus nach der Weſer geht,
Mit deinen Mannen Gallien bedrängſt.

Marbod.

Ich ehre deinen Antrag, wie er auch
Mich ſelber ehrt: allein er kommt zu ſpät.
Schon harrt mein Volk des Abzugs; heute noch
Verlaſſe ich den väterlichen Rhein,
Und ziehe fort in's ferne Bojoheim,
Dort bin ich ſicher vor der Römerbrut.

Herrmann.

Du fürchteſt ſie?

Marbod.

Als Feinde keineswegs,
Jedoch als Freunde.

Herrmann.

Du biſt räthſelhaft.

Marbod.

Du weißt, daß mich, kaum Jüngling, mein Geſchick
An jene große Weltſtadt hingeführt,

Die von dem Raube aller Länder trieft:
Wo das Verbrechen adelt, und die Tugend
In dunkeln, unbekannten Kerkern büßt:
Dort lernt' ich das Geheimniß der Erobrer.

Herrmann.

Und dieſes iſt?

Marbod.

Die Völker zu entmannen,
Damit ſie ſchweigend ſich zur Erde krümmen,
Wenn ſich der Treiber mit der Geiſſel naht.

Herrmann.

Der Deutſchen Mannheit droht kein Siechthum noch.

Marbod.

Wähnſt du hier frey zu bleiben, in der Nähe
Von Sklaven? Oder rein und unberührt,
Indeß der Peſthauch dort herüberweht?
Geh' hin in's ſchöne überrheiniſche Land,
Und ſuche dort die alten Gallier,
Die, frey und frank, ererbter Sitte treu,
Dieß Land bewohnt, bevor der Fremdling es

Durch Uebermacht und ſchnöden Trug bezwang!
Erſtorben iſt der hohe, kühne Geiſt;
Der Arm, der ſonſt für Recht und Freyheit focht,
Jetzt ficht er auf den Wink des Weltgebieters;
Der Sklave hilft die Zahl der Sklaven mehren,
Sieh, über jedem Gau liegt ausgeſtreckt
Ein Unthier, zahnefletſchend, fettgemäſtet,
Das deine Habe, deine Kinder, und
Dich ſelbſt verſchlingt — Proconſul iſt ſein Name,
Und wenn das Thier nun ſein Gebrüll erhebt,
Geſtachelt von der nimmerſatten Gier,
So waffnen ſich nicht etwa Tauſende,
Es zu zerdrücken, nein, ſie kriechen hin,
Die Elenden, und ſuchen ſeinen Groll
Durch jedes Opfer zu beſänftigen.
Haſt du ein Land geſehen, über welchem
Die Seuche ſchwebte mit dem Todes-Fittig?
Nur Aeſer liegen eckelhaft umher,
Kein Laut des Lebens regt ſich weit und breit,
Wenn nicht ein Tieger über einer Leiche
Die er hinabwürgt, ſein Gebrüll erhebt:
So iſt es da, wo Tyranney gebietet.
Kein Wort entfährt der Knechte ſcheuem Munde,
Und aus der Bruſt wagt ſich der Athem kaum.

### Hermann.

Du ſprichſt von Galliern. Der Deutſche Leu
Bequemt ſich nie zur ſklaviſchen Natur.
Vertilgen mag der Römer uns vielleicht,
Doch nie bezwingen.

### Marbod.

Euch bezwingt der Friede.
Aus friedlichem Verkehr mit Römern und
Mit Galliern kommt Deutſchlands Untergang.
Was nicht des Feindes Waffe kann, das kann
Des Feindes Kunſt ruchloſer Ueppigkeit.
Bald wird des Schwarzwalds rauhem Sohne nicht
Die ſtrohbedeckte Hütte mehr genügen,
Nicht mehr die Haut des Wildes zur Bekleidung,
Nicht mehr das Mahl von Haber und von Eicheln,
Erſt wird der Feind uns ſeine Laſter ſenden,
Dann ſein Geſetzbuch, und zuletzt ſein Joch.
Selbſt unſre Sprache, dieſes letzte Band
Germaniſcher Freyheit tilgt er nach und nach.

### Hermann.

Das hab' ich wohl erwogen, und darum
Glüht unvertilgbar auch der Römerhaß

In meinem Buſen; dieſer Krieg, der muß
Ein ew'ger ſeyn, und darf nicht enden, bis
Im Todeskampf der letzte Römer, oder
Der letzte Deutſche fällt. O, glaube mir,
Jetzt oder nie kommt der Erlöſungstag,
Und große Zeichen künden uns den Fall
Der Welttyrannen an und ihrer Knechte.
Vom Meergeſtade bis zu euern Bergen
Iſt kein Germane, der nicht hohen Muths
Die ſtarke Bruſt zur Wehr des Landes machte.
Wenn von den Waldhöh'n tauſend Buchen ſtürzen,
Und brauſend ſich zu einem Meer vereinen,
Wo iſt der Damm, der dieſer Brandung ſteht?
Um Blut und Eiſen iſt die Freyheit feil!
Und beydes gibt der Deutſche gern dafür.

### Leuther.

(Der bis jetzt theilnehmend und geſpannt da geſtanden.)

Ich faſſe deine Hand, Cheruſker-Fürſt,
Dein Wort — es zwingt den Willen raſch zur That!
Auch hier, in dieſem Markwald, findeſt du
Noch Deutſche, die nicht mit dem Leben geizen,
Wenn nur der rechte Preis geboten wird.

Herrmann.

Du bleibſt?

Leuther.

Und mit mir bleiben Tauſende,
Denn leben oder ſterben wollen wir
Auf dieſem Boden, den wir unſer nennen.

Herrmann.

(zu Marbod.)

Ein Deutſches Wort, das dich beſchämen muß.

Marbod.

Cherusker!

Herrmann.

Markmann!

Marbod.

Reitze meinen Zorn nicht!

Herrmann.

Weil dir die Galle ſchadet?

**Marbod.**

(an das Schwerdt greifend.)

Ha!

**Herrmann.**

(an das Schwerdt ſchlagend.)

Gemach!

## Fünfter Auftritt.

Die **Wahrſagerin** ſteigt aus der Höhle. Sie hat einen Schleier übergeworfen, die Haare ſind losgebunden, in der Hand hält ſie einen mit Runen beſchriebenen Stab. Vorige.

**Wahrſagerin.**

Friede gebiet' ich, hört mich, Söhne Teuts!
Zwieſpalt und Hader überlaßt dem Feinde.
Vernommen hab' ich in der Höhle Bauch,
Wo fern vom Licht des Abgrunds Wäſſer toſen,
Vernommen hab' ich da der Nornen Spruch,
Vernehmt auch ihr ihn, und reicht euch die Hände.

Du, Marbod, wirſt ein neues Deutſches Reich
Auf fremder Erde gründen, denn es ſoll
— Dieß iſt der Rathſchluß der Unſterblichen —
Es ſoll das ſtarke Volk Teutonens
Sich weit verbreiten über Land und Meer,
Und einſt der Hort der andern Völker ſeyn.
Du aber, Herrmann, und du, Leuther, ihr
Beſchützet ferner euerer Väter Erbe,
Und trauet feſt auf der Verheißung Wort:
In allem Wandel trügeriſcher Zeit,
In allem Treiben und in allem Drängen,
Wird Deutſchlands Nam' und Deutſchlands Ehre bleiben,
So lang' die Söhne Teuts ſich ſelber ehren.
Hört mich noch ferner: Als der Nornen Stimme
Furchtbar verhallte, fiel ein rother Schein
An's nächtliche Geſtade, wo ich ſaß,
Und plötzlich ſprengten jetzt auf weißen Roſſen
Zwölf Jungfrauen heran, die Speere ſchwingend,
Und ſangen von dem ſchrecklichen Gewebe,
Das ſie gewirkt aus Menſchen-Eingeweiden;
Und ihre Roſſe ſcharrten mit dem Huf,
Und jedes ſcharrete ein tiefes Grab,
Und aus den Gräbern hoben blutend ſich

Zwölf Leichname, mit Wunden überdeckt;
Es waren Gallier und Römerbrut.
Zwölf Adler ſchlugen ihre Fittige
Um die Scheuſeltagen, und ſtießen gierig
Die ſcharfen Schnäbel in das fahle Fleiſch.
Blut, Blut verkündet dieſes Grau'ngeſicht!
Blut wird das Meer, Blut wird die Erde färben,
Und blutig wird der Tag aufgehn, und blutig
Die Sonne ſich zum Untergange neigen,
Und blutig leuchten durch die Nacht der Mond.
Dann aber, wenn nun alles Land, vom Belt
Bis zu den Bergen gen Mittag und Abend,
Ein Schlachtfeld iſt, wo feindliches Gebein
In jedem Thal, auf jeder Haide dorrt,
Dann ſind des Schickſals Göttinnen verſöhnt,
Und alle Plagen, alle Noth und Schmach,
Die unſre Dränger je auf uns gehäuft,
Sie fallen zehnfach auf ihr Haupt zurück.
Am Haß der Völker nimmt die Tyranney
Ihr Ende, ſchmachvoll, ſo wie ſie begann.
Aus Raubgeſindel wurden Welterobrer,
Aus Welterobrern werden Knechte; ſo
Bewähret ſich das rächende Geſetz
Der unerbittlichen Vergelterin.

(Sie geht ab.)

## Sechſter Auftritt.

Die Vorigen, ohne die Wahrſagerin.

Herrmann.

Wohl ſprach ſie wahr, die Gottbegeiſterte,
Denn der Betrug zeugt nimmer für das Recht.

Marbod.

Dich, Leuther, ſeh' ich noch, bevor ich ziehe.
(zu Herrmann, ihm die Hand reichend.)
Du wirſt von mir noch hören. Lebe wohl!
(Geht ab.)

Herrmann.

Leb' wohl! — Wer ſind die Männlein dort? Das iſt
Kein Deutſches Blut?

Leuther.

Nein, es ſind Gallier.

## Siebenter Auftritt.

Zwey Galliſche Abgeordnete. Vorige.

Erſter Abgeordneter.

Wo finden wir den Fürſten der Markmannen?

Herrmann.

Hier, dieſem edlen Jünglinge gehorchen
Des Markwalds Völker jezt.

(Die Abgeordneten winken einigen rückwärts ſtehenden Knechten, welche mit Kleidungsſtücken und Waffen hinzutreten, und ſelbige vor Teuther niederlegen.)

Erſter Abgeordneter.

So legen wir
Zu deinen Füßen einige Geſchenke.
Nimm ſie als Zeichen nachbarlicher Freundſchaft.

Herrmann.

(ein Gewand aufhebend.)

Ha, dieſer Leibrock mag recht ſtattlich laſſen!

Doch pfui, er riecht nach Knechtſchaft! weg damit!
(er hebt ein Schwerdt auf.)
Und dieſes Schwerdt, der Griff von blankem Gold,
Die Klinge — ha!
(zerbricht ſie.)
Sie hält wahrhaftig nicht
Viel länger vor, als eines Galliers Eid.
Sind euere Ketten auch aus ſolchem Eiſen,
So iſt's kein Wunder, daß der Deutſche Arm
Sie ſpielend bricht.

Zweyter Abgeordneter.

Was wir euch bringen, dienet
Zur Zierde nur und zur Bequemlichkeit.

Herrmann.

Ja, ja, bequem und zierlich möchtet ihr
Uns gerne haben.

Leuther.

Nun, des Schenkens wegen
Seyd ihr doch wohl nicht über'n Rhein gekommen?

Erſter Abgeordneter.

Wir kommen, ew'gen Frieden zu vermitteln,
Und freyen Handel zwiſchen beyden Ufern.

Leuther.

Das habt ihr gut erklügelt.

Herrmann.

Ja, an Liſt
Thut's keiner je dem Gallier zuvor.
Der Römer hat an euch recht treue Knechte.

Erſter Abgeordneter.

O, glaubt es uns, wir haſſen auch die Römer,
Und ſtreiften gern das Joch vom Nacken ab.

Leuther.

So thut es.

Herrmann.

Thut es nicht, ihr könnt die Freyheit
So wenig tragen, als die Sklaverey.

Zweyter Abgeordneter.

Wie möchten wir den Legionen Roms,
Den krieg- und ſieggewohnten, widerſtehn?

Herrmann.

Wem nicht vergönnt ward, ehrenvoll zu leben,
Dem bleibt zur Wahl ein ehrenvoller Tod.

Erſter Abgeordneter.

Auch Völker haben ihre Zeit der Kraft,
Und ihre Zeit der Schwäche! Laßt uns nicht
Von Dingen reden, die vergangen ſind.

Herrmann.

Sprecht lieber auch nicht von der Gegenwart!
Was ſeyd ihr mehr, als ein zerbrechlich Werkzeug
In fremder Hand?

Leuther.

Und konnten wir euch trauen,
Da ihr ſo oft uns Arglose getäuſcht?

Zweyter Abgeordneter.

Die Römer, glaubt es mir, ſind nicht ſo ſchlimm,
Wenn man nur ihre Grillen gelten läßt.

Herrmann.

Und ihr, ihr wißt euch zu entſchädigen;
Was ihr als Knechte der Eroberer duldet,
Das büßen zehnfach eure Knechte wieder.

Zweyter Abgeordneter.

Dient nicht ein jeder? Sey es einem Herrn,

Sey's hergebrachten Sitten und Gebräuchen?
Und würde nicht der Plagen ſchrecklichſte,
Der Krieg, auf immer von der Erde ſchwinden,
Wenn ein Geſetz nur wär'? Und eine Sitte,
Ein Volk und eine Sprache, und ein Herr?

### Herrmann.

Und, um zu frönen dieſes hohe Glück,
So durfte niemand einen Willen haben,
Als dieſer Eine, Allgewaltige;
Die Narrheit, frey zu ſeyn, die wurde ſchwer
Im Kerker oder mit dem Beil gebüßt,
Und wer die Stirn' ein wenig runzelte,
Dem drückte man ein Brandmal auf den Nacken.
Hebt euch hinweg mit euern glatten Zungen,
Ihr feilen Diener eiſerner Gewalt!
Verächtlich iſt der Söldner des Tyrannen,
Jedoch verächtlicher noch das Gezücht,
Das in dem Schlamme der Erniedrigung
Sich überſchwenglich ſelig fühlt! O wahrlich,
Viel lieber hauſt' ich unter dem Gewürme,
Dem ſcheußlichen, in [illegible] dumpfen Sümpfen,
Als mit euch, die ihr bey der Schande bettelt,
Damit ſie euer ſchlechtes Daſeyn friſte.

**Erſter Abgeordneter.**

Beweiſen haben wir doch auch mitunter,
Daß unſer Muth mit der Gefahr ſich meſſe.

**Leuther.**

Der Ruhm gebührt euch, daß ihr luſtig tragt,
Was nimmermehr der Deutſche tragen konnte.
Dieß iſt auch, was uns ewig trennen muß,
Und zwiſchen Galliern und Deutſchen mag,
So wenig je ein feſter Bund beſtehn,
Als zwiſchen Feu'r und Waſſer — darum geht,
Und meldet denen, welche euch geſandt:
Der Deutſche ſey zu rauh und ungeſchlacht
Für feine Sitte und für Sklaverey.

**Herrmann.**

Sagt ihnen auch: Es ſey ein Volk darum
Noch nicht bezwungen, weil ſein Land es iſt,
Und ſchrecklicher ſey nie der Grimm des Urs,
Als wenn er ſeine Bande von ſich ſchüttelt.
An unſern Brüdern werdet ihr's erfahren,
Die Roms Tyrannen über'n Rhein geſchleppt.
Was in der Bruſt lebt, geht ſo leicht nicht unter,

Und ſelbſt die Fremde gibt ihm friſche Nahrung.
Doch — euer Weg iſt weit! Auf Wiederſehn!

(Die Gallier gehen ab.)

**Leuther.**

Nur durch Betrug weiß dieß Gezücht zu ſiegen.

## Achter Auftritt.

Markmannen von verſchiednen Stämmen.
Die Vorigen.

**Ein Anführer.**

Wir kommen, dir die Treue zu geloben,
Jetzt mit dem Wort, und bald auch mit der That.
So weit des Markwalds düſtre Schatten reichen,
Vom Neckar bis zur Donauquelle hin,
Sind Tauſende von jedem Stamme noch
Bereit zu ſchirmen dieſes heim'ſche Land.
Sey unſer Führer, wie es Marbod war!

**Leuther.**

Ich will es ſeyn.

**Herrmann.**

Wer ſeyd ihr, wackre Männer?

**Einige.**

Wir ſind Triboken.

**Andere.**

Wir ſind Nemeter.

**Andere.**

Wir Vangionen.

**Herrmann.**

Weg mit dieſen Namen!
Die eine Trennung unter Brüdern machen.
Sind wir nicht alle Kinder Einer Mutter?
Und gab ſie uns nicht ein gemeinſam Gut,
In unſrer Sprache und in unſrer Sitte?
Glüht nicht in jeder Bruſt dieſelbe Liebe
Der Freyheit und derſelbe Haß der Knechtſchaft?
O laßt uns Deutſche ſeyn und nichts als Deutſche!
Und nie, nie komme jener Unglückstag,
Der unter uns ruchloſen Hader ſtreut:
Der Tag, an welchem des Markwalds Bewohner
Vergeſſen konnten, daß am Weſerſtrom
Und an der Elbe ihre Brüder wohnen.

**Leuther.**

Nie wird er kommen, dieſer ſchwarze Tag!
Und trügt mich nicht die Stimme in der Bruſt,
So wird der Bund der Deutſchen, den wir jetzt
Im Angeſicht der hehren Sonne knüpfen,
Er wird ein Bund von allen Völkern werden,
Die gegen fremde Herrſchaft ſich erheben,
Und nur gehorchen eigenem Geſetz.

**Herrmann.**

Was auch die dunkle Zukunft bringen mag,
Wir ſtehen feſt — die Kette, die wir ſchließen,
Sie kann des Römers Katapult nicht ſprengen.
(Sie bilden einen Kreis.)
Verderben allen Drängern! ſey der Ruf,
Wenn wir die Adler und die Legionen
Vom Tiberſtrome mit der ehrnen Sole
Darniedertreten in den blut'gen Staub,
Und — Deutſche Freyheit ſey das Loſungswort,
Wenn wir, mit heil'gem Eichenlaub geſchmückt,
Als Sieger in die Heymath wiederkehren.

**Alle.**

Verderben allen Drängern! Deutſchlands Freyheit!

## Letzter Auftritt.

Hulda. Weiber. Jungfrauen. Kinder.
Vorige.

### Die Weiber und Jungfrauen.

(beym Eintreten.)

Verderben allen Drängern! Deutſchlands Freyheit!

### Herrmann.

Ihr, Deutſche Mütter, Deutſche Töchter, ihr,
Bewahrt der Freyheit ſchönſtes Unterpfand.
So lang' von euch der Deutſche Sinn nicht weicht,
Die Furcht vor Göttern und die keuſche Treue,
So lang' entarten Deutſchlands Söhne nicht.
Am Mutterbuſen trinkt der Säugling ſchon
Tod oder Leben, Freyheit oder Knechtſchaft.

### Hulda.

Zum Himmel heben wir die reinen Hände,
Denn Reines lieben die Unſterblichen,
Und flehen Heil auf euch und uns herab.

### Alle.

Wir flehen Heil auf euch und uns herab.

### Herrmann.

Ausſtreuen kann der Menſch die Saat, allein
Die Götter müſſen das Gedeihen geben.
Ihr, die ihr waltet, hehr und unſichtbar,
Ihr könnt, wie wir, die Tyranney nur haſſen,
Doch dem, der recht thut, ſchenkt ihr euere Gunſt.
Schützt ferner unſer Vaterland! Wir wollen
Nicht Ketten ſchmieden, ſondern Ketten brechen.
Und kann nur Blut die Rächerinnen ſühnen,
So laßt aus Blut die Deutſche Freyheit grünen

### Alle.

Und kann nur Blut die Rächerinnen ſühnen,
So laßt aus Blut die Deutſche Freyheit grünen.

# Des
# Kriegers Heimkehr.

## Perſonen:

Der Graf.

Hermann, ſein Sohn, Rittmeiſter unter den Freywilligen.

Alwina, ſeine Tochter.

Bertha, ſeine Mündel.

Baron Biederthal, ſein Schwager, Gutsbeſitzer jenſeits des Rheins.

Hauptmann von Ehrenfeld.

Von der Wieſe, Landjunker.

Der Hausmeiſter des Grafen.

Ein Chor von Mädchen.

Muſikanten.

Volk.

Die Scene iſt in einer Stadt, unfern des Rheins.

# Erſter Auftritt.

Saal im Schloſſe des Grafen.

Allwina. Bertha.

[Mit einem Gewinde von Eichenblättern beſchäftigt.]

Allwina.

Wer hätte noch vor wenigen Monaten gedacht, daß wir das Friedensfeſt ſo bald feyern würden!

Bertha.

Und ſo heiter!

Allwina.

Wir mögen unſer Glück preiſen: denn die, welche uns ſo nahe ſind, kehren wieder. Aber wie mancher Tapfere wird fehlen in dem Heimzuge! Wie manche Familie wird, ſtatt der Freudenfeyer, eine Todtenfeyer begehen!

Bertha.

Es iſt etwas Erhebendes in der Trauer um die, welche in dieſem heiligen Kampfe gefallen ſind, und ich möchte ihre Gräber nicht mit Cypreſſen, ſondern mit Roſen bepflanzen.

Allwina.

Mein Bruder hat Recht, du biſt eine wahre Spartanerin.

Bertha.

Ich bin eine Deutſche, und will nichts andres ſeyn. Glaube mir, Allwina, hätten alle unſre Frauen den alten vaterländiſchen Sinn treu bewahrt, es trügen nicht ſo viele Deutſche Jünglinge und Männer die fremde Erbärmlichkeit zur Schau.

Allwina.

Bſt! der Herr von der Wieſe könnte das hören, und wer weiß, ob er nicht vor der Thüre ſteht.

Bertha.

Laß ihn immerhin draußen ſtehen, wenn er nur nicht hereinkommt, und uns den ſchönen Abend verderbt.

Allwina.

Es wird ein herrlicher Abend werden. Doch wünſcht' ich, mein Vater hätte das Friedensfeſt noch um einige Tage aufgeſchoben, wo es alsdann mein Bruder und noch Jemand mitgefeyert hätten.

Bertha.

Die Freude läßt ſich nicht aufſchieben, und faſt eben ſo wenig ein Feſt der Freude, wenn die Freude und das Feſt nicht getrennt werden ſollen. Auch iſt das Wiederſehen reich genug für eine eigne Feyer.

Allwina.

Daß mein armer Bruder das Unglück haben mußte, und noch im letzten Gefecht!

Bertha.

Gewiß wäre ihm der Unfall ſchmerzlicher geweſen, wenn er ihn gleich im erſten Gefecht getroffen hätte! Und was iſt's denn nun auch weiter?

Allwina.

Einen gelähmten Arm hältſt du für nichts?

**Bertha.**

Die kleinſte Narbe, in dieſem Kriege davon getragen, ſtrahlt herrlicher, als ein Orden von Diamanten! Es iſt das unzweydeutigſte Ehrenzeichen.

**Allwina.**

Ich glaube, du hätteſt es gleichmüthig geſehen, wenn er *ohne* Arme zurückgekommen wäre.

**Bertha.**

Ich hätte ja noch die meinigen gehabt, um ihn zu pflegen.

**Allwina.**

Du biſt ein unbegreifliches Weſen!

[umarmt ſie.]

## Zweyter Auftritt.

Der Hausmeiſter. Die Vorigen.

**Der Hausmeiſter.**

Alles iſt in Ordnung, bis auf den Eichenkranz.

**Allwina.**

Eben ſind wir damit fertig.

[gibt ihm den Kranz.]

**Hausmeiſter.**

Ich verſichre, es wird ein bezaubernder Anblick werden, die beleuchtete Rotunde mit den Baumgruppen umher, und der Altar mit der Inſchrift, und die Muſik —

**Allwina.**

Die Mädchen werden ſich doch zur rechten Zeit einfinden?

**Hausmeiſter.**

Sie ſind ſchon bey'm Gärtner verſammelt. Das wird den Herrn Grafen überraſchen. Geſang geht doch über alle andre Muſik.

**Allwina.**

Wohl wahr. Alle Freude, wenn ſie laut wird, muß Geſang und Tanz werden.

**Hausmeiſter.**

Ich muß eilen: der Tag neigt ſich.

**Bertha.**

Und mit den Lichtern am Himmel ſollen auch unſre Lichter zu brennen anfangen.

**Allwina.**

Wo iſt mein Vater?

**Hausmeiſter.**

Der Herr Graf gehen mit ihrem Herrn Schwager in der Kaſtanienallee auf und ab.

**Allwina.**

Es bleibt bey dem verabredeten Zeichen mit der Glocke.

**Hausmeiſter.**

Alles, wie es die gnädige Gräfin befohlen haben.

[Er geht ab.]

**Allwina.**

So ein Feſt geht dem Alten über alle Schätze der Erde.

## Dritter Auftritt.

Von der Wieſe. Die Vorigen.

**V. d. Wieſe.**

Iſt es erlaubt, meine Gnädigen?

**Allwina.**

Ein Paar Minuten — mehr haben wir nicht zu verlieren.

**V. d. Wieſe.**

Das iſt kein Kompliment.

**Allwina.**

Nein.

**V. d. Wieſe.**

Freylich, auch die ſchönſten Roſen ſtechen gern.

**Bertha.**

Ei, ei, Herr von der Wieſe, Sie verſteigen ſich ja in die Poeſie.

**V. d. Wieſe.**

Das fliegt einem bisweilen an, ſo ganz von ohngefähr.

**Allwina.**

Sie werden doch heute auch illuminiren?

**V. d. Wieſe.**

Allerdings, und ich denke mein Haus ſoll ſich nicht am ſchlechteſten ausnehmen. Ich habe vier ganz vortreffliche Transparents verfertigen laſſen, und in meinem Hofe ſtehen vier Böller aufgepflanzt, die ſollen ganz gewaltig in die Freude hineindonnern.

**Allwina.**

Sie brennen Ihr Geſchütz nur im Frieden los?

**V. d. Wieſe.**

Aufrichtig geſprochen, dieſer Friede kommt mir zu früh.

**Bertha.**

Warum?

**V. d. Wieſe.**

Ich hatte mich eben entſchloſſen, unter unſere Freywilligen zu gehen.

Bertha.

Der Entſchluß kam etwas ſpät.

V. d. Wieſe.

Früher hatte ich doch manche Bedenklichkeit.

Allwina.

Das glaub' ich gerne.

V. d. Wieſe.

Die Sache konnte eine ſchlimme Wendung nehmen; man wußte nicht, welche Parthie —

Allwina.

Der liebe Gott ergreifen würde?

V. d. Wieſe.

Ja, ja, denn ſehen Sie, das Schickſal ſpielt oft wunderlich. Auch war mir im Anfange der Zweck des Krieges nicht klar. Wer hätte denken ſollen, daß Kaiſer Alexander ſeine Völkerſchaften — bis vom Caſpiſchen Meere her — an den Rhein führen würde, um nichts und wieder nichts?

**Bertha.**

Iſt die Freyheit der Erde und der Meere ein Nichts?

**V. d. Wieſe.**

Was geht mich das Meer an? Ich habe kein Schiff darauf. Und die Erde? Sehen Sie, ich bin Gutsbeſitzer, und habe jährlich einen Krieg mit meinen Pächtern zu führen.

**Bertha.**

Und die Ehre?

**V. d. Wieſe.**

Die Ehre iſt allerdings etwas, und in der That, den Orden des eiſernen Kreuzes hätte ich gern genommen, man diſtinguirt ſich dadurch; aber wie leicht trifft ſich's auch, daß man ein Stückchen Eiſen mit einem Arm oder Bein bezahlen muß.

**Allwina.**

Und unſre Mädchen würden in Verzweiflung gerathen, wenn der Herr von der Wieſe in ihren Tanzreihen mit einem hölzernen Fuß erſchiene.

V. d. Wieſe.

Spotten Sie immerhin, es bleibt doch gewiß, daß eine Krücke bey unſern Damen nicht ſehr zur Empfehlung dient.

Bertha.

Wähnen Sie denn, ein Deutſches Mädchen werde dem Zärtling, der in dieſem heiligen Kriege zaghaft zu Hauſe, hinterm Ofen geblieben, während die beſſern Söhne des Vaterlandes ihr Blut zum Opfer brachten, ſie werde ihn nur eines Blickes werth halten? Glauben Sie mir, Herr von der Wieſe, das gemeinſte Weib kann eine Zierpuppe wohl zum Manne nehmen, aber nie lieben.

V. d. Wieſe.

Sie werden bitter, mein Fräulein.

Allwina.

Bittre Arzneyen ſind heilſam.

V. d. Wieſe.

Sehen Sie, meine Gnädigen, es kommt doch eigentlich nur auf die Geſinnung an, und dieſe iſt bey mir ächt Deutſch. Niemand freut ſich mehr als ich, über die Schmach und die Demuthigungen, welche dem tollen Eroberer noch täglich widerfahren. Ich habe ein ganzes Kabinet mit den Karikaturen ausziaren laſſen, welche auf Seine Korſiſche Majeſtät erſchienen ſind.

**Bertha.**

Freuen mögen Sie ſich über Deutſchlands Befreyung, aber nicht ſpotten über ein Haupt, welches der Nemeſis heimgefallen iſt. Was hier geſchah, *durch* Menſchen, das kam nicht *von* Menſchen, ſondern von der ewigen Vergelterin, die im Dunkeln waltet.

**V. d. Wieſe.**

Ich weiß nicht, mein Fräulein, warum ſie heute ſo gar feyerlich ſind.

**Bertha.**

Weil ich die Größe des Augenblicks fühle.

**V. d. Wieſe**

Apropos, wiſſen Sie denn auch ſchon, daß heute noch Truppen hier durch kommen werden?

**Allwina.**

Was für Truppen?

**V. d. Wieſe.**

Ich weiß es nicht. Ein Mann aus der Reſidenz, den ich vor einer halben Stunde geſprochen, ſagte mir, daß man dieſen Abend noch ein Regiment daſelbſt erwarte, welches vom Ueberrhein komme, und auf unſrer Straße marſchiere.

**Allwina.**

Wenn es unſre Freywilligen wären!

**Bertha.**

Dann hätte Ehrenfeld oder dein Bruder geſchrieben.

**V. d. Wieſe.**

Wahrſcheinlich ſollen ſie bey dem Tedeum gegenwärtig ſeyn, welches der Fürſt morgen, des Friedens wegen, abſingen läßt. [Nach der Uhr ſehend.] Mein Gott, die Glocke iſt ſchon ſieben! Ich muß eilen, damit meine Leute nichts verſehen. — Meine Damen!

[Verbeugungen. Er geht ab.]

**Bertha.**

Das iſt ein unerträglicher Menſch.

**Allwina.**

Manchmal beluſtigt er doch.

**Bertha.**

Wenn er nur nicht ſo gar nichtig wäre!

**Allwina.**

Es iſt ja auch nur ein Nichts, worüber man lacht.

## Vierter Auftritt.

Der Graf. Biederthal. Die Vorigen.

**Allwina.**

Ich weiß es Ihnen recht ſehr Dank, lieber Onkel, daß ſie zum Friedensfeſte zu uns gekommen ſind.

**Biederthal.**

So fröhlich bin ich nie über den Rhein gefahren, als dießmal. Dieſes Friedensfeſt iſt zugleich ein Feſt der Wiedervereinigung für die Bewohner beyder Ufer. Der alte Deutſche Strom trennt nicht mehr Kinder, die Einer Mutter angehören, er trägt nicht mehr die Feſſeln einer fremden Herrſchaft, und wenn ich von euch heimkehre, ſchallt mir von drüben nicht mehr, wie ſonſt, das Rabengekrächz' gieriger Zollner und Publikanen, ſondern ein herzliches Deutſches Lied entgegen.

Der Graf.

Es war eine ſchwere Zeit, die auf uns lag.

Biederthal.

Und unter allen Bedrängniſſen dieſer Zeit, war es das härteſte, daß wir unſrer Sprache entſagen ſollten, und dem Namen unſerer Väter.

Der Graf.

Das Deutſche Volk hat die Wurzel ſeines Lebens in ſeiner Sprache, das fühlte der Eroberer wohl, darum ſuchte er dieſe in den abgeriſſenen Provinzen zu vertilgen. Aber Eins hatte er nicht bedacht.

Allwina.

Und welches?

Der Graf.

Daß das Leben eines Volkes weiter reicht, als das Leben eines Tyrannen.

Bertha.

Er kannte doch die Geſchichte.

**Der Graf.**

Er kannte ſie nicht, oder er war unfähig, ſie zu begreifen.

**Bertha.**

Er hat frevelhaft geſpielt, und mußte verlieren.

**Der Graf.**

Der Gewinn war für uns nicht mehr zweifelhaft, ſobald wir uns überzeugt hatten, daß es ſich wohl lohne, das Leben einzuſetzen.

**Biederthal.**

Ja, die Nation hat ſich mit ſeltner Kraft erhoben.

**Der Graf.**

Und doch iſt der ſchwerſte Kampf noch zu beſtehen.

**Allwina.**

Sie erſchrecken mich, mein Vater.

**Der Graf.**

Ja, ja, der gefährlichſte Feind iſt noch zu beſiegen, und *ein* Friede muß noch feſt begründet werden, wenn der Weltfriede von Dauer ſeyn ſoll.

**Biederthal.**

Ich ahnde, was du ſagen willſt.

**Der Graf.**

Nicht mit dem Schwerdt hat uns Frankreich das Schlimmſte zugefügt, ſondern mit dem künſtlichen Gift ſeiner Frivolität. (Zu den Mädchen.) Hier iſt's an euch, das Werk zu vollenden. Den Frieden im Schlachtfelde haben die Männer errungen; den Frieden im ſtillen Kreiſe des Hauſes müſſen die Frauen gewinnen. Euch liegt ob, den heiligen Ernſt wieder in das Leben zurückzuführen, und dem verderblichen Leichtſinn zu wehren, der alles, auch das Ehrwürdigſte, in elende Spielmarken verwandelt.

**Allwina.**

Wie vermögen wir das?

### Der Graf.

Dadurch, daß ihr die Würde eures Geſchlechts rein bewahrt, daß ihr das Gemeine verachtet, und nie euer beſſer Gefühl einem thörichten Wahn zum Opfer bringt.

### Biederthal.

Die ſchnelle Erhebung unſrer Zeitgenoſſen läßt mich alles hoffen.

### Der Graf.

O mein Bruder, es iſt leichter, ſich für eine Idee zu begeiſtern, als dieſe Idee im Leben feſtzuhalten. Wie lange wird es anſtehen, und die fremden Mamſellen und Hofmeiſter, die fremden Spielerbanden, die fremden Hetären mit den fremden Krankheiten, und der ganze Troß fremder Ueppigkeit wird wieder ſiegreich bey uns einwandern, und den Giftbaum in die Felder pflanzen, die mit dem edelſten Deutſchen Blute gedüngt ſind? Wahrlich, das größte Franzöſiſche Heer iſt mir nicht ſo furchtbar, als ein Heer von Puppen, das eine Putzhändlerin aus dem Palais Royal über den Rhein herüber ſchickt.

**Bertha.**

Ich fürchte, lieber Vormund, Sie haben Recht.

**Biederthal.**

Nein, er hat Unrecht. Wir beſitzen eine groſze Bürgſchaft für eine beſſre Zukunft.

**Der Graf.**

Und dieſe wäre?

**Biederthal.**

Der reine Sinn der Fürſten, die ſich für die Sache der Menſchheit verbrüdert haben. Keiner von Ihnen ſtreckt ſeine Hand nach Raub aus, keiner ſtrebt nach einem Ruhme, der im Haſſe der Völker untergehen muſz. Sie haben geſchworen, das Recht zu ſchirmen, und die Heiligkeit des Beſitzthums, und brachten zu den beſiegten Völkern nicht die Schrecknitze des Kriegs, ſondern die Wohlthaten des Friedens. Hat die ganze Weltgeſchichte etwas Rührenders aufzuweiſen, als den Augenblick, wo die drey groſzen verbündeten Herrſcher, nach gewonnener Schlacht, von den Pferden ſteigen, und ſich auf die

Kniee werfen, und die gefalteten Hände zum Himmel empor heben? Oder den Moment, wo ſie, beym Mahle des Friedens, der mit Blut und Sünden befleckten Weltſtadt ein Beyſpiel von Frömmigkeit und Demuth geben, welches ſelbſt die Ruchloſeſten erſchütterte?

### Der Graf.

Von daher erwart' ich auch das meiſte. Wenn die Macht ſich mit Mäßigung paart, wird ſich bald auch Edelmuth zum Gehorſam geſellen, und dieß allein ſichert das Glück der Völker.

### Biederthal.

Und mit welchem Heldenmuth haben ſich Deutſche Fürſten und Deutſche Fürſtenſöhne in die Gefahren des Kampfs geworfen, wie herrlich haben ſie ihren heimiſchen Sinn bewahrt, und den alten Ruhm ihrer Väter?

### Der Graf.

Wohl wahr. In dieſer Hingebung iſt erfreuliche Größe.

### Biederthal.

Ich trage mich ſchon lange mit einem Gedanken. Wie du dich erinnern wirſt, wollte der Eroberer auf der Spitze des Bergs Cenis eine ungeheure Pyramide errichten laßen. Dieſe ſollte ihre vier Seiten nach den vier von ihm unterjochten Weltgegenden kehren, und es ſollten darauf die Namen derjenigen eingegraben werden, welche das Werk des Blutes und der Schmach vollenden helfen. Der Einfall war ruchlos, wie kaum einer; denn es wäre ein Schandmal auf Menſchheit und Vorſehung geworden: uns ziemte es aber, daraus ein Ehrenmal zu machen, und auf einer ſolchen Felſenſäule die Namen der Tapfern zu bewahren, die in dieſem glorreichen Völkerkriege für die gerechte Sache gekämpft.

### Der Graf.

Lieber Bruder! wende deinen Blick nach der Elbe hin, ſieh dort die zerwühlten Felder, die niedergebrannten Wohnungen, die verlaßenen Waiſen, die Haufen von Unglücklichen, welche die Seuche dem Hunger zur Beute übrig ließ! Dort laß uns ein Denkmal ſtiften, wie kein Eroberer es vermag; dorthin laß uns auch den Frieden bringen und ſeine

Sammlungen! Es ſind unſre Brüder, und ihre Leiden haben wir mit verſchuldet. Wenn ihre Saaten wieder grünen, wenn ihre Wohnungen wieder aus dem Schutt erſtehen, wenn der Landmann wieder einen Pflug gefunden hat und das Kind eine Mutter; wenn die letzten Thränen getrocknet ſind, und Blumen und Fruchtbäume die Grabhügel der Erſchlagenen verbergen: dann haben wir ein Denkmal errichtet, wie es dieſes Kriegs und dieſes Friedens würdig iſt.

**Biederthal.**

Du haſt ein herrliches Wort geſprochen. Wir feyern den Frieden am würdigſten, wenn wir bemüht ſind, die Wunden zu heilen, welche der Krieg geſchlagen.

**Der Hausmeiſter.**

[eintretend, zu Alwinen.]

Der Gärtner iſt unten, und wünſcht die gnädige Gräfin zu ſprechen.

**Allwina.**

Da fehlt gewiß noch etwas. Komm, Bertha!

[Die Mädchen und der Hausmeiſter ab.]

## Fünfter Auftritt.

Der Graf. Biederthal.

Biederthal.

Das ſind ein Paar liebe Geſchöpfe.

Der Graf.

Meine Allwina iſt einfach und wahr, aber weich. Sie bedarf eines Mannes, der ihr bisweilen Haltung gebe, und ein ſolcher Mann iſt der junge Ehrenfeld, den du als Knaben gekannt haſt.

Biederthal.

Deine Mündel ſcheint mehr männlichen Sinn zu haben.

Der Graf.

Bertha iſt feſt und entſchieden in all ihrem Seyn und Thun. Sie lieſ't mit Vorliebe die alte Geſchichte, und das hat ihr den Anſtrich einer Römerin aus den Zeiten der Republik gegeben. Mein Hermann wird mit ihr glücklich werden, denn auch in ſeinem Weſen waltet der Ernſt vor.

Biederthal.

Ich habe, wie du weißt, nie zum häuslichen Glücke gelangen können; ich werde jetzt oft das eurige theilen.

## Sechſter Auftritt.

**Hermann**, den linken Arm in einer Binde. **Bertha.**
**Die Vorigen.**

Hermann.

Mein Vater!

Der Graf.

Hermann!

(Umarmung.)

**Biederthal.**

Hier ſind noch ein Paar Arme nach dir ausgeſtreckt!

**Hermann.**

Mein Onkel!

[umarmt ihn.]

**Biederthal.**

Du kommſt mit Ehren aus einem ehrenvollen Kriege.

**Hermann.**

In dieſem Kriege mitgekämpft zu haben, gibt ſchon Ehre.

**Der Graf.**

Dein Arm?

**Hermann.**

Iſt gelähmt. Den Spaten kann ich nicht mehr führen, und dich, liebe Bertha, nur noch mit Einem Arme ſchützen. Du bekommſt einen Krüppel zum Manne.

Bertha.

Um ſo beſſer. So wirſt du meiner Hände nie ganz entbehren können, und dich immer feſter und feſter an mich ſchließen.

Hermann.

[Ihr die Hand reichend.]

Wir werden uns nie mißverſtehen.

Der Graf.

Wo iſt Ehrenfeld?

Hermann.

Im Hofe bey Allwinen. Sie hat ihn auf der Stelle in Beſchlag genommen.

Der Graf.

Wo iſt dein Regiment?

Hermann.

Es wird längſtens in einer Viertelſtunde hier vorbey nach der Reſidenz marſchieren. Ehrenfelds Bataillon zieht einen andern Weg. Wir haben Erlaubniß erhalten, die Nacht hier zuzubringen, müſſen aber morgen zeitig in der Reſidenz ſeyn. Nach dem Gottesdienſte werden wir aufgelöſ't, hängen unſre Standarte in der Hofkirche auf, und ein Jeder kehrt nach ſeinem Heerde zurück. Da mag denn mein Schwerdt in ſeiner Scheide raſten.

**Biederthal.**

Raſten auf immer!

**Hermann.**

Wenigſtens werde ich's nie mehr ziehen, als für Recht und Gerechtigkeit.

**Der Graf.**

Dein Schwerdt iſt geweiht durch den Kampf für's Vaterland, es darf für nichts Gemeines mehr fechten.

## Siebenter Auftritt.

Allwina. Ehrenfeld. Vorige.

**Allwina.**

Hier bring' ich noch eine Einquartierung.

**Der Graf.**

Seyen Sie willkommen, Ehrenfeld! Heute drück' ich Sie mit doppelter Liebe an meine Bruſt; Sie haben ſich tapfer gehalten.

**Ehrenfeld.**

Ich hatte guten Willen und Glück.

**Hermann.**

Er ſcheute ſich nicht vor den Kugeln, aber die Kugeln ſchienen ſich vor ihm zu fürchten; keine wollte anbeißen.

**Ehrenfeld.**

Wahrlich, ich hätte gern ein kleines Ehrenzeichen davon getragen. So muß ich beſchämt neben dir ſtehen.

**Biederthal.**

Dieſe Schamröthe gleicht alles aus. — Sie kennen mich nicht mehr?

**Der Graf.**

Mein Schwager Biederthal.

**Ehrenfeld.**

Als Knabe habe ich Sie oft geſehen.

**Biederthal.**

Sie ſind ein Mann geworden.

(ſchüttelt ihm die Hand.)

**Der Graf.**

Friede, Wiederſehen! Kinder, es iſt die ſchönſte Stunde meines Lebens.

Bertha.

Und unſer Leben ſey, wie dieſe Stunde.

Biederthal.

Amen!

[Alle bieten ſich die Hände.]

## Achter Auftritt.

Der Hausmeiſter. Die Vorigen.

Der Graf.

Iſt alles in Ordnung?

Hausmeiſter.

Zu dienen. Alle Lampen brennen hell und fröhlich, und kein Lüftchen regt ſich, ſie zu ſtören.

Der Graf.

Die Natur feyert mit uns. Laßt uns gehen, Kinder.

[Sie gehen ab.]

**Hausmeiſter.**

Wer dieſen Tag erlebt hat, mag Gott danken, denn viele Leiden ſind nun geendet. Es iſt wohl wahr: wenn das Lamm geſchoren iſt, dann ſchickt der liebe Gott warmen Wind, und was der Menſch nicht entwirren kann, das weiß er zu löſen.

[Geht ab.]

## Neunter Auftritt.

Gartenparthie. Eine Rotunde, von Baumgängen umgeben. In der Mitte ein Altar, mit Eichenlaub geziert, auf dem Altar eine Opferſchale. Der Altar hat die transparente Inſchrift: Gott, Vaterland, Friede. Alles beleuchtet.

Der Graf. Hermann. Allwina. Bertha.
Biederthal. Ehrenfeld.

**Biederthal.**

[Den Altar betrachtend.]

Gott, Vaterland, Friede! Ja, mit Gott ward es begonnen und vollendet, das Vaterland iſt gerettet, der Friede errungen.

**Der Graf.**

Wir wollen ihn bewahren.

**Alle.**

Das wollen wir.

**Der Graf.**

Und möge ein jeder ihm einen Altar erbauen im ſtillen Raume ſeines Hauſes!

**Hermann und Ehrenfeld.**

[Die Hände Allwina's und Bertha's ergreifend.]

Das wollen wir.

**Biederthal.**

Der Tempel nimmt ſich herrlich aus.

**Allwina.**

Der Weihrauch fehlt in der Opferſchale. Das hat der ehrliche Alte doch vergeſſen.

**Bertha.**

Laßt uns ein beſſeres Opfer bringen, als Weihrauch. [Sie nimmt eine goldene Kette vom Halſe, und legt ſie in die Schale.] Zum Frieden für die, denen der Krieg ihre Habe entzogen.

**Allwina.**

[Eine Nadel mit Brillanten aus ihren Haaren nehmend und in die Schale legend.]

Dieſe Steine ſollen Brod werden!

[Die Männer legen ihre Börſen in die Schale.]

**Biederthal.**

Mögen alle die, welche Thränen ſäten, Freude erndten!

**Der Graf.**

Vieles ward uns in dieſer ſchweren Zeit gewonnen: der Glaube an ein ewiges Recht, an eine Vergeltung, der Glaube an uns ſelbſt.

**Ehrenfeld.**

Der Glaube an Deutſche Treue.

**Hermann.**

Der Haß gegen Unterdruckung.

**Biederthal.**

Die Völker haben ihren wechſelſeitigen Groll abgelegt, und die Fürſten ſind Brüder geworden.

**Hermann.**

Auch die Würde der Frauen hat ſich rühmlich erprobt.

**Bertha.**

Wo der Mann ſeine Würde behauptet, da kann das Weib die ihrige nie verlieren.

[ Man hört einen kriegeriſchen Marſch von Hörnern. ]

**Biederthal.**

Was iſt das?

**Hermann.**

Es ſind unſre Freywilligen, die vorüberziehen.

**Chor der Freywilligen.**

[ Außer der Scene. ]

Wir kehren heim vom heiligen Krieg,
Wir kehren heim, gekrönt mit Sieg!

Unſer Schwerdt hat geklungen,
Der Friede iſt errungen!
Deutſch und frey iſt wieder der Rhein,
Deutſch und frey ſoll er immer ſeyn.

Wir kommen, bedeckt mit rühmlichem Staub,
Wir kommen, bekränzt mit der Eiche Laub.
Gott hat gerichtet,
Der Feind iſt vernichtet.
Deutſch und frey iſt wieder der Rhein,
Deutſch und frey ſoll er immer ſeyn.

**Der Graf.**

Kehrt fröhlich heim, und keinem fehle je mehr der Friede, welchen er erſtritten.

[Alwina gibt mit ihrem Tuche ein Zeichen in die Kouliſſe.]

**Biederthal.**

Ich beneide dieſen Kriegern ihr Gefühl.

**Der Graf.**

Kinder, in dieſem Augenblicke ſind wir noch ungeſtört, dieſer Tag muß ſeine Krone haben. Hermann und Bertha, Ehrenfeld und Allwina — ich lege eure Hände in einander. Heute ſey euer feyerliches Verlobniß. Am Altare des Friedens, in der heiligen Stunde, wo der Schutzgeiſt Deutſchlands herunterſchaut auf ſein gerettetes Volk, knüpfe ſich der Bund eures Lebens. Gott, Vaterland, Friede!

### Alle.

Gott, Vaterland, Friede!

(Eine ſanfte Muſik nähert ſich.)

### Der Graf.

Kinder, ihr wollt mich überraſchen?

### Allwina.

Tonkunſt und Geſang dürfen bey einem ſolchen Feſte nicht fehlen.

## Letzter Auftritt.

Ein Zug junger weißgekleideter Mädchen mit Oelzweigen in den Händen. Voran Muſik. Volk. Die Mädchen reihen ſich um den Altar. Die Vorigen.

### Chor der Mädchen.

Das Leben iſt gewonnen
Im großen, blut'gen Streit;
Die Täuſchung iſt zerronnen,
Die Erde iſt befreyt.
Das Hochgewitter iſt hingezogen,
Und über uns leuchtet der Friedensbogen.

### Eine Stimme.

Der neue Morgen flammt hernieder,
Und ſcheu entflieh'n die Geſtalten der Nacht.

### Zweyte Stimme.

Die alte Sitte gilt jetzt wieder,
Und des Geſetzes heilige Macht.

### Beyde.

Die ſchwere Schuld, ſie iſt geſühnet,
Die Deutſche Eiche ſteht und grünet.

### Erſte Stimme.

Viele traf das Schwerdt, ſie ſehen
Den neuen Frühling nicht mehr blüh'n!

### Zweyte Stimme.

Auch über das Feld des Todes wehen
Des Friedens milde Lüfte hin.

### Beyde.

Der Pilger wird zur Stätte wallen
Wo ſie für's Vaterland gefallen.

### Allgemeiner Chor.

Der Kampf war ſchwer und heiß,
Denen ſey Ruhm und Preis,
Die ihn beſtanden,
Und mit der ſtarken Hand
Gelöſ't das Vaterland
Von Schmach und Banden.

Heil, Deutſchlands Kaiſer, dir,
Heil, Alexander, dir,
Heil Friedrich Wilhelm, Heil,
Den Deutſchen Fürſten Heil,
Und jedem tapfern Mann,
Der, hochgemuthet,
Gekämpft, geblutet!
Sie waren des Sieges werth,
Sie fochten für unſern Heerd,
Für Recht und Frieden.
Mit Gott und ihrem Schwerdt
Ward es entſchieden.

Der Kampf war ſchwer und heiß,
Denen ſey Ruhm und Preis,
Die ihn beſtanden,
Und mit der ſtarken Hand
Gelöſt das Deutſche Land
Von Schmach und Banden.

# Geſänge.

## Der
## Königsſtuhl bey Rhenſe.

Im November 1815.

Am Rhein da ſtand von Alters
Ein Stuhl aus grauem Stein,
Und ſieben Deutſche Fürſten
Die ſaßen da am Rhein.

Sie ſaßen da, zu wachen,
Daß Deutſchlands König treu,
Und unter ihm geſichert
Die heil'ge Freyheit ſey

Und fiel, das Recht zu ſtören,
Fiel's einem Dränger ein;
Der mußte Antwort geben
Vor'm Königsſtuhl am Rhein.

Doch ach, er iſt gefallen,
Verloſchen ſeine Spur!
Vom heil'gen Sitz der Väter
Weiß man die Stelle nur!

Und mit ihm iſt gefallen,
Doch nicht durch Feindes Hand,
Nein, durch der Kinder Frevel,
Das freye Deutſche Land.

Am Rhein, am Rhein da blühen
Nicht unſre Reben mehr,
Die Burgen unſrer Fürſten
Die ſteh'n da öd und leer.

Doch nicht den Muth verloren!
Gemeines darf vergeh'n,
Was tief wie Berge wurzelt,
Muß feſt wie Berge ſteh'n.

Das Leben des Tyrannen,
Wie ſchwer es drucken mag,
Im Leben eines Volkes
Iſt's nur ein ſchwuler Tag.

Bald bauen wir ihn wieder,
Den Königsſtuhl am Rhein,
Da blüht die Deutſche Freyheit,
Da blüht der Deutſche Wein.

Und ſieben Deutſche Fürſten,
Die ſitzen da zur Stund',
Und ſchließen neu und feſter
Den alten Deutſchen Bund.

Sie graben eine Satzung
In ehrne Tafeln ein:
„Der Strom und nicht die Gränze
„Von Deutſchland ſey der Rhein.“

„Wo Deutſche Sprache waltet,
„Da iſt auch Deutſches Land,
„Und Deutſchlands Zepter komme
„In keines Fremdlings Hand.“

# Lied

## auf dem Zuge nach Frankreich.

Wir ſind vom Deutſchen Volke,
Wir haben hohen Sinn,
Und eine Wetterwolke
Zieht leuchtend vor uns hin.

Gerecht iſt unſre Sache,
Gerecht iſt unſer Streit,
Wir haben uns der Rache
Am Blutaltar geweiht.

Die Schmach, ſie traf vor allen
Das ſchöne, Deutſche Land,
Es ſollte fallen, fallen
Durch eines Fremdlings Hand.

Schon wähnt' er uns zernichtet
Durch ſein allmächtig Heer:
Doch Einer hat gerichtet,
Der größer iſt als Er.

Die Wage hat geklungen
Hoch an dem Sternenthron,
Mit Gott wird ſie errungen
Die freye Bürgerkron.

In dieſem Kampf zu bluten
Iſt nur der Edle werth
Taucht, Brüder, in die Fluten
Des Rheines euer Schwerdt,

Den Deutſchen Strom zu ſühnen,
Der ungern Feſſeln trug
Der Freyheit Eichen grünen,
Wenn auch der Blitz ſie ſchlug.

Vom Himmel drang die Stimme,
Die uns zum Kampfe rief.
Jetzt kommt der Leu im Grimme,
Der lange ruhig ſchlief.

Vor Deutſchlands Panner gehen
Die Schrecken Gottes her,
Der Dränger mag nicht ſtehen,
Das Recht iſt unſre Wehr.

Er trat mit frechem Hohne
Die Völker in den Staub,
Und ſchmückte ſeine Krone
Mit aller Länder Raub.

Was er mit Blut geſchrieben
Nannt' er der Menſchheit Glück,
Und wo er ging, da blieben
Nur Leichname zurück.

Ha, dem die Welt gehöret,
Biſt du es, oder Gott?
Wen ſo der Stolz bethöret,
Der wird der Hölle Spott.

Auf, Brüder, auf zur Rache!
Auf, auf zum ſchönſten Sieg!
Wir führen Gottes Sache,
Wir führen heil'gen Krieg.

Das Deutſche Land verletze
In Zukunft kein Tyrann;
Nur eigenem Geſetze
Sey Deutſchland unterthan.

Der Väter heilig Erbe,
Wir löſen es mit Blut,
Der Dränger — er verderbe
In ſeinem Uebermuth!

Noch einmal furchtbar richten
Soll Gott und unſer Schwerdt.
Die auf ſich ſelbſt verzichten,
Sind ew'ger Knechtſchaft werth.

# Kriegslied

für

# Badens freywillige Jäger.

Nach der Melodie im unterbrochenen Opferfeſte
Zieht ihr Brüder, zieht von dannen ꝛc.

Brüder, muthig auf die Roſſe,
Und das blanke Schwerdt zur Hand:
Zittert nicht dem fremden Troſſe,
Denn es gilt das Vaterland.
Wo der Freyheit Fahnen wehen,
Wollen wir als Deutſche ſtehen.

Manche Schmach iſt noch zu rächen,
Die der Feind uns zugethan,
Viele Ketten ſind zu brechen,
Aber nur getroſt voran!
Wohl mit Gott und unſern Händen
Helfen wir das Werk vollenden.

Seht ihr nicht des Frevels Spuren
Von der Elbe bis zum Rhein?
Statt der Saaten auf den Fluren
Der Erſchlagenen Gebein?
Doch die Rache iſt gekommen,
Und die Schmach von uns genommen.

Mit des Vaterlandes Weihe,
Und die Bruſt voll Heldenmuth,
Brüder, kämpfen wir als Freye,
Freyheit iſt jetzt feil um Blut.
Auch das Schwerſte zu bezwingen
Wird dem Deutſchen Muth gelingen.

Von den Alpen bis zum Meere
Eilt das Deutſche Volk heran,
Heere drängen ſich an Heere,
Auf des Ruhmes Sonnenbahn.
Schande dem, den unſre Fahnen
Nicht an ſeine Würde mahnen.

Für der Menſchheit ew'ge Rechte
Zieh'n wir in den heil'gen Krieg;
Freye kämpfen hier, nicht Knechte,
Und den Freyen lohnt der Sieg.
Uns hat das Geſchick erſehen
Auf der ſchönſten Bahn zu gehen.

Wie die Hörner fröhlich ſchmettern,
Wie das Herz ſich muthig hebt!
Her, o Feind, mit deinen Wettern,
Wenn die Erde auch erbebt.
Ob auch ein Tyrann hier ſchaltet,
Gott iſt's, der dort oben waltet.

Frankreichs Sterne, ſie erblaſſen,
Und der Dränger auf dem Thron,
Und die Rachegötter faſſen
Drohend ſeine Scheitel ſchon.
Dem Verderben, der, bethöret,
Selbſt das Heilige zerſtöret.

Brüder, unſre Roſſe wittern
Schon das Blut der nahen Schlacht,
Doch wir ſtürzen ohne Zittern
In die blitzerhellte Nacht.
Gott mit uns! mit dieſem Worte
Dringen wir zur Höllenpforte.

## Lied beym Rheinübergang.

Sey gegrüßet, Vater Rhein,
Gerne hörſt du Deutſche Lieder,
Deutſch und frey biſt du jetzt wieder,
Und du ſollſt es immer ſeyn.

Hemme deines Zorns Gebraus,
Denn du trägſt nun deine Rächer!
Deines Weines einen Becher
Gießen wir am Ufer aus.

Einen zweyten trinken wir!
Sie, die aus der Ferne kamen,
Und von dir die Feſſel nahmen,
Sollen leben für und für.

Werft die Becher in die Flut!
Untergehen, untergehen,
Und die Sonne nicht mehr ſehen
Müſſe die Tyrannenbrut.

Lebewohl, du Alpenſohn!
Kühn, wie du, im raſchen Gange,
Mit dem Schwerdt und dem Geſange
Schlagen wir des Feindes Hohn.

Lebe wohl! am fernen Strand,
Von des Todtenfeldes Grauen,
Werden wir herüber ſchauen
Nach dem ſchönen deutſchen Land.

# Schlachtgeſang der Walkyren.

Fort, aus dem Felſenhaus,
An den Tag, an die Sonne hinaus!
Es klirren die Geſchoſſe,
Blut wittern die Roſſe.
Mit den Speeren öffnet des Berges Bauch,
Es beginne die Schlacht im Morgenhauch.

Sagt, wo ſoll das Schlachtfeld ſeyn?
Vom Belt bis zum Rhein.
Die Adler, ſie ſchreyen,
Wir Schweſtern, wir weihen
Zum Felde des Siegs das Deutſche Land,
Wo die Freyheit ſtets ihren Rächer fand.

Wo, wo ſoll das Schlachtfeld ſeyn?
Bis zur Seine hinein.
Die Adler, ſie ſchreyen,
Wir Schweſtern, wir weihen
Zum Todtenfelde des Galliers Land,
Wo ihr Grab die heilige Freyheit fand.

Schwinget den Runenſtab!
Tauſend aus jedem Grab,
Mit der klaffenden Wunde,
Mit dem Fluch im Munde —
Sie ſchweben von Oſten und Weſten herbey,
Und dreymal Weh! iſt ihr Feldgeſchrey.

Im Gebraus, im Geſaus der Schlacht,
In der Todesnacht
Kreiſet, ihr Geiſter,
Um den Tyrannenmeiſter,
Grinzet ihn an mit hohlem Blick,
Heiſcht euer Blut von ihm zurück.

Wo in der Tiefe der Berggeiſt ruht,
Da iſt ein See von Thränen und Blut,
Dahinein iſt gefloſſen,
Was des Drängers Schwerdt vergoſſen.
Die Erde ſammelt's in ihren Schooß,
Der See iſt ſchaurig und tief und groß.

Wenn die Schlacht ſich neigt,
Wenn der Donner ſchweigt,
Soll, der Letzte von Allen,
Der Dränger fallen!
Dann führen wir ihn zur grauſigen Flut,
Zum See von Thränen, zum See von Blut.

# Jägerlied.

Wir fröhlichen Jäger, wir reiten in's Feld,
Weit, weit vom heimiſchen Rheine;
Wir reiten nach Ehre, und nicht nach Geld,
Fort, fort über Hecken und Steine
    Der Deutſche Jäger hat friſches Blut,
    Und nimmer verläßt ihn der fröhliche Muth.

    Das Vögelein jubelt ſo froh und frey
Im blauen Himmelsreviere!
Froh bleibe, was froh iſt, und unſer Bley
Es treffe nur räub'riſche Thiere.
    Der Jäger, er kämpft mit ſtarkem Arm
    Auch gegen der reiſſenden Thiere Schwarm.

Sie ſchweiften über den Rhein zu Hauf,
Und verheerten Fluren und Gärten;
Jtzt ſuchen wir luſtig ihr Lager auf,
Und folgen den blutigen Fährten.
Scheu ſetzten ſie wieder über den Rhein,
Doch ſollen ſie da nicht geborgen ſeyn.

Und kommen ſie brüllend in Rudeln her,
Und weiſen uns grimmig die Zähne,
Der Jäger, er führt ein ſicher Gewehr,
Und packet den Leu bey der Mähne.
Die Furcht, ſie iſt von dem Jäger fern,
Denn über ihm leuchtet ein guter Stern.

Glück auf! es ſchmettert das Horn ſo hell!
Seyd, Brüder, zum Jagen nicht träge.
Dort lauert im Dickigt manch fremder Geſell,
Der ging uns gar frech in's Gehäge.
Dieß Völkchen, es wildert in jedem Strauch,
Doch lehren wir's bald den Waidmannsbrauch.

Wir birſchen die fremden Geſellen weg,
Daß keiner zum Rhein mehr ſich wage.
Wir Jäger, wir kennen wohl Weg und Steg,

Und reiten bey Nacht und bey Tage.
Wir reiten nicht aus um gemeinen Sold,
Drum ſind uns die Sonn' und die Sterne hold.

Und kommen wir tiefer in's welſche Land,
Da gibt es mancherley Beute;
Ein goldnes Ringlein, ein ſchmuckes Band,
Wir Jäger ſind rechtliche Leute.
Wir holen uns tief in dem welſchen Land
Ein goldnes Ringlein, ein ſchmuckes Band.

Der Holden daheim gebührt der Preis,
Den die Jagd dem Jäger beſcheeret.
Sie pfleget beſorgt das Myrthenreis,
Bis der Jäger zur Heymath kehret.
Die Treue bewahrt, was die Liebe ſchenkt.
Sie lebe daheim, die des Jägers gedenkt.

Der Jüngling, der muthige, Deutſche, kann
Das Deutſche Mädchen nur lieben.
Das Deutſche Mädchen wählt nimmer den Mann,
Der ruhmlos zu Hauſe geblieben.
Der Zärtling, er ſitzt gar warm zu Haus,
Doch lachen die Buben und Mägdlein ihn aus.

# Kriegers Zechlied.

Auf, Brüder, wir ſind der Freude werth,
Trinkt luſtig vom Golde der Reben!
Heut' klinget das Glas und morgen das Schwerdt,
Dann würfelt der Tod mit dem Leben.

Hoch lebe das Land, das heimiſche Land,
Wo ſie grünen die heiligen Eichen!
Heut' bieten wir uns bey'm Trunke die Hand,
Und morgen auf feindlichen Leichen.

# Anmerkungen.

## 1.

Walkyren, Walkyriur, Göttinnen des Schickſals und der Schlachten. Im alten Webegeſang derſelben heißt es:

Sie weben Gewebe
Von Menſchengedärmen,
Menſchenhäupter hangen ſie dran.
Blutbeſpritzte Spieße
Schießen ſie durch,
Und dichten mit Schwertern
Das Gewebe aus. — —
Sie reiten auf Roſſen
In der Luft hinweg!
Hinaus, hinaus,
Wo die Waffen toben
Und Helden fechten. — u. ſ. w.

## 2.

Unterhalb des ehemaligen Kölniſchen Städtchens Rhense am linken Rheinufer, ſtand der alte Königsſtuhl, ein Achteck, auf neun Pfeilern ruhend. An der Mittagſeite führten 14 Stufen hinauf, die durch eine Thüre geſperrt waren. Oben waren 7 ſteinerne Sitze für die 7 Kurfürſten. Der Durchſchnitt betrug 24, die Höhe 17 Rheiniſche Fuß. Er wurde an dieſer Stelle erbaut, weil hier die Länder der 4 Rheiniſchen Kurfürſten ſich berührten, und ein jeder derſelben, von ſeinem eignen Gebiete aus, in wenigen Minuten auf dem Stuhle erſcheinen konnte.

Hier wurde einſt der Landfriede beſchloſſen, hier wurden Kaiſer gewählt und abgeſetzt. Die Franzoſen zertrümmerten den Sitz von Deutſchlands Amphictyonen, und kaum iſt die Stelle noch kenntlich, wo er geſtanden.

Man vergleiche meine Anſichten des Rheins, Frankfurt 1806. Heft 2. S. 39.

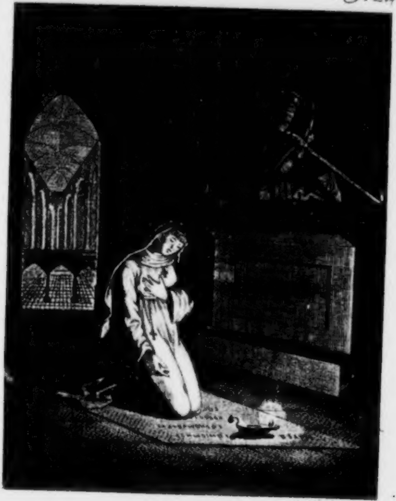
# Inhalt.

Marbod und Hermann oder der erſte Deutſche Bund. . . . . . . . . . . Seite 1

**Des Kriegers Heimkehr** . . . . . . . — 57

**Geſänge.**

1. Der Königsſtuhl bey Rhenſe. . . . . . . — 83
2. Lied auf dem Zuge nach Frankreich. . . — 86
3. Kriegslied für Badens freywillige Jäger. — 90
4. Lied beym Rheinübergang . . . . . . — 94
5. Schlachtgeſang der Walküren. . . . . . — 96
6. Jägerlied. . . . . . . . . . . . . — 99
7. Kriegers Fechtlied. . . . . . . . . . — 102



Imagina

# Auswahl
der
# intereſſanteſten Sagen
aus
den Gegenden des Rheins
und
des Schwarzwalds.

---

Beſonders abgedruckt aus den beyden Werken des
Herrn Hofrath Schreiber:
Handbuch für Reiſende am Rhein,
und:
Gemälde von Baden, dem Murgthale
und dem Schwarzwalde ꝛc.

---

Mit einem Kupfer.

Heidelberg,
in der Verlagshandlung von Joſeph Engelmann.

BIBL.
[illegible]
[illegible]

# I.

# Rhein und Moſel,

und

# Taunus.

## I.

# Kaiſer Friedrich I. und Gela.

Der edle, ritterliche Hohenſtaufe, Friedrich Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf einer väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erſt drey und zwanzig Jahr alt, und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer ſeiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Bruſt des Jünglings eine heftige Liebe, die bald ſein ganzes Weſen erfüllte. Eines Tags begegnete er ihr im Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingeriſſen vom unerwarteten Augenblick ergriff er ihre Hand, und ſagte, mit faſt zitternder Stimme: Schöne Gela, ich lieb' euch, und kann es nicht länger verbergen.

Die Jungfrau ſtand da, hocherröthend und verwirrt, und ſchlug die Augen nieder. — Zürnt nicht, rief Friedrich, und drückte ihre Hand an ſeine Lippe und entfernte ſich eilig.

Von dieſer Stunde an ſchien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübſinnig und faſt menſchenſcheu. Alle, die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorgieng, aber keiner mochte die Urſache errathen. Die ſchöne Gela allein wußte recht gut Beſcheid, aber das Geheimniß lag wohlverwahrt in ihrem Buſen.

Eines Abends begegneten ſich beide in einem einſamen Gehölz an der Kinz. Gela ſuchte Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schweſter. Friedrich grüßte ſie ehrerbietig — doch als ſie auf dem ſchmalen Pfad an ihm vorüber ging, und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor ſeinen Blicken, mit einem dumpfen Ach taumelte er gegen einen Baum, und hatte Mühe, ſich an dem Stamm deſſelben aufrecht zu erhalten.

Gela wurde ergriffen von ſeinem Zuſtande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und ſagte:

Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet ihr mich in der Burgkapelle.

Friedrich fand ſich bald nach Mitternacht an dem beſtimmten Ort ein, denn der Schlaf floh ſeine Augen. Gela erſchien, mit dem erſten Hahnenſchrey. Sie zog ihn ſanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, ſetzte ſich neben ihn, und ſagte:

Ihr liebt mich, und ich mag euch nicht verbergen, daß ich euch auch liebe, wenn ich ſchon nicht die eurige werden kann, denn ihr müßt euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen oder Herzoge —

Friedrich wollte ſie unterbrechen, aber ſie legte ihm ſanft die Hand auf den Mund, und fuhr fort:

Ich mag nichts haben außer dieſer meiner Liebe, ihr dürft euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte iſt heilig, und wenn ich fehle, ſo iſt mir die Mutter des Erbarmens nah. Ich will euch, wenn ihr's wünſcht, jeden Tag, in eben dieſer Stunde und an eben dieſem Orte ſehen — aber ſonſt nirgendwo ohne Zeugen. Unſere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte ſie einſt mit hinüber nehmen, wenn ich ſcheide.

Der Jüngling ſchaute ſie an, wie ein höheres

Weſen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegoſſen. Er hätte jetzt alle ſeine Anſprüche auf den Glanz der Erde für eine Hütte und ein Grabſcheit hingegeben. Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht unterſank im Strom weicher Gefühle. Die Liebenden ſahen ſich täglich in der Kapelle; Friedrich ruhte, in ſtiller Seligkeit, an Gela's Wange, an Gela's Buſen, doch ſtieg nie eine unreine Begierde auf in ſeinem Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kaiſer Konrad mit einem groſſen Heerhaufen ins gelobte Land, und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit ſey, der Ehre ſeine Schuld zu bezahlen. — Unſere Liebe iſt ewig, rief der edle Hohenſtaufe, und bot ihr die Hand zum Abſchied. Ewig, ſagte Gela und ſank an ſeine Bruſt.

Er ging nach Paläſtina, und kehrte, mit Ruhm bedeckt, an die Ufer der Kinz zurück. Sein Vater war inzwiſchen geſtorben, und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich ſuchte ſeine Gela auf, aber ſie hatte den Schleyer genommen, und er fand nur einen Brief von ihr, des Inhalts:

« Du biſt Herzog, und mußt dir eine Gattin
« wählen. Ich habe ein glückliches Jahr gelebt,
« und dies reicht aus für mein übriges
« Leben. Unſere Liebe iſt ewig."

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten ſeiner Geliebten, und ſchwur, ihrer werth zu bleiben. Gela's Brief trug er beſtändig auf ſeiner Bruſt, und als er, nach einigen Jahren, ſich verehlichte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er ſie nie lieben könne. An der Stelle, wo er ſeine Geliebte im Gehölz gefunden, legte er den Grundſtein zu einer Stadt, und nannte ſie Gela'shauſen, und in dieſem Namen bewahrt ſich noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenſtaufen.

## II.

## Falkenſtein.

Hinter dem obſtreichen Kronenberg, nicht weit vom Altkönig, ſieht man, auf einer Felſenſpitze, die einſamen Mauern von Falkenſtein. Stille Trauer ſchwebt über den Ruinen, welche jetzt die Steindroſſel bewohnt. Die Burg war, in alter Zeit, faſt unzugänglich, und nur ein einziger, jäher und ſchmaler Fußpfad führte an das äußerſte Thor derſelben. Damals wohnte hier ein Ritter von düſterm Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die ſchön war und leutſelig, und wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüſte vergleichen konnte, ſo erſchien ſie wie der Stern des Abends, der über dem öden Geſtein ſchimmert. Wer die holde Irmengard geſehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies widerfuhr auch dem jungen Ritter

Kuno von Sayn, den einmal ein Geſchäft auf die Burg Falkenſtein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte ſteckten ſchnell ſein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, ſagte er zu ſich ſelbſt: Ich will um ihre Hand werben.

In dieſer Abſicht machte er, nach einigen Tagen, einen zweiten Beſuch auf Falkenſtein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie ſtanden miteinander in einem Bogenfenſter, und ſahen hinaus in die weite, herrliche Gegend. — Keine Burg liegt ſo ſchön, wie die eurige, ſagte Kuno, aber der Weg herauf iſt gar zu beſchwerlich.

Es hat euch doch Niemand gezwungen, ihn zu gehen, verſetzte der alte Falkenſteiner, etwas ſpitz.

Wohl hat mein Herz mich gezwungen, erwiederte Kuno. Eure Irmengard gefällt mir, und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren.

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein ſchlimmes Zeichen. — Herr Kuno, ſagte er nach einigem Stillſchweigen, ihr ſollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung.

Ich gehe ſie im Voraus ein, rief der verliebte Jüngling.

Wohlan, ſagte der Ritter von Falkenſtein, ſo laßt einen bequemen Weg in dieſen Felſen hauen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieſer Felſenweg gemacht werden, hört ihr's?

Kuno ſtutzte — der Alte ſchmunzelte, faſt etwas tückiſch; und ſie ſchieden, eben nicht traulich, von einander.

Aber der Ritter von Sayn war verliebt, und darum ſchien es ihm nicht unmöglich, das Wageſtück auszuführen.

Er ging alsbald in ſein Bergwerk, und rief dort ſeinen alten, treuen Steiger, und trug dieſem den Fall vor. Der aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich kenne das verwünſchte Felſenneſt; und wenn ihr dreihundert Bergknappen hinſtellt, ſo bringen ſie das Werk nicht in ſechs Nächten zu Stande, geſchweige denn in einer.

Kuno ſetzte ſich in traurigen Gedanken am Eingange des Schachtes nieder, und ſaß noch da, als ſchon der Abendnebel auf den Waldwieſen emporſtieg. Indem er, zufällig, die Augen erhob, ſah er ein kleines, altes Männchen vor ſich ſtehen, mit weißem Haar und Bart.

Ritter von Sayn, ſagte das Männchen, ich habe wohl gehört, was du mit deinem Steiger geſprochen. Das iſt ein ehrlicher Mann, aber das Handwerk verſteh ich beſſer.

Wer biſt du?

Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolte und Berggeiſter, aber auf den Namen kommt's nicht an. Ein wenig luſtiger und behender ſind wir, als die Menſchen, das kann nicht geleugnet werden, und es wäre uns ein Kinderſpiel, den Felſenweg auf die Burg Falkenſtein in einer Stunde zu machen.

Wenn du das könnteſt und wollteſt —

Ich kann und will es, fiel das graue Männchen ein; gegen eine Erkenntlichkeit, verſteht ſich. — Laß deine St. Margarethengrube hier abhüten, denn wenn deine Leute weiter durchfahren, ſo kommen ſie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlaſſen. Du ſollſt dabey nicht verkürzt werden; das Gebürg dort zur Linken iſt reichhaltig; ich will dir eine Ruthe geben, womit du die Gänge finden magſt. Sie ſtreichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeiſter aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die ſchöne Irmengard geben, und das graue Männchen verſprach ihm die Erfüllung ſeines Wunſches auf den nächſten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hauſe, aber auf der Burg Falkenſtein ſaß die holde Irmengard gar traurig am Fenſter, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um ſie angehalten, und welche Bedingung er ihm gemacht. Es war ſchon ſpät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen. Die Glocke ſchlug eilf — da mit Einem glaubte ſie das Geklirr und Geräuſch von Brecheiſen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff ſie, allein ſie hatte nicht den Muth, aus dem Fenſter zu ſehen.

Ihr Vater trat jetzt ins Gemach; das Getöſe hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. — Ich glaube der Herr Ritter von Sayn iſt toll geworden, ſagte er, und haut mir meinen Felſenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf und ablaſſen müſſen. — Mit dieſen Worten öffnete er ein Fenſter — da erhob ſich draußen eine mächtige Windsbraut, alle Wipfel des Forſts ſchüttelten ihre Häupter; Thüren und Fenſter flogen klirrend auf, und ein ziſchendes Gelächter hallte durch die Luft.

Irmengard ſchmiegte ſich ängſtlich an ihren Vater, der ſich bekreuzte, und einen Pſalm zu beten anfieng. Aber bald wurde es wieder ſtille, und kein Geräuſch war mehr zu hören, kein Lüſtchen regte ſich im Gehölz um die Burg.

Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freyer, und ſuchte ſeine Tochter und ſich ſelbſt zu beruhigen. Er verſicherte hoch und theuer, es ſey der wilde Jäger geweſen, der da vorüber gezogen, und er habe ihn manchmal in ſeiner Jugend auf eben dieſe Weiſe gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater, und hatte weiter keine Furcht mehr; dem Alten aber blieb es noch unheimlich zu Muthe, denn ſein Gewiſſen war nicht ſo rein, wie das Gewiſſen ſeiner Tochter, und erſt als die Vögel im Morgengrau zu zwitſchern anfingen, ſchlummerte er in ſeinem Armſeſſel ein.

Die Sonne warf kaum die erſten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem ſtolzen Rothſchimmel über die Zugbrücke ſprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und Gewieher des Roſſes; er fuhr beſtürzt auf und eilte ans Fenſter, und ſein erſter Gedanke war, der Reiter, den er in ſeinem Hof erblickte, müſſe durch die Luft gekommen ſeyn. Kuno bot ihm einen guten Morgen, und ſetzte lachend hinzu: Jetzt reitet ſich's recht bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenſtein! — Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache, oder träume, denn er gewahrte jetzt auch, aus ſeinem Fenſter, einen Theil des neuen breiten Wegs, der im Zickzack in den Felſen gehauen war. — Kuno ging zu ihm in den Burgſaal, wo ſich eben auch die ſchöne Irmengard eingefunden hatte, und erzählte, wie alles zugegangen. —

Ich will Wort halten, ſagte der Falkenſteiner, dem es bey dieſem Bericht etwas leichter ums Herz wurde, ich will Wort halten, und damit legte er die Hand ſeiner Tochter in die Hand des Ritters.

Noch jetzt führt der Weg, den die Berggeiſter gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenſtein, und das umwohnende Volk nennt ihn den Teufelsweg.

## III.

# Burg Eppenſtein.

Am Taunusgebürg ſind vier liebliche Thäler, die der Frühling jedes Jahr mit den ſchönſten Blumen und Pflanzen beſchenkt. Zwiſchen dieſen Thälern liegt auf einem Berg das alte Schloß Eppenſtein, in Oede und Trauer. Es wurde vor undenklicher Zeit von einem Ritter, Eppo mit Namen, erbaut. — Dieſer verirrte ſich einſt auf der Jagd hierher — damals war aber die Gegend ſehr wild und ſchauerlich. Eppo warf ſich, ermüdet, am Fuße des Bergs, bey einem Felſenbrünnlein ins Grüne. Nachdem er eine Weile geraſtet hatte, erhob er ſich wieder, und wollte den Heimweg ſuchen, aber in dieſem Augenblicke hörte er den Geſang einer weiblichen Stimme. Das Lied war traurig, und die Stimme ſchien aus dem Berge zu kommen. Der Ritter arbeitete ſich durch das Geſtrüpp, ob er vielleicht einen Pfad auf den Berg entdecken möchte; da auf einmal ſtand er vor einer Felſenhöhle, und am Eingange derſelben ſaß eine Jungfrau von wunderſchöner Geſtalt. Sie hatte das traurige Lied geſungen, und weinte jetzt bittere Thränen, und trocknete ſich die blühende Wange mit den langen, braunen Locken, die um ihre Schultern hingen. Als ſie den Ritter erblickte, ſtreckte ſie die Arme nach ihm aus, und bat, mit leiſer, zitternder Stimme, ſie zu retten.

Eppo fragte nach ihrer Herkunft, und wie ſie in dieſe Wildniß gerathen ſey.

Ich kann euch mein Unglück nur mit wenigen Worten erzählen, antwortete die Jungfrau, denn bald iſt die Stunde vorüber, während welcher ein tiefer Schlaf meinen Verfolger gebunden hält. — Ich heiße Bertha, und bin dort drüben auf der Burg Bremthal geboren. Der Rieſe, der auf dieſem Berge haust, erſchlug meinen Vater und meine Brüder, und führte mich als ſeine Gefangene hierher, und quält mich mit ſeiner Liebe. Oft hat er gegen mich Gewalt brauchen wollen, aber wenn ich dann laut zu beten anfange, ſo weicht ſichtbar jede Kraft von ihm, und er iſt außer Stand, mir ein Leids zu thun. Täglich, in der Mittagsſtunde, bewältigt ihn ein Schlummer, aus welchem kein Menſch ihn zu wecken vermag. In dieſem Augenblick iſt er davon befallen, und liegt oben auf der Bergkuppe.

Ich will den Unhold in die Hölle ſenden, rief Eppo, und zog ſein Schwert.

Ach, erwiederte die Jungfrau, den Rieſen verletzt kein Eiſen.

So will ich ihn den Berg hinabſtürzen.

Auch das iſt jetzt unmöglich. So lang er ſchläft, können tauſend Hände ihn nicht von der Stelle bewegen.

Der Ritter that ihr den Vorſchlag, mit ihm zu entfliehen.

Seht ihr denn nicht, daß ich gefeſſelt bin, ſagte Bertha, und zeigte auf die Kette an ihrem Fuß. So oft die Stunde ſeines Schlafs naht, und ſo oft er auf Menſchenblut ausgeht, ſchließt er mich am Eingang dieſer Höhle an.

Ich will, ich muß euch befreyen, ſchöne Jungfrau, rief der Ritter aus, und wenn es mein Leben koſten ſollte.

Bertha ſah ihn mit einem dankbaren Blick an, und ſagte: Wenn ihr das wollt, ſo geht hinüber auf die Burg meines Vaters, und laßt euch vom alten Burgvogt das eiſerne Netz geben, welches mein Vater, als ein Wahrzeichen, aus Paläſtina mitgebracht. Es iſt mit wunderbarer Kunſt verfertigt, und darin wollen wir den Unhold fangen.

Sie nahm noch weitere Abrede mit Eppo, der auch ohne Verzug auf die Burg Bremthal ging, und das Netz abholte, und ſich damit am andern Morgen auf dem Platz einfand, den ihm Bertha angegeben hatte. Er mochte eine Stunde lang im Gebüſch gewartet haben, als ſie ihm aus dem Gitter der Felſenhöhle zurief: Es iſt ein günſtiger Augenblick, den Gott ſendet, ſagte ſie; der Rieſe ſitzt an der Seite des Bergs, und ſchneidet ſich eine Querpfeife. Gebt mir geſchwinde das Netz, und harrt hier, bis ich euch wieder rufe.

Der Ritter reichte ihr das Netz durch das Gitter, denn es war fügſam zu jeder Geſtalt, und Bertha eilte damit auf die Höhe des Bergs, und breitete es aus auf der Stelle, wo der Rieſe zu ſchlafen pflegte, und bedeckte es ſorgfältig mit Moos, und ſtreute über das Moos viele wilde Blumen, die da umher blühten.

Die Mittagsſtunde kam heran — der Rieſe nahte ſich, halb ſchlaftrunken, dem duftenden Bette, und freute ſich ob der Sorgfalt, welche ſeine ſchöne Ge:

fangene ihm bewieſen. Ueber der Freude vergaß er diesmal auch, ſie anzuketten, und warf ſich taumelnd auf das Lager. Kaum hatte der Schlaf ihn bewältigt, als Bertha das Netz über ihm zuzog, und den Ritter herbey rief. Eppo hatte Mühe, den Berg hinanzukommen, denn der einzige gangbare Weg führte durch die verſchloſſene Höhle; alles ringsum war eine faſt undurchdringliche Wildniß. Endlich gelang es ihm doch, ſich auf die Höhe hinanzuarbeiten. Die Jungfrau trat ihm, züchtig erröthend, entgegen, und bat ihn, ſie nun nach ihrer Burg zu geleiten.

Das will ich gern, antwortete Eppo, aber ihr ſeyd dort nicht ſicher vor dem Rieſen, dem es am Ende doch gelingen wird, das Netz zu durchbrechen, und kein Menſch in der Gegend iſt vor ihm ſicher, darum muß er erſt aus der Welt geſchafft werden. Bertha ſeufzte, denn ihr war bange um den Ritter; aber dieſer führte ſie ſorglich den Berg hinab, und hieß ſie dort ſeiner warten, und kehrte dann auf den Gipfel zurück. Er verſuchte es einigemale, den Rieſen, der am Abhang eines Felſens lag, hinabzuwälzen, aber jede Anſtrengung war umſonſt, der Unhold blieb unbeweglich. Endlich ſchlug er die Augen auf, und fing, als er ſich umſtrickt ſah, ſo entſetzlich zu brüllen an, daß es weit durch die Wüſte hin tönte. Er machte einen Verſuch, ſich aufzurichten, da nahm Eppo der Gelegenheit wahr, und ſtieß ihn gegen den Rand des Felſens mit ſolcher Kraft, daß das Ungethüm hinab kollerte. Aber die ungeheuern Gliedmaßen blieben, zerſchmettert, am zackigen Geſtein hängen, und das Leben wollte lange nicht weichen aus dem gewaltigen Körper des Rieſen. Die Raubvögel kamen in Schwärmen herbey, und letzten ſich an ſeinem Blut, und in ihr Gekreiſch miſchte ſich das ſchreckliche Gewinſel des Sterbenden.

Eppo aber eilte den Berg hinab, zur ſchönen Bertha, und führte ſie auf ihre Burg, und nach einigen Wochen wurde ſie ſeine Hausfrau. Auf dem Berg, wo er ſie gefunden, baute er ein Schloß, und gab ihm den Namen Eppenſtein. Dann ließ er die Gebeine des Rieſen ſammeln, und, unter dem Thorgewölbe der neuen Burg, zum Wahrzeichen in Ketten aufhängen.

## IV.

## Adolphseck.

Der Deutſche König, Adolph von Naſſau, war in einen Krieg mit dem Könige von Frankreich verwickelt, denn dieſer wollte gern Unfrieden ſtiften im Deutſchen Reiche, und bey ſolcher Gelegenheit ſeines Vortheils wahrnehmen. Adolph zog mit einem Heerhaufen in das Elſaß gegen den Biſchof von Strasburg, der den Franzoſen anhing, wurde aber in einem Scharmützel verwundet, und in ein Frauenkloſter gebracht. Die Nonnen pflegten ihn treulich, beſonders eine junge Novizin, welche oft die Nacht über bey ihm wachen mußte. Sie hieß Imagina, und ſtammte von einem edlen Geſchlecht in den Vogeſen ab. Die klöſterliche Tracht gab den Reizen der ſchönen Novizin etwas Verführeriſches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in ſeinem Herzen trage.

Eines Tages ergriff er die Hand ſeiner jungen Wärterin, und ſagte: Ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich euch danken ſoll. Durch eure Pflege bin ich geneſen, aber eure ſchöne Augen und euer holdes Lächeln haben mich wieder krank gemacht. — Die Novizin erröthete und entfernte ſich aus dem Gemach, ohne etwas zu erwiedern. — Der König erwartete, daß ſie, wie gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen würde, aber ſtatt ihrer erſchien eine andere Nonne, und von dieſer vernahm er, die Schweſter Imagina ſey von einer Unpäßlichkeit befallen worden. Dieſe Nachricht fiel, wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling ſeiner Liebe, und tödtete die Blüthen ſeiner Hoffnung ſchon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrüßlich, und ſeine neue Wärterin hörte ſelten ein freundliches Wort von ihm. Drey Tage gingen ſo hin. Am Abend des dritten Tags, um die zehnte Stunde, da ſchon alles im Kloſter ſchlief, öffnete ſich leiſe die Thüre ſeines Gemachs, und die ſchöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

Gnädiger Herr, ſagte ſie, der Biſchof von Strasburg ſtellt euch nach, und will euch dieſe Nacht, hier im Kloſter, aufheben laſſen. Ich komme, um euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerſte Pförtlein des Kloſtergartens führt in einen Wald, und durch den Wald geht ein wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet ſich wohl ein Fiſchernachen zur Ueberfahrt, und den Schlüſſel zur Gartenthüre hab' ich mir verſchafft.

Der König ſäumte nicht lange. Er hatte nur einen einzigen Knecht bey ſich; dieſen ſchickte er, auf der Stelle, mit mündlichen Aufträgen, an die Edlen von Pfirt und Bergheim, welche ſeine Völker befehligten, und er ſelbſt, von einem treuen Windſpiel begleitet, folgte ſeiner Führerin durch den Garten in den Wald. Hier wollte ſich Imagina von ihm trennen, und in das Kloſter zurückkehren, aber der König bat ſie ſo inſtändig und rührend, ihn nicht zu verlaſſen, daß die Liebe zu Adolph, welche ſie bis jetzt zu bekämpfen gewußt hatte, über ihre Frömmigkeit ſiegte. Sie warf ihren Schleyer weg, hüllte ſich in des Königs Mantel, und nun wandelten ſie, Hand in Hand dem Rheine zu. Am Ufer ſtand eine Fiſcherhütte — der Fiſcher ſetzte ſie über, und Adolph langte mit ſeiner Retterin glücklich auf einem ſeiner Schlöſſer an. Im einſamen Felſenthal an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ließ er für ſie eine Burg aufbauen, und gab der Burg den Namen Adolphseck. In der unbeſuchten Wildniß belohnte nun die Glücklichen ein Paradies der Liebe. An der Seite der holden Imagina vergaß Adolph der Mühen und Irrſalen, an welchen ſein Leben ſo reich war. Doch ſein Stern neigte ſich früh zum Untergange. Albert von Oeſterreich ſtrebte nach der Deutſchen Krone, und die Abſichten deſſelben beförderte der Erzbiſchof von Mainz, aus dem Geſchlecht der Eppenſteiner, Adolphs nächſter Vetter, aber zugleich ſein geſchworner Feind. Der König zog ſeinem Widerſacher über den Rhein entgegen, mit einem ſtarken, ſieggewohnten Heer. Imagina konnte ſich diesmal, beym Abſchied, nicht von ihm trennen, und folgte ihm, in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe mochte Adolph ſie bereden, im Kloſter Roſenthal bey Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber ſeyn würde. Nicht weit davon geriethen beide Heere an einander. Der tapfere Naſſauer fiel, durch ſeinen Ungeſtümm, und ſein Tod zog den Verluſt der Schlacht nach ſich. Die arme Imagina lag, die ganze Zeit über, in der Kloſterkirche auf den Knieen, und weinte und betete. Schon war es Abend, und noch hatte ſie keine Nachricht von dem Geliebten erhalten. Der

Mond ſtieg herauf — es wurde ſtiller und ſtiller — da ſprang das treue Windſpiel, welches den König immer begleitete, und ihn auch während des Gefechts nicht verlaſſen hatte, winſelnd zur Kirche herein und zerrte die Beterin am Gewand und lief dann gegen die Thüre und wieder zurück und fing von neuem zu winſeln und zu zerren an. Imagina wurde von einer ſchrecklichen Ahnung ergriffen, und folgte dem Thier, welches ſie mitten auf das Schlachtfeld, zur Leiche des Königs führte. Hier lag der tapfere Held, mit blutigen Locken, und bleichem Antlitz, von einem nahen Wachtfeuer ſchauerlich beleuchtet. Imagina warf ſich im unendlichen Jammer auf den entſeelten Geliebten. Der Leichnam wurde des andern Tags im Kloſter Roſenthal zur Erde beſtattet. — Die ſchöne Imagina nahm von nun an weder Speis noch Trank, und eines Morgens fand man ſie todt ausgeſtreckt auf dem Grabe des Königs.

Albert, noch nicht verſöhnt durch den Tod ſeines Gegners, zerſtörte jetzt auch Adolphseck, an deſſen Ruinen der Wanderer mit Rührung verweilt.

## V.

## Ritter Brömſer von Rüdesheim.

Als der heilige Bernhard zu Speyer das Kreuz predigte, ließ ſich, nebſt vielen andern Edlen des Rheingaus, auch **Hans Brömſer von Rüdesheim** mit demſelben bezeichnen, und zog nach Paläſtina. Dort verrichtete er große Thaten durch die Tapferkeit ſeines Arms, und ſein Name war hochgeehrt unter den Franken und ſehr gefürchtet unter den Sarazenen. In einem wilden, felſigten Thal hauste ein Drache, der ſich dem chriſtlichen Heer gar furchtbar machte, denn er erwürgte die Kriegsknechte, welche dahin geſchickt wurden, Holz und Waſſer zu holen, und zuletzt wollte ſich Niemand mehr in die Nähe des Ungethüms wagen. Da ſetzte Brömſer ſeinen Helm auf, nahm Schild und Schwert, und ging zum Lager des Drachen und tödtete ihn, als er eben aus ſeiner Höhle hervor kroch. Aber in dieſem Augenblick fiel ein Haufe von Ungläubigen, der im Hinterhalt gelauert hatte, über ihn her, und ſchleppte ihn als Gefangenen fort. Lange ſchmachtete er, gefeſſelt, in einem Kerker, und fern war jede Hoffnung der Erlöſung. Da gelobte er, eines Tags, ſo er wieder heimkehren würde an den ſchönen Rhein, ſeine einzige Tochter Giſela dem Himmel zu weihen, und ihr den Schleyer zu geben. Bald darauf wurde der Ort, wo Brömſer gefangen ſaß, von ſeinen Landsleuten eingenommen, und nun vertauſchte er freudig die Waffen mit dem Stab und der Kürbisflaſche, und pilgerte über Frankreich nach dem Deutſchen Lande. Ohne irgend einen widrigen Zufall ſtieg er zu Rüdesheim ans Land. Thränen netzten ſeine Wangen, als er ſeine Burg betrat, und ſeine Tochter mit dem Geſinde jubelnd entgegen kam, und er konnte nur mit einem Blick zum Himmel ausdrücken, was in ſeiner Seele vorging. Die ſchöne Giſela war, während ſeiner dreyjährigen Abweſenheit, zur blühenden Jungfrau herangewachſen, und die Freude über die Heimkehr ihres Vaters hatte ihr ganzes Weſen verklärt. Aber wie von der Hand des Todes berührt erſtarrte das junge Leben in ihrer warmen Bruſt, da jetzt der alte Brömſer ſeines Gelübdes erwähnte.

Giſela hatte ihr Herz ſeit einigen Monaten an einen jungen Ritter aus der Nachbarſchaft verſchenkt, der ihrer Liebe vollkommen werth war. Darum hatte ſie auch gehofft, ihr Vater werde ihre Wahl billigen. Sie warf ſich zu ſeinen Füßen, umklammerte ſeine Knie, und flehte mit Worten und Thränen. Ihrer Liebe wolle ſie entſagen, nur möge er ſie nicht verſtoßen aus dem Hauſe, in welchem ſie geboren worden. Treulich wolle ſie ſein Alter pflegen, und ſeine trüben Stunden zu erheitern ſuchen. — Sie erinnerte ihn an die Zeit, da er ſie als Kind auf den Armen getragen, an ihre Mutter, deren Andenken ihm immer ſo theuer geweſen, aber Thränen und Worte konnten ſeinen ſtarren Sinn nicht biegen. Er drohte, ihr zu fluchen und der Aſche ihrer Mutter, wenn ſie nicht gehorchen würde; da brach ihr Herz, ihre Sinne verwirrten ſich — Sie ſprang auf, öffnete die Thüre des Söllers, der über dem Rhein erbaut war; der Sturm heulte im Thal, furchtbar toſten die Wellen des Stromes — wie ein Geſpenſt rauſchte hinter ihr her der Fluch ihres Vaters — ſie wollte entrinnen und ſtürzte ſich in den Abgrund. Bey Hatto's Thurm fand man des andern Morgens ihre Leiche.

Oft ſieht der Schiffer noch in der ſtillen Abendſtunde ihren Schatten am alten Burggemäuer ſchweben, und hört ihren Klageton, der im Geſäuſel des Windes zerfließt.

Der alte Brömſer härmte ſich über den Tod ſeiner Tochter, und gelobte zur Löſung ihre Seele, eine Kirche zu bauen. Aber er vergaß dieſes Gelübdes wieder. Da weckte ihn einſt, um Mitternacht, eine furchtbare Erſcheinung; vor ihm ſtand der Drache, welchen er einſt in Paläſtina getödtet, und ſperrte den ſchrecklichen Rachen gegen ihn auf, und drohte ihn zu verſchlingen. Aber plötzlich ſchwebte eine blaſſe, jugendliche Geſtalt herab, die er für ſeine Giſela erkannte — bey ihrem Anblick entfernte ſich das Ungethüm; die Geſtalt ſah ihn wehmüthig an, und verſchwand. In dieſem Augenblicke fielen die Sklavenketten, welche er in Paläſtina getragen und zum Wahrzeichen mitgebracht, laut raſſelnd von der Wand herab, er erwachte darüber, zitternd vor Angſt. — In der Frühe deſſelben Tags kam einer ſeiner Knechte mit einem Marienbilde vom Felde nach Hauſe. Ein Ochſe hatte es hervorgeſcharrt, und das Bild hatte um Hülfe gerufen. Jetzt machte Brömſer ſogleich Anſtalten zur Erfüllung ſeines Gelübdes. Auf der

Stelle, wo das Bild gefunden worden, ließ er eine Kirche erbauen und ein Kloſter, und nannte es Noth Gottes. Noch zeigt man in der Kirche ſeine Sklavenketten und die Zunge des von ihm beſiegten Drachen. —

In der Burg, welche jetzt dem Grafen von Metternich gehört, erinnert noch manches an jene alte Zeit. Im Ritterſaale hängen die Ahnenbilder je Mann und Frau auf einer Tafel, dabey Namen, Jahrzahl, Wappen und Reime.

In der Kapelle ſieht man die Hörner des Ochſen, welcher das Wunderbild aus der Furche geſcharrt.

Das Schlafgemach iſt mit allerley Figuren bemahlt, und das geräumige Ehebett, mit Schnitzwerk verziert, und mit Vorſtellungen aus dem alten Teſtament, die auf ehliche Liebe und Treue deuten. Neben dem Bett iſt ein uraltes Schränkchen, und hin und wieder erblickt man verſchiedenes Geräthe, Stühle, Fußſchemel, und dergleichen, alles roh und einfach, aber für die Dauer, wie damals auch die Menſchen waren.

## VI.

## Hatto's Thurm.

Unter Bingen, nahe dem linken Rheinufer, ragt ein grauer Thurm aus den Wellen, gewöhnlich der Mäuſethurm genannt. Dieſen Thurm erbaute Hatto, Abt zu Fulda, und ſpäter Erzbiſchof von Mainz, im zehnten Jahrhundert, wahrſcheinlich zum Warnungszeichen für die Schiffenden, denn damals war die Fahrt durch den düſtern Felſenſchlund noch ſehr gefährlich. Folgendes aber erzählt von dieſem Thurm die alte Sage:

Hatto war ein harter, geitziger Mann, der lieber die Hand ausſtreckte zum Segen als zum Almoſen. Da geſchah es, daß eine große Hungersnoth am Rheinſtrom entſtand, und viele Menſchen elendiglich umkamen. Viele Nothleidende ſammelten ſich um die Burg zu Mainz, wo Hatto Hof hielt, und ſchrieen um Brot. Der hartherzige Biſchof verweigerte es ihnen, obgleich ſeine Speicher gefüllt waren, und ſchalt ſie, daß ſie müßiges, ſchlechtes Volk wären, und nicht zu arbeiten verlangten. Die Armen wurden ungeſtümer, und Hatto ſchickte ſeine Schergen gegen ſie, und ließ ſie ergreifen, ſo viel ihrer waren, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, und in eine Scheuer ſperren, und gab hierauf Befehl, die Scheuer anzuzünden. Das war ein ſchrecklicher Anblick, und die Steine hätten ſich mögen darob erbarmen, nur der Biſchof blieb unerweicht und ſpottete vielmehr, und ſagte: Hört wie die Mäuslein pfeifen!

Da kam das Strafgericht des Himmels über Hatto. Ungeheure Schwärme von Mäuſen erſchienen in ſeinem Schloſſe, und zuletzt wußte Niemand ſich ihrer zu erwehren. Je mehr man ihrer tödtete, deſto größer wurde ihre Anzahl. Sie wuchſen gleichſam aus dem Boden. Da entfloh Hatto nach Bingen, und ließ, am Fuße des Rupertsbergs, einen Thurm in den Rhein bauen, und rettete ſich auf einem Nachen in den Thurm; doch die Mäuſe verfolgten ihn allenthalben, ſie ſchwammen über das Waſſer, und kletterten in den Thurm, und fraßen ihn auf bey lebendigem Leibe. Sogar zernagten ſie ſeinen Namen in den Tapeten.

Sein Geiſt ſoll noch manchmal wie eine Nebelgeſtalt am Thurm erſcheinen.

## VII.

## Die Teufelsleiter.

Bey Lorch, an der Grenze des Rheingaus, ſieht man noch die wenigen Ueberreſte einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Degen, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An ſeiner Pforte klopfte einſt, in ſtürmiſcher Nacht, ein kleines, altes Männlein, und bat um Herberg. Der Ritter wies den ſeltſamen Fremdling ab mit unſanften Worten. Das will ich dir gedenken, brummte das Männlein in ſeinen grauen Bart, und zog von dannen. Herr Sibo dachte des Vorgangs nicht weiter, als aber des andern Tags zu Tiſche geläutet wurde, da war ſeine Tochter, ein ſchön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgend zu finden. Man ſchickte Bothen aus, nach ihr, und zuletzt ging der Vater ſelbſt, ſie aufzuſuchen. Ein Hirtenknabe, bey welchem er Kunde einzog, erzählte: Er habe in der Frühe ein Mägdlein geſehen, welches drüben, am Fuße des jähen, unzugänglichen Kedrichs, Blumen gebrochen. Da ſeyen plötzlich einige kleine, graue Männlein auf ſie zugekommen, hätten ſie bey den Armen ergriffen, und wären mit ihr den ſteilen Berg ſo behende hinaufgeſprungen, wie auf ebenem Boden. Ach, ſetzte der Knabe hinzu, und ſegnete ſich, das ſind gewiß von den ſchlimmen Berggeiſtern, die in dem Kedrich hauſen, und gar leicht zum Zorn gebracht werden. — Der Ritter ſah mit Schrecken nach der Bergſpitze, und erblickte jetzt wirklich ſeine Garlinde, die oben ſtand, und es kam ihm vor, als ſtreckte ſie ihre Hände nach ihm aus.

Er verſammelte alsbald ſeine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Verſuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbey zu holen, und einen Weg in den Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; allein die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herab flog, der alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berg zu kommen ſchien: So vergelten wir die Gaſtfreundſchaft auf Lorch.

Herr Elbo wendete alles an, um ſeine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreyen. Er that mancherley Gelübde, und ſpendete reichliche Almoſen den Klöſtern und den Armen, doch nirgendwo zeigte ſich Rath und Hülfe. — Tage, Wochen und Monate verſtrichen, und des armen Vaters einziger Troſt war die Gewißheit, daß ſeine Tochter noch lebe, denn ſein erſter Blick am Morgen und ſein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet, und da ſah er ſie jedesmal auf der Kuppe ſtehen, und herabſchauen.

Wirklich ließen es auch die Gnomen dem Mägdlein an nichts fehlen; ſie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung, und verzierten die Wände mit Muſcheln und Kryſtallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbänder von Korallen, und andern Schmuck, ſuchten ſie durch Geſang und die Erzählung wunderbarer Mähren aufzumuntern. Ihr Tiſch war täglich mit Milch und ſchmackhaften Baumfrüchten beſetzt. Zumal bewies ein altes Mütterchen ſich gar hold gegen ſie, und raunte ihr oft ins Ohr: Getroſt, Goldkind, ich ſammle dir einen Brautſchatz, wie ihn keine Königstochter bekömmt.

Vier Jahre waren bereits verfloſſen, ſeit dem

Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab faſt alle Hoffnung auf, ſie je wieder zu ſehen. Da kam Ruthelm, ein junger, tapferer Rittersmann, aus dem Ungerlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten. Seine Burg war nur eine halbe Stunde von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schickſal die Tochter ſeines Nachbarn getroffen, da entſtand augenblicklich in ſeiner Seele der Gedanke, ſie zu befreyen. Er ging zu dem bekümmerten Vater, und meldete dieſem ſein Vorhaben.

Sibo drückte ihm die Hand und ſagte: Ich bin reich und habe nur dieſes einzige Kind. Wirſt du ſie mir wieder bringen, ſo magſt du ſie als Gattin heimführen.

Ruthelm ging alsbald an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit des Bergs auszuſpähen. Aber er ſah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu erſteigen. So ſtand er, in ſich gekehrt und nachſinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach ſeiner Burg zurück nehmen, als ein kleines, altes Männlein auf ihn zukam, und ihn anredete:

« Nicht wahr, Herr Ritter, ihr habt auch von der ſchönen Garlinde gehört, die da drüben auf dem Berge wohnt? Sie iſt meine Pflegtochter, und wenn ihr ſie zur Braut haben wollt, ſo dürſt ihr ſie nur abholen."

Ein Mann, ein Wort, entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand. „Ich bin gegen Euch nur ein Zwerg," erwiederte dieſer, „aber mein Wort iſt ein Rieſe. Die Jungfrau überlaß ich euch, wohlgemerkt, wenn der Weg dahin Euch nicht zu ſauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn ſchwerlich mag ſich im Rheingau ein Mägdlein dieſer da vergleichen an Schönheit und Verſtand und züchtigem Weſen."

Mit dieſen Worten verlor ſich der Alte lachend ins Gebüſch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er ihn zum Beſten gehabt. Er betrachtete nochmals den Berg, und murmelte dann, halblaut, vor ſich hin: Ja, wer nur Flügel hätte, die Firſt zu erſchweben!

„S' geht wohl auch ohne Flügel," ſagte jetzt eine Stimme. Der Ritter ſah ſich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihm freundlich auf die Schulter klopfte.

„Ich habe mit angehört, was mein Bruder eben jetzt zu euch geſprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun ſeit vier Jahren dafür, und das Mägdlein hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie iſt ſchön und fromm und mitleidig, und verſagt gewiß keinem Müden ein Obdach. Ich habe ſie liebgewonnen, wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann ſie zur Hausgenoſſin erkieſe. Mein Bruder hat euch ſein Wort gegeben, und ein Wort brechen wir nie. Nehmt dieſes ſilberne Glöcklein, und geht damit hinüber ins Wiſperthal. Dort findet ihr einen abgebauten Schacht, an deſſen Eingang eine Buche und eine Tanne ſtehen, die ineinander verwachſen ſind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung, und läutet dreymal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngſter Bruder, und ſobald er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahrzeichen, daß ich euch ſchicke. Bittet ihn, euch eine Leiter zu verfertigen, ſo hoch als der Kedrich, und ſo möcht ihr dann den Gipfel ohne Gefahr erſteigen.»

Ruthelm that, wie ihm die Alte geſagt hatte. Er eilte auf der Stelle ins Wiſperthal, und fand den verlaſſenen Schacht und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein, mit einem

Grubenlicht in der Hand, aus der Tiefe kam, und nach ſeinem Begehr fragte. Der Ritter brachte ſeine Bitte vor, und der Alte hieß ihn gutes Muths ſeyn, und er möchte ſich mit Tages Anbruch am Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertaſche, und pfiff dreymal, und im Nu wimmelte das Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch, auf ſeinem Heimwege, das Geräuſch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile, und in ſein Herz kamen Hoffnung und Freude. Schon beym erſten Hahnenſchrey eilte er zum Kedrich und fand bereits die Leiter aufgeſtellt und wohl befeſtigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die erſten Sproſſen beſtieg, aber ſein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe. Glücklich erreichte er den Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebürg flammte. Das erſte, was ſein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwiſchen wilden Roſen und würzigen Kräutern, lag ſie hingegoſſen, im ſüßen Schlummer. Unbeweglich ſtand der Ritter, vor ihr, und ſein Auge ſog ſich ein in ihre Reize, wie die Waldbienen umher ſich einſogen in die Kelche der Blumen. Aber als ſie nun erwachte, und der Himmel ihrer blauen Augen ſich vor ihm aufthat, da verſank er im überſtrömenden Gefühl; er ließ ſich vor der Jungfrau auf ein Knie nieder, und ſagte, daß er gekommen ſey, ſie zu ihrem Vater zurückzubringen.

Garlinde wußte nicht, wie ihr geſchah. Sie erröthete und fing zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mayregen.

Jetzt erſchien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte, und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beym Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirne ein wenig, als es aber die Leiter erblickte, und den Zuſammenhang ahnete, lachte es laut auf und ſagte: — Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten da an= und abgeſponnen. Aber Wort iſt Wort und bleibt Wort. Nimm ſie, die du ſuchſt, und ſey gaſtfreundlicher als ihr Vater. Doch allzuwohlfeil ſollſt du die ſchöne Jungfrau auch nicht haben, darum gehſt du den Weg zurück, welchen du gekommen biſt; unſerer Pflegtochter wollen wir's bequemer machen, wie billig.

Ruthelm ließ es ſich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzuſteigen, Garlinde aber wurde von dem Männlein und ſeiner Schweſter durch die Höhlung des Berges bis unten an den Fuß deſſelben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beym Abſchied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein ſchönes Käſtchen von verſteintem Palmenholz, mit koſtbaren Edelſteinen angefüllt, und ſagte: Nimm, mein Kind! das iſt der Mahlſchatz, den ich für dich geſammelt. Garlinde dankte mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er ſein Kind wieder ſah, läßt ſich nicht beſchreiben. Er gab ſogleich Befehl, jeden Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freundlich aufzunehmen, und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis ins hohe Alter, und ſo oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genaß, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich, und brachte ein Pathengeſchenk.

Die Leiter ſtand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten ſie für das Werk eines böſen Geiſtes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

## VIII.

## Das Wiſperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einſames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherley Weiſe geneckt und geängſtigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorſchein. Vor mehrern Jahrhunderten begab ſich's, daß drey kecke junge Geſellen in der Rheingegend luſtreiſ'ten. Es waren Söhne reicher Kaufherrn aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten ſie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entſchluß, daſſelbe zu beſuchen. Muthig arbeiteten ſie ſich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuern Felſenmaſſe, welche faſt die Geſtalt eines Schloſſes hatte. Auch waren oben ſchmale, ſpitz zu laufende Fenſter eingehauen, wie die Fenſter eines Doms. Aus einem der Fenſter ſchauten, neben und übereinander, drey wunderſchöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes Bſt zu, und dieſe ſagten untereinander: Das ſieht nicht ſo grauſig aus, wie man uns geſagt hat. Die ſchönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen. Der Fels hatte zur Seite eine ſchmale Thüre. Die drey Geſellen gingen hinein, und kamen durch einen langen, dunkeln Gang an eine Treppe. Dieſe führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finſterniß war hier ſo groß, daß man die Hand vor den Augen nicht ſehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thüre, und öffnete ſie — Ein Glanz von tauſend Kerzen flimmerte ihnen entgegen, und blendete ihr Geſicht. Sie befanden ſich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwiſchen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. Seyd uns willkommen, riefen die drey Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Geſellen befanden ſich in großer Verlegenheit, denn ſtatt der drey ſahen ſie mehr als hundert ſchöne Mädchengeſtalten; aus jedem Spiegel ſchauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete ſich, in einer Niſche der Halle, eine Spiegelthüre, und ein hochgeſtalteter Greis trat heraus, im ſchwarzen Gewand, und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und ſagte: Ihr ſeyd wohl gekommen, meine Töchter zu freyen. Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von euch tauſend Pfund Goldes zur Ausſteuer geben.

Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was ſie denken oder ſagen ſollten. — Nun ſo nehme ſich ein jeder die Seinige, rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meynte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und ſagte: Ich will's euch bequemer machen. Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Geſellen um's Herz ſeyn mochte, ſo ſiegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und ſie entbrannten alle drey in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. — Ich erlaube euch, eure Bräute zu küſſen, ſagte dieſer. Sie ließen ſich das nicht zweymal ſagen, aber die Küſſe bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. Jetzt müßt ihr aber auch eine Probe eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben ſeit geſtern Abend ihre drey Schoosthiere verloren; das eine iſt ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elſter. Wahrſcheinlich ſitzen ſie draußen im Walde. Ihr mögt ſie daran kennen, daß der Staar ein Räthſel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elſter aber die Geſchichte ihrer Großmutter erzählt, ſobald ſie darum gefragt wird. — Geht nun, ihr wackern Freyer, und holt die lieben Thierchen, die fromm ſind, und ſich gern fangen laſſen.

Die drey Geſellen thaten nach den Worten des Greiſes. Ohngefähr eine Viertelſtunde von der Felſenburg fanden ſie die drey Vögel neben einander auf dem Aſt einer abgeſtorbenen Eiche ſitzen.

Staarmatz, ſag' uns dein Räthſel, rief einer der Geſellen.

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und ſagte:

Sprich, was ſitzt dir im Geſicht,
Und du ſiehſt's im Spiegel nicht?

Rabe, Rabe, ſing dein Liedlein, rief der Zweite.

Der Rabe ſang, mit etwas heiſerm Ton:

Einſt ins Schlaraffenland zogen
Drey Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um ins Vaterland,
Und ſchwören: Bey den Schlaraffen
Sey doch kein Funke Verſtand,
Sonſt müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer ſeyn.

Kaum hatte der Vogel ſein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flatterte, und ſich dem zweiten Geſellen auf den Kopf ſetzte.

Elſter, Elſter, erzähl mir die Geſchichte von deiner Großmutter, rief jetzt der Dritte.

Die Elſter warf ſich in die Bruſt, und erzählte:

Meine Großmutter war eine Elſter, und legte Eyer, und daraus wurden wieder Elſtern, und wenn ſie nicht geſtorben wäre, ſo lebte ſie noch.

Mit dieſen Worten ſchlug ſie ihre Fittige, und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherrn waren nicht wenig erfreut, die Probe ſo leicht beſtanden zu haben, und ſie eilten Hals über Kopf der Felſenburg zu, — welche ſie auch, mit einbrechender Nacht erreichten. Als ſie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu ſehen, und eben ſo wenig von den ſchönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drey Niſchen ſtanden drey Tiſche, mit Wein und Speiſen beſetzt. Drey uralte, zahnloſe Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. Ach, unſere lieben Freyer, krähten ſie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge ſo herzlich, daß es dieſe kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu ſchnattern und zu klappern an, der Staar ſagte ſein Räthſel her, der Rabe ſang ſein Liedlein und die Elſter erzählte die Geſchichte von ihrer Großmutter — Kurz, es war ein Gequick und Gepiep, daß Niemand ein Wörtlein verſtehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt ſeinen Auserwählten beym Arm, und führte ihn an einen der drey Tiſche, und ſprach ihm von den goldenen Tagen, die ſie mit einander verleben wollten auf der Felſenburg. Auch die drey Vögel ſangen und ſchwatzten in einem fort. Die Geſellen fühlten weder Hunger noch Durſt, doch ließ ſich jeder einen Becher köſtlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten ſie den geleert, als ein tiefer Schlaf ſich ihrer bemächtigte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel als ſie erwachten. Sie lagen im dichten Geſtrüpp, am Fuß einer wild zerriſſenen Felſenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und ſich ins Freye zu arbeiten. Voll Schaam und Aerger nahmen ſie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünſchte Bſt, Bſt, herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene ſaßen die drey Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe ſang ſein Lied, und der Staar ſagte ſein Räthſel und die Elſter erzählte ihre Geſchichte. Einer der Geſellen, der nun wieder keck wurde, weil er freyes Feld und Menſchen vor ſich ſah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: Guter Freund, kannſt du uns wohl ſagen, was dieſe verwünſchten Vögel eigentlich meynen?

Wenn ihr mir's nicht übel nehmen wollt, antwortete der Bauer, ſo deut ich euch den Scherz.

Das Räthſel des Staars geht auf eine Naſe, wie ſie wohl mancher ſchon bekommen hat, die aber, zum Glück, niemand ſehen kann. Der Rabe mit ſeinem Lied will ſagen, man ſoll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elſter erzählt eine Geſchichte, die eure Enkel vielleicht auch einmal von euch erzählen werden.

Die drey Geſellen ſahen ſich einander faſt etwas einfältig an, und vermaßen ſich hoch und theuer, nie wieder auf ein Bſt zu hören, auch wenn es aus dem ſchönſten Munde kommen ſollte.

## IX.

## Rolandseck.

Roland, der mannhafte Neffe Karls des Großen, ſtreifte einſt von Ingelheim am Rhein hinab, um die ſchönen Gegenden im Frühlingsſchmuck zu ſehen. Abends kam er auf eine Burg, wo er um ein Nachtlager bat, und mit treuherziger Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurde. Der Burgherr ſchüttelte ihm freundlich die Hand, wie einem alten Bekannten, und ſeine Tochter holte alsbald Wein und Brot herbey, und füllte einen ſchönen, gläſernen Pokal, worauf das Wappen des Burgherrn gar künſtlich in Farben zu ſehen war. Als nun die Jungfrau vor ihm ſtand in aller Schönheit und Anmuth, und mit züchtigem Erröthen ihm den Pokal darreichte, da ergriff es ihn gar ſonderbar, und ſeine Hand zitterte, indem er das Glas nahm, und er wurde darob glühend roth. Da dachte er bey ſich: Das iſt dir nie vor dem Feinde geſchehen, und ſelbſt unter den Säbeln der Sarazenen nicht, und ſchnell ermannte er ſich wieder, und wußte dem Burgherrn auf Alles recht gut Beſcheid zu geben. Aber die ganze Nacht durch ſtand das Bild der Jungfrau vor ihm, und er ſchlief nur wenige Stunden. Des Morgens beym Abſchied fragte ihn der Burgherr nach ſeinem Namen. Roland ſchämte ſich faſt, ihn zu ſagen, denn es war damit gar großer Ruhm verbunden, und das Volk ſang viele Lieder von ſeinen Thaten. Der alte Ritter war höchlich erfreut, einen ſolchen Gaſt bey ſich zu haben, und bat ihn, noch einen Tag zu bleiben. Die ſittſame Hildegund ſagte kein Wörtlein dazu, aber man mocht ihr's wohl anſehen, daß ihr der Fremde nicht ungelegen war.

Roland blieb gern, und ſeiner Liebe wuchſen die Schwingen ſo ſchnell, daß ſie muthig wurden. Bald gab es auch eine günſtige Gelegenheit. Roland ging in den Schloßgarten, und fand dort die Jungfrau, wie ſie unter einem Apfelbaum ſaß, die Hände gefaltet, als ob ſie betete. Ein frommer, freundlicher Traum mußte in ihrer Seele ſeyn, das ſah man an der Huld ihres Mundes und an der Sinnigkeit ihrer Gebehrdung.

Roland ging auf ſie zu, und wußte nicht recht ein Geſpräch anzuknüpfen. Die ſchöne Hildegunde ſah eine Roſenknospe am Boden liegen, und hob ſie auf. Roland bat ſie darum. Bis jetzt, ſagte er, ſchmückt meinen Helm noch kein Zeichen eines lieben Andenkens, und wenn meine Kampfgefährten von der Schönheit und der Tugend ihrer Fräulein ſprechen, muß ich die Augen niederſchlagen und ſchweigen.

Die Jungfrau erröthete, ſchaute ihn an, überraſcht und ergriffen. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte ſie ihm die Roſe geben, ließ aber ſchnell den Arm wieder ſinken. Rolands Auge flehte ſo innig und doch ſo beſcheiden, daß ſie ihm die Roſe darreichte, mit den Worten: Das Schöne vergeht ſchnell.

Roland wagte es jetzt, von ſeiner Liebe zu reden, und Hildegund geſtand ihm, mehr mit Blicken als Worten, daß er ihr nicht gleichgültig ſey. Sie gelobten ſich ewige Treue, und Roland verſprach gleich nach dem bevorſtehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren, und ſie heimzuführen als ſeine Hausfrau.

Der Abſchied der Liebenden war ſtill und ſchmerzlich. Sie ſchieden mit einem Händedruck, und was ſie ſich hätten ſagen mögen, lag in ihren Blicken. Die Jungfrau lebte von nun an in gänzlicher Zurückgezogenheit, und harrte täglich auf Nachricht von dem Geliebten. Bald kam die Kunde von neuem Ruhm, den er ſich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rhein fuhren, ſangen ſeine Waffenthaten.

Ein Jahr war nun bald verfloſſen, und die Nachricht von einem Frieden verbreitete ſich allgemein. Eines Abends kam ein Ritter in das Schloß, und bat um Herberg. Er hatte in Karls Heer gedient, und Hildegund erkundigte ſich, nicht ohne bange Ahnung, nach Roland. Er fiel neben mir, antwortete der Ritter, bedeckt mit Ruhm und mit Wunden.

Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen und hatte auch keine Thränen. Im ſtummen Schmerz ſaß ſie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmal. Nach acht Tagen bat ſie ihren Vater, den Schleyer nehmen zu dürfen, und ging in das Kloſter auf den Frauenwörth. Der Biſchof, in deſſen Sprengel das Kloſter gehörte, war ein Verwandter ihres Hauſes, und geſtattete ihr, daß

Prüfungsjahr abzukürzen, und, nach drey Monaten ſchon, das Gelübde abzulegen.

Einige Zeit darauf kam Roland auf die Burg ihres Vaters, um ſie als Braut heimzuführen. Er war für todt auf der Wahlſtatt liegen geblieben, aber doch wieder zu ſich gekommen, und durch ſorgſame Pflege ſeiner Wunden geneſen.

Als er hörte, was vorgegangen, warf er ſeine Waffen von ſich, und ließ eine Klauſe bauen auf dem Fels, der ſeitdem Rolandseck heißt, an deſſen Fuß der Frauenwörth im Rheine liegt. Da ſaß er nun tagelang vor der Thüre ſeiner Einſiedeley, und ſah herab auf das Kloſter, in welchem ſeine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, ſtand er auf vom Lager, und ging hinaus, den Chorgeſang der Jungfrauen zu hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme unterſcheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einſames Licht in einer Zelle ſchimmern ſah, glaubte er, es ſey Hildegunde, die für ihn bete.

Zwey Jahre gingen ſo vorüber, und der Gram hatte bereits die beſte Kraft ſeines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbſtmorgen ſchaute er herab auf das Kloſter, wie gewöhnlich, und ſah auf dem Kirchhof ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüſterte: Es iſt für Hildegunden! Er ſchickte einen Boten in das Kloſter, und erfuhr, daß ſie vollendet habe. Er ſah ſie einſenken in die kühle Ruheſtatt, und hörte das ſchauerliche Requiem ſingen, den letzten Abſchied der Lebenden von den Todten. Der Schmerz überwältigte ſein Leben, und man fand ihn vor ſeiner Klauſe ſitzen, ſtarr und todt, und die Augen nach dem Kloſter gewendet.

## X.

## Die beiden Brüder.

Unter Hirzenach liegen auf jähen, mit Reben bewachſenen Felſen die zerfallenen Burgen **Liebenſtein** und **Sternfels**, welche insgemein die **Brüder** genannt werden. In den alten Zeiten der Deutſchen Tapferkeit und Minne lebte hier ein Ritter, der zwey Söhne hatte, die er ſorgſam erzog. Mit den beiden Knaben wuchs ein Mägdlein heran, die elternlos war, aber reich an Beſitzthümern. Ihre Jugend ging in herrlicher Blüthe auf, und beide Brüder liebten ſie, aber ein jeder trug ſeine Liebe ſtill in ſich.

Die Jungfrau war nun in dem Alter ſich zu verheirathen, und der Vater that ihr den Vorſchlag, unter ſeinen Söhnen zu wählen. Es war ihr nicht verborgen geblieben, daß in beiden dieſelbe Neigung glimme, und ſie wollte keinen betrüben. Der ältere Bruder glaubte ſie dem jüngern geneigter, und bat ſie ſelbſt, ſich für ihn zu erklären.

Der alte Ritter ſegnete ſeine Kinder, und legte ihre Hände ineinander, doch ſollte der Tag der Trauung noch verſchoben werden auf eine gewiſſe Zeit hinaus.

Der ältere Bruder ſah das Glück des jüngern ohne Neid, aber die Ruhe war doch aus ſeinem Herzen gewichen, und die Jungfrau kam ihm, ſeit ihrer Verlobung, nur noch liebenswürdiger vor. Er faßte daher den Entſchluß, ſich zu entfernen, und ging nach Renſe, zu dem Fürſten, der ihn gern aufnahm in ſein Gefolg.

Um dieſe Zeit kam der heilige Bernhard an den Rhein, und predigte das Kreuz. Faſt von allen Burgen zogen Edle nach Frankfurt, wo Kaiſer Konrad den frommen Abt dem Volke vorſtellte, und ließen ſich mit dem Kreuze bezeichnen. Bald wehte von allen Schlöſſern am Rhein die Fahne mit dem Zeichen des Erlöſers, und täglich ſah man, zu Waſſer und zu Lande, fröhliche Schaaren wandern, die nach dem gelobten Lande gingen. Auf den jüngern Bruder wirkte dies mit unwiderſtehli=

cher Gewalt, und er beſchloß, gleichfalls nach Paläſtina zu ziehen, und erſt bey ſeiner Heimkehr ſeine Verlobte zum Altar zu führen. Der alte Vater ſchüttelte den Kopf, die Jungfrau ſuchte Thränen zu verbergen, aber der junge Ritter blieb bey ſeinem Verhaben, und ſammelte ein Fähnlein, und führte es nach Frankfurt zum Kaiſer.

Der Vater ſtarb bald darauf, und jetzt kehrte der ältere Sohn von Renſe auf ſeine väterliche Burg zurück. Seine Liebe wollte wiederkehren in ihrer ganzen Stärke, aber er meiſterte ſie dadurch, daß er die Jungfrau gewiſſenhaft als ſeine Schweſter betrachtete. — Zwey Jahre waren bereits vorüber gegangen, als die Nachricht kam, daß der jüngere Bruder zurückkehre aus Paläſtina, und eine ſchöne Griechin mit ſich bringe, die ihm angetraut ſey. Seine Verlobte verſank im ſtillen Kummer, und faßte den Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen.

Der ältere Bruder aber entbrannte in edlem Zorn; er warf dem Boten, den der jüngere vorausgeſandt hatte, ſeine Heimkunft zu melden, den Handſchuh vor die Füße, und ſagte: Dies iſt meine Antwort. Zugleich rief er ſeine Mannen auf, und traf Anſtalten zum ernſtlichen Kampfe.

Der Kreuzfahrer langte mit ſeiner ſchönen Griechin auf der benachbarten Burg Sternfels an, welche ſein Vater für ihn erbaut hatte. Alsbald begann zwiſchen den beiden Brüdern eine blutige Fehde, und ſie forderten ſich zum Zweikampf. Da trat die Jungfrau zwiſchen ſie, mit der Milde eines Engels, und verſöhnte ſie miteinander. Hierauf ſchied ſie aus dem friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit, und nahm den Schleyer.

Stille Trauer ſchwebte nun von jetzt über den Zinnen von Liebenſtein, aber auf Sternfels war der Sitz lärmender Freude. Die Schönheit der Griechin und die Anmuth ihres Umgangs zogen alle jungen Ritter der Gegend an, und ſie ließ ſich ihre Huldigungen gefallen.

Der ältere Bruder ſah das Unglück des jüngern, eh es dieſer ſelbſt erkannte, und verſchaffte ihm Gelegenheit, ſich von der Untreue ſeiner Gattin zu überzeugen. Der junge Ritter ſchnob Rache, und wollte die Griechin ermorden, aber ſie entfloh noch zur rechten Stunde.

Jetzt ſchloß der ältere den Verzweifelnden in ſeine Arme, und ſprach zu ihm: Laß uns miteinander ehelos leben, und dadurch den Schmerz der edlen Jungfrau ehren, die ihre Jugend im Kloſter vertrauert. Sie gaben ſich die Hände darauf, und blieben unverehlicht und ungetrennt bis an ihr Ende. Mit ihnen erloſch ihr Stamm. Traurig blicken die Trümmer ihrer Burgen ins Thal herab, und heißen noch die Brüder.

## XI.

## Hildegard.

Als Karl der Groſſe in den Sächſiſchen Krieg ziehen wollte, vertraute er ſeine Gemahlin **Hildegard** dem Schutze ſeines Stiefbruders **Taland.** Hildegard ſtammte von einem edlen Geſchlecht auf dem Schwarzwalde, und war von hoher Schönheit und engelreiner Tugend. Taland aber entbrannte gegen ſie in ſchnöder Liebe, und wagte es ſogar, ihr ein Geſtändniß zu thun. Sie verwies ihm ſeine Frechheit, allein er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, und wurde vielmehr mit jedem Tage kecker. Da verſtellte ſich Hildegard und ſagte zu ihm: Er möge in einem Gehölz ein verborgenes Gemach erbauen, wo ſie ihn finden könnte, ohne Argwohn zu erregen.

Taland war voll Freude, und in kurzer Zeit war das Luſthäuslein aufgeführt. Hildegard ging mit ihm dahin, und hieß ihn zuerſt hineingehen; aber als er darin war, ſchloß ſie die Thüre hinter ihm, und rief ihm zu, er ſey ihr Gefangener, bis ihr Herr und Gemahl zurückkehre. Taland gab gute Worte, und aus Mitleid öffnete ihm Hildegard die Thüre wieder, und von dieſem Augenblick an brütete er ſchwarze Gedanken in ſeiner Seele. So bald die Nachricht kam, daß Karl ſich ſeiner Pfalz zu Ingelheim nähere, ging Taland ihm entgegen, und verläumdete die Königin, als ob ſie die Treue gebrochen hätte gegen ihren Gemahl. Karl ergrimmte, und gab auf der Stelle Befehl, ſie in den Rhein zu ſtürzen. Sie wurde jedoch gewarnt, und entfloh auf eine benachbarte Burg.

Bey einer Jagd wollte Karl auf der nämlichen Burg einkehren. Taland war von ſeinen Begleitern; er erblickte die Königin an einem Fenſter, und zeigte ſie ihrem Gemahl, der nun aufs neue in Zorn entbrannte, und einigen ſeiner Leute Befehl gab, Hildegarden in den nächſten Wald zu führen, und ihr die Augen auszuſtechen.

In dem Augenblick, wo dies vollzogen werden ſollte, erſchien, wie vom Himmel geſandt, ein Rittersmann, den Graf Ottens Gemahlin, Adelinde, geſchickt hatte, um ihre Schweſter Hildegard zu ſich einzuladen. Der Ritter befreyte die Unſchuldige aus den Händen ihrer Peiniger, und geleitete ſie auf ein entferntes Schloß.

Dort wählte ſich Hildegard eine edle Jungfrau, Roſina von Bodmen genannt, zur Gefährtin; beide legten Pilgrimskleider an, und wanderten nach Rom. Hildegard hatte von früher Jugend an ihre Freude an Pflanzen und Steinen gehabt, und ihre verborgenen Kräfte zu erforſchen geſucht. In Rom heilte ſie viele Kranke, und ihr Ruf verbreitete ſich weit umher.

Taland war inzwiſchen von einem Uebel befallen, welches kein Arzt zu heben vermochte. Auch am Rhein erſcholl die Kunde von der wunderthätigen Frau in Rom, und als Karl dahin gieng, beſchloß Taland, ihm zu folgen, und ſich bey ihr Raths zu erholen.

Gleich bey ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt der Chriſtenwelt ſuchte er ihre Wohnung auf. Beym Eintritt begegnete ihm die edle Jungfrau von Bodmen, und fragte nach ſeinem Begehren; Taland antwortete, er ſey König Karls Bruder, und ſuche bey der kunſtreichen Frau Hülfe gegen ſeine Leiden. Die Jungfrau hinterbrachte dies der Königin, welche ihm auf der Stelle entbieten ließ: Er ſolle hingehen, und ſeine Sünden dem Prieſter bekennen, dann erſt vermöge ſie ihm zu helfen. Taland gehorchte, und erhielt alsdann aus den Händen der Jungfrau eine Arzeney, die ihn binnen wenigen Tagen heilte.

Darob wunderte ſich Karl höchlich, und ließ die wunderthätige Frau zu ſich einladen. Hildegard antwortete dem Abgeordneten: Sie würde nicht in den Pallaſt des Königs kommen, wohl aber am andern Morgen, um die zehnte Stunde, in St. Petersmünſter, und ihm dort Antwort geben.

Zur geſetzten Stunde fand ſich Karl mit dem Papſte in St. Peters Dom ein, und Hildegard und ihre Gefährtin traten vor ihn in Pilgerskleidern. Der König erkannte ſie alsbald, und vernahm aus ihrem Munde den wahren Hergang. Karl ſchloß ſie in ſeine Arme, und wollte ſeinen ruchloſen Bruder tödten laſſen, aber Hildegards Fürbitte rettete ihm das Leben. Er wurde auf eine Inſel im Meer verwieſen, und Hildegard kehrte mit ihrem Gemahl an den Rhein zurück.

## XII.

## Die Kapelle auf dem Stromberg.

Unfern des Siebengebirgs wohnte in alten Zeiten ein Ritter, Diether von Schwarzeneck mit Namen. Er wollte den Kreuzzug nach dem gelobten Lande machen, und ging nach Speyer, wo ſich damals der heilige Bernhard befand. Unterwegs kehrte er auf Argenfels ein, und wurde von dem Burgherrn gaſtfreundlich aufgenommen. Es war dies ein betagter Mann, der zwey Töchter hatte. Bertha, die jüngere, gewann in der erſten Stunde Diethers Herz durch ihre Schönheit und ihr holdes, gemüthliches Weſen. Sie ſchien auch den jungen Rittersmann mit Wohlgefallen zu bemerken, und ſah, beym Abſchied, faſt traurig aus. Diether ging von Argenfels nicht ſo leichten Herzens weg, als er dahin gekommen war, und das Bild der Jungfrau begleitete ihn nach Paläſtina, und unter den Palmen Aſiens gedachte er der Eichen am Rhein, und der ſchönen Bertha auf Argenfels. In einem Ausfalle der Sarazenen wurde Diether verwundet und gefangen, und gelobte, in ſeiner Bedrängniß, der Mutter des Herrn ein Kirchlein zu erbauen, wenn er ſeine Freiheit erhalten und das Land ſeiner Heimath wieder ſehen würde. Nach einer langwierigen Belagerung wurde die Stadt den Sarazenen im Sturm abgenommen, und Diether von ſeinen Banden erlöst. Er wünſchte jetzt nichts ſehnlicher, als ſein Gelübde zu erfüllen, und — die ſanfte Bertha wieder zu ſehen. Mit dem erſten Schiffe ging er nach Venedig, und von da nach dem deutſchen Lande. Mit freudiger Rührung betrat er die blühenden Ufer des Rheins, und ſein erſter Weg war nach Argenfels. Aber ſchon in einiger Entfernung gewahrte er, ſtatt der hohen Warten und Mauern, eingeſtürzte Trümmer. Mit ängſtlich pochendem Herzen ſtieg er den Berg hinauf und fand alles verwüſtet und menſchenleer. Auf dem umliegenden Gemäuer wuchs ſchon Gras, und einige Raubvögel flogen aus den Ruinen hervor. Ein alter Hirt geſellte ſich zu ihm und erzählte: Die Burg ſey von den Feinden des Burggrafen eingenommen und angezündet worden. Er ſelbſt habe im Gefecht den Tod gefunden, wo aber ſeine beyden Töchter hingekommen, wiſſe niemand zu ſagen.

Das war ein Schwert in Diethers Herz. Er zog nach ſeiner Burg, die ihm jetzt faſt trauriger vorkam, als die Trümmer von Argenfels, und er konnte ſich manchmal des Wunſches nicht erwehren, daß er doch in Paläſtina ſeinen Tod gefunden haben möchte. Endlich beſchloß er, eine wilde, einſame Gegend aufzuſuchen, und daſelbſt ein Kirchlein zu bauen, wie er gelobt hatte, und daneben eine Klauſe, wo er ſeine Tage in frommer Abgeſchiedenheit zubringen wollte. Am frühen Morgen durchſtreifte er, in dieſen Gedanken, die Gegend, und kam, ohne zu wiſſen, wie, auf den Stromberg, den damals ein düſterer Wald bis nahe an den kahlen Gipfel bedeckte. Tief in der Waldnacht ſtand eine Klauſe und daneben ein ſteinernes Kreuz. Vor dem Kreuze kniete eine Einſiedlerin, in Gebet und Betrachtung verloren. Es war Bertha. Die Wonne des Wiederſehens läßt ſich nicht mit Worten ausdrücken. Die Jungfrau und ihre Schweſter hatten ſich, während der Belagerung von Argenfels, auf Bitten ihres Vaters, mit einem alten, treuen Knecht durch einen unterirdiſchen

Gang geflüchtet, und bey einem Köhler eine Zuflucht gefunden. Als ſie Kunde erhielten von dem Tode ihres Vaters und der Zerſtörung ihrer Burg, da beſchloſſen ſie, die Kleinodien, welche ſie bey ihrer Flucht mit ſich genommen, zu Geld zu machen, und ſich eine Zelle zu bauen und ein Gärtchen, und als Einſiedlerinnen zu leben.

Durch Diethers freundliche Zuſprache wurde Bertha bald bewogen, ihr rauhes Gewand wieder abzulegen, und ihm, als Hausfrau, auf ſeine Burg zu folgen. Ihre Schweſter aber wollte durchaus nicht in die Welt zurückkehren. Diether ließ ihr eine bequemere Wohnung errichten, und ein Kirchlein, wo auch ihre Gebeine begraben liegen.

## XIII.

## Der Drachenfels.

Unter den Siebenbergen hebt ſich der **Drachenfels** mit ſeinen Ruinen am keckſten vom Rhein empor. In uralter Zeit, ſo erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwieſen, und ihm Menſchen-Opfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand ſich einmal eine Jungfrau von vornehmer Geburt und eine Chriſtin. Sie war von hoher Schönheit, und zwey Anführer ſtritten ſich um ihren Beſitz. Da entſchieden die Aelteſten, daß ſie dem Drachen vorgeworfen werden ſollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entſtünde. — Im weißen Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführet, und in der Nähe der Felſen-

Höhle, wo das Unthier lag, um den Leib an einen Baum gebunden, neben welchem ein Stein ſtatt eines Altars ſtand. Vieles Volk hatte ſich in einiger Entfernung verſammelt, dem Schauſpiel zuzuſehen, aber es waren Wenige, die das Loos der Armen nicht bemitleideten. Die Jungfrau ſtand ruhig, und ſchaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne ſtieg jetzt hinter den Bergen hervor, und warf ihre erſten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor, und eilte nach der Stätte, wo es ſeinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erſchrack nicht — ſie zog aus dem Buſen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlöſers, und hielt es dem Drachen entgegen. Dieſer bebte zurück, und mit fürchterlichem Geziſch ſtürzte er ſich in den nahen Waldgrund, und war nie wieder zu ſehen.

Da trat das Volk, von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu, und lös'te die Bande der Jungfrau, und ſah mit Erſtaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung deſſelben und alle fielen zur Erde, und baten ſie, zu den Ihren zurückzukehren, und ihnen einen Prieſter zu ſchicken, daß ſie unterweiſen und taufen möge. So kam das Chriſtenthum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen geſtanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

## XIV.

# Treuenfels.

In einem wilden, unwegſamen Thal, nicht weit vom Rheine, ſieht man auf einer jähen Felſenwand wenige, mit Gras und Brombeerhecken bewachſene Ueberreſte eines alten Gemäuers, und zwiſchen dem Gemäuer einen geborſtenen Grabſtein, auf welchem der Name **Liba** deutlich zu leſen iſt. Von der übrigen Schrift des Steins ſind nur noch halbverwiſchte Züge zu erkennen. Treuenfels heißt die Thalwand, und die Kapelle, welche da geſtanden, war dem Andenken der ſterbenden Jungfrau geweiht. Die Geſchichte ihrer Erbauung will ich erzählen.

In der Nähe des Siebengebirgs lebte ein bejahrter Ritter, **Walther** mit Namen, der hatte eine noch junge Tochter, die Liba genannt wurde. Das Mägdlein war ſchön und fromm, daß ſich keine Andere mit ihr vergleichen mochte, und viele Ritter warben um ihre Hand, aber ihr Vater hatte ſie bereits dem wackern Schott von Grunſtein zugeſagt, und Liba machte gegen dieſe Wahl wohl auch keine Einwendung, denn der Jüngling war edel von Geſtalt und Sitte und mannhaft und biederherzig. Der Frühling der erſten Liebe blühte in reicher Fülle um das beglückte Paar, und weder der Ritter noch die Jungfrau bemerkten die ſchwarze Gewitterwolke, die hinter ihnen aufſtieg.

Der alte Balther nährte lange ſchon einen tiefen Groll gegen den frommen aber ſtrengen Biſchof Engelbert von Köln, deſſen Dienſtmann er war, und als einſt einige ſeiner Nachbarn zu ihm kamen, die ſich ebenfalls gar heftig gegen den Biſchof beſchwerten, da zog er die Augbraunen zuſammen und ſagte: Könnt' ich noch ein Schwert führen, wie in den Tagen meiner Kraft, ich wollte wahrlich den pfäffiſchen Uebermuth nicht dulden. Behandelt er uns nicht wie ſeine Eigene, und ſind wir von minder edler Geburt, als er?

Was können wir thun? ſagten Jene.

Da nahm Balther einen Becher mit Wein, der vor ihm ſtand, und rief: Auf den Tod unſres Erzfeindes! Wer von euch ein Mann iſt, der wird mich verſtehen. Mit dieſen Worten leerte er den Becher. — Das trinken wir mit, ſchrieen die Ritter, und ſchwuren, den Biſchof aus dem Weg zu räumen.

Das geſchah auch bald nachher; aber der Kaiſer ließ die Thäter ergreifen und ſchmählich hinrichten. Vor ihrem Tod bekannten ſie, daß Balther ſie zu dem Frevel angemuthet. Der Kaiſer ergrimmte darob, und befahl, ſeine Burg zu verbrennen und Alles, was darin ſeyn möchte. Ein Heerhaufe wurde ſtracks ausgeſandt, und umzingelte Balthers Schloß, noch bevor er einen Argwohn geſchöpft hatte. Es war in einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht, und er lag in tiefem Schlaf, als Liba, im leichten Nachtkleide, mit fliegenden Haaren, in ſein Gemach ſtürzte und ihn durch ihr Jammergeſchrey weckte. Balther gerieth außer ſich vor Angſt, denn die Burg brannte ſchon, und jeder Weg zur Flucht war verſperrt. Er ſtand eine Weile betäubt und ſprachlos, dann riß er ſein Schwert aus der Scheide, und wollte ſich das Leben nehmen. Liba fiel ihm in die Arme. Wir wollen durch den unterirdiſchen Gang entfliehen, ſagte ſie, und zog ihn mit ſich fort, die Treppe hinab. Von beyden Seiten ſchlugen ſchon die Flammen ihnen entgegen, und ſengten

Walthern das Haar und die Augenbraunen. Liba blieb unberührt, als ob eine unſichtbare Macht ſie ſchützte. Der Gang zog ſich unter einem Waldbach hin und führte in eine ferne Bergſchlucht, welche dicht mit Geſträuch bewachſen war. Ermattet ſanken die Flüchtlinge dort in einen kurzen Schlummer, aus welchem das frühe Gezwitſcher der Waldvögel ſie erweckte. Liba brach einige wilde Beeren von den Hecken, um ſich etwas zu erquicken. Ihr Vater, dem ſeine verſenkten Augen heftigen Schmerz verurſachten, wurde von einem ſchrecklichen Durſt gequält und lechzte nach einem Trunk Waſſers. Schüchtern wagte ſich die Jungfrau aus dem Geſtrüpp hervor und erſpähte in der Nähe eine kleine Quelle. Sie machte aus Baumrinde eine Art Schaale, füllte ſie mit Waſſer, und brachte es dem leidenden Greis. — Sie verweilten an dieſer Stelle bis zur Abenddämmerung, und ſetzten dann ihren Weg weiter fort durch's einſame, wilde Geklüft, und kamen endlich zu einer Höhle, am Fuß der Felſenwand, wo die Trümmer der Kapelle liegen. Hier wollen wir bleiben, ſagte Liba, denn in dieſen ſchauerlichen Aufenthalt mag wohl ſelten ein Menſch ſich verirren.

Was ſoll hier aus uns werden? ſeufzte der Greis.

Was Gott will, entgegnete Liba mit ſchönem Vertrauen, und küßte die Hand ihres Vaters.

Sie blieben einige Wochen in der Höhle, und Wurzeln und Kräuter waren ihre Nahrung. Balthers Augenübel vermehrte ſich täglich, und er wurde zuletzt blind. Doch trug er Alles mit großer Geduld und ſagte oft: Ich danke Gott, daß er mir noch Zeit läßt, mein Unrecht zu büßen. Unterdeſſen nahmen die Lebensmittel immer mehr ab in der unfruchtbaren Wüſte, und Liba mußte ſich ſchon eine ziemliche Strecke weit von der Höhle entfernen, um ein kleines Körbchen, das ſie ſich aus Binſen geflochten, mit Himbeeren und Erdbeeren zu füllen. Bey einer ſolchen Wanderung erblickte ſie einſt einen Jäger, der, etwa hundert Schritte von ihr, unter einem Baum ſaß, und ſein Haupt, müde oder traurig, mit der Hand ſtützte. Neben ihm lag ſein Jagdſpieß und ruhten ein Paar weiße Doggen. Nach einer Weile ſtand der Jäger auf, und die Hunde ſprangen um ihn her — Liba erkannte ihn — es war Schott von Grünſtein, ihr Verlobter.

Unwillkührlich ſtreckte ſie ihre Arme nach ihm aus und wollte ihn beym Namen rufen, aber das Wort erſtarb ihr auf der Lippe. Soll ich ihn auch in unſer trauriges Verhängniß ziehen, ſagte ſie bey ſich. Er würde uns nöthigen, eine Zuflucht auf ſeiner Burg zu nehmen, und dadurch ebenfalls in die Acht gerathen, und ich hätte nicht nur ein Leiden mehr, ſondern auch einen Vorwurf auf meiner Seele. Nein, ich muß büßen mit meinen Vater und für meinen Vater, damit die Strafe des Richters dort oben früher von ihm genommen werde.

In dieſem hohen Entſchluß, der ihrer Seele wunderbare Stärke gab, kehrte ſie zur Höhle zurück. Sie fand ihren Vater ruhiger, als ſonſt, und er ſagte, indem er ihre Hand ergriff:

Ich weiß nicht, mir iſt heute ſo leicht um's Herz, und es würde mir noch leichter werden, wenn ich nur einen Augenblick den Himmel da oben ſehen könnte. Nicht wahr, Liba, er iſt ganz heiter?

Er iſt heiter, antwortete die Jungfrau, bis auf eine ſchwarze Wolke, aber dieſe ſcheint ſchnell vorüber zu ziehen.

„Könnteſt du mich nicht in die Sonne führen? Ich möchte mich wieder einmal wärmen an ihrem Strahl.“

Liba ſah ſich allenthalben um. In dieſe Schlucht herab kommt die Sonne nicht, ſagte ſie; aber ein bequemer Pfad führt auf die Felſenwand, da will ich euch hinauf helfen.

Sie führte ihn auf die Höhe, zu einem bemoosten Stein, wo der Greis ſich niederſetzte, und an den dürren Stamm einer abgelebten Eiche lehnte. Liba, rief er, ich ſehe den Himmel, ich ſehe die Sonne.

Ihr ſeht wieder, Vater?

„Mit dieſen todten Augen nicht, die ſind vertrocknet, aber in mir ſteht ein Himmel und eine Sonne.“

Liba warf ſich auf die Kniee und betete mit gefalteten Händen: Richter dort oben, gieb ein Zeichen der Verſöhnung!

Walther faltete ſeine Hände gleichfalls, und ſagte: Amen! Da plötzlich rollte der Donner und zückte der Blitz herab, und tödtete den Greis und ſeine Tochter. Walthers Leib war in Aſche verwandelt, aber Liba lag neben der Aſche, unverſehrt und ohne ein Zeichen gewaltſamen Todes. In ihrem Antlitz war die Ruhe einer Schlummernden und der Friede der Unſchuld.

Schott von Grünſtein hatte den Schlag gehört und den Strahl geſehen, wie er auf die Felſenwand herabfuhr. Neugierde trieb ihn, die Spuren zu betrachten, die er zurückgelaſſen haben mochte, und er erſtieg die Höhe. Da fand er ſeine Verlobte und die Aſche ihres Vaters. Sein Schmerz war groß.

Er ließ auf der Stelle eine Kapelle bauen, und weihte ſie der ſterbenden Mutter des Erlöſers. Der Fels aber heißt ſeitdem Treuenfels, zum Andenken frommer, kindlicher Treue.

## XV.

## Die ſieben Schweſtern.

Von einem Berge hinter Weſel blickt die Burg Schönberg ſtill und einſam in den Rhein herab. Hier lebten einſt ſieben Schweſtern, welche man die ſieben ſchönen Gräfinnen nannte. Der Ruf ihrer Schönheit verbreitete ſich allenthalben, und aus der Nähe und Ferne ſtrömten edle Jünglinge herbey, um ſie zu ſehen. Wer ſie aber ſah, der mußte auch einer von ihnen ſein Herz laſſen, und ſo geſchah es, daß auf Schönberg die Freyer aus- und einzogen, wie bey einem ſtattlichen Hoflager. Die ſieben Schweſtern hatten ihr Wohlgefallen an den Bewerbungen der vielen ſtattlichen Ritter, denn es war dabey ſo heiter und lebendig auf dem Schloſſe, daß ſie ſich kein ſchönres Leben wünſchen mochten. Die halben Nächte hindurch hatten ſie einander zu erzählen, was ihnen des Tags über begegnet war, denn jede hatte ihre eignen, neckiſchen Einfälle, denen ſich die Liebhaber bequemen mußten. So trieben ſie's einige Jahre lang, ohne daß ihre Herzen ſich der Liebe geöffnet hätten, und wenn gleich mancher Jüngling des loſen Spiels überdrüßig wurde, und ſich zurückzog, ſo kamen doch bald wieder viele andere, die ſich's wohl zutrauten, die liſtigen Jägerinnen ſelbſt am Ende noch zu umgarnen. In der That wurden dieſe auch zuletzt ſehr in die Enge getrieben, denn die Jünglinge wollten ſich nicht mehr länger zum Beſten haben laſſen, und gaben ſich das Wort, die Burg ſammt und ſonders auf immer zu meiden, falls die ſchönen ſieben Schweſtern ſich nicht entſchließen würden, binnen längſtens vier Wochen ſich für eine gleiche Zahl aus den Bewerbern zu erklären. Zugleich thaten ſie den Schwur, jedem andern Freier, den es in der Folge gelüſten könnte, ſeine Blicke nach Schönberg zu wenden, mit gewaffneter Hand in den Weg zu treten.

Die Schweſtern vernahmen dieſe Botſchaft nicht ohne ſichtbare Beſtürzung; ſie gingen alsbald unter ſich zu Rathe, und beſchloſſen, die Zumuthung, welche ſie als einen Schimpf betrachteten, auf eine faſt boshafte Weiſe zu rächen. Es wurde hierauf eine ſchöne Zofe an die Freyer abgeſchickt, mit der Nachricht: Die ſieben Gräfinnen hätten ſich entſchloſſen, Bräute zu werden, ſie wollten es jedoch, bey der Wahl, auf das Loos ankommen laſſen.

Tag und Stunde wurden nun anberaumt, und die Jünglinge fanden ſich, zur gehörigen Zeit, im großen Ritterſaale ein. Die Zofe erſchien jetzt, mit einem ſilbernen Teller in der Hand, worauf zwanzig Looſe lagen, denn ſo groß war die Anzahl der verſammelten Freyer. Die Looſe beſtanden aus zuſammengerollten Pergamentſtückchen, die mit den verſchiednen Farben der gegenwärtigen Ritter bezeichnet waren, und wovon ſieben die Namen der ſieben Schweſtern enthielten. Was die Gräfinnen vorausgeſehen hatten, geſchah. Jeder Ritter langte nach der Rolle mit ſeiner Farbe, und ſo fielen die Namen der ſieben Schweſtern in die Hände der ſieben mißgeſtaltetſten unter den Rittern. Freude und Gelächter, Spott und Aerger durchhallten, in lauten Ausbrüchen, den Saal. Die Zofe bedeutete nun den Rittern, welche die Treffer gezogen, die Bräute harrten ihrer in dem Gartenſaal. Dieſe eilten, die trefflichen Preiſe, welche ihnen das Glück beſchieden, in Empfang zu nehmen, aber ſie machten große Augen, als ſie in die freundliche Rotunde traten, und dort nichts fanden, als die lebensgroßen Conterfey der ſchönen Schweſtern. Verdutzt ſahen ſie ſich einander an, und in dieſem Augenblick ſchallte ein Gelächter vom Rheinufer herauf. Die loſen Jungfrauen ſtiegen ſo eben in einen mit grünen Zweigen ausgeſchmückten Nachen, und ſchifften über den Strom, und ſetzten ſich jenſeits auf Maulthiere, und nahmen den Weg nach ihrer Burg an der Lahn.

Als kurze Zeit hernach (ſeit Menſchengedenken zum erſtenmale) die ſieben Felſenſpitzen ſichtbar wurden, welche noch jetzt, gleich unter Weſel, bey ſeichtem Waſſer, aus dem Rheine hervorragen, da nannten die Schiffer, zum Andenken dieſer Begebenheit, dieſe Felſen die ſieben Jungfrauen, und der Name hat ſich bis auf unſere Zeit erhalten.

## XVI.

## Die Jungfrau auf dem Lurley.

In alten Zeiten ließ ſich manchmal auf dem Lurley um die Abenddämmerung und beym Mondſchein eine Jungfrau ſehen, die mit ſo anmuthiger Stimme ſang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberſchifften, gingen am Felſenriff oder im Strudel zu Grunde, weil ſie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, ſondern von den himmliſchen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichſam vom Leben abgelöſ't wurden, wie das zarte Leben der Blume ſich im ſüßen Duft verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geſchaut, als einige junge Fiſcher; zu dieſen geſellte ſie ſich bisweilen im letzten Abendroth, und zeigte ihnen die Stellen, wo ſie ihr Netz auswerfen ſollten, und jedesmal, wenn ſie den Rath der Jungfrau befolgten, thaten ſie einen reichlichen

Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wo ſie hinkamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geſchichte verbreitete ſich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der Gegend ſein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mähr, und ſein Herz entbrannte in Liebe zu der Jungfrau. Unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Weſel, ſetzte ſich dort auf einen Nachen, und ließ ſich ſtromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die erſten Sterne traten am Himmel hervor, als ſich das Fahrzeug dem Lurley näherte. Seht ihr ſie dort, die verwünſchte Zauberin, denn das iſt ſie gewiß, riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte ſie aber bereits erblickt, wie ſie, am Abhang des Felſenbergs, nicht weit vom Strome ſaß, und einen Kranz für ihre goldnen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme, und war bald ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nöthigte die Schiffer, am Fels anzufahren, und, noch einige Schritte davon, wollt' er an's Land ſpringen, und die Jungfrau feſthalten, aber er nahm den Sprung zu kurz, und verſank in dem Strom, deſſen ſchäumende Wogen ſchauerlich über ihm zuſammen ſchlugen.

Die Nachricht von dieſem traurigen Begebniß kam ſchnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wuth zerriſſen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den ſtrengſten Befehl ertheilte, ihm die Unholdin todt oder lebendig zu liefern. Einer ſeiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen, doch bat er ſich's aus, die Hexe ohne weiters in den Rhein ſtürzen zu dürfen, damit ſie ſich nicht vielleicht durch loſe Künſte wieder aus Kerker und Banden befreye. Der Pfalzgraf war dies zufrieden, und der Hauptmann zog gegen Abend aus, und umſtellte, mit ſeinen Reiſigen, den Berg, in einem Halbkreiſe vom Rheine aus. Er ſelbſt nahm drey der Beherzteſten aus ſeiner Schaar, und ſtieg den Lurley hinan. Die Jungfrau ſaß oben auf der Spitze, und hielt eine Schnur von Bernſtein in der Hand. Sie ſah die Männer von fern kommen, und rief ihnen zu, was ſie hier ſuchten? Dich, Zauberin, antwortete der Hauptmann. Du ſollſt einen Sprung in den Rhein dahinunter machen. Ey, ſagte die Jungfrau lachend, der Rhein mag mich holen. Bey dieſen Worten warf ſie die Bernſteinſchnur in den Strom hinab, und ſang, mit ſchauerlichem Ton:

Vater, geſchwind, geſchwind,
Die weißen Roſſe ſchick' deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind!

Urplötzlich rauſchte ein Sturm daher; der Rhein erbrauſte, daß weitum Ufer und Höhen vom weißen Giſcht bedeckt wurden; zwey Wellen, welche faſt die Geſtalt von zwey weißen Roſſen hatten, flogen, mit Blitzesſchnelle, aus der Tiefe auf die Kuppe des Felſens, und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo ſie verſchwand.

Jetzt erſt erkannten der Hauptmann und ſeine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine ſey, und menſchliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück, und fanden dort, mit Erſtaunen, den todtgeglaubten Sohn, den eine Welle ans Ufer getragen hatte.

Die Lurleyjungfrau ließ ſich von der Zeit an nicht wieder hören, ob ſie gleich noch ferner den Berg bewohnte, und die Vorüberſchiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte.

## XVII.

## Die Gräfin von Cleve.

Auf dem Söller ihrer einſamen Burg ſaß Beatrix, die junge, ſchöne Gräfin von Cleve, und ſchaute traurig den Rhein hinauf. Sie hatte keine Eltern mehr, denn ihr Vater war längſt nach Paläſtina gezogen und nicht mehr zurückgekehrt, und der Tod hatte ihr nun auch kürzlich die Mutter entriſſen, und mit dieſer war alle Luſt ihres Lebens zu Grabe getragen worden. Es war ein ſtiller Sommerabend, und ſo weit das Auge reichte, ſah man kein Fahrzeug auf dem Strom und keinen Wandrer an ſeinen Ufern. Die junge Gräfin kam ſich vor, als wäre ſie allein in der Welt, und ihr gepreßtes Herz floß in Thränen über. Jetzt zeigte ſich in der Ferne ein Schiff, das mit vollen Segeln daher flog. Das Schiff kam bald näher, und endlich ſo nah, daß Beatrix Alles darauf recht deutlich unterſcheiden konnte. Oben auf der Segelſtange ſchimmerte ein goldner Schwan, und tief unten hing ein Schild mit demſelben Zeichen. Auf dem Verdeck ſtand ein junger Ritter von ſtattlichem Anſehen, der, faſt unbeweglich, nach der Gräfin hinüber ſah. Das Fahrzeug wendete jetzt plötzlich nach dem Ufer, wo die Burg ſtand. — Beatrix empfand darob ein unerklärliches Bangen, und entfernte ſich vom Söller, als die Reiſenden ans Land ſtiegen. Sie ging, nachdenkend, im Gemach auf und ab, da meldete man den fremden Ritter, der eben angelangt war. Beatrix empfing ihn mit Herzklopfen — ſie hatte nie eine ſo edle, einnehmende Jünglingsgeſtalt geſehen, und in ihr unbewachtes Herz fiel der erſte Funke der Liebe. Der Fremde ſagte ſeinen Namen und ſeinen Auftrag. Er hieß Erlin von der Schwanenburg, kam aus Antiochien, und brachte der Gräfin Kunde von ihrem Vater, der noch am Leben war, aber ſich, durch ein Gelübde, auf Lebenslang, zum Dienſte der Chriſten in Paläſtina verbunden hatte. Beatrix wurde bey der Nachricht von Schmerz und Freude bewegt, doch behielt jener die Oberhand, denn es grämte ſie ſehr, daß ſie ihren Vater nicht mehr ſehen ſollte.

Erlin blieb drey Tage bei der Gräfin, und mußte ihr die ganze Zeit über von ihrem Vater erzählen. Am Abend des dritten Tags überreichte er ihr ein Brieflein mit den Worten: Leſ't, ſchöne Beatrix, und ſagt mir dann, ob ich morgen reiſen oder noch länger bleiben ſoll. Das Brieflein war von ihrem Vater und enthielt die wenigen Worte:

« Wenn der Ritter von der Schwanenburg
« deine Gunſt gewinnen kann, deren er werth
« iſt, ſo gebe ich dir ihn zum Gemahl. »

Das Herz der Gräfin hatte nichts gegen dieſen Wunſch einzuwenden, und Erlin erhielt ihre Hand. Sie lebten glücklich, und zeugten drey Söhne, Dietrich, Gottfried und Konrad. Nachdem ſie herangewachſen und wehrhaft gemacht waren, gab der Vater dem erſten ſeinen Schild und ſein Schwert, und ernannte ihn zu ſeinem Nachfolger; dem zweiten ſchenkte er das Horn, welches er auf der Reiſe nach Deutſchland an der Hüfte getragen, mit der Grafſchaft Loen; der dritte bekam des Vaters Ring und die Grafſchaft Heſſen. Bald darauf verſchwand Ritter Erlin. An ſeine Gattin hinterließ er folgende Zeilen:

« Ein Gelübde ruft mich zu deinem Vater zu-
« rück. Ich hinterlaſſe dir mein Andenken in

« drey wackern Söhnen und nehme mit mir
« dein Bild und deine treue Liebe. »

Beatrix wurde vom tiefſten Leid ergriffen — tagelang ſaß ſie auf dem Söller, und ſchaute den Rhein hin, ob der geliebte Gatte nicht wiederkehre. Wohl kam manches Schiff herab, aber keines brachte den Schwanenritter. Der Schmerz endigte bald ihr Leben.

Zum Andenken dieſer Geſchichte wurde die Burg zu Cleve die Schwanenburg genannt, und noch jetzt ſchimmert ein goldner Schwan oben auf dem Thurme.

## XVIII.

## Das Fräulein von Flörsheim.

Zu Flörsheim, in der überrheiniſchen Pfalz, hatten einſt die Edlen von Flörsheim ihre Burg. Einer derſelben hatte eine Tochter, von deren Schönheit weit und breit geſprochen wurde. Viele Ritter ſuchten ihr Herz zu gewinnen, aber umſonſt, denn es gehörte nicht mehr ihr eigen, ſondern einem ſchönen jungen Hirten, der die Schafe des benachbarten Kloſters hütete. Sie war einſt im Frühling hinaus gewandelt ins Freie, und hatte da zum erſtenmale den ſchönen Jüngling geſehen, der an einer Quelle lag und ſchlief. Nachher ging ſie oft wieder zu dieſer Stelle, denn die liebliche Geſtalt ſtand Tag und Nacht vor ihrer Seele. Manchmal ſprach ſie mit ihm einige freundliche Worte, oft aber blieb ſie hinter dem Gebüſch verſteckt, um ihn ungeſtört zu betrachten, oder ſeine holde Stimme zu hören, wenn er ein frommes Lied ſang, und immer tiefer drückte ſie ſelbſt den vergifteten Pfeil in die unverwahrte Bruſt.

Niemand wußte etwas von des Jünglings Herkunft zu ſagen. Er war eines Tags an die Kloſterpforte gekommen, und hatte gebeten, ihn unter die Mönche aufzunehmen. Da es ihm aber abgeſchlagen wurde, als einem Unbekannten, bot er ſich zum Hirten an. Seine edlen Geſichtszüge, ſeine zarte, reine Haut, und ſein beſcheidnes Weſen brachten viele auf die Vermuthung, er müſſe aus einem vornehmen Hauſe entſproſſen ſeyn, und dieſen niedern Stand aus frommer Demuth gewählt haben. Auch ſchien er keineswegs unerfahren in ritterlichen Uebungen, denn als einsmals die Heerde von zwey Wölfen angefallen wurde, riß er einem zaghaften Jäger den Jagdſpieß aus der Hand, ſtürzte auf das Raubthier los, und traf das eine ſo gewaltig in den Bug, daß das andre, beym Geheul des verwundeten, ängſtlich entfloh.

Der Vater des Fräuleins hatte beſchloſſen, ſeine Tochter ſollte ſich einen Gatten wählen. Er veranſtaltete ein Turnier, und es fanden ſich über funfzig junge Edle aus der Nähe und Ferne dabey ein. Viele Tage vergingen bey Spiel und Luſt, doch ſie beharrte in ihrem Trübſinn, und von all den anweſenden reichen und ſtattlichen Rittern mochte keiner auch nur ihre Aufmerkſamkeit gewinnen. Immer ſuchte ſie ſich von der Geſellſchaft wegzuſchleichen, und irrte dann, ſtill und einſam, im Walde umher, oder ſaß am Brunnen, wo ſie den Hirten zuerſt geſehen hatte, und ſang wohl auch eines ſeiner frommen Lieder.

Der Vater wurde um ſie beſorgt, denn die Roſen ihrer Wangen verblaßten allmählig, und ihr heitres Auge verlor ſeinen Glanz. Er forſchte recht ernſtlich nach der Urſache ihres Kummers, da weinte ſie helle Thränen und beſchwor ihn um die Erlaubniß, den Schleier nehmen zu dürfen. Er wollte jedoch davon nichts hören, und beſtand vielmehr darauf, ſie ſollte ſich aus den jungen Rittern, welche meiſt ihretwegen gen Flörsheim gekommen waren, einen zum Gatten wählen.

Eines Tages fand ſie bey der Kloſterheerde einen andern Hirten, und vernahm von dieſem, der ſchöne, fremde Jüngling ſey von einer böſen Schlange geſtochen worden, und geſtorben. Ihr Herz wollte brechen im erſten Augenblick, als ſie die traurige Kunde hörte, doch faßte ſie ſich bald, und ſein Tod ſchien ihr ſogar einigen Troſt zu gewähren. Sie blickte zum Himmel auf, als wollte ſie ſagen, dort ſehen wir uns bald wieder.

Von einer dunkeln Ahndung getrieben, nahm ſie ihren Weg nach dem Kloſterkirchhofe, und betete am Grabe des Geliebten, und ließ hierauf einen Prieſter rufen, und vertraute ihm das Geheimniß ihrer Leiden. Der alte ehrwürdige Mönch ſuchte ſie aufzurichten, und verſprach, mit ihr zu ihrem Vater zu gehen, und ihn zu bereden, damit er ihrem Wunſche nach dem Kloſter ferner kein Hinderniß in den Weg legen möchte. Der Pfad führte durch ein Thal über einen Waldbach. Auf dem ſchmalen Steg glitt das Fräulein aus, und ſank hinab in die reiſſende Flut. Der alte Prieſter war außer Stand, ihr zu Hülfe zu kommen. Mit bekümmerter Seele wandelte er fort, nach Flörsheim, und hinterbrachte demVater und den anweſenden Rittern die traurige Botſchaft. Alles eilte hinaus, um die Unglückliche aufzuſuchen, aber eine kleine Strecke von der Burg ſahen ſie ſchon den Leichnam, den der Strom dort ans Land getrieben hatte. Die ſchneeweiße Geſtalt lag da unter den rothen und blauen und gelben Blamen der Wieſe, und die Abendſonne beglänzte das bleiche Antlitz. Die Ritter trugen ſie auf einer Bahr von grünen Zweigen in die Schloßkapelle, und wohnten alle, mit Trauerflor behangen, ihrem Begräbniſſe bey. Als ſie erfuhren, welcher geheime Gram an der Blüte ihres Lebens genagt, und wie ſie in Liebe zu dem ſchönen, fremden Hirten gleichſam vergangen, beſchloſſen ſie einmüthig, an der Stelle, wo ſie in den Waldſtrom gefallen, eine Kirche zu erbauen, und ſie dorthin zu beſtatten. In den Fels am Brunnen, wo das Fräulein von Flörsheim den Hirten zum erſtenmale geſehen, ließen ſie die rührende Geſchichte mit wenig Worten eingraben, und dieſe Schrift war bis in die letzten Zeiten vorhanden. An der Kirche aber iſt noch jetzt ein Stein eingemauert, und darauf der Hirt mit ſeinen Schafen und ſeiner Rohrflöte nebſt dem Fräulein abgebildet.

# II.

# Aus der Gegend um Baden und dem Schwarzwalde.

## I.

## Das Rockenweibchen.

Dem Schloß Eberſtein, im Murgthale, kehrt ein hoher Fels den Rücken zu, und heißt darum, nach alter Sprachweiſe, der Rockenfels. In einer unterirdiſchen Kammer des Felſens wohnte einſt ein Bergweiblein, zwar nicht jung und nicht ſchön, aber gar freundlich und dienſtfertig über die Maaßen. Sie kam oft des Abends in die Spinnſtuben der umwohnenden Landleute, und erzählte dem jungen Volk ſeltſame Mähren; und wo ſie war, wurden die Spulen noch ſo bald voll, und der Faden wurde noch ſo fein und gleich.

Damals lebte auf Eberſtein ein Burgvogt, ein gar harter Mann, der zwang die Mägde im Frauenhaus Tag und Nacht zur Arbeit, und gönnte ihnen weder Ruhe noch einen Biſſen Brodes. Unter den Mägden war eine junge, ſchmucke Diene, Klara mit Namen, auf die hatte der Schloßgärtner ſeine Neigung geworfen, und ſie liebte ihn gleichfalls. Weil ſie aber eine Eigene war, durfte ſie ſich, ohne des Vogts Einwilligung, nicht verheurathen, und dieſer wußte jedesmal, wenn ihn die jungen Leute mit Bitten beſtürmten, eine Ausrede, um die Sache zu verzögern. Einſt, als die Dirne recht flehentlich in ihn drang, ſagte er mit höhniſchem Lächeln, indem er die Dirne ans Fenſter führte:

Siehſt du dort drüben das Grab?

Ach, ſeufzte Klara, und das Waſſer lief ihr über die blühenden Wangen, ach, es iſt ja das Grab meiner Eltern.

Die Neſſeln gedeihen recht gut auf dem Grab, fuhr der Vogt fort. Ich habe mir ſagen laſſen, es laſſe ſich aus dieſer Pflanze ein überaus zarter Faden ſpinnen, und darum will ich dir einen Vorſchlag thun. Du ſpinnſt mir aus jenen Neſſeln ein Stückchen Leinwand, das gerade zu zwei Hemden reicht; aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dann dein Brauthemd, und in dem andern ſoll man mich begraben!

Mit dieſen Worten ging er, boshaft kichernd, ſeiner Wege; die arme Dirne aber ſtand beſtürzt da, und wußte ſich keinen Rath. In der Trauer ihres Herzens ging ſie zum Grabe ihrer Eltern, und weinte und betete, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Da trat das Bergweiblein zu ihr, und fragte um der Urſache ihres Grams. Klara erzählte, was zwiſchen ihr und dem Vogt vorgefallen war. Das Geſicht des Bergweibleins verfinſterte ſich; ſey getroſt, ſagte es zu der Dirne, dir ſoll geholfen werden. Nach dieſen Worten riß es die Neſſeln auf dem Grabe aus, und trug ſie hin über den Berg.

Kurze Zeit nachher jagte der Vogt in dem Forſt über der Murg, und kam auch auf den Rockenfels, wo eben das Bergweiblein am Eingang ſeiner Höhle ſaß, und die Spindel recht wacker ſchnellte. Du ſpinnſt dir wohl ein Brauthemd, Alte, ſagte der Vogt.

Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, zu dienen, Herr Vogt, verſetzte das Mütterchen.

Du haſt da einen ſchönen Flachs! den haſt du mir gewiß geſtohlen?

Mit nichten, verſetzte das Bergweiblein: er iſt drüben auf dem Grab des ehrlichen Gottfrieds gewachſen.

Dieſe Worte ſtachen dem Vogt ins Gewiſſen.

Aengſtlich kehrte er nach Eberſtein zurück, und kämpfte mit ſich ſelbſt, ob er das Jawort zu Klarens Verbindung geben ſollte oder nicht. Einige Tage vergingen, und er konnte zu keinem Entſchluß kommen. Gegen Abend, als er eben beim vollen Becher im Gemach ſaß, kam Klara, und trug in der Hand zwei zierliche Hemden.

Herr Vogt, ſagte ſie, was ihr verlangt habt, iſt geſchehen. Hier ſind zwei Hemden aus den Neſſeln am Grabe meines Vaters, das eine für euch und das andre für mich.

So will ich auch Wort halten, antwortete der Vogt, morgen ſoll deine Hochzeit ſeyn. Er ſprach dies mit Lachen, aber in ſeinem Herzen war ein Bangen, und vor ſeinen Augen war es dunkel. Es war, als trieb ihn eine unſichtbare Hand, und ſo gab er Befehl zur Trauung des Gärtners mit Klaren, und verſprach, ſie in die Kirche zu begleiten. Aber am nächſten Morgen war er dem Tode nah, und als Klara und ihr Bräutigam den Segen des Prieſters empfangen hatten, und aus der Kirche zurückgingen, da läutete die Todtenglocke für den Burgvogt.

## II.

## Der Mummelſee.

Eine Sage vom Mummelſee iſt bereits in den Notizen über die entferntern Umgebungen Badens erzählt worden. Einige andre theilen wir hier mit, wie ſie in dem bekannten Simplicissimus aufgezeichnet ſtehen, woraus ſie auch die Brüder Grimm in ihre deutſchen Sagen aufgenommen haben.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See, auf einem hohen Berg, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbſen, Steinlein, oder was anders, in ein Tuch bindet und hineinhängt, ſo verändert es ſich in gerad, und alſo, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt ſich der heiterſte Himmel, und ein Ungewitter entſteht, mit Schloßen und Sturmwinden.

Da einſt etliche Hirten ihr Vieh bei dem See gehütet, ſo iſt ein brauner Stier daraus geſtiegen, ſich zu den übrigen Rindern geſellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denſelben zurückzutreiben, auch da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn verwünſcht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer iſt zur Winterszeit über den hartgefrorenen See mit ſeinen Ochſen und einigen Baumſtämmen ohne Schaden gefahren, ſein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehn ein Waldmännlein darauf ſitzen ſehen, den Schoos voll Geld und damit ſpielend; als er darauf Feuer geben wollen, hat es ſich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, ſo hätte es ihn leicht reich gemacht, ſo aber er und ſeine Nachkommen in Armuth leben müßten.

Eines Males iſt ein Männlein auf ſpäten Abend zu einem Bauern auf deſſen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuſchober an, allein es bat ſich aus, in der Hanfräzen zu ſchlafen. „Meinethalben, hat der Bauer geantwortet, wenn dir damit gedienet iſt, magſt du wohl gar im Weiher oder Brunnentrog ſchlafen. Auf dieſe Verwilligung hat es ſich gleich zwiſchen die Binſen und das Waſſer eingegraben, als ob es Heu wäre, ſich darin zu wärmen. Frühmorgens iſt es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern; und als der Bauer ſein Erſtaunen über den wunderſamen Gaſt bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könne wohl ſeyn, daß ſeines gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von ſolchen Reden iſt es mit dem Bauer ſo weit ins Geſpräch kommen, daß es ſolchem vertraut, es ſey ein Waſſermännlein, welches ſein Gemahl verloren und in dem Mummelſee ſuchen wolle, mit der Bitte, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es ſchon in viel Seen ſein Weib geſucht und nicht gefunden, wie es auch in ſolchen Seen beſchaffen ſey. Als ſie zum Mummelſee gekommen, hat es ſich untergelaſſen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, ſo lange, bis zu ſeiner Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen ſenden werde. Wie er nun ungefähr ein Paar Stunden bei dem See aufgewartet, ſo iſt der Stecken, den das Männlein gehabt, ſamt ein paar Handvoll Bluts mitten im See durch das

Waſſer herausgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft geſprungen, dabei der Bauer wohl abnehmen können, daß ſolches das verheißene Wahrzeichen geweſen.

Ein Herzog zu Wirtemberg ließ ein Floß bauen, und damit auf den See fahren deſſen Tiefe zu ergründen. Als aber die Meſſer ſchon neun Zwirnnetz hinuntergelaſſen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, ſo fing das Floß gegen die Natur des Holzes zu ſinken an, alſo daß ſie von ihrem Vorhaben ablaſſen und auf ihre Rettung bedacht ſeyn mußten. Vom Floß ſind noch Stücke am Ufer zu ſehen.

## III.

## Die Entſtehung des Kloſters Frauenalb.

Im alten Zaberngau, der an den Kraichgau und Neckargau grenzte, lebte Graf Erchinger auf ſeinem Schloß Magenheim, ſpäter Monheim genannt. Zu dieſem kam einſt Herzog Friedrich von Schwaben, Albert von Zimmern, Bertold von Eberſtein, und andre Herren, um ſich Kurzweil zu machen. Nahe bei Erchingers Schloß lag der Stromberger Wald, reich an allerlei Gewild. In dieſem Wald ließ ſich von Zeit zu Zeit ein ungemein großer Hirſch ſehen, deſſen aber der Graf und ſein Jäger nie habhaft werden mochten. Als nun der Graf mit ſeinen Gäſten bei Tiſche ſaß, meldete ein Diener, der große Hirſch ſey neuerdings zum Vorſchein gekommen. Des freute ſich die Geſellſchaft höchlich, und alle die Herren, welche da beiſammen waren, und viele ihrer Leute gingen hinaus, den Hirſch zu fangen oder zu erlegen. Albert von Zimmern ritt getrennt von den Uebrigen, und erblickte auf einmal den Hirſch, desgleichen ihm noch nie zu Geſicht gekommen war. Er verfolgte ihn mit großem Eifer durch die Wildniß, bis er ihn plötzlich aus den Augen verlor, und nun nicht wußte, wo er ſich befand. Da begegnete ihm ein Mann von ſchrecklicher Geſtalt, über deſſen Anblick der von Zimmern erſchrak, obgleich es ihm gar nicht an Muth gebrach. Er bezeichnete ſich mit dem Kreuz; der Mann aber redete ihn an, und ſagte: Er möchte ohne Beſorgniß ſeyn, und ihm ruhig folgen, denn er ſey geſandt, ihm wunderbare Dinge zu zeigen. Albert willigte ein, und der Mann ging vor ihm her, bis ſie zum Wald hinauskamen. Da däuchte es jenem, er befinde ſich in einem luſtigen Wieſengrunde, und vor ihm ſtand ein prächtiges Schloß, wie er nie eines geſehen. Als er ſich mit ſeinem Führer dem Schloß näherte, kamen ihm viele Diener entgegen, aber keiner ſprach ein Wort, ſondern ſtill nahmen ſie ihm das Pferd ab. Sein Wegweiſer ſagte darauf zu ihm: Er ſolle ſich nicht wundern über das Schweigen dieſer Leute, auch nicht mit ihnen reden, ſondern nur ihm folgen, und thun, wie er ihm weiſen würde. Sie traten hierauf in das Schloß, und wurden in einen großen, ſchönen Saal geführt, wo ein vornehmer Herr mit ſeinen Hofleuten bei der Tafel ſaß. Sie ſtanden vor Albert alle auf und neigten ſich vor ihm, und ſetzten ſich dann wieder zum Eſſen und Trinken. Albert hatte ſein bloßes Schwert in der Hand, und wollte ſelbiges durchaus nicht von ſich legen. Er betrachtete mit Verwunderung die ungemein kunſtreichen, ſilbernen Gefäße, und ſah, wie man Speiſen ab- und auftrug, doch alles im tiefſten Schweigen.

Nachdem er lange ſo geſtanden hatte, und die an der Tafel ſich weiter nicht um ihn zu bekümmern ſchienen, winkte ihm ſein Führer, ſich zu entfernen. Albert bückte ſich gegen die Geſellſchaft, die es erwiederte, und ging mit dem Manne, der ihn begleitete, hinaus in den Hof, wo einige Diener ſein Pferd hielten. Sie ſetzten ihm den Bügel zurecht, und kehrten, als er aufgeſtiegen war, ohne ein Wort zu ſagen, in das Schloß zurück. Der Mann führte ihn nun wieder über den Weg, den ſie gekommen waren, nach dem Stromberger Walde. Albert befragte den Führer über das Schloß, und was er daſelbſt geſehen. Da gab ihm das Geſpenſt zur Antwort: Der Herr an der Tafel war ehmals dein Oehm, Friedrich von Zimmern, der gar tapfer wider die Ungläubigen geſtritten. Da er aber auch ſeine Unterthanen ſehr drückte, und wir, ſeine Diener, ihm getreulich dazu verhalfen, ihren ſauern Schweiß zu erpreſſen, ſo müſſen wir nun gerechte Strafe leiden, bis es Gott anders fügen wird. Ich mache dir dies offenbar, damit du nicht dein Leben mit ähnlicher Schuld beladeſt. — Schlage nun den Weg dort ein, er bringt dich zu deinen Freunden, doch thue vorher noch einen Blick rückwärts, damit du ſiehſt, wie ſich der Glanz in Elend verwandelt.

Nach dieſen Worten verſchwand das Geſpenſt; Albert aber drehte ſich um, und ſah, wo das Schloß geſtanden, nichts als Feuer und Flammen, und vernahm ein lautes Wehklagen, welches aus den Flammen hervorging. Von Angſt ergriffen, jagte er nach Monheim zurück, wurde jedoch von Herzog Friedrich und den Uebrigen nicht gleich wieder erkannt, denn ſein Haar und Bart waren ganz weiß geworden. Er erzählte, was ihm begegnet, und bat Erchingen um die Erlaubniß, auf der Stelle, wo er die Erſcheinung gehabt, eine Kirche bauen zu dürfen. Erchingen gewährte die Bitte augenblicklich, und Bertold von Eberſtein, der mit zugegen war, that zugleich ein Gelübde, im Albthal ein Frauenkloſter zu bauen, und ſtiftete hierauf das Kloſter Frauenalb.

## IV.

## Die Belagerung von Eberſtein.

Im J. 938 hat Kaiſer Otto, als er im Elſaß wider Herzog Gieſelbert in Lothringen geſtritten, nach Eroberung der Stadt Strasburg, das Schloß Eberſtein belagert, und durch ſeine Obriſten die Belagerung auch anderthalb Jahr beharret, aber doch nichts fruchtbarliches verrichtet. Derhalben einer aus den Obriſten dem Kaiſer einen Hof und Turnier gen Speyer auszuſchreiben gerathen, zu dem Ende, daß nicht zu zweifeln, die Grafen von Eberſtein, als tapfere Ritter, würden ſich dahin verfügen, und dem Ritterſpiel beiwohnen, in deren Abweſen aller Ernſt und Fleiß fürzuwenden, daß die Veſtung möcht erobert und eingenommen werden. Kaiſer Otto hat ihm dieſen Fürſchlag laſſen gefallen, und ins Werk gerichtet. Als nun der Kaiſer und andre Fürſten und Herrn zum Turnier zu Speyer erſchienen, haben ſich drei Grafen von Eberſtein auch eingeſtellt, und die Beſchirmung der Burg andern anvertraut. Den erſten Tag des Turniers hat man zu Abend einen Tanz in Gegenwart des Kaiſers angeſtellt, und bevorab den Grafen von Eberſtein guten Willen und Ehre erzeigt, und beſtellt, daß ſie mit Vortänzen vor andern geehrt worden. Es hat ſich aber zugetragen, daß eine edle Jungfrau, deren des Kaiſ. Obriſten Anſchlag zu Ohren gekommen, im Tanzen, mit kurzen Worten in geheim derſelben dem Einen von Eberſtein eröffnet. Nach vollendem Tanz haben ſich die Brüder zuſammengezogen, mit einander berathſchlagt, was ihnen zu thun ſeyn wolle, und ſich verglichen, alsbald ins Geheim abzuziehen. Damit aber dem Kaiſer ihr Vorhaben nicht unzeitig verkundſchaft oder verdächtig wurde, haben ſie 100 Goldgülden ausgeboten, Morgens mit andern darum zu turnieren, oder ſo viel von dem, der würde unterliegen, dazu zu gewinnen, und ſolch Geld bei dem Frauenzimmer, zu mehrerer Beſtättigung ihres Anweſens deponirt; hernach ſich noch deſſelben Abends aus der Stadt über Rhein, und mit großer Eil in ihre Burg begeben, und die Sache eben alſo bewendet gefunden, inmaßen ſie deſſen die edle Jungfrau berichtet, dann die Kaiſerlichen denſelben Tag die Veſtung mit großem Ernſt, aber doch nochmals vergeblich zum Sturm angelaufen. Als nun folgenden Tags der beſtimmte Turnier wieder angegangen, und die von Eberſtein nicht erſchienen, hat der Kaiſer vermerket, daß ihnen ſein Anſchlag verkundſchaftet, und aus ſeines Obriſten Botſchaft vernommen, daß man den Sturm mit großem Schaden ſeines Volks verricht, und ſtarken Widerſtand erlitten. Dieweil dann der Kaiſer viel Zeit und Volk verloren, und deren von Eberſtein treffliche Tugend genugſam erfahren, iſt er zu Rath worden, ſich mit ihnen zu verſöhnen, dieſelbe mit Freundſchaft ihm verpflicht zu machen, und zu deren Beſtättigung ſeine Schweſter Hedwig, König Heinrichs Tochter, dem jüngern Grafen Eberhard von Eberſtein zu vermählen. Demnach er nun ſolch ſein Gemüth und Fürhaben gedachter Grafen durch Botſchaft zu vernehmen gegeben, haben ſie ſich ſolcher anerbothner Gnade und Freundſchaft höchlich erfreut, ſolche mit höchſtem Danke beliebt, und iſt das Beilager in Sachſen gehalten worden.

## V.

## Peter von Staufenberg.

Peter Dirminger, der auf ſeiner Burg Staufen in der Ortenau wohnte, und auch Herr von Staufen hieß, kehrte einsmals von der Jagd heim. Es war ſchon um die Abenddämmerung, als er gegen das Dorf Nußbach kam, und da er müde und durſtig war, ging er zu einen Brunnen, der ſeitwärts vom Wege ſtand, und von alten Eichen beſchattet wurde. An der Quelle ſaß eine ſchöne Jungfrau, im weiſſen Gewande, die ſeinen Gruß ſittſam erwiederte, und ihn beim Namen nannte. Der Ritter war verwundert, und fragte, wer ſie ſey, und woher ſie ihn kenne. Ich wohne ganz nah, antwortete ſie, und habe euch manchmal geſehen, wenn ihr mit euern Jägern hier an der Quelle einen Trunk ſchöpftet, und da hört ich denn auch von euren Begleitern euren Namen nennen.

Der Ritter von Staufen, der noch jung und unverheurathet war, fand Wohlgefallen an der ſchönen Jungfrau und ihrem klugen Geſpräche, und die Liebe bemeiſterte ſich ſeines Herzens.

Die folgenden Tage, um dieſelbe Stunde, ging er jedesmal zu dem Brunnen, aber die Unbekannte ließ ſich nicht ſehen. Am Abend des vierten Tages, als er faſt ſchwermüthig an dieſer Stelle ſaß, und ſich mit dem Rücken an eine Eiche lehnte, vernahm er einen ungemein lieblichen Geſang, der aus dem Brunnen zu kommen ſchien. Er ſtand auf und ſah ſich ſorgfältig nach allen Seiten um, konnte aber Niemand entdecken, und auch die Stimme ſchwieg. Eben wollte er ſeinen Platz unter der Eiche wieder einnehmen, in Erwartung, die unſichtbare Sängerin werde ſich noch einmal hören laſſen, da ſah er die Jungfrau auf dem Stein ſitzen, auf welchem er zuvor geſeſſen hatte. Sie ſchien fröhlichen Muthes, denn auf alle ſeine Fragen gab ſie ihm keinen rechten Beſcheid, ſondern antwortete jedesmal mit einem Scherz, wodurch der Ritter in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dabei war ſie aber ſo einnehmend, daß er ſeinem Herzen keine Gewalt mehr thun konnte, ſondern ihr ſeine Liebe geſtand. Sie wurde nachdenkend, und beſchied ihn auf den nächſten Morgen, vor Sonnenaufgang, an den Brunnen.

Der Ritter fand ſich an dem beſtimmten Ort ein, als kaum die Sterne zu erblaſſen anfingen. Mit dem erſten Morgenlicht trat die Jungfrau aus dem Gebüſch hervor, in aller Huld und Schönheit, ſo daß der Ritter meinte, es ſtehe ein überirdiſches Weſen vor ihm. Um ihre blonden Locken, die vom Thau feucht ſchienen, hing ein Kranz von blauen Kornblumen, und ihre Bruſt ſchmückten zwei Roſenknoſpen. Sie ſah den Ritter mit dem hellen, reinen Blick der Unſchuld an, er aber wußte kein Wort hervorzubringen. Endlich ergriff er doch ihre Hand, und redete von ſeiner Liebe. Da bat ſie ihn, ſich neben ſie zu ſetzen, und ſagte:

Ich bin keine von den Töchtern der Menſchen, ſondern eine Waſſerjungfrau, die man auch Nümmchen oder Waſſerfeyen nennt. Wir geben unſre Liebe nicht ohne unſre Hand und unſre Hand nicht ohne unſre Liebe. Aber merkt wohl auf, Herr Ritter! Wenn ihr euch mit mir verbindet, ſo muß eure Treue rein bleiben, wie dieſe Quelle, und feſt, wie der Stahl eures Schwerts. Untreue brächte euch den Tod und mir unendlichen Jammer; denn wie unſre Liebe immer dauert, ſo auch unſer Schmerz.

Der Ritter ſchwur hoch und theuer, daß es ihm eben ſo unmöglich ſey, ohne ſie zu leben, als ihr je untreu zu werden. Die Jungfrau reichte ihm jetzt einen koſtbaren Ring dar, und er drückte ſie liebevoll an ſeine Bruſt, und ſprach von der anmuthigen Lage ſeiner Burg und wie ſie dort leben wollten in Friede und Freude. Es wurde der Tag verabredet, an welchem er ſie heimführen wollte als ſeine Hausfrau. Der Morgen dieſes Tages erſchien — als der Ritter aus ſeinem Schlafgemach in den Saal trat, erblickte er auf einem Tiſch drei kunſtreich geflochtene Körbchen, das eine mit Gold, das andre mit Silber und das dritte mit Edelſteinen mancher Art angefüllt. Es war die Morgengabe ſeiner Braut. Dieſe erſchien bald darauf, von mehreren Geſpielinnen begleitet, und die Trauung ſollte vor ſich gehen. Die Jungfrau verlangte den Ritter noch vorher allein zu ſprechen; ſie führte ihn in ein Nebengemach, und ſagte: Bedenkt noch einmal, Herr Ritter, was ihr thut. Wenn je euer Herz gegen mich erkaltet und warm wird für eine andre, ſo ſeyd ihr verloren, und es wird ein Zeichen geſchehen eures nahen Verderbens. Von mir werdet ihr nichts mehr zu ſehen bekommen, als dieſen meinen rechten Fuß.

Der Ritter fiel ihr um den Hals, und wiederholte die Betheurungen trunkner Liebe. Die Trauung geſchah jetzt, und dieſer Tag ſo wie viele folgende gingen in Luſt und Heiterkeit vorüber. Die junge Frau ſchien mit jedem Morgen herrlicher aufzublühen, und es war noch kein Jahr verfloſſen, als ſie den Ritter mit einem ſchönen Knaben beſchenkte. Bald darauf entzündete ſich ein ſchwerer Krieg im Frankenreiche. Peter von Staufenberg beſaß Muth und Ehrbegier, und er wollte, neben der Liebe, auch Ruhm gewinnen. Die Gattin hielt es nicht für ziemlich, ihn von der Waffenbahn zurückzuhalten; doch ließ ſie ihn in der Scheideſtunde mit ſchwerem Herzen aus den Armen los, und beſchwor ihn weinend, ihrer und des Säuglings an ihrer Bruſt nicht zu vergeſſen.

Peter zog nun mit einem Haufen Reiſiger über den Rhein und begab ſich unter die Fahnen eines fränkiſchen Herzogs. Schon im erſten Treffen zeigte er die Kraft ſeines Arms und ſeine Klugheit auf eine Weiſe, die ihm die Gunſt des Herzogs erwarb; in einer Feldſchlacht rettete er dieſem das Leben, und hatte großen Antheil an dem Siege, der zum ſchnellen Frieden führte. Der Herzog bewieß ſich dankbar — er bot dem wackern teutſchen Ritter die jüngſte und ſchönſte ſeiner Töchter zur Gattin an. Peter war nicht gleichgültig gegen ihre Reize und noch weniger gegen die Ehre, mit einem Fürſtenhauſe in Verwandtſchaft zu kommen, doch war er auch nicht unredlich genug, ſeine Verheurathung zu verſchweigen. Er erzählte offenherzig, wie alles dabei zugegangen. Der Herzog ſchüttelte den Kopf, und ſagte: Hier habe der böſe Geiſt ſein Spiel; der Ritter ſey mit einem geſpenſtiſchen Weſen verbunden, und um ſeiner Seele willen müßte er ſich von einem ſolchen Band zu befreien ſuchen. Der Hofkaplan, der jetzt gerufen wurde, erklärte daſſelbe, und verſicherte, ſobald der Ritter den Segen der Kirche und eine chriſtliche Gattin von der Hand des Prieſters empfange, werde der Zauberſpuk verſchwinden. Peter ließ ſich leicht bereden, und verlobte ſich mit der ſchönen Fürſtentochter. Die Trauung ſollte nach vierzehn Tagen ſtatt haben. Den Abend zuvor langte einer ſeiner Knechte von Staufen bei ihm an, mit der Botſchaft ſeine Gattin und ſein Kind ſeyen plötzlich von der Burg verſchwunden. Peter erkundigte ſich nach den Umſtänden, und erfuhr, daß dies am nämlichen Tag und zur nämlichen Stunde geſchehen, da er ſeine neue Verlobung gehalten. Nun wurde er faſt noch in dem Glauben an eine geſpenſtiſche Täuſchung beſtärkt, und ging des andern Tags mit ziemlich leichtem Herzen zur Trauung, die auf einem Luſthauſe geſchah. Als die Geſellſchaft fröhlich bei der Tafel ſaß, und auch der Ritter guter Dinge war, ſah er von ohngefähr nach der Wand des Zimmers, und in dieſem Augenblick kam ein niedlicher Frauenfuß aus der Wand hervor. Der Ritter rieb ſich die Augen, ob er auch recht ſehe, doch die Erſcheinung blieb eine geraume Zeit. Da überlief es ihn kalt und warm, und groſſe Schweißtropfen hingen an ſeiner Stirne, denn er gedachte der Warnung, welche ihm die Waſſerjungfrau gegeben. Er that ſich Gewalt an, und leerte eifrig den Becher, um ſeiner Bangigkeit Herr zu werden, welches ihm in etwas gelang. Gegen Abend brach die Geſellſchaft aus dem Luſthauſe nach dem herzoglichen Schloſſe auf — der Weg ging über eine Brücke; aber Peter, der zu Pferd war, ritt durch den ſehr ſeichten Fluß. Kaum befand er ſich in deſſen Mitte, da kochte und ſchäumte das Waſſer, wie beim Meeresſturm, haushoch ſchlugen die Wellen empor und über dem Haupte des Ritters zuſammen; ſein Roß fing an zu ſcheuen und ſich zu bäumen — wild warf es ſeinen Reuter ab, und ſprang ans Ufer. — Furchtbarer tobte jetzt der Strom noch einen Augenblick lang — aber plötzlich wurde er ruhig, wie von unſichtbarer Macht gebändigt — das Waſſer floß ſtill und klar dahin — der Ritter von Staufen war verſchwunden, und auch ſein Leichnam konnte nicht mehr gefunden werden.

## VI.

## Die Felſenhöhle.

Nach der ehemaligen Abtei Allerheiligen geht, von Oberachern aus, der Weg durch ein wildes Thal. Nicht weit davon liegt, an einer einſamen Waldſtelle, ein mächtig großer Fels, der durchaus wie eine alte Kirche geſtaltet iſt. Nach einer dunkeln Sage war dies eine der erſten chriſtlichen Kirchen der Gegend, und von einem edlen Alemannen geſtiftet worden. Er hinterließ ſieben Töchter, welche eben ſo ſchön als fromm waren, und auf der väterlichen Burg in Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attila mit ſeinem furchtbaren Heer an den Rhein kam, um nach Gallien zu gehen. Er ließ eine Menge Flöſſe verfertigen, auf welchen der Rheinübergang geſchehen ſollte. Von den Schaaren, die ausgeſchickt wurden, das nöthige Holz herbeizuſchaffen, kam eine durch Zufall auf die Burg, auf welcher die ſieben Schweſtern wohnten. Dieſe rauhen Krieger ehrten eben ſo wenig die Tugend als die Wehrloſigkeit, und ließen ihren frechen Begierden freien Zügel. Die Jungfrauen ſahen hier nur die Wahl zwiſchen Tod und Schande; auch waren ſie bereits im Augenblick entſchloſſen, den erſten vorzuziehen, als ein alter, treuer Diener ihnen rieth, gegen Abend durch einen unterirdiſchen Gang nach der Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er wollte bis dahin die ungeſchlachten Geſellen beim Trunke feſthalten, und meinte, ſie würdens doch nicht wagen, das Haus des Herrn zu entweihen.

Die ſieben Schweſtern nahmen den guten Rath dankbar an, und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloſer Knecht, der ihre Flucht entdeckt hatte, verrieth den Hunnen das Geheimniß. Dieſe ſtürzten voll Wuth nach der Kirche; als ſie aber die Thüre verſchloſſen fanden, fällten ſie im Wald eine junge Tanne, und hieben die Krone und Aeſte davon ab, um mit dem Stamm die ſtarke eichene Pforte zu ſprengen. Die Arbeit war in einer Stunde vollendet, und mit wildem Hohngeſchrei eilte die freche Rotte, das ruchloſe Vorhaben in Ausführung zu bringen. Sie kamen bald an Ort und Stelle, allein der Eingang in die Kirche war nicht mehr zu finden. Auch die Fenſter und überhaupt jede Oeffnungen waren verſchwunden. Wohl ſtand die Kirche noch da, doch als ein dichter Fels, und leis und ſchauerlich tönte daraus hervor ein Sterbegeſang. Noch vernimmt bisweilen der einſame Bergbewohner in ſtillen Nächten liebliche Stimmen, die aus dem Stein zu kommen ſcheinen, aber keine Furcht erregen, ſondern das Gemüth mit einem frommen Sehnen erfüllen.

## VII.

## Die Odilienhöhle bei Freiburg.

Odilie, die Tochter des Elſaſſiſchen Herzogs Attich, war im Kloſter zu Meyenfeld erzogen worden, und hatte früh in ihrem Herzen gelobt, den Schleier zu nehmen. Sie kam einſt aus dem Kloſter an das Hoflager ihres Vaters, und ihre Schönheit wurde für viele Herzen gefährlich. Bald fanden ſich einige Herren ein, die um ihre Hand warben, und darunter war auch ein vornehmer Alemanne, der dem Herzog wohl gefiel, weswegen er darauf beſtand, ſeine Tochter ſollte dieſem ihr Jawort geben. Odilie aber gedachte ihres Gelübdes, und da der Herzog immer dringender wurde, und ſie keinen andern Ausweg mehr ſah, beſchloß ſie, die Flucht zu ergreifen. Sie legte ihre koſtbaren Gewänder ab, zog ein ärmliches Kleid an, und kam ſo glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer ſie alsbald ans andre Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog ſandte ſeine Leute auf allen Straßen aus, um die Flüchtige einzuholen. Er ſelbſt ſetzte ſich zu Pferd, und ſchlug zufällig den Weg ein, welchen Odilie genommen hatte. Der Fährmann, welcher ſie übergeſchifft, beſchrieb ihre Geſtalt ſo genau, daß dem Vater kein Zweifel blieb, und er ließ ſich und ſein Gefolge ohne Verzug ans rechte Ufer überſetzen.

Odilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erſtiegen, von welchem man das Rheinthal überſchauen konnte. Abgemüdet von der Angſt und dem ungewohnten Wege ſetzte ſie ſich auf ein Felſenſtück, und erhob den Blick zum Himmel und faltete die Hände im ſtillen Gebet. Kaum hatte ſie einige Augenblicke ſo geſeſſen, und neue Kräfte und neuen Muth geſammelt, als ſie ein Geräuſch hörte. Ein Trupp Reuter kam den Berg herauf, und Odilie erkannte die Farbe ihres Vaters. Sie ſprang auf, und eilte dem Dickigt der Höhe zu, um ſich dort verbergen zu können. Im Anfange gab die Furcht ihren Schritten Flügel, doch allmälig wich ihre Kraft, und ſie war nahe daran, erſchöpft niederzuſinken. Ein Fels, um welchen hin der Pfad führte, verbarg ſie noch den Augen der Verfolger. Zitternd ſtreckte Odilie die Arme zum Himmel, und flehte um Rettung. Da that plötzlich der Fels ſich von einander, ſie trat hinein, und er ſchloß ſich hinter ihr.

In dieſem Augenblick vernahm ſie das Getrappel der Roſſe und die Stimme ihres Vaters, der ſie beim Namen rief. Mein Vater! antwortete Odilie; und mit Verwunderung hörte Attich die Stimme ſeiner Tochter aus dem gediegenen Fels klingen. Odilie! rief er noch einmal; und ihn faßte ein Grauen, als ihre Worte wieder aus dem Geſtein hervordrangen.

Ihr verfolgt den, der mich ſchützt, ſagte Odilie, und erzählte, was ihr begegnet war. Da erkannte Attich den Willen des Herrn, und ſchwur, das Gelübde ſeines Kindes zu ehren, und für ſie auf Hohenburg ein Kloſter zu erbauen.

Jetzt öffnete ſich der Fels wieder, und Odilie trat hervor, wie von einem Glanze des Himmels umgeben, und ſank an die Bruſt ihres Vaters.

Der Fels aber blieb offen von dieſer Stunde, und in der Höhle, welche Odilien verborgen, entſprang ein klarer, friſcher Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen.

Häufig wird noch jetzt dieſe Höhle aus der Umgegend beſucht, und Odiliens Name lebt im Munde des Volkes, wie in der Geſchichte.

## VIII.

## Der Jäger.

In einer wilden, einſamen Gegend des Schwarzwalds ſieht man noch das verbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen. Doch hat ſich davon folgende Sage erhalten. Der letzte Bewohner des Schloſſes war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine Luſt kannte und keine Beſchäftigung. Er hegte das Wild in ſeinen Forſten ſo treulich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüſtete, und viele derſelben Hungers ſtarben. Einſt, am Vorabend eines kirchlichen Feſtes, trieb er ſich, wie gewöhnlich, bis tief in die Nacht im Walde herum, und verirrte von ſeinem Gefolge. Umſonſt war er bemüht, einen Pfad zu entdecken; die Wildniß wurde immer graulicher, und ihm blieb zuletzt kaum noch ſo viel Kraft, ſich durch das dichte Geſtrüpp durchzuarbeiten. Endlich, um Mitternacht, gelangte er auf einen freien Platz, mitten im Forſte, wo er ſich auf den Raſen niederwarf, um auszuraſten. Es rauſchte etwas durchs Gebüſch daher — er griff nach ſeinem Jagdſpieß; doch ſeine Hunde begannen gar ängſtlich zu winſeln, und als das Geräuſch näher kam, ſprangen ſie heulend in das Dikkigt. Dem Grafen, ſo keck er ſonſt war, kam die Sache doch ſeltſam vor, zumal da jetzt ein ſtattlicher Mann, einen Bogen in der Hand und ein Hüfthorn an der Seite, keuchend und ſtöhnend aus dem Walde gelaufen kam. Hinter ihm drein ritt ein großer Schwarm von Todtengerippen, alle auf gewaltigen Sechszehnendnern. Der Mann ſuchte ihnen zu entrinnen, aber wohin er ſich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp von ſolchen Reutern entgegen, und ſie jagten ihn wohl eine Stunde lang auf dem Platze her und hin, bis der Graf in der Angſt ſeines Herzens laut den Namen des Erlöſers anrief, worauf die Gerippe auf den Hirſchen alsbald verſchwanden. Der Mann aber, den ſie gejagt hatten, trat zu dem Grafen, und ſagte:

Ich bin dein Aeltervater, und habe, wie du, mein Leben lang Wild und Menſchen gequält. Wohl hundert arme Kerle, die in meinem Wildbann frevelten, ließ ich lebendig auf Hirſche ſchmieden, und die Thiere dann durch Hunde verfolgen, bis ſie irgendwo niederſtürzten, und der Unglückliche, den ſie trugen, unter langen Qualen ſein Leben verhauchen mußte. Zur Strafe irre ich jetzt in meinen Wäldern umher, und jegliche Nacht verfolgt mich der Schwarm meiner Gemordeten, und ich dulde tauſendfach, was ich an ihnen verübt. Gehe nach Haus, und ſey menſchlicher, als ich war.

Bei dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung. Der Graf aber war ſo vom Schreck ergriffen, daß er ſich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Erſt am Morgen fanden ihn ſeine Leute, allein ſo entſtellt in jedem Geſichtszug, daß ſie ihn kaum mehr erkannten. Sie wollten ihn nach der Burg zurückführen; da that er ihnen ſeinen Entſchluß kund, an dem Ort, wo ſie ihn gefunden, eine Klauſe zu bauen. Bis dieſe fertig ſeyn würde, wollte er in einer nahen Höhle wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen ausſchreiben und alle Zugänge in ſeine Burg vermauern, damit kein menſchliches Weſen ſie mehr betreten könne, und der Name ſeines Geſchlechts verſchwinden ſollte unter den Menſchen.

## IX.

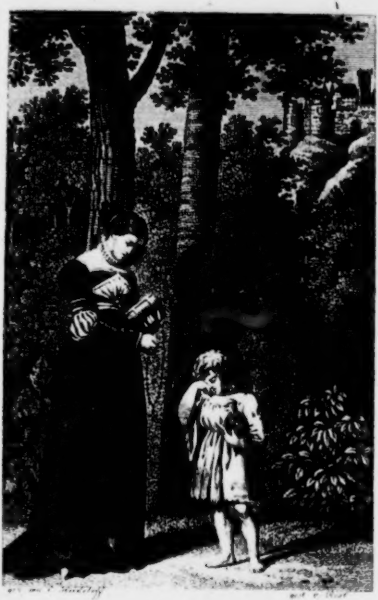
## Der Köhler.

Im Gebürg, ohnfern der Stelle, wo die Burg Zähringen ſteht, lebte in uralter Zeit ein Köhler mit ſeinem Sohne. Sie nährten ſich redlich von ihrem Gewerbe, doch hatte der Sohn kein ſonderlich Gefallen daran, denn ſeit er einmal, am Hoflager des Herzogs, die ſtattlichen Ritter und die ſchöngeſchmückten Frauen bey einem Kampfſpiele geſehen hatte, war ſein Sinn nach etwas Höherem gerichtet, und er bat ſeinen Vater oft, ihn bey einem wackern Ritter in Dienſt treten zu laſſen. Der Alte mochte jedoch von ſolchen Dingen nichts hören, und fertigte den Jüngling jedesmal mit dem Sprüchlein ab: Der Menſch müſſe nie über ſeinen Stand hinausſtreben.

Eines Tags, als beyde, wie häufig geſchah, über dieſe Sache in einen kleinen Zank gerathen waren, kam ein alter Mönch des Wegs daher. Nachdem er die Urſache des Zwiſts vernommen, betrachtete er den Jüngling gar aufmerkſam, ergriff die Hand deſſelben, als wollte er aus den Linien etwas herausleſen, und ſagte alsdann freundlich, indem er ihm ſeinen Segen gab: mit Gott, dies ſey dein Wahlſpruch, mein Sohn. Er zeigte hierauf dem alten Köhler einen Platz, dort ſollte er fürder ſeine Kohlen brennen. Der Köhler that nach den Worten des Mönchs, und gleich nach dem erſten Brand fand er dort einen großen Klumpen geſchmolznen Silbers. So geſchah es auch die folgenden Male, und der Köhler ſammelte, nach und nach, einen großen Schatz, den er ſorgſam in einer Felſenhöhle verbarg.

Um dieſe Zeit trug ſichs zu, daß der Herzog in einen unglücklichen Krieg verwickelt wurde, und ſich zuletzt genöthigt ſah, mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern und wenigem treuen Geſinde eine Zuflucht in der Wildniß auf dem Kaiſerſtuhl zu ſuchen. Es wäre ihm leicht geweſen, einen neuen Heerhaufen zu ſammeln, und den Feinden die Spitze zu bieten, allein er mangelte des Geldes, und mußte nun mit den Seinigen Noth und Ungemach ertragen. Das hörte der alte Köhler, und ſagte zu ſeinem Sohn: Geh hinüber auf den Kaiſerſtuhl, und biete dem Herzog unſern Schatz an und deinen Arm. Der Jüngling gehorchte mit Freuden, und der Herzog war eben ſo erſtaunt als gerührt über dieſes Anerbieten. Er rief ſeine Gemahlin und ſeine Kinder, und ſtellte ihnen den Jüngling vor. Mit dem Schatze wurden nun, in der Stille, Söldner geworben, und der Herzog überfiel ſeine Feinde, die ſich ſchon ſicher glaubten im Beſitz des Landes, ganz unerwartet. Der junge Köhler führte ſein Schwert bey dieſer Gelegenheit ſo kräftig, daß er viel zum Siege beytrug. Noch ſchöner bewährte ſich ſeine Tapferkeit in einem zweyten Treffen, wo er den feindlichen Heerführer gefangen nahm, und dadurch dem Krieg ein Ende machte. Der Herzog bewies ſich höchſt dankbar — er machte den jungen Köhler zum Herrn großer Ländereyen, und gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlin.

Der Verfaſſer der alten Freyburger Chronik erzählt dieſe Sage, mit einigen Abänderungen, und macht — hiſtoriſch unſtatthaft — den jungen Köhler zum Erbauer des Schloſſes Zähringen.



# Myrten- und Zypreſſen-Kränze

P von P

Aloys Schreiber.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſtes Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

---

Stuttgart 1821.
in der J. D. Sattler'ſchen Buchhandlung.

Ihrer Erlaucht

der

Frau Reichsgräfin

Luiſe von Hochberg.

## Inhalt.

Das Gelübde . . . . . . . Seite 1.

Die geſtörte Trauung . . . . . — 37.

Das Wunder. Eine Legende. . . — 53.

Das Windſpiel . . . . . . — 81.

Die Todtenglocke . . . . . . — 115.

Der Kirchenbann . . . . . . — 149.

# P

## Das Gelübde.

Auf ſeiner Burg Windegg ſaß, bei einem gefüllten Humpen, Ritter Luz von Windegg, und ſchien ſich über etwas Wichtiges den Kopf zu zerbrechen. Er war ein Mann in Fehden ergraut, biedern, deutſchen Sinnes und geraden Weſens. Eben trat ſeine Tochter Adelgunde, ein roſenwangiges, blauaugiges Mädchen von achtzehn Jahren zur Thür herein, in der Hand Buch und Roſenkranz, denn ſie kam von einer Wallfarth, die ſie in Begleitung einer Dirne nach unſrer lieben Frau im Thal, einem, eine halbe Stunde von der Burg entlegenen Nonnenkloſter gemacht hatte.

'ſ freut mich Gundchen, hob der alte Luz an, 'ſ freut mich, daß du ſo fromm biſt, das haſt du von deiner ſeligen Mutter.

Es fehlt mir noch viel, um ihr ähnlich zu ſeyn, erwiederte das beſcheidene Mädchen.

**Luz.** Setze dich zu mir, mein Kind, — du warſt im Kloſter zu unſrer lieben Frau; gefällt dir das Kloſterleben?

**Adelgunde.** Ich kann wenig davon ſagen. Was mir am Kloſterleben überhaupt mißfällt, iſt, daß wer einmal da eingeſperrt iſt, nicht mehr unter Gottes freiem Himmel herumwandeln darf. Immer in der engen dumpfen Zelle muß einem zulezt der Odem ausgehen.

**Luz.** Aber die Ruhe der Seele, der Friede, der in der Einſamkeit wohnt! o beides giebt die Welt nicht. Ich habe ſechszig Jahre durchlebt, und nur ſelten am Abend mein Haupt ruhig auf's Kiſſen gelegt.

Adelgunde wußte nicht, wohin dieſer Eingang führen ſollte. Ihr Herz ſchlug unruhig. Der Alte ergrif ihre Hand.

Mein Kind, hätteſt du nicht Luſt den Schleier zu nehmen?

Eine Thräne wollte ſich aus ſeinen Augen drängen, als er das ſagte; mit Mühe hielt er ſie zurück.

Adelgunde wußte nicht gleich zu antworten.

Wäre dieſe Frage nur einen Tag früher an ſie geſchehen, ſo würde die Antwort weniger ſchwer geworden ſeyn. Ein kleiner Zufall hatte heute in ihrer Seele andere Empfindungen und Wünſche aufgeregt. Eben da ſie in die Kapelle unſrer lieben Frau im Thal eingehen wollte, kam da heraus ein junger Ritter ſchlanken Wuchſes, edlen Ganges und edler Bildung. Freundlich bückte ſich der Ritter vor Adelgunden, die ſeinen Gruß ſchüchtern erwiederte. Ihre Andacht war diesmal nicht ſo ungeſtört wie ſonſt, dann immer drängte ſich das Bild des fremden Jünglings vor ihre Seele. — Es war ein ſchöner Maitag; der Weg vom Kloſter nach der Burg führte durch ein anmuthiges Gehölze, wo die Bewohner des Waldes ihre Lieder ſangen: das Gehölz grenzte an eine blumenreiche Wieſe, und von da gieng's über eine mit Obſtbäumen beſchattete Anhöhe hinauf nach Windegg. Adelgunde legte dieſen Weg an der Seite ihrer Begleiterin ſtumm zurück; zum erſtenmale regte ſich ein ihr bis dahin fremdes Etwas in ihrem Buſen. Sie brach einen Blüthenzweig von einer Staude, und ſog den Duft in ihre Seele; das dunkle Gefühl deſſen, daß der Menſch nicht gemacht iſt, allein zu ſeyn, beklemmte ihre Bruſt und hauchte eine leichte, ſüße Schwermuth über ihr ganzes Weſen. So kam ſie in der Burg an, und bei dieſer Gemüthsſtimmung mußte die Frage ihres Vaters, ob ſie den Schleier nehmen wollte, ſie allerdings in Verwirrung ſetzen. Doch faßte ſie ſich bald und antwortete: Ich will bei Euch bleiben, mein Vater, wer ſollte Euch pflegen im herannahenden Alter, wenn eure Tochter fern wäre?

**Luz.** Das darf dich nicht kümmern. Ich habe treue Leute um mich.

**Adelgunde.** Die können Euch freilich warten, aber nicht mit der Liebe, wie eure Adelgunde.

Thränen zitterten in ihren Augen, als ſie das ſagte, ſie warf ſich an den Hals ihres Vaters:

Nein, ſchluchzte ſie, Ihr werdet eure Tochter nicht von euch ſtoßen.

Ritter Luz war verlegen, denn er liebte ſeine Tochter wirklich.

Aber in einer ſchweren Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, gelobte er, ſo er geneſen würde, ſeiner Töchter eine dem Himmel zu weihen. Damals hatte er ihrer noch drei; zwo derſelben raſte eine Krankheit hinweg, und nur Adelgunde blieb übrig, um die Schuld der Uebereilung ihres Vaters zu bezahlen. Schwer ward es dem Vaterherzen des Ritters, ſein einziges Kind, den lezten Sprößling ſeines Stammes in ein dürres Erdreich zu ſtecken, wo er verdorren ſollte, ohne ſeines Daſeyns leiſeſte Spur hinter ſich zu laſſen: aber Vorurtheil, wie viel mächtiger biſt du, als die Natur! von jeher hatteſt du mehr ſtandhafte Bekenner und Märtyrer ſogar, als die Wahrheit.

Demohngeachtet war der Ritter in dieſen Augenblicken zu ſehr Vater, um ſeiner Tochter das unwiderrufliche Urtheil eines lebendigen Todes, oder eines todten Lebens ſo geradezu anzukündigen.

Ich meynte nur ſo, ſagte er, von ihren Thränen und Küſſen überwältiget: mein Stündlein kann heut oder morgen ſchlagen, dann bleibſt du allein in der Welt! Weißt du wie? Ueberlege du das Ding! Mache noch einen Betgang zu unſrer lieben Frau im Thal, und bitte ſie deinen Sinn zu lenken.

Das will ich, mein Vater! erwiederte Ad[illegible]gunde getroſter.

Schon am andern Morgen machte ſie die zweite Wallfarth in's Nonnenkloſter, um die Entſcheidung ihres Schickſals vom Himmel zu erflehen. Sie ahnete wohl, daß der Himmel ſprechen würde, wie ihr Herz. Vielleicht hatte auch der fremde Ritter ſeinen geheimen Antheil daran, daß ſie dieſe Sache ſo ſehr beſchleunigte, wenigſtens konnte ſie ſich des Wunſches nicht erwehren, ihn wieder auf ihrem Wege zu finden: und wie unſchuldig war dieſer Wunſch!

Am Fuße des Hügels ſaß unter einem wilden Apfelbaum eine junge, braune Bäuerin, die einen Säugling auf den Armen hielt, und ihm die volle Bruſt reichte. Ihr Auge voll Andacht und Liebe hieng an dem aufquellenden, ſchönen Knaben, und ſie ſchien Adelgunden und ihre Begleiterin kaum zu bemerken, als dieſe an ihr vorüber giengen. Adelgunde heftete unwillkührlich einen langen verweilenden Blick auf die glückliche Mutter, und neue Gefühle zitterten durch ihr Herz. — Als ſie in der Kapelle anlangte, flog ihr erſter Blick auf die Madonna, die den göttlichen Knaben holdlächelnd im Arm hielt, und ihre Andacht ward inniger, glutvoller, als je. Das Bild der glücklichen Mutter, die ſie ſo eben geſehen hatte, floß in ihre Vorſtellung mit dem Madonnenbilde in eins zuſammen, dieſe ſchien ihr eben ſo innig gerührt, als jene, auf das Pfand ihrer Liebe herabzublicken, und ſie fand in ihrem Anblick eben den lebendigen Ausdruck mütterlicher Wonne, der ſie beim Anblick der Bäurin ſo mächtig ergriffen hatte. Kein Wunder, daß ihr ganzes Weſen izt in Andacht zerſchmolz; denn nichts iſt glühender, als die Andacht eines jungen, ſchuldloſen, liebevollen Geſchöpfs, das alles, wovon es umgeben wird, mit Inbrunſt an ſich drücken mögte.

Deſto ſchlimmer war dieſer Seelenzuſtand für die Abſicht ihres Vaters; das Mutterlächeln der gebenedeiten Jungfrau ſchien ihr in die Seele zu flüſtern: Eine Mutter iſt ein ehrwürdiges Geſchöpf und Gott zum mindeſten eben ſo gefällig, als eine Nonne.

Ob in dieſer Stunde das Bild des Unbekannten nicht auch mitunter — wenigſtens im Hintergrund ihrer Fantaſie — ſich gezeigt habe, möcht ich nicht verneinen. Wenigſtens ſchauerte ſie einigemale, da ſie Fußtritte hinter ſich hörte, zuſammen, und verlies die Kapelle mit niedergeſenktem Blick und hochrothen Wangen, und tränmend und langſam wandelte ſie den Weg nach der Windegg zurück.

In dem Gehölze, durch welches ſie kam, begegnete ihr ein Bube, der ein Zinshuhn nach der Burg trug, und dem helle Thränen von den Backen floßen.

Warum weinſt du Kleiner? fragte Adelgunde mit theilnehmender Stimme.

**Der Knabe.** Sollt ich nicht weinen, da ich unſer einziges Huhn dem Burgvogt bringen muß?

**Adelgunde.** Haſt du noch Eltern?

**Der Knabe.** Eine Mutter, die alt iſt, und kränkelt.

**Adelgunde.** Ihr ſeid wohl arm?

**Der Knabe.** Ja wohl arm! Ich bin noch zu ſchwach, um arbeiten zu können — dieſes Huhn legte täglich ein Ei, und damit konnte meine arme Mutter ſich erquicken, nun hat die nichts mehr als Brod, welches ich an der Kloſterpforte hole, und Wurzeln.

**Adelgunde.** Warum bringſt du denn das Huhn dem Vogt?

**Der Knabe.** Wir ſind leibeigen und müſſen jährlich Geld oder ein Huhn an den Herrn geben. Aber woher ſollen wir Geld nehmen?

Adelgunde griff in ihre Taſche, langte ein Silberſtück hervor, und reichte es dem erſtaunten Knaben mit einem Engellächeln. Damit, ſagte ſie, bezahle den Vogt, und das Huhn bringe deiner Mutter zurück. Der erfreute Knabe wollte ihr den Saum des Gewandes küſſen, was ſie aber nicht zulies, und eilte in fröhlichen Sprüngen mit dem Huhn zu ſeiner Mutter zurück.

Hätte Adelgunde gewußt, daß ſie einen Zeugen dieſer Handlung habe, ſo würde ſie ſo unbefangen nicht von da gegangen ſeyn. So willkommen ihr jede Gelegenheit zum Wohlthun war, ſo ſehr ſcheute ſie jeden Blick, der es bemerken konnte.

Ihre Tugend war anſpruchlos und ſchüchtern ſogar, wie ihr ganzes Weſen, und eins mit demſelben, und nie, auch bei Ausübung der beſten Handlung, dachte ſie daran, etwas gethan zu haben, was ihr Verdienſt oder Ehre brächte.

Der Zeuge, der ſie diesmal belauſchte, war Konrad von Lauff, eben der junge Ritter, welcher ihr an der Kapelle im Thal begegnet war, deſſen Namen ſie aber nicht wußte. Auf der Jagd hatte er ſich in dieſe Gegend verloren, und gedankenvoll ſtand er, den Jagdſpieß in der Hand, an eine Buche gelehnt, als die erwähnte Szene unter ſeinen Augen vorfiel. Ein Buſch verſteckte ihn vor Adelgunden's und ihrer Begleiterin Blicken. Kaum hatten ſich dieſe entfernt, als er dem Buben nacheilte, und das von Adelgunden erhaltene Silberſtück von ihm gegen ein Goldſtück eintauſchte. Er hätte wohl noch mehr dafür gegeben.

---

Unten an der Burg Windegg rieſelte unter hundertjährigen Eichen eine kühle Quelle, rings wa ren Raſenbänke angebracht, zur Bequemlichkeit des müden Pilgers. An dieſer heimlichen, ſchauerlichen Stelle weilte Adelgunde gewöhnlich, wenn ſie Abends ein Feierſtündchen hatte, denn den Tag über ſaß ſie am Rocken, oder trieb andere weibliche Arbeit. Nur in der ſchönen Jahrszeit gieng ſie, wenn es die Witterung erlaubte, Abends ſpazieren, oder ihre alte Amme erzählte ihr eine Kunde der Vorzeit. Auch am Abend nach ihrer zweiten Wallfarth gieng ſie an ihr Lieblingsplätzchen, verloren in mancherley Ahndungen und Träumen. Schon war die Sonne über die Berge, überall um ſie her friedliche Stille, nur vom Flöten eines Vogels hier und da unterbrochen. Ein Geſang machte ſie aufmerkſam, ein alter Pilger mit kreideweißem Bart wallte das Thal herauf und ſang ein frommes Lied, welches in der melancholiſchen Abendſtunde wie ein Grablied des Tags tönte. Der Pilger hörte zu ſingen auf, als er ſich Adelgunden näherte, und flehte ſie um ein Allmoſen, ſie zog das Beutelchen, und wollte ſeine Bitte huldreich gewähren, als der verkappte Betrüger ein Zeichen mit den Händen gab, worauf aus dem Gebüſche einige Reiſige ſtürzten, und das erſchreckte Mädchen ergriffen. Nicht weit von da ſtanden im Hinterhalt geſattelte Pferde, auf dieſe warfen ſie ſich mit ihrem Raub und ſprengten davon.

Auf der Burg Windegg erregte das lange Auſſenbleiben des Fräuleins Beſorgniſſe. Der alte Luz ſchickte eine Dirne nach ihr, und als dieſe mit der Nachricht kam, daß Fräulein Adelgunde nirgends zu finden ſey, wurden mehrere Knechte auf Kundſchaft ausgeſandt. Der Ritter wußte ſich in der Sache kein Licht, keinen Rath; mit Niemanden war er in Fehde begriffen, und die Gegend geſäubert von Räubern. Doch das Unglück kommt unter mancherley Geſtalt, und dieſer Gedanke preßte ſein Vaterherz gewaltig zuſammen.

Nach einigen Stunden trat ein Knappe herein und meldete einen fremden Ritter, welcher Herrn Luz zu ſprechen verlange.

Wer iſt er?

**Der Knappe.** Das will er euch kund thun. Er habe gute Bothſchaft, ſagte er.

**Luz.** So laß ihn eintreten.

Mit geſchloſſenem Viſier kam der fremde Ritter herein.

Wer ſeyd Ihr? und was bringt Ihr? fragte Ritter Luz.

Mich ſelbſt zu einem Gefangenen, entgegnete der Fremde, und nahm ſeinen Helm vom Kopf.

**Luz.** Ich kenn' und verſteh' Euch nicht.

**Der Fremde.** Aber ihr kennt den Ritter Wulf von Lauff?

**Luz.** Wer kennt den nicht?

**Der Fremde.** Der ließ heute eure Tochter rauben.

Ritter Luz fuhr auf und wollte ſeine Knechte zuſammen rufen. Der Fremde hielt ihn bei der Hand und ſagte: Ruhig, Biedermann! Eure

Tochter iſt gerettet. Ihr habt mich als Geißel für ihre Sicherheit.

**Luz.** Aber meine Tochter, wo iſt meine Tochter, mein einziges Kind?

**Der Fremde.** In der Burg Lauff, wo ſie gut behandelt wird, dafür bürg ich Euch.

**Luz.** Aber warum ward meine Tochter mir ſo ſchändlich entriſſen? Meine Fehde mit dem von Lauff war längſt ausgetragen, und wäre ſie's nicht geweſen, ſo ziemt Weiberraub keinem Biedermann.

**Der Fremde.** Ihr müßt euch irgendwo haben verlauten laſſen, daß ihr eure Tochter in's Kloſter bringen wollt. Der von Lauff machte demnach den Entwurf, die Dirne zu entführen, um ſie ſo vielleicht zu einer Heurath mit ſeinem Sohne zu bereden, oder Euch wenigſtens für ihre Freyheit ein beträchtliches Löſegeld abzudingen. Man weiß, daß Ihr reich ſeyd, und —

**Luz.** Aber wer ſeyd Ihr?

**Der Fremde.** Konrad von Lauff.

**Luz.** Ihr Ritter Wulfs Sohn?

**Der Fremde.** Der bin ich, und komme, das Vergehen meines Vaters gut zu machen.

**Luz.** Ich bitt Euch, habt einen alten Mann nicht zum beſten!

**Der Fremde.** Auf Ritterwort, es iſt Wahrheit, was ich ſage.

**Luz.** Wahrlich mein Glaube iſt zu klein, für ſolchen Edelmuth!

**Der Fremde.** Euch deucht, es iſt Edelmuth, was ihr, wenn ihr mich hören wollt, vielleicht als Schwäche bemitleiden werdet.

**Luz.** Erſt ſezt Euch! — Ulrich, einen Krug Wein! — Aber iſt's auch gewiß, daß meine Adelgunde gut behandelt wird?

**Der Fremde.** Um darüber gewiß zu ſeyn, ſendet ſogleich einen Bothen an meinen Vater, und laßt ihm bedeuten, daß zwar eure Tochter in ſeiner Hand, dahingegen ſein Sohn in der eurigen ſey. Zum Wahrzeichen gebt dem Bothen meine Feldbinde mit. Er machte ſeine Feldbinde ab und gab ſolche dem Ritter, welcher ſogleich einen Reiſigen nach Lauff beorderte. Jezt begann Ritter Konrad ſeine Erzählung.

Erſt vor vierzehn Tagen kam ich von dem Hofe des Zähringers zurück, wo ich, wie ihr wißt, als Edelbube gedient hatte. In der Kapelle zu unſerer lieben Frau im Thal ſah ich geſtern zum erſtenmal mit flüchtigem Blick eure Tochter, und — warum ſollt ich's Euch verheimlichen? ſie gefiel mir baß, denn die geſchmückten Hoffräuleins in Zähringen. Heute Nachmittag, auf der Jagd ſah ich ſie wieder, und war, ohne von ihr bemerkt zu werden, Zeuge einer ſchönen Handlung, die ſie ausübte. Ihre Schönheit hatte mein Herz gerührt, ihre Güte feſſelte es. Als ich nach Hauſe kam, theilte mir mein Vater ſein Vorhaben mit, das empörte mich, und ich barg ihm meinen Abſcheu gegen eine dergleichen Gewaltthat nicht. Du liebſt die Dirne, ſagte er, und die Sache zu ändern, iſt zu ſpät; wahrſcheinlich befindet ſie ſich gegenwärtig ſchon in den Händen meiner Reiſigen.

Jezt warf ich mich eilig auf mein Roß, um vielleicht noch die Ausführung zu hindern, aber durch eure ausgeſchickten Knechte erfuhr ich, daß es zu ſpät ſey, und ſchnell entſtand in mir der Gedanke, mich Euch als Geißel anzubieten, um die Schmach einer ſolchen That von unſerm Hauſe abzuwälzen, und meinem Vater die traurigen Folgen zu erſparen.

**Luz.** Ich dank Euch, daß Ihr mich mit einem Biedermanne bekannt macht. Nehmt meine Hand zum Freundſchafts-Bunde, und wahrlich, mir iſt's leid, daß ich Euch nicht mehr geben kann. Meine Tochter hab ich dem Himmel gelobt, und ſeine Gelübde muß man bezahlen.

**Der Fremde.** Sie iſt euer einziges Kind?

**Luz.** Ich weiß, was ihr ſagen wollt, aber ihr urtheilt voreilig. Ein halbes Jahr lang lag ich auf dem Siechenbette, drei unerzogene Dirnen wimmerten um mein Lager, da that ich dem Himmel das Verſprechen, ſo ich von meiner Krankheit erſtehen würde, eine derſelben dem Kloſter zu weihen. Die beiden älteſten ſtarben bald darauf, und nur Adelgunde blieb übrig, als hätte der Himmel ſie mir gelaſſen, um ihm durch ſie meine Schuld abzutragen.

Der Fremde. Nehmt mir's nicht übel, wenn ich Euch offenherzig ſage, euer Gelübde war ungerecht.

Luz. Wie meint Ihr das?

Der Fremde. Glaubt ihr, daß mein Vater eine Ungerechtigkeit begieng, da er eure Tochter entführen ließ?

Luz. Allerdings.

Der Fremde. Und worin beſteht die Ungerechtigkeit dieſer Sache?

Luz. Sonderbare Frage! Darin, daß er etwas raubte, was das Eigenthum eines Andern iſt.

Der Fremde. In demſelben Fall ſeyd Ihr mit eurer Tochter.

Luz. Ich?

Der Fremde. Unwiderſprechlich. Gott gab ihr, wie jedem Menſchen, einen freien Willen, und dem thut Ihr Gewalt an — oder hätte Adelgunde Luſt, in's Kloſter zu gehen?

Luz. Ich fürchte, nein; doch wird ſie ſich bereden laſſen.

Der Fremde. Und dieſe Beredung wäre nicht Nöthigung? wie könnt' ein Kind, ein blödes, furchtſames Mädchen, den Bitten, oder gar Drohungen ſeines Vaters Widerſtand leiſten? Je frömmer und treuer 's Mädchen iſt, deſto ſchneller wird ſie ſich zum Opfer entſchließen. Aber dieſer Entſchluß eines Augenblicks entſcheidet über das Glück ihres ganzen Lebens.

Ritter Luz fühlte die Wahrheit in des jungen Ritters Worten, die von ſeinem eigenen Vaterherzen noch unterſtüzt wurden: er wankte, aber in dem Augenblicke trat, wie ein furchtbares Geſpenſt, ſein Gelübde vor ſeine Seele, und er bebte zurück, wie der Knabe, der unverſehends eine Schlange in ſeinem Wege findet.

Ich will morgen mit dem Pfaffen der Nonnen im Thal reden, ſagte er endlich, die geiſtlichen Herrn verſtehn das Ding beſſer, als unſereins. Läßt ſich die Sache anders drehen, ſo iſt mir's lieb. Ich gäbe gerne die Hälfte meiner Beſitzungen, dies Gelübde nie gethan zu haben.

Kaum hatte er dies geſprochen, als die Thüre des Gemachs ſich öffnete, und Adelgunde mit fliegenden Haaren hereinſtürzte und in die Arme ihres Vaters. — Vater! Mein Kind! war alles, was die beiden auszuſprechen vermochten.

Nach den erſten Augenblicken des Wiederſehens kehrte ſich Luz zu Konraden und ſagte: Sieh, mein Kind, dieſem Manne dankſt du deine Rettung. Jezt erſt bemerkte Adelgunde den fremden Ritter und erkannt in ihm eben den, welchen ſie in der Kapelle geſehen hatte. Die heftige Gemüthsbewegung, worin ſie ſich befand, war Urſache, daß dieſer Anblick ſie nicht ſo ſehr überraſchte, als ſonſt wohl geſchehen ſeyn würde. Sie verneigte ſich gegen ihn und dankte ohne Worte, mit Blicken, in welchen ihre ganze Seele ſchwamm. Ritter Luz machte nun ſeiner Tochter eine lobpreiſende Erzählung von der Edelthat des jungen von Lauff, die dieſer mit den beſcheidenen Worten unterbrach:

Was ich that, Fräulein, geſchah aus Eigennutz, um meinem Vater die Folgen einer Uebereilung zu erſparen, und mir das peinigende Gefühl, Euch und eurem biedern Vater Kummer und Thränen verurſacht zu haben.

Ritter Luz rief izt den Reiſigen, welchen er nach Lauff abgeſchickt hatte, und in deſſen Begleitung Adelgunde zurückgekommen war, in's Gemach, um von demſelben den Hergang der Sache zu hören. Dieſer erſchien und machte folgende Erzählung.

Als ich auf Lauff ankam, lies ich dem Ritter durch den Schloßwächter entbieten, daß ich von

Euch eine Botſchaft an ihn zu bringen hätte. Der Schlußwächter brachte mir die Antwort, daß ich meinen Auftrag nur an ihn abgeben ſollte. Da gab ich ihm denn die Feldbinde, die ich von euch empfangen hatte, und ſagte: Bringt dies eurem Herren und ſagt ihm, daß ſein Sohn ſich in den Händen des Ritter Luz von Windegg als Geißel für Fräulein Adelganden befinde, dafür bürge ihm die Feldbinde als Wahrzeichen. Nicht lange, ſo kam der Schloßwächter mit dem Fräulein zurück, übergab ſie mir, und ſagte: Sein Herr hoffe, daß ihr nun auch ſeinen Sohn frei geben würdet.

Luz. Soll geſchehen. Geht und laßt Euch einen Trunk Weins reichen.

Der Fremde. Ich kenne meinen Vater. Es gieng, wie ich es mir vorſtellte.

Luz. Ritter, Ihr ſeid wieder frei, oder vielmehr ihr wart's immer. Bleibt auf meiner Burg ſo lang es Euch gefällt, und ſeht alles als euer Eigenthum an. Unter Freunden iſt alles gemein.

Sie ſaßen beieinander bis Mitternacht; Luz erzählte in der Freude ſeines Herzens manchen Schwank aus ſeinem Jugendleben, aber Konrad und Adelgunde waren keine aufmerkſamen Zuhörer. Beide hatten von ganz andern Dingen Kopf und Herz voll, ihre Augen lieſſen wohl errathen, was in ihrem Innerſten vorgieng.

---

Ritter Wulf von Lauff war eine träge, furchtſame, unentſchloſſene Menſchenſeele; wie der Wurm kroch er im Staube dahin, zufrieden, wenn es Goldſtaub war, worinn er ſich bewegte. Nicht einmal zu einer großen, kühnen Leidenſchaft hatte ſeine Seele Kraft genug, und nur die blätterloſe, kahle Pflanze des Geitzes faßte Wurzel in ſeines Herzens unfruchtbarer Zone. Kein Sprüchlein in der Bibel war ihm wohlklingender, als das — wachſet und vermehrt euch! Wobey er immer ſeine wohlverwahrten Geldſäcke im Sinn hatte. Mancherley Plane, ſeinen mit Recht und Unrecht erworbenen Reichthum zu vermehren, heckte er Tag und Nacht aus, allein furchtſam wie er war, ſchreckte ihn der ſchwächſte Schatte irgend einer Gefahr von der Ausführung ab. Nur wenn er bisweilen bei einem Nachbarn ſich überweint hatte, — auf ſeiner eigenen Burg wurde nur Waſſer getrunken, — legte er hie und da Hand an die Ausführung eines Unternehmens, aber ſo wie der Wein in ſeinem Kopfe verdunſtete, geſchah es auch mit ſeinem Muthe. Konrad, ſein einziger Sohn und Erbe, wurde bei einem Oheim, der am Hofe des Zähringers in Ehren und Anſehen ſtand, und ſich immer am Hoflager aufhielt, erzogen, und an Geiſt und Herz reichlich ausgeſtattet. Daher kam's, daß hier das alte Sprüchwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! zur Lüge wurde; denn verſchiedener als dieſer Vater und Sohn können kaum zwei Menſchen in Sinnes- und Gemüths-Art ſeyn. Lange hatte Ritter Wulf die Beſitzungen des benachbarten Windeggers mit neidiſchem Blick angeſehen; manchen Plan hatt' er entworfen, ſich einen Theil davon auf irgend eine liſtige Art zuzueignen; da kam ſein Sohn von dem Hofe des Zähringers zurück; jezt entſtand in ihm der wahrlich unkluge Gedanke, Adelgunden entführen zu laſſen, und ſich ſo ihres Beſitzes zu verſichern. In einem naheliegenden Kloſter hatte er an dem Tage Mittagmahlzeit gehalten, und ein Paar derbe Mönche untern Tiſch getrunken; von da wankte er nach Haus und traf Anſtalten zur Ausführung ſeines Vorhabens. Als er die Nachricht von der Gefangennehmung ſeines Sohnes erhielt, war er faſt wieder nüchtern, und zitterte über die Folgen ſeines Unternehmens, die ihm in der Ungewißheit, worin er ſchwebte, wie Rieſengeſtalten vor die Zwergenſeele traten. Daß ſein Sohn ſich ſelbſt als Geißel dargeboten haben könne, kam nicht in ſeine Seele, vielmehr ſtand er im Wahn, daß dies Unglück demſelben aus Fügung des Himmels begegnet ſeyn müſſe. Ihm bangte ſogar vor dem Augenblick, wo ſein Sohn zurückkehren würde, denn er beſorgte Vorwürfe von ihm zu hören, oder welche auf ſeinem Geſichte zu leſen.

Ritter Konrad kam gegen Abend auf Lauff zurück, und verſchloß ſich ſogleich in ſein Gemach. Er träumte die Nacht durch im halben Schlummer, und da kaum die heilige Frühe erwachte, gieng er ſchon in den Forſt, warf ſich da unter einer Eiche nieder, ſtand dort eine halbe Stunde am Giesbach und ſuchte umſonſt des Wildes Färthe, die vor ſeinen Augen lag. Nach einer ſparſamen Mahlzeit nahm er den Weg wieder nach Windegg, wo er aber den alten Ritter mit dem Beichtvater des Kloſters in einer Unterredung über ſein Gelübde, antraf. Pater Gregor war ein ſchlauer Mönch; mit niedergeſchlagenem Auge und hoher Salbung ſprach er für die Verbindlichkeit eines Gelübdes, deſſen Erfüllung ſeinem Kloſter ſo einträglich werden mußte. Wer einmal ſein Wort gegeben hat, ſagte er unter andern, der —

Der alte Ritter lies ihn nicht vollenden. Der muß es dem Bettler halten, fiel er ein, um ſo mehr dem lieben Gott? Zwar gibt es Fälle, fuhr Pater Gregor fort, wo die Kirche gegen eine fromme

Stiftung, oder dergleichen, den Gelobenden von ſeinem Worte losſpricht —

Ritter Luz biß ſich die Lippen, ſtürzte einen Becher Wein hinunter und ſtand haſtig von ſeinem Stuhl auf.

Beſſer hätte Pater Gregor nicht für die Sache des Himmels, und ſchlimmer nicht für die der armen Adelgunde ſprechen können, als da er den Ritter auf ſein Ritterwort aufmerkſam machte. Dies galt ihm über alles! Auch war er etwas ſtörriſch und unbeugſam, ſo oft ihm der Wein zu Kopfe ſtieg, und dies war heute ſein Fall. Ha, ſagte er zu dem von Lauff, nachdem der Mönch ſeinen Abſchied genommen hatte, ha, das wäre drolligt! Ritter Luz ſollt an ein Kloſter hundert Goldgulden vermachen, oder eine ewige Lampe ſtiften, damit er nicht Wort halten dürfe.

Umſonſt waren Konrads Vorſtellungen, umſonſt ſeine Bitten, umſonſt der Schmerz, der in ſeinem dunklen Auge lag. Nun denn, ſprach er endlich, ſo laßt mich wenigſtens Adelgunden ein Lebewohl ſagen.

Das mögt ihr, entgegnete Luz, zog ſeine Stirn in Falten, und verließ das Gemach. Der junge Ritter fand Adelgunden in einem Seitengemach, wo ſie die ganze Unterredung zwiſchen dem Mönch und ihrem Vater mit angehört hatte. Bei ihr befand ſich ihre alte Amme, ein treuherziges, geſchwätziges Mütterchen. Adelgundens Augen waren roth vom Weinen, und ſie empfieng den Ritter in ſichtbarer Verwirrung.

Vergebt, Fräulein, meine Ueberraſchung, hob Ritter Konrad an, die Umſtände, unter welchen ich eure Bekanntſchaft machte, erlauben mir eine Offenheit, die ſonſt Dreiſtigkeit und noch wohl etwas drüber ſeyn dürfte. Als ich Euch in der Kapelle zu unſrer lieben Frau im Thal zum erſtenmal ſah, ſchlug euch mein Herz entgegen.

**Adelgunde.** Ritter, nicht weiter davon!

**Konrad.** Erlaubt mir immerhin noch einige Worte über dieſen Gegenſtand, es ſind die erſten, und vielleicht die lezten. Das Gelübd' eures

Vaters beſtimmet euch dem Kloſter! Laßt mich Abſchied von euch nehmen, mit der Hoffnung, daß, wenn der Himmel den Sinn eures Vaters noch wenden ſollte, euch mein Wiederſehen nicht ganz unangenehm ſeyn würde.

Adelgunde ſtand einige Augenblicke ſchweigend, und ſchien Thränen zurückzuhalten. Ich ſchätze euch, Ritter, ſagte ſie endlich, und wenn euch an der Achtung einer armen Dirne etwas gelegen iſt, ſo könnt ihr der meinigen gewiß ſeyn.

**Konrad.** Werdet ihr mir ein Andenken dieſer Stunde nicht verſagen? Zwar bedarf es keines äußern Zeichens, um euer Bild in mir lebendig zu erhalten, aber ein Andenken aus eurer Hand würde mir doch ewig werth ſeyn.

**Adelgunde.** Ich weiß nicht, ob ich etwas beſitze, womit ich euch eine Freude machen könnte?

**Konrad.** Was es ſeyn mag, das Geringſte iſt mir wichtig, ſobald es von euch kommt.

**Adelgunde.** Ihr legt viel Werth auf Kleinigkeiten!

Sie ſagte dies lächelnd, aber eine Thräne drang unaufhaltbar aus ihren blauen Augen.

**Konrad.** Zwar beſitz ich ſchon ein Andenken von Euch, aber aus der dritten Hand. Kennt ihr dieſes Silberſtück?

Adelgunde ſah ihn verwundert an, denn ſie dachte des geſtrigen Vorgangs mit dem Bauernbuben nicht mehr.

Wie, fuhr Konrad fort, ihr entſinnt euch nicht mehr, daß ihr geſtern die Thränen eines armen Knaben trocknetet, und einer armen Frau ihr leztes Huhn erkauftet? Ich war im Verborgenen Zeuge dieſer Handlung, die euch mein ganzes Weſen gewann, und ich lößte dieſes Geld von dem Knaben ein, und würde mich damit noch reich genug dünken, wenn auch das Glück meine ganze übrige Haabe mir entreiſſen ſollte.

Das Fräulein ward roth über und über.

Frau Gertrud, ihre Amme, die bisher der Unterredung ruhig zugehört hatte, verließ izt ihren Spinnrocken und trat zu den Beiden.

Kinder, ſagte ſie, indem ſie ſich die Augen trocknete, ich will euch ein Wort des Troſtes bringen. Ihr ſeid für einander gemacht, und was Gott einigt, ſoll der Menſch nicht trennen.

Adelgunde wußte nicht, was ſie zu dieſer Anrede denken oder ſagen ſollte. Ritter Konrad bat Frau Gertruden, ihre Meinung zu ſagen.

Euer Vater, fuhr ſie fort, hat ein Gelübde gethan, euch ins Kloſter zu bringen, und dies Gelübde iſt ungültig.

**Konrad.** Wie das?

**Frau Gertrud.** Weil ſchon ein älteres Gelübde da iſt, welches dieſem zweiten geradezu entgegen ſteht. Erinnert ihr euch denn nicht mehr, Fräulein, was ihr einmal — es mögen nun an die ſieben Jahre ſeyn, denn ihr ward damals gerade eilf alt, was ihr in dieſem Gemache der gebenedeiten Jungfrau für ein Verſprechen machtet? Hab ich doch oft genug mit Euch darüber geſcherzt!

Adelgundens Geſicht überflog ein glühend Roth.

Du willſt mich zum beſten haben, ſagte ſie, ſchweig doch, ich bitte dich.

**Fr. Gertrud.** Ich werde nicht ſchweigen, denn ich will euch glücklich machen.

**Konrad.** Laßt ſie immer ſprechen, wenn ſie auch nur Hoffnung zu geben vermag.

**Adelgunde.** Geſtattet mir, auf einen Augenblick mich zu entfernen, um ein kleines Andenken für euch auszuwählen.

Sie entfernte ſich ſchnell und Frau Gertrud lächelte und ſagte:

Die Schamhaftigkeit treibt ſie fort, aber die Liebe ſoll ſie ſchon wieder zurückbringen, — 's mögen, wie geſagt, ſieben Jahre ſeyn, da ſaßen wir, Fräulein Gundchen, Bertha, des Schloß-

Vogts Hausfrau und ich hier in dieſer Stube. Frau Bertha erzählte viel von der verſtorbenen Gräfin von Yberg, bei der ſie gedient hatte, und unter andern, daß die erſten Kinder der Gräfin ſämtlich bald nach der Geburt geſtorben ſeyen, da habe ſie gelobt, ſo oft ſie wieder gebähren würde, den Säugling jedesmal nach der lieben Frau im Thale zu tragen, und auf dem Altar der gebenedeiten Jungfrau zu opfern, und von der Zeit des Gelübdes an, welches ſie auch treulich erfüllte, ſeyen alle ihre Kinder, deren ſie noch fünf bekommen, friſch und geſund geblieben. Fräulein Gundchen hatte dieſer Erzählung aufmerkſam zugehört, und auf die Frage, wo ſie mit ihren Gedanken wäre, erwiederte ſie: Ich habe ſo eben in meinem Sinn daſſelbe Gelübde gethan, wie die Gräfin von Yberg. Dieſe Rede machte uns herzlich lachen, und wir ſcherzten lange Zeit darüber.

**Konrad.** Das könnt' uns vielleicht retten. O wenn es glückte! euch, Frau Gertrud, wollt ich in Seide und Gold kleiden laſſen.

**Fr. Gertrud.** Ei, darum hab ich es wahrlich nicht erzählt. Das Fräulein iſt mir ans Herz gewachſen, ich ſäugte ſie, weil ihre Mutter ſiechte, und ich ſezte gern mein Leben an ihr Glück.

Ritter Konrad flog zum alten Luz, und trug ihm die Sache vor. Dieſer war Anfangs hoch erfreut, ſchüttelte aber nach einigem Nachdenken den Kopf und ſagte: das Gelübde meines Gundchens war ein kindiſcher Einfall.

**Konrad.** Warum lehrtet Ihr ſie ſchon in ihren Kinderjahren beten, wenn ihr nicht glaubtet, daß Gott das Gebet der Unmündigen höre? Mit den Gelübden iſt's daſſelbe. Ein vernünftiges Gelübde, in der Einfalt des Herzens, aus reiner Abſicht gethan, iſt dem Himmel angenehm. Euer Gelübd', Ritter, nehmt mir's nicht übel! war weniger rein, als das eurer Tochter. Euer Leben ſtand auf dem Spiel!

**Luz.** Ihr habt recht! Die Frau Gertrud will ich in Gold einfaſſen laſſen. Umarme mich!

Du biſt mein Sohn, und wohnſt künftig auf meiner Burg.

Konrad eilte jezt zu Adelgunden, die Frau Gertrudin ſo eben kleine, aber im Grunde nicht ſo ernſtlich gemeinte Vorwürfe über ihre Schwazhaftigkeit machte. Hoch röthete ſich ihr Geſicht, als der junge Ritter in's Gemach trat, und ſie las ſeine frohe Botſchaft in dem hellen Strahl der Freude, der ſein Antlitz beleuchtete.

Das Gelübde iſt gelößt, ſagte er, nun ſteht es bei euch, ein anderes, aber freilich unauflöslicheres, zu knüpfen.

Adelgunde wußte nicht zu antworten. Sie ſtand, wie auf glühenden Kohlen.

Fräulein, hob Konrad wieder an, euer Vater hat mir die Erlaubniß gegeben, ihn Vater zu nennen; aber euer Wort muß ich auch haben.

Er hatte ihre Hand ergriffen; ohne daß ſie's wollte, drückten ſich ihre Finger zwiſchen die ſeinigen.

Wenn mein Vater es will, liſpelte ſie, und barg ihr flammenrothes Geſicht an Frau Gertrudens Buſen.

## Die geſtörte Trauung.

Die ſchöne Liba ſaß am Spinnrocken, und ſchaute manchmal durch das Erkerfenſter der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte. Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter aus der Nachbarſchaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort ſein Lehen zu empfangen, und noch vorher von ſeiner Braut Abſchied nehmen. Eine Stunde mochte ſie ſo geſeſſen haben, als er, auf ſeinem Grauſchimmel, das Thal heraufſprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand, und wollte ihm entgegeneilen, verwickelte ſich aber in das Geſpinnſt, und ehe ſie ſich noch losmachen konnte, trat Guntram ſchon zur Thüre herein. Liba wurde in dieſem Augenblick von einer Bangigkeit ergriffen, welche ſie nicht zu meiſtern wußte, und

Guntram hatte Mühe, ſie durch Worte und Liebkoſungen in etwas zu beruhigen. Er ſchied, mit dem Verſprechen, in vierzehn Tagen wieder bei ihr zu ſeyn, und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die in der Kirche war.

Guntram hatte den feſten Vorſatz, ſobald als möglich zurückzukommen, denn auf der Falkenburg blieben ſein Herz und ſeine Gedanken zurück; allein es geſchah nicht, wie er wünſchte und dachte. Der Pfalzgraf wollte eben, als er dort anlangte, eine Geſandtſchaft nach Burgund ſchicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er beſaß eine einnehmende Geſtalt und adeliche Sitten. Sechs Wochen gingen über der Reiſe hin, auf dem Heimwege verirrte ſich Guntram mit ſeinen Gefährten in einem dicken Walde, die Nacht brach ein, und der Ritter ſah ſich zulezt von den Uebrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finſterniß und durch das Geſtripp auf gut Glück ſuchen. Endlich vernahm er das Rauſchen eines Bachs, und ritt darauf zu. Der

Strom floß einen Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht ſchauerlich ſich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er ſeinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein ſtattliches Gemach, deſſen Wände mit Schildereien behangen waren. Guntram betrachtete aufmerkſam dieſe Bilder, welche mancherley Geſchichten vorſtellten. Auf dem einen wurde der Grundſtein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen, auf dem dritten vertauſchte ein anderer das Schwert mit dem Pilgrimsſtab. Ueberhaupt ſchien das Ganze eine Erzählung von den Hauptbegebniſſen des Geſchlechts zu enthalten, welchem die Burg gehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieſer Darſtellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein ſchwarzer Flor hing. Neugierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine ſchöne Jungfrau, die an einem offenen Grabe ſtand. Sie ſah aber recht blühend und lebensluſtig aus, und war beſchäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen. Guntram wußte die ſeltſame Vorſtellung nicht zu deuten, und zerbrach ſich den Kopf darüber. — In dieſem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach, und hieß ſeinen Gaſt willkommen. Herr Barbo, dies war ſein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vergleichbar, deſſen Blüten und Blätter vor der Zeit gefallen ſind, weil ein Wurm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einſt ſo lebendigen Strom in ſeiner Bruſt war ein erſtarrender Froſthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen ſchließen, ſo hielt man ihn für einen Todten. Gutherzig war er immer geweſen, und er ſezte bald alle ſeine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweiſen. Auch ſchien er Wohlgefallen an Guntrams Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bei ihm ſitzen, bis ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jezt von einem alten Diener auf ein Schlafgemach geführt. Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, ſchauerlichen Bogengang. Die Fenſter waren mit Spinnengeweben überzogen, und beim Schimmer des Lichts ſchwirrten Fledermäuſe hervor, und umkreißten Guntram und ſeinen Begleiter.

Herr Ritter, fieng der alte Diener an, Ihr werdet glauben, in ein verwünſchtes Schloß gerathen zu ſeyn, wo Zauberer und Unholde ſpucken. Unſer Herr iſt ohne Kinder, und ſeine Gedanken mögen nirgends am Irrdiſchen mehr feſt halten. Seit dreißig Jahren, da ſeine lezte Tochter, die ſchöne Erlinde ſtarb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, iſt das einzige, worin wir einen Gaſt noch mit Ehren beherbergen können. — Indeſſen, fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, indeſſen geſchieht es ſelten, daß ein Fremder bei uns einſpricht, und ſeit fünf Jahren ſeyd Ihr wieder der Erſte. Während dieſer Rede waren ſie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von dem Burgherrn und ſeinen Schickſalen Näheres erfragen mögen, allein der Alte wich ſeinen Fragen aus; und als er dem Ritter eine gute Nacht wünſchte, fügte er leiſe hinzu: Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube neben an ein kleines Geräuſch hört, ſo laßt euch dies nicht anfechten, macht ein Kreuz, und betet ein Vaterunſer.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und dem Ritter wurde es faſt ein wenig unheimlich zu Muthe, denn er dachte an eine Geſpenſtererſcheinung, und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine ſolche Furcht zu erwecken. Darum befolgte er treulich den guten, frommen Rath des alten Dieners, betete ein Vaterunſer, und bekreuzte ſich Stirne, Mund und Bruſt. Auch ließ er die Kerze brennen, und da er ſich nicht entſchließen konnte, zu Bette zu gehen, ſo warf er ſich in einen Armſtuhl. Nicht lange, da däuchte ihm, er höre im Nebengemach leiſe Fußtritte, und gleich darauf vernahm er in der That den ſanft verſchwebenden

Geſang einer weiblichen Stimme. Das iſt kein geſpenſtiges Weſen, dachte Herr Guntram bey ſich, und der Alte mag wohl hier ein hübſches Mägdlein verſteckt haben, welches mir nicht ſichtbar werden ſoll.

Mit dieſen Gedanken öffnete er leiſe ſein Gemach, und gieng hinaus, in der Hoffnung, durch das Schlüſſelloch erſpähen zu können, wer denn eigentlich neben ihm herberge. Die Thüre des Nebengemachs ſtand halb offen, und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erſtaunen ſah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigſten Geſtalt an einem Tiſche, vor einem Spiegel ſitzen. Sie ſpielte mit ihren langen, blonden Locken, und ſchien mit großem Wohlgefallen die ſchönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram ſtand wie eingewurzelt und konnte ſich nicht ſatt ſehen an der freundlichen Erſcheinung. Mit Mühe verſagte er ſichs, ſie anzureden, allein es däuchte ihm, zu ſolcher Zeit und an ſolchem Orte, doch allzuunſchicklich, und er ſchlich ſich endlich wieder auf ſeine Kammer und warf ſich auf's Bett, doch floh ihn der Schlaf; denn vor den Augen ſeines Gemüths ſaß noch immer die holde Jungfrau, von deren Geſtalt ein Zauber ausgegangen war, der ſein Herz umſponnen hatte.

Als ſich der alte Diener des Morgens bey Gunkram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieſer, und verſchwieg, was er geſehen. Der Burgherr lud ſeinen Gaſt ein, ſich einige Tage auf dem Schloſſe auszuruhen und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in dieſem Augenblick Liba's Bild, wie ein warnender Schutzgeiſt, an ihm vorüber ſchwebte. Er brachte den Tag damit hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu beſehen. Indem er einen einſamen Pfad zwiſchen düſtern Nadelhölzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle, die wenig beſucht ſchien. Neſſeln und Dornen wuchſen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenſter ſtreckte ein Ahorn einen ſeiner Aeſte in das Innere, und beſchattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altare und an den Wänden der Kapelle befanden ſich viele Grabmäler und darunter ein offenes, leeres Grab. Auf dem Grabſteine, der an die Wand gelehnt war, ſtanden die Worte: Bete, Wanderer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte dich vor meinem Anblick. Guntram wußte nicht, was er von der ſeltſamen Inſchrift denken ſollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild in's Gedächtniß. Nachgerade überfiel ihn ein kleines Grauen über das Geheimnißvolle in dieſer abgelegenen Burg, er dachte jezt auch an ſeine Liba, und faßte den Vorſatz, ſeine Reiſe noch an demſelben Abend fortzuſetzen. Zum Unglück fand er, bey ſeiner Rückkehr auf die Burg, den Beſitzer nicht zu Hauſe, und da er nicht ohne Abſchied ſcheiden wollte, mußte er ſich's gefallen laſſen, noch eine Nacht an dem bedenklichen Orte zuzubringen. Als er ſich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer wieder das vorige Geräuſch, und bald darauf erklang ein Lied in ſo ſüßen Tönen, daß Guntram ſich unwillkührlich zu der holden Sängerin hingeriſſen fühlte. Die Thür ihres Gemachs ſtand halb offen, wie geſtern, ihre Geſtalt aber kam dem Ritter noch ſchöner vor; ſie trug ein leichtes Nachtgewand, welches die ſchönen Umriſſe des blühenden Leibes mehr zeigte, als barg, und ihr Auge ſchwamm in ſehnſüchtiger Schwermuth. Der Ritter mochte ſich nicht mehr länger meiſtern; er trat zu ihr in das Gemach, und ſtotterte einige Entſchuldigungen; ſie ſah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an ſie that, zeigte ſie auf eine Schrift, die in den ſchwarzen Marmortiſch, an welchem ſie ſaß, eingegraben war. Die Schrift lautete ſo:

„Ich muß ſchweigen, Liebe kann mich binden, Liebe kann mich löſen.“

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau ſah ihn traurig an, aber mit einem Blick, der ſein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippe — die Jungfrau ließ geſchehen. Er wagte einen Kuß auf ihre Wangen — da nahm ſie einen Ring aus einer Schublade und reichte ihn dem Ritter dar. Im Rauſch des Augenblickes ſteckte ihn dieſer an den Finger und riß die Jungfrau ungeſtüm in ſeine Arme. Da flatterte ein Käuzchen an's Fenſter, und fing gar ſchauerlich zu ſchreyen an. Sie machte ſich haſtig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf ſeine Lippe, und verſchloß ſich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jezt faſt zu unheimlich zu Muthe, allein der Rauſch ſeiner Sinnen war noch nicht ganz verſchwunden, und er warf ſich unruhig auf ſein Lager. Als er beim erſten Sonnenſtrahl erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beklommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, ſondern nach kurzem Abſchied vom Burgherrn, das Weite ſuchte. Er trieb ſein Roß unaufhörlich an, und erſt, als die grauen Thürme der Burg ſeinem Blick entſchwunden waren, und er aus dem Wald in's Freye kam, ward es ihm leichter um's Herz.

Auf dem Felde ſah er einige Hirten. Er ſtieg ab, um ſeinem Roſſe einige Raſt zu gönnen, geſellte ſich zu ihnen, und that eine Fragen nach der grauen Waldburg. Das iſt eine gräuliche Geſchichte, antwortete einer der Hirten. Der alte Barbo, der noch auf der Burg lebt, hatte eine ſchöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angeſehene Herren warben um ihre Hand, aber ſie war eitel und thöricht, und forderte von ihren Liebhabern halsbrechende Dinge. Einige ließen ſich darauf ein, und büßten die Verwegenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelich an Geſtalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Dieſem hatte ſie aufgegeben, in der Wallpurgisnacht, drüben im Königsbann, auf dem Kreuzwege zu ſtehen, und ihr am andern Tag zu berichten; was er gehört und geſehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderſpiel, und begab ſich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von ſeinem Leichnam. Viele behaupten, die Unholde hätten ihn getödtet, welche in der Wallpurgisnacht dort ihren Spuck treiben; andere meinen jedoch, er ſeye von Wölfen zerriſſen worden. Die Mutter des Jünglings verfiel über die Trauerbotſchaft in Wahnſinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbeſtunde, und dieſer Fluch gieng in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und ſtarb plötzlich. Aber als man ſie begraben wollte, und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da war ihr Leichnam verſchwunden. Sie geht jezt noch in der grauen Waldburg um, wie ſie leibte und lebte, und ſucht die Fremden, die da herbergen, zu beſtricken. Wer aber in ihr Netz fällt, der muß ſterben nach dreymal neun Tagen, und nur wer ihrer verführeriſchen Geſtalt widerſteht, kann ſie erlöſen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bei dieſer Erzählung eine Felſenlaſt auf's Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieſelte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du biſt mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düſtern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todenſtille, und kein Zweiglein regte ſich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldherberg zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengrab, ein Feuer, um welches ſich einige Weſen, wie Schattengeſtalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drey alte Weiblein, die etwas Seltſames zu treiben ſchienen. Er hielt ſein Roß an, um die Erſcheinung zu betrachten.

Das eine Weiblein ſang:

Drei Neſſeln riß ich ab
Drüben vom Rieſengrab!
D'raus ſpann ich den Faden hier,
Schweſterchen, ich ſchenk ihn dir.

Da ſang die zweite:

Will den Faden in Thränen kochen,
Hab ein Webſchiff aus Todenknochen,
Fünf Ellen Leinwand web ich mir,
Die, Schweſterchen, ſchenk ich dir.

Hierauf antwortete die dritte:

Will nähen draus ein Hemdlein ſein,
Will wickeln einen Schläfer drein;
Du Reiter, reit gemach,
Das Hemd ich bring's dir nach.

Guntram wars, als ängſtigten ihn böſe Träume — unwillkührlich ſpornte er ſein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages, um die Abenddämmerung, langte er an der Falkenburg an, wo ſeine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, ſah er zwey Männer vor ſich hergehen, die einen Sarg trugen. Von unſäglicher Angſt ergriffen, rief er ihnen zu, aber ſie hatten ſich plötzlich aus ſeinen Augen verloren. Er ſtieg mit wankenden Knieen die Treppe hinauf — Liba flog, mit dem Schrey des Entzückens, in ſeine Arme. Guntram fragte, wer geſtorben ſey, und erwähnte der Männer mit dem Sarge. Ey, ſagte Liba lachend, du haſt wohl das Brautbett für einen Sarg angeſehen. Sie öffnete die Thüre eines Gemachs, und zeigte ihm die Bettſtelle, welche ſo eben gebracht worden war. Guntram ſchüttelte den Kopf, und ſeine Beklemmung nahm zu. Er that ſich Gewalt an, um heiter zu ſcheinen, und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuſchieben. Sie war es zufrieden, und der Tag wurde hiezu beſtimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram ſein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäſte aus der Nachbarſchaft geladen, und der Zug erhob ſich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beim Heraustreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle, vor der Braut her, eine verſchleierte, weibliche Geſtalt, die von einem ſchwarz gekleideten Ritter geführt ward; da fiel ihm der Sarg wieder ein, und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, ſeine Begleiter zu fragen, wer die Verſchleierte ſey, die doch früher nicht in dem Saal gegenwärtig geweſen. Man trat in die Kapelle und zum Altar. — Indem Guntram der Braut ſeine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der ſeinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in dieſem Augenblick zwiſchen ihm und Liba ſtand. Da umhüllte Nacht ſeine Blicke, die Schauer des Todes durchrieſelten ſein Gebein, mit einem Schrey des Entſetzens ſank er zu Boden, und mußte nach der Burg zurückgebracht werden. Es währte lange, bis er wieder zur Beſinnung kam. Er verlangte einen Prieſter, und nachdem er dieſem die Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an ſein Lager rufen, und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. Sey du jezt der Engel meiner lezten Stunde, fügte er hinzu, und verſcheuche mit deinem Gebet das ſchreckliche Bild, wenn es wieder vor mich treten will.

Liba ſank, laut betend auf die Kniee, und Guntram's Antliz erheiterte ſich, und in ſeine Seele kam der Friede von oben. Er gewann wieder einige Lebenskraft, und ſagte zu Liba: Mir iſt's, ich könne weder leben noch ſterben, bis du meine Gattin biſt.

Die Jungfrau gieng ſchweigend, und rief den Prieſter, der ihre Hände in einander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da umnachteten die Schatten des Grabes Guntrams Auge — noch einmal ſtreckte er die Hand nach der Geliebten aus — ſie ſank an ſeine Bruſt und ſeine Seele entfloh.

Liba vertrauerte ihre Tage im Wittwen-Schleier, und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

# Das Wunder.

## Eine Legende.

Unweit des berühmten Mäuſethurms, wo der Rhein ſich ſeine Bahn zwiſchen mooſigten Felſen durchbricht, liegen die zerbröckelten Mauern einer alten Burg, von melancholiſchem Wachholder und Flieder bewachſen. Hier haußte im vierzehnten Jahrhundert Ritter Ado von Falkenburg, ein alter wackerer Kämpe, aber argwöhniſch und abergläubiſch. Von ſeinem achtzehnten bis in's fünfzigſte Jahr hatte er ſich mit allen Rittern des Gaus herumgebalgt, manchen Dank und manchen tüchtigen Stoß davon getragen; jezt aber lebte er ſeit ein paar Jahren zurückgezogen in trüber Stille, überfiel höchſtens noch bisweilen einen harmlos vorüberziehenden Kaufmann, beraubte ihn ſeiner Habe, und theilte ſeine Beute jedesmal redlich mit dem Heiligen eines benachbarten Kloſters. Er war Wittwer und Vater eines Sohns, Ulrich mit Nahmen, auf den ſich der Aberglaube und die mißtrauiſche Gemüths-Art des Vaters fortgepflanzt hatte, aber nicht ſeine Tapferkeit. Auch lebte bei ihm auf ſeiner Burg Fräulein Adelheid von Oſtein, die im fünfzehnten Jahre Waiſe geworden war, und ſeit drey Jahren unter der Vormundſchaft des alten Ado ſtand. Die Dirne war reich, und darum hatte ſie der Ritter ſeinem Sohn zur Ehegenoſſin beſtimmt; allein Fräulein Adelheid hegte hierüber nicht einerley Sinn mit ihm; der ſanften, freundlichen und fröhlichen Jungfrau ſagte der finſtre, ſauertöpfiſche, langweilige junge Falkenburger ſo wenig zu, als dem Pfaffen der leere Becher. Einigemale hatte der Alte über dieſe Sache ein Geſpräch mit ihr anfangen wollen, aber ſie ihm jedesmal lächelnd erwiedert: Ich bin noch zu jung und zu unerfahren, um von dergleichen Dingen zu hören.

Der alte ſchüttelte dann gewöhnlich den Kopf, that einen guten Zug aus dem vollen Humpen, und brummte etwas in ſeinen Bart.

Eines Tags ſtand Adelheid mit dem jungen Falkenburger auf dem Söller, und ſah die Schiffe auf dem Rhein vorüber fahren, da nahm ſich dieſer ein Herz, und verſuchte es, ihr ſeine Neigung durch Worte zu erkennen zu geben; denn ſeine Gebehrdenſprache hatte ſie bisher nicht verſtehen wollen.

Seht Fräulein, fieng er an, wie hier der Storch Reiſer auf den Kirchthum trägt, um für ſich und ſein Weibchen ein Neſt zu bauen. — Wer doch auch ſolch ein Weibchen hätte!

**Adelheid.** Ihr dürft nur Schlingen legen, um Euch ein ſolches zu fangen.

**Ulrich.** Ein Weibchen, wie ich meine, fängt man nicht in Schlingen. — Wenn Ihr mich ein wenig lieb haben wolltet —

**Adelheid.** Die Zeit muß die Roſen bringen.

**Ulrich.** Ihr willigt alſo ein, meine Hausfrau zu werden?

**Adelheid.** Eine Dirne von ſechszehn Jahren, eine Hausfrau! Wartet wenigſtens bis ich älter und klüger geworden bin.

**Ulrich.** Ihr ſpottet.

**Adelheid.** Junkherr, laßt uns aufrichtig ſeyn, weil ihr denn doch die Sache einmal zur Rede gebracht habt. Wir ſchicken uns nicht für einander, meine Luſtigkeit würde euch in euerm Beten ſtören. Wenn ich im Garten Roſen pflanzte, würdet ihr ſie ausreiſſen, und Bohnen an die Stelle ſetzen. Zuletzt müßt' ich wohl gar euern Schatz mit euch hüten, und wie ein Geiſt Tag und Nacht auf der geſchloſſenen Truche ſitzen.

**Ulrich.** Ich liebe euch genug, um mich in eure Luſtigkeit zu fügen.

**Adelheid.** Eure Luſtigkeit würde mich grämlich machen. Auch muß ich ſagen, ich fürchte mich vor den Männern.

**Ulrich.** Ich wette meinen Schweisſuchs gegen den elendeſten Klepper, ihr würdet anders reden, wenn der junge Ritter, der dort heraufſprengt, euch einen ſolchen Antrag machte.

**Adelheid.** Kann wohl ſeyn.

**Ulrich.** Vielleicht iſt er von eurer Bekanntſchaft!

**Adelheid.** Wenn er näher kommt, will ich's euch ſagen.

Ein junger Ritter von ſtattlichem Anſehen und einnehmender Geſtalt zog auf einem falben Dänen vorbey. Er erſah das Fräulein auf dem Söller, und grüßte ſie ehrerbietig. Adelheid dankte ihm mit freundlicher Verwirrung. Sie hatte ſich vorgenommen, dem Fremden freundlich zuzunicken, um den jungen Falkenburger zu necken, aber der Anblick des ſchönen Jünglings brachte ſie ein wenig aus ihrer Gedankenreihe, und trieb ihr das Blut in die Wangen. Ulrich biß ſich die Lippen, und die Furie Eiferſucht ſtieß ihre brennende Fackel in ſein Herz.

Hm, murmelte er tückiſch, der Ingelheimer ſcheint alſo eine alte Bekanntſchaft zu ſeyn.

Ich ſah ihn wirklich zum erſtenmale, erwiederte Adelheid, der es lieb war, den Namen des Fremden zu erfahren. Denn darnach zu fragen, würde ſie ſich geſcheut haben.

Das mögt ihr einen andern überreden, brummte Junkherr Ulrich. — Seht, er kehrt wieder um, euer freundlicher Dank hat ihm das Herz warm gemacht.

Wirklich kam der fremde Ritter wieder den Weg zurückgeſprengt, und ſchien von Ferne ſchon aufmerkſame Blicke auf das Fräulein zu heften. Je näher er kam, deſto ſchwieriger wurde ſein Pferd, und es fieng an ſich zu bäumen.

Adelheiden pochte das Herz, und ein lauter

Angſtſchrei erſtarb auf ihrer Lippe. Der Fremde, der an dem wilden Muthe ſeines Roſſes nur ſeine Luſt zu haben ſchien, grüßte ſie wieder — ſie dankte, wußte aber gleich nachher nicht, ob ſie gedankt hätte oder nicht.

Haſtig verlies Ulrich den Söller, und gieng in den Lindengang hinter der Burg — es kochte in ſeinem Buſen. Ein Dieſtling hüpfte unbeſorgt vor ihm her, und ſchien Futter für ſeine Jungen zu ſuchen; der Junkherr ergriff einen Stein, und traf mit ſicherem Wurf das arme Thierchen an den Kopf, daß es in ſeinem Blute liegen blieb. Ha, dachte er in ſeinem Groll, möchte dieſer glückliche Wurf den Ingelheimer getroffen haben!

Der alte Ado fand ihn hier an einen Baum gelehnt, und über tückiſchen Anſchlägen brütend.

Was iſt dir durch den Sinn gefahren? fragte er.

Junkherr Ulrich erzählte ihm den Vorgang.

Und meinſt du, fragte der Alte, daß die Dirne mit dem Jügelheimer Bekanntſchaft habe?

**Ulrich.** Faſt kommt es mir ſo vor.

**Ado.** Wie kommen wir der Sache auf den Grund? Es wäre ein verwünſchter Streich, wenn uns die gute Beute entgienge.

**Ulrich.** Wir laſſen in Adelheids Namen durch den Hauskaplan ein Briefchen an den Ritter ſchreiben, worin ſie ihn gegen Mitternacht an einen beſtimmten Ort beſtellt; findet er ſich ein, ſo —

**Ado.** Sind wir um keine Spanne weiter, als zuvor. Kennt er ſie, ſo kennt er wohl auch ihre Handſchrift, merkt Unrath und bleibt weg. Deine Anſchläge brauchen alle eine Krücke.

**Ulrich.** Wißt ihr einen beſſern?

**Ado.** Hm! — Ich zwinge das Mädchen, ſelbſt zu ſchreiben.

**Ulrich.** Wird ſie's thun?

**Ado.** Sie muß. —

Sie beſtellt ihn vor das Fenſter des Hauskaplans, welches auf den Weg geht, wir bleiben während der Zuſammenkunft bei ihr in der Stube, damit ſie dem Ingelheimer keinen Wink geben könne, und ſo wird ſich aus dem Anfange der Unterredung ergeben, ob ſie näher bekannt ſind oder nicht.

Ulrich fand dieſen Entwurf vortrefflich. Der Alte gieng ſogleich zu Adelheiden auf ihre Kammer, wo ſie in ihrem Armſtuhle ſaß, die rechte Hand mit dem Strickzeuge, das aber heute gute Weile hatte, im Schoos, mit der Linken den Kopf geſtüzt.

Ihr wüßt, hub Herr Ado an, daß euer Vater — der Himmel verleih ihm eine fröhliche Urſtänd! — mir die ſchwere Sorg für euer Wohl auf die Seele gebunden hat.

Adelheid ſah ihn an, nicht wiſſend, wohin dieſer Eingang führen ſollte.

**Ado.** Ich muß einſt dem Himmel Rechenſchaft ablegen von der Verwaltung meines Amtes.

**Adelheid.** Dieſe Rechnung ſoll ich euch doch nicht in Ordnung bringen.

**Ado.** Ihr ſeyd im Verdacht eines unziemlichen Liebes-Verſtändniſſes mit Heinrich von Ingelheim.

**Adelheid.** Euer Sohn iſt ein Narr.

**Ado.** Vergeßt nicht, daß ich ſein Vater bin.

**Adelheid.** Ich ſehe heute zum erſtenmale einen fremden Ritter, höre zum erſtenmale ſeinen Namen, er grüßt mich, ich danke ihm, und dies macht man mir zum Verbrechen.

**Ado.** Dies nun wohl nicht, aber es iſt die Frage, ob nicht ein geheimes Verſtändniß zwiſchen euch und dem Fremden obwalte.

**Adelheid.** Ich will allein ſeyn.

**Ado.** Nicht ſo barſch, Fräulein! Es giebt Mittel, euern Eigenſinn zu brechen. Schreibt ſogleich ein Briefchen an den Ingelheimer, worin ihr ihn auf dieſen Abend vor das Fenſter des Burgpfaffen beſtellt. — Schreibt, ſag ich!

Adelheid ſprang auf: Ach mein Vater, rief ſie weinend, wüßteſt du, wie man dein hülfloſes Kind mißhandelt!

Ado. Er würde euch noch ein wenig unſanfter begegnen.

Sie gieng einigemal mit groſſen Schritten das Zimmer auf und ab, und ſchien ſich über etwas zu bedenken; hierauf ſezte ſie ſich entſchloſſen an ihr Tiſchgen, und ſchrieb:

An den Ritter Heinrich von Ingelheim.

„Heute gegen Mitternacht erwartet euch am Fenſter des Hauskaplans auf Burg Falkenburg, welches nach der Straße zu ſicht, und mit Reben umrankt iſt,

Adelheid von Oſtein.“

Nachdem ſie das Briefchen geſchrieben hatte, gab ſie's dem alten Falkenburg offen, warf ſich ſchweigend in ihren Armſtuhl zurück, und bedeckte ſich das Geſicht.

Der Alte — voll Verwunderung über ihre ſchnelle Willfährigkeit — gieng mit dem Briefchen zu dem Hauspfaffen, um ſich ſelbiges vorleſen zu laſſen, und da er es nach ſeinem Sinne fand, fertigte er ſogleich einen vertrauten Knecht damit an den Ingelheimer ab. — Die Mitternacht kam herbey, Adelheid gieng in Begleitung der beiden Falkenburger, an den beſtimmten Ort. Ritter Heinrich von Ingelheim, harrte ihrer ſchon vor dem Fenſter. Er ſchien ſich auf den Fall einer Gefahr vorgeſehen zu haben, denn er war bewaffnet und ſeine Rüſtung ſchimmerte im Mondſchein.

Adelheid öffnete das Fenſter; Heinrich näherte ſich. Ich weiß nicht, Fräulein, fieng er an, ob der Brief, den man mir unter euerm Namen brachte, wirklich von eurer Hand kam?

Adelheid — in heftiger Bewegung. Er kam von mir; gezwungen ſchrieb ich ihn. Ich lebe unter dem Drucke eines Vormundes, der mich an ſeinen Sohn als Ehegenoſſin feſſeln möchte. Euch Ritter, ſah ich heute zum erſtenmale, und doch beargwöhnten mich meine Zwingherren eines Verſtändniſſes mit euch, und nöthigten mich, das Briefchen an euch zu ſchreiben. Ich thats mit dem Vorſatze, euch mit meinem Zuſtande bekannt zu machen. Nehmt meinen Handſchuh, und bringt ihn irgend einem deutſchen Ritter, der Muths genug beſitzt, mich aus den Klauen dieſer Unholde zu befreien.

Dann bleibt er mein! rief Heinrich von Ingelheim, indem er den Handſchuh von der Erde aufhob. Der Nachrichter zerbreche meine Wappen und mein Schwert vor euern Augen, wenn ich nicht mein Leben an eure Befreiung ſetze.

Sagts, beſtieg ſein Roß, welches einer ſeiner Knechte nicht weit von da hielt, und ſprengte davon.

Der junge Falkenburger ballte die Fauſt voll Ingrimms; der Alte lachte tückiſch. Wollen doch ſehen, rief er, wer mir das Recht des Vormunds ſtreitig machen wird! —

Einige Tage giengen hin, die Falkenburger bereiteten ſich auf eine Fehde, und harrten der Abſage des Ingelheimers.

Fräulein Adelheid ſaß die meiſte Zeit auf ihrem Kämmerlein, und ließ ſich von der Gauklerin Fantaſey ihren Bilder-Kaſten zeigen. Bald erblickte ſie darin den jungen Ritter an der Spitze eines Haufens — mit ihrem Handſchuh an dem Helm — wie er die Burg aufforderte, bald öffnete er um Mitternacht das Fenſter ihres Schlafgemachs, führte ſie die Strickleiter hinab, hob ſie vor ſich auf's Pferd, und jagte mit ihr von dannen.

Unter ſolchen Träumen ſchwanden ihr drey lange Tage hin. Am Abend des dritten Tags trat der Burgpfaff zu ihr hinein. Adelheid erſchrack. Sie kannte die hinter Scheinheiligkeit verſteckte Argliſt des ſchwarzen Herrn, und ihrem

Herzen ahnete Böſes; aber dieſer hieß ſie guter Dinge ſeyn, zog aus ſeinem weiten Ermel ein Briefchen hervor, und überreichte es ihr, mit einem geheimnißvollen Lächeln.

Von wem kommt das Briefchen? fragte Adelheid.

Der Pfaff. Von guter Hand.

Sie erbrach es, und erſchrack freudig, als ſie die Unterſchrift — Heinrich von Ingelheim — erſah und folgendes las:

> „Fräulein, um euch zu retten, liegen zwey Wege vor mir: Gewalt und Liſt. Ich liebe den leztern nicht, weil man ihn nur zur Zeit der Dunkelheit betreten kann. Allein auf dem erſten ſehe ich der Gefahr zu viel für euch. Der Pater Cöleſtin iſt für unſern Vortheil gewonnen; er wird euch ſagen, was zu thun iſt. Bald, bald wird das Schickſal eures Lebens von euch allein

abhängen. Ich möchte noch ſo viel ſagen, aber ich muß es beſſer der Zeit überlaſſen.

Euer Diener und Freund, Heinrich
von Ingelheim.“

Adelheid ſah auf den Pfaffen und dann wieder auf den Brief.

Soll ich euch ſagen, Fräulein! fieng Pater Cöleſtin an, was jezt in eurer Seele vorgeht? Ihr hegt Mißtrauen gegen mich — doch ich will nicht reden, ſondern handeln.

Adelheid. Unterrichtet mich von eurem Plane.

Der Pfaff. Er iſt auf den Aberglauben der Falkenburger gebaut. Aber vorſichtig, damit wir nicht zu ſchanden werden.

Adelheid. Ihr ſpannt meine Neugierde immer höher, ohne ſie zu befriedigen.

Der Pfaff. Dieſen Abend bei Tiſche ſagt dem Alten, daß ihr auf Morgen eine Bethfarth nach der Kapelle der heiligen Genovefa gelobt hättet.

Adelheid. Er wird mich nicht ziehen laſſen.

Der Pfaff. Laßt es meine Sorge ſeyn, ſeine Bedenklichkeiten aus dem Wege zu räumen.

Adelheid. Und wenn er nun einwilligt?

Der Pfaff. Dann wird der Himmel ſich mit einem kleinen Wunder ins Mittel legen und uns zu unſerem Zweck verhelfen. Nur vergeßt nicht, der heiligen Genovefa ein jährliches Einkommen von fünf Goldgülden zu geloben, damit ſie uns ihren Beiſtand nicht verſage.

Adelheid. Ihr und die lieben Heiligen müßt euch recht gut zuſammen verſtehen! — Aber laßt mich das weitere eures Plans hören.

Wir werden Zeit genug haben, uns morgen auf dem Wege darüber zu beſprechen. Für jezt muß ich euch verlaſſen, damit kein Lauſcher Argwohn ſchöpfe. Die Falkenburger ſind zwar auf der Jagd, aber ſie haben noch mancherley Augen und Ohren im Solde.

Der Pfaff gieng, und Adelheid zerbrach ſich den Kopf darüber, wie er es wohl einleiten würde, ſie zu retten.

Seiner Redlichkeit war freilich nicht über'n Weg zu trauen, wohl aber konnte man ſich auf ſeine Schlangenklugheit verlaſſen; und dieſe leztere hatte Herr Heinrich wahrſcheinlich durch klingende Ueberredungs-Gründe zu gewinnen gewußt.

Bei Tiſche eröffnete ſie ihr Vorhaben, eine Bethfarth nach der Kapelle der heiligen Genovefa zu machen — doch nicht ohne merkliche Unruhe, denn ihr Herz verabſcheute jeden Winkelzug. Der alte Falkenburger ſtuzte ein wenig, denn bei ihm ſtand der Verdacht immer auf der Lauer. Habt ihr denn ein Gelübde gethan? fieng der Hauspfaff an:

Ja, erwiederte Adelheid, und zwar erſt heute vor dem Bilde der gebenedeieten Jungfrau.

Hier ſagte ſie die Wahrheit. Im frommen Wahn, dadurch einer Lüge zu entgehen, hatte ſie, nachdem der Pfaff ſie verlaſſen hatte, ein ſolches Gelübde abgelegt.

Ja dann iſt's was anders! murmelte Pater Cöleſtin für ſich hin, doch den Anweſenden verſtändlich genug.

Es war abgeſpeißt. Der alte Falkenburger zog jezt den Hauskaplan in ein Nebengemach und fieng an:

Meint ihr nicht, daß der Ingelheimer hinter dieſem Betgange ſtecke?

Der Pfaff. Sollt es kaum glauben. Wo hätte die Dirne Gelegenheit finden ſollen, Verabredung mit ihm zu nehmen? Eure Knechte machen ja die ganze Nacht hindurch die Runde um die Burg, und am hellen Tag kann ſich ohnehin nichts verdächtiges nähern.

Der Alte. Es ſcheint mir doch eine Falle zu ſeyn.

Der Pfaff — als ob er nachgedacht hätte. Wißt ihr, wie? Ich will ſie begleiten — die Kapelle iſt nicht weit abgelegen, und von meiner Seite wagt es niemand, die Dirne zu entführen. Ich würde einen ſolchen Frevler mit Bann und Fluch zu Boden ſchlagen.

Der Alte. Thut das, und ich bin außer Sorge.

Des andern Tags in der dämmernden Frühe zogen Pater Cöleſtin und Fräulein Adelheid den Weg nach der Kapelle. Der alte Ado, immer mehr vom böſen Geiſte des Argwohns umhergetrieben, ſah ihnen vom Wartthurme nach, bis ſie ſeinen Augen entſchwunden waren, dann ließ er ſich ſeinen Rothſchimmel ſatteln, und ritt in die Gegend umher auf Kundſchaft. Nach einigen Stunden kehrte er wieder heim, ließ ſich den künſtlichen Pokal füllen, den der Urgrosvater im Sarazenen-Kriege einem Unglaubigen abgenommen, rief ſeinen Ulrich, und berathſchlagte ſich mit ihm über das ſicherſte Mittel, Adelheiden ein Jawort abzuliſten. Eben wollte er den Pokal zum drittenmale leeren, als der Hauspfaff halb athemlos zur Thüre hereinſtürzte, und die Hände über'm Kopf zuſammenſchlug.

Bliz und Hagel, ſchrie der alte Falkenburger! Da hat gewiß Meiſter Urian ſein Spiel getrieben, wie es mir ahnete. — Iſt ſie entſprungen?

Ach wär's nur das! ſtöhnte Pater Edleſtin, ſich verbuſtend.

Alſo gar tod! ſagte Ulrich, und fieng an, ein Requiem zu heulen.

Der Pfaff. Laßt mich nur erſt zu Athem kommen und dann will ich erzählen.

Er ſezte ſich, that einen guten Zug aus dem Türkenbecher und fieng an:

Wir kamen glücklich nach der Kapelle. Fräulein Adelheid kniete ſich zu den Füßen des Altars, ich nahm meinen Platz dicht hinter ihr. Sie betete eine Zeitlang mit großer Inbrunſt, dann hob ſie mit lauter Stimme an: Heilige Genovefa du kennſt die Zudringlichkeit, womit man mich zwingen will, zu heurathen, ich gelobe dir eine Pfründe von fünf Goldgulden, ſo du mich ſo häßlich machen wirſt, daß ich jedem Manne ein Abſcheu werde. — Ich erſchrack. Frevelt nicht mit dem Himmel, ſagte ich. Aber ach! kaum war das Wort über meine Zunge, ſo sank das Fräulein rücklings in meine Arme. Ein langer, krauſer Bart, ſchwarz wie ihr Haupthaar, umquoll ihr Kinn, und bedeckte faſt ihr ganzes Geſicht. —

Ado ſchlug die Hände zuſammen, Junkherr Ulrich ſegnete und kreuzte ſich. — Der Hauspfaff fuhr fort:

Die Unglückliche lag in Ohnmacht. Ich legte ſie ſanft an die Erde, holte eine Handvoll Weihwaſſer, und beſprengte ſie damit. Endlich gelang es mir, ſie in's Leben zurück zu bringen. Aber ach! der Schreck hatte ſie an die Grenze des Wahnſinns gebracht; ſie ſprach keine Sylbe mehr, furchtbar rollte ihr großes Auge, und bisweilen fiel eine Thräne in den ſchwarzen Bart herab.

Seht, ſagte ich, die Folgen eures Frevels. Ihr habt den Himmel heraus gefordert, und nun bleibt euch nichts mehr übrig, als ſeinen Zorn zu tragen, in Demuth und Ergebung.

Ich richtete ſie auf, ſie hieng ſich an meinen Arm, wie eine Leiche, und ſo ſchleppte ich ſie hierher.

Da ſtanden Herr Ado und Junkherr Ulrich, wie verſelst vom Anblick des Meduſenkopfs.

Die Thüre des Gemachs öffnete ſich und herein kam Fräulein Adelheid. Junkherr Ulrich warf ſich auf den Boden, und betete ein Vater-Unſer, der Alte ſtand noch immer bewegungslos.

Die Jugendblüthe des ſchönen Mädchens ſchien von einem plözlichen Sturm verwüſtet worden. Ihre Lippe war blaß, trüb' ihr Auge, der fürchterliche Bart floß bis auf den Gürtel, ihre Locken hiengen unordentlich um Geſicht und Schulter.

Langſam gieng ſie quer durch das Gemach in ein Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich die Thüre.

Gebt mir einen Rath, ehrwürdiger Herr, ſtammelte jezt der alte Falkenburger, mit ängſtlicher Stimme.

Ach, rief Junkherr Ulrich, laßt die Dirne gehen, wohin ſie will. Das Strafgericht des Himmels könnte auch uns treffen.

Mein Rath wäre, fieng der Pfaff nach einigem Beſinnen an, ihr ſchickt das Fräulein in aller Stille zu dem alten Kunz von Ehrenſtein, der ein weitläuftigter Vetter von ihrer Mutter iſt. Mag es denn kommen, wie es will, ihr waſcht eure Hände in Unſchuld.

Ritter Ado ſtand einige Augenblicke unentſchloſſen. Er hatte ſich an die reitzende Ausſicht auf des Fräuleins reiche Erbſchaft ſo ſehr gewöhnt, daß es ihm ſchwer fiel, ſich nun auf einmal davon zu trennen für immer. Der ſchlaue Mönch durchſchauete ihn, er fieng an:

Ahnete mir doch nichts Gutes, da wir dieſen Morgen aus der Burg zogen. Eine Eule flog aus dem alten Gemäuer dort drüben und ſchwirrte dreimal um unſere Häupter; auch kam mir's geſtern vor, als ſäh ich in der Hauskapelle einen blaſſen Schein und ein Getöſe, wie wenn man einen Sarg in's Grab läßt.

Junkherr Ulrich zähnklapperte bei dieſer Nachricht, und dem alten Ado ſelbſt lief's kalt über'n Rücken.

Sie mag in Gottes Namen ziehen, ſagte er.

Und dieſe Nacht noch, fiel Ulrich ein. Ach die Eule und der Sarg werden mich um meinen Schlaf bringen für immer.

Wirklich wurde Fräulein Adelheid noch denſelben Abend in Begleitung einiger Reiſigen nach der Burg Ehrenſtein geſchickt. Ritter Heinrich, den der Pfaff durch ein Handbrieflein von ſeinem Entwurf unterrichtet hatte, war ſchon früher daſelbſt angelangt, und hatte dem alten Otto von Ehrenſtein die Begebenheit treulich erzählt. Dieſer, ein luſtiger Kumpan, ſand den Spaß königlich und nicht mit Geld zu bezahlen. — Wollt ihr meine Baaſe haben, ſagte er, und — was die Hauptſache iſt, will ſie euch haben, ſo ſollt ihr bei mir getrauet werden. Aber den Wunderbart bitt ich mir aus, ich will ihn dem Falkenburger als ein Angebinde zu ſeinem Namens-Tage überſenden.

Ritter Heinrich und Fräulein Adelheid wurden wirklich ein Paar. Der wunderthätige Bart wurde nach langen Jahren in einem Mönchskloſter als koſtbare Reliquie aufbewahrt, und den Lahmen und Blinden zur Verehrung ausgeſezt.

# Das Windſpiel.

In einem wilden, einſamen Thale des Schwarzwaldes ſieht man noch die Ruinen der alten Burg Scharfenſtein. Längſt erloſchen iſt der Name dieſes Geſchlechts, und von ſeinem ſchauerlichen Untergang hat ſich folgende Sage erhalten.

Diether von Scharfenſtein hatte die ſchöne und fromme Agnes von Staufen zur Hausfrau gewählt. Die Heftigkeit ſeiner erſten Liebe verlor ſich aber bald in eine merkliche Kälte. Eine Zeitlang that er ſich noch Gewalt an, und wenn er den ſtillen Kummer ſeiner Gattin ſah, und das freundliche Lächeln, womit ſie denſelben zu verbergen ſuchte, wurde er oft wirklich gerührt, und ſchloß ſie in ſeine Arme; aber ſein Herz blieb eine todte Aſche, kein lebendiger Funke konnte mehr daraus erweckt werden.

Agnes hatte, aus Mitleid, eine edle Jungfrau zu ſich genommen, die Rotlinde hieß, und eine arme Waiſe war. An Schönheit mochte ſie ſich mit Agnes nicht vergleichen, aber ſie beſaß gar viel Einnehmendes in ihrem Weſen, und ihre lebhafte Gemüthsart und ihre friſche blühende Farbe gewannen gar bald Dietbers Neigung. Das Mägdlein kam ihm anfangs auf halbem Weg entgegen, allein ſie zog ſich zurück, ſobald er zudringlicher wurde. Durch dieſes leichtfertige Spiel fachte ſie ſeine Leidenſchaft zur wilden verzehrenden Flamme an, und da er das einzige Hinderniß ſeines Glücks in ſeiner Hausfrau zu finden meinte, ſo wurde er gegen dieſe jeden Tag mürriſcher und härter, und ſie durfte ſich keines freundlichen Wortes oder Blickes von ihm erfreuen.

Agnes duldete und ſchwieg. Auch fand ſich niemand auf Dietbers Burg, dem ſie ihr Leid hätte klagen mögen, und da ſie fromm war, und Gott vertraute, ſo ſtellte ſie dieſem ihr Schickſal heim, und ihr Gebet und ihre Thränen erweckten ihr Muth und Hoffnung.

Unter den Leuten des Ritters war ein junger Edelknecht, Gerholt mit Nahmen, der Agneſens Schmerz und hohe Ergebung gar wohl erkannte, und tiefes Mitleid hegte mit ihrer Lage. Das Hausgeſind, dem die Abneigung des Ritters nicht verborgen blieb, fieng nun auch an, ſie zu vernachläſſigen, und ob ſie gleich gewohnt war, da zu bitten, wo ſie hätte befehlen können, ſo wurde doch wenig mehr auf ihren Willen geachtet. Gerholt, der dieſes alles wahrnahm, zürnte und grämte ſich heimlich darob, und erzeigte Agneſen die größte Aufmerkſamkeit, und leiſtete ihr häufig die Dienſte, die das Hausgeſinde ihr verſagte. Während ſie der Meſſe beiwohnte, ſtellte er, die ſchöne Jahrszeit über, täglich ein Gefäß mit den ſchönſten wohlriechenden Blumen auf ihren Tiſch, und trug ihr die Speiſen auf's Gemach, denn ſie vermied mit ihrem Eheherrn an einen Tiſch zu gehen, weil ſie wußte, daß ihm ihr Anblick nur widerwärtig ſey.

Gerholts Mitleid war ſchon Liebe, noch bevor er es ahnen mochte; aber dieſe Liebe war rein und ohne Beymiſchung eines ſträflichen Verlangens. Agnes kam ihm faſt vor, wie eine Heilige, und wenn ihm ſpäter das Geheimniß ſeiner Bruſt auch nicht mehr verborgen blieb, ſo erlaubte er ſich doch keinen andern Wunſch, als daß ſie einſt im Lande der Seligen ihm angehören möchte.

Zwiſchen Diether und Rotlinden war es indeß zu einem Verſtändniß gekommen, welches nicht lange geheim bleiben konnte. Sie gewann bald über den trotzigen Ritter eine Gewalt, deren ſie kein Hehl hatte, und von dem Geſinde wurden ihre Befehle höher geachtet, als die des Burgherrn. Auf ihr Anſtiften mußte die arme Agnes ihre bisherige Wohnung verlaſſen, und ein altes, zum Theil zerfallenes Nebengebäude beziehen, wo der Regen durch die Decke herab träufelte und der Wind durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben pfiff. Agnes ertrug alles Leiden mit einer himmliſchen Geduld, und aus ihrem Antlitz leuchtete eine Ruhe, die Rotlinden unbegreiflich vorkam. Sie fieng an zu fürchten, Diethers Herz möchte dadurch gerührt und zulezt von ihr abgewendet werden, und ließ ihrer Wohlthäterin ſagen: Sie ſollte ſich entſchließen, in ein Kloſter zu gehen, oder viel Schlimmes gewärtigen.

Agnes erſchrack ob dieſer Worte, und wurde für ihr Leben beſorgt. Sie entfloh noch in ſelbiger Nacht mit einer treuen Magd. Auch folgte ihr ein Windſpiel, welches ſie auferzogen hatte, und das bisher der Gefährte ihrer Einſamkeit geweſen war.

Als am andern Morgen Agneſens Flucht auf der Burg ruchbar wurde, entſtand mancherley Gerede. Im Herzen gab faſt ein jeder dem Ritter Unrecht, aber nur wenige hatten die Keckheit, ihre Meinung zu ſagen. Rotlinde war außer ſich vor Wuth. Sie hatte ſich geſchmeichelt, Agnes würde in ein Kloſter gehen, und ihr alsdann der Ritter ſeine Hand geben können; allein dieſes plötzliche Verſchwinden zeigte offenbar ein anderes Vorhaben an.

Niemand war von dem Schickſal der unglücklichen Agnes tiefer ergriffen, als Gerbolt. In der quälenden Angſt um ſie erkannte er die Gewalt ſeiner Liebe. Gerne wäre er ihr nachgeeilt, um ſie in jeder Gefahr zu ſchützen; allein er durfte es nicht wagen, ohne ſie der größten Gefahr auszuſetzen. Er gieng auf ihre Gemächer, welche ſie bewohnt hatte, wo ihr Bild in hundert Geſtalten vor ihn trat, wo ihm jedes ärmliche Geräthe durch ſie geweiht erſchien, wo ſie geduldet, geweint, gebetet hatte. Ach, ſeufzte er, wie gerne wollt ich auf alles in der Welt verzichten, wenn ich hier in dieſem kleinen abgeſchiedenen Raume mit ihr leben dürfte! Er hing lange dieſem freundlichen Traume nach, aber zulezt gewann die Pein über ihren Verluſt, und die Angſt um ihre Sicherheit wieder die Oberhand in ſeinem Gemüthe, er wußte nicht, wo er Raſt und Ruhe finden ſollte.

Gegen Abend wandelte er gedankenvoll aus dem Burgthor, da ſprang plötzlich Agneſens Windſpiel an ihm hinauf. Er ſchrack freudig zuſammen, denn er glaubte ſie in der Nähe, aber ſo weit er auch das Auge ſchweifen ließ, war nichts von ihr zu entdecken. Auch zeigte das Thier bey aller Freundlichkeit, womit es ihn begrüßt hatte, etwas unſtetes und ſchüchternes, und verlor ſich nach wenigen Augenblicken in die Burg. Gerbolt wußte nicht, wie er die ſonderbare Erſcheinung deuten ſollte. Agnes mußte todt ſeyn, weil ſonſt das Windſpiel ſie nicht verlaſſen haben würde. Aber es hatte doch weder gewinſelt, noch ſich ſonſt kläglich gebehrdet! Ha, rief er nach einigem Nachſinnen, es hat ſeine Gebieterin im Unglück verlaſſen, das Thier hat die Untreue von den Menſchen gelernt! Sein Herz war jezt mit Bitterkeit erfüllt, und er beſchloß, ob er gleich noch nicht wehrhaft gemacht war, zu ſeinem Vater zurückzukehren, und mit deſſen Bewilligung in den Krieg zu ziehen. Dieſes Vorhaben beſchäftigte ihn den größten Theil der Nacht über, und als kaum der Morgen graute, raffte er ſich vom Lager auf, und trat an's Fenſter. Das Burgthor wurde eben geöffnet, und in dieſem Augenblick lief das

Windſpiel wieder herein, und über den Hof nach dem Frauenhauſe, wo die Küche war. Gleich darauf kam es mit einem Brod im Munde zurück, und rannte ſtracks zur Pforte hinaus. Gerbolt eilte nach, voll ſeltſamer Ahndungen. Als er aber in's Freye kam, war keine Spur von dem Thiere zu entdecken. Er erſchöpfte ſich in allerley Muthmaßungen, und beſchloß, aufzumerken, ob es wieder kommen würde. Aber umſonſt ſtand er den ganzen Tag über auf der Lauer; die Sonne neigte ſich bereits, und kein Windſpiel ließ ſich ſehen. Gerbolt ſtreifte, düſter und in ſich gekehrt, über die Haide hinaus nach dem Saume des nahen Gebirgs hin, die Augen auf den Boden geheftet, da vernahm er auf einmal das Gebell eines Hundes, und aus dem Walde heraus ſprang das Windſpiel auf ihn zu, wollte aber augenblicklich den Weg nach der Burg fortſetzen. Gerbolt hielt es durch Schmeicheln und Streicheln zurück, und deutete nach dem Forſte hin. Der Hund ſchien ihn zu verſtehen, und lief fröhlich vor ihm her. Der Weg, welchen er den Jüngling führte, war rauh und ungebahnt, und Gerholt mochte kaum eine Stunde weit gegangen ſeyn, als die Dunkelheit der Nacht die Gegenſtände umher kaum mehr unterſcheiden ließ. Er befand ſich jezt am Fuße einer ſchroffen, nackten Bergwand, an welcher das Windſpiel hinaufzuklettern anfieng, und beſann ſich einige Augenblicke, ob er ihm noch weiter folgen ſollte. Die Hoffnung, Agneſen zu finden, verſcheuchte bald jede Bedenklichkeit, und ohne der Mühe und Gefahren des Weges zu achten, erſtieg er den Gipfel des Berges in dem Augenblick, als eben der Mond aufgieng und die ſchweigende Wildniß beleuchtete. Tief unter ſich erblickte er jezt ein enges mit finſtern Tannen bewachſenes Thal, durch deſſen Krümmungen ſich ein klarer Bach gar anmuthig im Mondlicht hinſchlängelte. Ein wenig betretener Fußſteig führte in das Thal hinab, wohin das Windſpiel in fröhlichen Sprüngen ſeinen Weg nahm. Gerholt folgte ſeinem Führer bis faſt in die Tiefe. Da fiel ihm aber ein, daß die Frauen, wenn ſie ſich in dieſem Zufluchtsort befänden, durch die plözliche Erſcheinung eines Menſchen, der ihnen im Augenblick unbekannt war, in Schreck und Angſt verſezt werden müßten, und er beſchloß, ſeine Gegenwart Agneſen auf eine minder ſchreckhafte Weiſe kund zu thun. Er ſezte ſich auf einen Stein und ſang folgendes Lied, welches ſie ehemals auf der Burg oft und gern von ihm gehört hatte:

Junge, ſchöne Hirtenmaid,
Biſt wohl nicht bey uns geboren?
Gehſt ſo einſam auf der Haid,
Haſt wohl deine Heerd verloren?

Meine Lämmlein, weiß wie Schnee,
Weiden dort am Himmelbogen.
Jüngling deiner Sehnſucht Weh
Hat mich zu dir hergezogen.

Schöne Maid, ich geh mit dir,
Aus der Heimath, ohne Grämen.
Doch von meiner Habe hier,
Sprich, was darf ich mit mir nehmen?

Nur den frommen, treuen Sinn,
Alles andere mußt verlaſſen!
Bringſt du Irrdiſches dorthin,
Müſſen alle Stern' erblaſſen.

Er hatte kaum das Lied geendet, als er unter den Bäumen im Thal eine Geſtalt hervor treten ſah, die er für Agnes hielt. Ich bin Gerholt, fürchtet euch nicht, edle Frau, rief der Jüngling, und eilte hinab. Gott Lob, daß du es biſt, ſagte Agnes, mit noch zitternder Stimme, indem er ihr näher kam.

Er erzählte nun, wie ihm das Windſpiel den Weg zu ihr gezeigt. Dieſem treuen Thier, ſagte Agnes, verdanken wir unſere Nahrung, denn die Wildniß hier bietet nicht einmal genießbare Wurzeln und Kräuter dar. Er holt uns Brod von der Burg, allein dies reicht nicht hin für unſern Unterhalt, und ſezt uns zugleich der Gefahr einer Entdeckung aus. In ein Kloſter kann ich nicht gehen, denn ich würde das Gelübde gezwungen ablegen, und Gott durch einen Eid beleidigen, der nicht aus meinem Herzen käme. Ach, ſeufzte Gerholt, Rath weiß ich nicht, aber mein Arm und mein Leben ſind zu euren Dienſten.

Agnes wurde durch den Edelmuth des Jünglings tief gerührt, ſie hob ihr thränendes Auge empor, und ſchien dem Himmel zu danken, daß er ihr wenigſtens einen Freund gelaſſen. Sie theilte hierauf Gerholten ihren Entſchluß mit. Einige Meilen von da, im Einſiedlerthale lebten einige fromme Frauen als Einſiedlerinnen, zwar nach einer gemeinſamen Vorſchrift, aber durch kein Gelübde gebunden. Dorthin wollte ſie mit ihrer treuen Magd ziehen, doch ſollte ſich Gerholt erſt bei den Frauen erkundigen, ob man ſie aufnehmen wolle und könne.

Da jeder Augenblick Gefahr bringen konnte, ſo machte ſich der Jüngling alsbald nach dem Einſiedlerthale auf, und erreichte es am frühen Morgen, nachdem er unterwegs, von Müdigkeit überwältigt, einige Stunden unter einem Baume geſchlafen hatte. Die Vorſteherin hörte freundlich ſeine Botſchaft, und willigte mit Herzlichkeit in ſein Begehren. Sie ſezte ihm von den Früchten ihres Gartens vor, der ſich zwiſchen einem kleinen Waldbach und den friedlichen Zellen hinzog, und nachdem er ſich erquickt und ausgeraſtet hatte, kehrte er auf dem Wege zurück, welchen er gekommen war. Die Sonne ſank bereits hinter die Tannenberge, als er in das Thal trat und ſich der Höhle näherte, wo Agnes ihren Zufluchtsort hatte. Er vernahm das Gewinſel eines Hundes, und bald darauf das Wimmern einer Menſchen-Stimme. Eine ſchreckliche Ahndung durchſchauderte ſein Herz — er verdoppelte ſeine Schritte, und ſah jezt das Windſpiel, welches am Eingang der Höhle, mit Stricken an einen Baum gebunden war, und bey ſeinem Anblick ein furchtbares Geheul erhob. Er eilte in die Höhle und fand Agneſens treue Magd auf den Boden hingeſtreckt, und an Händen und Füßen gebunden. Gerholts Blut gerann zu Eis. Um Gottes Willen, rief er, was iſt vorgefallen? wo iſt Agnes?

Die Magd vermochte Anfangs nur unzuſammenhängende Worte hervorzubringen; Gerholt zerſchnitt mit ſeinem Schwert ihre Stricke, und ſie gewann allmählig ſo viel Beſonnenheit, um den

Vorgang erzählen zu können. Vier verkappte Knechte hatten bald nach Mittag die Höhle überfallen, die beiden Frauen gebunden, und Agnes mit ſich fortgeſchleppt. Das Windſpiel vertheidigte ſeine Gebieterinn mit Wuth, und verwundete zwey von den Räubern, die es darum tödten wollten, aber ein dritter, welcher der Anführer der übrigen ſchien, gebot, es bey Leben zu laſſen, und an einen Baum zu binden. Die Treue des Thiers gefiel ihm, und er wollte es bey ſeiner Rückkehr mitnehmen, und an ſich gewöhnen. Ach, ſezte die Magd hinzu, ſie werden wiederkommen und mich tödten oder in's Burgverlies ſchleppen.

Auf Gerholts Frage, welchen Weg die Knechte genommen, wußte die Magd keinen Beſcheid zu geben. Das Windſpiel fieng auf's neue zu winſeln an. Dich hätte ich beinahe vergeſſen, ſagte Gerholt, indem er es frey machte, und am Ende biſt du der beſte Kundſchafter, den ich finden kann. Er wollte ſich haſtig auf dem Wege entfernen, den ihm der Hund zeigen würde, aber die Magd erhob ihre flehenden Hände und beſchwor ihn, ſie doch nicht einem ſchrecklichen Schickſale preis zu geben. Ich kann dich nicht ohne Hülfe laſſen, antwortete der Jüngling, und doch fordert mein Geſchäft die größte Eile. — Nach kurzem Nachſinnen fiel ihm ein, daß eine Stunde von dem Thal eine Mühle liege, dahin beſchloß er die Magd einſtweilen zu bringen, und ſie dort zu verbergen.

Die Leute auf der Mühle ſchienen durchaus ehrlich und gutherzig. Sie zeigten die größte Bereitwilligkeit, der unglücklichen Magd Schutz zu geben, und verſicherten, fremde Knechte würden es nicht wagen, Feindſeligkeit hier auszuüben, da die Mühle einem Kloſter gehöre, und im Bann deſſelben liege.

Von Agnes und ihren Räubern konnten der Müller und ſeine Familie keine Auskunft geben. Was gilt's, ſagte der alte Vater, die Schnapphähne haben ihre Beute nach der alten Römerburg, drüben am Heidenberg in Sicherheit gebracht. Gerholt erinnerte ſich dieſer Burg, von welcher nur noch ein Thurm übrig war. Der Sage nach hauſten Berggeiſter darin, und niemand wagte ſich leicht in die Gegend. Er ließ ſich von dem Müller den nächſten Weg dahin angeben, und verließ die Mühle mit verdoppelten Schritten. Gegen Abend erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, ſchwarze Nacht hieng vom Himmel herab; und durch den alten Forſt drang ein Geheul und Geächze wie von tauſend Geiſterſtimmen. Gerbolt verlor den Pfad, und das Windſpiel drängte ſich zaghaft und winſelnd an ihn an, und hinderte ihn oft am Gehen. Der Orkan hatte bald ausgetobt, aber es folgte ein ſchrecklicher Regenguß, und Gerbolt mußte Schutz unter einer Tanne ſuchen. Mit quälender Ungeduld zählte er die koſtbaren Augenblicke, hob die Hände empor, und flehte zu Gott, daß er ſeinem guten Werke Beiſtand ſchenken möge. Sein Gebet ſchien Erhörung zu finden, der Regen ließ nach, der Himmel klärte ſich auf, und die Sterne traten hervor, denn die Nacht war unterdeſſen hereingebrochen. Gerbolt wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte, aber er dachte in ſeinem frommen Sinn: Wenn der Herr will, daß ich ſie rette, ſo wird er mich auch führen, und ſchlug den Weg zur Rechten ein. Bald wurde er gewahr, daß ihn dieſer aus dem Gebirg in die Ebene führe, und indem er aus einer Schlucht hervortrat, erblickte er in geringer Entfernung auf einem Hügel eine Kapelle, die mit einer Mauer umgeben war, und neben der Kapelle den Schimmer eines Lichtes. Er gieng darauf zu, in Hoffnung jemand zu treffen, der ihm Auskunft über die Gege[illegible] geben können.

Beim Eingang durch das zerfallene Thor, neben welchem ein ſteinernes Kreuz ſich erhob, ſah er, daß er ſich auf einem Kirchhof befand, die Gräber waren meiſt eingeſunken und mit Unkraut und Dornen überwachſen. Neben der Kapelle war ein Mann beſchäftiget, beim Schein einer Laterne, die auf einem umgeſtürzten Grabmahle ſtand, ein Grab zu graben. Dem Jünglinge kam dieſe Arbeit zu nächtlicher Zeit ſeltſam vor. Er gieng zu dem Manne und fragte ihn, für wen das Grab ſey? Ohne Zweifel für einen müden Leib, antwortete der Mann.

Gerholt. Der Kirchhof ſieht aus, als ob er ſeit langem nicht mehr gebraucht würde?

Der Mann. Er gehörte zwey benachbarten Dörfern, die ſeit fünfzig Jahren zerſtört ſind.

Gerholt. Du biſt alſo hergekommen, um [illegible]en zu berauben?

Der Mann. Nein, Herr, das wäre Gottesraub, und ich würde fürchten, daß ſie alle dort im Beinhauſe neben der Kapelle ſich regten, und mir die ruchloſe That geſegneten.

Gerholt. Aber wer ſoll hier begraben werden?

Der Mann, der eben mit dem Grabe fertig wurde, lehnte ſich auf ſeine Schaufel, trocknete den Schweiß von der Stirne, und erzählte: Er ſey ein armer Köhler, und wohne eine halbe Stunde von da, am Eingang des Forſtes. Gegen Abend ſey ein fremder Knecht zu ihm gekommen, und habe ihn geheißen, ein Grabſcheit zu nehmen, und ihm zu folgen. Er habe ihn hierauf nach dem verlaſſenen Friedhof geführt, und ihm befohlen, hier ein Grab zu machen.

Und wo iſt der Knecht? fragte Gerholt, indem eine ſchauerliche Ahndung ſeine Seele erſchreckte. Vor wenigen Augenblicken gieng er fort, antwortete der Köhler, nachdem er mir ein Silberſtück zur Belohnung gegeben, und mir zugleich geboten hatte, mich, wenn das Grab vollends fertig ſeyn würde, alsbald zu entfernen, aber mein Grabſcheit da zu laſſen, und ſo mir mein Leben lieb ſey, keinem Menſchen etwas von der Sache zu entdecken. „Ach!“ ſezte er tief ſeufzend hinzu, „es iſt wohl ein Erſchlagener, deſſen Leichnam hier verborgen werden ſoll! Aber die Sterne ſehen es, wenn ich auch ſchweige. Gute Nacht, Herr!“ Mit dieſen Worten eilte der Köhler von hinnen. Gerholt zweifelte nun nicht mehr, daß es Agnes ſens blutiger Leichnam ſey, welchen man hier heimlich beerdigen wolle, und Schmerz und Wuth tobten furchtbar in ſeinem Innern. Kommt nur, rief er, indem er das Schwert zog, und es gegen Himmel hob, kommt nur her, ihr Mörder, ich will Gericht halten über euch, hier auf der Aſche der Todten und im Angeſicht des Richters dort oben! So ſtand er eine Weile, und ſtarrte düſter in die Nacht hin, da drehte ſich das Windſpiel gegen das Thor des Kirchhofs, und fing zu murren an. Den Jüngling durchzuckte es, wie ein Bliz, er beſänſtigte den Hund, ergriff ihn am Halsband, und führte ihn mit ſich hinter die Kapelle.

Man hörte Fußtritte, die immer näher kamen; Gerholt ſchaute vorſichtig hinter einem Pfeiler hervor. Zum Thore herein traten vier Männer, die eine Bahre trugen. Sie ſprachen einige Worte, die er nicht verſtehen konnte, aber zugleich kam ihm vor, als vernähme er ein tiefes hohles Geſtöhne.

Die Männer waren jezt, auf der andern Seite der Kapelle, zu dem Grabe gekommen, und eine weibliche Stimme rief mit herzzerreißendem Tone: Gott im Himmel, ihr werdet mich doch nicht lebendig begraben wollen.

Wüthend riß ſich das Windſpiel aus Gerholts Hand los, wüthend ſtürzte er ihm nach, mit gezücktem Schwerte. Die Knechte ſtanden im erſten Augenblick wie verſteint von den Schreckniſſen des Gerichts — ihre Füße ſchienen in der Erde zu wurzeln, als aber der erſte von Gerholts Streichen fiel, und der zweite fürchterlich unter den Zähnen des Windſpiels ſchrie, da ergriffen die beiden andern die Flucht.

Agnes ſaß auf der Bahre, an Händen und Füßen gebunden. Gottlob, ihr ſeyd gerettet, rief der Jüngling, und löſte ihre Bande. Du Gerholt, ſtammelte ſie, und ſank ohnmächtig in ſeine Arme. — Vater im Himmel, ſchrie der Jüngling im Weh der Verzweiflung, und preßte ſie an ſeine Bruſt, und legte ſeine glühenden Lippen an ihre kalten Wangen.

Agnes kam bald wieder zu ſich; ſie konnte weinen und beten. Der Knecht, den das Windſpiel noch immer feſthielt, flehte gar jämmerlich, ihn doch von dem grimmigen Thiere zu befreien. Man hat euch zur ruchloſen That gedungen, zürnte ihm Gerholt entgegen.

Wir ſind Knechte Diethers von Scharfenſtein, erwiederte der Elende, und alles geſchah auf Befehl unſers Herrn und ſeiner Diener. Ha, und lebendig ſollte ſie in die Erde geſcharrt werden, rief der Jüngling. — Es war der Rath unſers Anführers, antwortete der Knecht, denn er fürchtete, Spuren von Blut möchten die That verrathen. Agnes verhüllte ſich das Antlitz bei dieſer Rede, und Gerholt ſchwur blutige Vergeltung auszuüben. — Laß dem dort oben die Rache, ſtöhnte Agnes, mit faſt erloſchener Stimme, und vollende vielmehr das Werk meiner Rettung, wir können ja hier nicht bleiben.

Gerholt wußte nicht gleich, wohin er Agnes bringen ſollte, denn ſie war faſt unvermögend, nur einige Schritte weit zu gehen, da fiel ihm der Köhler ein. Er machte das Windſpiel von dem Knechte los, und befahl dieſem, die Laterne zu nehmen, welche der Köhler zurückgelaſſen hatte, und ihm nach der Hütte deſſelben voran zu leuchten; der Knecht gehorchte zitternd. Agnes legte ihr Haupt auf die Schulter des Jünglings, mit der Linken umſchlang er die arme Geängſtigte, und ſo wankte ſie langſam auf dem holperichten Wege hin.

Gerholt mußte öfters ſtille ſtehen, und ihr Zeit laſſen, neue Kräfte zu ſammeln. An einem Felſenbräunlein ruhten ſie eine Weile. Agnes verlangte einen Trunk Waſſer, da es aber an einem Gefäß gebrach, ſchöpfte der Jüngling das Waſſer mit der hohlen Hand, und ſie ſchlürfte es dankbar. Während ſie an dem Brünnlein ſaßen, trat ein bewehrter Mann aus dem Walde hervor. — Agnes ſchrack zuſammen bei ſeinem Anblick. Gerholt beſchwor ſie, ruhig zu ſeyn. Gott iſt mit der Unſchuld, ſagte er, hat er's uns nicht erſt in dieſer Stunde bewieſen? — Der Mann kam näher, ſein Geſicht war verhüllt; einen Augenblick betrachtete er Gerholt und Agnes, deren Geſtalten von der Laterne beleuchtet wurden, und gieng dann plötzlich auf den Jüngling zu, und ergriff ſeine Hand: Gerholt du hier, und iſt dies nicht deine Burgfrau? fragte er.

Mein Vater! rief Gerholt, mein Vater! o dich führt Gott hieher! Der Alte fragte und der Jüngling erzählte nun, was ſich zugetragen. Edle Frau, ſagte der alte Rodland, ſo hieß Gerholts Vater, Edle Frau, Ihr müßt's Euch jezt einige Tage auf meinem Hofe gefallen laſſen; das Herrenhaus iſt zwar nur klein, wie's ſich für einen armen Rittersmann ziemt, deſſen Vorältern zu freygebig gegen Klöſter waren, aber es ſoll Euch weder an Bequemlichkeit, noch an freundlichen Geſichtern fehlen.

Gerholt äußerte einige Bedenklichkeiten, denn er meynte, Frau Agnes würde dort Gefahr laufen; aber der Alte hieß ihn deſsfalls ohne Sorge ſeyn, und fügte hinzu, ſie würden bei der nahen Köhlerhütte einen ſeiner Knechte mit zwei Pferden finden, dieſer ſollten Agnes und ſein Sohn ſich bedienen, und darauf nach Rodland reiten. Dem Knechte Diethers aber befahl er mit kurzen, ſtrengen Worten, ihm zu folgen. Gerholt hätte gerne gewußt, wohin ſein Vater in ſpäter Nacht gehe, und warum er den Knecht mit ſich nehme, aber da er die Frage thun wollte, war der Alte ſchon ſeitwärts hinter den Felſen verſchwunden.

Gerholt und Agnes erreichten bald die Hütte, wo ſie eine recht herzliche Aufnahme, aber eine gar ſparſame Bewirthung fanden. Frau Agnes war ſo entkräftet, daß ſie der Ruhe bedurfte, auch Gerholts Kräfte waren ſehr erſchöpft, und erſt mit Tages Anbruch ſetzten die Wanderer ihren Weg auf Rodlands Roſſen fort, und erreichten den Hof noch vor Mittag. Der Alte langte faſt zu gleicher Zeit mit ihnen an. Gerholt hatte eine

Menge Fragen auf dem Herzen; aber ſein Vater nahm ihn alsbald bei Seite, und befahl ihm, ſogleich auf die Burg Scharfenſtein zurückzukehren, und auf alles, was dort vorgehe, ein wachſames Auge zu haben, und ihm auf der Stelle Bothſchaft zu ſenden, wenn von Diether und ſeiner Dirne Anſtalten zur Flucht getroffen würden. Du haſt nichts zu befahren, ſetzte er hinzu, traue auf mein Wort.

Gerholt wäre lieber um die ſchöne Agnes geblieben, auch begriff er nichts von der Abſicht, welche ſein Vater bei ſeinem Auftrag haben konnte, aber er ehrte ihn zu ſehr, um nicht ohne Widerrede zu gehorchen. Auf einem raſchen Pferde legte er den Weg nach Scharfenſtein noch vor Sonnenuntergang zurück. Neben dem Pfade, der zur Burg hinaufführte, ſtand eine hohe Buche. Mit Entſetzen bemerkte Gerholt, daß aus dem Stamme drey Späne gehauen waren, denn er wußte, daß dies ein Zeichen der Vorladung zum heimlichen Gericht ſey. Ein ſtärkeres Grauen wandelte ihn an, als er am Burgthor den pergamentenen Ladungsbrief mit den drey rothen Siegeln in blechernen Kapſeln angeheftet ſah. Im Burghofe war es wie ausgeſtorben. Nur ein paar Knechte giengen bei den Ställen ab und zu, und in ihren Gebehrden war die tiefſte Beſtürzung ſichtbar. Indem Gerholt vom Pferde ſteigen wollte, kam der alte Thorwart auf ihn zu, und ſagte mit bleichen bebenden Lippen: Wie? Ihr kehrt zurück in's Haus der Ruchloſigkeit und des Schreckens? Habt ihr denn nicht geſehen —

Wohl hab ich's geſehen, antwortete der Jüngling, und mir ſchauert noch, als wenn ich in mein eigen Grab geblickt hätte.

Sie wollen dieſe Nacht entfliehen, er und die Dirne, fuhr der Greis leiſe fort, aber dem dort oben entgehen ſie nicht.

Entfliehen, wohin? fragte Gerholt.

Ueber den Rhein, erwiederte jener. Es iſt bereits ein Bote fort um die Schiffe zu beſtellen.

Gerholt ſah eine Weile nachdenkend vor ſich hin, und wendete ſich hierauf wieder zu dem Greis und ſagte: Alter, ich bleibe nicht hier, wo die Hände befleckt ſind mit Blutſchuld. Mit dieſen Worten wendete er ſein Roß und jagte über die Zugbrücke hinaus. Am Fuße des Hügels, bey der ſchönen Buche, hielt er noch eine Weile ſtill und betrachtete, mit neuem Grauen, die drey Hiebe im Stamme des Baumes. Ein Gewappneter im ſchwarzen Harniſch ſprengte auf Gerholt zu, und gab ihm ein Zeichen, ihm auf die Burg zu folgen. Der Jüngling ſtarrte ihn verwundert an; jener wiederholte das Zeichen, da aber der Jüngling ſich nicht daran zu kehren ſchien, öffnete er ſein Viſier. Gerholt erkannte ſeinen Vater, und wußte nicht, was er denken oder ſagen ſollte. Du warſt kaum von Hauſe fort, ſprach der alte Rodland, als ich ſchon die Nachricht erhielt, daß man auf Scharfenſtein ſich zur Flucht auf dieſe Nacht bereite. Komm und ſieh, was die Sünde iſt; es kann dir frommen auf dein ganzes Leben. — Er zog ſein Viſier wieder herab, und ſtillſchweigend ritten beyde auf die Burg. Gerholt führte ſeinen Vater nach Diethers Gemach, der aber in einer ſehr ernſten Unterredung mit Rotlinden begriffen war. Hier iſt ein Ritter, der euch ſprechen will, ſagte Gerholt. Wer ſeyd ihr, und was iſt euer Begehren an mich; fragte Diether, indem er ſich, etwas betroffen, zu Rodland wendete. Mein Name thut hier nichts zur Sache, antwortete Rodland, aber meine Botſchaft iſt unten am Schloßbühl in den Stamm der ſchönen Buche geſchrieben.

Diether ſchrack zuſammen, und Rotlinde wollte mit einem Schrey das Gemach verlaſſen, aber Rodland gebot ihr, mit ſchrecklicher Stimme, zu bleiben, und ſie warf ſich todtenbleich in einen Seſſel und verhüllte ſich das Geſicht.

Diether ermannte ſich unterdeſſen, und ſein Schrecken gieng in Wuth über. Noch bin ich Herr auf meiner Burg, rief er, und es koſtet mir nur ein Wort, und meine Knechte ſtürzen euch von der Mauer herab, daß eures Gebeins nicht mehr gefunden werden mag.

Rodland zog einen Ring hervor, der in zwey Theile zerbrochen war, und reichte ihn Dietbern, und fragte, ob er den Ring kenne? Es iſt der Ring, fuhr Rodland fort, während Dietber die ſtarren Augen darauf heftete, und kein Wort hervorzubringen vermochte, es iſt der Ring, welchen ihr der edlen und frommen Agnes von Staufen am Altar gabt, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Wie ihr und die Buhldirne da dieſen Ring zerbrochen habt, ſo wird der Faden eures Lebens zerriſſen werden. Rotlinde ſchrie laut auf — Dietber gieng in wilder Haſt auf und nieder. Ihr wollt fliehen, hub Rodland nach einigem Stillſchweigen an, meint ihr den Augen und den Armen der unſichtbaren Rächer zu entfliehen? Dietber bedenkt, daß es im überrheiniſchen Lande auch Weiden giebt, auf welchen Stricke wachſen. Eine Hand ſchwebt über euer Haupt, und dieſer mögt ihr nimmer entrinnen. Die Zeit eurer Ladung iſt nicht um, aber eure Flucht gilt als Geſtändniß eurer That, und ihr ſeyd verfehmt von dem Augenblick, da ihr euer Roß beſteigt.

Wer kann zeugen wider mich? rief Diether, der ſich wieder zu faſſen geſucht hatte.

Wo iſt Agnes, eure Hausfrau? fragte Rodland mit düſterm Ernſte. — Es erfolgte keine Antwort. Noch einmal, wo iſt Agnes? wiederholte Rodland mit ſchrecklicher Stimme. — Lebendig habt ihr ſie ins Grab einſcharren laſſen. Weh, weh, weh, über dich und deine Buhldirne!

Rotlinde bebte zurück, als ſähe ſie ein blutiges Geſpenſt aus der Erde ſteigen — ſie wankte nach dem Fenſter, riß es auf und ſtürzte ſich hinab. Diether hatte ſie zurückhalten wollen, aber er vermochte kaum, ſeine zitternde Hände auszuſtrecken, die Schrecken der Rache ſchienen ſeine Füße zu lähmen.

Rodland trat an's Fenſter und ſchauete hinab auf den zerſchmetterten Leichnam. Hierauf wendete er ſich zu Diether mit den Worten: Sie hat ſich ſelbſt gerichtet! Was willſt du beginnen? Mein Urtheil von eurem Gericht erwarten, antwortete Diether mit gräßlicher Kälte.

Agnes lebt, fuhr Rodland fort, aber das mindert deine Schuld nicht, durch ein Wunder hat ſie Gott aus dem Grabe gerettet. Auf Diethers Gemüth machte die Nachricht von der Rettung ſeiner Gattin einen gewaltigen Eindruck; er warf ſich auf die Kniee, dankte Gott, daß er es ſo gefügt, und heiße Thränen, die er lange nicht gekannt, quollen über ſeine Wangen. Rodland wurde gerührt. Er reichte ihm die Hand, und ſagte: Ich will dein Leben zu erhalten ſuchen, wenn du es der Reue widmen kannſt.

Gott wird mir Gnade geben, erwiederte Diether, ſchon hat er ſeinen Thau träufeln laſſen auf den dürren Felſen. Ich will zu den Karthäuſern gehen, und nichts mehr ſprechen, als: Gedenke des Todes. Meine Burg und die Hälfte meiner Beſitzungen vermache ich an Agnes — die andere Hälfte ſey ein Erbe der Armen.

BIBL. UNIVERS. LIB.

Diether that, wie er geſprochen hatte. Im härnen Kleid, den Dornenſtab in der Hand, und eine Kürbisflaſche an der Seite, verließ er ſeine

Burg, wanderte über den Rhein, und ließ ſich dort von den Karthäuſern aufnehmen. Agnes blieb noch einige Zeit bei Rodland, und kehrte dann nach Scharfenſtein zurück. Beim Abſchied, nachdem ſie ſchon das Roß beſtiegen hatte, reichte ſie Gerholten noch einmal freundlich die Hand, und winkte ihm, ſich zu entfernen, und ſprach dann zu dem Alten: Diether iſt im Kloſter, ich bin Wittwe, und werde trauren um ihn, denn mir und der Welt iſt er geſtorben. Euer Sohn hat Neigung für mich, ſo etwas entgeht den Frauen nicht. Kann meine Hand ihn glücklich machen, ſo bringt ihn zu mir nach Scharfenſtein, wenn das Trauerjahr vorüber iſt.

Ohne die Antwort Rodlands abzuwarten, ritt ſie mit ihren Knechten von dannen. Gerholt empfieng die Nachricht mit unausſprechlicher Freude. Nur ſchien ihm ein Jahr viel zu lange für ſeine Wünſche, und er hoffte, die Liebe würde die Friſt kürzen. Aber Agnes beſtand feſt auf ihrem Entſchluſſe, und wenn er manchmal mit ſeinem Vater nach Scharfenſtein ritt, ſo ſah er ſie nie, als mit ſchwarzverhülltem Angeſicht. Nach einem Jahr legte ſie die Trauer ab, und reichte dem Jüngling ihre Hand, und ſeine Liebe und Treue gewährten ihr reichlichen Erſatz für die ausgeſtandenen Leiden.

# Die Todtenglocke.

Der Sänger Friedhold zog luſtigen Muthes die Straße nach der nahen Heimath hin. Man kannte ihn weit und breit unter dem Namen des ſchönen Zitherſpielers, denn ſeine Geſtalt war eben ſo lieblich, als die Lieder, welche er erfand und mit dem Saitenſpiel begleitete. Am Saume des Waldes, durch welchen ſein Weg führte, hatte ſich ein Haufen Reiſiger gelagert. Es waren zwei Ritter mit ihren Knechten, die hier, unter'm grünen Zelt der Eiche, Mittag hielten.

Sie riefen dem Jüngling entgegen, er möchte mit ihnen vorlieb nehmen, und einer von den Rittern reichte ihm einen Becher voll köſtlichen Weines dar, mit den Worten: Ihr ſeyd uns eine Erſcheinung von guter Vorbedeutung; wir gehen auf Freiers Füßen, und man ſagt, ihr Sänger wüßtet die Herzen zu ſtimmen, wie eure Saiten. Friedhold antwortete lachend: Wohl können wir den ſchlafenden Liebesgott aufwecken, wenn wir juſt den rechten Ton treffen, aber er hat Flügel, und haben wir ihn auch aus dem Schlummer geſungen, ſo flattert er davon, und läßt uns das Nachſehen. Doch will ich gern auf euer Glück Beſcheid thun, und was ihr von meiner Kunſt brauchen könnt, das ſteht euch zu Dienſten.

Nachdem er den Becher geleert hatte, lagerte er ſich zu der Geſellſchaft. Im Verfolg des Geſprächs ergab ſich, daß die beiden Ritter Hans von Sonneck und Bernd von Ehrenthal hießen, und auf dem Wege nach Rhyneck waren. Dort oben iſt eine köſtliche Perle, ſagte Friedhold, aber nehmt euch in Acht! Ihr werdet eine harte Muſchel finden, welche die Perle verſchließt.

Ihr meint den Vater der ſchönen Bereswinde? fragte einer der Ritter.

Ja, ja, den alten Rhynecker, antwortete jener. Ich wurde auf Rhyneck geboren und erzogen. Vor vier Jahren zog ich von da in die Welt hinaus, denn dem Sänger iſt nicht wohl im Käfícht. Damals war das Fräulein im Aufgehen. Aus Knoſpen werden Roſen, und ſie ſoll das lieblichſte Mairöslein geworden ſeyn, welches je in einem rauhen Dornbuſch geblüht hat.

Die Ritter baten ihn, ſeine Lebensgeſchichte zum Beſten zu geben, und Friedhold erzählte, wie folgt:

„Mein Vater diente als Reiterknecht bei'm alten Kurd von Rhyneck, dem er zweimal das Leben rettete. Der Alte ſchenkte meinem Vater nicht nur die Freiheit, ſondern machte ihn auch zum Kaſtellan auf Liebenfels, denn dieſe Burg war dem Rhynecker in ſeinen lezten Lebensjahren durch Erbſchaft zugefallen. Auf der Burg Liebenfels wurde ich geboren, und wuchs auf wie ein Blümlein auf einem Schutthaufen — es grünt und gedeiht luſtig, wenn es nur die Sonne hat und den Thau des Himmels. Ein wandernder Harfner, der oft bei uns einſprach, bemerkte meine Luſt an ſeinem Spiel und Geſang. Er brachte mir einſt eine Zither mit, und gab mir einigen Unterricht. Bald erfand ich ſelbſt einige Lieder und auch die Weiſen dazu, und mir wurde großes Lob zu Theil. Mein Vater meinte freilich, ich könnte etwas Tüchtigeres thun, als Klimpern und Zwitſchern, aber der Boden kann ja nichts hervorbringen, als wozu er den Saamen empfangen, und ſo gings auch mit mir. Indeſſen hätt' ich mich doch wohl nach dem Sinne meines Vaters bequemt, und zum Waffenhandwerk gegriffen, wenn ſich nicht um dieſe Zeit etwas ereignet hätte, was mich bei'm Sängerleben erhielt. Der alte Kurd ſchlief ſchon ſeit einigen Jahren unter der Steindecke in der Burgkapelle, und ſein Sohn, der jetzige Burgherr, der zwar des Vaters rauhe Hülle, aber nicht ſeinen guten Kern hat, warf einen unauslöſchlichen Haß auf meinen Vater, und nahm ihm die Stelle auf Liebenfels. Dem alten Manne blieb nun wenig mehr, als ein kleines Feld und eine Hütte, die er ſich aus ſeinem Erſparniß ankaufte. Da gab mir Gott den guten Gedanken ein, ich könnte ja wohl mit meinem Saitenſpiel mir ſo viel erwerben, um meinem Vater noch einige ſorgenfreie Tage zu verſchaffen. Alsbald macht' ich mich auf den Weg, und der Himmel gab dem guten Vorſatz gutes Gedeihen. An den Hoflagern, bei Turnieren und andern Feſten, wo ich mich einfand, gewann ich manchen freundlichen Blick von holden Frauen, und manche goldene Kette mit goldnen Ehrenpfennigen dran von Fürſten und Herren. Was ich geſammelt, will ich nun meinem Vater bringen."

Die beiden Ritter prieſen die kindliche Treue des Jünglings, und der ältere legte gerührt ſeine Hand auf Friedholds Haupt und ſagte: Es ſteht geſchrieben: Auf daß es dir wohl ergehe auf Erden!

Amen, antwortete der Jüngling, und ſchaute mit dem klaren Auge zum wolkenloſen Himmel. — Die Becher wurden jezt wieder gefüllt, und auf's

Wohl der Sänger geleert. Hans von Sonneck bat hierauf den Jüngling um ein Lied. Friedhold nahm lächelnd ſeine Zither und ſang dazu folgendes:

Es geht der Sänger in ſeinen Garten,
Wo Blumen und Kräuter ſich ſelber warten:
Er ſucht ſich Blätter und Blumen aus,
Er windet drei duftende Kränze d'raus.

Den erſten, den er mit Singen windet,
Von den ſchönſten Roſen, ſo er nur findet,
Den reicht er der Huld und Schönheit dar;
Bald welket der Kranz, es bleichet das Haar.

Zum zweiten bricht er ſich Lorbeerblätter,
Sie grünen fröhlich in Sturm und Wetter:
Die Lorbeerkron' reicht er dem Ruhme dar,
Sie grünet noch fort um's greiſe Haar.

Zum dritten will er ſich nicht bemühen:
Er bricht die Blumen, ſo wie ſie blühen,
Er umwindet damit das eig'ne Haar,
Einſt blühen ſie ihm noch um die Bahr.

Nach einem kurzen Geſpräch, welches durch das Lied veranlaßt worden war, nahm Friedhold das Wort und ſagte: Es will mir faſt ſeltſam dünken, daß ihr, Ritter von Sonneck und ihr, Ritter von Ehrenthal, beide zugleich nach Rhyneck zieht. Ihr wollt doch nicht beide um eine Hand werben? — Ich gehe blos als Brautwerber mit, erwiederte der Sonnecker lachend.

Ich beſorge, fährt jener fort, ihr werdet mit dem Alten einen harten Stand bekommen. Er liebt das Gold, und nichts als das Gold, und ſo ihr die goldnen Männer und Frauen nicht mit dem Munde zu meſſen habt, möchte ich auch keinen günſtigen Erfolg weiſſagen.

Ich werde den Rhynecker nicht fragen, was er in ſeiner Truche hat, fiel Ritter Bernd ein; ſeine Tochter ſuche ich, weil ich Gefallen an ihr gefunden, denn ſie iſt mehr als ſchön, ſie iſt von adelichem Sinn und weiſ', was einer Hausfrau ziemt. Mit ſolcher Morgengabe bin ich zufrieden.

Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange, und die Reiſenden brachen auf. Der Weg nach

Rhyneck zog ſich links durch einen Wald. Friedhold mußte ſich rechts wenden, und nahm von den Rittern Abſchied; doch verſprach er, nach zwei oder drei Tagen hinüber nach Rhyneck zu kommen. Die Nacht war bereits eingebrochen, als er in der väterlichen Hütte anlangte. Der alte Gotthardt, ſein Vater, ſaß am Heerde bei'm Feuer, und bereitete ein kleines Abendmahl, denn er hatte den ganzen Tag über die Ahnung gehabt, ſein Friedhold, von dem er lange nichts gehört, werde denſelben Abend zurückkommen.

Der Eintritt des geliebten Sohnes überraſchte ihn darum auch keineswegs. Er ſtreckte ihm die Hand entgegen, wie nach einer Abweſenheit von wenigen Wochen, mit den Worten: Da biſt du ja! Friedhold hatte die Wonne des Wiederſehens auf dem Heimwege in vollem Maaße gekoſtet, aber ihn ergriff eine tiefe Wehmuth beim Anblick des abgewelkten Greiſes, dem vom Leben nichts geblieben war, als trübe Erinnerungen. Friedhold fieng an, von ſeinen Wanderungen zu erzählen, doch für den Alten waren es Worte ohne Bedeutung und er ſank bald in einen tiefen Schlaf. Am andern Morgen fand er ſich jedoch muntrer und lebendiger, und zeigte an allem, was Friedhold ſagte, warme Theilnahme. Als dieſer ihm ſein Vorhaben eröffnete, nach Rhyneck zu gehen, wurde der Greis ernſthaft und begann, nach einigem Nachdenken:

Als du vor vier Jahren in die Welt hinauszogſt, da verſchwieg ich dir noch, deiner zarten Jugend wegen, was ich dir jezt entdecken muß. An dem Golde des alten Rhyneckers kleben Thränen und Blut. Er hat viele Reiſende niedergeworfen und ſich ihrer Habe bemächtigt, ja ſogar einen Mord auf ſeine Seele geladen. Seine brave Hausfrau quälte er zu Tode, weil ihre Frömmigkeit ein Stachel war für ſein Gewiſſen. Auf mich warf er einen finſtern Groll, weil ich mich weigerte, falſches Zeugniß für ihn abzulegen. Er muß ungeheure Schätze beſitzen, allein das Seltſamſte iſt, daß er ſie ſeiner Tochter mißgönnt, wie ich ihn denn oft ſagen hörte, nach ſeinem Ableben werde Niemand den Ort finden, wo ſein Gold begraben liege. Was die ſchöne Bereswinde anlangt, ſo iſt ſie das treue Bild ihrer verſtorbenen Mutter. Ich ſage dir dies Alles, mein Sohn, weil es gut iſt, die Menſchen zu kennen, denen man nahe iſt. Vielleicht ereignet ſich auch etwas, wo den beiden Rittern, die als Freier auf Rhyneck ſind, ein vertraulicher Wink großen Vortheil gewähren kann.

Friedhold war aufmerkſam auf die Rede ſeines Vaters, doch beſchäftigte hauptſächlich die ſchöne Bereswinde ſeine Gedanken. Am dritten Morgen nach ſeiner Ankunft in der väterlichen Hütte gieng er nach Rhyneck hinüber.

Die Ritter hatten bei dem Burgherrn eine froſtige Aufnahme gefunden, doch hatte er ſie eingeladen, acht Tage zu bleiben. Unterdeſſen wollte er die Sache mit ſeiner Tochter in Ueberlegung nehmen, und man gewinne Gelegenheit, ſich einander kennen zu lernen.

Im Grunde wäre er ſeiner Tochter gerne ledig geworden, allein bei dem Mißtrauen, welches ſeine ganze Seele beherrſchte, fürchtete er in jedem Schwiegerſohn einen Feind, der ſeinem Golde, ja ſeinem Leben nachſtellen werde.

Friedhold brachte einiges Leben auf die Burg. Selbſt vom alten Rhynecker ſchien auf Augenblicke der böſe Geiſt zu entweichen, der ihn beſaß, wenn die lieblichen Töne der Zither erklangen, und des Jünglings ſeelenvolle Stimme ſich dazu geſellte. Bereswindens Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem freundlichen Sänger, und ſein Spiel übte über ihr Herz eine Gewalt, welche ſie bald beunruhigte. In den Liedern des Sängers öffnete ſich ihr eine neue Welt, aber alles darin war geſtaltlos, und der ſchöne Zitherſchläger ſelbſt paßte nirgends in die Wirklichkeit, deren Schranken ſie niederdrückten.

Auf Friedhold hatte der erſte Anblick der ſchönen Jungfrau einen wunderbaren Eindruck gemacht. Sein ganzes Weſen war ihr zugewendet, ohne daß er an Liebe dachte, und ihm war's, als könne ſein Leben von keinem andern Licht mehr beſchienen werden, als von dem Himmelsſtrahle dieſer Augen. In ihrer Nähe ſchwiegen alle Wünſche und Hoffnungen in ſeiner Bruſt. Der Zuſtand ſeines Innern wurde ihm erſt klar, als ihm eines Tags der Ritter von Sonneck ſcherzend in's Ohr raunte: Nehmt eure Augen in Acht, ihr ſeht zu viel in die Sonne, und davon kann man erblinden. Friedhold erröthete, und eine Flamme ſchlug aus ſeinem Herzen durch alle Adern. Von dieſem Augenblicke an bemeiſterte ſich ſeiner eine ſcheue Schwermuth, und ſeine Hand zitterte, wenn ſie in Bercswindens Gegenwart die Saiten berührte. Sie fragte ihn, ob er unwohl ſey? Er hatte nicht den Muth zu antworten, aber der Sonnecker, welcher gegenwärtig war, ſagte lachend: Fräulein, ich wollte ſchwören, daß ihr allein das Kräutlein beſitzt, welches den armen Sänger heilen könnte. Die Jungfrau verſtand den Sinn dieſer Worte und ſchlug verwirrt die Augen nieder. Friedhold aber gerieth außer ſich und mußte das Gemach verlaſſen. Er gieng in den Garten, und dort, im Frieden der Natur, legte ſich allmählig der Sturm ſeiner Seele. Er konnte wieder einen klaren Gedanken feſthalten, und zu einem Entſchluße kommen. Er ſaß auf einer Bank, und brach eine Roſe herab, welche neben ihm blühte, und ſeine Thränen träufelten auf die Blätter der Blume. Beredswinde, rief er mit dem Schmerz unglücklicher Liebe, und hob die Augen empor. Da ſah er die Jungfrau wenige Schritte von ihm ſtehen. Sie ſchien ihn beobachtet zu haben, und wollte ſich eben leiſe entfernen. Friedhold gieng raſch auf ſie zu. Fräulein, ſagte er, erlaubt mir nur wenige Worte. Ich muß mich eines Frevels anklagen, denn ich habe euer Bild abgedrückt in meinem Herzen, und es läſſt ſich da nicht mehr vertilgen. Ich will mich ſelbſt beſtrafen und augenblicklich die Burg verlaſſen, aber laſſt mich wenigſtens eure Verzeihung mit mir nehmen.

Ihr habt mich nicht beleidigt, antwortete ſie mit ſanfter Stimme, und ſuchte Thränen zurückzuhalten.

O ihr ſeyd ein Engel, rief Friedbold, und entfernte ſich eilig. Als er in ein Gehölz umbiegen wollte, blickte er noch einmal zurück. Berengwinde hob eben vom Boden die Roſe auf, die ihm entfallen war, und ſteckte ſie an ihre Bruſt. — Ach, ſagte der Jüngling bei ſich, möchte ſie errathen, daß es meine Thränen ſind, die an den Blättern dieſer glücklichen Blume hängen,

Als er aus dem Garten in's Freie trat, begegnete ihm der Burgherr, und fragte ihn wohin er zu gehen gedenke?

„Hinüber zu meinem Vater.“

Und wer iſt euer Vater?

„Euer vormaliger Kaſtellan, der alte Gotthardt.“

Des Ritters Geſicht verfinſterte ſich bei dieſen Worten; die Furchen ſeiner Stirne wurden tiefer, und ſein Auge ſchien Unheil zu drohen. Er murmelte etwas vor ſich hin, ſchoß einen giftigen Blick auf den Jüngling, und warf mit Heftigkeit die Gartenthüre hinter ſich zu. Des Jünglings Gemüth war jezt furchtbar zerriſſen, und er konnte in dieſem Zuſtande nicht vor ſeinem Vater erſcheinen, ohne den Greis in Unruhe zu verſetzen. Darum beſchloß er, die Nacht in der erſten beſten Hütte zuzubringen. In der Frühe des nächſten Morgens machte er ſich wieder auf den Weg; kaum hatte er eine kleine Strecke zurückgelegt, als er Pferdegetrappel und Menſchenſtimmen hinter ſich hörte. In ſeinem Trübſinne wollte er nicht gerne von Menſchen geſehen ſeyn, und verbarg ſich hinter einem Gebüſche. Ein Haufe Reuter zog langſam vorüber — es waren die Freyer, die von Rhyneck kamen, mit ihren Knechten. Friedhold vernahm aus ihrem Geſpräch, daß ihr Antrag von dem Vater unfreundlich abgewieſen worden, und auch Bereswinde keine ſonderliche Neigung zu dem von Ehrenthal gezeigt habe. Ich wette meinen Rothſchimmel gegen einen Eſel, ſagte der Sonnecker unter andern, die Dirne hätte den Zitherſchläger lieber genommen, als den Ritter. Mehr konnte Friedhold vom Geſpräche nicht höten, aber dieſes Wenige war hinreichend, in der Nacht, die ihn umgab, einen Lichtſtrahl der Hoffnung zu entzünden. Er wiegte ſich in den ſüßen Traum, daß er dem Fräulein nicht gleichgültig ſey, daß ſie vielleicht nie ihre Hand vergeben und ihm erlauben werde, nach dem Tode ihres Vaters, ihr zu dienen. So immer und immer um ſie zu ſeyn, ihre Wünſche zu erſpähen, ihr Vertrauen zu gewinnen, und ſich wenigſtens ein dankbares Andenken in ihrem Herzen zu ſichern, ſchien dem Jüngling das ſchönſte Glück, und die freundlichen Bilder deſſelben begleiteten ihn bis zum väterlichen Heerde.

Friedhold hatte zwey Tage bei ſeinem Vater zugebracht, da vermochte er der Sehnſucht nach Rhyneck nicht länger zu widerſtehen. Er gieng hinaus auf einen Hügel, von welchem man die grauen Thürme der alten Burg erblicken konnte. Dort ſetzte er ſich unter einige Birken nieder, und heftete ſeine Augen lange und faſt unbeweglich auf die Wohnung der Geliebten. Dann ergriff er ſeine Zither und ſang:

Glück, du haſt mir nichts beſchieden,
Als dies kleine Saitenſpiel;
Dennoch wär' ich wohl zufrieden,
Wenn's der Holden nur gefiel.

Liebe, haſt mir nichts gegeben,
Als den Pfeil in's treue Herz;
Doch vertrau' ich dir mein Leben,
Bricht es auch im tiefen Schmerz.

Sonne, magſt mir heut' erblaſſen,
Mir erglänzt ein heller Licht.
Wohl von Allem kann ich laſſen,
Nur von meiner Liebe nicht.

Als er das Lied geſungen hatte, ſtieg er den Hügel herab, und gieng noch weiter auf dem Wege nach Rhyneck. Noch eine Viertelſtunde mochte er davon entfernt ſeyn, da fand er im Gehölz einen alten Knecht von der Burg, mit dem er ſich in ein Geſpräch einließ. Ihr thatet wohl, ſagte der Knecht, nicht länger in dem Sündenhauſe zu bleiben, denn einem ehrlichen Manne kann es da nicht wohl werden. Zumal ſeit einigen Tagen iſt der alte Herr von mehr als einem böſen Geiſte beſeſſen, und mißhandelt uns alle, und am meiſten ſein eigenes Kind, die ſchöne Bereswinde, die das Ebenbild ihrer Mutter iſt, und wahrhaftig ein Engel des Himmels, ohne den der Grünrock mit den Bocksfüßen den grauen Sünder längſt bei Nacht und Nebel davon geholt hätte.

Der Knecht erzählte jetzt mancherley, was das Herz des Jünglings mit Unruhe, Mitleid und Grauen erfüllte. Sie waren unterdeſſen zu einer hohen Eiche gekommen, in welcher ein Marienbild ſtand. Seht, ſagte der Knecht, zu dieſem Gnadenbilde wallt die fromme Bereswinde jeglichen Morgen, und umwindet es mit friſchen Blumen. Seht nur, der Kranz von heute blüht noch friſch und lebendig, das kommt daher, weil eine reine Hand die Blumen gebrochen.

Der Knecht entblößte jezt ſein Haupt und ſprach ein Gebet, und Friedhold that daſſelbe. Hierauf nahm er eine Blume aus dem Kranz, und drückte ſie auf dem Rückwege mehr als einmal an ſeine Lippe.

Beim nächſten Morgengrau eilte er wieder zu dem Bilde im Wald. Beim Hingange pflückte er die ſchönſten Blumen, die ſich ihm zeigten, um das Bild damit zu ſchmücken. Doch fiel ihm ein, Bereswinde werde dadurch, wenn auch nicht beunruhigt, doch einer frommen Freude beraubt, und er beſchloß, ſich hinter einer Hecke zu verbergen, und ſo des Anblicks der Geliebten zu genießen.

Die erſten Sonnenſtralen fielen eben durch das Geblätter des Waldes, als Bereswinde den Hohlweg, der zur Burg führte, heraufkam. Sie trug einen Kranz von Feldblumen in der Hand, und ihre Augen ſchimmerten von Thränen, wie die Blumen vom Thau des Morgens. Nachdem ſie den alten Kranz abgenommen, und den neuen um das Bild der Jungfrau befeſtigt hatte, warf ſie ſich auf den Raſen nieder, und erhob die Hände zum brünſtigen Gebet. Sie gerieth zuſehends in ſtärkere Bewegung, ſtreckte die Arme aus und rief laut, mit dem Flehen der Todtesangſt: Ich will gern ein Opfer ſeyn für meinen Vater, damit ſeine Seele gerettet werde. Friedhold war tief ergriffen — in Liebe und Bewunderung hätte er hinſtürzen mögen zu ihren Füßen, und auf ſich nehmen die Büßung der Schuld.

Die Jungfrau erhob ſich nach einer Weile mit ſichtbarer Faſſung; in ihre Seele ſchienen Muth und Troſt von oben gekommen zu ſeyn. Sie gieng zu einer nahen Quelle, und wuſch ſich die vom Weinen getrübten Augen klar, und kehrte dann auf dem Wege nach der Burg zurück. — Friedhold machte von nun an jeden Morgen einen Gang zu dem Bilde, und Bereswinde kam immer zu derſelben Stunde.

Einſt erwachte der Jüngling bald nach Mitternacht in ängſtlicher Beklemmung. Er hielt es für die Folge eines ſchweren Traums; da er aber nicht mehr einſchlafen konnte, verließ er ſein Lager und trat die gewohnte Wallfahrt an. Die Schatten der Nacht lagen noch über Feld und Wald, Wolken bedeckten den Himmel und ein rauher Wind blies von Abend her. In ſeine Träumereien verloren gieng er ſehr langſam, und wurde nicht gewahr, daß er über den Baum mit dem Bilde bereits hinaus gekommen ſey, bis er die Trümmer einer Kapelle vor ſich ſah, die nicht weit von der Burg Rhyneck lagen. Er ſezte ſich unter einem Fliederſtrauch am Gemäuer nieder und ſchaute zum Himmel auf, der ſich immer mehr verfinſterte, und ſeine Blicke ſuchten einen freundlichen Stern, aber keiner wollte ſich zeigen. — Plözlich rauſchte es im Innern des Gemäures, und es wurden ein Paar Stimmen laut. Es waren ein Paar Räuber, die, wie ſich aus ihrem Geſpräch ergab, einen Anſchlag auf das Gold des alten Rhyneckers gemacht hatten. Sie wollten zu dieſer Abſicht ſeine Tochter überfallen und entführen, und der Vater ſollte ſie dann löſen um hohen Preis. Den Jüngling durchlief es kalt und warm bei Anhörung dieſes ruchloſen Vorhabens, und er ſann nach, wie er es wohl vereiteln möge. Das Kürzeſte ſchien, dem Fräulein entgegen zu gehen, und ſie zu warnen. Allein der Morgen dämmerte bereits, und die Räuber konnten ihn ſehen, oder er konnte ſich ihnen durch ein Geräuſch verrathen, und wenn er ſchon Muths genug in ſich fühlte, die theure Geliebte der Hölle ſelbſt ſtreitig zu machen, ſo blieb doch der Kampf eines Unbewehrten gegen zwey Bewaffnete immer bedenklich, und Bereswinde gerieth dabey vielleicht nur um ſo gewiſſer in die Hände der frechen Geſellen.

Während er ſo überlegte, wurde es im Walde allmählig hell und heller, und man konnte bereits die Umriſſe und Farben der Gegenſtände erkennen. Da auf einmal ſagte der eine Räuber zu dem andern halblaut: ſie kommt, und beide eilten ihrer Beute entgegen. Friedhold fuhr auf, wie ein gereizter Löwe, dem man ſein Junges entführen will. In wilder Haſt ſuchte er den Aſt einer Buche abzureiſſen, allein es wollte damit nicht gehen, und da er in dem Augenblicke das Rufen Bereswindens um Hülfe vernahm, dachte er nicht länger an eine Bewaffnung, ſondern ſtürzte mit dem Muth der Verzweiflung auf die Räuber los. Zur Hölle mit euch, ihr Ungeheuer, rief er ihnen mit furchtbarer Stimme entgegen. Die Räuber, vom unerwarteten Anblick überraſcht, ließen ihren Raub fahren, und flohen in den dickſten Wald. Die Jungfrau ſtand da, ohne Athem und faſt ohne Beſinnung. Gott Lob, ihr ſeyd gerettet, Fräulein, ſagte Friedbold, indem er zu ihr trat. Sie ſah ihn ſtarr an, wollte ſprechen, wankte und ſank bewußtlos in des Jünglings Arme. Er ſtand lange unbeweglich mit der theuren Laſt, und in ſeiner Seele war der einzige Wunſch und Gedanke, daß ſein Leben mit dem Leben der Jungfrau entfliehen möchte in dieſem Augenblick.

Endlich ſchlug Berceswinde die Augen wieder auf. — Gott Lob, rief Friedbold, die Jungfrau ſah ihn an, als ſchwebe ſie zwiſchen Wachen und Träumen. Bald aber lehrte ihre Beſinnung ganz zurück. Gott hat euch geſchickt zu meiner Hülfe, lispelte ſie, und legte die Hände kreuzweiß auf die Bruſt, und aus ihrem Auge ſtralte ein Schimmer der reinſten Liebe.

O nun hab' ich gelebt, nun möcht' ich ſcheiden, jetzt, in dieſem Augenblicke, rief der Jüngling, und ſein Antlitz ſchien verklärt von überirrdiſcher Wonne. Wir müſſen gerne leiden, ſagte die Jungfrau mit einem himmliſchen Lächeln, doch zuckte zu gleicher Zeit ein ſtechender Schmerz durch ihre Seele. Sie bat hierauf den Jüngling, ſie eine Strecke gegen die Burg hin zu geleiten, aus Furcht, die Räuber möchten wiederkehren. Schweigend giengen beide neben einander, und jedes war tief ergriffen von der Ahndung ſeines Schickſals. Schon nahten ſie dem Saume des Waldes, der von dieſer Seite den Hügel umgab, auf welchem die Burg ſtand, da mit einmal wichen die Kräfte des Fräulein, ſie erbleichte, zitterte, und wollte ſich auf ihren Begleiter ſtützen, aber in demſelben Augenblicke ſank ſie zum zweitenmale ohnmächtig in ſeine Arme.

Fliehe nicht von hier, holder Engel, ohne mich, rief Friedbold, und ſchaute flehend zum Himmel. Bereswinde erholte ſich bald wieder, allein ſie war ſo ſchwach, daß ſie ihr Haupt auf Friedholds Schulter legen mußte. Ein gräßliches Gelächter ſchlug jetzt plötzlich an ihre Ohren. — Erſchreckt fuhren ſie auf, und ſahen vor ſich Bereswindens Vater.

Hab' ich deine Buhlergänge ausgeſpürt, elende Dirne, rief er, ſchäumend vor Wuth, und riß Bereswinde von Friedholds Seite und ſchleuderte ſie zu Boden. Und du, du, du, fuhr er fort, ſich mit gezücktem Schwert gegen den Jüngling wendend, der ihn ruhig anſah. und die Bruſt mit den Worten entblößte:

Wenn ihr nach Blut dürſtet, ſo nehmt das meinige. Euer Kind iſt rein und unſchuldig, wie die Engel des Himmels. Ich will euch aber nicht bergen, daß in meinem Herzen eine verborgene Flamme für ſie glüht. Doch da oben iſt einer, der wird richten und rächen. Der Ritter brach neuerdings in ein hölliſches Hohnlachen aus. Du ſollſt nicht von ehrlicher Hand ſterben, ſchrie er mit von Wuth halberſtickter Stimme; die Raben ſollen dir das Requiem krächzen.

Unterdeſſen waren einige Knechte herbeigekommen. Dieſen befahl der Ritter, den Jüngling nach der Burg zu ſchleppen und in das unterirrdiſche Gefängniß zu werfen. Friedbold ließ ſich geduldig fortführen. Der Alte ſtellte ſich jezt mit verſchränkten Armen vor ſeine Tochter, die ſich mit dem Knie auf die Erde ſtüzte und mit der Hand an einem Baume. Ich ſollte dich in das unterſte Thurmgewölb ſperren, wo Sonne und Mond nicht hinkommen, hub er nach langem, düſtern Schweigen an; aber ich will Großmuth üben, und dich im Kloſter büßen laſſen. Folge mir! Mit dieſen Worten hob er ſie unſanft von der Erde auf, und führte ſie in das Nonnenkloſter Waldruhe, welches nicht weit von Rhyneck lag, und übergab ſie dort der Aebtißin zur ſtrengſten Aufſicht. Die klöſterliche Stille wäre Bereswinden willkommen geweſen, hätte nicht das ungewiſſe Schickſal des unglücklichen Jünglings ſie mit zagender Angſt erfüllt. Sie warf ſich in ihrer Zelle vor dem Krucifix nieder, und rang nach Troſt von oben. Vater im Himmel, rief ſie, du biſt gerecht! Soll der Arme darum ſchreckliche Leiden erdulden, weil er mich befreit hat von Schmach und Verderben? Nein, nein, du wirſt, du mußt ihm Hülfe ſenden!

Dieſer Gedanke gab ihr ein ſchönes Vertrauen, und es ward ihr gewiß, Friedhold müſſe gerettet werden, ſelbſt durch ein Wunder. — Dieſer lag unterdeſſen im feuchten, finſtern Burgverließ, und war mit ſchweren Ketten an einen Block geſchmiedet. In ſeiner Seele war Licht und Heiterkeit, und es deuchte ihm eine hohe Gunſt des Schickſals, für die ſterben zu dürfen, für die er nicht leben durfte. Mein Tod, dachte er oft, wird das Band werden, welches uns vereiniget für eine Ewigkeit. — Der alte Rhynecker hatte auch wirklich ſchon im erſten Augenblick beſchloſſen, den Jüngling, als Ehrenräuber ſeiner Tochter, hinrichten zu laſſen. Die Anſtalten dazu wurden alsbald in der Stille gemacht, und die nächſte Sonne ſollte ſchon das blutige Schauſpiel beleuchten. Das Gerücht von dem Vorfalle verbreitete ſich ſchnell in der ganzen Gegend und kam auch zu den Ohren von Friedholds Vater. Der Greis machte ſich vor Tagesanbruch nach Rhyneck auf den Weg, und die Angſt um den geliebten Sohn beflügelte ſeine ſchwachen Schritte. Der Burgherr empfieng ihn mit einem Lächeln des Ingrimms und der Tücke. Gelt, Alter, ſagte er, jezt würdeſt du zehn Eide ſchwören, um das Leben deines Sohnes zu retten.

Herr, verſezte der Greis, ihr werdet einſt vor Gott ſtehen, wie ich jezt vor euch ſtehe, und Er wird ſich eurer erbarmen, wie ihr euch meiner erbarmt.

Dein Sohn will ja mein Eidam werden, und da muß ich dir Ehre anthun. Dies ſagend ließ der Burgherr einen ſilbernen Becher voll köſtlichen Weins bringen, und ſezte ihn dem Greis vor, und ermahnte ihn, guter Dinge zu ſeyn, und auf das Wohl der jungen Brautleute zu trinken.

Gotthardt ahnete die hölliſche Tücke in dem Benehmen des Burgherrn, und hob, die welken, zitternden Hände zum Himmel. Da erklang eine Glocke — Fieberfroſt durchſchauerte den Greis. — Luſtig, Alter, es geht zur Trauung, hub der Burgherr an, und ſein Geſicht verzog ſich zur ſcheußlichen Larve. —

Es iſt die Todtenglocke, ſtammelte Gotthardt.

Ja, ja, die Todtenglocke, verſezte jener. Sie läutet deinem Sohne.

Das lügſt du, Mörder, rief der Greis, und ſein erloſchenes Auge flammte furchtbar auf, und um ſeine kahle Scheitel ſchien ein Glanz zu ſchweben. Das lügſt du, ſie läutet dem Stamm von Rhyneck zum Grabe. Mit dieſen Worten gieng er haſtig von dannen.

Den Ritter ergriff ein Beben und Zagen. Wie ein Blitzſtrahl hatte ihn die weiſſagende Rede des Greiſes getroffen. Ihm war, als ſtünde er in der Gruft ſeiner Väter, und die Gräber öffneten ſich, und die Todten gingen heraus und ſchrien Weh über ihn. — Die Glocke läutete fort, und jeder Ton drang, gleich der Gerichtsposaune, in ſeine Seele. Ich will beten, ich will all mein Gold den Kirchen und Siechenhäuſern ſchenken, rief er, allein er erſchrack, als er es geſagt hatte, denn er konnte nicht beten, und ſein Herz nicht losreiſſen von ſeinem Golde. — Jetzt ſtürzte athemlos einer ſeiner Knechte herein. „Herr, eure Tochter iſt todt. Sie ſah aus dem Fenſter, als Friedhold unten vorbeigeführt wurde zur Richtſtätte, und ſtreckte nach ihm die Arme aus. Sie mochte ſich zu weit herausgelehnt haben, und ſtürzte herab, und blieb zerſchmettert am Boden liegen.

Der Ritter wurde bleich wie Marmor, ſeine Glieder erſtarrten, ſein Haar färbte ſich grau, er ſank faſt leblos auf einen Stuhl.

Herr, ihr wißt noch nicht Alles, fieng der Knecht wieder an. Friedhold iſt frey, das Volk ſchrie, Gott habe gerichtet, und zerriß ſeine Bande.

Der Alte ſaß noch immer unbeweglich da. In dieſem Augenblick trat Gotthardt herein. Nichts wildes, aber etwas furchtbares lag in ſeinem Weſen. Du haſt mir befehlen laſſen, ich ſoll dir *die Todtenglocke läuten, weil du ſterben wolleſt.* Ich thu' es gern, denn du haſt mir ja den Sohn wieder gegeben, und ich will obendrein ein Vaterunſer für dich beten.

Wer hat dich das geheißen, fragte der Burgherr, dem der kalte Schweiß von der Stirne rann.

Ein ſeltſam Ding, erwiederte Gotthardt. Es kam mir vor wie eure Tochter, und doch ſchien's kein rechtes menſchliches Weſen, ſondern gleich einem Bild auf bewegtem Waſſerſpiegel.

Geh und läute, murmelte der Rhynecker, und faßte krampfhaft die Lehne des Seſſels. — Der Greis entfernte ſich ſchnell, und gleich darauf klang die Todtenglocke furchtbar von der Kapelle des Friedhofs herüber. Das zu Eiß erſtarrte Blut des Ritters fieng zu kochen an — er ſprang auf, riß ſein Schwert von der Wand und ſtürzte ſich darein.

Friedhold war unterdeſſen wirklich von dem Volke in Freyheit geſezt worden, doch vermochte man nicht, ihn von der Leiche der geliebten Todten hinweg zu bringen. Jezt erſcholl die Nachricht von dem gräßlichen Ende des Rhyneckers. Mit tobendem Geſchrei ſtürmte nun der Hauſe nach der Burg, und plünderte und zerſtörte, was in den Gemächern ſich fand. Die Knechte geſellten ſich dazu, und einige legten Feuer an, ſo, daß bald die zitternde Lohe aus den Fenſtern ſchlug. Friedhold und ein Prieſter, der ihn auf ſeinem Todteswege begleitet hatte, waren allein zurück geblieben. Der Prieſter wollte den Leichnam in das Kloſter bringen laſſen, aber die Aebtiſſin gab es nicht zu, weil, wie ſie ſagte, man doch nicht wiſſen könne, ob Bereswinde ſich nicht ſelbſt aus dem Fenſter geſtürzt habe, und als Selbſtmörderinn geſtorben ſey, weswegen ſie auch nicht auf den geweihten Boden des Kloſters begraben werden könne.

„Wo dieſer Engel ruht, da iſt die Erde geweiht,“ rief Friedhold, der bis jezt ſtumm und unbeweglich neben der Todten geknieet hatte. Der Geiſtliche ſchien den Unwillen der Nonnen zu fürchten, und entfernte ſich. Es kamen aber bald einige Leute aus der Nachbarſchaft, welche an der Zerſtörung der Burg keinen Theil genommen, dieſe trugen den Leichnam, auf die Bitte des Jünglings, nach der Wohnung des alten Gotthardts. Nicht weit davon ſtand auf einem Bühl ein ſteinernes Kreuz. Als Friedhold mit den Trägern dort anlangte, fanden ſie den Greis beſchäftiget, unter dem Kreuze ein Grab zu graben. Ich mache mir hier ein kühles Kämmerlein zurecht, ſagte er zu ſeinem Sohne, denn mich ſchläfert ſehr. Aber ihr bringt da Eine, die bereits eingeſchlafen iſt, alſo mag Sie da ihr Haupt hinlegen.

Friedhold half ſeinem Vater das Grab vollenden, und ſie legten hierauf den Leichnam hinein. Der Jüngling bedeckte ihn zuerſt mit Blumen und dann mit Erde. Bald begrub er neben der Geliebten auch den Vater.

Jeglichen Abend gieng er auf die Gräber heraus, und ſchlug die Zither und ſtimmte ein Lied an. Sein Leben welkte ſchnell ab, und er wurde neben ſeinen Lieben beſtattet. Die Umwohner hörten oft in ſtillen Nächten von den drei Gräbern her liebliche Töne ſchallen, und viele wollten den Geiſt des Sängers geſehen haben, wie er mit dem Saitenſpiele am Kreuze ſaß.

# Der Kirchenbann.

An einem ſchwülen Sommerabend trabte Ritter Ernſt von Weda auf ſeinem ſtolzen Falben ein ſtilles Waldthal herab. Er kam von einem Turnier, und wollte nun nach ſeiner Burg am Rheine zurückkehren. Ungewiß, wo er auf dieſen Abend eine Herberge finden würde, machte er ſchon Anſtalt, ſein Lager unter einer weit ſchattenden Eiche aufzuſchlagen, allein ſein Knappe Wolfgang hatte dagegen gar mancherley einzuwenden.

Schlafen läßt's ſich's hier noch zur Noth — ſagte er, aber Hunger und Durſt verlangen auch ihre Befriedigung, und Eicheln und Flußwaſſer ſind eine ſchlechte Ritter-Koſt.

Ernſt. Auf die rauhen Neckarweine wird uns ein kleines Faſten nicht übel bekommen.

**Wolfgang.** Wie kann einem Gottes Gabe den Magen verderben?

**Ernſt.** Eicheln und Flußwaſſer ſind auch Gottes Gaben.

**Wolfgang.** Für die Schweine, die ſie denn auch dankbar genießen mögen, damit wir uns wieder an ihren Schinken erfreuen können. Herr, folgt dießmal meinem Rath, und laßt uns noch eine Strecke weiter reiten; gewiß erreichen wir noch vor Sonnenuntergang ein Kloſter oder eine Burg, wo wir wenigſtens vor dem wilden Jäger und den wilden Thieren des Waldes ſicher ſind. Wollt ihr alsdann noch zu Ehren des Schutzengels und zum Frommen eures Magens faſten, ſo werdet ihr bei vollem Humpen und einem wohlſchmeckenden Rehbraten mehr Ehre davon haben, als hier, wo die liebe Mutter Natur die Hausehre macht.

**Ernſt.** Ich habe nun einmal Luſt, eine Nacht im Freien zuzubringen.

Wolfgang. Aber bedenkt doch, daß ihr euch hier den Schnupfen, ein Fieber und ſonſt noch mancherlei Gutes an den Hals ziehen könntet.

Ernſt. Deine Beredſamkeit iſt verloren.

Wolfgang. In Gottes Namen! Ich habe das Meinige gethan. Wenn ich morgen im Bauch eines Wolfs erwache: ſo habt ihr es zu verantworten.

Wirklich war Herr Ernſt entſchloſſen, die Nacht unter dem Obdach eines Baums zuzubringen; aber ein Gewitter nöthigte ihn, ſich aus dem gefährlichen Schutze deſſelben unter den freien Himmel zu flüchten, und ſich nach einer menſchlichen Wohnung umzuſehen. Sie ſetzten bald ihren Weg, noch ohngefähr eine Stunde weit, längs der Murg fort, und erblickten endlich auf einem Hügel zur Linken eine ſtattliche Burg.

Gottlob! rief Wolfgang, der einige Reben am Fuße des Hügels ſah; wo es Wein giebt, da muß es auch Menſchen geben.

**Ernſt.** Hier oben liegt ein Schloß. Aber wie, wenn man uns den Eingang verſagte?

**Wolfgang.** Das fürcht' ich nicht. Menſchen, die Wein trinken, ſind auch gaſtfrei.

Bei dieſen Worten lenkten ſie den Weg hinauf, und kamen ungehindert in den Burghof. Kein Menſch war zu ſehen noch zu hören.

Die Leute müſſen hier ſehr friedlich leben, da nicht einmal der Thorwärter an ſeinem Poſten iſt, — ſagte Herr Ernſt. — He! niemand da? rief er mit lauter Stimme.

Niemand antwortete.

Ich will doch ſehen, ob das ganze Schloß ausgeſtorben iſt. — Mit dieſen Worten ſtieg er vom Pferde und übergab es dem Knappen.

Ach Herr! — ſagte dieſer — die Sache kommt mir ſelbſt bedenklich vor. Wenn wir nun in eine verwünſchte Burg gerathen wären, wo Luft- und Erdgeiſter ihr Weſen treiben?

**Ernſt.** Um ſo beſſer! Die Herren Geiſter werden nur winken, und eine reich beſetzte Tafel ſteigt aus dem Boden, und der Röhrbrunnen dort giebt ſtatt des Waſſers goldenen Rüdesheimer.

**Wolfgang.** Dergleichen Leckereien ſind nicht für unſereins. Ich halte es mit dem Brod, welches auf dem Felde wächſt, und mit dem Weine, den Menſchenhände keltern.

**Ernſt.** Memme!

Der Ritter ſtieg jezt die Treppe hinauf, und ließ ſeinen Knappen in großer Herzensangſt bei den Pferden zurück. Oben trat er in das erſte Gemach. Ein alter Ritter ſaß an einem Tiſchchen, und ſchauete ſtarr vor ſich hin. Vor ihm ſtand ein Kruzifix und ein Todtenkopf. Eine kleine Lampe ſtreuete ſparſames Licht umher.

Wollt ihr mir wohl auf eurer Burg ein Nachtlager gönnen? redete der Ritter von Weda den Greis an. —

Ich würde euch willkommen heißen — verſetzte jener mit dem Tone der Bitterkeit und des Kummers — aber —

Ernſt. Es iſt alles hier ſo ſtill und menſchenleer; — iſt euch irgend ein Unfall zugeſtoßen?

Der Greis. Die Menſchen haben mich verlaſſen, und ihr werdet ebenfalls von mir fliehen, wie vor einem Verpeſteten, ſobald ich euch mein Unglück nenne.

Ernſt. Das Unglück verdient Achtung; — hier meine Hand, falls ihr ſie brauchen könnt.

Der Alte ſchüttelte den Kopf.

Ernſt. Nehmt ſie immer hin, es iſt die Hand eines Biedermannes.

Der Greis. Würdet ihr ſie auch einem Menſchen bieten, auf dem der Fluch der Kirche liegt?

Ernſt. Warum nicht? Menſchenfluch iſt oft Gottes Segen.

Der Alte ſtarrte ihn mit großen Augen an; ein Strahl der Zuverſicht ſchien die Düſternheit ſeiner Seele auf einen Augenblick zu erhellen.

Alſo doch ein Menſch, der mich nicht von ſich ſtößt — ſagte er endlich. — Aber ihr wiſſet vielleicht nicht, daß durch den fürchterlichen Bannfluch, der über mich ausgeſprochen wurde, jedem Rechtglaubigen der Umgang mit mir unterſagt iſt? daß niemand mir Speiſe und Trank reichen darf? daß der Tochter nicht vergönnt iſt, ihrem Vater das Kopfkiſſen zurecht zu legen, wenn er erkrankt, und daß man mich in ungeweihter Erde einſcharren wird, wenn ich ſterbe?

Ernſt. Dieß alles iſt mir wohl bekannt, allein ich weiß auch, daß Gott nicht richtet, wie die Menſchen.

Der Greis. Nun denn — ſo laßt euch nieder, und hört meine Geſchichte. Aber vorerſt nehmt einen Labetrunk an.

**Ernſt.** Nachher, wenn eure Erzählung geendigt ſeyn wird,

**Der Greis.** Mein Name iſt Kuno von Arnſtein. Auf dieſer Burg meiner Väter wurd' ich gebohren und erzogen, hier lebte ich glücklich mit einem guten Weib und einer holden Tochter, bis das Aufgebot nach dem gelobten Lande geſchah, und ich auf den unglücklichen Einfall kam, das Kreuz zu nehmen, und nach Paläſtina zu ziehen. Vor meiner Abreiſe übergab ich mein Gold und meine Schriften dem Prior des benachbarten Kloſters Marienfeld. Ach! hätt' ich den Mönchen nicht getraut!

**Ernſt.** Was wäre Böſes geſchehen, woran ſie nicht Theil gehabt hätten?

**Der Greis.** Mein Weib umklammerte mich mit Todtesangſt, als die Abſchiedsſtunde da war, mein damals zehnjähriges Töchterchen, Luitgarde, hieng ſich an meine Kniee, und bat mich in der rührenden Sprache der kindlichen Einfalt, zu bleiben: — es war ein geheimer Wink meines

Schickſals, dem ich hätte folgen ſollen. Ich wankte auch wirklich, aber in dem entſcheidenden Augenblicke traten meine Waffenbrüder herein, und es ſiegten falſche Schaam und falſche Frömmigkeit über mein Vaterherz; ich gieng, und mit mir zog der Friede von meiner Burg. Nach ſechs mühevollen Jahren kehrte ich zurück — mit Wunden und Reliquien reichlich verſehen. Ich fand mein Weib geſund, meine Tochter herangewachſen — das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter. In der frohen Stunde des Wiederſehens fand ich Erſatz für jahrelange Leiden. Dankbar hieng ich meine Waffen in meiner Hauskapelle auf, und nahm mir vor, meine Tage von nun an in Ruhe und häuslicher Stille zu verleben. Ach! der Himmel hatte es anders beſchloſſen. Bald nach meiner Zurückkunft — es mögen jezt ſechs Wochen ſeyn — gieng ich nach Marienfeld, um mein Gold und meine Schriften zurück zu fordern. Der redliche Prior war unterdeſſen geſtorben, und ein anderer, ein heuchleriſcher Böſewicht, an ſeine Stelle gekommen. Dieſer ſagte mir ganz trocken, daß er von dem, was ich dem Kloſter anvertraut zu haben vorgäbe, nichts wiſſe; daß er aber meiner Hausfrau, während meiner Abweſenheit fünfzig Goldgülden auf eine Handſchrift geliehen habe. Staunen und Unwillen bemächtigten ſich meiner; ich nannte ihm Tag und Stunde, wo ich dem verſtorbenen Prior mein Eigenthum übergeben hatte; ich zeigte ihm den geheimen Wandſchrank, worin es dieſer verwahrt hatte. „Er wolle ſich im Kloſter erkundigen“ — verſezt er kalt, und beſchied mich auf den andern Tag. Ich eilte nach Hauſe, und erzählte meiner Bertha den Vorgang. Sie beſtätigte, daß ſie, um einen Theil der Burg ausbeſſern zu laſſen, bei dem Prior fünfzig Gulden von meinem daſelbſt hinterlegten Geld abgeholt, und jener eine Quittung darüber verlangt habe. Da ſie ſelbſt nicht ſchreiben konnte, ſetzte der Prior die Quittung auf, und ſie — weit entfernt, auch nur die Möglichkeit eines Betrugs zu ahnden — machte ihr Handzeichen, und drückte mein Wappen darunter.

Des andern Tags gieng ich wieder nach dem Kloſter. Der Prior betheuerte, daß weder der Verwalter noch ſonſt irgend jemand im Kloſter von meinem Vorgeben wiſſe, zugleich wies er mir eine Handſchrift vor, laut welcher meine Hausfrau von dem Kloſter fünfzig Goldgülden als ein Darleben empfangen, und meine Burg dagegen zum Unterpfand gegeben hatte. Denkt euch meine Gemüthsbewegung bei dieſem unerhörten Betrug. Ich war meiner nicht mehr Meiſter, und ſagte dem Buben in der Kutte, was mir mein Zorn eingab. Er drohete, und dies erbitterte mich noch mehr. Ich ſtieß ihm mit dem Knopf meines Schwerts ſo unſanft auf ſeinen Wanſt, daß er zu Boden taumelte. Der arme Sünder erhob ein Zettergeſchrei, mehrere Mönche und Knechte eilten herbei; ich ſchlug mich hindurch und kam glücklich nach Hauſe. Den nächſten Sonntag wurde in öffentlicher Kirche der Bannfluch über mich ausgeſprochen, weil ich meine Hand gelegt hätte an den Geſalbten des Herrn! Meine Knechte verließen meine Burg, meine Waffenbrüder mieden mich, mein Weib jammert und betet auf ihrer Kammer, und wird vielleicht in Verzweiflung enden; nur meine Tochter, meine Luitgarde, hält bei mir aus. Die Welt mag euch fluchen, ſagte ſie, ich verlaſſ' euch darum nicht. Der Himmel kann einem Kinde nicht zürnen, weil es ſeinem Vater treu blieb; Menſchen können das heilige Band nicht zerreiſſen, welches die Natur knüpfte.

**Ernſt.** Ritter! wer eine ſolche Tochter hat, iſt nicht ganz unglücklich.

**Der Greis.** Auch glaub' ich nichts weniger, als daß Gott das ungerechte Verdammungsurtheil eines Prieſters beſtätigen werde; aber verlaſſen, verachtet zu ſeyn von allen Menſchen, mein Weib verzweifeln zu ſehen, wenn ich ſterbe, nicht ſchlafen zu dürfen neben meinen Vätern in geweihter Erde — mein Kind vielleicht dem Elend preis gegeben dem Hohn der Welt — der Rache der Mönche! — —

**Ernſt.** Faßt euch! das Unglück hat jezt euer Auge ganz umnachtet; bald werdet ihr die Gegenſtände wieder unterſcheiden können. Ich will morgen mit dem Prior ſprechen.

**Der Greis.** Es wird nichts frommen. Meine Tochter iſt vor einer Stunde hingegangen, ſein Herz zu erweichen, durch Thränen und Bitten; ſie wird nichts ausrichten. Möchten ſie mir gleichwohl meine Burg nehmen, wenn mir nur eine kleine Maierei bliebe, wo ich mit Weib und Kind in Ruhe meine Tage beſchließen könnte! Gern wollt' ich aus meinem Schwert einen Pflug, und aus meiner Lanze eine Sichel machen, und mein Feld ſelber bauen.

Jezt ſtürzte Luitgarde mit losfliegenden Haaren herein und in die Arme ihres Vaters.

„Vater! — rief ſie — ihr ſeid gerettet. Morgen wird der Bann von euch genommen werden,“ —

Der Alte ſah zum Himmel und dann auf ſeine Tochter. Er vermochte nichts zu ſagen, als: Gott ſey gelobt!

Ritter Ernſt ſtand unbeweglich — verſunken in den rührenden Auftritt. Luitgardens kindliche Zärtlichkeit erfüllte ſein Herz mit Bewunderung, ihre Schönheit mit Liebe.

Vater und Tochter hielten ſich lange umarmt — ein jegliches verloren in die Fülle ſeiner Empfindungen.

„Mein Kind, ſagte der alte Arnſteiner, nachdem er ſich in etwas erholt hatte — ſage, wie es dir gelang, mich zu retten.“

Luitgarde. Ich warf mich zu den Füßen des Priors, weinte und flehte. Lange ſchien er unentſchloſſen, endlich ſagte er: der Bann deines Vaters ſoll gelöſt werden, wenn du ſo lange, bis er dem Kloſter die ſchuldigen fünfzig Goldgülden abtragen wird, bei meinem Vogt als Eigene dienen willſt.

Der Greis. Wie? deine Freiheit ſoll der Preis meiner Losſprechung ſeyn! — Nimmermehr!

**Luitgarde.** Glaubt, daß es mir nicht ſchwer fallen wird, um eurer willen auch die verächtlichſten Arbeiten zu verrichten. Ein Kind kann nie zu viel für ſeine Eltern thun.

**Der Greis.** Nein, du ſollſt dich ſo tief nicht erniedrigen.

**Luitgarde,** Wer ſeine Pflicht thut, erniedriget ſich nicht.

**Der Greis.** Man wird den Groll gegen mich an dir auslaſſen, um mich ſo zweifach zu quälen. Ein Strohſack wird dein Lager ſeyn, Brod und Waſſerklöße deine Nahrung.

**Luitgarde.** Ihr haltet mich auch für gar zu weichlich,

„Nun dann — ſagte der Greis, und legte ſeine Hände auf ihr Haupt — Gottes Segen über deine Liebe! wer Vater und Mutter ehrt, dem ſoll es wohl gehen auf Erden — ſo verhieß der Vater im Himmel, und ſeine Verheißung wird an dir nicht unerfüllt bleiben. Gehe hin, du ſollſt nicht lange deine Erniedrigung tragen. Ich werde meine Burg dem Erſten Beſten verkaufen, und mich begnügen, eine Hütte, ein Feld und dich zu beſitzen, und in dir des Himmels beſten Segen.“

Ernſt war bis jezt nur ſtummer Zuſchauer des tiefrührenden Auftritts geblieben. Nun aber nahm er das Wort, und ſagte: „Morgen mit dem Früheſten gehe ich nach dem Kloſter und verpfände meine Ritterehre für eure Schuld.“

Jetzt erſt gewahrte Luitgarde den Fremdling, und begrüßte ihn ſittſam erröthend.

„Geh, meine Tochter — ſagte der Greis — hole Wein und Brod herbei, um unſern Gaſt zu bewirthen.“

Luitgarde gieng und brachte einen Humpen mit Wein und wohlſchmeckendes Brod. Die beiden Ritter tranken, und gaben ſich die Hände als Freunde. Nach einer Weile ſchlich ſich auch Wolfgang herbei, um ſich nach ſeinem Herrn zu erkundigen, und erhielt etwas zur Labung.

Gegen Mitternacht leuchtete Luitgarde dem jungen Ritter auf ſein Schlafgemach. Gern hätte dieſer ihr geſtanden, was in ſeinem Herzen vorgieng; nur der Gedanke, daß eine ſolche Erklärung, unter ſolchen Umſtänden, das Zartgefühl beleidigen würde, verſchloß ſeinen Mund. Zwar ſagte ſein Auge beredt genug, was ſeine Lippen verſchwiegen. Sein Blick begegnete Luitgardens Blick — ſie erröthete, ſah zur Erde, und wünſchte ihm eine gute Nacht.

Der Schlaf floh Herrn Ernſts Lager — die ganze Nacht hindurch ſtand das Bild des liebreizenden Mädchens vor ihm, hörte er ihre ſüße Stimme, ſah er den Ausdruck der kindlichen Liebe, womit ſie ihrem Vater in die Arme geſtürzt war, die hohe Freude, welche aus allen ihren Zügen geglänzt hatte, bei dem Gefühle, ich kann meinen Vater retten. Aber es kam ihm auch bedenklich vor, daß der Prior ſo nachgiebig geweſen war gegen das Mädchen. Er kannte die Mönche, und ahnete ſchlimmere Dinge für die ſchöne, unſchuldige Luitgarde. Am früheſten Morgen gieng er nach dem Kloſter, und ließ ſich vor den Prior führen. Dieſer, ein wohlgenährter, kerngeſunder Mann, mit kleinen blitzenden Augen, empfieng ihn nicht ohne ſichtbare Verlegenheit. Der Ritter brachte ſeine Sache vor — des Priors Verlegenheit nahm zu.

„Könnt ihr die Schuld des Arnſteiners ſogleich abtragen?“ — fragte er; und in demſelben Augenblicke wünſchte er die Frage nicht gethan zu haben.

Ernſt. Ich kann ſie bezahlen, nur nicht gleich jezt. Meine Burg und meine Güter liegen zehn Meilen weit von hier; aber in fünf Tagen längſtens verſpreche ich euch, hochwürdiger Herr, baare Zahlung.

Der Prior. Verſprechen iſt leicht.

Ernſt. Ich laſſe euch meine Ritterehre zum Pfande zurück.

Dergleichen Pfänder ſind unſicher; der Gläubiger läuft Gefahr, ſie behalten zu müſſen.

Ernſt's Hand zuckte nach dem Schwert — ha, wäret ihr kein Pfaffe! — rief er, und ſtieß es wieder in die Scheide.

**Der Prior.** Gemach, Herr Ritter! vergeßt nicht, daß unſere Waffen ſtärker ſind, als die eurigen.

**Ernſt.** Sie ſind es nur für Kinder, die ſich mit Gaukelbildern ſchrecken laſſen. An dem Harniſch der Vernunft ſpringt eure Zauberklinge ab, als wäre ſie von Glas.

**Der Prior.** Wer ſeid ihr, daß ihr uns Hohn ſprechen dürft?

**Ernſt.** Ein Mann, der eures Gleichen ſchon oft hinter dem Vorhang belauſcht hat.

**Der Prior.** Ein Ketzer ſeyd ihr, reif für den Scheiterhaufen.

Ernſt. Wißt ihr nicht, daß aus der Aſche des Phönix ein neuer Vogel in jugendlicher Kraft hervorgeht?

Der Prior. Dann aber ſchwerlich, wenn man die Aſche des Alten in alle vier Winde verſtreut.

Ernſt. Ihr pocht auf eure Macht, die auf Trug gegründet iſt, und darum nicht beſtehen kann.

Der Prior. Habt ihr vergeſſen, daß wir an Gottes Statt ſitzen?

Ernſt. Der liebe Gott würde eine beſſere Wahl treffen.

Der Prior (höniſch lächelnd). Dürfte ich euren Namen nicht wiſſen, Herr Ritter!

Ernſt. Habt ihr Luſt, ihn auf eure ſchwarze Tafel zu kreiden? Er ſteht euch zu Dienſten, denn er wird daſelbſt in keine ſchlechte Geſellſchaft kommen. Ich heiße Ernſt von Weda.

Der Prior. Die Glocke ruft zur None — gehabt euch wohl!

Herr Ernſt kehrte mit verbiſſenem Groll nach Arnſtein zurück, und gab der unglücklichen Familie Nachricht von dem Erfolg ſeiner Unterredung. Der alte Arnſteiner ſchüttelte den Kopf — Luitgarde ſuchte ihm neuen Troſt einzuſprechen.

Der Ritter von Weda rief jezt ſeinen Knappen und befahl ihm, die Roſſe zu ſatteln. Ihr wollt uns ſchon verlaſſen? — fragte Luitgarde. — Ich gehe nach Hauſe — erwiederte Herr Ernſt — um die fünfzig Goldgülden herbei zu ſchaffen und euch aus den Klauen der Pfaffen zu erretten. —

Des Arnſteiners Geſicht erheiterte ſich bei dieſen Worten des jungen Ritters. — Ich kann eure That nicht vergelten — ſagte er — dort oben thront einer, der ſie aufzeichnen wird. —

Herr Ernſt wandte ſich jezt zu Luitgarden mit der Frage, wie bald ſie nach der Wohnung des Kloſtervogts gehen würde? „Jezt gleich — verſezte das edle Mädchen — damit mein Vater morgen von ſeinem Bann befreiet werde. Meine Mutter vergeht ſonſt in ihrem Jammer.

Ernſt. Mein Weg geht an den Kloſtermauern vorbei — ich werde euch bis dahin begleiten, wenn ihr's erlaubt.

Luitgarde nahm das Anerbieten mit ſchüchterner Freude an. Sie eilte hinauf zu ihrer Mutter, und beruhigte ihr Herz durch die Nachricht, daß des andern Tages der Fluch der Kirche von ihrem Vater genommen werden würde. Als ſie zu ihrem Vater kam, warf ſie ſich zu den Füßen deſſelben, und bat um ſeinen Segen. Er legte ſeine Hand auf ihr Haupt, und blickte zum Himmel, Sein Herz ſegnete ſie, ſein Mund konnte es nicht. —

Luitgarde wandelte an Ernſt's Seite, in tiefes Nachdenken verloren, dem Kloſter zu. Der Ritter heftete bedeutende Blicke auf ſie — man ſah ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte, wofür er eine ſchickliche Wendung ſuchte. Sie kamen jezt an einen bemoosten Stein, der am Wege ſtand. Spuren einer Inſchrift, welche die Zeit unlesbar gemacht hatte, waren noch auf demſelben ſichtbar.

„Was für ein Denkmal iſt dieß?“ — fragte der Ritter Luitgarden, mehr um ein Geſpräch anzuknüpfen, als aus Neugierde. — Hier — erwiederte das Fräulein — gab ſich in alten Zeiten eine Dirne den Tod, weil ihr von den Mönchen Gewalt geſchehen war.“

„O die Mönche! die Mönche! — rief Herr Ernſt — und ihr, Fräulein, ſeyd jezt auf dem Weg, in ihre Schlingen zu gerathen.“

**Luitgarde.** Glaubt ihr, daß ich mein Schickſal nicht ahnde? Ich las es deutlich in den frechen Blicken des Priors. Meinem Vater mußt' ich dieß verheimlichen, ſonſt hätt' er mich nicht ziehen laſſen.

**Ernſt.** Wie? und ihr geht ſolcher Schmach freiwillig entgegen?

**Luitgarde.** Muß ich nicht meinen Vater retten?

**Ernſt.** Man wird Gewalt gegen euch brauchen?

**Luitgarde.** Gewalt! giebt es eine Gewalt, die den Willen des Menſchen zu beugen vermöchte?

**Ernſt.** Und ihr hättet Muths genug, es auf das Schlimmſte ankommen zu laſſen?

**Luitgarde.** Warum nicht? Wer ſich ſelbſt nicht zu fürchten hat, der wird auch ſonſt nichts fürchten. Mein Vater wird morgen losgeſprochen, und dann iſt meine Pflicht gethan, und ich kann, wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt, ruhig ſterben. Ihr, Herr Ritter, ſcheint mir nicht ſo viel Entſchloſſenheit zuzutrauen, weil ich ein Weib bin? Seht dieſen Dolch! geſtern in der Kirche legte ich ihn auf den Altar, und ſchwur

— zu retten meinen Vater, und ſo ich den Nachſtellungen der Mönche nicht anders würde entgehen können — zu ſterben.

Ernſt. Fräulein! ſolchen Muth hab' ich noch bei keinem Mann gefunden. So wahr ein Gott über uns waltet — in vier bis fünf Tagen bin ich wieder hier, und ihr ſeyd gelöſt.

Sie kamen nun in die Nähe des Kloſters, wo ſie ſich trennten. Luitgarde gieng in die Wohnung des Schirmvogts von Marienfeld, welche dem Kloſter gegen über lag. Ein Zittern überfiel ſie, als ſie die Treppe hinaufſtieg, und ſie hatte Mühe, ſich in etwas zu faſſen. Der Vogt war ein kleiner hagerer Mann, über deſſen Geſicht mürriſche Verdroſſenheit verbreitet war, und der ſchwer keuchte unter der Bürde ſeiner Jugendſünden. Aus Paläſtina war er heimgekehrt mit Krankheiten und Ablaß beladen, und wähnte nun, alles Böſe, was er je gethan, und noch zu thun Gelegenheit finden würde, durch jenen Kreuzzug im Voraus vergeben. Mit einem hämiſchen Lächeln empfieng er die Jungfrau. und wies ihr ſogleich einen Platz unter den Mägden an, deren niedrigſte Arbeiten ſie heute ſchon theilen mußte. Luitgarde ließ ſich nicht verdrießen, Waſſer zu ſchöpfen, die Kühe zu melken, die Ställe zu reinigen, und ihre Mahlzeit mit Brod und Waſſer zu halten. Es iſt für meinen Vater, dachte ſie, und eine himmliſche Zufriedenheit füllte ihre Seele. Das Kloſtergeſinde ward von unwillkührlicher Achtung für die Heldin durchdrungen. Eine jede der Dirnen wollte ihr die Arbeit abnehmen oder wenigſtens erleichtern, allein ſie gab es nicht zu, und verrichtete alles ſelbſt — mit einer Aufmerkſamkeit und Anſtrengung, als ob ſie für dieſen Stand geboren wäre.

Der nächſte Tag war ein Sonntag. Nach geendigtem Gottesdienſte wurde Herr Kuno von Arnſtein vor dem verſammelten Volke von dem Kirchenbanne losgeſprochen, und wieder unter die Zahl der Rechtglaubigen aufgenommen. Eine Felſenlaſt wälzte ſich von Luitgardens Seele bei dieſer Nachricht, ſie eilte in ihr Kämmerlein, welches man ihr, abgeſondert von der Wohnung der übrigen Mägde, eingeräumt hatte, warf ſich zur Erde, und brachte dem Himmel Thränen zum Dankopfer. Indem ſie kniecte, trat der Prior zu ihr herein. Luitgarde erſchrack ob dieſem Beſuche, und ihr ahnete Schlimmes. Er ſprach erſt gleichgültige Dinge, doch verriethen ſeine Blicke, ſeinen argen Willen. Er faßte ihre Hand und wollte ſie an ſeinen Mund führen; ſie rieß ſich los, und ſagte ihm ernſte Worte. Da verdunkelte ſich ſein Auge, Zorn flammte aus ſeinem Antlitz, er ſtieß Drohungen aus, und entfernte ſich haſtig. Die Jungfrau warf ſich zur Erde; ſie hob zitternd die Hände empor, ihr Herz flehte den Himmel um Erbarmen, Worte hatte ſie nicht, nur brennende Thränen. Bald erſchien ein Scherge, der ihr zu folgen winkte. Er führte ſie in ein unterirrdiſches Gewölbe, in welches durch eine ſchmale Oeffnung, nur ein matter Lichtſtrahl fiel. Auf einem Block ſtand ein Krucifix, ein Todtenkopf, ein Krug mit Waſſer und daneben lag ein Stück halbverſchimmelten Brodes. Als ſie ſich allein befand, fiel ſie auf die Knie und betete, und in ihre Seele kam ein wunderbarer Muth.

Des andern Tags erſchien der Prior wieder. Er ſtellte ihr vor, wie ſie elendiglich umkommen müſſe, wenn ſie ſeine Freundſchaft ferner verſchmähete. Luitgarde ſchwieg. Er ſtreckte ſeine Hände nach ihr aus, und wollte den zarten Leib umſchlingen, da zog ſie, in Angſt und Verwirrung, einen Dolch aus dem Buſen, und ſtieß ihn dem Ungeheuer durch die Kehle, daß er mit einem dumpfen Schrei hinſank, und ſeine ſchwarze Seele aushauchte. Luitgarde ſtarrte gedankenlos den Leichnam eine Weile an, eilte hierauf zur Thüre hinaus, ſchloß die Riegel des Hofthors auf, und lief, wie vom Geiſt des Gemordeten verfolgt, in einen benachbarten Wald. Athemlos warf ſie ſich hier unter einen Baum — ergriffen von den Schreckniſſen ihres Schickſals. Wohin ſollte ſie ihren Weg richten? Nach ihrer väterlichen Burg zurück durfte ſie nicht, aus gerechter

Beſorgniß, daſelbſt gefänglich eingezogen zu werden. Denn wer konnte, auf eine Anklage der Mönche, für ihre Unſchuld zeugen? Der Ritter von Weda fiel ihr ein, und ſie entſchloß ſich, zu dieſem ihre Zuflucht zu nehmen. Schon fieng der Morgen an zu grauen, da erhob ſie ſich, und gieng in dem dichtverwachſenen Walde weiter und immer weiter, arbeitete ſich mit wunden Händen durch das Geſtrippe hindurch, und fand endlich, äußerſt müde, eine Quelle, wo Haſſelnüſſe und wilde Beeren umherwuchſen, und ihr eine ſparſame Erquickung darboten. Von da ſezte ſie ihren Weg weiter fort, immer in der Richtung, in welcher ſie ſich dem Rheine zu nähern glaubte. Gegen Abend kam ſie an die Wohnung eines alten Waldbruders, der ſie gaſtfrei aufnahm, ihr Milch und Brod auftiſchte, und ein weiches Lager von den Fellen wilder Thiere bereitete. Am andern Morgen fühlte ſie ſich ſo ſchwach, daß es ihr unmöglich war, das Lager zu verlaſſen. Der ehrliche Waldbruder kochte einen Trank von Kräutern, wodurch ſie wieder in etwas geſtärkt wurde, und beredete ſie, noch einen Tag bei ihm zuzubringen, indem ſie ſonſt, wie er ſagte, Gefahr laufen würde, in der wenig beſuchten Wildniß hülflos zu verſchmachten. Luitgarde ließ ſich das Anerbieten des Menſchenfreundes gefallen, und blieb den Tag und die folgende Nacht noch in ſeiner Hütte. Am zweiten Morgen fühlte ſie ſich wieder ganz hergeſtellt und ſchied von ihrem Wohlthäter mit Thränen der Dankbarkeit. Der Waldbruder rieth ihr, der Sicherheit wegen, ihr Gewand mit einer Kutte zu vertauſchen. Ich habe noch eine neue vorräthig, ſagte er, und wenn ich wieder einer bedarf, ſo wird der Himmel ſchon dafür ſorgen. Luitgarde befolgte dieſen guten Rath, hüllte ſich in das braune Gewand des Einſiedlers, zog die Kaputze über den Kopf, und ſetzte ihren Wanderſtab weiter fort. Gegen Abend erhob ſich ein fürchterliches Gewitter — undurchdringliche Finſterniß umhüllte den Wald, nur hier und da vom Leuchten der Blitze gräßlich erhellt. Die arme Pilgerin wußte ſich keinen Rath. Zwar war der Wald hier weniger dicht, und ſie befand ſich, dem Anſcheine nach, auf nicht ganz unbeſuchten Wegen; allein die Furcht vor dem Gewitter machte ihre Kniee beben, und ſie vermochte es nicht, weiter zu gehen. Ein Wetterſtrahl entdeckte ihr einen hohlen Baum; in dieſem verbarg ſie ſich. Allmählig ließ das Gewitter nach, aber die Finſterniß blieb dieſelbe. Sie hörte das Getöſe von Pferden und Menſchenſtimmen dazwiſchen. Es kam ihr immer näher.

Wir werden die Nacht hier vollends zubringen müſſen, — ſagte eine Stimme, — laßt uns abſteigen, und ein Feuer anzünden.

Luitgardens Herz pochte gewaltig — ſie wagte kaum zu athmen. Einige Schritte von ihrem Aufenthalte lagerte ſich die Geſellſchaft, einer davon ſchlug Feuer, und bald loderte die Flamme hoch auf. Jezt ſah Luitgarde, daß es Reiſige waren.

Wir werden ſchlechte Jagd machen — fieng einer an — nirgends eine Fährte des Wildes, dem wir nachſpüren.

Hm — verſezte ein anderer — wenn uns die Dirne entgeht, ſo haben wir doch den Vater.

Luitgarde zweifelte nun nicht mehr, daß von ihrem Vater die Rede ſey. Die Erinnerung an ihren Vater war ein Bliz, der ſie niederſchmetterte.

Er dauert mich doch der alte Arnſteiner — ſagte ein alter Knecht mit einem Tone der Menſchlichkeit. — Wer weiß, wie man ſeiner Tochter und ihm mitgeſpielt hat? Und was hatte der Prior bei dem Mädchen auf ſeiner Kammer zu thun?

Wir ſind des Kloſters Dienſtmannen — fiel der erſte wieder ein, welcher der Anführer der Schaar zu ſeyn ſchien — und müſſen ein Auge zudrücken. Könnt' ich dem alten Kauz ſo ganz in der Stille ſeinen Käfig öffnen, ich würde mir's zum guten Werk anrechnen; aber er iſt zu feſt an ſeinen Block geſchmiedet.

Als Luitgarde die Gefahr ihres Vaters vernahm, war ihr Entſchluß gefaßt. Mein Vater für mich im Kerker? Ich muß ihn retten! —

Von dieſem Gedanken über ſich ſelbſt erhoben, ſtürzte ſie ſich mitten unter die Reiſigen. Dieſe, von der unerwarteten Erſcheinung aufgeſchreckt, ſchlugen ein Kreuz, und wichen einige Schritte zurück.

Flieht nicht — rief die Jungfrau — ich bin's, die ihr ſucht, bin Luitgarde von Arnſtein, die den Prior mordete, weil er ihr Gewalt anthun wollte.

Sie warf die Kapuze zurück, und ihre langen Haare flatterten im Winde.

Hatte erſt der Schreck die Reiſigen ſprachlos gemacht, ſo waren ſie es jezt vor Erſtaunen und Bewunderung.

Fräulein — ſagte der Anführer des Haufens — ihr wißt nicht, daß der Scheiterhaufen eurer wartet.

Aber ich werde doch meinen Vater retten können? fragte ſie.

Das werdet ihr — erwiederte jener — ſobald ihr mit einem Eid bekräftigt, daß er keinen Theil hatte an eurer raſchen That.

Nun, ſo führt mich fort! — verſezte ſie, mit der Faſſung einer erhabenen Seele.

Einige der Knechte wiſchten ſich die Thränen aus den Augen. Laſſen wir ſie gehen — murmelten ſie unter ſich — die Dirne iſt bei Gott unſchuldig, und wir wollen keinen Theil haben an ihrem Blute.

Wie, ihr ſteht unentſchloſſen? — ſprach Luitgarde zu ihnen.

Der Anführer. Wir haben Mitleid mit euch. Ihr verdient ein beſſeres Schickſal.

Luitgarde. Meint ihr, daß ich mich fürchte, zu ſterben? Führt mich fort, damit die Feſſeln nicht länger meines Vaters ſchwache Hände drücken.

Wider Willen nahmen die Männer Luitgarden mit ſich; doch banden ſie ſie nicht, wie ſie Befehl hatten. Einer der Knechte ließ ſie auf ſein

Roß ſitzen, und führte daſſelbe beim Zaum. Gegen Abend langten ſie in Marienfeld an. Luitgarde wurde des andern Tages vor das Gau-Gericht geführt.

Habt ihr den Prior von Marienfeld mit dem Dolch ermordet? — fragte der Aelteſte des Gerichts.

Luitgarde. Ja.

Der Richter. Aus welcher Urſache?

Luitgarde. Weil er ſeine räuberiſche Hand ausſtreckte nach meiner Ehre.

Der Richter. Habt ihr einen Zeugen für eure Ausſage?

Luitgarde. Den, deſſen Auge alles ſieht, und der einſt über euch Gericht halten wird.

Die Richter wurden gerührt, aber ſie konnten Luitgarden nicht retten.

Hat euer Vater Theil an eurer That? — fuhr der Aelteſte in ſeinen Fragen fort.

**Luitgarde.** Nein.

**Der Richter.** Könnt ihr dieß beſchwören?

**Luitgarde.** Mit dem furchtbarſten Eide.

Man nahm den Eid von ihr, und ließ ſie in den Kerker zurückführen. — Mit feuchten Augen thaten die Richter den Ausſpruch: Sie muß ſterben!

Luitgarde kniecte in ihrem Kerker und betete zum Himmel um Stärke für ihren Vater; da trat ein Mönch herein. Sie ſchrack zuſammen bei dem Anblick ſeines Gewandes; aber die Ruhe der Seele in ſeinem Antlitze, ſein theilnehmender Blick und ſein liebreicher Ton flößten ihr bald Zutrauen und Ehrfurcht ein.

„Ich komme, euch beizuſtehen in eurem Unglück“ — ſagte der Mönch.

Ich bedarf keines menſchlichen Beiſtandes — entgegnete Luitgarde; — der meinem Arm Kraft gab, die Schande von mir abzuwehren, wird mich auch jezt halten. Aber mein guter Vater wird Troſt brauchen! Die Bürde ſo mannigfacher Leiden iſt zu ſchwer für ein graues Alter.

**Der Mönch.** Noch iſt eine Ausſicht zu eurer Rettung übrig.

**Luitgarde.** Welche?

**Der Mönch.** Wenn ein Ritter ſich ſtellen würde zum Gotteskampfe für euch.

Luitgarde dachte an den Ritter von Weda und ſeufzte.

Der Mönch fuhr fort: Menſchenhülfe iſt freilich ungewiß; darum, meine Tochter, bereitet euch immerhin darauf, bald vor Gott zu erſcheinen.

**Luitgarde.** Ich ſterbe unſchuldig! Mit dieſem Bewußtſeyn darf ich furchtlos vor den Weltrichter treten, der Gedanken prüft und Herzen durchſchaut.

**Der Mönch.** Habt ihr mir nichts zu vertrauen? Ihr möchtet zwar Urſache haben, nicht zum Beſten von meinem Gewande zu denken, aber ſeyd gewiß, daß nicht jede Kutte einen Taugenichts beherberge.

**Luitgarde.** Ich traue euch, ehrwürdiger Vater, denn in eurem Antlitze ſehe ich Spuren des Kummers, und in eurem Ton iſt Mitgefühl; — tröſtet meinen Vater!

**Der Mönch.** Euer Vater befindet ſich heute auf der ſchwarzen Burg bei dem redlichen Bruno von Wildenſtein. Man wird ihm euer Schickſal verheimlichen, ſo lange man kann.

**Luitgarde.** Möchte er es erſt jenſeits von mir hören! Muß er es aber früher erfahren, ſo ſagt ihm, daß ich ſtandhaft in den Tod gegangen ſey, eingedenk ſeiner Ermahnungen und Lehren, daß es traurig ſey, zu ſterben in der Jugendblüthe, aber trauriger, zu leben in Schande; — dieß ſagt ihm, und daß ich drüben ihm entgegen kommen und ihn empfangen werde. Meine Mutter wird ſich leichter beruhigen, weil frommer Glaube ſie ſchwach und ſtark zugleich macht. —

Der gute Mönch hatte alle Stärke ſeiner Seele nöthig, um bei dieſem Auftritte ſeine Faſſung nicht zu verlieren. Luitgarde bat ihn, eine ihrer Haarlocken abzuſchneiden. Er that es. Morgen — ſagte ſie — oder übermorgen längſtens wird der Ritter von Weda hier eintreffen. Gebt ihm dieſes Andenken von mir, und ſagt ihm, daß nichts mehr von mir übrig ſey, als dieß, daß er mein Gedächtniß wo möglich vor Schmach retten, aber nicht rächen möge.

**Der Mönch.** Der Ritter, von dem ihr ſprecht, kann alſo morgen ſchon eintreffen?

**Luitgarde.** Ja.

**Der Mönch.** Von Weda iſt ſein-Nahme? Mich dünkt, ich habe ſchon von ihm. als einem tapfern jungen Manne, gehört. — Seine Burg liegt am Rheine?

**Luitgarde.** Am Rheine, zehn Meilen von hier.

**Der Mönch.** Ich muß euch jezt euern eigenen Betrachtungen überlaſſen. Mich ruft ein wichtiges Geſchäft; — auf den Abend werde ich euch wieder beſuchen.

Der Mönch entfernte ſich und Luitgarde glaubte mit ihm jede Hoffnung von hinnen gehen zu ſehen. Nur das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld hielt ſie, daß ſie nicht unter der Felſenlaſt des Jammers erlag.

Der nächſte Morgen war zu ihrem Todtestag beſtimmt. Düſter ſtieg er herauf — die Sonne umhüllte ein ſchwarzes Gewölke — Trauer ſchien auf der ganzen Natur zu liegen. Tauſende von Menſchen strömten auf den Platz, wo der Scheiterhaufen errichtet war, in deſſen Flammen die unglückliche Luitgarde ihr Leben ſchrecklich endigen ſollte.

Die Dulderin erſchien — in einem weißen Gewande, mit losgebundenen Haaren, ein Krucifix in der Hand — neben ihr gieng der Mönch, der ſie im Kerker beſucht hatte. Sein Auge ſchien vom Himmel ein Wunder zur Rettung der Unſchuld zu erflehen. Auf einem ſchwarzen Streitroſſe ſprengte der Schirmvogt des Kloſters herbei, und ein Herold rief aus: — ob ſich jemand in einen Zweikampf für die Verurtheilte einlaſſen wollte?

Eine Todtenſtille erfolgte auf ſeinen Aufruf; — das Volk, gerührt von der Schönheit und dem Unglücke des armen Schlachtopfers, warf ſpähende Blicke umher, als ob ein Retter unmöglich ausbleiben könnte. — Umſonſt! — Niemand zeigte ſich. Jezt wurde Luitgarde an den Pfahl gebunden, und einer der Schergen näherte ſich mit der brennenden Fackel, um den Holzſtoß anzuzünden — da gewahrten einige aus den Zuſchauern eine Staubwolke, die ſich immer näher heranwälzte. Man rief dem Schergen zu, noch inne zu halten — der Kloſtervogt fluchte und drohete, aber das Gemurre der Menge brachte ihn zum Stillſchweigen. Endlich theilte ſich der Staub, und ein Ritter in glänzender Rüſtung jagte daher — die Mähnen ſeines Roſſes flogen im Winde, und die Füße deſſelben ſchienen kaum die Erde zu berühren. Ein freudiges Gemurmel verbreitete ſich unter den Zuſchauern. Der Ritter ſprengte in den Kreis, ſchlug ſeinen Helmſturz auf, und rief:

„Höre mich, verſammeltes Volk! Luitgarde von Arnſtein mordete den Prior nicht hinterliſtig; ſie brauchte blos Nothwehre gegen einen Räuber — dieß bin ich bereit gegen jeden auf Leben und Tod zu behaupten.“

„Nun, wer will den Kampf annehmen?“ — fragte er nach einer Pauſe.

Der Kloſtervogt ritt gegen ihn. — Euer Name — ſagte er mehr trotzig als muthig — damit ich weiß, ob man den Kampf mit euch annehmen könne!

„Mein Name iſt Ernſt von Weda. Wahrſcheinlich hört ihr ihn nicht zum erſten Male. Bald ſollt ihr auch fühlen, daß ich mein Schwert nicht zum erſten Male brauche.“

Dem Kloſtervogt ward es ganz ſonderbar um's Herz, als er den entſchloſſenen Ton des Ritters hörte, und ihn ſein Schwert ziehen ſah. — Es iſt wahr — begann er endlich — der verſtorbene Prior — der Himmel hab' ihn ſelig! — war kein Heiliger, und es wäre Vermeſſenheit, eine ſo kitzliche Sache auf ein Gottes-Urtheil ankommen zu laſſen.

**Ernſt.** So erklärt hier laut, daß der Prior ein Schurke war.

**Der Vogt.** Wozu das? Jedermann weiß, daß die Mönche auch Menſchen ſind.

**Ernſt.** Hebe dich weg, Elender, ſonſt werde ich ſtatt der Spitze meines Schwerts den Knopf deſſelben gegen dich brauchen. — Habt ihr's gehört, Männer? So lange die Jungfrau ohne Schutz war, zeugten die Schurken laut wider ſie; nun ich mich zum Kampfe anerboten habe, flüchteten ſie ſich hinter Zweideutigkeiten. — Noch einmal! Wer Luitgarden von Arnſtein eines freiwilligen Mordes zeiht, der hat es mit mir zu thun.

Mit dieſen Worten ſprang er vom Pferde und eilte auf das Mädchen ſeiner Liebe zu, das dem Leben nur halb noch anzugehören ſchien. Er hieb ihre Stricke entzwei — ſie ſank faſt ohne Bewußtſeyn in ſeine Arme. Der alte Mönch, ihr Begleiter, faltete ſeine Hände zum Himmel — es war eine der rührendſten Szenen.

Nachdem Luitgarde wieder zu ſich gekommen war, wollte ſie ihrem Befreier danken. Dankt vielmehr dem braven Manne hier — fiel Herr Ernſt ihr ein, und deutete auf den Mönch; — er ſchickte mir einen Reiter entgegen mit der Nachricht von eurer Gefahr, ſonſt wäre ich wahrſcheinlich erſt gegen Abend eingetroffen, und hätte nur noch eure Aſche ſammeln können. —

Der Ritter begleitete jezt Luitgarde nach der ſchwarzen Burg, wo ihr Vater war, dem man das Vorgefallene in mildernden Wendungen erzählte. „Womit kann ich euch vergelten, was ihr an mir und meinem Kinde gethan habt?" — ſagte Kuno. „Ich will es dir ſagen — fiel der Wildenſteiner ein — gieb ihm deine Luitgarde, denn ich ſehe ſchon, die jungen Leutchen verſtehen ſich." Kuno ſah die Beiden an, die ſtumm und verlegen da ſtanden.

„Siehſt du, daß ich wahr ſagte — fieng der von Wildenſtein wieder an, nahm Ernſt's und Luitgardens Hände, und fügte ſie in einander. — Nun, alter Freund, gieb du den Segen dazu!"

Bruno ſchloß die Liebenden in ſeine Arme. „Junger Mann — ſagte er — ich kann dir keinen beſſern Dank geben, als ein gutes Weib; — und dir, mein Kind, keinen beſſern Segen, als den: Sey als Gattin, was du als Tochter warſt!

Umarmungen und Thränen endigten den Auftritt. Der alte Mönch legte des andern Tags die Hände Ernſt's und Luitgardens noch einmal vor dem Altare in einander, und ſie wurden das glücklichſte Paar in der Gegend.

# Myrten- und Zypreſſen-Kränze

P von P

## Aloys Schreiber.

Zweytes Bändchen.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Stuttgart 1821.
in der J. D. Sattler'ſchen Buchhandlung.

Ei

D

S

Ur

S

R

D

P

D

# Innhalt.

ne Geſchichte aus dem Stegreif in ſechs Kapiteln. . . . . . Seite 1

er Mönch. . . . . . . . — 27

abina. . . . . . . . . — 49

nverhofft kommt oft. . . . — 93

orab. Eine perſiſche Geſchichte. . . — 119

deline. . . . . . . . . — 135

ie beiden Blinden. . . . . — 144

achter Lukas. . . . . . . — 156

er Bademonat. (von F. L. B.) . . — 163

# Eine Geſchichte aus dem Stegreif in ſechs Kapiteln.

—P.—

## 1.

## Champagner.

„Noch ein Glas!"

„Nun wohl. Aber es ſoll auch das lezte ſeyn. — Gute Nacht, Bruder!"

„Als ich in die freie Luft kam, fühlt' ich erſt die Macht des Champagners. Mein Kopf war in einer ſtärkern Art von Begeiſterung, als für einen Dichter nöthig geweſen wäre, um eine Dythirambe zu ſingen, und ich folgte blindlings meiner Naſe, die mich diesmal ziemlich weit von der rechten Straße abführte. Ich mogte wohl eine Stunde weit gegangen ſeyn, ohne zu wiſſen, wie und wohin, als ſich mir ein Haus quer in den Weg ſtellte. Ich merkte nun wohl, daß ich verirrt ſey, und da eine kalte Novemberluſt wehete, entſchloß ich mich, in dieſem Hauſe mein Nachtquartier zu ſuchen. Ich klopfte da und dort, an Thür und Fenſter: keine Antwort! Es fieng an zu regnen, und jezt blieb mir nichts mehr übrig, als meine Zuflucht zu einem alten Reiſewagen zu nehmen, der vor dem Hauſe ſtand. Kaum hatt' ich mich da hineinquartirt, als ſchon der Schlaf ſeine diesmal nicht mit Mohnſaft, ſondern mit Weingeiſt gefüllte Schaale über mich ausgoß.

Ich mogt' einige Stunden durchgeſchlafen haben, als das Rütteln des Wagens mich aufweckte. Ich bemerkte bald, daß Pferde vorgeſpannt wären, und indem ich mir den Augenblick zu Nutz machen wollt' auszuſteigen, fuhr der Wagen vor. Es iſt angeſpannt! ſchrie der Poſtillion! In der Verwirrung konnt' ich den Schlag der Kutſche nicht aufbringen. Nun, ſprach eine heiſere Stimme, die vermuthlich einem alten Manne angehörte, glückliche Reiſe! In Linden, bei der Tante erwarte mich. Adjeu!

Adjeu! Lispelt' ein weibliches Echo. Nun mußt ich's auf gut Glück ankommen laſſen. Ich warf mich eilig auf den Rückſitz, und zog mich in die Ecke des Wagens zurück, ſo klein ich mich nur zuſammennehmen konnte. Das Frauenzimmer ſtieg ein, und nahm auf dem Vorderſitze Platz, der Schlag gieng zu, und im Nu waren wir auf der Straße. Meine Geſellſchafterin ſeufzte, und wie ich bemerkte, entſchlief ſie bald darauf. Ich ſaß in großer Herzensangſt, und getraute mir kaum zu athmen. Es war ein allerliebſtes Tete a Tete!

Allmählig begann es zu dämmern, und ich fand, daß ich alle Urſache hätte, mit meinem Abentheuer zufrieden zu ſeyn. Meine Gefährtin war ein junges Frauenzimmer, nicht regelmäßig ſchön, aber mit einem Geſichte, wie ich ſie wohl leiden mag, voll Seele und Anmuth, um den

Mund einen Zug leiſer Schwermuth — eine trauernde Iphigenie. Das Auge war verſchloſſen, aber ein ſolches Geſicht mußte ein Auge haben, welches ſprechen konnt', und ſo fand ſich's auch nachher wirklich. Verſunken in ihren Anblick vergaß ich meine Verlegenheit, in die mich ein Stoß des Wagens an einen Marktſtein bald genug zurück verſezte. Sie fuhr auf, ſah mich — ein Schrei, und den Schlag aufmachen folgt' in einer Sekund' aufeinander.

„Um Gotteswillen, fürchten Sie nichts!"

„Wer ſind Sie?"

Sie wollte die Antwort nicht erwarten, ich hielt ſie mit Mühe zurück.

„Sie können Schaden nehmen!" — Ich heiße W. bin aus H. und bei dem Herrn von Blön in Seebach auf Beſuch."

„Bei dem Herrn von Blön? (Hier ſchien ſie ſich zu faſſen.) Aber wie kommen ſie hieher?"

„Durch einen närriſchen Zufall.“ Ich erzählt' ihr die Geſchichte vom vorigen Abend. Jezt ſchien ſie ziemlich beruhigt zu ſeyn — ein halbes Lächeln ſchwebt' auf ihren Lippen.

**Sie.** Aber wie kommen ſie wieder aus dem Wagen? Das wird mich in Verlegenheit ſetzen.

**Ich.** Da iſt wohl Rath! — Werfen ſie ihren Fächer oder einen Handſchuh aus dem Wagen; ſind wir eine Strecke weit gefahren, dann ſchicken ſie den Poſtillion zurück, um ihn zu ſuchen, und ſo gewinn' ich Zeit, mich unbemerkt zu entfernen.

**Sie.** Ja, das geht.

**Ich.** (Nach einer Pauſe.) Ich würde dem Zufall unendlich verbunden ſeyn, der mir eine ſo angenehme Bekanntſchaft verſchaffte, wenn ſie nicht zugleich einen kleinen Schreck davon gehabt hätten.

**Sie.** Es war aber auch zum Erſchrecken. —

**Ich.** Darf ich fragen, wo ihre Reiſe hingeht?

Sie. Nach B. in's Kloſter.

Ich. Doch wohl nicht um den Schleier zu nehmen?

Sie. Für's erſte nur, um einige Monate daſelbſt bei der Aebtiſſin, die meine Tante iſt, zuzubringen.

Wir ſchwiegen einige Minuten. Ich wußte das Geſpräch nicht mehr anzuknüpfen, ſo ſehr ich mich auch anſtrengte.

Nach einigen Minuten Stillſchweigen, dann liſpelte ſie: es wird nun Zeit, den Fächer hinauszuwerfen.

Ich. Es iſt noch weit bis nach Linden! Aber freilich, eine Geſellſchaft, die ſich auf ſolche Art introduzirt, iſt immer ein wenig verdächtig.

Sie ſchwieg.

So wollt' ich mich doch nicht von ihr trennen, und eine ſo zweideutige Meinung von mir zurücklaſſen, und doch wußt' ich auch nicht, wi ich es anfangen ſollt', eine beſſere zu erwecken. Ich hätt' in dieſen Augenblicken meinen Kopf daran gewagt, etwas zu thun, was mich in ein vortheilhaftes Licht hätte ſtellen können. Indeſſen wollte ſich keine Gelegenheit zu irgend einer Ritterthat zeigen, und mir blieb nichts übrig, als gegen meine Begleiterin aufrichtig zu ſeyn.

Die Art, wie ſie mich kennen lernten, ſagt' ich, iſt drolligt genug, und es möchte noch hingehen, wenn ich ihnen dadurch Stoff zum Lachen gegeben hätte; aber es liegt zugleich etwas Zweideutiges darin, und das quält mich. Erlauben ſie mir, ſie in B. beſuchen zu dürfen! Vielleicht, wenn ſie es der Mühe werth halten ſollten, mich näher kennen zu lernen, würden ſie das heutige Abentheuer von einer für mich weniger unrühmlichen Seite ſehen.

Sie. Schon dieſes Gefühl ſpricht für ſie!

Ich. Eine feine Wendung, meine Beſuche zu verbitten.

Ich ſuchte das Unzarte meiner Antwort unter einem Lächeln zu verbergen.

Sie. Ein Mann, von ſo feinem Gefühl, kann es doch unmöglich mißbilligen, daß ein Frauenzimmer, das ihm überdies fremd iſt, ſeine Beſuche, beſonders in einem Kloſter verbittet.

Ich. Leider muß ich ihnen recht geben!

Sie (Nach einer Pauſe.) Sind ſie bekannt in B.?

Ich. Ich habe daſelbſt einige gute Freunde, zum Beiſpiel, den alten Oberamtmann.

Sie. Er iſt mein Verwandter, und ich werde bei ihm abtreten. — Sehen Sie ihn bisweilen?

Ich. Nun gewiß, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen daſelbſt aufzuwarten.

Sie. Ich bleibe nur heut' und morgen bei ihm im Hauſe.

**Ich.** Alſo Morgen?

**Sie.** Nun wird es Zeit ſeyn, den Handſchuh zu verlieren.

Sie warf ihn aus dem Schlage. Der Kutſcher wurde nach einigen Minuten zurückgeſchickt, und ich — mit einem Handkuß' in Gnaden entlaſſen.

## 2.

## Theater.

Ich war kaum in Seebach angelangt, als ich mein Pferd satteln ließ, meine Sporn anſchnallte, und in das Zimmer meines Freundes trat.

Ach — Nachtſchwärmer! Rief er mir entgegen.

„Lebe wohl! — drey Küſſe. — Von B. ſchreib ich dir. —“

**Er.** Was ſoll das? Biſt du toll!

**Ich.** Ich zieh' auf Abentheuer. Lebe wohl!

Ich eilte die Treppe hinunter, ſchwang mich auf's Pferd und — hatte in drei Stunden acht zurückgelegt. Es war noch nicht Mittag, als ich in B. meinen Einzug hielt. Ich trat in einem Gaſthof' ab, wo der Wagen meiner Prinzeßin vorbei mußte, deren Namen ich noch nicht einmal kannte, ließ mir ein Zimmer nach der Straße anweiſen, und aß meine Mittagsſuppe an dem Fenſter ſtehend. Die Glocke ſchlug eins, zwei, drei — kein Wagen war zu hören. Endlich kam meine Nachtherberg' auf vier Rädern herangerollt, aber ach! in dem Schlage ſaß ein alter Herr, von deſſen Kopfe nur die Naſe zu ſehen war, die unter der Perücke hervorſtach — von meiner Schönen konnt ich nichts erblicken. Es war, als ob mir das Schickſal einen Wink hätte geben wollen, daß dieſer alte Herr zwiſchen meinen Hoffnungen und Wünſchen ſitzen würde. Zehnmal wollt' ich mich bei dem Oberamtmann anmelden laſſen, aber zehnmal verlor ich den Muth dazu. Endlich kam der Aufwärter, und fragte, ob ich nicht Luſt hätt', in die Komödie zu gehen.

Ich. Schauſpieler hier?

Er. Schauſpieler? Nein, Komödianten. Sie machen ihre Sache recht gut, beſonders der, welcher die Helden ſpielt. Wir können ihn hier ſchreien hören.

Ich. Vortrefflich. — Ich will mir's überlegen.

Sollte ſie vielleicht in's Theater kommen? Sprach ich zu mir ſelbſt. Der alte Oberamtmann iſt ein Liebhaber. — Ich eilte ſogleich in's Theater. Was geſpielt werden ſollte, darnach zu fragen fiel mir nicht ein. Allmählig ſammelten ſich die Zuſchauer, und endlich erſchien auch, am Arm des Oberamtmanns, meine Prinzeßin und hinterdrein trippelte das Männchen mit der großen Naſe. Ich zitterte, und hätte bald alle Faſſung verloren. Der Oberamtmann empfieng mich, wie einen alten Freund, und bat mich ſogleich auf den Abend zu Tiſche: meine Schöne erröthete, und ich — ſtammelte unzuſammenhängende Worte. Jezt ſtellte der Oberamtmann mich ſeiner Geſellſchaft, und ſeine Geſellſchaft mir vor. — Herr Schulrath Truthahn, mein Schwager! Mamſel Staal, ſeine Nichte! — Herr Bruder, Wischen — Herr W. aus H. ein Gelehrter, (der Herr Schulrath blickte mich ſehr zweideutig an,) und ein Mann der von eigenen Renten lebt! (der Herr Schulrath machte mir eine tiefe Verbeugung.) Wir nahmen Platz, ich neben meiner Reiſegefährtin; der Vorhang gieng auf. — Jüngers offener Briefwechſel wurde gegeben. Meine Nachbarin war ſehr aufmerkſam, und einigemale nachdenkend. Bisweilen warf ſie einen bedeutenden Blick auf den Onkel Truthahn, und ein leiſer Seufzer hob ihre Bruſt. Der Herr Schulrath gab indeſſen auf nichts acht, ſondern ſchien nachzurechnen, was ihm ſeine Pädagogik ſchon eingebracht habe. Er war aber, wie ich nachher erfuhr, nur Titular-Schulrath, und wirklicher Pachter eines adelichen Gutes, wo er ſeine Methodenlehre an Bohnen und Kartoffeln verſuchte. Zwiſchen mir und Luiſen (ſo hieß meine Nachbarin) entſpann ſich ein kleiner Dialog.

Ich. Das Stück ſcheint ſie zu intereſſiren?

Sie. Ja, es intereſſirt mich wirklich.

Ich. Jüngers Stücke haben Witz und komiſche Momente. Aber ſie ſcheinen es von der ernſthaften Seite zu nehmen.

Sie. Ich finde Beziehungen auf — auf die Lage einer Freundin, die mir ſehr nahe geht.

Gutes Mädchen, dacht' ich bei mir ſelbſt, ſollten es wohl Beziehungen auf deine eigene Lage ſeyn? Der Herr Onkel Truthahn ſcheint mir viel ähnliches mit dem alten Goldbach in Jüngers Stücke zu haben. —

Ich wollt' es noch einigemale verſuchen, den Faden des Geſprächs aufzunehmen, aber ein Blick, ein halbes Lächeln von ihr, zerriß ihn im Nu wieder.

Die Komödie war zu Ende, wir giengen zuſammen nach dem Hauſe des Oberamtmanns, und ſezten uns zu Tiſche. Mir ſchmeckte weder Wildprett noch Champagner. Eine Bemerkung des Herrn Schulraths über brodloſe Künſte: als zum Beiſpiel, Poeſie, gab mir Gelegenheit, einige meiner Ideen auszukramen. Ich that es mit einem Feuer, das von den Blicken Luiſens, die mir gegenüber ſaß, ſeine Nahrung erhielt. Endlich gab der Herr Schulrath durch wiederholtes Gähnen das Zeichen zum Aufbruch, und ich ſchlenderte nach Hauſe, zwar nicht im Champagner-Rauſche, aber in einem Taumel, der länger als eine Nacht anzuhalten drohete. Des andern Morgens um neun Uhr beſucht' ich den Oberamtmann wieder. Louiſe war ſchon im Kloſter.

## 3.

## Kloſter.

Daß ich verliebt war, wird wohl der Leſer nicht mehr bezweifeln. Ich machte dieſe Bemerkung erſt, als ich an dem Kloſter vorübergieng, und eine Bangigkeit mich ergriff, wie ich ſie nie noch empfunden hatte. Zwanzigmal war ich im

Begriffe Luiſen zu beſuchen; aber der Gedanke, das gute Mädchen in Verlegenheit zu ſetzen, hielt mich jedesmal zurück. Zwei Tage vergiengen, zwei lange traurige Tage! Ich zählte die Secunden. In keiner Geſellſchaft konnt' ich ausdauern. Ich lebte wie ein Dichter, in einer Idyllenwelt, baute Hütten, träumte mich mit der Dame meines Herzens in Roſenlauben, und fand mich zu meinem großen Leidweſen immer wieder allein in meinem Lehnſtuhle. Endlich am dritten Tag gieng ich nach dem Kloſter. Je näher ich kam, deſto langſamer wurden meine Schritte, und ein Schauer durchlief mich, als ich die Glocke zog. Nach einigen Minuten erſchien ſie im Sprachzimmer, und ich mußte meine ganze Beſonnenheit zuſammennehmen, um mich nicht zu verrathen; denn unglücklicher Weiſe war eine alte Koſtgängerin ihr zur Seite, die vermuthlich ihre Tugend dem Himmel geopfert hatte, weil ſie ſie unter Menſchen zu keinem guten Preiſe hatte los werden können. Das Geſpräch mußt' jezt um gleichgültige Dinge gedreht werden, und nur mit den Augen verſucht ich's zuweilen, von meinen eigentlichen Abſichten etwas einzumiſchen, und zu meinem Vergnügen glaubt' ich zu bemerken, daß ich verſtanden würde.

Drei Wochen giengen ſo hin. Oefters ſah ich Luiſen, aber jedesmal in Begleitung einer alten grämlichen Jungfer, und nie war mir ein Augenblick ſo günſtig, daß ich auch nur ein heimliches Wörtchen ihr hätte zuſſüſtern können. Endlich wagt' ich es, ihr ein Briefchen einzuhändigen, worin ich meine Empfindungen und Abſichten mit Wärm' und Aufrichtigkeit ihr geſtand. Der Brief iſt von Ihrem Onkel! ſezt' ich hinzu, um ihre Begleiterin zu täuſchen. Sie nahm ihn an, und ihr Erröthen ſagte mir, daß ſie den Inhalt ahnde. Morgen, ſagte ſie beim Abſchied, werd' ich bei dem Oberamtmann zu Tiſche ſeyn. Vielleicht ſehen wir uns da? Gewiß! erwiedert' ich, und ſchwamm in einem Meere von Wonne, würd' ich ſagen, wenn man bei einer verbrauchten Metapher noch etwas denken könnte. Ich zählte Stunden und Minuten bis zum Abend; und war des andern Morgens — was ſonſt eben meine Gewohnheit nicht iſt! drei Stunden vor der Sonne aus dem Bette.

## 4.

## Näbebeutel.

Aber wie beim Oberamtmann zu Tiſche geladen werden? ſagt' ich zu mir ſelbſt, während mein Bedienter meine Haare in Ordnung brachte.

Sie laſſen ſich anſagen! antwortete dieſer ganz naiv, und ich — um mich eines Gleichniſſes von Sir Buttler zu bedienen — glühete wie ein gekochter Krebs, daß mir dieſer Monolog in Gegenwart meines Bedienten entwiſcht war.

Indeſſen — der Rath dieſes dummen Kerls iſt ſo dumm nicht, dacht' ich hintendrein. Ein Freund nimmt ſo etwas nicht übel! Und ſchon ſezt' ich mich an den Schreibtiſch, um den Oberamtmann wiſſen zu laſſen, daß ich heute — eine Suppe mit ihm zu eſſen wünſchte, als ein Bedienter mir ſeine Einladung brachte. und mich ſo der meinigen überhob.

Ich gieng eine Stunde vor Tiſche hin. Luiſe erſchien einige Minuten nach mir, aber leider! unter Bedeckung zweier Nonnen, deren Geſichter zwei verſchiedenen Jahrhunderten anzugehören ſchienen. Das Geſpräch war einſchläfernd, wie eine Hofpredigt, und ſo trocken, daß ich meiner Flaſche tüchtig zuſprach. Die guten Nonnen kannten die Welt nur aus der Zeitung. Ich braunt' auf meinem Stuhle, ſtand auf, gieng an's Fenſter, ſezte mich wieder. Mir war ſonderbar zu Muthe. Luiſe hatte ihren Nähebeutel bei ſich, nahm ihr Strickzeug heraus, und fieng an zu arbeiten. Endlich ſchlug der Oberamtmann, weil es ein ſchöner Tag war, eine Promenad' in den Garten vor. Der Oberamtmann gieng mit den Nonnen voran — Luiſe folgt' ihnen, warf aber zuvor einen bedeutenden Blick auf ihren Nähebeutel, den ſie auf einem Spieltiſchchen zurückließ. Ich verſtand den Blick, ließ die Geſellſchaft vorangehen, durchſuchte, als ich nun allein im Zimmer war, den Nähebeutel und fand darin ein Brieſchen folgenden Inhalts:

„Ich glaub' an die Wahrheit Ihrer Empfindungen, weil redliche Menſchen, Sie als redlichen Mann kennen. Aber warum fordern Sie ein Geſtändniß von mir? Ich hänge von der Willkühr eines Mannes ab, der mich aus Habſucht mit ſeinem Sohne verbinden will. Hätt' ich noch Eltern! — — Bedauren Sie mich!“

Ich las den Brief drei, viermal, und fand immer etwas, das ich vorhin überſehen gehabt hatte. Sie muß mein ſeyn! war der einzige Gedanke, der helle vor meiner Seele ſtand. Aber wie? Hundert Plane durchkreuzten ſich in meinem Kopfe, aber alles war zu ſehr aufgeregt in mir, als daß ich eine Idee hätte feſt halten können.

Ich beſann mich endlich, und eilte der Geſellſchaft nach in den Garten. Die Nonnen, der Oberamtmann in ihrer Mitte, trippelten einen

Gang hinab. Luiſe ſchlendert einige Schritte hinter ihnen drein. Ich ſchlich mich ſo leiſe als möglich, hinten her, ergriff des Mädchens Hand und führte ſie an meine klopfende Bruſt. Sie ließ es geſchehen, und ein geheimes Feuer drang durch meine Armröhre bis zum Herzen. Wollen Sie mein ſeyn? fragt' ich leiſe und zitternd. Sie ſah mich an mit einem Blicke voll Liebe. In dieſem Moment war der Bund unſerer Seelen geſchloſſen.

Bei Tiſche und nachher hatt' ich keine Gelegenheit weiter, ſie allein zu ſprechen, aber ich fühlte mich demohngeachtet, unausſprechlich glücklich, denn ihr Auge hatte mir ja geſagt, daß ſie die Meinige ſeyn wollte!

## 5.

## Rauſch.

Der Tod eines Verwandten nöthigte mich, eine kleine Reiſe nach St. zu machen. Ich beſuchte Luiſen noch vorher, ſteckt' ihr ein Brieſchen zu und ſchied mit der Hoffnung, ſie nach acht Tagen längſtens wieder zu ſehen. Ich hatte zwei Tage in St. zugebracht, als ich in meinem Logis einen Brief fand, der durch einen Expreſſen geſchikt worden war. Es war ihre Hand, eine bange Ahndung ergriff mich, die in Schreck übergieng, da ich folgendes las:

„Mein Onkel iſt unverſehens hier angekommen, um mich mit ſich wegzunehmen. Wohin? weiß ich nicht. Sein Betragen läßt mich vermuthen, daß er um unſer Verhältniß wiſſe. O wenn Sie mich retten könnten!“

Ich beſann mich nicht lange, warf mich auf's Pferd, und jagte nach B. zu. Wie ich eigentlich die Sache einleiten ſollte, wußt' ich nicht, die traurige Vorſtellung von dem Verluſte meiner Geliebten lag zu neu, und zu drückend auf mir. Ich war kaum zwei Meilen weit geritten, als mein Pferd unter mir ſtürzte, und auf der Stelle liegen blieb. Glücklicherweiſe nahm ich keinen Schaden. Ich mußte mir nun gefallen laſſen, bis in's nächſte Dorf zu Fuße zu wandern, wo ich, ſo wollt' es mein gutes Geſchick! bei dem Wirth, den ich kannte, ein Kabriolet erhielt. Ich mocht' eine halbe Stunde weit gefahren ſeyn, als eine Poſt-Chaiſe mir entgegen kam. Wie, wenn ſie es wäre! Der Gedanke zuckte wie ein Blitz durch die Nacht meiner Seele! Die Chaiſe bewegte ſich äuſſerſt langſam, und ich bemerkte, als ſie mir näher kam, daß der Poſtillion ſchlief. Ich hielt mein Pferd an, und — dies Gefühl ſchildert keine Sprache! — erkannte in der Chaiſe Luiſen an der Seite ihres Onkels, der ebenfalls in Wein und Schlaf begraben lag. Ich ſprang aus meinem Wagen, hob ſie aus dem Ihrigen, wir warfen uns in das Kabriolet, und ich jagte davon. Dies alles war das Werk eines Augenblicks, und wir wußten beide nicht, wie uns geſchehen war, ob es Traum oder Wirklichkeit ſey. Nur abgebrochene Worte bebten über unſere Lippen. Aber mitten in der Verwirrung drängte ſich mir doch der Gedanke auf: Wohin?

## 6.

## Inſel.

Um unſern Feinden das Nachſetzen zu erſchweren, däucht' es mir am ſicherſten, unſern Weg nach dem Rheine zu nehmen, von dem wir nur eine Stunde entfernt waren, und uns einem Schiffe zu vertrauen. Wir gewannen indeſſen Zeit, einen weitern Plan zu entwerfen. Luiſe überließ ſich mir ganz. Ich trieb mein Pferd ſtärker an, und in einer Viertelſtunde waren wir an den Ufern des freundlichen Rheins, der uns einzuladen ſchien, uns ſeinem Schutze zu vertrauen. Ich miethete einen Nachen, ſchickte das Kabriolet durch einen Boten zurück, und in wenigen Minuten ſchwammen wir auf den grünlichen Wogen dahin. Die Bangigkeit meiner Geliebten verminderte ſich, als die Ufer vor unſern Bliken hinflohen, und ich ſuchte ſie durch die Bilder einer ſchönen Zukunft, die ich mit den Farben der Liebe ausmahlte, vollends zu beruhigen. Die Sonne war ſchon hinter die Vogeſen geſunken, und da und dort tönt' in benachbarten Dörfern die friedliche Abendglocke; unſer Schiffer wollte gerne noch einen gewiſſen Fleck erreichen, als wir an einer Inſel oder Aue vorüber kamen, worauf eine kleine Maierey angelegt war. Ich bat unſern Führer, hier zu landen, wir wollten uns gerne mit Milch und Brod behelfen. Er that's, und als wir an dem weidenbebüſchten Ufer der Aue ausgeſtiegen waren, begegneten wir dem Eigenthümer des Maierhofes, der von ſeinem Acker nach Hauſe gieng.

„Können wir nicht eine Nachtherberge bei Euch haben?"

„Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, warum nicht?"

Die Stimme und die Züge dieſes Mannes ſchienen mir bekannt. Wir folgten ihm in ſeine Wohnung. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hüpften ihm an der Thürſchwelle entgegen, und zogen ihn herab zu ihren Küſſen.

Luiſe, ſagte ich, und drückt' ihre Hand an meine Lippen, dies iſt häusliches Glück! Es wartet auch auf uns. Sie legte verſchämt ihre Wang' auf meine Schulter. Wir traten jezt in die Stube, wo ein junges Weib bei einer Lampe am Spinnrocken ſaß.

Ich bringe dir Gäſte, ſagte der Mann, ſorge für ein Nachteſſen, ſo gut wir es haben und für Betten. Das Weib hieß uns freundlich willkommen, und eilte nach der Küche. Jezt, beim Lichte, ſah ich unſern Wirth ſchärfer an, und er mich. Franz! Herr W.! riefen wir beide wie aus einem Munde. Es war der Sohn meines Pachters, der die Tochter des ehemaligen Beſitzers dieſes Hofes geheirathet hatte, eine gerade, offene Seele! Seine Freude, mich zu ſehen, war ohne Grenzen, und auch die Meinige, denn ihm konnt' ich mich vertrauen. Auch Luiſe athmete jezt zum erſtenmale ruhig. Als unſer Wirth uns verlaſſen hatte, um das Nöthige zu unſerm Aufenthalt zu veranſtalten, ergriff ſie meine Hände, und ſprach mit dem ganzen Zauber der Liebe und der weiblichen Würde: Ich habe mich Ihnen ganz hingegeben! Ich weiß, Sie werden mich es nie bereuen laſſen. „Das werde ich nie, erwiedert' ich und ſchloß ſie in meine Arme.

Ich habe Wort gehalten.“ Drei Jahre ſchon ſind hingeflogen ſeit dem Tage unſerer Flucht, und noch hat ſie es nicht bereuet.

Von dieſer Inſel aus, die vier Wochen lang unſer Zufluchtsort war, und wo uns in einem kleinen Zimmer, bei ärmlicher Koſt, in ſtiller Abgeſchiedenheit von den Freuden der Welt, keine Stunde lang wurde, denn die Liebe wohnte mit uns, von hier aus ſchrieb ich an den Oberamtmann, der die ganze Sache durch ſein kluges Benehmen beilegte. Auf dieſer Inſel, wo uns die Liebe ſo ſchöne Tage geſchenkt hatte, ließen wir uns trauen, und jährlich einmal beſuchen wir zuſammen den redlichen Beſitzer des Maierhofes, und vergnügen uns an der Erinnerung jener ſchönen Tage.

## Der Mönch.

Auf der Inſel Man lebte im dreizehnten Jahrhundert ein junger Edler, Namens Jvar. Seine Burg lag nicht weit von der felſigten Küſte, und er hatte ſeine Luſt an der Jagd und dem Fiſchfang. Eines Tages hatte er lange über Klippen und durch ausgefreſſene Bergſchluchten ein Wild verfolgt, und ſich ſo abgemüdet, daß er unter einer alten Eiche raſten mußte. Jhn quälte brennender Durſt, und in der Nähe war keine Quelle. Da ſagte ſein Diener, der ihn begleitete, es ſey nur eine Viertelſtunde bis zur Küſte, wo ein Fiſcher wohne; bei dem ſeyen wenigſtens Brod, Waſſer und Ziegenkäſe zu finden. Jvar ſchickte den Diener nach der Fiſcherhütte, der auch bald reichlich beladen zurückkam. Mit einer Wärme die ihm ſonſt nicht eigen ſchien, erzählte er ſeinem Herrn, er habe bei dem Fiſcher die ſchönſte Frauengeſtalt geſehen, die ihm je vorgekommen; ja, es könne unmöglich eine ſchönere auf der ganzen Inſel zu finden ſeyn, und die holdſelige Jungfrau in der Kloſterkirche zu Rußheu dürfte ſich nicht einmal mit ihr vergleichen. Er ſezte hinzu, ſie könne unmöglich des Fiſchers Tochter ſeyn, denn der ſey immer kinderlos geweſen, auch deute ihr ganzes Weſen auf eine vornehme Herkunft.

Ivar beluſtigte ſich anfangs an der drolligten Lebhaftigkeit ſeines Dieners, bald aber erwachte ſeine Neugierde, und er beſchloß, einen Gang nach der Fiſcherhütte zu thun, um, wie er ſagte, das Meerwunder von Schönheit mit eigenen Augen zu ſehen.

Spart euch den Weg, verſezte der Diener, der alte Toms iſt ein Schlaukopf, und er wird euch gar höflich vor der Thür vorlieb nehmen heißen, wie er auch mir gethan. Denn als ich Augen und Mund ſo ſtarr und feſt auf die Schöne Jungfrau richtete, und mich nicht mehr abwenden konnte von dem lieben Bild, da gab er ihr einen Wink, und ſie gieng ſchnell in die Hütte. Ich wollte ihr nach, denn wahrhaftig, ſie zog mich mit ſich fort, wie der Strom das Schiff, doch der Fiſcher drückte mich auf einen Stein nieder, und bat mich, im Freien zu bleiben, wo es anmuthiger ſey und luſtiger als in ſeiner kleinen Stube. Euch, Herr, wird noch Schlimmeres geſchehen, denn Unſereins iſt eben nicht gefährlich. Ivar wurde nachdenkend; es mußte hier ein Geheimniß walten, und auf dem Heimwege nach ſeiner Burg ſann er auf ein ſchickliches Mittel, ſich Auskunft zu verſchaffen. Auch war bei der Erzählung des Knechts ſein Herz nicht ohne Antheil geblieben. Des andern Tags zog er ein rauhes Schiffer-Kleid an, und ging nach der Fiſcherhütte. Der alte Toms ſtand am Fels, und ſpannte ſein Netz zum Trocknen aus. Ivar erzählte von ſich eine Geſchichte, die er recht gut erſunden hatte, und bat den Alten, ihn als Knecht mit ſich zu nehmen. Nur auf vier Wochen gebt mir Brod und Obdach, ſagte er flehend; bis dahin wird mir der Himmel wohl einen Weg zeigen zum ehrlichen Fortkommen.

Toms ſah den Jüngling mit einem ſcharfen Blick an. Ich will ſehen, ob du zu brauchen biſt, ſagte er nach einigem Schweigen. Da aber meine Hütte keinen Raum für dich hat, ſo mußt du die Nächte in dieſer Felſenhöhle zubringen. Ivar ſtellte ſich, als nähme er das Erbieten mit freudigem Dank an. Es war um die Zeit der Dämmerung, und als die Nacht hereinbrach, kam der Fiſcher zu ihm in die Höhle, ein ſchweres eiſernes Käſtchen in der Hand tragend. In dieſem Käſtchen, ſagte er, iſt ein Schatz, den mir ein Fremder zum Aufbewahren vertraute. Ich pflege ihn jede Nacht hier zu verbergen, und da du mir ein redliches Blut ſcheinſt, ſo will ich gegen dich kein Geheimniß daraus machen, ſondern vielmehr dieſes Käſtchen deiner Treue überantworten.

Ivar merkte wohl, daß der Fiſcher ihn prüfen wolle. Das Käſtchen war einſt, mit dem

Trümmer eines geſtrandeten Schiffes, leer an's Ufer geworfen worden, wo es Toms damals gefunden und jezt, ſeiner Abſicht gemäß, mit naſſem Sand angefüllt und verſchloſſen hatte.

Mit dem früheſten Morgen ſtand er auf, nach dem Jünglinge zu ſehen, der bereits wach war, und ſich mit dem Geräthe zum Fiſchfang beſchäftigte. Toms ſchien ſehr vergnügt darüber, und er faßte bald ſo großes Vertrauen zu dem Jünglinge, daß er ihm von der ſchönen Unbekannten, die er bei ſich herbergte, eine umſtändliche Erzählung machte. Sie hieß Mathilde, und war in Irrland, aus edlem Geſchlechte, geboren. Der König hatte ihren Vater verbannt, und er hatte eine Zuflucht auf Mona *) ſuchen wollen, allein das Schiff gieng an der klippenvollen Küſte unter, und nur durch ein Wunderwerk erreichte Mathilde das Land und wurde gerettet. Toms fand ſie im hülfloſeſten Zuſtand, und nahm ſie

---

*) Der alte Name der Inſel Man.

zu ſich und hielt ſie als ſein Kind. Sie iſt ſchön, wie ein Engel, ſezte er hinzu, und gut wie ein Engel, doch bin ich ihretwegen in großer Sorge. Es wird ihr ſchlimm gehen, wenn ich ſterbe und noch ſchlimmer, wenn unſer König Reginald etwas von dieſem Paradiesvögelein wittert. Vielleicht hat der liebe Gott dich mir zugeſendet zu Rath und That. Die Natur prägt keine falſche Münze, und wenn ich dich von gutem Korn befinde — — doch ich will nicht zu viel ſagen, die Zeit bringt Roſen.

Ivar ahnete leicht den Sinn in der Rede des ehrlichen Alten; er konnte kaum die Mittagsſtunde erwarten, wo er Mathilde zum erſtenmal ſehen ſollte. Mit klopfendem Herzen und glühender Wange trat er in die Hütte — die Jungfrau ſtand vor ihm, wie eine himmliſche Erſcheinung, zu welcher man kaum aufzuſchauen wagt. Wenn ſie aber die Geſtalt eines Engels hatte, ſo beſaß ſie auch die Milde eines ſolchen, und Ivar wurde bald ſo unbefangen und heiter, daß er ſeiner angenommene Rolle beinahe vergaß. Toms merkte nichts, allein Mathilde ſah den Jüngling doch ein paarmal verwundert an.

Einige Tage waren nun vorübergegangen, und Mathilde hatte ſich immer mehr überzeugen müſſen, daß Ivar kein gemeiner Fiſcher, ſondern wohl durch ein Mißgeſchick zu dieſer Verkleidung gezwungen worden ſey. Sie dachte ſich das Loos des ſchönen, klugen und beſcheidenen Jünglings viel trauriger als ihr eigenes, und ihr Herz beſchäftigte ſich mit ihm aus Mitleid. Ivar ſah wohl, daß er von ihr erkannt werde, und jede fernere Verſtellung wurde ihm unmöglich.

Eines Abends, als er mit Toms und Mathilden unter der Eiche vor der Hütte ſaß, geſtand er ohne Umſchweiſe, wer er ſey, und was ihn vermocht habe, unter erſonnenem Vorwand bei Toms ſich als Knecht zu vermiethen.

„Edle Jungfrau“, ſchloß er ſeine Rede und ergriff Mathildens Hand, „Ihr wißt, daß ich euch nie von der Flamme geſprochen, die ihr in meinem Herzen angezündet, auch habe ich wohl nie die Ehrerbietung verlezt, welche man den Frauen ſchuldig iſt. Ich biete euch meine Hand an, ſie iſt rein von Unrecht, ſonſt könnt' ich euch ja nicht ſo ruhig in's reine Auge ſchauen. Ueberlegt den Antrag. Nach acht Tagen komme ich wieder, mir eure Antwort zu holen.“

Ivar entfernte ſich hierauf. Toms nahm die Mütze vom kahlen Haupt, faltete die welken Hände und ſchaute zum Himmel. Worte hatte er nicht, aber er betete doch. In Mathildens Augen zitterten Thränen. — Der alte Gott lebt noch, ſagte Toms, und ergriff ihre Hand.

Ach, rief Mathilde, iſt's denn kein Traum, oder, was viel ſchlimmer wäre, keine neue Prüfung, die mir mein Schickſal auflegt!

Der Fiſcher ſchalt ihr Mißtrauen, und ihr Herz gab ihm im Augenblick Recht. Ivars Geſicht war ein Spiegel, der nicht trügen konnte, und ſeine edle Geſtalt hatte eben ſo wenig des Eindrucks auf die Jungfrau verfehlt. Als die Acht Tage vorüber waren, kam er, von einigen Dienern begleitet, um Mathildens Ja oder Nein zu hören. Sie ſtand da, wie die Lilie im brennenden Abendroth, und obgleich das Ja in ihrem Herzen war, ſo wollte es doch nicht über ihre Lippen.

Ich muß wohl Vaterſtelle bei dir vertreten, ſagte Toms, und legte ihre Rechte in Ivars Rechte. Sie bat um den Segen des Greiſes, und er legte, mit einem rührenden Gebet, ſeine Hände auf ihr Haupt.

Ivar hatte einen ſtattlichen Zelter für ſie mitgebracht, auf den ſezte ſich Mathilde, und ſo zogen ſie noch in derſelben Stunde zu dem Hoflager des Königs Reginald, der damals Mona beherrſchte. Ivar war ſein Lehensmann, und mußte ihm, nach einem alten Herkommen, ſeine Braut vorſtellen, und um Einwilligung zu dieſer Heirath bitten. Gleich vom König weg wollten ſie dann nach Rußhen gehen, und ſich dort trauen laſſen.

Kaum wurde Reginald der ſchönen Mathilde anſichtig, als ſein Herz in ſchnöder Luſt entbrannte. Das wilde Feuer ſeiner Blicke durchſchauerte die Jungfrau; Todesbläſſe kam in ihr Antliz und ein Zittern in ihre Glieder. Der König fragte nach ihrer Abkunft, und nachdem er ihre Geſchichte vernommen, wendete er ſich zu Ivar, mit den Worten: Dieſe iſt durch Schiffbruch an den Strand meiner Inſel geworfen worden, und darum, nach dem Geſetz, meine Eigene, und ihr, Ritter, mögt ihr nimmer eure Hand geben.

Ivar wollte nach ſeinem Schwert zucken, aber Mathilde ſank mit einem Schrei des Entſetzens in ſeine Arme. Reginald rief ſeine Diener, und gebot ihnen, die Jungfrau mit Gewalt hinwegzuführen. Dies geſchah, und Ivar konnte der Menge keinen Wiederſtand entgegen ſetzen. Auch war er im Anfange ganz betäubt, und gewann erſt ſeine volle Beſonnenheit wieder, als er ſich allein im königlichen Gemach ſah. Schmerz und

Zorn theilten ſein ganzes Weſen. Rache, rief er, und hob furchtbar die Rechte empor; Rache, blutige Rache ſchwör' ich dem Räuber. Dies ſagend ſtürzte er aus der Burg und eilte nach ſeiner Wohnung, wohin er alsbald ſeine Freunde beſchied, um ihren Rath zu hören. Sie haßten alle den König mit dem glühendſten Haß; allein ihrer waren zu wenige für offenen Angriff, und es blieb nur die Hinterliſt übrig, deren ſich keiner doch gern bedienen wollte. Nach langer Unterredung trennten ſie ſich, mit der Vertröſtung, daß in ſolchen Dingen der Augenblick oft den Rath und die Entſcheidung zugleich an die Hand gebe.

Ein ſolcher Troſt konnte unmöglich den liebenden Jüngling beruhigen. Seine Mathilde in den Händen des frechen Reginald! Dieſer Gedanke konnte ihn zum Wahnſinn führen. Ich muß ſie retten, und wär's mit meinem Blute, ſo murmelte er bald, bald rief er es laut, und ſtieß wohl zehnmal ſein Schwert in die Thüre des Gemachs, als hätte er den König vor ſich.

In der Abenddämmerung hüllte er ſich in ſeinen Mantel, und nahm ſeinen Weg nach der ganz nahen Abtei Rußhen. Er hatte dort unter den Mönchen einen Freund, und dieſen wollte er um ſeine Meinung fragen. Als er eben in ein Tannenwäldchen einbog, hinter welchem das Kloſter lag, trat ihm aus dem Gebüſch ein Gewappneter entgegen, und hielt ihm eine Lanze vor. Mörder, ſchrie Ivar, und wollte die Lanze faſſen, die jener aber in dieſem Augenblicke zurückzog, und lachend zur Erde warf.

Wer biſt du, und wozu dieſes Poſſenſpiel? fragte Ivar hochzürnend.

Ich bin ein Diener des Königs, antwortete jener, und hergeſandt, euch das Thörlein zu öffnen, durch welches man in die andere Welt kommt. Dieſesmal aber hat Reginald ſeinen Mann ſchlecht gewählt. — Ja, Herr Ritter, ich haſſe dieſen Räuber eben ſo brennend, als ihr ihn haſſen mögt, denn auch meine Braut ſollte ein Opfer ſeiner wilden Lüſte werden, da gab ſie ſich den

Tod. Vor ein paar Stunden erhielt ich von ihm den Befehl, euch auf den Dienſt zu lauern, und da beſchloß ich alsbald bei mir, euch vielmehr zu warnen, in der Gewißheit, euer tapfrer Arm würde die Welt von dem Unthier befreien.

Ivar fragte nach Mathilden. Der Unbekannte erzählte, der König, ob ihres Widerſtandes erbittert, habe ſie in den großen Thurm am Ende des Schloſſes, gegen die Abtei Rußhen hin, bringen und in Ketten legen laſſen. — Er gab hierauf dem Ritter den Rath, ſeiner Sicherheit wegen in das Kloſter zu flüchten, und einſtweilen zum Schein eine Mönchskutte anzuziehen. Dies, fügte er hinzu, iſt das einzige Mittel, euch zu retten; denn was ich nicht that, das wird bald ein anderer Arm thun, und euch den Lebensdocht meuchlings abſchneiden. Auch möchtet ihr im Kloſter leicht Gelegenheit finden, in den Thurm zu gelangen, denn man ſagt, daß von dort ein unterirdiſcher Gang dahin führe.

Ivar athmete wieder leichter. Er drückte dem Unbekannten die Hand, und verſprach ihm reichliche Belohnung.

Herr, antwortete dieſer, ſtatt aller Belohnung gebt ihm auch einen Stoß für mich, und ruft ihm dabei zu: Das iſt für die ſchöne Goswine! Dann, Herr Ritter, ziehe ich ſelbſt eine Kutte an und werde Einſiedler und bete für meine arme Goswine, damit ſie zur Ruhe komme, denn jede Nacht ſchreitet ihr Geiſt durch meine Stube, und ſieht mich an ſo ſchmerzlich und ſo finſter, daß ich recht gut verſtehe, er fordere Blut.

Der Diener entfernte ſich jezt, und Ivar eilte in das Kloſter zum Bruder Landelin, der mit ihm erzogen worden war. Dem erzählte er umſtändlich, was ſich mit ihm und dem Könige zugetragen. Der Mönch fand es ebenfalls am gerathenſten, den König auf die Meinung zu bringen, als wolle Ivar das Gelübde ablegen. Auch beſtätigte er, daß ein unterirrdiſcher Gang aus der Gruſt unter der Kirche nach dem Thurm führe, wo Mathilde gefangen ſaß. Aber, ſetzte er hinzu, von der Beſchaffenheit dieſes Ganges, und wie er mit dem Thurm verbunden iſt, kann hier niemand Beſcheid geben. Es wagt ſich kein Menſch hinein, weil früher ein Mönch zauberiſcher Künſte wegen dort eingeſperrt worden, und eines jämmerlichen Todes geſtorben. Es iſt die allgemeine Sage bei uns, daß der lebendig Begrabene dort umgehe, und Einige wollen das Klappern von Todtenbeinen in dem Gange gehört haben.

Um den Engel zu retten, nehme ich's mit dem Teufel ſelbſt auf, rief Ivar. Der Bruder Landelin, der den Ungeſtüm ſeines Freundes kannte, ermahnte ihn zur klugen Mäſſigung, und führte ihn zum Abt, dem man das Geheimniß anvertrauen konnte, weil er den Reginald gleichfalls haßte. Er gab ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, daß Ivar ſich zum Schein als Novize einkleiden laſſen ſollte, was denn auch ſchon am nächſten Morgen geſchah.

Jvar mochte weder ruhen noch raſten, ſo lange er über Mathildens Lage in gänzlicher Ungewißheit war, und er beſtürmte den Bruder Landelin mit Bitten, ihn noch dieſelbe Nacht in den Gang nach dem Thurm zu bringen. Eine Stunde vor Mitternacht, als in der Abtey kein Licht mehr brannte, und Alles im erſten Schlafe lag, ſtiegen beide in die Todtengruft. Die ſteinerne Thüre, welche in den Gang führte, war bloß durch einen Riegel verſchloſſen, und wurde ohne Mühe geöffnet. Ein feuchter Modergeruch wehte den Eintretenden entgegen, und die Lampe, die ſie bei ſich hatten, warf nur einen matten, bläulichen Schimmer umher. Sie waren nur erſt wenige Schritte vorwärts gegangen, als ſie auf ein menſchliches Gerippe ſtießen. Der Mönch ſprach ein Requiem, aber Jvar achtete wenig auf dieſen Anblick, und warf die Gebeine mit dem Fuß aus dem Wege. Nach ohngefähr einer Viertelſtunde gelangten ſie an den Thurm, der aus rauhen Quadern erbaut war, und gleichfalls eine ſteinerne Thüre hatte. Allein die Riegel daran waren ſo feſt eingeroſtet, daß Ivar und ſein Begleiter umſonſt alle ihre Kraft anſtrengten, ſelbige zu bewegen. Es blieb daher nichts übrig, als in der nächſtfolgenden Nacht wieder zu kommen und ſich mit den nöthigen Werkzeugen zu verſehen. Für Ivar wurde die Zeit bis dahin zur Unendlichkeit, und ihm war, als wandle er auf glühenden Kohlen.

In der Abtei raunte man ſich des andern Tags die Nachricht zu: Reginald habe eine wunderſchöne, fremde Jungfrau im Thurme einmauren laſſen, weil ſie ſeinen frechen Lüſten ſich nicht hingeben wollen. Dieſe Nachricht war ſchrecklich genug, aber ſie gab dem Ritter Faſſung und beruhigte ihn über die quälendſte Furcht. Mathilde hatte den Muth ihrer Tugend bewährt, und ſo konnte er hoffen, der Himmel werde auch ſeinen Beiſtand zu ihrer Rettung nicht verſagen. Als kaum die Abenddämmerung angebrochen war, zog Ivar einen Bruſtharniſch an, gürtete ſich mit ſeinem guten Schwert, und zog die Mönchskutte darüber. Bruder Landelin kam zur verabredeten Stunde, er hatte ſich mit Hammer und Brecheiſen verſehen, und mit den Schlüſſeln zum Kirchenthor.

Wenn du ſo glücklich biſt, zu deiner Braut zu gelangen, ſagte er, ſo iſt nöthig, daß ſie auf der Stelle mit dir entfliehe. In den Händen des Wütherichs iſt ihr Leben keine Stunde ſicher.

Ivar wünſchte nichts ſehnlicher, als dies. Voll brennender Ungeduld zog er ſeinen Freund nach dem Thurme fort, wo die Riegel mit einigen Hammerſchlägen zurückgetrieben wurden. Eine Wendeltreppe führte von innen aufwärts. Der Mönch wartete am Eingange auf Ivars Zurückkunft, der mit hoch klopfendem Herzen die Stufen hinaufſtieg. Oben trat er gleich in die erſte Thüre — es war Mathildens Gefängniß, welches von einer Lampe matt erleuchtet wurde. Betend ſaß ſie an einem ſteinernen Tiſch, und der unvermuthete Anblick eines Mönchs ſchien ſie gar nicht zu überraſchen. Ehrwürdiger Vater, ſagte ſie, ihr kommt gewiß, mich zum Tode zu bereiten.

Mathilde! rief Ivar, und ſchlug die Kaputze zurück. Ivar! — mehr konnte die Jungfrau nicht hervorbringen. Sie ſtreckte ihm die zitternden Arme entgegen, unvermögend ſich von ihrem Sitze zu erheben. Der Jüngling legte ihr Haupt an ſeine Bruſt. Er erzählte ihr in wenigen Worten, wie er zu ihr gekommen, und hieß ſie ihm augenblicklich folgen. Mathilde hing ſich in ſeinen Arm, ihre Kniee wankten, als ſie die Treppe hinabſtieg, wo Bruder Landelin noch immer wartend ſtand. Sie gelangten glücklich in das Todtengewölbe und aus dieſem in die Kloſterkirche. Dort ſetzte ſich die Jungfrau eine Weile auf die Stufen des Altars um ſich zu erholen. Ivar legte unterdeſſen ſeine Kutte ab, und Bruder Landelin öffnete ohne Geräuſch die Kirchenthüre. Gerührt nahmen die Liebenden Abſchied von ihrem Retter, der zu beten verſprach, damit ihre Flucht glücklich ſeyn möchte. Aber wohin wenden wir uns? fragte Mathilde den Ritter.

Zu unſerem Vater Toms, antwortete dieſer: der ſoll uns ein Schiff nach Schottland beſorgen. Dort bleiben wir, bis Reginald todt iſt. Tyrannen haben kein langes Leben.

Ihr Weg ging jetzt durch den einſamen Forſt. Im Anfange beflügelte die Angſt Mathildens Schritte, aber bald entwich ihre Kraft — ſie mußte ſich am Wege in's Gras niederſetzen, und lechzte nach einem Trunke Waſſers. Schon war der Morgen angebrochen, und die Vögel zwitſcherten von allen Zweigen. Ivar war der Gegend recht gut kundig, und wußte, daß kaum hundert Schritte ſeitwärts in einer Felſengrotte ein friſcher Quell ſich ergieße. Er faßte die Geliebte unterm Arm, um ſie dahin zu führen. Aber in dieſem Augenblicke hörte man Pferdegetrappel — der König, von einem einzigen Diener begleitet, ſprengte aus dem Walde hervor. Er hatte Abends vorher auf der Jagd ſich verirrt, und die Nacht bei einem Köhler zubringen müſſen. Jezt führte ihn der Zufall dieſen Weg. Kaum wurde er Ivars und Mathildens anſichtig, als er mit einem ſchrecklichen Fluche vom Pferde ſprang und mit hochgeſchwungenem Schwert auf die Liebenden ſtürzte. Ivar ſezte ſich ſchnell zur Wehr und ſchlug mit dem erſten Streiche dem Könige das Schwert aus der Hand. Tyrann! rief jezt der Jüngling mit furchtbarer Stimme: dein Leben iſt in meiner Gewalt, und Tauſende ſegnen mich, wenn ich dich zur Hölle ſende. Aber ich werde nie unritterlich handeln. Nimm dein Schwert wieder, und kämpfe mit mir nach Sitte und Recht. Der dort oben hält die Wage.

Wüthend griff Reginald nach ſeinem Schwert und begann den Kampf.

Mathilde warf ſich auf die Kniee, und flehte zum Himmel, daß er ſich der guten Sache annehmen möge. Es währte nicht lange, da ſprang ein Blutquell aus des Königs Schulter. Nun auch einen Hieb für meine Goswine, rief der Knecht, welcher das Pferd des Königs hielt. Es war derſelbe, der den Ritter meuchlings hatte tödten ſollen. Ivar erkannte ihn an ſeinem Zuruf, und mit den Worten: Für Mathilde und Goswine! führte er einen ſo gewaltigen Hieb, daß der König mit geſpaltenem Schädel niederſtürzte und ſein ſchändliches Leben verröchelte.

Ivar ließ ſich neben Mathilden zur Erde nieder, und hob die Hände dankend empor. Hierauf rief er Reginalds Diener herbei, hob Mathilden auf des Königs Pferd, nahm das Schwert des Gefallenen zu ſich, und kehrte nach der Abtey Rußhen zurück. Dort erzählte er dem Abt, was ſich mit ihm und dem Könige zugetragen. Der Abt ließ das Ereigniß auf der Inſel bekannt machen; das Volk trat zuſammen und wählte zu ſeinem Könige den Bruder Reginalds, welchen dieſer verbannt hatte.

Mathilde wurde Ivars Gattin — ſie lebten glücklich, und Ivars Name blüht noch in den Liedern und Sagen auf Mona.

# Sabina.

Der edle Meiſter, Erwin von Steinbach, der den Thurm am herrlichen Münſter zu Strasburg baute, ſtarb vor Beendigung deſſelben, aber er hinderließ zwei Kinder, welche das Werk zur ſchönen Vollendung brachten. Der Sohn, Johannes, leitete den Bau und Sabina, die Tochter, ſchmükte das große Portal mit ihren kunſtreichen Arbeiten. Sie führte nicht nur den Meiſſel mit ſeltner Geſchicklichkeit, ſondern war auch glücklich im Erfinden, und wußte über alles, was ſie ſchuf und ordnete, die ihr eigenthümliche Anmuth zu verbreiten. Sabina gehörte zu den ſchönſten Jungfrauen ihrer Zeit. Zwar hatte ſie bereits ihr zwei und zwanzigſtens Lebensjahr zurückgelegt, aber nach ihrem zartgegliederten Bau und ihrem kindlichen, unſchuldigen Weſen hielt man ſie für ein Mägdlein von ſechszehn. Da ſie aufgewachſen war in der Natur und unter den Werken der Kunſt, ſo wandelte ſie faſt, als eine Fremde, unter den Menſchen, und war vertrauter mit den Erſcheinungen der höhern Welt, als mit den Umgebungen des täglichen Lebens. Darum hatte ſich auch ihr Herz noch nie der Liebe geöffnet, obgleich ihr ganzes Gemüth von Liebe erfüllt war, und ſie nie einen feindſeeligen Trieb in ihrem Innern verſpürt hatte.

Das Portal des Münſters rückte ſchnell ſeiner Vollendung nahe; nur ein Bild fehlte noch über dem Eingange. Sabina hatte dazu die Himmelskönigin gewählt. Aus Lilien und Roſen ſollte die jungfräuliche Mutter ſich erheben, der Sohn der Liebe und den Schmerzen auf dem Arme, und die Königliche Krone auf dem Haupt. Auf dem Platze vor dem Münſter ſtanden viele Werkhütten für die Meiſter und Geſellen, welche dabei beſchäftigt waren; Sabina liebte jedoch nicht in einem engen, niedrigen Raum zu arbeiten. Sie hatte ſich eine Stelle im Innern der Kirche, nahe am Grabe ihres Vaters gewählt; hier wurde ihr Gemüth jedesmal in eine wunderbare Stimmung verſezt — es kam ihm vor, als ob ein unſichtbares Weſen, welches ſie für den Geiſt ihres Vaters hielt, ihren Arm führe, und das Werk ſich gleichſam von ſelbſt unter ihrem Meiſſel bilde.

Der Stein fing bereits an, in rohen Umriſſen Geſtalt zu gewinnen; aber als ſie eines morgens, nachdem ſie vorher, wie gewöhnlich, in einer nahen Kapelle der Frühmeſſe beigewohnt, an ihre Arbeit gehen wollte, gewahrte ſie mit Erſtaunen, daß dieſe, ſeit dem vorigen Abend, weiter vorgerückt ſey. Das Antliz der jungfräulichen Mutter trat in den Haupttheilen weit beſtimmter hervor, und der lange Schleier, der die hohe Geſtalt in ſchön geworfenen Falten umwallen ſollte, ſchmiegte ſich ſchon recht weich und anmuthig an die reichen Locken. Eine mit Kunſt hoch begabte Hand mußte hier den Hammer geführt haben, das war ſichtbar genug, und Sabina dachte augenblicklich an den Geiſt ihres Vaters. Sie warf ſich, voll Wehmuth und Liebe und nicht ohne leiſen Schauer, an ſeinem Grabe nieder, und ſprach zu ihm, als ſtünd er ihr nahe, kindliche Worte der Dankbarkeit aus tiefbewegtem Herzen. Hierauf nahm ſie ihre Werkzeige, um fortzuarbeitein, wurde aber jezt erſt gewahr, daß das Antliz des Bildes ſich bereits unter der unbekannten Hand zu einer ganz andern Form geneigt habe, als die ihr vorgeſchwebt war. Sie hatte nun nicht den Muth, den Meiſſel an dieſem Theil anzuſetzen, und beſchäftigte ſich an der Krone und den Gewändern.

Sabina bewohnte, mit ihrem Bruder, ein kleines, freundliches Gartenhaus vor der Stadt an der Jll; den Mittag brachte ſie gewöhnlich bei einer Freundin zu, und ſobald der Abend herabſank, eilte ſie aus dem Gewühle und Getümmel hinaus in die ſtillen Schatten ihres ländlichen Aufenthalts. Es war ihr höchſter Genuß, in der Dämmerung zwiſchen den blühenden Sträuchen hin und her zu wandeln, von Niemanden geſehen, als von den Sternen des Himmels. Im Frieden des Landes fühlte ſie ſich der Welt des Unſichtbaren näher, und gewohnt, die Kunſt als eine Art Gottesdienſt zu betrachten, konnte ſie nichts ahnden von der Schranke, welche die Gebilde der Menſchenhand von dem ewig jungen und rein aus ſich erblühenden Leben der Natur für jene trennen, denen der höhre Sinn verſchloſſen geblieben. Heute wandelte ſie länger, als ſonſt, unter den Bäumen des Gartens hin, und eine unerklärliche Wehmuth hatte ihre Seele ergriffen. Sie ſezte ſich auf einen Bank, nahm ihre Harfe, und wollte verſuchen, ihrem Herzen durch die Muſik Sprache abzugewinnen, da vernahm ſie, an der Gartenmauer, die Töne einer Zither. Es lag etwas wunderbar rührendes in dem einfachen, kunſtloſen Spiel, welches einem Liede zum Eingang diente. Eine ſanfte männliche Stimme ſang jezt:

Schöner Frühling, hälſt mich hier,
Eine Blume ſuch' ich mir,
Will das Blümlein mir nicht blühen,
Muß ich mit den Schwalben ziehen.

Maienlüſtchen ſpielen lind,
Wie im Mutterſchoos das Kind.
Lüſtchen, hört ihr meine Klagen?
Wollt ihr meine Botſchaft tragen?

Bringt ſie zu der Jungfrau hin
Dort im Garten ſtill und grün,
Müßt ſie aber ja nicht ſtören,
Wenn ſie ſpricht mit Engelchören.

Aber horcht ſie, ſanft bewegt,
Wie der nahe Strom ſich regt,
O ſo mögt ihr leiſe flüſtern,
Welche Nächte mich umdüſtern.

Viele Sternlein prangen dort,
Jedes ſpricht ein tröſtlich Wort,
Wollen all den Menſchen dienen,
Jedem iſt ſein Stern erſchienen.

Doch den meinen ſeh ich nicht,
Und er glüht im reinſten Licht.
Will er meine Bahn nicht leiten?
Soll ich ohne Führer ſchreiten?

Stern, o Stern, ſo klar und rein,
Leuchte mir mit deinem Schein,
Willſt du dich zu mir nicht neigen,
Muß ich zu den Schatten ſteigen.

Der Jungfrau kam es nicht zu Sinne, daß die Klage ſtill traurender Liebe ihr gegolten haben könne. Sie dachte vielmehr, der arme Sänger ſey von ſeinem Leide herausgetrieben worden in die Stille der Nacht, um hier, unbelauſcht, ſeinem Schmerze Worte zu geben; ſie fühlte ſogar das reinſte Mitleid gegen den Unbekannten, und wünſchte ſogleich, daß ſein Stern ihm aufgehen, und ſeinen Weg erleuchten möge.

Ein heftiges Kopfweh nöthigte ſie einige Tage zu Hauſe zu bleiben. Als ſie aber am Morgen des vierten Tags wieder an ihre Arbeit gehen wollte, fand ſie das Antlitz der himmliſchen Jungfrau nicht nur beinahe vollendet, ſondern entdeckte auch darin eine treue Nachbildung ihrer eigenen, anmuthigen Züge. Es kam ſie ein Grauen an, und ängſtlich wendete ſie das Auge nach dem Grabe ihres Vaters. An den Sarkophag gelehnt ſtand ein ſchöner Jüngling, der Sabinen mit beſcheidner Freundlichkeit begrüßte, und ſich hierauf mit langſamen Schritten hinter der Bogenſtellung verlor. Die edle Geſtalt des Fremden, der milde Ernſt in ſeinem Antlitz und der reine, klare Blick ſeines Auges machten auf die Jungfrau einen Eindruck, dergleichen ſie vorher nie empfunden. Plötzlich kam ihr der Sänger in den Sinn, den ſie Abends an ihrer Gartenmauer gehört, und eine ſeltſame Aengſtlichkeit bemächtigte ſich ihres Gemüths. In ſich verſunken ſtand ſie da, als ihr Bruder mit einem fremden Manne auf ſie zu kam. Sabina, ſagte er, du ſiehſt hier Meiſter Leonte, mit dem ich geſtern Bekanntſchaft gemacht. Er iſt in der Kunſt der Schilderei wohl erfahren, und ſonſt in manchen geheimnißvollen

Dingen. So weiß er unter andern, aus den Linien der Hand den Lebensgang eines Menſchen zu deuten. Sabina warf einen ſchüchternen Blick auf den Fremden. Es war ein Mann von ohngefähr dreißig Jahren, hochragend, wohlgeſtaltet, mit ſchwarzen, blitzenden Augen, doch lag in ſeinen Zügen etwas Erſtarrtes, welches die Jungfrau mit Grauen erfüllte. Erlaubt mir, ſchöne Jungfrau, euer Glück zu erkunden, ſagte er, mehr gebietend als bittend, und wollte ihre Hand ergreifen. Sabina weigerte ſich das, und antwortete: Wenn der liebe Gott etwas mit geheimer Schrift in unſre Hände geſchrieben hätte, ſo würde der Menſch ſchwerlich den Schlüſſel dazu finden mögen. Ich will die Zukunft erwarten und nicht erforſchen. Aus Leontes Augen brach ein Strahl des Unwillens hervor, und ſein Mund ſchien ſich etwas zu verziehen, aber im übrigen Antliz blieb die todenähnliche Erſtarrung. Er betrachtete eine Weile das angefangene Bildwerk. Ihr habt Euch trefflich konterfeit, ſchöne Jungfrau, ſprach er, und drehte die Jungfrau ſo, daß er ſie gemächlich mit dem Bilde vergleichen konnte. Ein Schauer durchlief ſie bei der Berührung des Fremden, ſie ſtand bewegunglos, und es kam ihr vor, als ſey ſie in zauberiſche Gewalt gefallen. Ja, ja, der Schönheit gebührt die Königskrone, fuhr er fort, und Lilien und Roſen ſtreut ſie über das Leben. Er redete hierauf mancherlei von den herrlichen Tempeln und Paläſten im Orient, und rühmte beſonders die Kunſt der alten Griechen. Ich bin ſelbſt ein Grieche, ſagte er unter andern, aber darum nicht partheiiſch für mein Volk. Allein es iſt doch ein ganz verſchiedenes Gefühl, in einen heitern alten Göttertempel zu treten, und in einen düſtern gothiſchen Dom. Dort werden Augen und Herz erfreut, das Leben erhält eine höhere Weihe, denn in jedem Bildwerke erſcheint eine liebliche Blüte deſſelben in einer dichteriſchen Hülle: die Götter ſelbſt werden Mitgenoſſen des Menſchen. Dagegen im Chriſtenthum liegt ein ſchwerer Fluch auf dem ſchönen Lebensgarten — die ſchönſten Früchte bringen den Tod, und dem fröhlichſten Reigen tanzt im Gerippe mit dem Leichentuche über'm Schädel und der Sanduhr in der Hand, grimmig voran. Ich habe dergleichen ſeltſame Vorſtellungen ſelbſt in vielen Kirchen des Abendlandes gefunden. Sie waren auf hängende Tücher gemahlt, und dieſe Tücher mit Todenbeinen beſezt. Wenn nun der Wind die bewegliche Wand hin und her wehte, ſo entſtand ein Geklapper, welches das glühendſte Leben zur eiskalten Erſtarrung bringen mußte?

Sabina wurde durch dieſe Rede höchlich beſtürzt, und fragte mit leiſer Stimme: Seid ihr vielleicht ein Heide.

Wir ſind Griechen, erwiederte Leonte, laſſen uns aber darum das Leben nicht abquälen durch düſtern Mißglauben. Wundert euch darob nicht. Es hat mit ſolchen Dingen dieſelbe Beſchaffenheit, wie mit Blumen und Pflanzen. Bäume und Gras haben bei uns ein friſchers Grün, die Roſe hat ein lieblichers Roth und das Veilchen ein anmuthigers Blau, als hier im Abendlande. Darum konnte auch das Chriſtenthum bei uns nicht die traurige Gewalt annehmen, die es bei euch gewonnen. Wir verſtecken die Gräber unter wohlriechende Stauden, ihr aber baut ſchwarze Kammern, und thürmt darin Todtenbeine und Todtenſchädel zierlich auf einander.

Leonte kam jezt, mit einer leichten Wendung, auf den Münſter zu ſprechen, und ſezte die Eigenheiten dieſes herrlichen Baues recht gründlich auseinander. Dadurch gewann er augenblicklich wieder das Wohlwollen des Meiſter Johannes, aber Sabina konnte ſich dem ungeachtet der quälenden Scheu vor ihm nicht erwehren. Der nächſte Tag war ein Feiertag; die beiden Geſchwiſter hatten mit einigen Freundinnen einen Luſtgang auf das Land verabredet, und Leonte wurde von Meiſter Johannes dazu eingeladen, was Sabinen nicht erfreulich war. Die kleine Geſellſchaft ging nach einem, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Maierhofe und man wurde bald recht vertraut und fröhlich. Leonte war reich an luſtigen Einfällen, wußte viele anmuthige Geſchichten mit eigenthümlicher Laune zu erzählen. Auch Sabina wurde zuſehends heiter und unbefangen, denn der Scherz ſchweifte nicht über die Grenze hinaus, welche Zucht und gute Sitte ihm angewieſen. Leonte zog ein Stückchen ſchwarzer Kreide aus der Taſche, und zeichnete die Geſichter der Frauen an die Wand mit wenigen keken, meiſterhaften Strichen, aber alle recht kenntlich. Jedem Geſichte hatte er etwas drolligtes gegeben, nur in Sabinens Augen und ihrem Munde erſchien eine gewiße Lüſternheit und Begehrlichkeit. Die Jungfrau erſchrack, als ſie ihr Bild aufmerkſamer betrachtete, und ihr fröhlicher Muth war neuerdings verloren.

Meiſter Johannes brachte eine kleine Fahrt auf dem nahen Fluſſe in Vorſchlag. Dies wurde einhällig angenommen, und die Frauen erboten ſich, während der Waſſerfahrt, einige Lieder zu ſingen. Als die Geſellſchaft, ohngefähr nach einer Stunde, in die Maierei zurückkehrte, war Leontes Zeichnung von Sabinen ausgelöſcht, und eine andere an die Stelle derſelben geſezt. Das Antliz der Jungfrau erſchien ſo fromm und unſchuldig, als wäre es nie durch eine Ahndung des Böſen getrübt worden.

Leonte war der erſte, der die Veränderung bemerkte, und er fuhr zuſammen, wie ein Menſch, vor deſſen Augen unvermuthet eine furchtbare Erſcheinung tritt. Sabina bemerkte es wohl, und ihr wurde noch unheimlicher um's Herz. Leonte ging hinaus, und erkundigte ſich bei der Maierin, ob jemand auf dem Hofe wohne, der ſich mit der Mahlerkenntniß beſchäftige? die gute Frau war taub, und ertheilte ihm eine verkehrte Antwort, und ihre beiden Töchter, zwei Mägdlein von acht und zehn Jahren, ängſtlich und verlegen bei dem Anblick des Fremden, der ſo verſtört ausſah, waren nicht zur Rede zu bringen.

Die Sonne ſank hinter die Berge und die Geſellſchaft verlies die Maierei, um wieder nach der Stadt zu gehen. Sabina blieb, nachdem die übrigen das Haus bereits verlaſſen hatten, noch einige Augenblicke in der Stube zurück, um ihr, wie durch ein Wunder dahin bezaubertes Bild mit Aufmerkſamkeit zu betrachten; da öfnete ſich eine Nebenthüre, und herein trat der ſchöne Jüngling, den ſie im Münſter, am Grabe ihres Vaters geſehen hatte. Edle Jungfrau, ſagte er beſcheiden, es mag euch vielleicht unziemlich denken, daß ich ein Zwiegeſpräch mit Euch ſuche, aber mir gebieten meine Pflicht und mein Herz, Euch zu warnen. Ihr ſeyd in ſchlimmer Geſellſchaft. Ich kenne dieſen Leonte, und es wird Euch nicht viel frommen, ihn auch kennen zu lernen. Jezt iſt nicht an Zeit und Ort zum längern Geſpräche, wollt ihr mir aber erlauben, euch und euern trefflichen Bruder in euerem Garten zu beſuchen?

Sabina willigte in das Begehren des Jünglings, ohne ſich ihrer Worte recht bewußt zu ſeyn, denn ſie befand ſich in einem ſeltſamen Gemüthszuſtande. Auf dem Heimwege nahm ſie keinen Theil an der Luſt und dem Scherze der übrigen, ſondern wandelte, in ſich vertieft, auf einem Seitenpfade hin. Aber mit ihr ging das Bild des fremden Jünglings, zu welchem ſich ihr Herz neigte, wie zu einem lieben Bekannten den man, nach langer Trennung, wieder ſieht.

Bruno, ſo hieß der Jüngling, verſäumte nicht, ſich am Abend des andern Tags in dem Gartenhauſe einzufinden. Die beiden Geſchwiſter empfingen ihn recht herzlich, und nach einigen Geſprächen, theilte er ihnen über Leonte folgendes mit.

Ich muß, hub er an, des Zuſammenhanges wegen, von mir ſelbſt beginnen. Die freie Stadt Straßburg iſt mein Heimathsort. Mein Vater war ein Kaufherr, der großen Verkehr mit einigen Handelshäuſern in Mailand und Venedig hatte. Ich ſollte mich früh in ſein Geſchäft einüben, und im zwölften Jahre meines Alters nahm er mich mit nach Italien. Die ſchönen Werke der Kunſt, welche ich in dieſem Lande zu ſehen bekam, lehrten mich bald, wozu ich berufen ſey. Ich ſage dies keinesweges, als wollte ich mir große Fähigkeiten beilegen, denn wie die Rebe ſich um einen Stab ranken muß, ſo auch muß der Menſch mit ſeinen Kräften etwas erfaſſen, damit er ein ſelbſtändiges, heitres Daſeyn gewinne. Mein Vater erforſchte mich genau, und da er wahrnahm, daß meine Neigung nicht aus einem flüchtigen Wohlgefallen an einer mir neuen Erſcheinung hervorgegangen, ſondern nur in mir geweckt worden ſey durch den Anblick der herrlichen Bildwerke, fügte ſich in meine Wünſche, und ließ mich in Mailand bei einem tüchtigen Meiſter zurück, der die Baukunſt und die Bildhauerkunſt, welche ohnedies in der nächſten Verwandſchaft ſtehen, mit ſchönem Erfolg ausübte. Ich blieb daſelbſt bis in mein achtzehntes Jahr, und während dieſer Zeit hörte ich oft von dieſem Leonte ſprechen, als von einem Manne, den Gott mit reichen Gaben ausgeſtattet habe, der ſie aber anwendete zu ruchloſen Dingen. Er mahlte meiſt nur unzüchtige Gegenſtände, und ſelbſt ſeine Vorſtellungen aus der Bibel und Legende hatten nichts frommes und heiliges, ſondern waren gemacht, die Sinnlichkeit zu erregen. Viele junge Künſtler, die ſich an ihn anſchloſſen, ſind durch ihn zu Grunde gerichtet worden, denn er verkehrte ihren Sinn, und zog ſie in's wüſte Leben hinein. Wer ihm einmal nahe kam, der war gefangen in ſeinem Netze, denn er übte gleichſam über die Menſchen eine dämoniſche Macht, welcher ſie nicht zu widerſtehen vermochten. Am gefährlichſten wurde er den Frauen. Er hielt ſich keineswegs zu lüderlichen Dirnen, ſondern wußte die Gunſt von Weibern und Jungfrauen zu gewinnen, deren Ruf bis dahin kein böſer Hauch befleckt hatte. So ſchien er ſeine höchſte Luſt nur in Zerſtören des Trefflichſten zu finden, weswegen er auch von vielen nur der Teufel von Smyrne genannt wurde, denn Smyrne ſoll ſeine Geburtsſtadt ſeyn. Es trug ſich jezt eine ſonderbare Geſchichte mit ihm zu, welche ihn veranlaßte, Mailand ſchnell und heimlich zu verlaſſen. Unter ſeinen Bekannten war ein Glockengießer, Meiſter Carolotto mit Nahmen, der eine ſehr ſchöne Frau hatte. Sie war aber nicht nur ſchön, ſondern auch tugendhaft und beſaß viel Munterkeit und Entſchloſſenheit. Auf die anmuthige Viktoria hatte Leonte ſeine Augen und Anſchläge längſt gerichtet, allein Meiſter Carolotto merkte dies bald, und geſtattete ihm nie den Zutritt in ſeine Wohnung, obgleich beide an öffentlichen Orten manchmal zuſammen kamen. Der Glockengießer liebte das Würfelſpiel. Leonte ſuchte ihn immer tiefer in dieſe Neigung zu verſtricken, und es gelang ihm wunderbar. Eines Abends zeigte ſich das Glück dem armen Carolotto beſonders unhold — er verlor an Leonte ſein Geld, ſeine Ringe und zulezt ſeinen Mantel. Mit verſchränkten Armen und wilden Gebährden ſchritt Meiſter Carolotto jezt in der Stube auf und ab — Leonte beobachtete ihn eine Weile, und rief ihm dann lachend zu: Noch einen Wurf, Freund Glockengieſer! Es gilt eine Nacht bei deiner ſchönen Viktoria, verliere ich, ſo erhältſt du alles zurück, was ich dieſen Abend von dir gewonnen. — Carolotto wurde einige Augenblick nachdenkend, ergriff hierauf mit dem Lächeln des Ingrimms die Würfel, und verlor abermal. Morgen Abend biſt du mein Gaſt, ſagte er zu Leonte, mit ziem licher Faſſung, und eilte nach Haus. Leonte fand ſich zur gehörigen Stunde in der Wohnung des Glockengieſers ein, der ihn bei Seite nahm, und ihm in's Ohr raunte: Sobald meine Frau ſchläft, werde ich dich in ihr Gemach bringen. — Leonte mochte ſich inniglich ſeines nahen Glückes freuen, und die holde Viktoria kam ihm heute ſogar liebenswürdiger vor als ſonſt — auch erwieß ſie ihrem Gaſt große Höflichkeit, und ſchenkte ihm fleißig den Becher voll. Leonte trank mehr als gewöhnlich, und als die Glocke Mitternacht verkündigte, fiel er plötzlich in einen tiefen Schlaf. Carolotto hatte unter den Wein einen ſtarken Schlaftrunk gemiſcht, und der ſtarke Cyprier förderte ſchnell die Wirkung deſſelben. Er rief alsbald einige ſeiner Arbeiter, welche bereits unterrichtet waren, und ließ den unſaubern Gaſt auf den Markt tragen, und dort auf eine Strohmatte niederlegen. Eine todte Katze wurde ihm in den Arm gegeben. So fanden ihn, bei Anbruch des Tags, die Leute, welche zur Frühmeſſe gingen. Erſt gegen Mittag kam er wieder zu ſich, und das drolligte Begebniß verbreitete ſich augenblicklich durch ganz Mailand. Leonte ſchwur dem Glockengießer blutige Rache, allein da die Obrigkeit lange ſchon ein Auge auf ihn hatte, und er Gefahr witterte, machte er ſich bei Nacht und Nebel davon.

Der ſinnreiche Carlotto ſoll leben, rief Meiſter Johannes, indem er die Gläſer klingen ließ. Sabina ſaß da, in tiefer Bewegung, denn ſo nahe waren die Irregeſtalten des Laſters noch nie an ihrem reinen Auge vorübergegangen. Bruno, der bemerkte, was in ihrer Seele vorging, nahm wieder das Wort und ſagte: Meine Erzählung iſt allerdings nicht erfreulich, aber doch lehrreich. Auch zeigt ja die ganze Geſchichte des Menſchengeſchlechts nichts anderes, als den beſtändigen Kampf des Guten und Böſen, und wenn dieſes den Sieg einmahl in der Hand haben ſollte, dann muß das Weltgericht erſcheinen. Uebrigens kann das, was ich noch von Leonte zu erzählen habe, als troſtreicher Beweis gelten, wie nichtig doch menſchlicher Verſtand und menſchliche Klugheit ſind, wenn ſie in ein Bündniß mit der Sünde treten. O ſo erzähle weiter, riefen Johannes und Sabina, und Bruno fuhr fort.

Als meine Lehrjahre vorüber waren, gieng ich nach Rom, und blieb in dieſer Hauptſtadt der chriſtlichen Welt über zwei Jahre. Ich hörte dort bald den Nahmen Leonte nennen, und hatte jezt auch Gelegenheit, ihn von Angeſicht kennen zu lernen. Er ſchien mich zu bemerken und auszuzeichnen, allein ich vermied jede Annäherung, und zeigte, ihm gegenüber, eine Ruhe und Unbefangenheit, welche er nicht recht zu erklären vermochte. Das neuliche beobachteten gegen ihn zwei meiner Landsleute, mit denen ich zuſammen wohnte und lebte, denn wir hatten verabredet, uns durch ein ſtreng abgemeſſenes gleichförmiges Betragen vor ihm ſicher zu ſtellen. In der Folge hieß er uns auch gewöhnlich nur die deutſchen Maulthiere, welche weder Pferde noch Eſel ſeyen, aber recht tüchtig, um die ſchwerſten Laſten zu ſchleppen. Es trug ſich damahls in Rom etwas gar ſchreckliches zu. Eine Jungfrau, die eben ſo ſchön war als tugendreich, lebte im Hauſe ihrer Baſe. Das Mägdlein hatte viele Nachſtellungen zu erleiden, allein obgleich arm und ſogar dürftig wieß die fromme Roſaura doch jede unehrbare Bewerbung mit Abſcheu zurück. Einſt verſchwand ſie plözlich, niemand wußte, wie und wohin, und alle Nachforſchungen der Obrigkeit blieben drei Tage hindurch fruchtlos. Endlich am vierten Morgen wurde ihr Leichnam mit Wunden bedeckt, am Ufer der Tiber gefunden. Vermuthlich hatten ihn die Mörder in den Strom werfen wollen, und waren in der Ausführung ihres Vorhabens geſtört worden. Es entſtanden jezt allerlei Gerüchte, und ein großer Verdacht fiel auf Leonte, und einen alten Sizilianer, der ſich, wie allgemein geglaubt wurde, mit der Schwarzkunſt abgab. Viele meinten, die verruchten Menſchen hätten die Jungfrau blos ihren ſchändlichen Liſten geopfert, andere dagegen behaupteten, dem Sizilianer ſey, zu einer ſeiner Beſchwörungen, das Blut einer reinen Jungfrau nöthig geweſen; ein Paar Künſtler aber geriethen auf den Gedanken, wozu Leonte ſelbſt in ſeinem Geſpräch Anlaß gab, der Böſewicht habe die Zuckungen eines in Todtesqual arbeitenden, menſchlichen Körpers recht mit Aufmerkſamkeit und Abſicht betrachten wollen, weil er eine ſterbende Cleopatre ausführen wollen. Der Vorgang erregte gewaltiges Aufſehen, und die Obrigkeit, welche nähere Anzeige erhalten hatte, gab Befehl, Leonte und den Sizilianer beim Kopfe zu nehmen, allein beide waren bei Nacht und Nebel verſchwunden.

Ohngefähr ein halbes Jahr nach dieſem Begebniſſe unternahm ich eine Reiſe nach Sizilien. Dort hielt ich mich lange in der Gegend des alten Syracus auf, wo noch herrliche Trümmer ſind, von den Kunſtſchätzen einer untergegangenen Welt. Eines Abends verirrte ich mich in ein wildes, aber anmuthiges Thal. Die Sonne ging eben unter, und bald vernahm ich, aus geringer Entfernung ,das Geläut einer Glocke. Ich konnte in der Fremde nie den Schall der Betglocke hören, ohne von einer Sehnſucht nach der Heimath ergriffen zu werden. Auch jezt übermannte mich die Wehmuth, ich faltete meine Hände und konnte doch nicht beten, denn vor mir ſtand meine Kindheit und das Haus meines Vaters. Ich mochte wohl eine Viertelſtunde lang ſo da geſeſſen ſeyn, tief in mich verſenkt, da erſt gewahrte ich, ganz nahe bei mir einen Mann, deſſen Aufmerkſamkeit ich erregt haben mußte, den ſeine Augen waren feſt auf mich gerichtet. Er redete mich jezt an, und fragte nach meinem Vaterlande und meinem Treiben in der Welt. Der Mann hatte ein edles Anſehen, und doch lag ein düſterer Ernſt in ſeinem Geſichte. Ich gab ihm ehrlich Beſcheid von allem, was er wiſſen wollte. Er ſagte, er ſey der Marcheſe Vivaldi, und bot mir eine Nachtherberge an auf ſeinem Schloſſe, was mir gar erwünſcht kam, weil ich noch nicht wußte, wo ich die Nacht bleiben ſollte. Wir gingen langſam den Weg durch das Thal hin, und mein Führer wurde geſprächig, doch merkte man ihm wohl an, daß er eine Bürde auf dem Herzen trage, denn bisweilen verlor er den Faden der Unterredung, und mußte ſich ſammlen. Uebrigens zeigte ſich in ſeinem ganzen Weſen nichts, was Mißtrauen hätte erregen können. Als wir auf dem Schloſſe anlangten, brannten bereits die Lichter. Der Marcheſe brachte mich ſelbſt auf ein geräumiges Zimmer, welches mit allen Nothwendigkeiten reichlich verſehen war. Er äuſſerte, daß ein Haus jedem wohlgeſitteten Fremden offen ſtehe, beſonders aber den Künſtlern, deren er ſelbſt immer einige beſchäftige. Für heute, ſezte er recht verbindlich hinzu; für heute werdet ihr gern der Ruhe pflegen, aber morgen hoffe ich in euerm Umgange, einige heitere Stunden zu gewinnen. Mit dieſen Worten verlies er mich, und gleich darauf brachte mir ein Bedienter mancherlei Erfriſchungen. Ich hatte indeß wenig Eßluſt, denn ich war müde und ſchläfrig, und wollte mich eben auf das Kanape werfen, als ich Fußtritte vernahm, die von der Treppe am Ende des langen Gangs herzukommen ſchienen. Neugier trieb mich zur Thüre, die nur angelehnt war — ich ſtreckte den Kopf hinaus, und erblickte Leonte, dem ein Diener mit einem Licht zur Seite ging, und ihn in ein Gemach bei der Treppe brachte. Jezt wurde mir ſeltſam zu Muthe! Kennt der Marcheſe dieſen Menſchen, ſo iſt er ein Genoſſe ſeiner Schandthaten, und ich konnte nicht leicht in ſchlimmere Hände fallen. Dieſe Betrachtung ängſtigte mich jezt die ganze Nacht hindurch; erſt gegen Morgen fiel ich in einen kurzen Schlummer aus welchem ich jedoch beim erſten Sonnenſtrahl, durch ein Geräuſch geweckt wurde. Ich ſprang auf und machte mich auf alle Fälle gefaßt. Das Geräuſch vermehrte ſich — wildes Geſchrei und Gelächter ſchallte durcheinander. — Ich öffnete mein Zimmer, und ſah, daß vor Leontes Thüre mehrere Menſchen verſammelt waren, darunter auch der Marcheſe, der, als er mich erblickte, mir zurief: Kommt, kommt, hier iſt ein ſeltſames Schauſpiel! Nicht ohne geheimes Zagen ging ich näher — die Thüre wurde geöffnet, und welch ein Anblick! Leonte ſtand da, faſt unbekleidet, die Haare ſchlangenartig um den Kopf, im rollenden Auge die Wuth eines Teufels, und auf den blauen Lippen das verzerrte Lächeln des Ingrimms. Auf dem Bette lag der Leichnam eines jungen Weibes, mit einem Stricke um den Hals. Mir gerann das Blut zu Eis.

Nun, wie ruht ſichs in den Armen der Erdroſſelten, fragte der Marcheſe, mit finſterm Blick?

Leonte riß unter dem Kopfkiſſen, einen Dolch hervor, und wollte ſich auf den Marcheſe werfen, aber die Diener packten ihn feſt, und riſſen ihn zu Boden.

Bindet ihn auf den Leichnam der Verbrecherin, ſagte der Marcheſe kalt, und tragt ſie beide hinaus auf die Heerſtraße, und laßt ſie dort liegen.

Die Befehle wurden augenblicklich vollzogen, und Leonte und die Erdroſſelte mit Stricken aneinander gebunden und fortgeſchleppt. Leonte gab keinen Laut von ſich, aber ſein Angeſicht ſah nicht mehr aus, wie eines Menſchen, ſondern wie eines Geſpenſtes.

Der Marcheſe erſuchte mich, einen Gang im Garten mit ihm zu machen, und erzählte mir dort, was ich jezt wieder erzählen will.

Leonte war ihm, durch einen Bekannten, als trefflicher Künſtler empfohlen worden, und der Marcheſe hatte ihn auf's freundlichſte aufgenommen. Leonte wußte ſich auch bald in das Vertrauen des Marcheſe einzuheucheln, aber ſeine Gattin, eine ſchöne, kluge und ehrbare Frau, durchſchaute den Ruchloſen ſchnell, doch hielt ſie ihr Urtheil zurück, bis eine Erklärung unvermeidlich wurde. Leonte machte aber täglich ſeine böſen Abſichten mehr und mehr offenbar, und wagte es ſogar einſt, als er zufällig mit der Marcheſe in einer Gartenlaube zuſammentraf, von ſeiner Liebe zu ſprechen, und ſeine Lippen auf ihre Hand zu drücken. Sie faßte ſich ſchnell, denn ſie war ein gar beſonnenes, ſchlaues Weib, und verſprach, unter dem Vorwand, ſie könnten belauſcht werden, einen nächtlichen Beſuch in ſeinem Schlafgemach. Leonte gerieth auſſer ſich vor Freude, die Marcheſe aber gab alsbald ihrem Manne treulichen Bericht von dem Vorgange. Der Marcheſe ließ heimlich, in Leontes Bett, den Leichnam einer jungen Verbrecherin legen, welche deſſelben Tags erdroſſelt worden war, und, als er ſich im Schlafgemach befand, die Thür hinter ihm ſchließen.

Er verſchwand jezt aus Sizilien, und ich dachte nicht, ihm je wieder auf meinem Lebenswege zu begegnen. Vor einigen Monaten kam ich in meine Vaterſtadt zurück, und bezog ein Zimmer in der Meierey meines Schwagers, denn in der Stadt ſelbſt war es mir unheimlich, weil ſich ſo vieles geändert hatte. Auf dem Land aber fand ich noch alles, wie ich es als Knabe gekannt, jeder Baum grünte an ſeiner Stelle, und jeder Strauch und jedes Bächlein erinnerten mich an die ſchöne Kinderzeit. Mein Wohnzimmer auf dem Gute ſtößt an die Stube, in welcher Ihr neulich mit Leonte beiſammen waret, und nun könnt Ihr Euch leicht alles Räthſelhafte erklären.

— Die Zeichnung an der Wand? ſagte Sabina hoch erröthend. —

Der Jüngling gerieth in ſichtbare Verlegenheit. In dieſem Augenblick wurde Johannes hinaus gerufen, weil ein Arbeiter ihn ſprechen wollte: Bruno ſammelte ſich, und hub mit leiſer Stimme an:

Edle Jungfrau, vergebt mir, daß ich das Bild, welches mir ſo lebendig in der Seele ſteht, nun zum zweitenmale mit ſchwacher Hand nachzuformen verſuchte.

Sabina erröthete noch mehr, denn ſie dachte an ihr Marienbild.

Nach einigem Stillſchweigen fing der Jüngling wieder an, und ſagte: Ich ſah Euch zum erſtenmale in Münſter, aber Ihr waret ſo vertieft in Eure Arbeit, daß Ihr mich nicht bemerken konntet. Ohne Zweifel hätt' ich auch meine Blicke nicht ſobald von Euch abwenden mögen, aber es näherten ſich Fußtritte, ich ſchaute um, und ſah

Leonte, wie einen böſen Geiſt, ſcheu und düſter, an den Pfeilern hinwandeln. Ein kalter Schauer durchlief mich, denn es kam mir vor, als habe ſich Satan in das Paradies eingeſchlichen, um den Samen des Verderbens zu ſtreuen in die geweihte Erde.

Sabina war zu überraſcht, um etwas Klares antworten zu können. Bruno bat ſie um die Erlaubniß, ſie und ihren Bruder bisweilen beſuchen zu dürfen, und konnte ſich nicht enthalten, die geheimen Wünſche ſeines Herzens ſchüchtern zu berühren.

Sabina verſank in ein ernſtes Nachdenken, dann ſchaute ſie freundlich dem Jüngling in's Antlitz und ſagte: Es iſt etwas Wunderbares in der Art und Weiſe, wie wir uns kennen lernten, und ich kann darin den Finger einer höheren Macht wahrnehmen. Ich habe den Sinn Eurer Rede wohl verſtanden, und wenn Ihr uns ferner beſuchen wollt, ſo muß zwiſchen uns ein reines und klares Verhältniß obwalten, damit es in uns ſelbſt rein und klar bleibe. In einiger Zeit werden wir beſſer beurtheilen können, was Eines von uns dem Andern werth ſeyn mag. Auch will ich nicht bergen, daß ich ein Gelübde gethan, mich nicht zu verehelichen, bevor das Werk meines Vaters ſeine Vollendung erreicht hat, und das große Portal des Münſters feierlich geöffnet wird.

Meiſter Johannes trat jezt wieder herein, und Sabina ſagte freundlich: Unſer Gaſt hier wird dir etwas anvertrauen. Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie aus der Thüre.

Bruno erzählte, was zwiſchen ihm und Sabinen geſprochen worden, und Meiſter Johannes reichte dem Jüngling die Hand. Wir ſind von heute an Brüder, ſagte er, und wollens bewähren in Rath und That. — Es war unterdeſſen Nacht worden, und Bruno kehrte noch die Nacht zurück. Als er kaum einige Schritte weit gegangen war, ſah er eine Geſtalt, in einem Mantel gehüllt, daher ſchleichen. Sie ging auf das Gartenhaus zu, welches Sabina bewohnte und Bruno glaubte, beym Steernenſchimmer, Leonte zu erkennen. Er wars wirklich. An der Gartenthüre nahm er eine Laute hervor, ſpielte und ſang folgendes Lied:

Still leben der Nacht,
Wenn die Lieb nur wacht,
Wenn die Lüftlein nippen
An den Blumenlippen,
Haſt du mir nichts Süßes gebracht?

Viel Stimmen thun kund
Den traulichen Bund,
Geflüſter in Zweigen
Die freundlich ſich neigen
Zu heiliger, nächtlicher Stund.

Dort das Bild von Stein
Im Sternenſchein
Möchte gern erwarmen
In brünſtigen Armen
Möchte haben Wonne und Pein.

Jezt plötzlich ſich regt,
Der Buſen ihm ſchlägt,
In heißem Verlangen
Den Geiſt zu umfangen
Den ein ſpielendes Lüſtchen zu ihm trägt.

Daher und dahin
Will es ewig mich ziehn,
Kann nichts mir erflehen
Muß düſter vergehen,
Ach Herz, mußt in dir ſelber verglühn.

In Brunos Seele regt ſich ein wilder Sturm. Er ſtellte ſich hinter einen Baum, und ſang in ungefüger, ungebundner Weiſe, mit dumpfer, ſchauerlich klingender Stimme:

Lang' ſuch ich dich!
Laß mich erwarmen
In deinen Armen,
Komm, komm, du kennſt ja mich.
Haſt mein Blut getrunken,
Wills wieder trinken,
Tief eingeſunken
Sind meine Augen,
Will Leben ſaugen

Dir recht am Herzen,
Daß mir freundlich blinken
Die Augenſterne,
Wie helle Kerzen.

Ich komm' aus der Ferne,
Im Todtenkleide,
Mit Lipp' und Wangen,
So weiß, wie Kreide,
Mit wunden Füßen.
Sollſt jezt mich küſſen,
Sollſt mich umfangen,
Zum friſchen Leben
Dein Blut mir geben.
Deine Bruſt, ſie iſt wohl heiß?
Kühl ſie an meines Buſens Eis.

Leonte hatte ſich, beim Anfang des Liedes an den Stamm eines nahen Ahorns gedrückt, um ſich zu verbergen; aber er erkannte bald an dem Inhalte, daß hier jemand ſey, der um ſeine furchtbaren Geheimniſſe wiſſe, und eilte, mit gezücktem Dolch, auf den Ort zu, woher die Stimme kam. Bruno der ſich ohne Waffen fand, entſchlüpfte durch das Gebüſch in einen Fiſchernachen, der am Ufer ſtand, ließ ſich eine Strecke von der Ill abwärts treiben, und landete dort, auf der andern Seite. Leonte, der nirgends umher ein menſchliches Weſen gewahr werden konnte, mochte doch unheimliches fühlen; er kehrte mit eiligen Schritten nach der Stadt zurück. —

Bruno beſuchte von nun an faſt täglich die beiden Geſchwiſter in ihrem Garten, und ihm und Sabinen wurde es bald gewiß, daß ſie ſich für dieſe und jene Welt angehörten. Nie ſprachen ſie von Liebe, und doch hatte eine unausſprechliche Liebe ihr ganzes Weſen durchdrungen. Mit kindlicher Vertraulichkeit durchwandelten ſie, Hand in Hand, beim heitern Sternenlicht die Gänge des Gartens, und redeten über die Kunſt und das Leben, wie beyde ſich in ihren reinen Gemüthern ſpiegelten, oder Bruno nahm die Laute zur Hand, und Sabine begleitete das anmuthige Spiel mit ihrer ſüßen Stimme. Meiſter Johannes war faſt immer an ihrer Seite und ſagte oft: In euch erblüht mir eine ſchöne Zukunft! Lieb und Freundſchaft und die Kunſt dazu — was braucht es mehr, um ein Paradies zu haben, welches wir aber auch treu bewahren wollen. Bisweilen drang er ſcherzend in ſeine Schweſter, die Friſt zu ihrer Verbindung mit Bruno abzukürzen, allein ſie beharrte ſtandhaft auf ihrem Entſchluſſe, und verſezte auf ſolches Andringen gewöhnlich mit himmliſchem Lächeln: Bin ich euch denn nicht fleißig genug an meiner Arbeit? Warten und Erwarten iſt des Weibes Wahlſpruch, und Bruno wird ſich wohl gedulden müſſen bis zur Weihe des Münſters.

Dieſer Augenblick war jedoch nicht mehr fern, allein je näher der Tag kam, deſto mehr fühlte ſich eine Beklommenheit, welche ſie nicht zu meiſtern vermochte. Doch verbarg ſie ihre trüben Ahndungen vor dem Bruder und dem Geliebten, und ſuchte, wenn ſie ſich ohne Zeugen befand, Troſt und Beruhigung im Gebet.

Das Portal des Münſters war nun auch vollendet, und auf den nächſten Sonntag ſollte der erſte Gottesdienſt darin gefeyert werden. Es war jezt Freytag; Meiſter Johannes brachte die Nacht in der Stadt zu, wo er bey einem kranken Freunde wachte, und Bruno gieng Abends noch ſpät mit Sabinen im Garten auf und nieder. Sie redeten von dem nahen Feſt, und die Jungfrau gedachte ihres verſtorbenen Vaters. Ach, rief ſie, warum mußte er dieſen ſchönen Tag nicht erleben! es iſt ja doch der ſchönſte Lohn des Künſtlers, ſein Werk zu ſehen, wenn es nun daſteht für mehr denn eine Zeit, und zum erſtenmale zu tauſend Augen und Herzen ſpricht!

Meynſt du, fragte Bruno, meinſt du, Sabine, dein Vater werde fehlen bei dem Feſte? —

Aber ich werde ihn nicht ſehen, antwortete ſie, und legte weinend ihr ſchönlockigtes Haupt auf ſeine Schulter.

Unter allen Künſtlern, hub Bruno an, um ihren Schmerz von ſeinem Gegenſtande abzulenken, unter allen Künſtlern fiel doch dem Baumei ſter das herrlichſte Loos. Sein Werk iſt nicht für Wenige, ſondern für Alle; ſeine großen, kühnen Maſſen und kunſtreichen Formen wirken ſelbſt auf die roheſten Gemüther, und wenn man aus dem Lärm der Menſchen in die feierliche Stille eines Tempels tritt, und die Sinnbilder einer höhern Welt umher erblickt, ſo muß man an Gott und Ewigkeit denken, und die Hände mit Zerknirſchung falten, man mag wollen oder nicht.

Sie ſprachen noch Verſchiedenes über dieſe und verwandte Dinge, als die Glocke der nächſten Kirche eilf ſchlug. Bruno wollte jezt nach Hauſe gehen und Sabine begleitete ihn, wie gewöhnlich, bis zur Gartenthüre, wo eine alte Linde ſtand. Sie ſagten ſich eben gute Nacht, als man in den Aeſten des Baumes ein Rauſchen vernahm. Sabine wurde ängſtlich, und ſchmiegte ſich feſt an den Jüngling an. Sollte ſich jemand hier oben verborgen haben? ſagte dieſer, und ſchaute ſpähend nach dem Baume; allein obgleich der Mond ſchien, und die Nacht ſehr hell war, ſo ließ ſich doch in dem dichten Geblätter nichts entdecken. Bruno wollte den Gärtner rufen, und eine Leiter herbeiſchaffen laſſen, aber in dieſem Augenblicke brach ein Aſt, und ein Mann fiel herab, der eine Maske vor dem Geſicht hatte. Die Maske verſchob ſich aber bei dem Falle, und an der Geſtalt ſowohl als an den Verwünſchungen, welche der Mann ausſtieß, erkannte man Leonte; Sabine ſtand eingewurzelt und ſprachlos vor Schreck; Bruno aber, voll Menſchlichkeit, bot dem ruchloſen Manne die Hand, um ihm aufzuhelfen, und fragte ihn, ob er ſehr zu Schaden gekommen. Leonte lachte gräßlich, zog einen Dolch hervor, und ſtieß gegen Bruno, der jedoch, mit ſtarker Hand, den Arm des Böſewichts faßte, und ihm den Dolch zu entreißen ſuchte. Dies gelang ihm endlich, allein während des Ringens war, durch Zufall, Leontes Arm mit der Dolchſpitze geritzt worden. Wüthend, mit fürchterlichem Gebrüll, ſprang er auf, und wollte ſich auf den Jüngling ſtürzen, aber Sabine, die bis jezt faſt leblos dageſtanden, trat ſchnell zwiſchen beide. Sprechen konnte ſie nicht; ſchweigend hob ſie die Rechte zum Himmel empor, und ihre Geſtalt, die vom Monde beleuchtet wurde, hatte etwas Hohes und Ueberirdiſches. Leonte ſchauerte zurück. Da oben iſt doch Einer, und du biſt ſein Todesengel, ſchrie er dumpf in ſich. Weh dir, daß Er iſt, ſprach Sabine leiſe aber feyerlich. Nun denn, ſagte Leonte mit dem Laut der Erſtarrung, nun denn, ſo führe mich zu ihm, und ſage ihm mein Verbrechen. Sein Gericht iſt ſchon über mir — mein Dolch iſt vergiftet, er ſollte Bruno treffen. — Mit dieſen Worten ſtürzte er aus dem Garten, und warf ſich in den nahen Strom.

Jetzt erſt wich von Sabinen all ihre Kraft, ſie ſank in Brunos Arme, und er hatte Mühe, ſie in das Haus zu bringen. Sie fiel bald in einen ängſtlichen Schlummer, und Bruno befahl dem Dienſtmädchen, bey ihr zu wachen. Er ſelbſt blieb die Nacht über in dem Garten, um, wenn Hülfe und Rath erfordert würden, bei der Hand zu seyn. Am folgenden Morgen ſchien ſie ſich erhohlt zu haben, und wohnte Tags darauf dem Feſte im Münſter bey. Doch mochte ſie kaum das Ende des Gottes-Dienſtes abwarten, ſie wurde von einem heftigen Fieber befallen, und mußte ſich in einer Sänfte nach ihrer Behauſung bringen laſſen. Die Krankheit wurde mit jeder Stunde bedenklicher — zwar gab der Arzt noch Hoffnung, aber ſie verſichert feſt und ruhig, der neunte Tag werde ſie wieder mit ihrem Vater vereinigen. Und ſo geſchah es. Bruno brachte die meiſte Zeit an ihrem Lager zu, er erhielt ihren lezten Händedruck und ihr leztes Lebewohl. Die Trauer um die Hingeſchiedene war allgemein. Die Jungfrauen Straßburgs folgten ihrem Sarge und beſtreuten ihn mit Blumen, als er in dem Münſter niedergeſezt wurde. Sie hatte gewünſcht, neben ihrem Vater begraben zu werden, und man ehrte und befolgte ihren Willen. Der Schmerz ihres Bruders war groß, doch ließ er ſich nicht mit dem Schmertz Brunos vergleichen. Dieſer entſagte der Welt, und ihren Freuden, und gieng in ein Kloſter. Oft ſah man ihn am Grabe der

Geliebten beten, und nach wenigen Jahren, am Todes-Tage Sabinens, rief ihr Geiſt ihn ab in die Wohnungen des Friedens.

## Unverhofft kommt oft.

Man erwartete in Jammerthal die erſten deutſchen Truppen. Die Franzoſen hatten ſich ſchon ſeit einigen Tagen aus der Gegend zurück gezogen, und das ganze Dorf, Jung und Alt, verſammelte ſich an der Straße, um die ſo lange erwarteten vaterländiſchen Krieger vorbeimarſchiren zu ſehen. — Sie kommen, ſie kommen, rieſen auf einmahl hundert Stimmen — eine Staubwolke wälzte ſich hinter dem Hügel hervor, um welchen der Weg ſich in einem Halbkreis bog, und durch die Wolke ſah man das Blinken der Gewehre. Jezt fiengen auch die Hörner zu ſchmettern an, und ein Genuß von Freude und Bangigkeit durchzitterte jede Bruſt. Der Zug kam näher und näher — der Pfarrer von jenem Thale trat mit ſeiner Schuljugend mitten auf die Straße — einige weißgekleidete Mädchen ſtreuten Blumen aus, und einige andere hielten dem Obriſten, der an der Spitze der Truppen ritt, und ſeinen Adjutanten friſche Eichenzweige entgegen, der Pfarrer aber begrüßte ſie mit herzlichen, angreifenden Worten. Während er redete, irten die Blicke eines jungen Offiziers, welcher an der Seite des Obriſten hielt, auf den verſchiedenen Gruppen der Dörfler hin und her, wurden aber plözlich von einer unerwarteten Erſcheinung feſtgehalten. Drei ſchöne junge Mädchen, die ihrer Kleidung nach, Töchter des Beamten oder des Predigers zu ſeyn ſchienen, ſtanden Arm in Arm, wenige Schritte von ihnen. Die mittlere war einer Lilie zu vergleichen, die zwiſchen zwei Roſen ſteht. Ihr Antlitz war blaß, aber ihre ſanften Züge hatten den Ausdruck einer engelreinen Seele. Der Offizier konnte ſein Auge nicht mehr von ihr abwenden, jezt begegneten ihre Blicke den ſeinigen, und ſie ſah erröthend zur Erde. Der Pfarrer hatte ſeine Rede geendigt, ohne daß der Offizier es bemerkte, und nur die Bewegung ſeines Pferdes, welches ſich mit den übrigen in

Schritt ſetzen wollte, brachte ihn wieder zur Beſonnenheit. Er ſah ſich noch einmahl nach der ſchönen Unbekannten um, allein ſie hatte ſich in der wogenden Menge verloren, und er mußte ſichs gefallen laſſen, weiter zu ziehen, doch blieb ſie auf dem ganzen Wege in ſeinen Gedanken.

Dieſer Offizier hieß Pernau. Er hatte die Forſtwiſſenſchaft ſtudiert, weniger aus Neigung, als ſeinem Oheim, einem alten Waidmann zu Gefallen, und ſollte eben eine Anſtellung auf den Gütern eines ausländiſchen Grafen erhalten; da rief ihn die Stimme des Vaterlandes zu den Waffen. Mit einem edlen Aeuſſern verbunden, gefällige Sitten, einem lebendigen Sinn für Recht und Wahrheit und mancherlei ſchäzbare Kenntniſſe. Sein Vater war ſeit mehreren Jahren todt, und ſeine Mutter lebte vom Ertrag eines kleinen Gutes, welcher kaum hinreichte, ihren Unterhalt zu ſichern.

Das Bataillon marſchirte denſelben Tag noch bis B., drei Stunden von jenem, wo es Raſtag hielt. Pernau wurde bei seinem Herrn von Düran einquartirt, der früher mit Auszeichnung gedient hatte, und jezt von einer mäßigen Penſion lebte. Der alte Major empfing ſeinen Gaſt mit biederm Händedruck. Große Anſprüche dürfen ſie zu mir nicht mitbringen, ſagte er, aber ich denke, ſie ſollten ſich heimiſch fühlen. Mehr wünſche und ſuche ich nicht, antwortete Pernau. — Der Major führte ihn in das für ihn beſtimmte Zimmer, deſſen Fenſter in den Garten giengen. Es war äuſſerſt freundlich und einladend.

Gegen Abend wurde er von dem Dienſtmädchen zum Thee gebeten. Seine Ueberraſchung war nicht gering, als er in die Stube trat, und Emy, die Tochter des Majors erblickte. Es war das Mädchen, welches er in Jammerthal geſehen und deren Bild ihn nach B. begleitet hatte. Sie erkannte ihn gleichfalls auf den erſten Blick, und empfing ihn mit unbefangener Freundlichkeit. Eine Stunde gieng ſchnell im heitern, herzlichen Geſpräch vorüber, und die jungen Leute fanden Gefallen aneinander. Jezt wurde die Unterredung durch einen jungen Advokaten unterbrochen, der im Städtchen den Leuten Recht und Unrecht macht, je nachdem ſie's brauchen konnten. Sein Aeuſſeres hatte etwas Rohes und Gemeines, allein er ſchien ſich auf eine ſolche Natürlichkeit nicht wenig zu gut zu thun. Seit einigen Wochen fand er ſich faſt jeden Abend bei dem Major ein, dem jeder Menſch recht war, der nicht gerade für nichtswürdig galt, und über die Zeitereigniſſe ſprechen konnte. Emy war ihm jedoch nichts weniger als hold, denn ſeine Urtheile und Geſinnungen verlezten nur zu oft ihr gutes Gemüth.

Die Unterhaltung war durch die Ankunft des Herrn Töpflein ein wenig ins Stocken gerathen, doch wußte ſie der Major bald wieder in Gang zu bringen, indem er ſich in das Lob der kampfluſtigen deutſchen Jugend ergoß.

Haben ſie nicht auch Luſt, mitzuziehen, fragte Emy den Advokaten mit einem faſt ſchalkhaften Lächeln?

Daß ich ein Narr wäre, verſezte dieſer. Da giebt's nichts zu gewinnen —

Als Ehre, unterbrach ihn Pernau mit flammendem Auge.

Ehre iſt eine hübſche Sache, krähte der Advokat ihm entgegen, allein es giebt Niemand etwas darauf wenn die Taſchen leer ſind. Ich meines Theils halte es mit der Ehre des Geldſacks.

Pernau maß den Schächer mit einem Blick, der ihn, troz aller Unverſchämtheit, doch auſſer Faſſung brachte. Er wendete ein Geſchäft vor, und entfernte ſich unter tiefen Bücklingen.

Der Auftritt hatte die drei guten Menſchen verſtimmt. Emy wollte die ſchöne Behaglichkeit wieder herſtellen — ſie ſezte ſich ans Klavier und ſang folgendes Lied:

Ein Häuptling aus des Hochlands Bund
Steht an dem düſtern Strande.
„Hier, Schiffer, iſt ein Silberpfund,
„Bring mich geſchwind vom Lande.

„Mich und die ſüße, holde Maid,
„O ſieh ihr bleiches Zagen,
„Fort, fort, bald über Moor und Haid
„Wird her der Vater jagen.

„Raſch iſt ſein Zorn, raſch iſt ſein Roß,
„Er bringt uns Fluch ſtatt Seegen,
„Und mit ihm iſt der Knechte Troß,
„Was kann mein Schwert dagegen!“

Die Wolke ſinkt, die Woge ſteigt,
Im Sturm die Geiſter ſtreiten,
Und ach, kein Gott, der Rettung zeigt,
Nur Tod von allen Seiten!

Noch wilder tobt des Meeres Zorn,
Und dumpfe Donner fallen,
Und ſchon ſchon hört man Ullia's Horn
Im nahen Forſt erſchallen.

Das Boot es ſtößt wohl ſchnell vom Land,
Er giebt ſich hin den Wellen,
Doch viel zu ſchwach iſt Menſchenhand,
Hier müßt ein Fels zerſchellen.

Ein Lilienarm winkt aus der Nacht,
Möcht Hülfe gern erlangen,
Der andre hält mit Todesmacht
Des Jünglings Leib umfangen.

Der Vater ſieht's, und ruft im Schmerz,
Er ruft wohl durch die Winde:
„Dir, Hochlands Haupt, verzeiht mein Herz,
„Komm, komm, mit meinem Kinde!"

Die Wolke ſinkt, die Woge ſteigt,
Im Sturm die Geiſter ſtreiten,
Und ach, kein Gott, der Rettung zeigt,
Nur Tod von allen Seiten.

Zwei Leichen treiben an den Strand,
Starr ſind die zarten Glieder,
Ullin ergreift der Tochter Hand,
Und ſinket tod darnieder.

Emy hatte das Lied geendigt und ein jede der Anweſenden ſchien ſich, ſtill, ſeinen Gefühle hin zu geben. Emy unterbrach das Schweigen, mit den Worten.

Ich hätte wohl nichts trauriges ſingen ſollen?

Ich läugne nicht, antwortete Pernau, daß ich mir lieber eine heitere Stimmung erhalten möchte.

Und doch, ſagte Emy, iſt die Zeit ſo ernſt!

Pernau wurde nachdenkend. Der wahre, heilige Ernſt, verſezte Pernau, iſt nur in einigen Gemüthern; gar viele Menſchen ſind nur von Leidenſchaft bewegt, und die geht vorüber, oder wechſelt bald ihren Gegenſtand. Der ruhige, klare Sinn iſt's, welcher walten muß, wenn etwas Tüchtiges und Dauerndes gegründet werden ſoll, der aber iſt ſelten mehr zu finden in einer trüben verſchlimmerten Zeit. Oder glauben ſie, daß es die Frommen ſind, welche die Noth beten lehrt?

Das Geſpräch lief noch eine kurze Zeit über dieſen Gegenſtand und wurde durch einen Brief unterbrochen, den der Major erhielt. Während er den Brief las, heftete Emy ängſtliche Blicke auf ihren Vater.

Ich habe das meinige gethan, ſagte der Major, etwas trüb vor ſich hinſchauend, und zeigte das Papier ſeiner Tochter. Sie überlief es flüchtig und eilte, um ihre Thränen zu verbergen, aus der Stube.

Der Major erzählte nun ſeinem Gaſt, er habe eine alte, unverheurathete Tante, die einige Stunden von B. auf ihrem Landgut lebe, und ein großes Vermögen beſitze. Dieſe Dame habe einen unauslöſchlichen Zorn gegen ihn gefaßt, weil er ſeine ſeelige Frau, die Tochter eines braven Bürgers, gegen ihren Willen geheurathet. Wahrlich, ſezte Dürau hinzu, es iſt mir nicht um ihr Geld und Gut zu thun, denn ich kann mit einiger Einſchränkung, von meiner Penſion leben; aber mich jammert meines ſchuldloſen Kindes, dem ich ſo gern ein beſſeres Loos bereiten möchte, und nur darum macht ich durch einen Freund nochmals einen Verſuch zur Verſöhnung. Das harte Herz bleibt aber unerbittlich, und ſie hat bereits ein Teſtament aufgeſezt, und mich enterbt.

Dieſer Vorfall brachte einige Störung in die Unterhaltung. Pernau ging nach ſeinen Geſchäften, doch erſchien er wieder beim Nachteſſen. Emy brachte rothgeweinte Augen zu Tiſche, doch war auf ihrem Geſicht der Schein der Heiterkeit. Des andern Tags machte Pernau mit Düran einen Spaziergang auf einen benachbarten Edelhof. Der Beſitzer hatte eine zahlreiche Familie, und auſſerdem war noch Beſuch aus der Gegend da. Das junge Volk machte Muſik, tanzte und trieb ſich in Haus und Garten herum. Zulezt ſpielte man Sprüchwörter. Manche wurden drolligt genug dargeſtellt, und erregten groſſes Gelächter. Jezt kam die Reihe an Pernau und Emy. Sie gab ihm das Sprüchwort auf: Unverhofft kommt oft. Pernau zerbrach ſich noch den Kopf über die Löſung der Aufgabe, als man plötzlich von mehreren Seiten her das Signal zum Aufbruch der Truppen vernahm. Feindliche Patrouillen hatten ſich in einem kaum eine Stunde entfernten Dorfe blicken laſſen. Der Major hatte den Weg mit ſeinem Gaſte zu Fuße gemacht;

der Gutsherr ließ gleich einſpannen, um den Adjudanten ſchnell nach ſeinem Quartier zu bringen. Emy ſchien ſehr betroffen. — Es war vielleicht nicht blos die Nähe des Feindes, was ſie ein wenig auſſer Faſſung brachte, ſondern Theilnahme an dem ungewiſſen Schickſale Pernaus, der ihr Wohlwollen gewonnen hatte. Er ſchied mit ſichtbarer Rührung, und der Major wollte eine Thräne in ſeinem Auge bemerkt haben. Emy ging in den Garten — ſie konnte es nicht über ſich gewinnen, die Truppen abziehen zu ſeh'n. Thränen perlten über ihre Wangen, ohne daß ſie merkte, und ſie erröthete, als ſie nach dem Grund dieſer Thränen forſchte. Sie ging auf Pernaus Zimmer, um dort wieder Ordnung herzuſtellen. Auf dem Tiſch lag ein Papier und darauf ſtand:

Unverhofft kommt oft.

---

Die Hoffnung täuſcht nicht immer,
Doch täuſcht ſie oft genug!

Falſch iſt des Glückes Schimmer,
Ein Stern nur bleibet nimmer,
Er ſtebt im Herzen ohne Trug.
Der wird auf Sand nicht bauen,
Der auf ſich ſelbſt kann bauen.

Emy las dieſe Zeilen zwei und dreimahl, und abermahl traten ihr Thränen ins Auge. Sie trocknete ſie ſchnell und ſchalt ſich ſelbſt ob einer Weichheit, gegen welche ſie von jeher muthig angekämpft hatte.

Die Verbündeten rückten unterdeſſen vor, und Pernau ſchrieb von Zeit zu Zeit an ſeinen Wirth in B. und gab ihm Nachricht von den Kriegsereigniſſen. Nach der Schlacht von Leipzig blieben die Briefe aus. Emy fürchtete, Pernau möchte unter den Verwundeten oder gar unter den Todten ſeyn, der Major hingegen war der Meinung, dieſes Stillſchweigen laſſe ſich ſattſam aus dem raſchen Vorrücken der Heere und dem ungewiſſen und häufig geſtörten Poſtenlauf erklären.

Pernau war indeß wirklich durch einen Flintenſchuß in den rechten Arm verwundet worden, und lag krank in Leipzig. Er hatte, als er wieder in etwas hergeſtellt war, nach B. geſchrieben und von dem, was ihm begegnet, dem Major Nachricht gegeben, doch der Brief ging verloren. Während er an ſeiner Wunde darnieder lag, waren ſeine Gedanken häufig mit Emy beſchäftigt, und in den Träumen ſeiner Phantaſie prägte ſich ihr Bild immer tiefer und zulezt unauslöſchlich in ſein Herz. Es war um die Zeit des Pariſer Friedens, als er vollkommen geheilt war, und die Rückreiſe in die Heimath antreten konnte. Der Zweck des Kriegs war erreicht, ſo weit er durch die Waffen erreicht werden konnte, und er ſehnte ſich, mehr als je, in die Stille des Privatlebens zurück. Die ſchöne, holde Jungfrau in B. mochte daran großen Antheil haben, als ihm ſelbſt bewußt war. Er reiſte ſchnell; und die Sehnſucht, ſie zu ſehen, wurde um ſo größer, je näher er ihr kam. In einem Dorfe, drei Meilen von B. mußte er übernachten, fand aber im

Gaſthauſe keine Unterkunft. Er machte ſeine Uniform geltend, und ließ ſich einquartieren. Man brachte ihn zum Pfarrer, der ihn freundlich aufnahm. Der Pfarrer hatte drei liebenswürdige Töchter, die ſich bemühten, ihrem Gaſte alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen, welche das Haus darbot. Sein Schlafzimmer hatte eine heitre Lage mit weiter Ausſicht. Er lag bis gegen Mitternacht unterm Fenſter, und ſchaute nach der Gegend hin, wo Emy wohnte, und wiegte ſich in den Gedanken des Wiederſehens.

Beim Schlafengehen zog er an einem Pfeilertiſchgen die Schublade heraus, um Uhr und Brieftaſche hineinzulegen. In der Schublade lag ein aufgeſchlagener Brief, von B. datirt. Es war eine Frauenzimmerhand, und der Brief an eine der Pfarrerstöchter gerichtet. Er iſt vielleicht von Emy, dachte Pernau, und ſah nach der Unterſchrift. Er war wirklich von ihr, und jezt konnte er ſichs nicht mehr verſagen, das Blatt zu leſen. Es war folgenden Inhalts:

Liebe Julie!

„Ich bin ſehr unglücklich! der Advokat Töpf„lein wirbt um meine Hand, und mein Vater „ſagt, er würde ruhig ſterben, wenn er mich „nicht hülflos zurück laſſen müßte. Du kennſt „den Gerechtigkeitsmäckler, der in die eine Wag„ſchale die Anſprüche der Rechtsbedürftigen legt, „und in die andre ihren Geldbeutel, der allen „Redlichen Hohn ſpricht und es begeifert, ſobald „kein goldner Rahmen darum glänzt. Mir ſchau„dert, wenn ich in den Schlamm dieſes Gemü„thes ſchaue, und das mancherlei Gewürme da„rinn regen und bewegen ſehe! — Aber mein „Vater wird nicht ruhig ſterben, wenn ich nein „ſage! Gute Julie, komm, wenn du kannſt. „und hilf mir ſinnen und rathen.

Deine Emy D.“

Pernau gerieth über dieſen Brief in eine ſehr unbehagliche Stimmung. Ein wenig Eiferſucht iſt hinreichend, das kleinſte Fünkchen Liebe zur Flamme anzublaſen. Von dieſem Augenblicke an war in ihm der Entſchluß, Emy ſeine Hand anzubieten und dem edlen Töpflein einen Strich durch die Rechnung zu machen. Er konnte kaum den Morgen erwarten, und als er gleich nach Sonnenaufgang, Julie im Hof erblickte, wo ſie den Hühnern und Enten das Frühſtück austheilte, ſo eilte er zu ihr hinunter, geſtand ihr, daß er Emys Brief geleſen, und beſchwor ſie, auf Mittel zu denken, das liebe Mädchen von einer ſo verhaßten Verbindung zu retten. Julie lächelte, und Pernau wurde jezt über und über roth, denn er merkte am ſchelmiſchen Lächeln, daß ſein Herz ſich verrathen habe.

Ich habe ſie noch nicht einmahl nach ihrem Nahmen gefragt, ſagte das Mädchen.

„Ich heiße Pernau.“

Nun geht mir ein Licht auf, rief Julie, aber ſeyn ſie gewiß, unſre Freundin ſoll und darf dem Advokaten nie ihre Hand geben.

„Und wie wollen Sie's hindern?“

Auf die einfachſte Weiſe, erwiederte Julie. Es nagt dem Major am Herzen, ſeine Tochter arm in der Welt zurück zu laſſen, müßte es ihn aber nicht noch mehr quälen und zur Verzweiflung bringen, wenn er ſie unglücklich wüßte? Emy beſitzt Talente und Kenntniſſe, ſie hat Bildung — eine Stelle als Erzieherin oder Geſellſchafterin kann ihr nicht fehlen. Mir iſt nur Eins unbegreiflich. Der Herr Töpflein iſt geizig und kriechend. Wie kann dieſer Menſch mit ſeiner Neigung auf Emy fallen, die ohne Vermögen iſt, von ihrer Tante nichts zu erwarten hat, und ihm auch keinen Weg zu einträglichen Stellen zu bahnen vermag?

Das iſt mir auch ein Räthſel, murmelte Pernau, und rieb ſich die Stirne. Aber die Liebe —

Pfui, fiel Julie ein, wer wird der Liebe eine ſolche Schmach authun, und glauben, ſie könne bei einem rohen, ſchmutzigen Geſellen Herberge ſuchen?

Das Geſpräch wurde jezt durch einen Zufall unterbrochen, aber nachher, in Gegenwart des Pfarrers, beim Frühſtück fortgeſezt. Der Pfarrer gab Julien und einer ihrer Schweſtern die Erlaubniß, mit Pernau nach B. zu fahren, wo denn, wie man hoffte, der Major ſich leicht über ſeinen Irrthum verſtändigen laſſen würde. Die Geſellſchaft machte ſich bald nach dem Frühſtück auf den Weg, und erreichte Krenberg, wo die Tante des Majors ihr Gut hatte, gegen Mittag. Eben als ſie am Wirthshauſe abſtiegen, fuhr ein anderer Wagen aus dem Thore, und Pernau glaubte, ein bekanntes Geſicht darin zu erblicken.

Wer fuhr da weg, fragte er den Wirth.

Das war Herr Advokat Töpflein, antwortete dieſer, mit einem bedeutenden Lächeln. — Im Verfolg des Geſprächs ergab ſich, daß die Tante des Majors gefährlich krank läge, und der Advokat Töpflein ihren lezten Willen zu Papier gebracht habe.

Sie hat doch ihren Neffen zum Erben eingeſezt, fragte Julie haſtig?

Der Wirth zuckte die Achſeln. Unter uns geſagt, flüſtert er, die Hand an den Mund haltend, unter uns geſagt, der Major iſt enterbt.

Dieſe Nachricht verſtimmte die beiden Mädchen und ihren Begleiter gar ſehr. Sie berührten kaum das Mittageſſen, welches für ſie aufgetragen wurde, und eilten nach B. zu kommen. Da der Weg ſchlecht war, ſo erreichten ſie den Ort erſt mit der einbrechenden Dämmerung. Emy empfing ihre Freundinnen mit verweinten Augen. Sie hatte im erſten Augenblicke Pernau nicht bemerkt, und ein freudiges Erſtaunen fuhr durch ihre Glieder, als er ihr die Hand zum Gruße bot, und ſie ihn erkannte. Der Major empfing ſeine Gäſte herzlich, ob ers gleich Anfangs nicht ganz verbergen mochte, daß ihn etwas drücke. Er hatte jedoch ſoviel zu fragen, und Pernau mußte ihm ſo vieles erzählen, daß er bald aller ſeiner Sorgen und Plagen vergaß.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Die drei Mädchen ſchlichen ſich unterdeſſen in die obere Stube, und hielten Rath. Herr Töpflein war kaum da geweſen, und ſichs merken laſſen, daß der Major auf den Nachlaß ſeiner Tante keine Hoffnung habe, aber zugleich auch beſtimmt und zudringlich um Emys Hand angehalten.

Julie, die ein ſehr kluges Mädchen war, wurde nachdenkend. Nun was ſinnſt du, fragte Emy nach einer Weile, und legte den Lockenkopf auf ihre Schulter. Ihr ſtilles Leiden machte ſie unendlich liebenswürdig.

Ich ſinne auf dein Glück, ſagte Julie, und zugleich ſuche ich den Schlüſſel zu der Liebe des Herrn Töpflein. Ohne Zweifel habe ich ihn auch gefunden.

Die Mädchen wollten wiſſen, wie ſie das meine.

Ich meine, antwortete Julie, daß wir alle bisher mit Blindheit geſchlagen waren. Herr Töpflein kann nun einmahl nichts lieben, als das Geld, folglich mußt du, liebe Emy, etwas von dieſem Metall an dir haben, wär's auch auf eine uns unſichtbare Weiſe.

Die Mädchen ſchauten ſie mit großen Augen an.

Wie dumm ihr doch ſeyd, fuhr Julie fort. Herr Töpflein hat das Teſtament gemacht, er muß alſo wiſſen, was darin ſteht.

Ach, fiel Emy ein, die Tante hat ſich ja vermeſſen, meinen Vater zu enterben, und ich kenne ſie, ſie hält Wort.

Dein Vater mag wohl enterbt ſeyn, erwiederte Julie, aber was gilt die Wette, du Emy, biſt die Erbin?

Emy ſchüttelte unglaubig den Kopf. In dieſem Augenblick trat Pernau herein. Er war in großer Bewegung. Mein Fräulein, ſagte er zu Emy, und ergrief ihre Hand, der Mann, der um Sie wirbt, iſt wieder unten, und die Sache ſcheint für ihn Eile zu haben. Ich kenne die Wünſche ihres Herrn Vaters, — ich — verzeihen ſie, ich habe, zufällig, ihren Brief an ihre Freundin Julie geleſen. Würden Sie meine Hand nicht verſchmähen? Ich kann ihnen keine Reichthümer anbieten, aber eine anſtändige Verſorgung kann mir nicht entgehen.

Emy ſtand da in der holdeſten Verwirrung, und wußte kein Wort hervorzubringen.

Nun ſo ſprich doch ja oder nein, ſagte Julie, lachend, und das leiſeſte Ja, das je geſprochen worden, ſchwebte von Emys Lippen.

Nun geſchwinde zum Vater, ſagte Julie, und zog die Liebenden die Treppe hinab und in das Zimmer, wo der Major mit dem Advokaten in lebhafter Unterredung auf- und abging.

Herr Major, rief Julie, indem ſie Pernau und Emy hinein ſchob, Herr Major, hier bring ich ein Paar Leutchen, die gern Mann und Frau werden möchten. Pernau faßte ſich ſchnell, und erklärte dem Major ſeine Wünſche. Herr Töpflein wurde weis wie die friſch getünchte Wand. Grimmig trat er vor Pernau hin und ſchalt ihn einen Unverſchämten, einen Bettler, der ſich eine Erbin von hunderttauſend Gulden zueignen wolle.

Bravo, bravo! rief Julie, in die Hände klatſchend, ſagt ichs nicht, daß ich den Schlüſſel zur Liebe des Herrn Töpflein gefunden hätte.

Pernau ſah den Major mit einem ernſten Blick an. Das Hausrecht gebührt ihnen, Herr Major, ſagte er, und dieſer Menſch hier hat mich auf eine Weiſe beleidigt —

Der Kerl iſt ein Schurke, brummte der Major, er wollte meine Tochter erſchleichen, und hat die Uniform geſchmäht —

Bei dieſen Worten griff er nach der Hundspeitſche; allein Herr Töpſlein erſah ſich ſeines Vortheils, denn er ſtand an einem offenen Fenſter, und nahm ſeinen Weg durch daſſelbe ins Freie.

Die Sache klärte ſich bald auf. Schon am andern Morgen erhielt der Major die Nachricht, von dem Tod ſeiner Tante und daß ſie ihn zwar enterbt, aber ſeiner Tochter Emy dagegen ihr ganzes Vermögen vermacht habe. Pernau wollte jetzt zurücktreten. Er ſagte, er habe Emy gewählt, als ſie arm geweſen, die Ehre gebiete ihm aber, der reichen Erbin zu entſagen.

Sie hätten mich alſo wohl nur aus Mitleid genommen, fragte Emy lächelnd?

Pernau ſah ſie an mit einem ſchmerzlichen Blick.

Nun denn, ſagte Emy, ſo vergeſſen Sie nicht, daß die Ehre vor allen Dingen fordert Wort zu halten.

Pernau ſank zu ihren Füßen und der Major ſegnete ſeine Tochter und ſeinen Eidam.

# Sohrab.

## Eine perſiſche Geſchichte.

Sam, der Dichter, war auf einer Reiſe von Sheeraz nach Kazroon begriffen. Acht Meilen von Sheeraz verirrte er ſich, und gelangte zur Abendzeit, müde und hungrig, in ein abgelegenes Palmenthal, wo der alte Sohrab, mit ſeiner Enkelin und einem betagten, treuen Diener, in einer einſamen Hütte, am Ufer eines lebendigen Waldbachs lebte. Der Alte nahm den Wanderer freundlich auf, und ſeine Enkelin, die ſchöne Zulockha, trug, in reinlichen Gefäßen, Honig und Datteln herbei, und einen Trunk aus der kühlen Quelle. Nachdem Sam ſich erquickt hatte, fragte ihn Sohrab:

Wohin des Wegs, Jüngling, und was iſt dein Geſchäft?

Sam. Ich komme von Scheeraz und eile nach Kazroon, um den großen Dichter Matuſchim von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Der Greis. Ich habe nie von ihm gehört. Allein es ſind auch bald fünfzig Jahre, ſeit ich mich in dieſes einſame Thal zurückgezogen.

Sam. Matuſchim iſt ein hellbeſchweifter Komet am unendlichen Himmel Perſiens, und ich habe mich aufgemacht, ſeine fallenden Strahlen zu trinken,

Der Greis. Was für Kunde bringſt du aus unſerm Vaterlande?

Sam. Die goldne Zeit blüht jezt unter uns. Ganz Perſien beſteht aus Schriftſtellern.

Der Greis. Das wäre eine papierne Zeit, und keine goldene. Aber wo ſind die Leſer, wenn alles ſchreibt?

**Sam.** Ein jeder hat ein Paar gute Freunde, die ihn leſen und bewundern, und dafür lieſt und bewundert er ihn wieder.

**Der Greis.** Ohne Zweifel habt ihr unter dieſen Staatsmännern treffliche Geſezgeber, große Staatsmänner, wackere Krieger ꝛc. Das Gewerbe feiert nicht, und eure Nachbarn ſprechen von euch mit geziemender Achtung?

**Sam.** Man könnte von allem dem das Gegentheil ſagen.

**Der Greis.** So ſeyd ihr doch wenigſtens mäſig, beſcheiden, verträglich, gerecht, von frommem Sinn und keuſchen Sitten?

**Sam.** Laß dir das mit wenigen Worten erklären. Das Leben, das vergängliche, betrachten wir als eine Theegeſellſchaft; hat man ſich ausgeſchwazt, ſo geht man nach Hauſe und ſchläft ein. Wir legen nicht den mindeſten Werth auf das, was kommt und geht, ohne unſer Zuthun.

Der Greis. Wenn aber euer Leben keinen Werth hat, was ſeyd ihr ſelbſt denn werth?

Sam. Alles. Wir haben uns ganz in die Idee zurück gezogen. Unſer Staat wird vielleicht ſchlecht verwaltet? aber jeder Schulknabe kann dir ſagen, warum der Menſch in einen ſolchen Verein tritt, und wie der Staat im Abſoluten ſich geſtalte. Unſre Sitten? — Nun freilich, die ſind nicht mehr, was unſre Grosmütter keuſch nannten, dafür aber leſen unſre Luſtdirnen ſogar die Kunſt, gute Mütter zu werden und geſunde Kinder zu zeugen. Wir haben den Punkt gefunden, wo das gute und böſe Princip ſich vereinigen. Was man ſonſt lüderlich nannte, brauchen wir ſymboliſch, und erheben es dadurch zur Religioſität. Aus der Beſchränkung gemeiner Wirklichkeit haben wir uns in die göttliche Poeſie hinübergeflüchtet, und ſelbſt die Schmach kann uns nichts anhaben, denn wir beurtheilen ſie.

Der Greis ſchüttelte den Kopf, und ſah ſeinen Gaſt bedenklich an. Sam ließ ſich das nicht irren, und fuhr fort:

Die Wiedergeburt mußte kommen, im Geiſt und im Fleiſche, und ſelbſt die Trennungen der Prieſterlehre mußten verſchwinden. Keiner fragt mehr bei uns den andern, was er glaube, die Prieſter ausgenommen, wegen den Gebühren beim Eintritt in die Welt und beim Austritte.

**Der Greis.** Ihr ſeyd alſo doch tolerant?

**Sam.** In der Religion allerdings, aber keineswegs in der Wiſſenſchaft, deren Leben die Differenz iſt. Die Weisheit iſt in Sheeraz und allenthalben auf den Märkten feil. Die niedrige Vaterlandsliebe hat dem edlen Weltbürger Plaz gemacht, und ſelbſt das einengende Familienleben hat ſich in univerſelles Streben aufgelößt. Unſre Gelehrten wandern, wie im Alterthume, von Stadt zu Stadt, und kümmern ſich um keinen Fleck Erde, als ſo lange ſie darauf ſitzen. Der Vogel findet ja allenthalben einen Strauch, in welchen er ſein Neſt bauen kann, und einen Abfall von der Erndte. Wohl giebt es noch hier und da gemeine Naturen, die ſich nicht losreiſſen können von gewohnten Formen, und mit wahrer Naivität an ihre fünf Sinnen glauben.

Der Greis. Jüngling, ihr ſeid ja dem Wahnſinne nah!

Sam. Du haſt ein groſſes Wort ausgeſprochen. Wahnſinn iſt das Höchſte, das Göttliche. Durch ihn und in ihm erſcheint das Phantaſtiſche als ein Reeles. Wie nicht jeglichem Auge gegeben iſt, Geiſter zu ſchauen, ſo ſind auch überall nur wenige, denen die tiefe innere Erregung zu Theil wird, in deren Buſen das ſchauende Leben ſich erſchließt, daß ſie aufzuheben vermögen die ſcheinbare Trennung von dem All, und der hohen, myſtiſchen Trennung ſich erfreuen können. Ihr Thun hat dann freilich noch oft den Schein des Sündlichen, aber es iſt eigentlich nicht ihr Thun, ſondern das Thun ihres Körpers, den ſie, als ein Vergängliches, ſich ſelbſt überlaſſen und ſeinem animaliſchen Streben.

Der Greis. Tugend iſt euch demnach eine bloſe Täuſchung.

**Sam.** Tugend iſt Trennung, Religion Vereinigung, Die Tugend iſt das ausgleichende Prinzip im Disharmoniſchen. Auf dem höchſten Standpunkt giebt es jedoch keine Disharmonie, und darum keine Tugend und kein Geſez.

**Der Greis.** Ich ſehe wohl, eure Nichtigkeit hat euch hoffärtig und thöricht gemacht, und in eurem Unvermögen flüchtet ihr euch in eine Schattenwelt, und beſchwichtigt euch ſelbſt mit holen Worten. Ihr ſchreibt, weil ihr nicht handeln könnt, und bettelt beim Publikum, weil ihr euch zu graben ſchämt. Ich kannte einen Menſchen, der ſich täglich berauſchte, um die Zerrüttung ſeines Hausweſens zu vergeſſen. So kommt ihr mir vor mit eurem Wahnſinn. Auf Raſerei folgt aber Ermattung. — Siehe dieſes Thal an, Jüngling! vor fünfzig Jahren war es eine Wüſte. Ich hab es angebaut. Der Seegen des Jahres ruht nun auf dieſen Bäumen um meine Hütte, und auf meinem Felde, wenn ich heute ſterbe, ſo laſſe ich eine freundliche Spur meines

Daſeyns auf der Erde zurück, und mein Andenken in dem Herzen meiner Zuleickha. Dir und den übrigen Schriftſtellern Perſiens mag das geringer ſcheinen, als einer von den ſechzig tauſend Verſen in Schah Namu *), oder ein Liedchen von Hafitz. Allein dieſe Anwendung meines Lebens hat mir doch etwas verſchafft, was ihr alle nothwendig entbehren müßt: Frieden mit mir ſelbſt.

Sam. Was das anbelangt, ſo iſt ein jeder von uns recht wohl mit ſich zufrieden.

Der Greis ſchwieg und überließ ſeinen Gaſt auf einige Stunden der Ruhe. Nachdem die Sonne längſt untergegangen war, trat er wieder zu ihm herein, und lud ihn ein zu einem kleinen Spaziergang in's Freie. Es war eine heitre Sternennacht, und der Friede der Natur umfing die Seele des Wallers.

---

*) Ein perſiſches Heldengedicht von Firdouſa.

Einige hundert Schritte von Sohrabs Wohnung verengte ſich das Thal, Felſenwände erhoben ſich zu beiden Seiten, und ein ſchmaler Pfad führte dazwiſchen hin auf eine Anhöhe. Jezt plötzlich erhob ſich eine gar anmuthige Muſik, die den Tönen einer Oeolsharfe zu vergleichen war, aber noch melodiſcher klang.

Was iſt das, fragte Sam verwundert?

„Eine Muſik, die ich oft höre, ohne zu wiſſen, von wannen ſie kommt. Meine Zuleckha und mein alter Diener meinen, es ſeyen Geiſterſtimmen.“

Wie, rief Sam verwundert und faſt ängſtlich, man weiß wirklich nicht, wie dieſe Töne entſtehen?

„Niemand weiß es.“

Sam wurde ängſtlicher. „Hat ſich vielleicht in dieſer Gegend etwas auſſerordentliches ereignet, oder liegen Todte hier begraben?“

Sohrab lächelte. Jüngling, ſagte er, wie kommſt du ſo plözlich zu dem Glauben an eine Welt des Wunderbaren und an ein Leben der Todten?

Kaum hatte Sohrab dieſe Worte geſprochen, als vom Fels herab eine ſanfte Stimme erklang. Sie ſang folgendes:

Sag, verſtehſt du wohl das Schweigen
In der ſtillen Sommernacht?
Weißt du, wer dem Sternenreigen
Oben ſeine Bahn gemacht?

Mußt du niemahl aufwärts ſchauen
Zu dem Himmel blau und mild?
Faßt dich nicht ein leiſes Grauen
Wenn da zieht ein Wolkenbild?

Kennſt du gar nicht das Verlangen,
Das die Seele höher trägt?
Will dein Arm das nicht umfangen,
Dem die Bruſt entgegen ſchlägt?

Kannſt du lieben, kannſt du hoffen?
Sag, wer hat es dich gelehrt?
Wurde nie das Herz dir offen,
Wenn die Lerche wiederkehrt?

Sind es denn nur Traumgeſtalten,
Die dein trübes Auge ſieht?
Kannſt du dich an gar nichts halten,
Wenn die Zeit vorüberflieht?

Sind es denn nur Truggeſtalten,
Was umher dein Auge ſieht?
Kannſt du feſt auch gar nichts halten,
Wenn die Zeit vorüberflieht?

Magſt du nirgends Wurzel faſſen?
Schweifſt du, wie Geſpenſt, umher,
Ohne Liebe, ohne Haſſen,
Iſt die Erd und Himmel leer?

Fällt die Blüthe deines Lebens
Troſtlos in den Strom der Zeit?
Haſt du nicht ein Ziel des Strebens,
Biſt du mit dir ſelbſt entzweit?

Lerne dich an Etwas binden,
Lern' es unter Schmerz und Luſt!
Auch die Götter wirſt du finden,
Suche nur in deiner Bruſt.

Das Lied verhallte mählig im Geſäuſel der Abendlüſte, und aus den Zweigen der Bäume ſchallte noch einmahl die wunderbare Muſik. Sohrab hatte ſeine Hände über der Bruſt gefaltet und ſchaute zum Himmel. Der Jüngling wurde gewaltiger von Schauer ergriffen. Ihm wars, als beſänd er ſich unter Schatten, die ſich vom Leben abgelöſt, und nun auf der Wanderung in das unbekannte Land jenſeits der Gräber begriffen ſeyen.

Was ſind das für Töne? fragte er.

Es iſt meine Tochter, die das Lied ſang, antwortete Sohrab, und es iſt der Wind, der in den Wipfeln der Bäume an der Felſenwand die wunderbare Muſik hervorbringt, die du, faſt jeden Abend hören kannſt.

Der Jüngling ſeufzte tief. Jezt kam die ſchöne Zuleckha das Thal herab, und eilte auf ihren Vater zu.

Sieh, Vater, rief ſie, ſieh die Geiſter wandeln dort herab von den Sternen auf die Erde.

Wo, wo, ſtammelte der Jüngling, und faßte erſchrocken die Hand des Greiſes.

Ei, Fremdling, ſagte Zuleckha, ſahſt du denn nicht die Geſtalten dort oben zwiſchen den Wolken?

Seine ſeltſamen, halbgeſchloſſenen Gebilde ſind auch nur Dünſte, fiel Sobrab ein, aber Jüngling, warum fürchteſt du denn Weſen, an die du nicht glaubſt?

„Das hängt einem ſo von der Kindheit an, vom Leſen der Dichter —“

Nicht doch, unterbrach ihn Sobrab. In jedem Menſchen iſt die Ahndung einer unſichtbaren Welt, und ſelbſt die ſchauerlichen Mährchen der Dichter könnten unſer Gemüth nicht treffen, wenn das Geiſterreich nicht durch irgend einen geheimen Faden mit uns in Berührung wäre. Es gibt vielleicht keinen Wahn, der ſich zuletzt in ein gänzliches Nichts auflöſt, als den Wahn der Hoffart und ſeiner Tochter, der Sünde.

Sam war erſchüttert Die Nacht ging ihm ſchlaflos hin, und er gelangte immer mehr zum Bewußtſeyn, daß er ſich einem blinden Wahnſinn ergeben. Als kaum die Morgenſonne die Spizen der Palmen um die Hütte vergoldete, erhob er ſich vom Lager, ſuchte ſeinen Wirth auf, den er im Garten fand. Er kniete an einem Grab, das mit Roſen bewachſen war, und betete ſtill. Der Jüngling faltete unwillkührlich die Hände beim Anblick des Greiſes, und Thränen kamen in ſeine Augen. Als Sohrab aufſtand trat er zu ihm, und bat ihn, ihn zu ſeinem Schüler anzunehmen.

Jüngling, ſagte Sohrab, deine Schule iſt das Leben. Geh und wirke, wozu du Kraft haſt, und was dir und andern wahrhaft frommt. Nach einem Jahr magſt du wieder zu mir kommen, denn will ich hören, ob du weiter geworden biſt?

Sam trennte ſich ungern von dem friedlichen Palmenthal. Aber er that, wie Sohrab ihm geſagt, ging nach ſeiner Vaterſtadt zurück, und ſammelte ſich nützliche Kenntniſſe. Nach einem Jahr unternahm er abermahl die Wanderung zu dem Greiſe. Aber das Thal war verſchwunden — ungeheure Felſenblöcke lagen darüber, und geborſtene Stämme von Palmen. Ein See hatte ſich darneben aufgethan, und über ſeinen murmelnden Wogen ſchien noch der Geiſt der Zerſtörung zu ſchweben.

Ein Hirt, der in der Nähe ſeine Rinder weidete, erzählte dem Jüngling: das Thal ſey durch ein Erdbeben verwüſtet worden.

Und der Greis und ſeine Tochter?

Ach, antwortete der Hirt, ſie erlebten die Schreckensſtunde nicht. Beide ſtarben drei Tage vorher, plötzlich und unvermuthet, als hätten die Götter ſie zu ſich genommen im rechten Augenblick.

Sam warf ſich zur Erde, und verhüllte ſein Antliz; der Hirt aber wiſchte ſich die Thränen aus den Augen.

# Adeline.

Der Baron von S. hatte mit glänzender Auszeichnung unter den ..ſchen Truppen gedient, und ſein Blut in zehn Schlachten verſpritzt. Ein Zwiſt mit einem der Prinzen des ..ſchen Hauſes veranlaßte ihn, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Er ging nach der Schweiz, und kaufte ſich dort in einer ſtillen, wenig beſuchten Gegend an. Seine Familie beſtand aus einer liebenswürdigen Gattin und drei hoffnungsvollen Kindern. Im Schooſe der Natur und in einer glücklichen Unabhängigkeit genoßen dieſe edlen Menſchen des heitern Friedens, der ſo wenigen zu Theil wird. Der Baron ertheilte ſeinem Sohn Unterricht in den Kenntniſſen, die ſeinem zarten Alter angemeſſen waren, und beſchäftigte ſich auſſerdem mit dem Landbau, die Mutter war ihrer Seits bemüht, die Herzen ihrer Töchter zur ſchönern Weiblichkeit zu bilden, und führte ſie zugleich zu den kleinern häuslichen Arbeiten an.

Einige Jahre gingen ſo vorüber, ohne daß ein widriger Zufall das ſtille Glück dieſer Familie geſtört hätte. Aber plötzlich warf nun eine Krankheit den Baron auf's Lager, und er endigte nach wenigen Tagen ein Leben, welches den Seinigen ſo unendlich theuer war. Der Schmerz der Kinder war ohne Grenzen — doch die Baronin fand bald ihre Faſſung wieder, in dem Vertrauen auf die Vorſehung, und in dem Gefühl, daß ſie einſt ihren Kindern Alles ſeyn müſſe.

Adeline, die älteſte ihrer Töchter, hatte eben das ſechzehnte Jahr zurückgelegt, als ihr Vater ihr entriſſen wurde. Es war eine edle, hohe Geſtalt, von einer Schönheit, die nicht blendete und weniger auf das Auge als auf das Gemüth wirkte. Ueber ihrem Antlitze lag ein milder Ernſt verbreitet, und wenn ſie manchmahl, wie aus tiefen

Träumen erwachend, die großen ſchwarzen Augen aufſchlug, und zum Himmel ſchaute, ſo ſchien ſie eine Fremde auf dieſer Erde, und von einem Weh nach der Heimath dort oben ergriffen. Die Hausgenoſſen hingen an ihr mit einer gewiſſen Ehrfurcht, und ſelbſt ihre Mutter und Geſchwiſter bewieſen gegen Sie eben ſo viel Achtung als Liebe.

Adeline hatte mit ihrer Schweſter einerlei Erziehung erhalten, aber die Natur ſchien ſie mit einem andern Stoff geformt zu haben. Jene war heiter, ungemein lebendig, rührig, und wollte überall rathen und helfen, wo es auch über ihre Einſicht und Kräfte ging. Adeline dagegen hielt ſich ſtreng an die gewohnte Tagesordnung, wenn der Wille der Mutter keine Ausnahme forderte. Sie ſuchte die Einſamkeit, und wenn ſie dann, auf einem Abendſpaziergang durch Feld und Thal, das Horn des Hirten vernahm, oder das Lied heimkehrender Dorfmädchen, oder den Ton der Abendglocke, ſo verſank ſie in eine unendliche Schwermuth.

Ein Zufall hatte ihr, aus der Bibliothek ihres Vaters, Youngs Nachtgedanken und die Briefe der Eliſabeth Rowe von Verſtorbenen an Lebende in die Hand gegeben. Seit dieſer Zeit las ſie ſelten mehr ein anders Buch, und es bildeten ſich in ihr eigene Vorſtellungen von dem Zuſammenhange der ſichtbaren Welt mit der unſichtbaren. Sie ſtellte manchmahl kleine Wanderungen in die nahen Gebürge an, und weilte am liebſten zwiſchen wildgewachſenen Schluchten und an ſteilen Felſenwänden, wo, auf herabhängenden Tannen, die einſame Droſſel ſang, und kein menſchliches Weſen ihre Träume ſtörte.

Eines Tags, bei einem botaniſchen Spaziergang in das Thal verfolgte Adeline einen Seitenpfad, den ſie bis dahin nie gegangen war. Nach einer Viertelſtunde kam ſie zu einer Felſenwand, die ein ſehr üppiger Pflanzenwuchs krönte. Am Fuße des Felſens rieſelte eine klare, friſche Quelle hervor. Als ſie ſich nach einem Wege umſah, der ſie ſicher auf die Spitze führen könnte, kam ein Jüngling, in Jägerstracht, eilig durch's Gebüſch gerannt. Es war eine edle, ausdrucksvolle Geſtalt, deren Anblick die Jungfrau überraſchte. Der Jäger wurde ihrer jedoch nicht gewahr; er ſchien einzig mit dem Verfolgen eines Wildes beſchäftigt, und verlor ſich im Augenblicke wieder. Adeline wurde ungeſchüchtert durch die Erſcheinung. Sie eilte nach dem Thale und von da nach ihrer Wohnung zurück.

Seit dieſem Tage beſuchte ſie die Gegend nie, ohne eine gewiße Bangigkeit, ſie wünſchte und fürchtete, dem ſchönen Jäger wieder zu begegnen, doch der ließ ſich nie mehr blicken. Ihre Schwermuth nahm allmählig zu, und ſie verſank zulezt in einen Zuſtand fortwährender Träumerei. Der unbekannte Jüngling kam ihr vor, wie ein Weſen aus einer andern Welt, und ſie deutete das Erſcheinen deſſelben als eine Ankündigung ihres nahen Todes. Ihre Mutter ſuchte ſie zu zerſtreuen. Es wurde entweder ein Spaziergang auf ein Gut vorgeſchlagen, welches zwo Stunden entfernt lag, und das Eigenthum einer Gräfin von S. war, die dort mit ihren Kindern lebte. Man kam zeitig auf dem Gut an; die Gräfin empfing ihre Gäſte auf's freundlichſte, und ihre Töchter hingen ſich augenblicklich an Adelinen, und führten ſie in den Park. Adelinens Geſchwiſter waren gleichfalls von der Geſellſchaft, und das junge Volk trieb ſich recht luſtig zwiſchen Hecken und Stauden hin. Adeline trennte ſich zufällig von den übrigen, und kam, durch einen Irrgang zu einem Gitterthor, welches auf's Feld führte. Sie ſchaute einen Augenblick zwiſchen den Stäben durch, und ſah den Jäger vorübergehen, der ihr am Fels begegnet war. Seine Schritte waren eben ſo haſtig, wie damahls, und ein ſtiller Ernſt lag jezt auf ſeinem Antlitze. Adeline fuhr zuſammen, wie wenn ein Blizſtrahl vom heitern Himmel gefallen wäre. Iſt es ein Menſch, wie ich, dachte ſie, oder iſt es mein Todesbote.

So in ihrem Innerſten erſchüttert, überhörte ſie das Rufen der jungen Gräfinnen und ihrer

Geſchwiſter, und verlor ſich, ohne auf die Gegenſtände umher zu achten, in einem dichten Gehölze, deſſen dichte Laubgewölbe jedem Sonnenſtrahl den Zugang verſchloſſen. Auf einmahl ſah ſie ſich am Ufer eines kleinen Sees, der mahleriſch mit Silberpappeln und Rheinweiden umpflanzt war. Sie ſtarrte eine Weile, ohne klares Bewußtſeyn, den Waſſerſpiegel an, bükte ſich, abſichtlos, nach einer Pflanze, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte, mit einem Schrei des Entſetzens, in das Waſſer.

Als ſie die Augen wieder aufſchlug, lag ſie auf dem Raſen, und umher ſtanden ihre Geſchwiſter, die beiden jungen Gräfinnen und der Jüngling in Jägerstracht. Es war der Sohn des Hauſes, der, im Augenblicke ihres Falls, nur wenige Schritte von ihr entfernt war, ſchnell nachſprang, und ſie glücklich an's Ufer zog.

Es wurden andre Kleider herbeigeſchafft, und Adeline gelangte bald wieder zur vollen Beſinnung. Es ſchien ſogar, als habe das Ereigniß auf ihren Gemüthszuſtand vortheilhaft gewirkt, denn ſie zeigte mehr Theilnahme, als gewöhnlich, an allem, was um ſie vorging. Nur gegen den jungen Grafen blieb ihr eine gewiſſe Behutſamkeit. Ihrer Mutter ſuchte man den Vorfall zu bemänteln, und wußte ihn ſcherzhaft einzukleiden.

Auf den jungen Grafen hatte indeß Adeline einen tiefen Eindruck gemacht. Der milde Ernſt in ihrem Weſen gab dem ſchönen Mädchen etwas Ueberirrdiſches, und ſelbſt der Umſtand, daß er der Retter ihres Lebens war, ſchien ſie ihm theuer zu machen. Beide Familien beſuchten ſich von nun an öfters, und der Graf und Adeline näherten ſich einander immer mehr und mehr.

Einſt, an ihrem Geburtstage, gab die Gräfin ein kleines Feſt. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich nach Tiſche im Park. Adeline trennte ſich von den übrigen, und ging an den See. Sie ſtand auf der Stelle, an welcher ſie hineingefallen war, und indem ſie ſich den Moment vergegenwärtigte, bückte ſie ſich mechaniſch wieder nach einer Waſſerlilie. In dieſem Augenblick fühlte ſie ſich von zwei Armen umfangen und zurückgezogen. Es war der junge Graf. Um Gottes Willen, rief er, ſie könnten ja zum zweitenmahl ein Unglück haben.

Adeline war in holder Verwirrung — den Grafen riß die Liebe hin. Er ſtürzte zu ihren Füßen — Adeline, wollen ſie mich durch's Leben führen? Ihr Blick ſprach ja, ihr Mund vermochte es nicht. Er ſprang auf, und beide ſanken ſich in die Arme. —

Kinder, vergeßt eure Mütter nicht, riefen ein paar Stimmen. Es war die Gräfin und Adelinens Mutter. Sie hatten den Auftritt mit angeſehen, und ſegneten, unter Freudenthränen den Bund ihrer Kinder.

# Die beiden Blinden.

Auf einer Reiſe durch ein anmuthiges Thal in den Vogeſen trat ich in einem Bauernhauſe ab. Der Tag war ſchwül, und ich bedurfte einiger Erquickung. Während die gutmüthigen Bewohner des kleinen Hauſes mir Milch, Brod und Honig auftiſchten, hörte ich aus einem anſtoſſenden Garten, eine ländliche Muſik herüberſchallen. Es waren die ſüßen Töne einer Laute, von zwo Menſchenſtimmen begleitet. Die bezauberndſte Opernmuſik macht auf mich nie die Wirkung, die ein einfaches ländliches Lied in mir hervorbringt, und ich fühle mich, in ſolchen Augenblicken, überall heimiſch. Auf meine Frage nach den Sängern, erzählte mir meine gutherzige Wirthin: es ſey ein Mädchen von ſiebenzehn und ein junger Menſch von zwanzig Jahren, beide blind von der Wiege an.

Ihre Eltern waren Nachbaren; ſie beſaßen einiges Vermögen, und hatten die beiden Kinder von den zarteſten Jahren an vereinigt, um ſich einander den dunkeln Lebenspfad zu erheitern. Sie liebten ſich einander auf's herzlichſte, und es war beſchloſſen, ſie durch eine Heurath noch unzertrennlicher zu vereinigen. Das ganze Thal nahm Antheil an dem Schickſale der guten Blinden.

Das Unglück und die ganze Geſchichte dieſer beiden Menſchen erregten meine Aufmerkſamkeit. Ich wollte ſie ſehen und ſprechen, denn hier waren doch nun einmahl zwei Weſen, die ihre Welt nur in ſich ſelbſt trugen.

Mit Empfindungen, die ich nicht zu bezeichnen vermag, ging ich in den Garten, und bat die Mutter des Mädchens, die mit ihrem Rocken neben den jungen Leuten ſaß, ihre Kinder das Lied wiederholen zu laſſen, welches ſie eben erſt geſungen. Sie begannen auf's neue:

Holde Stimmen in den Lüften,
Helle Mailuſt überall,
Und ein Meer von Blumendüften,
Und ein warmer Sonnenſtrahl!
Sollen wir ihn denn nicht loben
Unſern guten Vater oben?

Hätt' er uns denn nicht gegeben
Warmen Odem in die Bruſt?
Strömen nicht in unſer Leben
Reiche Bäche ſüßer Luſt?
Iſt uns nicht ein Licht verkündet,
Das die Liebe angezündet?

O ich kann dich ja wohl ſehen,
Wenn mir deine Stimme klingt,
Deinen Blick kann ich verſtehen,
Wenn dein Wort ihn zu mir bringt!
Lieb iſt Licht und Lieb iſt Leben;
Und dein Liſpeln und dein Neigen
Kann dein liebes Bild mir zeigen.

Es waren nicht die Worte des Lieds, es waren die Stimmen der Blinden, es waren die Töne, die aus ihrer Seele kamen, was mich ſo tief erſchütterte. Ha, dacht ich bei mir, was iſt das ſchrecklichſte Gefängniß mit ſeinem nächtlichen Dunkel gegen die ewige, unerheilbare Nacht, worin dieſe Unglücklichen ſchmachten? und doch — ſie lebten ja ſo glücklich in ihrem Unglück. Ihre Hände ruhten in einander, ſie forderten nicht mehr vom Leben, als nie getrennt zu werden.

Sind ihre Augen ſchon unterſucht worden, fragte ich die Mutter?

„Niemahls.“

„Niemahls? um Gottes Willen, warum denn nicht? Gibt es keinen Wundarzt in der Nähe?“

O ja, der Barbier iſt zugleich Wundarzt. Er wohnt dort bei der Kirche. Er behauptet aber, ſolche Uebel, die der Menſch mit zur Welt bringt, ſeyen unheilbar. Freilich giebt es Leute, die meinen, er verſtehe nicht viel.

Ich ließ den Dorfäſculap rufen, um wenigſtens ſeine Gründe zu hören. Er kam ſogleich — ein kleiner, dicker, unterſezter Mann, mit einem runden, leeren Geſicht; wie ſein Barbierbecken. Da er glaubte, ich wolle mir den Bart abnehmen laſſen, ſo machte er, nach einigen Bücklingen, die Anſtalten dazu.

Ich verſicherte ihn, daß ich ſeine chirurgiſchen Kenntniſſe in Anſpruch nehmen wolle, und das Männlein wurde augenblicklich um anderthalb Zoll größer, und nahm eine vornehme Miene an.

„Verſtehen Sie ſich auf Augenkrankheiten?“

Er lächelte bei dieſer Frage faſt verächtlich, legte ſein Becken ab, ſezte eine Brille auf, und verſicherte, nachdem er die Augen der beiden Blinden eine Weile mit ſcheinbarer Aufmerkſamkeit betrachtet hatte: da kann keine Operation helfen. Was blind geboren wird, das muß blind ſterben.

„Sie irren, mein Herr Barbier.“

Irren, irren? Herr, wenn ich irre, ſo iſt alles Irrthum.

Ich ärgerte mich, und hieß den Narren zum Teufel gehen.

Wohin ſie wollen, ſchrie er, allein vorher bezahlen ſie mir meine Konſultation.

Ich lachte und bezahlte ihn, mit der Verſicherung, daß ich ihm das Dreifache gegeben haben würde, wenn er mir nicht alle Hoffnung benommen hätte.

Ich bin ein ehrlicher Mann, war ſeine Antwort, und darf weder mein Gewiſſen noch meine Kunſt kompromittiren. Inzwiſchen könnte vielleicht eine nochmalige Unterſuchung —

Ich erließ ihm die weitere Anwendung ſeiner Geſchicklichkeit, und ließ mir von der Mutter das Verſprechen geben, die beiden jungen Leute zu mir zu ſchicken. Sie gerieth auſſer ſich vor Freude, als ich ihr von einem Augenarzt, der ſchon einigen hundert Blinden wieder zum Sehen verholfen, unter denen mehrere von der Geburt an des Lichts beraubt geweſen. Thränen zitterten in ihren Augen, und ſie rief einmahl um's andere: Ach Gott, wenn meine Kinder den ſchönen Himmel und die ſchöne Erde ſehen könnten, die Bäume und Felder und Menſchen und mich, ihre Mutter! Die gute Frau ergoß ſich jezt in das Lob der Unglücklichen, und machte mir eine ausführliche Beſchreibung von ihren Beſchäftigungen, von ihren kleinen Ereigniſſen, von ihren Tugenden. Auch der Jüngling und das Mädchen ergriffen meine Hände, und küßten ſie mit großer Bewegung, ihr Herz hatte ſich im Augenblick Hoffnungen geöffnet, die ihnen bis dahin fremd geblieben waren.

„Wir werden vielleicht unſre Mutter ſehen! Cecilie!“ — „Anton!“ dies war alles, was ſie ſagten. Sie weinten und umarmten ſich.

Ehe ich wegging, nahm ich von der Mutter das wiederholte Verſprechen, Anton und Cecilien zu mir bringen zu laſſen. In der Bewegung meines Herzens vergaß ich, daß es einer ſolchen Wiederholung nicht bedurfte.

Sie trafen zur beſtimmten Zeit bei mir ein; einer der geſchickteſten Oculiſten erwartete ſie. Mein Haus war voll von Neugierigen, die ſie ſehen und den Erfolg abwarten wollten. Man hätte glauben ſollen, es ſey um Leben oder Tod zu thun.

Der Arzt unterſuchte die Augen der jungen Leute mit der größten Sorgfalt. Ich hatte ihn gebeten, im Fall die Operation nicht Statt finden könnte, ſein Urtheil nicht zu äuſſern, damit der Schlag vereitelter Hoffnung die Armen nicht unvorbereitet treffen möchte. Das Schweigen des Arztes machte mich zittern. Die Unterſuchung war geendigt, und wir gingen in ein anderes Zimmer. Seine Erklärung machte mich verlegen und unentſchloſſen. Ich rathſchlagte mit meinen Freunden, und ging hierauf zu meinen guten Blinden zurück.

Kinder, ſagte ich, der Arzt giebt mir einige Hoffnung, aber es könnte ſich wohl fügen, daß nur Eins von Euch den Gebrauch ſeiner Augen erlangte, und würdet ihr einander auch alsdann noch ſo treu anhangen?

Ja, ja, riefen Beide mit reiner Stimme: „Ich werde meine Augen nur für ihn haben!“ — „Ich werde meine Augen nur für ſie haben!“ — „Ich will ihn führen, er ſoll durch meine Augen ſehen!“ — Ich will ſie führen, ſie ſoll durch meine Augen ſehen!“

Wohlan, meine Kinder, euer Loos iſt jezt entſchieden. Nur Eins von euch kann ſehend werden. Euer Unglück hat euch bis jezt vereint, wird dieſe Veränderung eure Herzen nicht von einander entfernen?

Es iſt nicht möglich, dieſe Bewegungen zu beſchreiben, die bei dieſer Nachricht in den Gebehrden der beiden Blinden fühlbar wurden.

Du wirſt ſehen, rief der Jüngling, aber es wird eben ſo gut ſeyn, als ob meine Augen dem Licht geöffnet wären.

Du, du wirſt ſehen, fiel Cecilie ein, aber ich werde dir nicht gram werden darum, du wirſt mich nicht weniger lieb haben.

Ach, wenn wir doch wechſeln könnten, einen Tag ich, den andern du, ſeufzte Anton.

Das Mädchen ſchmiegte ſich innig an ſeinen Geliebten. „Nur einmahl, nur einige Augenblike möcht' ich dich ſehen, um dein Bild in mir zu haben, dann wollt ich gern wieder dem Licht entſagen auf immer."

Nun denn, rief ich, und legte ihre Hände in einander, ſo verſprecht mir dann im Angeſichte Gottes, daß ihr euer Schickſal nicht trennen wollt, auch wenn das Eine zum Gebrauch ſeiner Augen gelangen ſollte.

Wir verſprechens, riefen ſie einhellig, und das Wort erklang aus dem Innerſten ihrer Seele.

Ich kündigte ihnen jezt an, daß nur Cecilie ſehend werden könne. Das liebenswürdige Mädchen war mehr betroffen als erfreut über dieſe

Nachricht. Sie ſeufzte, und dieſer Seufzer ſagte, daß ſie dieſes Glück nur für ihren Geliebten wünſche.

Die Operation wurde vorgenommen und gelang auf's vollkommenſte. Ceciliens Augen konnten im Anfange die Gegenſtände nicht genau unterſcheiden, aber unmerklich öffneten ſie ſich dem Reize der Farben, den Umriſſen, Formen und Entfernungen. Das Erſtaunen und Entzücken hatte ihre Seele ſo gefeſſelt, daß ſie blos in die Ausrufungen ausbrach: Gott! Gott! Licht!

Von allen ſichtbaren Gegenſtänden wirkte keiner ſo auffallend auf das Mädchen, als ihr Anton. Er war ihr fremd, bis der Ton ſeiner Stimme hörbar wurde, aber auch dann hielt ſie ſich die Hand vor die Augen, um gewiß zu werden, daß er es wirklich ſey. Seine Blindheit gab freilich dem ſonſt recht intereſſanten und lebhaften Geſicht viel einfältiges, und es koſtete ihr einigen Kampf, die Eindrücke davon nicht aufkommen zu laſſen, allein ihr reiner frommer Sinn ließ ihr dieſen Kampf nicht ſchwer werden, und ſie war unabläſſig beſchäftigt, ihm zu erzählen und zu erklären, und ſeine Vorſtellungen zu berichtigen.

Ich begleitete die jungen Leute nach ihrem Thale zurück, und fand in den ſtummen Thränen der Mutter, die bei dem Anblick der Tochter in ſprachloſes Erſtaunen verſank, den ſchönſten Lohn für meine Bemühung. Cecilie führte ihren Anton in den Garten, auf die Höhen, welche das Thal begrenzten, und zeigte ihm alle die neuen Gegenſtände, als ob er durch ihre Augen ſehen könnte. Da ſie ſehr hübſch war, und Vermögen beſaß, ſo meldeten ſich bald verſchiedene Freyer, die den armen Anton auszuſtechen gedachten. Die Mutter wankte ſelbſt, allein Cecilie blieb dem frommen Gelübde ihres Herzens treu, und mein Zureden vermochte denn auch die Mutter, die Hände dir Liebenden durch Prieſterſeegen zu vereinigen.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

# Pachter Lukas.

---

## Eine Szene aus der franzöſiſchen Revolution.

Pachter Lukas war der angeſehenſte Mann in ſeinem Dorfe. Er hielt das Seinige zu Rath, ohne zu knicken, und hatte zum Wahlſpruch: beten und arbeiten. Wer von ſeinen Nachbarn Rath und Hülfe brauchte, der ging zuerſt zum Pachter Lukas, und nur den Faulenzer und Verſchwender wieß er von ſeiner Thüre ab.

Es war um die Zeit der Schreckensregierung in Frankreich. Unter den Tauſenden, welche hingerichtet wurden, befand ſich auch der Gutsherr des alten Lukas. Er hinterließ zwei unmündige Kinder, um die ſich niemand weiter bekümmerte, denn auch das Mitleid machte damals verdächtig. Sein großes Vermögen wurde eingezogen, und Pachter Lukas kaufte um ein Spottgeld die Maierei, welche er bis jezt inne gehabt hatte.

Dieſer Vorfall gab der Reputation des guten Lukas einen gewaltigen Stoß. Sein verſtorbener Gutsherr war ein gar rechtlicher Mann geweſen, und hatte gegen ſeine Pächter immer große Güte und Nachſicht bewieſen. Auch war Lukas ein Mann in guten Umſtänden und kinderlos. Man konnte es darum den Leuten nicht verargen, wenn ſie die Köpfe zuſammen ſteckten, ihn einen Heuchler ſchalten, die Müze nicht mehr vor ihm abnahmen, und im Kruge, wohin Lukas bisweilen kam, die Stühle von ihm wegrückten. Am unzufriedenſten mit ihm war ſeine treue Hausfrau Marthe. Bei jeder Gelegenheit warf ſie ihm vor, daß ungerecht Gut an ſeinen Händen klebe — und Gott dereinſt die Thränen der hülfloſen Waiſen, die jezt im Elende umherirrten, ihm vorzählen werde.

Lukas ſaß, bei ſolchen Herzenserleichterungen, gewöhnlich ſtumm in ſeinem alten, gepolſterten Armſtuhl, und ſchüttelte nur manchmal den Kopf, oder blies den Rauch ſtärker aus der Pfeife, wenn die gute Frau in ihrem Eifer nicht zum Amen kommen wollte.

Eines Abends fing ſie ihr gewöhnliches Lied an von den ſchwachen Menſchen, die ſich in den Schlingen des böſen Feindes fangen laſſen. — Du biſt ein braves Weib, unterbrach ſie Lukas, biſt treu und fleißig und verſäumſt keinen Gottesdienſt. Aber Eines ſcheinſt du nicht zu wiſſen?

„Und was?“

„Daß man nicht nach dem Scheine richten ſoll. — Doch der Abend iſt gar zu lieblich, warum wollen wir ihn mit böſen Worten verderben? Laß uns unter die Bäume im Hof gehen, und der ſcheidenden Sonne nachblicken.“

„Wie kann man zum Himmel ſchauen, wenn's Gewiſſen ſich regt?“

Lukas drohte ihr, halb im Scherz, halb im Ernſt, mit aufgehobenem Zeigefinger. „Biſt du's, welche die Herzen und Nieren prüft?"

Dies ſagend ging er hinaus in's Freie, und ergözte ſich in der milden Abendluft. Indem er ſo unter ſeinen Bäumen ſtand, und an mancherlei Vergangenes und Zukünftiges dachte, kamen zwei Kinder in den Hof, ein Mädchen von zehen und ein Knabe von acht Jahren. Sie gingen auf ihn zu, und baten, in der offenen Sprache der Unſchuld, um ein Nachtlager.

Woher kommt ihr, Kinder, fragte Lukas?

Aus der Stadt, wo uns Niemand behalten wollte, ſagte das Mädchen.

Habt ihr denn keine Eltern oder Verwandte?

Ach, ſeufzte das Mädchen, ſeit die böſen Menſchen unſern guten Vater umgebracht, will Niemand mehr mit uns verwandt ſeyn. Wir irren nun ſchon ſeit vierzehn Tagen von Dorf zu Dorf, und wiſſen nicht, wo wir bleiben ſollen.

Der Knabe gab auf die Unterredung wenig acht. Er ſah nach dem Obſt auf den Bäumen, und fing endlich zu weinen an, und ſagte: mich hungert gar zu ſehr.

Lukas wurde in ſeinem innerſten Herzen bewegt. „Kinder, wie hieß euer Vater?“

Sie nannten ſeinen Nahmen. Lukas nahm ſie, bei Anhörung desſelben, freudig bei der Hand, und führte ſie in die Stube.

Hier, Mütterchen, rief er ſeiner Marthe entgegen, hier bring ich dir Gäſte. Geſchwinde aufgetiſcht, die Kinder ſind hungrig!

Marthe machte große Augen. Was ſind das für Kinder?

„Die Unſrigen. — Nun, iſt's etwa nicht recht? Was doch ein Jammer, als der liebe Gott unſern Schlingel von Buben zu ſich nahm, den er doch ohne Zweifel beſſer ziehen wird, als es bei uns geſchehen wäre, und nun er uns ein

Pärchen dafür ſchickt, weil alles Gute doppelt vergolten werden ſoll, ſo —

„Ich glaube, der Mann redet irre,“ unterbrach ihn Marthe.

Frau, fing Lukas an, heute wirſt du dich mit mir ausſöhnen. Warum ich dieſen Hof kaufte? Um ihn denen zu erhalten, welchen er gehört. Ich hatte gleich nach dem Tode unſers guten Herrn an einen guten Bekannten in der Stadt geſchrieben, und mich um die beiden Kinder des braven Mannes erkundigt. Er konnte nicht erfahren, wohin ſie gekommen wären, und nun führt ſie der Himmel ſelbſt vor meine Thüre. Dieſe da ſind's, es ſind jezt unſre Kinder.

Die gute Marthe ſtand, wie eine Bildſäule. Sie küßte ihren Lukas, ſchloß die Kinder in ihre Arme, und trug auf, was der Heerd vermochte.

Um dem Argwohn der laurenden Blutmenſchen zu entgehen, gab er ſie für die Kinder einer Verwandtin in einer entlegenen Provinz aus, und erſt nach dem Sturze der Schreckensregierung machte er ihre Herkunft bekannt.

Die Bauern des Dorfs zogen nun ihre Mützen tiefer vor ihm ab, als zuvor, und Marthe bat ihm täglich ihren falſchen Argwohn ab.

# Der Bademonat.

(Aus dem Leben eines Geſchäftsmannes.)

## I.

Der Miniſter v. M . . . r brachte ſeit einigen Tagen wieder ein freundlich entfaltetes Geſicht aus den Sitzungen nach Hauſe, und auch ſein bedenklicher Huſten ſchien ſeltener wiederzukehren.

Die Unterhandlungen mit den Landſtänden waren ſo gut als geendigt. Der Fürſt und der Hof konnten mit ſeinen Bemühungen zufrieden ſeyn, denn er hatte dem Thron von ſeiner Kraft und Würde nichts vergeben, und auch das Volk durfte ſich im Allgemeinen beruhigen; es hatte durch würdige Stellvertreter von dem Staatshaushalt Einſicht genommen, die Hauptanliegen waren erwogen, vielfach beſprochen, — das Laſtende als nothwendig erkannt worden, und zu dem

Unabwendbaren hatte die Majorität mit Ueberzeugung „Ja“ geſagt.

Die Miniſterin ließ in dieſen Tagen oft ihr Auge, wenn es unbemerkt geſchehen konnte, auf dem Gemahl ruhen, und jedesmal näßte es ſich von innerer Rührung. „Ach, daß Gott mir ihn erhielte!“ ſeufzte ſie dann im Stillen und wandte den Blick auf ihre Kinder.

„Wie ſteht es denn, liebſter Carl! mit deinem Urlaub?“ fragte ſie eines Nachmittages, als der vieljährige Hausfreund und Gewiſſensrath Hagens auf Beſuch zugegen war, dem ſie zugleich einen Wink gab, auf ihre Seite zu halten.

„Ohne Zweifel wird mir ihn der Fürſt ertheilen,“ erwiederte der Miniſter, „denn ich komme nicht oft mit dergleichen. Aber eben, ob ich ihn verlangen ſoll, darüber bin ich noch nicht einig mit mir.“

„Nicht mit dir einig?“ unterbrach ihn die Gattin. „Wie oft haſt du dir und uns verſprochen, wenn der Landtag vorüber ſey, einen Bademonat halten zu wollen? Nun ſind wir ſo weit, und du zauderſt.“

„Bedenke nur, Beſte! die Geſchäftsverſäumniß, die edle Zeit.“

„Geſchäfte? — Sagteſt du nicht, du werdeſt Ruhe haben, wenn die Verhandlungen zu Ende ſeyen?“

„Ach du mein Himmel — Ruhe! Sieh' nur näher drein, wie es damit iſt. Wenn ſo ein Gebirg von Arbeit vor uns ſteht, ſo machen wir uns weiß, wenn wir es nur im Rücken haben werden, ſo gehe es hübſch eben fort. Iſt es aber überſtiegen, ſo findet ſich ſchon wieder ein anderer Berg aufgeſchwemmt, und ſo fort und fort. Das iſt das Leben des Geſchäftsmannes!“

„Leichter muß es doch werden,“ nahm Hagens das Wort; „denn die vorige Unzufriedenheit des Volkes über die Mängel und Mißbräuche aller Art ſcheint ſich gelegt zu haben, worüber bisher von den Einzelnen, von Körperſchaften Beſchwerde geführt worden, es iſt nun unter den Stellvertretern der Nation, und mit den fürſtlichen Commiſſarien von allen Seiten beſprochen, und, was von den Klagenden faſt immer unterlaſſen wird, in ſeiner Beziehung auf's Ganze erwogen worden."

„Manches wird ganz abgeſtellt, anderes in eine zeitgemäße Form gebracht, dem Eigennuz und Gewaltmißbrauch der Unterbeamten möglichſt geſteuert, das Bleibende in ſeiner organiſchen Nothwendigkeit begriffen. So etwas muß auch dem gemeinen Sinn als gut eingehen, und der Gebildete ſchämt ſich, den alten Hader wieder aufzuregen."

„Wenn nur Eines nicht wäre," erwiederte der Miniſter, — „die unbeſiegliche Neigung der Menſchen zum Andersſeyn, die Scheu vor dem Wirklichen, die Luſt, einem Schein- und Schattenbilde nachzulaufen, das ſie Staatsverbeſſerung nennen, von welchem aber beſtimmt nicht zehn

Köpfe im Staat einen deutlichen, verſteh mich wohl, einen mehr als neblichten Umriß beſitzen. Die Welt ſoll anders werden, weil das leichter zu gehen ſcheint, als daß auch nur Einer ſeine Anſicht fahren laſſe.“

„Gerade die deinige behagt mir auch nicht,“ unterbrach ihn der Hausfreund, „zeihe mich aber keiner ſtarren Begriffe. Höre, was ich vom „Mißbrauch“, dem Haupt- Stich- und Schlagwort unſerer Zeit, denke. Er iſt ſo alt, als die Welt, als die Erbſünde, ja vielleicht ſie ſelbſt. Die Welt lebt in fortwährenden Mißbräuchen, und großentheils durch ſie. Jedes Inſtitut, jeder Beruf, jedes Daſeyn iſt davon umgeben, er bildet ihre Atmosphäre. Kein Menſch hält ſich ganz in den Schranken des Rechten; thut er ja ſelbſt oft des Guten zu viel, wie wird er das Böſe ganz unterlaſſen. Würde aber alles durch Geſeze und Vorſchriften verklauſelt, bewacht, controlirt werden, es ginge alles freie Leben und Regen in Formeln nnd Tabellen darauf. Man lebt nur dadurch noch einigermaßen bequem, daß man es nicht in allen Dingen zu genau nimmt, daß man das Vertrauen hegt, es mache Sittlichkeit, Treue, Gewiſſenhaftigkeit, Gemeinſinn bei dem gröſten Theile der Menſchen den Kern ihres Lebens aus, und der Schlechte und die Schlechten gehören zu den Ausnahmen.

„Du ſprichſt mir ja ganz aus dem Herzen,“ rief der Miniſter, „und ich begreife nicht, wie du mir mit ſolchen Anſichten in meinem Eifer über die Neuerungsſucht der Demagogen Einhalt thun willſt. Wenn man ſie hört, ſo glaubt man unter lautern Gaunern und Tagedieben zu leben, und blickt man um ſich her, ſo findet man immer zehn Gute und Mittlere gegen einen Schlechten. Der Mißbrauch iſt wie der Irrthum, es iſt eine Verirrung des Willens. Es iſt gerade ſo viel Mißbrauch als Irrthum in der Welt. Faſſe aber den Einzelnen in's Aug, du findeſt faſt immer, daß in Kern und Weſen ſeines Lebens Wahrheit, Conſequenz und Treue herrſcht, während jene nur in der Schale hauſen.“

„Ich muß dich hochachten um dieſer Aeuſſerung willen,“ fiel warm **Hagens** ein, „denn ſelten triſt man einen Hochgeſtellten, der die Menge nicht verachtet. Aber laß uns auch von den Menſchen ſo gut denken, als wir wollen, wir bekommen es mit den Sachen zu thun, die jenen meiſtens über den Kopf wachſen. Durch eine Summe von verzeihlichen Menſchlichkeiten, und manche mit unterlaufende nicht verzeihliche Unmenſchlichkeit, erzeugt ſich endlich der ſächliche Uebelſtand, das handgreiflich Schädliche, und deſſen war ſo viel in unſerem Lande, daß jeder geſunde Sinn einſehen mußte, es ſey Abhülfe nöthig. So wie jede kleine Anſtalt von dem Augenblick an zerfällt, wo der einende Geiſt des Vorſtehers von ihr weicht, der die einzelnen Glieder verhinderte, auseinander zu ſtreben und ihrer Selbſtheit zu folgen, ſo wächſt auch in der Staatsanſtalt das Reich des Mißbrauchs mit dem Nachlaſſen des durchſchauenden Geiſtes und der kräftigen Leitung und Bändigung.

„Ich verehre den Fürſten und ſeine Räthe, aber, wie geſagt, die Sachen drohten den Männern über den Kopf zu wachſen. Ihr Blick kann nur für Einen gelten, und ſo mußten die von andern Standpunkten ausgehenden Einſichten der Verſtändigen im Volke zu Hülfe genommen werden. Denn, wenn auch der Tauſendſte nicht weiß, wie das Vollkommenſte ausſehen müßte, ſo wiſſen doch Tauſende, welches das Beſſere ſey.“

2.

**Hagens** konnte ſich gegen den Miniſter manches freimüthige Wort erlauben. Er war durch ſein Vermögen unabhängig, Naturforſcher und philoſophiſcher Arzt, wirkte aber vielleicht nicht weniger Gutes, als mancher ausübende, denn in denjenigen Familien, die er zu beſuchen pflegte, kannte er den phyſiſchen und pſychiſchen Zuſtand jedes Gliedes auf's genaueſte, und war ſo der beſtändige Wächter über das körperliche und Seelenwohlbefinden ſeiner Freunde.

Er machte jährlich eine Reiſe, und konnte, wenn man ihn ſah, füglich zehn Jahre an ſeinen Funfzigen abläugnen, während man bei ſeinem Freunde, dem Miniſter, auf ein halbes Duzend mehr rieth, als er wirklich hatte.

Meiſtens ging ſeine Wanderung den Gebirgen zu, und zwar nach Laune und Gelegenheit bald zu Fuß, bald zu Pferd oder Wagen. Er kannte die Schweiz und Tyrol, wie unſer Edel, mit dem er auch oft zuſammen getroffen, ja in frühern Jahren hatte er die Pyrenäen, Apenninen und Karpaten durchſtreift, und wußte aus einem Reichthum von Erlebtem, einem Schaz von Erfahrungen des Anziehenden genug vorzubringen. Dabei hatte er zu viele Formen des Menſchlichen geſehen, als daß er in Anſichten enge, in Begriffen verhärtet hätte erſcheinen können.

Wenn den Meiſten nicht leicht etwas recht iſt, was Andere vorbringen, ſo hatte in ſeinen Augen ein Jeder recht — unter der gehörigen Einſchränkung oder Erweiterung.

Seit geraumer Zeit machte ihm der Geſundheitszuſtand des guten Miniſters Sorge, und ſeine Familie lag ihm um deswillen mehr am Herzen, als er merken ließ. Gern unterhielt er ſich mit ihm über den Gegenſtand, der gerade in dieſen Tagen vorlag, und alle Geiſter bewegte; er ſuchte aber im Stillen ihm einmal beyzukommen, um ihn für einige Zeit allen Geſchäften zu entführen.

Ob dieß ſo leicht anging, werden wir bald erfahren. Für dießmal wollte der Miniſter in die weltbürgerlichen Anſichten ſeines Freundes nicht eingehen.

„Ich erkenne,“ ſagte er, „daß das allgemeine Streben unſerer Zeit ſich nicht zurückdrängen läßt, ja daß es im Ganzen auf gutem Boden wurzelt. Die Fürſten müſſen den Wünſchen ihrer gereiſten Nationen, wie Väter denen ihrer volljährigen Söhne, nachgeben. Wenn nur nicht alle Begriffe und Forderungen, ſobald ſie volksthümmlich werden, ſchrankenlos, unbedingt, unendlich würden. Ich ſehe, wenn das Ergebniß nicht glänzend ausfällt, die alte Unzufriedenheit erwachen. Die Meiſten möchten gern bequemer leben, und das geht nun einmal, wie der Völkerhaushalt jezt ſteht und ſtehen muß, nicht an."

„Mein Freund!" fiel Hagens ein, „Tauſende möchten nur überhaupt leben, wie Menſchen, und das iſt doch ein verzeihlicher Wunſch. Wie ich ihn erreichbar glaube, davon ein andermal; aber hier iſt gewiſſermaſſen der Weg ſchon das Ziel. Das Volk will, daß ſeine Laſten, ſein Elend zur Sprache kommen, daß ſie durch ein ihm verwandtes, befreundetes, helles Auge angeſchaut werden, es will ein Organ, in welchem es die perſonifizirte Freimüthigkeit ſieht. Es weiß, daß jeder Stand, jede Klaſſe und Kaſte ſich am Nationalgut feſtzuklammern, ſich in ſeiner Zahl und Macht zu verſtärken, ſeine Lebenskraft in ſich anzuſchwellen ſucht, daß z. B. der Staatsdiener, der Forſtmann, der Soldat, der Höfling 2c. jeder ſein Fach zum erſten, weiteſten, glänzendſten machen möchte, daß es jeden Zweig nach den Säften des ganzen Baumes dürſtet. Hier ſoll dem Unmaß geſteuert werden. Ich gebe dir recht, es wird nach, wie vor, faſt das Unleidentliche bezahlt und geleiſtet werden müſſen, aber eben um die Klagen hierüber, die bisher in's Endloſe, und die Wünſche, die in's Blaue gingen, in beſtimmtere Grenzen zu faſſen, iſt das einzig mögliche Mittel, daß man dem Volk eine Zunge gibt, die dieſe Klage ausſpricht."

„Du ſollſt ja recht haben, warmer Freund!" ſagte der Miniſter, „aber erlaube mir, daß ich das Beſſere ausſpreche. Weil doch am Ende das Reſultat nur ein ideelles ſeyn kann, indem wohl kein Einzelner einen wägbaren Nuzen davon zu fühlen bekommen wird, ſo trachte Jeder zuerſt, und auf jeden Fall, dahin, als König in ſeinem Hauſe ſo zu leben, daß er ſo wenig als möglich empfindet, ob er gut oder minder gut regiert werde."

3.

Hagens glaubte an dieſer Aeuſſerung den Miniſter faſſen zu können. Die verſtändige Gemahlin bemerkte die Günſtigkeit des Augenblicks, und ihr Wink wurde vom Kriegsvogte verſtanden.

„Kein Wort mehr von dieſem Gegenſtande!“ rief er, „nun von uns als Königen in unſern vier Mauern, und weil es willkührlich iſt, wo wir anfangen, zuerſt von dir.“

„Du, Miniſter und braver Rath deines Fürſten, lebſt als König in deinem Hauſe, als Familienvater, nicht wie du ſollſt, nicht, wie es die Deinen gerne hätten.“

Der Miniſter ſtuzte.

„Du lebſt,“ fuhr jener fort, „durch deine Art und Weiſe zu arbeiten täglich in leiſen Vergiftungen, und am Ende iſt es ein ſubtiler Selbſtmord. Was haſt du, was hat deine Familie davon, wenn dir auch dafür die Bürgerkrone auf den Sargdeckel gelegt wird?“

Die Miniſterin wendete ihre bethränten Augen weg.

„Dein Verdienſtorden hängt über der biederſten deutſchen Bruſt, aber dieſe Bruſt verflächt ſich täglich mehr, und am Ende wird ſie von der Laſt der Akten — niedergedrückt. Du mußt auf einige Zeit hinaus, mußt dich zerſtreuen, mußt reiſen.“

„Reiſen?“ ſagte der Miniſter mit einem ſonderbaren Lächeln. „Du kannſt nicht glauben, wie mir bei dieſem Wort, durch welches man allen jugendlichen und veränderungsliebenden Herzen eine ſüße Unruhe erwecken kann, zu Muthe wird. Die Natur däucht mir am ſchönſten, wenn ich, von Geſchäften mich erholend, in ſie trete. Nur wenn ich mit gutem Gewiſſen das Meinige gethan, fühl' ich mich ihrem regen Weben, ihrer unabläſſigen Emſigkeit gleichgeſtimmt. Was ſoll ich, in ihr reiſend, einen ewigen Wechſel ſuchen, iſt ja ſchon die nächſte Umgebung mir täglich eine andere, neue.“

„Du ſcherzeſt,“ ſagte Hagens. „Kann ich mich doch kaum entſinnen, dich im Freien angetroffen zu haben. Ich bin ſo ſehr gewohnt, dich zwiſchen vier Wänden zu ſehen, daß ich, würdeſt du mir vor den Thoren begegnen, dich nicht ohne Lachen begrüßen könnte.“

„Nun ſo arg iſt es doch nicht, mein ſarkaſtiſcher Freund!“ entgegnete der Miniſter. „Bin ich doch erſt vor acht Tagen über die Stadtmauer und das Glacis gewandelt, und habe den Weg, der ungefähr eine Stunde beträgt, genau in Dreiviertelſtunden zurückgelegt. Du ſiehſt alſo, daß ich wohl zu Fuße bin, und daß ich meiner Lunge, für die ihr ſo beſorgt thut, doch noch etwas zumuthen kann.“

„Und ich ſage,“ unterbrach ihn Hagens, „daß es in dieſem Punkt arg, ſehr arg mit dir iſt. Denn wer ſich mit ſolchen Dürftigkeiten hinausreden will, der hat im Grund nichts geſagt. Du kaufteſt vor zwei Jahren einen hübſchen Garten, nämlich ich kaufte ihn für dich, mit deiner Erlaubniß, die wir, deine Gemahlin und ich, dir endlich abgenöthigt. Du verſprachſt, ihn täglich zu beſuchen, ja ſelbſt zuweilen die Harke, das Grabſcheit in die Hand zu nehmen. Du kamſt zu uns, und wir alle, deine Gattin, Kinder, Freunde hatten ihre Freude daran. Du zeigteſt Sinn für geſchmackvolle Anlagen, du gabſt ſelber manches Artige an, und wenn wir dich ſo graben und ſcherzen ſahen, glaubten wir dich ſchon herum gebracht zu haben."

„Aber wie ging's? bald zogſt du, auf die Grabſchaufel gelehnt, uns in politiſche Geſpräche, und als wir dich auf Müllers Gartenſchaz zurüklenken wollten, bekamſt du die ganze Freude ſatt, wir ſahen dich ſparſamer, und am Ende gar nicht mehr, und ſo konnten auch wir Andere dieſe Naturfreuden nicht wohl weiter cultiviren. Der Garten ſteht leer. Der Gärtner zieht ſeinen Taglohn, und genießt die Götterfreude, ſein eigenes Werk einzig und allein anzuſtaunen."

„Es bewährt ſich mir wieder der Spruch: Wo Luſt und Liebe ſind, da leitet den Menſchen ein Fädchen; wo ſie fehlen, da zwingt ihn kein Schiffſeil."

„Ich komme zuweilen auf meinem Spaziergang an dem Gute vorüber, und ärgere mich allemal recht im Herzen, denn ich kenne nichts Widrigeres, als wenn ein Ort, der für geſellige Freuden gemacht iſt, leer ſteht, und wenn harmloſe Schönheiten ungenoſſen zerſtieben. Es erinnert mich an all das hohle Anſtaltenweſen in der Welt, dem keine Fülle der Luſt entſpricht. Solche Pläze machen mich ſchwermüthiger, als der Anblik einer Heide, denn dieſe deutet nur auf eine Unzulänglichkeit der bewußtloſen Natur, aber jene mahnen an den Kaltſinn der Menſchen."

## 4.

Dergleichen eindringliche Reden des Hausfreundes wirkten doch am Ende ſo viel, daß der Miniſter mit dem Gedanken vertraut wurde, ſeine mannichfachen Geſchäfte auf einige Zeit zu verlaſſen, ob er gleich gar nicht begriff, wie ſie ohne ſeine Leitung ſo fortgehen können, daß er ſie nach einigen Wochen wieder ohne Beklemmung aufnehme.

„Ich bringe Euch ein größeres Opfer, als Ihr glaubt,“ ſagte er, als es endlich heraus war, daß er Urlaub nehmen wollte, „denn wenn ich bedenke, was es täglich für Anſtände gibt, wie ich, was vom Cabinet kommt, in üblicher Form zu redigiren, die Arbeiten der Räthe zu vereinigen, mündlich Rathſchläge zu ertheilen, und eben in jeder Stunde an tauſend Dinge zu denken habe, ſo überfällt mich ein Schauer, wenn ich all dieß Getriebe nun auf einmal ohne mich ſoll fortgehen laſſen. Ja ich will es nur geſtehen, ich ärgere mich ſchon jezt nicht wenig, daß meine Canzelliſten nun wieder ihrer eigenen abſcheulichen Orthographie folgen werden, weil ich ſie nicht auf die Finger klopfe.“

Etwas hatte der Miniſter zu ſagen vergeſſen, oder gefliſſentlich übergangen, daß er nämlich ungern daran ging, merken zu laſſen, es können auch ohne ihn, unter einem eingeübten Stellvertreter die Geſchäfte ihren Gang gehen. Hagens, der es ſehr menſchlich fand, wenn ein verdienſtvoller Mann dieſes Gefühl der Unentbehrlichkeit nicht gern blos ſtellte, enthielt ſich, es zu verlezen, und dieß um ſo mehr, als er in einem tiefern Hintergrunde von dieſer Seite für ſeinen würdigen Freund bedenkliche Wolken aufſteigen ſah.

Der Fürſt, deſſen Liebling v. M . . . r war, hielt zwar die Zügel der Regierung in kräftiger Hand, aber er war ſchon ziemlich bejahrt, und im Verlauf der Zeit hatten ſich bei ihm gewiſſe Anſichten der Dinge feſtgeſezt, an denen er mit einer Art Eigenſinn hing, weil er nicht mehr freien Geiſtes genug war, das Ne[illegible]eitgemäße ohne Widerwillen in ſich aufzunehmen.

Er war eher hochgeachtet und gefürchtet, als geliebt, und wenn er, mehr das Ganze ſeines

Landes im Auge tragend, und deſſen würdige Stellung nach Auſſen, gegen die einzelnen Wünſche und Forderungen oft anſtieß, ſo fiel es dem Erbprinzen, der täglich mehr heranreifte, leicht, ſich durch ein herablaſſendes Weſen bei der Volkspartei in Gunſt zu ſetzen.

Leute von einer gewiſſen Bedeutſamkeit im Staate können es faſt nicht umgehen, der einen oder andern Partie anzugehören, und ſo hielt denn auch Hagens, wiewohl unbeſchadet ſeiner weltbürgerlichen Grundſätze, und ſeiner freundſchaftlichen Geſinnungen gegen den Miniſter v. M . . . r zu der des Prinzen, und hatte immer davon Kunde, wie die Sachen gegenſeitig ſtehen.

Er ahndete, daß bei einer Regierungsveränderung ſein Freund auſſer Thätigkeit geſezt werde. Ja nicht ohne Grund war zu beſorgen, daß dieß durch das Einwirken der immer mehr Boden gewinnenden Volkspartie noch früher eintreten könnte. Man hatte nämlich doch noch nicht vergeſſen, daß hauptſächlich er es war, der gewiſſen Anträgen der Stände, die Verminderung der Hofliſte, des Militäretats und einiger dem Volke läſtigen Taxen den Eingang zu verſagen wußte.

Vielleicht hatten auch einige im Feuer geſprochene Worte, die er bei einer gewiſſen Gelegenheit gegen gar zu vordringliche Anſinnen kehrte, und die dann entſtellt bei der Gegenpartie curſirten, ihm Eintrag gethan; wie denn immer der eine Theil den andern möglichſt darnieder halten möchte, weil er ihm das Schlimmſte zutraut.

Hagens kannte das Gemüth, den Geiſt ſeines Freundes, und befürchtete bei deſſen ohnedieß geſchwächter Conſtitution von einer Schikſalswendung das Schlimmſte für ihn. „Sonderbar!“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „dieſen herrlichen Mann führen die ſelbſtübernommene Geſchäftslaſt, wie die aufgedrungene Ruhe — dem Tode zu. Warum kann ich, der dieſes Unmaß nicht kennt, nicht mit ihm theilen?“

### 5.

Bei der Verabredung, wie die vom Fürſten erbetene Erholungszeit zweckmäßig auszufüllen wäre, hatte der Miniſter, der zu einer förmlichen Reiſe durchaus nicht zu bringen war, endlich mit ſeinen Gegnern dahin capitulirt: daß täglich des Morgens ein nahe gelegenes Bad im Wagen beſucht, der Nachmittag aber wechſelsweiſe kleinen Ausflügen und der Gartenluſt ſollte gewidmet werden. Man begnügte ſich, ihn ſo weit gebracht zu haben, hoffte ſchon hievon einen günſtigen Erfolg, und behielt ſich vor, übers Jahr ihn zu noch größern Wagſtücken zu vermögen.

Es war komiſch und rührend zugleich, wenn der Miniſter in dieſen Tagen eines Morgens mit Frau und Freund am Fenſter ſtand, und ſeine Augen wie nach etwas Neuem gen Himmel richtete, dann, als beide ihn einer politiſchen Idee nachhängend glaubten, auf einmal ausrief: „Seht nur, wie die lichtweißen Wölkchen in der blauen Luft ſo luſtig vorüber ziehen, man bekommt ordeutlich Luſt zu ihnen hinauf, und mit ihnen zu fliegen! — Wie das ſchön läßt, wenn die Sonne unſere Berge drauſſen vergoldet! Dieſe herrliche Beleuchtung iſt gewiß höchſt ſelten, ſo ſah ich die Natur lange nicht.“

„Du arme Maria Stuart!“ rief **Hagens**, „die Natur ſah dich lange nicht. Sie ſtralt öfters in ſolchen Reizen; aber dem vielbeſchäftigten Staatsmanne gewann ſie keinen Blick ab. Du ſiehſt, daß uns jedes Element ganz haben will. Iſt einmal der Entſchluß gefaßt, ſo vertiefen ſich Neigung und Phantaſie von ſelbſt in die neue Sphäre. Da du nun vom Fliegen ſprichſt, ſo biſt du ganz nach unſerm Wunſche.“

Es ergab ſich bald, wieviel auf die Aeuſſerung des Miniſters zu bauen war. In den erſten Tagen ging es allerliebſt; der Wagen fuhr regelmäßig mit frühem Tage vor, und rollte dem Badeorte zu. Bald ſezte ſich die Gattin, bald eines der ältern Kinder, bald der Hausfreund mit ein; endlich, da ſie ihrer Sache recht gewiß zu ſeyn glaubten, ließen ſie ihn allein fahren.

Nachmittags war man gewöhnlich im Garten verſammelt, wo man den Caffe und ein frugales Abendbrod genoß. Man erfreute ſich des kleinen Haushaltes, die Geſchäfte ſchienen rein vergeſſen, und das Geſpräch vermied ſie gefliſſentlich. Der trockene Huſten des Miniſters ſezte aus, das wiederkehrende Roth ſeiner Wangen, ſein lebendiger Appetit ſagten auf die erfreulichſte Weiſe, daß es auf gutem Wege ſey.

Am Ende der erſten Woche aber machte ein Wort, das er halbgeſprochen wieder verſchlukte, ihn verdächtig. Zu ſeinem Unſtern fragte auch ein Freund, der im Garten einſprach, warum er heute die Quelle nicht beſucht habe, worauf der Miniſter nicht ohne Befangenheit antwortete: er werde wohl bei der Menge der Anweſenden ihn nicht bemerkt haben. Hagens ſtieß die Miniſterin leiſe an, und ſie ließen ſich nichts merken.

Den folgenden Morgen ſchikte man dem Wagen des Miniſters einen Diener nach. Er kam nach einer halben Stunde mit der Nachricht zurück, der Herr ſey um ein Thor gefahren, dann beim zweiten habe der Kutſcher umgelenkt, und den Herrn vor das Miniſterialgebäude gebracht.

Die beiden hinters Licht Geführten ließen den Abtrünnigen gefliſſentlich noch einige Tage unbeſchrieen, damit ſie ihn recht gründlich von ſeiner Halsſtarrigkeit überführen konnten.

Dieſer befand ſich aber mittlerweile in ſeinem verbotenen Elemente recht wonnevoll. Am erſten Tage hatte er ſich, in ſeinem Büreau-Zimmer verſchloſſen, an Lieblingsautoren, die er heimlich in den Wagen mitgenommen, erbaut. Schon am zweiten Tage aber konnte er ſich's nicht verſagen, durch die Arbeitszimmer zu gehen, den Einlauf durchzublicken, und hie und da mit der Bleifeder Notizen hinzuſetzen. Am dritten ließ es ihn, als die Stunde ſchlug, in welcher er gewöhnlich den Bittſtellern Gehör gab, nicht mehr an ſeinem Buche. Er horchte an der Thüre, wo ſein Stellvertreter mündliche Beſcheide ertheilte, und als die Reden und Gegenreden ihm einen unwillkührlichen

Kitzel in allen Adern verurſachten, der ſich im Verfolge bis zum Unleidlichen ſteigerte, ſo öffnete er endlich die Thüre, und brachte die Sache in's Geleis. Am vierten Tage ſaß er wieder ganz in ſeinem gewohnten Wirken, ja mit mehr Eifer und Arbeitsluſt, als je, weil ihm ſeine Unentbehrlichkeit auf eine ſchmeichelhafte Weiſe kund geworden war, und weil es hinter dem Rücken ſeiner Widerſacher geſchehen konnte.

## 6.

Dafür brach aber auch gegen das Ende der zweiten Ferienwoche zu Haus ein Sturm über ihn, den Unverbeſſerlichen, los, und er mußte ſich, überwältigt von unwiderlegbaren Gründen, gefangen geben.

Von Badefahrt und Gartenluſt war nun keine Rede mehr. Alt und Jung hing ſich an ihn, beſonders beſtürmten ihn die beiden älteſten Knaben, denen der Hausfreund die Reize des Bodenſees und der angrenzenden Hirtenländer mit den lockendſten Farben geſchildert hatte, unabläßig Bitte an Bitte drängend, bis er endlich nachgab, und dahin einwilligte, mit ihnen, unter Begleitung des Freundes den Reſt der Urlaubzeit zu einem kleinen Ausflug in die Schweiz zu benuzen.

Der Koffer wurde hervorgezogen, mit allem Nothwendigen gefüllt, und auf den Reiſewagen geſchnallt.

Hagens führte die Aufſicht, durchſpähete aber die Fächer und Taſchen des Wagens, wie ein ſtrenger Grenzmauthner, ob ſich nicht verbotene Bücher, worunter er alle überhaupt zählte, miteinſchleichen wollen.

„So lange es etwas zu ſehen, zu erleben, und dabei zu denken gibt, muß man nicht leſen,“ ſagte er, und ließ blos „Ebels Wegweiſer“ paſſiren.

Schon am Morgen des zweyten Tages ging es aus dem Thore, und dem ſchwäbiſchen Meere, wie es Hagens gern nannte, und dem Gebirge zu.

Der Miniſter hatte ſelten Zeit gefunden, ſich mit ſeinen Knaben, einem Paar liebenswürdiger Jungen, abzugeben. Man merkte es ſeinen Fragen an, daß er ihnen zu viel und zu wenig zutraute. Er ſezte Sprachfertigkeit, Begriffe bei ihnen voraus, wollte Sacherklärungen, und ärgerte ſich über ihre Armuth: dagegen verkannte er ihren Reichthum an dunkeln, unbegrenzten Vorſtellungen und zarten Gefühlen.

Der Freund war mit ſeiner Sokratik viel glücklicher, weil er richtiger in der Seele der Kinder zu leſen wußte.

Die Phantaſie des Aeltern war ganz von geographiſchen Bildern entzündet, und ſelten hat wohl die Natur ihre Schönheiten vor einem ſehnſüchtigern Auge, vor einem ahndungsvollern Herzen entſchleiert. Der Jüngere wollte blos etwas Neues ſehen, wozu es in der Nähe Stoff genug gab. Während er alſo, unbekümmert, wo man eigentlich hinſtrebte, die Umgebung anſtaunte, und das Hervortretende mit lebhaften Ausrufungen begrüßte, hing das Auge ſeines Bruders immer an der Ferne. Sein ſcharfes Auge entdeckte gewöhnlich die heranrückenden Merkwürdigkeiten am erſten, und errieth ihren Namen, ſo wenig ſonſt das Wirkliche mit den Schulbegriffen Aehnlichkeit zu haben pflegt.

Welche Wonnen, welche Feſte! als die Natur mit jeder Station in groteskern Maſſen herſchritt, als die raſchen, kryſtallhellen Bäche, ſchwere Kieſel rundwälzend, die ſchwebenden Brücken, die flachgedeckten hölzernen Häuſer, der derbe rauhſprechende Menſchenſchlag eben ſo viele Anzeigen waren, daß man den Gebirgen näher rücke, ja, als dieſe ſelbſt eines Morgens ihre Wolkenſchleier vor der Sonne ablegten, und in ruhiger Klarheit herſtralten.

Der Fragen und Ausrufe war kein Ende, denn es gibt wohl für einen empfindſamen Jugendſinn kaum ein ſchöneres Räthſel zu löſen, als das der Bergwelt, kaum eine größere Luſt, als wenn er die in der Ferne mit einem wunderbaren Schein umfloſſenen Giganten in der Nähe gröſtentheils für Menſchen umgänglich findet.

Das ſchwäbiſche Meer, zuerſt als ein langer blaugrüner Streifen am Horizont aufſteigend, war eine nicht minder merkwürdige Erſcheinung; doch auch dieſes Unendliche löste ſich bei näherm Vertrautwerden am Damme des kleinen Venedigs in ein von kecken und erfahrnen Menſchen beherrſchtes Element auf.

### 7.

Der Miniſter hatte noch nie eine ſolche innige Freude an ſeinen Kindern gehabt. Sie traten ſeinem Herzen näher, und als der Freund die Bemerkung machte, daß, wie dem Naturforſcher das Kleinſte nicht weniger intereſſant ſey, als das Große, ſo für den Menſchenforſcher eine Kinderſeele alle Geheimniſſe der Menſchheit in ſich ſchlieſſe, ſo äuſſerte der Miniſter jenem eben ſo unerwartet, als erfreulich: „Ich mache es mir zum Vorwurf, daß ich mich bisher ſo wenig mit ihnen abgegeben. Wer weiß, was all mein Wirken im Staatsrath am Ende ſagen will? und ob ich mit all meiner Sorge und Mühe ſo viel bezwecke, als ich hier verſäume. Dort könnte wohl auch ein Anderer, vielleicht ein Beſſerer als ich, einſtehen, hier kann es keiner. Denn was iſt denn der ewige Zweck der Natur, der Entwicklung des Lebens, als daß der Stammes-Charakter durch den Vater auf die Kinder übergehe? Es erzieht freilich alles an unſern Kindern, und ohne daß wir es verhindern können; nehmen ſie von überall her Eindrücke auf. Was iſts aber, das alles dieſes Zerſtreuende und Verbläuende in Eins ſammelt? Es iſt der Geiſt der Eltern, der ihnen das höchſte Lebensgut, Einheit des Sinnes, des Charakters, überliefern ſoll.“

„Ich erkenne dieſe Pflicht, und doch hab' ich ſie bisher verſäumt, weil die des Berufes, die gebietendere, wie es zu geſchehen pflegt, all mein Denken und Wollen in ſich hineinriß!“

„Du thateſt, was du nicht laſſen konnteſt,“ unterbrach ihn Hagens, „aber ich finde es gut, daß du nun fühlſt, was du an deinen Kindern haſt. Wir müſſen zuweilen aus dem Gewohnten hinaus, um mit freiem Blick auf daſſelbe zurück zu ſchauen. Willſt du dich einſt aus dem Staatsgetriebe zurückziehen auf irgend einen ſtillen Landſiz, ſo ſind ſie die ſchönſte Botanik, die du treiben kannſt.“

Das Leben am Damme der Waſſerſtadt, das Ab- und Zufahren, Aus- und Einladen, der fremdartige Geruch der Waaren, ihr Zug in ein Nachbarland, durch daſſelbe in das warme lachende Italien, wovon die Reden der Fuhrleute, der Schiffer und ihrer Helfer durch zerſtreute Reden Kunde gab, erregten die kleine Caravane auf's erfreulichſte; und als nun gar ein abgehendes Marktſchiff ſie aufnahm, die Segel aufgeſpannt, das Steuerruder eingehängt wurde und das Fahrzeug aus dem Hafen lief, da überfiel die Knaben ein ſüßes Grauſen, das an Entzücken grenzte.

„Es iſt nicht zu berechnen,“ ſagte Hagens, als ſie das Weite gewonnen hatten, und nun auf dem ungeheuern Waſſerſpiegel dahinſchwebten, — „was ſo ein herrlicher Anblick in jungen Gemüthern für eine Wirkung zurück läßt. Auch das räumlich Große erweitert die Seele, denn es iſt Gottes Werk, vor deſſen Erhabenheit man ſich des Kleinlichen ſchämt. Wer frühzeitig ſtarke, ſinnlichſchöne Eindrüke von der Größe der Schöpfung erhielt, der gewöhnt ſich, Stubengedanken, die ſich zwiſchen vier Wänden oft recht gut ausnehmen, hinaus in die weite Welt zu verſezen, um zu ſehen, ob ſie ſich auch da noch zu halten vermögen; eine Uebung, an welche man den Menſchen nicht frühzeitig genug gewöhnen kann.“

Unter Geſpräch, Geſang und mannchfaltiger Augenluſt war man an das Schweizer-Ufer gelangt. Der Weg nach dem gewerbſamen St. Gallen und über die an Ausſichten reichen Berge wurde noch am nämlichen Tage zurükgelegt;

am Abend war die kleine Geſellſchaft am Ziel, im Badort Gais.

## 8.

Hagens mußte lächeln, als ſie im Wirthshauſe von einigen Zimmern Beſiz genommen, und er alſo das Wageſtück, den Miniſter ſeinem Büreau auf etliche Wochen zu entführen, ſo entſchieden durchgeſezt hatte.

Der Reichthum des Neuen, was von allen Seiten herdrang, verſezte die Ankömmlinge in ziemliche Unruhe, ſo wie er auch den Erzähler in Verlegenheit brächte, wenn dieſer ſich nicht friſchweg entſchlöße, von einer Schilderung des Einzelnen abzuſtehen, und, mehreres zuſammenfaſſend, fortzufahren.

Das Treiben der Badgäſte, und ihre Zeiteintheilung, richtete ſich nach einigen Hauptintereſſen. Das Trinken der Molken, mit welchen jeden Tag in der Frühe ein junger Senn von den hohen Alpen ankam, vertrieb den Morgen, und gab zugleich zu angenehmen Bekanntſchaften mit Leuten aus verſchiedenen Ländern Gelegenheit.

Ausflüge auf die nahen Höhen gewährten die reizendſten, abwechſelndſten Ausſichten auf das arkadiſche Land, den Bodenſee, rükwärts auf himmelhohe beſchneite, beeiste Felſen, und führten zu den Hütten der zerſtreut wohnenden Menſchen. Man ſprach bei den Webern, den Stickern, den Handelsleuten ein, und während die Knaben mancherlei Arten des Erwerbs und der Thätigkeit kennen lernten, machte ſelbſt der Miniſter nach ſeiner Art noch einmal eine Schule.

Jedes allgemeine Wiſſen verſtockt ſich im Verfolge der Zeit in ſich ſelbſt, und ſollte durch lebendige Anſchauung des Treibens der Menſchen wieder in Bewegung kommen. Sah der Miniſter, wenn er zu Hauſe Gehör gab, jeden dafür an, daß er ihn durch übertreibende Darſtellungen für ſeine Sache gewinnen wolle, und beharrte deshalb nun um ſo mehr auf ſeiner eigenen Anſicht, ſo ſtand er hier Leuten gegenüber, die von ihm, dem Fremdlinge, nichts wollten. Ihre Aeuſſerungen durfte er für eine ziemlich getreue Darſtellung ihres Zuſtandes nehmen.

Er hatte ſchon lange ſolcher Eindrücke, und eines unbefangenen Aufnehmens der Gegenwart ermangelt, und wer weiß, ob nicht das Athmen der reinen Bergluft, das Anſchauen der friedlichſten, heiterſten Natur ihn für manche Idee zugänglich machten, der er bisher beharrlich widerſtanden, und ob nicht dieſes Alles von Hagens, dem verſtändigen Leibes- und Seelenarztes, gerade ſo beabſichtet worden?

Ein paarmal wurden auch kleine Bergreiſen auf die höhern Alpen, in die Nähe der mit ewigem Schnee und Eis belaſteten Bergkoloſſen, unternommen, wo man Gelegenheit hatte, die Wirthſchaft der Aelpler, die Bereitung des Käſes einzuſehen.

## 9.

Unter den anweſenden Kurtrinkern war ein Engländer, von welchem ſich der Miniſter und ſein Gefährte beſonders angezogen fühlten, und der ſie auch auf ihren Spaziergängen und Ausflügen gewöhnlich begleitete. Er war ein Mann von mittlern Jahren, höchſt leutſeiig, von vornehmer, feiner Sitte, und ein großer Freund der Kinder.

Nahm Hagens den Vorrath ſeiner Erfahrung aus der deutſchen Welt und den Nachbarländern, ſo beherrſchte jener einen noch größern Reichthum; er hatte als Offizier in Oſtindien gedient, und war ſpäter als Geſchäftsträger in Amerika geweſen. So wurde nun den Badgäſten die Gegenwart erſt recht intereſſant, da ſich überall Vergleichungen des Entlegenſten, Beziehungen auf's Allgemeine im geiſtreichen Geſpräch ergaben.

Hagens merkte mit Wohlgefallen, welche Gewalt der Fremde über den Freund ausübe, und wie er mit unmerklichem Zuge gewiße Uberale Ideen, denen er ſich bisher beharrlich widerſezt hatte, durch das lebendige Wort eines vielgewandten Mannes in ſich ſauge.

Während ſolchen anmuthigen und belehrenden Zerſtreuungen waren faſt zwei Wochen verſtrichen, und der Miniſter fing an, auf die Heimreiſe zu denken.

Hagens aber, der die Kur noch gar nicht für vollendet hielt, gleichwohl ſich ihm nicht ſchroff in den Weg ſtellen wollte, machte ſich im Stillen an den Engländer, und zog ihn auf ſeine Seite; zugleich bearbeitete er auch, während der Miniſter beim jüngern Sohne ein allgemach ſich meldendes Heimweh aufnährte, den ältern, um ſeine Reiſe- und Schauluſt in friſche Flammen zu ſezen. Er freute ſich innig über das ſichtbare Erſtarken des Vaters, ja er glaubte an deſſen völlige Wiederherſtellung, wenn er ihn noch einige Zeit vom Arbeitspulte zurückhielt.

„Wer ſich ſeit Jahren in meinen krankhaften Zuſtand hineingelebt hat,“ pflegte er zu ſagen —“

„dem hilft kein Arzneiglas, er muß ſich daraus wieder methodiſch hinaus leben.“

Der Engländer ſezte ihm von einer andern Seite zu. „Wir ſind,“ perorirte er — „nur in den Vorhallen der Schweiz; wir müſſen nothwendig in den Tempel ſelbſt eintreten, und die würdige Stimmung hiezu dürfen wir uns zutrauen. Ich ſchlage alſo vor, daß wir zunächſt den Albis beſteigen, und ein paar Tage auf ihm verweilen. Dieß leztere darum, weil ein ſolcher Reichthum nicht in einer Stunde genoſſen werden kann. Der erſte Eindruck iſt ſtürmiſch, überfüllend, und hängt noch überdieß von den Zufälligkeiten der Witterung und unſerer eigenen Körper- und Gemüthsſtimmung ab. Man muß, um ein Bild und Gefühl von dergleichen mitzunehmen, ſich einige Zeit anſiedeln und heimiſch werden; für eine kleine Einrichtung laſſen ſie mich ſorgen.

10.

Was der vertraute, wohlmeinende Freund nimmer vermocht hätte, das gelang dem Fremden; — der Miniſter ließ mit einem Briefe an ſeine Gemahlin ein Geſuch um Urlaubsverlängerung abgehen. Dem Angehörigen traut der Menſch kein reines Urtheil zu, wenn von Etwas, was Folge haben ſoll, die Rede iſt, wohl aber dem für unpartheiiſch geltenden, mehr überſchauenden Dritten.

So wurden denn die Reiſebündel geſchnallt, und einem Saumroſſe aufgeladen. Die Geſellſchaft nahm ihren Weg durch das Toggenburg an das obere Ende des Zürcherſees, ſchiffte ſich im Angeſicht der hohen Glarner- und Schwyzer-Berge ein, und fuhr mit gutem Winde luſtig den See hinab. Die Knaben ſtaunten die lange Brücke an, die queer über von einem Ufer zum andern reicht, und hätten ſie zu paſſiren gewünſcht, die Alten ſtrebten nach der Inſel Ufnau, um das Grab Ulrichs von Hutten, des freiſinnigen deutſchen Ritters, zu beſuchen.

Als ſie auf der Höhe des Albis angelangt waren, und im Wirthshauſe ſich erfriſchten, um bei der Hochwacht die reiche Ausſicht auf das wechſelnde Land umher, auf die verſchiedenen Seen, und die Reihe der beſchneiten Alpen mit geſtärkten Sinnen zu genießen, trat ein Mann zu ihnen, der ſie fragte, ob ſie die Geſellſchaft wären, die vor ein paar Tagen Gais verlaſſen habe. Er hatte Briefe von Haus, ihrer Beſtellung im leztern Orte gemäß, ihnen nachgebracht.

Mit Begierde wurden ſie eröffnet und geleſen. Der Miniſter war vergnügt über den Inhalt der ſeinigen. Es war alles wohl auf, und freute ſich auf die baldige Zurückkunft der Reiſenden. Die Gattin empfahl dringend die nöthige Vorſicht auf den gefährlichen Gebirgspfaden, die Kleinen drückten in beigeſezten Zeilen den Wunſch aus, daß der Vater hübſche Geſchenke mitbringe.

Die Freude über dieſe Töne aus der Heimat machte, daß der Miniſter nicht gewahr wurde, wie ſein Freund über die ihm von ſeinen Correſpondenten ertheilten Nachrichten betreten war.

Es war ihm von ſeinen Vertrauten geſchrieben worden, daß eine Ausſöhnung des Kronprinzen mit ſeinem Vater eingeleitet ſey, daß aber wahrſcheinlich ſein Freund der Miniſter v. M...r das Opfer davon ſeyn werde. Der Erſtere beſtehe auf deſſen Entlaſſung, und man ſehe der Enſchlieſſung des Fürſten mit nächſtem entgegen.

Hagens ſuchte ſich zu ſammeln ſo gut als möglich, und als die Andern ſich aufmachten, um dem Untergange der Sonne auf der Hochwacht zuzuſehen, wendete er eine kleine Unpäßlichkeit vor, um die Zeit ihrer Abweſenheit zum Briefſchreiben zu benuzen. „Es ſpricht ſich ja hier“ ſagte er bei ſich, „auch um eine untergehende Sonne, und ich halte Hochwacht.“

Nach ihrer Zurückkunft ſchrieb auch der Miniſter, damit der wartende Bote die Briefe beſtellen könnte.

„Ich habe den Meinigen zu wiſſen gethan, daß wir nun bald kommen werden," ſagte er lächelnd, „denn nachgerade fängt es mich doch wieder an, nach Arbeit zu verlangen. Ich habe kein gutes Gewiſſen mehr, Freund! wenn ich ſo herumſchlendre. Wäre ich ein Botaniker, oder ein Geolog, oder Reiſe- Geſchicht- oder auch nur Roman-Schreiber, ſo möchte es angehen, ich hätte hier Stoff und Arbeit, ich ſammelte und ordnete. Aber mein Beruf iſt, am Seil des Staats-Laſtwagens zu ziehen, und ſo Etwas läßt einem keine Ruhe. Es ſchmeckt mir der Haber nicht, weil ich ihn nicht verdiene."

„Du thuſt dir Unrecht, theurer Freund!" entgegnete Hagens. „Du arbeiteſt in dir, ohne es in Anſchlag zu bringen. Du wirſt geſund, und an deinem künftigen Wirken wird ſich dieſe Geſundheit bethätigen. Du ſpareſt deinen Lieben einen Gatten und Vater, und das iſt ein nicht zu berechnendes Glück. Laß du den Staats-Laſtwagen eine Weile von Andern ziehen. —

Uebrigens gibt mir ja ſchon deine gute Laune Zeugniß, daß ich nicht fruchtlos dich hieher entführt habe; noch einige Zeit, und du bringſt es bis zur Jovialität."

### 11.

Was dem Miniſter den Umgang mit dem Engländer ſo anziehend machte, war Etwas, was einigermaßen mit ſeinem eigenen Weſen im Gegenſaz ſtand, und es eben deshalb vervollſtändigte, nämlich deſſen Gabe der Klarheit, Lebendigkeit, des Vermögens, alles zur hellen Anſchaulichkeit zu bringen. Selbſt der offene Hagens beſaß ſie nicht in dieſem Grade. Faſt jeder Menſch trägt ſich mit Worten, ſtehenden Begriffen, Gemeinplätzen, verjährten Ideen, und verkehrt mit einer geiſtig umlaufenden, abgeſchliffenen Conventionsmünze. Dem ſtrebte der geiſtvolle Mann immer entgegen. Bei allem, was er aufnahm und ausſprach, dachte er an Leben und Erfahrung, an Hier und Dort, Einſt und Jezt, und man ſah, wie ſeine allgemeinen, überſchauenden Blicke der unmittelbare Extrakt aus dem Reichthum ſeiner Zeit- und Lebenskunde, oder der der analogen Erſcheinungen anderer Zeiten und Orte war.

Wenn bei den meiſten Vielleſern gerade das beſtändige Sammeln und Anhäufen von Kenntniſſen das Licht des eigenen Urtheils zudeckt, und dieſes durch die aufgeſchichteten Maſſen entweder gar nicht, oder doch trübe, und von der geraden Richtung abgelenkt durchbricht, ſo diente dieſem Mann eine ausgebreitete Lektüre gerade zur herrlichen Ausweitung der eigenen Erfahrung, an welche er alles, wie an einen Probſtein, hielt.

Der Ideenverkehr der Menſchen, pflegte er zu ſagen, ſey ſo oft nichts, als ein Wechſelziehen auf eine Bank, die keinen Boden habe. Er könne dieſes maß- und ſchrankenloſe Allgemeinreden für den Tod nicht ausſtehen; man vernachläſſige die kleinen Wörtchen: Wo? Wie? Wann? Woher? Wohin? Warum? ꝛc. und jeder Sprechende ſollte ſie ſich immer vor und während des Sprechens zurufen.

Mit Hagens war er größtentheils Einer Meinung; denn Männer, welche verſchiedene Formen des Daſeyns geſehen, und die Natur liebgewonnen haben, verſtehen ſich in dieſer; ſie iſt ihre Erkennungs-Chiffer. Ebendeshalb aber ſprach er weniger mit dieſem, als mit dem Miniſter, dem er aber nicht ſelten durch den Sinn fuhr, und ſeine Behauptungen beſchränkte.

Das Zuſammenſeyn in dieſer erhabenen Natur, das Begegnen von rührigen Menſchen und die eigene Regſamkeit gab die erwünſchteſte Gelegenheit, einen ſolchen ſoliden Charakter vielſeitig ſich darlegen, und bewähren zu ſehen. Deshalb dachte v. M . . . r mit Bedauern an Trennung, aber er dachte doch an ſie.

Hagens hatte aber alle Urſache, dem Freunde die Rückkehr noch zu entrücken, und er ſann nur immer darauf, neue Intereſſen einzuweben.

Der jüngere Knabe machte ihm aber bei ſeinem Plane faſt eben ſo viel zu ſchaffen, als der Vater; denn dieſer, der mütterlichen Pflege, der häuslichen Bequemlichkeit, des täglich gleichen Wechſels der Lehr- und Spielſtunden gewohnt, wurde immer trüber, und heimwehkranker, und man mußte faſt bereuen, ihn mitgenommen zu haben. Hagens ging mit dem Engländer zu Rathe. Die große Natur, das Fremde der Erſcheinungen, die grenzenloſe Weite erſchreckten ihn. Sein Sinn und Geiſt mußte alſo am Nahen und Wiederkehrenden feſtgehalten werden. Man fing an, eine kleine Inſekten-, Mineralien- und Blumen-Sammlung für ihn anzulegen. Selbſt auf dem troknen Wege des Vokabellernens wurde ſeine Heilung verſucht, und es ging nach Wunſch.

„Wenn ich nur einmal keine Berge mehr ſehe," ſagte er treuherzig, „und keine Waſſerfälle mehr höre, dann will ich erſt wieder lachen und ſingen."

Man diſpenſirte ihn von allen ſchönen Ausſichten, und ließ ihn mit ſeinem Schmetterlingsgarn ums Haus ſtreifen, oder in ſeinen Käſtchen kramen.

Die Uebrigen, zu welchen nun der durch die Reiſe an Geiſt und Körper merklich gereiſtere ältere Knabe als Perſon zu zählen war, ergingen ſich deſto öfter, und wurden ganz vertraut mit dem Reichthum dieſes Aufenthaltes.

## 12.

„Wir ſind“, ſagte eines Abends der Engländer, als ſie den herrlichſten Sonnenuntergang bei der Hochwacht genoſſen, wo die ganze Kette der Hochalpen noch lange fortglühte, als ſchon alle Niederungen und Vorberge im Schatten lagen, — „wir ſind noch nicht eigentlich, wo wir ſeyn ſollten. In Gais glichen wir den Kindern. Die Welt ſtand in gigantiſchen Maſſen vor uns, wir glaubten das Große ganz nahe, und gleichſam mit den Händen zu greifen, und doch war es ferne, ja gewiſſermaßen unerreichbar.“

„Wir zogen fort, und wurden Jünglinge; der Geſichtskreis erweiterte ſich; hier auf dem Albis ſtellten ſich andere Höhen mit jenen in die Reihe. Wir üben Vergleichung, Unterſcheidung, Wahl; aber ſiehe! das Große iſt uns jezt ferne gerükt. Wir ſtaunen es an, wir ſind davon ergriffen, entzükt, aber es zieht uns an ſich, und wir müſſen uns ihm zum Zweitenmal nahen. Es gilt den Verſuch, ob wir es verſtehen und beherrſchen lernen.“

Im Appenzellerlande ſtanden wir kindlich unter der Säulenhalle des Vorhofes; hier ſind wir, als Mündige, im Raume des Tempels, aber wir müſſen auf den Rigi, zu ihm, dem rechten Hochalter, um uns bei unſerm Natur-Gottesdienſt zur höchſten Andacht zu entflammen.“

Dieſer feurige Erguß eines ſonſt ſo ruhigen Mannes wirkte ſichtbar auf den Miniſter. Es bedurfte nur noch einer kleinen Nachhülfe ſeines treuen Gefährten, — und er willigte ein.

Hagens war der Ueberzeugung, daß ein Unternehmen, groß oder klein, ſich am beſten durchſezen laſſe, wenn die Menſchen für eine Idee erwärmt, und im Zuge ſind. Er fühlte ſich dann, wenn er beim Einzelnen, oder im geſellſchaftlichen Verband einen ſolchen günſtigen Moment wahrnahm, ſogleich von warmer Theilnahme ergriffen, und lebte ganz für ſeinen ſchönen Plan. Merkte er aber, daß das Licht des Intereſſe herabgebrannt ſey, ſo gab er alle weitere Bemühung auf; er war ein abgeſagter Feind alles Gleichgültigen, alles mühſam Fortgeſchobenen, wagerecht Fortgeſchleppten. Was nicht ſteigen wollte, ließ er liegen. So gieng er z. B. aus jeder Geſellſchaft, ſobald die Unterhaltung, die Freude von ihrem Aufſchwung wieder zurückzuſinken begann. „Man muß ſeine Kräfte in Ernſt und Scherz ſparen," ſagte er; „ihr bringt mit übermäßiger Anſtrengung jezt nicht mehr zu Stande, was Euch noch eben ſpielend gelang."

Seine Gründe ergänzten das andringliche Zureden des Engländers. Wir finden am folgenden Morgen die Wanderer ſchon in dem fruchtbaren Baargrund, einem abhängenden Gelände voller Obſtgärten, aus denen die Dorfkirchen, wie Dankſäulen für den reichen Gottesſeegen, hervorragten. Wir begleiten ſie zu dem Städchen Zug an ſeinem lachenden See, dann zu Schiffe gegen den Rigi hin.

Sie überſtiegen den Bergſchutt bei Golbau, welcher Flecken einige Jahre zuvor durch eine herabgeſtürzte Gebirgsſeite war vernichtet worden. „Wir wandeln," ſagte Hagens, „auf dem Grabhügel von etlichen hundert Menſchen, die der Schutt in einem Augenblicke begrub."

„Ich ſtand damals dort am Rigi, und ſah dieſem ſchrecklichen Schauſpiel, das ſchon am Morgen einige warnende Anzeichen vorangeſchikt hatte, in nicht zu großer Entfernung, jedoch auſſer der Schlaglinie, zu. Ich blickte auf den Flecken hinein, und ſah eine Menge Leute auf dem freien Plaz, und bei der Brücke, unruhig hin und wieder laufen. Aber ſo liebt der Menſch ſeinen Boden, ſein Eigenthum, daß ihn ſelbſt Furcht vor Unglück nicht immer davon treiben kann.“

„Ich vermag es kaum auszuſprechen, was meine Augen damals anſchauen mußten. Die Bergſeite riß ſich dort oben am Grate los, und wälzte ſich unter einem dumpfen Donner herab. Ich hörte die Stimmen der händeringenden Menſchen. „Der Berg, der Berg kommt!“ rief's aus den Gaſſen von Goldau zu mir herauf. Ich bebte und erbleichte, und — in einigen Sekunden war der ganze Ort ſammt allen lebenden Weſen mit Schutt und Graus überdekt, und wurde nicht mehr geſehen. Ich fiel ohnmächtig nieder; die Angſt verließ mich in vielen Tagen, ja in Monaten nicht. Eine Reiſegeſellſchaft, die mit mir auf dem Rigi geweſen war, und die mich mit zu gehen hatte bereden wollen, Männer und Frauen, war bei ihrem Eintritt in Goldau mit begraben worden.“

„Die Natur iſt fürchterlich!“ ſagte der Engländer. „Sie dient dem Willen des Höchſten", ſezte der Miniſter hinzu, „aber ſeine Wege ſind dunkel. Wie ſo ein Ereigniß im Plane der ewigen Güte und Liebe ligt, und gewogen iſt, das begreifen wohl nur Geiſter, die näher um ihn ſchweben, als wir."

Die Knaben weinten, und zogen die Alten fort, als brennte der Boden unter ihnen. „Ich will heim!" ſagte der Kleinere, und der Aeltere fragte von nun an bei allen ſchroffen Bergen, ob ſie nicht den Einſturz drohen. Hagens nahm hievon Gelegenheit, ihm die verſchiedene Beſchaffenheit des Geſteins, und die frühern Umwandlungen unſers Planeten, ſo weit er es faſſen konnte, zu erklären. Weil alles mit wirklichen Anſchauungen belegt war, ſo nahm ſelbſt der Miniſter hieran Theil, was in der Stube und beim Buche wohl ſchwerlich der Fall geweſen wäre.

## 13.

Freundliche Begegniſſe und heitere Ausſichten löſten jene ſchwermüthige Erinnerung ab. Man beſtieg den herrlichen Rigiberg, indem man den Kleinen von einem ſtämmigen Schweizer tragen ließ.

Mit jedem Schritte wandelte ſich die Szene, bei jedem Ruhepunkt hatte man wieder eine der benachbarten Höhen unter ſich gebracht, der Horizont dehnte ſich aus, Gebirg um Gebirg rückte hervor, ein Waſſerſpiegel um den andern trat in den Geſichtskreis. Oben angelangt hatten ſie wieder die ganze Kette der mit ewigem Eis und Schnee beladenen Alpen, und in welch' täuſchender Nähe, vor ſich, und vierzehn Seen lagen unter ihnen, hier in ſchroffes Felsgebirge ſich windend, dort von ſanften grünen Ufern begrenzt.

Wenn vernünftige, maßhaltende Menſchen einem guten Zwecke nachgehen, ſo reiht ſich wohl, auf ihrem Wege zum Ziel, an das eigentlich Beabſichtigte noch manches zufällig an, was ihnen erſprießlich iſt, und ihren Gewinn verſtärkt. Hagens fand dieſe Erwartung hier angenehm beſtätigt. In der Herberge trafen unſere Reiſenden eine gemiſchte Geſellſchaft anderer Naturfreunde an, unter welchen ſich bald durch die geſellige Anziehungskraft einige Perſonen ihnen mehr näherten. Zwei Männer, beide Schweizer, und in der literariſchen Welt rühmlich bekannt, der eine Geſchichtſchreiber, der andere Naturforſcher, und eine berühmte reiſende Frau waren es, mit denen ſich ein anziehendes Verhältniß anknüpfte; und, wenn es den Sinn auch in der erhabenſten Natur wieder nach Menſchen und menſchlichem Treiben dürſtet, ſo fand dieſer Bedürfniß-Wechſel unter ſolchen Umſtänden die beſte Nahrung.

Der Miniſter war bald nicht mehr zu kennen; Interreſſen, die lang in ihm, von der Geſchäftslaſt zugedekt, geſchlafen hatten, erwachten nun, und neue zogen in ſeine Seele ein. — Man macht nicht ſelten die Erfahrung, daß ein regſamer Geiſt eine Sphäre, die er, als ſeinem Streben fremd, gemieden, wenn er nur auf recht lebendigem Wege in ſie eingeführt wird, mit

Enthuſiasmus ergreift. So ſchien jezt die Luſt an der Schöpfungs-Mannichfaltigkeit erſt in ihm aufzugehen, und gleich das Verſäumte nachholen zu wollen. Er war immer der Erſte aus den Federn, und trieb jeden Morgen und Abend auf eine andere Spize der ausgebreiteten und weit umſchauenden Höhe. Mit Hülfe eines Tubus und einiger panoramiſchen Zeichnungen erkannte er bald alle Höhen und Thäler, alle Flüſſe und Seen.

Die erwähnte geiſtreiche Dame, an deren Beifall ihm ſichtbar recht viel gelegen war, brachte ihn, als ſie auf dem Rigikulm ſtanden, ſogar dahin, daß er, ſich bückend, durch die auseinandergeſtellten Beine in die Gegend hinausſah, und dieß auch rüklings auf den Boden geſtreckt that, was nach ihrer Verſicherung einen ganz beſondern Genuß gewähre, weil das Auge das Bild der Welt auf eine ungewöhnliche Weiſe aufnehme.

## 14.

Wenn man intereſſante Gegenden, eine frappante Gebirgsnatur durchwandert, beſonders wenn man dann auf erhabenen Punkten manches in ſeiner Verbindung überſchaut, was man im Einzelnen blos anſtaunen konnte, ſo kommt man von ſelbſt dahin, nach ſeiner Entſtehung, ſeiner allmähligen Bildung zu fragen, und in einer reizenden Natur bekümmert man ſich auch gern um die Schickſale ihrer Bewohner.

So hatte denn ein glücklicher Stern die rechten Menſchen zuſammen geführt, daß eine gute Unterhaltung über die Gebirge und die ſie bewohnenden Stämme, getragen von lebendiger Anſchauung, immer im Gange blieb.

Der Naturforſcher wußte viel Lehrreiches über den Zug des Alpgebirges, die Urbildungen und die ſpätern Formationsfolgen beizubringen. Ihr Standpunkt, der Rigiberg, bot ſelbſt der Belege manche dem Augenſchein dar, weil er bekanntlich ganz aus Nagelflüh, das heißt, aus zuſammengekitteten Kieſeln beſteht, deren urſprüngliche Heimat tiefer im Schooß der Hochgebirge zu ſuchen iſt, aus welchen alſo die alten Strömungen Berge von mehrern tauſend Fuß Höhe aufgeſchwemmt haben.

So wurde, was in ſcheinbarer Regelloſigkeit um ſie her ausgebreitet lag, durch ſeine Nachweiſungen beſtimmten Geſezen unterſtellt; ja ſelbſt mit dem Wilden und Ungeheuern der höchſten Alpen glaubte die Geſellſchaft ſich an ſeiner Hand befreunden zu können, weil auch das Unermeßliche ſeine Schauer ablegt, wenn der Menſch es auch nur mit Wort und Begriff einigermaßen bändigt.

Das Zuſammentreffen mit einigen jungen Leuten aus dem Luzerner Gebiet, worunter beſonders die Mädchen durch ihre friſche Farbe und eine wohlbildende Tracht eine wahre Augenluſt gewährten, gab dem geſchichtforſchenden Freunde zu einigen Bemerkungen Anlaß. Es war auf dem Wege zur Rigiſtaffel, einer andern Höhe des Berges, wohin auch die jungen Luzerner eines Sonntags pilgerten, nachdem ſie in der Capelle bei Maria zum Schnee einer Meſſe beigewohnt. Er machte darauf aufmerkſam, wie gerade Völker, die mit einer unbändigen Natur zu kämpfen haben, die fleiſſigſten, reinlichſten, beſonnenſten ſind; er erinnerte daran, wie die Niederländer und Holländer die ihren Boden gleichſam dem Meere und häufig übertretenden Strömen abtrozen, und mit einer neblicht feuchten Athmoſphäre in beſtändigem Kampfe liegen, mit den Schweizern in ähnlichem Falle ſeyen, die mit Felſen, Gletſchern, und wilden Gebirgswaſſern zu ſtreiten haben.

Während man nun, ihm im Ganzen beiſtimmend, alle die ſchönen häuslichen und bürgerlichen Tugenden berührte, die aus einer ſolchen Stellung gegen die Natur hervorſproſſen, wurde Italiens, das ſeine Bewohner nur zu leicht nähre, nicht zum rühmlichſten gedacht, ob man gleich mit Sehnſucht gegen die Eisfirnen hinüber ſah, die es dem Auge verdekten.

Der Engländer hat, hiebei noch andere bedeutende und einflußreiche Momente, nämlich Herkunft der Stämme, Verfaſſung, Religion u. ſ. w. nicht zu überſehen. Die reiſende Dame lobte die Einwohner der Lombardei, und meinte, wo es die Natur dem Menſchen gar zu ſchwer mache, gedeihe eben auch kein Wohlſtand, und in Folge deſſen kein geordnetes, ſittliches Leben; es gebe Landſtriche, wo der Menſch zum kümmerlichen Daſeyn beſtimmt ſcheine. Sie ſtellte das fruchtbare Emmenthal und Entlibuch mit gewiſſen armen Thälern Graubündtens und Savoyens vergleichend zuſammen.

„Es mag wohl," äuſſerte Hagens, „das Heilſamſte für den Sterblichen eine gewiße Freiheit innerhalb der Beſchrankung, ein Gelingen innerhalb feſter Grenzen, eine Ausſicht auf Sieg bei rechter Anſtrengung ſeyn."

Die Dame trug das neuſte Geſchick der verſchiedenen Schweizer-Kantone in ihrem Herzen, und wußte durch lebendige Gemälde des häuslichen und öffentlichen Lebens verſchiedener Gegenden, zu welchen der Geſchichtsfreund verwandte Züge aus der Vorzeit lieferte, die Unterhaltung zu würzen.

Wie man in ſolchen Fällen manches Phantaſtiſche entwirft, weil, was das Leben nicht wirklich machen will, wenigſtens die Einbildungskraft zu genießen bekommt, ſo ſpielten auch unſere Reiſenden mit allerhand ſchönen Wünſchen und Entſchlüſſen. Man wollte zuſammen das Berniſche Oberland bereiſen, dann den Lago Maggiore mit den Borromäiſchen Inſeln, den Locarner- und Comerſee, und von da aus Mailand beſuchen, über den ſchauerlichen Simplon zurückkehren, am Genferſee auf einer bekannten Villa ausruhen, das Beobachtete und Erlebte zu Papier bringen, und ſich's gegenſeitig mittheilen. Jeder ſollte ſein Fach übernehmen, der eine das naturgeſchichtliche, der andere das geſchichtliche; ein dritter das wirthſchaftliche; die Dame behielt freie Hand, konnte ſich über Alles nach Gefallen ausbreiten, und ließ merken, daß wohl auch das poetiſche Feld durch ihre Pflege einige Früchte erwarten laſſe.

Möglicherweiſe hätten dieſe heitern Plane realiſirt werden können, wie ja oft ein Entſchluß zuerſt im Reich der Träume zu keimen begann; es fehlte vielleicht nur an einem beſondern Anſtoß. Allein der Miniſter ſtellte ſich kältend dazwiſchen, und berechnete die noch übrige Urlaubszeit. Man freute ſich alſo der Gegenwart, dankte dem Zufall, oder wie es jeder nennen wollte, das ungeſuchte, und um ſo erfreuendere Zuſammentreffen, geſtand ſich, daß ſo Etwas im Leben nicht oft wiederkehre, und daß man wahrſcheinlich bald mit Sehnſucht an dieſe Stunden zurückdenken werde.

## 15.

Mittlerweile trat etwas Anderes ein, was zum Entſchluſſe trieb. Ein Bote kam, und brachte Briefe an Hagens, welche er nach Luzern hatte adreſſiren laſſen. Es war von ihm überhaupt die Veranſtaltung getroffen worden, daß, was von Hauſe kam, ſie in möglichſter Zeitkürze erreichte. Dießmal fand er mehr als je nöthig, ſeinem Freunde den Inhalt zu verſchweigen. Dagegen ſuchte er Eines um das Andere von der übrigen Geſellſchaft auf die Seite zu bekommen, und ſeinem Vorhaben geneigt zu machen.

Man hatte nun den Rigi allſeitig genoſſen, und konnte hoffen, ein lebendiges Bild von ihm und ſeinen Darbietungen auf lange hin zu behalten. Es wurde aber von einigen der Wunſch geäuſſert, daß man noch gemeinſchaftlich über Luzern und das Entlibuch an den Thunerſee gehe, die merkwürdigen Thäler des Berner Oberlandes von Grindelwald und Lauterbronnen beſuche, und daß dann unſere Freunde, durch den ebenen Theil der Schweiz, über Thun, Bern, Zürich und Schaffhauſen heimkehrend, in ſchneller Fahrt den Zeitverluſt einbringen könnten.

Man hatte es vorzüglich mit den Einwürfen des Miniſters zu thun, und zeigte ihm alſo, wie er eigentlich von dem Weſentlichen der Hochgebirge noch gar nichts in der Nähe geſehen, da alle bisher beſuchte Höhen nur für Fußgeſtelle jener erſtaunenswürdigen Pyramiden gelten können. Man trug bei dem Malen des Wetterhorns, Schreckhorns, der Jungfrau und ihrer Gletſcher, dann der Lavinen, des Staubbachs ꝛc. ſo lockende Farben auf, daß er endlich einwilligte.

„Wer mir das in meinem Garten geſagt hätte!“ bemerkte er lächelnd gegen Hagens.

„Man macht,“ erwiederte dieſer, „nie eine Reiſe leichter, als wenn man ſchon auf einer iſt. Das Schwerſte bleibt immer, die Kraft der häuslichen Trägheit zu überwältigen.“

Die Geſellſchaft eilte von ihrem hohen Felſenthrone zu dem freundlichen Luzern hinab, genoß des Sees und ſeiner Umuferung mannichfache Reize, und durchzog dann auf einem gemietheten Wagen geſegnete Gegenden in raſchem Fluge.

„Wenn man,“ bemerkte die Dame, „ſo eine duftende, quellende, treibende Natur des Morgens aus dem erfriſchenden Nebel, den kühlen Schatten an die warme Sonne hervorſteigen, ſie mit Millionen Sproſſen, Blüthen- und Fruchtgehängen anlachen ſieht, und aus tauſend Kehlen begrüßen hört, dann kommt man doch ſchwer daran, zu glauben, der Menſch allein ſey zum Entbehren und Darben, zu Sorge und Noth geboren, und wenn dieſe ſegenreiche Mutter nur immer auf Wachsthum, Vervielfältigung arbeitet, und das Hinabgegangene, Geſtorbene mit neuem Leben überzieht, warum ſoll denn ihr liebſter Sohn über Verkümmerung klagen? Es kann mit ihm nicht abwärts gehen, es muß ſtets beſſer werden, oder — es iſt gut, wie es iſt."

„Die Natur," ſagte der Miniſter, „muß die Fehler und den Unverſtand der Menſchen gut machen." Er hielt aber dieſen Thälern, die bei vielleicht mangelhaften, jedoch beziehungsweiſe zweckmäßigen Inſtituten in Ruhe leben, ſeine Lobrede. „Es iſt die ewige Unruhe im Menſchen," fuhr er fort," die ihn unzufrieden macht. Die Klage, daß es zum Verderben gehe, pflanzt ſich durch das unberufene Schreien derjenigen fort, denen mit nichts geholfen iſt. Es iſt aber das Elend nicht ſo groß, als ſie wollen; es iſt nicht die Schuld der Obern, wie ſie wollen, ſondern gröſtentheils Naturverhältniß; es iſt auch nicht zu helfen durch das, was ſie wollen."

„Ich möchte dieß in meinem Sinne noch verſtärken", ſagte der Engländer. „Wenn es auf eine gründliche Hülfe abgeſehen iſt, ſo kann, ich bin es lebhaft überzeugt, in einer Gemeinde das Bemühen, das vorleuchtende Beiſpiel eines Schultheißen mehr bewirken, als der König mit all ſeinen Räthen, und als das Ober- und Unterhaus vermögen."

„Haben wir doch erſt geſtern," ſagte die Dame, „in der Nachtherberge in W. von einem ſolchen Manne gehört, der in ſeinen Dorfgenoſſen die in jedem Menſchen liegende Kraft der Selbſthülfe ſo zu erregen und wach zu erhalten wußte, daß in zwanzig Jahren Niemand in die Gant gerathen, daß alles in einem gewiſſen Wohlſtande, und, wir dürfen es vorausſezen, in Ordnung und Sittlichkeit lebt."

„Ich könnte Ihnen," äußerte der Geſchichtsfreund, „mehrere ſolche Beiſpiele aus unſerm Schweizerlande anführen, und die Geſchichte, freilich keine allgemeine Weltgeſchichte, ſondern die oft lehrreichere der einzelnen Gemeindeweſen, weiß, daß das Meiſte, was im Großen als zweckmäßig eingeführt worden, aus ſolchen Beiſpielen und erprobten Erfahrungen im Kleinen genommen wurde; ja daß überhaupt das Heilſame nicht ſowohl durch Buch und Theorie, als vielmehr in kräftigen und verſtändigen Männern ſich fortpflanze, und daß der friſche Lebensmuth den Muthigen abgelernt werde."

## 16.

Hagens nahm von der Wendung des Geſprächs Gelegenheit, dem Miniſter in Betreff der heimatlichen Verhältniſſe einige Eröffnungen zu machen, um ihn auf die wichtigſte vorzubereiten. Der engere Ausſchuß der Stände fieng an, ſich auf ein Inſtitut nach dem andern zu werfen, um die künftige neue Organiſation derſelben vorzuberathen. Man wußte, daß der Kronprinz dieſes Einſchreiten nicht ungern ſehe, die beſten Köpfe ſuchten ihre Anſichten um die Wette geltend zu machen. Ein lebhafter Kampf der Meinungen war entbrannt, Hirngeſpinnſte und übereilte, übermäßige Forderungen rangen mit gründlichem Wiſſen und bewährten Erfahrungen; aber jeder hoffte das Beſte von einer neuen Geſtalt der Dinge, und möglicherweiſe konnte in wenigen Jahren der Staat in allen Verwaltungszweigen ein ganz verändertes Ausſehen gewinnen.

Der Miniſter, der die Quelle wohl kannte, aus welcher ſein Freund dergleichen Nachrichten ſchöpfte, war nicht wenig darüber beſtürzt. Es galt zum Theil Lieblings-Inſtituten von ihm, und ſeinen eigenen Schöpfungen.

„Ich läugne nicht“, ſagte er, „daß ich mich gekränkt fühle. Wer ſich nicht der Wirkſamkeit freut, der iſt kein Mann, und wem ſein eigenes Werk gleichgültig iſt, der iſt ein Miethling. Du kennſt mich und weiſt, daß ich nicht verliebt war in das, was während meiner Amtsführung, oder durch mich ſelbſt geſchah. Ich war ſtets bemüht, mich außer mich ſelbſt hinaus zu ſtellen, auf mich, wie auf einen Dritten, herzuſehen. Ich hielt mich dadurch frei von manchem Fehl, daß ich Menſchlichkeiten, die mich beſchleichen wollten, mir und andern nicht abläugnete. Ich verzieh mir nie eine ſelbſtiſche Rückſicht; ich fragte: was iſt nöthig, was führt am kürzeſten zum Zwecke? aber ich gab keiner Organiſationsluſt Gehör. Hat man eine heilige Scheu vor geiſtlichen Inſtituten, auch wenn ſie der Idee nicht ganz entſprechen, warum ſollen die weltlichen wie ein Rohr vom Winde der Meinung hin und her geweht werden? Der Anſichten iſt Legion, wer aber mitten in der Sache ſteht, der allein unterſcheidet das Weſentliche von dem Zufälligen, kennt das Thunliche, und weiß, wie ſchwer es oft hält, ſelbſt das Naheliegende für eine Anſtalt zu gewinnen. Keiner Verbeſſerung in den Weg tretend, bin ich dennoch, ich geſtehe es, ein Freund der beſtehenden Inſtitute, wenn ſie auch unvollkommen ſind. Denn es iſt doch zu bedenken, daß in ſolchen ſchadhaften Häuſern eine Anzahl guter Menſchen wohnt, die nun, wenn die Bauwuth ihnen das Dach abhebt, die Wände einſchlägt, die Treppen abbricht, allen Anfällen der Witterung, allen Unbequemlichkeiten des Lebens preisgegeben ſind."

„Was Noth thut, verbirgt ſich einem klaren Auge nie; das viele Hin- und Wiederreden deutet meiſtens dahin, daß die Sache noch gar nicht reif zur Entſcheidung, oder in ihrem Erfolge zweifelhaft ſey. Oft iſt es auch Unwiſſenheit hinter vornehmthuender Kennerſchaft, oder es iſt ein unreiner Wille, der es nicht zum Rechten kommen laſſen will. Aber es gibt zu jeder Zeit eine Klaſſe von Menſchen, denen das Herz lacht, wenn die Fundamente wanken, und die keine ſchönere Ausſicht kennen, als eine ins Bodenloſe."

Niemand von der Geſellſchaft verargte dem Miniſter dieſe ſchmerzliche Ergießung. Sie erleichterte ihn, und er redete ſich die erlittene Kränkung vom Herzen, die erregte Theilnahme that ihm wohl, und ſein Gram kühlte ſich in dem allgemeinen Geſpräche, das dieſes Kapitel vielſeitig behandelte.

Die übrigens heitere Stimmung der Geſellſchaft, der Wechſel romantiſcher Naturanſichten trugen das ihrige dazu bei, daß dieſer Schmerz in der Bruſt des redlichen Mannes allgemach verklang. Das Thal erhob ſich, und verengte ſich zum Tobel; über ein ſteiles Joch gings hinüber gegen die Einſenkung des Landes, welche die reiſſende Aar, von der beeiſten Höhe des Grimſelgebirges in lauter Fällen herabtobend, dann im Brienzer- und Thuner-See ſich bändigend und klärend, durchſtrömt.

Hier, im Angeſicht der friedlich blauen Gewäſſer, einer überſchwänglich fruchtbaren Umuferung, mächtiger Vorberge und der hohen Schnee-Alpen im täuſchend nahen Hintergrunde mußte wohl jedes Herz ſich geſtärkt fühlen, und vor dem großen Einſchreiten der Natur das Kleine der Menſchen verſchwinden.

Man eilte hinab ans Ufer des Thunerſees; ein Schloß winkte mit hellglänzenden Fenſtern herüber; eine Barke, im nahen Fiſcherdorfe gemiethet, nahm die Reiſenden auf. Unter lautem Erheben der niegeſehenen Naturherrlichkeit hatten ſie etwa die Hälfte der Waſſerfläche durchſchnitten, als ſie ein Fahrzeug unten an der Terraſſe des Schloſſes vom Land abſtoſſen, und gegen ſich kommen ſahen. Es hatte ein Segel aufgeſteckt, und ſteuerte mit günſtigem Winde. Der Miniſter nahm ſeinen Tubus, und ſah nach der Gegend hin.

„Sonderbar!“ ſagte er nach einer Weile, — „wenn ich nicht von der Unmöglichkeit überzeugt wäre, ſo würde ich glauben — aber nein, Hagens! nimm doch einmal meinen Dollond, und ſieh nach jenem Schiffe.“

Hagens that es. „Fällt dir nichts auf?“ fuhr der Miniſter fort. „Ich ſehe gutgekleidete Leute auf dem Fahrzeuge;“ erwiederte jener. „Erinnere dich, daß ich früher ſchon den Beſitzer dieſes Schloſſes meinen Gaſtfreund nannte; und ich will es nur geſtehen, daß ich ihm vom Rigi aus unſern Beſuch als wahrſcheinlich angekündigt habe. Vielleicht, daß er uns entgegenkommt.“ Der Miniſter nahm den Tubus wieder zur Hand, und ließ keinen Blick mehr von jener Barke. Sie war unterdeſſen merklich näher gekommen. „Bei Gott!“ rief er, „es ſind Leute, die uns nahe angehen. Du wirſt mich einen Kindskopf heiſſen, wenn ich es herausſage, daß ich meine Gattin mit den zwei Mädchen zu erkennen glaube. Aber — ich bleibe darauf; ja, Liebe und Verlangen haben ein ſcharfes Geſicht. — Sie erheben ſich, — ach Himmel! ſie winken mit ihren Tüchern, — ich erkenne ſchon die Züge; Kinder! was ſagt ihr? — ſie ſind's! gütiger Gott! ſie ſinds! —“

Während der Miniſter, von hohem Freudegefühl erregt, die Arme ſehnend nach jener Seite hinſtreckte, trieb Hagens die Ruderer an. In wenig Minuten ſchwamm Kahn an Kahn; das Unerwartete wurde wonnevolle Gewißheit. Der Selige hob die theure Laſt herüber, die Kleinen kletterten nach; er umfing und küßte die holden Güter; ſechs pochende Herzen feierten mit wechſelſeitiger Umarmung ein überraſchendes Wiederſehen.

„Das iſt meines Freundes Werk!“ rief v. M...r, Hagens die Hand reichend. „Aber, aber — dieſe Himmelsluſt hat einen düſtern Hintergrund. So eine Freude gibt das Geſchick nicht ungemiſcht.“ „Freud' im Leide“ ſagte Hagens, indem er den Händedruck theilnehmend erwiederte. „Du biſt ein Mann in vollem Sinne, ich kenne dich, Theurer! und weiß, wie du Widriges und Günſtiges mit Maß und Gleichmuth hinnimmſt.“

„Die wichtigſte Veranlaſſung nur konnte mein liebevolles Weib zu dieſer Reiſe bewegen,“ ſagte der Miniſter, „und — ich ahnde ſie.“

Die Gattin, an ihn gelehnt, weinte ſtille fort. Er umſchlang ſie feſter, und ſagte: „Das ſind keine Freudenthränen mehr, du Gute! hier thauet ein Schmerz nieder. Und nun ohne Rückhalt das Herz geöffnet. Hier ſind keine Untheilnehmende; es ſind gebildete Seelen, ja, ich darf es ſagen, liebe Freunde, Menſchen, die den Lebensgang kennen, und wohl manches Tiefgreifende ſelbſt erlebt haben. Ich erſchrecke nicht über das, was kommen wird; finde ich doch wieder, daß dem Menſchen eine leiſe Ahndung inwohnt von dem, was das Geſchick da und dort, wo er ſeine Lebensfaden angeknüpft hat, in ſeiner Abweſenheit Heiteres und Dunkles webt.“

Die Gattin zog aus dem Buſen ein rothes Käpſelchen, nahm den Inhalt heraus, und umhing den Gatten damit; dann warf ſie ſich ihm ſchluchzend um den Hals. Es war ein hellſchimmerndes Großkreuz des Verdienſtordens.

„Alſo doch Freudenthränen!“ rief der Miniſter, — „doch nein! meine Ahndung behält Recht; das Verhängniß liebt die Gegenſätze.“ Sie führte ſeine Hand gegen ihre Bruſt. Er zog ein Papier, das ſie neben die Kapſel gelegt, hervor. Es war ein Handſchreiben des Fürſten; ſein Inhalt — ein warmer Dank für v. M...rs bisherige treue Dienſte, und die ſeinem fürſtlichen Herzen wehthuende, aber von den Umſtänden ihm abgedrungene, ehrenvolle Verſetzung in den Ruheſtand.

Er reichte das Schreiben seinem Hagens mit dem Winke, es den übrigen Freunden mitzutheilen, dann küßte er den Orden, und eine heiße Thräne fiel darauf. „Es iſt ein Kreuz!“ ſagte er, „ich nehme es duldend hin.“

Eine Stille trat ein, niemand wollte ſie unterbrechen, jedes fühlte ſich aber gedrungen, ſchweigend dem guten Manne mit Blick und Hand ſeinen gefühlteſten Antheil zu bezeugen. Die reiſende Dame wandte ſich an die Gattin mit der beruhigenden Herzensſprache, die dieſem Geſchlechte weit mehr zu Gebot ſtehet, als dem unſrigen, und bemerkte dann, ſie zärtlich umſchlingend, wie ihre Bekanntſchaft im einem ernſten Momente beginne, und ihr nun auch dieſes Sigel der Würde ewig aufgedrückt bleiben möge.

Man landete nach kurzer Fahrt; — ein Mann von mittlern Jahren und ſchlichtem Ausſehen empfing ſie am Ufer, und hieß ſie als Gäſte in ſeinem Hauſe willkommen. Man erwiederte ſein Anerbieten mit Dank, und nahm ſogleich von den angewieſenen Zimmern Beſiz. Hagens eröffnete nun dem Freunde, wie er von der nahen Kataſtrophe Nachricht erhalten, und für dieſen Fall ſeiner Gattin den Vorſchlag zur Reiſe gemacht habe. Dieſe äuſſerte:-„Um Alles wollte ich die erſte Ueberbringerin der fatalen Kunde ſeyn; ich konnte mir das Recht auf den Erguß deines Schmerzes, und, dir in dieſer Stunde zur Seite zu ſeyn, nicht nehmen laſſen, um ſo mehr, als ich mir dich nicht ſo geſund, ſo feſt dachte, wie ich dich jezt, Gott ſey es gedankt, geſunden.“

Die Sonne neigte ſich zu den blauen Höhen des Jura; Gebirge und See glänzten in milden Farben; man hatte ſich, um den herrlichen Abend zu genieſſen, auf der Terraſſe verſammelt, und war in Gruppen gelagert. v. M . . . r und ſein Freund ſaßen, näher den übrigen Männern, oben, auf der untern Stufe die Gattin mit der neuerworbenen Freundin, die Kinder ſchäckernd und ſie liebkoſend.

Des Vaters Blick ruhete mit ſinnigem Wohlgefallen auf dieſem Bild, ja, es war, als hätte ſein Gemüth es überwunden, rückwärts zu ſchauen, und freuete ſich der neueröffneten Lebensweiten. „Siehe, Hagens!“ ſagte er, auf ſeine Lieben deutend, — „ich bin ja auf der rechten Bahn glücklicher Menſchheit; ein treues Weib, holde Kinder; beſſeres kann Gott nicht geben. Was kann ſich daraus nicht entfalten, was darf ich nicht hoffen? Ich bin im ſchönſten Lebens-Elemente, mir kann nichts Böſes zu. — Und dich muß ich dankend umfaſſen. Durch dich fühl' ich wieder Jugendkraft, durch dich leb' ich in niegekannten Intereſſen, und jugendliche Unruhe treibt mich, ſie weiter zu bebauen. Wäre dieſer Strahl im dumpfen Geſchäftszimmer niedergefahren, ſchon ſein Dunſt hätte mich erſtickt; hier leiteten ihn Berg und Waſſer ab. Und nun, meine lieben Freunde!“ — fuhr er, gegen jene gewendet, fort, „wie wäre es, wenn wir unſern Plan auf dem Rigi wirklich ins Werk ſetzten? Ein Wechſel des Ortes, eine Thätigkeit, an äuſſern merkwürdigen Gegenſtänden ſich fortleitend, iſt mir wenigſtens erſtes Bedürfniß. Das Impoſanteſte iſt in der Nähe, mit einer Tagreiſe ſind wir mitten in den hehren Schauern der Alpenwelt; die Kleinern haben hier ein gaſtliches Dach. So ſoll denn, was uns mit Neigung und Verlangen erfüllt hat, uns nicht vergeblich winken.“

„Wohlgedacht und wohlgeſprochen!“ rief Hagens, „denn über kurz oder lang zieht dich ein ehrender Ruf wieder hinter Aktenberge, und ich habe Mühe, dich ihnen zum Zweitenmale zu entführen.“

„Sorge nicht!“ entgegnete v. M...r, man muß zwar von vergeſſenen Erfahrungen oft neues Lehrgeld bezahlen, aber ich denke, die neueſte Lektion wird nachhaltig ſeyn.“

Der gefällige Wirth rief zum Abendbrod unter ein nahes Laubdach, und die Geſellſchaft beſprach den fernern Reiſeplan.

P.

# Cactus-Blüthen

von

**A. Schreiber.**

# Cactus-Blüthen.

Erzählungen und Novellen

von

A. Schreiber.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

FRIEDR. LUDEN. [illegible] UND [illegible] JENA.

Erſter Band.

Stuttgart,
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1833.

# An
# den Verfaſſer des Scipio Cicala.

Ich habe Dir bereits ſchriftlich geſagt, wie freudig Dein Scipio mich überraſchte, und wie ich ihn, trotz ſeines Inkognito, auf den erſten Blick erkannte. Seine Erſcheinung hat die halbverblichenen Bilder einer herrlichen Vergangenheit mir wieder aufgefriſcht. Es war eine ernſte Zeit, in welcher wir uns gefunden, aber auch in uns war ein ernſter, freudiger Wille, und unter allem troſtloſen Wechſel ſind wir uns ſelbſt treu geblieben.

Das Schickſal hat wunderlich mit den Freunden geſpielt, die damals einen ſchönen Kreis bildeten. Den Meiſten fiel das Loos einer mit Ehre und Dornen beſäten Laufbahn. Ich habe mich in die Dunkelheit der heimathlichen Berge geflüchtet, und die Natur zieht mich feſter an ſich, ſeit ich mich vom entwürdigten Leben weggewendet.

Was ich Dir hier gebe, ſind — wenigſtens größten Theils — keine Spiele, die dem Alter wenig ziemen würden, ſondern Erinnerungen, Lebenserfahrungen, nicht ſelten etwas theuer bezahlt. Wenn manche Leute ſich in meinen Zeichnungen erkennen, ſo iſt mir dieß in ſo fern lieb, als ſie in dem Falle meinen Bildern doch das Verdienſt der Aehnlichkeit zugeſtehen müſſen.

Lebe wohl; der Himmel ſegne Dein redliches Wirken, und verleihe Dir den Muth auch das Schwerſte zu tragen, dem der Edle nie entgeht — Verkennung.

„Nur durch die Nacht geht der Weg zum Lichte.“

---

# Vorrede.

Was ich hier zu ſagen hätte, iſt zum Theil ſchon in der voranſtehenden Widmung an meinen Freund hinreichend angedeutet.

Man würde den Kreis der Novelle zu ſehr beſchränken, wenn man ſtrenge Einheit und Abgeſchloſſenheit der Handlung von ihr forderte. Die einzelne Erſcheinung wird nur ganz verſtändlich und intereſſant durch ihre Beziehung mit der Zeit, aus welcher ſie hervortritt, und in die ſie ſich zuletzt wieder verliert, gleich den anziehenden, naheliegenden Partheieen einer reichen Landſchaft, die ſich in eine unermeßliche Ferne endigt. Ein andres iſt es mit Phantaſiebildern, die aber doch auch wieder einen feſtern Grund und Boden haben müſſen, wenn ſie nicht als bedeutungsloſe Schattengeſtalten vorüber ſchweben ſollen.

Ueberhaupt ſcheint es mir ein Fehler ſo vieler — zum Theil ſehr achtbaren — Romanen- und Novellen-Dichter, daß ſie oft nicht heimiſch genung ſind in der Welt, in die ſie ihre Leſer einführen. Welche wunderliche Vorſtellungen hatte z. B. Walter Scott von klöſterlichen Einrichtungen, Fehmgerichten u. dgl.? Wer findet in dem Jeſuiten nur eine Andeutung von dem furchtbaren Geiſte jenes Ordens, der den Punkt des Archimed gefunden hatte, von welchem aus er die Erde erſchütterte? Die alten Meiſter in der edlen Schilderkunſt waren zum mindeſten treffliche Porträtiſten, und dies würde ihnen den Rang hoch über den Idealiſten geben, wäre ihnen die Intention nicht Alles, und die Form bloß Nebenſache geweſen. Man würde dieſe Aeußerung ſehr mißverſtehen, wenn man darin ein verſtecktes Selbſtlob ſuchen wollte. Dem Schriftſteller iſt es erlaubt, den Weg ſeiner eigenen Studien anzudeuten.

Man wird vielleicht in einigen dieſer Novellen, beſonders im nächſtfolgenden Theile, einige Zeichnungen zu treu nach dem Leben finden; es iſt jedoch keineswegs die Schuld des Schriftſtellers, wenn das Geſetz der Ideen-Aſſoziation den Leſer zu Vergleichungen drängt. So löblich die Toleranz ſeyn mag im Gebiete der Meinungen, ſo wenig dürfen wir derſelben Anſprüche im Gebiete der Sittlichkeit einräumen. Die Bewegungen unſerer Zeit bieten nicht ſowohl einen Kampf der Intelligenz mit der Dummheit dar, als vielmehr den immer wiederkehrenden Streit des guten und böſen Prinzips, und je kecker und zuverſichtlicher das Schlechte hervortreten, und ſich mit einer Art Glorie umgeben darf, deſto ſchonungsloſer muß man ihm begegnen.

Der Leſer wird in dieſem Buche mitunter auf Stellen treffen, welche gar keinen Sinn geben, oder — was noch ſchlimmer iſt — einen verkehrten. Ich muß daher bitten, die angehängten Druckfehler ja nicht zu überſehen. Unbedeutende zu berichtigen, ſchien mir überflüßig.

Der Titel dieſer Sammlung ſollte anſpruchlos ſeyn, ohne Beziehung auf das, was dem Leſer wohlwollend geboten wird.

Baden, im Junius 1833.

**A. Schreiber.**

# Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Das Kloſter ........ 1

Sabina ........ 87

Die beiden Invaliden ........ 121

Die Spinnerin ........ 147

Generoſa, nach Jal ........ 191

## I.

# Das Kloſter.

Am Sanct Gertrudentag des Jahres 1524 konnte man in dem Kloſter Frauenalb eine ungewöhnliche Bewegung und Geſchäftigkeit wahrnehmen. Markgraf Philipp wollte auf ſeinem Wege von Durlach nach Baden in der Abtei übernachten. Er beſaß die Schirmvogtei darüber gemeinſam mit den Grafen von Eberſtein, welche dieſes Gotteshaus in dem maleriſchen Albthale für edle Frauen geſtiftet, und es war der erſte Beſuch, den er ſeit ſeiner Regierung hier abzulegen gedachte. Obgleich der Markgraf ſich alle Feierlichkeiten verboten, ſo glaubten die Nonnen doch, es würde einen großen Mangel an ſchuldiger Ehrerbietung verrathen, wenn nicht wenigſtens Kirche und Kloſter mit einigen ſichtbaren Zeichen ihrer Freude prangten. Die Pforten wurden daher mit Stechpalmen und Tannenzweigen geſchmückt, vom hohen Thurme wehte die halb rothe, halb gelbe badiſche Fahne, und im Innern des Kloſters erblickte man allenthalben Reinlichkeit mit anſtändiger Pracht.

Es war ein heiterer Tag im März, der jedoch in dieſen Thälern des Schwarzwaldes noch rauh zu ſeyn pflegt, während auf den Vorhügeln längs der Rhein-Ebene hin gewöhnlich ſchon die erſten Boten des Frühlings grünen und blühen. Man erwartete den Markgrafen noch vor dem einbrechenden Abend, da eine Wunde, die er bei der Beſtürmung von Lemnos erhalten, ihm die Vorſicht empfehlen mochte, ſich nicht der in dieſer Jahreszeit gewöhnlich feuchten Luft ohne Noth auszuſetzen. Ein Diener des Kloſters wurde auf eine Höhe geſtellt, um die Annäherung des hohen Gaſtes, den man von jener Stelle ſchon in beträchtlicher Entfernung wahrnehmen konnte, zu erſpähen, während die Nonnen mit dem Beichtvater und dem Beamten des Kloſters zum Empfange bereit ſtanden.

Jetzt vernahm man plötzlich im Kloſterhofe die ſchneidenden Töne einer Fiedel, die von folgendem Lied begleitet wurde:

Sagt, kennt ihr wohl mein luſtig Haus?
Kein Mäuslein pfeift darin.
Es guckt die Lumperei heraus.
Und ſieht die Schwälblein zieh'n.
Der Habenichts kredenzt den Wein:
Sprecht, wollt ihr meine Gäſte ſeyn?

Die Armuth ſtellt verkehrt den Topf
Auf kaltem Heerde bei.
Der Hunger kommt mit leerem Kropf
Und ſchlägt den Topf entzwei.
Bald gibt es Hochzeit, liebe Leut,
Der Bettler hat den Sack gefreit.

Der Hamſter trägt in ſeine Zell
Zum Winterzeitvertreib.
Er hat ein weiches, dickes Fell
Und einen runden Leib.
Herr Hamſter, ſchenkt mir euern Talg,
Zum Dank verkauf' ich euch den Balg.

Der Sänger war ein zerlumpter Burſche mit einem breitgedrückten Kopfe und kurzen Beinen, deſſen Blicke und Lächeln bei dem Schein von Einfalt und Sorgloſigkeit große Verſchmitztheit verriethen. Es verſammelte ſich bald ein Haufe von Kloſterleuten um ihn, und einer darunter fragte:

„Tönny, wo warſt du ſo lange?“

„Im Himmel, aber ſie haben mich dort wieder fortgeſchickt, weil ich nicht im Chor mitſpielen konnte.“

Die Umſtehenden lachten, nur der ſtämmige Müller ſagte zu ſeinem Nebenmann, dem Fleiſcher:

„Der Kerl iſt ein Schalk, er hat's hinter den Ohren.“

„Auf eurem Kloſterheerd muß ein Höllenfeuer brennen?“ fing der Fiedler wieder an.

„Warum?“ fragten einige Stimmen.

„Weil ich hier ſo viele Ochſen und Kälber ſehe, die ohne Zweifel heute noch alle geſchlachtet und gebraten werden zum Schmaus für unſern gnädigſten Herrn.“

Ein neues Gelächter entſtand, nur der Bäcker ſagte: „Tönny, du magſt ein zähes Fleiſch haben, aber nimm dich in Acht, daß es nicht mürbe geklopft werde.“

„Ich bin mürber als deine Kuchen,“ entgegnete Tönny, die Zeit hat mich gebeizt. Die Leute wollen nicht mehr nach meiner Geige tanzen, weil ſie zu viel nach dem Stocke tanzen müſſen; iſt wo eine Kirmeß, ſo klingen die leeren Gläſer, und die Hochzeiten werden mit einem frommen Faſten gefeiert. Ach, das Leben liegt mir ſo ſchwer auf dem Rücken, daß ich mich zu Tode daran ſchleppe.“

Bei dieſen Worten ſchnitt er ein weinerliches Geſicht, doch konnte ein ſcharfes Auge leicht bemerken, daß es nur eine Grimaſſe ſey.

„Tönny,“ ſagte der Gärtner, „wenn der Markgraf ankommt, mußt du ein lautes Vivat rufen.

„Ja, ja, das wird klingen wie eine zerbrochene Schelle. Aber wißt ihr auch, welcher Potentat am ruhigſten ſchläft? — Der Todtengräber! Seine Unterthanen rühren ſich nicht, auch wenn er auf ihnen trommelt.“ Er fing jetzt ſeine Fiedel wieder zu ſtreichen an, und ſang dazu mit gellender Stimme:

Der Bräutigam hat keine Schuh,
Die Braut hat keinen Strumpf;
Der Zöllner nimmt uns Kalb und Kuh,
Die Lumperei iſt Trumpf!

„Hört ihrs, der Kerl iſt ein Bundſchuher,“ ſchrie der Metzger. — „Er war ſchon dabei, als der Gugel Baſtian in Bühl einen armen Konrad machen wollte,“ rief der Wirth. Dem pfiffigen Spielmann war es bei dieſen Worten unheimlich ums Herz, und er machte ſich bereits auf eine Tracht Prügel gefaßt, als zum Glück für ſeine Haut das Zeichen von der Ankunft des Markgrafen gegeben wurde, worauf alsbald die Glocken zu läuten begannen. Tönny ſchlich ſich an das Thor, zu welchem gleich darauf der Markgraf, begleitet von ſeinem Hofmeiſter, Hans von Klingenberg und mehreren Dienern, eintritt. Die Aebtiſſin nebſt ihrem ganzen Konvente, dem Beichtvater, dem Kaplan, dem Amtmann und Verwalter, empfingen ihn an der Kloſterpforte. Der Aebtiſſin zur Seite ſtand eine holde, züchtige Jungfrau. Das grüne Sammtkleid, die goldenen mit Perlen beſetzten Armbänder, der koſtbare Spitzenkragen und das diamantne Kreuz auf der Bruſt zeigten einen höhern Stand an. Der Markgraf, nachdem er die Begrüßung der Aebtiſſin freundlich erwiedert hatte, wendete ſich ſogleich zu ihr und ſagte: „Ei, ſieh da, mein ſchönes Bäschen Kunigunde! Wie geht es auf Eberſtein? Iſt euer würdiger Vater noch geſund?“

Die Gräfin antwortete mit faſt klöſterlicher Schüchternheit, die ihren Reizen eine beſondere Anmuth gab. Die Aebtiſſin führte jetzt ihren hohen Gaſt und ſeine Begleiter in den Saal der Abtei, wohin auch die Priorin und der Beichtvater folgten. Dieſer ſehr geräumige Saal, den einige Bildniſſe badiſcher Fürſten und Fürſtinnen, ſo wie mehrere Grafen und Gräfinnen von Eberſtein, ſchmückten, war für dieſen Tag mit Guirlanden verziert, und um das Portrait des Markgrafen Philipp ſchlang ſich ein breiter Lorbeerkranz. Nach einem unbedeutenden Geſpräche über einzelne Verhältniſſe des Kloſters überreichte der Markgraf der Aebtiſſin ein kleines Buch in reichem Einband, mit den Worten: „Ehrwürdige Frau, Ihr werdet auf dieſes kleine Geſchenk einigen Werth legen, wenn ich Euch ſage, daß meine geliebte Tochter, die Herzogin Jakobea von Baiern das Büchlein ſelbſt verfaßt hat.“

Das Buch, welches die Aebtiſſin von dem Markgrafen erhielt, gehört jetzt unter die höchſten Seltenheiten der Literatur. Sein Titel iſt: Der geiſtliche Mai, und der Inhalt beſteht aus religiöſen Naturbetrachtungen auf jeden Tag dieſes Monats. Durch das Ganze weht ein Hauch der zarteſten Weiblichkeit.

Die Aebtiſſin war entzückt über dieſen Beweis von Aufmerkſamkeit, und die Frau Großkellnerin, ſowie der Kaplan, äuſſerten Ihre Bewunderung des kunſtreichen Einbandes.

„Aus welchem Kloſter ſeyd ihr, ehrwürdiger Vater,“ fragte der Markgraf den Beichtvater.

„Aus dem Kloſter St. Peter auf dem Schwarzwalde, wo die Gebeine der edlen Zähringer ruhen.“

„Euer Kloſter hat wackere Männer, die ſich mit Wiſſenſchaften und Künſten beſchäftigen.“

„Unſere Regel gebietet uns nützliche Beſchäftigung,“ antwortete der Benediktiner.

„Wollte Gott, die Mönche befolgten überall eine ſo wohlthätige Regel, aber die Luſt nach weltlichen Gütern, und was die Folge davon ſeyn mußte, Wohlleben und Müſſiggang haben die meiſten von ihrem urſprünglichen Zwecke entfernt, und zum ſchlimmen Beiſpiele für das Volk gemacht."

„Leider kann ich nicht nein ſagen," ſeufzte der Beichtvater, „doch ſind die Sitten des Adels ſowie der Weltgeiſtlichen um nichts beſſer."

„Darum iſt auch die Religion in leere Schulſtreitigkeiten ausgeartet, oder zum eitlen Gepränge geworden," fuhr der Markgraf immer ernſter fort. „Sie gleicht aber einer Schaale ohne Kern ohne die Herrſchaft über böſe Neigungen, und wo ſie nicht offenbar wird in reiner Geſinnung und tiefer Scheu vor dem Unrecht. Die Stimmen des Ungehorſams und der Empörung, welche gegenwärtig an ſo vielen Orten laut werden, klagen beſonders die an, welche zunächſt verpflichtet wären, gerecht zu ſeyn, und das zu üben, was ſie lehren."

„Die Gerüchte über Unruhen unter den Bauern vermehren ſich täglich," nahm jetzt die Aebtiſſin das Wort, „darf ich unſern gnädigſten Herrn fragen, ob auch für unſere Gegend Gefahr vorhanden ſey?"

Der Markgraf gab tröſtliche Verſicherungen.

„An allem dem Unheil iſt die neue Lehre ſchuld, „bemerkte der Beichtvater, und ein frommer Eifer färbte ſeine bleichen Wangen.

„Das Uebel ſcheint mir keineswegs neu, ſondern ziemlich alt,“ entgegnete der Markgraf. „Es ſind nun über zwanzig Jahre, ſeit ſich die Bauern im Elſaße verbündeten, und ähnliche Vereine im Bißthum Speier und im Breisgau hatten gleichfalls ſtatt, bevor Luther gegen den Ablaßhandel ſeine Säze anſchlug: Auch lauten die Artikel bei allen dieſen Verſchwörungen ziemlich gleich, und gehen überall auf Verminderung der Abgaben, Beſchränkung der geiſtlichen Pfründen und Gerichte, und Befreiung von fremden Richterſtühlen. Daneben kommen freilich auch Punkte vor, die aller Ordnung und allem Recht den Untergang drohen, und es iſt nicht zu läugnen, daß heilloſe Schwärmer und ſchlaue Betrüger die Aufregung des Volkes benützen, und es zu Freveln verleiten. Iſt der Damm einmal durchbrochen, ſo tritt der Strom über die Ufer.“

Der Markgraf ſchien keine Luſt zu haben, das Geſpräch länger fortzuſetzen, er begab ſich jezt mit ſeinen Begleitern auf die für ihn bereiteten Zimmer. Der Beichtvater benutzte das frei gewordene Feld, um ſein Herz zu erleichtern.

„Ach, ich fürchte.“ ſagte er zur Aebtiſſin, „ich fürchte, unſer Herr Markgraf ſey auch ſchon von dem böſen Wind angewebt worden, der aus Sachſen bläßt.“

„Mir ſcheint es löblich,“ verſetzte die Aebtiſſin, „wenn ein Regent ſich vom Parteihaß frei erhält, und in ſeinen Urtheilen milde und gerecht iſt.“

„Ich vergleiche das,“ entgegnete der Geiſtliche, „was er ſo eben geäuſſert hat, mit ſeinen übrigen Handlungen. Der Markgraf unterſtützt, wie ich gewiß weiß, den gefährlichen, ſchlauen Erasmus, und den ketzeriſchen Hausſchein oder Oekolampadius, wie er ſich nennt, damit ſie gewiſſe Werke in den Druck geben können, die an ſich zwar nicht verweiſlich ſind, aber unter ſolchen Händen eine Beimiſchung von geheimem Gift erhalten.“

Ohne Zweifel würde der ehrwürdige Geiſtliche noch lange fortgefahren haben, ſeine Beſorgniſſe über einen Gegenſtand, der ihn ſeit lange Tag und Nacht beſchäftigte, an den Tag zu legen, wäre nicht die Subpriorin in größter Beſtürzung hereingetreten. Der Ausdruck der Angſt in dem leichenblaſſen Geſicht ließ ein großes Unglück befürchten.

„Was iſt geſchehen, Frau von Weitersheim?“ fragte die Aebtiſſin.

„Ach, eine Erſcheinung, eine Erſcheinung!“ ſtöhnte die Kloſterdame und ſank halb athemlos auf einen Stuhl.

Die Aebtiſſin bekreuzte ſich und ſchien nicht den Muth zu haben, weiter zu fragen. Der Beichtvater, obgleich ſelbſt nicht frei von abergläubiſcher Furcht, bat die Subpriorin um nähern Aufſchluß, den ſie in folgender Erzählung gab.

„Die Gräfin Kunigunde iſt gewohnt, jeglichen Abend auf den Chor zu gehen, und dort ihr Gebet zu verrichten. Sie that dieß auch heute, aber als ſie ſich eben wieder entfernen wollte, ſchien plötzlich über dem Grabe der Gräfin Uta von Eberſtein, der Stifterin unſeres Gotteshauſes, eine Flamme aufzuſteigen, und eine unſichtbare Hand ſchob den Stein von demſelben weg. Eine weibliche Geſtalt, in welcher Kunigunde ihre Ahnfrau zu erkennen glaubte, deren Bild in unſerem Konvent hängt, erhob ſich aus der Gruft. Ihr weißes Gewand glich einem Nebel, die Hände hatte ſie über der Bruſt gefaltet und richtete den ſtarren Blick auf die junge Gräfin, und dieſe glaubte einen tiefen Seufzer zu vernehmen. In dieſem Augenblicke erloſch das ewige Licht in der Lampe, und die Erſcheinung zerfloß in die Schatten der Nacht. Der Schreck wirkte ſo ſtark auf Gräfin Kunigunde, daß ſie kaum ihr Zimmer erreichen konnte. Doch hat ſie ſich wieder etwas gefaßt und verlangte mit der Frau Priorin allein gelaſſen zu werden.“

„Das bedeutet den Untergang unſeres Gotteshauſes,“ ſeufzte die Aebtiſſin und faltete die zitternden Hände über der Bruſt.

„Ich fürchte, dieſes Geſicht deute uns Schlimmeres an,“ ſagte der Beichtvater und heftete den ernſten Blick zur Erde.

„Schlimmeres?“ fragte die Großkellnerin etwas ungläubig.

„Wäre die Verpeſtung dieſer heiligen Mauern durch die neue ſächſiſche Lehre nicht ſchrecklicher als eine Zerſtörung des Kloſters durch den Blitz des Himmels, oder durch ruchloſe Menſchenhände?“ verſetzte der Geiſtliche.

Während das Geſpräch über dieſen Gegenſtand ſich noch einige Zeit fortſpann, war die Priorin um die junge Gräfin von Eberſtein auf dem Zimmer derſelben beſchäftigt. Dieſe geiſtliche Vorſteherin aus dem Hauſe der Edlen von Lützelſtein vereinte mit einem ſchlichten, geſunden Verſtande jene edlere Weiblichkeit, die allein im Stande war, das Sittenverderbniß, welches in den Klöſtern überhand zu nehmen begann, von den Pforten ihres Gotteshauſes noch etwas entfernt zu halten. Die junge Gräfin von Eberſtein fühlte ſich darum auch beſonders zu ihr hingezogen, und jetzt, da die Erſcheinung in der Kirche ihre Seele mit den bangſten Ahndungen erfüllt hatte, war es ihr Bedürfniß, die innerſten Gedanken einer mütterlichen Freundin mitzutheilen und bei ihr Troſt und Rath zu ſuchen.

„Ich möchte mich gerne überreden,“ ſagte ſie zu der Priorin, „daß mich meine Sinne getäuſcht, allein ich bin mir zu gut des Gegentheils bewußt und die Erſcheinung meiner Ahnfrau ſteht mit gewiſſen Umſtänden in zu genauer Verbindung, als daß noch ein Zweifel über die Wirklichkeit und Bedeutung derſelben bei mir ſtatt finden könnte. Mein Vater neigt ſich, wie Euch, ehrwürdige Frau, bekannt iſt, zur Kirchenreformation, und wir haben in unſerem Hauſe eine uralte Prophezeiung, die ſo lautet:

„Die Roſe von Eberſtein wird erbleichen,
„Wenn die Kinder vom Sinne der Väter weichen.

Dieſe verhängnißvolle Zeit ſcheint nun gekommen, und mir iſt es vielleicht zugedacht, den Untergang unſeres edlen Geſchlechtes mit dieſen Augen zu ſehen. Ich habe darum, und weil ich überhaupt nicht in einer Welt voll Verwirrung leben kann, den Entſchluß gefaßt, mich dem Himmel zu weihen, und hielt mich in dieſer Abſicht länger bei Euch auf, als gewöhnlich, um wahrzunehmen, ob in dieſen Mauern der Ort ſey, wo der Friede ſeine Heimath hat.“

„Meine Tochter,“ nahm jetzt die Priorin das Wort, „wenn ich auch Eueren Entſchluß billige, ſo kann ich Euch doch nicht rathen, unſer Kloſter zu wählen. Man hat geglaubt, es bei adelichen Frauen mit der Ordensregel weniger ſtreng nehmen zu müſſen, weil man vorausſetzte, daß ihre Erziehung ſie mehr an Zucht und Sitte gewöhnt habe.“

„Dem iſt leider nicht ſo! Die meiſten legen bei uns das Gelübde ab, weil ſie ſich dadurch ein bequemeres Leben ſichern, aber ihr Herz bleibt in der Welt zurück. Dazu kommt, daß unſre Abtei ſo häufig von Gäſten beiderlei Geſchlechts beſucht, und die klöſterliche Stille durch weltlichen Lärm geſtört wird, da erwachen denn in der jugendlichen Bruſt gar manche Wünſche und Begierden, die ſich nicht mit der Abgeſchiedenheit vertragen, in welcher die Unſchuld und die Reue eine Zuflucht finden ſollen. Ihr werdet dieß alles und noch mehr ſelbſt beobachtet haben. Beſteht Ihr auf Eurem löblichen Vorhaben, ſo iſt mein wohlgemeinter Rath, Ihr nehmt den Schleier im Kloſter Lichtenthal, wo jetzt Eure Baaſe, die Prinzeſſin Maria von Baden, Abtiſſin iſt, eine fromme, kluge und verſtändige Dame, die Euch Mutter ſeyn wird. Aber freilich, die Regel der Ziſterzienſerinnen iſt hart!“ Die junge Gräfin erwiederte mit einem milden Lächeln, welches wie ein Lichtſtrahl die düſtern Schatten auf ihrem holden Antlitz zerſtreute: „Meine Mutter ſagte oft: wem die Natur einen ſchwachen Körper verliehen, der müßte ſeinen Geiſt ſtark zu machen ſuchen. Auch habe ich von der heiligen Hildegard, welche das Kloſter bei Bingen erbaut, geleſen, daß ſie einen Ring getragen, in den die Worte gegraben waren: Ich leide gern! Dieſer freudige Muth fehlt mir freilich noch, aber Gott wird ihn ſchicken.“

„Wollte Gott,“ ſeufzte die Priorin, „unter unſern Novizen wäre nur Eine von ſolcher Geſinnung.“

„Es ſcheinen mir gute Mädchen.“

„Wie mans nimmt,“ entgegnete die Frau von Lützelſtein. „Wenigſtens möchte ich für ihren Kloſterberuf nicht einſtehen: Das Fräulein von Engen, z. B., geht in das Kloſter, weil ſie zu viel Verſtand hat, um bei ihrem Höcker und ihren Pockennarben auf das Glück der Liebe zu hoffen; Klara von Bof iſt die jüngſte von ſieben noch unverehelichten Schweſtern, und hat keine Wahl als zwiſchen Nonne und Hoffräulein, allein die letzte Stelle iſt ſchwer zu finden. Guda von Ramſtein ſcheint an einem geheimen Kummer zu leiden, und ihre Wünſche und Hoffnungen nicht auf unſer Thal zu beſchränken. Da habt ihr das junge Kleeblatt.“

„Die Ramſtein iſt hübſch,“ ſagte Kunigunde, „und ihr Geſicht flößt Vertrauen ein, aber auf ihrer Stirne liegt ein trüber, ſchwermüthiger Ernſt, der zurückſchreckt.“

„Es giebt Herzen, die für ihr Leid keine Theilnahme brauchen können. Aber hört, Gräfin, die Glocke ruft zum Nachteſſen!“

Kunigunde wäre bei der Bewegung ihres Gemüth's lieber auf ihrem Zimmer geblieben, da ſich jedoch kein ſchicklicher Vorwand fand, ſich der Gegenwart des Markgrafen zu entziehen, ſo folgte ſie der Priorin in den Speiſeſaal der Abtei.

## II.

Ein klöſterliches Speiſezimmer bietet ſo wenig merkwürdiges dar, daß eine Beſchreibung deſſelben unſern Leſern nothwendig lange Weile verurſachen müßte. Die Küche war trefflich, doch galt dieß mehr von der

Zubereitung als von der Seltenheit und Koſtbarkeit der Speiſen. Die Gräfin erhielt ihren Platz neben dem Markgrafen, der ſich auch meiſt mit ſeiner liebenswürdigen Baſe unterhielt.

Herr von Klingenberg hatte den Kaplan zum Tiſchnachbar. Vater Zacharias, ſo hieß der Ehrenmann, war ein Auguſtinermönch aus dem Kloſter Weil, in deſſen rundes, volles Geſicht Kummer und Sorgen nie eine Spur eingedrückt hatten. Er kannte keinen höhern Lebensgenuß, als die Freuden der Tafel, und der Kloſterſtand würde in ſeinen Augen viel von ſeiner Ehrwürdigkeit verloren haben, wenn er nicht den ruhigen Genuß jener Freuden gewährt hätte. Er war übrigens der beſte Menſch von der Welt, und beim vollen Glaſe konnte er ſogar Neckereien gegen das Mönchsthum ertragen, wenn man nur die Auguſtiner als Ausnahme, und die Einkünfte der Geiſtlichkeit überhaupt als göttliche Einrichtung gelten ließ. Herr von Klingenberg hatte ſeinen Mann auf den erſten Blick weg, und ſuchte das Geſpräch auf den Bauernkrieg zu leiten. Dieß hieß den guten Auguſtiner auf der ſchwächſten Seite angreifen. Die Bauern hatten die Kloſterſpeicher und Kloſterkeller geleert, und über dieſen Punkt verſtand der ehrwürdige Kaplan keinen Scherz. Sein Eifer wurde ſo laut, und er unterſtützte denſelben ſo kräftig mit der Flaſche, daß er bald die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft und auch die des Markgrafen auf ſich zog. Die fröhliche Stimmung, welche durch dieſen Auftritt entſtand, wurde jedoch plötzlich durch eine andere Erſcheinung unterbrochen.

Eine abgehärmte weibliche Geſtalt im Nonnengewand trat in den Saal. Die Muskeln des wachsbleichen Geſichtes ſchienen alle Spannkraft verloren zu haben, und im ſcheu rollenden Auge lag Wahnſinn. Sie trug eine Mandoline im Arm, warf einen flüchtigen Blick auf die Geſellſchaft und ſchritt dann langſam und feierlich gegen die Tafel vor. „Um Gottes willen, das iſt Frau Beate,“ rief die Aebtiſſinn in großer Verlegenheit: „man muß ſie auf ihr Zimmer bringen.“

„Iſt dieß eine Dame dieſes Gotteshauſes?“ fragte der Markgraf.

„Ach ja,“ antwortete die Aebtiſſin, „aber ihr Verſtand iſt etwas zerrüttet, doch hält ſie ſich ſtill und ruhig, macht alle klöſterlichen Gebräuche mit, ſpricht oft wochenlang kein Wort und verläßt nur ſelten ihr Zimmer. Bisweilen ſpielt ſie auf ihrer Mandoline, und ſingt wunderliche Lieder.“

Die Wahnſinnige ſtimmte unterdeſſen ihr Inſtrument; die Aebtiſſin gab der Großkellnerin einen Wink, die Unglückliche mit guter Art zu entfernen, allein der Markgraf bat, ſie gewähren zu laſſen.

Frau Beata, ohne im mindeſten zu bemerken, was vorging, fuhr jetzt raſch in die Saiten und ſang mit klagender, unſicherer Stimme:

Die Frauen und die Ritter
Sie ſitzen beim luſtigen Mahl,
Da tritt mit ſeiner Zitter
Der Knochenmann in den Saal.

Will in den Schlaf euch ſingen,
Geendigt iſt das Bankett,
Will euch zur Ruhe bringen,
Ich hab ein geräumiges Bett.

Bin weit umhergegangen,
Zu ſuchen mir eine Braut,
Die mit ſchneeweißen Wangen
Wird morgen mir angetraut.

Komm, Schöne, Lilienbleiche,
Mir dienen Fürſten und Herrn,
Wenn ich die Hand dir reiche,
So bleibt die Sorge dir fern.

Nachdem ſie geendigt hatte, irrte ihr Blick ſcheu im Saale umher, als ſuche ſie einen Gegenſtand, dann rief ſie plötzlich mit dumpfer, hohler Stimme: „Betet, daß eure Flucht nicht geſchehe im Winter!“ und ſchritt hierauf langſam wieder von dannen.

„Iſt die Arme ſchon lange in dieſem Zuſtande?“ fragte der Fürſt theilnehmend.

„Seit ſechs Jahren,“ antwortete die Aebtiſſin, „ſie genaß damals von einer ſchweren Krankheit und man bemerkte von dieſer Zeit an eine tiefe Schwermuth an ihr. Unglücklicherweiſe gerieth ſie jetzt über ein Buch, die heimliche Offenbarung Johannis, welches der berühmte Meiſter Albrecht Dürer zu Nürnberg, mit künſtlichen Figuren in Holz geriſſen, herausgegeben, und bald ſetzte ſich in ihrem Kopfe der Gedanke feſt, daß die Dinge der letzten Zeit herannahten, und die Welt in ihren Sünden untergehen müſſe. Wunderbarlich iſt es, daß ſie bisweilen Begebniſſe vorherſagt, die pünktlich eintreffen.“

„Im Ganzen hält man den Wahnſinn für Eingebung, bemerkte der Fürſt, und in der That möchte es ſchwer ſeyn, das, was wir ſo nennen, immer vom wirklichen, innern Sehen gehörig zu unterſcheiden. Wenn der Menſch mit der Vergangenheit verknüpft bleibt, ſollte er ohne alle Berührung ſeyn mit der Zukunft? Das Thier hat Ahnung davon, wenn Sturm, Erdbeben und Seuchen ſich nähern, und wäre ihm die Gabe der Sprache verliehen, ſo würde er dieſe Erſcheinungen vorherſagen. Sollte der Menſch dieſes Ahnungsvermögen nicht im höhern Grade beſitzen? Mir fällt eine Geſchichte ein, die ich ſelbſt erlebt habe, und welche meine Meinung zu beſtätigen ſcheint. Ich trat ſehr jung in franzöſiſche Kriegsdienſte und machte in Paris die Bekanntſchaft eines Grafen von St. Florentin, der mit mir von gleichem Alter war; zwiſchen jungen Leuten knüpft ſich leicht ein Band der Freundſchaft und wir wurden bald unzertrennliche Gefährten. Der Graf beſaß Geiſt, Muth und eine unverwüſtliche Heiterkeit. Nichts in der Welt vermochte ſeinen fröhlichen Sinn zu trüben. Ludwig XII. ſchickte um dieſe Zeit den Venetianern eine Flotte gegen die Türken zu

Hülfe und mir wurde dabei ein Schiff anvertraut. Mein Freund hatte dieß kaum vernommen, als er ſich entſchloß, den Feldzug an meiner Seite als Freiwilliger mitzumachen. Umſonſt waren die Vorſtellungen ſeiner Familie, ſeiner ſchönen Verlobten, er beharrte auf ſeinem Vorſatze. Unſere erſte Unternehmung war auf die Inſel Lesbos gerichtet. Die Fahrt ging etwas langſam von ſtatten, denn wir hatten oft mit widrigem Winde zu kämpfen. Der Graf verlor keinen Augenblick ſeinen heitern Muth, er lachte, ſang und ſchwur oft in ſeiner drolligten Weiſe, er wolle ſeiner Braut den Bart des türkiſchen Großadmirals zum Hochzeitsgeſchenk bringen. Endlich näherten wir uns der Inſel, und von dieſem Augenblicke an ging in der Seele meines Freundes eine auffallende Aenderung vor. Zum erſten Mal, ſeit ich ihn kannte, bemerkte ich einen finſtern Ernſt auf ſeinem Geſicht, und als ich ihn um die Urſache fragte, gab er mir zur Antwort: Es iſt ſeltſam und unerklärlich, mit dem erſten Blick auf die Stadt Lesbos wandelte mich eine Melancholie an, die ich nicht zu meiſtern vermag, und ich habe in mir ein Gefühl, daß dieſer Tag der letzte meines Lebens ſeyn werde. Ich ſuchte ihn erſt durch Scherz, dann auch durch ernſte Vorſtellungen zu beruhigen, allein er blieb in ſeiner troſtloſen Stimmung, bis wir gelandet hatten, und einen großen Trupp Türken aus der Feſtung gegen uns anrücken ſahen. Jetzt ſchien ſeine Herzhaftigkeit über ſein böſes Blut zu ſiegen. Unſere meiſten Soldaten waren noch nicht ausgeſchifft, und die Gefahr dringend. Ich ſammelte in Eile einen Haufen Edelleute, die bereits gelandet waren, und wir gingen dem Feinde mit raſchem Schritt entgegen, der Kampf war hartnäckig, wir gewannen anfangs einige Vortheile, und machten ſogar Gefangene. Der Graf hatte ſich mit eigener Hand eines türkiſchen Offiziers mit einem ſtattlichen Bart bemächtiget. Bald zog der Feind jedoch Verſtärkung an ſich, und wir mußten der Uebermacht weichen. Unſer Rückzug geſchah in ziemlicher Ordnung, der Graf hatte ſeinen Gefangenen an der Seite, und rief mir lachend zu: Mit dem Bart dieſes Burſchen werde ich mein Gelübde löſen. Aber kaum war das Wort aus ſeinem Munde, als der Gefangene einen verſteckten Dolch hervorzog, und dem Grafen das Herz durchbohrte. Der Schurke war, wie ſich's nachher ergab, ein franzöſiſcher Renegat, und hatte aus Zorn über die höhnende Drohung meines Freundes die blutige That verübt. So mußte die Ahnung des unglücklichen jungen Mannes durch ihn ſelbſt in Erfüllung gebracht werden!“

Während der Tafel waren im Kloſter noch zwei Gäſte auf verſchiedenen Wegen angekommen. Sie trafen zu gleicher Zeit am Thore ein, und wurden in ein Zimmer neben der Küche geführt, welches zur Aufnahme von Pächtern, Schultheißen und überhaupt ſolchen Perſonen diente, die man ſchicklicher Weiſe weder zu dem Geſinde ſetzen noch vor die ſogenannte Hoftafel der Abtei ziehen konnte. Zwar hätten dieſe beiden Männer allerdings zu einer andern Zeit auf ſolche Ehre Anſpruch machen dürfen, allein die Gegenwart des Fürſten diente jetzt der Pförtnerin zur hinreichenden Entſchuldigung eines ſcheinbaren Mangels der Achtung gegen Männer vom geiſtlichen Stande, denn dieſem gehörten die Fremden an. Als eine Laienſchweſter eine Lampe hereinbrachte, und die Geſtalten ganz ſichtbar wurden, ſchienen beide ſich mit einiger Verlegenheit zu betrachten. Der eine, dem Anſchein nach im Alter von dreißig Jahren, von mittlerer Größe, ziemlich ſchmächtig, mit ſtark gezeichneten Umriſſen des Geſichts, welches wir überhaupt mit dem Ausdrucke eines geiſtigen bezeichnen möchten, weil ſich in allen Zügen eine lange, ununterbrochene geiſtige Thätigkeit ankündigte. Eine gewiſſe Schüchternheit, die weniger aus Mangel von Kraft und Selbſtvertrauen, als aus dem Gefühl der Unbehülflichkeit im geſellſchaftlichen Leben entſpringt, gab ihm den falſchen Anſtrich, der in Dummköpfen aus den höhern geſellſchaftlichen Ordnungen ſo leicht den Dünkel der Ueberlegenheit erzeugt. Der zweite Fremde bildete den ſchneidendſten Gegenſatz von dem erſteren. In ihm hatte die Natur das Urbild eines polemiſchen Fauſtkämpfers ausgeprägt. Es iſt ſchwer, ja unmöglich, eine ſolche Figur mit

Worten zu zeichnen. Der Leſer denke ſich einen Mann zwiſchen vierzig und fünfzig, von mehr als gewöhnlicher Größe, wohl genährt und von ſtarkem Knochenbau. Das doppelte Kinn wird von hängenden Wangen zum Theil beſchattet, und auf der hohen, platten Stirn ſtehen in leſerlicher Schrift die Worte der Schlange: ihr werdet ſeyn wie die Götter. Das Bewußtſeyn dieſer Gottähnlichkeit liegt euch offen in den kleinen, von Zeit zu Zeit auffunkelnden Augen, ſo wie in den weiten Naſennüſtern, die mit dem durch ſtarke Lippen gebildeten Munde zugleich Härte und bäuriſchen Stolz ausdrücken. In jedem Zuge herrſcht die Sinnlichkeit über das geiſtige Element vor, doch erſcheinen beide ſo wunderſam gemiſcht, daß ſie ihre Nahrung aus einer und derſelben Quelle zu ziehen ſcheinen. Die zwei Gäſte, welche ein neckiſcher Zufall in dem Pfortenſtübchen eines Nonnenkloſters zuſammengeführt, beobachteten ſich wechſelſeitig, als wollten ſie erſpähen, ob ſie ſich als Freunde zu begrüßen, oder als Feinde in die gehörige Lage gegen einander zu ſtellen hätten. Endlich ſchien der Kleinere, Schmächtige den Weg zu einem Zweigeſpräch bahnen zu wollen, indem er eine durch langen Gebrauch unſcheinbar gewordene Doſe hervorzog, und dem andern eine Priſe anbot. Der ſtämmige Sohn der Kirche zauderte einen Augenblick, nachdem er bereits die Finger zum Empfang der Gabe ausgeſtreckt hatte, und ſchien zu überlegen, ob er nicht Gefahr laufe, ſeine Naſe mit ketzeriſchem Taback zu verunreinigen, doch bekämpfte er männlich die Bedenklichkeit, und nahm das freundlich angebotene Friedensgeſchenk mit leichtem Kopfnicken an. In dieſem Augenblicke wurde das Eſſen aufgetragen, und das Geſpräch nahm ſeinen Anfang.

Indem wir im Begriffe ſind, unſern Leſern die merkwürdige Unterhaltung wenigſtens Stückweiſe mitzutheilen, müſſen wir ſie zum beſſern Verſtändniß mit den Namen der ſprechenden Perſonen bekannt machen. Der kleine Mann war der berühmte Caſpar Hedio aus Ettlingen, der eben von Mainz kam, und nach Straßburg ging, um dort eine Predigerſtelle anzutreten. Er hatte einen Brief von einer Dame in Mainz an die Sakriſtanin abzugeben, und der Inhalt dieſes Schreibens hing vielleicht mit der geheimen Abſicht des Predigers zuſammen, allenthalben auf ſeinem Wege, beſonders aber in einigen Klöſtern, zu erforſchen, welche Wirkungen Luthers Lehre in dieſen Gegenden hervorgebracht, und ob nicht ein empfänglicher Boden hier zu finden ſeyn dürfe, um den Saamen der Reformation darauf auszuſtreuen. Ein Landsmann Hedio's, der gelehrte Franz Jenicus oder Friedlieb, hatte ſich auch wirklich erboten, dieſes Geſchäft in dieſem Theile ſeines Vaterlandes zu übernehmen, und harrte nur noch der Nachrichten, welche jener ihm mittheilen würde.

Der zweite Gaſt war Pfarrer auf einem der Abtei zugehörigen Dorfe, und hieß Dominikus Weißlinger. Der Name und noch mehr die merkwürdige Geiſtesverwandtſchaft mit dem berühmteſten und gröbſten aller Kontroverſiſten, Johann Niklas Weißlinger, laſſen vermuthen, daß beide von einer und derſelben Familie auszweigten, ja, wir möchten noch weiter gehen und behaupten, der ſpätere Abkömmling des polemiſchen Titanengeſchlechtes habe in den uns unbekannten und ohne Zweifel nie gedruckten Papieren ſeines Stammgenoſſen, den wir jetzt in der Abtei Frauenalb finden, jene wunderbare Phraſeologie entdeckt, womit er gegen Luther, Hutten und andere Reformatoren auftrat, und worin bisweilen mit dem derbſten cyniſchen Schmutz eine Art kauſtiſchen Witzes und ſalziger Lauge ſich vereinigte. Die kirchlichen Athleten jener Zeit erinnern lebhaft an die homeriſchen Helden, die ein, wenn auch nur rohes, doch ſcharfes und kräftiges Gepräge hatten, während in unſerer Zeit an jedem Individuum bloß noch der Charakter einer civiliſirten Gattung ſichtbar geblieben.

„Ich habe ohne Zweifel einen Herrn Confrater vor mir,“ begann der Dorfpfarrer das Geſpräch, nachdem er das dritte Glas geleert hatte.

„Ihr ſeht in mir einen unwürdigen Diener des Evangeliums,“ antwortete Hedio.

Das Geſicht ſeines Nachbars verfinſterte ſich merklich. Ihr ſeyd doch wohl auch ein Diener der katholiſchen Kirche, welche beſtimmt iſt, das heilige Wort aufzubewahren und rein zu erhalten.“

„Wenn Ihr die Kirche meint, welche unſer Herr und Meiſter geſtiftet hat, ſo kann ich Eure Frage mit Ja beantworten.“

„Es gibt keine Andere,“ rief der Dorfpfarrer, indem er wieder ſein Glas füllte.

„Ich ſollte doch meinen, daß zwiſchen der katholiſchen und der römiſchen Kirche ein Unterſchied ſey.“

„Aha, pfeift der Vogel aus dieſem Ton! ich hätte gleich an den Federn erkennen ſollen, daß er aus einem Neſte komme, in welches der ſchwarze Auguſtiner-Kukuk ſeine Hahneneier gelegt“

Hedio ſchwieg, der Pfarrer aber fuhr fort: „Als Euer Apoſtel, den Gott verdamme, ſein neues Evangelium ſchrieb, da ſtand der Teufel hinter ſeinem Stuhl, und diktirte ihm die Worte, darum ward es ein Buch der Lüge und der Gottesläſterung. Aber umſonſt brüllt der abtrünnige Mönch wie ein Stier, den eine Bremſe geſtochen, und rennt mit den Hörnern wider den Fels, auf welchem der Herr ſeine Kirche erbaut! Die Hörner zerſplittern, und das Thier ſtürzt zu Boden, und ſtreckt die Zunge hervor, die einſt in der Hölle zum Schmaus der böſen Geiſter eingepfeffert werden wird.“

„Ihr redet Euch ohne Noth außer Athem,“ erwiederte Hedio mit großer Ruhe: „wo man für Licht und Wahrheit kämpft, da kommt es weder auf die Worte der

Lunge, noch auf den Stachel der Zunge, ſondern einzig und allein auf Gründe der Vernunft an.“

„Das iſt das Fundament Eurer ketzeriſchen Lehre,“ unterbrach ihn Weislinger; „die blinde Vernunft wollt ihr ſetzen zum Richter über die Geheimniſſe Gottes, und vermeßt euch, da zu klügeln und zu kritteln, wo der ſchwache, ſündige Menſch nur glauben und anbeten ſoll. Die Hoffart der Schlange iſt in Euch gefahren, und ihr Zahn hat Eure Seele vergiftet, aber die Krone, die das liſtige Thier trägt, wird einſt von den hölliſchen Schmiedegeſellen glühend gemacht und Eurem falſchen Propheten auf das vermaledeyte Haupt gedrückt werden, an ſeinem Krönungstage, wenn alle die um ihn tanzen mit Heulen und Zähnklappern, welche er verführt und um die Gnade der Erlöſung betrogen.“

Hedio ſtand auf vom Tiſche. „Ich will meine Herberge im Kloſterwirthshauſe nehmen, um nicht Eure Ruhe länger zu ſtören.“

„Was, Ihr wollt mir nicht Rede ſtehen? Ich will Euch aus der Bibel beweiſen, daß Eure Lehre vom Satan iſt.“

„Wir beide werden dieſe große Frage nicht zur Entſcheidung bringen, damit Ihr aber ſeht, daß ich in der Bibel kein Fremdling bin, will ich Euch einen Text zum Abſchied geben.“

„So du den Narren in einen Mörſer thäteſt, und ſtampfteſt ihn zu Grütze, ſo wiche ſeine Narrheit doch nicht von ihm.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich Hedio.

Der Dorfpfarrer gerieth vollends außer ſich. „Was, mich einen Narren ſchelten? Ihr Lügner, Betrüger, Gottesläſterer, Atheiſten, Himmelsdiebe, bibliſche Falſchmunzer, Tempelſchänder, Wortvergifter, Seelenmörder, Heilsräuber, Volksaufwiegler, Thronenſtürmer, Zwietrachttrompeter, Nonnenverführer, Schriftenfälſcher, Baſtarde des Teufels und der Schlange, wenn man aus allen Tannen und Eichen des Schwarzwaldes einen Scheiterhaufen baute, er wäre nicht groß genug, um dieſe Satansbrut mit allen ihren Eiern zu zerſtören.“

Dieſe Worte ſchrie er dem Weggehenden noch aus der Thüre nach. Schweſter Barbara, die den Lärm in der Küche vernommen, trat beſtürzt herein: „Was iſt geſchehen, ehrwürdiger Herr?“

„Saubere Zucht, das klöſterliche Taubenneſt ſteht offen für die Marder und Jltiſſe, und die Diener des Herrn werden gemißhandelt unter ſeinem Dache.“

„Seyd Ihr beleidigt worden?“ fragte die Schweſter.

„Wer den Diener ſchmäht, der ſchmäht den Herrn. Aber ich habe längſt gemerkt, daß der ketzeriſche Wind auch ſchon durch die Ritzen dieſer Fenſter und Thüren hereinbläst, und der ſündliche Kitzel durch die wollene Kutte ſticht; der irdiſche Geſpons iſt Euch lieber als der himmliſche, und die Hochzeit zu Cana gefällt Euch beſſer, als die Hochzeit des Lamms.“

Die Schweſter war ein Landmädchen von geſundem Verſtande und aufgeweckter Gemüthsart. Da die Küche des Kloſters ihre ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm ſo blieb ihr weder Zeit noch Luſt, ſich mit myſtiſchen Dingen zu beſchäftigen, und ſie ſagte in voller Unſchuld: „Meint Ihr vielleicht die Hochzeit des jungen Lammwirths in Speſſert? ſie wird am nächſten Dienſtag ſeyn. Er iſt mein Vetter, und ich habe ihm zwei Haſen dazu geſpickt.“

„Welche Frechheit, oder welche Dummheit,“ rief Weiklinger! „da haben wir ein neues Beiſpiel, wie ſehr auch in dieſem Gotteshauſe der Unterricht im beſchaulichen Leben vernachläßigt wird! Hebe dich weg, du gebrechliches Gefäß von Erde!“

„Aus Erde ſind wir Alle, und ich wüßte nicht, warum eine Kloſterſchweſter von Dreißig gebrechlicher ſeyn ſollte, als ein Dorfpfarrer von Vierzig.“

„Weib, haſt Du die erſte Kloſterregel, die des Schweigens, noch nicht gelernt?“

„Das würde eine ſchöne Wirthſchaft werden in meiner Küche, wenn ich nicht reden dürfte.“

„Sprich zu Deinem Geſinde, ich bin ein Geſalbter des Herrn, dem man nur antwortet, wenn er fragt.“

„Eure Salbe in Ehren, wenn ich aber einen Gaſt in dieſem Pfortenſtübchen ſchreien höre, wie einen Beſeſſenen, ſo iſt es meine Pflicht, zu ſehen, ob er von einem böſen Feind angefallen worden, um ihm meinen ſchwachen Beiſtand anzubieten.“

„Meinſt Du, ich hätte nicht Kraft genug, gegen Welt, Fleiſch und Teufel zu kämpfen, und ſie mit dem Blitz des Gebets, oder mit dem Donner der Rede zu zerſchmettern?“

„Der böſe Feind muß Euch doch arg zugeſetzt haben, ſonſt hättet Ihr nicht ungebührlich von unſerm Gotteshauſe geſprochen.“

„An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Die Finger der Jungfrau haben ſich verunreinigt, indem ſie Windeln für arme Bauernweiber aus Chorröcken machten, und als ich neulich in die Sakriſtey kam, und mich mit dem Waſſer aus dem Weihkeſſel beſprengte — ich will es nicht ausſprechen, welch' ein Geruch mir da in die Naſe ſtieg! Horribile dictu!“

„Ach,“ ſagte Schweſter Barbara mit unterdrücktem Lachen, „das iſt ein alberner Streich, den die muthwilligen Novizinnen der alten Frau von Bulach geſpielt.“

„Wenn das geſchieht am grünen Holz, was wird erſt am dürren werden,“ ſeufzte der Pfarrer. „Aber ich bin dem Meiſter Pferdefuß noch weiter auf der Spur! Es ſoll ihm gelungen ſeyn, die deutſche Bibel, welche Antonius Sorg Anno 1477 zu Augsburg druckte, in eure Zellen einzuſchmuggeln.“

„Der böſe Feind wird doch das Wort Gottes nicht herumtragen?“

„Das Paradies war ein Garten Gottes, und doch ſchlich ſich der Engel der Finſterniß in Geſtalt einer Schlange hinein, und bethörte das erſte Weib, und das Weib bethörte den Mann, und ſo wurden wir alle bethört, die wir von ihnen abſtammen, — doch iſt es Zeit, den müden Körper, dieſen trägen Eſel, der die unſterbliche Seele trägt, zur Ruhe zu bringen. Seyd ſo gut, Schweſter Barbara, ſchickt mir einen Schlaftrunk.“

„Wollt Ihr Kirſchenwaſſer, Heidelbeerwaſſer, oder —

„Nichts von alle dem, was der Witz des Menſchen bereitet, ſondern die reine, lautere Gabe der Natur. Ich bitte um eine Flaſche Arbſt vom Einſiedlerhofe.“

„Der Abteidiener wird ſie Euch bringen. Gute Nacht, ehrwürdiger Herr.“

„Gute Nacht, Schweſter Barbara, vergeßt nicht einen Bußpſalm zu beten, damit keine böſen Anfechtungen Euren Schlaf beunruhigen. Glaubt mir, die Träume ſind gefährlich, und laſſen oft einen Stachel im Fleiſche zurück.“

## III.

Die Nachricht von dem Auftritte zwiſchen den beiden Geiſtlichen hatte ſich ſchnell im ganzen Kloſter verbreitet. Das Zartgefühl der frommen Frauen mußte verletzt werden durch das rohe Betragen ihres Pfarrers gegen einen Gaſt, welcher von ſeiner Seite nicht die geringſte Veranlaſſung dazu gegeben. Indeſſen war die Derbheit und Leidenſchaftlichkeit des Dorfzeloten zu bekannt, und hatte zu oft ſchon ähnliche Scenen herbeigeführt, als daß ſie ein Befremden erregen konnten. Der Markgraf, welcher gründliche Gelehrſamkeit ſchätzte, und literariſche Unternehmungen oft freigebig unterſtützte, ließ den Mainzer Prediger, deſſen Name ihm nicht fremd geblieben war, auf den andern Tag zu ſich einladen.

Hedio erſchien vor dem Fürſten zur beſtimmten Stunde. Er zeigte anfangs einige Verlegenheit, die ſich jedoch ſchnell verlor, als jener ihn freundlich anredete:

„Ihr ſeyd aus der Markgrafſchaft, und ich freue mich deſſen, da die Ehre, die Ihr Eurem Namen macht, auch zum Ruhme des Vaterlands gereicht. Warum habt Ihr Mainz verlaſſen?“

„Gnädigſter Herr, in einer geiſtlichen Reſidenz iſt der Boden nicht günſtig für den Saamen einer Lehre, welche für die Beſitzer reicher Pfründen wenig Anziehendes haben kann.“

„Ihr habt Euch an die Reformatoren angeſchloſſen?“

„Ich glaubte meiner Ueberzeugung folgen zu müſſen.“

„Das ſollte jeder, den ſeltnen Fall ausgenommen, da wir Urſache haben, in unſre eigene Einſicht Mißtrauen zu ſetzen, und einer höhern, fremden zu folgen.“

Es entſtand jetzt eine kleine Pauſe; der Markgraf ſchien eine Antwort zu erwarten, als dieſe aber nicht erfolgte, fuhr er fort: „Die Kirche bedarf einer Verbeſſerung, wenn nicht das Schlimmſte zum Schlimmen kommen ſoll.“

„Dieſe Worte meines gnädigen Herrn geben mir die ſchöne Hoffnung, daß auch für mein Vaterland ein neuer, heiterer Morgen anbrechen werde.“

„Ich habe bis jetzt noch keinen der neuen Prediger zugelaſſen, und Ihr werdet vielleicht meinen Gründen Euern Beifall geben. Wenn der Stoß zu einer großen Bewegung von einer unſichtbaren Kraft ausgeht, ſo ſoll der Menſch nicht leichtſinnig eingreifen, ſo lange er nicht Meiſter der Elemente iſt, aus denen dieſe Bewegung ſich bildet. Ich bin nur Herr meiner That, doch nie ihrer Folgen.“

„Wenn Gott den Weg zeigt, ſo ſoll ihn der Menſch auch betreten.“

„Wie aber, wenn Tauſende glauben, ſich bereits auf dieſem Wege zu befinden? Aber hört mich weiter!

Was uns vor Allem Noth thut, iſt Herſtellung der Zucht bei der Geiſtlichkeit, wie bei den Layen. Ich wünſchte, man möchte ſich weniger über Lehrſätze ſtreiten, und die Bemühungen hauptſächlich auf Erweckung des chriſtlichen Sinnes wenden. Die duldſame Liebe und das freudige Vertrauen ſind untergegangen, und dieſe wird keine Polemik wieder ins Leben rufen; allenthalben gährt es in den Gemüthern, die Zeichen deuten einen Sturm an, der jedoch wenig oder nichts mit der Religion gemein haben wird. Ihrem Verfall geht die Verderbniß der Sitten voran. — Wenn mich etwas der Reformation befreundet, ſo ſind es nicht einzelne Meinungen, ſondern es iſt der Grundſatz ſelbſt, die Freiheit der Gewiſſen. Ueber einige Lehren und Anſichten ſcheint mir Luther nicht minder im Irrthum als ſeine Gegner. Beide haben oft Unrecht, nur in verſchiedenem Sinne.“

„Wäre es nicht unbeſcheiden, ſo würde ich meinen gnädigſten Fürſten um eine Erläuterung bitten.“

„Ich will mich gerne näher erklären. Wenn im Laufe der Zeit manche Bilder und Zeichen ihre urſprüngliche Bedeutung verloren und man ſie zuletzt für die Sache ſelbſt genommen, ſo iſt das ein trauriger Irrthum; wenn nun aber Luther und ſeine Anhänger ſolche Bilder und Zeichen als ſchnöde Abgötter verwerfen, ſtatt ihren wahren Sinn wieder herzuſtellen, ſo ſind ſie gleichfalls in einem Irrwahne befangen, nur von anderer Art; ich will ein Beiſpiel geben. Der Gebrauch des Salzes und des Oels bei der Taufe erſcheinen jetzt manchem als unnöthig, ja ſogar als abergläubiſch, und doch wurden ſie nur eingeführt als Zeichen der Weisheit und der Stärke, die dem Chriſten ſo wohl ziemen. Mit dem Fegefeuer iſt es eben ſo: dieſer Begriff iſt weit älter als das Chriſtenthum, aber ſpäter gleichfalls verunſtaltet worden; in den religiöſen Myſterien aller uns bekannten Völker finden wir den Glauben an eine Läuterung des Irdiſchen, und man bediente ſich des Waſſers und beſonders des Feuers als Symbole einer ſolchen Reinigung. Vielleicht iſt die Sitte des Verbrennens der Todten aus eben dieſer Vorſtellung entſtanden. Leider iſt es das Loos aller Bilderſprachen, daß ſie zuletzt buchſtäblich verſtanden werden, und zu Abgötterei und Aberglauben führen."

„Nach der Lehre des Evangeliums, entgegnete Hedio, tritt der Menſch in das andere Leben entweder als Sünder und iſt dem Gerichte verfallen, oder vollkommen gerechtfertiget durch die Gnade und das Verdienſt des Erlöſers, und bedarf dann keiner weitern Reinigung mehr."

„Es mag einzelne Menſchen geben, die hier ſchon ihre Vollendung erringen, allein die Zahl iſt ohne Zweifel ſehr klein. Indeſſen laſſe ich mich nicht gern in die theologiſchen Subtilitäten über Gnade, Verdienſt und Rechtfertigung ein. Nur wünſchte ich, man möchte die Gnade nicht zu ſehr auf Koſten unſerer Freiheit bereichern. Im Grunde iſt alles Gnade deſſen, in dem wir ſind, leben und uns bewegen. Uebrigens kann ich mich nicht von dem Gedanken losmachen, daß dieſes Leben nicht die einzige Schule für den Menſchen ſey, da täglich ſo viele daraus weggehen, ohne etwas gelernt zu haben. Für Manche mag eine gewöhnliche Lehrzeit hinreichen, für Millionen wird aber ohne Zweifel die vier- und fünffache erfordert; bis der große Meiſter ſie freiſprechen kann.“

Hedio ſchien über dieſe Aeuſſerungen, die ihm nicht ganz orthodox vorkommen mochten, etwas verlegen. Der Markgraf bemerkte dies, und ſuchte mit der ihm eigenen Leutſeligkeit das Geſpräch zu endigen.

„Wenn ich hier über Dinge rede, die ich ſonſt nur mit mir ſelbſt abzuhandeln pflege, ſo geſchieht es aus Achtung für die öffentliche Meinung. Man ſoll nicht glauben, daß ich gleichgültiger Zuſchauer einer Bewegung geweſen, wie die gegenwärtige, oder daß die heiligſten Angelegenheiten des Menſchen für mich werthlos ſeyen. Uebrigens bin ich erfreut, Eure Bekanntſchaft gemacht zu haben. Der Himmel ſegne Eure redlichen Bemühungen für das Gute, und kann ich Euch je irgend nützlich ſeyn, ſo werdet Ihr mich immer dazu willig finden.“

Hedio war von dieſer Unterredung kaum wieder auf ſein Zimmer im Kloſterwirthshauſe zurück gekommen, als ſchon der Hofmeiſter des Markgrafen bei ihm eintrat, und ihm, im Namen deſſelben, eine goldene Denkmünze zum Andenken überreichte.

„Es thut mir leid," fügte Herr von Klingenberg verbindlich hinzu, „daß ich unſre Bekanntſchaft nur flüchtig machen und ſie nicht einmal zu einem längeren Geſpräch benutzen kann; der Markgraf eilt nach Baden zurück, und die Pferde werden bereits vorgeführt."

Die Unterhaltung mit Markgraf Philipp mochte dem guten Prediger Stoff zu mancherlei Betrachtungen gegeben haben; doch konnte er ſich denſelben jetzt nicht überlaſſen, da der Auftrag, welcher ihn nach Frauenalb geführt, noch zu vollziehen war, und die Umſtände ihn nöthigten, die Reiſe nach Strasburg zu beſchleunigen. Er kehrte jetzt nach dem Kloſter zurück, um der Sakriſtanin Johanna von Windek das Schreiben von der Frau von Irenburg in Mainz zu übergeben. Wir müſſen den Inhalt unſeren Leſern mittheilen, da er zum Verſtändniß unſerer Erzählung dient.

Geliebte Freundin!

Du haſt ohne Zweifel die teutſche Bibel erhalten, welche ich dir vor fünf Monaten durch euern wackern Kloſteramtmann überſendet, und Dich ſeitdem fleißig an dem reinen, friſchen Quell des göttlichen Worts erquickt und geſtärkt. Ich ſchicke Dir dieſes Brieflein durch einen der treueſten Diener des Evangeliums, Caſpar Hedio aus Ettlingen in der Markgrafſchaft, den der Himmel in einen andern Weinberg berufen hat. In eurem Kloſter lebt jetzt eine junge Novizin, Guda von Ramſtein, die von ihrer Mutter, welche kürzlich das Zeitliche geſegnet, und ihrem Oheim, dem Domkuſtos dahier, durch Ueberredung und Drohungen gezwungen worden, den Schleyer zu nehmen, weil ſie Neigung zu der reinen Lehre zeigte, und einen braven Mann liebte, der ſich bei einigen Gelegenheiten ſehr kräftig gegen die Mißbräuche in der Kirche erklärt hatte. Dieſer Mann iſt ein junger von Frankenſtein, und mein Vetter. Eine wichtige Familienangelegenheit hat ihn unvermuthet nach dem Niederlande gerufen, von wannen er bald zurückkehren wird. Da die Mutter der guten Ramſtein inzwiſchen geſtorben iſt, und man nicht nöthig hat, auf den Oheim, der nichts hinterlaſſen wird, als Schulden, einige Rückſicht zu nehmen, ſo hoffe ich, die Verbindung der jungen Leute werde trotz der bisherigen Hinderniſſe doch zu Stande kommen, und ich bitte Dich, geliebte Freundin, bei Gelegenheit mit Rath und That dabei zu die Hand zu gehen. Gott ſey mit Dir, und erleuchte Alle, deren Augen dem Lichte noch nicht geöffnet ſind.

Mainz am Tage der vierzig Märtyrer 1524.

Maria von Neuburg.

Die Sakriſtanin las das Schreiben mit ſichtbarer Freude, und hieß den Ueberbringer herzlich willkommen: „Es iſt mir ein großer Troſt,“ ſagte ſie, „einen der Männer von Angeſicht zu ſehen, welche der Herr berufen hat, wieder Licht und Hoffnung in die finſtre Zeit zu bringen.“

„Hier ſcheint überhaupt die Saat des Mönchthums noch reichlich zu wuchern.“

„Ich kann von unſerm Kloſter nicht ſagen, daß darin dummer Aberglaube herrſche, oder liebloſe Unduldſamkeit, aber die Religion iſt doch für die meiſten nichts als eine tägliche Gewohnheit, die man mitunter ſogar beſchwerlich findet. Man ſollte kaum glauben, daß in weiblichen Gemüthern, bei der Entfernung von den meiſten Zerſtreuungen der Welt, ſich das Bedürfniß eines höhern ſo ganz verlieren könne.“

„Dieß mag zum Theil daher rühren, daß man uns von Kindheit an das andere künftige Leben blos in den Beziehungen von Lohn und Strafe vorſtellt, wodurch, ſtatt der frommen Sehnſucht nach Befreiung von irdiſchen Banden, furchtſamer Knechtsſinn erzeugt werden muß.“

„Solche grobe Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen waren es, die mich zuerſt zum Nachdenken über einzelne Religionslehren brachten, und wenn meine Mitſchweſtern es nicht der Mühe werth achten, ihr Nachdenken auf dieſe Gegenſtände zu richten, ſo liegt die Urſache wohl zunächſt in dem Umſtande, daß in unſer Gotteshaus nur adeliche Damen aufgenommen werden, die nicht, wie doch häufig in bürgerlichen Klöſtern geſchieht, aus Frömmigkeit eine Zelle wählen, ſondern um ihren Familien nicht zur Laſt zu fallen. Dazu kommt noch die Rohheit und Zuchtloſigkeit ſo mancher Geiſtlichen, deren Lehre und Beiſpiel recht dazu gemacht ſind, das Gegentheil von dem zu bewirken, was ſie ſollen und wollen.“

„Mich dünkt, die Klöſter vertragen ſich eben ſo wenig mit dem wahren Chriſtenthum, als mit Vernunft und Menſchlichkeit.“

„Ich möchte dieß nicht ſo geradezu behaupten,“ entgegnete die Sakriſtanin; „ohne Zweifel gibt es Viele, beſonders unter den Frauen, die nicht Stärke genug beſitzen, um aufrecht zu bleiben in den Stürmen und Verſuchungen des Lebens, und eben ſo Viele bedürfen, um ſich vom Falle zu erheben, der Abgeſchiedenheit. Für alle dieſe würden die Klöſter ſchickliche Zufluchtsorte ſeyn, ohne die Unauflösbarkeit der Gelübde und ſo manche abgeſchmackte Einrichtungen, beſonders in den Bettelorden.“

Die Unterredung wurde durch einen Lärm im Kloſterhofe unterbrochen. Man hörte Pferdegetrappel, Hundegebell und dazwiſchen lachende und fluchende Menſchenſtimmen. Die Sakriſtanin trat an das Fenſter. „Das iſt Jakob von Eberſtein, einer unſerer Schirmherrn, mit ſeinem gewöhnlichen Zuge von Jägern und Hunden. Die werden unſer Gotteshaus wieder in Kontribution ſetzen.“

„Und doch ſoll er in der Stille für die Verbreitung der Lehre des Evangeliums ſehr thätig ſeyn,“ bemerkte Hedio.

„Wohl iſt er ein erklärter Anhänger der Reformation,“ erwiederte Frau von Windek, „und hat dazu ſeine guten Urſachen. Kommt es zu einer Sekulariſation der Klöſter Herrenalb und Frauenalb, welche ſeine Ahnherrn geſtiftet, ſo wird Graf Jakob Miterbe und bei der Zerrüttung ſeines Vermögens muß dieſe Ausſicht für ihn ſehr lockend ſeyn.“

„Ach,“ ſeufzte Hedio, „es iſt ſo ſelten, bei dem Menſchen reine Abſichten zu finden! doch in dem großen Plane der Schöpfung muß auch das Schlechte dem Guten dienen.“

„Es iſt ſeltſam,“ nahm jetzt die Sakriſtanin das Wort, „wie unähnlich ſich oft Eltern und Kinder ſind! Die Tochter dieſes Grafen, welche jetzt bei uns zum Beſuche iſt, ſcheint aus einem ganz andern Stoff gebildet, ich habe nie ein reineres, zarteres, anmuthigeres Weſen geſehen!“

„Wohl ihr,“ ſprach Hedio, „ſelig ſind die Reinen, ſagt unſer Herr, denn ihnen iſt das Himmelreich. Für uns, die wir in der Sünde geboren und erzogen ſind, leidet es Gewalt und wir müſſen darum kämpfen.“

Der Schlag der Kirchuhr mahnte die Sakriſtanin an ihr Geſchäft, und den Prediger an ſeine Abreiſe. Als er das Pferd beſtieg, trat plötzlich der ehrwürdige Dominik Weislinger zu ihm, der eben auf dem Heimweg nach ſeiner Pfarre war. „Wir wollen unſern Streit als ehrliche Ritter anfechten,“ ſagte er. „Ich lade Euch darum ein, binnen vier Wochen entweder in der Stadt Baden oder in der Stadt Durlach zu einem Kolloquium zu erſcheinen, wo ich Euch handgreiflich darthun will, daß Euer und Eures Meiſters Lehre weder Gott, Bibel und Staat iſt, und folglich aus der Hölle herſtammen und zum Verderben des menſchlichen Geſchlechts führen muß. Es ſoll Euch geſtattet ſeyn, einen oder zwei Sekundanten mitzubringen, ich aber will, im Vertrauen auf meine Kraft und die gute Sache, ganz allein auf dem Kampfplatz erſcheinen und —“

Die ſchnarrenden Töne einer Geige und der Geſang einer heiſern Stimme, unterbrachen die Aufforderung. Es war der bekannte Spielmann, welcher ſich hinter den Dorfpfarrer geſchlichen und folgendes hervorgurgelte:

Der Truthahn, der Truthan, er macht ein groß Geſchrei,
O Truthahn, o Truthahn, bald iſt's mit dir vorbei.

Dem Landpfarrer ſchwoll wirklich der Kamm, gleich einem Kalkutt'ſchen Hahn; er drehte ſich um gegen den Fiedler und wollte ihm einen kräftigen Fauſtſchlag verſetzen, aber Tönny wich geſchickt aus, der ehrwürdige Herr verlor das Gleichgewicht und fiel der Länge nach in den Koth, Hedio benützte den Augenblick, ſeinem Pferd die Sporen zu geben und davon zu reiten, der Fiedler fand es für gerathner, gleichfalls auf ſeinen Rückzug zu denken, aber einige muthwillige Knaben, die umher ſtanden, wiederholten ſein Lied vom Truthahne, bis der würdige Seelſorger wieder auf den Beinen war und ein offener Widerſtand gegen ihn gefährlich werden konnte.

## IV.

Ungefähr eine halbe Stunde von der Abtei lag tiefer im Albthale eine Mühle in maleriſcher Umgebung von Felſen, Erlen und Rheinweiden. Der Müller, ein Lehnsmann des Kloſters, trieb zugleich Wirthſchaft, und ſeine Schenke wurde theils von Landleuten, die ihre Geſchäfte nach Frauenalb führten, theils von Wilddieben, Landſtreichern und anderm Geſindel, welches, wie die Zigeuner von Erbſchaften aus dem Stegreife zu leben pflegt, häufig beſucht. Kaſpar, ſo hieß der Wirth, war ein Mann, der ſich in Zeit und Menſchen zu ſchicken wußte; jeder Gaſt, er mochte ein Pächter oder Landpfarrer oder Bettler ſeyn, war gewiß, ein freundliches Geſicht bei ihm zu finden, und gegen die Gewohnheit der meiſten Wirthe hielt er reinen Mund über Alles; was in ſeiner Schenke gethan und geſprochen wurde. „Denn,“ ſagte er oft, „man kann nicht zu viele Freunde haben und nicht zu wenig Feinde, und wer leben will, der muß auch leben laſſen.“ Dieſen Grundſätzen getreu bewahrte Kaſpar mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit Sachen von einigem Werthe, die man ihm in Verwahrung gab, wie die Geheimniſſe der Glücksverbeſſerer, welche ſich bei ihm, ohne Zwang, über ihre Angelegenheiten zu bereden pflegten.

Es war am zweiten Tage nach der Abreiſe des Fürſten aus dem Kloſter, als gegen Abend in der Mühlenſchenke drei Männer bei einem Kruge Elmendinger ſaßen, die, wie es ſchien, nicht der bloße Zufall hier zuſammengeführt hatte. Einer derſelben war der Fiedler Tönny, deſſen Bekanntſchaft der Leſer bereits zu Anfang dieſer Geſchichte gemacht. Der andere ein Fleiſcher, mit zerriſſenem Wamms und Beinkleidern, gewöhnlich der Froſchmezger genannt, hatte ſo ziemlich das Anſehen, als ob es ihm einerlei ſeyn würde, ein Kalb oder einen Menſchen zu ſchlagen. Der dritte, ein verdorbener Schulmeiſter, mochte zu den Stillen im Lande gehören. Sein langes, hageres, bleichgelbes Geſicht, der eingebogene Mund, die etwas ſpitze Stirne und das matte grüne Auge widerſprachen wenigſtens dieſer Vermuthung nicht, welche noch beſtätigt wurde durch ſeine Blicke, die ſich — ohne Zweifel aus Scheu vor dem Verderben der Welt — faſt immer zum Himmel richteten, er mochte ſprechen oder ſchweigen.

Der Fiedler hatte eben eine Erzählung geendigt, welcher der Fleiſcher, den Kopf auf beide Hände geſtützt und der Schulmeiſter mit geſchloſſenen Augen zugehört, da fragte jener:

„Iſt's auch gewiß, Tönny, was du ſagſt?“

„So gewiß, als meine Mutter die Tochter ihres Vaters geweſen und der Schulmeiſter wegen einer falſchen Auslegung des ſechsten Gebots aus der Schulſtube verwieſen worden. Ich war geſtern bis Mingolsheim; dort und im ganzen Brurheim ſind die Bauern bereit ſich auf's neue zu erheben, ſobald wir in der Markgrafſchaft den Anfang machen.“

Der Schulmeiſter ſeufzte: „Ich habe zu dir gerufen aus der Tiefe, o Herr, und du haſt die Stimme deines Knechts gehört. Die Kinder der Freien werden nicht länger den Egyptiern dienſtbar ſeyn, ſondern einziehen in das Land der Verheißung, wo Milch und Honig in Strömen fließen.“

„Und die gebratenen Wachteln den Gläubigen in's Maul fliegen,“ ſcherzte der Fiedler.

„Die Schleußen müſſen aufgezogen werden, damit der Strom losbreche,“ ſchrie der Mezger, und ſchlug auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten. „Von den Mönchsneſtern darf kein Stein auf dem andern bleiben.“

„Ich werde mit der Bibel vorangehen,“ ſprach der

Schulmeiſter, „und unſere Loſung ſoll ſeyn: Schwerdt des Herrn und Gideon.“

„Wir brauchen keine Bibel,“ brüllte der Fleiſcher, „ſondern Dreſchflegel, Senſen und Pechkränze.“

„Ich habe die Artikel aufgeſchrieben,“ nahm der Schulmeiſter wieder das Wort, indem er ein Papier aus der Taſche zog.

„Die Artikel ſind kurz,“ donnerte der Fleiſcher, „wir werden Herrn, und theilen alles Grundeigenthum in gleiche Theile, keine Frohnden, kein Beſthaupt, keine Zehnten mehr.“ —

„Aber den Zehnten hat der liebe Gott eingeſetzt, um den Dienern ſeines Worts, wozu ich mich in aller Demuth ebenfalls rechne, die Sorge für das Leben zu erleichtern.“

Der Schulmeiſter ſprach dieſe Worte nicht ohne Schüchternheit, denn er ſchien große Scheu zu haben vor dem Mezger, der jetzt mit großen Schritten in der Stube auf und abging; dieſer achtete jedoch nicht auf die Rede ſeines Nachbarn, ſondern war ganz in die bevorſtehenden Ereigniſſe vertieft. „Ha,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, doch laut genug, um von den Uebrigen verſtanden zu werden; „wenn erſt einmal alle Klöſter brennen, und alle Burgen auf den Höhen, dann wird es hell und warm werden in Teutſchland.“

„Ein ſchönes Johannisfeuer,“ ſagte der Fiedler.

„Hör, Tönny, wenn wir Frauenalb anzünden, mußt du dabei ſpielen, daß alle Saiten deiner alten Geige ſpringen; vorher halten wir ein Banket im Kloſter, und dabei ſollen die Abtiſſin und die Nonnen ſingen, und die Novizinnen aufwarten. Vielleicht nehme ich mir die Hübſcheſte darunter zur Frau.“

„Du willſt hoch hinaus, Froſchmezger, ich meines Orts bins zufrieden, wenn man mich in der Niedrigkeit leben und ſterben läßt.“

Schwerlich hätte der Fleiſcher dieſe Anſpielung ruhig hingenommen, wenn nicht ſeine Aufmerkſamkeit auf einen neuen Gaſt gelenkt worden, der jezt eben in die Stube trat. Es war der Vogt eines benachbarten Kloſterdorfs, ein Mann von anſehnlicher Geſtalt, den Alter und Jahre etwas gebückt hatten, doch kündigte ſein Geſicht Ruhe und Feſtigkeit an.

„Nun, Vogt, bringt ihr den Bundſchuh?“ rief ihm der Fleiſcher entgegen.

„Der Schuh will nicht, er fürchtet den Stiefel,“ antwortete dieſer.

„Wie ſollen wir das verſtehen?“ fragten die Uebrigen.

„Wenn es mir durch das Dach auf den Kopf regnet, ſo breche ich darum das Haus nicht ab, und wenn ich mein Recht finden will, ſo ſuche ich es nicht mit der Brandfackel, denn da würde ich eine Waffe ſchmieden für meine Gegner. Meiner Meinung nach hätten wir klug gethan, das Ding nicht von hinten ſondern von vorn zu beginnen, und den Klöſtern und Edelleutest einen billigen Vergleich anzubieten, unter Vermittlung des Markgrafen, der ein milder und gerechter Herr iſt.“

„Das wäre ohngefähr, wie wenn der Eſel dem Müller, oder der Ambos dem Schmied einen Vergleich antragen wollte,“ unterbrach ihn der Fiedler.

„Sie halten keinen Vertrag, wenn er zu Ihrem Nachtheil iſt,“ rief der Gleiſcher.

„Andere Zeiten, andere Geſinnung,“ fuhr der Vogt fort.

„Man fängt an, die Mißbräuche in der Kirche, wie im weltlichen Regiment einzuſehen, und hätten wir am Ende mit unſern billigen Forderungen kein Gehör gefunden, ſo wär's noch immer Zeit, ein Wort von den Schweizern zu ſprechen, die ihre Zwinger gebrochen und ihre Landvögte über die Gränze gejagt.“

„Und was ſoll jetzt geſchehen?“ fragte der Mezger, indem er die Lippen einklemmte, und die Arme unterſchlug.

„Die Pergamentbriefe ſollen aus den Klöſtern geholt werden, die, wie die meiſten glauben, alles Unheil über uns gebracht.“

„Wir ſollen alſo nicht ſengen und brennen?“ ſchrie jener mit dem Blick eines Tigers, der ſeinen Raub entſpringen ſieht.

„Die Urkunden mögt ihr verbrennen, nur nehmt dabei die Finger in acht,“ erwiederte der Vogt.

„Was kümmert uns das Lumpenpapier!“

„Du haſt Unrecht, Froſchmetzger,“ verſetzte der Fiedler. „Vor den Lumpen hat kein Menſch Reſpekt; macht man aber Papier daraus, und ſchreibt einige Hexenworte darauf, ſo ziehen die Leute den Hut davor ab.“

„Kurz und gut,“ donnerte der Fleiſcher, „wir müſſens den Schweizern nachmachen! Keine Herren als den Kaiſer! Edelleute und Pfaffen läßt man durch die Spieße laufen.“

„Der Schulmeiſter ſchnitt ein wunderliches Geſicht und ſprach: „deposuit patentes de sede et exaltavit humiles!“ zu teutſch: der Herr hat die Großen klein und die Kleinen groß gemacht.“

„Es wäre dir beſſer, Schulmeiſter, wenn dich der Herr etwas fetter als größer machte, denn du biſt nahe daran auseinander zu fallen.“

Der Vogt entfernte ſich mit der Mahnung: ein jeder ſolle ſich auf dem Sammelplatze einfinden, ſobald die Lärmfeuer auf den Bergen brennen würden.

„Sie fürchten den Markgrafen, und den Grafen von Eberſtein,“ ſprach jetzt der Fiedler, „aber hier wüßt' ich einen Rath.“

„Gieb ihn von dir,“ ſagte der Fleiſcher, „und wenn in deinem Schädel mehr Hirn iſt, als in dem Bauch deiner Fiedel, ſo mag er gut ſeyn.“

Tönny rückte jetzt ſeinen Stuhl näher zu den Gefährten, und ſprach mit gedämpfter Stimme: „die junge Gräfin von Eberſtein hält ſich in dem Kloſter auf, wir ſchnappen ſie weg, und bewahren ſie als Geißel. Die Gelegenheit fehlt nicht. Das Fräulein geht täglich mit einer Nonne in den Wald ſpazieren, da, wo die kleine Kapelle mit dem Chriſtus an der Säule ſteht, und in die Gebüſche kann man leicht einen Hinterhalt legen.“

„Seyd klug wie die Schlangen,“ liſpelte der Schulmeiſter.

Der Fleiſcher fand den Vorſchlag nach ſeinem Sinne, und die Geſellſchaft wollte eben über den Ort berathſchlagen, wohin man die Gefangene zur Verwahrung bringen könne, als die Thüre ſich öffnete, und ein neuer unwillkommener Gaſt erſchien.

Es war ein junger Mann von einnehmender Geſtalt, der Kleidung nach ein bloſer Jägerburſche. Doch ſchien ſeine Haltung, ſo wie der Ausdruck in den ſchönen Geſichtsformen nicht in Uebereinſtimmung mit dem Stande, den das Uebrige ankündigte. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Geſellſchaft, ſtellte ſeine Büchſe in eine Ecke, legte Waidtaſche und Hirſchfänger auf einen am Ofen ſtehenden kleinen Tiſch, und nahm an demſelben ſeinen Platz, nachdem er vorher von dem Müller einen Schoppen Wein verlangt.

Der Mezger und ſeine beiden Gefährten betrachteten aufmerkſam und nicht ohne einige Verlegenheit den Fremden, der ſich indeß um ſie gar nicht zu kümmern ſchien. Endlich nahm der Fleiſcher das Wort:

„Ihr kommt wohl weit her?“

„Zunächſt aus den Niederlanden.“

„Sucht Ihr vielleicht einen Dienſt?“

„Ich wünſchte, der Dienſt ſuche mich, da es aber in der Welt ſelten nach unſerm Willen geht, ſo darf ich mich freilich der Mühe des Anklopfens nicht verdrießen laſſen.“

„Ich weiß eine Pforte, die ſich Euch vielleicht freundlich öffnen wird, ſagte der Fiedler. Im nahen Frauenkloſter iſt der Förſter geſtorben, und ſein Platz noch unbeſetzt.“

„Ich habe bei den Weibern kein Glück,“ nahm der Jäger das Wort, „indeſſen will ichs verſuchen. Die Zeit iſt ſchlimm, und da muß ſich ein ehrlicher Kerl ſchon etwas gefallen laſſen.“

„Ja, ja,“ ſprach der Fleiſcher im ſcheinbaren Ton des Scherzes, „die Junker und Pfaffen haben die Zeit auf den Kopf geſtellt, darum muß man ihr wieder auf die Füße helfen.“

„Man rühmt doch Euern Markgrafen als einen weiſen und gütigen Fürſten?“

„Was kann er thun?“ verſetzte der Fiedler, legt er ſeine Hand an das Rauchfaß, ſo verbrennt er ſich die Manſchetten, und will er den Krautjunkern an den Kragen, ſo ziehen ſie Brief und Siegel von Kaiſern und Königen hervor, und zeigen auf ihre Stammbäume, die noch immer wachſen, und zuletzt mit ihren Wipfeln Sonne und Mond verfinſtern werden."

„Ich höre, die Bauern in Franken haben bereits angefangen, die Axt an dieſe Bäume zu legen, und von einigen derbe Splitter abgehauen."

„Der Wald muß gelichtet werden, er hat uns allen Boden und alles Licht genommen."

„Und an dem Holze wärmen wir uns, nicht wahr, Freſchmetzger?"

„Fiedler, gieb mir meinen rechten Namen," brummte dieſer, „der Herr da könnte mich für einen Lumpen halten."

„Ich verſtehe Scherz," ſprach der Jäger, „wie es ſcheint, habt Ihr ebenfalls Urſachen zu Beſchwerden. Aber es wird beſſer werden. Das Gute braucht Jahre zum Gedeihen, das Böſe nur Stunden, wenn aber das Licht, welches jetzt aufgegangen iſt, ſich erſt weiter verbreitet, dann werden die Eulen und Fledermäuſe ſich in ihren Höhlen verbergen."

„Eure Worte haben einen guten Klang, und wecken Vertrauen," ſagte der Fleiſcher.

„Wenn der gute Rath theuer iſt, dann wird gewöhnlich das Vertrauen wohlfeil, wenn ichs aber auch geſchenkt bekäme, ich wüßte nichts damit anzufangen."

Bei dieſen Worten ſtand der Jäger auf, und bezahlte ſeine Zeche.

„Ich will Euch bis an den Birkenbuſch begleiten, und Euch den Weg zeigen,“ ſagte der Metzger, und folgte dem Fremden, obſchon dieſer auf das Anerbieten keine Antwort gegeben.

Nachdem beide ſich entfernt hatten, begann der Fiedler: „Ich ſage Dir Schulmeiſter, dieſer Froſchmetzger hat nicht mehr Gehirn in ſeinem Schädel, als einer von den grünen Sumpfbewohnern, deren Schenkel uns die Pfaffen an Feſttagen zu eſſen erlauben. Da hängt er ſich nun mit unſern Geheimniſſen an einen Fremden, der gewiß vornehmer iſt, als ſein Rock, denn er ſieht gerade ſo aus, als ob er wohl zu befehlen gelernt hätte, aber nicht zu gehorchen, wie wir unbeſchuhten Bundſchuher.“

„Der Metzger will ſchon den Herrn ſpielen,“ antwortete der Schulmeiſter, und wenn es darauf ankommt, die Kaſtanien aus der glühenden Aſche zu holen, werden wir die Tatzen hergeben müſſen, er aber wird ſich die gebratene Frucht ſchmecken laſſen.“

„Es giebt mehr ſolcher Burſche unter uns. Wären ſie Herren, ſie würdens ärger treiben, als die Junker.“

„Ich muß Dir etwas vertrauen, Tönny, am Ende ſorgt doch jeder nur für ſich, und wir wollen nicht die Narren ſeyn, welche die Schläge für andere auf ihren Rücken nehmen. Im Kloſter Frauenalb ſind unermeßliche Schätze von Gold und Silber und Edelſteinen in einem Gewölbe eingemauert. Wird das Kloſter zerſtört, ſo bleiben ſie in den Ruinen verborgen, und ein böſer Geiſt ſetzt ſich darauf, ſie zu hüten. Dieſe Schätze müſſen wir holen.“

„Verſtehſt du dich aufs Bannen und Segenſprechen, Schulmeiſter?“

„Ich verſtehe mich auf mehr,“ ſchmunzelte der Schulmeiſter. „Aber höre: wir brauchen dazu eine Bibel, in der Abtei iſt eine, und beim Plündern müſſen wir uns des Buchs zu bemächtigen ſuchen.“

„Das wird leicht ſeyn, denn wer ſoll ſich um ein Buch kümmern, da keiner von uns leſen kann.“

„Beim Eintreten des Wirths änderte der Schulmeiſter das Geſpräch, und verließ bald darauf mit dem Tönny die Mühle.

## V.

Am Tage vor Sanct Benedikt, deſſen Regel die Frauen des Kloſters im Albthale folgten, wurden in der Kirche mancherlei Vorbereitungen zu dem Feſte des Ordensſtifters gemacht. Der neue Förſter, den wir in der Mühlenſchenke kennen gelernt, und deſſen Annahme in der Abtei, bei ſeinen guten Zeugniſſen und ſeinem empfehlenden Aeußern keine Schwierigkeit gefunden, hatte den Auftrag erhalten, eine Anzahl junger Tannen und Stechpalmen in der Kirche aufſtellen zu laſſen, und einige Kloſterleute waren eben unter ſeiner Aufſicht mit dieſer Verzierung beſchäftigt, als die Novizinnen und die Sakriſtanin nebſt einigen Schweſtern aus dem Kreuzgange des Kloſters in den Chor traten, um den Hochaltar zu ſchmücken; die Novizinnen trugen Körbchen mit künſtlichen Blumen, wie ſie von den Nonnen verfertigt wurden, und Schachteln mit Bändern, und die Schweſtern einen großen Korb mit Wachskerzen. Die Jungfrauen hatten ihre Arbeit kaum begonnen, als Guda von Ramſtein einen Schrei ausſtieß, und ſich faſt bewußtlos an den Altar lehnte. Ihre Gefährtinnen ſahen ſie betroffen an. „Was iſt Euch widerfahren, Ramſtein?“ fragte die Sakriſtanin.

„Ein ſtechender Schmerz in der Bruſt,“ ſtammelte das Fräulein, während ein glühendes Roth ihre Wangen übergoß.

Die Sakriſtanin befahl einer Schweſter, die Novizin auf ihr Zimmer zu führen, und bei ihr zu bleiben.

„Es iſt ſchon vorüber,“ ſagte Guda, „und ich denke, es ſoll nicht von ſchlimmen Folgen ſeyn.“

„Nein, nein,“ entgegnete die Sakriſtanin, „die Kirche iſt kalt und feucht, und man muß ſolche Zufälle nie vernachläßigen.“

Guda ſchien ſich ungern zu entfernen, und wäre die

Aufmerkſamkeit der Sakriſtanin und der übrigen Damen nicht einzig auf das Fräulein gerichtet geweſen, ſo hätte ihnen unmöglich entgehen können, daß der junge Förſter, der in dieſem Augenblicke in die Nähe des Hochaltars kam, mit dem plötzlichen Schreck der ſchönen Novizin in einigem Zuſammenhang ſtehen müſſe, denn er befand ſich in ſichtbarer Verlegenheit, ſein Geſicht war weiß wie Kalk, und er ertheilte den Arbeitern einige Befehle, die von dieſen nicht verſtanden wurden, auch nicht verſtanden werden konnten, da ſie keinen Sinn hatten.

Unſere Leſer haben ohne Zweifel bereits errathen, daß der junge Jägerburſche, der in Frauenalb Dienſte geſucht und gefunden, kein anderer geweſen, als Hugo von Frankenſtein, Guda's Geliebter. Bei ſeiner Rückkehr aus den Niederlanden erfuhr er Guda's Aufenthalt und Beſtimmung, zugleich aber auch den Tod ihrer Mutter, und da er keinen Augenblick an der Fortdauer ihrer Liebe und Treue zweifeln durfte, ſo faßte er ſchnell den Entſchluß, ſich mittelſt einer Liſt, unter falſchem Namen, in das Kloſter zu ſchleichen, und Gelegenheit zu einer Unterredung mit Guda zu ſuchen. Alles kam jetzt darauf an, ſich mit dem Mädchen über einen Plan zu verſtändigen, was, bei der nicht ſtrengen Klauſur, leicht ſeyn mußte, ſo lange die Nonnen gegen ihn keinen Argwohn ſchöpften. Hugo wußte damals noch nicht, daß der Sakriſtanin — wenn auch nicht ſeine Perſon, doch ſein und Guda's Geheimniß bereits bekannt ſey.

Die letzte befand ſich unterdeſſen in nicht geringer Unruhe. Sie hatte bald einen Vorwand gefunden, ſich von der läſtigen Gegenwart der Kloſterſchweſter zu befreien, um ihren Gedanken ungeſtört nachzuhängen, doch blieben ihr am Ende nur Vermuthungen und Zweifel. Welche Entwürfe mochte der kühne junge Mann gefaßt haben? Hatte er auch alle Gefahren, ſo wie die unglücklichen Zwiſchenfälle berechnet, denen ſein gewagtes Unternehmen ausgeſetzt ſeyn konnte?

Von dieſen und ähnlichen Betrachtungen gefoltert, ſaß ſie, bis nach einigen Stunden die Frau von Windeck zu ihr hereintrat. Theilnehmend erkundigte ſie ſich nach dem Befinden der Novitzin.

„Ich fühle mich noch immer heftig bewegt,“ antwortete Guda, „und dabei iſt mir ſo ängſtlich um's Herz.“

„Liebes Kind,“ ſagte die Sakriſtanin, und ergriff ihre Hand, „Zeit und Ort geſtatten nicht die Rückſichten, welche das weibliche Zartgefühl außerdem erfordern würde, und wenn ich nun um Vertrauen bitte, ſo muß ich zugleich verſichern, daß Ihr mir es ohne Bedenken gewähren könnt, da ich Eure Geheimniſſe kenne. Die Frau von Neuburg in Mainz iſt meine Jugendfreundin, dieß ſcheint Euch zu befremden.“

„Verzeiht, ehrwürdige Frau, die Religionsmeinungen haben in unſern Tagen ſo manche Gemüther getrennt, die früher eng verbunden waren.“

„Ich verſtehe dich, gutes Kind, aber ſey darüber beruhigt, Meinungen können ſchwache Menſchen entzweien, allein die, denen die Religion eine Quelle des Troſtes iſt für dieſes Leben, und eine feſte Bürgſchaft für jenes, müſſen ſich in den Hauptpunkten begegnen. Nur der Wahn trennt, die Liebe aber vereinigt, denn in ihr allein iſt Wahrheit.“

„Ihr bringt mich aus dem finſtern Kerker in eine milde Frühlingsſonne,“ ſprach Guda. „Ich fühlte mich doppelt verlaſſen in dieſen Mauern, wo mir nur erſtorbene oder blutende Herzen begegneten, und ſelbſt die Religion ihre Tröſtungen verloren zu haben ſcheint.“

„Wer iſt Euer Vormund? ſeine Einwilligung zu Eurer Verbindung mit dem Herrn von Frankenſtein wird doch wohl erforderlich ſeyn.“

„Es iſt mein Oheim, der Domkuſtos von Mainz, der den wackern Frankenſtein haßt, weil er ihn für einen Ketzer hält, aber ich glaube auf den Schutz des Churfürſten rechnen zu dürfen.“

„Albrecht von Brandenburg iſt als ein Mann bekannt, den keine Vorurtheile beherrſchen.“

„Ehrwürdige Frau, begann das Fräulein von Ramſtein nach einigem Schweigen, mit ſichtbarer Verlegenheit, „ich darf kein Geheimniß vor Euch haben, denn das wäre Verrath an Eurem Vertrauen. Was mich heute in der Kirche befiel, war ein plötzlicher Schreck.“

„Erkläre dich deutlicher, mein Kind.“

„Der junge Förſter, den ich augenblicklich erkannte — Guda ſtockte, aber die Frau von Windeck ergriff lächelnd ihre Hand. Ich errathe, er iſt nicht, was er ſcheinen möchte.“

„Es iſt Frankenſtein, der es vermuthlich nicht wagte, unter ſeinem Namen hier aufzutreten.“

„Jedenfalls müßt ihr Gelegenheit ſuchen, Euch von ſeiner Abſicht zu unterrichten. Er wird dieſen Nachmittag wieder in der Kirche beſchäftigt ſeyn, und ich halte dieſen Ort für den ſchicklichſten zu einer Unterredung. Ich werde ſorgen, daß außer mir, niemand zugegen ſey, der Verdacht faſſen könnte.“

Die Sakriſtanin hielt redlich Wort. Während die übrigen Novizinnen ihre Erholungsſtunden nach Tiſche in dem Kloſtergarten zubrachten, gieng ſie mit Guda nach der Kirche, wo der junge Förſter bereits wieder mit den Anordnungen auf das Feſt beſchäftigt war. Sie winkte ihm in die Sakriſtei.

„Ihr findet hier eine liebe Bekannte,“ ſagte ſie, auf Guda deutend, die in holder, jungfräulicher Verwirrung ſeitwärts ſtand, und ſich den Blicken des Jünglings entziehen zu wollen ſchien. Frankenſtein gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als er ſein Geheimniß verrathen ſah.

„Ich will Euch das Räthſel löſen," nahm die Sakriſtanin das Wort. „Eure Baſe, die Frau von Neuburg, iſt meine Freundin, und ihr Wunſch, Euch und Guda glücklich zu ſehen, iſt auch der meinige."

„Ehrwürdige Frau, Ihr könnt mich für einen Leichtſinnigen oder für einen Phantaſten halten, daß ich in dieſer Verkleidung in Euer Kloſter gekommen, aber die Umſtände müſſen mich entſchuldigen. Zur Zeit, als meine Bewerbungen um das Fräulein von Ramſtein von ihrer Familie zurück gewieſen wurden, mußte ich eine dringende Geſchäftsreiſe unternehmen. Bei meiner Rückkunft nach Würzburg vernahm ich, daß man Guda genöthigt, in Frauenalb den Schleyer zu nehmen, und ihre Mutter bald darauf geſtorben ſey. Jetzt war es mein erſter und faſt einziger Gedanke, das Fräulein von den Feſſeln eines unnatürlichen Zwangs zu befreien; da ich jedoch nicht hoffen durfte, unter meinem wahren Namen eine Unterredung mit ihr zu erhalten, ſo griff ich zu einer kleinen Liſt, die vielleicht für das Kloſter ſelbſt nicht ohne Vortheil bleiben wird."

„Wie meint ihr das, Herr von Frankenſtein?" fragte die Sakriſtanin.

„Ein glücklicher Zufall verſchaffte mir Kenntniß von den Abſichten der Bauern auf dieſe Abtei. Ich weiß nicht wie es kam, daß mir einer derſelben ſein Vertrauen ſchenkte. Auf morgen iſt eine Zuſammenkunft in Berghauſen angeſagt, wohin auch Abgeordnete aus dem Beurhein kommen, und die letzten Maßregeln verabredet werden ſollen.“

„Soll man nicht die Anzeige bei dem markgräflichen Vogt in Durlach machen?“

„Herr von Vermingen in Durlach wird als ein wackerer, entſchloſſener Mann gerühmt; aber jedes Einſchreiten iſt bedenklich, ſo lange man es nicht mit Gewißheit des Erfolgs thun kann. Auch die Bürger in den Städten ſind zum Theil ſchwierig, und es iſt zu befürchten, daß ſie ſich mit den Empörern vereinigen. Meine Meinung wäre, den Grafen von Eberſtein, der jetzt im Kloſter iſt, von der Lage der Dinge zu unterrichten, und ihn zu veranlaſſen, daß er ſich über die nöthigen Vorkehrungen mit dem Herrn Markgrafen beſpreche. Nur wünſchte ich für meine Perſon noch unerkannt zu bleiben, weil ich ſonſt den Vortheil verliere, dem Gotteshauſe nützlich zu ſeyn, und auch das Fräulein und mich keiner Verlegenheit ausſetzen möchte.“

„Dazu muß ich ſelbſt rathen, und was Euern Vorſchlag betrifft, ſo will ich ohne Verzug mit der Abtiſſin darüber ſprechen. Aber was wollt Ihr nun thun in Eurer eigenen Angelegenheit?“

„Wenn das Fräulein geneigt iſt, in meine Wünſche einzugehen, ſo begibt ſie ſich zu meiner Schweſter, der Frau von Gleichen, die auf ihren Gütern in Franken lebt, und eines unbeſcholtenen Ruf's genießt, den ſie auch in jeder Hinſicht verdient. Ich eile dann nach Mainz, wo ich Freunde habe, und die Vermittelung des Churfürſten ohne Schwierigkeit zu erhalten hoffe."

„Und wie ſoll Guda nach Franken kommen? Der Weg iſt weit, und eine junge Dame kann eine ſolche Reiſe nicht ohne Begleitung machen."

„Meine Schweſter wird nach Durlach kommen, und das Fräulein dort abholen, ſobald ich ihre Zuſtimmung habe."

„Ihr überſeht eine Schwierigkeit, Herr von Frankenſtein, Guda kann aus dem Kloſter nicht wohl entlaſſen werden, ohne Vorwiſſen ihres Oheims, und zu einer Entführung würde ich nur im ſchlimmſten Falle rathen."

„Ich rechne auf die Umſtände. Welche Maßregeln auch der Markgraf ergreifen mag gegen die Unternehmungen der Bauern, ſo kann er doch ohnmöglich die Plünderung der Klöſter hindern. Seine wenigen Haustruppen bedarf er zum eigenen Schutz, und das Volk bewaffnen, hieße die Gefahr vermehren. Den Bewohnerinnen dieſer Abtei wird nichts übrig bleiben, als ſchnelle Flucht, und tritt dieſer Fall ein, dann kann man es keiner Novizin verübeln, wenn ſie eine Zuflucht annimmt, die ihr geboten wird. Jeden Falls dürfte es gerathen ſeyn, jetzt ſchon die Schriften und Koſtbarkeiten des Kloſters in Sicherheit zu bringen, aber ſo ſtill als möglich, um den Aufſtand nicht zu beſchleunigen.“

„Müſſen wir ſchnell fliehen,“ ſprach die Sakriſtanin nach einigem Beſinnen, „ſo gehe ich nach Windeck zu meinem Bruder, wo auch Guda eine freundliche Aufnahme findet; dort läßt ſich dann alles beſſer und bequemer einleiten.“

„Ihr könntet mit Recht zürnen, Fräulein, daß wir Eure Meinung in einer Sache, die Euch ſo nahe angeht, nicht einmal zu hören verlangen,“ ſagte der Jäger, indem er ſich zu Guda wendete, und ihr ſeine Hand reichte.

„Meine Meinung iſt in meinem Vertrauen,“ antwortete die Novizin, „in meiner Lage würde es Ziererei oder Albernheit ſeyn, mich nicht ganz dem Rathe dieſer ehrwürdigen Frau und — Eurer Biederkeit zu überlaſſen.“

Die Sakriſtanin entfernte ſich jetzt mit Guda, und ſuchte die Aebtiſſin auf, welche ſie im eifrigen Geſpräch mit dem Grafen von Eberſtein fand. Sie berichtete, was ſie von den Bewegungen unter den Bauern vernommen. Die Aebtiſſin gerieth darüber in große Angſt, der Graf aber lächelte und ſagte: „auf einigen Lärm muß man ſich freilich gefaßt halten; die Leute haben den Schwindel, und dieſe Art Krankheit kann nur die Zeit heilen.“

„Und Klöſter und Stifte ſollen das Opfer davon werden,“ fiel die Abtiſſin ein. „Ihr, Herr Graf, ſeyd unſer Schirmvogt —

„Gut, gut,“ unterbrach ſie der Graf, „ich werde Eure Beſorgniſſe dem Markgrafen mittheilen. Auf ſeinen und meinen feſten Willen, allem Unfug zu ſteuern, dürft ihr zählen.“

Die Nonnen bemerkten beide, daß der Gegenſtand des Geſprächs etwas Unangenehmes für den Grafen von Eberſtein hatte, und brachen darum ab. In der That konnte eine Zerſtörung des Kloſters durch die Bauern den Abſichten des Grafen nur förderlich ſeyn. Eine Wiederherſtellung blieb, in der ungünſtigen Zeit, immer zweifelhaft, und hatte ſie nicht ſtatt, ſo mußten die Beſitzungen deſſelben an die Abkömmlinge des Stiftes zurückfallen.

Die Aebtiſſin dagegen ließ, auf den Rath der Sakriſtanin, noch an demſelben Abende das Kapitel verſammeln, und einhellig wurde der Beſchluß gefaßt, vor allen Dingen die Schätze und wichtigſten Dokumente nach Baden zu flüchten.

## VI.

Obgleich die Anſtalten zur würdigen Feier des Benediktustags in der Abtei die gewöhnlichen waren, ſo fehlte doch diesmal jene Heiterkeit, welche ſolchen klöſterlichen Feſten ſonſt eigen zu ſeyn pflegte, und der größere Theil der ſonſt zahlreichen kirchlichen Verſammlung ſchien von der Ahnung irgend eines großen Unglücks niedergedrückt. Nur der Graf war, während der Predigt und des Hochamtes offenbar zerſtreut, während die Seele ſeiner Tochter ſich auf den Schwingen der Andacht ſo ganz über alles Irdiſche erhob, daß ſie das Ende des Gottesdienſtes nicht bemerkte, und ſich zuletzt noch allein in der Kirche befand. Sie ſchien jedoch dieſen Augenblick erwartet zu haben, denn da ihr Vater nach Tiſche das Kloſter verlaſſen und mit ihr auf ſeine Burg zurückkehren wollte, ſo hatte ſie ſich vorgenommen, noch einmal ungeſtört am Grabe ihrer Ahnfrau zu beten um Abwendung alles Unglücks von ihrem Hauſe.

Nach der klöſterlichen Sitte ſetzte man ſich mit dem Glockenſchlag zwölf an die Tafel der Abtei, an welcher diesmal, außer den anweſenden Geiſtlichen, mehr Nonnen, ſo wie die Beamten Theil nahmen. Die Gräfin Kunigunde fehlte, was jedoch nicht auffiel. „Sie wird noch in der Kirche ſeyn, bemerkte die Aebtiſſin, denn gewöhnlich iſt ſie die Letzte, welche das Gotteshaus verläßt.“ „Man laſſe ſie beten,“ ſagte der Graf lächelnd, ſie iſt gewohnt, alle ihre kleinen Sorgen dem Himmel anzuvertrauen.“ Das Geſpräch wurde bald lebendig, und man vergaß darüber die Abweſenheit der jungen Gräfin, bis nach ungefähr einer Viertelſtunde die Sakriſtanin höchſt beſtürzt in den Saal trat, und der Aebtiſſin einige Worte in's Ohr flüſterte, doch nicht leiſe genug, daß der Graf, welcher neben ihr ſaß, nicht den Namen Gräfin Kunigunde hätte vernehmen ſollen.

„Was iſt mit meiner Tochter?“ fragte er ziemlich ruhig.

„Eine plötzliche Uebelkeit in der Kirche“ — ſtammelte die Sakriſtanin.

„Laßt ſie auf ihr Zimmer bringen, ehrwürdige Frau,“ ſagte der Graf, „es wird vorüber gehen.“

Die Aebtiſſin und die Sakriſtanin ſahen ſich verlegen an.

„Hier gilt kein Verheimlichen mehr,“ nahm endlich die Letztere das Wort; „die Gräfin liegt todt auf dem Grabe der Stifterin unſers Gotteshauſes.“

Dem war wirklich ſo; doch hatte das Begebniß auf eine natürliche Weiſe ſtatt gefunden, und der plötzliche Tod der blühenden jungen Gräfin war, wie ſich ſpäter aus der Oeffnung des Leichnams ergab, die Folge eines Polyps in ihrem Herzen. Man fand ſie auf dem Leichenſteine in die Knie geſunken, und an einen Pfeiler gelehnt, und ihr Antlitz behielt noch eine Zeitlang die Farbe des Lebens. Der Engel der letzten Stunde ſchien ſie ſanft berührt, und in einen leichten Schlummer verſetzt zu haben, aus welchem ſie in einer ſchönern Welt erwachen ſollte.

Der Eindruck, den dieſes Begebniß auf den Grafen hervorbrachte, war mehr erſchütternd als tief und ſchmerzlich, und was ihn im erſten Momente ſo mächtig ergriff, ſchien mehr aus dem Gefühle menſchlicher Hinfälligkeit, als aus dem Verluſte einer liebenswürdigen und geliebten Tochter zu entſpringen. Er ordnete ſogleich einen reitenden Boten nach Baden ab, um dem Markgrafen die Nachricht mitzutheilen und einen Arzt zu holen, der die Einbalſamirung des Leichnams beſorgen könnte. „Ich werde es dankbar anerkennen,“ ſagte er zur Aebtiſſin, „wenn ihr meiner Kunigunde eine Ruheſtätte in Eurer Kirche geſtattet, wo ſie neben andern Frauen des Hauſes Eberſtein in Frieden ruhen wird.“ Die Aebtiſſin gewährte gern dieſe Bitte, und der Graf nahm hierauf Abſchied, unter dem Vorwande, die Zubereitungen zum Leichenbegängniſſe würden zu heftig auf ſein Gemüth wirken, und kehrte mit ſeinem Gefolge nach Eberſtein zurück.

Da die Gräfin den Vorſatz gefaßt hatte, den Schleyer zu nehmen, ſo beſchloß man, ſie im klöſterlichen Gewande und mit allen bei dem Begräbniß einer Nonne üblichen Gebräuchen zu beſtatten.

An dem dazu beſtimmten Morgen wurde der Sarg in die Kirche gebracht, vor dem Hochaltar aufgeſtellt, und der Deckel weggehoben. Kunigunde lag darin wie eine Braut des Himmels, einen Kranz von weißen Roſen um das Haupt, und in den über die Bruſt gefalteten Händen ein Kruzifix.

In den unentſtellten Zügen des holden Antlitzes war keine Spur eines letzten Kampfes ſichtbar. Der Geiſt, welcher dieſe ſchöne Hülle bewohnt hatte, ſchien ſie leiſe wie ein Gaſt verlaſſen zu haben, der die Ruhe des Hauſes nicht ſtören will, aus dem er in der ſtillen Morgendämmerung ſcheidet. Unten an dem Sarge lehnte das Wappenſchild der Eberſteiner, und ringsum brannte Kerze an Kerze.

Der Prieſter mit dem Chorknaben trat jetzt aus der Sakriſtei in den Chor der Kirche; ihm voran ging der Träger des Kreuzes, und hintendrein folgten Paar und Paar, die Nonnen. Alsbald ſtimmte der Geiſtliche den Pſalm an: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr! zu dir,“ und die Nonnen antworteten.

Hierauf warf jener Weihrauch in das mit brennenden Kohlen gefüllte Rauchfaß, beſprengte die Leiche mit geweihtem Waſſer, und ſprach dabei die Worte:

„Der Thau des Himmels erfriſche Dich zum Leben!“

Dann ging er um den Sarg und beräucherte die Tode, mit dem dabei üblichen Spruche: „Die himmliſchen Wohlgerüche ſeyen Labſal deiner Seele.“

Der Pſalm: Herr, erbarme dich meiner, nach deiner großen Barmherzigkeit! beſchloß die Einweihung der Leiche; das Hochamt begann und nun folgte das Begräbniß, während die Nonnen ſangen:

Jener Tag, der Tag der Schrecken,
Wird im Grab die Schläfer wecken,
Und die Welt mit Flammen decken.

Jede Kreatur wird zagen,
Wenn von Wettern hergetragen
Nun der Richter kommt zu fragen.

Erd und Himmel werden beben,
Wenn die Todten ſich erheben,
Strenge Rechenſchaft zu geben.

Was verborgen, kommt zum Lichte,
Was geſündigt zum Gerichte,
Zeugniß gibt die Weltgeſchichte.

Wehe, wehe dann uns Armen,
Doch es gibt ja ein Erbarmen,
In des ew'gen Vaters Armen.

Der Sarg wurde jetzt bedeckt und in die Gruft hinabgelaſſen. Der Prieſter warf drei Schaufeln voll Erde darauf und ſprach:

„Aus Erde haſt du mich gebildet und mit Fleiſch bekleidet. Erwecke mich wieder mein Erlöſer!"

Nun wurden noch die Worte des ewigen Friedens geſprochen und dann der Stein über die Wohnung der Entſchlafenen gewälzt.

In der Kirche wurde es bald ſtiller und ſtiller; alle welche an der heiligen Handlung Theil genommen, entfernten ſich nach und nach, nur Guda blieb zurück, am Grabe knieend und in das melancholiſche Gefühl des Augenblicks verſunken, bis ſie durch den Klang eines Alpenhorns aus ihrem trüben Nachſinnen geweckt wurde. Es waren die Töne des Kuhreigens, dem folgendes Lied voranging und ſich bei jeder Strophe deſſelben wiederholte:

Heimath, Heimath, ſüßes Wort,
Nimmſt vom Herzen ſchwere Bande,
Zieh'ſt uns aus dem fremden Lande,
In das Haus der Mutter fort.

Zu ihr will ich wieder geh'n,
Aus der öden düſtern Ferne,
Schöner leuchten keine Sterne,
Als die wir zuerſt geſeh'n.

Sagt, wer hat das Bild entführt,
Das ich ſah vorüberwallen?
Müſſen zarte Blüthen fallen,
Wenn ſie rauher Wind berührt?

Der Sänger war ein junger Schweizerhirte, der auf einem ſeitwärts an der Kirche gelegenen Hügel ſtand. Der Graf von Eberſtein hatte ihn mit zwei andern Schweizern auf ſeine Sennerei kommen laſſen, und Kunigunde unterhielt ſich manchmal mit dem Jünglinge, deſſen ſchlichter Verſtand und treuherzige Offenheit ſie ungemein ergötzten. Rudi, ſo hieß der Hirt, nahm ſich den Tod der jungen Gräfin ſehr zu Herzen, ſie war ihm als ein freundlicher Engel vorgekommen, der umher wandelt, den Menſchen Troſt und Hülfe zu bringen, und er ließ ſich nicht abhalten, ihrem Begräbniſſe beizuwohnen.

Guda wurde von den einfachen Tönen, die ſie nie zuvor gehört, und mehr noch von den Worten des Liedes wunderbar ergriffen; die Klänge ſchienen ihr aus einer andern Welt herüber zu kommen. Eine unendliche Wehmuth bemeiſterte ſich ihrer Seele, aber zugleich fühlte ſie auch ein Grauen, wie in der Nähe von unſichtbaren Weſen; ſie ſah ſich ängſtlich in der Kirche um, wo aber alles ſtill und ſtumm war wie das Grab, an dem ſie kniete. Sie erhob ſich jetzt raſch, und eilte in das Speiſezimmer, wo man ſich eben zu Tiſche geſetzt hatte.

Das klöſterliche Mittagsmahl gieng ſtill und traurig vorüber. Der plötzliche Tod der Gräfin von Eberſtein in Verbindung mit der Erſcheinung ihrer Ahnfrau mußte finſtere Beſorgniſſe hervorrufen. Die Aebtiſſin ſtand eben von der Tafel auf, als der junge Förſter hereintrat, mit der Nachricht: „gegen Mitternacht würden die Feuerzeichen auf den Bergen das Signal zur Verſammlung der Bauern ſeyn, und ein Angriff auf das Kloſter werde mit Anbruch des nächſten Morgens Statt haben.“

Die vorzüglichſten Urkunden, ſo wie die kirchlichen und andere Koſtbarkeiten waren bereits in der letzvergangenen Nacht geflüchtet und nach Baden gebracht worden, wo der Markgraf ein Gewölbe im Schloſſe zu Aufbewahrung deſſelben angewieſen; jezt galt es aber ſchleunige Rettung. Die Aebtiſſin ließ alsbald das Kapitel zuſammen rufen, und es wurde darin beſchloſſen, noch vor einbrechender Nacht das Kloſter zu verlaſſen, und einſtweilen Sicherheit in Baden zu ſuchen; da es jedoch zweifelhaft war, ob in dieſer Stadt, wo ſich damals noch kein Kloſter befand, hinreichende Gelegenheit zur ſchicklichen Unterkunft für gottgeweihte Frauen vorhanden ſeyn dürfte, ſo wurde der Vorſchlag der Sakriſtanen, mit den Novizinnen zu ihrem Bruder nach Windeck zu gehen, welches von Baden nur vier Stunden entfernt lag, dankbar angenommen. Den übrigen Dienſtleuten wurde freigeſtellt, den Frauen zu folgen, oder einen Zufluchtsort nach eigenem Gutdünken zu wählen.

Der Abzug der Nonnen, welcher gegen drei Uhr Nachmittags geſchah, hatte etwas Ergreifendes. Die meiſten vergoſſen heiße Thränen, denn das Haus, worin wir lebten, verwächst allmählig ſo ganz mit unſerem innerſten Daſeyn, daß wir bei der Trennung von demſelben einen Theil unſeres Selbſt zurück zu laſſen glauben.

Dieſes Gefühl iſt keine Täuſchung; der Boden, worin die Pflanze, und der Menſch wurzeln, zerſchmilzt zulezt gleichſam mit beiden.

Die Flüchtlinge erreichten ohne widrige Zufälle die Stadt, welche das Ziel ihrer Wanderung ſeyn ſollte.

Der Markgraf, im Voraus von ihrer Ankunft unterrichtet, ſchickte ihnen ſeinen Hofmeiſter von Klingenberg entgegen mit dem Auftrage, ſie in die für ſie gemietheten Wohnungen zu geleiten.

Der Aebtiſſin und den drei älteren Frauen des Kloſters wurden Zimmer im Schloſſe angeboten, die ſie jedoch nicht annahmen, ſondern ſich entſchloſſen erklärten, jedes Ungemach und jegliche Entbehrung mit ihren Schweſtern zu theilen.

Da ſie jedoch den Raum ſehr beengt fanden, ſo begab ſich Johanna von Windeck am andern Morgen mit den Novizinnen auf die feſte Burg ihres Bruders, wohin ſie die Aebtiſſin durch den jungen Förſter begleiten ließ. Der Markgraf gab ihnen die Pferde zur Reiſe, und noch einige Bewaffnete zum Schutz.

Den Unfall gänzlich von dem Kloſter abzuwenden, fehlte es ihm in der That an Mitteln, zumal da die Abteien Herrenalb, Gottesau und Schwarzach zu gleicher Zeit bedroht ſchienen. Jedoch ertheilte er alsbald an ſeine Vögte zu Ettlingen und Durlach Befehl, in den Dörfern der aufrühreriſchen Bauern einige Häuſer in Brand zu ſtecken, ſobald dieſe ſich gegen die Klöſter in Bewegung geſetzt haben würden, um ſie dadurch in die Nothwendigkeit zu verſetzen, zur Rettung ihres Eigenthums heim zu kehren.

## VII.

Mitternacht war noch nicht lange vorüber, als man von den Thürmen des alten Schloſſes zu Baden die Feuerzeichen der Bauern in verſchiedenen Dörfern erblickte. Die Zahl der Empörer, die ſich nach und nach bei Durlach verſammelten, mochte an fünftauſend betragen. Ohngefähr dreitauſend derſelben wendeten ſich gegen Gottesau und Schwarzach. Jenes war ein Ziſterzienſer-Kloſter im alten Hartwald, eine halbe Stunde von der Stelle, wo ſpäter Karlsruhe erbaut wurde; die Benediktiner-Abtei Schwarzach lag ohngefähr neun Stunden weiter aufwärts, am Wege nach Strasburg. Der Haufe, der nach Frauenalb zog, trennte ſich gleichfalls bei dieſem Kloſter, indem ohngefähr zwölfhundert Mann den Weg nach Herrenalb einſchlugen. An der Spitze der übrigen befand ſich der Vogt Urban, deſſen wir bereits in unſerer Geſchichte Erwähnung gethan. Er hatte ſich von ſeinem Haufen das feierliche Verſprechen geben laſſen, ſich des Sengens und Brennens, ſo wie des Plünderns zu enthalten, allein die rohe, zügelloſe Menge war weit entfernt, da Schonung und Mäßigung zu beobachten, wo ſie blos Gegenſtände des Haſſes und der Rache vor ſich ſah. Der Thorwächter, der einzige von den Kloſterleuten, welcher die Flucht nicht ergriffen, öffnete den Eingang, ſobald die Bauern ſich näherten. Der erſte Trupp ſtürzte in das Amthaus, und bemächtigte ſich der alten gerichtlichen Akten und anderer Papiere, die ſämmtlich in den Kloſterhof geſchleppt wurden. Ein anderer Haufe erbrach das Archiv, wo noch eine große Zahl von Urkunden und ſonſtigen Handſchriften unordentlich zerſtreut lag; ſie wurden, mit allen Büchern die man vorfand, gleichfalls in den Hof gebracht, und dort mit den übrigen angezündet. Während dieſes geſchah, ſich ein furchtbares Jubelgeſchrei, mit Flüchen und Drohungen untermiſcht, um die aufſteigende Flamme erhob, erbrachen einige den Keller, andere die Speiſekammer und noch andere durchſtöberten die Zellen und übrigen Zimmer der Abtei; und bemächtigten ſich der Gegenſtände, welche ihnen zuſagten. Tiſche, Schränke, Bettſtellen, überhaupt alle Geräthe, die nicht leicht weggebracht werden konnten, wurden ſo wie Fenſter und Thüren zerſchlagen. Im Hofe begann bald ein tobendes Bachanal, der Wein wurde in Kübeln und Bottichen aus dem Keller herbeigeholt, man trank aus Krügen, Töpfen und Schüſſeln, und kaum waren die Köpfe durch Lärm und Getränke noch mehr erhitzt, als ſchon einige halb taumelnd noch nach Feuerbränden griffen, mit dem Vorſatze, das Kloſter in Brand zu ſtecken. Umſonſt waren die Mahnungen der wenigen Beſonnenen, man brachte ſie durch Hohngelächter und Drohungen zum Schweigen, aber plötzlich verſtummte der Lärm, als drei ſtarke Schläge auf eine Glocke geſchahen, und auf der Gallerie, welche um den hohen Thurm lief, eine ſeltſame weibliche Geſtalt ſichtbar wurde. Sie war in einen vielfaltigen Mantel mit langen, hängenden Aermeln gehüllt, wie ihn die Frauen des Kloſters an feſtlichen Tagen zu tragen pflegten, und ihr bleiches ſtarres Geſicht wurde durch die ſchwarze Farbe des Gewandes noch graulicher hervorgehoben. Man hätte ſie für eine Todte gehalten, wären ihre lebloſen Züge nicht durch funkelnde Augen belebt worden, aus denen Blitze zu ſchießen ſchienen. In der Linken hielt ſie einen Todtenkopf, in der Rechten ein Kruzifix, und ihre Blicke hefteten ſich auf die ſtaunende Menge, wie zwei unheilbringende Sterne. Schrecken und Beſtürzung faßte die wilden Gruppen; wie von einem plötzlichen furchtbaren Zauber gebannt, ſtarrten ſie die Geſtalt an, die unbeweglich blieb, als wäre ſie aus Erz gegoſſen. Viele hielten ſie für die Stifterin des Kloſters, die aus dem Grabe wiedergekommen, um ihr Haus zu ſchützen, und flohen ängſtlich davon; andere drängten ſich dichter an einander, und jeder ſuchte Muth in den Blicken und Geberden des Andern. Nur wenige wagten bei ſich die Vermuthung, es könne wohl eine der Nonnen zurückgeblieben ſeyn, um ihnen Furcht einzujagen.

„Was meinſt Du von dem Ding da?“ fragte der

Froſchmetzger den Fiedler ſo leiſe als möglich und mit ungewiſſer Stimme.

„Verſuch' es, wie ein Hahn zu krahen,“ antwortete dieſer, „wenn es ein Geiſt iſt, ſo muß er beim Hahnenruf weichen.“

„Krähe Du ſelbſt,“ verſetzte der Metzger, „und ſieh, ob Dir nicht Federn am Leibe hervorwachſen, und Dein Maul zu einem Schnabel wird.“

In dieſem Augenblicke ſtürzte ein todtbleiches Männlein aus dem Kloſter hervor, mit hochgeſträubten Haaren, ſtieren Augen und weit offenem Munde, „die Nonnen kommen aus ihren Gräbern!“ rief das Männlein.

Es war der Schulmeiſter, der die Zellen durchſtöbert hatte, um die Bibel zu finden, durch deren Hülfe er die verborgenen Schätze des Kloſters zu entdecken hoffte. Auf ſeinem Wege begegnete ihm eben die Geſtalt, die jetzt auf der Gallerie des Thurmes ſtand, und er verlor darüber beinahe die Beſinnung. Die Wahnſinnige war aber Frau Beate, die man bei der Verwirrung, mit welcher die Flucht aus dem Kloſter unternommen worden, mitzunehmen vergeſſen. Nur wenige unter den Anweſenden wußten etwas von dieſer Nonne, und auch dieſe kamen nicht auf den Gedanken, daß man ſie zurückgelaſſen haben könne.

Inzwiſchen hätte ſich die Täuſchung wahrſcheinlich auf eine oder die andere Art aufgelöſt, wäre nicht plötzlich die Aufmerkſamkeit von der Nonne abgezogen worden. Ein Bauer mit allen Zeichen verzweiflungsvoller Angſt ſtürzte in den Kloſterhof und rief: „Unſere Häuſer brennen! der Markgraf hat unſere Dörfer anſtecken laſſen!“ wie ein Wetterſtrahl flog dieſe Nachricht in die zuſammengedrängten Maſſen, ſie ſtoben auseinander, von bleichem Entſetzen ergriffen, alles ſtürzte zum Thor hinaus, und jeder eilte betäubt zur Rettung ſeines Eigenthums.

Nur der Fiedler, der Froſchmetzger und der Schulmeiſter blieben im Kloſterhofe zurück; keiner von ihnen beſaß ein eigenes Dach, und was ſie außerdem zu verlieren hatten, war ſo wenig, daß es nicht der Mühe lohnte, eine große Anſtrengung deßwegen zu machen, auch war ihrem Scharfblick nicht entgangen, daß von der Beute des Kloſters ſich eine ergiebigere Nachleſe erhalten laſſe, denn in dem überraſchenden Schreck hatten manche ihren Raub von ſich geworfen, um nur ſchneller ihre Wohnungen zu erreichen. Da während des Lärms die Erſcheinung auf dem Kirchthurm unbemerkt verſchwunden war, ſo hatten der Schulmeiſter und der Mezger neuen Muth gefaßt, und die drei Geſellen lagerten ſich gemächlich um einen Bottich mit Wein. „Man darf die köſtliche Gottesgabe nicht verderben laſſen,“ ſagte der Schulmeiſter, indem er einen großen irdenen Topf füllte.

„Es iſt doch eine Luſt, der Gaſt eines Kloſters zu ſeyn,“ ſchmunzelte der Mezger, nachdem er einen kräftigen Zug gethan.

„Wenn nur der Wirth mit der Zeche nicht nachhinkt,“ verſetzte der Fiedler, „auf meinen Spiellohn will ich gern verzichten. Seht, da ſchleicht ſchon ein Kerl, der ausſieht, als wolle er die Polizeiſtunde anſagen.“

Es war der Thorwächter, der in dieſem Augenblicke herbeieilte, und den drei Geſellen mit anſcheinendem Wohlwollen zurief: „Leert Euern Zuber ſchnell, in einer halben Stunde ſind die markgräflichen Reiter hier.“

„Alle Donnerwetter,“ brummte der Froſchmezger, ſtand auf, packte ein nahe liegendes Bett auf den Rücken, und machte ſich davon. Der Schulmeiſter folgte, nachdem er einen Pack Leinenzeug als ſeinen ehrlichen Antheil an der Beute zuſammengeleſen. Nur Tönny blieb bei dem Bottich ſitzen, und lachte. Als der Thorwächter gleichfalls ſchmunzelte, und ſprach: „Ei, Spielmann, biſt Du allein unverzagt, und fürchteſt die rothen und gelben Röcke nicht?“ da nahm der Fiedler ſeine Geige, kratzte darauf und ſang:

Hab' nichts als meine Fiedel,
Schlagt Ihr ſie auch entzwei,
Sing ich doch noch mein Liedel,
Hoch leb' die Lumperei!

„Es wäre doch Schade, wenn ſie Dich hängten,“ ſagte itzt der Thorwart.

„Um den Strick, meinſt Du? ich denke, man werde ihn ſtark genug nehmen, daß er für uns beide aushält. Den Froſchtödter und den ABC-König haſt Du ins Bockshorn gejagt, mich aber fängt man nicht mit ſolchem Speck; ich weiß, daß Du mit faulen Fiſchen handelſt, Thorkucker! Nun, wohl bekomm's!“

„Einen Trunk ſchlage ich nicht aus,“ antwortete der Thorwächter, indem er den dargebotenen Topf annahm. „Wenn die Katze der Mäuſe nicht Herr werden kann, ſo frißt ſie ſelbſt mit.“

„Ich wollte, Du legteſt ein gutes Wort für mich ein bei Deiner Aebtiſſin.“

„Willſt Du unſer Beichtvater werden, Tönny? Das Sündenregiſter magſt Du ſo ziemlich im Kopfe haben.“

„Ein armer Teufel wie ich, verſteht nichts von den vornehmen Sünden, und behilft ſich mit den gemeinen. Als Nachtwächter möcht' ich wieder bei Euch mich anſtellen laſſen, ich würde durch mein Geſchrei die Nonnen zu jeder Stunde aus gefährlichen Träumen aufwecken und dadurch zu ihrem Seelenheil weſentlich beitragen.“

Während dies in Frauenalb vorging, wanderte die Sakriſtanin mit den Novizinnen und dem Jäger nach Burg Windek, wo ſie gegen Mittag glücklich anlangten, und freundlich aufgenommen wurden. Dieſes ſtattliche Schloß, von welchem noch zwei feſte Thürme und einiges Gemäuer vorhanden ſind, erhebt ſich auf einem ziemlich ſteilen Berge, wo man einen großen Theil des herrlichen Rheinthals überſieht, und von welchem zu beiden Seiten freundliche Thäler auslaufen, in denen ſich, zwiſchen fröhlichen Weinhügeln und Kaſtanienhalden die ſtillen Wohnungen von Kappel, Waltmatt und Neuſaz verbergen. Den weſtlichen Abhang des Berges, der öſtlich mit dem Hochgebirge zuſammen hängt, bildet der ſteinigte Wolfshag, in deſſen Dickigt die Jäger früher mit dieſen Raubthieren manchen gefährlichen Kampf zu beſtehen hatten. Das alte Dynaſtengeſchlecht, welches auf dieſer Burg ſeinen Sitz hatte, erloſch in ſeinen männlichen Abkömmlingen im Jahre 1592 mit Jakob, welcher um die Zeit unſerer Geſchichte ein Knabe von vier Jahren war. Sein Vater, Reinhard, gehörte zu den kräftigen, beſonnenen Menſchen, die in einer ſtürmiſchen Zeit feſt an ſich ſelbſt halten, und leichter neuen Meinungen als neuen Sitten ſich bequemen. Er war offen, ehrlich, derb, ohne viele Worte, aber immer bereit, einem jeden, der Vertrauen zu ihm hatte, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Seine Gattin Ida, aus dem Geſchlechte der Hattſtein, ſtellte in ihrem ſtillen Thun und Wirken der Treue freundliches Bild der teutſchen Hausfrau dar, deren Pflichten in ihrer Liebe ſind, und die ihr Glück in der Zufriedenheit findet, welche ſie, des eigenen Werthes unbewußt, um ſich verbreitet. Die Sakriſtanin glaubte ihren Bruder von dem Stande des Jägers, ſo wie von ſeinen Verhältniſſen zu dem Fräulein von Ramſtein unterrichten zu müſſen.

„Ich laſſe ſie durch meinen Kaplan zuſammengeben, und damit iſt's abgethan,“ antwortete Reinhard, und zeigte große Luſt, alsbald zur Ausführung zu ſchreiten. Seine Schweſter machte ihm jedoch begreiflich, daß dies für die Liebenden große Unannehmlichkeiten zur Folge haben könne, und Reinhard ſtimmte zuletzt ihrer Meinung bei: Frankenſtein müſſe ſogleich nach Mainz gehen, und ſich dort an den Churfürſten wenden. Guda ſollte unterdeſſen auf Windek bleiben, bis die Sache ins Reine gebracht ſeyn würde.

Frankenſtein war augenblicklich bereit, die Reiſe nach Mainz anzutreten, doch war es ſchwierig, ſie auf dem rechten Rheinufer zu unternehmen. Schon um Mittag kam die Nachricht auf Windek, die Bauern hätten die Abtei Schwarzach geplündert und großen Theils zerſtört.

Von den Begebniſſen in Frauenalb und Gottesau liefen nur dunkle Gerüchte ein.

Als man ſich auf Windek zur Tafel ſetzen wollte, kamen unvermuthet noch zwei Gäſte aus der Nachbarſchaft. Gebhard von Neuenſtein und Chriſtoph von Boſenſtein. Beide gehörten zum Ortenauiſchen Ritterverein, und ihre Burgen ſtanden nur wenige Stunden von Windek. Die Gährungen im Volke, die ſich immer weiter zu verbreiten drohten, hatten die beiden

Herren veranlaßt, ſich mit dem mächtigern Reinhard über Maßregeln zu beſprechen, welche die Vorſicht zu gebieten ſchien.

„Wir werden am beſten bei Tiſche Rath halten,“ antwortete der von Windek auf ihre Anrede, und wies ihnen ihre Plätze dem ſeinigen gegenüber an. Nachdem die erſten Schüſſeln und die erſten Becher geleert waren, leiteten die Fremden das Geſpräch auf die Abſicht ihres Geſuchs.

„Es iſt eine ſchlimme Zeit,“ begann Boſenſtein.

„Eine rathloſe Zeit,“ fiel ſein Gefährte ein. „Das Regiment der Dreſchflegel hebt an.“

„Das Menſchengeſchlecht kommt nie aus den Flegeljahren,“ ſagte der Burgherr.

„Aber wir werden zu Grunde gerichtet, wenn wir nicht feſt zuſammenhalten,“ rief Neuenſtein.

„Ihr habt ja einen Ritterverein,“ bemerkte Reinhard.

„Ach, die Vereine taugen nur zu Banketten!“ ſeufzte Boſenſtein, „zur Zeit der Gefahr ſucht jeder ſeinen Kopf unter einen ſichern Schirmhut zu bringen. Der tolle Stauffenberg gab uns zur Antwort, wir ſollten unſre Burgen von den Bauern im Taglohn abbrechen laſſen, und von den Steinen Häuſer in den Städten bauen, das würde ſchnell den Frieden herſtellen.“

„Der Stauffenberger mag ſo Unrecht nicht haben,“ erwiederte der Burgherr; „ſeit die Häuſer in den

Städten ſteigen, fallen die Schlöſſer. Was aber die Unruhen im Volke betrifft, ſo mußten ſie wohl kommen. Jedes Ding hat ſein Maaß, und was zu ſtark geſpannt wird, muß brechen. Ich will nicht, daß man den Bauer hinter ſich auf's Pferd nehme, man muß aber auch nicht über ihn wegreiten. Wenn der Herr Stiefel trägt, ſo ſoll er dem Knecht wenigſtens Holzſchuhe gönnen, und wer Recht ärnten will, der darf kein Unrecht ſäen.“

„Wir waren doch gewiß mild und gütig gegen unſre Kloſter-Unterthanen,“ fiel die Sakriſtanin ein.

„Schweſter, ich ſage Dir, wo Weiber die Herrſchaft haben, da regieren die Männer, und wo Männer herrſchen, da regieren die Weiber. So wird's bleiben, auch wenn alle Weiber Nonnen und alle Männer Mönche werden ſollten.“

„Ich mag nicht läugnen, daß den Leuten zu gerechter Beſchwerde oft genug Anlaß gegeben werden; ſollen wir uns aber geduldig braten laſſen, weil wir ſie rupften?“

„Mein Rath wäre,“ verſetzte Reinhard, „wir ſuchten gemeinſchaftlich das Loos unſerer Grundholden zu verbeſſern, und ſie beſonders gegen die Plackereien der Verwalter und Beamten ſicher zu ſtellen. Dieſe Unruhen werden immer heftiger wiederkehren, je mehr die Meinungen ſich verändern, und je größer die Kluft zwiſchen Lehensherrn und Vaſallen täglich werden muß.

Für den Augenblick möchte gerathen ſeyn, daß ſich ein jeder auf den Fall eines Angriffs der Aufrührer hinter ſeinen Mauern in Vertheidigung ſetze. Eine lange Belagerung können und werden dieſe an Ordnung und Gehorſam ungewohnten und ſchlecht bewaffneten Haufen nie unternehmen, und gegen die Macht der Fürſten und des ſchwäbiſchen Bundes mögen ſie ohnedieß nicht beſtehen. Je brauſender der Sturm, deſto ſchneller geht er vorüber.“

„Ihr habt gut reden,“ entgegnete Chriſtoph von Boſenſtein, „die Thürme und Gräben von Windek haben ſchon geübten Kriegern den Schwindel verurſacht, jedoch Boſenſtein — “

„Iſt freilich im ſchlechten Zuſtande, aber unſer lieber Gaſt Neuenſtein, dem die Hälfte der Burg gehört, muß ſie Euch auch vertheidigen helfen.“

„Ich muß mich auf Rodeck beſchränken,“ antwortete dieſer.

„Das iſt der Fluch aller gemeinſchaftlichen Häuſer,“ verſetzte der Windeker. „Sie kommen mir vor wie ein Stuhl, der zwei Herren hat; ſetzen ſich beide zu gleicher Zeit darauf, ſo iſt's ſchon unbequem, wenn es nun aber vollends einem einfällt, ſeine Hälfte abzuſägen, ſo muß der andere ſeinen Sitz auf dem Boden nehmen.“

„Mußte das herrliche Ritterthum auf ſolche Weiſe endigen!“ ſeufzte Neuenſtein.

„Mit der Herrſchaft neigte ſich's zum Ende,“ bemerkte der Windeker, „ſobald die Edlen von ihren Bergen in die Ebenen herab ſteigen. Wenn der Adler ſein Neſt auf dem Felſen verläßt, und ſich neben der Wachtel und dem Rebhuhn in die Furche des Ackers niſtet, ſo hört er auf König der Vögel zu ſeyn.“

Während dieſes Geſprächs langte ein Bote an, den die Aebtiſſin von Baden aus mit einem Briefe an die Sakriſtanin abgeſchickt hatte. Der Inhalt deſſelben war: „Die Bauern ſeyen über das Niederbrennen der Häuſer noch wüthender geworden, und der Markgraf habe beſchloſſen, den Weg gütlicher Verhandlung einzuſchlagen, darüber könnten mehrere Tage hingehen, und ſo lange würden ſie ſich auch von ihrem Gotteshauſe entfernt halten müſſen, doch ſeyen einige Kloſterleute bereits dahin zurückgekehrt.“

Boſenſtein mißbilligte das Verfahren des Markgrafen. „Durch Unterhandlung,“ ſagte er, „legt man ſeine Schwäche an den Tag, und macht die Bauern nur übermüthiger.“

Der Burgherr war anderer Meinung. „Was iſt gewonnen, wenn wir die Bündiſchen in's Land rufen? Georg von Frundsberg iſt mild und klug; aber der wilde Truchſeß von Waldburg, und der tolle Franz von Sickingen, würden unſere Grundholden abthun wie Kälber, und wir könnten nicht einmal die Felle brauchen, ſondern müßten ſie noch auf unſre Koſten mit Haut und Haaren begraben laſſen, und zuletzt ſelbſt mit unſern Ochſen zu Acker fahren.“

Herr von Neuenſtein theilte dieſe Meinung und bot den von Boſenſtein, für den ſchlimmſten Fall eine Zuflucht auf Rodek an. „Nein, nein,“ verſetzte dieſer, „ich bin der Letzte meines Namens, ohne Weib und Kind, und will mich unter den Trümmern von Boſenſtein begraben laſſen.“

Die Geſellſchaft trennte ſich jetzt. Frankenſtein machte ſich am andern Morgen nach Mainz auf, wo er den Churfürſten für ſeine Wünſche ſehr geneigt fand. Auch koſtete es dieſen nur wenig Worte, um den Domkuſtos, da er es mit ſeinem Herrn nicht verderben durfte, zur Einwilligung zu bewegen. Die Trauung geſchah auf Windek, und an eben dem Tage, an welchem die Nonnen nach Frauenalb zurückkehrten, führte Frankenſtein ſeine junge Gattin auf ſein Schloß an den Main, wo ſie unter den Stürmen der Zeit den Frieden und das Glück im kleinen häuslichen Kreiſe fanden.

# Sabina.

# Sabina.

Der edle Meiſter Erwin von Steinbach, der den Thurm am herrlichen Münſter zu Straßburg baute, ſtarb vor Beendigung deſſelben, aber er hinterließ zwei Kinder, welche das Werk zur ſchönen Vollendung fördern halfen. Der Sohn, Johannes, leitete den Bau, und Sabina, die Tochter, ſchmückte das große Portal mit ihren kunſtreichen Arbeiten. Sie führte nicht nur den Meiſel mit ſeltner Geſchicklichkeit, ſondern war auch glücklich im Erfinden, und wußte über alles, was ſie ſchuf und ordnete, die ihr eigenthümliche Anmuth zu verbreiten. Sabina gehörte zu den ſchönſten Jungfrauen ihrer Zeit. Zwar hatte ſie bereits ihr zweiundzwanzigſtes Lebensjahr zurückgelegt, aber nach ihrem zart gegliederten Bau und ihrem kindlichen und unſchuldigen Weſen, hielt man ſie für ein Mägdlein von ſechszehn. Da ſie aufgewachſen war in der Natur und unter den Werken der Kunſt, ſo wandelte ſie faſt als eine Fremde unter den Menſchen, und war vertrauter mit den Erſcheinungen der höhern Welt, als mit den

Umgebungen des täglichen Lebens. Darum hatte ſich auch ihr Herz noch nie der Liebe geöffnet, obgleich ihr ganzes Gemüth von Liebe erfüllt war, und ſie nie einen feindſeligen Trieb in ihrem Innern verſpürt hatte.

Das Portal des Münſters rückte ſchnell ſeiner Vollendung nahe; nur ein Bild fehlte noch über dem Eingange. Sabina hatte dazu die Himmelskönigin gewählt. Aus Lilien und Roſen ſollte die jungfräuliche Mutter ſich erheben, den Sohn der Liebe und der Schmerzen auf dem Arme, und die königliche Krone auf dem Haupte. Auf dem Platze vor dem Münſter ſtanden die vielen Werkhütten für die Meiſter und Geſellen, welche dabei beſchäftigt waren; Sabina liebte jedoch nicht, in einem engen, niedrigen Raume zu arbeiten. Sie hatte ſich eine Stelle im Innern der Kirche, nahe am Grabe ihres Vaters, gewählt; hier wurde ihr Gemüth jedesmal in eine wunderbare Stimmung verſetzt, — es kam ihr vor, als ob ein unſichtbares Weſen, welches ſie für den Geiſt ihres Vaters hielt, ihren Arm führe, und das Werk ſich gleichſam von ſelbſt unter ihrem Meißel bilde.

Der Stein fing bereits an, in rohen Umriſſen Geſtalt zu gewinnen; aber als ſie eines Morgens, nachdem ſie vorher, wie gewöhnlich, in einer nahen Kapelle der Frühmeſſe beigewohnt, an ihre Arbeit gehen wollte, gewahrte ſie mit Erſtaunen, daß dieſe ſeit einigen Tagen, die ſie zur Erholung auf dem Lande zugebracht, weiter vorgerückt ſey. Das Antlitz der jungfräulichen Mutter trat in den Haupttheilen weit beſtimmter hervor, und der lange Schleyer, der die hohe Geſtalt in ſchön geworfenen Falten umwallen ſollte, ſchmiegte ſich ſchon recht weich und anmuthig an die reichen Locken. Eine mit Kunſt hochbegabte Hand mußte hier den Hammer geführt haben, das war ſichtbar genug, und Sabina dachte augenblicklich an den Geiſt ihres Vaters. Sie warf ſich voll Wehmuth und Liebe und nicht ohne leiſen Schauer an ſeinem Grabe nieder, und ſprach zu ihm, als ſtünde er ihr nahe, kindliche Worte der Dankbarkeit aus tiefbewegtem Herzen. Hierauf nahm ſie ihre Werkzeuge, um fortzuarbeiten, wurde aber jetzt erſt gewahr, daß das Antlitz des Bildes ſich bereits unter der unbekannten Hand zu einer ganz andern Form geneigt habe, als die ihr vorgeſchwebt war. Sie hatte nun nicht den Muth, den Meißel an dieſem Theile anzuſetzen, und beſchäftigte ſich an der Krone und den Gewändern.

Sabina bewohnte mit ihrem Bruder ein kleines freundliches Gartenhäuschen vor der Stadt an der Ill; den Mittag brachte ſie gewöhnlich bei einer Freundin zu, und ſobald der Abend herabſank, eilte ſie aus dem Gewühle und Getümmel hinaus in die ſtillen Schatten ihres ländlichen Aufenthalts. Es war ihr höchſter Genuß, in der Dämmerung zwiſchen den blühenden Sträuchen hin und her zu wandeln, von Niemanden geſehen, als von den Sternen des Himmels. Im Frieden des Landes fühlte ſie ſich der Welt des Unſichtbaren näher, und gewohnt, die Kunſt als eine Art Gottesdienſt zu betrachten, konnte ſie nichts ahnden von der Schranke, welche die Gebilde der Menſchenhand von dem ewig jungen und rein aus ſich erblühenden Leben der Natur für jene trennen, denen der höhere Sinn verſchloſſen geblieben. Heute wandelte ſie länger als ſonſt unter den Bäumen des Gartens hin, und eine unerklärliche Wehmuth hatte ihre Seele ergriffen. Sie ſetzte ſich auf die Bank, nahm ihre Harfe, und wollte verſuchen, ihrem Herzen durch die Muſik Sprache abzugewinnen, da vernahm ſie an der Gartenmauer die Töne einer Zither. Es lag etwas wunderbar Rührendes in dem einfachen, kunſtloſen Spiel, welches einem Liede zum Eingang diente. Eine ſanfte männliche Stimme ſang jetzt:

Frühling, Frühling, hättſt mich hier,
Eine Blume ſuch' ich mir.
Will das Blümlein mir nicht blühen,
Muß ich mit den Schwalben ziehen?

Mayenlüftchen ſpielen lind,
Wie im Mutterſchooß das Kind.
Lüftchen, hört ihr meine Klagen?
Wollt ihr meine Botſchaft tragen?

Bringt ſie zu der Jungfrau hin,
Dort im Garten, ſtill und grün,

Müßt ſie aber ja nicht ſtören,
Wenn ſie ſpricht mit Engelchören.

Aber horcht ſie, ſanft bewegt,
Wie der nahe Strom ſich regt,
O ſo mögt ihr leiſe flüſtern,
Welche Nächte mich umdüſtern.

Viele Sternlein prangen dort,
Jedes ſpricht ein tröſtlich Wort;
Wollen all' den Menſchen dienen,
Jedem iſt ſein Stern erſchienen.

Doch den meinen ſeh' ich nicht,
Und er glüht im reinſten Licht.
Will er meine Bahn nicht leiten?
Soll ich ohne Führer ſchreiten?

Stern, o Stern, ſo klar und rein,
Leuchte mir mit deinem Schein!
Willſt du dich zu mir nicht neigen,
Muß ich zu den Schatten ſteigen.

Der Jungfrau kam es nicht in den Sinn, daß die Klage ſtill-trauernder Liebe ihr gelten könne. Sie dachte vielmehr, der arme Sänger ſey von ſeinem Leide herausgetrieben worden in die Stille der Nacht, um hier unbelauſcht ſeinem Schmerze Worte zu geben. Sie fühlte ſogar das reinſte Mitleid gegen den Unbekannten, und wünſchte herzlich, daß ſein Stern ihm aufgehen und ſeinen Weg erleuchten möge.

Eine kleine Unpäßlichkeit nöthigte ſie, einige Tage zu Hauſe zu bleiben. Als ſie aber am Morgen des vierten Tages wieder an ihre Arbeit gehen wollte, fand ſie das Antlitz der himmliſchen Jungfrau nicht nur beinahe vollendet, ſondern entdeckte auch darin eine treue Nachbildung ihrer eigenen anmuthigen Züge. Es kam ſie ein Grauen an, und ängſtlich wendete ſie das Auge nach dem Grabe ihres Vaters. An den Sarkophag gelehnt ſtand ein ſchöner Jüngling, der Sabinen mit beſcheidener Freundlichkeit grüßte, und ſich hierauf mit langſamen Schritten hinter der Vorgeſtellung verlor. Die edle Geſtalt des Fremden, der milde Ernſt in ſeinem Antlitze, und der reine, klare Blick ſeines Auges machten auf die Jungfrau einen Eindruck, dergleichen ſie vorher nie empfunden. Plötzlich kam ihr der Sänger in den Sinn, den ſie Abends an ihrer Gartenmauer gehört, und eine ſeltſame Aengſtlichkeit bemächtigte ſich ihres Gemüths. In ſich verſunken ſtand ſie da, als ihr Bruder mit einem fremden Manne auf ſie zu kam. „Sabina," ſagte er, „Du ſiehſt hier Meiſter Leonte, mit dem ich geſtern Bekanntſchaft gemacht. Er iſt in der Kunſt der Schilderei wohl erfahren, und ſonſt in manchen geheimnißvollen Dingen. So weiß er unter andern aus den Linien der Hand den Lebensgang eines Menſchen zu deuten." Sabina warf einen ſchüchternen Blick auf den Fremden. Er war ein Mann von ohngefähr dreißig Jahren, hochragend, wohlgeſtaltet, mit ſchwarzen, blitzenden Augen, doch lag in ſeinen Zügen etwas Erſtarrtes, welches die Jungfrau mit Grauen erfüllte.

„Erlaubt mir, ſchöne Jungfrau, Euer Glück zu erkunden,“ ſagte er, mehr gebietend als bittend, und wollte ihre Hand ergreifen. Sabina weigerte ſich deß, und antwortete: „wenn der liebe Gott etwas mit geheimer Schrift in unſre Hände geſchrieben hätte, ſo würde der Menſch ſchwerlich den Schlüſſel dazu finden mögen. Ich will die Zukunft erwarten und nicht erforſchen.“ Aus Leonte's Augen brach ein Strahl des Unwillens hervor, und ſein Mund ſchien ſich etwas zu verziehen, aber im übrigen Antlitz blieb die todtenähnliche Erſtarrung. Er betrachtete eine Weile das angefangene Bildwerk. „Ihr habt Euch trefflich konterfeyt, ſchöne Jungfrau,“ ſprach er, und drehte Sabinen ſo, daß er ſie bequem mit dem Bilde vergleichen konnte. Ein Schauer durchlief ſie bei der Berührung des Fremden, ſie ſtand bewegungslos, und es kam ihr vor, als ſey ſie in zauberiſche Gewalt gefallen. „Ja, ja, der Schönheit gebührt die Königskrone,“ fuhr er fort, „und Lilien und Roſen ſtreut ſie über das Leben.“ Er redete hierauf noch mancherlei von den herrlichen Tempeln und Paläſten im Orient, und rühmte beſonders die Kunſt der alten Griechen. „Ich bin ſelbſt ein Grieche,“ ſagte er unter anderem, „aber darum nicht partheiiſch für mein Volk. Allein es iſt doch ein ganz verſchiedenes Gefühl, in einen alten Göttertempel zu treten, und in einen düſtern gothiſchen Dom. Dort werden Aug' und Herz erfreut, das Leben erhält eine höhere Weihe, denn in jedem Bildwerke erſcheint eine liebliche Blüthe deſſelben in einer dichteriſchen Hülle. Die Götter ſelbſt werden Mitgenoſſen des Menſchen. Dagegen im Chriſtenthum liegt ein ſchwerer Fluch auf dem heitern Lebensgarten — die ſchönſten Früchte bringen den Tod, und dem fröhlichſten Reigen tanzt ein Gerippe mit dem Leichentuche überm Schädel und der Sanduhr in der Hand, grimmig voran. Ich habe dergleichen ſeltſame Vorſtellungen ſelbſt in vielen Kirchen des Abendlandes gefunden. Sie waren auf hängende Tücher gemahlt, und dieſe Tücher mit Todtenbeinen beſetzt. Wenn nun der Wind dieſe bewegliche Wand hin und her wehte, ſo entſtand ein Geklapper, welches das glühendſte Leben zur eiskalten Erſtarrung bringen mußte."

Sabina wurde durch dieſe Rede höchlich beſtürzt und fragte mit leiſer Stimme: „Seyd ihr vielleicht ein Heide?"

„Wir ſind Chriſten," erwiederte Leonte, „laſſen uns aber das Leben nicht abquälen durch düſtern Mißglauben. Wundert Euch darob nicht. Es hat mit ſolchen Dingen dieſelbe Beſchaffenheit, wie mit Blumen und Pflanzen; Bäume und Gras haben bei uns ein friſcheres Grün, die Roſe hat ein lieblicheres Roth, und das Veilchen ein anmuthigeres Blau als hier im Abendlande. Darum konnte auch das Chriſtenthum bei uns nicht die traurige Geſtalt annehmen, die es bei Euch gewonnen. Wir verſtecken die Gräber unter wohlriechende Stauden, ihr aber baut ſchwarze Kammern, und thürmt darin Todtenbeine und Todtenſchädel zierlich auf einander.“

Leonte kam jetzt mit einer leichten Wendung auf den Münſter zu ſprechen, und ſetzte die Eigenheiten dieſes herrlichen Baues recht gründlich auseinander. Dadurch gewann er augenblicklich wieder das Wohlwollen des Meiſter Johannes; aber Sabina konnte einer ängſtlichen Scheu vor ihm ſich nicht erwehren. Der nächſte Tag war ein Feiertag; die beiden Geſchwiſter hatten mit einigen Freundinnen einen Luſtgang auf das Land verabredet, und Leonte wurde von Meiſter Johannes dazu eingeladen, was Sabinen nicht erfreulich war. Die kleine Geſellſchaft ging nach einem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Meierhofe, und man wurde bald recht vertraut und fröhlich. Leonte war reich an luſtigen Einfällen, und wußte viele anmuthige Geſchichten mit eigenthümlicher Laune zu erzählen. Auch Sabina wurde zuſehends heiter und unbefangen, denn der Scherz ſchweifte nicht über die Grenze hinaus, welche Zucht und gute Sitte ihm angewieſen. Leonte zog ein Stückchen ſchwarze Kreide aus der Taſche, und zeichnete die Geſichter der Frauen an die Wand, mit wenigen kecken, meiſterhaften Strichen, aber alle recht kenntlich. Jedem Geſichte hatte er etwas Drolligtes gegeben, nur in Sabinens Augen und um ihren Mund erſchien eine gewiſſe Lüſternheit und Begehrlichkeit. Die Jungfrau erſchrak, als ſie ihr Bild aufmerkſamer betrachtete, und ihr fröhlicher Muth war neuerdings verloren.

Meiſter Johannes brachte eine kleine Fahrt auf dem nahen Fluſſe in Vorſchlag. Dieß wurde bereitwillig angenommen, und die Frauen erboten ſich, während der Waſſerfahrt einige Lieder zu ſingen. Als die Geſellſchaft ohngefähr nach einer Stunde in die Meierey zurückkehrte, war Leontes Zeichnung von Sabinens Bild ausgelöſcht, und eine andere an die Stelle derſelben geſetzt. Das Antlitz der Jungfrau erſchien ſo fromm und unſchuldig, als wäre es nie durch eine Ahndung des Böſen getrübt worden. Leonte war der erſte, der die Veränderung bemerkte, und er fuhr zuſammen wie ein Menſch, vor deſſen Auge unvermuthet eine furchtbare Erſcheinung tritt. Sabina bemerkte es wohl, und ihr wurde noch unheimlicher um's Herz. Leonte ging hinaus und erkundigte ſich bei der Meierin, ob jemand auf dem Hofe wohne, der ſich mit der Malerkunſt beſchäftige. Die gute Frau war taub, und ertheilte ihm eine verkehrte Antwort, und ihre beiden Töchter, zwei Mägdlein von acht und zehn Jahren, wurden ängſtlich und verlegen bei dem Anblick des Fremden, der ſo verſtört ausſah, und waren nicht zur Rede zu bringen.

Die Sonne ſank hinter die Berge, und die Geſellſchaft verließ die Meierey, um wieder nach der Stadt zu gehen. Sabina blieb, nachdem die Uebrigen das Haus bereits verlaſſen hatten, noch einige Augenblicke in der Stube zurück, um ihr wie durch ein Wunder dahin gezaubertes Bild mit Aufmerkſamkeit zu betrachten; da öffnete ſich eine Nebenthüre, und herein trat der ſchöne Jüngling, den ſie im Münſter am Grabe ihres Vaters geſehen hatte. „Edle Jungfrau,“ ſagte er beſcheiden, „es mag Euch vielleicht unziemlich dünken, daß ich ein Zwiegeſpräch mit Euch ſuche, aber mir gebieten meine Pflichten und mein Herz, Euch zu warnen. Ihr ſeyd in ſchlimmer Geſellſchaft. Ich kenne dieſen Leonte, und es wird Euch viel frommen, ihn auch kennen zu lernen. Hier iſt nicht Zeit und Ort zum längern Geſpräch, wollt Ihr mir aber erlauben, Euch und Euern trefflichen Bruder in Eurem Garten zu beſuchen?“

Sabina willigte in das Begehren des Jünglings, ohne ſich ihrer Worte recht bewußt zu ſeyn, denn ſie befand ſich in einem ſeltſamen Gemüthszuſtande. Auf dem Heimwege nahm ſie keinen Theil an der Luſt und dem Scherze der Uebrigen, ſondern wandelte ſtill, in ſich vertieft, auf einem Seitenpfade hin. Aber mit ihr ging das Bild des fremden Jünglings, zu welchem ſich ihr Herz neigte wie zu einem lieben Bekannten, den man nach langer Trennung wieder ſieht.

Bruno, ſo hieß der Jüngling, verſäumte nicht, ſich am Abend des andern Tages in dem Gartenhauſe einzufinden. Die beiden Geſchwiſter empfingen ihn recht herzlich, und nach einigen Geſprächen theilte er ihnen über Leonte folgendes mit:

„Ich muß,“ hub er an, „des Zuſammenhangs wegen von mir ſelbſt beginnen. Die freie Stadt Straßburg iſt mein Heimathsort. Mein Vater war ein Kaufherr, der großen Verkehr mit einigen Handelshäuſern in Mailand und Venedig hatte. Ich ſollte mich früh in ſein Geſchäft einüben, und im zwölften Jahre meines Alters nahm er mich mit nach Italien. Die ſchönen Werke der Kunſt, welche ich in dieſem Lande zu ſehen bekam, lehrten mich bald, wozu ich berufen ſey. Ich ſage dieß keineswegs, als wollt' ich mir große Fähigkeiten beilegen, denn wie die Rebe ſich um einen Stab ranken muß, ſo auch muß der Menſch mit ſeinen Kräften etwas erfaſſen, damit er ein ſelbſtſtändiges, heiteres Daſeyn gewinne. Mein Vater erforſchte mich genau, und da er wahrnahm, daß meine Neigung nicht aus einem flüchtigen Wohlgefallen an einer mir neuen Erſcheinung hervorgegangen, ſondern nur in mir geweckt worden ſey durch den Anblick der herrlichen Bildwerke, fügte er ſich in meine Wünſche und ließ mich in Mailand bei einem tüchtigen Meiſter zurück, der die Baukunſt und die Bildhauerkunſt, welche ohnedieß in der nächſten Verwandtſchaft ſtehen, mit ſchönem Erfolge ausübte. Ich blieb daſelbſt bis in mein achtzehntes Jahr, und während dieſer Zeit hört' ich oft von dieſem Leonte ſprechen, als von einem Manne, den Gott mit reichen Gaben ausgeſtattet habe, der ſie aber anwendete zu ruchloſen Dingen. Er mahlte meiſt nur unzüchtige Gegenſtände, und ſelbſt ſeine Vorſtellungen aus der Bibel und Legende hatten nichts Frommes und Heiliges, ſondern waren gemacht die Sinnlichkeit zu erregen. Viele junge Künſtler, die ſich an ihn ſchloſſen, ſind durch ihn zu Grunde gerichtet worden, denn er verkehrte ihren Sinn, und zog ſie ins wüſte Leben hinein. Wer ihm einmal nahe kam, der war gefangen in ſeinem Netze, denn er übte gleichſam über die Menſchen eine dämoniſche Macht, welcher ſie nicht zu widerſtehen vermochten. Am gefährlichſten wurde er den Frauen. Er hielt ſich keineswegs zu liederlichen Dirnen, ſondern wußte die Gunſt von Weibern und Jungfrauen zu gewinnen, deren Ruf bis dahin kein böſer Hauch befleckt hatte. So ſchien er ſeine höchſte Luſt nur im Zerſtören des Trefflichſten zu finden, weswegen er auch von vielen nur der Teufel von Smirna genannt wurde, denn Smirna ſoll ſeine Geburtsſtadt ſeyn. Es trug ſich jetzt eine ſonderbare Geſchichte mit ihm zu, welche ihn veranlaßte, Mailand ſchnell und heimlich zu verlaſſen. Unter ſeinen Bekannten war ein Glockengießer, Meſſer Carabotto mit Namen, der eine ſehr ſchöne Frau hatte. Sie war aber nicht nur ſchön, ſondern auch tugendhaft, und beſaß viel Munterkeit und Entſchloſſenheit. Auf die anmuthige Viktoria hatte Leonte ſeine Augen und Anſchläge längſt gerichtet, allein Meſſer Carabotto merkte dieß bald, und geſtattete ihm nie den Zutritt in ſeine Wohnung, obgleich beide an öffentlichen Orten manchmal zuſammen kamen. Der Glockengießer liebte das Würfelſpiel. Leonte ſuchte ihn immer tiefer in dieſe Neigung zu verſtricken, und es gelang ihm wunderbar. Eines Abends zeigte ſich das Glück dem armen Carabotto beſonders unhold — er verlor an Leonte ſein Geld, ſeine Ringe, und zuletzt ſeinen Mantel. Mit verſchränkten Armen und wilden Gebehrden ſchritt Meſſer Carabotto jetzt in der Stube auf und ab — Leonte beobachtete ihn eine Weile, und rief ihm dann lachend zu: „Noch einen Wurf, Freund Glockengießer! Es gilt eine Nacht bei Deiner ſchönen Viktoria; verliere ich, ſo erhältſt Du alles zurück, was ich dieſen Abend von Dir gewonnen.“ — Carabotto wurde einige Augenblicke nachdenkend, ergriff hierauf mit dem Lächeln des Ingrimms die Würfel, und verlor abermal. „Morgen Abend biſt Du mein Gaſt,“ ſagte er zu Leonte mit ziemlicher Faſſung, und eilte nach Haus. Leonte fand ſich zur gehörigen Stunde in der Wohnung des Glockengießers ein, der ihn bei Seite nahm, und ihm ins Ohr raunte: „Sobald meine Frau ſchläft, werde ich Dich in ihr Gemach bringen.“ — Leonte möchte ſich inniglich ſeines nahen Glückes freuen, und die holde Viktoria kam ihm heute ſogar liebenswürdiger vor als ſonſt, auch erwies ſie ihrem Gaſte große Höflichkeit und ſchenkte ihm fleißig den Becher voll. Leonte trank mehr als gewöhnlich, und als die Glocke Mitternacht verkündigte, fiel er plötzlich in einen tiefen Schlaf. Carabotto hatte unter den Wein einen ſtarken Schlaftrunk gemiſcht, und der ſtarke Cyprier förderte ſchnell die Wirkung deſſelben. Er rief alsbald einige ſeiner Arbeiter, welche bereits unterrichtet waren, und ließ den unſaubern Gaſt auf den Markt tragen, und dort auf eine Strohmatte niederlegen. Eine todte Katze wurde ihm in den Arm gegeben. So fanden ihn bei Anbruch des Tages die Leute, welche zur Frühmeſſe gingen. Erſt gegen Mittag kam er wieder zu ſich, und das drolligte Begebniß verbreitete ſich augenblicklich durch ganz Mailand. Leonte ſchwur dem Glockengießer blutige Rache; allein da die Obrigkeit lange ſchon ein Auge auf ihn hatte und er Gefahr witterte, machte er ſich bei Nacht und Nebel davon."

„Der ſinnreiche Carabotto ſoll leben!" rief Meiſter Johannes, indem er die Gläſer klingen ließ. Sabina ſaß da in tiefer Bewegung, denn ſo nahe waren die Zwerggeſtalten des Laſters noch nie an ihrem reinen Auge vorüber gegangen. Bruno, der bemerkte, was in ihrer Seele vorging, nahm wieder das Wort und ſagte: „Meine Erzählung iſt allerdings nicht erfreulich, aber doch lehrreich. Auch zeigt ja die ganze Geſchichte des Menſchengeſchlechts nichts anders, als den beſtändigen Kampf des Guten und Böſen, und wenn dieſes den Sieg einmal in der Hand haben ſollte, dann muß das Weltgericht erſcheinen. Uebrigens kann das, was ich noch von Leonte zu erzählen habe, als troſtreicher Beweis gelten, wie nichtig doch menſchlicher Verſtand und menſchliche Klugheit ſind, wenn ſie in ein Bündniß mit der Sünde treten.“ „O ſo erzähle weiter!“ riefen Johann und Sabina, und Bruno fuhr fort:

„Als meine Lehrjahre vorüber waren, ging ich nach Rom, und blieb in dieſer Hauptſtadt der chriſtlichen Welt über zwei Jahre. Ich hörte dort bald den Namen Leonte nennen, und hatte jetzt auch Gelegenheit, ihn von Angeſicht kennen zu lernen. Er ſchien mich zu bemerken und auszuzeichnen, allein ich vermied jede Annäherung, und zeigte ihm gegenüber eine Ruhe und Unbefangenheit, welche er nicht recht zu erklären vermochte. Das nämliche beobachteten gegen ihn zwei meiner Landsleute, mit denen ich zuſammen wohnte und lebte, denn wir hatten verabredet, uns durch ein ſtreng-abgemeſſenes, gleichförmiges Betragen vor ihm ſicher zu ſtellen. In der Folge hieß er uns auch nur die teutſchen Maulthiere, welche weder Pferde noch Eſel ſeyen, aber recht tüchtig, um die ſchwerſten Laſten zu ſchleppen. Es trug ſich damals in Rom etwas gar Schreckliches zu. Eine Jungfrau, eben ſo ſchön als tugendreich, lebte im Hauſe ihrer Baſe. Das Mägdlein hatte viele Nachſtellungen zu erleiden, allein obgleich arm, und ſogar dürftig, wieß die fromme Roſaura doch jede unehrbare Bewerbung mit Abſcheu zurück. Einſt verſchwand ſie plötzlich, Niemand wußte wie und wohin, und alle Nachforſchungen der Obrigkeit blieben drei Tage hindurch fruchtlos. Endlich am vierten Morgen wurde ihr Leichnam, mit Wunden bedeckt, am Ufer der Tiber gefunden. Vermuthlich hatten ihn die Mörder in den Strom werfen wollen, und waren in der Ausführung ihres Vorhabens geſtört worden. Es entſtanden jetzt allerlei Gerüchte, und ein großer Verdacht fiel auf Leonte und einen alten Sizilianer, der ſich, wie allgemein geglaubt wurde, mit der Schwarzkunſt abgab. Viele meinten, die verruchten Menſchen hätten die Jungfrau blos ihren ſchändlichen Lüſten geopfert; andere dagegen behaupteten, dem Sizilianer ſey zu einer ſeiner Beſchwörungen das Blut einer reinen Jungfrau nöthig geweſen; ein Paar Künſtler aber geriethen auf den Gedanken, wozu Leonte ſelbſt in ſeinen Geſprächen Anlaß gab, der Böſewicht habe die Zuckungen eines in Todesqual arbeitenden menſchlichen Körpers recht mit Aufmerkſamkeit und Abſicht betrachten wollen, weil er eine ſterbende Kleopatra auszuführen gedachte. Der Vorgang erregte gewaltiges Aufſehen, und die Obrigkeit, welche nähere

Anzeigen erhalten hatte, gab Befehl, Leonte und den Sizilianer beim Kopfe zu nehmen, allein beide waren bei Nacht und Nebel verſchwunden.“

„Ohngefähr ein halbes Jahr nach dieſem Begebniſſe unternahm ich eine Reiſe nach Sizilien. Dort hielt ich mich lange in der Gegend des alten Syrakus auf, wo noch herrliche Trümmer von den Kunſtſachen einer untergegangenen Welt ſich erhalten haben. Eines Abends verirrte ich mich in ein wildes, aber anmuthiges Thal. Die Sonne gieng eben unter, und bald vernahm ich, aus geringer Entfernung, das Geläut einer Glocke. Ich konnte in der Fremde nie den Schall der Betglocke hören, ohne von einer Sehnſucht nach der Heimath ergriffen zu werden. Auch jetzt übermannte mich die Wehmuth, ich faltete meine Hände, und konnte doch nicht beten, denn vor mir ſtand meine Kindheit und das Haus meines Vaters. Ich mochte wohl eine Viertelſtunde ſo da geſeſſen ſeyn, tief in mich verſenkt, da erſt gewahrte ich, ganz nahe bei mir, einen Mann, deſſen Aufmerkſamkeit ich erregt haben mochte, denn ſeine Augen waren feſt auf mich gerichtet. Er redete mich jetzt an, und fragte nach meinem Vaterlande und meinem Treiben in der Welt. Der Mann hatte ein edles Anſehen, und doch lag ein düſtrer Ernſt in ſeinem Geſichte. Ich gab ihm ehrlich Beſcheid von allem, was er wiſſen wollte. Er ſagte, er ſey der Marcheſe Rinaldi, und bot mir eine

Nachtherberge an auf ſeinem Schloſſe, was mir gar erwünſcht kam, weil ich noch nicht wußte, wo ich die Nacht bleiben ſollte. Wir giengen langſam den Weg durch das Thal hin, und mein Führer wurde geſprächig, doch merkte man ihm wohl an, daß er eine Bürde auf dem Herzen trage, denn bisweilen verlor er den Faden der Unterredung, und mußte ſich ſammeln. Uebrigens zeigte ſich in ſeinem ganzen Weſen nichts, was Mißtrauen hätte erregen können. Als wir auf dem Schloſſe anlangten, brannten bereits die Lichter. Der Marcheſe brachte mich ſelbſt auf ein geräumiges Zimmer, welches mit allen Nothwendigkeiten reichlich verſehen war. Er äußerte, daß ſein Haus jedem wohlgeſitteten Fremden offen ſtehe, beſonders aber den Künſtlern, deren er ſelbſt immer einige beſchäftige. Für heute, ſetzte er recht verbindlich hinzu, für heute werdet ihr gern der Ruhe pflegen, aber morgen hoffe ich in Eurem Umgange einige heitere Stunden zu gewinnen. Mit dieſen Worten verließ er mich, und gleich darauf brachte mir ein Bedienter mancherlei Erfriſchungen. Ich hatte indeß wenig Eßluſt, denn ich war müde und ſchläfrig, und wollte mich eben auf das Lager werfen,als ich Fußtritte vernahm, die von der Treppe am Ende des langen Gangs herzukommen ſchienen. Neugier trieb mich zur Thüre, die nur angelehnt war — ich ſtreckte den Kopf hinaus, und erblickte Leonte, dem ein Diener mit einem Licht zur

Seite gieng, und ihn in ein Gemach bei der Treppe brachte. Jetzt wurde mir ſeltſam zu Muthe. Kennt der Marcheſe dieſen Menſchen, ſo iſt er ein Genoſſe ſeiner Schandthaten. Dieſe Betrachtung ängſtigte mich faſt die ganze Nacht hindurch; erſt gegen Morgen fiel ich in einen kurzen Schlummer, aus welchem ich jedoch beim erſten Sonnenſtrahl durch ein Geräuſch geweckt wurde. Ich ſprang auf, und machte mich auf alle Fälle gefaßt. Das Geräuſch vermehrte ſich — wildes Geſchrei und Gelächter ſchallte durcheinander — ich öffnete mein Zimmer, und ſah, daß vor Leonte's Thüre mehrere Menſchen verſammelt waren, darunter auch der Marcheſe, der, als er mich erblickte, mir zurief: „Kommt, kommt, hier iſt ein ſeltſames Schauſpiel!“ Nicht ohne geheimes Zagen gieng ich näher. — die Thüre wurde geöffnet, und welch' ein Anblick! Leonte ſtand da, faſt unbekleidet, die Haare ſchlangenartig um den Kopf, im rollenden Auge die Wuth eines Teufels, und auf den blauen Lippen das verzehrende Lächeln des Ingrimms. Auf dem Bette lag der Leichnam eines jungen Weibes, mit einem Strick um den Hals. Mir gerann das Blut zu Eis.

„Nun, wie ruht ſich's in den Armen der Erdroſſelten?“ fragte der Marcheſe mit finſterem Blick.

Leonte zog unter dem Kopfkiſſen einen Dolch hervor, und wollte ſich auf den Marcheſe werfen, aber die Diener packten ihn feſt, und riſſen ihn zu Boden.

„Bindet ihn auf den Leichnam der Verbrecherin,“ ſagte der Marcheſe kalt, „und tragt ſie beide hinaus auf die Heerſtraße, und laßt ſie dort liegen.“

Die Befehle wurden augenblicklich vollzogen, und Leonte und die Erdroſſelte mit Stricken an einander gebunden und fortgeſchleppt. Leonte gab keinen Laut von ſich, aber ſein Angeſicht ſah nicht mehr aus, wie eines Menſchen, ſondern wie eines Geſpenſtes.

Der Marcheſe erſuchte mich, einen Gang im Garten mit ihm zu machen, und erzählte mir dort, was ich jetzt wieder erzählen will.

Leonte war ihm, durch einen Bekannten, als trefflicher Künſtler empfohlen worden, und der Marcheſe hatte ihn aufs freundlichſte aufgenommen. Leonte wußte ſich auch bald in das Vertrauen des Marcheſe einzuheucheln, aber ſeine Gattin, eine ſchöne, kluge und ehrbare Frau, durchſchaute den Ruchloſen ſchnell, doch hielt ſie ihr Urtheil zurück, bis eine Erklärung unvermeidlich wurde. Leonte machte aber täglich ſeine böſen Abſichten mehr und mehr offenbar, und wagte es ſogar einſt, als er zufällig mit der Marcheſe in einer Gartenlaube zuſammentraf, von ſeiner Liebe zu ſprechen, und ſeine Lippen auf ihre Hand zu drücken. Sie faßte ſich ſchnell, denn ſie war ein gar beſonnenes, ſchlaues Weib, und verſprach, unter dem Vorwand, ſie könnten belauſcht werden, einen nächtlichen Beſuch in ſeinem Schlafgemach. Leonte gerieth außer ſich vor Freude, die Marcheſe aber gab alsbald ihrem Manne treulichen Bericht von dem Vorgange. Der Marcheſe ließ heimlich, in Leonte's Bett, den Leichnam einer jungen Verbrecherin legen, welche deſſelben Tags erdroſſelt worden war, und, als er ſich im Schlafgemach befand, die Thüre hinter ihm ſchließen.

Er verſchwand jetzt aus Sizilien, und ich dachte nicht, ihm je wieder auf meinem Lebenswege zu begegnen. Vor einigen Monaten kam ich in meine Vaterſtadt zurück, und bezog ein Zimmer in der Maierei meines Schwagers, denn in der Stadt ſelbſt war es mir unheimlich, weil ſich ſo vieles geändert hatte. Auf dem Land aber fand ich noch alles, wie ich es als Knabe gekannt, jeder Baum grünte noch an ſeiner Stelle, und jeder Strauch und jedes Bächlein erinnerte mich an die ſchöne Kinderzeit. Mein Wohnzimmer auf dem Gute ſtößt an die Stube, in welcher Ihr neulich beiſammen waret, und nun könnt Ihr Euch leicht alles Räthſelhafte erklären.

„Die Zeichnung an der Wand?“ ſagte Sabina hoch erröthend.

Der Jüngling gerieth in ſichtbare Verlegenheit. In dieſem Augenblick wurde Johannes hinausgerufen, weil ein Arbeiter ihn ſprechen wollte. Bruno ſammelte ſich, und hub mit leiſer Stimme an:

„Edle Jungfrau, vergebt mir, daß ich das Bild, welches mir ſo lebendig in der Seele ſteht, nun zum zweitenmal mit ſchwacher Hand nachzuformen verſuchte.“

Sabina erröthete noch mehr, denn ſie dachte an ihr Marienbild.

Nach einigem Stillſchweigen fieng, der Jüngling wieder an, und ſagte: „Ich ſah Euch zum erſtenmal im Münſter, aber Ihr waret ſo vertieft in Eure Arbeit, daß Ihr mich nicht bemerktet. Ohne Zweifel hätt' ich auch meine Blicke nicht ſobald von Euch abwenden mögen, aber es näherten ſich Fußtritte, ich ſchaute um, und ſah Leonte, wie einen böſen Geiſt, ſcheu und düſter, an den Pfeilern hinwandeln. Ein kalter Schauer durchlief mich, denn es kam mir vor, als habe ſich Satan in das Paradies eingeſchlichen, um den Samen des Verderbens zu ſtreuen in die geweihte Erde.“

Sabina war zu überraſcht, um etwas klarer antworten zu können. Bruno bat ſie um die Erlaubniß, ſie und ihren Bruder bisweilen beſuchen zu dürfen, und konnte ſich nicht enthalten, die geheimen Wünſche ſeines Herzens ſchüchtern zu berühren.

Sabina verſank in ein ernſtes Nachdenken, dann ſchaute ſie freundlich dem Jüngling in's Antlitz und ſagte:

„Es iſt etwas Wunderbares in der Art und Weiſe, wie wir uns kennen lernten, und ich kann darin den Finger einer höhern Macht wahrnehmen. Ich habe den Sinn Eurer Rede wohl verſtanden, und wenn Ihr uns ferner beſuchen wollt, ſo muß zwiſchen uns ein reines und klares Verhältniß obwalten, damit es in uns ſelbſt rein und klar bleibe. In einiger Zeit werden wir beſſer beurtheilen können, was Eines von uns dem Andern werth ſeyn mag. Auch will ich nicht bergen, daß ich ein Gelübde gethan, mich nicht zu verehelichen, bevor das Werk meines Vaters ſeine Vollendung erreicht hat, und das große Portal des Münſters feierlich geöffnet wird."

Meiſter Johannes trat jetzt wieder herein, und Sabina ſagte freundlich: „Unſer Gaſt hier wird Dir etwas anvertrauen." Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie aus der Thüre.

Bruno erzählte, was zwiſchen ihm und Sabina geſprochen worden, und Meiſter Johannes reichte dem Jüngling die Hand. „Wir ſind von heute an Brüder," ſagte er, „und wollen's bewähren in Rath und That."

Es war unterdeſſen Nacht worden, und Bruno kehrte nach der Stadt zurück. Als er kaum einige Schritte weit gegangen war, ſah er eine Geſtalt, in einen Mantel gehüllt, daher ſchleichen. Sie gieng auf das Gartenhaus zu, welches Sabina bewohnte, und Bruno glaubte, beim Sternenſchimmer, Leonte zu erkennen. Er war's wirklich. An der Gartenthür

BIBL. UNIVERS. LIPS.

nahm er eine Laute hervor, ſpielte und ſang folgendes Lied:

Stilleben der Nacht,
Wenn die Lieb' nur wacht,
Wenn die Lüftlein nippen,
An den Blumenlippen,
Haſt du mir nichts Süßes gebracht.

Viel Stimmen thun kund
Den traulichen Bund,
Geflüſter in Zweigen,
Die freundlich ſich neigen
Zu heiliger, nächtlicher Stund'.

Dort das Bild von Stein
Im Sternenſchein
Möchte gern erwarmen
In beängſtigten Armen,
Möchte haben Wonne und Pein.

Jetzt plötzlich ſich's regt,
Der Buſen ihm ſchlägt,
In heißem Verlangen
Den Geiſt zu umfangen
Den ein ſpielendes Lüftchen zu ihm trägt.

Daher und dahin,
Will mich ewig zieh'n,
Kann nichts mehr erſtehen,
Muß düſter vergehen,
Ach, Herz, mußt in dir ſelber verglüh'n.

In Bruno's Seele regte ſich ein wilder Sturm. Er ſtellte ſich hinter einen Baum, ſang in ungefügiger, ungebundener Weiſe, mit dumpfer, ſchauerlich klingender Stimme:

Lang' ſuch ich dich!
Laß mich erwarmen
In deinen Armen.
Komm, komm, du kennſt ja mich.

Haſt mein Blut getrunken,
Will's wieder trinken,
Tief eingeſunken
Sind meine Augen.
Will Leben ſaugen
Dir recht am Herzen,
Daß mir freundlich blinken
Die Augenſterne,
Wie helle Kerzen.

Ich komm aus der Ferne
Im Todtenkleide
Mit Lipp' und Wangen,
So weiß, wie Kreide,
Mit wunden Füßen.
Sollſt jetzt mich küſſen,
Sollſt mich umfangen,
Zum friſchen Leben
Dein Blut mir geben.
Deine Bruſt, ſie iſt wohl heiß?
Kühl ſie an meines Buſens Eis.

Leonte hatte ſich, beim Anfang des Lieds, an den Stamm eines nahen Ahorns gedrückt, um ſich zu verbergen; aber er erkannte bald an dem Inhalte, daß hier jemand ſey, der um ſeine furchtbaren Geheimniſſe wiſſe, und eilte, mit gezücktem Dolch, auf den Ort zu, woher die Stimme kam. Bruno, der ſich ohne Waffen fand, entſchlüpfte durch das Gebüſch in einen Fiſchernachen, der am Ufer ſtand, ließ ſich eine Strecke von der Ill abwärts treiben, und landete dort auf der andern Seite. Leonte, der nirgends umher ein menſchliches Weſen gewahr werden konnte, mochte doch Unheimliches fühlen; er kehrte mit eiligen Schritten nach der Stadt zurück.

Bruno beſuchte von nun an faſt täglich die beiden Geſchwiſter in ihrem Garten, und ihm und Sabinen wurde es bald gewiß, daß ſie ſich für dieſe und jene Welt angehörten. Nie ſprachen ſie von Liebe, und doch hatte eine unausſprechliche Liebe ihr ganzes Weſen durchdrungen. Mit kindlicher Vertraulichkeit durchwandelten ſie, Hand in Hand, beim heitern Sternenlicht die Gänge des Gartens, und redeten über die Kunſt und das Leben, wie beide ſich in ihren reinen Gemüthern ſpiegelten, oder Bruno nahm die Laute zur Hand, und Sabina begleitete das anmuthige Spiel mit ihrer ſüßen Stimme. Meiſter Johannes war faſt immer an ihrer Seite, und ſagte oft: „In Euch erblüht mir eine ſchöne Zukunft! Lieb' und Freundſchaft und die Kunſt dazu — was braucht es mehr, um ein Paradies zu haben, welches wir aber auch treu bewahren wollen.“ Bisweilen drang er ſcherzend in ſeine Schweſter, die Friſt zu ihrer Verbindung mit Bruno abzukürzen, allein ſie beharrte ſtandhaft auf ihrem Entſchluſſe, und verſetzte auf ſolches Andringen gewöhnlich mit himmliſchem Lächeln: „Bin ich Euch denn nicht fleißig genug an meiner Arbeit? Warten und Erwarten iſt der Weiber Wahlſpruch, und Bruno wird ſich wohl gedulden müſſen bis zur Weihe des Münſters.“

Dieſer Augenblick war jedoch nicht mehr fern; allein je näher der Tag kam, deſto mehr fühlte ſie eine Beklemmung, welche ſie nicht zu meiſtern vermochte. Doch verbarg ſie ihre trüben Ahnungen vor dem Bruder und dem Geliebten, und ſuchte, wenn ſie ſich ohne Zeugen befand, Troſt und Beruhigung im Gebet.

Das Portal des Münſters war nun vollendet, und auf den nächſten Sonntag ſollte der erſte Gottesdienſt darin gefeiert werden. Es war jetzt Freitag; Meiſter Johannes brachte die Nacht in der Stadt zu, wo er bei einem kranken Freunde wachte, und Bruno gieng Abends noch ſpät mit Sabinen im Garten auf und nieder. Sie redeten von dem nahen Feſte, und die Jungfrau gedachte ihres verſtorbenen Vaters. „Ach!“ rief ſie, „warum mußte er dieſen ſchönen Tag nicht erleben! es iſt ja doch der ſchönſte Lohn des Künſtlers, ſein Werk zu ſehen, wenn es nun daſteht für mehr denn eine Zeit, und zum erſtenmale zu tauſend Augen und Herzen ſpricht!“

„Meinſt du,“ fragte Bruno, „meinſt du, Sabina, dein Vater werde fehlen bei dem Feſte?“

„Aber ich werde ihn nicht ſehen,“ antwortete ſie, und legte ihr ſchön lockigtes Haupt auf ſeine Schulter.

„Unter allen Künſtlern,“ hub Bruno an, um ihren Schmerz von ſeinem Gegenſtande abzulenken, „unter allen Künſtlern fiel doch dem Baumeiſter das herrlichſte Loos. Sein Werk iſt nicht für Wenige, ſondern für Alle; ſeine großen, kühnen Maſſen und kunſtreichen Formen wirken ſelbſt auf die roheſten Gemüther, und wenn man aus dem Lärm der Menſchen in die feierliche Stille eines Tempels tritt, und die Sinnbilder einer höhern Welt umher erblickt, ſo muß man an Gott und Ewigkeit denken, und die Hände mit Zerknirſchung falten, man mag wollen oder nicht.“

Sie ſprachen noch Verſchiedenes über dieſe und verwandte Dinge, als die Glocke der nächſten Kirche eilf ſchlug. Bruno wollte jetzt nach Hauſe gehen, und Sabina begleitete ihn, wie gewöhnlich, bis zur Gartenthür, wo eine alte Linde ſtand. Sie ſagten ſich eben gute Nacht, als man in den Aeſten des Baums ein Rauſchen vernahm. Sabina wurde ängſtlich, und ſchmiegte ſich feſt an den Jüngling an. „Sollte ſich jemand hier oben verborgen haben?“ fragte ſie, und ſchaute ſpähend nach dem Baume; allein obgleich der Mond ſchien, und die Nacht ſehr hell war, ſo ließ ſich doch in dem dichten Geblätter nichts entdecken. Bruno wollte den Gärtner rufen, und eine Leiter herbeiſchaffen laſſen, aber in dieſem Augenblicke brach ein Aſt, und ein Mann fiel herab, dem eine Maske das Geſicht bedeckte. Die Maske verſchob ſich aber bei dem Falle, und an der Geſtalt ſowohl als an den Verwünſchungen, welche der Mann ausſtieß, erkannte man Leonte. Sabina ſtand eingewurzelt und ſprachlos vor Schreck; Bruno aber, voll Menſchlichkeit, bot dem ruchloſen Manne die Hand, um ihm aufzuhelfen, und fragte ihn, ob er ſehr zu Schaden gekommen. Leonte lachte gräßlich, zog einen Dolch hervor, und ſtieß gegen Bruno, der jedoch mit ſtarker Hand den Arm des Böſewichts faßte, und ihm den Dolch zu entreißen ſuchte, dieß gelang ihm endlich, allein während dem Ringen war, durch Zufall, Leonte's Arm mit der Dolchſpitze geritzt worden. Wüthend, mit fürchterlichem Gebrüll, ſprang er auf, und wollte ſich auf den Jüngling ſtürzen, aber Sabina, die bis jetzt faſt leblos dageſtanden, trat ſchnell zwiſchen beide. Sprechen konnte ſie nicht: ſchweigend hob ſie die Rechte zum Himmel empor, und ihre Geſtalt, die vom Monde beleuchtet wurde, hatte etwas Hohes und Ueberirdiſches.

Leonte ſchauderte zurück. „Da oben iſt doch Einer, und du biſt ſein Todesengel!“ ſchrie er dumpf in ſich. „Weh' dir, daß Er iſt,“ ſprach Sabina leiſe und feierlich. „Nun denn,“ ſagte Leonte, mit dem Laut der Erſtarrung, „nun denn, ſo führe mich zu ihm, und ſage ihm mein Verbrechen. Sein Gericht iſt ſchon über mir, — mein Dolch iſt vergiftet, er ſollte Bruno treffen.“

Mit dieſen Worten ſtürzte er aus dem Garten, und warf ſich in den nahen Strom.

Jetzt erſt wich von Sabinen all' ihre Kraft; ſie ſank in Bruno's Arm und er hatte Mühe, ſie in das Haus zu bringen. Sie fiel bald in einen ängſtlichen Schlummer, und Bruno befahl dem Dienſtmädchen, bei ihr zu wachen. Er ſelbſt blieb die Nacht über in dem Garten, um, wenn Hilfe und Rath erfordert würden, bei der Hand zu ſeyn. Am folgenden Morgen ſchien ſie ſich erholt zu haben, und wohnte Tags darauf dem Feſte im Münſter bei. Doch mochte ſie kaum das Ende des Gottesdienſtes abwarten; ſie wurde von einem heftigen Fieber befallen, und mußte ſich in einer Sänfte nach ihrer Behauſung bringen laſſen. Die Krankheit wurde mit jeder Stunde bedenklicher — zwar gab der Arzt noch Hoffnung, aber ſie verſicherte feſt und ruhig, der neunte Tag werde ſie wieder mit ihrem Vater vereinigen.

Und ſo geſchah es. Bruno brachte die meiſte Zeit an ihrem Lager zu: er erhielt ihren letzten Händedruck und ihr letztes Lebewohl. Die Trauer um die Hingeſchiedene war allgemein. Die Jungfrauen Straßburgs folgten ihrem Sarg und beſtreuten ihn mit Blumen, als er in dem Münſter niedergeſetzt wurde. Sie hatte gewünſcht, neben ihrem Vater begraben zu werden, und man ehrte und befolgte ihren Willen. Der Schmerz ihres Bruders war groß, doch ließ er ſich nicht mit dem Schmerz Bruno's vergleichen. Dieſer entſagte der Welt und ihren Freuden, und gieng in ein Kloſter.

Oft ſah man ihn am Grabe der Geliebten beten, und nach wenigen Jahren, am Todestage Sabinens, rief ihr Geiſt ihn ab in die Wohnungen der Friedens.

# Die beiden Invaliden.

# Die beiden Invaliden.

Es war bald nach dem ſiebenjährigen Kriege, als am Wege nach der Stadt ein abgedankter Soldat ſaß, in mancherlei Betrachtungen vertieft. Es war ein junger, rüſtiger Burſche, dem man anſah, er würde recht luſtig durch's Leben ſpringen, hätte ihm nicht, bei einem Gefecht, eine Kanonenkugel das linke Bein weggenommen. Nachdem er geheilt worden, ſchenkte man ihm die Freiheit nebſt einem hölzernen Bein, und mit dieſen beiden Geſchenken wollte er izt eben nach ſeiner Heimath ziehen. Wie aber kein Unglück allein kommt, ſo geſchah es auch dem armen Steffen, daß ſein neues Bein auf der Heerſtraße zerbrach, und er nun genöthigt war, im Schatten eines Nußbaumes ſitzen zu bleiben, und abzuwarten, ob nicht ein vorüberfahrender Wagen ihn aufnehmen würde. Der junge Invalide hatte jedoch über ſeinen Unfall den Muth nicht verloren, und ſuchte ſich ſelbſt zu tröſten: „ei,“ ſprach er, „kommt doch mancher Ehrenmann ohne

Kopf durch die Welt, ſo werd' ich es wohl auch ohne mein linkes Bein können." Bei dieſen Worten zog er ein Stück Kommisbrod aus dem magern Torniſter, und ließ ſich's trefflich munden, als ihm eine ſchnarrende Stimme vom Rücken zurief: „Schmeckt's, Kamerad?"

Steffen ſchaute um, und vor ihm ſtand ein Invalide von mittlerem Alter, ebenfalls ein Stelzfuß, ſeine Uniform war ſo verſtoßen, daß es ſchwer hielt, die ehemalige Farbe derſelben anzugeben; ſein Geſicht hatte den Schnitt von einem Raubvogel, und ſchien wie ſein ganzer Körper, blos aus Knochen, Hautmuskeln und Nerven zu beſtehen. Die runden Augen konnten eher einem Uhu, als einem Menſchenkind angehören, und ein rother Schnurrbart bedeckte die Hälfte des mumienfarbnen Geſichts.

„Das Brod iſt etwas trocken," antwortete Steffen auf die Frage des Stelzfußes, während er die ſeltſame Geſtalt mit einem flüchtigen Blick vom Kopfe bis zu den Füßen muſterte. „Das Brod iſt etwas trocken, doch wär's nicht zu verachten, wenn ich nur einen Schluck Schnapps dazu hätte."

„Da kann ich Rath ſchaffen," ſagte der andere, indem er eine große Flaſche hervorzog, und ſie Steffen anbot.

„Gott lohne Dir's, Kamerad," rief dieſer, und ſtreckte gierig die Hand nach der Flaſche, die in dieſem

Augenblicke zu Boden fiel, und in hundert Stücke zerbrach.

„Dummer Schnickſchnack,“ brummte der Rothbart, „doch der Schaden iſt zu erſetzen. Eine halbe Stunde von hier, an der Straße, liegt eine Schenke, dort finden wir volle Schüſſeln und volle Flaſchen. Die Zeche nehme ich auf mich.“

„Das iſt recht gut, Kamerad,“ fiel Steffen ein, „aber ich kann doch nicht auf einem Fuß wandern, wie ein Kräuſel.“

„Ich leihe dir mein Bein,“ ſchmunzelte der Rothbart, „es iſt von einer Eſche, die am Hochgericht gewachſen, und unzerbrechlich.“ Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Stelzfuß, und ſchnallte ihm Steffen an.

„Wie willſt Du fortkommen?“

„Ich?“ lachte das Mumiengeſicht, „mit meinem einzigen Fuß hole ich den Vogel Strauß ein.“

Steffen ſchüttelte den Kopf, aber jener fuhr fort:

„Ich kann mehr als Brod eſſen, Kamerad, mich verletzt weder Bley noch Stahl. In der Schlacht bei Dettingen fielen wohl zwanzig Kartätſchenkugeln matt an mir nieder, und —

„Oho!“ unterbrach ihn Steffen, „ſeit der Schlacht bei Dettingen ſind es mehr als hundert Jahre. Mein Großvater, der dem Baierfürſten diente, hat mir davon erzählt.

„Kamerad," erwiederte der Rothbart, „über meinen Scheitel iſt mehr als ein Jahrhundert hingegangen. Ich focht im Bauernkriege, wo ich mehr als zehn Kirchen mit eigner Hand anſteckte; ich machte den ganzen dreißigjährigen Krieg mit, und warf den erſten Brand in den Dom zu Magdeburg, als mein theurer Gönner, der brave Tilly, die Stadt genommen hatte.

Hör', Kamerad, ich mag ſolche Schnurren gern hören, aber bei leerem Magen klingen ſie wie ein zerbrochenes Glas. Laß uns jetzt nach der Schenke wandern."

„Ich gehe voran und beſtelle den Imbiß," rief der Rothbart, und im Nu flog er auf ſeinem einen Beine die Straße dahin, daß die Funken unter ihm hervor ſtoben, und er ſich in wenig Minuten aus Steffens Augen verlor.

„Der kann wirklich mehr als Brod eſſen," brummte dieſer, und ſetzte ſich gleichfalls in Marſch. Doch hatte er kaum den Fuß zum erſten Schritte erhoben, als das hölzerne linke Bein mit Blitzesſchnelle dahin fuhr, und er das rechte nicht mehr auf den Boden bringen konnte. In wenigen Minuten war der Weg nach der Schenke zurückgelegt, wo der Rothbart bereits hinter einem Tiſche ſaß, einen Bärenſchinken und eine Flaſche mit Schnapps vor ſich.

Steffen nahm alsbald ſeinem ſeltſamen Kameraden gegenüber Platz, und ließ ſich's trefflich ſchmecken. Der

Wirth, ein runder, kupfernaſiger Knirps mit Säbelbeinen und einem ſpitzen Höcker, ſchien ein alter Bekannter des Rothbarts, und winkte ihm bisweilen ganz traulich zu. Steffen verlangte von dem Wirthe ein Trinkglas, da zog der Rothbart ein reich mit Silber gefaßtes Horn aus der Taſche. „Das hab' ich in einem Kloſter erbeutet,“ ſagte er, „als ich eine Zeitlang mit dem wackern Mansfeld am Rhein herum zog. Es iſt eine kunſtreiche Arbeit, und eine wahre Luſt daraus zu trinken.“

Steffen beſah das Horn mit Verwunderung. Es war in getriebener Arbeit eine Blocksbergfahrt darauf abgebildet; nackte Weiber und Mädchen, von den ſchönſten und häßlichſten Formen, ritten auf Ofengabeln und Ziegenböcken durch die Luft, und voran zogen muſizirende Teufel mit Fledermäußflügeln. Der Rothbart füllte das Horn, und reichte es zuerſt Steffen und dann dem Wirthe. Er ſelbſt nippte nur davon. „Pfui,“ rief er, „das iſt eine ſchlechte Brühe, und die Acciſe nicht werth. Bring einen Krug Numero Null, Holofernes!“ Der Wirth langte aus einem Schranke einen Deckelkrug aus Lava hervor, den der Rothbart auf einen Zug zur Hälfte leerte. „Koſte einmal von dieſem, der wärmt Kopf und Magen,“ ſagte er zu Steffen, der jedoch den Krug kaum an den Mund brachte, als er Geſichter ſchnitt wie ein Beſeſſener. „Das brennt ja wie das hölliſche Feuer; ich glaube den Trank hat der Satan gebraut zu ſeiner goldnen Hochzeit," ſchrie er, während ihm das Waſſer aus Augen und Naſe herabfloß.

Der Rothbart ſchmunzelte und winkte dem Wirth, welcher drei ſchwarze Würfel nebſt einem ſchwarzen Becher aus einer Schublade nahm. „Ein kleines Würfelſpiel gehört für Invaliden, die das große Spiel auf den Schlachtfeldern nicht mehr mitmachen können," ſagte der Rothbart, indem er eine Handvoll Goldſtücke aus der Taſche zog und auf den Tiſch warf. Steffen verſchlang mit ſeinen Augen das Gold, deſſen er nie ſo viel auf einem Haufen geſehen.

„Kamerad, iſt das Kriegsbeute?" fragte er.

„Etwas dergleichen," antwortete der Rothbart. „Ich verirrte mich einſt in ſtockfinſterer Nacht, und gelangte in die Ruinen eines alten Templerhofs. In einem Gewölbe ſah ich bei Kerzenſchein einen Haufen zerlumpte Bauern, die nach einem Schatze ſuchten, der da verborgen liegen ſollte. Eben hoben ſie eine große, ſteinerne Platte auf, darunter ſtand eine eiſerne Kiſte, und auf der Kiſte lag ein zottiger, ſchwarzer Hund mit glühenden Augen. Die Bauern liefen mit Zetergeſchrei davon. Ich lachte und ſprach meinen Zauberſpruch; da ſprang der Hund von der Kiſte, duckte den Kopf, wedelte mit dem Schweife, und kroch furchtſam in eine Ecke, als ich ihm mit dem Säbel drohte. Ich öffnete die Kiſte; ſie war bis oben mit Goldſtücken angefüllt, und ich nahm davon, ſo viel meine Taſchen faſſen mochten."

„Wäre ich doch auch dabei geweſen!" ſeufzte Steffen. Der Rothbart ſchien darauf nicht zu achten, er theilte das Gold, welches vor ihm lag, in drei gleiche Theile, gab einen davon dem Wirth, den andern aber Steffen, mit den Worten: „Das ſchenk' ich euch zum Spiele." Kaum war aber eine Viertelſtunde vorüber, als beide ſchon das letzte Goldſtück wieder an den Rothbart verloren hatten.

„Wie gewonnen ſo zerronnen," dachte Steffen, und kratzte ſich den Kopf; der Wirth ſchien ſich wenig aus dem Verluſte zu machen, und ſagte lachend: „Rothbart, ich bringe dieß in die Zeche."

Der Abend war unterdeſſen hereingebrochen. Draußen wurde es dunkel, aber obgleich in der Stube kein Licht brannte, ſo ſchien ſie doch von einem Feuerſchein erhellet, ohne daß man wahrnehmen konnte, woher es komme. Beſonders ſchimmerte Rothbarts Geſicht gleich einem Carfunkel.

„Kamerad," ſagte er zu Steffen, nachdem der Wirth ſich einen Augenblick entfernt hatte, „Kamerad, Dir hat auch das Glück bei der Wiege nicht geſungen, und mit Deinem hölzernen Bein wirſt Du's ſchwerlich einholen, wenn es vor Dir herläuft und nicht auf Dich warten will. Was bleibt Dir übrig, als in Deinem Dorfe Nachtwächter oder hinkender Bote zu werden?

Ich bin reich, was freilich wenig ſagen will, denn mancher Eſel hat ſilberne Ohren, und mancher Fuchs einen goldnen Balg. Aber ich bin auch gutmüthig, ohne eben dumm zu ſeyn, obgleich mancher Pfiffikus meint, Gutmüthigkeit und Dummheit ſeyen Zwillingsſchweſtern. Hier iſt ein Beutel mit fünfhundert Dukaten. Kannſt Du mir oder meinen treuen Erben den Beutel je zurück erſtatten, ſo iſt's gut, wo nicht, ſo mag das Gras darüber wachſen."

Steffen fuhr unwillkührlich mit der Hand nach dem Beutel, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Das freudige Erſtaunen hatte ihm die Zunge gefeſſelt.

Der Rothbart hielt jedoch den Beutel feſt mit der Linken, während er mit der Rechten ein kleines Büchlein hervorzog. „Ich habe," fuhr er fort, „ſchon vornehmen und geringen Leuten aus der Noth geholfen, nur mache ich jedesmal zur Bedingung, daß die Freunde, denen ich mit einer Kleinigkeit beiſpringe, ihre Namen in dieſes Büchlein ſchreiben. Es iſt eine Art Stammbuch, und es ſtehen manche berühmte Namen darin aus alter und neuer Zeit."

Hm, dachte Steffen, wenn ich mich in das Büchlein ſchreibe, ſo kann der Patron mich wegen des Geldes bei den Gerichten belangen. Menſchengedanken ſind veränderlich. — „Kamerad," ſagte er zum Rothbart, „ich kann nicht ſchreiben, ja nicht einmal leſen."

„Nun, ſo machſt Du Dein Namenszeichen — ſo ein

Hufeiſen, oder einen Hahnenfuß auf dieſes Blatt,“ antwortete jener, indem er Steffen den Beutel und das Bücklein mit einem Silberſtift darreichte: „den Namen ſchreibe ich ſelbſt darunter.“

Steffen nahm das Buch, und machte als Namenszeichen drei Kreuzlein auf das Blatt. Der Rothbart ſtieß einen ſchrecklichen Fluch aus, da er es gewahr wurde, ſein Geſicht verfinſterte ſich, ſeine Augen rollten wie Feuerräder, und Steffen kam es ſogar vor, als ſähe er an ſeinen Ohren ein Paar mächtige Widderhörner hervorſchießen. Doch ſchnell nahm der ſeltſame Kautz ſeine vorige Miene wieder an, und ſagte mit einem Tone, der jedoch einige Aengſtlichkeit verrieth:

„Kamerad, thu' mir den Gefallen und reiß das Blatt aus dem Buche; ich kann die Kreuze nicht leiden, es hat damit eine beſondere Bewandtniß, ich werde Dir die Geſchichte ein andermal erzählen.“

„Kamerad, ich weiß nicht wie Du mir vorkommſt,“ entgegnete Steffen; „ich habe mir ſeit unſerer Bekanntſchaft ſchon allerlei Gedanken über Dich gemacht, und jetzt glaube ich bald, Du ſeyeſt der, den man nicht an die Wand mahlen ſoll.“

„Und wenn ich der Teufel wäre,“ grinzte der Rothbart.

„Hoho,“ verſetzte Steffen, „in dem Falle werde ich die Kreuze als Schild gegen Dich brauchen, wenn Dir die Luſt ankommen ſollte — “

Der Rothbart brach in ein unmäßiges Gelächter aus. „Dummkopf,“ ſchrie er, „meinſt Du, es ſey uns um ſolche Lumpenhunde zu thun, die ſich in den Himmel betteln und in die Hölle ſtehlen? Wir halten auf Wahlverwandtſchaft. Wärſt Du Thorſchreiber bei uns, ſo könnteſt Du in jedem Augenblicke Freiwillige ankommen ſehen, welche die Welt auf den Kopf ſtellten, aus der Tugend Verbrechen, und aus der Schande Ehre zu machen wußten; Kerls, welche die Räder des Lebens in Bewegung ſetzen, damit ſie nicht einroſten. Ich treibe mich auf der Erde herum, weil mich die lange Weile plagt, und amüſire mich damit, Narren, die ſich klug dünken, lange Ohren wachſen zu laſſen. Dieſes Büchlein iſt eigentlich eine Erinnerungstafel an meine Abentheuer. Reiß das Blatt heraus, und gieb mir's zurück. Der Sack mit dem Golde iſt Dein.“

Steffen ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Meine Großmutter ſagte mir oft, der Teufel ſey argliſtig und ein Lügner, und mit dem Zeichen des Kreuzes — hier fing Steffen ſich zu bekreuzen an. Der Rothbart ſchlug auf den Tiſch, Flammen wirbelten aus dem Boden, ſchlängelten an den Wänden hinauf, und leckten an der Decke, ein infernaliſcher Geſtank erfüllte die Stube, ein donnerähnlicher Knall erſchütterte das Haus, welches zu wanken begann; Steffen fiel ohnmächtig vom Stuhle, und als er wieder zu ſich kam, lag er an der Heerſtraße unter einem Baum, die Schenke war verſchwunden.

Er erwachte wie aus einem ſchweren Traume, und rieb ſich die Augen. Im erſten Augenblicke wähnte er wirklich geträumt zu haben, denn auch der Sack mit dem Golde und das hölzerne Bein waren unſichtbar geworden, aber jetzt gewahrte er das Büchlein, in welches er die Kreuze gemacht; es lag neben ihm auf dem Raſen, und nun ward es ihm doch gewiß, daß kein Trugbild ihn geneckt.

Ich habe wahrlich mit dem Böſen Kameradſchaft getrunken, ſagte er bei ſich, aber Gott lob! das Kreuz hat ihn verjagt; doch was iſt nun anzufangen?

Indem er mit ſich ſelbſt zu Rathe gieng, näherte ſich ein Reiſewagen, in welchem eine ältliche Dame ſaß. Sie ließ halten, als ſie den Invaliden erblickte, und ſich durch einen Bedienten nach ſeiner Lage erkundigen. Steffen erzählte kurz, wie er ſein Bein auf dem Schlachtfelde verloren, und das hölzerne zerbrochen. Die Dame ließ ihn hinten auf den Wagen packen, und nahm ihn mit ſich nach der Stadt, wo ſie ihn an einem Wirthshauſe abſetzte und mit Geld verſah; „Morgen,“ ſagte ſie, „ſollt ihr ein neues hölzernes Bein erhalten.“

Steffen fühlte ſich überglücklich. „Es muß heute ein rother Tag in meinem Kalender ſtehen,“ ſprach er halblaut, als er ſich auf dem hellen, reinlichen Zimmer befand, welches ihm die Wirthin angewieſen. „Für's Erſte hab' ich mir den verwünſchten Stelzfuß vom Halſe geſchafft, für's Zweite iſt meine Taſche nicht mehr leer, wie geſtern und vorgeſtern, für's Dritte ſteht da ein weiches Bett, und — “

Der Monolog ward hier unterbrochen. Die Thüre öffnete ſich, und herein trat ein niedliches Kellnermädchen mit Wein und Brod. Beide ſahen ſich einen Augenblick überraſcht an. „Aennchen!“ rief Steffen, und „Steffen!“ ſchrie das Mädchen. Beide waren nämlich aus einem und demſelben Dorfe; auch hatte ſich früher zwiſchen ihnen eine Liebſchaft angeſponnen, die blos durch Steffens Abgang zum Militär unterbrochen worden war.

„Du lebſt alſo noch, guter Steffen?“ begann das Mädchen, indem ſie ihm die Hand reichte.

„Ich lebe noch recht gern,“ antwortete Steffen, „aber wie kommſt Du hierher?“

„Ach! ich habe, ſeit Du weg biſt, meine Eltern verloren, und muß nun dienen.“

„Und ich habe mein Bein verloren, und kann nicht mehr dienen.“

Aennchen fing zu weinen an, und Steffen trocknete ihr die Thränen ab. „Wir wollen Muth faſſen,“ ſagte er; „wenn die Vögelein kein Winterfutter mehr haben, dann kommt der Frühling. Mancher geht heute baarfuß, und trägt in einigen Jahren Stiefel und Sporen. Wer weiß wo unſre Roſen blühen.“

Aennchen lächelte, aber die Klingel der Wirthin nahm ihr die Worte vom Munde weg. Sie entfernte ſich eilig, doch mit dem Verſprechen baldigen Wiederkommens. Steffen war's, als breite ſich eine hellere Zukunft vor ihm aus. Die Hoffnung treibt ſchnell friſche Blätter, wenn ein Sonnenblick der Liebe auf den kahlen Stamm fällt. Nach einer Weile zog er mechaniſch das verhängnißvolle Büchlein aus der Taſche und blätterte darin. Er fand viele Namen von Männern und Frauen, und darunter auch einige aus der Stadt, in welcher er ſich befand. Alle hatten ſie mit dem rothbärtigen Stelzfuße einen Vertrag auf längere oder kürzere Zeit abgeſchloſſen; plötzlich kam ihm ein Gedanke: es kann doch kein Schelmenſtück ſeyn, wenn ich dem einen oder andern ſeine Unterſchrift zurückgebe gegen ein billiges Geſchenk, ſagte er vor ſich hin, auf dieſe Weiſe komme ich zu Geld, kehre mit Aennchen auf unſer Dorf zurück und kauſe mir Haus und Feld.

Mit dieſem Gedanken und in mancherlei Träumen einer nahen, beſſern Zeit, legte er ſich ſchlafen. Am andern Morgen brachte ihm ein Bedienter der Dame, die ihn von der Straße mitgenommen, ein neues hölzernes Bein. Steffen ſchnallte es alsbald um, und trat ſeine Wanderung an. Der erſte Gang war zu einem ſteinreichen Rabuliſten, der ſich dem Rothbart verſchrieben hatte, wenn er ihm zu einer glänzenden Praxis und einem Titel verhelfen würde.

Wirklich hatte es auch ſeit zwanzig Jahren Prozeſſe und Dukaten in das Haus des Gerechtigkeitmäklers geregnet, und ein damaliger Reichsgraf hatte ihm, in Anerkennung ſeiner Verdienſte um die prozeſſirende Menſchheit, einen Kammertitel verliehen. Der Ehrenmann ſaß eben bei einem Gabelfrühſtück von Birkhühnern, Schinken und Madeira, als Steffen zu ihm eintrat, der freilich ganz das Ausſehen eines Klienten der Armuth hatte, und ſich keines freundlichen Empfangs erfreuen durfte.

„Was will Er? Hat Er Luſt einen Prozeß mit dem Artilleriſten anzufangen der ihm das Bein weggeſchoſſen?“

Steffen zog ganz demüthig das Büchlein aus der Taſche. Der Rechtsverdreher warf einen Blick darauf und fuhr zuſammen; das Braunroth ſeines Geſichts verwandelte ſich in Erdfahl, das Glas mit Madeira entſank ſeiner Hand, und er fiel an die Lehne ſeines Sopha's zurück. Endlich faßte er ſich und ſuchte eine trotzige Miene anzunehmen. „Meine Zeit iſt noch nicht um, überdem iſt unſer Vertrag ungültig, was maßen in unſerm Landrechte durch ein ausdrückliches Geſetz, Titel 4, Artikel 13, der Seelenverkauf und zwar bei lebenslänglicher Galeerenſtrafe unterſagt iſt. Indeſſen will ich auf meinen Rechtsvortheil verzichten, und Dir einen honetten Vergleich anbieten. Ich kenne ein halbes Dutzend Lumpenhunde, die ſich arm prozeſſirt haben, und für eine runde Summe herzlich gern in meinen Kontrakt einſtehen, unter der Bedingung jedoch, daß ich dadurch aller und jeder Verpflichtung gegen Dich enthoben werde.“

Steffen hatte Ehre im Leibe, er wollte ſich um alles nicht für den Bocksfüßler anſehen laſſen; das Blut ſtieg ihm in's Geſicht, er ſchlug auf den Tiſch, daß Flaſche, Teller, Meſſer und Gabel tanzten, und rief: „Herr, Ihn ſoll der Teufel holen, wenn Er —

Der Rabuliſt zitterte, wie im Fieberfroſte. „Mein theurer Gönner,“ unterbrach er den Invaliden, ich erbiete mich ja zu Allem, die Fahrt durch die Luft ausgenommen. Zieht nur ums Himmelswillen die Hörner wieder ein, die ich bereits hinter Euern Ohren hervorſchießen ſehe, und bleibt in Eurer wirklichen, wenn gleich etwas demüthigen Geſtalt, denn meine Ehre, meine Praxis —“

Steffen gerieth in's Lachen; „wohlan ich gebe Euch die Unterſchrift zurück, Ihr aber gebt mir dagegen hundert Dukaten.“

Der Rechtsverdreher ſchlug ſogleich eine eiſerne Kiſte auf, die in einer Ecke ſtand, aber kaum hatte er den Deckel gehoben, als er mit einem Schrei zurück fuhr, und wie ein Bild des Entſetzens daſtand. Die Augen einer großen, ſchwarzen Katze funkelten aus der Kiſte zwiſchen Goldſäcken hervor, und ein unerträglicher Schwefelgeſtank verbreitete ſich im Zimmer. Steffen ließ das Blatt, welches er unterdeſſen aus dem Büchlein geriſſen, aus der Hand fallen, und eilte über Hals und Kopf aus dem Hauſe. „Nun hat mir der hölliſche Rothbart doch einen Strich durch die Rechnung gemacht,“ murmelte er, „und wird dem Sünder auch ohne Zweifel den Hals umdrehen. Was iſt zu thun? während mein ehemaliger Kamerad mit ſeiner Beute auf der Heimfahrt begriffen iſt, will ich's bei einem andern ſeiner Kunden verſuchen.“

Der, zu dem er ſich jetzt begab, war ein Mann von Stande, welcher ſich aufgelebt hatte, ein Greis zwiſchen dreißig und vierzig. Er bewohnte ein prächtiges Hotel, und gab oft Geſellſchaften, die aber ſeit lange Niemand mehr beſuchte, als einige Damen, welche mit Welt und Zeit etwas zerfallen waren, und wandernde ſchöne Geiſter, die außer dem Lande der Romantik keine Heimath beſaßen. Der Thürſteher wollte Steffen abweiſen, und meldete ihn erſt auf ſeine Verſicherung, daß er ſeinem Herrn Dinge von der höchſten Wichtigkeit mitzutheilen habe. Steffen war nicht wenig überraſcht, als er in einen Saal trat, der mit perſiſchen Teppichen belegt, und mit Gobelins, venetianiſchen Spiegeln, glänzenden Bronzen, und koſtbaren Mahagonymöbeln reich ausgeſchmückt war. Er hatte jedoch kaum Zeit gehabt, dieſe nie geſehenen Herrlichkeiten flüchtig zu bewundern, als die Thüre eines Kabinets ſich öffnete, und eine lange, hagre Geſtalt mit fahlem Geſichte, tiefliegenden, erloſchenen Augen und bleifarbenen Lippen heraus trat. Die Geſichtsmuskeln waren bewegungslos und die Schritte unſicher. Als der Mann das bedeutungsvolle Büchlein in Steffens Hand erblickte, zuckte ein bitteres Lächeln über die abgeſtorbenen Lippen hin.

„Es iſt mir lieb daß Du kommſt, denn ich bin des Lebens ſatt.“

„Die Zeit iſt noch nicht ganz um,“ fiel Steffen ein.

„Gleichviel,“ fuhr jener fort, „ich ſchenke Dir den Reſt; Du halfſt mir zu Reichthum und einer ſchönen Frau: beide haben mich betrogen. Von dem friſchen Quell meines Lebens iſt nichts mehr übrig als der dürre Boden, aus dem er hervorſprudelte, mein Kopf verödet, mein Gehirn ausgetrocknet, mein Geiſt angeſchmiedet an den nackten Fels meines Daſeyns. Ich kann nicht mehr weinen, mich nicht mehr freuen, nur noch ärgern kann ich mich wenn ein heitrer Tag aufgeht, der doch die Nacht um mich nicht zu verſcheuchen vermag wenn ich daſtehe, ein dürrer Strauch unter den Blüthen des Frühlings. Sterben iſt nichts, aber abſterben ſo langſam, ſo eine Kraft um die andere, eine Erinnerung, eine Hoffnung um die andere zu verlieren, daß zuletzt kaum noch ein Wunſch, ein Vorſatz übrig bleibt, das iſt gräßlich. Ich bin mein eigenes Geſpenſt, und verfolge mich ſelbſt."

Er warf ſich bei dieſen Worten auf einen Sopha. Steffen war tief ergriffen. Er riß das Blatt mit dem Namen des Unglücklichen aus dem Büchlein, und reichte es ihm: „da iſt Eure Unterſchrift, Ihr ſeyd des Vertrags ledig."

Der Mann lächelte faſt grimmig. „Teufel, deine Barmherzigkeit iſt eine tückiſche Lüge. Die Hölle hat keine Qualen welche den meinigen gleichen, darum willſt Du mir das Leben friſten."

Steffen ſchauderte. Er zerriß das Papier und ſchlich betrübt weiter. Eine Weile ſtand er auf der Straße, ohne zu wiſſen was er beginnen ſollte; unwillkührlich blätterte er in ſeinem Büchlein, und fand darin den Namen einer Dame. Es war die Frau des erſten Bürgermeiſters, und Steffen dachte: „Hier willſt du's noch einmal verſuchen."

Die Dame war eben mit Muſterung ihres reichen Schmucks beſchäftigt, als er in ihr Kabinet eingeführt wurde. Sie hatte die Mittagslinie des Lebens bereits paſſirt, konnte aber deß ungeachtet noch für jugendlich und ſchön gelten. Der Anblick des Büchleins, welches ihr der Invalide entgegen hielt, brachte ſie ein wenig außer Faſſung, ſie nahm ſich jedoch zuſammen, und ſprach mit unnachahmlich ſchmelzender Stimme:

„Dein Mittel, mir Jugend und Schönheit zu erhalten, war vom beſten Erfolg, da aber beide noch nicht verblüht ſind, wirſt Du billig ſeyn, und einen neuen Vertrag mit mir abſchließen.“

„Ich gebe die Unterſchrift ohne alle Bedingung zurück,“ ſagte Steffen, „wenn Ihr mir zu einem kleinen Aemtchen verhelft, wobei man wenigſtens ſeinen Tiſch alle Tage decken kann. Ich hörte dieſen Morgen im Wirthshauſe, der Thorſchreiber am rothen Thore ſey in voriger Nacht geſtorben, ich kann leſen und ſchreiben —“

Die Dame brach in lautes Lachen aus. „Du willſt Thorſchreiber werden, Freund Stelzfuß? Ich muß geſtehen, der Einfall iſt originell, aber,“ fuhr ſie etwas ernſthafter fort, „wenn Du mir Geſchichten machſt, die mich in Verdrießlichkeiten verwickeln könnten —“

Steffen verſicherte, er ſey ein ehrlicher Mann und ein guter Chriſt.

Die Dame lachte noch unmäßiger als zuvor.

„Was iſt da zu lachen?“ brummte Steffen etwas ärgerlich, „daß ich ein Chriſt bin, will ich zeigen.“ Mit dieſen Worten bekreuzte er ſich Stirne, Mund und Bruſt.

Die Dame konnte vor Erſtaunen nicht zu ſich kommen. „Du biſt alſo ein zweiter Abadonna,“ rief ſie, „und Deine Erniedrigung zum Thorſchreiber iſt eine Buße, die Du Dir auflegſt. Du ſollſt die Stelle haben, komm in einer Stunde wieder.“

Steffen fühlte ſich jetzt überglücklich. Er ging, nachdem er die Dame verlaſſen hatte, in einen Laden, kaufte einen Bleiſtift, und machte drei Kreuze auf das Blatt, welches ihren Namen enthielt, damit der Rothbart ihm nicht einen Spuk machen möchte. In dieſem Augenblicke erhielt er von einer unſichtbaren Hand eine derbe Ohrfeige. Da er ringsum keinen Menſchen erblickte, ſo ahnete er leicht, wer ihn ſo unſanft getroffen. „Alter Kriegskamerad,“ rief er, „gelt, ich habe Dich doch wieder über den Löffel barbirt.“

Kaum war die Stunde abgelaufen, als Steffen bereits wieder im Gemach der Frau Bürgermeiſterin ſtand, und die Beſtallung als Thorſchreiber aus ihrer Hand empfing. „Mein Mann,“ ſagte ſie, „hat einige Schwierigkeiten gemacht, doch,“ ſetzte ſie mit freundlichem Lächeln hinzu, „gelang es mir, ſie zu beſeitigen.“

Steffen übergab ihr jetzt die Unterſchrift, allein kaum berührte ſie das Blatt, als ihr Geſicht zuſammenſchrumpfte, und ſtatt der blühenden, lebensvollen Dame ein bejahrtes Mütterchen mit eingefallenen Wangen und ſpitzem Kinn daſtand. Sie ſelbſt ſchien von der plötzlichen Verwandlung nichts zu ahnen, den armen Steffen wandelte jedoch ein Grauen an, und er beſorgte, ſie möchte ſeine Zauberkraft in Anſpruch nehmen, deßwegen empfahl er ſich auf der Stelle, und eilte in das Wirthshaus, wo er ſeinem Aennchen die freudige Botſchaft mittheilte. Seine Beſorgniß war indeß ungegründet geweſen, denn obgleich die Frau

Bürgermeiſterin von Jedermann für ein plötzlich gealtertes Mütterchen angeſehen wurde, ſo erſchien ihr ſelbſt doch, wenn ſie vor den Spiegel trat, ihr Geſicht ſo jugendlich, friſch und voll, wie an ihrem Hochzeitstage.

Steffen bezog jetzt das Stübchen am Thor, heirathete bald darauf das ſchöne Aennchen, und fand ſich leicht in die neuen Stellen des Thorſchreibers und Ehemanns. Ohngefähr vier Wochen waren ihm bereits auf diese Weiſe friedlich und fröhlich hingegangen, da wurde er einſt um Mitternacht aus dem Schlafe gepocht. Ein Reiter hielt vor dem Thore. „Wer iſt draußen?“ fragte Steffen ziemlich ärgerlich, weil man ihn aus der ſüßen Ruhe geweckt hatte.

„Herr von Geißfuß auf Bockshorn,“ antwortete eine tiefe Baßſtimme.

Als Steffen aufſchloß, erkannte er beim Schimmer der am Thorbogen hängenden Laterne den Stelzfuß, der rothe Uniform trug und auf einem ſchnaubenden Rappen ſaß. Der Thorſchreiber wich ein paar Schritte zurück, aus Furcht, wieder eine Ohrfeige zu bekommen, allein der Rothbart hieß ihn gutes Muths ſeyn. „Nie,“ ſagte er, „werde ich einem Menſchen Leides thun, der Mutterwitz und Ehrlichkeit beſitzt, und den Teufel zu überliſten weiß. Im Gegentheil, wenn ich Dir irgend dienen kann — “

„Danke für den guten Willen," unterbrach ihn Steffen.

„Je nun," fuhr jener fort, „man kann nicht wiſſen, wo man mit dem Karren im Kothe ſtecken bleibt, und da iſt's immer gut, wenn ein paar tüchtige Hände in der Nähe ſind."

„Aber wohin geht die Reiſe jetzt?" fragte der Thorſchreiber.

„Nach der pyrenäiſchen Halbinſel, vielleicht auch nach der Türkei," antwortete der Rothbart. „In eurem Lande behagt mir's nicht mehr; die Teutſchen ſind gar zu langweilig worden, ſeit ſie Thee trinken, Klatſchblätter leſen, nach Bünden und Konſtitutionen ſchreien, wie die Hebräer in der Wüſte nach Wachteln, und dabei Lakayen und Stubenmädchen den Hof machen. Zwar findet ſich noch etwas derber Hochmuth unter euren Schriftſtellern und Juden, allein den Kindern Abrahams nähere ich mich ungern, weil ich den Knoblauchgeruch und die Trödelromantik nicht leiden kann. und die Hauptkunſtſtücke der Schriftſteller, durch eine dicke Mauer zu ſehen, und über ſeinen eigenen Kopf hinauszuſteigen, um dann auf die Naſe zu fallen; dieſe Kunſtſtücke ſind mir früher ſchon zu oft vorgekommen, um mich nicht darüber zu langweilen. Einen Narren, der ſich für Gott Vater hält, giebt's in jedem Irrenhauſe."

Mit dieſen Worten jagte der Reiter davon.

Steffen ſchaute ihm nach und ſagte:

„Man ſoll wahrlich den Teufel nicht zu ſchwarz malen. Zwar mit dieſem da möcht ich juſt auch keine Salzſcheibe verzehren, aber er hat Ehre im Leibe, und das kann man in unſerer Zeit nicht von jedem böſen Geiſte ſagen.“

# Die Spinnerin.

# Die Spinnerin.

## I.

Auf ſeinem italieniſchen Zuge verweilte Heinrich der Vierte einige Wochen in Padua. An ſeinem Hoflager befand ſich ein junger, deutſcher Ritter, Emich Vollrath, den der Kaiſer ſeiner Treue und Klugheit wegen ſehr liebte. Er ſtammte aus einem alten, nicht ſonderlich begüterten Geſchlechte am Rhein, und war genöthiget, als jüngerer Sohn, ſein Glück durch den Chorrock oder das Schwert zu machen. Vollrath wählte das Waffenhandwerk, welches ſeinem Sinne mehr zuſagte; auch beſaß er große Neigung, fremde Länder und Völker zu ſehen. Beſonders hatten die Erzählungen ſeines Vaters von dem ſchönen Italien frühe ſchon eine Sehnſucht nach dieſem herrlichen Lande in ſeiner Seele geweckt; Padua zog ihn mächtig an, ohne Zweifel durch jene geheime Sympathie, die uns oft an Menſchen und Gegenden auf eine unerklärliche Weiſe kettet. Wenn er an ſtillen Abenden unter den

Pinien und Zypreſſen am Ufer der Brenta hinwandelte, und den Geſängen der Gondelfahrer zuhörte, oder den zärtlichen Tönen einer Laute, die da und dort aus Myrtengebüſchen und Pomeranzenhainen herverklangen, ſo war es ihm, als müſſe er hier ſeine Heimath finden.

Eines Tags wollte er einen Ausflug nach den warmen Quellen von Abano machen, welche zwei Stunden von Padua in einem anmuthigen Thale entſpringen. Unterwegs überfiel ihn ein heftiges Gewitter, der Sturm jagte Staubwolken vor ihm auf, ſein Pferd ſcheute vor den Blitzen, und fieng an ſich zu bäumen; große Regentropfen mit Hagel vermiſcht fielen nieder, und Vollrath ſah ſich genöthigt, in dem nahen Dörfchen Montagna eine Zuflucht zu ſuchen. Er hielt an einem einladenden Bauernhauſe, deſſen Vorderſeite von einem Rebdache beſchattet wurde, unter welchem einige Sitze angebracht waren. Ein bejahrter, freundlicher Mann trat aus der Thüre, als er den Fremden bemerkte, grüßte ihn, und brachte ſein Pferd unter einen Schuppen. Hierauf führte er ſeinen Gaſt in eine reinliche, heitre Stube, um deren Fenſter die Blätter des Weinſtocks ſpielten. Ein wunderliebliches Mädchen und ein alter Eremit, auf deſſen Antlitz die Geſchichte eines unglücklichen Lebens verzeichnet ſtand, ſaßen bei einigen Früchten an einem Tiſche, und die Ankunft des Fremden ſchien eben ihr Geſpräch unterbrochen zu haben. Giacomo, ſo hieß der Beſitzer des Hauſes, bot dem neuen Gaſte einen Sitz auf der Bank neben dem Einſiedler an, und gab ſeiner Tochter einen Wink. „Bertha, einen Krug Wein!“ — „Unſer Bruder Benedetto trinkt keinen,“ ſetzte er hinzu, um nicht in dem Ritter die Meinung aufkommen zu laſſen, als ſey er weniger gaſtfrei gegen einen armen Klausner, als gegen einen Kriegsmann, deſſen Aeußeres einen höhern Stand verrieth. Bertha begrüßte den Ritter mit einem anmuthigen Kopfnicken, und ſprang aus der Thüre ſo leicht und gewandt, daß Vollrath ihr mit Wohlgefallen nachblickte. Sie kam bald zurück mit einem ſteinernen Deckelkruge von gar niedlicher Form, den ſie ihrem Vater reichte. Dieſer that einen tüchtigen Zug, und gab den Krug dem Gaſte mit den Worten: „mögt Ihr überall ein Dach finden, an welchem die Schwalbe baut!“

Vollrath folgte dem Beiſpiel ſeines Wirths, indem er zugleich den Gruß deſſelben mit den Worten erwiederte: „Glück dieſem Hauſe!“

„Ihr ſeyd ohne Zweifel vom Gefolge des Kaiſers?“ fieng jetzt Giacomo das Geſpräch an.

Der Ritter bejahte.

„Und aus welchem Lande?“

„Meine Heimath iſt jenſeits der Alpen, am Rheine, nicht weit von der berühmten Stadt Kölln.“

„Das iſt da, wo die heiligen drei Könige begraben liegen," rief Giacomo ganz erſtaunt. „Es ſoll eine herrliche Handelsſtadt ſeyn, mit vielen Kirchen und Klöſtern."

„Ihr ſeyd alſo mein Landsmann?" fiel der Eremit ein, der jetzt ſeine Augen mit Aufmerkſamkeit auf den Fremden heftete. „Ich bin am Bodenſee, in der reichen Stadt Konſtanz geboren, die Euch wohl bekannt ſeyn wird."

„Wohl iſt mir dieſe Stadt bekannt und lieb. Ich wurde dort von unſerm guten Kaiſer Heinrich zum Ritter geſchlagen."

„Und was bringt Ihr aus Deutſchland?" fragte der Einſiedler.

„Wenig, was Euch erfreuen könnte," antwortete der Ritter. „Es iſt das Land der Zwietracht geworden; die Fürſten ſind gegen den Kaiſer, der Adel iſt gegen die Fürſten, die Städte ſind gegen den Adel, und Gott mag wiſſen, wohin das führt."

„In unſerm Italien iſt's um nichts beſſer," nahm Giacomo das Wort. „Jede Stadt will frei ſeyn, und die Freiheit der Nachbarn unterdrücken. Da iſt das übermüthige Venedig, die Tochter von Padua, die jetzt in ihrer Hoffart der Mutter ſpottet, und ſie zu ihrem Geſinde ſetzen möchte. Hätten nur die Pfeile der Sarazenen nicht ſo unbarmherzig in meinem Fleiſche gewüthet, ich ſtellte mich noch einmal unter die Fahnen gegen dieſe Lagunenjungfer."

„Habt Ihr früher Kriegsdienſte gethan?“ fragte der Ritter, gegen Giacomo gewendet.

„Ja, bei den braven Piſanern, als ſie den Sarazenen Sardinien und Korſika wegnahmen. Es gab da gute Beute, und die Ungläubigen plündern iſt keine Sünde.“ „Auch die Ungläubigen ſind Menſchen,“ ſagte der Einſiedler. „Ja, aber keine Chriſten,“ verſetzte Giacomo.

Der Einſiedler ſeufzte, und hob die Augen gen Himmel empor.

Das Gewitter hatte jetzt nachgelaſſen, aber die Brenta tobte noch furchtbar, und ihre Wellen wälzten ſich ſchäumend über das Ufer.

„Der Fluß geht noch unruhig,“ bemerkte Bertha. „Es iſt heute das Feſt der ſieben Schläfer, und da will er ein Opfer haben. Ihr werdet wohl thun, die Nacht bei uns zuzubringen, Bruder Benedetto.“

„Es iſt mancher Sturm über mein Haupt hingegangen,“ antwortete der Klausner, „aber die Tage des Menſchen ſind gezählt, wie die Haare ſeines Hauptes. Ich beſorge nur, es werde kein Schiffer fahren wollen.“

„Wohnt Ihr weit von hier?“

„Eine Stunde jenſeits des Fluſſes, Herr Landsmann. Ihr könnt von hier aus das weiße Kreuz ſehen, welches auf dem Felſen ſteht, in den meine Zelle eingebaut iſt.“

„Wenn es Euch nicht zuwider iſt, ſo ſpreche ich einmal bei Euch vor,“ ſagte Vollrath, und nahm jetzt Abſchied. Er reichte jedem Anweſenden die Hand; der ſchönen Bertha kam es vor, als ob er die ihre länger und ſtärker gedrückt habe, worüber ſie jedoch kein Mißvergnügen zeigte. Langſam ritt er nach Padua zurück, allein ſeine Gedanken waren noch immer in der freundlichen Hütte zu Montagna, und als er ſich Nachts auf das Lager warf, ſtahl ſich das Bild der ſchönen Bertha in ſeine Träume.

Des andern Tags kam dem Ritter der Gedanke, den Einſiedler zu beſuchen. Da er aber den Weg zu der Klauſe nicht genau wußte, ſo glaubte er bei Giacomo oder ſeiner Tochter am ſicherſten Auskunft zu erhalten. Es war einige Stunden vor Mittag, als er nach Montagna ritt, nicht ohne einige Verlegenheit, denn Giacomo konnte ja leicht auf den Argwohn gerathen, es gelte mehr der hübſchen Tochter, als dem alten Eremiten. Doch ein junger Ritter, deſſen Herz Feuer gefangen, ſetzt ſich bald über ſolche Bedenklichkeiten weg.

Bertha's Buſen hob ſich ſtärker, als ſie das Pferdegetrappel vernahm, ſie warf haſtig einen Blick durch das Fenſter, ſetzte ſich aber ſogleich wieder an den Spinnrocken, und ſchlug die Augen nicht auf, bis Vollrath vor ihr ſtand, und ſie grüßte. Er fragte nach ihrem Vater.

„Der läßt ſich nicht in der Stube halten, wenn er auch zu ſeinen Bienen und Bäumen hinken muß,“ antwortete das Mädchen, „jetzt iſt er drüben bei den Oliven, wird aber bald zurück kommen.“

„Ihr ſpinnt da einen hübſchen Faden, ſo viel ich davon verſtehe,“ fieng der Ritter wieder an, obgleich ſeine Augen bisher bloß auf die Spinnerin und nicht auf ihre Spindel gerichtet geweſen.

„Das wollte ich meinen. Im Spinnen nehm ich's mit jeder Dirne auf, zehn Meilen iſt der Runde.“

„Es giebt wohl Euer Brauthemd?“

Bertha ſchüttelte den Kopf. „Fehlgeſchoſſen, Herr Ritter, dieſes Garn trage ich auf den Markt nach Padua, und das Geld, welches ich dafür erhalte, wird in meine Sparbüchſe gelegt. Die Jugend muß auf das Alter denken, die Zeiten ſind ſchlimm.“

„Ihr wollt Euch eine Morgengabe zuſammenſparen,“ fuhr Vollrath fort, „und die jungen Burſche in Eurem Dorfe haben ohne Zweifel Augen.“

„Sehr gute Augen, um eine Blechmünze von einem Goldſtück zu unterſcheiden.“

Die Erſcheinung Giacomo's nöthigte den Ritter, ſich um den Weg zu der Zelle des Bruders Benedetto zu erkundigen.

„Der Fahrmann wird ſogleich mit einem Pilger überfahren,“ antwortete Giacomo, „und vom andern Ufer zeigt er Euch den Pfad, der nicht zu verfehlen iſt, aber Euer Pferd müßt Ihr bei uns laſſen. Die leichte Gondel iſt nur für Menſchen, nicht für Laſtthiere.“

Er befahl hierauf ſeiner Tochter, den Ritter durch den Garten zu führen, aus welchem eine grünbelaubte Pforte nach der Brenta gieng, die kaum fünfzig Schritte entfernt war. Eben wollte der Schiffer vom Lande ſtoßen, da rief ihm das Mädchen zu warten. Vollrath hatte beim erſten Gang ihre Hand ergriffen, die ſie auch nicht zurück zog, bis er ſie etwas zu lebhaft gedrückt hatte. Als Bertha des Pilgers anſichtig wurde, der eben in den Kahn ſtieg, machte ſie gegen den Ritter ein Zeichen mit den Augen und der Hand, welches ihn warnen ſollte, und blieb dann am Ufer ſtehen, bis der Schiffer jenſeits landete, und Vollrath ihr noch ein Lebewohl zuwinkte. Der Pilger, der mit ihm abgefahren, war ein Mann in mittlerem Alter, von ſtämmigem Körperbau, mit einem krauſen ſchwarzen Bart und funkelnden, lauernden Augen. Sein Geſicht glich einem verſchloſſenen Buche, welches ſchlimme Geheimniſſe enthält. „Ihr ſeyd fremd in dieſem Lande,“ fragte er den Ritter, indem ſie nebeneinander auf dem Pfade gegen die Berge hinwandelten.

Ein einſylbiges Ja war die Antwort.

„Der Kaiſer wird noch einige Zeit in Padua verweilen?“ hub jener, nach einer Pauſe, von neuem an.

„Das iſt mir unbekannt. Ich gehöre nicht zu ſeinem

Gefolge," erwiederte Vollrath, eingedenk der erhaltenen Warnung.

„Ich dachte, Ihr wäret von ſeinem Hoflager?"

„Ich diene dem Herzog Rudolph von Schwaben," entgegnete der Ritter ſchnell beſonnen, „und komme in ſeinen Geſchäften von Canoſſa."

Der Pilger ſchien überraſcht, und heftete einige forſchende Blicke auf ſeinen Begleiter. „Ihr habt dort wohl auch den heiligen Vater geſehen?" begann er nach einer Weile.

Vollrath bejahte es mit einem Tone, als wäre es ihm unangenehm, über dieſen Gegenſtand Rede zu geben.

„Ich rathe Euch, nicht nach Padua zu gehen, und Ihr thut überhaupt nicht wohl, Euch in dieſer Kleidung zu zeigen. Der Kaiſer hat überall ſeine Augen und Ohren."

„Und doch muß ich an das Hoflager, ich habe einen Freund dort und wichtige Botſchaft für ihn."

„Da müßt Ihr Euch Nachts einſchleichen, wie ich auch thun werde."

Vollrath ahnete immer mehr ein ſchlimmes Geheimniß, und faßte den Vorſatz, daſſelbe um jeden Preis zu gewinnen. „Die Sachen ſtehen ſchlecht, der Pabſt hat ihn zum zweitenmal in den Bann gethan, und ihn ſogar des Lebens verluſtig erklärt."

„Der Herr hat ſeiner Kirche die Macht gegeben, zu binden und zu löſen,“ erwiederte der Pilger, „und das deutſche Reich iſt ein Lehen des heiligen Stuhls, wie es alle chriſtlichen Reiche ſind. Den meineidigen Vaſallen trifft die Strafe des Treubruchs.“

„So ſollte es überall ſeyn,“ ſagte der Ritter, der mit Mühe ſeines Zornes Meiſter ward.

„Ich denke, dieſer Heinrich ſoll nie mehr die Alpen hinter ſich ſehen,“ begann der Pilger nach einer Pauſe, „die italieniſchen Städte ſind faſt alle gegen ihn, und die Deutſchen ſelbſt fangen an, den Gebannten zu verlaſſen.“

„Ich höre, Graf Eberhard und Ulrich von Coſtheim ſollen noch bei ihm ausharren, aber in Deutſchland ſind Welf der Baier, Berthold von Zähringen, und deſſen Eidam Rudolph von Rheinfelden öffentlich gegen ihn aufgetreten. Mein Herr wird ohne Zweifel bald die Kaiſerkrone tragen.“

Die letzten Worte machten den Pilger ganz kirre. „Ich habe da ein Brieflein,“ ſagte er, indem er ſich vorſichtig umſah, und ein in Seide gewickeltes Pergament aus dem Buſen zog. „Könnt Ihr die Aufſchrift leſen?“

„Ich kann nicht leſen,“ verſetzte der Ritter.

„Es iſt an den Podeſta in Padua,“ fuhr jener fort. „Es wird hier bald lebendig werden.“ Bei dieſen Worten wollte er den Brief wieder einſtecken, aber

Vollrath entriß ihm denſelben und verbarg ihn ſchnell unter ſeinen gemsledernen Koller.

„Was macht Ihr da,“ rief der Pilger mit flammenden Augen, und zog einen Dolch hervor, aber in demſelben Augenblicke ſaußte Vollraths Schwert um ſeinen Kopf, und er ſtürzte mit einem Schrei zu Boden. Der Hieb war tief in die linke Schulter gedrungen, und das Blut floß in Strömen umher.

Vollrath eilte in die Klauſe des Einſiedlers, welche kaum fünfzig Schritte entfernt lag. „Bruder Benedetto,“ ſagte er, „ich war eben auf dem Wege zu Euch, ohne zu ahnen, daß es ein glücklicher, wenn auch blutiger Gang ſeyn werde. Draußen liegt ein Verwundeter, verbindet ihn, und gönnet ihm bis dieſen Abend ein Plätzchen in Eurer Zelle, ſtirbt er, ſo mag ſich die Hölle freuen.“

Der Bruder ſah ihn erſtaunt an. „Ihr ſollt mehr erfahren, wenn ich wieder komme, jetzt muß ich nach Padua.“

Mit dieſen Worten eilte Emich nach Montagna zurück; wo er ſein Pferd gelaſſen. Bertha war verwundert, ob ſeiner ſchnellen Wiederkunft.

„Ihr habt mir ein Zeichen gegeben, ſchöne Bertha, und es war ein Gotteszeichen. Kanntet Ihr den Pilger?“

„Wohl erkannte ich ihn auf den erſten Blick. Es iſt der Seeräuber Negro, der im vorigen Jahre in

Padua ertränkt werden ſollte. Ich ſah ihn, wie ihm das Urtheil vorgeleſen wurde, aber er erhielt Gnade durch die Fürſprache des Stadthauptmanns und eines reichen Kaufmanns, der, wie man ſagt, vom Gewerbe des Seeräubers Vortheil gezogen, und einige verſchloſſene Herzen mit goldenen Schlüſſeln öffnete. Seitdem ſoll dieſer Negro das Geſchäft eines Spions treiben. Ein gefährlicher Menſch iſt er gewiß.“

Vollrath nahm herzlichen Abſchied von dem hübſchen Mädchen, und ſprengte nach Padua, wo er ſich alsbald zu Ulrich von Coſtheim verfügte, dem eiſenfeſten und unverzagten Anhänger des unglücklichen Heinrichs.

Der Ritter erzählte ihm, was vorgefallen, und übergab ihm den Brief des Pilgers.

„Die Sache befremdet mich nicht,“ ſagte Coſtheim, nachdem er das Pergament geöffnet und durchleſen. „Wir haben geſtern Abend Nachricht erhalten, daß die Gräfin Mathilde ihre Truppen gegen uns ſchickt. Man hat Luſt, den Kaiſer gefangen zu nehmen, und der Podeſta dieſer Stadt, die dem deutſchen Regiment immer abhold geweſen, ſcheint ſeine Hand dazu bieten zu wollen. Bewahrt dieſe Geſchichte noch als Geheimniß, es iſt beſſer, die hochweiſen Herrn erfahren noch nicht, daß ſie verrathen ſind.“

„Habt Ihr nichts Neues aus Deutſchland?“ fragte Vollrath.

„Neuigkeiten genug, nur keine tröſtlichen. Die

Feinde Heinrichs gehen ernſtlich damit um, den Rheinfelder zum Kaiſer zu wählen."

Der Ritter äußerte ſein Befremden.

„Wundert Euch das?" ſagte Coſtheim in heftiger Bewegung. „Jede Wahl iſt ein Handel wobei man zu gewinnen hofft. Der eine verlangt für ſeine Stimme einen Zoll, der andere die Anwartſchaft auf ein Lehn, der dritte das Münzrecht, der vierte ein anderes Regal. Bricht eine Gefahr herein, ſo iſt ſie nicht mehr das Signal für die Lehensmänner, ſich um das heilige Haupt ihres Oberherrn zu ſammeln, ſondern des eigenen Vortheils wahrzunehmen, und die Wahrſcheinlichkeit der Ereigniſſe zu berechnen. Hätten wir noch den alten Heerbann, wo jeder Freie auszog für Ehre und Eigenthum, während jetzt der Lehensmann ſeine Kräfte für ſich ſelbſt zu ſparen ſucht, dann ſtünde es beſſer um Deutſchland! Nun kommt zu allem Schlimmen noch der traurige Kampf der Kirche mit der weltlichen Macht. Ich will den Kaiſer nicht in allen Dingen entſchuldigen; es gereicht ihm mit Recht zum Vorwurfe, daß er Bißthümer und Abteien verkauft, Schmeichlern leicht ſein Ohr geöffnet, und nicht immer dem Worte des Mannes treu geblieben, aber ſeine Feinde treibens noch ſchlimmer, jeder ſucht ſeine ſchlechte Sache zur Sache Gottes zu machen, und für ſeine Nichtswürdigkeit einen Beweggrund in der Bibel zu finden."

Coſtheim begab ſich jetzt zum Kaiſer, um ihn mit der Verrätherei des Podeſta bekannt zu machen. Der verwundete Negro ſollte nach Padua gebracht und verhört werden, aber die Reiſigen, welche in die Klauſe geſchickt wurden, um ihn abzuholen, fanden nur noch ſeinen Leichnam. Er hatte ſich verblutet.

Am Abend dieſes Tages erhielt Vollrath den Auftrag, mit Anbruch des nächſten Morgens eine Botſchaft nach Farenza und Forli zu bringen, welche auf die Rüſtungen Bezug hatte, welche Heinrich gegen die Markgräfin Mathilde vorzunehmen ſich genöthigt ſah.

## II.

Zwei Tage waren ſeit der Abreiſe des Ritters verfloſſen, da wanderte Bertha am frühen Morgen auf den Markt nach Padua, um dort ihr Geſpinnſt zu verkaufen. Sie trug es in einem zierlichen Korbe, den ihr Vater geflochten hatte, und ſchritt frohen Sinnes, ein Liedchen trällernd, die Straße dahin. In der Stadt war viel Leben und Bewegung, denn die Anweſenheit des Kaiſers zog eine Menge Menſchen nach Padua. Auf dem Markte ſah ſich das Mädchen bald von Liebhabern umgeben, denen ihr Garn und ſie ſelbſt wohl gefiel, allein der Preiß, den ſie machte, ſchreckte die Frauen ab, und die Herren wußten mit der Waare nichts anzufangen. Eine Stunde um die andere gieng vorüber, und das Garn der ſchönen Spinnerin hatte noch immer keinen Käufer gefunden; einige alte Weiber, die es mit Kenneraugen beſahen, boten ihr, nachdem ſie zwei und dreimal gegangen und wieder gekommen waren, die Hälfte des Geforderten, da wurde das Mädchen ärgerlich und ſagte: „Nun iſt mein Garn nicht mehr feil; dort ſehe ich eben die gnädige Kaiſerin herkommen, und der will ich es zum Geſchenke machen.“

Mit einer anmuthigen Keckheit, die aber nichts von gemeiner Dreiſtigkeit hatte, ſchritt ſie auf die Kaiſerin zu, welche von Edelfrauen, Pagen und einigen bewaffneten Dienern begleitet aus der Kirche kam, und ſagte mit der Grazie, welche Einfalt und Natürlichkeit geben:

„Gnädige Frau Kaiſerin, ſeyd ſo gut, und nehmet mein Geſpinnſt zum Geſchenk an. Einen ſo ſchönen, gleichen Faden habt Ihr in Deutſchland ſchwerlich je geſehen.“

Die Kaiſerin hatte ihre Freude an dem ſchönen naiven Landmädchen; ſie lobte das Garn über alle Maßen, und fragte die Spinnerin nach ihrem Namen, ihrem Wohnort und ihren häuslichen Umſtänden.

Das Mädchen gab freundlich Beſcheid. „Ich bin aus dem Dörfchen Montagna, wo mein Vater ein

Freiſaße iſt. Wir bauen ein kleines Feld. Grund und Boden gehören den Herrn von Montagna, die jetzt ausgeſtorben ſind.“

Jetzt kam auch der Kaiſer herbei, und die Kaiſerin zeigte ihm das Geſpinnſt. Heinrich mochte wenig davon verſtehen, aber ihm gefiel die holde Spinnerin, und da er eben guter Laune war, nahm er das Garn, und ſagte:

„Wir wollen Dir ein Zeichen unſerer kaiſerlichen Gnade geben. Binde das eine Ende dieſes Fadens an einen Baum oder Pfahl an, und umziehe damit des offenen Landes ſo viel, als der Faden umfaßt; es ſoll Dir zum Eigenthum und Heirathsgut verliehen ſeyn.“

„Iſt das Euer Ernſt, Herr Kaiſer?“ fragte das erſtaunte Mädchen.

„Ei freilich, mein ſchönes Kind, wir geben Dir unſer kaiſerliches Wort darauf. Unſer Kanzler ſoll Dir eine Urkunde darüber aufſetzen.“

Er befahl hierauf einigen aus ſeinem Gefolge, nach Montagna zu gehen, und die Sache in Vollzug zu bringen.

Bertha eilte mit ſolcher Haſt nach Hauſe, daß ihr beinahe der Athem fehlte, ihrem Vater die gute Neuigkeit zu erzählen. Giacomo zeigte wenig Freude darüber. „Da bekommen wir nun Wald und Ebene und Felſen und Hügel, und wer ſoll das viele Land beſtellen? Bisher beſaßen wir gerade ſo viel, um zufrieden zu ſeyn, das Mehr bringt Verdruß und Sorgen, und bei unſern Nachbarn werden wir künftig freundliche Worte, aber ſchlimme Gedanken finden.“

Bertha ſchüttelte den Kopf. „Ich halte es mit dem Sprichwort, beſſer Neid als Mitleid.“

„Bertha, jetzt mußt du dir einen Mann ſuchen,“ fieng Giacomo nach einer Weile an, „ich bin alt, und das Beſitzthum erfordert gute Augen und rührige Hände.“

„Ei,“ verſetzte das Mädchen, „hat der liebe Gott die Heerde gegeben, ſo“ — hier ſtockte ſie plötzlich.

„So wird er auch den Hirten ſchicken, meinſt Du? ich wette, Du dachteſt in dieſem Augenblicke an deinen Vetter Antonio?“

„Antonio iſt ein Haſenfuß,“ ſagte Bertha etwas ſchnippiſch, „ſo oft er ins Feld ziehen ſollte, wurde er krank.“

„Aber Girolamo?“ forſchte der Alte weiter.

„Der runde Girolamo? gegen ſeine Dummheit hätte ich nichts einzuwenden, aber ſeine alberne Klugheit würde mich mit jedem Tag um ein Jahr älter machen.“

„Meinſt du, es werde Einer für Dich vom Himmel herab fallen?“

„Wir ſind alle vom Himmel herabgefallen, Vater! Einige kommen bei dem Fall auf die Naſe zu liegen, andere auf die Füße zu ſtehen, und unter dieſen will ich mir einen Reiſegefährten ausſuchen.“

„Dirne, wie kommſt Du zu ſolchen Einfällen?“

„Was ich eben ſagte, das hörte ich von dem Schalksnarren, der einmal bei den Dominikanern zu Padua auf die Kanzel ſtieg, und zu predigen anfieng, als der Prediger plötzlich krank geworden war, und den man nachher ein Jahr lang einſperrte.“

„Der arme Pietro!“ ſeufzte Giacomo, „er ſtarb, bevor er wieder das Tageslicht erblickte. Ich habe manche luſtige Stunde in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Er war klüger als der Podeſta und die ganze Kleriſei.“

„Er hatte eine ſpitzige Zunge.“

„Und die, welche er traf,“ brummte der Alte, „hatten meiſt eine ſo dicke Haut um ihr Gewiſſen, daß ich nicht begreife, wie ein Stich ſie verletzen konnte.“

Das Geſpräch wurde durch einen jungen Landmann aus der Nachbarſchaft unterbrochen. Das Gerücht von dem Geſchenke des Kaiſers hatte ſich ſchnell verbreitet, und er kam, um Giacomo und ſeiner Tochter Glück zu wünſchen, und wie es ſchien, bei dieſer Gelegenheit auch ſein eigenes Glück zu verſuchen. Der Alte dankte ihm freundlich für ſeine Theilnahme, Bertha mit einem ſchelmiſchen Lächeln.

„Ihr ſeyd jetzt reich, Bertha, nun der Himmel giebt's denen, die er liebt, im Schlafe, wie unſer Pfarrer ſagt; aber es iſt eine ſchlimme Zeit.“

„Die Zeit iſt weder gut noch böſe,“ verſetzte Giacomo,“ aber die Menſchen machen ſie nun einmal zum Sündenbock, dem ſie alle ihre Schuld auflegen.“

„Ihr mögt recht haben, Nachbar,“ erwiederte der junge Mann, „man pflegt aber ſo zu ſagen, und ich meinte damit nichts als den Krieg, der ſich bald bei uns zu Gaſt bitten wird. Der Pabſt zieht mit einer großen Armee gegen den Kaiſer heran, und da wird es unſere Haut koſten.“

„Hm! wenn ſie Trommeln daraus machen, ſo machen wir wenigſtens Lärm in der Welt,“ erwiederte Giacomo.

„Ihr werdet doch mit dem Kaiſer ziehen, Meſſer Anſelm?“ fragte Bertha.

„Daß ich ein Narr wäre,“ verſetzte dieſer. Wer ſoll denn das Te Deum in unſerer Kirche ſingen, wenn wir uns vorher die Kehle abſchneiden laſſen?“

„Verzeiht, Meſſer Anſelm,“ antwortete das Mädchen ſpöttiſch, „ich hatte vergeſſen, daß Ihr bei der Meſſe im Chor mitſingt.“

Im Verfolg des Geſprächs ließ der Landmann immer deutlicher merken, warum er eigentlich gekommen ſey, und daß er ſich für den Mann halte, ein Gut und eine Frau in Ordnung zu bringen.

„Meſſer Anſelm,“ unterbrach ihn Bertha mit angenommenem Ernſte, „Ihr werdet einſehen, daß ich dem Kaiſer, nachdem er mir die reiche Morgengabe geſchenkt, auch um ſeine Einwilligung zu meiner Heirath bitten muß. Wollt Ihr es in meinem Namen thun?“

„Was denket Ihr, Bertha,“ rief der junge Mann, faſt außer ſich ob ſolcher Zumuthung, „ich und der Kaiſer! Das Wort würde mir auf der Zunge erſterben, und wie ſollte ich Zutritt erhalten?“

„Da weiß ich Rath zu ſchaffen,“ ſagte Bertha, „ich kenne einen Ritter aus dem Gefolge des Kaiſers, dem bringt einen Gruß von mir, und bittet ihn um Dienſt in dem Feldzug gegen den Pabſt, und um die Erlaubniß, mit kaiſerlicher Majeſtät zu reden.“

Der Landmann merkte nun, daß ihn das Mädchen zum Beſten habe, und entfernte ſich mit wenig verhehltem Aerger.

Nach einer Abweſenheit von vier Tagen kehrte Vollrath von ſeiner Sendung zurück. Es war ſpät am Abend, als er in Padua anlangte, wo er dem Kaiſer ſogleich Bericht erſtattete, und einige von Forenza und Forli mitgebrachte Schreiben einhändigte. Am andern Morgen in der Frühe ritt er nach Montagna, unwiſſend, was ſich ſeitdem dort zugetragen. Seine Abſicht war, den ehrlichen Giacomo auf die Ereigniſſe vorzubereiten, welche zu erwarten ſtanden, und ihm wohlgemeinten Rath zu geben. Er mochte eine halbe Stunde geritten ſeyn, als er einen jungen Landmann einholte, der den nämlichen Weg auf einem Eſel machte. Der

Ritter ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, aber ſein Pferd ſchien ſich nicht in der ungleichen Geſellſchaft zu gefallen, es ſchlug aus gegen den Eſel, der, über den unfreundlichen Gruß erſchreckt, einen Seitenſprung machte, den Reiter abwarf und das Weite ſuchte. Vollrath, obgleich er das Lachen kaum verbeißen konnte, ſprang doch ohne Zaudern vom Pferde, um dem Landmanne wieder auf die Beine zu helfen; dieſer, unbekümmert um die Schmerzen, welche der Fall ihm verurſachte, war einzig beſchäftigt, ſeinen Sonntagsanzug wieder in Ordnung zu bringen, wobei er einige Flüche und Seufzer ausſtieß.

„Ihr habt doch keinen Schaden genommen?“ fragte der Ritter theilnehmend.

„Die Rippen ſchmerzen mich ein wenig,“ antwortete der junge Mann, deſſen rundes, volles Geſicht nichts von böſen Zeiten zu wiſſen ſchien; „doch das will wenig bedeuten: aber daß mein ſonſt ſo ſanftes und geduldiges Thier mich gerade in der Nähe von Montagna abwarf, iſt von ſchlimmer Vorbedeutung.“

„Ihr geht wohl auf Freyers Füßen?“

Der Landmann kratzte ſich in den Haaren. „Eigentlich war es nicht meine Abſicht auf die Freite zu gehen, ſondern zu reiten. Ich bin ein Lehensmann der Kirche Della Croce, frei und ledig, und beſitze ein hübſches Vermögen. Ihr habt wohl auch von der ſchönen Spinnerin in Montagna gehört, und von dem Geſchenke, welches der Kaiſer ihr gemacht?

Vollrath verneinte; jener entſchloß ſich nun, da ſein Grauthier nicht mehr einzuholen war, den Reſt des Weges neben dem Ritter zu Fuße zu machen, und erzählte dieſem in die Länge und Breite, was ſich mit Bertha zugetragen. Vollrath äußerte ſeine Freude darüber, und ſagte: „Der Kaiſer iſt ihr mehr Dank ſchuldig, als er noch weiß.“

Der Landmann ſtarrte ihn verwundert an. „Kennt Ihr die Dirne?“

„Wohl kenne ich ſie.“

„Mir geht ein Licht auf,“ rief jener. „Wir ſtellen unſer Netz nach einem edlen Wild, aber man ſoll es dem Girolomo nicht nachſagen, daß er ſein Jagdrecht nicht verſtehe. Ich bin ein Lehensmann von Santa Croce, und Ihr müßt Euch mit mir ſchlagen. Wenn ich jetzt gleichwohl in einem Bauernrocke ſtecke, ſo hat dieſer Kopf doch auch ſchon aus einer Pickelhaube hervorgeſchaut.“

Vollrath lachte. „Ihr ſeyd ohne Schwert, aber ich will Euch einen Vorſchlag machen: wir bedienen uns Beide des meinigen.“

„Wie ſoll das zugehen?“ fragte Girolomo kopfſchüttelnd.

„Ich führe den erſten Streich, und Ihr den zweiten.

Ihr werdet das billig finden, da ich der Eigner des Schwerts bin und der Geforderte.“

„Mein Seel,“ rief Girolamo, „Ihr ſeyd ein luſtiger Kumpan, wir wollen gute Freunde ſeyn. Auch war es nicht mein Ernſt. Und warum ſollte es auch? Ein Cavalier wie Ihr, ſucht keine Vogelneſter auf dem Lande. Aber ſeht, mein Grauthier hat ſich eines Beſſern beſonnen. Dort kommt es wieder hergetrabt. Reitet in Gottes Namen voran, Herr Ritter, ich will Euch folgen.“

Bertha ſtand an der Thüre, als Vollrath angeſprengt kam. Ihre Augen und ihre Gedanken hatten ſich unwillkührlich auf den Weg von Padua geheftet, und ihr Herz pochte heftig, als ſie des Ritters anſichtig wurde.

Sie wollte ihm entgegen eilen, ſtand plötzlich ſtille, und ließ die Hand, die ſie zum Empfang ausgeſtreckt hatte, ſchnell wieder ſinken, bis er ihr die Seinige bot.

„Es iſt ſchön, daß Ihr noch an uns denkt,“ ſagte ſie.

„Meine Gedanken waren immer bei Euch,“ antwortete Vollrath, „und Ihr müßt wohl eine Ahnung davon gehabt haben?“

„Ich werde bald an Ahnungen glauben,“ erwiederte das Mädchen, „denn heute konnt' ich gar nicht zweifeln, daß Ihr kommen würdet.“

„Ich melde Euch einen Freier an.“

„Einen Freier?“ fragte ſie in ſichtbarer Verlegenheit.

Der Ritter erzählte von Girolome.

„Die Narren,“ rief Bertha, „ſind unverſchämter als die Fliegen, ſie laſſen ſich nicht abwehren.“

„Ihr müßt den Anker ihrer Hoffnungen abſchneiden.“

„Wie ſoll ich das anfangen? Herr Ritter.“

„Nichts iſt leichter. Ihr wählt Euch ſelbſt einen Mann.“

„Wißt Ihr nicht, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden? Da bleibt einem armen Mädchen nichts übrig, als zu warten, bis es ſich fügt, wie es das Schickſal beſchloſſen.“

„Meint Ihr nicht, es ſey eine Fügung, daß ſo verſchiedene Wege uns zuſammen geführt?“ Bertha warf einen forſchenden Blick auf den Ritter, und ſenkte das Auge zur Erde. Vollrath ergriff ihre Hand. „Ihr antwortet mir nicht?“

„Was ſoll ich antworten? Ich bin zwar eine Freie aber doch nicht Eures Gleichen; Ihr ſeyd hochgeboren, ich niedrig.“

Das Geſpräch wurde hier durch einen neuen Gaſt unterbrochen. Antonio trat herein, ein langbeinigter Geſelle von ohngefähr fünf und zwanzig Jahren, mit einem braungelben Geſichte, auf welchem ſich Verdroſſenheit und Argwohn malten. Er war mit Giacomo weitläufig verwandt, und hatte ſchon ſeit einiger Zeit ſeine Abſicht auf Bertha's Hand merken laſſen.“

„Ei ſieh da, Vetter Antonio,“ rief ſie ihm entgegen, etwas unwillig, daß ſie in einer Unterredung geſtört worden, die ihr ſo wichtig war. „Bringt Ihr noch etwas anders als Euch ſelbſt?"

„Bin ich denn nicht genug?" fragte Antonio ſpitz, und warf einen mißtrauiſchen Blick auf Vollrath.

Bertha gerieth in einige Verlegenheit, zum Glück erſchien jetzt Girolomo, und ſo wurde ſie einer unangenehmen Antwort überhoben.

„Ich habe Euch bereits angekündigt," redete Vollrath den Eintretenden an, „und Ihr könnt Euern Antrag ohne weitere Einleitung machen. Kömmt es zum Verlöbniß, ſo ſind die Zeugen bei der Hand."

„Meiner Treue," antwortete der Lehensmann der Kirche, „Ihr habt als ein wackerer Ritter gehandelt, und da ich Euch gewiſſermaßen als meinen Freiwerber bei der ſchönen Bertha betrachte — "

„Was Freiwerber," unterbrach ihn Antonio, „ein kluger Mann wirbt für ſich ſelbſt, und darum frage ich Euch, Bäschen Bertha, ob Ihr mit mir künftig Leid und Freud theilen wollt?"

„Ich frage nicht, ſchöne Bertha, Ihr kennt meine Wünſche durch dieſen edlen Ritter," ſprach Girolomo mit ſelbſtgefälligem Lächeln.

„Ihr erzeigt mir große Ehre, meine Herren," nahm Bertha das Wort, „aber wer wird an eine Heirath denken, in dieſem Augenblicke, da der Krieg vor der Thüre iſt, und Ihr Beide jeden Augenblick zu den

Waffen gerufen werden könnt? Ich bin die Tochter eines Soldaten, und feſt entſchloſſen, nie einem Manne meine Hand zu geben, der ſeinen Muth nicht in der Schlacht bewieſen.“

„Iſt der Krieg wirklich ſo nahe?“ fragte Girolomo den Ritter, der es bejahte.

„Ich bin ein Lehensmann der Kirche Della Croce,“ fuhr jener fort, „und muß ihr hold und gewärtig ſeyn. Die ſchöne Bertha hält auf Ehre, und ich werde ihre Gunſt zu verdienen ſuchen.“

Er nahm jetzt den Ritter bei Seite, und flüſterte dieſem zu: „Ich habe ein weiches Herz,“ ſagte er, „und Ihr könnt keinen beſſern Mann finden zum Geleite der Verwundeten, die aus der Schlacht gebracht werden. Nehmt darauf Bedacht, Herr Ritter, daß man dieſes fromme Geſchäft den Gottesleuten unſrer Kirche anvertraue.“

Vollrath verſprach lächelnd, den Antrag in Ueberlegung zu nehmen. Antonio, der unterdeſſen nachdenkend dageſtanden, fuhr jetzt plötzlich auf:

„Was geht mich dieſer Krieg an; mögen der Kaiſer und der heilige Vater ihren Span ausfechten, ich für meine Perſon bin feſt entſchloſſen mich zu verheirathen, noch bevor der Sturm losbricht.“

„Das iſt ein kluger Vorſatz,“ ſagte Vollrath, „indem das erſte Aufgebot nur an unverheirathete Männer ergeht; auf dieſe Weiſe könnt Ihr Eurer Haut ſicher ſeyn, wenn Euch kein böſer Zufall in ſchlimme Hände wirft, die Euch das Fell am Leibe gerben.“

Antonio, der nicht auf dieſe Reden zu merken ſchien, ging jetzt auf Bertha zu und ſagte:

„Da die Sache nun einmal ſo weit gekommen iſt, ſo muß ich von Euch, ſchöne Bertha, ein blankes Ja oder Nein haben. Seyd Ihr es nicht, ſo iſt's eine Andere. Bedenkt, daß in dieſer gefährlichen Zeit einer ſchmucken Dirne ein Beſchützer nützlich ſeyn kann.“

Bertha ſah ihn ſchalkhaft an: „ich will Euch eine Fabel erzählen, Vetter Antonio, die ich von Bruder Benedetto gehört. Es war ein Mann, der hatte ein Turteltäubchen, welches er ſehr liebte. Nun ſtellte aber ein böſer Geyer dem Täublein nach, und der Mann wußte nicht, wie er es gehörig ſchützen ſollte; da bat er den Haſen, bei dem Täublein Wache zu halten, aber der Geyer kam und fraß beide.“

„Wie verſteht Ihr das?“ fragte Antonio trotzig.“

„Hört nur,“ fuhr das Mädchen fort, „ich bin noch nicht zu Ende. Bruder Benedetto ſagte, die Fabel habe auch einen andern Schluß, der ſo lautet: Der Haſe ſey davon gelaufen, als er den Geyer geſehen, und dieſer habe nun das arme Turteltäublein geſpeißt.“

Antonio brummte einige unverſtändliche Worte und rannte aus der Thüre ſo haſtig, daß er den alten Giacomo, der ihm eben in den Weg trat, beinahe umgeworfen hätte.

„Iſt der Burſche toll geworden?" fragte Giacomo.

Girolomo brach in ein unmäßiges Lachen aus. „Der Hahn flieht vor dem Jäger," rief er, „aber meiner Treu, ich will ihn einholen, und ihm die hübſche Fabel noch einmal erzählen. Gott befohlen, Meiſter Giacomo, lebt wohl, ſchöne Bertha, und was den Muth betrifft, den ich zum Frommen meiner Kirche und zum Ruhme unſers glorreichen Kaiſers in dieſem Kriege beweiſen werde, ſo wird dieſer edle Ritter mir ſeiner Zeit das Zeugniß darüber nicht verſagen, dann, ſchöne Bertha, wollen wir ſehen wo die Myrten grünen."

„Sag' mir, Bertha, haſt Du die Leute mit Tollwurz bewirthet?" fragte Giacomo, nachdem ſich der Lehensmann auf ſein Grauthier geſchwungen hatte, und lachend davon ritt.

„Auf die Faſtnacht kommt die Aſchermittwoche," entgegnete Bertha, „wo die Narren wieder geſcheidt werden."

Vollrath trug jetzt dem Alten ſeine Beſorgniſſe vor wegen des bevorſtehenden Kriegs. „Die Geſchichte wird kurz ſeyn." ſagte er, „und der Kaiſer das Schlachtfeld ſchwerlich vor den Mauern von Padua wählen. Hoffentlich bleibt der Sieg dießmal der gerechten Sache treu. Doch vermag kein ſterbliches Auge in die Zukunft zu dringen. Müſſen wir uns zurückziehen, ſo iſt dieſes Land wilden, ungezügelten Horden Preis gegeben, die eher den Namen Räuber als Kriegsmänner verdienen, und jeder redliche Hausvater muß dann noch mehr zittern für das Loos ſeiner Kinder, als für ſein eignes. Habt Ihr auf dieſen Fall ſchon gedacht? wackerer Giacomo."

„Wohl waren meine Gedanken die ganze letzte Nacht, die ich ſchlaflos zubrachte, mit dieſen Dingen beſchäftigt. Wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt, ſo bleiben mir zwei Zufluchtsorte, einer in der Klauſe des Bruders Benedetto, der ein ſicheres Verſteck in einer verborgenen Felſenkammer hat, der andere in Padua bei einem achtbaren Bürger, auf deſſen theilnehmende Freundſchaft ich rechnen darf."

„Ich kann keineswegs für Padua ſtimmen," entgegnete Vollrath, „aus Urſachen, die ich jetzt noch nicht angeben darf, weil dieß gegen meine dem Kaiſer ſchuldige Pflicht wäre. Bei Bruder Benedetto mögt Ihr ſicherer ſeyn. Auf jeden Fall werdet Ihr wohl thun, einige Vorkehrungen zu treffen, vielleicht bin ich bis morgen im Stande, einen beſſern Vorſchlag zu machen."

„Zieht Ihr auch in's Feld?" fragte Bertha ängſtlich.

„Das hängt von dem Willen meines Herrn des Kaiſers ab," antwortete Vollrath. „Auf jeden Fall wird eine Beſatzung in Padua zurückbleiben, wo es nur zu viele Menſchen giebt, die weder ihre Pflicht noch ihren wahren Vortheil zu erkennen ſcheinen."

Giacomo war gerührt über die Theilnahme des Ritters, und Bertha flehte ihn mit einem Blick, der mehr Liebe als Bekümmerniß für ihre Lage ausdrückte, vor dem Abzuge des Heeres noch einmal nach Montagna zu kommen, was er auch gern verſprach.

## III.

In Padua hielt der Kaiſer großen Rath, wobei, außer ſeinem Kanzler und ſeinem Feldobriſten noch einige ihm ergebene italieniſche Herren aus Padua, Lukka und andern Städten ſich gegenwärtig befanden. Es wurden die Maßregeln beſprochen, welche der Anmarſch der päbſtlichen Truppen, ſo wie die Ruhe von Padua vor allem andern nöthig machten. Mathilde, Markgräfin von Thuſcien, hatte alles aufgeboten, um ein beträchtliches Heer zuſammen zu bringen, und das Anſehen des Kaiſers, dem ihr Vater ſo treu gedient, mit einem Schlage in Italien zu vernichten. Dieſe Frau, von eben ſo viel Muth und Beharrlichkeit als durchdringendem Verſtande, doch nicht ohne Beimiſchung frommer Schwärmerei, trug ſich ſeit lange ſchon mit dem Gedanken, die Herrſchaft der Kirche über die weltliche Macht feſt zu gründen; und einzig dem Rathe und dem kräftigen Beiſtande eines Weibes verdankt Pabſt Gregor, dem bei ſeinem eiſernen Willen die erforderliche Selbſtbeherrſchung mangelte, das beſonders für Deutſchland ſo unheilbringende Gelingen ſeines ungeheuern Plans. Ohne die Markgräfin Mathilde wäre ohne Zweifel jener unſelige, hartnäckige Partheikampf zwiſchen den Welfen und Ghibellinen nie entſtanden, der halb Europa ſo lange erſchütterte, und das edle Haus der Hohenſtaufen dem Untergange entgegen führte. Nachdem die Rathverſammlung in den Gemächern des Kaiſers geendigt war, erhielt Vollrath den Befehl, ſich zu demſelben zu verfügen. Er fand ihn in ernſter Unterredung mit Graf Eberhard und Ulrich von Coßheim.

Heinrich wendete ſich zu dem Ritter und ſagte: „Junger Mann, Ihr habt uns oft Beweiſe Eures Muthes, Eurer Klugheit und Treue gegeben; jetzt iſt der Augenblick, dieſe rühmlichen Eigenſchaften, welche wir ſo ſehr an Euch ſchätzen, noch mehr zu bewähren. Morgen wird das Heer aufbrechen, um die Feinde unſerer geheiligten Krone zu demüthigen. Die Kaiſerin bleibt in Padua zurück, und ich übergebe ſie Eurem Schutze.“

„Ich gelobe vor Gott und ſeinen Heiligen,“ rief Vollrath in Begeiſterung, „das Vertrauen kaiſerlicher Majeſtät ſo zu rechtfertigen, wie einem deutſchen Rittersmann ziemt.“

„Wir ſind Euch ohnedieß noch zu Dank verpflichtet,“ fuhr Heinrich fort, „weil Ihr uns den wichtigen Brief an den Podeſta verſchafft, der uns über die Geſinnungen und Abſichten dieſer Stadt ſo großes Licht gegeben.

„Kaiſerliche Majeſtät,“ antwortete Vollrath, „dieſer Dank gebührt nicht ſowohl mir, als der ſchönen Spinnerin von Montagna, ohne deren Warnung ich dem Seeräuber und ſeinem Briefe ſchwerlich auf die Spur gekommen wäre.“

„Ich fürchte,“ fiel Coßheim ein, „ich fürchte, unſer wackerer Ritter vom Rheine habe bei dieſem Funde ſein Herz verloren, deſſen wir jetzt ſo ſehr bedürfen.“

„Iſt dem ſo, junger Mann?“ fragte Heinrich mit Lächeln. „Nun, Ihr braucht darum nicht roth zu werden. Schönheit iſt der Preis der Tapferkeit. Wir ſind der Jungfrau für den Dienſt, den ſie uns durch ihre Warnung geleiſtet, eine Belohnung ſchuldig, und wollen ihr den Namen und das Wappen der Edlen von Montagna verleihen, deren Geſchlecht kürzlich ausgeſtorben iſt. Damit wird ein Hinderniß gehoben, welches einer Anwerbung um die ſchöne Spinnerin im Wege ſtehen könnte. Jetzt geht, und vernehmt von unſerm treuen Coßheim die weiteren Befehle.“

Vollrath folgte jenem auf ſein Gemach, wo er Dinge vernahm, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erregten und jeden Gedanken von Montagna abwendeten.

In Padua ſollte ein Aufſtand ausbrechen, in dem Augenblicke, da die Heere des Kaiſers und des Pabſtes ſich gegenüber ſtehen würden. Auf ſolche Weiſe wollte man jenen den Rückzug abſchneiden, und zugleich alle, welche von dem Gefolge in der Stadt zurück blieben, ermorden. Dieſe Umſtände hatten ſich aus den von Vollrath dem Pilger abgenommenen Schreiben ergeben.

„Ihr ſeht,“ fügte Coßheim dieſer Nachricht hinzu, „wie nöthig es iſt, auf unſrer Hut zu ſeyn, und eben ſo ſchnelle als ſtrenge Maßregeln zu ergreifen. Mit Tagesanbruch werden unſre Hülfsvölker aus Piſa, Lukka, Forli und einigen andern Städten in Padua einrücken. Um Mitternacht bemächtigt Ihr Euch mit hinreichender Mannſchaft des Palazza della ragione, wo die Waffen der Meuterer liegen, während zu gleicher Zeit der Podeſta, welcher neben dem Stadthauſe wohnt, mit zwanzig der vornehmſten und reichſten Einwohner verhaftet wird. Die Gefangenen laßt Ihr ſogleich in die feſten, unterirdiſchen Kammern des Stadthauſes bringen, und bei dem erſten Zeichen des Aufſtandes in ihren Gefängniſſen hinrichten. Ohne Zweifel wird jedoch die bloße Drohung hinreichen, die Empörer abzuſchrecken, zumal wenn ſie ihrer Häupter beraubt ſind. Zu Eurer Verfügung bleiben ſechshundert deutſche Lanzenknechte und Reiter, und zweihundert wackere Piſaner zurück. Es verſteht ſich, daß über alle dieſe Dinge das tiefſte Schweigen beobachtet werden muß.“ —

Die Nachricht von dem bevorſtehenden Auszuge der Deutſchen verbreitete unter den meiſten Einwohnern der Stadt Padua eine Freude, die ſie nur mit Mühe verbergen konnten, denn ſie hegten nicht den mindeſten Zweifel an dem Untergange des kaiſerlichen Heeres. Die Truppen wurden aufgeſtellt, gemuſtert und mit dem Nöthigen verſehen. Zugleich traf Coßheim auch die übrigen Anordnungen mit der ihm eigenen Raſchheit und Genauigkeit. Vollrath blieb eben ſo wenig unthätig. Als gegen Abend ſeine vorläufigen Geſchäfte beſorgt waren, fiel ihm das Verſprechen ein, welches er Bertha gethan, und er benützte die erſte freie Stunde zu einem Ritte nach Montagna. Die ſchöne Spinnerin ſaß unter der Weinlaube vor dem Hauſe, und ſchien ihn zu erwarten. „Schöne Bertha,“ ſagte der Ritter, „ich komme nur im Flug, und darf nicht vom Pferde ſteigen, die Augenblicke ſind koſtbar. Morgen zieht das Heer aus, ich aber bleibe in Padua, und was auch geſchehen mag, rechnet auf mich. Meine Gedanken werden Euch bewachen. Der Kaiſer hat geſtern in meiner Gegenwart erklärt, daß er Euch zur Edlen von Montagna mache, Ihr habt nun das Recht, Namen und Wappen der alten Herren von Montagna zu führen.“

Bertha ſchüttelte den Kopf. „Was ſoll ich damit?“

„Liebes Mädchen, Ihr wißt, daß die Menſchen leider! keinen ſo großen Unterſchied zwiſchen Verſtand und Dummheit, Tugend und Laſter machen, als zwiſchen der Geburt. Ein Stand ſollte nicht den andern gering halten, da jeder einen nothwendigen Ring bildet in der

Kette der Geſellſchaft. Bei Euch, ſchöne Bertha, hätte ich das alles vergeſſen, aber die Welt vergißt ſo etwas nicht. Reicht mir Eure Hand, aber nicht blos zum Abſchied, ſondern als Zeichen, daß Ihr mir einiges Recht darauf geben wollt."

Die Jungfrau erröthete und erblaßte, ſchamhaft zögernd reichte ſie die zitternde Rechte dem Ritter, der mit Blicken der Liebe auf ihr ruhte. „Bertha!" rief er, „bald ſcheiden wir nicht mehr."

Mit dieſen Worten ſprengte er gen Padua zurück. Das Mädchen ſtarrte ihn unverwandt an, ſo weit ihr Auge ihn erreichen konnte, und lange wußte ſie nicht, ob das, was ſie geſehen und gehört, eine ſchöne Wirklichkeit oder blos ein äffender Traum geweſen.

Um die zweite Stunde nach Mitternacht bemerkte man große Bewegungen in verſchiedenen Straßen von Padua; Haufen von Kriegern zogen ſo geräuſchlos als möglich hin und her; Vollrath nahm mit einigen hundert Mann Beſitz vom Stadthauſe, die Wohnungen des Podeſta, ſo wie der angeſehenſten und reichſten Bürger, wurden umſtellt und beobachtet, und bald vernahm man Lärm und Geſchrei, laute Drohungen der Soldaten, mit dem Wehklagen von Frauen und Kindern vermiſcht.

Der Anſchlag war ſo geheim geblieben, und ſo raſch ausgeführt worden, daß keine der verdächtigen Perſonen entkam, und binnen einer halben Stunde ſich alle in den Gefängniſſen des Palazza della ragione befanden, wo Vollrath jetzt ſein Quartier genommen hatte.

Mit Anbruch des Tags zogen die Verbündeten aus den italieniſchen Städten ein, mit dem donnernden Ruf: hier Ghibellinen! Der Kaiſer begrüßte ſie vom Balkon ſeiner Wohnung und hielt eine kurze Anrede, die mit einem allgemeinen jubelnden Zurufe und dem Schmettern der Trompeten beantwortet wurde. Nachdem die Ankömmlinge Erfriſchungen zu ſich genommen, die bereits für ſie in Bereitſchaft geſtanden, ſetzten ſie ſich gegen Mantua in Marſch, wo man auf den Feind zu treffen hoffte. An die Italiener ſchloſſen ſich die Deutſchen an, von Ulrich von Coßheim und Graf Eberhard geführt, eine Stunde ſpäter folgte ihnen der Kaiſer, von ſeiner Leibwache begleitet.

Kaum hatte das Heer die Stadt verlaſſen, als man in allen Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen heftig bewegte Gruppen ſah, die ſich leiſe und ängſtlich unterredeten; Bauern, Mönche, Taglöhner, Knaben und alte Weiber waren bunt durch einander gemiſcht. Die Kunde von der Gefangennehmung des Podeſta und der angeſehenſten Einwohner hatte ſich allmählig verbreitet, und die Beſtürzung, welche dieſes Ereigniß hervorbrachte, war noch vermehrt worden durch die Ankunft ſo zahlreicher Hülfstruppen. Während nun jeder ſeine Meinung und Bedenklichkeiten äußerte, vernahm man plötzlich Trompetenklang; ein Herold erſchien, von einem Haufen Reiter begleitet, und rief in allen Straßen aus: „bei dem geringſten Zeichen einer Meuterei in Padua würden die Gefangenen auf der Stelle in ihren Kerkern hingerichtet, und die Stadt an vier Ecken in Brand geſteckt werden. Bis zur Rückkehr der Truppen ſey alle bürgerliche und militäriſche Gewalt in die Hände der kaiſerlichen Befehlshaber gelegt, und jeder Widerſetzlichkeit werde Todesſtrafe unausbleiblich folgen.“

Dieſe Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Verwandten und Freunde der Verhafteten, welche den größten Einfluß auf die Menge beſaßen, zitterten für das Leben von Männern, an deren Erhaltung ihnen Alles gelegen war; andere fürchteten für ihr Eigenthum, wenn nun Feuer eingelegt würde, und ein großer Theil der Einwohner, die ſich unbedachtſam der Aufregung des Augenblicks hingegeben, ſchlich verdutzt in ſeine Wohnungen zurück.

Es herrſchte von jetzt an in Padua eine dumpfe Stille. Einige kecke Burſche, die ſich in verzweifelten Unternehmungen gefielen, weil ſie nichts zu verlieren hatten als ein Leben ohne Werth, zerſtreuten ſich, da ſie ihre Hoffnung in der Stadt vereitelt ſahen, auf das Land, und trieben das Handwerk der Schnapphähne, was ſie bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ohne große Gefahr konnten. Vollrath, der bald von dieſem Unfuge Nachricht erhielt, ſchickte von Stund an nach allen Seiten Streifwachen aus. Eine ſolche kam eben nach Montagna, als einige dieſer Geſellen im Begriffe waren, das Haus des ehrlichen Giacomo zu ſtürmen. „Hier, Ghibellinen!“ rief der Anführer der Deutſchen, und ſtreckte mit einem Hieb einen der Räuber zu Boden; die übrigen ſuchten zu entfliehen, wurden aber von den Reiſigen niedergeritten, und mit ihren Lanzen durchbohrt.

Vollrath hatte ſich eben von der gewöhnlichen Runde auf ſein Zimmer zurückgezogen, als ihm ein paar Landleute gemeldet wurden, die ihn zu ſprechen verlangten. Es war Giacomo und ſeine Tochter. „Wir kommen, edler Ritter, Euch um eine Zuflucht anzuſprechen,“ ſagte der Alte. „Der Krieg hat nicht nur alle Raben und Wölfe, ſondern auch alles Menſchenvolk, was zu dieſer Art gehört, aus den Schlupfwinkeln gelockt, und wir armen Leute auf dem Lande ſind keinen Augenblick vor ihrem Heißhunger ſicher.“

Vollrath war höchlich erfreut, den Flüchtigen eine Freiſtätte in dem Stadthauſe anbieten zu können, wo ſich noch einige Gemächer leer fanden. Er bewirthete ſie mit dem Beſten, was ſein Diener in der Eile anzuſchaffen vermochte, und Bertha ſchien bald in der Nähe des Geliebten aller Angſt und Sorgen zu vergeſſen. Doch war ſie etwas ſchüchterner als gewöhnlich, und ſprach ſelten, als wenn ſie auf eine Frage zu antworten hatte. Ihr Vater war dagegen um ſo redſeliger; der Wein hatte ihm das Herz geöffnet, und er konnte ſich zuletzt nicht mehr enthalten, das Geſpräch auf einen Gegenſtand zu lenken, der ihm ſehr nahe zu liegen ſchien.

„Meine Bertha hat mir eine närriſche Geſchichte erzählt. Der Kaiſer will ihr einen andern Namen geben. Iſt dem ſo? Herr Ritter.“

„Allerdings,“ antwortete Vollrath.

Der Alte fuhr ſchmunzelnd fort: „Sonſt pflegen die Dirnen ihren Namen nur mit dem Stande zu ändern.“

„Hat Eure Bertha Euch ſonſt nichts vertraut?“

„Doch! Sie hat den Wunſch blicken laſſen, einmal eine Reiſe über die Alpen zu machen, und das Grab der heiligen drei Könige zu beſuchen, verſteht ſich in guter Geſellſchaft.“

„Das hab' ich nicht geſagt, Vater,“ fiel Bertha in holder Verwirrung ein.

„Auf die Worte kommt's nicht an,“ fuhr Giacomo fort. „Aber ſagt mir, Herr Ritter, ob unſre Gewächſe ſich gut unter den deutſchen Himmel verpflanzen laſſen? Er ſoll ſehr rauh ſeyn.“

„Auch bei uns hat der Frühling Blüthen und Nachtigallen, und der Herbſt Trauben und Winzerlieder,“ entgegnete Vollrath, „ja, wir haben ſogar glückliche

Verſuche gemacht, Eure Lorbeern, Myrthen, Zitronen und Pomeranzen in unſre Gärten zu verpflanzen. Man muß ſich nur auf ihre Pflege verſtehen, und ſie gegen Sturm und Froſt zu ſchützen wiſſen.“

Bertha blickte ihn mit einem Ausdruck an, der deutlich zu erkennen gab, daß ſie die Bedeutung ſeiner Worte vollkommen verſtehe.

„Laßt uns nicht auf Irrwegen zum Ziele kommen,“ fuhr der Ritter fort, „ich liebe Eure Tochter, wackerer Giacomo, werdet Ihr nein ſagen, wenn ich um ihre Hand bitte?“

Der Alte ſtand auf, er ergriff die Hand ſeiner Tochter und legte ſie in die des Ritters.

„Ich ſegne Euch, meine Kinder, Vaterſegen baut den Kindern Häuſer!“

Vollrath drückte das holde Weſen, von deſſen Antlitz die Glut ſeliger Liebe ſtrahlte, an ſeine Bruſt. „Ehre und Treue ſind der Wahlſpruch des deutſchen Ritters,“ ſagte er, indem er den erſten Kuß auf ihre brennenden Wangen drückte, „Ehre und Treue ſollen auch die Hüter unſeres häuslichen Glückes ſeyn!“

„Ehre und Treue hab ich immer an Deutſchen rühmen hören,“ nahm Giacomo das Wort, indem er ſich eine Thräne aus den Augen wiſchte.

„Hier in Italien, wo die Berge brennen, und die Waſſer im Schoße der Erde kochen, iſt das Blut zu heiß, und treibt den Menſchen nicht ſelten über die Schranken hinaus, welche die Ruhe und das Glück des Lebens ſchirmen müſſen. Darum mag es auch in Deutſchland weniger traurige Ehen geben als bei uns.“

In dieſem Augenblicke vernahm man die Töne einer Trompete von dem Stadthauſe. Ein Herold brachte die Nachricht von einem glänzenden Siege, welche der Kaiſer über die päbſtlichen Truppen davon getragen. Die Schlacht war in der Nähe von Mantua vorgefallen, und durch den Muth der Piſaner und den unwiderſtehlichen Stoß der deutſchen Reiter entſchieden worden. Vollrath ertheilte augenblicklich den Befehl, das glückliche Ereigniß ſogleich in allen Straßen von Padua zu verkündigen. Am nächſten Morgen ließ er ein Te Deum in der Kirche der heiligen Juſtina abſingen, welchem auch viele Bürger der Stadt beiwohnten. Sie hielten es für gerathen, bei dieſer Gelegenheit gute Geſinnungen für den Kaiſer an den Tag zu legen.

Die weitern Schickſale des unglücklichen Heinrich gehören nicht in dieſe Erzählung. Vollrath wurde bald nach der Schlacht bei Mantua mit der ſchönen Spinnerin getraut, und führte ſie ſpäter, als der Kaiſer Italien verließ, auf ſeine Burg am Rhein, die ihm inzwiſchen durch den Tod des ältern Bruders zugefallen. Die ſchrecklichen Zerwürfniſſe, welche fortwährend von den Römern in Deutſchland herbeigeführt wurden, veranlaßten den Ritter, nach einigen Jahren ſeinen Sitz in Italien aufzuſchlagen, wo er den Namen eines Herrn von Montagna annahm, und eine zahlreiche Nachkommenſchaft an der Seite ſeiner Gemahlin heranblühen ſah.

Noch iſt in Italien das Sprichwort geblieben: „Die Zeit iſt nicht mehr, wo die Bertha ſpann.“

# Generoſa

nach Jal.

# Generoſa.

Caiera beſaß kein ſchöneres Mädchen. Doch das iſt zu wenig geſagt, ich hätte die ganze Küſte von Sankt Katharina, das ganze Reich von Braſilien nennen können. Die Natur gefällt ſich bisweilen, eine Geſtalt hervorzubringen, die einem Praxiteles, einem Raphael zum Muſter dienen kann, und eine ſolche war Generoſa. Ich wage es nicht, dieſe Augen zu zeichnen, denen die langen, ſchwarzen Braunen einen zugleich ſtrengen und zärtlichen Ausdruck geben, deren glänzendes Blau der Farbe des Mittelmeers in ſeinen Tiefen gleicht, deren bei ihrem Urſprung ſtark buſchigte Bogen ſich an der Naſenwurzel verlieren, und, wie man ſagt, Kraft und eiferſüchtige Leidenſchaft bedeuten. Und wie könnte ich dieſen Mund malen von ſo herrlicher Zeichnung, mit der Farbe der aufgebrochenen Roſe, mit den ſanft ſchwellenden Lippen und dem himmliſchen Lächeln. Weg mit dem Pinſel! dieſe Perlzähne, dieſer Schleier von langen, ſchwarzen Haaren, in den ſich das ſchamerröthetete Antlitz verhüllt, und der gegen die Gluthen des Tages ſchützt, dieſer ſchlanke und bewegliche Wuchs dem Stengel der Aloeblüthe gleich, dieſer Buſen einer Grazie, dieſe vollendeten Formen, die das kurze, aber nicht unanſtändige Gewand ſichtbar werden läßt, dieſe zarten, nakten Füße, nur leicht mit hölzernen Sandalen bedeckt, dieſe Hände, nicht durch harte Arbeit verunſtaltet — alle dieſe Reize muß der Dichter dem Maler darzuſtellen überlaſſen.

Ich kannte die ſchöne Generoſa nicht; hätte ich ſie gekannt, ſo hätte ich ſie ohne Zweifel auch geliebt, treuer geliebt, als ſie geliebt wurde, ihr Bild ſtünde lebendiger vor mir. Die Geſchichte ihrer Liebe will ich erzählen, wie ich ſie von dem hörte, der ihr Herz beſaß, der ſie hintergieng, der ſie demungeachtet noch liebt.

Jeder Leſer mag ſich ſelbſt ein Bild von ihr ſchaffen, in jeder fühlenden Seele iſt eine Offenbarung des Schönen.

Sie iſt ſechszehn Jahre alt, aber ernſt und faſt trotzig, unſchuldig, und doch ſchon bewegt von einem dunkeln Sehnen, alle jungen Fiſcher von Sankt Katharina beeiſern ſich, ihr zu gefallen, ihr Herz iſt noch verſchloſſen, wie die Blüthe in der Knoſpe, und doch rollt das ſüdliche Blut ſchon ungeſtüm in ihren Adern.

Ihre Stunde hatte noch nicht geſchlagen, ihr liebeſehnendes Auge den noch nicht erblickt, dem ihr Herz gehören, dem ihre argloſe Seele ſich ohne Rückhalt zu eigen geben ſollte, der beſtimmt war, dieſes Herz mit der überſchwenglichſten Wonne zu beſeligen, es zu täuſchen, ihm Alles zu rauben, es zu zernichten.

Unter den Menſchen ihrer Heimath, die ſie täglich umgaben, konnte der nicht zu finden ſeyn, dem ſie ihr Herz, ihre Liebe zuwenden ſollte. Von dieſen war keiner würdig, die herrliche Blume zu pflücken. Gab es auch manchen jungen Mann unter dem fröhlichen Fiſchervolke von Caiera, dem die Natur eine ſchöne Geſtalt verliehen, der ſich einer bedeutenden Wohlhabenheit erfreute, ſolch zartes Weſen wie Generoſa war nicht für den rohen Sinn, für die derben Liebkoſungen eines derben Fiſchers geſchaffen; für dieſe waren die eitlen, muthwilligen Mädchen, deren Reize unter der tropiſchen Sonne ſo frühzeitig heranreifen, und die Liebe einer Florimonda, einer Tereſita, einer Dolores und wie die glänzenden Schönheiten alle heißen mögen, erſchien ihnen als köſtliche Eroberung.

Und doch war Generoſa nur die Tochter eines Fiſchers, wenn gleich höhere, ſtolzere Gefühle ihre Bruſt hoben. Eine Pirogue mit kühnem Segel, einige Fiſchernetze und eine Hütte zu Caiera, wie alle Uebrigen auf dieſer Küſte, von Zweigen geflochten, mit Erde ummauert und den grauen Blättern der Platane gedeckt, dieß war der ganze Reichthum Joaquins, ihres Vaters.

Auch beſaß Generoſa Nichts von der ſtolzen Eitelkeit ihrer Geſpielinnen, die ein Vergnügen daran fanden, die Menge ihrer Diener herzuzählen, unaufhörlich von der Vortrefflichkeit und den Vorzügen der Schiffe ihrer Väter zu ſprechen, mit denen ſie auf den Wallfiſchfang auszogen, deren Fett ſie in der benachbarten Siederei gewannen, oder ihre Pflanzungen von Bananen, Mais und Kaffe zu beſchreiben, um ſich mit ihrem Reichthum zu brüſten. Generoſa's Stolz war auf weit andere Dinge gegründet. Es konnte ihr nur ein mildes, freundliches Lächeln abgewinnen, wenn Manoel, auf deſſen Pflanzungen ſie bisweilen aus Armuth arbeitete, ihr betheuerte, wie er mit Freude den ganzen Ertrag ſeiner ſchönen Bäume, die ſich unter der reichen Fülle ihrer Früchte beugten, ja ſeine ganze Hoffnung auf den Ueberfluß künftiger Erndten für einen einzigen Kuß, für ein liebendes Wort aus ihrem Munde hingäbe, oder wenn die jungen Leute des Dorfes, während ſie vor der Hütte ihres Vaters Fiſche zum Trocknen aufhieng für die Jahrszeit, da der Fiſchfang keine Ausbeute giebt, ihr die glänzendſten Anträge machten, die alle ihre unklugen Freundinnen mit Freuden aufgenommen hätten; und ſie war weit entfernt jenen Unmuth darüber zu zeigen, den die täuſchende Zuverſicht einer erheuchelten Tugend zur

Schau zu tragen pflegt. Denn Generoſa täuſchte ſich ſelbſt zu wenig, als daß ſie Andere hätte täuſchen ſollen; ſie fühlte wohl, daß ſie liebe, daß es das Sehnen der Liebe ſey, was ihr die bange Bruſt erfülle; doch iſt es ihr noch nicht klar geworden, wen ſie liebe, nach wem ſich ihr klopfendes Herz ſehne. Nur das weiß ſie, daß es nicht des reichen Joſe-Maria Geld, nicht die Adleraugen Franciſco's, des gewandteſten, glücklichſten und berühmteſten Wallfiſchjägers auf der ganzen Küſte, nicht die kraftvolle, gefällige Geſtalt Miguels, welcher das Mädchen, das er zur Frau oder Geliebten erwählt, faſt zur Königin erheben wird, ſo ſehr iſt er von allen Bewohnern Caieras gefürchtet, ſo grenzenlos iſt ſeine Freigebigkeit. Gab er nicht ſeiner Verlobten, der blonden Tereſita, ein Halsband von rothen Granaten, ſo groß und glänzend man je welche bei dem reichſten Handelsmann in der Stadt geſehen hatte; Strümpfe und Schuhe, wie ſie nur die Portugieſinnen trugen, Buſentücher mit Silber geſtickt und einen Kamm von ſchwarzem Schildpatt, der wunderhübſch ließ zu dem Goldglanze ihres weichen Seidenhaares? Alles Geſchenke, nach welchem die Frauen und Töchter der Fiſcher ſo lüſtern ſind, und die nur die Glücklichſten unter ihnen ſich verſchaffen mögen, wenn artige Europäer in der Bai vor Anker gegangen ſind, oder wenn der Wallfiſchfang ungewöhnlich ergiebig ausgefallen iſt. Gefürchtet war Miguel auch nicht ohne Grund. Hatte er doch vor nicht langer Zeit zwei wilde Braſilier getödtet, die aus den Wäldern der blauen Berge, welche im Weſten den Horizont begrenzen, nach Caiera gekommen waren, und die er um die Hütte ſeiner angebeteten Tereſita ſchleichen ſah; entfernte er doch ſeine Nebenbuhler durch die ſchrecklichſten Drohungen, die, unbeachtet, nicht lange unerfüllt geblieben wären; ja man ſagte ſich ins Ohr, daß er den alten Antonio, ſeinen künftigen Schwiegervater heimlich ermordert habe, weil der Unglückliche die Hochzeit ſeines Kindes um einige Stunden aufſchieben wollte; und doch ward dieſe nicht gefeiert, denn Tereſita ſtarb am Vorabend des Tages, den Miquel zur Vermählung beſtimmt hatte.

Generoſa blieb unempfindlich bei allen dieſen Geſtändniſſen und Bitten; bei allen den verführeriſchen Schmeichelkünſten, denen ſo wenig junge Mädchen ihr Herz verſchließen können. Miquels unbeugſamer Wille vermag Nichts über ſie; er kann es dahin bringen, daß ſie ihn fürchtet; ſie wird vielleicht weinen und zittern, wenn ſie das Meſſer in ſeinem Gürtel blinken ſieht, welches ſeine letzte Zuflucht bei jedem Zwiſte, bei jedem Streite iſt, und das der Groll verſchmähter Liebe auf die Unglückliche zücken kann, die ihn verachtet; nie wird ſie ihn lieben. Müßte ſie aber unter ihren Bewerbern wählen, ſo wäre es doch Miquel, dem ſie den Vorzug gäbe, und zu dem ſie ſprechen würde: „Nimm mich hin, tapferer, ſchrecklicher Miguel; nimm mich hin, da ich der Heftigkeit Deiner Leidenſchaft weichen muß, die mich erſchreckt; da bin ich, aber aus Gnade verſchlinge mich nicht.“ Doch Generoſa wird nie Einem von dieſen Bewerbern ihre Hand ſchenken, ſie bleibt frei und erwartet von der Zukunft, ob dieſe einen ihrer würdigen Freier ihr zuſenden wird. Aber plötzlich wird Generoſa, die man noch erſt nur lachend, ſorglos und ſcherzend geſehen, in ſich gekehrt und ernſt; heimliche Seufzer entſchlüpften ihrer Bruſt, ihr Geſang, ſonſt ſo lebhaft, ſo heiter, wird klagend und wehmüthig.

Jetzt kehrt ſie vom Strande des Meeres zurück, wohin ſie ihren Vater begleitet hatte, der auf den Fiſchfang auszieht. Lange war ſie gedankenvoll am Ufer geſtanden und ſah unverwandten Blickes der Pirogue nach, die pfeilſchnell die Wogen durchſchnitt, die ſich kreuzten wie eine geöffnete Scheere, und mit ihren Spitzen den Flügeln einer Albatroſſe glichen, wenn ſie auf die Fläche des Meeres aus hoher Luft herabſtürzt, von wo ſie den Fiſch erblickt hat, nach dem ihr gelüſtet. Doch dieß war es nicht, was ihre Gedanken beſchäftigte. Es kümmert ſie nicht das anmuthige Schaukeln des beweglichen, ſchmalen Fahrzeuges, welches mit einem günſtigen Landwinde dahinflog, der ſich in Weſten erhoben hatte und blähend die Seegel ſchwellte. Sie bemerkt nicht das Schauſpiel, welches das Meer in dieſem Augenblick darbot, das mit Piroguen bedeckt war, wie von einer Heerde Seemöven, die das Feuerrohr eines Jägers auseinander geſcheucht, während ſie ſich in träger Ruhe von den Wogen des Meeres wiegen ließen. Der Anblick war ihr ja nicht fremd, konnte ſie ihn doch jeden Tag genießen. Auch nicht der Gefahren denkt ſie, die ihren Vater auf der Fahrt bedrohen mochten, denn ſchon unzähligemal hatte ſie geſehen, wie er muthig Gefahren höhnte und überwand, die ſie zittern machten; außerdem iſt der Wind ſo günſtig, das Meer ſo ruhig, ſein Boot ſo lenkſam, ſo ſicher und ſeiner Hand gehorſam, und Joaquin iſt ein alter Seemann, durch Erfahrung und Geiſtesgegenwart in ſeinem Geſchäfte ausgezeichnet. Lange ſtarrte ſie dem Kanot nach; ſchaute aufwärts zum Himmel und hinaus auf die weite Fläche des Meeres, aber kein Ton, kein Laut verrieth, was in ihrer Seele vorgieng. Thränen glänzten in ihren ſchönen Augen, als ſie ſich zur Rückkehr wandte, und weinend wandelte ſie dem Dorfe zu. Die kleine Inſel Anhatormirin entzog die Schiffe ihrem Blick, als ſie bei den Hütten ankam, wo die Frauen und Kinder ihre Arbeit eben begonnen hatten. Sie tritt hinein und bleibt einen Augenblick bei dem Tiſche ſtehen, welchen die Arbeiterinnen umgeben, lebendige Maſchinen, deren Hände ſich bei der Arbeit im Takte auf und nieder bewegen, aber die Geläufigkeit ihrer Zungen übertrifft noch weit die Behendigkeit ihrer Arme. Während ſie noch zaudert, ehe ſie die kleinen Stäbchen ergreift, womit man auf dem mit einem Teppiche bedeckten Tiſche die Baumwolle ausklopft, und die ſie ſo kunſtvoll zu gebrauchen weiß, wird ſie nicht mit den freundlichſten Reden empfangen.

„Woher ſo ſpät, Du Saumſelige?“ begann die Eine der Frauen.

„Wenn man nicht wüßte,“ fiel eine Andere ein, „daß die ſpröde Schöne zu ſtolz iſt, um einen Liebhaber zu haben, könnte man glauben, ſie komme von einem Stelldichein aus dem Wäldchen, wo ſie die Zeit mit ihrem Erwählten verplaudert hätte. Aber ſie hat den erſten Frühlingsſtrahl der Liebe noch nicht geſehen.“

Die Mädchen auf Sankt Katharina beſitzen einen nicht geringen Grad von Fertigkeit in einer Art von Spiel, das darin beſteht, daß ſie Geſänge, die ſie ſelbſt erfinden, mit dem Schlage jener beiden Stäbchen auf dem Arbeitstiſch begleiten, und ſie ſuchen es einander in Erfindung von Liedern und Weiſen, ſchnellen Uebergängen und paſſender Begleitung hervorzuthun, und dieſes Spiel ſo melodiſch zu machen als es nur immer zwei kurze Stäbe, auf der dumpfen, tonloſen Oberfläche eines mit Tuch überzogenen Brettes hervorzubringen vermögen.

Zu einem Wettſtreite in dieſem Spiele ward jetzt

Generoſa von der jungen Petronilla aufgefordert, und ſie konnte der Aufforderung nicht wohl ausweichen, ſo wenig ſie ſich auch dazu geſtimmt fühlte.

Alle Arbeit ruhte, denn die Frauen hörten aufmerkſam dem Wettſtreite zu, begierig zu ſehen, welche von Beiden Siegerinn bleibe. Petronilla begann mit einer lebhaften, raſchen Weiſe; aber Generoſa vermag nicht in den fröhlichen, heitern Ton einzuſtimmen, womit dieſe in den Takt des Fandango übergehen will, ſo geſchickt ſie ihr auch eine Zeitlang zu folgen wußte; plötzlich hielt ſie inne, wirft ihre Stäbe weg, und ſucht ihre von Thränen überſtrömenden Augen unter der reichen Fülle ihrer Locken zu verbergen.

Mit lautem Ruf verkündeten die Zuhörerinnen Petronilla's Sieg, und aus Aller Mund ertönte das „viva Petronilla.“ Generoſa weinte bitterlich aus Verdruß, was ihr noch mehr den Spott der Uebrigen zuzog. „Seht doch einmal die kleine Hochmüthige!“ hieß es; „in Allem will ſie die Erſte ſeyn. Nicht genug, daß ſie die Hübſcheſte iſt, ſie will auch in der Muſik die Vorzüglichſte ſein.“

„Wäre ich heute nur aufgelegt.“ ſprach Generoſa aufgebracht und mit Thränen im Auge, „ſo wollten wir ſehen. Aber ich bitte, verſchont mich heute; bei unſerer lieben Frau von Deſterro bitte ich euch darum. Mir iſt ſo weh im Herzen.“

Mit dieſen Worten gieng ſie hinaus. Abſichtlos wandelte ſie dahin, gegen die Meeresküſte die Augen gewendet, aus denen helle Thränen über die blühenden Wangen herabperlten, indem ſie in lauten Klagen, wie ſie nur Verzweiflung eingeben kann, ihrem gepreßten Herzen Luft machte. Plötzlich erſchreckt ſie der Anblick eines Mannes, den ſie von Weitem ſieht; ſie ſtößt einen Schrei aus und flieht, wie die furchtſame, flüchtige Antilope, welche das Brüllen eines blutdürſtigen Tigers vernommen. Zitternd erreicht ſie die Hütte ihres Vaters, ſtürzt athemlos hinein und ſchließt hinter ſich die Thüre. Als ſie nach einer Weile die Gefahr vorüber glaubt, wagt ſie es, hinauszuſchauen, ob der Gegenſtand ihrer Furcht noch in ihrer Nähe ſey, allein wie ſie auch umherſpähen mag, ſie ſieht Nichts, als eine Piroque, die eben vom Lande ſtößt. Generoſa erkennt ſie, und jetzt iſt aller Schreck verſchwunden. Sie lacht und ſingt vor Freude, und endlich kniet ſie andächtig nieder und betet. Ruhe und Zuverſicht kehrte allmählig wieder in ihre Seele zurück; doch mochte ſie nicht wieder nach der Hütte zurückkehren, die ſie ſo eben verlaſſen hatte. Sie fürchtet die Fragen und den Spott ihrer Gefährtinnen wegen ihres plötzlichen Schreckens. Müßig wollte ſie jedoch auch nicht bleiben, nur war ſie noch unentſchloſſen, welche Arbeit ſie vornehmen wollte. Endlich ſetzte ſie ſich vor einen großen Korb, der mit den verſchiedenfarbigſten Federn angefüllt war. Der prachtvollſte Schmuck des grünen, des gelben, des blauen Papagai's, das glänzende Gefieder des rothen Guara, die weißen und ſcheckigten Federn vom ſchillernden Gewande der Ente ſchimmerten darin bunt durcheinander. Unter dieſem reichen Farbenſchmuck, wozu die zahmen Vögel ihren Beitrag geliefert, oder der auf der Jagd in den Wäldern erbeutet worden, glänzen einzelne Federn der blauen Krähe, und jenes indianiſchen Vogels hervor, deſſen goldener Schweif, an Farbe dem Halſe und den Flügeln des chineſiſchen Faſanen gleichend, die Luſt mit einem balſamiſchen Moſchusduft erfüllt.

Aus dieſem Stoffe begann nun Generoſa jene fantaſtiſchen Blumen und ſeltſamen Zierrathen zuſammenzuſetzen, welche den Damen von Rio Janeiro und Buenos Ayres zum Kopfputz dienen und in den hellerleuchteten Ballſälen wie koſtbarer Juwelenſchmuck funkeln. Generoſa war außerordentlich erfindungsreich in Verfertigung dieſes Putzes, der von Sankt Katharina durch ganz Braſilien verſandt wird, aber heute ſieht ſie ſich von all ihrer Kunſt verlaſſen, die Sehnſucht ihres Herzens, der Seelenſchmerz haben die Fähigkeiten ihres Geiſtes niedergedrückt. Weder die erdachte Form vermag ſie in ihren Gedanken feſtzuhalten, noch die Farben, die ſie anbringen wollte. Ihren Blumen mangelt die täuſchende Anmuth, die ſie ihnen ſonſt zu geben verſteht; die Farbenmiſchungen der

Federn wollen ſich nicht für das Auge wohlgefällig verſchmelzen, nicht geſchmackvoll zu einem Ganzen vereinen, ſie ſind grell und ſchreiend, wie die Mißtöne einer Laute. Zwanzigmal fängt ſie von Neuem an, um eben ſo oft das Begonnene zu verwerfen, und mit jedem Male nimmt ihre Muthloſigkeit zu.

Juana, Generoſa's ſchweſterliche Freundin, war Zeuge geweſen, wie ſich die Arme aus dem Hauſe entfernte, wo Petronilla und ihre gefühlloſen Gefährtinnen ſie verlacht hatten, was noch unbarmherziger und höhnender war, als der Vorſchlag zum Wettgeſang. Sie folgte ihr von Weitem, und beobachtete Generoſa, indem ſie ſich hinter dem alten Bananenbaum verbarg, der die Thüre von Joaquins Hütte beſchattete. Als ſie aber die Freundin in Thränen zerfließen ſah, entlockte das Mitgefühl auch ihren Augen Zähren. Innigſt bewegt tritt ſie in die Hütte und ängſtigt ſich im voraus mit dem Gedanken, ob ſie auch das Geheimniß werde bewahren können, das ſie jetzt zu vernehmen im Begriffe ſteht; denn daß ihr Generoſa dieß Geheimniß anvertrauen wird, darüber hegt ſie keinen Zweifel. Hatte denn je Eine von ihnen einen Gedanken, ohne ihn der Freundin mitzutheilen? Unternahm je Eine von ihnen irgend etwas ohne den ſchweſterlichen Rath der Andern? Ein außerordentlicher Vorfall muß es ſeyn, der Generoſa niederbeugt, daß ſie nicht ſogleich zu Juana geeilt iſt, dieſe zur

Vertrauten ihres Kummers zu machen. Der Gedanke erſchreckt die beſorgte Freundin, ſie wirft ſich zärtlich in deren Arme und fragt ſie in theilnehmendem Tone:

„Was fehlt Dir denn, meine Generoſa? Ich beſchwöre Dich bei unſerm Herrn und Heiland, entdecke mir deinen Kummer. Seit dieſen Morgen ſehe ich Dich traurig und in Gedanken vertieft. Was iſt Dir zugeſtoßen, mein Kind? Haſt Du die Liebe Deines Vaters verſcherzt, oder hat eine andere Liebe — —?“

„Eine andere Liebe?“ fiel ihr Generoſa raſch in die Rede. „Und wen meinſt Du, daß ich lieben könnte?“

„Nun freilich, meinen Luis ausgenommen, den ich aber vielleicht früher liebte, als er es bemerkte, wüßte ich Niemand in unſerm Dorfe, den man liebenswürdig finden könnte. Aber haſt Du auf der Reiſe, die Du vorige Woche nach Noſſa Senhora de Deſterro machteſt, Keinen unter den jungen Portugieſen bemerkt, der Dir gefallen hätte?

„Keinen, daß ich wüßte, meine Schweſter,“ war Generoſa's Antwort.

„Nun, ich hätte es doch beinahe glauben ſollen, aus der Traurigkeit zu ſchließen, in die man Dich verſunken ſah, ſeit der Rückkehr aus jener Stadt, in der Du zum erſtenmal in Deinem Leben geweſen.“

„Glaube mir, meine Juanna, ich liebe Niemanden, und dennoch fühle ich ſeltſame Gefühle in meinem

Innern glühen. Ich prüfte mein Herz, um die Quelle dieſer Aufregung zu erforſchen; und ſiehe, da fand ich, daß ich liebe, heiß und innig liebe, ohne jedoch den Gegenſtand meiner Zärtlichkeit zu kennen.“

„Wie kannſt Du nur wähnen, kleine Thörin, ich glaube ſolche Dinge, wie Du ſie da vorbringſt? Du willſt mich täuſchen oder vielmehr Du täuſcheſt Dich ſelbſt.“

„O, gewiß nicht! bei Jeſus dem Gekreuzigten, deſſen Bild Du hier über dem Bette meines Vaters erblickſt, und der in mein Herz ſchaut, ich täuſche mich nicht; er möge mich Lügen ſtrafen, wenn dem ſo iſt, wie Du ſagſt. Ich habe euch Alle geſehen, als die Liebe zuerſt in euern Herzen Raum faßte, ich habe euch ohne Vorurtheil beobachtet, denn ich hatte kein Intereſſe dabei. Vor Allen aber Dich, Juanna nach dem Feſte der heiligen Jungfrau. O, ich weiß noch recht wohl, wie Du heimlich ſeufzteſt, wenn Luis vorübergieng, wenn Du ihn nur von Weitem erblickteſt; ich folgte Dir überall hin, Du konnteſt mir Nichts verbergen. Ach, Alles, was Du damals fühlteſt, dieſe kindiſche Freude, dieſen tiefen Trübſinn, der Deine Seele erfüllte, Alles dieſes empfinde ich jetzt. Man hörte Dich nicht mehr ſingen, auch ich bin ſtumm geworden, und es wäre mir unmöglich, keine Gewalt könnte mich dazu bringen, das kleinſte Liedchen zu ſingen, mich, die ſonſt immer während der Arbeit unerſchöpflich an Liedern und Geſängen war. Nimmer könnte ich den Fandango tanzen, und Du haſt geſehen, wie dieſen Morgen Petronilla über meine Verwirrung triumphirte. Seit einer Stunde mühe ich mich vergeblich ab, einen Federſchmuck zuſammenzuſetzen, was mir ſonſt ſo viel Vergnügen gewährte, den ich ſtets ſpielend zu Stande brachte. Iſt es euch nicht Allen eben ſo ergangen, als ihr zum erſtenmal in der Nacht von andern Dingen träumtet, als von unſern Spielen am Meeresſtrand, von unſrer Arbeit, oder von dem hübſchen, lockigten Jeſusknaben, der über unſerem Binſenlager wacht?“

„Allerdings, Generoſa, war es ſchmerzlicher Kummer, wonnige Freude, die unſere Seelen erfüllten; aber wir Alle wußten doch wenigſtens, wem unſere Seufzer galten, wem unſere Herzen freudig entgegen ſchlugen. Ich dachte an meinen Luis. Dolores ward von Jopez angebetet; Florimonda liebte der reiche Manoel; Maria ſeufzte um Francisko; Tereſita, die unglückliche Tereſita, glühte für Miguel, und Du willſt den nicht-kennen, den Du liebſt? das glaube wer mag. Geſtehe mir nur, wer iſt der Glückliche, der Dein Herz gewonnen, deſſen Bild in Deinen Träumen lebt, und der Dir Deinen Frohſinn geraubt, der Dich ſo anziehend machte, wenn Du Dich ganz Deiner glücklichen Gemüthsſtimmung überließeſt? Sage es nur frei heraus. Ich würde glauben, Du hegteſt einige Neigung für …

„Für wen, Juanna? ſprich."

„Für Miguel, den ich ſo eben nannte, und deſſen Name Dich zittern macht, und Dein Inneres aufgeregt hat."

„Miguel . . . ja der iſt es, von dem ich ſeit einigen Tagen träume, aber nicht wie von dem Engel, von welchem er den Namen führt, ſondern wie von einem böſen Geiſte, den mir die Hölle zu meiner Qual geſendet. Ich glaube wohl, daß er für mich Neigung fühlt, aber dieſe Leidenſchaft ſetzt mich in Angſt und Schrecken. Ich verabſcheue dieſen Menſchen, deſſen Liebe unſre gute Tereſita ſo ſtolz machte, und ich weiß nicht, warum ich immer an ihn denken muß. Hätte ſein ſtechender Blick, den er ſo oft auf mich heftet, vielleicht die ſchreckliche Eigenſchaft jener europäiſchen Schlange, von der mir mein Vater erzählt hat, die mit dem Strahl ihres Auges die kleinen Vögel, die ſich ihr nahen, feſtzaubert und tödtet? Ich erinnere mich noch wohl, wie Tereſita ihn anfänglich ſcheute, ſpäter aber ſeinen Wünſchen nachgab, und jetzt iſt ſie todt, Juanna. Ach, ich werde gewiß meine Furcht nicht ablegen, ich gewiß nicht; vielleicht kann dieß mein Tod ſeyn, denn Miguel führt immer ein großes Meſſer bei ſich in ſeinem Gürtel, auf der Seite des Herzens, wohl ohne Zweifel, um den armen Mädchen, denen er ſeine Neigung zuwendet, im Voraus anzudeuten, daß ſie zwiſchen beiden wählen müßten, und daß, wer auch ſein Herz annimmt, doch noch immer ſeinen Dolch fürchten müſſe."

„Ums Himmels Willen, Generoſa, beruhige Dich, Du machſt mich zittern mit Deiner ungegründeten Furcht. Da Du einmal Miguel nicht leiden magſt, ſo ſprechen wir nicht mehr von ihm; es ängſtigt Dich zu ſehr. Aber ſag' mir, mein Mädchen, haſt Du denn eine Erſcheinung von Deinem unbekannten Geliebten gehabt?"

„Keine ganz deutliche, meine Schweſter; es iſt ein unbeſtimmtes Gefühl in mir, ein undeutliches Sehnen nach einem ungekannten Etwas, dem meine Einbildung ſchon hunderterlei Geſtalten zu geben verſuchte, und doch vermag ſie ſich kein ſicheres Bild davon entwerfen. Doch nein, der, den ich liebe, iſt jung, ſchön, liebenswürdig; im Traume habe ich ihn geſehen, und dieſer Traum iſt's, der mich mit ängſtigender Unruhe erfüllt, der mir meine Heiterkeit geraubt; noch in verfloſſener Nacht iſt er mir beſonders deutlich geweſen. Mein Geliebter kam über's Meer des Abends mit meinem Vater und mit Miguel. Ich war ſo unausſprechlich glücklich mit dem Fremden; da trat Miguel — — o, dieſer Miguel! überall muß ich den Gefürchteten, den Gehaßten erblicken."

„Weg mit dieſen trüben Gedanken. Ein Traum hat Dir Glück verheißen, vertraue zuverſichtlich darauf. Wenn Gott Dir den Geliebten ſendet, den er Dir im

Traume erſcheinen ließ, wird er Dich wohl auch vor dieſem Miguel ſchützen. Komm, laß Dir die Thränen abtrocknen. Vergiß Deinen Kummer und gieb Dich zufrieden. Wie Dir die Augen angelaufen ſind! Wie kannſt Du aber verlangen, daß er Dich lieben ſoll, wenn er Dich in dieſem verwirrten Zuſtande erblickt. Er muß Dich wenigſtens ſchön finden, wenn er Dich lieben ſoll."

„Du haſt Recht, Juanna; ich muß ihm gefallen, wenn er ankömmt. — Aber wann wird er kommen?"

Dieß war ungefähr der Inhalt des Geſpräches der beiden Freundinnen, das wir ſo treu als möglich unſern Leſern wiederzugeben verſuchten, das heißt, ſo gut es die Schwierigkeit verſtattet, die leidenſchaftliche, einfache Natürlichkeit eines bis zur Verzweiflung verliebten jungen Mädchens darzuſtellen, eines jener Naturkinder, welche die glühenden Gefühle des tropiſchen Himmelsſtrichs und der portugieſiſchen Abſtammung in ſich vereinen, was ihnen eine gewiſſe Beredſamkeit und anziehende Kindlichkeit verleiht. — Sie erfriſchte das liebliche Geſicht, das von vielem unterdrückten Weinen geröthet war, in hellem, kühlem Quellwaſſer, das ihr die Freundin in einem irdenen Kruge herbeigeholt; ſie ordnete die ſchönen, glänzenden Haare und ſchlang ſie auf dem Scheitel in einen Knoten; ſie vertauſchte das dunkle Gewand, das ſie trug, mit einem andern von weißem und roſenfarbigen Stoff. Nur wenig Zeit bedarf ſie zu Umänderung ihres Anzugs, denn die Mädchen von Sankt Katharina wiſſen nichts von Schnürbrüſten und andern beläſtigenden Kleidungsſtücken; ein einfacher Ueberwurf, der mit einem Gürtel unter der Bruſt befeſtiget wird, und hinreichend iſt, ſie vor zudringlichen Blicken zu ſchützen, iſt die ganze Kleidung.

„Ei, wie entzückend Du biſt, meine Generoſa; ſo mag ich Dich gerne ſehen! Jetzt darf der Geliebte kommen, den Dir das Meer zuführen ſoll. Mir aber hat er ein ſo holdes Liebchen zu verdanken.“

„Ja, Dir, meiner guten, verſtändigen Juanna; Dir, die Mitleid mit mir Armen hatte und die zu mir gekommen iſt, um mir Troſt und Hoffnung zu bringen. Jetzt bin ich ſo froh, ſo ſelig; ich möchte ſingen vor Freude. Aber nicht wahr, Juanna, Du bleibſt jetzt bei mir und hilfſt mir arbeiten? Doch ehe wir beginnen, laß mich hinausſehen nach der Bai, ob ich an der Stelle der Einfahrt, auf der mein Vater zurückzukehren pflegt, ſeine Pirogue noch nicht erblicke. — Nein, noch nicht. — Jetzt friſch an die Arbeit.“

Und unter ihren zarten, beweglichen Fingern wandelten ſich die Federn faſt zauberhaft in die verſchiedenartigſten Blumen. Auf's glücklichſte, wie es kaum die geſchickteſten Künſtler zu Stande gebracht hätten, ahmten Juanna und ihre Freundin in ihrer Arbeit die herrlichen, ſeltſamen Formen nach, welche die üppige Vegetation des braſiliſchen Himmels der wunderbaren Pflanzenwelt dieſes Erdſtriches in ihren Blüthen verliehen hat. Noch ſeufzte Generoſa bisweilen, noch drängte ſich hie und da unter den ſeidenen Wimpern ihrer ſtrahlenden Augen eine ſchimmernde Thräne hervor, wie das letzte Tröpfchen Thau im duftenden Blüthenkelche der Fackeldiſtel, welches die Sonne noch nicht aufgeſogen. Aber es war das letzte Wehen des Sturmes, der ihr Inneres aufgeregt. Ihr Herz, kaum noch ſo bewegt durch trübe Vorahnungen, durch ungeſtilltes, nie gekanntes Sehnen, ſchlug allmählig in ſanfteren Schlägen. Wie wenn der Ocean, nach wildem, heftigem Sturme, der ſeine Wellen tobend durcheinander gepeitſcht, nur noch in ſanfter, ſchaukelnder Bewegung iſt, und die dumpfen, verwirrten Töne, die ſich am Geſtade brechen, langſam, gleich erſtickten Klagelauten, dahin ſterben, ſo war es in Generoſa's Gemüth. Den Thränen folgten zärtliche Lieder, die nur Liebe, Frohſinn und Freude athmeten. Von Zeit zu Zeit hielt Generoſa inne; und während Juanna, die ſich überglücklich fühlte in dem Bewußtſeyn, den Kummer ihrer Freundin verſcheucht zu haben, die Strophe eifrig fortſetzte, heftete ſie ihre Blicke auf's Meer hinaus, oder betrachtete die verlängerten Schatten der Bananenbäume und ſprach dann mit leiſer Stimme: „Immer noch nichts! Ach, wie zögert doch heute die

Sonne in ihrem Laufe, wie langſam geht ſie dem Untergange zu.“

Indeſſen begann der Wind von der Seeſeite her zu wehen, und Generoſa ſah kaum wie er das Waſſer der Bai auf ſeiner Oberfläche kräuſelte, ſo warf ſie ihre Blumen weit von ſich, die ihre zauberiſche Hand ſo friſch, ſo prachtvoll zu bilden wußte, hüpfte wie ein Kind vor Freude, und rief:

„Der Seewind! der Seewind, Juanna! Jetzt müſſen ſie bald kommen! Nicht wahr! O gewiß, ſie kommen bald! Sieh doch, ob das Band in meinen Haaren noch in Ordnung iſt. Nun, findeſt Du mich hübſch genug, um ihm zu gefallen?“

„Wem ſollte Generoſa nicht gefallen, ſo ſchön geſchmückt, wie ſie jetzt iſt!“ antwortete Juanna ihrer Freundin, die nun vorſchlug, nach der Meeresküſte zu gehen. Vergebens ſtellte ſie ihr vor, daß es noch viel zu frühe ſey, um die Rückkehr der Fiſcher ſchon erwarten zu können, ſie mußte der Ungeduld Generoſa's nachgeben.

„Dort am Strande werden wir ſchon von Weitem die Pirogue meines Vaters erblicken,“ ſagte Generoſa, „und ihn, ihn den ich ſchon kenne, deſſen Name ich aber unglücklicher Weiſe noch nicht weiß. Wenn wir doch nur auf dem Wege die alte Anna antreffen könnten, die in der Hand und dem Herzen eines Jeden leſen kann, ſie würde mir gewiß ſagen, ob er kömmt.“

„Wenn ſie aber ſprechen würde: er kömmt nicht?“

„So würde ich es doch nicht glauben, Juanna; denn das wäre mir eine ſchlechte Wahrſagerin, die einem Traum nicht glauben wollte. Träume kommen von Gott. Doch ehe wir gehen, laß uns noch zur heiligen Jungfrau beten, um von ihr zu erflehen — — “

„Daß ſie Dir den Geliebten ſende!“

„Du haſt's errathen. Bete mit mir, Juanna! bete für Deine Schweſter.“

In frommer Demuth knieten ſie vor einem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, falteten andächtig die Hände und flehten aus gottergebenem Herzen zu der Mutter des Erlöſers.

Als ſie in kindlicher Aufrichtigkeit ihr Gebet vollendet und den Heiligen ihre Wünſche anempfohlen, was Generoſa's ſchuldloſe Seele ſo natürlich fand, erhoben ſie ſich wieder und eilten Hand in Hand, hüpfend und tanzend dem Strande zu. Noch brachte der Seewind keines der Boote zurück, aber er begann ſtärker und heftiger zu wehen. Die Wogen der See ſtiegen höher und brachen ſich ſchäumend an den Felſen; ein Sturm ſchien im Anzuge. Es dauerte nicht lange, ſo hatten Unruhe und Furcht die Frauen und Kinder des Dorfes nach der Küſte getrieben, wo ſie ſich alle auf der Stelle verſammelten, auf welcher Juanna und Generoſa ſchon lange geſtanden. Immer noch war kein Fahrzeug zu erblicken, und der Wind nahm mit jeder

Minute an Heftigkeit zu. Die Angſt um die Angehörigen entlockte bald den Augen Aller Thränen, und der Jammerruf vermiſchte ſich mit dem Schluchzen. „O mein Gatte! mein Vater! mein Sohn! mein Bruder! mein Bräutigam! Was iſt ihnen zugeſtoßen? Können ſie zurück kommen bei dieſem abſcheulichen Wind?“ So tönte es unter Jammern und Weinen laut durcheinander. Die Weiber warfen ſich in dem Sande, den die Meereswogen benetzten, auf die Kniee, ihre Kinder ſtanden laut weinend um ſie her, auch die jungen Mädchen drängten ſich zuſammen, und mit zitternden Lippen beteten ſie Litaneien zu allen Heiligen herunter, und das Gewirre der vielen Stimmen, das Klagen und Angſtgeſchrei vermehrten die Furcht und die Verzweiflung.

„Dort ſehe ich etwas, weit, weit entfernt, gegen die Spitze von Canavieras zu!“ rief plötzlich Generoſa, deren Auge unbeweglich in die Ferne hinaus gerichtet war, wo die Wogen des Meeres und der Horizont ſich zu berühren ſchienen.

Haſtig ſprangen Alle von der Erde empor, ſuchten eine weite Ausſicht zu gewinnen und eilten, die höchſten Punkte auf den Dünen zu erreichen. Die Mütter hoben die Kinder auf ihre Schultern, und hießen ſie ja recht aufmerken, damit ſie ſo geſchwind wie möglich der ungeduldigen Menge die Rückkehr der Piroguen verkünden könnten.

„Das iſt doch kein Segel, was Du ſiehſt, Generoſa. Unſere Angſt ſoll noch kein Ende nehmen. Es iſt wahrſcheinlich nur eine Spitze der Klippen, die aus dem Meere hervorragen, was Dein Auge erblickt.“

„Nein, nein!“ rief Generoſa wieder; „es iſt wahrhaftig keine Klippenſpitze; ich weiß es gewiß! Es iſt ein Segel, ich ſehe es deutlich. O Juanna,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „wenn dieß — — “

„Dein Vater wäre?“

Dieſe Rede, die den Anſchein eines Vorwurfs hatte, jedoch ohne ſtrafenden Ton ausgeſprochen, trieb Generoſa das Blut in die Wangen. Doch bald gewannen die Gedanken, die ſie ſo ſehr beſchäftigten, wieder die Oberhand.

Indeſſen kam das Fahrzeug näher, denn Generoſa hatte richtig geſehen, und es war wirklich ein Schiff, was ſie erblickt hatte. Die breiten, viereckigten Segel ſchieden ſich jetzt deutlich von dem ſchiefergrauen Gewölke ab, das den Himmel umflorte. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, ſo lief daſſelbe in der Bai ein, in welcher es vor Anker gehen wollte. Dreißig bis vierzig Fiſcherbarken, die das größere Fahrzeug theils umgaben, theils ihm folgten, wetteiferten mit ihm an Schnelligkeit, obgleich ſie aus Vorſicht ihre Segel eingerefft hatten. Das Schiff war eine Kriegsbrigg, was alle deutlich erkannten, denn die Einwohner von Caicra ſehen oft Kriegsſchiffe auf ihrer Rehde, die entweder mit Aufträgen dahin kommen, oder die daſelbſt ankern, um ausgebeſſert zu werden, oder friſche Lebensmittel und Waſſer einzunehmen. Welcher Nation das Schiff angehöre, konnte man noch nicht entſcheiden, denn da es vor dem Winde ſegelte, ſo wandte es nicht die Flagge, ſondern das Bogſpriet mit ſeinem Segel den Zuſchauern am Ufer zu. Und überdieß war die Mehrzahl jetzt nicht in der Stimmung, daß ihre Neugierde dadurch rege gemacht worden wäre. Denn die Wahrheit zu geſtehen, ſo achtete anfänglich Niemand viel auf das herauſegelnde Kriegsſchiff, wenn wir Generoſa ausnehmen und vielleicht auch Juanna, welche aus Theilnahme für ihre Freundin auf dieſen Umſtand aufmerkſam war. Nur die Rückkehr der Piroguen war es, was alle Gemüther beſchäftigte, denn eine Jede derſelben trug den Gegenſtand irgend einer zärtlichen Neigung, die Hoffnung irgend einer Familie. Und bald hatte jede Gattin, jedes Kind, jedes Mädchen das Fahrzeug unter der Menge erkannt, das ein Jedes erwartet hatte; und da nun nichts mehr für ihre Angehörigen zu beſorgen war, ſo folgten auch die, welche es am gleichgültigſten hätten mitanſehen können, mit vergnüglichen Blicken dem Wettkampfe der leicht beweglichen Barken und der Brigg, welche ſchlank und ſtattlich einherſegelte; ihre Bramſegel waren eingezogen, die großen Marsſegel eingerefft, und nur noch die Fockſegel aufgehißt und vom Winde geſchwellt, welchem die verlängerten Schatten einen größern Spielraum auf der breiten Fläche zu verſtatten ſchienen. Sobald man die Fiſcher und ihre Piroguen erkannt hatte, mußten die Klagen dem Geſange weichen, welcher eben ſo lebhaft und freudig war, als die Betrübniß und die Angſt über ihre verzögerte Ankunft heftig geweſen. Dieſer ſchnelle Uebergang aufgeregter Gefühle zu andern, ſelbſt den entgegengeſetzteſten, iſt den Frauen aller Länder eigen, beſonders aber denen in der tropiſchen Zone. Tänze wechſelten mit dem Geſang, und das Entzücken war ſo allgemein und gab ſich auf ſo laute Weiſe kund, daß die fremden Ankömmlinge, wenn der Lärm davon bis zu ihnen drang, leicht dieſe Luſtbarkeit für ein Zeichen der Freude über ihre Ankunft auslegen konnten.

Generoſa hatte nur Augen für das fremde Schiff; ſie ſang und tanzte nicht, und nur mit Mühe vermochte ſie zu reden. Ein Fieberſchauer durchzitterte ihre Glieder; ihre Lippen hatten alle Farbe verloren. und ihre Augen waren ſtarr, wie die eines Menſchen, der im Entzücken einer übernatürlichen Erſcheinung verſunken iſt, ihr Herz war krampfhaft zuſammengepreßt und klopfte in faſt hörbaren Schlägen, und Juanna, die mit ſo viel Mitgefühl die angſtvolle Stimmung ihrer Freundin theilte, empfand mit Schrecken den Druck ihrer eiskalten Hand, mit der ſie die ihrige preßte. Wer Generoſa jetzt ſah und ihre Gemüthsſtimmung kannte, der mußte wahrlich von ihrem Zuſtande auf's Innigſte gerührt werden. Die Freude, die Alles rund um ſie her ergriffen hatte, that ihrem beklommenen Herzen unausſprechlich weh, denn in dieſer lauten Fröhlichkeit ſah ſie nur die Aeußerungen der Luſt erfüllter Hoffnung und getäuſchter Furcht, und ihr konnte der Ausgang des Begebniſſes eine Täuſchung zerſtören, von der das Glück ihres Lebens abhing.

„Ach, wenn er es nicht wäre! wenn mein Hoffen unerfüllt bliebe! ich würde es nicht überleben, Juanna! Doch warum ſollte der Himmel mich durch einen Traum getäuſcht haben? Was habe ich verbrochen, daß er mein leichtgläubiges Herz ſo ſchwer ſtrafen ſollte? Aber ſiehe, meine Schweſter, da iſt Alles ſo, wie ich es im Traume geſehen. Die rothe Pirogue dort neben dem fremden Schiffe, iſt die meines Vaters; in jener ſchwarzen, die vor der Brigg vorausfährt, kannſt Du Miguel erblicken. Alles wie mir es im Schlafe erſchienen. Dieß iſt doch keine Täuſchung, kein Blendwerk? Du ſiehſt doch wohl das fremde Schiff, Juanna, und Miguels und Joaquins Piroguen? Alſo muß er es ſeyn! O, Er iſt es gewiß, es iſt kein Zweifel. Du meinſt es doch auch, Juanna? Oder glaubſt Du nicht, daß er es ſey?“

„Ich hoffe es, Genoveva, aber ſey nur ruhig und warte noch eine kurze Zeit.“

„Auf was ſoll ich warten? Warte ich denn nicht ſchon ſeit geſtern? und wie lange willſt Du, daß ich noch warten ſoll; und weißt Du auch, was warten heißt? Erinnerſt Du Dich noch an Deine Verzweiflung, an Deine Klagen, als wir einmal Deinem Luis entgegen gingen, und er ſo lange ausblieb? Ich ſagte nicht zu Dir, Du ſollteſt ruhig ſeyn, ich weinte mit Dir, ich war mit Dir in Verzweiflung. Jedes Wort, das Dich Deine thörichte Furcht ſprechen ließ, ſprach ich nach, ich war eben ſo erfinderiſch, mich zu quälen, als Du; und wenn wir im nahen Walde ein entferntes Geräuſch vernahmen, in dem Du den Gang Deines Geliebten erkennen wollteſt, und Du ſagteſt: das iſt er gewiß, ſo antwortete ich Dir nicht mit einem kalten: Ich hoffe.

Juanna unterbrach ihre Freundin nicht in dem Ausbruche ihrer bitteren Klagen, und verſuchte es nicht im Geringſten, ſich gegen einen Vorwurf zu rechtfertigen, den ihre eigene Betrübniß hinlänglich widerlegte. Nachdem Generoſa hiernach eine Weile ſtumm geblieben, unterbrach ſie plötzlich ſelbſt wieder das Schweigen, indem ſie ſprach:

„Iſt das nicht mein Vater, der aus dem Schiffe in ſeine Pirogue herabſteigt?“

„Es iſt in der That Dein Vater Joaquin,“ antwortete ihr Juanna, als ſie aufmerkſam nach der Brigg und dem Boote hinübergeblickt und geſehen hatte, daß

Joaquin ſeine Segel aufziehe, und ſich anſchicke, das fremde Schiff zu verlaſſen. In Kurzem hatte er daſſelbe weit hinter ſich, und näherte ſich mit raſchem Ruderſchlage dem Ufer.

„Laß uns meinem Vater entgegen eilen," ſprach Generoſa wieder, „er wird uns ſagen — — Und was kann er denn ſagen? Er weiß ja nicht, was ich hoffe, was ich erwarte; wenigſtens hat er nicht denſelben Traum gehabt, wie ich. Doch komm nur."

Und damit richteten ſie ihre eiligen Schritte nach der kleinen Bucht, wo eben die rothe Pirogue des alten Joaquin anlegte. Doch dieſer landete nicht allein; im nämlichen Augenblicke, als er aus ſeinem Boote ſtieg, ſprang auch Miguel aus ſeiner ſchwarzen Pirogue ans Land, und hatte viel ſchneller als Joaquin ſein Fahrzeug an einen Pfahl befeſtigt. Er war an Generoſa's Seite, ehe weder dieſe noch Juanna Zeit hatten, ſeine Abſicht zu errathen und ſeiner Begegnung auszuweichen.

„Seht," ſprach er lachend und mit einer Miene, welche die beiden Mädchen zittern machte, „auf dem Schiffe dort ſind Franzoſen angekommen; das iſt etwas für unſre eitlen, gefallſüchtigen Damen. Ich kenne die Franzoſen; in Rio Janeiro habe ich ſie geſehen. Sie finden großen Gefallen an den portugieſiſchen Damen und den braſiliſchen Mädchen. Nehmt Euch in Acht, meine Damen! doch fürchtet nichts.

Man wird Euch zu beſchützen wiſſen, und ich ſehe im Voraus, ich werde zu thun bekommen, und mein Meſſer wird Arbeit finden.“

Generoſa ſchrie laut auf vor Entſetzen bei dieſen Worten, und Joaquin kam eben zur rechten Zeit herbei, um ſie zu ermuthigen. Sie warf ſich in die Arme ihres Vaters und umſchlang ihn mit einer Heftigkeit, die nicht bei ihr gewöhnlich war.

„Seyd Ihr glücklich geweſen bei Eurem Fang, mein Vater?“ fragte ſie ihn, ob ſie gleich durch die Antwort, die ſie darauf erhalten mußte, nicht erfahren konnte, was ſie eigentlich zu wiſſen wünſchte. Doch ſie hoffte Alles von der Wendung des Geſprächs.

„Sehr glücklich, meine Tochter; Du ſiehſt dort, was ich mitbringe. In der offenen See, zwei Meilen von der Inſel habe ich dieſe franzöſiſche Kriegsbrigg aufgefiſcht; ich wollte eben mein Netz aufziehen, als ſie mich auf gut Portugieſiſch anriefen. „Heda, Senhor Fiſcher,“ rief mir der Capitain durch ſein Sprachrohr zu, „ſeyd Ihr ein Lootſe aus der Einfarth und der Bai von Sankt Katharina?“ Als ich dieſes bejaht hatte, luden ſie mich ein, an Bord zu kommen und das Schiff an einen ſichern Ankerplatz zu führen, und verſprachen mir eine gute Belohnung für meine Mühe. Ich erfüllte ihren Wunſch, und da bin ich jetzt wieder; und ſieh, hier ſind drei Stücke Silbergeld für meine Mühe. Dafür werde ich meiner hübſchen Generoſa ein Umſchlagtuch kaufen. Doch jetzt laß uns nach unſrer Hütte gehen und zu Abend eſſen, denn mich hungert ſehr.“

Mit dieſen Worten ergriff er den Arm ſeiner Tochter und ſchritt mit dieſer und Juanna, welche in einem Binſenkorb die Fiſche trug, die Joaquin den Tag über gefangen hatte, der Hütte zu. Generoſa betrat dieſelbe jedoch nicht, ohne vorher noch heimlich einen Blick auf die Brigg geworfen zu haben, nach welcher ſie ein unwiderſtehliches Gefühl jeden Augenblick ihre Augen zu richten zwang, ein Gefühl das jedes Mädchen leicht begreiflich finden wird

Das Abendbrod ward ſtillſchweigend eingenommen, denn Joaquin war müde und hatte einen guten Appetit mitgebracht, ſo daß die Mahlzeit, welche aus gekochtem Reis und dem Ueberreſte eines braſiliſchen Huhns beſtand, ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließend beſchäftigte, und er keine Zeit hatte, das Geſpräch während des Eſſens fortzuführen. Der gute Fiſcher bemerkte nicht im Geringſten die Unruhe und die Verwirrung ſeiner Tochter, die kaum ihre Neugierde unterdrücken konnte. Tauſend Fragen nach dem fremden Schiffe und Allen denen die es an Bord hatte, ſchwebten ihr auf den Lippen; ſie mußte ja durchaus wiſſen, ob dieß wirklich daß Schiff ſey, das ihr der Traum gezeigt, und ob ſie aus der Beſchreibung eines Seemannes, wie ihr Vater, den Geliebten wieder erkennen würde, den ihr die Erſcheinung im Traume verheißen. Indeß fügte es ein glücklicher Zufall, daß der Fiſcher von der einzigen Sache zu ſprechen anhob, von welcher Generoſa mit Vergnügen reden hörte.

„Es könnte jetzt,“ ſprach Joaquin, „für die Dörfer unſerer Küſte eine gute Gelegenheit zu einem kleinen Handel geben. Dabei würde es freilich unſerm Geflügel am übelſten ergehen. Es wird nicht viel Ruhe haben, ſo lange das Schiff bei uns vor Anker liegt. Dieſes hat ſo ein Hundert Menſchen an Bord, die mir ganz darnach ausſehen, als ob ſie ſich mehr aus einer Ente oder einem Huhn machen, als aus einer Banane, und wenn ſie ſelbſt von Dir gebraten wäre, die Du doch ſo gut damit umgehen kannſt.“

„Werden ſie ſich lange an der Küſte aufhalten?“ fragte Generoſa.

„Ich kann es nicht ſagen,“ war die Antwort; „aber wahrſcheinlich, denn der Capitain hat mir geſagt, daß er hierher ſtationirt ſey, und eine Station dauert bei ihnen gemeiniglich zwei Monate.“

„Nicht länger!“ ſprach Generoſa mit einem tiefen Seufzer leiſe.

„Der Capitain,“ fuhr Joaquin fort, „ſchien mir ein recht liebenswürdiger, gütiger junger Mann zu ſeyn.“

„Es iſt alſo noch ein junger Mann?“ unterbrach ihn Generoſa in einem Tone, der gleichgültig ſcheinen ſollte, und es auch vielleicht ſelbſt für den Fiſcher war, aber der Unvorſichtigen einen verweiſenden Blick von Juanna zuzog, und Generoſa verſtand auch die Warnung ihrer Freundin.

„Ja, noch ein junger Mann iſt der Capitain, und dazu ein recht hübſcher Junge. Zwar nicht ſo ſchön wie ein Portugieſe oder ein Braſilier, aber für einen Menſchen aus dem kalten neblichten Frankreich noch immer ſchön genug. Sein langer Aufenthalt in unſern Meeren hat ſein Angeſicht etwas gebräunt, doch ſchauet unter dieſer dunkeln Farbe noch immer jugendliche Friſche und blühende Geſundheit hervor.“

„Er iſt blond, mein Vater?“

„Nicht ganz; mehr hellbraun iſt ſein Haar und lockigt, was ihm recht gut läßt.“

„Seine Augen ſind blau?“

„Ja, blau.“

„Er iſt groß?“

„Ja, groß, ſo groß wie ich ungefähr.“

„O Juanna,“ flüſterte Generoſa ihrer Freundin in's Ohr, „das iſt Er; es iſt kein Zweifel mehr.“ Dann fügte ſie laut und etwas übereilt hinzu: „Es iſt ein recht wohlgebildeter Mann, nicht wahr? Vater.“

„Sehr wohlgebildet. Aber ſag' mir nur, Kind, wie Du zu ſolchen Reden kömmſt? Du ſprichſt ja da wie Jemand, der den Befehlshaber des Kriegsſchiffes ſchon geſehen hat.“

„Nun, ich rathe nur.“

„Da biſt Du ſehr geſchickt im Errathen, wenn Du es ſo treffen kannſt. Aber, außerdem, was kann Dich der Offizier kümmern? Was geht es Dich an, wie er ausſieht?“

Bei dieſer Frage fühlte ſich Juanna leiſe von Generoſa mit dem Fuße geſtoßen, und dieſe warf jener einen Blick zu, in dem ſich ihre Verwirrung malte und die Verlegenheit nach einer Antwort ausgedrückt war; hätte der alte Joaquin nur ein wenig mehr Scharfſinn beſeſſen, ſo hätte ihm leicht Juanna's Achſelzucken und ſchelmiſches Lächeln verrathen, was vorgegangen. Generoſa war jedoch ſchnell wieder beſonnen und antwortete ihrem Vater:

„Ei nun, es iſt doch natürlich, daß man ſich nach dem Ausſehen eines Gaſtes erkundigt, deſſen Beſuch man empfangen ſoll. Ihr werdet doch nicht daran zweifeln, daß Euch dieſer franzöſiſche Schiffskapitain beſuchen wird, denn da Ihr ihm zum Lootſen gedient habt, ſo erfordert es doch die Höflichkeit, daß er einen Augenblick wenigſtens in Eurer Hütte einkehrt, ſobald er an's Land kömmt.“

„Bei meiner armen Seele, Du biſt heute außerordentlich klug, mein Töchterchen; Du haſt es ſchon wieder errathen.“

Generoſa's Antlitz, dem man bisher ein gewiſſes ängſtliches, gezwungenes Weſen anſehen konnte, überflog bei dieſen Worten ein Strahl des reinſten Entzückens, was der alte Fiſcher wohl bemerkte, jedoch gab er ſich keine Mühe, die Urſache davon zu erforſchen, wenigſtens that er nicht dergleichen, ſondern fuhr in ſeiner Rede fort:

„Er hat mir ſeinen Beſuch auf morgen früh zugeſagt.“

Hierauf erhob ſich der alte Joaquin und ging nach dem Hintergrunde der Hütte, um ſeine Pfeiſe anzuzünden und ſich der Kleidungsſtücke zu entledigen, die ihm der Sturm durchnäßt hatte, und überhörte deshalb die Worte, welche Generoſa im Ueberſtrömen ihres Entzückens an ihre Freundin richtete, und die ihm das Geheimniß der beiden Mädchen verrathen hätten. Bald darauf war er auch mit der brennenden Pfeiſe im Munde auf ſeiner Matte eingeſchlafen, und Juanna ſchickte ſich an, die Hütte zu verlaſſen.

„Du gehſt weg, meine Schweſter? ſprach Generoſa zu ihr.

„Die Mutter erwartet mich,“ antwortete Juanna. „Und dann wird auch Luis bei uns zu Hauſe ſeyn, und Du wirſt doch nicht verlangen, daß ich ihn heute nicht ſehen ſoll? Der arme Junge liebt mich ſo ſehr, und es würde uns Beiden ſehr hart fallen, wenn wir nicht ein Stündchen mit einander plaudern könnten.“

„Du haſt vollkommen Recht, Juanna. Gehe zu Luis und Deiner Mutter. Ich will nicht allein glückſich ſeyn, dieß wäre ſchlecht von mir gedacht. Aber morgen früh kömmſt Du bei guter Zeit wieder?“

„Ob ich wieder kommen werde! ich ſtehe Dir dafür, in aller Frühe ſiehſt Du mich wieder, denn ich bin eben ſo begierig darauf, als Du, ob es der iſt, den Du erwarteſt; und ich möchte die erſten Augenblicke Deines beginnenden Glückes mit Dir genießen. Gott behüte Dich, meine Generoſa! Schlafe wohl.“

„Schlafen? o nein! das kann ich gewiß nicht. Schon jetzt brennt es in meinen Adern. Dieſe Nacht wird für mich unendlich lang, ſchrecklich qualvoll ſeyn, denn ſchon der Gedanke, daß Er es nicht ſeyn könnte, macht mich erzittern.“

„Setze Dir doch keine unnöthigen Grillen in den Kopf. Bete zu der heiligen Jungfrau, im Gebete wirſt Du Kraft und Ergebung finden, und dann ſuche einzuſchlafen. Eine unruhige, ſchlafloſe Nacht wird den Glanz Deiner Augen trüben und die Roſen Deiner Wangen verwelken machen.“

„Das könnte wohl ſeyn. Doch ich will mein Möglichſtes thun! Lebe wohl! Gute Nacht! Du, Juanna, kannſt darauf zählen, ungeſtörte Ruhe und ſüßen Schlummer zu finden, denn ehe Du Dein Lager ſuchſt, biſt Du an der Bruſt Deines Geliebten gelegen.“

Generoſa hatte richtig vorausgeſehen, die Nacht wurde ihr endlos lange. Wäre ihre Seele in einer andern Stimmung geweſen, als die war, in der ſie ſich wirklich befand, ſie hätte gewiß die Nacht nicht damit hingebracht, zu ſeufzen, die Augenblicke zu zählen, dem Lauf der Sterne traurigen Blickes nachzuſehen oder die Morgenröthe herbeizurufen, die für ihre ungeduldigen Wünſche viel zu lange zögerte; ſtatt deſſen würde ſich ihr Geiſt an erhebenden Betrachtungen erfreut haben, ſie hätte mit Wonne den Anblick einer großen, herrlichen Natur genoſſen, die in jeder empfindenden Seele einen begeiſternden Anklang findet. Der Wind hatte ſich gänzlich gelegt; ein kühles, gelindes Lüftchen war dem ungeſtümmen Toben des Ouragan gefolgt; Tauſende ſilberflimmernder Geſtirne rollten friedlich ihre Bahn am Nachthimmel dahin, und die dunkle Bläue erhellte ſich aufwärts von dem Rande des funkelnden Gewölbes immer mehr und mehr, bis ſie oben im Scheitel, wo der Mond in mildem Licht ergänzte, im hellſten Azur ſchimmerte. Das leicht gekräuſelte Meer ſpiegelte den blendenden Glanz dieſer feuerſtrahlenden Sternenwelten zurück, wie der klare Kriſtall das helle Kerzenlicht, wie einſt in Venedigs glücklichen Tagen die Waſſerbahnen ſich an dem Feſtfeuer ſeiner Gondeln und Paläſte entflammten. Aus den Citronenwäldern und Orangenhainen und von hundert andern duftenden Bäumen und Sträuchern auf der Inſel und auf der Terra Firma brachten ſanftwehende Lüfte einen entzückenden Geruch, daß Alles ringsum in gewürztem Balſamduft ſchwamm.

Feſtgehalten an ihren Ankern lag die Brigg unbeweglich und in lautloſem Schweigen begraben; denn am Lande, unweit deſſen ſie hielt, hörte man weder den Tritt der auf und abwandelnden Wachen, noch den Ton von der Pfeife des Bootmanns.

Dieß war der einzige Anblick, der die Aufmerkſamkeit von Joaquin's Tochter feſſelte, dieß war der einzige Gegenſtand, der ihre Blicke auf ſich zog. Gegenwart und Zukunft waren für ſie auf dieſem Fahrzeug, von dem weder ihre Gedanken noch ihre Augen ſich losreißen konnten. Sie ward nicht müde, daſſelbe anzuſehen, ſie beſchaute alle ſeine einzelnen Theile, ſie nannte es mit zärtlichen Namen, ihre Wünſche flogen dahin, ihre Ungeduld ſandte Fragen hinüber nach Ihm, den es ihr noch verbarg. Hätte ſie den Muth gehabt, die Pirogue ihres Vaters vom Ufer loszumachen, ſicher hätte ſie es verſucht, in die Nähe des fremden Schiffes das Boot zu lenken, nur um ihn zu ſehen, nur einen Augenblick im Vorüberfahren den Offizier zu ſehen, deſſen Bild nach der Beſchreibung Joaquins der Geſtalt ſo ähnlich war, die ſeit Kurzem in allen ihren Träumen lebte. Ach hätte ſie die Flügel einer Peri gehabt, wäre ſie eine luftige, geſtaltloſe Sylphide geweſen, wie wäre ſie ſo ſchnell hinübergeflogen nach dem Schiffe; geheimnißvoll wäre ſie in ſeine Nähe getreten, geräuſchlos, in ehrfürchtiger Scheu hätte ſie die Umhüllung des Lagers geöffnet, auf dem der Fremde ruhte, deſſen Bekanntſchaft ihr einziges Sehnen iſt. Aber Nichts von ihm erblicken zu können, ſo fern von ihm ſeyn, mit armſeligen Vermuthungen ſich begnügen zu müſſen, die Qual iſt bitter wie Tod, wie langſamer, doch ſicherer Tod. Doch wenn ſie auch nicht bis zu dem Schiffe hinüber kann, ſo will ſie ſich doch ihm nähern, ſo viel möglich; ſie kann ja an den Meeresſtrand hinabgehen, kann lauſchen dort mit aufmerkſamem Ohr — und das Ohr des liebenden Mädchens hört ja ſo leiſe — ob nicht ſein Athemzug zu ihr herüberweht, ob er noch lebt, ob nicht ein böſer Geiſt ihn ihr entführt hat. Aber allein und in tiefer Nacht? Was thuts! Liebe kennt keine Furcht.

Sachte öffnet Generoſa die Thüre der Hütte! Aber o Himmel! das Schloß knarrt und wird ihren Vater erwecken. Sie kehrt zurück und geht auf den Fußſpitzen zu Joaquins Lager und horcht mit hochklopfendem Herzen. Er liegt in tiefem Schlaf, und es hätte des Donners der Kanonen vom Fort Santa Cruz oder einer doppelten Salve der fremden Brigg bedurft, um ihn zu erwecken. Generoſa macht das Zeichen des Kreuzes über ihn und dankt der heiligen Jungfrau, dann ſchlüpft ſie leiſe über den hölzernen Fußboden, und glücklicherweiſe verräth kein unzeitiges Knattern deſſelben die Entfernung des Mädchens.

Die Thüre iſt geöffnet, und Generoſa eilt nach dem Strand. Sie hat ſich in einen Mantel gehüllt, der gegen die Kühle der Nacht und die feuchte Seeluft ſchützt.

Auf einem Felſen ſtand ſie ſtille, von wo ſie die Umgegend von Caiera und das Meer überblicken konnte. Sie konnte auf das Verdeck des Schiffes ſehen und Alles, was darauf vorgieng bemerken, und der Gedanke ſtieg in ihr auf, ob nicht der Capitain erſcheinen werde, wenn der Tag angebrochen ſey. Sie ſetzte ſich nieder, ſtützte das Köpfchen mit den zarten Händen, und ſtarrte unverwandten Blickes nach dem Schiffe. In dem hellen Schein des Mondes gewahrte ſie mehrere Männer, die rauchend und leiſe ſprechend auf dem Verdeck hin und her wandelten; ſie waren bewaffnet und ſchauten wachſam umher, wie es wackere Seeleute auf der nächtlichen Wache, im Hafen eines fremden Landes zu thun gewohnt ſind, wo verwegene Korſaren bisweilen die verzweifeltſten Anſchläge ausführen. Iſt vielleicht ihr Geliebter unter ihnen? Aber die Gegenſtände zeigen ſich in ſo ſchwachen Umriſſen, das Schiff iſt ſo weit entfernt, daß ſie ihn nicht zu erkennen, nicht zu entdecken vermag. In dem Schimmer des Mondes erſchien ihr die Brigg gewaltig groß, wie ſich alle Gebäude von großem Umfang und geradlinigten Verhältniſſen in ſeinem Scheine dem Auge vergrößern, die Menſchengeſtalten dagegen hatten ein viel kleineres Ausſehen, als in der Wirklichkeit. Aber wann die Sonne erſcheint, wird Alles ſeine wirkliche

Geſtalt in Generoſa's Augen erhalten, ſie wird die Geſtalten und ihre Züge unterſcheiden, und ſie wird bald wiſſen, welchen von dieſen Köpfen das braune lockigte Haar ſchmückt. Aber wie lange noch, bis die Sonne heraufſteigt!

Aber plötzlich entſteht auf dem Verdeck des Schiffes eine Bewegung; irgend ein Befehl muß gegeben worden ſeyn, den Generoſa nicht verſteht, und den ſie auch nicht verſtehen würde, wenn ſie ihn gehört hätte und der franzöſiſchen Sprache mächtig wäre. Doch einen Augenblick ſpäter begreift ſie Alles. Ein Boot wird ins Meer gelaſſen, und entfernt ſich gleich darauf von der Brigg, und unter dem gleichen Schlag der Ruder fuhr daſſelbe, lange Furchen hinter ſich ziehend, die feurig erglänzten, anfänglich an dem Ufer der Inſel hin, dann wandte es ſich gegen die Küſte der Terra Firma.

Generoſa folgt allen Bewegungen des Bootes. Aber ſie weiß nicht, was dieſe nächtliche Fahrt zu bedeuten habe? „etwas mag die Abſicht dieſer Seeleute ſeyn, daß ſie ſo gegen Norden und Süden, gegen Anhatormirin und die Tiefe der Bucht von Caiera hereinfahren, ohne eine beſtimmte Bahn zu verfolgen?“ Es war aber eine nächtliche Runde, die das Schiff, das hier auf der Station liegen ſollte, machen ließ, wie die Landtruppen Wachen und Vorpoſten ausſtellen. Jetzt kam das Boot ganz nahe bei dem Felſen vorbei, auf welchem die Tochter Joaquins ſaß; ſie drückte ſich auf den Boden nieder, und hielt lauſchend den Athem an, ſowohl um nicht bemerkt zu werden, als auch um zu vernehmen, was in dem Fahrzeug geſprochen würde. Sie hörte wohl den Schall der Worte, aber deren Sinn verſtand ſie nicht.

„Warum verſtehe ich auch die franzöſiſche Sprache nicht?“ ſagte das arme Kind leiſe für ſich. „Ich kann Nichts von ihrem Geſpräche erfahren. Muß man denn auch eine andere Sprache reden, als die Unſrige? O, mein Gott,“ dachte ſie jetzt, und der Gedanke erfüllte ſie mit banger Furcht, „wenn auch Er keine andere Sprache redete, als die ſeines Landes, wie ſoll ich ihn verſtehen? Das muß doch wohl recht traurig ſeyn, einen Geliebten zu haben, mit dem man nicht reden kann!“

Zwei Offiziere befanden ſich in dem Boot, und man denke ſich die Gefühle, die in Generoſa's Buſen auf und nieder wogten, als der Eine von ihnen mit einer jugendlichen, wohlklingenden Stimme zu ſeinem Gefährten ſprach:

„Eine herrliche Nacht! Welch' göttliche Wonne müßte es ſeyn, mit einem holden Mädchen dieſes Landes unter den blühenden Sträuchern eines Gartens die Stunden in ſüßem Gekoſe der Liebe zu verbringen! Denn es muß hier eben ſo hübſche Mädchen geben, als in Buenos Ayres und überhaupt in ganz Braſilien.“

„Wahrlich,“ antwortete der Andere, der die Stimme eines gereiften Mannes hatte, „wahrlich, dieß wäre eine angenehme Unterhaltung für Sie; doch nicht für mich. Ich wollte lieber, in meiner Hängmatte ausgeſtreckt, dieſe Stunden mit Schlafen zubringen, als in einem Garten nach ſpaniſcher Weiſe ein Liebesabentheuer beſtehen. Als ich in Ihren Jahren war, dachte ich freilich auch wie Sie.“

„Aber auch ohne Garten und ohne ein hübſches Mädchen iſt dieſe Fahrt ein köſtliches Vergnügen.“

„Was mich betrifft, ſo zöge ich den Schlaf vor.“

„Wahrhaftig ich wünſche, die Sonne möchte noch recht lange nicht aufgehen.“

Generoſa zitterte bei dieſem Wunſch, deſſen Erfüllung ihr ſo ſchrecklich dünkte.

Die beiden Männer ſetzten ihr Geſpräch fort, während ſie das Boot pfeilſchnell nach der Tiefe des kleinen Golfs von Caiera brachten. Als ſie an dem Geſtade hinfuhren, und das Fahrzeug hellleuchtende Furchen hinter ſich zog, bemerte Generoſa einen Menſchen, der nach der Meeresküſte hinabeilte, und mit Schaudern erkannte ſie ihn. Er iſt nur noch wenige Schritte von dem Mädchen entfernt, das mit Zittern alle ſeine Bewegungen beobachtet. Ein Mondesſtrahl beleuchtete blitzend eine Waffe, die ſie nur zu gut kannte. Er folgte dem Boote in einiger Entfernung, welches ſchnell auf der Oberfläche des Waſſers dahin glitt, ohne ſich um ihn zu bekümmern, vielleicht auch ohne ihn zu bemerken. Dieſe Unachtſamkeit der Fremden, die er für Verachtung nahm, reizte ſeinen Zorn, die Heftigkeit ſeines wilden Gemüths riß ihn fort, und er rief ihnen mit lauter Stimme zu:

„Was habt Ihr mitten in der Nacht ſo nahe bei unſern Hütten zu thun? Sucht Euch einen günſtigern Ort zur Ausführung Eurer frevelhaften Abſichten. Seyd Ihr hierher gekommen, um unter Begünſtigung der Nacht uns zu beſtehlen? Zu wem wollt Ihr? wohl ohne Zweifel zu unſern Frauen, zu unſern Töchtern, denn Ihr ſeyd ja Franzoſen! Ihr kommt, wie die Wölfe herangeſchlichen, um uns unſere Schaafe zu rauben, aber wagt es nur, der Hirte iſt wach. Seht, dort iſt ein günſtiger Ort zum Landen, kommt nur heran und Ihr ſollt erfahren, meine Herrn Franzoſen, daß das Meſſer eines Fiſchers von Sankt Katharina, wenn auch viel kürzer, als Eure Degen, doch trefflich iſt zu ſolchen Erörterungen, wie wir ſie zuſammen anſtellen wollen. Ha! Ihr flieht, Ihr Feigen! doch Ihr werdet wiederkehren, und ſo wahr ich Miguel Perez heiße, dieß Meſſer ſoll von Euerm Blute trieſen. Ihr habt Augen auf unſere Mädchen! ich ſage Euch, ich liebe ein ſchönes, anmuthiges und kluges

Mädchen, aber wenn Einer von Euch es wagt, ſie anzublicken, dann wehe ihm!“

Ein ſchallendes Gelächter war die Antwort aus dem Boote auf dieſe Rede. Darunter vernahm Miguel Perez ein Wort, das ihn zur völligen Wuth entflammte.

„Narr,“ ſagt Ihr, „Narr! o nein, ein Narr bin ich nicht, aber Ihr ſeyd es, die Ihr meinen Worten keinen Glauben beimeßt. Ihr ſollt es erfahren!“

Das Boot befand ſich gerade ganz nahe am Ufer; die Ruderer hielten ſtille, und Alle betrachteten den Braſilier, der ſich ſo wüthend gegen ſie geberdete, und ſo ſchreckliche Drohungen gegen ſie ausſtieß. Dieſen Augenblick benutzt Miguel, er ſtürzt ſich ins Meer, und kömmt an das Boot, das er zu beſteigen ſucht; die Matroſen ſtoßen ihn zurück, können ihn aber doch nicht von ihrem Fahrzeuge abtreiben.

„Rüſtig die Ruder gebraucht!“ rief der junge Offizier, „und laßt dieſen Wilden mit dem Meere, mit dem Monde, oder mit wem er ſonſt will, Streit bebeginnen, nur nicht mit uns.“

Die Matroſen ſetzten die Ruder in Bewegung, und mit heftiger Gewalt ſchießt durch den mächtigen Stoß das Boot über die Wellen dahin, und reißt den unbändigen Miguel mit ſich fort, der mit ſtarker Hand ſich daran feſthält, während er mit der andern die Männer zu treffen ſucht, die ihn zurücktreiben wollen.

Er bringt ihnen einige leichte Wunden bei, aber ſchnell iſt er entwaffnet, und die ganze Bai wiederhallt von ſeinem Geſchrei.

„Bringt dieſes Meerſchwein an Bord!“ befahl der Offizier; „wenn er ſchreit, ſtopft ihm den Mund zu; wenn er nicht ruhig iſt, knebelt ihn.“

Sogleich ſchickte man ſich an, deſſen Befehl zu vollziehen, wogegen Miguel ſich heftig und muthvoll ſträubte. Allein es half ihm Nichts. Er ward gebunden und in das Boot gelegt, wo er fortfuhr, die franzöſiſchen Seeleute mit Schmähungen zu überhäufen. Man brachte ihn an Bord der Brigg, dort hatte dieſer Vorfall, welcher der Runde begegnet war, ſchon Aufmerkſamkeit erregt. Die Wachen hatten das Geſchrei Miguels gehört, und ſeinen Kampf gegen die Bootsleute wahrgenommen. Der Offizier der Wache hatte den Capitän von dem Ereigniß in Kenntniß geſetzt, und Ferdinand von Sallis befand ſich ſchon auf dem Verdeck, als das Boot an der Backbordſeite der Unſtern, dieß war der Name der Brigg, anlegte. Der Capitain ließ ſich Bericht erſtatten, und man erzählte ihm den ganzen Vorfall; er befragte Miguel, und dieſer antwortete ſtolz und drohend.

„Ich könnte Dich in Ketten werfen laſſen,“ ſprach der Capitain Sallis zu ihm, „für dieſen unverſchämten Angriff; allein ich will Dir verzeihen. Ich werde Dich wieder an’s Land zurückbringen laſſen, ſobald es

Tag iſt. Nur hüte Dich in Zukunft, das ſage ich Dir, vor jeder Zwiſtigkeit mit der Schiffsmannſchaft, oder ich werde Dich niederſchießen laſſen, wie ein wüthendes Thier, das die Klugheit aus dem Weg zu räumen gebietet, damit ſeine Wuth Niemanden verderblich werde.“

Perez murmelte einige unzuſammenhängende Worte, und ward nach dem Vorderkaſtell gebracht. Dort blieb er bis zum Aufgang der Sonne ſitzen, indem er laut mit ſich ſelbſt ſprach und in wildem Ingrimme ſeine Fäuſte ballte.

Während dieſes Ereigniſſes hatte Generoſa, welche darüber äußerſt erſchrocken war, ſich von ihrem Sitze erhoben, und verfolgte mit ihren Augen den Vorgang, ohne jedoch für Miguel beſorgt zu ſeyn, deſſen Tod ſie zwar nicht wünſchte, den ſie aber gern außer Stand geſehen hätte, ihr zu ſchaden. Wer vermag das Gewirre von Gedanken zu beſchreiben, die ſich in dem Kopfe des jungen Mädchens durcheinander drängten, wer die Wünſche und Gebete, die Generoſa zum Himmel ſandte, die Gefühle, welche die Stimme des Einen der Offiziere in dem Boote in ihrem Herzen erregt hatte, die Furcht, die ſie durchbebte, als ſie die Franzoſen mit dem ſchrecklichen Braſilier im Handgemenge ſah? Sie fühlte ſich unausſprechlich unglücklich; das iſt Alles, was wir davon zu ſagen vermögen.

Der Tag begann jetzt allmälig zu grauen, und in der auftauchenden Morgendämmerung erbleichte der Schein des Mondes und der Schimmer der Sterne. Schon kamen einige Fiſcher an den Strand herab, ihre Piroguen zu rüſten. Dieß brachte Generoſa wieder zu ſich; ſie gedachte, daß jetzt ihr Vater erwachen könne, und was er ſagen würde, wenn er ſeine Tochter nicht in der Hütte ſähe. Eiligen Schrittes kehrt ſie nach Hauſe zurück. Der alte Joaquin ſchläft noch tief und feſt, wie ein Greis nach mühſeligem Tagewerk zu ſchlummern pflegt. Sie hat keinen Auftrag, ihn zu wecken, und ſetzt ſich deßhalb ſchweigend auf einen Fußſchemel am Fenſter, um das theure Schiff immer im Auge zu haben.

Mit dem nahenden Morgen beginnt Alles neues Leben zu gewinnen. Der Morgenröthe purpurner Schimmer umzieht den öſtlichen Himmel; in ihren ſtrahlenden Fluten erglühen weithin die Waſſer des Ocean, den noch kein Lüftchen bewegt, und die aufgehende Sonne ſtrahlt aus dieſem unermeßlichen Spiegel zurück, der aus dem funkelndſten, hellſtrahlendſten Metalle gegoſſen, und mit Edelſteinen aller Farben beſetzt ſchien. Der Geſang der Vögel begrüßte den erwachenden Tag, und die Lieder der jungen Mädchen, die nach den Bananenwäldern giengen, ſtimmte mit ein in freudigen lieblichen Weiſen. Auch die Brigg ſcheint aus ihrem Schlummer erwacht, und man ſchickt ſich an, ſie aufzuputzen. Das Verdeck wird abgewaſchen, die Verzierungen von Kupfer werden gereinigt und blank geſcheuert; die Kanonen mit der glänzenden Metallſchwärze überſtrichen; man ordnet das Tauwerk und zieht es ſtraff, wie man früh morgens die ſchönen, langen Haare eines Kindes kämmt; am Haupt- und am Fockmaſte werden die Raaen aufgerichtet und ſie kreuzen ſich eben mit denſelben, als die Wachen die aufſteigende Sonne mit einer Gewehrſalve begrüßen. Im nämlichen Augenblicke entfaltet ſich am Hintertheil die mächtige, dreifarbige Flagge, und an der Spitze des großen Maſtes weht die Wimpel flatternd im Morgenwind. Dann werden zwei Boote bemannt, das Eine ſoll den Capitain Sallis an's Land bringen, das Andere nimmt Perez auf. Miguel verlangte, der Capitain ſolle mit ihm vor der Behörde erſcheinen, die über dieſe Gegend geſetzt iſt. Sallis hätte es verweigern können, aber er willigt in das Verlangen des Fiſchers. Vor den Richterſtuhl des Don Pedrillo de Nimenes, eines der Unterbefehlshaber auf der Küſte wollen ſie gehen, um die Sache ſchnell entſcheiden zu laſſen. Sie ſchiffen ſich ein, und als Generoſa Ferdinand in das Boot ſteigen ſieht, entfährt ihr ein Ruf der Ueberraſchung und der Freude.

„Was haſt Du, meine Tochter?“ ſprach der alte Joaquin, der jetzt die Augen öffnete. „Du biſt ſchon aufgeſtanden! Du biſt heute ſehr früh. Giebt es etwas Neues in der Bai?“

„Daß ich nicht wüßte; außer daß zwei Boote von dem fremden Schiffe dem Lande zurudern.

„Bei meinem heiligen Schutzpatron, die kommen bei guter Zeit. Vielleicht ſind ſie einiger Dinge benöthigt. Ich muß aufſtehen und nachſchauen."

Jetzt kam auch Juanna.

„Wie ſiehſt Du aus, meine Schweſter!" ſprach ſie ganz leiſe zu Generoſa, nachdem ſie dieſelbe aufmerkſam betrachtet. „Du haſt nicht geſchlafen, Du haſt geweint."

„Schilt mich nicht, Juanna. Ich will Dir die ſchreckliche Nacht ausführlich beſchreiben, und wenn Du erfahren wirſt . . . Doch ſiehe, wer kömmt dort, dem mein Vater entgegen geht?"

Joaquin war während dieſen Reden hinausgegangen, die beiden Mädchen aber blieben zurück, und trafen Anſtalt, dem Innern der Hütte ein reinliches Anſehen zu geben, und ihre Armuth ein wenig zu verdecken. Die Schilfmatte des Fiſchers ward aufgerollt, und Generoſa's Lager mit ſchneeweißem Baumwollenzeug verhüllt. Juanna goß Waſſer auf dem Boden umher, und Generoſa folgte ihr mit einem Binſenbeſen, ihn zu reinigen. Sobald dieſe Vorkehrungen getroffen, ſtellte Generoſa ihren Kopfputz wieder her, befeſtigte duftende Blumen in ihr Gewand, hing goldene Ringe in die Ohren, einen Schmuck, den ſie von ihrer verſtorbenen Mutter erhalten; warf die hölzernen Sandalen bei Seite, die erſt ſeit einigen Augenblicken ihren Gang erſchwerten, und beſchaute dann ihre anmuthige Geſtalt in einem kleinen Spiegel, der noch nie mit ſo viel Eitelkeit befragt worden; und da ſie mit ſich und ihrem Anzug zufrieden war, lehnte ſie an den alten Bananenbaum, und harrte ihres Gaſtes. Er war ſchon an's Land geſtiegen, und unterhielt ſich mit Joaquin, dem er wohl ohne Zweifel das unſinnige und tolle Benehmen Miguels erzählte. Dieſer ward von vier bewaffneten Matroſen, die ihn in ihrer Mitte hatten, daher gebracht, und ſuchte durch wüthende Schimpfreden ſeine Landsleute gegen Sallis und ſeine Begleiter aufzuhetzen. Aber Niemand kümmerte ſich darum, ſey es, daß Miguel weniger geliebt als gefürchtet war, oder daß ſich die Fiſcher nicht gerne mit den Fremden entzweien wollten, von denen ſie hoffen konnten, daß ſie ihrem armen Dörfchen einiges Geld zu verdienen geben würden. Ferdinand und ſein Geſangener konnten ungehindert vor Don Pedrillos Gericht gelangen, und Joaquin gieng nach Hauſe zurück, um ſeine Tochter zu benachrichtigen, daß der Capitain nach ſeinem Beſuche bei Senhor Pedrillo bei ihnen ein Frühſtück einnehmen würde. — Das Mahl iſt bald bereitet. In dem Garten, unter einigen ſchattigen Bäumen werden Fiſche, gebratene Bananen, geräuchertes Schweinefleiſch, Milch, Früchte und eine Bouteille alten, ſpaniſchen Weins, ein Getränk, welches Joaquin nur an den höchſten Feſttagen ſich erlaubt, aufgetragen und zugerichtet, und der Capitain mag kommen, es iſt Alles für ihn in Bereitſchaft geſetzt.

Der hochweiſe und kluge Don Pedrillo de Nimenes hatte die ſtreitigen Punkte, die ſeinem Scharfſinn zur Entſcheidung vorgelegt waren, genau geprüft, wie es einem unpartheiſchen Richter geziemt, und als ausübende Perſon der Militärgewalt das Urtheil geſprochen.

„Miguel Perez,“ ſprach er zu dem Fiſcher, „Ihr habt ſehr Unrecht; Unrecht habt Ihr, daß Ihr Männer, die Euch keine Veranlaſſung gaben, gröblich beleidigt, als ſie ruhig in ihren Geſchäften oder zu ihrem Vergnügen auf dem Meere unſeres ſehr gütigen und ſehr gnädigen Fürſten, Seiner Majeſtät des Königs von Portugall, in ihrem Schiffe fuhren; größeres Unrecht habt Ihr, daß Ihr die Bundesgenoſſen unſeres Königs mit bewaffneter Hand angefallen habt. Ich könnte Euch auf drei Monate in das Gefängniß von Noſſa Senhora de Deſtarro oder von Santa Cruz ſchicken, aber der Herr Capitain hat ſich, im Vertrauen auf meine Milde, für Euch verwendet, und deßhalb laſſe ich Euch Gnade angedeihen. Ihr werdet mir blos eine Geldſtrafe entrichten. Aber wenn Ihr Euch in Zukunft wieder unterſteht, den geringſten Streit mit Einem von der Mannſchaft der Brigg anzufangen, ſo werde ich Euch auf eine Weiſe zu ſtrafen wiſſen, daß Euch Eure unkluge Aufführung gewiß gereuen ſoll. Unſer ſehr gütiger und gnädiger Fürſt, Seine Majeſtät der König von Portugall, befehlen und verordnen, und Wir, Don Pedrillo de Nimenes, ſein Stellvertreter in dieſem Lande, befehlen und verordnen in ſeinem Namen, daß die Franzoſen als getreue Bundesgenoſſen und Freunde hier aufgenommen werden ſollen. Wer anders thut, handelt meinem und des Königs unſeres Herren Willen zuwider. Verſteht Ihr, Miguel.“

Perrez hatte mit verbiſſenem Ingrimme dieſe Rede angehört. Er antwortete nur mit einem wüthenden Blick auf Ferdinand, und eilte aus dem Gerichtszimmer, indem er hoch und theuer ſich vermaß, daß er die Ungerechtigkeit rächen wolle, deren Opfer er zu ſeyn wähnte.

Der Capitain der Unſteten erreichte das Haus Joaquins, während ihm Miguel von Weitem gefolgt war. Als der Fiſcher aber ſah, daß er in dieſe Hütte gieng, ſtürzte er wie ein Wahnſinniger fort, und verſchwand hinter den Hütten des Dorfes.

Juanna und Generoſa ſtanden, wie wir ſchon oben geſagt haben, vor der Thüre der Hütte, und ihre Augen ſpähten eben nach dem Capitain umher, als er auf dem ſchmalen Fußſteig herangeſchritten kam, der von dem Hauſe des Corregedors nach dem großen Platze von Caiera führte.

„Wollen Sie gefälligſt hier eintreten,“ ſagte Juanna zu ihm.

Die beiden Mädchen machten eine kleine Verbeugung, um die Begrüßung des liebenswürdigen Offiziers zu erwiedern. Generoſa vermochte ſich kaum auf den Füßen zu halten und der Athem ſtockte ihr in der Bruſt. Ferdinand blickte ſie an, ergriff ihre Hand, und ließ ſie in ſchlechtem Portugieſiſch, das jedoch ſehr wohl verſtanden wurde, die Worte vernehmen:

„Himmel! welche hübſche Kinder!“

Generoſa erbleichte, erröthetete und erbleichte wieder, und zwar in kürzerer Zeit als ich es zu ſagen nöthig habe; ſie that ſich aber Gewalt an, um ihre Verwirrung zu verbergen, und antwortete:

„Sie ſind ſehr artig, Senhor Cavaleiro. Mein Vater Joaquin erwartet Sie; bemühen Sie ſich zu ihm in die Hütte.“

Ferdinand dankte ihr für die Einladung, und drückte zärtlich die Hand, die er in der Seinigen hielt, und die man ihm ſo gefällig als gern überließ, und indem der junge Mann mehr dem Strome ſeiner zärtlichen Gefühle ſich hingab, als er die äußerliche Form einer ceremoniellen Höflichkeit beobachtete, brachte er ſie an ſeine Lippen, die einen brennenden Kuß darauf preßten. Generoſa zitterte, denn ihre Träume begonnen endlich in Erfüllung zu gehen, und eine nie gefühlte Wonne durchbebte ihre Bruſt. Sie zweifelte nicht, daß der franzöſiſche Capitain ſie ſchon liebe; denn warum hätte ihn der Himmel an der Stelle landen laſſen, die ihr der Traum bezeichnet, ihn, der dem Geliebten, welchen ſie im Traume geſehen, ſo ähnlich iſt? Die Bekanntſchaft war bald gemacht.

„Wir hofften ſchon lange auf Ihre Ankunft, Capitain,“ nahm Juanna das Wort.

„Wie, meine ſchöne Senhora! ich wüßte doch nicht, wie ich zu dieſem Glück hätte kommen ſollen?“

„O, ich bin es nicht, die es wüßte, ſondern Generoſa.“

„Das heißt doch meine Neugierde recht rege machen. Sagen Sie mir doch, Senhora, was konnte Sie zu dem Glauben bringen, daß ich hierher kommen würde?“

Generoſa zauderte einen Augenblick, dann ſagte ſie:

„Meine Freundin iſt ſehr unbeſonnen geweſen, Capitain; da ſie aber einmal geplaudert hat, ſo muß ich nur geſtehen, daß ſie die Wahrheit geſprochen. Ja, ich — — wir erwarteten Sie, denn ich kannte Sie ſchon, und vielleicht werde ich Ihnen auch einmal ſagen, auf welche Art ich Ihre Bekanntſchaft gemacht.“

„Einmal und vielleicht! und warum nicht heute, nicht ſogleich? O ich bitte ſie darum, Senhora, ſagen Sie mir es jetzt, auf der Stelle.“

„Ich hätte faſt Luſt; doch nein, noch nicht; wenn wir uns näher kennen gelernt haben.“

„Alſo morgen, nicht wahr? Wenn man vier und zwanzig Stunden lang Jemandes Freund iſt, kann man ihm Alles anvertrauen. Und damit Sie ſehen, daß dieß mein Ernſt iſt, werde ich ſelbſt Ihnen morgen etwas anvertrauen.“

„Etwas anvertrauen? Was wird das ſeyn?“

„Es iſt ein Geheimniß.“

„Wohl, ich verſtehe! Aber wenn ich Ihr Geheimniß ſchon wüßte?“

„Wenn Sie es wüßten? — — “

„Ich weiß Alles, Capitain; Dank dem Himmel und unſrer lieben Frau — — Aber mein Vater erwartet Sie im Garten.“

„Ihre beglückende Gegenwart ließ mich es vergeſſen, Generoſa.“

Die kleine Braſilierin lächelte zu dieſer Schmeichelrede und ſenkte das niedliche Köpfchen in einer Verwirrung zur Bruſt herab, die Ferdinand beluſtigt haben würde, hätte nicht Generoſa durch ihre kindliche Natürlichkeit, welche unſre jungen Mädchen in Europa wohl etwas zu dreiſt finden werden, durch dieſe halben Geſtändniſſe, vor Allem aber durch ihre Schönheit einen ſchnellen und tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht. Er betrachtete das hübſche Kind, deſſen Zuneigung er gewonnen, und dachte bei ſich, welch' einen köſtlichen Unterhalt während ſeines Aufenthalts auf Sankt Katharina ihm dieſes Liebesabentheuer verſchaffen würde.

Man unterhielt ſich ſehr angenehm beim Frühſtück.

Joaquin war ein ehrlicher, gutmüthiger Mann, der etwas auf Eſſen und Trinken hielt. Er bot alle ſeine Freundlichkeit auf, um den Capitain der Brigg anſtändig zu bewirthen. Generoſa bedurfte keines Zwanges, um liebenswürdig zu ſcheinen; ſie durfte nur die ganze Anmuth ihres Geiſtes ſich entfalten, der Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, die durch Ferdinands Gegenwart noch erhöht ward, freien Lauf laſſen; und ihr natürlicher Frohſinn zeigte ſich um ſo lebhafter, um ſo unverholener, als er während der letzten Tage durch ihren Kummer gänzlich niedergedrückt worden. Juanna fühlte ſich äußerſt glücklich, als ſie ihre ſchweſterliche Freundin ſo heiter ſah; ſie ſpielte freiwillig eine ganz untergeordnete Rolle, denn ſie würde es ſich nie haben vergeben können, wenn ſie zu Generoſa's Nachtheil die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Seemannes auf ſich gezogen hätte. Sie war unaufhörlich beſchäftigt, die Anmuth und treffenden Einfälle ihrer Freundin im hellſten Lichte erſcheinen zu laſſen. Eine unſchuldige Liſt, deren die eiferſüchtige Eitelkeit ſo mancher Frau nicht fähig wäre, und die vielleicht manche ſpröde Schöne mit einem häßlichen Namen belegen würde. Sicherlich darf man dieſer freundſchaftlichen Aufopferung Juanna's keine unredliche Abſicht unterſchieben. Als ſie ihrem geliebten Luis zu gefallen ſuchte, hatte da nicht Generoſa Alles gethan, was ſie jetzt gleichfalls verſuchte, um in des

Fremden Herz Liebe für dieſe zu erwecken. Und dieſes Benehmen war weit entfernt, in ſittlicher Verdorbenheit ſeinen Grund zu haben. Unſere europäiſche Bildung, die es in der Verſtellung ſo weit gebracht, hat ſich Geſetze der Moral geſchaffen, von denen Juana keine Ahnung hatte. Auf der Küſte Braſiliens liebt man leidenſchaftlich, ungeſtüm; man verbirgt dieß Gefühl nicht, man geſteht es offen, und Niemand äuſſert ſich unwillig darüber, wenn auch bisweilen dieſe Freimüthigkeit auf Koſten der Scham gebraucht wird, von der wir ſo viel Aufhebens machen, und die doch öfter nur Ziererei iſt, und mit ihrem trügeriſchen Schleier ſo manche Verirrung des guten Geſchmacks bedecken muß.

Jedes Land hat ſeine eigenen Gewohnheiten, ſeine beſondern Freiheiten; und wer kann verlangen, daß junge Mädchen, welche faſt nackt in einem Lande aufgewachſen ſind, wo die Kleidung für beide Geſchlechter faſt nur als Luxus betrachtet wird, welche die ſchönen Gebräuche unſerer ſo verfeinerten, ſo geſitteten und ſo geſchämigen Welt nicht kennen, welche gewohnt ſind, nur auf die Regungen ihres Herzens zu hören, deſſen Stimme durch keine Regeln der Convenienz erſtickt wird; wer kann verlangen, daß dieſe Mädchen die beſcheidene Zurückhaltung der jungen Damen unſerer Erziehungshäuſer haben, denen alle Bewegungen eingelehrt, denen jedes Wort beaufſichtet, und alle Gedanken durch eine altkluge Lehrerin gemodelt werden?

Sie folgen einem Triebe, den der Zuſtand der Geſellſchaft in dem Lande in welchem ſie leben, nicht zurückweißt, der jedoch etwas verwildert iſt, und welchem die Bildung, wenn ſie durch unſere Schiffe dorthin gelangt, nicht ihr Licht, wohl aber ihre gröbſten Laſter bringt. Sie fühlen das Bedürfniß zu gefallen und zu lieben, ſie träumen von den Wonnen der Liebe, aber ihre Tugend beſteht nicht darin, ihre Neigungen zu verläugnen, ſondern ihnen getreu zu bleiben. Kömmt ein Europäer in ihre Mitte, und gebraucht er, um ihre ſo leicht entzündliche Einbildungskraft zu entflammen, alle Künſte unſerer Galanterie mit ihren Aufmerkſamkeiten, ihrer erdichteten Verzweiflung, ihrer Freigebigkeit, ihrer ſtudirten und betrüglichen Beredſamkeit, ſie werden ihm nicht widerſtehen. Oder will man ihnen zumuthen, was man von keiner Frau fordern kann, ſie ſey unter der glühenden Sonne des Aequators, oder in der erſtarrenden Nähe der Pole geboren? Doch kehren wir zu unſern Liebenden zurück.

Lebhaft war der Eindruck, den ſie bei der erſten Zuſammenkunft gegenſeitig auf ſich gemacht, und wir übergehen die Einzelnheiten derſelben, und bitten unſere Leſerinnen, in dem Buche ihrer Erinnerung ein wenig zurückzublättern, und ſie werden ſie treuer und lebhafter geſchildert finden, als unſre ſchwache Feder es vermag. Sie mögen ſich nur in ihr Gedächtniß zurückrufen die verſtohlenen Blicke, die erröthend gewechſelt worden, dieſe Zufälle, die man ſo lange herbeigewünſcht; wie ſich die Füße unter dem Tiſche und die Hände beim Darreichen der Speiſen begegneten; wie man leiſe Anſpielungen fallen ließ, die dem Scharfſinne der übrigen Zuhörer entgehen ſollten, kurz alle dieſe geringfügigen Kleinigkeiten, die für Liebende ſo große Reize haben. Dabei hatten Generoſa und Ferdinand an Joanna und Joaquin zwei ſo wenig läſtige Zeugen; denn Joaquin fand es ſehr angemeſſen, daß ſeine Tochter bei dem Capitain die gefällige, freundliche Wirthin machte, und er hatte viel zu viel Achtung vor Ferdinand, als daß er ſich über die Schmeicheleien und freundſchaftlichen Vertraulichkeiten, die ſich dieſer beſtändig gegen Generoſa erlaubte, hätte aufhalten ſollen. Anderer Seits ſchmeichelte es ihm ungemein, daß ein hübſcher fremder Offizier ſeiner Tochter ſolche Aufmerkſamkeit erwies. Er ſah ſich ſchon im Geiſte als Schwiegervater des franzöſiſchen Capitains, und, als ſolcher, ein ſtattliches Kriegsſchiff befehligen in reicher, geſtickter Uniform, und folglich auch, nach ſeiner Meinung, mit Gold im Ueberfluſſe verſehen; und zu einem ſolchen Range war noch kein Fiſcher der Küſte geſtiegen. Als ſich Ferdinand wieder nach ſeinem Schiffe zurückbegeben hatte, wußte er ſeiner Tochter nichts angelegentlicher anzuempfehlen, als daß ſie dem Senhor Capitain de Sallis nur recht artig begegnen möge.

„Ich werde mein Möglichſtes thun, Vater,“ war Generoſa's Antwort, bei welcher keine Aufforderung weniger nöthig geweſen wäre, als dieſe.

Ehe Ferdinand am folgenden Morgen in der Hütte eintraf, hatte er durch einen Matroſen einige Geſchenke für Generoſa dahin geſchickt, die das Mädchen nicht wenig erfreuten. Sie beſtanden in einem ſeidenen Buſentuch, mit ſilbernen Blumen geſtickt, in weißſeidenen Strümpfen mit farbigen Zwickeln, in niedlichen Zeugſchuhen und in einem Kleide von Muſelin, mit glänzenden Blumen durchwirkt. Dieß war Alles, was er in Noſſa Senhora de Desterro aufzufinden vermochte, um damit ſeine Geliebte zu erfreuen und ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln. Als er in Joaquins Hütte kam, war Generoſa eben beſchäftigt, ſich mit dieſen Herrlichkeiten zu ſchmücken, und die einzelnen Stücken mit großem Vergnügen zu beſchauen. „Außer Donna Pedrilla de Nimenes hat keine Frau im ganzen Dorfe ſolche koſtbare Dinge zum Schmuck an den hohen Feſttagen!“ ſprach ſie zu ſich. Dann hüpfte ſie vor Freude, betrachtete ſich mit großer Selbſtgefälligkeit, ſtellte ſich mit faſt komiſchem Anſtand vor den Spiegel, ſchritt mit vornehmer Würde im Zimmer auf und nieder; endlich aber legte ſie die koſtbaren Schuhe und die Strümpfe, die erſten, die ja ihre niedlichen Füße geſchmückt, aus Furcht, ſie zu beſchädigen, wieder ab, drehte ſie nach allen Seiten, küßte ſie, und legte dieſelben auf einen Tiſch, um den ſie hüpfend und ſingend herumſprang. „O, wie bin ich glücklich! Heilige Jungfrau, ich danke Dir für den Freund, welchen Du mir zugeſendet. Wenn nur Juanna hier wäre, um mit mir dieſe ſchönen Dinge zu bewundern! O, Fernando, Fernando, wie liebe ich Dich!“

Ferdinand, der die ganze Scene mit angeſehen hatte, trat jetzt herein, und Generoſa eilte in ſeine Arme.

„Liebſt Du mich denn, Generoſa?“

„Gewiß liebe ich Sie, Senhor Capitain. Wie ſollte ich Sie nicht lieben, da Sie mich ſo glücklich machen?“

„O, nicht für dieſen werthloſen Flitter will ich geliebt ſeyn, Generoſa; mich, wünſchte ich, daß Du liebteſt, nicht die ſilberne Stickerei dieſes Buſentuchs, nicht dieſe farbigen Strümpfe.“

„Sie, Sie ganz allein liebe ich, Fernando. Dieſe Dinge, die mir ſo viel Vergnügen machen, liebe ich nur deßhalb, weil ſie von Ihnen kommen. Und wenn ich, damit geſchmückt, mich ſtolz fühlen werde, ſo geſchieht es gewiß nicht darum, weil ich durch dieſen Putz alle meine Freundinnen und ſelbſt die reichſten Frauen auf der ganzen Küſte verdunkeln werde, ſondern weil Jedermann ſagen wird, dieſes Kleid, dieſes Buſentuch, dieſe hübſchen Schuhe hat ihr Senhor Fernando, der franzöſiſche Capitain, zum Geſchenk gemacht, welcher ſie liebt, und dieſes wird mir unausſprechlich wohlthun. O, ich liebe Sie gewiß, ich liebe Sie ſchon lange.“

„Schon lange? Ja freilich haſt Du mir ſchon geſtern geſagt, daß Du mich kannteſt, ehe Du mich geſehen hatteſt. Erkläre mir das ſeltſame Räthſel.“

„Nun ich will es Ihnen ſagen. Aber Sie haben ſehr warm; erlauben Sie der armen Generoſa, Ihnen eine Erfriſchung anzubieten, die gewiß, wie ich hoffe, nach Ihrem Geſchmack ſeyn wird. Alsdann laſſen Sie uns, um nicht von der drückenden Hitze hier in der Hütte, an die Sie nicht gewöhnt ſind, beläſtigt zu werden, nach dem Gehölz von Kaffeebäumen gehen, welches nahe bei unſerer Hütte iſt. Dort wollen wir ein wenig plaudern, bis zur Zeit, wo mein Vater zurückkehrt.“

„Ich bin zu Allem bereit, was Du willſt.“

Generoſa nahm hierauf einige Bananenfeigen, ſchälte ſie, und durchſchnitt die erſte in der Mitte. Dann zeigte ſie Ferdinand die innere Oberfläche eines jeden Stückes und ſprach:

„Sehen Sie, da im Herzen dieſer Frucht iſt das Bild unſers Herrn Jeſus am Kreuze!“

„Wohl Generoſa, ich ſehe es. Und nun?“

„Gut, ſo ſchwören Sie mir auf dieſer heiligen Feige, daß Sie mich wahrhaft lieben, und ſtets lieben werden.“

„Bedarf es für Dich eines Schwures, damit Du auf meine Liebe vertrauen kannſt?“

„Verzeihen Sie mir die kindiſche Bitte, dieſen Aberglauben; aber ich bin zu glücklich, daß ich nicht fürchten ſollte, dieſes Glück könne bald ein Ende nehmen; es möchte vielleicht auch nur ein Traum ſeyn.“

Generoſa's Geſicht überflog bei dieſen letzten Worten ein trüber Ernſt, und ein tiefer Seufzer entwand ſich ihrer Bruſt. Ferdinand beeilte ſich, durch die feierliche Betheuerung ſeiner zärtlichen Liebe ſie wieder zu erheitern, und ſogleich kehrte ihre vorige Fröhlichkeit wieder zurück. Sie machte ſich jetzt wieder an die Bereitung der verſprochenen Erfriſchung. Der Saft einer Citrone ward mit Zucker und Rhum über die Feigen gegoſſen, und dieß gab ein eben ſo ſchmackhaftes, als kühlendes Gericht. Sobald ſich die beiden Verliebten hinlänglich erquickt hatten, verließen ſie die Hütte und gelangten durch den Garten in das Gehölz, wo ſie Einſamkeit und Kühle zu finden hofften.

Als ſie einen kleinen Hügel erreicht hatten, der von einer ſchönen Baumgruppe beſchattet wurde, ließ ſich Generoſa auf die Erde nieder, und ließ Ferdinand gerade vor ſich hinſitzen, ſo daß er wie vor einem Ruhebett ſaß, woran er ſich mit ſeinem Rücken lehnte.

„Sitzen Sie ſo gut, Fernando?“

„Herrlich, aber warum nicht an Deiner Seite?“

„Nicht doch! bleiben Sie nur hier. Erſtens ſehe ich Sie ſo beſſer, und dann — — dann habe ich meine Gründe dazu, die ich aber Ihnen zu ſagen nicht für gut finde.“

„Nun bleiben wir ſo: Deine rechte Hand auf meiner Schulter, mein Kopf an deine Kniee gelehnt, meine linke Hand in der Deinen. Aber jetzt erzähle mir, Generoſa, wie es kam, daß du mich ſchon kannteſt.“

„Aber Sie ſpotten nicht über mich, nicht wahr, Senhor Fernando? Ich bin ein ſchlichtes, ſehr unwiſſendes Mädchen, — ich glaube an Träume; aber dießmal that ich gut daran, an ſie zu glauben, weil Sie nun wirklich da ſind.“

„Wie! Alſo im Traum haſt Du mich geſehen?“

„Nicht in Einem, ſondern in mehr als zehn; und gerade, wie ich Sie jetzt vor mir ſehe, ſind Sie mir im Traum erſchienen. Daſſelbe lockige Haar, wie es mir jetzt durch die Finger gleitet, ſo fein und zart, wie die Federn des Guara! Dieß ſind die nämlichen Augen, die mir im Traume in die Seele brannten! Dieß derſelbe Mund, der mir Dinge ſagte, die ich kaum verſtand, und die mir doch das Herz in Verwirrung brachten. Ja Sie ſind es ganz, ich erkannte Sie ſogleich wieder an dem ſchlanken Wuchſe, an der angenehmen Stimme, an dem ſüßen, gütigen Lächeln ihres Mundes.“

„Ei, die kleine Schmeichlerin! Ich glaubte nicht, daß auch die Frauen auf dieſer wilden Küſte die Kunſt zu ſchmeicheln verſtünden.“

„Schmeicheln eine Kunſt! Davon verſtehe ich nichts, Fernando. Ich weiß nicht, was das heißen ſoll.“

„Schmeicheln heißt, einem Andern angenehme, übertriebene Dinge, freundliche Lügen ſagen, die ſeine Eitelkeit kitzeln.“

„O, dann ſchmeichle ich nicht, denn Sie ſind wirklich ſehr hübſch. Wie dieſes Kleid ſo prächtig iſt! Um den Hals herum ganz von Gold. Schweres Gold hängt auf Ihren Schultern; Gold umgibt Ihre Handgelenke! Sie müſſen in Ihrem Frankreich doch wenigſtens ein König ſeyn, daß ſie ſo viel Gold beſitzen.“

„Ein König! nein mein Engel, nur ein Offizier des Königs.“

„Mein Gott! was glänzt ſo an Ihrem Finger?“

„Ein Diamant.“

„O, das iſt doch ein köſtliches Ding um ſolch einen Diamanten, wie Sie ihn nennen. Man kann ihn eben ſo wenig anſchauen, wie die Sonne. Eine Sonne an ſeinem Finger zu tragen!“

„Hältſt Du die Finger für glücklich, welche Diamanten tragen?“

„O gewiß müſſen ſie glücklich ſeyn! Hier iſt noch keiner geſehen worden, ſo viel ich weiß.“

„Würde es Dir Vergnügen gewähren, hier die Erſte zu ſeyn, die mit einem Diamant geſchmückt erſchiene?“

„Vergnügen! Sagt lieber Entzücken, Seligkeit?“

„Hier haſt Du dieſen Ring; er iſt Dein.“

Generoſa hielt ihm die Hand entgegen.

„Nicht doch, Generoſa! Deine Hand ſoll keinen

Schmuck tragen. Sie iſt ſo viel niedlicher; der Ring würde ſie nur verunſtalten.“

Ferdinand nahm den Fuß des Mädchens und ſtreifte den Ring an einen ihrer Zehen.

„So, meine ſüße Freundin, hier muß er bleiben; käme er höher hinauf, ſo würde er verdunkelt, denn die Nachbarſchaft Deiner ſtrahlenden Augen würden ihm nicht zum Vortheil gereichen.“

Generoſa lächelte bei dieſen Worten, welche der Capitain nicht gewagt hätte an europäiſche Damen zu richten, die unſere Sitten und unſere Bildung längſt von der geſchraubten Sprache der altfranzöſiſchen Galanterie entwöhnt haben; in einem halbwilden Lande konnten ſie ihres Eindrucks nicht verfehlen, und man darf ſich nicht wundern, wenn dieſer Hofmannswaldauſche, bis dahin auf Sankt Katharina unerhörte Witz bei dem Fiſchermädchen wunderbar wirkte; ſie drehte ihren Fuß hin und her, ließ den Edelſtein ſpielen, als wollte ſie die Wahrheit jener Worte unterſuchen, die auf ihre Einbildungskraft und natürliche Eitelkeit nicht ohne Wirkung geblieben; ſie ſtand plötzlich auf, lief umher, tanzte, ſuchte die Strahlen der Sonne, wo ſie die Zweige der Bäume durchbrachen, und hatte ihre Luſt daran, den Stein in allen Farben blitzen zu ſehen. Als dieſer erſte Ausbruch einer unſchuldigen Thorheit vorüber war, kam ſie, eine zweite Emmy Robſard, zu ihrem Leiceſter zurück, und fuhr in ihren Fragen fort.

„Aber Sie ſind vermuthlich ſehr reich. Steht Ihr Haus im Walde oder auf dem Strand?“

„Ich habe kein eigenes Haus; einer meiner Landsleute leiht mir ein Zimmer in dem ſeinigen, und dieſes bewohne ich.“

„Da ſind wir armen Fiſcher auf Sankt Katharina reicher wie Sie, denn jeder von uns beſitzt ſeine eigene Hütte.“

„Ein Haus in Europa, mein Kind, beſteht aus vielen Hütten, wovon immer eine über die andere gebaut iſt.“

„Das verſtehe ich nicht. Aber es thut nichts. Wenn Sie nur einen Winkel haben, um mich bei ſich aufzunehmen, denn ſie führen mich doch mit ſich nach Europa?“

„Warum nicht!“

„Sie wollen mich zur Frau in Europa, wie hier?“

„Mein einziges Glück würde es ſeyn, Dich zur Frau zu haben, gewiß Generoſa.“

„Und wer kann Sie daran hindern? Ich wünſche es mehr, als Sie ſich vorſtellen; mein Vater will es ebenfalls; und wenn er auch nicht wollte, ſo haben Sie ja Ihr Schiff, welches ſo ſchnell ſegelt; darin könnten Sie mich mitnehmen auch wider ſeinen Willen.“

„Du wollteſt Deinen Vater verlaſſen, Generoſa?“

„Sie haben Recht! Wir bleiben hier. Ich bin recht gern auf Sankt Katharina; und wenn ich auch großes

Verlangen habe, Europa zu ſehen, ſo will ich doch gern darauf verzichten, da Sie immer hier bleiben werden."

„Das wird ſich finden, mein Engel. Wir ſind jetzt ſo glücklich, warum wollen wir uns die Gegenwart durch Sorge für die Zukunft verderben?"

„Aber ich möchte ganz verſichert ſeyn, daß ich immer bei Ihnen ſeyn werde; darum will ich auch, daß wir eine rechte und wahre Heirath ſchließen, und zwar vor Don Pedro de Nimenes; aber keine Heirath wie Antonia, Ignacia und ſo viele Andre von unſrer Küſte. Dieſe Unglücklichen haben auch Europäer zu Männern genommen, die über das Meer gekommen ſind, gleich Ihnen — entſchuldigen Sie die Vergleichung, mein Fernando; ich weiß recht wohl, daß Sie nicht im Geringſten mit Jenen zu vergleichen ſind. Es waren Befehlshaber von Handelsſchiffen. Dieſe gingen mit den Mädchen zu einem gewiſſen Wilden, der am Saum des Waldes wohnt, und weder Prieſter iſt, noch Offizier, wie Pedrillo, und erklärten vor ihm, daß ſie einander zu Gatten wollten. Dieſe treuloſen Männer haben ſich aber bei der Nacht davon gemacht; ihre Wittwen ſagen, ſie ſeyen im Kriege mit den Indianern umgekommen, weil ſie nicht mehr zurückgekommen ſind. — Sie gehen nicht weg, Ferdinand! Nicht wahr, Sie gehen nicht ſo weg, mein Geliebter."

„Was ſehe ich, Generoſa? Thränen in Deinen Augen? Warum zweifelſt Du an meiner Zärtlichkeit?"

„O, wenn ich eine Wittwe würde, wie Ignacia, ich ertrüge es nicht!“

Generoſa fing bei dieſen Worten bitterlich an zu weinen. Aber die Liebenden beſitzen wunderſame Geheimniſſe, um einander zu tröſten, zu erheitern. Das Geſpräch nahm wieder ſeinen vorigen Gang, doch war der Gegenſtand nicht mehr ſo ängſtigend, nicht mehr grauſamer Zweifel an Ferdinands Treue; ſchmerzliche Beſorgniſſe, trübe Vorempfindungen fanden keinen Raum mehr in der Seele von Joaquins Tochter, nur Liebe erfüllte ſie ganz, Liebe hatte ſie mit ihren beſeligendſten Wonnen überſtrömt. Nur allein in der Gegenwart lebte ſie, denn dieſe hatte ja die Bilder ihrer Phantaſie, die ſeit lange ihre Träume belebten, verwirklicht. Der Gedanke an die Zukunft war in ihr erſtorben.

„Ja, Du liebſt mich, mein Fernando; ich that ſehr unrecht, mich darüber mit unnützer Angſt zu quälen. Ich betrübte Dich durch ungerechten Argwohn, und will ja Alles thun, um Deine Verzeihung zu erhalten. Meine Liebe zu Dir iſt gränzenlos. Ich gehöre Dir, nur Dir allein. Befiehl über Deine Generoſa, wie über eine Sklavin, ich werde Dir in Allem gehorſam ſeyn, denn ich verdanke Dir Alles. Jetzt erſt verſtehe ich meine Gefühle, jetzt erſt fange ich an zu leben, denn nur Liebe iſt Leben.“

Plötzlich unterbrach ſie den Strom ihrer Rede, und Ferdinand, der mit innigem Vergnügen ihr in das liebliche Antlitz ſchaut, das, während ſie ſprach, ſich belebte und immer lieblichere Reize entfaltete, wie die duftende Blüthe, die ſich im Morgenthau neu erſchloß, bemerkte in ihren Zügen einen Schrecken, deſſen Urſache er vergeblich zu erſpähen ſuchte.

„Was iſt Dir? was hat Dich ſo plötzlich in Furcht geſetzt? Warum ſtarrt Dein Blick ſo unverwandt dort hinab? Woher die Eiſeskälte dieſer Hand?“

Generoſa vermochte nur durch einen lauten Schrei zu antworten. Ferdinand ſprang raſch vom Boden auf und eilte nach der Gegend, wohin das Mädchen mit dem Finger zeigte. Er hatte ſeinen Degen gezogen, und nachdem er einige Schritte vorwärts gemacht hatte, rief er:

„Hier iſt nichts zu hören, noch zu ſehen, Generoſa! durchaus nichts, was dich erſchrecken könnte. Vögel ſitzen auf den Bäumen umher, und unſchädliche Inſekten ſpielen im Sande. Wenn es nicht dieſe da iſt,“ fügte er hinzu, indem er ſich niederbückte und einer Klapperſchlange den Kopf abhieb, die wirklich gerade in der Richtung nach der Stelle, wo Generoſa ſich befand, vor ihm vorüber ſchlüpfte. Das Thier wand ſich ſterbend noch einige Augenblicke im Sande, indem es mit den Ringen ſeiner purpurfarbigen Klapper ein lärmendes Geräuſch machte. Ferdinand ſtreifte ſeinen Degen an einem Blatte vom Kaffeebaume ab, und kehrte dann zu ſeiner Freundin zurück.

„Wer wird ſolch ein Kind ſeyn," ſprach er zu ihr, „vor ſolcher Kleinigkeit ſo zu erſchrecken! Sieh, dort iſt der ſchreckliche Feind. Nun? wirſt Du nicht wieder zu Dir kommen, da er todt iſt?"

Generoſa aber zitterte noch, und ihre Augen waren noch immer auf denſelben Fleck gerichtet. Ferdinand mußte ſich noch eine gute Weile gedulden, ehe er ein einziges Wort zur Antwort erhalten konnte. Als ſie ihrer Sprache wieder mächtig war, der ſie der plötzliche Schrecken beraubt hatte, rief ſie haſtig:

„Fort, fort von hier, Fernando! Laß uns nach der Hütte zurückkehren. Hier droht uns Gefahr."

„Sag vielmehr, hier iſt ein herrlicher Ort!"

„Nein, wahrhaftig nicht!" fügte ſie mit faſt erſtickter Stimme hinzu, die einen tiefen Eindruck auf das Herz ihres Geliebten machte, „denn hier lauert der Tod auf uns."

„Der Tod?"

„Ja unter Zügen, die mir nur zu bekannt ſind, und auch hier wird ein Theil meines Traumes in Erfüllung gehen!"

„Sey nicht thöricht, mein Mädchen. Erkläre Dich deutlicher. Weſſen Züge?

„Die Züge eines Mannes."

„Deines Vaters?"

„Wollte Gott, daß dem ſo wäre! Aber es iſt nicht mein Vater, den ich geſehen habe. Es iſt — nein ich kann es nicht ſagen."

„Wie? man droht uns, und du zauderſt, mir den Böſewicht zu nennen?"

Generoſa ſchwieg, ſah ſich nach allen Seiten um, ſchien dann eine Weile nachzuſinnen, dann ſprach ſie wieder: „Dieß iſt ein unſeliges Weſen, ein ſchrecklicher Menſch, der mich liebt, wie ich glaube!"

„Ein Nebenbuhler! O, aus Gnade, aus Mitleid nenne ihn mir, und im Augenblick ſoll er die Kühnheit, Dich zu lieben, und ſein tolles Unternehmen gegen unſer Glück mit ſeinem Leben bezahlen."

Die arme Generoſa ſchwebte in Todesangſt; ſie drückte ihre Hand auf Ferdinands Mund und bat:

„O ſtille, ſtille mein Freund! wenn er es hörte! wenn er käme! Weißt Du auch, daß dieß ein Mann von rieſenmäßiger Kraft, von tollkühnem Muthe iſt?"

Der Capitain verachtete dieſe wohlmeinende Warnung und ſagte:

„Ein Mann von Muth," ſagſt Du, „der ſeinen Feind umſchleicht, um ihn von hinten zu ermorden, das iſt ein Räuber, ein Meuchelmörder, ein erbärmlich elender Schurke. Wenn er meine Worte vernimmt, ſo möge er nur herankommen!"

Generoſa warf ſich auf die Knie nieder vor ihrem Freunde, deſſen laute Stimme die Zweige der Bäume erſchütterte, und flehte zu ihm mit aufgehobenen Händen:

„Führe nicht ſo verwegene Rede, mein Fernando, ich bitte Dich darum. Ich muß Dir geſtehen, ich glaube nicht, daß dieß ein Menſch iſt, ſondern der lebendige Teufel aus der Hölle, der zum Unglück und Verderben der jungen Mädchen in unſer Dorf gekommen. Schon hat er Eine getödtet, und wenn unſre liebe Frau und Jeſus, ihr göttlicher Sohn, nicht mehr vermögen, als er, ſo wird er auch mich tödten. Laß uns nach der Hütte zurückkehren, und uns in Zukunft die einſamen Orte vermeiden. Komm mit mir zur Hütte!“

Ferdinand hob ſie vom Boden auf.

„Gott ſtraft mich,“ fuhr Generoſa leiſe fort, indem ſie ihren Kopf auf Ferdinands Schulter ſenkte, der ihren unſichern, ſchwankenden Schritt unterſtützte.

„Und warum ſollte er Dich ſtrafen, Du biſt ja ſo gut, ſo artig!“

„Vielleicht, weil ich Dich liebe.“

Als ſie dieſe Worte ſprach, ſchlug ſie mit einem tiefen Seufzer ihre ſchönen Augen, in denen Thränen ſchimmerten, mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Wehmuth zu Ferdinand auf. Ihr Schmerz bewegte ihn, er preßte ſie an ſeine Bruſt, und drückte einen glühenden, feurigen Kuß auf die Stirne ſeiner geliebten, angebeteten Generoſa. Da ziſchte eine Kugel an den Ohren des Capitains vorüber, und Generoſa ſank ohnmächtig zur Erde nieder. Die erſte Bewegung des Seemanns war, nach dem Orte hinzueilen, von wo der

Schuß hergekommen. Allein das Gehölz war ſehr dicht, und er vernahm nur noch das Geräuſch von den Schritten eines fliehenden Menſchen. Sehen konnte er nichts mehr. Auf einem ſchmalen Fußweg, auf welchem er vorwärts eilte, bemerkte er friſche Fußtritte in dem Sande, die von ſeinem eiferſüchtigen Nebenbuhler herrühren mochten. Alles weitere Nachforſchen war vergebens. Nur ſah er am Boden ein Meſſer, welches der Flüchtige wahrſcheinlich in der Eile verloren hatte. Er beſah es genau, wie man eine Sache zu prüfen pflegt, die man zu kennen glaubt, von der man aber nicht mehr weiß, wo man ſie zuerſt geſehen; aber ſeine Aufmerkſamkeit wandte ſich bald wieder davon ab nach einem wichtigern Gegenſtand, denn Generoſa erforderte jetzt ſeine Sorgfalt, und er eilte ihr zu Hilfe. Aber wie groß war ſein Erſtaunen und ſein Schmerz, als er ſie nicht mehr an der Stelle fand, wo er ſie verlaſſen. Unbeweglich blieb er ſtehen, und ſchaute ſorgfältig nach allen Seiten umher; vorwärts und rückwärts, links und rechts ſchweiften ſeine Blicke, aber nirgends war eine Spur von ihr zu erblicken. Er ſann über dieſen ſeltſamen Vorfall nach, und allerlei widerſprechende Gedanken durchkreuzten ſich in ſeinem Gehirn: „Sollte dieß eine abgeredete Liſt ſeyn? Hätte das Mädchen ein ſchändliches Spiel mit mir getrieben? Wäre ſie die Mitſchuldige eines Mörders? Doch was könnte ihr Zweck dabei ſeyn? O nein, es iſt unmöglich! Weg mit ſolchen Gedanken! Generoſa liebt mich; ſie hat ſich mir ſo gänzlich, ſo vertrauungsvoll hingegeben, daß man ſie unmöglich für ein ſo entartetes Weſen halten kann. Aber wer iſt dieſer Nebenbuhler? Iſt es einer der Wilden aus den blauen Bergen? oder iſt es nicht eher ein Fiſcher von dieſer Küſte? aber welcher? Generoſa muß mir ihn nennen. Ja bei Gott, jetzt weiß ich, wer er iſt. Jetzt erkenne ich auch dieſes Meſſer wieder. Es iſt die Waffe jenes Tollkopfes, den mein Boot des Nachts zu uns an Bord der Unſteten gebracht hat, und der von Don Pedrillo zu einer Geldſtrafe verurtheilt wurde. Es iſt kein Zweifel mehr, und Alles, was mir begegnet iſt, erklärt die Worte, welche mir meine Offiziere hinterbracht haben: ich liebe ein ſchönes, anmuthiges, kluges Mädchen; wenn Einer von euch ſie anzublicken wagt, dann weh' ihm! Ja, ja, dieſer Menſch iſt mir aufſäßig, weil ich glücklicher bei Generoſa bin, wie er, und als Fremder bei dem portugieſiſchen Richter ſeine Beſtrafung bewirkt habe. Aber was iſt aus Generoſa geworden? Während ihn dieſe Gedanken beſchäftigten, durchſtöberte und durchſuchte er das ganze Gehölz nach dem Fiſchermädchen, das ſo ſchnell und auf ſo beſondere Weiſe verſchwunden war; er focht dabei mit ſeinem Degen unaufhörlich in der Luft, als erwarte er einen viel mächtigern Feind, als die Klapperſchlange, der er ſo eben den Kopf abgehauen. So kam er zu der Hütte des alten Fiſchers; an der

Schwelle ſteckte er den Degen in die Scheide und trat hinein; aber kein Menſch iſt in der Hütte. Er ruft mit lauter Stimme, Generoſa antwortet ihm nicht. Wo mag ſie ſeyn? Iſt ſie in dem Gehölz zurückgeblieben; hat er den Weg verfehlt, als er ſie ſuchte? Soll er nach dem Wäldchen zurückkehren, oder in das Dorf gehen. Aber wenn Miguel Perez — denn er zweifelt nicht mehr, daß dieſer der Unbekannte ſey, der ihm nach dem Leben getrachtet — wenn dieſer etwa Generoſa nach ſeinem Hauſe gebracht hätte. Wenn er es wäre, der die Ohnmächtige weggetragen?

Ferdinand kam wieder aus dem Hauſe Joaquins heraus voll Unruhe und Verwirrung. Ein alter Mann begegnete ihm; dieſen fragte er:

„Wo iſt die Wohnung von Miguel Perez, mein Freund?“

„Dort unten, rechts, Senhor Franzoſe, die letzte Hütte. Aber Sie werden ihn nicht zu Hauſe antreffen; denn er iſt ſeit dieſen Morgen auf dem Fiſchfang.“

„Auf dem Fiſchfang? wißt Ihr das gewiß?“

„Ich hab ihn abfahren ſehen, das iſt Alles, was ich Euch ſagen kann, Senhor. Aber wartet ein Wenig, ich will nachſehen, ob ſeine Piroque bei den Unſrigen am Ufer liegt... Wahrhaftig, ja, er iſt zurückgekommen, dort iſt die ſchwarze Piroque. Das iſt ſehr ſonderbar. Er muß irgend Etwas ſehr Dringendes zu thun gehabt haben, irgend einen ſchlechten Streich; denn er iſt der ſchlechteſte Geſelle auf der ganzen Küſte — Ihr werdet es ihm aber nicht wieder ſagen, Senhor Franzoſe! — Jedermann zittert vor ihm. Wäre ich nur noch jünger; ich würde mich nicht vor ihm fürchten; aber in meinem Alter — —“

Der Capitain war ſchon weit entfernt, als der alte Mann noch ſprach. Ferdinand hatte bald die Thüre von Miguels Hütte erreicht, und dieſer ſchien ſehr verwirrt, als er ihn eintreten ſah. Dieſer Eindruck entgieng dem Capitain Sallis keineswegs. „Ich komme zu Dir, Miguel, um Dir einen guten Rath zu geben.“

„Ich brauche keinen Rath von einem Fremden,“ antwortete Perez trotzig, indem er unmuthig die Augenbraunen zuſammenzog.

„Miguel,“ ſprach der franzöſiſche Offizier weiter, indem er die Hand an ſeinen Degen legte, „Du wurdeſt von dem Richter Don Pedrillo zu einer Geldſtrafe verurtheilt, mir aber wollteſt Du ſie bezahlen.“

„Ihnen?“

„Aber Du haſt Dich doppelt geirrt; einmal iſt es Don Pedrillo, an welchen Du zahlen mußt, und dann muß die Summe in Silber, und nicht in Blei entrichtet werden.“

„In Blei, Senhor Capitain?“

„Ich habe Deine Münze nicht geſehen, aber gehört.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Ich will mich deutlicher erklären.“

Er gieng hierauf näher auf Miguel zu, der gegen die Wand ſeiner Hütte ſaß, und eine Bewegung machte, um aufzuſtehen.

„Nein, bleibe nur hier ſitzen, und merke wohl, was ich Dir ſage. Miguel Perez — Du haſt dieſen Morgen mit dieſem Gewehr, das hier neben Dir in der Ecke ſteht, nach mir geſchoſſen, während ich in dem kleinen Gehölz von Caffebäumen hinter der Hütte des alten Joaquin mit —“

Ehe Ferdinand den Namen der jungen Braſilierin ausſprach, hielt er eine Weile inne, um die Wirkung zu beobachten, welche die Entdeckung, die er Perez zu machen im Begriff ſtand, auf ihn machen würde.

„Mit?“ — wiederholte der Fiſcher.

„Mit einem entzückenden Mädchen, mit der ſchönen Generoſa.“

Miguel biß vor Wuth die Lippen zuſammen und ballte die Fäuſte.

„Du liebſt Generoſa,“ fuhr der Capitain fort, „aber ſie haßt Dich.“

Da fuhr Perez mit wüthender Stimme heraus: „Sie haßt mich! Wer ſagte es Dir, Franzoſe?“

„Sie ſelbſt.“

„Generoſa! — O, ſie ſagte es Dir wahrſcheinlich, als Du ſie beinahe mit Deinen Küſſen erſtickteſt, als

Du in anbetender Bewunderung vor ihr hingeſunken warſt, wie vor dem Bilde einer Heiligen.“

„Sie hat mir noch mehr geſagt.“

„Bei meiner armen Seele! ich gäbe dieſen Arm, dieſes Bein, und die ewige Seligkeit, die mich im andern Leben erwartet, dafür, wenn ſie zu mir geſagt hätte, was ſie Dir hierauf geſagt hat.“

„Sie ſagte mir, daß ſie mich liebe.“

„O ja, ſie liebt Dich — und ich habe es geſehen, und zwar in dem Augenblick, als ich anfangs auf Dich anlegte; aber ich hätte ſie wahrſcheinlich mit getödtet, und ſie ſoll, ſie muß noch leben; denn ſie wird mich einſt noch lieben, dieſe Stolze, die uns Braſiliern die Europäer vorzieht.“

„Sie liebt mich, und ich bete ſie an; deßhalb bin ich Dein Feind, Perez. Aber ich muß Dir nur ſagen, daß es ſchlimm für Dich ausfallen möchte, wenn Du wagſt, den Krieg fortzuſetzen, den Du begonnen haſt. Nimm Dich in Acht, ich bin ein furchtbarer Gegner, wenn es gilt.“

Miguel betrachtet mit grimmigen Augen des Capitains Geſtalt, die mehr den Anſchein von Zierlichkeit, als von großer Kraft hatte, und brach in ein lautes Gelächter aus, das ſeinen Unglauben ausdrücken ſollte.

„Du zweifelſt daran? hüte Dich, mich zu zwingen, die Probe zu machen. Hier, nimm Dein Meſſer wieder, welches ich gefunden, ich gebe es Dir zurück; aber ſieh meinen Degen an, der hier ruhig an meiner Seite hängt, wenn er aus ſeiner Scheide fährt — — —"

Er endete ſeine Rede nicht, und nachdem Miguel das Meſſer wieder in ſeinen Gürtel geſteckt hatte, faßte er ihn bei der Hand, die er mit gewaltiger Kraft drückte.

„Du ſiehſt, daß eine Waffe, wie die meinige, von dieſem Arm geführt, wohl Furcht einflößen kann. Don Pedrillo wird Deinen Mordverſuch von dieſem Morgen von mir nicht erfahren; auch Generoſa wird gegen Niemand davon reden. Pedrillo würde Dich feſtnehmen laſſen, und er hätte Recht. Ich will nicht, daß Du geſtraft werdeſt; aber nur unter einer Bedingung ſoll Dir die Strafe erlaſſen ſeyn.

„Bedingungen!" rief Perez und ſtampfte wild mit dem Fuße.

„Ja, unter einer Bedingung," erwiederte mit großer Kaltblütigkeit Sallis, dem dieſe Ruhe, die er zu behaupten wußte, bedeutenden Vortheil gewährte; „höre ſie: Du verſprichſt mir jetzt auf der Stelle, daß Du mir nirgends mehr in den Weg treten, und Dich nimmer mehr Deinem Rachegefühl überlaſſen willſt, das Dich ſchon einmal zu einem meuchleriſchen Anſchlag gegen mich verleitet hat. Meine Matroſen ſind mir ergeben, ſie werden Dich beobachten, und wenn Du Dir es einfallen läſſeſt, Dein Meſſer zu ziehen, oder Dein Gewehr zu laden, ſo werden ſie

Dich wie einen Hund todtſchlagen. Wenn ich aber Dich wo anders, als im Dorf oder am Strande, wenn Du Deinen Geſchäften als Fiſcher nachgeheſt, antreffen ſollte, ſo werde ich Dich niederſtoßen. Bedenke auch, daß Generoſa Nichts Unangenehmes zuſtoßen darf, daß Du ihren Anblick vermeiden mußt und mit Deinem Leben mir dafür haſteſt, wenn Du ſie durch Dein Begegnen erſchrecken ſollteſt. Für jetzt lebe wohl. Du weißt, wer ich bin, und was mein Wille iſt; präge Dir ja in Dein Gedächtniß, was der Capitain Fernando zu Dir geſprochen, und daß er Dich von nun an nimmer verſchonen wird."

Vor innerer Wuth und vielleicht auch vor Verwirrung vermochte Miguel keine Antwort zu geben. Er ließ Ferdinand weggehen, ohne ſich von ſeinem Sitze zu erheben; und geraume Zeit nachher ſaß er noch auf der nämlichen Stelle in tiefem Sinnen verloren, indem er laut mit ſich ſprach, hell auflachte, mit geballter Fauſt ſich auf die Bruſt und vor die Stirne ſchlug. Er befand ſich in einem Zuſtande der äußerſten Aufregung, bei welcher es zweifelhaft ſchien, ob der Unmuth über gekränkten Stolz, der Aerger über den Fehlſchuß im Gehölze, mit dem er ſicher zu treffen geglaubt, die Wuth über die Demüthigung, die ihm ſo eben von einem Fremden widerfahren, oder die Verzweiflung getäuſchter Liebe das vorherrſchende Gefühl war.

Ferdinand war überzeugt, daß Generoſa nicht von Miguel weggebracht worden; er hatte ſie nirgends geſehen, und hatte doch ſorgfältig überall in der Hütte umhergeſpäht, ehe er ſeine Rede an denjenigen richtete, den er für den Räuber gehalten. Er kehrte nun wieder nach Joaquin's Wohnung zurück, wo eben auch Generoſa in Begleitung ihrer Freundin Juanna eintraf. Sie erklärte ihrem Geliebten, wie es mit ihrem Verſchwinden zugegangen. Als ſie in dem Wäldchen wieder zu ſich kam, und ſich allein ſah, überfiel ſie eine peinliche Furcht, die ſie nicht bemeiſtern konnte; ſchreckliche Vorſtellungen verwirrten ihre Sinne, und in ihrer Herzensangſt flüchtete ſie zu ihrer Freundin. Ferdinand bot alle ſeine Zärtlichkeit auf, um ſie zu tröſten, und die Wirkungen ihrer Furcht zu zerſtreuen. Er ſagte ihr jedoch Nichts von ſeinem Beſuche bei Perez, und als Joaquin zurückkam, fand er das Kleeblatt in der heiterſten, fröhlichſten Stimmung, und ihn zum Abendeſſen erwartend. Dieſer hatte unterwegs einen Offizier der Brigg getroffen, der den Capitain aufſuchte, und da der Fiſcher der Meinung war, Herr von Sallis könne wohl nirgends anders zu finden ſeyn, als bei ſeiner Tochter, ſo brachte er den jungen Seemann mit nach der Hütte. Der Offizier, welcher in der Abſicht gekommen war, von Ferdinand Befehle einzuholen, ward von Generoſa genöthigt, beim Abendeſſen zu bleiben, und nach der Landesſitte bot ihm dieſe zuerſt ſehr leichten, aber äußerſt angenehmen Kaffe an. Nachdem man vom Tiſche aufgeſtanden war, ſagte der Seekadett zu ſeinem Obern:

„Befehlen Sie, daß das Boot, in welchem ich gekommen bin, zu Ihren Dienſten hier bleibe, oder ſoll ich *das Ihrige ſpäter ſchicken?*“

„Nein, mein Freund, ich brauche für dieſen Abend kein Boot;“ antwortete der Capitain; „ich werde dieſe Nacht nicht an Bord ſchlafen. Ich finde hier eine freundliche Aufnahme.“

„Und liebenswürdige Wirthinnen, Capitain!“

„Da ich morgen ſehr frühe auf die Jagd gehen will, ſo werde ich mein Nachtlager in dieſem Hauſe nehmen.“

Ferdinand ſprach dieſe Worte in ſehr ernſtem Tone, und obgleich der Seekadett nicht im Dienſte hierher gekommen war, deſſen Strenge ihm keine erläuternde Bemerkungen erlaubt hätte, ſo unterdrückte er doch ein Lächeln, das ſich ihm unwillkührlich auf die Lippen drängte; er pries nur im Stillen ſeines Capitains Glück. Er ſollte zum Schlafen an Bord des Schiffes gehen, wenn er ſchon in der Hütte eines Fiſchers, welcher der Gatte einer jungen, hübſchen Frau war, gleichfalls eine liebreiche Aufnahme gefunden hätte.

„Kehren Sie an Bord zurück, und laſſen Sie mir meinen Hund und meine Jagdgeräthe bringen, mein lieber Dameriſle. Sagen Sie dem erſten Lieutenant, ich laſſe ihm die größte Wachſamkeit anempfehlen.

Sagen Sie den Herrn Offizieren, daß ich ihnen erlaube, ſo oft ſie wollen, an's Land zu kommen, nur ſollen ſie nicht die nöthige Vorſicht in Rückſicht der Einwohner außer Acht laſſen. Jeden Tag kann auch ein Viertheil der Mannſchaft an's Land gehen, vom Frühſtücke an bis zum Anbruche der Nacht; kommt mir aber irgend eine Klage zu Ohren, ſo wird in Zukunft Niemand mehr das Schiff verlaſſen."

Das Boot fuhr ab, und kam bald wieder mit den Jagdgeräthſchaften und Sabord, dieß war der Name von des Capitains Hund, zurück. Ehe man ſich zum Schlafengehen anſchickte, brachte Generoſa ihrem Vater und ihrem Geliebten Gefäße mit Waſſer zum Fußwaſchen. Dieſe Sitte findet ſich bei den meiſten Naturvölkern, und hat ſich in einigen Ländern aus dem gaſtfreundlichen Alterthume erhalten, in denen noch mancherlei Gebräuche angetroffen werden, die ſonſt nur ſehr ſelten noch ausgeübt werden. Dann breitete Generoſa eine Binſenmatte über einer Baumwollenmatratze aus, und wies ſie ihrem geliebten Fernando zum Lager an; ſie wünſchte ihm mit holder Freundlichkeit einen ruhigen Schlummer, und zog ſich in die andere Abtheilung der Hütte zurück, wo ihre Hängmatte neben der Matte ihres Vaters bereitet war. Ferdinand band ſeinen Hund vor der Thüre an, damit er von Außen die Wohnung bewachen ſollte, vielleicht auch aus Beſorgniß, er möchte in der Hütte ſelbſt zu wachſam ſeyn. Er hatte es nicht gewagt, Generoſa um eine nächtliche Zuſammenkunft zu bitten, denn das Haus ſeines Wirths ſchien ihm heilig, und dann ſchlief der alte Fiſcher mit ſo argloſem Vertrauen, daß es ihm unredlich ſchien, daſſelbe zu täuſchen. Als er indeß im Begriff ſtand, ſich auf ſein Lager hinzuſtrecken, gieng er noch einmal an die Thüre des Nebenzimmers, um der Geliebten zum letztenmal eine gute Nacht zu ſagen. Allein ihr Bette war von einer Art von Vorhang umgeben, der ſie ſeinen Blicken entzog. Mißmuthig kam er wieder zurück, legte ſeine Uniform ab, und lud ſeine Flinte, mehr aus langer Weile, als aus Vorſicht. Dann legte er ſich nieder. Eine Zeit lang blieb Alles ruhig und ſtill. Eine Lampe brannte in dem Gemache, welche Joaquin auszulöſchen verboten hatte, damit man den Gaſt ſchnell bedienen könne, wenn er während der Nacht Etwas verlangen würde, wozu ihm der helle Mondſchein nicht hinreichend ſchien.

Aufgeregt durch die Ereigniſſe des Tages, konnte Ferdinand nicht ſobald den Schlaf finden; Generoſa wachte in ſeiner Nähe. In Beiden regten ſich dieſelben Gefühle, wachte daſſelbe Verlangen, ſtiegen dieſelben Wünſche auf; zuletzt aber war Ferdinand in jenen bewußtloſen, wonnigen Zuſtand zwiſchen Wachen und Schlafen geſunken, wo Traum und Wirklichkeit vor dem ſchlaftrunkenen Blick ſeltſam in einander verſchwimmen, und tauſend lockende Bilder ſeliger Hoffnungen die Sinne umgaukeln, täuſchende Traumbilder von Gold und ſchimmerndem Glanze, von dem erfüllten Sehnen des Ehrgeizes und dem ſüßen Getändel der Liebe; von allen möglichen Täuſchungen erträumten Glücks. Endlich ſchlummerte er völlig ein.

Generoſa aber vermochte kein Auge zu ſchließen. Aufmerkſam lauſchte ſie auf jedes Geräuſch; doch ſie vernahm nichts, als die leiſen Athemzüge ihres Gaſtes und Sabord's klagendes Winſeln vor der Thüre. Sie vermochte nun nicht länger dem Verlangen zu widerſtehen, die Geſtalt desjenigen in der Nähe zu bewundern, durch den ihr Daſeyn erſt eigentlichen Werth für ſie gewonnen. Lange hatte ſie mit ſich gekämpft; aber das Verlangen war zu mächtig. Augenblicklich war ſie neben Ferdinands Lager; ſie belauſchte ſeinen Schlummer, ſie ſuchte aus ſeinen Zügen die Gedanken zu errathen, die ſeine Träume beſchäftigten; ſie horchte, ob nicht unter den friedlichen Athemzügen ein Name ſeinen Lippen entſchlüpfen würde; ſie wehrte mit ängſtlicher Sorgfalt den unbeſcheidenen Mücken, die ſich ſeinem Antlitze näherten. O, wie gerne hätte ſie auf Ferdinands Stirne einen leiſen Kuß gedrückt, wie der, den ſie dieſen Morgen von ihm erhalten. Sie beugt ſich zu ihm nieder, kauert neben das Lager hin, faltet die Hände, blickt ihn an und betet. Wie reizend iſt ſie ſo; ſo rein und doch voll glühenden Verlangens, in dem

Anblick des Geliebten verſunken; die langen Haare wallen feſſellos über die entblößten Schultern, der ſanft wallende Buſen wird von ſchimmernden Wonnethränen benetzt, die wie ſtrahlende Perlen über die blühenden Roſenwangen herabträufeln. Das duftige Licht des Mondes zeigt nur unbeſtimmt die ſchlanken Umriſſe ihrer Geſtalt, aber die helleren Strahlen, die die Lampe in dem Gemache umherwirft, erhellen deutlicher die ſchönen Züge ihres Geſichts; und dieſe zweifache Wirkung des doppelten Lichts giebt dieſer niedergebückten Geſtalt das zauberhafte Anſehen, das jene wohlthätigen Weſen nach der Sage des Orients annehmen, welche die Reiſenden während der Nacht in den Karvanſerai's beſuchen, um ihre Lager mit Wohlgeruch zu durchräuchern, und ſüße, lockende Traumbilder der Seele der Schlummernden vorüber zu führen. Keine Bewegung, kein Zucken der Augenwimpern iſt zu bemerken; ſtarre, völlige Unbeweglichkeit iſt über der Geſtalt ausgegoſſen. Das Leben ſcheint aus dieſem Körper gewichen zu ſeyn, nur der Geiſt allein iſt noch thätig.

Schnell wird indeſſen Generoſa aus dieſer bewegungsloſen Stellung erweckt. Sabord wird unruhig vor der Thüre, und fängt an zu knurren, und Generoſa fürchtet, Ferdinand könne dadurch geweckt werden. Sie muß ſich entfernen. Aber ſoll ſie wegeilen, ohne ihren Wunſch erfüllt zu haben, einen Wunſch der ſo rein, ſo ſchuldlos iſt. Sie kehrt wieder um, ſtützt leiſe die Hände auf die Matte, neigt das Haupt gegen des Geliebten Stirne — — da läßt ſich Sabords Stimme auf's Neue hören. Jetzt gilt es Eile! Aber es iſt zu ſpät. Der Hund fängt laut zu bellen an, er verräth ſeinem Herrn eine nahende Gefahr. Ferdinand erwacht, und indem er die Augen öffnet, glaubt er eine bekannte Geſtalt zu erblicken, die ſich von ihm entfernt; er ſtreckt die Hand aus, ſie zu faſſen, aber die Erſcheinung verſchwindet wie ein dunſtiges Nebelbild. Sabord lärmt jetzt laut und heftig. Der Kapitain ſteht von ſeinem Lager auf, nimmt ſeine Flinte, öffnet die Thüre und, verſteckt hinter dem Stamm des alten Bananenbaums, ſpäht er eine Weile umher. Er bemerkt einen Menſchen, der ſich eben in der Dunkelheit des Schattens zu verbergen und in den Schutz einer benachbarten Hütte zu fliehen ſucht.

Ein Flintenſchuß, dem ſogleich ein Andrer antwortet, lautes Klagegeſchrei, das ſich ſchnell entfernt, ſchwächer wird und endlich ganz verſtummt — dieß iſt Alles was Joaquin und Generoſa von dem Vorfall wahrnehmen, nachdem ſie jetzt eilig herbeigekommen.

„Das iſt ſonderbar,“ ſprach der alte Fiſcher, „die Stimme kommt mir bekannt vor.“

„Es wird ein Dieb ſeyn, der erfahren hat, daß wir einen reichen franzöſiſchen Kapitain in unſerer Hütte beherbergen, und ihn zu beſtehlen Luſt hatte.“

„Generoſa hat Recht,“ ſprach Ferdinand, „es muß ein Dieb ſeyn.“

Die Nachbarn erſchienen an den Fenſtern ihrer Hütten; man ſprach verſchiedentlich über dieſen frechen Ueberfall, und bald ſank Alles wieder in die vorige Ruhe und Stille. Eine Viertelſtunde nachher langte ein bewaffnetes Boot am Strande an, welches der erſte Lieutenant an's Land geſchickt hatte. Der Offizier der Wache wollte den Kapitain ſprechen, und klopfte an der Hütte Joaquins.

„Hier ſind wir, Kapitain,“ ſprach er im Eintreten. „Was iſt vorgefallen? Wir waren Alle in Sorge, als wir erfahren hatten, daß Sie die Nacht am Lande unter den verfluchten Wilden zubringen wollten. Lieutenant Herpie befürchtete eine Verrätherei, und befahl mir, mich bereit zu halten, um an's Land zu gehen. Nach der Runde machte ich eben noch eine Fahrt auf der Rhede mit einem Theil der Nachtwache, als wir zwei Schüſſe hörten, die gerade in der Richtung fielen, wo die Hütte iſt, in der wir Sie wußten. Befehlen Sie, daß wir in dem Dorfe Nachſuchung anſtellen, um den Schuldigen zu finden?“

„Nein, mein Freund, es iſt nicht nöthig; ich bin verſichert, daß jede Gefahr vorüber iſt, wenn anders je welche vorhanden war. Sie aber, Senhora, bitte ich, ſich wieder zur Ruhe zu begeben. Es thut mir wahrlich ſehr leid, daß dieß unangenehme Ereigniß Sie in Ihrem ſüßen Schlummer geſtört hat, Senhora,“ fügte er gegen Generoſa gewendet hinzu.

Indem er dieſe letzten Worte ſprach, heftete er ſeinen Blick feſt auf Generoſa, ob er nicht vielleicht Aufklärung über einen andern Vorfall dieſer Nacht erhalten könnte. Die ſchöne Braſilierin ließ nicht das Geringſte merken, was ihren Antheil an ſeiner Traumerſcheinung verrathen hätte, und antwortete ihm in ganz unbefangenem Tone:

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden, Senhor Kapitain, für Ihre Aufmerkſamkeit; aber ich werde mich nicht mehr niederlegen; es würde mir doch unmöglich ſeyn, wieder einzuſchlafen; die Furcht, der Dieb möchte wiederkehren, würde mich doch wach erhalten. Da wir aber doch nun einmal Alle ſo früh aufgeſtanden ſind, will ich Ihnen Kaffe bereiten, und ein Frühſtück zurichten, damit Sie nicht nüchtern auf die Jagd gehen. Mein Vater und ich werden Sie alsdann bis zu dem Eingange des Waldes begleiten, um Ihnen den nächſten Weg zu bezeichnen, auf dem Sie wieder zu uns zurückkommen werden. Nicht wahr? mein Vater.“

„Von Herzen gerne, meine Tochter!“

Das Frühſtück ward eingenommen, und mit dem Anbruche des Tages machte man ſich auf den Weg. Der Kapitain gab ſeiner Geliebten den Arm, und plauderte ſcherzend ganz leiſe mit ihr; Joaquin ging mit dem Seekadetten vor ihnen, und Sabord, ſeiner Bande entledigt, ſprang fröhlich umher, lief voraus, kam wieder zurück, wälzte ſich im Graſe, unterſuchte die unbekannte Gegend, ſchnüffelte in der Luft nach den ungewohnten Düften, die ſeinen Geruch reizten, und machte endlich aus Freude alle ſeine Künſte. Am Ende des Dorfes, in der Nähe eines kleinen Gehölzes, begegnete unſern Jägern Miguel Perez, der ſehr in Verlegenheit gerieth, als er die Geſellſchaft bemerkte. Er wollte ihnen ausweichen, indem er unter die Bäume trat, aber Joaquin rief ihn an.

„Wo Teufels gehſt Du denn hin? Willſt Du in Manoels Pflanzungen Fiſche fangen? Du kehrſt ja dem Meere den Rücken, mein Junge!“

Als er bemerkte, daß Miguel den Arm in einer Binde trug', fügte er hinzu:

„Ah, Du haſt Dich verwundet, daß Dein Arm verbunden iſt?“

„Ja, ich habe mir geſtern Abend die Hand beſchädigt,“ erwiederte Perez, indem er ſich alle Mühe anthat, ruhig zu ſcheinen.

„Nimm Dich in Acht, Miguel,“ erwiederte Joaquin, „bei dieſer großen Hitze werden die Wunden öfters ſehr ſchlimm.“

Miguel dankte mit einem leichten Kopfnicken, und ließ den Seekadetten und Joaquin bei ſich vorüber gehen, und wartete bis Ferdinand und Generoſa ihm nahe kamen. Generoſa war erblaßt bei ſeinem Anblicke. Als ſie ganz dicht bei ihm war, grüßte er ſie, und ſprach höhniſch:

„Die Morgenluſt bekommt Ihnen nicht gut, Senhora, denn Sie haben nicht Ihr gewöhnliches, friſches Ausſehen.“

Generoſa beantwortete dieſen Scherz mit Verachtung; ſie wandte ſich von ihm ab, um den Anblick dieſes Menſchen zu vermeiden, deſſen unvermuthete Gegenwart in dem Gehölze ſie Tags zuvor ſo erſchreckt hatte. Ferdinand betrachtete ihn mit derſelben Kaltblütigkeit, die bei ihrer Unterredung ſolchen Eindruck gemacht, und winkte ihm, ſeines Wegs zu gehen. Miguel verſtand ihn, und ſagte, indem er den Hut abzog:

„Glückliche Jagd, Senhor Franzoſe!“

„Ich danke, Senhor Perez; ich denke ſchon glücklich zu ſeyn; ich habe ein treffliches Gewehr; erſt dieſe Nacht machte ich auf ein zweifelhaftes Wild eine Probe damit, und ich meine nicht, daß ich gefehlt habe.“

Miguel hätte viel darum gegeben, wenn er ſeinen unſeligen Arm hätte verbergen können, auf den der Kapitain, indem er die letzten Worte ſeiner Rede langſam ſprach, unverwandt ſeine Augen heftete. Aber er mußte dieſen bittern Kelch bis auf die Neige leeren. Er ſetzte ſeinen Weg fort, und wir haben nicht nöthig unſern Leſern ſeine Stimmung zu ſchildern; Jeder wird ſie errathen.

Einige Tage ſpäter wurde der ganze Staab der Unſteten zu einem Feſte geladen, welches der reiche Manoel, oder vielmehr ſeine Mutter, geben wollte. In Europa ſagt man gewöhnlich, man giebt einen Thee, ein Gaſtmal, einen Ball, aber auf der Küſte Sankt Katharina giebt man ein Jeſusfeſt, oder einen guten Jeſus. Der gute Jeſus muß eigentlich nur den Namen leihen zu einem ſonſt ganz weltlichen Feſte, wenn ſchon dabei religiöſe Gebräuche den Vergnügungen zum Vorſpiel dienen.

Ehe wir zur Beſchreibung dieſes Feſtes übergehen, müſſen wir vorher bemerken, daß unſere Seeleute ſchon ganz einheimiſch in der Kolonie waren, und daß Jeder irgend einen angenehmen Unterhalt gefunden, der ihm die Entfernung von der Heimath weniger empfindlich machte. Es gab keinen unter der Schiffsmannſchaft, der nicht ein Liebesverhältniß angeknüpft hätte, wenn wir den alten Offizier ausnehmen, deſſen ſich unſere Leſer wohl noch erinnern werden, wie wir hoffen, und deſſen Bekanntſchaft ſie beim Mondſchein in jener Nacht gemacht, die der Ankunft des Schiffes auf der Rhede von Caiera folgte, wo er ſich in dem Boote befand, welches damals von Miguel angefallen ward. Dieſer kam nur äußerſt ſelten an's Land, ſo lange die Unſtete vor Anker lag, und man ſah ihn faſt beſtändig an Bord mit dem Ringkragen, als Zeichen des dienſtthuenden Offiziers, um den Hals, indem er die Wachen für die jüngern Offiziere übernahm, welche die Liebe zu einem zärtlichen Stelldichein im Walde, oder im Schatten der Bananenbäume irgend eines Gartens an's Land rief. Er war ein vortrefflicher, gefälliger Mann, der ſchon längſt die Thorheiten abgelegt hatte, welche die Jugend ſo ernſtlich beſchäftigen, der niemals unwillig ward, es ſtets an ſeinem Platze fand, wenn Andere ſich Vergnügen machten, und ſich einem faſt beſtändigen Aufenthalte auf der Brigg unterzog, um ſeinen Gefährten die Freiheit zu laſſen, von der ſie einen ſo angenehmen Gebrauch zu machen verſtanden. Man nannte ihn gewöhnlich nur den Vater Armand.

Endlich erſchien der Tag, den die Senhora Margarita für das Feſt beſtimmt hatte; bei der Ablöſung der Wache ſtellte ſich Vater Armand von ſelbſt ein, um den Dienſt zu übernehmen, obgleich der Kadett, an dem die Reihe war, ihn noch nicht einmal um dieſe Gefälligkeit erſucht hatte.

„Munter! Macht daß Ihr fortkommt, meine Freunde, und unterhaltet Euch gut!“ ſprach er zu der fröhlichen Schaar, als die Schaluppe und alle übrigen Boote vom Bord ſtießen, in denen ſich die Offiziere, Schiffsärzte, Kadetten und Matroſen befanden; denn Manoel hatte die ganze Equipage eingeladen. Dann fügte er noch lachend hinzu:

„Eſſet und trinket nach Herzensluſt, macht den Frauen den Hof, nur hütet Euch vor den Meſſern der Ehemänner. Die Meſſer der Portugieſen ſind lang und ſpitz, ich kann davon erzählen.“

An Bord der Unſteten waren nur zehn Mann mit Vater Armand zurückgeblieben. Um ſie einigermaßen zu entſchädigen, hatte man ihnen eine doppelte Ration Wein gereicht, und der Offizierskoch, ein in ſeiner Kunſt ausgezeichneter Mann, hatte für heute die Zubereitung des Mittagsmahls übernommen, und dieß war ein Punkt, in welchem die auf dem Schiffe zurückgebliebenen Leute beſſer beſorgt waren, als die Gäſte Manoels und Margaritas, denn die Kochkunſt hat auf Sankt Katharina noch keine großen Fortſchritte gemacht.

Als die Seeleute gegen zehn Uhr an's Land geſtiegen waren, begaben ſie ſich nicht ſogleich nach der Wohnung der alten Senhora. Jeder hatte noch vorher einen Beſuch zu machen; jeder hatte ſeinem Liebchen ein Geſchenk zu bringen, mit welchem ſie bei dem Feſte glänzen ſollte. Vom frühſten Morgen an war Manoel, ſeine Mutter, ihre Nachbarn und ihre Diener beſchäftigt, das Haus zu ſchmücken, und in den Zimmern und dem weitläufigen Garten die Tiſche zuzurichten, um die ſich ſpäter die Geſellſchaft ſetzen ſollte.

Dieſe Tiſche beſtanden aus langen Brettern auf vier Pfählen befeſtigt, und waren ſchnell zugerichtet; auf beiden Seiten derſelben ſtanden der ganzen Länge nach eine Reihe Teller, bei deren jedem eine eiſerne Gabel lag; Gläſer, Flaſchen mit Wein für die Damen, und mit Caſhaca, einem ſtarken, geiſtigen Getränke, welches aus dem Zuckerrohr bereitet wird, waren vor dem übrigen Tiſchgeräthe aufgeſtellt. Während unter der Aufſicht des Hausherrn dieſe Anſtalten und Zubereitungen zu dem großen Feſte gemacht werden, wird der gute Jeſus von Margarita angekleidet. Ein geſticktes Kleidchen, welches eine fromme Dame in Buenos Ayres für die Darſtellung der Geburt Chriſti in eine Kirche dieſer Stadt geſtiftet und das durch irgend einen Zufall nach Sankt Katharina gekommen war, wird dem ſchönen Kinde angezogen, und ſeine Locken werden mit Blumen, Federn und glänzenden Stückchen von Kupfer und Silber geziert; dann wird das Bild in eine Niſche gebracht, und um dieſelbe eine große Menge Wachskerzen und Lichtchen angezündet. Gemalte Kupferſtiche, denen ähnlich, die man auf den Jahrmärkten in unſern Dörfern antrifft, werden in Menge dabei angebracht, und müſſen die Darſtellung des Heilands zu verherrlichen beitragen.

Den ganzen Tag über kommen die Freundinnen und Verwandte Manoels und die Frauen und Töchter der Nachbarſchaft, um vor dem Bilde zu beten und zu plaudern. Gleichgültigkeit und ſteife Förmlichkeit waren an die Stelle frommer Andacht bei dieſer religiöſen Handlung getreten, die man, wie es ſchien, nur aus alter Gewohnheit beibehalten hatte. Die Beſucherinnen ſtrömen in großer Menge herbei, und der zahlreiche Zulauf wird durch die Eitelkeit dieſer Frauen leicht erklärbar. Sie haben keinen andern Zweck bei dieſer Zuſammenkunſt, als ihren Flitterſtaat dabei zur Schau zu tragen, und welche von ihnen im größten Putze erſcheint, die feiert einen glänzenden Triumph. Die werden ſchon von Allen beneidet, welche in Schuhen und Strümpfen ſich dabei zeigen können, oder auch nur mit der erſtgenannten Fußbegleitung. Aber welches Aufſehen erregt erſt Generoſa, als ſie mit Juanna in das Zimmer tritt! Welchen bitteren Neid erregt ihr Anblick, welch' Geflüſter entſteht unter den Töchtern Caiera's und ihren Nachbarinnen bei ihrem Eintritte. Sie hatte ihr prachtvolles Kleid angelegt, ihr geſticktes Buſentuch und ein koſtbares Armband, das ſie von ihrem Geliebten erſt am Morgen zum Geſchenk erhalten; am linken Fuß trug ſie Strumpf und Schuh; der rechte war nackt und nur von einer dünnen Sandale leicht bedeckt, die mit Bändern von der Farbe ihrer Schuhe beſetzt war; an den mittleren Zehen dieſes Fußes ſchimmerte ihr Demant, den ſie nicht gerne von der Stelle wegnahm, die ihm ihr Geliebter angewieſen; da ſie aber auch damit prunken und ihn nicht durch einen Strumpf verdecken wollte, ſo hatte ſie dieſes Auskunftsmittel gefunden. Auch Juanna war glänzend geſchmückt. Da Luis im Augenblicke ihr keinen Beitrag zu ihrer Toilette liefern konnte, ſo hatte ſich der Capitain ins Mittel gelegt, und ihr ein glänzendes, rothes Band zu einem Gürtel und ein Paar eben ſo prachtvolle Schuhe zum Geſchenk gemacht. Die ältern Frauen äußerten ſich etwas unwillig über dieſe Pracht, die ihnen nicht auf die unſchuldigſte Art erworben ſchien; die jüngern ſeufzten, und machtem dem Himmel Vorwürfe darüber, daß ein ſo hübſcher und reicher Fremdling der Tochter Joaquins vor ihnen den Vorzug gegeben; die Meiſten von Generoſa's Freundinnen thaten, als ob ſie dieſelben nicht ſähen oder nicht erkännten; und nur mit verſtohlenen Seitenblicken muſterten ſie die einzelnen Stücke, die ihren Neid und ihre Eiferſucht in ſo hohem Grade erregten. Aber dieſer Verdruß iſt ein Nichts im Vergleich mit dem, von dem ſie ſich alsdann faſt verzehrt fühlten, als alle Augen auf die anmuthige, liebreizende Geliebte des Senhor Fernando de Sallis gerichtet waren.

Indeſſen kommt auch die Schiffsmannſchaft, die ſich auf des Capitains Befehl auf dem Platze von Caiera wieder verſammelt hatte, in militäriſcher Haltung und Ordnung angerückt. Dreißig Matroſen ſind mit Gewehren bewaffnet, nicht als ob man bei den Einwohnern irgend eine feindſelige Abſicht vermuthe, ſondern die Mannſchaft der Unſteten will auch ihrer Seits das Feſt verherrlichen helfen, und die Sitte mitmachen, nach welcher die Braſilier vor dem Hauſe, in welchem der gute Jeſus gefeiert wird, einen gewaltigen Lärm mit Abbrennen von Petarden und Losfeuern von Musketen beginnen. Ein einziger Mann von der Schiffsequipage wird ruhig mit ſeinem Gewehre zuſehen, und hat nicht die Abſicht, an dem allgemeinen Freudenfeuer Antheil zu nehmen. Er heißt Peter Kervich und iſt Patron im Boote des Capitains, ein äußerſt zuverläſſiger Mann, und dem Capitain mit Leib und Seele ergeben. Er wußte um die Geſchichte mit Miguel und hatte denſelben aufgeſucht, um ihn zum Zweikampf zu fordern, oder ihn niederzuſchießen; allein Ferdinand hatte ihm verboten, ſich mit dem Fiſcher einzulaſſen. An dieſem Tage hielt er jedoch einen kleinen Ungehorſam für Pflicht, und erſchien mit ſcharfgeladener Flinte. Er will genau auf Miguel Acht haben, und bei der geringſten feindſeligen Abſicht, die er gegen Herrn von Sallis blicken läßt, iſt er entſchloſſen, ihm eine Kugel vor den Kopf zu jagen. Kervich hat ſich das Wort gegeben, und der Bretagner wird ſein Verſprechen halten, wenn nicht der Teufel ſein Weſen treibt, und ſeine Kugel auf Perez Schädel zu Brei erweicht, oder ſein Gewehr in ein Kinderſpielzeug verwandelt.

Don Pedrillo de Nimenes und ſeine ſtattliche Ehehälfte ſchreiten vor dem Zuge des Schiffsvolks voraus, und ſobald Ferdinand das Haus betritt, nimmt das

Feſt ſeinen Anfang. Schnell auf einander folgen die Musketenfeuer; die Fiſcher ſchießen um die Wette, und die Matroſen thun es ihnen an Schnelligkeit noch zuvor; die jungen Mädchen finden Vergnügen daran, die Stellungen und Bewegungen und zuletzt das ganze Exercitium der franzöſiſchen Seeleute nachzuahmen, wozu ihnen ein alter Unteroffizier des Schiffs Anleitung giebt, der dieſe hübſchen Kinder mit der ernſthafteſten Miene von der Welt in dieſem Spiele unterweist. Als man hinlänglich Pulver verſchoſſen zu haben glaubte, ging es zur Tafel, die gar keinen übeln Anblick darbot. Die Senhora Cozinheira hatte ihre ganze Kunſt aufgeboten. Reis iſt im Ueberfluß vorhanden; zuerſt an die Stelle des Brodes, dann mit gekochten, wohlgepfefferten, jungen Hühnern. Der ganze Geflügelhof iſt theils geſotten, theils gebraten aufgeſtellt, und daneben das Fleiſch von halbwilden und zahmen Schweinen. Gebratene Hammel, theils ganz und unzerlegt, wie bei den Mahlzeiten Homers, theils in mächtigen Stücken, wie bei den ſchottiſchen Gaſtmälern Walter Scotts, überragen alle andern Schüſſeln durch ihre Größe oder die Büſchel von Blätter und Blumen, womit ſie bedeckt ſind. Auf dem mittelſten dieſer Braten hatte der Carniceiro mit der Spitze ſeines Meſſers die Umriſſe der franzöſiſchen Brigg nachgebildet, ähnlich einer ſchlechten Zeichnung, die irgend ein Knabe in die ſchwärzliche Mauern eines Hafendammes mit einem

Nagel eingekratzt hat. Dieſe Aufmerkſamkeit wurde von Herrn von Sallis wahrgenommen, und trug dem Künſtler einen Piaſter und Anerkennung ſeines ausgezeichneten Talents ein. Zwiſchen den Hauptgerichten ſtanden der ganzen Länge der Tafel nach Teller mit Backwerk, als beliebtes Naſchwerk für Frauen und Kinder. Wenn wir aber hier von Backwerk ſprechen, ſo glaube man ja nicht, daß die Rede ſey von ſolchen Kunſtprodukten aus Mandeln, Mehl, Butter und Eiern, für welche Herr Faſttag, erſter Küchenkünſtler des Herrn von Rothſchild, in ſeinem Werke: „der maleriſche Paſtetenbäcker,“ eine eigene Formenlehre geſchaffen hat, oder von jenen hunderterlei Kuchen, Torten, Meringuen und Biscuits, die man nur in Frankreich, oder richtiger geſprochen, nur in Paris zu bereiten verſteht. Die Kochkunſt von Caiera weiß nichts von dieſer Zierlichkeit der Formen, von dieſer Feinheit des Geſchmacks. Hier liebt man nur feſte, ſchwere, ſtoffreiche, plumpe Maſſen. Wer ein Freund iſt von den Leckereien der Backkunſt, der gehe nicht nach der Küſte von Sankt Katharina, nicht nach Portugal und auch nicht nach Spanien! Nur in Frankreich gibt es wahre Künſtler dieſes Faches; zwar pfuſcht man auch in England und Deutſchland in dieſe Kunſt, aber nur wenig, und man iſt noch weit entfernt von unſerer ausgebildeten Fertigkeit in dieſem Zweige der Bildnerei.

Während man bei der Tafel ſaß, ſuchten die jungen

Frauen durch mancherlei Neckereien die Aufmerkſamkeit der Fremden auf ſich zu lenken, und gaben ſich alle Mühe, ihre Reize und Liebenswürdigkeit geltend zu machen. Generoſa ſaß an Ferdinands Seite; den Platz zu ſeiner Rechten hatte die würdige Donna de Nimenes eingenommen. Die gute Frau zählte etliche und vierzig Jahre, aber dennoch war ihr weiches Herz noch nicht für zärtliche Gefühle erſtorben; der franzöſiſche Capitain hatte das unausſprechliche Glück, ihr Wohlgefallen zu erregen, und ſie bot Alles auf, ihm ihre Neigung zu verſtehen zu geben, und verſtand ſich zuletzt zu einer nicht ſehr undeutlichen Erklärung. Von einem jungen Huhn, in welches ſich einige Gäſte, die in der Mitte der Tafel ſaßen, getheilt hatten, war ihr durch Zufall, oder vielmehr durch eine boshafte Schmeichelei Manoels das Herz zu Theil geworden. Nach dieſem Stück von einem Geflügel ſind die Damen auf der Küſte von Sankt Katharina äußerſt begierig. So wenig ein Hühnerherz irgendwo für einen Leckerbiſſen gilt, eben ſo wenig iſt es bei den Braſilianern aus dieſer Rückſicht geſchätzt; ſie bedienen ſich deſſelben gerne als eines Symbols zu Mittheilung ihrer Gedanken, als ſinnbildliche Darſtellung gewiſſer Gefühle ihres Herzens. Don Pedrillo's werthe Gattin hatte ihre zärtlichen Blicke, ihre Seufzer, ihre leiſen Ausrufungen verdoppelt, ihren Fächer mehrmals fallen laſſen, damit ihn Ferdinand aufheben, und im Ueberreichen ihre Hand berühren ſollte; allein alle dieſe Mühe war vergebens. Sallis war zu ſehr mit Generoſa beſchäftigt, als daß er die Anſtrengungen der Armen hätte bemerken können; er hatte kein Mitleid mit ihrer Qual. Aergerlich über dieſe Unachtſamkeit, nahm ſie jetzt zu einem bildlichen Geſtändniß, zu einem ſtummen Dollmetſcher ihrer Gefühle, wie Moliere geſagt haben würde, ihre Zuflucht; ſie ſpießte das Hühnerherz mit ihrer Gabel, und reichte dieſen bedeutungsvollen Dreizack dem Capitain dar, welcher darüber in einige Verlegenheit kam, denn er kannte die Sitte von Caiera noch nicht.

„Nein, Senhora,“ ſprach er zu der Donna, die ihn mit verlangenden Blicken anſah, „ich danke Ihnen, ich würde untröſtlich ſeyn, wenn ich ſie beraubte!“

„Nehmen Sie doch, Senhor Capitain, ich bitte Sie darum,“ erwiederte ſie ſchmachtend.

„Ich verſichere Sie, daß ich mir nichts aus dieſem Leckerbiſſen mache,“ entgegnete der Offizier, indem er ſich rings umſah, ob er nicht in den Geſichtern der Umſitzenden leſen könne, warum dieſe Dame ſo ſehr auf ihrem Anerbieten beſtehe?

„Ein Korb würde ſehr grauſam ſeyn!“

„Aber, Senhora, ich ſchwöre Ihnen, daß ich niemals dergleichen eſſe.“

Donna Nimenes lächelte und gab ſich noch nicht überwunden.

„Verſuchen Sie, Senhor Franzoſe, um mir ein Vergnügen zu machen, mir zu Gefallen, aus Liebe zu mir.“

Das gewichtige Wort war heraus. Aber Ferdinand weigerte ſich noch immer, ohne zu wiſſen, welcher Sinn mit dieſen Worten verknüpft ſey, die von der Dame mit bebender Stimme geſprochen und betont wurden. Die Donna wiederholte noch einmal: „Aus Liebe zu mir!“ und Ferdinand nahm endlich ungeduldig die Gabel und legte das Herz auf ſeinen Teller, unter die Ueberreſte eines Flügels, den er eben geſpeiſt hatte.

„O, Senhor, welchen Schimpf thun ſie mir an!“ rief die unglückliche Dame, indem ihr die verletzte Eigenliebe das Waſſer in die Augen trieb.

Wäre der Capitain nicht zu ſehr mit wichtigern Dingen beſchäftigt geweſen, ſo hätte er ſchon vom Anfang des Mahles an bemerken müſſen, wie die Diener beſtändig am Tiſche mit Botſchaften der Mädchen von Sankt Katharina an die Franzoſen, denen ſie ihre Herzen ſandten, hin und her liefen, und hätte ſo zuletzt doch gelernt, dieſe telegraphiſche Liebesdepeſche zu entziffern. Aber ſo mußte er ſich an Generoſa wenden, um von dieſer Aufklärung über das ſonderbare Benehmen der Donna Nimenes zu erhalten. Generoſa ſagte ihm lächelnd:

„Dieſe Dame iſt in Sie verliebt, und bietet Ihnen nach der Sitte unſeres Landes ihr Herz an; Sie aber, Fernando, haben es angenommen, gerade, wie wenn

Sie es verſtanden hätten. Seit einer halben Stunde ſind alle meine Gefährtinnen mit ähnlichen Geſtändniſſen, wie die Senhora Nimenes beſchäftigt, aber ich glaube nicht, daß eine ſo übel aufgenommen worden, als das ihrige. Seyen Sie höflich und artig gegen dieſe Fidalga, ich erlaube es Ihnen, ob ſchon das Fiſchermädchen ſich vielleicht etwas zu viel einbildet, wenn ſie keine Beſorgniß hegt, daß ihr Fernando untreu werden könne.

„O. gewiß nicht zu viel, Generoſa; jede Deiner ſchönen Freundinnen dürfte mir ihr Herz zuſenden, ohne von mir mehr zu erlangen, als meine trübſelige Nachbarin.“

Ferdinand that ſich jetzt Gewalt an, um ſeine Unhöflichkeit gegen Donna Nimenes wieder gut zu machen. Dieſe ſpielte jedoch anfänglich die Schmollende; aber, als eine Dame, die den Werth der Zeit zu ſchätzen weiß, überließ ſie ſich bald rückhaltslos den Ausbrüchen ihres Entzückens über ihr vermeintes Glück, die jedoch der Capitain mäßigen zu müſſen glaubte, indem er zu ihr ſagte:

„Hüten Sie ſich doch, Senhora, Ihrem Gatten Unruhe zu verurſachen. Ich würde mir es nie vergeben können, wenn ich die unſchuldige Urſache eines Kummers für ihn ſeyn würde, denn Don Pedrillo iſt ein Mann, den man achten und lieben muß.“

Donna Nimenes war ſehr erſtaunt über dieſe Sorgfalt, die ein junger Franzoſe für die Ruhe eines Ehemanns an den Tag legte; denn ſie hatte ſchon in Romanen geleſen, daß die jungen Franzoſen jeder Furcht, jeder Schicklichkeit, jeder Gefahr ſpotteten für die Dame ihres Herzens; doch mäßigte ſie jetzt einigermaßen die Ausdrücke ihres Entzückens. Nur als nach der Verſendungen der Hühnerherzen von den Frauen ein Angriff mit Kügelchen und Stückchen Backwerk auf diejenigen Männer begann, denen ſie auf dieſe Art ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, zeigte ſich die Senhora wieder ſehr thätig.

Ferdinand ſah ſich von allen Seiten mit dieſen Geſchoſſen angegriffen, und wurde dadurch mehr beläſtigt, als es ihm ſchmeichelte. Seiner Nachbarin Liebesgluth wurde immer mehr angefacht, als ſie bemerkte, daß einige junge Mädchen keine Mühe ſparten, um durch dieſes, von der Sitte erlaubtes Spiel die Aufmerkſamkeit des Capitains auf ſich zu lenken, den die Senhora für ſich erobert zu haben glaubte. Es war aber nicht die Abſicht der Mädchen, die den Capitain auf dieſe Art aufforderten, ſich als Nebenbuhlerinnen der ehrenwerthen Senhora aufzuwerfen, indem ſie wohl bemerkt, wie läſtig ihre Zudringlichkeit für Ferdinand war, ſondern ſie wollten Generoſa nur ein wenig ärgern, ein wenig eiferſüchtig machen, und ſich für den Sieg an ihr rächen, den ſie durch ihren Schmuck, der ihre Reize in ihrem vollen Glanze erſcheinen ließ, über ihre Freundinnen davongetragen. Generoſa aber ließ ſich nicht täuſchen, und errieth ſogleich ihre Abſicht. Und als ſie ihrem Geliebten dieſe auffallende Art, ſeine Wünſche und Verlangen kund zu geben, auseinanderſetzte, ſagte ſie ihm leiſe ins Ohr:

„Wie bin ich ſtolz, deine Geliebte zu ſeyn, mein Fernando, da ich ſehe, wie ſo viele meiner ſchönen Freundinnen ſich vergeblich darum bewerben.“

Als man ſich von der Tafel erhob, mußte Ferdinand Anſtands halber der Gattin Don Pedrillo's ſeine Hand bieten; ſeinen linken Arm jedoch reichte er der Gebieterin ſeines Herzens, worüber Donna Nimenes nicht wenig entrüſtet ſchien.

Nach dem Eſſen unterhielt man ſich mit Geſang und Tanz. Manoel, der mit viel Artigkeit und Anſtand den Wirth gemacht, ergriff jetzt eine dreiſaitige Mandoline, und ſang nach der Weiſe eines auf jener Küſte beliebten Volksliedes einige Strophen zum Lobe ſeiner Gäſte; die äußerſt eintönige Begleitung paßte ganz gut zu der näſelnden Ausſprache des Sängers, und war ganz in der Manier, welche der Muſik bei den Spaniern und Portugieſen, ſowohl in den Colonien, als in dem Mutterlande, eigen iſt. Dieſes lobpreiſende Gedicht erwarb ſich bei mehreren Stellen den lauten und rauſchenden Beifall der Zuhörer, von denen jedoch ein Einziger unzufrieden damit ſchien, was er durch halblautes Gemurmel und Achſelzucken zu erkennen gab.

Er ſchritt auf Manoel zu und ſprach, indem er ihm die Mandoline aus der Hand nahm:

„Jetzt iſt die Reihe zu ſingen an mir,“ und griff zugleich einige wilde Akkorde, die in Ferdinand und Generoſa die unangenehmſten Empfindungen hervorbrachten.

Hierauf trat er ſtolz vor den Capitain hin, ſtreifte den rechten Aermel ſeines Wamms zurück, und enthüllte nun ſo eine breite, kaum zugeheilte Wunde. Dann ſang er eine Strophe von eigener Erfindung, deren Inhalt ungefähr folgender ſeyn mochte:

„Auch ich will meine Worte dem Liede hinzufügen, worin die Tugenden unſerer Gäſte geprieſen werden. Sie ſind in allen Stücken ſo vollkommen, daß ſie eure Frauen und eure Mädchen verführen! und ihr ſeyd feig genug, ſie gewähren zu laſſen. Aber ich, ich bin ein Braſilier und haſſe die Franzoſen. Einer von ihnen hat mich im Tiefſten meines Herzens verletzt, aber die Rache ſchläft nicht.“

Als er geredet, brach er die Mandoline in Stücke, warf ſie mit verachtender Miene Ferdinand vor die Füße und wandte ſich, um hinauszugehen. Aber da ſtieß er mit der Stirne auf die Mündung eines Flintenlaufs.

„Soll ich dem Schurken den Garaus machen?“ rief Peter Kervich dem Capitain auf franzöſiſch zu.

„Das wirſt Du wohl unterlaſſen, Peter!“ antwortete Ferdinand, der ſchnell aufgeſprungen war, als er ſah, daß der Bretagner auf Miguel abdrücken wollte.

Beſtürzt und regungslos war Perez auf der Stelle ſtehen geblieben. Sallis nahm das Gewehr aus Kervichs Händen, und begleitete Miguel bis an die Thüre des Hauſes; dort zeigte er mit dem Finger auf einen vorüberfliegenden Jaku, legte an, drückte los, und der Vogel fiel herunter.

„Ich ſchenke Dir das Leben, unverſchämter Elender! Aber hüte Dich in Zukunft, denn ich werde von jetzt an ſo wenig Mitleid mit Dir haben, als mit dieſem Thiere. Mache, daß Du fort kömmſt.“

Die ganze Geſellſchaft gab ihren Beifall über das edelmüthige Benehmen des franzöſiſchen Offiziers zu erkennen. Don Pedrillo de Nimenes hielt es für ſeine Pflicht, eine ſalbungsvolle Anrede an denſelben zu halten, worin er wegen der frechen Reden und Drohungen des Miguel Perez um Verzeihung bat. Auch ſeine edle Gattin bezeigte ihre innige Theilnahme und ſagte zu Herrn von Sallis, daß nur der ungeſchliffenſte Menſch auf dieſe Weiſe die Geſinnung des ganzen Volkes verleumden könne; „denn wer muß Sie nicht lieben?“ ſchloß ſie mit widerlicher Ziererei, indem ſie ihr Geſicht hinter ihren Fächer verbarg. Generoſa hatte dieſer Vorfall in unbeſchreibliche Furcht verſetzt. „Immer und überall dieſer Miguel, mein Geliebter!“ ſagte ſie zu Ferdinand; „überall erſcheint er zu meiner Qual.

Möchte mich doch der Himmel von ſeinem Anblick befreien.“ Nur mit Mühe vermochte ſie die Thränen zurückzuhalten, die ſich unaufhaltſam in ihre Augen drängten, und ihre peinliche Stimmung verrathen zu wollen ſchienen. Die Verwirrung unter der Geſellſchaft war nicht geringer, wie die im Herzen der Tochter Joaquins. Ferdinand wandte ſich deßhalb an die Umſtehenden und bat ſie, des Vorgefallenen nicht weiter zu gedenken, und die unterbrochenen Spiele wieder fortzuſetzen. Ebenſo forderte er die Offiziere und Matroſen der Unſteten auf, ſich nicht an einem Unſinnigen rächen zu wollen, indem er jeden mit ſtrenger Beſtrafung bedrohte, der ſeinem Verbote zuwider handeln würde. Kervich allein vermochte es nicht über ſich, dem Befehle ſeines Obern ſtillſchweigend zu gehorchen.

„Hätten Sie mich nur gewähren laſſen, Capitain, was wäre es auch weiter geweſen? Es gäbe einen ſchlechten Kerl weniger auf der Welt, und dieß wäre wahrlich ein kleines Unglück. Aber er ſoll ſich noch einmal muckſen! ich werde dem Hunde Eins verſetzen, ohne ſie vorher zu fragen, und der liebe Gott mag ihm dann ſeinen Hirnkaſten zuſammenflicken, wenn er ein rechter Wundarzt iſt.“

Manoel gab jetzt mit einer Guitarre das Zeichen zum Tanze, und das junge Volk begab ſich an ſeine Plätze. Man begann mit dem Fandango. Aber dieß war nicht der zierliche, muthwillige, neckende Fandango, den die Franzoſen in Spanien geſehen hatten, und der, wie ein Kampf unter zwei Liebenden, nur mit gänzlicher Ermüdung der Theilnehmer endet, in welchem ſich die Tänzer in gefälligen Sprüngen verſuchen, ſich zur Erde niederbeugen und mit zierlichem Anſtande wieder erheben, in welchem ſie unter dem Schalle der Kaſtagnetten bald die wollüſtigſten Stellungen einnehmen, bald das Bild eines Ringers des Alterthums darſtellen. Der Fandango auf Sankt Katharina bietet keinen ſolchen reizenden Anblick; er iſt keine Dichtung, der die Einbildungskraft täglich neue Ideen beifügt, eine Erfindung der lebhaften Phantaſie des Künſtlers; er iſt nichts als ein Umherwandeln, ein beſtändiges Stampfen mit den Füßen, und hat ſehr viele Aehnlichkeit mit den kalten Tänzen in England. Indeſſen gelang es Generoſa und einigen andern hübſchen Braſilierinnen doch, die Bewunderung der Zuſchauer zu erregen, indem ſie durch ihre natürlichen Reize den ungünſtigen Bewegungen ihres Körpers eine gewiſſe Anmuth zu geben wußten. Auf den Fandango folgte die Muodine. Hier iſt ſchon mehr wilde Leidenſchaft; eine ungezügelte Phantaſie leitet die Bildung der Reihe, welche ſich fortbewegt, indem ſich ihre Kreiſe, durch eine lange Kette von Männern und Frauen gebildet, die ſich an den Armen halten, ſich drücken und drängen, auf- und abrollen; man könnte ſie mit der langen Farandole der Provencalen vergleichen, mit den Reigen der Niederbretagner, oder mit jenem Tanze der Neugriechen, der in Schlangenwindungen und fantaſtiſchen Krümmungen ſchnellen Flugs ſich dreht. Jetzt hält der Führer des ganzen Zuges ſtill, die ganze Reihe wickelt ſich drängend um ihn, und bildet einen verworrenen, ſchneckenförmigen Knäul, deſſen Windungen in immer kleineren Kreiſen ſich dem Mittelpunkt nähern; eng und dicht ſteht Alles in einandergedrängt, die Arme kreuzen ſich nicht mehr; Gelächter und Ausrufungen, die für Verſchämtheit gelten ſollen, laſſen ſich aus dem dicht verſchlungenen Gewirre hören. Die Senhora Margarita möge ſchnell den grünen Vorhang vor das Bild der heiligen Jungfrau ziehen.

Der Tanz löſt ſich jetzt auf und die rauhtönende, verſtimmte Mandoline wird bei Seite gelegt; man hört in dem Garten, wo die Matroſen ſich mit Tänzen beluſtigen, die Töne eines neuen Inſtruments, und folgt ſchnell dieſem Ruf, welcher von einer Violine herrührt. Iſidor Criquet lädt durch ein paſſendes Vorſpiel zu einem franzöſiſchen Contretanze ein, den er veranſtalten will, damit der Aufenthalt der Brigg an der Küſte von Sankt Katharina das Seinige zur Verbreitung einer Kunſt beitrage, für die er eine ſo große Vorliebe hegt.

Iſidor Criquet, an Bord der Unſteten gewöhnlich nur der Pariſer genannt, obgleich Lothringen eigentlich ſeine Heimath iſt, tanzt wie ein Regimentsprofoß, und geigt, trotz dem beſten Bierfiedler. Ganz jung war er nach Paris gekommen, wo eine Bande umherziehender Muſikanten ihn aufgriff; zehn Jahre lang ſpielte er Walzer und Contretänze in der Moulin-d'Amour und in der Courtelle, und trat alsdann in den Seedienſt. Er iſt der Anführer, der Anordner von allen Vergnügungen, der geliebte Künſtler bei allen Erholungen und Ergötzlichkeiten, der das Wohlwollen der ganzen Schiffsmannſchaft beſitzt. Nach dem Capitain und dem Proviantmeiſter iſt er in den Augen des Schiffsvolks die wichtigſte Perſon; den Lieutenant, die Seekadetten und die Commiſſairs könnte man entbehren, aber nicht den luſtigen Iſidor.

Der Contretanz beginnt, und jeder Tänzer giebt ſeiner Dame die nöthige Unterweiſung. Die Mädchen finden Geſchmack an dieſem neuen Vergnügen, dem Iſidor Criquet eine angenehme Abwechslung zu geben weiß. Er läßt nicht, wie man es in den großen Sälen der franzöſiſchen Hauptſtadt gewöhnt iſt, den Contretanz ſich immer mit einem Pantalon, einer Paſtourelle oder einem Chassez-Croisez ſich endigen. Alle Figuren, die er kennt, Alles, was ihm im Augenblick einfällt, giebt er an, und läßt es ausführen. Die Paare trennen ſich, ſuchen ſich wieder zu finden, durchkreuzen ſich, und beluſtigen ſich auf alle Art. Es iſt ein wirres Chaos, der Thurmbau zu Babel, wo Sprachverwirrung, wilder Lärm und Zügelloſigkeit herrſchen. Iſidor wird trefflich belohnt werden für dieſen köſtlichen Abend. Der Caſhaca fließt in Strömen, und doch giebt es nur wenig Streitigkeiten; kaum ſieht man vier bis fünfmal im Scheine der untergehenden Sonne die Meſſer blinken.

Jetzt wirbelt die Trommel durch die Straßen des Dorfes, und verkündet dem Schiffsvolk die Stunde der Rückkehr nach dem Schiff; dieſe Vorſicht iſt nicht überflüſſig, denn in Manoels Wohnung ſind nicht Alle mehr zu finden, die beim Beginn des Feſtes dort verſammelt waren; und mehr als eine Hütte bedeckt die heimlichen Wonnen verliebter Zärtlichkeit. Jeder gehorchte dem Ruf, doch nicht Alle mit der gewohnten Pünktlichkeit; aber aus Rückſicht des Feſtes überſah der Capitain dieß.

Man ſagt ſich zärtlich ein Lebewohl, und die Franzoſen gelangen in guter Ordnung, unter Trommelſchlag und von ſämmtlichen Einwohnern begleitet, an den Strand. Hier beginnt das Abſchiednehmen von Neuem. „Zu Schiff! zu Schiff!“ rufen die Offiziere; „zu Schiff!“ wiederholen die Bootsmänner; aber man kann doch nicht ſo kalt von ſeinen Freunden, ſeinen Freundinnen ſcheiden.

Eine Stunde noch dauert das Küſſen und Händedrücken am Ufer fort.

Ferdinand iſt der Letzte, welcher das Ufer verläßt, um überzeugt zu ſeyn, daß keiner ſeiner Befehle vernachläſſigt werde; ſo wenigſtens entſchuldigt er bei ſich ſelbſt, daß er ſich im traulichen Geſpräche mit Generoſa, ihrem Vater und Juanna ſo lange am Ufer verweilt.

So verfloß für Generoſa und Ferdinand ungefähr ein Monat im ungeſtörten Genuß gegenſeitiger Liebe. Kein unangenehmes Ereigniß ſtörte ihr Glück, und wenn auch Miguel, wie ein böſer Geiſt, noch einige Verſuche machte, ihr Glück zu ſtören, ſo ſcheiterten ſie jedesmal an Ferdinands überlegener Beſonnenheit.

Joaquin hatte ſchon oft einer Heirath erwähnt; öfter noch hatte Generoſa von einer Reiſe nach Frankreich geſprochen; beide ſuchten eine Erklärung herbeizuführen, die der Befehlshaber der Brigg gewiß beſchleunigt haben würde, hätte er dem Zuge ſeines Herzens folgen dürfen. Er wich jeder beſtimmten Antwort aus, und ließ die Andern mehr ſprechen, als er ſelbſt ſprach; aber er fühlte mit Schmerz, daß dieß zärtliche Verhältniß, das ihm ſo manche glückliche Stunde verſchafft, enden müſſe. Die Zeit ſeines Aufenthaltes an der Küſte von Sankt Katharina gieng in wenigen Tagen zu Ende. Bald mußte er abreiſen, und Generoſa verlaſſen. Er empfand es tief, was es heiße, eine Geliebte verlaſſen zu müſſen noch im erſten beſeligenden Entzücken der Liebe; von einem Mädchen auf immer zu ſcheiden, das man wahrhaft geliebt, die ſich ganz ihrer Neigung hingegeben, weil man ihr Hoffnung gemacht auf eine künftige dauerhafte Verbindung, geheiligt durch den Willen des Vaters, geknüpft unter dem Schutze der Geſetze. Das Bewußtſeyn nicht ganz aufrichtig an dem Gegenſtand ſeiner Liebe gehandelt zu haben, nagte mit bitterer Reue an ſeinem Herzen. Vergebens ſuchte er ſich der peinigenden Gedanken zu entſchlagen, die ihn unabläßig verfolgten; er war düſter, niedergeſchlagen, zu Boden gedrückt von dem Gefühl ſeiner Schuld. Generoſa ſah ſeinen Trübſinn; er ſchien ihr befangen in ihrer Gegenwart; er zeigte ihr nicht mehr jene offene, vertrauende Zärtlichkeit, die ſie in das Innerſte ſeiner Seele blicken ließ; er verweilte mehr und länger an Bord ſeines Schiffes, und wenn er an's Land kam, blieb er nur auf kurze Zeit.

„Iſt Ihnen meine Zärtlichkeit läſtig geworden, Fernando, daß ſie nicht mehr, wie früher ſind?“ fragte ihn eines Tages Generoſa.

„Du mir läſtig geworden! wie kannſt Du ſo Etwas nur denken? Meine Liebe zu Dir iſt noch immer dieſelbe.“

„Und doch ſcheinen Sie nicht mehr ſo glücklich zu ſeyn, wenn Sie bei Ihrer Generoſa ſind! Ich leſe in Ihren Mienen ängſtlichen Zwang. Wenn ich Sie frage, wann Sie mich zu Ihrer glücklichen Gattin machen wollen, ſind Sie um die Antwort verlegen.

Iſt es Ihre Abſicht, daß ich verlaſſen werden ſoll, wie die arme Ignacia, von der ich Ihnen erzählt? Soll ich auch ſagen, um meine Schande zu verbergen, daß mein Fernando, mein Gatte, im Kriege gegen die Wilden umgekommen ſey?“

„Um Gottes Willen, mein geliebtes Mädchen, wie kommſt Du auf ſolche Gedanken?“

Generoſa legte die Hand auf ihr Herz, und antwortete:

„Hier fühle ich Etwas, das mir unaufhörlich zuruft, daß ich unglücklich, verlaſſen ſeyn werde!“

„Verlaſſen?“

„Ja, Fernando; aus Allem muß ich ſchließen, daß Sie bald abreiſen werden, abreiſen werden ohne die arme Generoſa.“

„Wie kannſt Du das glauben, mein Engel?“ entgegnete der Capitain in äußerſter Verwirrung.

„Rufen Sie ſich Ihre Verſprechungen in das Gedächtniß zurück, Senhor Capitain. Erinnern Sie ſich an den Schwur, den Sie mir einſt gethan, als ich zum erſtenmal mit Ihnen in dieſes Gehölz gieng, wo wir uns jetzt wieder befinden, und fragen Sie ſich dann ſelbſt, ob Sie nicht im Begriffe ſtehen, dieſen Schwur zu brechen. Wenn ich es erleben müßte, daß Sie weggiengen, daß Sie mich verließen, ich ertrüge es nicht. Generoſa würde vor Kummer ſterben.“

„Du würdeſt ſterben, Generoſa? O, ſprich nicht ſo, Du betrübſt mich.“

„O gewiß, ich ſtürbe vor Schmerz; und ich muß es auch wünſchen; denn wenn mich auch die Gewißheit Deiner Untreue nicht tödten würde, ſo wäre es doch Miguels Dolch.“

„Miguel!“ rief der Capitain, den dieſer Name aufbrachte; Miguel ſollte es wagen, Hand an Dich zu legen?“

„Glauben Sie denn, daß er mir es je wird vergeben können, daß ich Sie geliebt, und ihn zurückgewieſen habe! Er wird mich ermorden, das wiſſen Sie wohl. O, retten Sie mich nur vor ihm, mein Herr, mein Geliebter, mein Geliebter. Retten Sie mich vor meinem Schmerz; nehmen Sie mich mit, wenn Sie abreiſen.“

Sie hielt einen Augenblick inne, ehe ſie fortfuhr; ihre überſtrömenden Augen harrten vergeblich auf eine Antwort; Sallis ſah ſie an, ohne ein Wort hervorbringen zu können; er war ſichtbar ergriffen. Generoſa fuhr wieder fort:

„Sie wollen mich nicht mit ſich nehmen? Etwa wohl, weil ich Ihnen Schande machen werde? iſt es nicht ſo? Freilich eine Braſilierin, eine kleine Wilde, wie Sie mich oft im Entzücken ihrer Liebe zu nennen beliebten — ach, damals hatte dieſes Wort Nichts Schmerzliches für mich — die von Europa Nichts weiß, als was ſie von Ihnen gelernt hat, dieſe wagen Sie nicht, in Ihrem Frankreich als Ihre Gattin aufzuführen, und zu ſagen: dieſe iſt meine Frau, meine Generoſa, mit der ich glücklich bin. Hier jedoch haben Sie es nicht oft genug wiederholen können, hier wollten Sie, daß Jedermann ſagen ſollte: dieſe iſt die Geliebte des Senhor Sallis; ſie hat ihn erwählt, er liebt ſie.“

„O, gewiß, ich liebe Dich!“

„In Frankreich will ich Sie dieſes Wort wiederholen hören! Aber Sie ſind reich, und ich bin arm, ſehr arm, ich beſitze Nichts. Wenn aber ein Reicher ein armes Mädchen nicht ohne zu erröthen zur Frau nehmen darf, warum ſagten Sie zu mir, Sie wollten mein Gatte werden! Doch ich bin ja reich genug, um ihre Sclavin zu werden! Giebt es Sclaven in Ihrer Heimath? ich will Ihre Slavin ſeyn, und Sie haben nicht nöthig, mich meinem Vater abzukaufen; nehmen Sie mich nun mit — — Sie ſchweigen noch immer? Jeſus, unſer Herr und Heiland will mich ſtrafen! Warum hätte er ſonſt Sie zu mir geſandt? Iſt es denn meine Schuld, daß ich Sie geliebt habe, ſelbſt ehe Sie hierher kamen? Warum zeigte er mir in jeder Nacht, in allen meinen Träumen das Bild des Fremdlings? Ich würde vielleicht glücklich mit Miguel geworden ſeyn, wenn ich Sie nicht gekannt hätte. Er würde mich nicht verachten — — ich würde ſeine Gattin ſeyn; und überall auf der Küſte, wo man mit ihm von der Tochter Joaquins redete, würde er ſagen: dieß iſt meine Frau, meine geliebte Generoſa."

Thränen erſtickten ihre Stimme; Ferdinands beharrliches Schweigen beſtärkte ſie in der Meinung, die ſich ihr aufgedrängt. Eine Fiebergluth brannte in ihren Adern; Wahnſinn drohte ihr die Sinne zu verwirren. Um ihren Schmerz zu beſänftigen, und neue Ausbrüche zu verhindern, ſah ſich Sallis genöthigt, ſeine Schwüre zu erneuern:

„Du ſollſt meine Gattin werden, Generoſa, ich ſchwöre es Dir; aber zuvor muß ich nach Frankreich zurückkehren, um die Erlaubniß meines Königs dazu einzuholen."

„Die Erlaubniß eines Königs, um ein Mädchen von Sankt Katharina heirathen zu dürfen? - Du ſpotteſt meiner."

„Nein, Generoſa; beim Himmel nicht. Im Dienſte bin ich nicht mein eigener Herr, bin ich nicht frei."

„Wie, Du haſt die Freiheit, Dein Herz zu verſchenken, das meinige anzunehmen; aber Du darfſt nicht meine Hand als Gattin verlangen, mir die Deinige nicht als Gatte reichen! Du betrügſt mich immer noch."

„Es iſt reine Wahrheit, was ich Dir ſage."

„Wenn aber Dein König die Erlaubniß verſagt, wenn er Dir ſeine Tochter geben will — denn Du biſt ſo ſchön, daß die Tochter eines Königs nicht zu vornehm für Dich ſeyn würde! — Wenn er Dir verböte, nach Caiera zurückzukehren!“

„Quäle Dich nicht mit unnützer Furcht, ich werde Dich heirathen, meine gute Generoſa; Du wirſt bald meine Gattin ſeyn.“

Dieſe neuen Verſprechungen begleitete er mit ſo zärtlichen Liebkoſungen, daß ſich Generoſa überreden ließ. Aber ihre trüben Ahnungen quälten ſie unaufhörlich, und ſo oft Ferdinand ſie zu beſuchen kam, lenkte ſie das Geſpräch wieder auf dieſen Gegenſtand.

Der Kapitain der Unſteten hatte keinem Menſchen ſeine Abſichten, in Betreff der nahen Abreiſe der Brigg, mitgetheilt; aber nur hie und da noch erhielt das Schiffsvolk Erlaubniß, ans Land zu gehen; er hatte friſche Vorräthe eingenommen, und er ſelbſt erſchien nur ſelten und auf wenige Augenblicke in Caiera. Von allen dieſen Dingen war Generoſa nicht das Geringſte entgangen, und ein Umſtand war ihrer bekümmerten Seele beſonders aufgefallen: Ferdinand hatte ihr einige Geſchenke geſchickt; bei deren Empfang erinnerte ſie ſich öfters gehört zu haben, daß der Kapitain des Kauffartheifahrers, welcher ſich mit Ignacia in dem Walde hatte trauen laſſen, am Abend vor ſeiner Abreiſe daſſelbe gethan hatte. Von dieſer Zeit an floh der Schlaf ihre Augen, und keine Nacht vergieng, ohne daß die Angſt ſie mehrmals von ihrem Lager getrieben hätte, um zu ſehen, ob das fremde Schiff noch in der Bai vor Anker läge.

In einer Nacht war ſie jedoch der Müdigkeit unterlegen und unter dem Fenſter, aus welchem ſie ſeit mehreren Tagen beſtändig nach dem Meere hinausſchaute, eingeſchlafen; da vernahm ſie, eben als die Sonne am öſtlichen Himmel herauf ſtieg, eine Stimme, die ihr das Blut in den Adern erſtarren machte.

„Nehmen Sie hier Abſchied von Ihrem feinen Kapitain, der eben dort in die See ſticht? Jetzt kömmt die Reihe an mich! Sie werden ſich vielleicht wieder zu dem Fiſcher herablaſſen, nun der fremde Offizier nicht mehr hier iſt. Sie haben wohl daran gethan, ſeiner Rechtlichkeit zu vertrauen. Sie ſehen nun, wie er Ihre thörichte Zärtlichkeit vergilt."

Ein ſchallendes Gelächter, das der Armen in die Seele ſchnitt, begleitete dieſen grauſamen Scherz. Miguel ſah Generoſa ſtarr an, und weidete ſich an der Verzweiflung, die ſeine Worte in dem Herzen der Unglücklichen anfachte. Sie hatte ſich aufgerichtet, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, was ſie mehr in Schrecken ſetzte, Miguel, der ſo gefühllos ihrer Schmerzen ſpottete, oder die Brigg, die eben unter Segel gieng. Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß die Unſtete zur Abfahrt bereit ſey. Ihre Marsſtangen und Bramſtangen wurden an den Maſten aufgerichtet; man hörte das

Geräuſch der Winden, das Klirren der Ketten, an welchen der eine Anker an Bord gezogen wurde; man ſah die Schaluppe, welche den andern einnahm, und die Boote, die das Fahrzeug an's Schlepptau nehmen ſollten. Der Landwind fing ſchon an auf der See zu wehen; aber ſo nahe am Ufer, das durch Berge und Wälder geſchützt war, verſpürte man auf der Brigg noch keine Wirkung davon; auch die Ebbe war noch nicht eingetreten, und ſo begünſtigte das Meer Ferdinands Flucht noch nicht. Auch Generoſa gewahrte dieß, und lief haſtig zu dem Lager Joaquins, indem ſie in der Angſt ihres Herzens rief:

„Vater, Vater, ſteht ſchnell auf! der Kapitain fährt ab! Steht doch auf und verhindert ihn daran.“

Joaquin und ſeine Tochter waren eiligſt am Strande; ſie ſtießen die rothe Pirogue in's Meer, und der Fiſcher ſpannte ſein Segel auf. Zu gleicher Zeit, als Generoſa und ihr Vater vom Lande abfuhren, ſtach eine andere Pirogue in die See, und nahm die nehmliche Richtung wie dieſe.

Vom Verdeck der Unſteten hatte man die beiden Fahrzeuge bemerkt, und das des alten Fiſchers deutlich erkannt.

„Die Bramſegel aufgehißt; die Leeſegel beigeſetzt!“ befahl der Kapitain mit bewegter Stimme.

Er will den Wind vom Himmel herabholen. — Sein

Befehl wird augenblicklich vollzogen, und die Brigg ſetzt ſich in Bewegung.

„Vater, ſie entfernt ſich! ſo werden wir ſie nicht mehr erreichen! Gebt mir Eure Pagaie! um's Himmels Willen Eure Pagaie.“

Joaquin ruderte aus allen Kräften; die Pirogue durchſchnitt raſch die Wellen des Meeres, die pfeilſchnell an den Seiten des Fahrzeugs vorüberglitten, wie die Wogen des reiſenden Stromes um einen Felſen. Aber die Unſtete entfernte ſich immer weiter und weiter.

„Noch ſchneller mein Vater! nur noch ein wenig ſchneller! Seht Ihr den Grauſamen auf dem Verdecke ſeines Schiffes. Ich ſehe ihn; er ſchaut nach uns mit ſeinem langen Fernrohre, er kennt alſo meine Verzweiflung und flieht dennoch. Der Unmenſch! Gebt mir die Pagaie! O, Ihr wißt nicht, welche Kraft ich jetzt in mir fühle! Gebt mir, mein Vater.“

Bald ſank ſie erſchöpft auf den Sitz im Fahrzeuge zurück; das Ruder entſank ihren Händen, und mit äußerſter Anſtrengung raffte ſie den Reſt ihrer Kräfte zuſammen zu dem Rufe:

„Fernando! Fernando! warte auf mich!“

Vergeblicher Ruf! Der Wind trug das Fahrzeug dahin. Joaquin wollte das Boot umwenden und an's Land zurückkehren.

„Ich muß noch einmal zu ihm reden, mein Vater, er ſoll noch einmal meine Stimme vernehmen!“

„Nicht doch, mein Kind, er iſt ein Böſewicht. Ein Wilder würde nicht ſo eine Frau aus Europa betrogen haben.“

Keine Thräne kam in Generoſa's Auge, die den ungeheuern Schmerz erleichtert hätte, der ſie verzehrte. Noch einmal rief ſie: „Fernando!“ dann ſchwanden ihr die Sinne, und ſtürzte in's Meer.

Sogleich warf ſich Miquel ihr nach in das Wellengrab, das ſchnell über ihr zuſammen ſchlug.

Mit fürchterlicher Angſt wartete Joaqvin auf Perez Zurückkunft; aber weder Perez noch Generoſa erſchienen auf der Oberfläche des Meeres. Eine Viertelſtunde nachher ſahen die Fiſcher, welche herbei geeilt waren, mitten zwiſchen ihren Piroguen zwei erkaltete, engverſchlungene Leichen aus der Tiefe auftauchen.

Miguel Perez hatte ſich ſchrecklich gerächt.

Ferdinand war Zeuge des ganzen entſetzlichen Vorfalls geweſen. Zwanzigmal ſtand er im Begriffe, die Arme der Verzweiflung zu entreiſſen; ſie die er ſo ſehr geliebt, die er geopfert; — — aber die Pflicht! Er konnte Generoſa's Tod verurſachen, aber er konnte ſie nicht an Bord ſeines Schiffes nehmen! — die Pflicht! —

Die Mädchen von Caiera ſingen ein einfaches, trauriges Lied bei ihren Arbeiten, welches das Andenken an Generoſa's Liebe und unglückliches Ende aufbewahrt. Hätten wir es gekannt, ſo würden wir es unſern Leſerinnen ſtatt dieſer langen Erzählung gegeben haben. Aber durch das erſte Schiff, das nach Caiera geht, wollen wir es für ſie bringen laſſen.

Ende des erſten Bandes.

UND LEIHBIBLIOTHEK
JENA.

Nachſtehende intereſſante belletriſtiſche Schriften ſind durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen und finden ſich in jeder guten Leihbibliothek vorräthig:

## Das Kloſter.

Idylliſche Erzählung
in
fünf Geſängen
von
**Carl Egon Ebert.**
Elegant gebunden. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 30 kr.

---

## Die Freier.

Luſtſpiel
in
drei Aufzügen
von
**Joseph Freiherr von Eichendorff.**
Elegant broſchirt 9 ggr. oder 36 kr.

---

## Die Walküre.

Romantiſches Sittengemälde
aus
Norwegens letzter Zeit.
Von Dr. C. Morvell.
3 Bände, elegant broſchirt, Preis 6 fl. oder 3 Thlr. 18 ggr.

## Walter Scott's
## Graf Robert von Paris
und
## Das gefährliche Schloß.
Aus dem Engliſchen.
4 Bände elegant broſchirt, 6 fl. 30 kr. oder 4 Thlr.

---

Roſa's!
## Gardinenſeufzer.
Nachgehaucht
von
**Fr. W. Bruckbräu.**
2 Bände, elegant broſchirt, 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.
6 ggr.

---

## Barnabe,
nach dem Franzöſiſchen
des
Julius Janin.
Seitenſtück zum »Invaliden«
von
**C. Spindler.**
4 Theile, elegant broſchirt 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.
18 ggr.

---

## Heimgebrachtes,
auf
romantiſchen Streifereien,
geſammelt
von
**Ludwig Storch.**
Enthält: Zwei Jahre aus dem Leben eines Schuhmannes. Erzählung. — Der Mordbrenner. Novelle.
Preis 2 fl. 30 oder 1 Thlr. 12 ggr.

## W. Hauff's
## ſämmtliche Schriften,

geordnet und mit einem Vorwort verſehen
von
Guſtav Schwab.

36 Bändchen, Taſchenformat, elegant broſchirt, Subſcriptions-Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Thlr. 12 ggr.
Exemplare geſchmackvoll in 12 Bände gebunden, à 10 fl. oder 6 Thlr.

---

## E. T. W. Hoffmann's
## erzählende Schriften

in einer Auswahl
Herausgegeben
von ſeiner Wittwe
Micheline Hoffmann, geb. Rorer.

18 Bändchen in lieblichem Format und höchſt elegant broſchirt. 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr.
Exemplare geſchmackvoll in 6 Bände gebunden, à 6 fl. 54 kr. oder 3 Thlr. 18 ggr.

---

## Die
## Geſchichte
von
## den ſieben Schwaben.

Mit zehn lithographirten Darſtellungen, (von Dr. Fellner.) 4. elegant cartonirt, Preis der gewöhnlichen Ausgabe 2 fl. 40 kr. oder 1 Thlr. 16 ggr.
Preis der Ausgabe mit Abdrücken auf Tonpapier 3 fl. oder 1 Thlr. 20 ggr.

## Democritos
oder
## hinterlaſſene Papiere
eines
## lachenden Philoſophen.

Ride si sapis.

(Von dem Verfaſſer
der
**Briefe eines in Deutschland
reisenden Deutschen.)**

Erſter und zweiter Band.
Preis eines jeden Bandes 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.
18 ggr.

---

Der
## Papst
im
## Unterrocke.
Ein hiſtoriſcher Roman
von
**Fr. W. Bruckbräu.**
2 Bände, elegant broſchirt, 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.
6 ggr.

---

## Phantasiestücke und Historien
von
**C. Weisflog**
fortgesetzt
von
**Dr. Morvell.**
2 Bände, broſchirt, 4 fl. oder 2 Thlr. 12 ggr.

# Cactus-Blüthen

von

A. Schreiber.

# Cactus-Blüthen.

## Erzählungen und Novellen

von

A. Schreiber.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

[illegible]BIBLIOTHEK
VON
[illegible]
JENA.

Zweiter Band.

Stuttgart,
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1833.

## Inhalt des zweiten Bandes.

Seite
Die Reiſe ........................................ 1
Der Maltheſer ........................................ 93
Die Schlacht bei Culloden ........................................ 125
Die Tulpenzwiebel ........................................ 153
Bianca von Rivoli ........................................ 167
olvbero ........................................ 193
Die Altenburg ........................................ 215
Heinrich Wvughen ........................................ 273
das Brautfeſt ........................................ 301

# Die Reiſe.

# Die Reiſe.

## I.

„Wilfried,“ ſagte Frau von Eſchen zu ihrem Sohne, der eben von der Jagd kam, „geh' in's Beſuchzimmer, du findeſt dort Bekannte, die ich einen Augenblick allein laſſen mußte. Pächter Märten iſt unten, und verlangt mich zu ſprechen.“

„Das wird die Stadtgans ſeyn mit den zwei Dorfgänſen,“ murmelte Wilfried halb ärgerlich, gab Büchſe, Jagdtaſche und Pulverhorn einem Bedienten, und näherte ſich dem Beſuchzimmer. Ein lautes Geſpräch in demſelben erregte ſeine Aufmerkſamkeit, und er blieb neugierig an der Thüre ſtehen.

Das Kleeblatt der jungen Damen, welche hier in einer lebhaften Unterredung begriffen waren, beſtand aus Fräulein Erneſtine von Selden, die mit ihrer Mutter jährlich einige Sommermonate auf ihrem Landſitze zuzubringen pflegte, der in der Nähe von Berghalden lag, wo unſre Geſchichte beginnt, und zwei Schweſtern, Margaretha und Adelgunde, Töchter eines Landedelmanns von altem Schrot und Korn, der in dem eben genannten Dorfe ein beträchtliches Gut beſaß welches er ſelbſt anbaute.

Die erſte ſtand an der Neige des Frühlings, und die Reife des Sommers wurde bereits in ihren ſchwellenden Formen ſichtbar. In dem runden, hübſchen, etwas blaſſen und eben nicht anziehenden Geſichte waren die Tinten von Pietismus und Sinnlichkeit gemiſcht. Ihr Ton war hart und kalt, und ihre Freundlichkeit mehr erkünſtelt als wahr. Die beiden Schweſtern prangten in der erſten Jugendblüthe, die ſich ſo friſch und üppig nur in der reinen, friſchen Himmelsluft, ſelten im Dunſtkreiſe der Stuben entfaltet. Wären ſie etwas ſchmächtiger geweſen, ſo hätte man ſchwören ſollen, ſie ſeyen wie die Engel — einer ſonſt wackern Künſtlerin mit Roſenblättern groß gefüttert worden. In ihren Anſichten und Neigungen herrſchte jedoch eine unendliche Verſchiedenheit. Margaretha, nur ein Jahr älter als ihre Schweſter, lebte und webte in der Hauswirthſchaft, und hatte ſich ihre Welt gerade weit genug abgeſteckt, um ſich darin behaglich und frei bewegen zu können. Adelgunde fühlte ſich weniger glücklich in dieſer materiellen Beſchränkung, die ſich doch ſo wohl mit der Zufriedenheit eines einfachen, kindlichen Gemüths verträgt. Oft blickte ſie unruhig über die Grenze des Dorfs hinaus, welches ſie bewohnen mußte, und der Gedanke, daß hinter den nahen Bergen nicht blos Menſchen, ſondern auch Städte mit ihren Herrlichkeiten zu finden ſeyen, machte ihr manche trübe Stunde.

Als Wilfried an die Thüre trat, hatte ſie eben das Wort. „Wie biſt Du ſo glücklich, Erneſtine, in der Reſidenz zu leben; ich möchte nur einmal vierzehn Tage daſelbſt zubringen.“

„Das läßt ſich machen,“ antwortete das Stadtfräulein; „nach drei bis vier Wochen kehren wir dahin zurück, und Du gehſt mit uns.“

„Mamma wird es nicht zugeben,“ fiel Margaretha ein,“ ſie meint, wir würden aus der Stadt wie die Krähe in der Fabel zurückkommen, und nicht mehr für das Land taugen. Was mich betrifft, ſo habe ich nichts dagegen, ich bin lieber unter meinen Hühnern und Gänſen, als bei euern Soirees, wie ihr die ſteifen Geſellſchaften nennt, und wobei wir doch immer die Kürbiſſe neben der Ananas vorſtellen würden.“

„Du haſt keinen Sinn für das Höhere,“ entgegnete Adelgunde etwas verletzt. „Wenn ich nur an das Theater denke — “

„Haben wir nicht im letzten Herbſt eine Geſellſchaft hier gehabt, die in der Zehentſcheuer ſpielte?“ unterbrach Margaretha die Schweſter.

„Eine ſaubere Geſellſchaft, von allen Straßen und aus allen Dorfſchenken zuſammen geleſen,“ ſpottete Adelgunde.

„Du wirſt doch nicht läugnen, Schweſter, daß der böhmiſche Jude mit dem zierlichen Knebelbart den Alonzo in der Sonnenjungfrau recht heldenmäßig ſpielte, und hätte er ſich nicht mit den Sporen in die gelbe Schürze der armen Cora verwickelt, ſo daß beide übereinander purzelten, die Zuſchauer wären aus ihrer Rührung nicht zu ſich gekommen.“

„Pfui, wer wird ſo unanſtändige Stücke ſehen, in denen der Sieg des Fleiſches über den Geiſt dargeſtellt iſt,“ fiel Erneſtine ein; das Theater iſt meiſt eine Stimme der Verführung, es erſchwert uns den Kampf mit unſern ſündlichen Neigungen; und iſt nicht ſchon das Leben ſelbſt eine Sünde? Sind die endlichen Dinge nicht alle abgefallen von Gott, und haben ein geſpenſtiſches Scheindaſeyn angenommen, von dem ſie ſich doch wieder losmachen müſſen, um zu ihm zurück zu kommen, der allein wahrhaft iſt und nicht ſcheint.“

Die beiden Schweſtern ſchauten die Sprechende mit großen Augen an.

„Ihr begreift mich nicht,“ fuhr jene fort, „dieß rührt aber daher, weil Ihr noch ganz im Endlichen befangen ſeyd, fern von der Selbſterkenntniß, die nichts anders iſt, als ein Strahl der ewigen Gnade, die bisweilen von oben in die Nacht der Seele herabfällt.“

„Was Du da ſchwazeſt,“ ſagte die naive Margaretha, „iſt mir faſt eben ſo verſtändlich, wie die Sprache meiner Gänſe. Es kommt mir vor, Du läſſeſt den lieben Gott einen Guckkaſten herumtragen, und dieſer Guckkaſten ſoll die Erde ſeyn, und die Menſchen die Figuren darin. Ich muß bald glauben, Erneſtine, Du gehörſt zu den Stillen im Lande, von denen mein Vater ſagt, ſie wollten den lieben Gott myſtiren."

„Myſtifiziren," berichtigte Adelgunde.

„Nun, meinetwegen myſtifiziren," fuhr jene fort: „das Wort iſt mir fremd, aber es heißt ſo viel, als einem eine Katze für einen Haſen auftiſchen."

„Der Herr verzeihe den Spöttern und erleuchte die Unverſtändigen," ſeufzte das Stadtfräulein.

Wilfried hielt es jetzt für gerathen, ein Geſpräch zu unterbrechen, welches ſich zu erhitzen drohte. Er trat hinein, begrüßte die Mädchen und ſagte:

„Ich bringe eine Neuigkeit, meine Damen, der Burggeiſt von Rotenſtein iſt wieder ausgegangen."

„Ach Gott, das bedeutet nahen Krieg," riefen die Mädchen durcheinander.

„Ich habe die Nachricht von einem Fremden, den ich in der Waldſchenke traf," fuhr der junge Edelmann fort, „er ſelbſt will das Halloh, Hundegebell und Pferdegewieher in der Luft gehört haben, und es ſoll diesmal furchtbarer geweſen ſeyn als je."

„Der Herr wird wachen über die Seinen," ſeufzte

Erneſtine, mit einem Blicke, der zwiſchen dem Himmel und dem ſchönen jungen Manne getheilt war.

„Schwerlich, wenn wir ſelbſt ſchlafen,“ antwortete dieſer. „Hat er uns Augen gegeben, warum ſoll er für uns ſehen? Und Hände, warum ſoll er für uns darein ſchlagen? Die Menſchen gleichen großen Theils jenem ſpaniſchen oder portugieſiſchen Feldherrn, der beim Beginnen der Schlacht in die Kirche des heiligen Antonius gieng, ihm ſeinen Federhut aufſetzte, und ſeinen Degen umhieng, mit der Bitte: ſtatt ſeiner das Commando zu übernehmen, was der Heilige auch gethan haben ſoll.“

„Sie ſind ein Spötter,“ liſpelte Erneſtine, ihre ſtrafenden Worte mit einem mildernden Blicke begleitend.

„Dieſe Legende iſt ſo wahr als manches Ehrenwort,“ entgegnete Wilfried, „ich habe ſie in einem Buche geleſen, welches mit geiſtlicher Approbation gedruckt worden.“

„Wenn ich an den Krieg denke,“ ſagte Margaretha, „ſo kommt mir jedesmal ein Kupferſtich in den Sinn, der in meines Vaters Arbeitszimmer hängt, und auf welchem der Tod auf dem Gerippe von einem Roſſe über ein Schlachtfeld galoppirt.“

„Meine Hoffnung,“ nahm Eſchen wieder das Wort, „meine Hoffnung ruht auf dem wackern Erzherzog Karl, der jetzt das Commando am Rhein übernommen hat. In Italien geht's freilich ſchlecht; der junge Löwe von Corſika ſcheint dies unglückliche Land mit einem Sprunge erobern zu wollen."

In dieſem Augenblicke trat der alte Thomas Firn herein, ein Mann, der den Hausmeiſter, Kammerdiener und Leibjäger in einer Perſon vereinigte, aber trotz dieſer dreifachen Beſtallung doch noch Zeit fand, täglich einigemal die Schenke im Dorfe Berghalten, welches von dem Edelſitze der Frau von Eſchen ohngefähr vierhundert Schritte ablag, zu beſuchen, um dort Neuigkeiten einzuſammeln. Er erzählte ſeinem Herrn, daß am Eingange in das Dorf ein beſchädigter Reiſewagen halte; die Fremden, ein ältlicher Mann und eine wunderſchöne Dame — ſchienen Leute von Stand, die aber in der Schenke, wo eben eine Hochzeit gefeiert werde, keine Unterkunft finden könnten.

„Haſt Du Dich nicht erkundigt, wer ſie ſind?" fragte der Edelmann.

„Allerdings! ich wendete mich an den Bedienten; wenn den aber der liebe Gott nicht verſteht, ſo verſteht ihn Niemand. Es lautete wie die Zigeunerſprache was er welſchte, und dazwiſchen kreiſchte er zehnmal: nicks deutſch, nicks deutſch."

„Und die Herrſchaft?"

„Nun ja, die redeten wie jedes deutſche Mutterkind."

„Geh hin, Alter, und lade den Herrn mit der Dame auf das Schloß ein. Es werden doch vielleicht einige Stunden hingehen, bis der Wagen hergeſtellt iſt.“

Thomas kam bald mit den Fremden zurück, deren Aeußeres viel Empfehlendes hatte. Der Vater war ein großer Mann von mittlerm Alter, mit einem klugen Geſichte, ſehr höflich und freundlich. Seine Manieren zeigten, daß er lange in der großen Welt gelebt. Seine Tochter, ein Mädchen von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren konnte für eine vollkommene Schönheit gelten. Eine holde Schüchternheit, die jedoch nicht von Befangenheit herrührte, und mit Anſtand und einem ſehr gefälligen Benehmen verbunden war, erhöhte den Eindruck ihrer Reize. Eſchen bedauerte den Unfall, der ſeine Gäſte getroffen.

„Das Unglück iſt eben nicht groß,“ ſagte der Fremde, „wenigſtens verſicherte mich der Schmid im Dorfe, in einer Stunde werde das Uebel gehoben ſeyn.“

Eſchen bot den Fremden Erfriſchungen an, die jedoch abgelehnt wurden. Das Geſpräch kam jetzt auf die Lage des Landſitzes und den daran ſtoßenden großen Garten mit herrlichem Baumwuchs.

„Er iſt noch im alten Styl angelegt,“ bemerkte Eſchen, „und ich möchte ſagen, es ſey eine Art religiöſen Gefühls, was meine Mutter abhält, die Anlage zu moderniſiren. Jene Gruppe alter Eichen die den Röhrbrunnen beſchattet, iſt der letzte Ueberreſt des

Waldes, der vor achtzig Jahren noch die ganze Umgegend bedeckte.“

„Es wäre Sünde, Hand daran zu legen,“ ſprach Hedwig, die Tochter des Fremden, mit einem leichten Erröthen. „Mir gefallen überhaupt dieſe dunkeln Lindenalleen, dieſe überwölbten Gänge von Hainbuchen beſſer als die ſchmalen ſchlängelnden Kieswege durch allerlei Gebüſche, auf denen man nie weiß, wo man iſt, und wohin man kömmt, und die wie das Labyrinth des Lebens vor uns liegen. Auch dünkt mich, ein Wald von Eichen oder Buchen gewähre einen ſchönern Anblick als ein Hain, worin viele Holzarten gemiſcht ſind, wie in unſern neuen Gärten.“

Der Fremde lächelte über die Rede ſeiner Tochter, und dieſes Lächeln ſchien zugleich väterliches Wohlgefallen auszudrücken, und Verwunderung, daß ſie ihre gewöhnliche Schüchternheit ſo plötzlich abgelegt; aber auch das einfachſte, anſpruchsloſeſte Mädchen mag ſchwerlich ganz frei ſeyn von einer unter manchen Umſtänden allerdings ſehr verzeihlichen Eitelkeit, und es iſt ihm ſo natürlich, einem ſchönen jungen Mann und andern Mädchen gegenüber einige gute Eigenſchaften zur Schau zu ſtellen.

„Der Geſchmack nimmt überall die Farbe der Zeit an,“ ſagte der Fremde; „unſre Väter bauten und pflanzten für Kinder und Enkel, wir berechnen alles auf die Gegenwart; Linden und Eichen wachſen unzu langſam, darum wählen wir die Pappeln, Kugelagazien, Stauden und Sträucher, die ſchnell aufſchießen, keinen Schatten geben, und mit uns wieder abſterben. Dort die alte Burg liegt jetzt noch ſo ehrwürdig da in ihren Ruinen, aber die Trümmer eines eleganten, modernen Landſitzes würden nur einen kleinlichen, widerwärtigen Anblick gewähren.“

„Wann iſt dieſe Burg zerſtört worden?“ fragte Hedwig.

„Gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts durch die Franzoſen,“ antwortete Eſchen. „Mein Urgroßvater bewohnte ſie damals.“

„Hat man keine Sage davon?“ fuhr das Fräulein fort. „Es haben ſich von ſo vielen alten Schlöſſern wunderbare Geſchichten erhalten.“

„Wohl,“ erwiederte der junge Edelmann, „haben auch wir eine Familienſage von unſerm Familienſitze. Einige Jahre, bevor das Schloß niedergebrannt wurde, kam einſt ſpät in der Nacht eine Pilgerin an das Thor, und bat um Einlaß und Herberge. Der Thorwart, ein unfreundlicher Mann, wieß ſie in einen Stall, und reichte ihr ein Stück verſchimmelten Brodes, und einen Krug mit Waſſer. Am andern Morgen war ſie dem Tode nahe; man rief ſchnell den Burgkaplan, aber ſie hatte kaum noch die Kraft die Worte zu ſprechen: „Ihr habt mich ungaſtlich aufgenommen in Eurer Burg, darum will ich hier bleiben, und Ihr ſollt keine Ruhe haben vor mir, bis einſt eine meiner Enkelinnen oder Urenkelinnen als Herrin hier einzieht. Dieß wird geſchehen, wenn der Falke auf der Eſche niſtet.“ Nach dieſen Worten verſchied ſie.“

Die Mädchen kam ein Grauen bei dieſer Erzählung an. „Und geht ſie wirklich in den Ruinen um?“ fragte Erneſtine.

„So behaupten unſre Leute,“ antwortete Eſchen.

„Hat man nie erfahren, wer die Pilgerin geweſen?“ fragte der Fremde, der einige Minuten nachdenkend dageſtanden.

„Nie, ſo viel ich weiß,“ war die Antwort des jungen Edelmanns.

„Ich bin juſt nicht abergläubiſch,“ fuhr der Fremde fort, „allein es giebt Dinge, mit denen unſer Verſtand nicht in's Reine kömmt, und die wir darum doch nicht als phantaſtiſche Grillen oder Mißgeburten des Wahnſinns betrachten dürfen.“

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt der Hausfrau unterbrochen, und verlor ſich in unbedeutende Fragen und Antworten. Jetzt kam auch die Nachricht, daß der Reiſewagen wieder hergeſtellt ſey; die Fremden nahmen Abſchied, und Eſchen begleitete ſie bis in das Dorf, denn die ſchöne Hedwig ſchien einen tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht zu haben. Ihren Namen konnte er nicht erfahren, nur hatte das Fräulein zufällig geäußert, daß ihr Vater ein Gut in der

Nähe des Bodenſees gekauft habe, auf welches ſie jetzt zu gehen im Begriffe ſeyen.

Das plötzliche Erſcheinen und Verſchwinden der reizenden Unbekannten mochte vieles beitragen, den Eindruck zu verſtärken, den ſie auf Wilfrieds Gemüth hervorgebracht. Er war unruhig, ängſtlich, zerſtreut, und mußte bald ſich ſelbſt geſtehen, daß ſein Herz einen Funken gefangen, der leicht zur verzehrenden Flamme werden könne.

Nachdem er ſich eine Zeitlang romantiſchen Träumereien überlaſſen, fiel ihm ein, daß es früher ſchon ſein Vorſatz geweſen, eine Schweizer-Reiſe zu machen, und bei dieſer Gelegenheit mußte er ja auch die ſchönen und hiſtoriſch merkwürdigen Umgebungen des Bodenſee's beſuchen, wo ihn leicht ein günſtiger Zufall mit der liebenswürdigen Hedwig zuſammenführen konnte. Der Entſchluß war ſchnell gefaßt, die Frau von Eſchen hatte nichts dagegen einzuwenden, und ſchon wurden Anſtalten zur Reiſe getroffen, als die Nachricht von dem Tode eines Oheims in Franken einlief, wodurch Eſchens Anweſenheit auf den Gütern des Verſtorbenen dringend nothwendig wurde.

„Das iſt ein widerwärtiger Zufall,“ brummte Eſchen, „ich verliere einige Wochen Zeit, und am Ende werden ſich zu der Verlaſſenſchaft meines Oheims ſo viele Erben melden, wenn ich die Gläubiger dazu rechne, daß für mich kaum noch die Reiſekoſten herausfallen.“

Trotz dieſer Gründe und ſeiner widerſtrebenden Gefühle mußte ſich der junge Edelmann doch in ſein Loos ergeben. Er nahm Poſtpferde, reiſte Tag und Nacht, und fand bei ſeiner Ankunft auf den Gütern ſeines Oheims die Sachen in einer ſolchen Verwirrung, daß er ſich genöthigt ſah, ſie einem Rechtsgelehrten zu übergeben. Den Rückweg nahm er durch das kleine Fürſtenthum **, wo ihm in der Reſidenz, die dieſem Namen ohngefähr eben ſo viele Ehre machte, als manche emporgekommene Dame dem Titel und der Würde ihres Mannes, ein unangenehmer, aber doch mehr lächerlicher, als ernſthafter Zufall begegnete.

Man ſprach damals ſehr viel von geheimen franzöſiſchen Emiſſarien und Spionen, und der neue Polizeibeamte in der Reſidenz war ein Mann, der ſich geltend zu machen ſuchte. Eſchen war kaum im Gaſthofe abgeſtiegen, wo er die Nacht über zu bleiben gedachte, als ſchon ein Polizeidiener eintrat, und nach ſeinem Paſſe fragte. Der junge Edelmann hatte nicht daran gedacht, ſich mit einem ſolchen zu verſehen; er nannte ſeinen Namen und gab kurz den Zweck ſeiner Reiſe an. Aber der Wächter der Sicherheit wollte ſchwarz auf weiß ſehen, und Eſchen war genöthigt, ihm zu dem Polizei-Regenten zu folgen, der ſich bei ihrem Eintritte, wie weiland Kaiſer Domitian, mit der edlen Fliegenjagd beſchäftigte.

Herr von Zebrah, ſo hieß der Ehrenmann, hatte von

Jugend auf das köſtliche Sprüchlein: Mundus vult decipi, decipi atur ergo zu ſeiner Lebensdeviſe gewählt, und kannte vollkommen die geheimen Pfade der Kammerjungfern und Kammerdiener. Mit der Geſchmeidigkeit eines Aals wußte er ſich die Gunſt der Höhern zu gewinnen, und die Verdienſte Anderer anzueignen. Niemand von einiger Bedeutung kam in ſeine Nähe, ohne daß er ihn durch eine freundliche Lüge zu beſtechen geſucht hätte. Nur ſeine ungeheure Habgier ließ ihn manchmal die Klugheit vergeſſen, indeß half ihm auch hier gewöhnlich wieder das Talent der Myſtifikation. Kein Menſch war arbeitſamer, denn er ſprach immer von dem, was er gethan, ſobald er nur erfahren hatte, daß etwas geſchehen ſey, wobei er vielleicht hätte mitwirken können. So gründete er ſich einen bedeutenden Ruf in den ſogenannten höhern Kreiſen, während ihn das weniger beſtechliche öffentliche Urtheil als intrikant, liſtig, filzig, heimtükiſch und gewiſſenlos bezeichnete. Ein paar Orden würden ein zu geringer Lohn geweſen ſeyn für ſolche Verdienſte; aber er beſaß das Geheimniß des Kaiſers Veſpaſian, Kehricht in Gold zu verwandeln, und aus Dankbarkeit ließ man ihn gewähren. Daher erblühten unter ſeiner Pflege in reicher Fülle jene köſtlichen Früchte der Civiliſation, welche die Leidenſchaften wecken, damit es den Galeeren und Hochgerichten nicht an Opfern fehlen möge.

Herr von Zebrah ward kaum des Fremden anſichtig, als ſchon das gehorſame Lächeln auf ſeinen Lippen erſchien. Herr von Eſchen nannte ſeinen Namen und verſicherte, daß ihm nicht eingefallen ſey, man werde ihm im deutſchen Reiche einen Paß abfordern.

„Herr von Eſchen auf Berghalden, nicht wahr?“ ſprach der Polizeihandhaber, die Mundwinkel immer freundlicher erweiternd.

Wilfried bejahte.

„O, ich habe Ihren Herrn Vater gut gekannt. Es war ein großer, ſtattlicher Mann, von vielen Kenntniſſen, und hatte die Welt geſehen. Damals, ach damals waren beſſere Zeiten; jetzt kann man ſich nicht mehr zu Bette legen ohne Furcht, daß einem die Haut im Schlafe abgezogen, oder der ehrliche Name unterm Kopfkiſſen weggezogen werde. Ich bin ein offener, ſchlichter Mann, und möchte allen Menſchen nützlich ſeyn. Es thut mir leid, daß ihnen die kleine Unannehmlichkeit widerfahren, allein meine Pflicht, meine Pflicht! Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie Herr von Eſchen auf Berghalden ſind; inzwiſchen werden Sie mir gefälligſt zugeben, daß doch möglicher Weiſe — Sie verſtehen mich!“

Eſchen war zufällig an das Fenſter getreten. „Hier geht ein Mann, der die Identität meiner Perſon verbürgen wird,“ ſagte er, riß das Fenſter auf, und rief: „Lingen! Lingen!“

In wenigen Augenblicken ſtürzte der Gerufene in das Zimmer und in die Arme ſeines Freundes.

Herr von Zebrah lächelte etwas verlegen, und brachte lange Entſchuldigungen vor. Herr von Lingen unterbrach ihn: „Ich weiß wohl,“ ſagte er, „daß eine gute Polizei Jeden für verdächtig halten muß, der einen ganzen Rock auf dem Leibe trägt, aber für dieſen Herrn bürge ich mit meiner Ehre und mit meinen Piſtolen.“ Mit dieſen Worten nahm er Eichen am Arme, und riß ihn, indem er eine leichte Verbeugung gegen das ehrwürdige Polizeihaupt machte, zum Zimmer hinaus.

Eichen und Lingen waren Univerſitätsfreunde, hatten ſich aber einander ſeit einigen Jahren gänzlich aus den Augen verloren. Dieſes unvermuthete Zuſammentreffen war daher für beide gleich erfreulich und überraſchend. Lingen begleitete ſeinen Freund nach dem Gaſthauſe, wo ſie den Abend zuſammen in alten Erinnungen und mit Geſprächen über ihre beiderſeitige gegenwärtige Lage hinbrachten. Lingen lebte ſeit zehn Monaten in der kleinen Reſidenz, wo ſich die Freunde wieder gefunden, und war im Begriffe, in Familienangelegenheiten eine Reiſe an die Gränze der Schweiz zu machen. Dieß ſtimmte trefflich mit Wilfrieds Vorhaben, und es wurde verabredet, die Reiſe gemeinſchaftlich zu unternehmen.

## II.

Es war im Junius des Jahres 1796, als beide Freunde in einem bequemen Reiſewagen, von zwei Dienern begleitet, auf der ſchönen Bergſtraße dahin rollten, welche ſich von Darmſtadt längs dem Gebirge bis Helvetien zieht.

„Ich habe Dir die eigentliche Abſicht meiner Reiſe noch nicht mitgetheilt,“ begann Lingen, nachdem ſie die erſten Stunden zurückgelegt hatten. „So höre denn! Ein Oheim von mütterlicher Seite, der vor einigen Monaten auf Erkundigungen in das unbekannte Land gegangen, von wannen nur die Geſpenſter zurückkehren, hat mich zum Erben ſeines Vermögens eingeſetzt, doch unter der Bedingung: eine ſeiner Nichten zu heirathen, oder ihr von ſeinem Nachlaß dreißig tauſend Gulden zu bezahlen.“

„Du biſt alſo auf dem Wege, Dir die geweihten Ketten des Eheſtandes anlegen zu laſſen? Das Mädchen iſt ohne Zweifel hübſch, jung, verſtändig, tugendhaft, nicht herrſchſüchtig und nicht zänkiſch!“

„Sie mag wohl alle dieſe ſchönen Eigenſchaften beſitzen,“ antworte Lingen, „und vielleicht noch einige mehr; allein mein Herz iſt bereits verloren und meine Hand vergeben.“

„Darum haſt Du Dich wohl in jener Lilliputiſchen

Reſidenz eingeniſtet, wo man, wie bei den alten Römern, die Fremden als Feinde anſieht?“

„Du haſt es errathen, lieber Wilfried; ich muß eine Frau haben, die nicht klüger ſeyn will, als ich, und gerade ſo viel Verſtand beſitzt, um mich in meinen kleinen Eigenheiten, die Du kennſt, gehen zu laſſen. Eine ſolche habe ich in der Tochter des Kanzler gefunden.“

„Du biſt ſehr beſcheiden, daß Du Deine Talente Eigenheiten nennſt. Niemand verſteht es, wie Du, einen Trüffelhund oder Wachtelhund zu dreſſiren, einen Starmaz abzurichten, und den Leuten die Wahrheit ins Geſicht zu ſagen.“

„Jeder hat ſeine Liebhabereien, und beim Lichte beſehen, iſt die eine meiſt ſo viel werth, als die andere. Das Leben iſt unſer Wohnhaus, und ein geſcheidter Mann richtet ſich dieſes nach ſeinem Sinne ein, und nicht nach den Launen Anderer. Wiſſen wir doch nicht, wie bald uns die Miethe aufgekündigt wird!“

„Warum aber unternimmſt Du jetzt die Reiſe zu Deiner Angeerbten, wenn Du geſinnt biſt, auf dieſen Theil der Erbſchaft zu verzichten?“

„Meinſt Du,“ brummte Lingen halb ärgerlich, „dreißig tauſend Gulden ſeyen eine Handvoll Nußſchalen?“

„Du willſt alſo mit ihr handeln?“

„Pfui, Wilfried, ich bin kein Schacherjude. Ich habe einige Hoffnung, daß das Herz der ſchönen Cuſine bereits an der Angelruthe irgend eines ſchlauen Fiſchers zappele, und ſie mich glimpflich abweiſen werde."

„Wie aber, wenn nun das Feuer Deiner ſchwarzen Augen das zappelnde Herz plötzlich wieder trocknete und in Brand ſteckte? Du erinnerſt Dich doch, daß wir ſchon auf der Univerſität nicht wenige Eroberungen machten, und Deine männlich gebräunten Wangen, mit dem ſtattlichen Backenbart, erwieſen ſich damals noch ſiegreicher, als mein Milchſuppengeſicht, wie es die Leute nannten."

„Auch auf dieſen Fall bin ich vorbereitet," erwiederte Lingen. „Das Mädchen ſoll Geiſt, Bildung und Charakter beſitzen; ich aber werde mich ſo kindiſch und albern anſtellen, als möglich; außerdem hoffe ich in Dir einen Ableiter zu finden."

„In mir? Biſt Du toll?"

„Lieber Bruder, Du haſt von jeher eine kleine Gabe Eitelkeit in Dir gehabt, und ich will Dir nun Gelegenheit geben, dieſen edlen Trieb auf eine ehrenvolle Weiſe zu befriedigen. Du biſt ein Kerl, der ſich ſeines Geſichtes und ſeiner Figur nicht ſchämen darf, weist Dich zu benehmen, wie ein alter Hausmarſchall, und verſtehſt die Kunſt, den Weibern nach dem Sinne zu ſchwatzen. Ach, Bruder, es ſind nicht mehr die ſchönen Zeiten unſerer grünen Jugend, wo man ſeine Liebeserklärung mit einem Vergißmeinnicht machen konnte, und die weichgeſchaffenen Seelen in Mondſchein und

Roſenduft ſchwammen, wie die Goldfiſchlein im Glaſe; unſere Damen leſen nicht mehr jene rührenden Romane, deren Teig aus Liebe, Milch und Schwarzbrod geknetet wurde; jetzt ſpricht man von geſtirntem Himmel und von den Eingeweiden der Erde, von der unſichtbaren Welt, in die eine magnetiſche Brücke führt, von — von —

„Von dem Nichts, was Alles iſt, und von dem Etwas, was Nichts iſt,“ fiel Eſchen ein. „Ich kenne ein hochgebornes Fräulein, welches nicht glaubt, daß ſie und Du und ich, ihre Großmutter und ihr Pudel wirklich da ſeyen, ſie meint, wir bildeten es uns nur ein, und dieſe Einbildung wäre die Erbſünde!“

„Man hat doch das arme Mädchen einem Arzte zur Kur anvertraut?“ fragte Lingen ganz ernſthaft.

„Nichts weniger, mein theurer Eduard! Dieß iſt der Glaube der Gottſeligen, und der Himmel gebe nur, daß die Dir legirte Tochter Evens nicht auch ein Mitglied dieſer ſomnambulirenden Kirche ſey.“

„Um ſo beſſer, wenn ſie's iſt, denn ich bin überzeugt, Du wirſt ihr trefflich ſekundiren, wenn ſie ihren Pſalm anſtimmt, und mich jedenfalls ausſtechen, was mir baare dreißig tauſend Gulden eintragen wird. Dieſen Umſtand, Brüderchen, bitte ich zu bedenken.“

Wilfried willigte lachend ein, zu Gunſten ſeines Freundes eine kleine Diverſion zu verſuchen, wenn es die Umſtände geſtatteten. Während dieſes Geſpräches erreichten ſie die nächſte Poſtſtation, wo ſie Pferde wechſelten, aber zugleich auch die Nachricht erfuhren, daß man in der Gegend von Raſtadt oder Mannheim einen Rheinübergang der Franzoſen befürchte. Unſere Reiſende entſchloſſen ſich nun, Tag und Nacht zu fahren, um den Schwarzwald noch zu erreichen, bevor der Weg geſperrt ſeyn würde. Es war am 21. Junius Morgens gegen drei Uhr, als ſie, nach einem kurzen Frühſtücke, von Bühl abfuhren. Aber kaum hatten ſie das Ende dieſes Marktfleckens erreicht, der acht Stunden von Straßburg entfernt, zwiſchen Raſtadt und Offenburg liegt, als ſie eine furchtbare Kanonade vernahmen. Sie ließen den Poſtillon einige Minuten halten, und bemerkten jetzt, daß das Feuer auf der ganzen Linie von Selz bis Straßburg unterhalten werde.

„Die Welſchen kommen,“ ſagte der Poſtillon ganz kaltblütig, indem er ſeine Pfeife ſtopfte.

„Sie werden doch die Straße nach Offenburg nicht vor uns gewinnen, wenn ſie keine Flügel haben,“ rief Eſchen, und befahl dem Schwager, die Pferde raſch anzutreiben. Er ſchüttelte den Kopf, gehorchte jedoch, und in einer Viertelſtunde hatten ſie die einſam an der Straße liegende Wallfahrtskirche zu den Linden, nahe bei dem Dorfe Ottersweier, erreicht, als ihnen ein junger Mann in Jagdkleidung zu Pferde entgegen kam, und ihnen zurief: „Meine Herren, Sie kommen nicht weiter, die Franzoſen haben Kehl genommen, und die

Oeſterreicher laſſen keinen Reiſenden mehr paſſiren. Sie haben mich ſo eben auch zurückgewieſen.“

Es wurde nun Rath geſchlagen, was zu thun ſeyn möchte. „Wohin geht Ihr Weg, meine Herren?“ fragte der Fremde.

„Nach der Schweiz,“ war die Antwort.

„Hören Sie meinen Vorſchlag,“ fuhr jener fort. „Kaum eine Viertelſtunde von hier, am Fuße des Gebirges, liegt ein Bad, wohin ich auch gehe, dort können wir ſicher den Erfolg abwarten. Werden die Franzoſen zurückgeſchlagen, ſo iſt die Straße wieder offen; müſſen die Oeſterreicher weichen, ſo zieht ſich der Schauplatz des Kampfes ſchnell aus dieſer Gegend weg, und man kann ohne Hinderniß reiſen. Der gegenwärtige Zuſtand kann nur wenige Tage dauern.“

„Wie aber, wenn die Franzoſen vordringen?“ fragte Eſchen? Wird uns dann dieſes Bad Sicherheit gewähren?“

„Für den erſten Augenblick ziehen wir uns ins nahe Gebirg, wo ich die Wege kenne,“ antwortete der Fremde.

„Aber unſer Wagen?“

Der Fremde beſann ſich einen Augenblick. „Das ſicherſte Mittel, ihn zu retten, iſt wohl, Räder und Deichſel abzunehmen und zu verbergen, wozu ſich leicht Gelegenheit findet.“

In dem Geſichte und Betragen des Fremden lag ſo viel Offenheit und Ehrlichkeit, daß die beiden Freunde ſeinen Vorſchlag annahmen. Sie ſtiegen aus, und ſchlugen mit ihrem Begleiter den nähern Fußpfad ein, während ihr Wagen mit den Bedienten und dem Pferde des Fremden ſich nach dem ſeitwärts hinziehenden Fahrwege wendeten.

Das Bad, wohin ſie jetzt ihren Weg richteten, heißt die Hub, von dem alten Wort Hub, Meyerei, und liegt in einem höchſt anmuthigen Thale am weſtlichen Abhange des Schwarzwaldes, wo eine Heilquell milchwarm aus der Erde ſprudelt. Ein klarer Waldbach rauſcht zwiſchen grünen Wieſen und dunkeln Erlen hin, und an ſeinem Ufer ſteht eine Mühle mit einigen zerſtreuten, ländlichen Wohnungen. Das Thal wird links durch den wilden Wolfshag und einen düſtern Tannenberg geſchloſſen, auf welchem die grauen Thürme der längſt zerſtörten Burg Windeck hervorragen; rechts erhebt ſich die Gegend zu einer mit Kaſtanien bewachſenen Halde, an deren Eingang eine Kapelle erbaut iſt, und hinter dem Hügel breitet ſich ein freundlicher Eichenhain aus; den Hintergrund ſperrt das Hochgebirg, in deſſen Schooße einige ſtille Dörfer ruhen. Hier ſcheint der Aufenthalt der Betrachtung und des Friedens, den wir in der Natur wieder finden, wenn wir ihn im Leben verloren. Das Badhaus, gegenwärtig ein ſtattliches zierliches Gebäude, glich damals noch ſo ziemlich einer geräumigen, aber unſcheinbaren Dorfſchenke, doch fehlte es darin nicht an Bequemlichkeit und guter Bewirthung.

Das Morgenroth flammte von den dunkeln Höhen des Schwarzwaldes herab, als die Reiſenden von der Bergſtraße in den Seitenpfad bei der Wallfahrtskirche einbogen, und eine kühle Luft wehte von den Bergen. „Es iſt verdammt kalt,“ ſagte Lingen, „wir werden doch Küche und Keller gut beſtellt finden?“

„So gut, als irgendwo auf dem Lande,“ antwortete Friedau, ſo hieß der junge Mann, der ſie führte; „der Wein, die Forellen und das Wildpret ſind hier trefflich und im Ueberfluſſe vorhanden. Nur ſind wenige Gäſte mehr da, außer mir noch vier Herren, eine Dame und ihre Tochter.“

„Das Mädchen iſt ohne Zweifel hübſch,“ ſagte Eſchen lächelnd, „weil ein junger Mann, wie Sie, ſich ſonſt ſchwerlich in dieſer Abgeſchiedenheit gefallen würde, denn die Lage ſcheint eher für ein Kloſter als für ein beſuchtes Bad geeignet.“

„Ich will nicht läugnen, daß ich ſie ſchön finde,“ antwortet Friedau; „übrigens führe ich ſeit fünf Monaten ein etwas unſtetes Leben. Ich war auf der Heimkehr von Neuſchatel begriffen, wo ich das Franzöſiſche erlernte, fand in Freiburg einen Jugendfreund, der mich erſt ſeit drei Tagen verlaſſen, und mit dieſen durchſtrich ich das Gebirge, und wir verweilten bald da bald dort an einer der vielen Heilquellen, die in dieſen Bergen ſo häufig ſind, und wo der Fremde ſich ſo leicht und ſo gern an den Fremden anſchließt.“

„Sie ſind nicht aus dieſer Gegend?“ fragte Lingen.

„Ich bin aus Schwaben,“ erwiederte Friedau, mit einem leichten Erröthen.

Was wir unſern Leſern über dieſen jungen Mann mittheilen können, wird jenes Erröthen erklären. Friedau war der Sohn eines reichen Viehhändlers aus einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt. Der Vater hatte im Kriege großen Reichthum gewonnen, und ſeinen Sohn für ſein Gewerbe beſtimmt. Aber unglücklicherweiſe bedachte der ehrliche Mann nicht, daß unſere Erziehung auf unſern künftigen Beruf berechnet ſeyn müſſe; er hielt ſeinem Sohn einen Hauslehrer, ſchickte ihn ſpäter auf ein Gynaſium, und der junge Friedau, dem die Natur einen geſunden Verſtand und ein empfängliches Gemüth verliehen, ſah und hörte und lernte nun gar Mancherlei, was für den künftigen Viehhändler nicht nur unbrauchbar war, ſondern ihm auch wenig Geſchmack an einer ſolchen Beſchäftigung beibringen konnte.

Das geſellige Leben, welches ihm ſo lange fremd geblieben, zog ihn jetzt unwiderſtehlich an, und er geſellte ſich gerne zu jungen Männern aus den höhern gebildeten Ständen, eine Eitelkeit, die man um ſo verzeihlicher finden wird, da eine beſſere Erziehung und beträchtliche Glücksgüter ihn dazu zu berechtigen ſchienen. Darum ſchämte er ſich auch, als der Sohn eines Viehhändlers aufzutreten, denn er beſorgte durch dieſe Entdeckung ſich den Weg zu der beſſern Geſellſchaft zu verſperren. Außerdem war Friedau offen und hingebend, er beſaß einen ziemlich richtigen Takt in Beurtheilung der Menſchen, es fehlte ihm nicht an Witz und Laune, und ein reines Gefühl hatte ihn vor den gewöhnlichen Ausſchweifungen der Jünglinge ſeines Alters bewahrt.

Bei der Ankunft im Badhauſe war Friedau's erſte Sorge ein tüchtiges Gabelfrühſtück für ſich und ſeine Begleiter herbei zu ſchaffen. Es beſtand aus gebratenen Hühnern, Wildpret, Schinken und einigen Flaſchen köſtlichen Weins, wie er in jenen Gebirgen wächst. Lingen ſchwur hoch und theuer, daß es ihm ſeit lange nicht beſſer gemundet, „wenn nur,“ ſetzte er hinzu, „die verwünſchte Muſik nicht ſo disharmoniſch klänge, und die Kanonen nicht ſo furchtbar in den Bergen wiederhallten!“

Der Wirth, ein bejahrter, aber noch kräftiger Mann, dem Muth und Kühnheit aus den kleinen Augen blitzten, und der viele Jahre als Soldat und Unteroffizier gedient hatte, ſchüttelte ſchmunzelnd den Kopf. „Fürchten Sie Nichts, meine Herrn, die Franzoſen werden mit blutigen Schädeln über den Rhein zurückgewieſen. Mit ihren Conſcribirten brechen ſie keine öſterreichiſche Linie durch. Ich laſſe eben meinen Fuchs ſatteln, und will ein wenig auf Kundſchaft reiten.“

Eſchen und ſein Freund ließen ſich jetzt Zimmer anweiſen, und gedachten, einige Stunden der Ruhe zu pflegen, da ſie einige Nächte hindurch im Wagen zugebracht. Sie erwachten erſt gegen Mittag, und hatten ſich kaum angekleidet, als die Glocke das Zeichen zur Tafel gab. Die Geſellſchaft beſtand außer ihnen noch aus ſieben Perſonen.

Oben an ſaß eine ältliche, dem Anſcheine nach kränkelnde Dame mit ihrer Tochter. Frau von Lanz war die Wittwe eines Offiziers, der viele Jahre in einer deutſchen Reichsſtadt auf Werbung geſtanden, und ihr kaum ſo viel hinterlaſſen hatte, um vor Noth und Mangel geſichert zu ſeyn. Auch ſchien ſie vor der Zeit gealtert. Ihre Tochter Nina konnte für ſchön gelten, doch lagen ihre Reize mehr in der Friſche ihrer Wangen und der Lebhaftigkeit ihrer ſchwarzen Augen, als in der Regelmäßigkeit der Geſichtszüge. Ein leichter, heitrer Sinn ſchien ſie über alle Unebenheiten des Lebens hinwegzutragen, und wenn es ihr auch an dem gebrach, was wir höhere Bildung nennen, ſo wußte ſie doch dieſen Mangel durch Witz und eine natürliche Grazie zu verſtecken. Ihr zur Seite hatte Friedau ſeinen Platz, und neben ihm war für Eſchen und Lingen gedeckt. Vier männliche Weſen bildeten die Reihe gegenüber.

Der Erſte mit einem ſchwarzgefärbten Knebelbart, den die grauen Haupthaare Lügen ſtraften, gehörte zu den Unglücklichen, deren Körper den Geiſt allmälig verzehrt. Aber auch an ihm wurde ſichtbar, wie ſchwer es dem ſtärkeſten Magen ſey, Geiſter zu verdauen, denn der gute Mann mußte, um ſich fortbewegen zu können, ſelbſt wieder zum Geiſt — in der Branntweinflaſche — ſeine Zuflucht nehmen. Von Damen ſchien er ein alter Liebhaber, indem er faſt alle ſeine Worte an die hübſche Nina richtete, doch beehrte er auch das niedliche Kellnermädchen mit einigen Galanterien, ſo oft dieſe ſeinen Teller wechſelte. Neben ihn machte ſich ein ſchmächtiger Burſche mit einem faden, dummen Geſichte breit. Er hatte ſich als Baron und Rentier in das Fremdenbuch eingezeichnet, ſollte aber den Berichten des Wirths zufolge, der Sohn eines franzöſiſchen Tanzmeiſters und Mitglied einer Spielergeſellſchaft ſeyn. Er reiste in den Bädern umher, um eine reiche Frau zu ſuchen. Gegen Friedau nahm er einen vornehmen Ton an, als ihm dieſer aber einen bedeutenden Blick zuwarf, wurde er die Höflichkeit ſelbſt, und erinnerte an einen genialen Schriftſteller, der uns einſt verſicherte, wer ihn zum guten Freund haben wolle, dürfe ihm nur eine Ohrfeige geben.

An dieſen Glücksverbeſſerer reihten ſich zwei Männer, deren Geſichter eine ſchnell verblühte Jugend ankündigten, und ſelbſt die Knebelbärte mochten das ſichtbare Verdampfen männlicher Kraft nicht ganz verbergen. Eſchen hielt ſie für ein Paar Polizeiſpionen, aber Friedau raunte ihm in's Ohr: „das ſeyen zwei vagirende Schriftſteller, die, ihrer Verſicherung nach, auf Menſchenkenntniß umherzögen.“ „Der ältere,“ ſetzte er hinzu, „muß wohl vom auserkohrenen Volke abſtammen. Bemerken Sie nur den orientaliſchen Schacherblick! Der junge ſcheint — “

Das plötzliche Oeffnen der Thüre und ein lautes Leider! unterbrach den Flüſternden. Dieſes Leider war die Antwort des eintretenden Wirths auf die Frage eines Bedienten, ob die Franzoſen wirklich feſten Fuß dieſſeits gefaßt hätten? „Leider,“ rief der alte Kriegsgeſelle mit verzerrtem Lächeln, „aber nur Geduld, die Vögel werden immer kecker, bis das Netz über ihnen zuſammengezogen iſt.“ Er erzählte nun, wie es den Franzoſen gelungen ſey, ſich dieſſeits Kehl auf den durch Höhen, Gebüſche, Kornfelder und Sümpfe vielfach durchſchnittenen Boden auszudehnen, indem ihnen hier die Kavallerie nur geringen Widerſtand entgegen ſetzen konnte.

Den Rentier verlies plötzlich alle Eßluſt; er ſtand auf und traf Anſtalten zur plötzlichen Abreiſe. Frau von Lanz ließ ängſtliche Beſorgniſſe blicken. Sie wohnte in der Reichsſtadt Gengenbach, und unter dieſen Umſtänden war die Heimreiſe unmöglich. Nur der überlebte und die beiden abgelebten fahrenden Schüler (wenn wir dieſe veraltete Bezeichnung wieder einführen dürfen) blieben gleichgültig bei einem Ereigniſſe, welches in ihrem Lebensgange keine andere Veränderung, als die des Nachtlagers hervorbringen konnte. Dagegen wollte der kriegeriſche Wirth keine Furcht aufkommen laſſen. Er betheuerte, es ſeyen friſche Truppen vom Neckar her auf dem Marſche, und im ſchlimmſten Falle würden die Wäldner ſich in Maſſen erheben, und dieſe verſtünden es, ihren Mann auf vierhundert Gänge wegzubürſchen.

In der That ſchienen ſich die erſten Beſorgniſſe bald zu zerſtreuen. Die folgenden Tage gingen ziemlich ruhig hin, nur daß man hier und da einige Schüſſe von den Vorpoſten vernahm. Aber am vierten Tage, wenige Stunden nach Mitternacht, zitterten plötzlich die Berge vom rollenden Donner der Kanonen. Im Badehaus fuhr Alles erſchreckt vom Lager auf; die Männer eilten halb angezogen in die Wirthsſtube, und bald darauf erſchien auch Frau von Lanz, auf ihre Tochter geſtützt, beide im nachläßigſten Morgenanzuge. „Heute wird's Ernſt," ſagte der Wirth, „aber wir wollen nicht verzagen. Dieſen Abend ſehen wir franzöſiſche Gefangene durchführen."

Friedau ſchlug den Herrn von Eſchen und Lingen vor, die benachbarten Ruinen des Schloſſes Neuwindeck in dem Dörfchen Lauf zu erſteigen, von wo man einen Theil des Kampfplatzes überſchauen konnte. Das Anerbieten wurde angenommen, allein das ungünſtige

Terrain geſtattete keinen freien Umblick und außerdem war die ganze Gegend ſo dicht in Pulverdampf eingehüllt, daß man von den kämpfenden Haufen nichts wahrnehmen konnte. Da jedoch der Rauch und der Schall des Gewehrfeuers immer näher kommen, ſo war kein Zweifel, daß die Franzoſen im entſchiedenen Vortheile ſeyen. Die traurige Nachricht verbreitete ſich ſchnell in der Umgegend, und als unſere Reiſenden die nächſten Gebirgsdörfer erreichten, war dort ſchon Alles in geſchäftiger Bewegung. Unter Wehklagen und Jammergeſchrei packten die Einwohner von ihrer Habe zuſammen, was ſich fortſchleppen ließ, trieben ihr Vieh aus den Ställen und ſuchten Schutz in höhern Gebirgsgegenden; der Schreck hatte die armen Leute ſo ſehr der Beſinnung beraubt, daß ſie wähnten, die Feinde ſeyen ihnen bereits auf dem Fuße, und keinem kam der Gedanke, daß die öſterreichiſche Armee doch nicht von der Erde verſchlungen ſeyn und eben ſo wenig ihren Rückzug auf den Flügeln des Windes machen könne.

Als ſie in das Bad zurück kamen, hatten die Vagirenden und Spazierenden bereits den Kriegslärm im Rücken. Nur Frau von Lanz mit ihrer Tochter war noch zurück, und entſchloſſen, ebenfalls in dem Gebirge eine Zuflucht zu ſuchen. Friedau wollte der Dame ſein Reitpferd überlaſſen, und für das Gepäcke wurden einige Träger gemiethet. Man ſetze ſich jetzt zu einem kleinen Mahle nieder, aber kaum war eine Viertelſtunde vorüber, als von allen Seiten die Nachricht von dem eiligen Rückzuge der Deutſchen erſcholl. Nun brach die Geſellſchaft auf, und ſchritt die Gebirgspfade hinan, die anfangs noch in geringer Entfernung von der Heerſtraße hin zogen, und den Lärm der Retirade deutlich genug vernehmen ließen. Mitunter hörte man auch noch den Donner einer Kanone, der in den Bergen furchtbar wiederhallte.

Unſere Reiſenden erreichten, nach einem beſchwerlichen Wege von drei Stunden, das Dorf Kappel unter Radeck. Hier wimmelte es ſchon von franzöſiſchen Emigranten, die aus Angſt vor ihren Landsleuten die Nähe des Kriegsſchauplatzes verlaſſen hatten, auch ſah man bereits einzelne Zerſprengte von den öſterreichiſchen und Reichstruppen, allein die Berichte, welche ſie von der Schlacht gaben, waren ſo verworren, und widerſprechend, daß man nicht klug daraus werden konnte. Nur ſo viel ließ ſich aus den unzuſammenhängenden Erzählungen errathen, daß die Franzoſen ihren Sieg zum Theil der Ueberzahl leichter Truppen verdankten, und auch bereits gegen Offenburg und das Kinzigthal vorgedrungen ſeyen, wo ihnen die Reichstruppen keinen langen kräftigen Widerſtand entgegen zu ſetzen vermochten.

Unſere Reiſenden waren ſo glücklich, in einem guten Gaſthofe noch einige unbeſetzte Zimmer zu finden. Sie verdankten dieſes Glück weniger dem Zufalle als dem Umſtande, daß ſie Deutſche waren, indem der Haß dieſer kühnen Bergbewohner gegen Alles, was den Namen Franzoſe trägt, ſich bei den Meiſten auch auf die Emigranten ausdehnte.

Nach einem Mittageſſen, welches der Küche eines Domherrn Ehre gemacht haben würde, und deſſen Hauptbeſtandtheile in Wildpret, Forellen, zahmem und wildem Geflügel und einem trefflichen Gebirgswein beſtanden, entſchloſſen ſich die drei jungen Männer, einen Ausflug in das Thal zu machen, welches ſich von dem Dorfe hoch in's Gebirg hineinzieht. Wer je eine der romantiſchen Landſchaften von Salvator Roſa geſehen, der mag ſich ohngefähr ein Bild machen von den großen und kühnen Scenerien dieſer zum Theil angebauten Wildniſſe. Zwiſchen hohen, mitunter zerklüfteten Granitmaſſen liegen zerſtreut die hölzernen Wohnungen der Thalbewohner. In der Tiefe rauſcht ein Waldbach hin und bewäſſert friſch grünende Wieſen, die ſich neben zertrümmerten Geſteinen bilden. Dunkle Wälder ſteigen zu beiden Seiten empor, die vom Geſchrei der Raubvögel ertönen. Die Bewohner des Thals tragen das Gepräge der ſie umgebenden Natur. In den Geſichtern der Männer zeichnen ſich trotziger Muth, Schlauheit und Entſchloſſenheit. Manche von ihnen treiben das gefährliche Handwerk der Wildſchützen, und ſind abgehärtet gegen alle Gefahren. Die Mädchen haben nicht das verkümmerte Ausſehen ſtädtiſcher Stubengewächſe, ſie gleichen den friſchen, kräftigen Pflanzen ihrer Berge, auf ihren Wangen blüht die Geſundheit, und ihre Augen verrathen etwas von dem Muthe und der Schlauheit ihrer Väter und Brüder.

Eſchen war entzückt über die wilde Schönheit der Gegend, Lingen dachte nur an die herrliche Jagd in dieſen Bergen, und Friedau, welcher das Thal bereits durchwandert hatte, war eifrig bemüht, ſeine Gefährten auf Alles aufmerkſam zu machen, was ihm der Beachtung werth ſchien.

Sie mochten ungefähr eine Stunde Wegs zurückgelegt haben, als plötzlich das Rollen des Donners ſich vernehmen ließ, und finſtere Wetterwolken den bis dahin heitern Himmel in wenigen Minuten überzogen. Die fernher ächzenden Stimmen der Wildniß wurden lauter, und bald ſchüttelte der Orkan die hundertjährigen moosbedeckten Häupter der Bäume. Die Wanderer ſahen ſich genöthigt, vor dem hereinbrechenden Sturm in einer Hütte Zuflucht zu ſuchen, die jenſeits auf einem ſanft anlaufenden Hügel, neben einem mit Geſträuch bewachſenen Felſen lag. Vor der Thüre ſaß ein großer, hagerer, bejahrter Wäldner, der eben im Begriff war, das Schloß von einer Büchſe abzuſchrauben, und es zu reinigen.

„Vater, wollt Ihr uns ein Obdach gewähren, bis der Sturm vorüber iſt?“ fragte Eſchen.

„Warum nicht?“ antwortete dieſer Mann, ohne ſich von ſeinem Sitz zu erheben, und von ſeiner Arbeit abzulaſſen. „Warum nicht? Die Stube iſt räumig genug, und Ihr werdet noch ein paar Gäſte darin finden.“

Sie traten in die Stube, in welcher Reinlichkeit und Armuth beiſammen zu wohnen ſchienen. Eine alte blinde Frau, den Roſenkranz in der Hand, ſaß auf einer Bank am Ofen, und neben ihr, auf einem Schemmel, ein wohlgebildetes Mägdlein, beſchäftigt, eine alte Jagdtaſche auszubeſſern; ihre dunkle Geſichtsfarbe ließ die Abkunft von Zigeunern nicht verkennen. Gegen das Fenſter, in einem gebrechlichen Großvaterſtuhl, der noch Spuren des ehemaligen Ueberzugs von Leder trug, dehnte ſich ein Mann von etwa fünfzig Jahren, deſſen blauer Ueberrock mit dem Ludwigskreuze einen ehemaligen franzöſiſchen Offizier bezeichnete. In den finſtern Zügen ſeines abgehärmten Geſichtes lag die Spur erduldeter Leiden, und ſein Körper ſchien überhaupt mehr durch Gram, als durch Alter und Kränklichkeit gebeugt. Ihm zur Seite ſtand ſeine Tochter, ein Mädchen im vollen Frühling, von zierlichem Wuchs und mit jenem ſeelenvollen Ausdrucke, der mehr als Schönheit bezaubert. Der Offizier richtete ſich etwas auf beim Eintritte der Fremden; das Mädchen war jedoch beſorgt, ihn augenblicklich wieder ſanft auf ſeinen Sitz zurückzudrängen.

„Verzeihen Sie," ſagte Sie mit Anſtand und Höflichkeit zu den Fremden, in einem Dialekt, der die Elſäſſerin verrieth, „verzeihen Sie, mein Vater iſt unwohl und ſehr angegriffen."

Die jungen Männer antworteten mit einer Verbeugung.

„Gilde," ſprach jetzt die Blinde zu ihrer Nachbarin, „mein Ohr ſagt mir, daß Gäſte eingetreten ſind. Führe ſie zu mir, daß ich ihnen die Hand zum Willkommen biete, dann geh' und hole Milch und Brod herbei."

Eſchen und ſeine Gefährten reichten nacheinander der Alten die Hand, die ſie herzlich drückte. „Der Quell meiner Augen iſt ſeit zehn Jahren vertrocknet," ſagte die Frau, „darum höre ich jetzt gern die Stimme der Menſchen, und beſonders der Fremden, denn ſie machen mir die Oede wieder lebendig. Seyd Ihr auch ausgewandert?"

„Nein, wir ſind Deutſche, aber Flüchtlinge," antwortete Eſchen, „der Krieg hat uns von unſerm Wege vertrieben.

„Der Tod iſt ein mächtiger Potentat, er will auch ſein Reich vergrößern, und der Krieg hilft ihm," ſeufzte die Alte, indem ſie die Hände faltete, und leiſe zu beten begann.

„Bringen Sie nähere Nachrichten vom Kriegsſchauplatze?“ fragte jetzt der Offizier.

Unſere Wanderer, die ſich unterdeſſen auf eine Bank niedergelaſſen, erzählten, was ihnen bekannt war. Die Tochter blickte unterdeſſen abwechſelnd die Fremden und ihren Vater an, und ſchien weniger auf die Erzählungen zu achten, als auf den Eindruck, den ſie auf ihren Vater hervorbrachten. Dieſer ſchüttelte den Kopf. „Die Franzoſen werden ſich ſchnell des Kniebis bemeiſtern, und iſt dieſer Schlüſſel des Schwarzwaldes in ihren Händen, dann müſſen die Deutſchen ſich eilig zurückziehen, und können vielleicht nur an der Donau ſich wieder ſtellen. Herr, Dein Wille geſchehe!“

Bei dieſen Worten faltete er krampfhaft die Hände, und warf einen ſchmerzlichen, troſtloſen Blick auf ſeine Tochter, die jetzt neben ſeinem Stuhle auf die Kniee ſank, ſeine Hand an ihre Stirne drückte, und ihn dann mit einem unausſprechlichen Lächeln anſah. „Vater, ich habe geleſen, daß Gott warmen Wind ſchickt, wenn das Lamm geſchoren iſt.“

Er legte ſeine Hand auf ihr Haupt. „Wir haben Alles verloren, nur die Ehre und die Tugend nicht, und darum ſind wir nicht unglücklich. Auch muß es Dir wohlergehen auf Erden, meine Louiſe, denn der Herr hat es verheißen.“

„Es wird ihr wohl gehen,“ ſprach jetzt die Blinde mit erhabener Stimme, denn ſie hält treulich aus in den Tagen der Prüfung.“

Die Fremden ſahen gerührt einander an. „Wenn wir dem guten Mann nur mit guter Art einige Goldſtücke beibringen könnten,“ flüſterte Lingen zu ſeinen Gefährten. Friedau warf einen ſpähenden Blick umher, und winkte dann den beiden andern mit den Augen.

Das hübſche Zigeunermädchen brachte jetzt eine Schüſſel mit Milch, kräftiges Kornbrod, und drei hölzerne Löffel, und rückte den alten, blank geſcheuerten Ahorntiſch zurecht, auf welchem der Hut der jungen Franzöſin, mit ihrem Taſchentuche darin, lag. Während unſere Wanderer ſich erfriſchten, nahm Friedau einen Augenblick wahr, wo er nicht bemerkt wurde, und ſchob eine Rolle mit Gold in den Hut unter das Sacktuch.

Das Gewitter hatte ſich inzwiſchen verzogen, der Himmel ſtrahlte im reinſten Blau, und die Sonne warf ihre letzten Strahlen in das Thal. Friedau ſchlug ſeinen Gefährten vor; die Wanderung bis in die kaum noch eine Stunde entfernte Abtei Allerheiligen fortzuſetzen. Eſchen und Lingen willigten gern ein; der Bediente, welcher ſie begleitet hatte, wurde nach Kappel zurückgeſchickt, um der Frau von Lanz die Beſorgniſſe über ihr Ausbleiben zu benehmen; ſie nahmen Abſchied von den Fremden und der Blinden, welcher Eſchen eine Krone in die Hand drückte, und die ihnen den Segen des Himmels wünſchte. Zugleich befahl ſie dem Zigeunermädchen, den Fremden den nächſten Weg nach dem Kloſter durch den Wald zu zeigen. Gilde that es mit ſichtbarer Freude; ſie hüpfte bald wie ein Reh vor ihnen her, und ſprang mit der Leichtigkeit einer Gemſe über Felſenſtücke und Baumſtämme, bald hob ſie kleine Steine auf, und warf ſie in den Waldſtrom, der in der Tiefe rauſchte.

„Biſt Du in dieſem Thale geboren?“ fragte Eſchen, als ſie ihm eine Blume von gelbem Enzian darreichte, die ſie am Wege gepflückt.

„Ich bin in der Nähe des Kloſters geboren, wo Ihr jetzt hingeht, und wo unſer Stamm einige hundert Jahre lang in Höhlen und Kammern unter der Erde wohnte.“

Sie erzählte nun mit großer Geſchwätzigkeit mancherlei von der Lebensweiſe und den Sitten ihrer Väter, und wie ſie vor etwa zehn Jahren mit Gewalt aus dem Lande vertrieben worden. „Ich hatte eine Stiefmutter, die mich hart hielt,“ ſetzte ſie hinzu, „und darum bleibe ich gern bei der guten blinden Frau, die mich zu ſich nahm, und mich Gutes lehrte.“

„Womit beſchäftigten ſich denn Deine Väter, wie Du ſie nennſt?“ fragte Lingen.

„Die Weiber nähten und kochten, und trieben andere häusliche Arbeit, und zogen auch wohl mit den Männern auf den Jahrmärkten herum, oder lagerten an Straßen, und ſagten den Leuten wahr, und —

Hier ſtockte ſie und erröthete.

„Und nahmen, was ihnen nicht gehörte, nicht wahr, mein hübſches Kind?“ fragte Lingen.

„Es war freilich nicht recht; allein die guten Leute meinten, das Erben ſey erlaubt.“

„Erben nannten ſie das?“ rief Lingen, laut auf lachend.

„Je nun, es giebt vornehmere Leute, die dergleichen Erbſchaften machen. Im Großen heißt man's erobern oder theilen,“ ſagte Eſchen.

„Kannſt Du denn auch wahrſagen?“ fragte Friedau.

„Einiges mag ich wohl noch davon wiſſen; zeigt mir Eure Hand. — Seht, dieſe Linie, die zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger entſpringt, und durch die ganze Hand geht, iſt die Lebenslinie, ſie iſt bei Euch tief und lang, und Ihr werdet ein hohes Alter erreichen.“

„Nun, ſo verkünde mir denn auch Glück!“ rief Lingen voll guter Laune, und ſtreckte dem Mädchen die Rechte hin.

„Ei, Ihr habt eine glückliche Hand; die vielen Linien an Eurem Daumen bilden Sterne und Halbmondkreiſe. Ihr werdet Euch hoher Gunſt bei Frauen zu erfreuen haben.“

„Ich kann mich bis jetzt nicht über das Gegentheil beklagen," ſagte Lingen, während ein halb ironiſches Lächeln auf Eſchens Lippen ſchwebte.

„Gott Lob!" rief das Zigeunermädchen, nachdem ſie Lingens Hand umgedreht hatte; „Gott Lob, die Ringe laufen nicht ganz um den Daumen herum."

„Und wenn dieß wäre?" fragte jener.

„Dann würdet Ihr gehenkt," verſetzte das Mädchen ganz unſchuldig.

„Da bin ich meinem Geſtirn zu großem Dank verpflichtet," murmelte Lingen, indem er unwillkührlich mit der Hand nach dem Halſe fuhr, als fühle er ſchon den Strick daran.

Während dieſes Geſpräches hatten ſie beinahe die Spitze eines kahlen Berges erſtiegen.

„Seht Ihr dort die Kapelle der heiligen Urſula," rief das Mädchen; „wenn Ihr hin kommt, ſeht Ihr das Kloſter unter Euch, und könnt nicht mehr verirren. Von dem Kloſter aus könnt Ihr auch den Eſels-Brunnen beſuchen."

„Werden da die Eſel getränkt?" fragte Lingen.

„Er läuft für Menſchen und Thiere," erwiederte das Mädchen, „und ich habe oft von dem Waſſer getrunken. Es iſt aber eine eigene Geſchichte mit dem Brunnen."

Die Wanderer drangen in ſie, die Geſchichte zu erzählen, während ſie ſich auf einigen bemooſten Felſenſtücken niederließen, um auszuruhen. Das Mädchen riß, etwas verlegen, einige Pflanzen ab, und begann, während ſie dieſelben zerpflückte, wie folgt:

„Einige Stunden von hier, im Reuch-Thal, auf der Burg zu Gaisbach, lebte vor vielen, vielen Jahren eine vornehme Frau, die war reich und fromm, und wollte Gott zu Ehren ein Kloſter bauen. Zu dem Ende ließ ſie einem Eſel einen ſchweren Sack mit Gold aufpakken und das Thier in die Wildniß treiben, und wo er ſich niederlegen würde, da ſollte das Kloſter gebaut werden. Nun kam der Eſel bis zu dem Brunnen da oben, und es gelüſterte ihn zu trinken, und er warf den Sack ab, der aber rollte den Berg hinab, und blieb im Thale liegen, und auf der Stelle, wo der Sack lag, wurde das Kloſter errichtet, und allen Heiligen geweiht.“

Die Wanderer entließen jetzt das Mädchen, nachdem ſie es reichlich beſchenkt, und ſetzten ihren Weg auf die Höhe fort.

„Apropos,“ begann Lingen, zu Friedau gewendet, „wie viel haben Sie in den Gotteskaſten gelegt? Wir wollen uns ehrlich in die Summe theilen.“

„Ich dächte,“ antwortete dieſer, „Sie ließen mir das kleine Verdienſt allein.“

„Bei meiner Ehre,“ rief Lingen, „ich könnte mir's nie vergeben, an einer ſo noblen Handlung keinen Theil genommen zu haben. Ich verſichere Euch, dieſe rührende, kindlich Treue hat mein Herz ſo weich gemacht, wie es mir, ſelbſt nicht in den waſſer- und thränenreichen Tagen meiner ſiegwartiſchen Jugend geweſen, und ich hätte ihr um den Hals fallen mögen.

„Das glaub' ich gerne," riefen Eſchen und Friedau, wie aus einem Munde, und wollten ſich ausſchütten vor Lachen. -

„Nun, nun, was iſt da zu lachen?" brummte Lingen. „Das treue Kind gefällt mir nun einmal, und gerade darum, weil ſie nichts ſah und hörte und dachte, als ihren Vater, und ſogar uns, für die doch ſchwerlich irgendwo geflochtene Körbe ſtehen, kaum eines halben Blickes würdigte. Ich verſichere Euch, wäre ich nicht bereits gebunden und verſtrickt, ich hätte hier mein Herz zurückgelaſſen."

„Ich dachte," fiel Eſchen ein, „Dein Herz ſey bei — — nun, wie heißt Deine Dame?"

„Helena."

„Helena!" rief Eſchen, „ein Name ſchlimmer Vorbedeutung! Du erinnerſt Dich doch noch aus der Schule jener ſchönen, geprieſenen Helena, die ihrem Gemahl den Jägerſchmuck aufgeſetzt, und das brennende Werk ihrer Kunkel nach Troja geworfen?"

„Dummes Geſchwätz! Wer eiferſüchtig iſt, der hat keinen Reſpekt vor ſich ſelbſt. Doch, um wieder auf unſer Opfer zu kommen, wie viel haben Sie gegeben, Herr Friedau?"

„Zehn Dukaten," antworte dieſer zögernd.

„Nein, nein, die Rolle war zu groß für zehn Dukaten,“ fiel Eſchen ein; „unſer Freund will uns um einen Theil unſers Gotteslohns übervortheilen.“

„Nun denn, zwanzig waren es, auf Ehre nicht mehr.“

„Gut, dieſen Abend im Gaſthofe berechnen wir uns,“ erwiederte Eſchen.

## III.

Sie hatten jetzt die Höhe bei der Kapelle der heiligen Urſula erreicht, von wo ſich die Wildniß in ihrer ſchauerlichen Erhabenheit vor ihnen ausbreitete. Tief unter ihnen, in einem Keſſel, den die himmelhohen Berge des Schwarzwaldes hier bilden, aus welchen der wilde Lierbach herabrauſcht, lag die altergraue Abtei mit ihrer gothiſchen Kirche, und ringsum herrſchte das Schweigen der Einöde. Um den Gürtel des Berges und im Thale lag ſchon graue Dämmerung, während die hohen Firſten noch im letzten Schimmer der ſcheidenden Sonne ſchimmerten. Jetzt erklang die Abendglocke des Kloſters, und die Wanderer ergriff es mit Gefühlen der Andacht, und ſelbſt Lingen geſtand, er habe noch in keiner Kirche einen ſolchen Antrieb zum Beten in ſich verſpürt, als hier in dieſem gewaltigen Tempel der Natur.

Langſamen Schrittes ſtiegen ſie jetzt den Berg hinab, und nach einer Viertelſtunde gelangten ſie zu dem Wirthshauſe des Kloſters, welches zwiſchen der Abtei und dem Garten lag, und wo ſie Bequemlichkeit und eine gute Aufnahme fanden.

Sie hielten es für ſchicklich, am andern Morgen dem Abte einen Beſuch abzuſtatten. Er war ein ehrwürdiger Greis, wie man ſie nicht überall in Klöſtern finden möchte. Gleich fern von dem mürriſchen Ernſte der Anachoreten und dem pfäffiſchen Hochmuthe des geiſtlichen Emporkömmlings verband er mit Höflichkeit und Anſtand die Gabe lehrreicher Unterhaltung. Streng gegen ſich ſelbſt, und von ächter Frömmigkeit beſeelt, war er doch mild und freundlich gegen ſeine Konventualen; er ermunterte ſie zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, und geizte nie, wenn es darauf ankam, ihnen die Mittel dazu zu verſchaffen.

Ob er ſelbſt gleich ſein Vergnügen einzig in der Erfüllung ſeiner Pflichten ſuchte, ſo gönnte er doch ſeinen Mönchen, (welche übrigens dieſen Namen nicht gern hörten, und ſich als regulirte Chorherrn nach der vom heiligen Norbert verbeſſerten Regel Auguſtins betrachteten,) jede Freude, die mit dem klöſterlichen Ernſte keinen zu harten Gegenſatz bildete. Es war darum eine anziehende Erſcheinung, in Mitte einer Wüſte, in welcher nur die Kartoffel und der Hafer zur Reife kommen, eine Geſellſchaft von Männern zu finden, die mit der übrigen Welt blos durch das Band geiſtiger Kultur verknüpft waren. Unſre Wanderer brachten hier ein paar vergnügte Tage zu. Die Nachrichten vom Kriegsſchauplatze, welche täglich in die Abtei gelangten, ſchienen räthſelhaft. Nach der Schlacht bei Renchen, welche Deſaix gegen Starray gewonnen, trat eine ſcheinbare Ruhe ein. Moreau, der den Oberbefehl führte, ordnete jetzt erſt ſeine Armee. Die Gerüchte durchkreuzten ſich, Hoffnungen ſtiegen und ſanken. Schwäbiſche Truppen hatten den Kniebis beſetzt, aber man hörte auch ſchon von franzöſiſchen Streifern, die bis Oberkirch, zwei Stunden von Allerheiligen, kamen. Am dritten Tage kehrten unſre Reiſenden nach Kappel zurück, wo ſich inzwiſchen die Zahl deutſcher und franzöſiſcher Ausgewanderten noch vermehrt hatte. Franzöſiſche Patrouillen ſtreiften faſt täglich in der Gegend umher, und kamen auch bis zu den erſten Häuſern dieſes Dorfes, ohne jedoch lange zu verweilen, oder feindſelige Geſinnungen zu zeigen. Eſchen und Lingen verloren allmählig die Geduld, doch Friedau vergaß in der Nähe der freundlichen Nina das ungewiſſe und ängſtliche dieſer Lage, und die Folge zeigte, daß ſeine Bewerbungen nicht ganz ungünſtig aufgenommen worden. Endlich kam die Nachricht, die franzöſiſche Armee ſey im Vorrücken, und bald erfuhr man mit Gewißheit, daß Saint Cyr den Kniebis genommen, Lecourbe die Stellung bei Herrenalb erſtürmt,

nd der linke Flügel der Franzoſen in Raſtadt einge-
ückt ſey. Die Schlacht am neunten Julius entſchied
ollends den Rückzug des öſterreichiſchen Heeres, das
otz aller Tapferkeit dem launenvollen Schickſale des
rieges weichen mußte. Am 11. Julius rückte auch
üchem gegen die Quellen der Kinzig vor, während
erina des Breisgaus ſich bemeiſterte. Jetzt war die
eerſtraße nach der Schweiz wieder offen, und unſre
Wanderer ſäumten nicht, nach der Hub zurück zu keh-
n, und die Reiſe ohne Zögerung fortzuſetzen. Friedau
ahm herzlichen Abſchied von ſeinen bisherigen Ge-
hrten, und verſprach, ſie ſpäter in ihrem Eigenthum
beſuchen.

Auf dem Wege ſahen ſie noch mancherlei Spuren der
chlacht, die kürzlich hier vorgefallen. Kanonenkugeln,
rtrümmerte Lavetten und Munitionswagen lagen da
nd dort, friſch aufgeworfene Erdhügel zeigten, daß
ier die Opfer begraben werden, welche der Krieg
würgt. Häufig war noch am Grün des zertretenen
aſens vertrocknetes Blut ſichtbar, und von Zeit zu
eit erſchienen Nachzügler, welche der Armee folgten.
ieß ſtimmte die Freunde zur ſtillen Trauer. In
ffenburg wurden ſie, wegen Mangel an Poſtpfer-
en, einige Stunden aufgehalten, und konnten erſt
ach Mittag den Weg fortſetzen. Ihre Gemüther
oben ſich wieder, als ſie hinter Gegenbach in den
gentlichen Schwarzwald eintraten. Dieſes Gebirg,

von den Alten das orkyniſche genannt, zieht ſich von der Grenze der Schweiz bis Pforzheim herab, und von da unter einem andern Namen weiter gegen Norden. Es folgt dem Laufe des Rheins in einer Länge von etwa fünfzig Stunden, und fällt gegen die Donau, dem Neckar und Rhein ab. Die düſtere Farbe ſeiner Tannen hat ihm den ſpätern Namen gegeben. Es beſteht mehr aus Plänen als iſolirten Bergſpitzen, enthält ein bedeutendes Hochland, und wird von einem ſchönen, kräftigen Menſchenſchlage bewohnt, deſſen Sprache noch an ſeine allemanniſche Abkunft erinnert.

Einſt bildete dieſes hohe Gebirge wohl den Damm zwiſchen zwei gewaltigen Seen, wovon auf der Oſtſeite der Bodenſee, der ſein Becken zwiſchen dem Jura und den ſteilen Einſenkungen der Kalkfelſen um Mörsburg tief gegraben, und zum Theil an die Tyroler Alpen angelehnt, noch die letzten Reſte der nachgetretenen ſüßen Waſſer enthält. Mitten aus dieſen Seen hatten ſich, nicht fern vom Fuße des alten Küſtenlandes, diesſeits und jenſeits des ſüdlichen Gebirgrückens, auf einer und derſelben Linie, die mit der Aequatorlinie parallel läuft, Trapp- und Baſaltformationen erhoben, die eine im Hegau, die andere bei Breiſach, eine dritte in der Gegend von Urach.

Der Schwarzwald iſt reich an den herrlichſten Thälern, die zum Theil mit Heilquellen geſegnet ſind, und an kühnen und erhabenen Scenerien.

In der deutſchen Geſchichte iſt dieſes Gebirg Schwarzwald höchſt merkwürdig. Auf dieſen Höhen und in dieſen Schluchten bildete ſich jener furchtbare allemaniſche oder jener Heerbund, an welchem die Wogen der römiſchen Weltherrſchaft gebrochen wurden; unter den Eichen und Tannen dieſes Waldes bauten ſich die erſten chriſtlichen Lehrer ihre Zellen, wie Fridolin zu Säckingen, Otto zu Schuttern, Landolin zu Ettenheimmünſter, Trudpert zu St. Trudpert u. ſ. w., die mächtigen Herzoge, welche ſpäter den Schwarzwald beherrſchten, und wahrſcheinlich von den alten allemaniſchen Königen oder Häuptlingen entſproßten, kämpften am längſten gegen die Gewalt der Karolinger, und von der alten Sitte und Sprache hat ſich daſelbſt mehr als im übrigen Germanien erhalten.

Der Boden des Hochlandes iſt nicht hinreichend, ſeine Bewohner zu ernähren, allein die Natur hat ſie durch Talente entſchädigt, zu deren Ausbildung die Noth ſie anſpornt.

Lange hatte ſich der Wäldner auf ſein Feld und ſeine Heerde beſchränkt, und in den Freiſtunden einige rohe Holz- und Stroharbeiten zum häuslichen Gebrauch verfertigt.

Seine Taglöhner theilten das Loos der Hörigen; ſie ſaßen auf dem Grunde des Eigners, und er konnte ſie nach Gefallen aus ihren elenden Hütten verjagen. Da erwachte plötzlich bei dieſem armen rührigen Volke der Geiſt der Induſtrie, und es fängt an, aus den faſt werthloſen Produkten ſeiner Berge einen nicht unbedeutenden Handelszweig zu ſchaffen. Ein ſcharfer Sinn für Maas und Verhältniß, Muth und Beharrlichkeit, ſind ſein ganzes Betriebskapital. Keine Ermunterung von Außen weckte die ſchlummernde Thätigkeit; der Zufall mußte es thun, und der günſtige Erfolg wurde weniger durch das Glück als durch den unternehmenden Geiſt und die einfachen Charaktere des Wäldners herbeigeführt. Seine Unbekanntſchaft mit der Welt erleichterten ihm das Fortkommen in derſelben; ſeine Treuherzigkeit gewann ihm Wohlwollen und beförderte den Abſatz ſeiner Waaren. Sein kluger Sinn ließ ihn überall die rechte Bahn finden, und ſeine genügſame Lebensweiſe ſicherte ihm den kleinen Gewinn.

Das Kinzig-Thal, durch welches unſere Reiſenden jezt kommen, hat zwar einige kleine Städte von geringer Bedeutung, die Einwohner leben aber großen Theils auf ihren Höfen zerſtreut, in Wohnungen, die wahrſcheinlich noch das Muſter der urſprünglichen germaniſchen Bauart enthalten. Die Häuſer ſind meiſt von Holz, ohne Mauerwerk, und die Wände beſtehen aus in einander gefügten Balken; unter dem weit vorſpringenden Dache ziehen ſich hölzerne Gallerien hin. Auf der Rückſeite ſenkt ſich das Dach bis zur Erde, und man fährt über daſſelbe, wie über eine Brücke, in die Tenne oder Scheuer, welche auf dem Boden des

Hauſes angebracht iſt. In den Wohnſtuben des Hauſes ſind Wände und Decken ſchwarz getäfelt. Vor jedem Hauſe iſt ein Röhrbrunnen, deſſen Trog im Sommer zum Aufbewahren der Milch dient. Bei vielen Höfen ſieht man kleine Kapellen, jede mit einem Glöcklein, welches am Morgen und Abend zum Gebet geläutet wird.

Während unſre Wanderer ſich der Betrachtung über die mancherlei ihnen ganz neuen Scenerien überließen, näherten ſie ſich dem Städtchen Hauſach, wo noch die Trümmer einer alten Dynaſtenburg von einem Berge herab blicken. Plötzlich wurden ſie durch einen traurigen Anblick auf der Straße aufgehalten. Am Wege lag ein ermordeter franzöſiſcher Offizier, ein ſchöner, junger Mann, deſſen Bruſt von Meſſerſtichen durchbohrt war. Er hatte die Hände über dem Kopfe gefaltet, und die Finger waren ſo feſt in einander geklammert, daß man ihn in dieſer Stellung laſſen mußte. Um den Leichnam ſtanden einige Leute aus der Gegend, und bei ihnen ein junger, wohlgekleideter Mann aus dem nahen Hauſach, der in einiger Entfernung Zeuge geweſen war von dem ſchrecklichen Auftritte. Ruhig und arglos war der Offizier im langſamen Schritte auf der Straße geritten, als aus dem Gebüſche mit Knitteln und Holzäxten bewaffnete Bauern drangen, ihn vom Pferde riſſen, tödteten, und mit dem Pferde des Gemordeten ſchnell im Walde verſchwanden. Der junge Mann ſagte zu unſern Reiſenden, der Unglückliche habe einigemal mit lauter Stimme etwas gerufen, wovon er blos die Worte: les enfans de la veuve verſtanden, deren Bedeutung er nicht zu enträthſeln vermöge. Es war damals nichts ungewöhnliches, daß franzöſiſche Krieger, welche einzeln oder zu zwei und drei den Armeen folgten, von den Gebirgsbewohnern erſchlagen wurden, die durch ſolche That noch einen Gotteslohn zu gewinnen hofften; denn die Emigranten hatten ihre Landsleute allenthalben als Gottesläugner und Blutſäufer geſchildert, welche nur auszögen auf Mord und Plünderung, und denen kein Alter und keine Unſchuld heilig ſey. Der hier Ermordete war, wie man ſpäter erfuhr, vom General Düchem nach Straßburg geſchickt worden, und hatte dieſen Weg eingeſchlagen, weil der nähere über Oppenau durch verſprengte Soldaten und bewaffnete Bauern unſicher geworden.

Eſch[illegible] und ſein Gefährte ſtiegen aus dem Wagen, und ertheilten den Umſtehenden den Rath, den Leichnam alsbald fortzuſchaffen, um nicht, wenn der Vorfall bekannt würde, die ganze Gegend einer furchtbaren Vergeltung auszuſetzen. Man ſchien dieß zu begreifen, und der junge Mann eilte ſogleich nach dem Städtchen zurück, um die Anzeige bei der Obrigkeit zu machen.

Dorthin ſetzten jetzt auch unſre Reiſenden den Weg zu Fuße fort, indem ſie ihren Wagen voran fahren ließen.

„Wär'n wir etwas raſcher gefahren," ſagte Lingen, „ſo hätten wir den Sohn der Wittwe retten können."

„Es ſollte nicht ſeyn," verſetzte Eſchen, den das Ereigniß tiefer ergriffen hatte, als ſeinen Freund.

„Biſt Du ein Fataliſt geworden?"

„Ein halber wenigſtens. Wenn ich bedenke, wie oft ein wichtiges Ergebniß von einer Kleinigkeit abhängt, wie oft ein ſchuldloſes Opfer fallen muß, eines Zufalls wegen, deſſen Schuld kein Menſch trägt, und wie viele Tauſende und wieder Tauſende vom Untergange gerettet werden, ohne zu wiſſen oder auch nur zu ahnen, daß eine Gefahr über ihnen ſchwebt, ſo muß ich wohl an ein Schickſal glauben, obgleich ich es nicht Vorherbeſtimmung nennen möchte, ein Wort, gegen das ſich mein Gefühl ſträubt, weil es mich von einer furchtbaren Naturnothwendigkeit abhängig macht, und mir das Beſte entreißt, was der Menſch hat, die Freiheit, ſich ſein Daſeyn ſelbſt zu geſtalten."

„Ich grüble nicht gern über Dinge, die mir zu hoch hängen, oder zu tief liegen," verſetzte Lingen. „Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, ſagt ein Sprichwort, und darin iſt mehr Wahrheit, als in einer ganzen philoſophiſchen Krambude. Doch Gott Lob, dort ſeh' ich das Poſthaus, wo hoffentlich Küche und Keller gut beſtellt ſeyn werden."

Dieſe Hoffnung wurde nicht getäuſcht. Die Reiſenden fanden in Hauſach, wie faſt überall in dieſen Gegenden, eine treffliche Bewirthung. Als man ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte, rumpelte noch eine ſchwerfällige Kutſche daher, und gleich darauf öffnete ſich die Thüre der Wirthsſtube, und herein trat ein ehrwürdiger Landpfarrer mit ſeiner ehrbaren Schaffnerin, denen man anſah, daß ſie ſich von etwas mehr als Rumfordiſchen Suppen nährten, denn ihre Peripherie überſtieg weit das gewöhnliche Maas der menſchlichen Proportion. Der ehrwürdige Herr mochte überhaupt, wenn auch nicht für eine Säule, doch für eine Stütze der Kirche gelten; ſeine Höhe ſtand mit dem Durchmeſſer beinahe im Verhältniß; den untern Theil ſeines Körpers, abwärts von der Bruſt, konnte man einem Taufbecken vergleichen, welches von Elephantenfüßen getragen wird. Das volle, wenn gleich etwas bleiche Geſicht hatte Aehnlichkeit mit dem Lallenkönig in Baſel, die dicke, hängende Unterlippe verrieth ein ungemeines Selbſtvertrauen, und im kalten Auge blitzte hier und da etwas von Schalkheit hervor. Seine Begleiterin mußte an ſeiner Seite Platz nehmen, und er ſchien die übrige Geſellſchaft wie ein Guardian oder Prior ſeine Mönche zu betrachten. Das Geſpräch fiel auf Politik, und der ehrwürdige Herr gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er an der Bewegung der Welt einigen Antheil habe. Von den Höfen ſprach er, wie ein Mann, der ſie wirklich in der Nähe geſehen. „Der iſt ein Narr,“ ſagte er unter anderm, „welcher da mit Wahrheit bezahlen will, wo ſie verrufene Münze iſt, und nur die feingeprägte Lüge Cours hat. In der Welt muß der Souffleur geſcheidter ſeyn als der Schauſpieler, denn jener macht eigentlich das Drama, das dieſer ſpielt.

Unſre Reiſenden wußten nicht, was ſie aus dem Ehrwürdigen machen ſollten, bis ſie ſpäter von einem Fremden, der ſich noch bei Tiſche eingefunden, folgenden Aufſchluß über ihn erhielten. „Dieſer Mann,“ ſagte er, „iſt aus Eitelkeit und Derbheit zuſammengeſetzt, und weiß durch ſeine Unverſchämtheit, welche den Schein von Naivetät hat, zu imponiren, die ein ſchwaches Gehirn verwirren kann. Er ſelbſt bildet ſich ein, irgend eine hohe Perſon habe beigetragen, ihn durch eine Hinterthüre in die Welt einzuſchmuggeln, und es iſt ihm gelungen, dieſe Meinung zu verbreiten, eben ſo wie den Wahn, als ob ſein geheimer Einfluß über halb Deutſchland reiche. Einige geben ihn für einen Schüler von Caglioſtro aus, und berufen ſich dabei auf gewiſſe Hokus Pokus, während andere behaupten, und mit mehr Wahrſcheinlichkeit, daß er dergleichen ſich nur erlaube, um auf das Volk zu wirken, denn er wolle ſich nun einmal geltend machen auf jedem Theater und vor jedem Publikum.“

Jener Fremde, der unſern Reiſenden dieſe Nachricht mittheilte, war ein Arzt aus der Gegend. „Kommen Sie von dem ***?“ fragte der Wirth, nachdem jener bei Tiſche Platz genommen.

„Ja, und Nein.“

„Wie ſollt' ich das verſtehen?“

„Als ich mich dem Hauſe näherte, beſann ich mich, und kehrte um. Man muß dem Tode auch ſein Recht laſſen, und hier kommt er eher zu ſpät als zu früh. Dieſer Ehrenmann hat lange genug gelebt, um ſeine Geldkiſten zu füllen, und die anderer ehrlichen Leute leer zu machen.“

Der Wirth ſchwieg, indem er einigemal lächelnd mit dem Kopf nickte. Eſchen und Lingen ſchauten den Arzt etwas verwundernd an, und es entſtand eine kleine Pauſe, die der Landgeiſtliche unterbrach.

„Herr Doktor, ich muß auch zu Ihrer Kunſt meine Zuflucht nehmen. Ich fühle mich oft unwohl.“

„Das ſind Prüfungen, die Ihnen der Himmel ſendet, und da ſey Gott vor, daß ich ſeinen Anordnungen in den Weg treten ſollte.“

„Sie können Ihren boshaften Witz nicht laſſen,“ verſetzte der Ehrwürdige.

„Der Witz iſt eine Lanzette, womit man dem Geiſt zur Ader läßt, wenn er an Wallungen leidet.“

„Sie wollen damit doch nicht auf mich deuten?“ rief der Landgeiſtliche, indem ſein Geſicht ſich blutroth färbte.

„Ich überlaſſe das Denken überhaupt denen, welche ihre Wünſchelruthe an die Herzen der Schwachen legen, und unbeſchränkte Kreditbriefe auf die Dummheit haben.“

Das Geſicht des Ehrwürdigen bekam jetzt die Farbe des gereizten Truthahns, er ſtand auf und entfernte ſich mit ſeiner wirthſchaftlichen Hälfte.

In dieſem Augenblicke erklang vor der Thüre die Zither eines alten, blinden Bergmanns, und man vernahm folgendes Lied:

Drei graue Männlein beim Mondenſchein
  Sie wandeln über die Haide,
Sie ſchöpfen das Blut in Schalen ein
  Wo die Schlacht getobt auf der Haide.

Sie ſteigen hinab in den dunkeln Schacht
  Wo matt das Grubenlicht ſchimmert.
„Wir machen aus Blut in finſterer Nacht
  „Den Stein, der ſo blutroth ſchimmert.

„Der Rubin, er ſchmückt wohl Hand und Hut,
  „Er iſt ſo lieblich zu ſchauen,
„Wir machen ihn aus des Schlachtfeld's Blut.
  „Und ihn lieben Männer und Frauen.“

Die Geſellſchaft wurde ſeltſam ergriffen durch das Lied, zumal, als nach deſſen Beendigung der blinde Sänger von einem hübſchen ſieben bis achtjährigen Mägdlein begleitet hereintrat, mit einem Geſichte, deſſen bedeutungsvolle, faſt ſtarre Züge einer antiken Marmorbüſte glichen, indeß ſeine kleine Führerin die lieblichen, hellen Züge von Guido hatte.

„Wo her, Alter?“ fragte der Arzt, während der freundliche Wirth den Greis zu einem Stuhle führte, und ihm ein Glas Wein, dem Mädchen aber ein Stück Kuchen reichte.

„Aus der St. Wenzelsgrube in Oberwolfach, wo die obern Teufen jetzt abgebaut ſind. In der langen Nacht iſt mir das Licht der Augen ausgegangen.“

„Es ſind ſchlimme Zeiten, nicht wahr, Andreas?“

„Hier oben wohl,“ ſagte der Blinde, „unter der Erde iſt meiſt Friede, wenn nicht manchmal ein Stollen einſtürzt, oder die Waſſer herauf dringen.“

„Was gewinnt Ihr dort?“ fragte Eſchen.

„Spießglanzſilber und graugültige Erze. Es iſt eben jetzt viel Unart dabei.“

„Es iſt wie beim Menſchen,“ ſagte der Arzt, „wenn man die Unart von dieſem ſcheiden wollte, möchte oft wenig übrig bleiben.“

„Das edle Metall muß geringern Zuſatz haben, wenn die Kunſt es bilden ſoll,“ bemerkte Eſchen.

„Ja, ja,“ ſagte der Arzt, indem er die Neige der Flaſche einſchenkte, „aber das meiſte iſt nicht einmal Mannheimer Gold oder Gmünder Silber, ſondern vergoldeter oder verſilberter Quark, der ſich wieder auflöſt, wenn man ihm mit dem Schwamme nahe kommt.“

„Nun, Alter,“ ſprach Lingen, „ſingt uns noch ein Schlachtlied, denn ich ſehne mich nach der Matraze.“

Der Blinde ſpielte und ſang:

In einer Herberg kehren
Die Pilger alle ein.
Die nähren und die wehren,
Die ruft der Wirth hinein.

Er nimmt den armen Müden
Vom Rücken ihre Laſt.
Er ſagt: nun ſchlaft in Frieden,
Bei mir iſt gute Raſt.

Da legen ſie ſich nieder,
Die Erde deckt ſie zu.
Sie ſtrecken ihre Glieder
Zu langen, langen Ruh'!

„Gott gebe,“ rief Lingen, „daß wir etwas ſpät in dieſer Kneipe anlangen, wo die Bewirthung ſchlecht iſt, und mit der Haut bezahlt werden muß.“

„Und wo der Arzt den Hausknecht und der Senſenmann den Wirth macht,“ fiel der Arzt ein.

„Ich möchte nicht mit dieſen traurigen Tönen im Ohre einſchlafen,“ nahm Lingen wieder das Wort. „Du kleine Waldlerche kannſt wohl auch zwitſchern? ſinge mir etwas Luſtiges.“

Die Kleine ſchaute ihren Großvater an, da ihr aber einfiel, daß er der Augenſprache beraubt ſey, zupfte ſie ihn an der Jacke.

„Sing, Elſe, ſing,“ ſagte der Blinde, der dieſe Art zu fragen vollkommen verſtand.

Das Mädchen begann mit heller Stimme:

Es ſchwimmen zwei Fiſchlein im Bodenſee,
Sie ſchwimmen und ſtrecken die Schwänzlein in d' Höh.
Ein Fiſcher die Fiſchlein fangen will,
Die Fiſchlein, gar klug, ſie halten nit ſtill,
„Ach, möchte nur trüb das Waſſer ſeyn,
„Die ſchönen Fiſchlein die wären mein."
Der Fiſcher, er geht zum trüben Teich,
Und ein Fröſchlein zappelt an der Angel ihm gleich.

„Der Himmel erhalte Dich immer in klarem Waſſer, mein kleines Nixlein," ſagte Lingen, und drückte dem Mädchen ein Stück Geldes in die Hand. Eſchen und der Arzt folgten ſeinem Beiſpiele, und hierauf begaben ſie ſich nach ihren Zimmern. Von Eſchens Augen war der Schlaf noch fern; er öffnete das Fenſter, und ſchaute in die mondbeglänzte Gegend hinaus. Da trat plötzlich das Bild der ſchönen Hedwig vor ſeine Seele, und an dieſes Bild knüpften ſich Erinnerungen und Hoffnungen. Der Fluß rauſchte ſtiller als am Tage, und ſchien die Ruhe der Natur nicht ſtören zu wollen; Eſchen wurde aus ſeinen Träumen durch den Geſang zweier Mädchen geweckt, die auf einer Bank vor dem Hauſe ſaßen. Sie ſangen ein altes Volkslied, welches wir unſern Leſern mittheilen wollen:

Jez gang i an's Brünnele,
Trink aber nit,
Da ſeh' ich mein herztauſige Schaz
Bei 'ner andern ſtehn.

Bei 'ner andern ſtehn,
Ach, das thut ſo weh!
B'hüt dich Gott, mein herztauſiger Schatz,
Dich ſeh' ich nimmer meh.

Jetz kauf ich mir Tinte,
'ne Feder und Papier,
Und ſchreib mein herztauſige Schatz
Ein' Abſchiedsbrief.

Ein Abſchiedsbrief ſchreiben
Ach, das thut ſo weh,
B'hüt dich Gott, mein herztauſiger Schatz,
Dich ſeh ich nimmer meh.

Jetz ſetz ich mich nieder,
Auf Heu und auf Moos,
Da fallen drei Röslein
In meinen Schoos.

Und dieſe drei Röslein
Waren blutig roth,
Jetzt weiß ich nit, lebt mein Schatz,
Oder aber iſt er todt!

Die einfachen, kunſtloſen Töne eines ländlichen Liedes in der Stille der Nacht, wenn alles Leben ſchweigt und die Sterne leuchtend herabſchauen, als wachten ſie ſorgſam, während der Menſch in den Armen des Schlummers liegt, bringt eine tiefere Wirkung in empfänglichen Gemüthern hervor, als die glänzendſte Opernmuſik. Eſchens Bruſt war erfüllt von jenem unendlichen Sehnen der Liebe, welches Eins iſt mit unſerer Sehnſucht nach dem Schönen. Während uns die Natur zwingt, aus unſerer Beſchränkung herauszutreten, während die Betrachtung derſelben alle irdiſchen Bande von uns abſtreift, und wir untergehen möchten in ihrer Unendlichkeit, zieht uns die Liebe in den engſten Kreis des Lebens zurück, aber in ihrer höchſten Potenz will ſie ebenfalls die Schranken von Raum und Zeit durchbrechen, und mit dem geliebten Gegenſtand ſich in Eins auflöſen. Ihr Entzücken endigt in jenem Selbſtvergeſſen und Selbſtverlieren, womit der Traum des Lebens ſelbſt endigt.

## IV.

Es war ein heitrer Morgen, als unſre Reiſenden Hauſach verließen. Jenſeits bildet ſich eines der ſchönſten Thäler des Schwarzwaldes. Es wird von der Gutach bewäſſert, und erfreut das Auge durch das friſche Grün ſeiner Wieſen, die Menge reichbeladener Obſtbäume und einzelner herrlicher maleriſcher Parthieen. Nach wenigen Stunden erreichten ſie das romantiſche Hornberg, einſt der Sitz eines edlen Geſchlechts, deſſen Burg auf einem ſteilen Felſen über dem Städtchen hängt. In der Nähe liegen Tryberg und Schönwald, deren wilde Umgebungen ſchon den Charakter der Alpen tragen, wo die Donau ihre Quelle hat, und Strohgeflechte nebſt hölzernen Uhren einen großen Theil der Einwohner beſchäftigen. Da ſich ihnen auf dem weiten Wege kein Hinderniß entgegen ſtellte, und ſie auch mit der Zeit wirthſchaften wollten, ſo ſetzten ſie die Reiſe ſo ſchnell fort, als möglich, und langten am Abend des zweiten Tags in Schafhauſen an. In dem Gaſthauſe, wo ſie abſtiegen, war eben großer Ball. Unſre Freunde ließen ſich vom Wirthe bereden, einige Augenblicke als Zuſchauer daran Theil zu nehmen.

Lingen fand gleich beim Eintritt einen Bekannten, einen jungen Maler aus Franken, mit dem er ſich in eine Unterredung einließ. Eſchen, der inzwiſchen die Geſellſchaft muſterte, gewahrte plötzlich ſeine ſchöne Unbekannte, die am untern Ende des Saales neben einer Dame und einem zwölfjährigen Mädchen, einer Tochter von jener, ſaß. In freudiger Ueberraſchung, und mit ſtark klopfendem Herzen ſchritt er auf Hedwig zu, die nicht weniger überraſcht ſchien, ihn hier zu ſehen. Sie ſtellte ihn der Dame, einer Frau von Thurnegg vor, mit welcher ſie nach Schafhauſen gekommen war. Eſchen erzählte kurz, wie er mit einem Freunde an den See gereiſt ſey, und von da einen Abſtecher nach einigen Kantonen der Schweiz zu machen gedenke. Mit einem Tone, der mehr als gewöhnliche Galanterie verrieth, ſetzte er hinzu: es würde mir doppelt erfreulich ſeyn, mein Fräulein, ſie ſo unvermuthet hier getroffen zu haben, wenn ich hoffen dürfte, daß Ihr Herr Vater meinen Beſuch nicht unfreundlich aufnehmen würde.

Hedwig antwortete verbindlich, mit dem Bemerken, ihr Vater ſey auf einige Tage nach Zürch gegangen, während welcher Zeit ſie bei Frau von Thurnegg in Konſtanz wohne. Die Dame ſetzte mit Herzlichkeit hinzu, es werde ihr großes Vergnügen machen, ihn nebſt ſeinem Freunde in ihrem Hauſe in Konſtanz zu ſehen, wohin ſie am nächſten Morgen wieder abzureiſen gedenke.

Eſchen brachte eine glückliche Stunde an der Seite ſeiner Wiedergefundenen zu, und obgleich das Geſpräch meiſt nur örtliche und Zeitgegenſtände betraf, ſo fand er doch mitunter Gelegenheit, etwas Verbindliches gegen die ſchöne Hedwig einzumiſchen, die er heiterer, liebenswürdiger und geiſtreicher fand, als das erſtemal. Nach ohngefähr einer Stunde entfernten ſich die Damen, welche gleichfalls nur als Zuſchauerinnen gekommen waren, und Eſchen begleitete ſie zu ihrem Wagen. Bei der Rückkehr in den Saal rief Lingen, der mit dem Maler bei einem Punſchnapfe ſaß, ihm zu: „Du haſt eine Ballbekanntſchaft gemacht, Bruder, und wie es ſcheint, hat Dich der Zufall gut bedient. Aber nimm Dich in Acht, Du weißt, daß ich Deines Herzens vielleicht noch bedarf. Wer iſt das Dämchen? Doch keine Undine aus dem See?“

Eſchen lachte, während ein höhrer Purpur ſeine Wangen überzog. Er erzählte, wie er früher ihre Bekanntſchaft gemacht, und ſetzte hinzu, daß er ihren Geſchlechtsnamen nicht wiſſe.

„Das iſt ſchlimm,“ verſetzte Lingen. „Wie, wenn ſie nun eine Prinzeſſin incognito, oder die Tochter eines ehrbaren Pächters oder Landmanns wäre?“

„Die Schönheit bedarf keines Namens,“ fiel der junge Künſtler ein. „Ich kenne die Geſchichte einer Trauung, wobei weder Braut noch Bräutigam ſich beim Namen kannten.“

Lingen bat um Mittheilung dieſer Geſchichte, wozu der Künſtler ſich willig finden ließ. Nachdem Eſchen neben ihm Platz genommen, begann er, wie folgt:

„In meiner Vaterſtadt lebte ein reicher Geizhals, der durch Wucher und Erbſchleicherei großen Reichthum gewonnen hatte. Sein Sohn beſaß manche gute Eigenſchaften, war aber dabei etwas lebensluſtig und leichtſinnig. Er ſollte ein junges, ebenfalls ſteinreiches Mädchen heirathen, die er nie geſehen; allein die Väter, ein paar alte Bekannte, und dem Mammon gleich eifrig ergeben, hatten die Sache durch Briefe abgemacht, denn ſie lebten zwanzig Stunden von einander entfernt, und jeder ſcheute die Koſten einer Reiſe. Der junge Mann brachte allerlei Einwendungen vor, da ſein Herz bereits verſchenkt war; doch der Alte beſtand auf ſeinem Sinne. Der erwünſchte Tag nahte; die jungen Leute ſollten ſich halbwegs treffen, dort von einem Landpfarrer kopulirt werden, und als Mann und Frau in meine Vaterſtadt einziehen. Nun hatte der junge Mann einen Freund, den Leichtſinn zum Theater geführt, und welchen er beredete, ſeine Rolle als Bräutigam zu übernehmen. Dieſer willigte ein, und beide jungen Leute fuhren am andern Morgen nach dem beſtimmten Orte ab. Kaum waren ſie dort angekommen, als auch ſchon die Braut eintraf, in Begleitung einer ältlichen Dame und eines Mannes von mittlerm Alter, den die Braut Oheim nannte.

Die Trauung gieng vor ſich; die Geſellſchaft kehrte in den Gaſthof zurück, wo bereits ein Mittagseſſen bereitet ſtand, und Jedermann war jetzt guter Dinge. Doch bemerkte man an der Braut einige Verlegenheit. Zum Unglück trat ſpäter ein Bekannter des Schauſpielers ein, der ihn bei ſeinem Namen begrüßte. „Wie, mein Herr,“ fragte die Braut, „Sie ſind nicht Ferdinand Aſt?“

„Verzeihung, ſchönes Kind, mein Freund hier hat mir ſeinen Namen zur heutigen Ceremonie bloß geborgt, ich heiße Johannes Wachtel, und bin Schauſpieler, aber ich ſchwöre Ihnen, Sie ſollen bei dem Tauſche nichts verloren haben.“

„Ich gebe Ihnen dieſelbe Verſicherung. Ich heiße Wilhelmine Taube, und habe aus Gefälligkeit für meine Gebieterin, die bereits früher Verbindlichkeiten eingegangen, ihre Rolle übernommen.“

„Kind," rief der Schauſpieler, „Du ſcheinſt mir Talent für's Theater zu haben, ich denke, wir laſſen die Kopulation gelten. Mein Freund hier wird für mich bürgen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin. Ganz leer kommſt Du wohl auch nicht?"

„Meine Gebieterin hat mich zu dieſer Reiſe mit drei hundert Dukaten ausgerüſtet," antwortete das Mädchen, „und ich darf hoffen, ſie werde ihre Hand auch in der Folge nicht von mir abziehen."

Damit war die Komödie zu Ende.

Dieſer Schwank, deſſen Wahrheit jedoch der Erzähler verbürgte, erhöhte die heitere Stimmung der kleinen Geſellſchaft, und ſie trennten ſich ſpät, nachdem der Künſtler verſprochen, die beiden andern an den See zu begleiten, und ihnen dort bei einigen ſchönen Stellen zum Führer zu dienen.

Bei guter Zeit kamen ſie am andern Morgen in Radolfszell an. Hier erinnerte ſich Lingen, daß das Gut ſeines Oheims in der Nähe dieſer Stadt liege, und erkundigte ſich deshalb bei dem Wirthe, durch den er erfuhr, daß Herr von Falkenberg nur eine Stunde von der Stadt wohne, aber auf kurze Zeit nach Zürch verreist ſey. Der Wirth ſetzte hinzu, daß er dieſe Nachricht von dem Aufſeher des Gutes am vorigen Tage vernommen.

Lingen war dieſer Zufall höchſt angenehm, denn je näher er dem Orte gekommen war, wo ſich für ihn die große Frage: Heirathen oder Nichtheirathen entſcheiden ſollte, deſto peinlicher fühlte er ſich angeregt. Auf den Vorſchlag des Malers wurde nun beſchloſſen, das benachbarte Schloß Badmann zu beſuchen, und dann über den See zu fahren.

Der geiſtreiche Ritter von Boufflers ſagte beim Anblick des Genferſee's: „Das Weltmeer habe der Schweiz ſein Portrait in Miniature geben wollen." Man kann dieß mit vollem Recht auch vom Bodenſee gelten laſſen. In einem Umfange von mehr als ſechs und zwanzig Meilen ſpiegeln ſich in ſeinen Waſſern merkwürdige Städte, heitre Landſitze, blühende Dörfer, gewaltige Berge mit gebrochenen Ritterburgen, wo manche Tapfere die Saiten der Leyer und des Bogens gleich mächtig zu handhaben wußten, und deren längſtverklungene Lieder jetzt einer ihrer edlen Abkömmlinge in ſeiner benachbarten reizenden Stille dem Staub und Moder entreißt, um, ähnlich den Weiſen des Alterthums, die öde Gegenwart mit den Blüthen der Vergangenheit auszuſchmücken *). Hier iſt klaſſiſcher Boden für unſere Geſchichte, und ſo viele Denkmäler und Erinnerungen rufen die Tage zurück, da wir noch ein

---

*) Wer kennt den Namen Laßberg nicht? Zugleich verweiſen wir die Leſer unſerer Geſchichte auf Schwab's treffliche Beſchreibung des Bodenſee's.

öffentliches Leben hatten, und eine Verfaſſung ſich begründete, in welcher das Geſetz und die Freiheit ihre Bürgſchaft fanden, deren Entwickelung aber durch die Ungunſt der Zeit vielfach gehemmt wurde.

Wir wollen nicht entſcheiden, ob der Name Bodenſee vom celtiſchen Boding, grundlos, oder von Poto, Bote, Apoſtel, herſtamme, indem an ſeinen Ufern die erſten Lehrer des Chriſtenthums in Allemanien auftraten; eine ſolche Unterſuchung würde hier lächerlich ſeyn. Bei Badmann bildet der See eine ſtille, friedliche Bucht, von hohen, waldigen Bergwänden eingeſchloſſen.

Die Freunde machten den Weg zu Fuß, denn ſie hatten Wagen und Gepäcke in Radolfszell zurückgelaſſen. Ueber dem Dorfe Badmann, welches ſich an einen Bergwald lehnt, erheben ſich auf einem Fels die Ruinen der Burg gleichen Namens, und in der Nähe deſſelben das Schlößchen Frauenberg, aus deſſen Fenſtern eine herrliche Ausſicht ſich darbietet. Als die Wanderer den Berg hinanſtiegen, wollte Lingen einige Augenblicke raſten, und ſetzte ſich auf einen alten, abgewitterten Baumſtamm.

„Nehmen Sie ſich in Acht,“ ſagte der Künſtler mit muthwilligem Lächeln, „daß der Sitz nicht unter Ihnen verſchwinde.“

„Iſt's hier nicht geheuer?“ fragte Lingen.

„Der Poppele von Hohenkrähen,“ antwortete jener, „pflegt ſolchen Spuk zu machen, und er iſt bald da, bald dort am See.“

Der Maler erzählte nun, was er von dieſem luſtigen Berggeiſte gehört hatte, der ſich allerlei Eulenſpiegeleien erlaubte. Noch immer glaubt das Volk an dieſen Spuk, und der drolligte Knirps ſoll, nachdem er lange abweſend geweſen, plötzlich wieder auf dem Hofe, der einen Theil der Trümmer des Schloſſes einnimmt, erſchienen ſeyn, und auf die Frage der Knechte, wo er ſo lange geweſen, geantwortet haben: er ſey mit Napoleon herumgezogen, aber in Rußland habe es ihm nicht gefallen, und er ſey wieder heimgekehrt.

Sie erreichten jetzt die Ruinen, von welchen ein noch blühendes edles Geſchlecht ſchon zu den Zeiten der Karolinger den Namen trug. Im Jahre 1307 ſchlug der Blitz in das Schloß, welches ſchnell in vollen Flammen ſtand. Alle Bewohner fanden einen ſchrecklichen Tod in dem Feuer. In der Angſt der Verzweiflung umwickelte die Amme den kleinen Johann von Badmann mit Betten, packte ihn in einen kupfernen Keſſel, und ließ ihn den Berg hinabrollen, wo das Kind wohlbehalten anlangte. — Vom andern Ufer des Sees blicken die Trümmer einer Burg herüber, auf welcher einſt Burkhard von Hohenfels ſeine ſinnigen Lieder ſang, wenn er vom edlen Waidwerk ausruhte.

Die Wanderer verweilten lange auf dieſer Stelle.

Eſchen war es ärgerlich, daß ſeine ſtille Betrachtung ſo oft durch ſeine Begleiter unterbrochen wurde. Der Maler machte häufig auf dieſe und jene ſchöne Parthie aufmerkſam, während Lingen nach dem Namen der Städte, Dörfer und Schlöſſer fragte, die ſich ihrem Auge darboten.

Der Anblick in die ſchöne reiche Natur, verträgt bei ſinnigen Gemüthern keine Störung; ſie verweilen nicht lange beim Einzelnen, es iſt das Ganze, welches mit ſeiner Unendlichkeit, mit dem ſtillen, verborgenen Walten geheimnißvoller Kräfte ſie ſo mächtig ergreift, und allmählig in ſeine Tiefen hinabzieht, wie das Lied der Undine den Fiſcherknaben in den Abgrund des See's.

Nach ohngefähr einer Stunde giengen ſie nach dem Schlößchen Frauenberg hinüber, wo ſie freundlich aufgenommen wurden, und der hier eingeführten Sitte gemäß, in dem oben erwähnten kupfernen Keſſel ſtehend, einer um den andern, ein Glas auf das Fortblühen des edlen Geſchlechts leerten, welches nebſt dem von Ramſchwag eines der älteſten und denkwürdigſten dieſer Gegend iſt.

Lingen und der Künſtler hatten Luſt, noch weitere Wanderungen in der Gegend anzuſtellen, aber Eſchen ſehnte ſich nach Konſtanz, und wußte allerlei Gründe für ſeinen Wunſch anzuführen, ſo daß die andern nachgaben, und in Sernatingen ein Schiff mietheten, auf welchem ſie den See hinab ſchwammen, und ſelbſt die liebliche Feeninſel Meinau für jezt nur im Vorbeifahren begrüßten. Noch bevor ſie dieſelbe erreichten, zeigte einer der Schiffer den Reiſenden einen ſteilen Fels, welchen einſt ein Ritter hinauf geritten ſeyn ſollte.

„Ohne Zweifel hatte ſein Gaul Flügel,“ ſagte Lingen.

Der Fiſcher verſicherte, es ſey eben nicht mit rechten Dingen zugegangen, und erzählte folgendes:

„In finſterer Nacht verirrte ſich ein Ritter, und kam vom Lande her, an dieſen Fels; da nun das Pferd ſtehen blieb, und der Ritter, vielleicht vom Wein benebelt oder auch behext, den Fels nicht wahrnahm, ſo ſchlug er und spornte das Pferd, und rief endlich im Zorn: „ſo geh' in's Teufels Namen!“ Hierauf fieng das Pferd an ſich zu bäumen, ſeine Mähnen ſtarrten empor, und es ſprang den Fels hinan. Dem Ritter ward es ſeltſam zu Muthe, zumal da er nun oben war, und unten den See vor ſich erblickte, in den die kleinſte Bewegung Roß und Reiter hinab ſtürzen mußte. Da zugleich ein brennender Hauch in ſeinen Nacken brannte, ſah er ſich um, und gewahrte mit Entſetzen hinter ſich den Gott ſey bei uns, der ſagte lachend: „fürchte Dich nicht, denn mir iſt diesmal keine Gewalt gegeben über Deinen Leib und Deine Seele, aber nimm Dich in Acht für die Zukunft, meine

Dienſte ſind ſo geſucht, und werden ſo gut bezahlt, daß ich ſie nicht gern umſonſt verrichte.“

Die Reiſenden langten bei guter Zeit in Konſtanz an. Eſchen ſäumte nicht, ſich nach der Wohnung der Frau von Thurnegg zu erkunden. Lingen hatte keine Luſt ihn dahin zu begleiten, ſondern zog vor, mit dem Maler die Stadt zu beſehen. Eſchen wurde von der Frau des Hauſes ſo wie von Hedwig recht herzlich aufgenommen. Er fand dort eine kleine Geſellſchaft und darunter einen jungen Domizellar aus Würzburg, den er früher ſchon gekannt. Beide freuten ſich des unvermutheten Wiederfindens. Es wurde auf den nächſten Morgen eine Parthie nach dem benachbarten Schloſſe Gottlieben verabredet, und Eſchen erhielt die Einladung, mit ſeinen Freunden dabei zu ſeyn, was er gern annahm.

Nach einigen Stunden, die ihm zu ſchnell verflogen, kehrte er nach dem Gaſthofe zurück, wo er ſeine Freunde bei einer Flaſche Seewein fand. „Wo wächſt dieſer Wein?“ fragte Lingen den Aufwärter.

„In der Reichenau. Es iſt vom Beſten.“

„Das Beſte kann auch ſehr ſchlecht ſeyn,“ brummte Lingen. „Um dieſen da hätte Kaiſer Wenzel der Stadt Nürnberg kein Privilegium für Lumpenſammler gegeben.“

Eſchen gab jetzt ſeinen Freunden Nachricht von der Einladung auf den nächſten Morgen.“

„Wenn nur nicht zu viele Weiber dabei ſind,“ ſagte Lingen.

„Du biſt doch nicht plötzlich zum Miſogyn geworden,“ ſagte Eſchen.

„Das juſt nicht, aber ich habe eine Scheu vor Frauen, die ich zum erſtenmale ſehe. Sie legen es alsbald auf das Anatomiren eines Fremdem an, unterſuchen, gleich einem Botaniker, wie die Staubfäden ſeines Herzens beſchaffen ſind, und ob ſich das Ding gut einlegen laſſe.“

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt eines jungen Mannes in Reiſekleidern unterbrochen, der eben mit Poſtpferden angekommen war, und zwei Zimmer für ſich und ſeine Frau verlangte. Der Kellner eilte, ſie ihm anzuweiſen.

„Das Geſicht ſollt' ich kennen,“ begann Lingen. — „Ja wahrhaftig,“ fuhr er nach einigem Beſinnen fort, „es iſt ein Laffe aus unſerer, Dir, Freund Eſchen, wohlbekannten Reſidenz, der Sohn des Lieferanten Kümmel. Wie kommt dieſer Burſche ſo plötzlich zu einer Frau?“

„Dazu kommt man leichter als davon,“ ſcherzte der Maler.

„Ich wette meinen Türkenkopf mit dem Bernſteinrohr gegen eine Viſitenkarte, der Taugenichts hat irgend ein an Verſtand und Jahren unmündiges Gänſechen beſchwazt, mit ihm die Welt zu beſehen," rief Lingen.

„Wie, wenn er Dir Deine Helena entführt hätte?" ſagte Eſchen.

„Darüber bin ich ſicher. Sie iſt ſittſamer und ſchüchterner als eine Nonne."

Es fanden ſich allmählig noch mehr Gäſte ein, und die Unterhaltung begann allgemein zu werden.

Am andern Morgen wurde nach Gottlieben gewandert. Es iſt dieß ein feſtes Schloß am Unterſee, eine Stunde von Konſtanz, nicht unmerkwürdig in der Geſchichte. Hier ſaßen, durch ein ſonderbares Verhängniß, Johannes Huß und ſein Feind, Pabſt Johann der drei und zwanzigſte gefangen; auf Gottlieben hatte Guſtav Horn ſein Hauptquartier, als er Konſtanz belagerte.

Es war ohne Zweifel mehr Zufall als Abſicht, daß Eſchen und Hedwig allmählig die Letzten in der Reihe wurden, und im Eifer des Geſprächs eine Strecke hinter den übrigen zurück blieben. Sie ſtritten ſich über den Einfluß der Oertlichkeiten auf die Zufriedenheit des Menſchen, und Eſchen behauptete, daß wir in den Umgebungen einer reichen, großen Natur uns immer heitrer fühlten und thätiger, als in einförmigen traurigen Ebnen. Das Fräulein war andrer Meinung, und hielt ſich überzeugt, daß die einſame Heide ihren Bewohnern ſo lieb werde und heimathlich, als dem

Wäldner ſeine Thäler und Berge. Wir wiſſen nicht, war es bloße Artigkeit oder die Macht der Ueberzeugung, welche in den Worten eines ſchönen, geiſtreichen jungen Mädchens zu liegen pflegt, genug, unſer Held bekannte ſich am Ende zu der Anſicht ſeiner ſchönen Begleiterin, indem er äußerte: „Sie mögen Recht haben, mein Fräulein, denn am Ende iſt es ein Herz voll Liebe und Genügſamkeit, wodurch alles verſchönert wird.“ Dieſe Worte waren von einem Blicke begleitet, der ein leichtes Erröthen auf Hedwigs Wangen hervorbrachte.

Der Obervogt, welcher damals dieſes Schloß bewohnte, war abweſend, als die Geſellſchaft ankam, aber ein alter, ehrlicher Kaſtellan zeigte ſich ſehr geſchäftig, ſie mit den Sehenswürdigkeiten zu unterhalten. Er erzählte viel von den beiden Belagerungen der Stadt Konſtanz durch die Spanier und Schweden, und von dem Muthe, den ſeine Landsleute, die Schwaben, dabei bewieſen. Als ihn ein Herr aus der Geſellſchaft darüber neckte, gerieth der Mann in einen patriotiſchen Eifer, langte Speths dreibogige Konſtanziſche Ehrenpforte von einem Bücherbret, und las daraus folgende Stelle:

„An dem Ort über, da der Feind angeſetzt, haben dazumalen aus des Herrn Capitain Truchſeſſen Compagnie allein ſieben neu geworbene Schwaben die Wacht gehalten, welche aber große Ehre eingelegt, und den

Feind eine gute Zeit, bis von dem nächſten Poſten ſucurrirt worden, aufgehalten, welche nun ſämmtlich den Feind mit großem Verluſt abgetrieben. Mithin die ihrer tapfern Nation angedichtete Schimpffabel, als hätten ſieben Schwaben ob einem Haſen ſich entſetzt, mehrmalen mit Erzeugung mann- und herzhafter Thaten und martialiſchen Muths, widerlegt haben.“

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich bald in die verſchiedenen Gemächer des Schloſſes, und während einige, wozu auch Lingen und der Maler gehörten, in das Gefängniß des unglücklichen Huß hinabſtiegen, ſtanden Eſchen, Hedwig und einige andere Damen an den Fenſtern, und ließen ſich vom Kaſtellan die Stelle zeigen, wo ehemals durch eine leichte Erderſchütterung eine Erdzunge mit einigen Wohnungen plötzlich vom See verſchlungen worden. Der Sage nach ſoll dieß Loos auch zwei Liebende getroffen haben, die eben am Ufer vor einer Fiſcherhütte ſaßen. Einige Frauen gaben ihr Mitleid mit den Unglücklichen zu erkennen, und ein ſtilles, hübſches Mädchen, in dem Alter, wo man anfängt zu bemerken daß man ein Herz habe, rief unbefangen: „Gottlob, daß beide zugleich untergiengen.“ Einige Damen lachten, Eſchens und Hedwigs Blicke begegneten ſich unwillkührlich, und beide ſchlugen eben ſo ſchnell wieder die Augen zu Boden.

Hedwig hatte im Vorbeigehen durch die offene Thüre eines Zimmers ein Gemälde bemerkt, welches eine

Nonne und einen Ritter vorſtellte, und äußerte den Wunſch, es näher zu betrachten. Eſchen folgte ihr in das etwas entfernte Gemach, aus welchem eben fünf bis ſechs Herrn und Damen heraustraten, die gleichfalls gekommen waren, das Schloß zu ſehen. Eſchen gewahrte auf dem Boden des Zimmers ein zuſammengelegtes Papier, welches eine jener Perſonen verloren haben mochte. Er hob es auf, durchlief es ſchnell und ſagte: „das iſt ein zärtlicher Abſchiedsbrief!“

Hedwig meinte, man müſſe ihn zurück geben.

Eſchen bemerkte, daß der Brief wahrſcheinlich an eine der jungen Damen gerichtet ſey, welche eben erſt das Zimmer verlaſſen, da jedoch die Adreſſe fehlte, ſo könne das Papier leicht in die unrechte Hand kommen, und Verlegenheiten verurſachen. „Uebrigens,“ ſetzte er halb ſcherzend, halb ernſt hinzu, „übrigens iſt mir's lieb, daß wir beide den Brief zu gleicher Zeit bemerkt.“

„Und warum?“ fragte das Fräulein.

„Sie könnten auf den Argwohn gerathen, ich hätte das Blatt geſchrieben und auf dieſe Weiſe in Ihre Hand ſpielen wollen, wenigſtens könnt' ich dieſe Zeilen wohl für die meinigen gelten laſſen, leſen Sie nur.“

Mit dieſen Worten reichte er Hedwig den Brief. Er war folgenden Inhalts:

### Mein angebetetes Fräulein!

„Nur die Nähe meiner Abreiſe giebt mir den Muth, „dieſe Zeilen an Sie zu richten. Ich ſcheide aus dieſer „Gegend, die mir ſo lieb geworden, mit der Klage des „Dichters:

Lieux dangereux et chers, où de ses tendres armes
L'amour a blessé tous mes sens;
Ecoutez mes derniers accens,
Recevez mes derniers larmes!

„Ich wage nicht, meine Gefühle deutlicher auszu„ſprechen; ein Blick von Ihnen wird mir ſagen, ob „ich hoffnungslos ſcheiden müſſe.“

Hedwig heftete ihre Augen noch lange auf das Blatt Papier, nachdem ſie daſſelbe bereits zwei= und dreimal durchleſen, und ihre Wangen färbten ſich immer höher.

„Was wohl die Dame geantwortet haben mag?“ ſagte ſie nach einer Weile mit einem Lächeln, welches ihre Verlegenheit bergen ſollte.

„Und was würde Fräulein Hedwig geantwortet haben, wenn — ich ſetze nur den Fall, — wenn ich den Brief geſchrieben hätte?“

„Ach Gott, ich bemerke jetzt erſt, daß wir allein hier ſind, und uns von der Geſellſchaft verloren haben; kommen Sie, laſſen Sie uns die andern aufſuchen.“

„Sie weichen mir aus, mein Fräulein,“ ſagte

Eſchen, indem er ihr den Arm bot, und ſie mit einem ſchüchternen Blicke anſah.

„Was ſoll ich ſagen? Ich bin Ihnen gut, recht gut, aber laſſen Sie uns zur Geſellſchaft eilen.“

Mit dieſen Worten, die ſie in holder Verwirrung ſprach, zog ſie ihn mit ſich fort.

„Ihre Güte macht mich überglücklich,“ flüſterte Wilfried, und drückte ihre Hand, die ſie eine Minute in der ſeinigen ruhen ließ.

Nachdem ſich die Geſellſchaft wieder zuſammengefunden, kehrte ſie in das Dorf Gottlieben zurück, wo ein Frühſtück ihrer wartete.

## V.

Als die Freunde wieder in ihrem Gaſthofe zu Konſtanz angekommen waren, winkte Eſchen dem Herrn von Lingen bei Seite.

„Bruder, ich muß Dir eine wunderliche Entdeckung mittheilen, die ich dieſen Morgen gemacht. Fräulein Hedwig iſt ohne Zweifel die Couſine, die Du heirathen ſollſt.“

„Iſt ſie eine Falkenberg?“

„Erſt bei'm Herabſteigen von Gottlieben hörte ich ſie bei dieſem Namen nennen, und erfuhr, daß der geheime Rath von Falkenberg ihr Vater ſey.“

„Ich bin froh, daß wir uns nicht erkannten,“ ſagte Lingen, „ich hätte vor dieſen Herren und Damen eine dumme Rolle geſpielt. Das Mädchen ſieht aus, als ob ſie zur Pantoffelherrſchaft geboren ſey, und wenn ich ſie heirathete, würde ich der erſte Bediente im Hauſe ſeyn. Der Himmel gebe nur, daß es Dir gelingen möge, dieſe Diana ein wenig an die Schwachheiten des weiblichen Herzens zu erinnern.“

„Ich bin nicht ganz ohne Hoffnung, aber Du weißt, dieſe ſchlüpft hervor, wie das Veilchen, bei'm erſten Frühlingsſtrahl, und wird dann oft ſchnell wieder mit Schnee bedeckt.“

„Brüderchen,“ entgegnete Lingen, „Du haſt zu wenig Selbſtvertrauen.“

Nach einigem Hin- und Herreden entſchloß ſich Lingen, der ihm beſtimmten Braut noch denſelben Abend einen Beſuch zu machen. Sie fanden das Fräulein allein, da Frau von Thurnegg mit Briefſchreiben beſchäftiget war. Sie wurde etwas verlegen, als ſie Lingens Namen hörte, faßte ſich aber ſchnell, und fragte nach einem kurzen, unbedeutenden Geſpräche mit ſcheinbarer Unbefangenheit: „Ob er verheirathet ſey?“

„Nein. Sie kommen in das Teſtament, meine ſchöne Couſine.“

„Ich erinnere mich, davon gehört zu haben. Mein Vater meinte aber, die Sache ſey ganz in ihre Willkühr geſtellt.“

„Das Ja und Nein mußte der Oheim uns freilich überlaſſen,“ ſeufzte Lingen.

„Sie ſagen das mit einem ſo trübſeligen Geſichte, als dächten Sie in dieſem Augenblicke an die letzte Bitte im Vaterunſer. Seyn Sie aufrichtig, mein werther Vetter, und geſtehen Sie, daß Ihre Myrten nicht am See blühen.“

„Ihr Weiber habt Luchsaugen.“

„Es giebt Dinge,“ verſetzte Hedwig, „die man bemerken kann, ohne eben ein Sonntagskind zu ſeyn. — Ihre Geliebte iſt ohne Zweifel ſchön, jung, klug — “

„Um Gotteswillen, halten Sie ein,“ rief Lingen in ſichtbarer Verlegenheit; „Sie werden da ein Regiſter von löblichen Eigenſchaften mir vorlegen, die alle Töchter Evens zuſammen genommen kaum beſitzen.“

„Sie ſind ein galanter Ritter,“ fuhr Hedwig mit heiterer Laune fort, „und dabei, wie es ſcheint, auch genügſam; Sie müſſen ein trefflicher Ehemann werden.“

„Bitte, bitte,“ ſtotterte Lingen, der jetzt nachgerade den Kopf verlor, „ich habe Manches von der Bärennatur an mir, mein Freund hier kann es bezeugen.“

Das Fräulein konnte ſich nicht enthallen, laut auf zu lachen. „Mein Vater kommt morgen von ſeiner

Reiſe zurück,“ ſagte ſie, „und wird ſich freuen, Sie zu ſehen. Bis dahin laſſen Sie ſich durch keine böſen Träume beunruhigen.“

Jetzt trat die Frau von Thurnegg ein. Hedwig ſtellte ihr ihren Verwandten vor; bald kam noch andere Geſellſchaft, und der Abend gieng in heitern Geſprächen hin.

Als die beiden Freunde auf ihr Zimmer zurückgekommen waren, klingelte Lingen, und ließ eine Flaſche Champagner bringen.

„Bruder, ich bin etwas angegriffen,“ ſagte er zu Eſchen. „Solch eine Frau, wie meine ſchöne Baſe, und ich wäre verloren. Sie machte mich am Ende zu ihrem Gaul, wie jene Dame den Vezier in der Tauſend und einen Nacht. Zum Glück ſcheint ſie nicht auf dem Wege, ſich in mich zu vergaffen. Wahrlich, Bruder, ich gönne ſie Dir von Herzen! — Auf eine glückliche Fahrt durch's Leben! — Der Champagner iſt nicht übel! — Nur, Brüderchen, vertraue ihr die Zügel nicht an, wenn's nicht über Stock und Stein gehen ſoll.“

Eſchen war nichts weniger als unzufrieden über dieſe Stimmung ſeines Freundes. Er hatte noch immer gefürchtet, Hedwig möchte dem Herzen ihres Vetters eben ſo gefährlich werden, als dem ſeinigen.

Lingen gerieth allmälig in jene behagliche Laune, in welche nur das Verſchwinden einer Sorge und der Geiſt des Champagners zu verſetzen pflegen. Allein der Tag ſollte für ihn nicht ſo fröhlich endigen. Ein Bote brachte von Radolfszell einen Brief, der dort mit der Poſt für ihn eingelaufen und mit dem bedenklichen: „hat Eile!“ bezeichnet war. Das Schreiben enthielt die traurige Nachricht, die ſchöne Helena ſey mit einem gewiſſen Kümmel unſichtbar geworden!

Lingen ertrug jedoch dieſen Schlag des Schickſals wie ein Mann. „Beſſer vor als nach der Hochzeit,“ brummte er, indem er ſich mit der einen Hand die Stirne rieb, und mit der andern ſeinem Freunde das fatale Papier reichte.

„Du hat Recht,“ ſagte dieſer, nachdem er den Brief durchleſen, „beſſer vor als nach der Hochzeit.“

„Die Welt iſt groß, laß ſie laufen drinn!“ tröllerte Lingen, und leerte ein Glas. „Aber weißt Du, was mich am meiſten ärgert,“ fuhr er nach einer Weile fort, „daß der Taugenichts und der ſaubere Tugendſpiegel die Nacht hier neben uns in dieſem Hauſe zugebracht, ohne daß ich ihn mindeſtens die Treppe hinabgeworfen. Vielleicht iſt's aber ſo beſſer!“

„Die Welt iſt groß, laß ſie laufen drinn!“

Eſchen blickte ſeinen Freund einige Zeit mit Theilnahme an, dann trat er auf ihn zu, und ergrief ſeine Hand.

„Bruder, noch iſt Hedwig frei — “

„Nein, nein, und wenn ich wirklich eine Neigung zu ihr faſſen könnte, ſo müßte ich als ehrlicher Mann dagegen kämpfen. Dieſe Roſe blüht für Dich. — Unter uns, Brüderchen, wenn Du mir verſprichſt, nicht zu lachen, ſo will ich Dir geſtehen, daß es nicht der Verluſt dieſer Helena iſt, was mich kränkt, ſondern das Lächerliche, was auf mich fällt, daß ich mich von einer Gans hintergehen laſſe. Ihr Bild ſtand nicht mehr allein auf dem Altar meines Herzens.“

„Wie, Du gottloſer Menſch, haſt des erſten Gebots vergeſſen: Du ſollſt keine fremden Götter neben mir haben?“

„Hör' nur, Brüderchen, Du erinnerſt Dich der hübſchen Luiſe, die wir in der Hütte der blinden Frau fanden, und die mit ſo kindlicher Frömmigkeit um ihren Vater bemüht war, wie eine Antigone. Sie muß ein Muſter von einer Hausfrau werden.“

Eſchen verſicherte, daß das Mädchen auch auf ihn einen ſehr vortheilhaften Eindruck gemacht.

„Auf der Heimkehr ſuchen wir ſie auf, Du verſprichſt mir's doch, Wilfried?“

Dieſer gab dem Freunde die Hand darauf, und der flüchtigen Helena wurde nun nicht weiter gedacht.

Unſere Reiſenden verließen Conſtanz am andern Morgen und langten in Radolfszell faſt zu gleicher Zeit mit dem Herrn von Falkenberg an, der ſie mit der Höflichkeit des Weltmanns, doch nicht ohne Wärme empfieng. Bald darauf traf auch Hedwig ein.

Lingen wollte gern eine gute Gelegenheit wahrnehmen, ſein Anliegen zur Sprache zu bringen. Dieſe wurde am folgenden Tage durch einen Zufall herbeigeführt.

Im Speiſezimmer hieng das Bildniß einer Pilgerin. Eſchen fragte nach dem Namen. „Es iſt meine Aeltermutter,“ ſagte Hedwig, „welche um die Sünden ihres verſtorbenen Gemahls abzubüßen, der ihr einigemal im Traume erſchienen ſeyn ſoll, das Gelübde that, ein Jahr lang in dieſem Gewande umherzuwandern, und dieſe Zeit über blos von Allmoſen zu leben. Sie zog aus und kam nicht wieder. Vor ihrem Weggange hatte ſie noch dieſes Bild verfertigen laſſen.“

Eſchen gedachte augenblicklich der Pilgerin, die ehemals auf ſeinem Gut geſtorben, und ihrer Weiſſagung. „Der Falke und die Eſche,“ ſagte er, und ſchaute das Fräulein bedeutungsvoll an.

Sie erröthete und ſchlug die Augen nieder.

„Sonderbar genug trifft dieß mit Ihrer Erzählung zuſammen,“ ſprach jetzt der Geheimerath, der unterdeſſen mit Lingen in einer Fenſtervertiefung geſtanden, und die Erzählung ſeiner Tochter ſo wie Eſchens Bemerkung gehört hatte.

„Ich wünſchte, Fräulein Hedwig wäre beſtimmt, ihre Ahnfrau zu erlöſen, und unſerem Hauſe die Ruhe wieder zu bringen. — Herr von Falkenbenberg, ich ſpreche in dieſem Wunſche die ſchönſte Hoffnung meines Lebens aus.

„Ihre Familie iſt mir nicht fremd,“ antwortete der

Geheimerath, „und ich achte ſie perſönlich, Herr von Eſchen. Inzwiſchen müſſen wir doch auch die Meinung meines Neffen hören. Die meiner Tochter glaube ich zu kennen.“

„Ich verbürge mich für meinen Freund,“ rief Lingen, und werde mit Vergnügen meine ſchöne Couſine als ſeine Braut zum Altar führen.“

Der Geheimerath lächelte, Hedwig aber verſetzte: „Sie beſitzen eine Eigenſchaft, mein ritterlicher Vetter, für welche Ihnen die Frauen Dank wiſſen müſſen, Sie ſind ungemein aufrichtig.“

„Das iſt eben, was die Weiber am wenigſten verdanken,“ bemerkte Lingen, „die meiſten wollen lieber eine freundliche Lüge hören, als eine unfreundliche Wahrheit.“

„Die, welche ſo glücklich war, ihr Herz zu erobern, gehört ohne Zweifel zu den Ausnahmen?“

„Nein, meine theure Baſe, ſie gehört zur Regel. Ich werde Ihnen die Geſchichte erzählen, ſie hat zwar keineswegs den Reiz der Neuheit, iſt aber doch immer erbaulich und lehrreich.“

Am andern Tage war Verlobung. Eſchen und Hedwig reichten ſich die Hände, und Lingen unterſchrieb den Ehekontrakt mit als Zeuge. Bei der Tafel, als der Wein ihn erheitert hatte, gab er ſeine Geſchichte zum Beſten; er that dieß mit ſo guter Art, daß ſelbſt der Geheimerath, der ſonſt nur zu lächeln pflegte, ſich eines lauten Lachens nicht enthalten konnte.

Nach kurzem Aufenthalte ſchieden die Freunde von dem ſchönen Landſitze bei Radolfszell, Eſchen eilte nach Hauſe, um die nöthigen Anordnungen zu ſeiner Verbindung zu treffen, und Lingen brannte vor Sehnſucht, die fromme Luiſe aufzuſuchen. Seine neue Liebe ſchien einen leidenſchaftlichen Schwung anzunehmen, indeß die frühere, wie er verſicherte, ehrbar und ſittſam am Boden hingewandelt ſey.

Als ſie in Kappel unter Rodeck anlangten, erfuhren ſie vom Wirthe, daß der franzöſiſche Edelmann, den ſie ſo genau als möglich bezeichneten, aus dem Thale in das Dorf zurückgekehrt ſey, aber mit leidender Geſundheit. Die Bekanntſchaft wurde bald erneuert, und nach wenigen Tagen hatte Lingen wieder eine Braut. Der alte Offizier ſah in dieſem Zufall eine Fügung des Himmels, und im Herzen der ſanften Luiſe geſellte ſich zur Dankbarkeit ſchnell auch die Liebe. Es wurde verabredet, daß Lingen ſie mit ihrem Vater nach vier Wochen abholen, und als Gattin heimführen ſollte. Er entſchloß ſich, bei Berghalden ein Gut zu kaufen, um künftig in der Nähe ſeiner Freunde zu leben.

Beide ſetzten jetzt ihre Reiſe fort. Auf der nächſten Poſtſtation erwartete ſie noch eine angenehme Ueberraſchung. Sie fanden dort ihren bekannten Friedau, der eben im Begriff war, mit ſeiner jungen Frau, der ſchönen Nina, in die Heimath zurück zu kehren. Der Vater hatte, obgleich ungern, ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung gegeben.

Von den ferneren Schickſalen der Perſonen, welche in unſerer Erzählung die Theilnahme oder die Aufmerkſamkeit der Leſer gewonnen haben mögen, iſt wenig zu ſagen. Eſchen und Lingen fanden das häusliche Glück, das einzige, welches die Zeit nur noch erſtreben läßt. Von Friedau haben wir nichts mehr gehört, wohl aber von der übrigen Badegeſellſchaft in der romantiſchen Hub. Der Baron und Rentier ſoll noch als Spieler ſein Handwerk treiben, Pasquillen fabriziren und ſich einen Schurken tituliren laſſen. Der arme Mann, bei dem ſich Geiſt und Leib noch vor dem Hinſcheiden aus der Welt getrennt, lebt in einer kleinen Reſidenz von ſeinem Ehrenwort, und harrt der gänzlichen Auflöſung.

Die beiden vagirenden Poeten haben ſich in Nacht und Nebel verloren. Ein engliſches Blatt erzählte um jene Zeit, zwei geniale Deutſche ſeyen, aus Vorliebe für gewiſſe türkiſche Sitten, nach Conſtantinopel gewandert, und hätten dort den Turban genommen. Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß dieß unſre beiden Bekannten aus dem Bade waren.

# Der Maltheſer.

# Der Maltheser.

---

## I.

Es war im Jahr 1747, als Hyazinth von Falcam, ein edler Jüngling aus einem alten portugieſiſchen Geſchlecht, ſeine Vaterſtadt Liſſabon verließ, um nach Malta zu gehen, wo Antonio Pinto, ſein Oheim von mütterlicher Seite, die Stelle eines Großmeiſters bekleidete. Hyazinth hatte ſeinen Vater früh verloren, aber eine verſtändige Mutter bildete ſeine ſchönen Naturgaben mit Liebe und Sorgfalt aus. Das Leſen der Geſchichten ſeines Vaterlandes weckte ſchon in dem aufſtrebenden Knaben den hohen ritterlichen Geiſt, der früher das Erbtheil ſeiner Landsleute ſchien; aber zugleich fühlte ſein Herz menſchlich. Die ſchönen Hoffnungen und Träume, womit er nach Malta kam, wurden ſchon durch die erſten Unterredungen mit ſeinem Oheim etwas geſtört. „Ich will Dir nicht gerade abrathen, in unſern Orden zu treten,“ ſagte dieſer, „ja es iſt mir ſogar lieb, wenn Du einige Kreuzzüge mit unſern Rittern machen willſt, aber erſt ſieh und lerne ſehen. Jetzt kennſt Du nur erſt die Vergangenheit, bald jedoch wirſt Du blos ihr Geſpenſt noch in der Gegenwart finden. Jene Zeit iſt vorüber, da Heinrich der Schiffer auf Entdeckungen in unbekannte Meere ſchiffte, und Heldengeiſt und Vaterlandsliebe alle Portugieſen belebte. Wir haben keine Almeida, keine Albuquergue mehr; die Abkömmlinge der Männer, welche in Indien mit Weisheit und Kraft unſere Macht gründeten, ſind habſüchtige Krämer geworden, oder ſie liegen daheim in träger Ruhe, und zehren von dem Gold und Ruhme ihrer Väter, bis von beiden nichts mehr übrig iſt.“

„Aber die Religion, Ihr kämpft ja noch für die Religion,“ unterbrach ihn der feurige Jüngling.

„Religion!“ ſeufzte der Greis, und ein trüber Ernſt zog ſeine Stirne in tiefere Falten. „Das Kreuz iſt ein eitler Prunk geworden, und der Name Religion klingt mir bei mancher Gelegenheit wie eine Gotteslästerung! Lerne nur erſt die Sitten auf Malta kennen, und Du wirſt Dich bald zurückſehnen in die Schatten Deiner väterlichen Haine, in die Ruhe und Unſchuld des Landes.“

Der Großmeiſter übergab ſeinen Neffen jetzt der Aufſicht des edlen Ribeyro, eines der wackerſten Ritter auf Malta. Unter ihm machte der Jüngling ſeinen erſten Kreuzzug, auf welchem es den Maltheſern gelang, ein türkiſches Schiff zu erbeuten, das zwar einigen Widerſtand leiſtete, aber ſich ſchnell ergab, als die Ritter das Schiff zu entern begannen. Die Entwaffneten wurden geplündert und aufs ſchrecklichſte mißhandelt. Hyazinth fühlte ſich durch dieſen Anblick auf's Innerſte empört; er wendete ſich an einen jungen Ritter, Namens Ocamgo, und bat dieſen, dem Frevel Einhalt zu thun. „Pah!“ rief jener, indem er lächelnd ſeinen Säbel in die Scheide ſteckte; „dieſe Barbaren ſind Hunde, die man treten muß, und wenn wir unſern Leuten die Beute entziehen, ſo können wir darauf zählen, daß ſie bei der nächſten Gelegenheit ſich als feige Memmen betragen.

Hyazinth kehrte von dieſer Fahrt mißmuthig zurück, und gedachte dabei der Worte ſeines Oheims. Zwar lernte er auch nach und nach mehrere Ritter kennen, die durch edle Geſinnungen und ſtrenge Sitten der urſprünglichen Beſtimmung des Ordens ſich würdig zu machen ſuchten, aber er lernte auch das zügelloſe Leben auf Malta kennen, und die freundlichen Bilder ſeiner Jugend verbleichten immer mehr und mehr im Anblick der Wirklichkeit.

Eines Tages ſtand er nachſinnend im Hafen, als eben eine Galeere zurückkehrte. Der wackere Ribeyro war ihr Anführer. Das Schiff gieng vor Anker, und

Hyazinth eilte, von einer geheimen Ahnung getrieben, auf daſſelbe, um den Freund ſeines Oheims, der auch der ſeinige geworden war, zu bewillkommen. Er fand ihn ſchwer verwundet in der Kajüte liegen. Ein unnennbarer Schmerz gieng durch die Seele des Jünglings, als er das bleiche Antlitz des Ritters erblickte, und dieſer ihm die Hand mit einem matten Lächeln entgegen ſtreckte. „Es iſt gut, daß Du kommſt,“ ſagte der Verwundete mit kaum hörbarer Stimme. „Unter den Gefangenen, die wir gemacht, iſt ein junges, ſchönes Mädchen, die Tochter des Paſcha von Rhodus. Ich empfehle ſie dem Schutze des Großmeiſters und Deinem ſichern Geleite.“ Bei dieſen Worten winkte er einem Diener, der die Gefangene herbeiführte. Sie war von hoher Geſtalt und zierlichem Wuchſe, aber ſo dicht in ihren Schleier gehüllt, daß auch das ſchärfſte Auge keinen Zug ihres Geſichtes zu erſpähen vermochte. Ribeyro ſprach einige Worte zu ihr in arabiſcher Sprache, und deutete dabei auf Hyazinth. Das Mädchen ſchluchzte; ſie wollte reden, aber Thränen erſtickten ihre Stimme, und ängſtlich folgte ſie dem Jünglinge, der ſie bei der Hand nahm, und mit ihr ans Land ſtieg. Kaum hundert Schritte vom Ufer begegnete ihm der Großmeiſter, dem er alsbald ausrichtete, was ihm Ribeyro aufgetragen. Der Greis beſann ſich eine Weile, und befahl dann ſeinem Neffen, das Mädchen in das Haus eines portugieſiſchen Kaufmanns, Namens Lupercio, zu bringen. Dieſer Mann hatte eine treffliche Gattin und zwei wohlerzogene Töchter; der Großmeiſter ſetzte großes Vertrauen in dieſe Familie, und in der That gab es auf Malta für ein junges, verlaſſenes Mädchen kaum einen ſchicklichern Zufluchtsort; auch war Lupercio in der türkiſchen und arabiſchen Sprache nicht unerfahren, und die Gefange hatte hier den Troſt, ſich mittheilen zu können.

Als der Großmeiſter ſeinen Befehl an Hyazinth gegeben hatte, legte das Mädchen die Hände kreuzweis auf die Bruſt, und ſprach in etwas gebrochenem Portugieſiſch: „Gott iſt groß und gut, er wird es Euch vergelten.“

„Biſt Du vielleicht ein Chriſtenkind, das von den Türken geraubt wurde?“ fragte Pinto.

Die Gefangene ſchüttelte den Kopf. „Unter den Sklavinnen meines Vaters iſt eine gute Frau aus Liſſabon,“ entgegnete ſie. „Dieſe Frau pflegte meine Kindheit und lehrte mich die Sprache ihres Landes.“

Der Großmeiſter ſprach ihr Muth ein, und ſie ſchien dem Jünglinge mit Vertrauen zu folgen. Unterwegs begegnete ihnen ein Haufen Türkenſclaven; ſie waren an eine lange Kette geſchmiedet, und wurden eben von der Arbeit des Tages nach dem Bagno zurückgebracht. Beim Anblick dieſer Unglücklichen ſtieß das Mädchen einen lauten Schrei aus, und ſchmiegte ſich unwillkührlich an ihrer Begleiter. Die Türken, als ſie die Tracht ihres Volkes erkannten, begannen ein furchtbares Geſchrei und Wehklagen, aber ihre Aufſeher lachten, und zeigten mit Hohnreden auf die gefangene Jungfrau. Der Jüngling entbrannte in Zorn, und ſeine Drohworte brachten die Unmenſchen zum Stillſchweigen. Auch ſuchte er das Mädchen zu beruhigen, indem er die Menſchenliebe und die ſtrenge Gerechtigkeit ſeines Oheims pries, und viel zum Lobe der Frauen ſprach, deren Schutze er ſie übergeben ſollte. Als ſie ſich der Wohnung näherten, fragte er nach ihrem Namen und ihren Eltern.

„Ich heiße Alme,“ ſagte ſie, „meine Mutter iſt todt ſeit ſechs Jahren, und mein Vater ſeit zwei Monaten Paſcha auf Rhodus. Sie erzählte hierauf, wie ihr Vater ſchon früher von Konſtantinopel nach der Inſel abgereiſt ſey, und das Schiff, welches ſie, nebſt einem Theile ſeines Gefolges, dahin habe bringen ſollen, von den Maltheſern genommen worden. Während dieſes Geſpräches erreichten ſie die Wohnung des Kaufmanns, der in dieſem Augenblicke abweſend war; aber ſeine Frau und Töchter empfiengen das Mädchen auf das Leutſeligſte, und die jüngſte bot ihr ſogleich Erfriſchungen an, und wollte ihr den Schleier abnehmen. Alme zog ihn mit einer Hand feſter zuſammen, und drückte mit der andern auf Hyazinth. „Roſa,“ ſagte die Mutter lächelnd zu ihrer Tochter, „Du haſt wohl vergeſſen, daß die Frauen im Orient ſich nicht vor Männern entſchleiern dürfen?“

Hyazinth hätte gern die junge Türkin von Angeſicht geſehen, aber er unterdrückte ſeine Neugier, und entfernte ſich nach einer kurzen Unterredung, um die Gefangene keinem längern Zwang zu unterwerfen.

## II.

Felizia, die Gattin des Lupercio, war eine von den Frauen, die ſich ſo gerne an die Kinderwelt hingeben, und deren ganzes Streben darauf gerichtet iſt, ſchöne, jugendliche Anlagen und Fähigkeiten zur Entwickelung zu bringen. Sie beſchränkte ihre Sorgfalt auch nicht blos auf ihre beiden Töchter, Lucia und Roſa; ihr Haus war vielmehr eine kleine Schule, in welcher auch die Töchter ihrer Freundinnen zum Unterricht und Vergnügen ſich verſammelten. In dieſem freundlichen Kreiſe öffnete ſich für Alme eine Welt von neuen Anſichten, Begriffen und Gefühlen. Sie ſah hier zum erſtenmal weibliche Freiheit mit Unſchuld, ehrbare Sitten und ſchuldloſe Fröhlichkeit vereinigt. Statt des trüben Ernſtes, des ängſtlichen Zwanges im väterlichen Harem, traten ihr hier allenthalben Heiterkeit, Liebe und Vertrauen entgegen, und ſie erblickte in ergreifender Wirklichkeit gar Manches, was ihr in den Erzählungen ihrer chriſtlichen Wärterin als ſeltſam, ja als unbegreigreiflich vorgekommen war. Im jugendlichen Gemüthe ſiegt die Stimme der Natur und der Wahrheit bald über blindes Vorurtheil, und das reine Menſchengefühl reißt allmählig die Schranken nieder, welche finſtrer Wahn in den Geiſt gezogen. In der Seele des jungen Türkenmädchens verbleichten nach und nach die Bilder der Heimath, und wenn ſie auch oft mit Schmerz ihres Vaters gedachte, und ſeines Kummers über ihr ihm unbekanntes Schickſal, ſo ſchauderte ſie doch unwillkührlich zuſammen bei dem Gedanken, aus der heitern Freiheit eines glücklichen Hauslebens in die Sclaverei oder Mauern zurückzukehren, und ihre Tage in dem Harem irgend eines rohen Paſcha's in melancholiſcher Abgeſchiedenheit verleben zu müſſen.

Leicht gewöhnte ſie ſich daran, in Geſellſchaft von Lupercio und den Freunden des Hauſes ohne Schleier zu erſcheinen, und als Hyazinth eines Tages in den Gartenſaal trat, wo die Mädchen eben mit Saitenſpiel und Geſang ſich ergötzten, ſah er ſie zum erſtenmal unverhüllt. Alme erröthete, und ſenkte die großen, ſchwarzen Augen zur Erde. Der Jüngling war überraſcht vom Anblick der hohen Schönheit des Mädchens, und hatte Mühe, ſeine Verwirrung zu bergen. Er richtete einige Fragen an ſie; Alme beantwortete ſie mit liebenswürdiger Offenheit, aber in ihrer Stimme war ein leiſes Beben. Roſa bat ſie um ein türkiſches Liedchen. Sie zögerte in jungfräulicher Verlegenheit, bis Hyazinth eine Mandoline vom Tiſche nahm und ihr in die Arme legte.

Sie beſann ſich eine Weile, berührte dann raſch die Saiten, und ſang folgendes Lied:

Ich hör' ein Vöglein klagen
Vom Baum am Meeresſtrand;
Der Sturm hat es verſchlagen,
Nun muß das Vöglein klagen,
Es kommt aus fernem Land.

„Klage nicht, du findeſt wieder
Deinen ſtillen Lorbeerhain,
Deine Blumen, deine Lieder,
Mond und Sterne ſchauen nieder,
Das kann nicht die Fremde ſeyn.“

Indem ſie die letzten Worte ſang, ſprangen zwei Saiten der Mandoline; Alme fuhr erſchrocken zuſammen, wurde lilienbleich, und ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken. Das ängſtliche Gefühl des Mädchens theilte ſich allen Anweſenden mit, und ſie ſchauten einander betroffen an.

„Das bedeutet Unglück,“ ſeufzte Alme, und zwang ein Lächeln auf die Lippen.

„Laß keinen Aberglauben Dich quälen,“ ſagte Lucia, und ſtreichelte ihr die blaſſen Wangen.

„Es iſt nichts, als ein alltäglicher, unbedeutender Zufall!“ riefen ein paar andere Mädchen.

Hyazinth jedoch konnte ſich einer bangen Ahnung nicht erwehren, und es war ihm daher willkommen, daß Roſa ein Spiel im Garten vorſchlug, um, wie ſie ſagte, die närriſchen Grillen zu verſcheuchen. Der Jüngling hielt es nicht für ſchicklich, an dem Spiele Theil zu nehmen; er verlor ſich in ein einſames Gebüſch, durch welches einige Kießwege ſich hinſchlängelten. Gedankenlos ging er eine Zeitlang hin und her, und blieb zuletzt vor einem Strauch ſtehen, brach einige Blüthen ab, und ſtreute ſie auf die Erde. Tief in ſich verſunken, bemerkte er nicht, daß Alme vor ihm ſtand. Eine dunkle Schwermuth hatte ſich ihrer Seele bemächtigt, und ſie wollte darum der lärmenden Freude entfliehen und unbemerkt in das Haus zurückkehren. Beim Anblick des Jünglings ſtand ſie wie eingewurzelt; Hyazinth gerieth in eine, ihm bis jetzt unbekannte, heftige Bewegung. Faſt bewußtlos faßte er die Hand des Mädchens, und drückte ſie an ſein pochendes Herz. Alme zitterte; ſie hatte nicht den Muth, die Hand zurückzuziehen, und eine hohe Glut färbte ihre Wangen.

„Alme!“ rief Hyazinth, und ſah ihr mit den Blikken der Liebe in die dunkeln Augen. Jetzt näherten ſich Fußtritte und laute Stimmen. „Alme!“ rief der Jüngling noch einmal, küßte ſie auf die Stirne und entfernte ſich eilig.

Als er auf das Kaſtell kam, erhielt er von ſeinem Oheim Befehl, augenblicklich mit einigen Schiffen in die See zu ſtechen, denn man hatte Kundſchaft erhalten, es ſtreiften türkiſche Korſaren in der Nähe von Malta.

Franzesko de Sylva, einer der tapferſten Ritter, erhielt den Oberbefehl über die Expedition, und Hyazinth ſollte an ſeiner Seite fechten. Dieſe Nachricht ſchüttelte den Jüngling gar unſanft aus dem ſchönen Traum ſeiner aufkeimenden Liebe. Während der Anſtalt zur Abfahrt dachte er nur an Alme, und als die Schiffe ausliefen und die hohe See gewonnen, ſtand er trübſinnig auf dem Verdeck, und ſchaute nach Malta zurück.

Die Schiffe ſegelten mit günſtigem Winde. Aber nach Mitternacht erhob ſich ein heftiger Sturm, der ſie trennte. Gegen Morgen legte ſich der Orkan, und die Galeere, auf welcher Hyazinth war, befand ſich auf offener See. Bald vernahm man Kanonendonner, und als der Tag vollends anbrach, ſah man in kleiner Entfernung Rauch und Feuer. Von den maltheſiſchen Schiffen war eines im Sturm zwiſchen zwei türkiſche Kreuzer gerathen, und im härteſten Gedränge. Franzesko de Sylva eilte ſeinen Gefährten zu Hilfe, und kam noch zur rechten Zeit an, um das ungleiche Gefecht zur Entſcheidung zu bringen. Der Türke wehrte ſich noch tapfer gegen die Maltheſer, da gab de Sylva Befehl, das größere türkiſche Schiff zu entern. Hyazinth war der erſte, der unter die Feinde ſprang; ſein Schwert räumte auf; aber auch die Türken leiſteten verzweifelten Widerſtand, zumal der Anführer. Schon lagen die meiſten ſeiner Leute todt oder verwundet um ihn her, ſchon floß ſein eigenes Blut von Stirn und Schulter, als er noch mit der Wuth eines Tigers auf Franzesko zuſprang, und ihm das Haupt geſpalten hätte, wenn nicht Hyazinth mit großer Gewandtheit den Streich auffing und den Türken entwaffnete. Dieſer ſchoß einen fürchterlichen Blick auf den Jüngling, und ſchien in ſtummer, wilder Verzweiflung den Todesſtreich zu erwarten, auch wollte ihn ein Soldat rücklings durchbohren, aber Hyazinth ſchlug dem Soldaten den Säbel aus der Hand, und ſagte zu dem Türken: „Du biſt mein Gefangener; fürchte nichts für Dein Leben.“ Ein ſchreckliches Lächeln zuckte auf den blauen Lippen des Türken, und auf die Frage, wer er ſey, antwortete er mit Ingrimm: „Ein Sclave bin ich, gebt mir einen Namen, welchen Ihr wollt!“

## III.

Der Gefangene war Alme's Vater, der Paſcha von Rhodus. Der Name und Stand des Paſcha blieben lange ein Geheimniß. Die Mitgefangenen deſſelben ſtellten ſich unwiſſend, weil ihr Befehlshaber ihnen einen Eid des Stillſchweigens abgenommen hatte. Sie gaben ihn für den Kiaja des Paſcha von Rhodus aus, und der Großmeiſter machte es ihm zur Bedingung ſeiner Löſung, außer einer Summe Geldes noch eine Anzahl Chriſtenſclaven in Freiheit zu ſetzen. Es wurde ihm geſtattet, in einem der Höfe des Kaſtells St. Elmo frei herumzugehen. Hier ſaß er eines Morgens mit verſchränkten Armen im Schatten eines Maulbeerbaumes, als ein Menſch in gemeiner Kleidung ſich ihm näherte.

„Was willſt Du von mir, Chriſt?“ zürnte der Gefangene den Unbekannten an, und ſeine Blicke ſchienen ihn durchbohren zu wollen.

„Euer Schickſal macht Euch unfreundlich,“ antwortete der Unbekannte, „und doch bin ich vielleicht der Einzige auf Malta, der Theil daran nimmt.“

Der Paſcha ſchaute ihn etwas verwundert an. Jener fuhr fort: „Es ſind nun zwei Jahre, ſeit ich Euch einmal in Pera ſah. Ich war damals bei einem chriſtlichen Geſandten. Euer Name iſt Muſtapha, und Ihr ſtandet bei dem Großvezier in großer Gunſt.“

„Und wie kamſt Du hieher?“ unterbrach ihn der Türke.

„Kaum kann ich's ſelbſt ſagen. Ich bin ein Armenier von Geburt, und mein Name hier auf Malta iſt Gregorio. Seit meinem zwölften Jahre lauf ich dem Glücke nach, aber es hält mich zu Narren. Mein Herr in Pera ſchickte mich fort, weil ich viel mit Euern

Glaubensgenoſſen verkehrte, zu denen ich immer mehr Neigung hatte, als zu den Franken. Die Noth trieb mich, auf einem Kauffartheiſchiffe Dienſte zu nehmen. So gerieth ich nach dieſer verwünſchten Inſel, wo ich der Knecht eines Ritters bin, der mich etwas weniger gut hält, als ſeine Hunde. Vielleicht kann ich Euch dienen, und wenn Ihr Vertrauen in mich ſetzt, ſo findet Euch morgen in der Mittagsſtunde wieder auf dieſem Platze ein; um jene Zeit iſt er menſchenleer, und wir werden von Niemandem bemerkt."

„Gut, ich erwarte Dich," erwiederte Muſtapha, und der Armenier entfernte ſich ſchnell, indem er vorſichtig nach allen Seiten ſich umſah.

Zur beſtimmten Stunde trafen ſich beide wieder bei dem Maulbeerbaume. Der Paſcha erkannte bald, daß er ſeinen Mann gefunden habe; denn der Armenier zeigte Muth und Verſchwiegenheit, auch verhehlte er nicht, daß er für Geld ſelbſt zu einer gewagten Unternehmung bereit ſey.

„Ich ſetze mein Leben an die Befreiung meiner Tochter," ſagte der Paſcha im Laufe des Geſpräches; „ſie ſchmachtet ſeit zwei Monaten hier als Gefangene. Aber zugleich muß ich mich rächen an dieſen Ungläubigen, denn ich haſſe das Kreuz auf dem Mantel mehr, als die Hölle. Dieſe Ritter ſind geſchworene Feinde meines Glaubens und meines Vaterlandes. Hilfſt Du mir zur Erreichung meiner Abſichten, ſo ſchwöre ich

Dir bei Gott und dem Propheten, Dein künftiges Loos ſoll glänzend ſeyn.“

Gregorio lächelte. „Ihr ſollt beſſer bedient werden, als Ihr nur ahnen könnt. Nach zwei Tagen, um eben dieſe Stunde, bringe ich Euch Nachricht.“

Der Armenier hatte bald ausgekundſchaftet, daß eine junge ſchöne Türkin vor ohngefähr zwei Monaten in das Haus des Kaufmanns Lupercio gebracht worden ſey, und zwar von einem Neffen des Großmeiſters, der das Haus oft beſuchte. Dieſe Nachricht brachte er dem Paſcha zur verabredeten Stunde. Muſtapha war wie vom Donner gerührt, denn augenblicklich kam ihm der Argwohn, daß zwiſchen dem Portugieſen und ſeiner Tochter ein Liebesverſtändniß ſich entſponnen habe. In krampfhafter Bewegung faßte er die Hand des Armenier.

„Kannſt Du mir Gelegenheit verſchaffen, meine Tochter zu ſehen, ſo erhälſt Du tauſend Zechinen!“ rief er.

Gregorio ſchüttelte den Kopf. „Das wird ſchwer halten. Auch fürchte ich —

„Was fürchteſt Du?“

„Ich fürchte, Eure Tochter habe bereits Wohlgefallen gefunden an der Freiheit der chriſtlichen Frauen, und an dem ſchönen Burſchen, dem Neffen des Großmeiſters. Vielleicht hat ſie keine große Luſt, mit Euch heimzukehren.“

Muſtapha verſank in finſtres Nachdenken.

„Ein Brieflein könnte ich wohl an ſie bringen,“ hub der Armenier nach einer Weile mit leiſer Stimme an, „doch damit iſt nichts gewonnen.“

„Ich ermorde den Großmeiſter, ſammt ſeinem Neffen und meiner ſchändlichen Tochter!“ rief der Türke, faſt außer ſich.

Gregorio lächelte. „Dazu kann Rath werden. Hört nur.“ Er theilte jetzt dem Paſcha einen Anſchlag mit. Es befand ſich damals auf Malta eine große Anzahl türkiſcher Galeerenſclaven. Ein Renegat, Namens Ymſeletti, war Aufſeher im Bagno, und ein Vertrauter des Armeniers. Beide brüteten ſeit lange über dem Plane, die Sclaven in Freiheit zu ſetzen, ſie zu bewaffnen, den Großmeiſter zu ermorden, und ſich einiger Schiffe im Hafen zu bemächtigen, und damit zu entfliehen. Sie verſprachen ſich von dieſem Unternehmen reiche Beute, und eine noch größere Belohnung in Konſtantinopel.

Mancherlei Umſtände ſchienen die Abſichten des Paſcha's trefflich zu beſördern. Auf Malta gab es dazumal allerlei nahrungsloſes Volk, welches zu jeglichem Unternehmen die Hände bot, wobei etwas zu gewinnen war. Dieſe Leute beſtanden größtentheils aus Bedienten, Glücksrittern, Matroſen und anderm Geſindel, welches nach überſtandener Strafzeit aus den Gefängniſſen entlaſſen worden war. Dazu kam, daß bei aller Strenge und Aufmerkſamkeit des Großmeiſters Zucht und Sitten täglich mehr in Verfall geriethen, wozu beſonders mehrere Ritter ſelbſt beitrugen, deren Geſinnungen und Lebensweiſe nichts weniger, als den Vorſchriften des Ordens gemäß eingerichtet waren. Der Paſcha hatte bei ſeiner Gefangennehmung einige tauſend Zechinen an Gold, und noch weit mehr an Koſtbarkeiten gerettet, auch fand Gregorio bald einen genueſiſchen Kaufmann, der auf der Inſel ein Comptoir errichtet hatte, und gegen große Vortheile, die Wechſel des Paſcha's in Gold umzuſetzen verſprach.

Der Plan war im Ganzen mit mehr Kühnheit, als Klugheit entworfen. Man rechnete dabei auf den Muth und die Verzweiflung der türkiſchen Sclaven ſo wohl, als auf die Nachläſſigkeit, womit ein Theil der Beſatzung den Dienſt verſah, und beſonders auf die augenblickliche Verwirrung, welche durch den plötzlichen Tod des Großmeiſters entſtehen müßte.

Inzwiſchen traten einige Zufälle ein, welche die Ausführung des Unternehmens von Tag zu Tage verzögerten. Gregorio konnte den Brief, welchen Muſtapha an ſeine Tochter ſchrieb, und worin er ihr von ſeiner Gegenwart auf Malta Nachricht gab, und dabei die ſtrengſte Verſchwiegenheit empfahl, nicht ſo leicht in ihre Hände bringen. Endlich gelang es ihm, eine Mulattin zu gewinnen, die im Hauſe des Lupercio diente, aber ſchon einigemal wegen kleiner Vergehungen weggejagt werden ſollte. Nur die Fürbitte Roſa's, deren weiches Herz durch jede Thräne gerührt wurde, verſchaffte ihr jedesmal wieder Vergebung. Dieſe Mulattin beſaß einen Charakter von eigenthümlicher Miſchung; mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit verrichtete ſie die Gebräuche der Religion, war aber zugleich habſüchtig und verſchwenderiſch, und ſtiftete geheimes Unheil, wo ſie nur konnte, aus unwiderſtehlicher Luſt an der Verwirrung, die daraus entſtand. Willig übernahm ſie den Brief an Alme; unvorſichtig legte ſie denſelben in der Küche auf den Heerd, wo augenblicklich ein Bedienter das Blatt bemerkte, und ſich deſſen zu bemächtigen ſuchte. Die Mulattin warf erſchrocken den Brief in das Feuer.

## IV.

Hyazinth kam jetzt häufiger als ſonſt, und unter allerlei Vorwand, in das Haus des Lupercio; die Gefangene erſchien ihm täglich liebenswürdiger, denn durch den Umgang mit der Familie des Hauſes entwickelten ſich ihre ſchönen Naturgaben immer mehr, und dabei behielt ſie eine anſpruchloſe Offenheit, die ſich ſo oft mit Unſchuld und Wohlwollen vereinigt findet. Auch ihr war der edle Jüngling nicht gleichgültig, und wenn er ſchon nie von Liebe mit ihr ſprach, wozu er freilich auch keine Gelegenheit hatte, ſo ſagten ihr doch ſeine

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Blicke und ſein ganzes Benehmen, daß ſie ihm nichts weniger, als gleichgültig ſey.

Ohne Zweifel trug dieſe aufkeimende Liebe in ihrem Herzen dazu bei, ihre Neigung zum Chriſtenthum allmählig zu verſtärken, und dieſe Neigung wurde bald bei ihr zum feſten Entſchluſſe. Lupercio's Gattin und Töchter empfanden hierüber die lebhafteſte Freude; Hyazinth gerieth darob in ein Entzücken, deſſen Grund er ſich ſelbſt nicht geſtehen wollte, und der alte Großmeiſter erklärte, bei Alme's Taufe Pathenſtelle vertreten zu wollen. —

Die Verſchwörung wurde inzwiſchen mit Eifer und Vorſicht betrieben. Die Abſendung einiger Schiffe gegen algieriſche Korſaren, die ſich um dieſe Zeit an der ſiziliſchen Küſte blicken ließen, ſchienen das Unternehmen zu begünſtigen. Muſtapha harrte nur noch auf Gelegenheit, ſich mit ſeiner Tochter in Einverſtändniß zu ſetzen, um alsdann den entſcheidenden Schlag zu thun. Endlich brachte ihm Gregorio die Nachricht, Alme ſey im Begriff, dem Glauben ihrer Väter zu entſagen, und die Taufe zu nehmen. Der Türke gerieth darob in unbeſchreibliche Wuth; lange ſtand er ſprachlos, und murmelte nur bisweilen gräßliche Verwünſchungen zwiſchen den Zähnen. Wohl eine Stunde brütete er über einem Entſchluſſe, bis er zuletzt wild von ſeinem Sitze auffuhr, und mit ſchrecklicher Stimme rief: „Die Hunde haben mein Kind überliſtet und

Betrug in ihr Herz geſtreut, aber es ſoll eine blutige Saat daraus aufkeimen. Wann und wo wird die Taufe vor ſich gehen?“

„Man ſagt am Himmelfahrtstage der Jungfrau,“ antwortete Gregorio; „der Großmeiſter wird ſelbſt dabei ſeyn, und Lupercio ein großes Feſt geben.“

Der Paſcha ſchritt eine Weile im Zimmer auf und ab. „Kann man ſich auf die Mulattin verlaſſen?“

Gregorio bejahte.

„Gut, hier iſt ein Beutel mit Gold für ſie.“

Jetzt trat auch Ymfeletti herein, und brachte die Nachricht, die Gefangenen warteten nur des Zeichens, um ihre Ketten zu zerbrechen. Für Waffen ſey geſorgt, und einiger Schiffe könne man ſich leicht bemächtigen.

Es wurde nun verabredet, den Tag, an welchem Alme die Taufe nehmen werde, zur Ausführung zu wählen. Die Mulattin, hoffte man, werde dann leicht Gelegenheit finden, bei dem Feſte im Hauſe des Kaufmanns Gift unter die Speiſen oder das Getränke zu miſchen, um den Großmeiſter und die übrigen anweſenden Ritter aus dem Wege zu räumen.

„Dabei ſetzeſt Du aber das Leben Deiner eigenen Tochter in Gefahr,“ bemerkte Gregorio.

Der Türke lachte gräßlich. „Gut, gut,“ rief er;

„ſie mag dieſen Lohn hinnehmen für die Ruchloſigkeit, und ſich mit dem Gedanken tröſten, von den Chriſten für eine Heilige gehalten zu werden.

## V.

Alme empfing die Taufe ſchon am Abend vor dem Himmelfahrtstage in der Kapelle des Großmeiſters und in Gegenwart weniger Zeugen. Sie erhielt den Namen Irene. Tags darauf gab Lupercio wirklich das Feſt, wozu außer dem Großmeiſter und ſeinen Neffen nur noch einige alte Ritter geladen waren. Hyazinth fand ſich zeitig im Hauſe des Kaufmanns ein. Die Töchter deſſelben waren noch mit den Anordnungen für den Tag beſchäftiget. Hyaziath gieng in den Garten. In einer Laube ſaß Irene, in europäiſcher Kleidung, den Kopf ſinnend auf die Hand geſtützt. An ihrer Bruſt ſtrahlte ein Diamantenkreuz, das Pathengeſchenk des Großmeiſters. Als ſie den Jüngling erblickte, ſtand ſie auf, gieng ihm einige Schritte entgegen, und ein himmliſches Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen. Hyazinth fand ſie ſchöner als je, und ihm war, als ſey eine Scheidewand zwiſchen ihm und der Jungfrau gefallen, ſeit ſie die Weihe des Chriſtenthums empfangen.

„Ich freue mich dieſes ſchönen Tags,“ hob der Jüngling das Geſpräch an, nicht ohne ſichtbare Verlegenheit.

„Es iſt der wichtigſte meines Lebens,“ antwortete Irene, „denn ſo manche dunkle Ahnung, welche die Reden meiner Wärterin in meiner Bruſt erregt, iſt mir jetzt klar geworden, und ich bin nun gewiß, daß auch das Weib einen höhern Beruf habe, als in häuslicher Sklaverei zu ſchmachten. Auch hat mich das Chriſtenthum gelehrt, ein Gefühl nieder zu kämpfen, welches mich oft wie ein furchtbares Geſpenſt verfolgt.“

„Und was iſt dies für ein Gefühl?“ fragte Hyazinth etwas betroffen.

„Es iſt die ſchmerzliche Erinnerung an die Heimath, an die Trennung von meinem Vater, der um mich trauern wird.“

Der Jüngling fiel raſch ein: „dieſe Trennung hätte Dir doch bevor geſtanden, und irgend ein rauher Gatte Dich aus dem älterlichen Hauſe weggeführt in die freudenloſen Mauern ſeines Harems. Das Chriſtenthum giebt dem Weibe ſeine Würde zurück, und heiligt ſeine ſanfteſten, zarteſten Gefühle. Jetzt darfſt Du einen Gatten wählen, und wirſt ſeine Liebe ungetheilt beſitzen.

Irene erröthete; Hyazinth faßte ihre Hand. „Irene,“ ſagte er, „der Himmel meines Vaterlands iſt freundlich wie der Himmel Deiner Heimath, möchteſt Du mir dorthin folgen als Gattin, als treue Gefährtin meines Lebens?“

Die Jungfrau zitterte, ein höheres Roth überflog ihre Wangen, und ſie wußte in der Verwirrung ihres Herzens keine Worte zu finden.

„Irene!“ rief Hyazinth mit dem Ausdrucke der vollſten Liebe, und zog ſie in ſeine Arme, an ſeine Bruſt. Sie legte ihr Haupt auf ſeine Schulter, ihre Hand bebte in der Hand des Jünglings. Da ſprang plötzlich ein Mann aus dem Gebüſche hervor, und durchſtach ſie mit einem Dolche. Sie ſank lautlos zur Erde, heftete den brechenden Blick auf Hyazinth und ſchloß ihn dann für immer. Der Jüngling ſtand wie vom Blitz gerührt, ſeine Glieder waren gelähmt, er glich einem Marmorbilde, und ſah ſtarr auf den Leichnam. Das gräßliche Hohngelächter des Mörders weckte ihn aus ſeiner Betäubung. Es war Irenens Vater. Getrieben vom Geiſte der Rache hatte er ſich verkleidet, und mit Hülfe der Mulattin in den Garten geſchlichen, um ſeine Tochter vielleicht zu Geſicht zu bekommen.

Hyazinth riß den Dolch aus dem Gürtel, um das Ungeheuer zu durchbohren.

„Vollbringe Dein Werk,“ rief jener mit ſchrecklicher Kälte; „ich habe meine Tochter der Schmach entriſſen und Euren Händen. Töde nun den Vater!“

„Du Irenens Vater?“ ſtammelte Hyazinth, und der Dolch entſank ſeiner Hand.

„Ja, Chriſt, ich bin ihr Vater, und nach Malta gekommen, um Vergeltung an den Räubern meines Kindes zu üben.“

In dieſem Augenblicke kam der Großmeiſter, von Lupercio und einigen Rittern begleitet in den Garten. Entſetzen ergriff ſie bei'm Anblick der blutigen That. Der Großmeiſter gab ſogleich Befehl, den Paſcha in's Gefängniß zu bringen, und in Ketten zu legen. Da ertönte plötzlich die Sturmglocke, athemlos kam ein Ritter herbei geeilt, und berichtete: „die Galeeren-Sklaven hätten ihre Bande abgeſtreift, Waffen geraubt, und ſich bereits einiger Schiffe im Hafen bemächtigt. Ein Theil durchziehe die Stadt, doch habe man augenblicklich Truppen gegen ſie geſchickt. — Muſtapha lachte grimmig. „Das wird ein Feſt des Blutes werden,“ rief er, „und die Hölle darf ſich der Ankömmlinge freuen.“

„Du wußteſt von der Verſchwörung?“ zürnte ihn der Großmeiſter an.

„Sie iſt mein Werk,“ verſetzte der Gefangene. „Ich ſpiele euer eigenes Spiel, und übe das Recht, das ihr ſelbſt mich gelehrt.

Jetzt kam ein zweiter Ritter mit der Nachricht, die Verſchwornen ſeyen bereits theils niedergehauen, theils gefangen. Nur ein Haufe habe ſich auf einem Schiffe in die hohe See geflüchtet.

Muſtapha knirſchte mit den Zähnen. „Ich habe mein Werk wie ein Mann begonnen, und wie ein dummer Knabe ſelbſt vernichtet,“ rief er, und zog einen verborgenen Dolch hervor, um ſich die Bruſt zu durchbohren. Die Umſtehenden entriſſen ihm den Dolch.

„Du ſollſt nicht ſo leicht ſterben,“ ſagte der Großmeiſter ernſt und mit Würde; „ſiehe hier Dein Kind, das Du gemordet.“

Muſtapha warf unwillkührlich einen Blick auf den Leichnam, und ſchauderte zurück. Seine Augen rollten furchtbar, und die Furien der Hölle ſchienen ſich plötzlich ſeiner zu bemächtigen.

Der Großmeiſter befahl, den Mörder in ein ſicheres Gefängniß zu bringen, „dort,“ ſagte er, „wirſt Du Dein Leben unter ſchrecklichern Qualen beſchließen, als Menſchen Dir bereiten können. Die Engelsgeſtalt Deines Kindes wird, mit der Todeswunde die Deine Hand ihr geſchlagen, täglich vor Dich hintreten und Dich ängſtigen, bis der Himmel ſich Deiner erbarmt, und Dir Reue ſendet oder Wahnſinn.“

Auf den Wink des Großmeiſters wurde der Unglückliche jetzt in das Gefängniß abgeführt, wo man ihn am folgenden Morgen todt fand. Er hatte Gift genommen, welches er bei ſich trug.

Irenens Leiche wurde in der Kirche des heil. Johannes auf das feierlichſte beigeſetzt. Alle auf Malta anweſenden Ritter ſo wie die Frauen der angeſehenſten Familien folgten dem Trauerzuge; Lupercio's Töchter warfen ſich mit Thränen und Wehklagen auf den Sarg, als er in die Gruft geſenkt werden ſollte, und ihr Schmerz war unſäglich.

Hyazinth verweilte nur noch kurze Zeit auf Malta, wo der ſchöne, kurze Traum ſeines Glücks ſo ſchrecklich vernichtet worden war. Er entſagte dem Orden, mit dem feſten Entſchluſſe, in die Stille ſeiner väterlichen Wälder zurück zu kehren. Der Großmeiſter mißbilligte das Vorhaben nicht, aber er ſuchte ihn zu ermuthigen. Du haſt früh die Bekanntſchaft des Unglücks gemacht; aber dem Manne geziemt es, den Schlägen des Schickſals Kraft und Ruhe entgegen zu ſetzen, und ſich über das zu erheben, was gemeine Seelen zu Boden drückt. Der Geiſt der Verklärten kann ſich nicht freuen, wenn Du in Schwermuth und Trübſinn verſinkſt; nur ein thätiges, nützliches Leben wird das Band zwiſchen Dir und der Hingegangenen immer feſter knüpfen; denn jemehr Du die ſeltſamen Zufälle des Lebens beherrſchen lernſt, deſto näher trittſt Du der Geiſterwelt. Was Du in unſerm Orden wahrſcheinlich umſonſt geſucht hätteſt, das Hingeben an ein Höheres, den ſtillen, klaren Blick in Vergangenheit und Zukunft, das magſt Du jetzt leichter im Kreiſe des bürgerlichen Lebens finden. Nicht der Schauplatz unſeres Wirkens, der Schimmer der

Thaten, ſondern einzig und allein das richtige Gefühl unſerer Beſtimmung und die Tüchtigkeit unſerer Geſinnungen, das feſte Stehen auf uns ſelbſt in allem Wechſel der Zeit, macht unſern Werth und unſere Würde.“

Mit ſolchen Ermahnungen entließ Pinto ſeinen Neffen, der mit dem erſten Schiffe nach Portugal zurückkehrte, und dort, eingedenk der erhaltenen Lehren, Segen und Wohlthaten in dem Erdwinkel verbreitete, in welchen er ſich zurückgezogen.

# Die Schlacht bei Culloden.

# Die Schlacht bei Culloden.

Auf ſeinem Landſitze, an der weſtlichen Küſte Schottlands, lebte Sir Arthur Denham, ein Edelmann aus einem alten Hauſe, aber nicht ſonderlich vom Glücke begünſtigt. Während der bürgerlichen Unruhen hatte er für das Haus Hannover und gegen die Stuarte gekämpft, und Ehre und Wunden davon getragen. Seine beiden Söhne waren auf dem Schlachtfelde unter ſeinen Augen gefallen, und ihm blieb nur noch eine Tochter, die mit kindlicher Liebe und Treue ſein dunkles Alter zu erheitern ſuchte. Miß Anna hatte von der Natur ein reiches Maas liebenswürdiger Eigenſchaften zur Ausſtattung erhalten, und wenn gleich in ländlicher Abgeſchiedenheit aufgewachſen, fehlte es ihr doch keineswegs an jenem geſunden Urtheile und feinem, richtigen Gefühle, die den Mangel einer ſogenannten Weltbildung mehr als aufwägen.

Der nächſte Nachbar vom Schloſſe Denham war der alte Lord Sullivan, ein presbyterianiſcher Träumer, der ſich außer der Theologie auch noch mit Aſtrologie und Alchymie beſchäftigte. Sein Sohn Alfred und ſeine Tochter Cecilie brachten die Abende gewöhnlich auf Denham zu, und zwiſchen ihnen und Miß Anna hatte ſich von der erſten Jugend an ein Band des Vertrauens und der Zuneigung geknüpft, welches durch ihre iſolirte Lage noch verſtärkt werden mußte.

„Mit Deinem Bruder iſt eine Veränderung vorgegangen,“ ſagte eines Tags Anna zu ihrer Freundin, als beide eben unter den hohen Linden am Einzange in das Schloß ſaßen, das auf einer mäßigen Höhe, ohngefähr eine Stunde vom Meere, ſich erhob.

„Ich habe es ſeit lange bemerkt,“ antwortete Cecilie, „er will mir aber nicht Rede ſtehen. Oft ſitzt er ſtundenlang auf einem Fels am Meer, und ſtarrt in die Waſſerwüſte hinaus. Ohne Zweifel möchte er gerne die Welt ſehen, aber der Vater will nichts davon hören. Er hegt die ſeltſame Meinung, ein junger Menſch müſſe keinen entſcheidenden Schritt ins Leben thun, ohne von Umſtänden dazu getrieben zu werden, die gleichſam als Wink der Vorſehung anzuſehen ſeyen.“ Während des Geſpräches geſellte ſich Alfred zu den Mädchen. In ſeinem, wenn nicht eigentlich ſchönen, aber doch edlen und bedeutungsvollen Geſicht, lag etwas Verſchloſſenes, was jedoch nicht abſtieß. Der helle

Blick und ein wehmüthiges Lächeln, welches im heitern Geſpräche gewöhnlich um ſeine Lippen ſchwebte, erweckten ſogar Theilnahme und Vertrauen. Er grüßte die ſchöne Anna mit ſcherzhaften Worten, und reichte ihr einen Strauß von Feldblumen.

Es war eben zur Zeit der Ernte. „Ach,“ ſagte Anna im Verlaufe des Geſpräches, „wenn wir nur nicht wieder einen Sturm bekommen, wie voriges Jahr um dieſe Zeit.“

„Einen Sturm möchte ich wohl,“ rief Alfred, gegen die Küſte hinſchauend, „nur freilich nicht auf der See.“

„Alſo einen Sturm über unſern Köpfen?“ unterbrach ihn Cecilie.

„Die zarten, ſchwachen Blumen müßte er ſtehen laſſen, dagegen aber die trotzigen, ſtarren Eichen entwurzeln.“

„Ach,“ ſeufzte Anna, „daß ihr Männer doch ſo gerne Eure Freude am Zerſtören habt.“

„Und wahrlich,“ fiel die Freundin ein, „weder Schottland noch England haben Urſache, über zu langer Ruhe zu ſeufzen. Wenn der äußere Krieg einige Zeit raſtete, um neue Kräfte zu ſammeln, ſo begann jedesmal der innere um ſo ſchrecklicher wieder, und nicht ſelten tobten beide zuſammen.“

„Es giebt Kämpfe, die kein Ende finden, bevor nicht ganze Völker, oder ganze ehrwürdige Geſchlechter untergegangen ſind.“

„Glauben Sie wirklich,“ fragte Anna mit ängſtlichen Mienen, „glauben Sie, daß die Stuarte noch einmal kommen werden?“

„Gewiß werden ſie wieder kommen,“ verſetzte der Jüngling, „denn das Schickſal Britanniens muß in Erfüllung gehen, oder das ihrige. Auch ſchlagen noch viele ſchottiſche und viele engliſche Herzen für ſie.“

Anna ſeufzte. „Aber, was haben Sie da für ein wunderliches Zeichen an der Mütze?“ fragte ſie nach einer langen Pauſe. — „Ein Kreuz zwiſchen Roſen, — ich ſah das noch nie.“

„Es iſt ein religiöſes Sinnbild, das Ihr ja als Chriſtin kennen müßt,“ erwiederte Alfred. „Die Roſe und das Kreuz, die Liebe, die in den Tod geht.“

„Ich fürchte,“ raunte Cecilie ihrer Freundin in's Ohr, während der Jüngling gedankenvoll einige Schritte ſeitwärts gieng, und nach dem Meere hinabſchaute, „ich fürchte, dieſes Sinnbild hat eine ſehr weltliche Bedeutung. Mein armer Bruder ſcheint in Verbindungen zu ſtehen, die mit den Stuarten zuſammenhängen.“

So war es in der That. Zwar ſchien die Schlacht an der Boyne das Schickſal des unglücklichen Königshauſes auf immer entſchieden zu haben, und der Prätendent, Jakob III., war auch keineswegs der Mann, Großes zu unternehmen. Ein ganz anderer Geiſt regte ſich aber in ſeinem Sohne, Carl Eduard; Muth, Kühnheit und Ehrgeiz verſchloſſen ſein Auge vor allen

Schwierigkeiten und Gefahren, und feſt entſchloſſen, die verlorne Sache ſeiner Familie noch einmal aufzunehmen, trat er vor den Cardinal Tencin, der damals das Staatsruder in Frankreich führte, und bat ihn um die oft verſprochenen Mittel, den Thron ſeiner Väter wieder zu erobern.

„Für's Erſte braucht's nichts," antwortete der ſchlaue und argliſtige Staatsmann, „als daß Sie an der nördlichen Küſte von Schottland landen, und ſich dort zeigen. Ihre Gegenwart wird Ihnen eine Armee verſchaffen, und dann ſollen Sie auch, ohne Verzug, Hülfe von Frankreich zu erwarten haben."

Der unglückliche Jüngling folgte dem verderblichen Rathe. Ein irländiſcher Kaufmann, der ſich in Nantes niedergelaſſen hatte, gab ihm ein Schiff, welches Prinz Eduard am 12. Juni 1745 beſtieg. Sieben Offiziere, die ihn begleiteten, ohngefähr achtzehnhundert Säbel, zwölfhundert Flinten und 48,000 Franken baaren Geldes, dieß waren die Hülfsmittel, womit er die Krone von Großbritannien wieder gewinnen wollte. Er landete am 27. Juli an der Küſte von Lochabar, im kleinen Kanton Moidard. Die Einwohner, als ſie ſeinen Namen erfuhren, umringten ihn und warfen ſich ihm zu Füßen.

„Aber was können wir für Sie thun?" riefen ſie, „wir ſind arm, ohne Waffen, leben von Haberbrod, und bauen einen undankbaren Boden."

„Ich will dieſen Boden mit Euch bauen," antwortete der Prinz, „von Euerm Brod eſſen und Eure Armuth theilen. Waffen bringe ich mit mir."

Indem er Befehl ertheilte, die Säbel und Flinten vom Schiffe herbeizuſchaffen, drängte ſich ein Jüngling durch die Menge zu dem Prinzen hin, warf ſich vor ihm zur Erde und hieß ihn in ſeinem und ſeiner Freunde Namen willkommen auf dem heimathlichen Boden. Dieſer Jüngling war Alfred Sullivan.

Schon nach der Hinrichtung König Karls I. hatten die vornehmſten Anhänger des Hauſes Stuart unter ſich eine geheime Geſellſchaft gebildet, die ihren Hauptſitz in Schottland hatte, ihre Zweige aber über einen großen Theil von England und von da ſelbſt bis auf das Feſtland hinüber verbreitete. Um das Geheimniß ſicherer zu bewahren, hatte man dieſe rein politiſche und nationale Verbindung mit dem Pompe geheimnißvoller Symbole und Gebräuche umgeben, die geeignet waren, die Phantaſie anzuregen, und beſonders jugendliche Gemüther zu entflammen, indeß der wahre Schlüſſel zu den vorgeblichen Myſterien in den Händen der Vorſteher der Geſellſchaft lag. Sullivan war erſt ſeit Kurzem in dieſe Geſellſchaft eingetreten, und für das Intereſſe der Stuarte gewonnen worden.

Die Freunde des Prinzen waren von ſeiner Abfahrt in Frankreich unterrichtet, und Sullivan, der nahe an der Küſte wohnte, hatte den Auftrag erhalten, ihn zu empfangen und den Häuptlingen im Gebirge alsbald von ſeiner Landung Nachricht zu geben. Jetzt erſt glaubte er ſich ſeinem Vater entdecken zu müſſen.

„Geh, wohin Dich der Geiſt ruft,“ ſagte der Greis, welcher eben in der Bibel las. — „Ich bin dieſen Stuarten nicht hold, denn ſie haben ſich ihr Schickſal durch eigene Schuld bereitet, und werden den Bürgerkrieg auf's neue anfachen. Aber der Herr hat es ſo verhängt, damit die Menſchen in den Trübſalen ſeiner wieder gedenken, und lernen, daß es nur einen Willen gebe im Himmel und auf Erden, und dieſer Wille ſey gebenedeit!“

Mit dieſen Worten reichte der Lord dem Jünglinge die Bibel zum Kuſſe dar, gab ihm eine volle Goldbörſe, ſprach ein ſtilles Gebet, und entließ ihn hierauf mit ſeinem Segen.

Der Abſchied vom väterlichen Hauſe wurde dem Jünglinge nicht ſonderlich ſchwer; als er aber ſich Denham näherte, um Miß Anna das letzte Lebewohl zu ſagen, ward es ihm bange um's Herz, und er mußte ſich geſtehen, daß ihm das Mädchen nichts weniger als gleichgültig ſey. Dort, unter jener Linde, ſagte er zu ſich ſelbſt, dort ſaß ich oft ſtundenlang neben ihr; dieſe Höhen, dieſe Thäler haben wir hundertmal mit einander durchwandert, und obwohl ich dabei immer eine gewiſſe Leere in mir fühlte, eine gewiſſe Ungenügſamkeit, ſo liegt doch in dieſem Augenblicke jene Zeit als die glücklichſte meines Lebens vor mir, und ich ahne, daß ſie ſo nie wieder kommen werde.

Während dieſes Selbſtgeſprächs hatte er mit verſchränkten Armen am Wege geſtanden, und nicht bemerkt, daß Miß Anna eben den Schloßbühl herab kam, ein Körbchen am Arm, und im Begriffe, heilſame Pflanzen einzuſammeln. Sie fragte nach ſeiner Schweſter, und lud ihn ſcherzend ein, ihr bei ihrer kleinen Arbeit zu helfen.

„Miß,“ ſagte er, und ſeine Stimme zitterte, „ich komme, um Abſchied zu nehmen.“

„Wie,“ fragte das Mädchen überraſcht, „Ihr wollt Schottland verlaſſen, und in dieſer Zeit, die uns, wie mein Vater ſagt, mit neuen Unruhen und Gefahren droht?“

„Dem Jünglinge ziemt es, daran Theil zu nehmen,“ entgegnete Alfred, mit einem mehr weichen als entſchloſſenen Tone.

„Wir werden Euch künftig als den Feind unſers Hauſes betrachten müſſen,“ ſeufzte Anna, und ſchaute ihn forſchend an.

„Ihr thut mir weh, ſehr weh, Miß,“ erwiederte Alfred. „Meine Meinungen haben nichts mit meinem Haſſe und mit meiner Liebe zu thun. Ich habe mein Gewiſſen gefragt, welcher Fahne ich folgen ſollte — hätte ich mein Herz fragen dürfen — “

Hier ſah er ſie an mit einem Blick voll Liebe. Sie verſtand dieſen Blick und eine Thräne bebte in ihrem Auge.

„Vielleicht kann ich Euch nützlich werden,“ ſagte Alfred nach einigem Stillſchweigen, während deſſen er ihre Hand ergriffen; „Euer Vater hält es mit dem Hauſe Hannover — “

„Ja,“ unterbrach ihn das Mädchen, „und blieb dieſer Prätendent Sieger, ſo würde er ſein Vaterland ohne Zweifel verlaſſen.“

„Würdet Ihr mir dann erlauben, Euch zu folgen?“ fragte Alfred.

„Wie, Ihr hättet den Thron der Stuarte wieder aufbauen helfen, und wolltet nach vollbrachter Arbeit, ſtatt der verdienten Belohnung, das Loos einer geächteten Familie theilen?“

„Gern, wenn es mir geſtattet wäre, und ich würde dann mein Schickſal preiſen.“

Anna fühlte ganz den Edelmuth in den Geſinnungen des Jünglings, aber in der Verwirrung ihres Herzens wußte ſie keine Worte zu finden. Alfred drückte einen langen Kuß auf ihre Hand, und entfernte ſich dann ſchnell. Auf dem Wege nach der Küſte, den er täglich zu machen pflegte, vernahm er die Nachricht von der Landung Eduard's, bei welcher wir ihn in unſrer Erzählung verlaſſen haben.

Einige hundert Mann waren vom Prinzen ſogleich bewaffnet worden, und nach wenigen Tagen ſtießen mehrere Häuptlinge von den ſchottiſchen Hochgebirgen mit ihren Schaaren zu ihm, ſo daß er ſich bald an der Spitze von fünfzehnhundert Mann ſah. Es wurden mit unglaublicher Schnelligkeit Manifeſte durch das Reich verbreitet, und die Grafſchaften zur Ergreifung der Waffen aufgefordert.

Ganz Europa erſtaunte über die Keckheit des Unternehmens, und in England mußten die zahlreichen Widerſacher der Stuarte um ſo mehr beunruhigt werden, da man einem jungen Prinzen eine ſolche Tollkühnheit nicht zutrauen konnte, und die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel weit über die Wirklichkeit anzuſchlagen verſucht wurde. Das Miniſterium, welches anfänglich den ganzen Vorfall als eine leere Erfindung müßiger Köpfe betrachtet hatte, ſchickte, als ſich die Wahrheit nicht mehr bezweifeln ließ, einige Truppen, unter Anführung des Sir John Cope, gegen die Rebellen ab.

Eduard durchzog unterdeſſen mit ſeinem Haufen, der ſich, gleich einer Lawine, im Fortwandeln vermehrte, das romantiſche Hochland von Perth, und die am Tay gelegene Hauptſtadt gleichen Namens öffnete ihm freudig die Thore. Hier ließ er ſeinen Vater zum König ausrufen, ſtieg dann wieder in die Ebene herab, und nahm, ohne den mindeſten Widerſtand zu finden Edimburg in Beſitz. Nur das Caſtell verweigerte die Uebergabe.

Inzwiſchen war John Cope dem Prinzen behutſam über das Gebirg und bis in die Gegend von Edimburg gefolgt, ohne ihn anzugreifen, denn dazu ſchien er erſt einen günſtigen Augenblick abwarten zu wollen. Eduard gieng ihm entgegen, und warf ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt auf die Feinde, die er in wenigen Minuten zerſtreute. Ihrer fünfhundert lagen todt auf der Wahlſtatt.

Wäre er in dem Augenblicke, da die Zauber eines verſteinernden Schreckens vor ihm her giengen, und tauſend bis jetzt unentſchiedene Gemüther ſich auf die Seite des Siegers geneigt hatten, wäre er raſch vorwärts gedrungen, ſo iſt kein Zweifel, daß er ſich nicht zum Herrn von England gemacht hätte, aber er ließ ſich durch hinterliſtige Verſprechungen franzöſiſcher Hülfe und die nur zu lockenden Genüſſe eines leichten Sieges in Edimburg täuſchen, und opferte die Krone dem kindiſchen Vergnügen, ſich damit zu ſchmücken, noch bevor ihr Beſitz ihm geſichert war.

Viele Große und Edle ergriffen jetzt die Parthei des Prätendenten, Einige, um ihrem Glücke aufzuhelfen, Andere, in der redlichen Abſicht einer Sache zu dienen, die ſie für gut hielten, noch andre von Haß und Rachgier getrieben. Zu der Zögerung des Prinzen kamen jetzt auch noch Mißhelligkeiten unter ſeinen Anführern. In London benützte man die Umſtände, und ließ eiligſt Truppen aus Holland herüber kommen; auch erhoben ſich Freiwillige in allen Theilen des Königreichs, denn mit der Rückkehr der Stuarte gerieth Britanniens kirchliche und bürgerliche Freiheit in neue und faſt unabwendbare Gefahr.

Eduard verlor viele koſtbare Zeit mit leeren Berathſchlagungen. Endlich beſchloß er, in England ſelbſt einzufallen. Noch ſchien das Glück ſeiner Fahne zu folgen. Er machte ſich Meiſter von Carlisle, wo große Waffenvorräthe gehäuft lagen, nahm im Vorübergehen Pentrith, und drang bis Mancheſter vor, wo der Obriſt Townly ihm einen Haufen Engländer zuführte. Noch fand er keinen Feind zu bekämpfen, und ſetzte ſeinen Weg ruhig bis Derby fort, mit dem Entſchluſſe, ſich von da nach Wallis zu wenden. In der Kleidung eines gemeinen Bergſchotten marſchirte der Prinz an der Spitze ſeiner Truppen, überall der erſte bei Noth und Gefahr, und der Letzte bei Ruhe und Bequemlichkeit. In Derby erhielt er Nachrichten aus Frankreich. Seine Freunde ſchrieben ihm, es werde unverzüglich eine franzöſiſche Flotte an der Weſtküſte von Schottland landen, und ihm Hülfe aller Art bringen. . .

Es war eine heitere Herbſtnacht. Tiefe Stille herrſchte im Lager, nur hie und da vom Rufe der Ronden unterbrochen. Eduard konnte nicht ſchlafen; er verließ ſein Zelt, und gieng, von mancherlei Gedanken bewegt, am Ufer der Derwent auf und nieder. Er ſtand jetzt noch kaum drei Tagmärſche von London, nah am Ziele ſeiner kühnen Unternehmungen. Aber die freudige Hoffnung, welche bis jetzt ſein Herz erfüllt hatte, ſchien plötzlich zu verſchwinden; trübe Ahnungen traten an die Stelle derſelben, und wie Brutus bei Philippi glaubte er die Stimme ſeines böſen Dämons zu hören, der ihm zurief: „bis hieher und nicht weiter!“

Während Eduard ſo daſtand, verloren in das Gefühl ſeiner zweifelhaften Lage, erklang aus einem benachbarten Zelte ein Lied in leiſen, ſchwermüthigen Tönen. Es waren die rührenden Stanzen, welche die unglückliche Maria von Schottland bei ihrem Scheiden aus Frankreich niederſchrieb. Dieſes Lied, an dieſem Orte und unter dieſen Umſtänden, ſchien dem Prinzen die Stimme einer Weiſſagung; die leichten Nebel, welche am jenſeitigen Ufer der Derwent aufſtiegen, bildeten ſich vor ſeinen Augen zu Geſtalten; er glaubte die Geiſter ſeiner unglücklichen Ahnen zu ſehen, die aus ihren eingeſunkenen Gräbern aufſtiegen, um ihn zu warnen.

Fußtritte weckten ihn aus ſeinen finſtern Träumen. Es waren Sullivan und Sheridan, die ihren Herrn aufſuchten. Dieſer ein wilder Jäger aus Irland, war früher ſchon zu den Stuarten nach Frankreich geflüchtet, und hatte den Prinzen auf ſeinem Zuge herüber begleitet. Er war mehr tapfer und verwegen als klug, aber auf ſeine und Sullivans Treue konnte der Prinz zählen in jeglicher Gefahr, und nichts glich ihrer Wachſamkeit und Thätigkeit.

„Was bringt Ihr?“ rief Eduard ihnen entgegen.

„Unſere Hochländer ſitzen beiſammen und berathſchlagen,“ antwortete Sullivan; „ſie wollen nicht weiter vorwärts.“

„Sie haben das Heimweh nach ihrem Haberbrei,“ ſpottete Sheridan.

„Meine Ahnungen!“ ſeufzte Eduard, und ſchlug die Arme in einander.

„Ich dachte,“ nahm Sullivan das Wort, „ich dachte, daß es ſo kommen würde. Auf dem ſchlüpfrigen Boden von England, ſagen ſie, habe noch jeder ehrliche Schotte die Beine gebrochen. Ihr ſolltet Euch mit dem Land und der Krone Eurer Väter begnügen, und England denen überlaſſen, die Luſt tragen könnten, den König Klotz unter den Fröſchen zu ſpielen. Uebrigens,“ ſetzte Sullivan hinzu, „ſcheint mir ein Rückzug auch aus andern Gründen räthlich; unſere Bergſchotten ſind nicht gewohnt, in geſchloſſenen Reihen zu fechten; jeder Häuptling führt den Krieg nach ſeiner Art und auf ſeine Fauſt; darum ſind ſie unwiderſtehlich in ihren Thälern und Gebirgen, aber unzuverläßig auf der Ebene, wo es uns überdieß an Geſchütz und Artilleriſten fehlt.“

„Bah!“ rief Sheridan, „den erſten Kanonenſchuß muß man auszuhalten wiſſen; aber gebt mir gegen jede Kanone zwanzig tüchtige Irländer, mit Prügeln bewaffnet; die laſſen's gewiß nicht zum zweiten Aufblitzen kommen.“

„Wir müſſen der Nothwendigkeit weichen,“ ſagte der Prinz nach einigem Nachdenken. „Auch entſcheidet ja bei großen Unternehmungen nicht der Menſch, ſondern das Schickſal. Ich habe jetzt noch eine Armee unter mir; fällt es ihr aber in der nächſten Stunde ein, nicht mehr zu wollen —“

„Nicht mehr zu wollen?“ unterbrach Sheridan den Prinzen, „nicht mehr zu wollen? beim heiligen Patrik, man muß in dieſen Hunden gar nicht den Gedanken aufkommen laſſen, als hätten ſie einen Willen.“

Eduard ſeufzte; wohl mochte er fühlen, daß ihm jene geiſtige Ueberlegenheit mangle, welche die Menſchen mit einem unwiderſtehlichen Zauber feſthält, und ſie zu willig dienenden Werkzeugen einer höhern Kraft macht. Inzwiſchen beſaß er Verſtandes genug, um einzuſehen, daß es gewagt ſey, den ſtörriſchen, unzufriedenen Häuptlingen zu große Nachgiebigkeit zu zeigen; er ließ daher des andern Tages bekannt machen, daß die Ankunft einiger franzöſiſcher und ſpaniſcher Schiffe mit Geld und Truppen an der Küſte Schottlands ihm eine Bewegung rückwärts nothwendig mache; dieß war auch in der That kein erſonnenes Vorgeben;

jene Schiffe landeten bald nachher, und die ſchottiſchen Häuptlinge ahneten nicht, daß ihre widerſpenſtige Geſinnung den Prinzen vermocht habe, den Zug nach London aufzugeben, der raſch und umſichtig unternommen, von den größten Folgen ſeyn mußte.

Der Prinz trat ſeinen Rückzug über Carlisle an, gieng über den Solway und erreichte Schottland, ohne von Feinden beunruhigt zu werden. Im Ganzen beobachtete das kleine Heer des Prinzen eine muſterhafte Kriegszucht: es fielen nur wenige Plünderungen vor; in den Städten, durch welche der Marſch gieng, wurden zwar Kontributionen erhoben, doch mit ſtrenger Achtung gegen Privateigenthum und perſönliche Sicherheit.

Bei Stirling führte Lord Gordon dem Prinzen einige Truppen zu, und zweitauſend Mann kamen neuerdings von den Gebirgen herab und vermehrten ſein Heer. Auch Spanien und Frankreich erfüllten endlich ihre Verſprechungen, wenigſtens zum Theil; jenes ſchickte Geld, dieſes einige Regimenter. Der Prinz berannte das Kaſtell von Stirling, welches der königliche General Harley zu entſetzen ſuchte. Bei Falkirk ſtießen beide Heerhaufen auf einander. Eduard, an der Spitze ſeiner Bergſchotten, warf ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt auf den Feind, brach ſeine Reihen, und jagte ihn in die Flucht. Dieß war der letzte Sieg, den er erringen ſollte.

Der Herzog von Cumberland, ein geübter Krieger, war aus Flandern zurückgekommen, und übernahm den Oberbefehl über die engliſchen Truppen, die ſich bei Edimburg zuſammenzogen. Ihre Zahl mochte ſich auf 11,000 belaufen. Bei Aberden ſtießen noch mehrere ſchottiſche Heere dazu, welche dem Hauſe Hannover treu geblieben waren, und der Herzog hielt es jetzt für gerathen, dem Prätendenten raſch entgegen zu gehen, der bei ſeiner Ankunft ſich zurückzog. Nach einem Marſche von zwölf Tagen erreichte er die abſchüſſigen Ufer des tiefen und reißenden Fluſſes Spey, deſſen Uebergang von dem Prinzen leicht vertheidigt werden konnte. Aber es fehlte an Rath und Einigkeit. Die verſchiedenen Anführer konnten zu keinem gemeinſamen Entſchluſſe kommen; man zog ſich abermals zurück, bis in die Ebene bei Culloden.

„Hier löſe ſich mein Schickſal,“ ſagte der Prinz zu den Häuptlingen; „ich gehe keinen Schritt weiter. Wollt Ihr mich verlaſſen, ſo werde ich mit dieſen beiden wackern Männern die Engländer erwarten, und dem Tode eine offene, freie Bruſt darbieten.“ Er zeigte bei dieſen Worten auf Sullivan und Sheridan, die, ihm zur Seite ſtanden. Beide zogen ihre Schwerter, und ſchwuren, jedes Loos des Prinzen zu theilen. „Zur Schlacht, zur Schlacht!“ riefen jetzt tauſend Stimmen, und die Häuptlinge ſahen ſich genöthigt, dem Eifer ihrer Leute nachzugeben.

Die Ebene bei Culloden wird rings von Hügeln umſchloſſen, und öffnet ſich nur gegen die See hin. Der Prinz hatte 8000 Mann, die er in drei Abtheilungen ſtellte. Es fehlte ihm an Reiterei und an Geſchütz, und die wenigen Kanonen waren ſchlecht bedient.

Nachmittags um ein Uhr begann die Schlacht.

Hätte Eduard nicht den unglücklichen Gedanken gefaßt, ſich in ein regelmäßiges Geſecht einzulaſſen, und ſich vielmehr, wie früher, mit einem unwiderſtehlichen Stoß auf die Linien des Feindes geworfen, ſo blieb er wahrſcheinlich Sieger. Aber ſeine Reihen ſtanden der fürchterlichen Wirkung des feindlichen Geſchützes ausgeſetzt, ihr Muth kühlte ſich ab, und nur fünfhundert Mann, die das Zaudern und Wägen nicht lange ertragen konnten, warfen ſich mit wildem Ungeſtüm auf den linken Flügel der Engländer, und zerriſſen die erſte Linie derſelben, doch ohne Erfolg, da ſie nicht gehörig unterſtützt wurden. Eine raſche Bewegung des Herzogs von Cumberland in die Flanke des Prinzen, und ein eben ſo ſchneller Angriff der engliſchen Kavallerie entſchied plötzlich das Schickſal des Tages und des Hauſes Stuart.

In weniger als einer halben Stunde lagen über 3,000 Mann von den Truppen des Prinzen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Die franzöſiſchen Regimenter auf dem linken Flügel thaten keinen Schuß, und ergaben ſich, bei der erſten Aufforderung zu Kriegsgefangenen. Die Flucht wurde allgemein. Der Prinz allein hielt noch Stand, und ſeine Freunde mußten ihn mit Gewalt fortreißen. Einige ſchottiſche Häuptlinge ſchloſſen ſich feſt zuſammen, und zogen langſam, in Ehrfurcht gebietender Haltung von der Wahlſtatt ab nach ihren Bergen. Sie deckten einigermaßen die Flucht des unglücklichen Prinzen, der leicht verwundet war, ohne es bis jetzt bemerkt zu haben. Sullivan verband ihm die Wunde, ſo gut es in der Eile gehen mochte.

Die Flüchtlinge kamen an einen kleinen Fluß, den ſie durchſchwammen. Von einer Höhe am andern Ufer bot ſich dem Prinzen ein gräßliches Schauſpiel dar. Ohngefähr 600 Bergſchotten hatten ſich in ein Gebäude gerettet, die Engländer legten Feuer ein; der Prinz ſah den aufwirbelnden Rauch, der bald von den Flammen verdrängt wurde; er vernahm das herzzerreißende Geſchrei der Unglücklichen, die unter den ſchrecklichſten Qualen ſtarben, weil ſie treu an ihm gehangen hatten.

Keine Kriege ſind blutiger, als die, welche für die Herrſchaft und zwiſchen den Bürgern eines und deſſelben Landes geführt werden. Der Sieg endigt hier den Kampf nicht, den der Haß und die Habſucht noch außer dem Schlachtfelde fortſetzen. Auch bei Culloden dauerte das Gemetzel fort, nachdem das Schickſal des Tages bereits entſchieden war. Wehrloſe Menſchen, die dem Gefecht aus Neugier zugeſehen hatten, wurden mit kaltem Blute erwürgt, friedliche Hütten loderten in Feuer auf; die Verwundeten auf der Wahlſtatt fanden weder Pflege noch Schutz, und nur eine große Anzahl ſchottiſcher und engliſcher Lords, Anhänger des Prinzen, wurden beim Leben erhalten, um es in Edimburg und London öffentlich unter der Hand des Henkers zu verbluten.

Eduard und ſeine Begleiter hatten ſich beim Beginnen ihrer Flucht auf Pferde geworfen; aber, verfolgt von allen Seiten, ſahen ſie ſich bald genöthiget, die ermüdeten Thiere zurückzulaſſen, und im unwegſamen Gebirge Sicherheit zu ſuchen. Es waren 30,000 Pfund auf den Kopf des Prinzen geſetzt, ein Preis, der Tauſende anſpornte, den unglücklichen Flüchtling aufzuſpüren. Von Hunger, Durſt und Furcht gequält, brachten ſie die erſte Nacht in einer verwilderten Bergſchlucht zu, wo eine mit Kreſſen bewachſene Quelle ihnen einiges Labſal bot. Eduard war düſter und ſprachlos. Sheridan errieth ſeine Gedanken. „Gnädigſter Herr," ſagte er, „Ihr brütet über Selbſtmord?"

„Soll ich in Schmach auf dem Blutgerüſt endigen?" verſetzte der Prinz.

„Auf die dunkelſte Nacht folgt eine Tageshelle," entgegnete Sheridan, „und der Menſch ſoll keinen Augenblick von ſich werfen, denn ein jeglicher kann eine Aenderung ſeines Schickſals bringen. Klopft der Knochenmann an der Thüre, ſo iſt's Zeit genug, ihm zuvor zu kommen. Hier iſt ein Schlüſſel, der uns im ſchlimmſten Falle die Pforte öffnet, die aus dem Leben führt, bis dahin wollen wir ausharren.“ Mit dieſen Worten zog er eine kleine blecherne Büchſe hervor, in welcher ſich einige Federkiele befanden. Dieſe Kiele enthielten ein Gift, ſtark genug den kräftigſten Pulsſchlag in wenigen Minuten zum Stocken zu bringen. Er gab dem Prinzen einen der Kiele, und ſuchte dabei auf's Neue, ihm Muth und Vertrauen einzuſprechen.

„Auf jeden Fall,“ ſagte der Prinz, „müſſen wir uns jetzt auf einige Tage trennen, theils weil jeder Einzelne ſich leichter verbergen kann, theils aber, weil es nöthig iſt, einen Kundſchafter aufzutreiben, der ſich an das Ufer wage, wo ohne Zweifel noch franzöſiſche Schiffe kreuzen, die uns aufnehmen werden.“ Der Vorſchlag wurde genehmigt, und zugleich kamen ſie überein, ſich nach acht bis zehen Tagen im höheren Gebirge, am Grabe der Barden, um Mitternacht wieder zu finden. Dieſes Grab beſtand aus einer langen und tiefen Felſenhöhle, in welche, der Sage nach, der grauſame Eduard von Schottland die Leichname der von ihm gemordeten Barden hatte werfen laſſen. Der Aberglaube umgab dieſen Ort mit einem heiligen Grauen, und er ſchickte ſich um ſo beſſer zu einer Zuſammenkunft der Geächteten, da nicht leicht jemand die Höhle zu betreten wagte.

Sullivan und Sheridan nahmen den Weg gegen die Küſte hin, in verſchiedenen Richtungen, Eduard aber ſuchte die einſamen und pfadloſen Stellen des Gebirgs auf. Eines Tags warf er ſich erſchöpft auf den Raſen nieder, und in wenigen Augenblicken überwältigte ihn ein tiefer Schlaf. Der Zufall führte zwei Bewaffnete an den Platz; ſie gehörten zu den zahlreichen Haufen, die umherſtrichen, den Preis zu gewinnen, der auf den Kopf des armen Prinzen geſetzt war.

„Er iſt's!“ ſagte der Eine zum Andern. „Geſchwind ſtoß ihm den Dolch in's Herz!“

„Ich?“ ſtotterte der Andere, „ja, wenn er wach wäre, hätte ich wohl Muth, aber er ſchläft ſo ruhig, und iſt ſo unglücklich!“

„Aber bedenke die 30,000 Pfund,“ fieng der Erſte wieder an.

„Sein Blut, nein, ſein Blut kann ich nicht vergießen,“ verſetzte der Andere; „es iſt das Blut unſerer alten Könige. Aber fangen wollen wir ihn.“

Beide näherten ſich dem Schlafenden, und ſtreckten ſchon die Hände aus, um ihn zu ergreifen; aber er erwachte plötzlich, ſprang auf und zog ſein Schwert. „Wer ſeyd Ihr?“ fragte er.

Sie ſchwiegen und ſchlugen verwirrt die Augen nieder.

„Ihr gehört zu meinen Feinden," fuhr der Prinz fort, „und wollt Blutgeld an mir verdienen? Glaubt Ihr, mit dieſem Geld werdet Ihr Euch eine ruhige Todesſtunde erkaufen? Wohlan, bindet mich!" Mit dieſen Worten warf er ſein Schwert von ſich.

Die Männer waren ergriffen. „Geht mit Gott," ſagten ſie, und eilten davon, wie von einem unſichtbaren Geiſte gejagt. Der Eine kehrte bald darauf wieder zurück, reichte dem Prinzen ein Fläſchchen mit Branntwein und ein Stück Haberbrod, und bat ihn um Verzeihung wegen des Frevels, den ſie an ihm hatten verüben wollen.

Unterdeſſen hatten ſich Sullivan und Sheridan auf verſchiedenen Wegen den Gegenden an der Küſte genähert. Dieſer erſchlug einen engliſchen Soldaten, der ihm begegnete, und eben ſein Gewehr auf ihn anlegen wollte; er nahm ihm die Waffen ab, und ſteckte ſich in ſeine Kleider, um deſto weniger erkannt zu werden. Sullivan hätte gerne ſeinen Vater und ſeine Schweſter nur auf Augenblicke geſehen, aber die Beſorgniß, ſie, wenn man ihn entdeckte, einer Gefahr auszuſetzen, hielt ihn ab, dem Zuge ſeines Herzens zu folgen. Er ſchlug einen andern Pfad ein und gelangte jetzt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, vor die Mauern des Schloſſes Denham. Ein Paar Hunde ſprangen mit Gebell den Hügel herab, ſie erkannten ihn aber bald, ſprangen freundlich auf ihn zu, und ſchienen ihn willkommen zu heißen. Es war um die Zeit der Abenddämmerung. Eben trat Miß Anna aus dem Thore, und ſchien ſich auf die Bank unter der Linde ſetzen zu wollen. Sullivan rief ſie beim Namen, ſie erkannte ſeine Stimme und ein freudiger Schreck durchbebte ſeine Glieder.

Sullivan gieng auf ſie zu. „Miß Anna,“ ſagte er, „ich bin jetzt ein geächteter Verbrecher; wäre der Sieg auf unſerer Seite geblieben, ſo würde dieſer Name den Anhängern des Hauſes Hannover zu Theil geworden ſeyn. Sagt mir nur, ob mein Vater und meine Schweſter leben?“

„Sie leben,“ antwortete Anna, aber in großen Sorgen um Euch. Auch wird Euer Schloß beobachtet.“

„Grüßt ſie von mir, und Ihr, Miß, gedenkt meiner!“

„Wo wollt Ihr hin, und was beginnen?“

„Ich theile das Loos des unglücklichen Prinzen Eduard. Der Himmel hat noch Hülfe, wenn er ſie ſenden will. Lebt wohl, vielleicht, vielleicht ſehen wir uns fröhlicher wieder.“

Sie ließ, bleich und zerknickt, wie die Lilie, ihr Haupt auf die Bruſt ſenken. Sullivan ergriff ihre Hand, er drückte einen Kuß auf ihre kalten Wangen und verlor ſich ſchnell in der Dunkelheit der Nacht, während die arme Miß noch lange unbeweglich ſtand, das Herz von mancherlei Gefühlen zerriſſen.

Der Prinz und ſeine beiden Freunde fanden ſich nach acht Tagen wieder bei der Bardenhöhle, wie ſie es verabredet hatten. Sheridan war es gelungen, durch einen franzöſiſchen Korſaren, der an der Küſte kreuzte, eine Botſchaft an den Vater des Prinzen nach Frankreich zu bringen. Für den Augenblick mußten ſie ſich jetzt wieder trennen, denn die Gefahr umgab ſie noch von allen Seiten. Das härteſte Loos fiel dem Prinzen, der das hohe Gebirg zu ſeiner Zuflucht wählte. Steine waren gewöhnlich ſein Lager, und die Beeren der Wildniß ſeine Koſt. Hier und da reichte ihm ein Bauersmann oder ein Jäger ein Stück Brod und etwas Cider oder Branntwein.

Eines Tags hörte er von einem Holzmacher, es ſeyen engliſche Soldaten in der Nähe, welche den Prinzen von Schottland aufſuchten. „Ihr habt vielleicht unter ihm gedient," ſetzte der Mann hinzu, „und da iſt's gut, wenn Ihr Euch ſchnell verbergt."

Eduard nahm ſeinen Weg in das Dickicht des Waldes, aber bald wurden ſeine Schritte durch einen Strom gehemmt, der zwiſchen hohen, jähen Felſenufern dahinrauſchte. Indem er unentſchloſſen daſtand, kam ein junger Bergſchotte auf ihn zu. Eine Todesbläſſe lag auf dem Geſichte des Jünglings; ſeine Kleider waren zerriſſen. „Prinz," ſagte er, „ich habe am Tage bei Culloden für Eure gerechte Sache gefochten. Die Barbaren haben das Schloß meines Vaters zerſtört, ihn und meine Schweſtern ermordet und meine Güter eingezogen. Der Himmel will es, daß ich den Fall meines Hauſes nicht überlebe. Die Feinde nahen uns, ſie müſſen Winke haben von dem Aufenthalte Eurer Hoheit in dieſer Gegend. Was mich betrifft, ſo bin ich entſchloſſen, von einer ehrlichen Hand zu ſterben, das heißt, von der meinigen. Ihr könnt gerettet werden — unſere Geſtalt, unſere Kleidung ſind ſich ſo ziemlich gleich. Gebt mir Eure Mütze und nehmt meinen Hut.“

„Wozu das?“ fragte der Prinz.

„Ihr werdet es erfahren, nur geſchwinde! Jetzt verbergt Euch dort im Gebüſch, eine andere Zuflucht giebt es nicht.“

Der Prinz folgte unwillkürlich dem Geheiße des Jünglings, der raſch und ſicher wie eine Gemſe die zackigte Klippen der wilden Ufer erſtieg, und dann ſtarr und unbeweglich nach einer Gegend hinſchaute, in welcher bald darauf ein Haufe engliſcher Soldaten ſichtbar wurde. Der Prinz konnte aus ſeinem Schlupfwinkel Alles bemerken, was vorgieng. Kaum wurden die Soldaten des Jünglings anſichtig, als ſie ſchrien, „dort iſt er, das iſt der Prinz!“ Sie vertheilten ſich ſchnell, um ihm jeden Ausweg abzuſchneiden. Ruhig, als wiſſe er nichts von dieſer drohenden Gefahr, ſchritt der Jüngling von Klippe zu Klippe, bis er den höchſten und äußerſten Rand des Felſen erreicht hatte.

Schon hielten die Soldaten ſich ihrer Beute verſichert, aber ſchnell wickelte ſich der Jüngling in ſeinen Mantel und ſtürzte ſich in die grauenvolle Tiefe hinab, brüllend ſchlugen die Wogen des Gebirgſtroms über ihm zuſammen.

Die Nachricht von dem vermeinten Tode des Prinzen verbreitete ſich ſchnell, und wenn ſie auch da und dort noch bezweifelt werden mochte, ſo hatte ſie doch die gute Folge, daß die Nachſtellungen gegen ihn ſeltner und mit geringerem Eifer fortgeſetzt wurden.

Faſt ein halbes Jahr war vorüber gegangen, ſeit er in den furchtbaren Wildniſſen von Glengary umherirrte, oft ohne Nahrung, meiſt ohne Obdach, und nicht ſelten ringsum von ſeinen Verfolgern eingeſchloſſen. Endlich brachten ihm ſeine Freunde Nachricht, daß in Kurzem ein franzöſiſcher Freibeiter von St. Malo in Lochnauach beilegen werde, um ihn und ſeine Gefährten aufzunehmen. Aber es war gefährlich, an der Küſte ſich auch nur einen Tag aufzuhalten.

Der Prinz beſann ſich eine Weile. „Ihr kennt Sir Arthur Denham,“ ſagte er endlich zu Sullivan; „ſein Haus wäre trefflich gelegen.“

„Er gehört nicht zu unſern Freunden,“ unterbrach ihn Sullivan.

„Aber er iſt edeldenkend?“ fragte der Prinz.

„Dafür bürge ich mit meinem Leben,“ antwortete jener.

Eduard theilte ihnen nun ſeinen Plan mit, den ſie billigten. Es war gegen Mitternacht, als er auf Denham ankam, und, ſeinem Verlangen gemäß, ſogleich zum Herrn des Schloſſes geführt wurde.

„Sir Arthur," redete ihn der Prinz an, „der Sohn Eurer Könige bittet Euch um ein wenig Brod und einige Kleider. Ich verlange nicht, daß Ihr dem Hauſe Hannover die Treue brecht; aber Ihr ſeyd ein Mann von Ehre, und könnt mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Nehmt dieſe Lumpen, die ſeit lange mich bedecken, und ſollte mich einſt der Himmel auf den Thron von Großbritannien führen, ſo bringt ſie mir wieder."

Sir Arthur wurde von tiefer Rührung ergriffen. Er verbarg den unglücklichen Flüchtling in ſeinem Hauſe, bis Sullivan und Sheridan die Nachricht von der Ankunft des erwarteten Schiffes brachten. Sullivan und Miß Anna ſchieden unter Thränen, und mit der traurigen Ahnung, daß ſie ſich nie wieder ſehen würden. Um Mitternacht beſtieg der Prinz mit ſeinen beiden Begleitern das Schiff, welches bald, nachdem es vom Lande geſtoßen, durch zwei engliſche Kriegsſchiffe verfolgt wurde. Aber der franzöſiſche Korſar landete glücklich bei Morlair in Bretagne.

# Die Tulpenzwiebel.

---

# Die Tulpenzwiebel.

Bekanntlich haben ſich die Holländer von jeher durch einen mitunter etwas bizarren Kunſtgeſchmack ausgezeichnet. Den Beweiß hierüber geben ihre ſteifen, verſchnörkelten Gartenanlagen, die auch in Deutſchland lange nachgeahmt wurden. Es möchte jedoch ſchwer zu erklären ſeyn, wie dieſes Volk ſich hier ſo ganz in das Unnatürliche verlieren konnte, während es, zu gleicher Zeit, ſich an den ländlichen Darſtellungen eines Ruisdael, Berghem, Potter, Waterlo vergnügte, bei denen die Natur in der liebenswürdigſten Einfalt und Wahrheit erſcheint. Ein ähnlicher Widerſpruch zeigt ſich in der ehemaligen Blumenliebhaberei der Holländer; hier gieng die Neigung nicht auf ſchöne Formen und eine ſanfte, harmoniſche Abſtufung der Farben; die Form mußte ſich einer künſtlichen nähern, und die Farbe ſchreiend und ſo zu ſagen von keckem Auftrage ſeyn, wenn ſie gefallen wollten.

So entſtand die große Vorliebe für Tulpen, die beſonders in den Jahren 1634 bis 1637 den höchſten Grad erreicht hatte, und bis zur Narrheit gieng. Die Zwiebeln wurden nach dem Gewichte verkauft; 100 Aß vom Admiral Lieſken (der Name einer Tulpe) koſteten 4400 Gulden, und 200 Aß von Semper Auguſtus 5500 Gulden. Es entſtanden oft wichtige Prozeſſe darüber, und die Staaten von Holland und Weſtfriesland mußten zuletzt mit einem Geſetze dazwiſchen treten.

Um dieſe Zeit lebte in Holland ein reicher Kaufmann, Claas van Aelſt, der äußerſt ſparſam war, aber doch kein Geld ſchonte, wenn es darauf ankam, etwas Seltenes und Seltſames zu beſitzen. Lange gieng er darauf aus, einen Admiral Lieſken zu erhaſchen, und es glückte ihm endlich, eine ſolche Zwiebel, die ihre Benennung von dem Admiral hatte, der ſie zuerſt nach Holland gebracht, für einen außerordentlich hohen Preis zu erhalten.

Er hatte eben den Handel abgeſchloſſen, und legte die Zwiebel auf einen Tiſch, als ein Diener mit einem Briefe hereintrat. Van Aelſt erkannte ſogleich die Hand ſeines Freundes Orley in Surinam, der ihm ſeinen Sohn empfahl.

„Wer hat den Brief gebracht?“ fragte er den Diener.

„Ein junger Menſch, der draußen wartet; 's ſcheint ein Seemann.“

Van Aelſt ließ den jungen Mann eintreten, und empfieng ihn mit der ganzen Herzlichkeit, deren er fähig war. „Ich muß einen Augenblick auf mein Comptoir,“ ſagte er; „ich werde Ihnen unterdeſſen ein Frühſtück bringen laſſen, und Sie dann meiner Frau und meiner Tochter vorſtellen.“

Ernſt van Orley gehörte zu den glücklichen Naturen, die durch ſich ſelbſt gehoben und getragen werden. Er beſaß eine edle, einnehmende Geſtalt, aber etwas Ungelenkes und Ungefüges in ſeinen Manieren, was jedoch gemildert ward durch den Ausdruck von Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit, die ſich in ſeinem offenen, etwas ſonneverbrannten Geſichte ankündigten.

Während er im Zimmer hin und her gieng, und einige Stillleben betrachtete, die in reichen, goldenen Rahmen an der Wand hiengen, brachte ein Diener das Frühſtück. Es beſtand aus Häringen, Wein und Bier. Der junge Seemann hatte einen tüchtigen Appetit mitgebracht, und ſetzte ſich ſogleich daran. Zum Unglück erblickte er jetzt die koſtbare Tulpenzwiebel, die noch auf dem Tiſche lag. Ohne etwas Arges zu ahnden, ſchälte und zerſchnitt er die Zwiebel, und verzehrte ſie mit den Häringen.

Bald darauf trat der Kaufmann wieder herein, und ohne das Unglück zu bemerken, welches ſein Gaſt in aller Unſchuld des Herzens angerichtet hatte, führte er denſelben zu ſeiner Frau und Tochter.

Jene, eine Creolin, welche noch Spuren ehemaliger Schönheit trug, erkundigte ſich mit der freudigen Theilnahme, die der Anblick eines Landsmanns einflößt, nach Surinam und ihren dortigen Verwandten, ſo wie nach den Reiſebegebenheiten des jungen Mannes. Ihre Tochter Dina, ein hübſches, lebhaftes Mädchen von achtzehn Jahren, hörte den Erzählungen des Fremden aufmerkſam zu, und ſchien bisweilen eine Frage, die ihr hatte entſchlüpfen wollen, beſcheiden zu unterdrücken. Die ungeſchminkte, naive Art des jungen Orley gefiel ihr ungemein, und ſie konnte ſich zuletzt nicht mehr enthalten, an dem Geſpräche Theil zu nehmen, um, wie ſie ſich ſelbſt ſagte, nicht vor dem Fremden linkiſch und unwiſſend zu erſcheinen.

Orleys Vater hatte in dem Briefe an van Aelſt den Wunſch und die Hoffnung geäußert, daß aus ſeinem Sohne und der Tochter ſeines Freundes ein Pärchen werden möchte. Van Aelſt hatte gegen den Vorſchlag nichts einzuwenden, und er ſchien mit Vergnügen zu bemerken, daß auch ſeine Dina dem jungen Manne Aufmerkſamkeit beweiſe. Beim Abſchiede drückte er ihm die Hand und entließ ihn mit der Verſicherung: „es werde an ſeinem Tiſche jeden Tag für ihn gedeckt ſeyn.“

Kaum hatte ſich Orley entfernt, als van Aelſt ſeines

Admirals Lieſken gedachte und nach dem Zimmer eilte, wo die Zwiebel gelegen hatte. Aber wer ſchildert ſeinen Schreck, als er nur noch die Schale fand, welche neben den Gräten der Häringe lag. Es wurde ihm augenblicklich klar, was geſchehen ſey, und mit einer Heftigkeit, die man ſonſt nie an ihm gewahr worden, ſchlug er ſich vor die Stirne, ſtampfte den Boden und rief erboßter, als wenn ihm ein Schiff mit reicher Ladung verunglückt wäre: „das iſt ein Seeungeheuer, ein mehr als Menſchenfreſſer, er hat mir meinen herrlichen Admiral Lieſken wie einen ſchlechten Häring gefreſſen.“

Das hörte der Diener, der ſich um die Tulpen und ihre Namen nie bekümmert hatte, aber wohl wußte, daß ein Admiral Lieſken auf der holländiſchen Flotte diene, und lief ſpornſtracks auf's nahe Kaffeehaus, die gräßliche Geſchichte zu erzählen. Unter den Zuhörern befand ſich ein Polizeibeamter, der es für ſeine Schuldigkeit hielt, der Sache alsbald auf den Grund zu kommen. Er verfügte ſich auf der Stelle zu van Aelſt, und fragte, ob das Gericht von dem Vorfalle mit dem Admiral Lieſken klein bloßer Scherz ſey?

„Es iſt baarer Ernſt,“ ſchrie der Kaufmann, der ſich über ſeinen Verluſt noch immer nicht beruhigen konnte; „er hat ihn gefreſſen.“

„Gefreſſen?“ ſtammelte der Polizeimann, „und wer, wie?“

„Der junge Bengel aus Surinam, der Orley,“ erwiederte van Aelſt, und ſchlug dem Beamten die Thüre vor der Naſe zu.

Der Polizeibeamte, deſſen Dienſteifer größer war, als ſein Verſtand, und dem die Neuheit und Abſcheulichkeit des Verbrechens den Kopf eingenommen, machte ſogleich bei der höheren Behörde die Anzeige, die denn auch auf der Stelle Befehl gab, den armen Orley zu verhaften.

Als Frau van Aelſt und ihre Tochter ſich wieder allein befanden, fiel das Geſpräch ſogleich auf den jungen Fremden. „Wie gefällt Dir dieſer Orley?“ fragte die Mutter.

„Je nun,“ antwortete Dina, halb ſcherzend, halb verlegen, „ich habe manchen jungen Mann in unſerem Hauſe geſehen, der mir weniger gefiel.“

„Mir kommt vor, als ſey es bei dieſem Beſuche auf Deine Hand abgeſehen.“

Das Mädchen wurde nachdenkend. „Ich kenne ihn nicht, er kennt mich nicht, und der Weg iſt lang, den wir mit einander gehen ſollen.“

„Irre ich nicht,“ nahm die Mutter nach einigem Stillſchweigen das Wort, „ſo gehört der junge Mann zu denen, die eine gläſerne Bruſt haben, und mir ſcheint es das erſte Erforderniß zu einer glücklichen Ehe, daß man klar in einander hinein ſchauen könne.“

Die Unterredung wurde durch van Aelſt unterbrochen, der zornig und ſcheltend hereintrat. Er erzählte, in abgebrochenen Worten, die unglückliche Geſchichte mit der Tulpenzwiebel, und ſchritt dabei, die Hände in die Seiten geſtemmt, im Zimmer auf und ab, was bei ihm ein ſchlimmes Zeichen war. Dina konnte das Lachen nicht ganz unterdrücken, obgleich ſie der Vorfall doch etwas beunruhigte. Die Mutter kam nicht aus der Faſſung; ſie ſuchte den Aufgebrachten mit dem Sprichworte zu tröſten, daß ein kleines Unglück oft ein größeres abhalte. Van Aelſt wurde durch die Gleichgültigkeit ſeiner Frau und ſeiner Tochter nur noch mehr aufgereizt.

„Es iſt unerhört," ſchrie er; „ſo ein Dummbart frißt den göttlichen Admiral ſtatt einer gemeinen Kuchenzwiebel. Hat der Tölpel denn keine Augen und keinen Geſchmack? — 's mag freilich ein köſtlicher Biſſen ſeyn, aber die Perle der Kleopatra war eine wohlfeilere Leckerei, als dieſer Häring mit ſeiner Zurichtung."

Frau van Aelſt und ihre Tochter verſuchten Gründe und Liebkoſungen, ihn zu beſchwichtigen. Aber nichts von beiden wollte gelingen. „Mich ärgert nur," brummte van Aelſt, „daß ich den Kannibalen zu Tiſche geladen. Bei jedem Biſſen, den er in den Mund ſteckt, wird mir meine ſchöne Tulpe einfallen. Ich ſah ſie ſchon im Geiſte blühen, und mein wackerer Gevatter, de Heem, hatte mir verſprochen, ſie zu malen.“

Die Herzensergießungen des Alten hätten ſobald noch nicht ihr Ziel gefunden, wäre der Faden derſelben nicht durch das haſtige Eintreten des Buchhalters abgeriſſen worden. Der gute Mann ſah ganz beſtürzt aus, und hatte Mühe, die Nachricht hervorzuſtottern: „Herr Orley aus Surinam, der dieſen Morgen den Empfehlungsbrief abgegeben, ſey verhaftet worden, weil er — was unglaublich ſcheine — den Admiral Lieſken umgebracht, und, als ein wahrer Menſchenfreſſer, aufgeſpeist habe.“

„Dummer Schnickſchnack,“ verſetzte van Aelſt, „der am Fenſter ſtand; der Admiral kommt ſo eben dort die Straße herab.“ In ſichtbarer Verlegenheit gab er dem Buchhalter ein Zeichen, ſich zu entfernen, und heftete die Blicke ſtumm auf den Boden. Frau von Aelſt errieth leicht die Urſache des ſeltſamen Mißverſtändniſſes. „Ich fürchte,“ ſagte ſie, „dieſe Geſchichte macht uns zum Gelächter von ganz Amſterdam.“ Dina ſeufzte, und ihr Vater rieb ſich die Stirne, und murmelte einige Flüche zwiſchen den Zähnen. Endlich hieß er die Tochter auf ihr Zimmer gehen, und ſagte dann zu ſeiner Frau:

„Hör, ich wollte noch einen Admiral und einen

Semper Auguſtus dazu geben, wenn ich mit Ehren aus dieſem Handel käme.

Sie beſann ſich eine Weile. „Der alte Orley wünſcht eine Verbindung ſeines Sohnes mit unſerer Tochter?“

„Freilich,“ antwortete van Aelſt.

„Eine Heirath,“ fuhr ſie fort, „würde den Witz der boshaften Zungen ſchnell niederſchlagen.“

„Im Handel,“ fiel van Aelſt ein, „und beim Heirathen, was doch auch wieder eine Art Handel iſt, gebe ich nichts auf die Freundſchaft. Indeſſen ſchreibt mir ein anderer Korreſpondent aus Surinam, dieſer junge Orley ſey ein ſo wackerer Geſelle, als je einer auf einem holländiſchen Schiffe gedient, und dieſes Zeugniß giebt den Ausſchlag. Nur können wir ihm den Antrag nicht machen.“

In dieſem Augenblicke wurde Orley gemeldet. „Ich überlaſſe Dir die Einleitung,“ flüſterte van Aelſt ſeiner Frau zu, und entfernte ſich durch eine Seitenthüre.

Orley trat ein in ſichtbarer Aufregung. Die Frau vom Hauſe äußerte ihr Bedauern über den Unfall, der ihn betroffen.

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der junge Seemann, „ob die Leute in Europa toll ſind, oder ob irgend ein ſchlechter Spaßmacher mir einen dummen Streich hat ſpielen wollen; vor ein Paar Stunden ſperrte man mich ein als einen Verbrecher, und jetzt giebt man mich los mit Lachen und einer kalten Entſchuldigung. Es wird am beſten ſeyn, ich kehre alsbald wieder nach meiner Heimath zurück, wo man wenigſtens nur einmal im Jahr ſich verrückt ſtellt, nämlich zur Faſchingszeit.“

„Iſt denn die Abſicht Eurer Reiſe nach Europa ſchon erreicht?“ lenkte Frau van Aelſt mit Feinheit ein.

Der junge Mann gerieth in Verlegenheit. „Der Brief meines Vaters,“ ſtammelte er, „enthält ſeine Wünſche.“

„Nun, und die Ihrigen?“

Orley erröthete. „Sie würden keine günſtige Meinung von mir faſſen, wenn ich es wagen wollte, ſie jetzt ſchon auszuſprechen, da ich Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe noch fremd bin.“

„So entziehen Sie uns wenigſtens die Gelegenheit nicht, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen,“ entgegnete Frau van Aelſt. „Wir wollen einige Wochen aufs Land gehen, und Sie begleiten uns dahin.“

Orley nahm den Antrag mit ſichtbarer Freude an. In dem zwangloſen Umgange auf dem Lande näherten ſich Dina und der junge Mann einander immer mehr und mehr, und auch der alte van Aelſt vergaß nach und nach über den guten Eigenſchaften ſeines Gaſtes des durch ihn erlittenen Verluſtes. Die jungen Leute wurden ein Paar, und erſt am Hochzeittage erfuhr Orley, was es mit der Ermordung des Admirals Lieſken für eine Bewandtniß gehabt habe.

Orley lachte. „Jetzt," ſagte er, „bin ich nur noch Schiffslieutenant, aber ich will Alles daran ſetzen, um Ihnen für den verlorenen Admiral einen anderen in meiner Perſon zu verſchaffen."

# Bianca von Rivoli.

# Bianca von Rivoli.

## I.

Das Städtchen Rivoli im Veroneſiſchen, nicht weit von Chuſi, war einſt nicht ſo unbedeutend, wie gegenwärtig, und hatte ſeine eigenen Grafen. Ubaldo von Rivoli, der letzte ſeines Namens, wurde durch die Tücke Vialta's, eines lombardiſchen Abentheurers, hinterliſtig aus dem Wege geräumt, und es gelang dem Mörder, der ſich in den italieniſchen Kriegen durch Kühnheit und Unternehmungsgeiſt ausgezeichnet hatte, in der Verwirrung der Zeit, die Herrſchaft über Rivoli an ſich zu reißen.

Ubaldo hinterließ eine einzige Tochter, Namens Bianca. Sie hatte erſt das ſechszehnte Jahr erreicht, als ihr Vater durch die Dolche erkaufter Böſewichter fiel, und ſie ſelbſt rettete ſich nur wie durch ein Wunder. Das Schloß ihres Vaters war in einer dunklen Nacht von Vialta und ſeinen Mitverſchwornen überfallen worden; aufgeſchreckt vom erſten Lärm wollte ſie eben ihr Gemach verlaſſen, als ein alter, treuer

Diener ihr in den Weg trat, und ſie zu fliehen beſchwor. Er war in demſelben Augenblicke mit einem Auftrage ſeines Herrn vom Lande zurückgekommen, ſein Pferd ſtand noch geſattelt, und es gelang ihm, mit der jungen Gräfin durch den Garten zu entkommen. Er brachte ſie in eine Einſiedelei, die einige Meilen von Rivoli im unwegſamen Gebirge lag. Ubaldo hatte den Klausnern eine neue Kapelle gebaut, und noch andere Wohlthaten erwieſen; Bianca fand bei ihnen alle Theilnahme, welche Jugend, Schönheit und Unglück einflößen, und alle Fürſorge, welche Mitleid und fromme Dankbarkeit gewähren können. Noch vor Anbruch des Tages wurde einer der Brüder nach Rivoli geſchickt, um über den Ausgang der nächtlichen Begebenheit und die Lage der Dinge daſelbſt Erkundigung einzuziehen. Die Schrecken der Nacht und die Ermüdung von der Reiſe hatten die Kräfte der Gräfin erſchöpft; ſie fiel bald in einen tiefen Schlaf, aus welchem ſie nur erwachte, um die ganze Größe ihres Unglücks kennen zu lernen. Gegen Mittag kehrte der Einſiedler zurück mit der Nachricht: der edle Ubaldo ſey todt; Vialta habe ſich zum Herrn von Rivoli ausrufen laſſen; von den Bürgern, welche zur Rettung ihres Herrn herbeigeeilt, ſeyen viele im Gefechte geblieben, und den übrigen ſcheine es an Muth oder wenigſtens an einem tüchtigen Anführer zu fehlen, um längeren Widerſtand zu leiſten.

Bianca beſaß großen Verſtand, und eine, für ihr Alter und Geſchlecht ungewöhnliche Stärke der Seele. Während die Brüder und der alte Diener berathſchlagten, was für ſie zu thun ſeyn möchte, trocknete ſie plötzlich die heißen Thränen, die von ihren Wangen ſtrömten, und ſagte: „Mein Leben iſt in Gefahr, denn Vialta muß mein Recht fürchten, und die Treue der Bewohner von Rivoli, die nie von mir laſſen werden. Auf Hilfe kann ich in dieſem Augenblicke nicht zählen, denn alle Städte und Fürſten liegen gegen einander in Fehde. Mir bleibt jetzt nur übrig, mich zu verbergen und zu warten.“

Sie erhob bei dieſen Worten die noch von Thränen erglänzenden Augen zum Himmel, faltete die Hände, und ſchien Hilfe und Rettung von oben zu erflehen.

Der Vorſteher der Einſiedler, ein ehrwürdiger Greis, deſſen Wünſche und Hoffnungen längſt nicht mehr der Erde angehörten, näherte ſich ihr, legte ſeine Hand auf ihr Haupt, und ſprach mit feierlicher Stimme:

„Ich ſegne Dich, meine Tochter! Dir bleiben der Friede und das Vertrauen der Unſchuld. Er, der Dich Deinen Feinden entzogen hat, wird Dich auch ferner nicht verlaſſen.“ Er ſprach hierauf ein leiſes Gebet, und fuhr dann laut fort: „Zwei Tagreiſen von hier liegt das Kloſter der heiligen Agnes, in einem Thale, welches ſelten von einem Wanderer betreten wird. Die Aebtiſſin des Kloſters iſt meine Baſe; einer unſerer

Brüder ſoll Dich und Deinen Diener dahin geleiten, Du wirſt bei ihr eine ſichere Zuflucht finden.“

Bianca willigte gerne in den Antrag, nur machte ſie zur Bedingung, daß ihr Name und ihre Herkunft ein Geheimniß bleiben müßten. „Es iſt keineswegs aus Mißtrauen, warum ich dieß verlange,“ ſetzte ſie hinzu, „ſondern weil ich entſchloſſen bin, meine Tage in Dunkelheit und Niedrigkeit zu verleben, wenn es dem Himmel nicht gefallen ſollte, mich wieder in das Erbe meiner Väter zurückzuführen. Dieß wäre mir dann ein Zeichen, daß irgend eine ſchwere Schuld auf meinem Hauſe laſte, für welche ich die Büßung zu übernehmen hätte.“

Der Greis pries ihre fromme Geſinnung, und ertheilte ihr beim Abſchied noch einmal ſeinen Segen. Der Einſiedler, welcher ſie führte, war der Gebirgswege ſehr kundig; er und der alte Diener trugen die nöthigen Lebensmittel, und die Geſellſchaft erreichte, ohne Unfall, am Abende des zweiten Tages das Kloſter. Bianca wurde von der Aebtiſſin freundlich aufgenommen. Sie fragte nach ihrem Namen.

„Ehrwürdige Frau,“ antwortete die Gräfin, ſich einen Augenblick beſinnend, „nennt mich Griſelde.“

Die Aebtiſſin betrachtete ſie eine Weile aufmerkſam.

„Ich will nicht in Dein Geheimniß dringen, gutes Kind,“ ſagte ſie hierauf; „Du ſuchſt bei uns eine Freiſtätte, und die ſoll Dir werden. Unſer Gotteshaus liegt im Gebiete von Venedig, und wir leben ſicher unterm Schutze der durchlauchtigſten Republik.“

Bianca ergriff ihre Hand, und benetzte ſie mit Thränen. „Ich kann nicht mit Worten danken,“ ſagte ſie, „aber ich habe noch eine Bitte. Als wir uns dem Kloſter näherten, trieb eben ein noch ſchwaches, junges Mädchen eine kleine Schafheerde in den Kloſterhof. Laßt mich die Arbeiten dieſes Kindes theilen, nehmt mich als Hirtin an.“

Die Aebtiſſin ſah ſie mit Blicken an, in denen ſich Rührung und Verwunderung ausdrückten. „Demuth und Unſchuld ſind der ſchönſte Schmuck der Jungfrau, und der Himmel ſendet ſeine Engel zu ihrem Schutze.“

Mit dieſen Worten nahm ſie die Gräfin bei der Hand, wieß ihr eine Wohnung an, und gab ihr die Kleider eines Landmädchens, welches vor einiger Zeit den Schleier genommen hatte. Auch Bertold, Bianca's treuer Diener, wurde als Knecht im Kloſter behalten.

Zwei Jahre gingen allmählich vorüber, und die Gräfin, welche jetzt den Namen Griſelde führte, gewöhnte ſich immer mehr und mehr an die klöſterliche Stille und Abgeſchiedenheit. Am liebſten trieb ſie ihre kleine Heerde in ein Thal, deſſen anſteigender Wieſengrund von einem Halbkreis uralter Eichen umgeben war. Ein zierlicher ſteinerner Röhrbrunnen, noch aus der Römerzeit, goß ſein Waſſer in ein breites Becken, über welches ein paar Ulmen ihre Schatten warfen. Unter dieſen Bäumen ſaß ſie halbe Tage lang, bald in ſtillem Nachſinnen, bald bemüht, ihrer kleinen Gefährtin allerlei gute Lehren und nützlichen Unterricht zu ertheilen. Eines Tages, als ſie, wie gewöhnlich, auf ihrem Lieblingsplätzchen verweilte, und ihren Gedanken nachhing, wurde ſie plötzlich durch die Erſcheinung von zwei Bewaffneten zu Pferde aufgeſchreckt. Sie wollte fliehen, allein es war zu ſpät, denn der eine ſprengte raſch zu ihr heran.

Der Bewaffnete, welcher Bianca in ſo große Angſt verſetzte, war ein junger Ritter von edler Geſtalt und einnehmenden Geſichtszügen. Er grüßte die Hirtin freundlich, und bat ſie um einen Trunk Waſſer. „Ich reite mit meinem Knappen ſchon einen halben Tag in der Irre herum,“ ſetzte er hinzu, „und bin auf keinen Menſchen geſtoßen, der mich hätte zurecht weiſen können.“ Bianca füllte einen Krug, den ſie gewöhnlich bei ſich hatte, am Brunnen, und reichte ihn dem Fremden. Sie zitterte noch, aber doch war die Furcht ſchon aus ihrer Seele gewichen, denn das offene, argloſe Geſicht des Jünglings ließ keinen argwöhniſchen Gedanken aufkommen.

„Wäre die Gegend nicht ſo wild und einſam,“ ſagte er, nachdem er getrunken und ihr gedankt hatte, „ſo würde ich glauben, in das Land unſerer Sänger gerachen zu ſeyn, denn Hirtenmädchen, wie Du, findet man nur in ihren Liedern.“

Bianca erröthete, und ſchlug die Augen nieder.

„Wie heißeſt Du?“

„Ich heiße Griſelde,“ antwortete ſie mit leiſer Stimme, „und hüte die Schafe der ehrwürdigen Frauen im Kloſter, deſſen Kirchthurm ihr dort hinter den Bäumen ſeht.“

„Iſt bei dem Kloſter keine Herberge?“ fragte der Ritter. „Meine Thiere ſind müde, und ich werde wohl auch einen Wegweiſer nöthig haben.“

Bianca bejahte die Frage, und zeigte ihm einen Weg, der durch den Eichenhain zu einer Mühle, und von da zur Herberge führte. Der Ritter wiederholte ſeinen Dank, und ſeine Blicke verriethen, daß die ſchöne Hirtin auf ſein Herz großen Eindruck gemacht habe. Er ſah ſich öfters nach ihr um, als er mit ſeinem Knappen, der unterdeſſen auch herbeigekommen war, auf dem von Bianca bezeichneten Pfade hinritt, und auch ſie konnte ſich's nicht verſagen, ihre Augen einige Mal nach ihm zu wenden.

Am Morgen des andern Tages ſaß ſie wieder am Brunnen bei ihrer Herde, und lebendiger, als ſeit langer Zeit, traten die Bilder ihres Schickſals ihr vor die Seele, und dazwiſchen drängte ſich auch die Erſcheinung des fremden Ritters ein. Die eilige Ankunft des alten ehrlichen Bertold weckte ſie aus ihren Träumereien.

„Dein Geſicht verkündigt mir eine ſchlimme Botſchaft,“ ſagte Bianca zu dem Alten, während er zu Athem zu kommen ſuchte.

„Schlimm oder gut, nachdem es fällt,“ antwortete Bertold. „Hört nur, Ihr wißt, daß ich in die Herberge gehe, ſo oft ein Gaſt dort einkehrt, was leider ſelten geſchieht. Ich ſuche dann jedesmal das Geſpräch auf Rivoli zu bringen, um vielleicht etwas günſtiges für uns zu erfahren. Geſtern Abend war ich nun auch dort.“

„Du haſt den fremden Ritter geſprochen?“ unterbrach ihn Bianca haſtig.

„Wohl habe ich ihn geſprochen,“ erwiederte Bertold, „aber hört nur. Der Ritter heißt Rainold von Montagna; ſein Vater war reich und angeſehen, iſt aber durch den Krieg zu Grunde gerichtet worden. Nun möchte der Sohn ſich die Herrſchaft von Rivoli erwerben.“

„Alter, ehrlicher Bertold, Du redeſt irre!“ rief die Gräfin, indem ſie ihn mit großen Augen anſah.

„Keineswegs, hört nur,“ fuhr der Alte fort. „Vor einigen Wochen oder Monaten iſt Euer Todfeind Vialta mit dem Pferde geſtürzt, und hat auf der Stelle die verruchte Seele ausgehaucht. Seine Tochter Fiametta, die kühn und trotzig ſeyn ſoll, wie ein Mann, möchte ſich gern im Beſitze Eurer Herrſchaft behaupten, aber die Bürger von Rivoli zeigen wenig Luſt, ihr zu gehorchen. Nun hat ſie ein Turnier ausgeſchrieben, und wer von den Edlen, die dabei erſcheinen, den Preis gewinnt, der gewinnt ſie. Durch die Verbindung mit einem tapfern, angeſehenen Mann hofft ſie, ſich erhalten zu können.“

„Und zu dieſem Turnier zieht der Ritter?“ fiel Bianca haſtig ein.

„Ei, freilich,“ erwiederte Bertold gelaſſen, „aber hört nur. Was ich da erzähle, das hört' ich geſtern vom Knappen des Ritters, der eine gute, ehrliche Haut iſt. Ich bot mich an, ſie dieſen Morgen auf den rechten Weg zu bringen, von welchem ſie weit abgekommen waren. Heute, vor Tagesanbruch, begleite ich ſie über eine Stunde weit; der Ritter war luſtig und guter Dinge, er erkundigte ſich nach Euch.“

„Nach mir?“ unterbrach ihn Bianca, und ihr Herz ſchlug ſtärker.

„Ja, ja, nach Euch, und das war mir eben recht. Ich ſagte ihm, Ihr wär't nichts Schlechtes, Euer Vater ſey vor Jahren nach Paläſtina gezogen, und da hättet Ihr ein Gelübde gethan, ſo lange niedrige Dienſte zu verrichten, bis er zurückkehre. Ich bin ſchlau.“

„Ich danke Gott,“ lächelte die Gräfin, „daß Deine Ehrlichkeit größer iſt, als Deine Schlauheit.“

„Ich weiß nicht, wie Ihr das meint, aber hört nur.

Ich hatte den Ritter bald weg; er iſt eine ſo ehrliche Haut, als ſein Knappe, nur ſcheint er die Leute gern aufzuziehen. Er macht kein Geheimniß aus ſeiner Reiſe nach Rivoli, da ſuchte ich ihm denn das Gewiſſen zu rühren. „Die rechtmäßige Erbin von Rivoli ſoll noch in Venedig leben,“ ſagte ich. Er ſchaute mich an mit großen Augen, und wurde nachdenkend.

„Woher weißt Du, daß Ubaldo's Tochter nicht todt ſey?“ fragte er nach einer Weile.

Wer nicht lügen kann, dem hilft die Noth dazu, das erfuhr ich in dieſem Augenblicke. Mit einer Dreiſtigkeit, über die ich nachher ſelbſt erſtaunte, antwortete ich: „Von einem Geiſtlichen, der bei uns einſprach. Er kam von Venedig, wo er ſie in einem Kloſter geſehen und geſprochen.“ Der Ritter wurde hierauf ganz tiefſinnig, und ich konnte ihm keine Rede mehr abgewinnen. Der Knappe, der Alles gehört hatte, raunte mir in's Ohr: „Du haſt uns die ganze Herrlichkeit verdorben mit Deiner Nachricht, denn der Wahlſpruch meines Herrn lautet: „Ehre und Recht.“ — Nun wißt Ihr, wie die Sachen ſtehen, gnädige Gräfin.“

Bianca verſank in ein langes Nachdenken, dann erhob ſie ſich ſchnell, mit einem Blick zum Himmel, faßte die Hand des alten Dieners, und ſagte: „Die Löſung meines Schickſals iſt vielleicht nahe. Bertold, Du mußt heute noch fort nach Rivoli.“

## II.

Fiametta beſaß den kühnen, herriſchen Geiſt ihres Vaters, jedoch nicht ſeine Klugheit und raſche Entſchloſſenheit. Von Kindheit an gewöhnt an blinden Gehorſam, forderte ſie jetzt dieſen auch von Allen, die mit ihr in Berührung ſtanden; ihre Geſtalt war zierlich, ihre Haltung edel; aber in dem blaſſen Geſichte lag eine ſtarre Kälte, während ſie ihre brennenden Leidenſchaften tief in die Bruſt zu verſchließen wußte. Die Geſinnungen der Einwohner von Rivoli gaben ſich auch jetzt kund, da die Anſtalten zu dem Turnier getroffen wurden. Die Stadt war gleichſam verödet, die Bürger hielten ſich in ihren Wohnungen, und die bevölkertſten Straßen ſchienen ausgeſtorben. Fiametta gebot zwar noch über die zahlreichen Söldner, die ihr Vater unterhalten hatte, allein ſie fühlte wohl, daß man von einer wilden, ungeregelten Schaar wenig Schutz erwarten könne, ſo lange es ihr an einem tüchtigen Anführer mangelt. Das ausgeſchriebene Turnier hatte bereits mehrere Ritter herbeigelockt; der größte Theil beſtand jedoch aus jungen Abentheurern, die dem Glücke nachliefen, und von der Ausſicht auf eine Grafſchaft mächtig angezogen werden mußten.

Unterdeſſen langte auch Rainold in Rivoli an, und wurde von Fiametta mit einer Freundlichkeit angenommen, die man nur ſelten an ihr bemerkte. Der Ruf eines tapfern Kriegers, den er ſich in mehreren Feldzügen erworben, und ſeine edle, ritterliche Geſtalt mußten die Gräfin allerdings für ihn einnehmen. Es war ihm ſchwer geworden, eine Herberge zu finden, denn die meiſten Bürger wieſen alle Fremden ab, die des Turniers wegen nach Rivoli kamen; endlich traf er zufällig einen Waffenſchmied, Namens Jumiani, der früher bei ſeinem Vater gedient hatte, und ihm eine Wohnung in ſeinem Hauſe gab. Meiſter Antonio (unter dieſem Namen war der Waffenſchmied jedem Kinde in Rivoli bekannt) gehörte zu den achtbarſten und wohlhabendſten Bürgern, und ſeine Meinung hatte oft bei den Verſammlungen der Zünfte den Ausſchlag gegeben. Wie die Meiſten ſeiner Mitbürger, trug er auch noch in ſeinem Herzen das Andenken an Ubaldo, und den Haß gegen Vialta und deſſen Geſchlecht. Rainold erfuhr von ſeinem Wirthe die wahren Umſtände von Ubaldo's Ermordung, ſo wie die gegenwärtige Lage der Dinge.

„Warum werft ihr die ſchändliche Gewalt nicht ab, und ſetzt Ubaldo's Tochter wieder in ihre Rechte ein?“ fragte der Ritter, nachdem jener ſeine Erzählung vollendet hatte.

„Das wäre bald gethan,“ antwortete Antonio, „aber es würde zu großen Unordnungen führen, wenn es geſchähe, ehe die junge Gräfin in unſerer Mitte iſt. Auch wiſſen wir nicht, wo ſie lebt.“

„In Venedig, in einem Kloſter,“ erwiederte Rainold.

„In Venedig?“ rief der Waffenſchmied, und ſein Geſicht war verklärt von der Freude über dieſe Nachricht. Eine Weile ſchritt er nachdenkend im Zimmer auf und ab, dann faßte er die Hand des Ritters, und fragte ihn mit einem ernſten Blick: „und was gedenkt Ihr zu thun?“

„Was die Ehre mir gebietet,“ antwortete Rainold. „Ich werde nie eine Lanze einlegen, wo jene nicht die Preiſe vertheilt, und nie ein gutes Schwert brauchen für eine ſchlechte Sache.“

Antonio ſchüttelte ihm die Hand. „Ihr werdet alſo mit uns kämpfen, und es iſt billig, daß ich Euch mein Vertrauen zeige. Ich werde ſogleich einige Männer nach Venedig ſchicken, um den Aufenthalt der Gräfin Bianca und ihre Geſinnungen zu erfahren; die Bürgerſchaft iſt jeden Augenblick zum Aufſtande bereit. Einen Plan haben wir bereits ausgedacht. Ich werde heute noch mit Euch davon reden.“

Das Turnier ſollte binnen acht Tagen Statt haben, und Fiametta wollte bis dahin ihre Gäſte mit Spielen und allerlei Feſtlichkeiten zu erfreuen ſuchen. Rainold ſaß eines Abends bei ſeinem Wirthe auf der Hausflur, als ein alter Mann hereinſtürzte, und um Schutz und Beiſtand bat. Es war Bertold, Bianca’s

Diener, der von einigen Häſchern verfolgt wurde, die ſich ſeiner zu bemächtigen ſuchten. Der Ritter erkannte in ihm auf den erſten Blick ſeinen Führer vom Kloſter der heiligen Agnes aus.

„Warum verfolgt ihr dieſen Mann?“ zürnte er die Häſcher an.

Sie verſicherten, es ſey ein Diener des Grafen Ubaldo, der wahrſcheinlich um den Aufenthalt der Tochter wiſſe, und als Spion gekommen ſey.

„Ubaldo's Tochter iſt todt,“ verſetzte Rainold, ſchnell beſonnen, „und dieſer Mann iſt ſeit einem Jahr mein Knecht.“

Nachdem die Häſcher ſich entfernt hatten, thaten Rainold und Antonio verſchiedene Fragen an Bertold, der jedoch keine beantwortete, ſondern ſie bat, mit ihm in ein abgelegenes Gemach zu gehen, wo ſie von Niemanden gehört und geſehen werden könnten. Der Waffenſchmied führte beide in ſeine Schlafkammer. Bertold ſah ſich in dem Gemache um, und nahm ein Kruzifix von der Wand. „Legt Eure Finger darauf,“ ſagte er mit feierlicher, bewegter Stimme, „und ſchwört das Geheimniß zu bewahren, welches ich Euch anvertrauen will.

Beide thaten nach ſeinem Willen. „Mich ſendet Ubaldo's Tochter, die Gräfin Bianca,“ fieng er hierauf an. „Euch, Herr Ritter von Montagna, ſoll ich fragen, ob Ihr Euer Schwert brauchen wollt für das

Recht oder für das Unrecht, und Euch, Meiſter Antonio, ob die Bürger von Rivoli noch des Eides gedenken, den ſie ihrem Vater geſprochen?“

„Er ſteht noch feſt in jeder Bruſt!“ rief Antonio.

„Aber wie kommt ihre Botſchaft an mich?“ fragte Rainold; „mag ſie doch ſchwerlich je meinen Namen gehört haben.“

„Ihr habt ſie ja geſprochen, noch vor wenigen Tagen,“ entgegnete Bertold mit geheimnißvollem Lächeln.

Der Ritter ſah ihn verwundert an, und ſchüttelte den Kopf.

„Ja, ja,“ fuhr Bertold fort, „erinnert Ihr Euch denn nicht mehr der Hirtin im Kloſter der heiligen Agnes? Dieß iſt Ubaldo's Tochter, die rechtmäßige Herrin von Rivoli.“

Freudiges Erſtaunen durchbebte das Herz Rainold's. Er zog ſein Schwert und ſchwur, für ſie zu kämpfen, bis zum letzten Athemzug. Bertold wurde noch in derſelben Nacht zurückgeſchickt in das Kloſter, um die Gräfin von den Dingen in Rivoli zu unterrichten. Antonio wollte jetzt ſeinem Gaſte den Plan mittheilen, welchen er und mehrere angeſehene Bürger verabredet hatten, aber Rainold unterbrach ihn ſchnell. „Jeder gute Plan,“ ſagte er, „muß nach den Augenblicken berechnet ſeyn, in welchen er ausgeführt werden ſoll. Darum hört mich erſt an; mir kam plötzlich ein Gedanke, und ich halte viel auf Eingebungen. Die Einwohner müſſen ſich von jetzt an wieder öffentlich zeigen; ſie müſſen eine freudige Theilnahme an den Feſten und Vorbereitungen zum Turniere blicken laſſen. Am Vorabende deſſelben giebt die Stadt den Söldnern Vialta's ein Gaſtmahl, und dies in den verſchiedenen Quartieren der Stadt, damit ſie vertheilt werden, und um ſo leichter zu überwältigen ſind. Der Wein darf dabei nicht geſpart werden. Geht's einmal bei dem rohen Volke tief in's Leben, ſo treten die Bürger ſchnell mit ihren Waffen zuſammen; ein Theil beobachtet die Söldner, der andere Theil zieht auf das Schloß. Fiametta wird gefangen genommen und in ein benachbartes Kloſter gebracht. Dort läßt man ſie auf das Evangelium ſchwören, daß ſie ſich aller Anſprüche auf Rivoli begeben wolle, ſcheert ihr den Kopf und ſteckt ſie in ein Nonnengewand. Vialta hat einen reichen Schatz hinterlaſſen; davon erhalten die Söldner eine Wegzehrung, und werden, jedoch ohne Waffen, über die Grenze gebracht."

„Euer Plan gefällt mir," ſagte Meiſter Antonio nach einigem Nachdenken, „und zumal gefällt er mir darum, weil dabei wenig oder gar kein Blut vergoſſen werden wird. Wir wollen raſch an die Ausführung gehen."

Antonio verabredete ſich jetzt mit den Vorſtehern der Zünfte, und dieſe theilten das Geheimniß denjenigen Zunftgenoſſen mit, auf deren Treue und Verſchwiegenheit ſie zählen konnten. Von den übrigen wußte man, daß ſie der allgemeinen Bewegung faſt unwillkührlich folgen würden. Zehn Abgeordnete wurden an Fiametta geſchickt, um von ihr die Erlaubniß zu einem Gaſtmahle für ihre Kriegsleute zu erbitten. Sie ertheilte ſie unbedenklich, und freute ſich ſogar, eine ſo glückliche Aenderung in den Geſinnungen ihrer Bürger wahrzunehmen. Zwar ſtiegen ſpäter einige Beſorgniſſe in ihr auf, denn der Argwohn läßt die Schuld nie ganz zur Ruhe kommen; inzwiſchen ſcheute ſie ſich doch auch, ihren Verdacht kund werden zu laſſen, und da mit jedem Tage die Zahl der Ritter ſich mehrte, die mit ihrer Hand eine Grafſchaft zu erwerben hofften, ſo wiegte ſie ſich bald wieder in die Träume täuſchender Sicherheit; Rainold, dem Trug und Argliſt verhaßt waren, hielt ſich fortwährend in ſeiner Wohnung eingeſchloſſen, und lehnte, unterm Vorwande der Unpäßlichkeit, alle Einladungen zu den öffentlichen Feſten und Spielen ab.

Endlich erſchien der verabredete Tag. Auf jeder der zehn Zünfte war ein Mahl für die Söldner, und ein weit koſtbareres noch auf dem Stadthauſe für die fremden Ritter angerichtet. Bei allen dieſen Banketten gieng die Freude bald in wilde Luſt über; die Söldner waren nach einigen Stunden größtentheils betrunken, und auch von den Rittern mochten zuletzt nur wenige ſich ohne Mühe von ihren Sitzen erheben. Die

Abendſonne warf ihre letzten Strahlen über die Berge, da verſammelte ſich nach und nach eine Menge Volks aus den niedrigen Klaſſen im Schloßhofe. Kinder ſtreuten Blumen, und Alles rief: „Hoch lebe die rechtmäßige Beherrſcherin von Rivoli!“

Fiametta trat, von einigen Frauen begleitet, auf den Balkon, und winkte freundlich herab. Dann warf ſie Geld unter das Volk aus, und hatte ihre Luſt an dem lächerlichen Gewühle und Gewirre, welches dadurch entſtand. Eben trat ſie wieder in den Saal zurück, als Rainold mit Antonio und den übrigen Zunftvorſtehern zur entgegen geſetzten Thüre herein kam. Das freundliche Lächeln, womit ſie dem Ritter entgegen gieng, erſtarb auf ihren Lippen, als ſie ſeinen ernſten Blick gewahrte, und zugleich bemerkte, daß die Eintretenden ſämmtlich bewaffnet ſeyen.

„Gräfin,“ redete Rainold ſie an, „Ihr habt von Eurem Vater die Blutſchuld geerbt mit der unrechtmäßigen Gewalt über Rivoli. Wollt Ihr gelöst ſeyn von jener, ſo begebt Euch dieſer. Thut jetzt frei, was Ihr ſonſt doch gezwungen thun müßt. Gebt Ubaldo's Tochter ihr Eigenthum zurück.“

Fiametta zitterte vor Wuth; ſie ſtand einige Sekunden wie an den Boden geheftet, dann machte ſie ſchnell eine Bewegung, als wolle ſie nach Hülfe rufen, wurde aber ſogleich auf einen Wink Antonio's von den Bürgern ergriffen, und auf die Hinterſeite des Schloſſes geführt, wo bereits eine Sänfte ihrer wartete. Sie wurde hinein geſetzt, und von einem Haufen bewaffneter Reiter umgeben. Unterdeſſen ſammelten ſich viele von Fiametta's Knechten und Soldaten, die ihre Herrin mit Gewalt befreien wollten. Antonio trat ihnen unerſchrocken entgegen, und befahl ihnen, im Namen Bianca's, der rechtmäßigen Gebieterin von Rivoli, die Waffen niederzulegen. Aber er wurde von dem tobenden Schwarm ergriffen, und um ſein Leben war es geſchehen, wenn nicht Rainold's kühne Entſchloſſenheit ihn gerettet hätte. „Wohlan,“ rief er mit donnernder Stimme, und ſchwang ſein Schwert über Fiametta's zitternden Nacken, „wohlan, wenn Blut fließen ſoll, ſo ſey es nur das ſchuldigſte. Laßt ihr nicht auf der Stelle den wackern Antonio frei, ſo hat Vialta's Tochter zum letztenmale das Licht der Sonne geſehen.“

Dieſe entſchloſſene Rede verfehlte ihre Wirkung nicht; die Anhänger Fiametta's ließen ab von Antonio, und da ſich in demſelben Augenblicke einige Haufen bewaffnete Bürger in der Nähe ſehen ließen, zerſtreuten ſich jene nach verſchiedenen Seiten. Die Gefangene wurde nun, ohne weiteres Hinderniß, in ein Kloſter, einige Stunden von der Stadt, gebracht, wo ſie den verlangten Eid leiſtete, und noch in derſelben Stunde das geiſtliche Gewand anlegte.

Die ganze Unternehmung endigte ſich ohne alles Blutvergießen. Die meiſt betrunkenen Soldaten waren von den Bürgern ohne Widerſtand ihrer Waffen beraubt worden, und ließen ſich am Ende den Abſchied mit einer Wegzehrung gern gefallen, denn in jener wilden Zeit mochten ſie allenthalben in Italien wieder einen Herrn, und Gelegenheit zu reicher Beute finden. Die fremden Ritter, welche ſich in Rivoli befanden, hielten es für's gerathenſte, ſich nicht in die Angelegenheiten der Stadt zu miſchen, und Mancher mochte auch wohl die geheime Hoffnung nähren, die Hand der Gräfin Bianca davon zu tragen.

Die vornehmſten Bürger waren abgeſchickt worden, ſie aus dem Kloſter abzuholen, und ihr zugleich zur Bedeckung zu dienen. Als die Nachricht kam von ihrer Annäherung, ſtrömte die ganze Bevölkerung von Rivoli vor das Thor, durch welches ſie ihren Einzug hielt; junge, weißgekleidete Mädchen ſtreuten Blumen und Myrtenzweige auf ihren Weg, und die fremden Ritter, in feſtlichem Waffenſchmuck, ſchloſſen ſich an den Zug an. Sie ſaß auf einem prächtigen Zelter, aber im einfachen, ländlichen Gewand, wie ſie es als Hirtin getragen. Sie war feſt darauf beharrt, in dieſem demüthigen Anzuge in das Erbe ihrer Väter zurück zu kehren. Am Thore, wo ein Triumphbogen errichtet war, und die Kleriſei zu ihrem Empfange in Bereitſchaft ſtand, ſchwang ſie ſich vom Pferde, kniete vor dem Prieſter nieder, und forderte ſeinen Segen. Der jubelnde Ruf der Menge verſtummte, alles wurde gerührt, und in vielen Augen glänzten Thränen. Von da nahm ſie ihren Weg zu Fuß nach der Hauptkirche, und ließ das „Herr Gott, dich loben wir“ anſtimmen.

Man hatte in der Stadt bereits öffentliche Feſte angeordnet, aber ſie wünſchte, daß der erſte Tag dem Gedächtniſſe ihres Vaters gewidmet, und durch eine kirchliche Feier begangen werden möchte. Nach Endigung derſelben empfieng ſie im Schloſſe die Abgeordneten der Zünfte und die fremden Ritter. „Man hat Euch zu einem Turnier eingeladen,“ ſagte ſie zu dieſen, „und Ihr ſollt den Weg nicht umſonſt gemacht haben. Nur bin ich nicht ſo eitel, mich ſelbſt zum Preiſe auszuſetzen. Er ſoll in Vialta's koſtbaren Waffen beſtehen.“

Während ſie zu den Rittern ſprach, ſuchte ihr ſchüchternes Auge den darunter, der ihr nicht ganz fremd war. Aber der beſcheidene Rainold hatte ſich hinter die Menge zurückgezogen, und Bianca's ſpähender Blick konnte ihn nicht entdecken. Als die Anweſenden ſich entfernten, flüſterte ſie leiſe Meiſter Antonio einige Worte zu, der hierauf den Uebrigen ſchnell folgte, aber bald darauf mit Rainold in den Saal zurückkehrte, wo die Gräfin ihrer wartete. Hocherröthend gieng ſie den Männern einige Schritte entgegen. „Euch beiden,“ ſagte ſie anmuthig lächelnd, aber mit bebender Stimme, „Euch beiden verdanke ich, nächſt Gott, den Beſitz meines väterlichen Erbes, denn Ihr habt durch klugen Rath und beſonnenen Eifer das Unternehmen geleitet, und ich ſeh' es als eine glückliche Vorbedeutung und eine beſondere Gunſt das Himmels an, daß dabei kein Blut vergoſſen worden. Meiſter Antonio, tragt das zu meinem Andenken. Es iſt noch ein Geſchenk meiner Mutter.“ Bei dieſen Worten hieng ſie Antonio eine goldne Kette um, und wendete ſich jetzt zu Rainold: „Herr Ritter, ich ſollte Euch auch einen Dank geben, aber ich weiß es nicht recht anzufangen. Wenn ich etwas Unſchickliches thue, ſo muß mich meine Jugend und meine Lage entſchuldigen. Der Schwache muß ſich an einen Stärkeren anlehnen, beſonders in Zeiten, wie dieſe. Ihr ſeyd ausgegangen, um Fiametta's Hand zu erkämpfen — —.“

Ihre Stimme zitterte bei dieſen Worten; ſie heftete die Augen auf den Boden, und vermochte nicht weiter zu reden.

Rainold ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder, und ergriff ihre Rechte. „Mein Name iſt unbeſcholten, wie der Name meines Geſchlechts,“ ſagte er, „und ſeit ich die Hirtin des Kloſters geſehen, ſtand ihr Bild unauslöſchlich in meiner Seele. Ich ſetze mein Leben an Euern Schutz, und bedürft Ihr für Euer Leben der Liebe und Treue, ſie wohnen in meinem Herzen.“ — Bianca machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte ſie ihn aus ſeiner Stellung emporheben. Aus

Antonio's Geſicht ſtrahlte die aufrichtigſte Freude. „Gnädigſte Gräfin," ſagte er, „ich bürge für die Worte des Herrn Ritters von Montagna, denn er gleicht ſeinem Vater, deſſen Diener ich viele Jahre war. Durch Eure Wahl gebt Ihr unſerer Stadt eine Bürgſchaft der Ruhe, und Euch ſelbſt eine Bürgſchaft des häuslichen Glückes."

Die Nachricht von der Vermählung der Gräfin erregte lauten Jubel in ganz Rivoli, denn dadurch verſchwand die Beſorgniß vor neuen Unruhen, welche in den damaligen bedenklichen Zeiten ſo leicht wieder entſtehen konnten. Der Tag der kirchlichen Einſegnung wurde noch durch ein Turnier verherrlicht, und Bianca hatte die Freude, ihrem Gemahl den erſten Preis ertheilen zu dürfen.

# Polydoro.

# Polydoro.

## I.

An einem heitern Frühlingsmorgen wanderte Polydoro, ein hochſinniger Jüngling aus Piſa, an den Ufern des Arno hin. Er trug, wie gewöhnlich, die Laute unterm Arm, und ſann auf ein neues Lied, womit er ſeine Geliebte Beatrice überraſchen wollte. Sie wohnte eine halbe Stunde von der Stadt, in einem kleinen Garten. Dorthin hatte ſich ihr betagter Vater, Giacomo Lauri, zurückgezogen, ſeit der ſchreckliche Ugolino die Herrſchaft zum zweitemal über Piſa gewonnen, und jeden Tag mit neuer Grauſamkeit bezeichnete. Nicht weit von Lauri's freundlicher Wohnung erhob ſich ein hoher Kaſtanienbaum. Polydoro ſtand hier ſtille, um ſich an der herrlichen Ausſicht zu ergötzen; aber plötzlich drückten ſich zarte Finger über ſeine Augen und ein lockiges Köpfchen ruhte auf ſeiner Schulter. Es war die ſchöne Beatrice, welche ſchon ſeit einer Viertelſtunde nach ihm ausgeſehen, und ſich bei ſeiner Annäherung hinter den Kaſtanienbaum verborgen hatte.

„Beatrice!“ rief Polydoro, und wendete ſich um, und drückte einen Kuß auf die Lippen des blühenden Mägdleins. Sie ſchauten ſich einander liebeſelig in die klaren Augen, dann ſtreichelte Beatrice dem Jünglinge die dunkelbraunen Locken aus der Stirn und ſagte: „Heute iſt mein Vater recht heiter.“ Sie erröthete bei dieſen Worten, und Polydoro begriff ſchnell, was ſie meinte. „So will ich ihn jetzt um Deine Hand bitten,“ antwortete er, und ſie giengen, Arm in Arm, auf das Häuschen zu, wo der Alte auf einer Bank an einem Rebengeländer ſaß, und in die reiche Natur hinausſah.

Die Liebenden näherten ſich ihm, nicht ohne Herzklopfen, und Beatrice blieb furchtſam hinter Polydoro ſtehen, und hielt ſeine rückwärts gebogene Hand.

Der Jüngling trug dem Alten ſeinen Wunſch vor. „Ich bin juſt nicht reich,“ ſetzte er hinzu, „aber auch nicht arm, und dieſer Umſtand gilt Euch, ſo wie ich Euch kenne, gewiß als ein Grund mehr, meine Bitte zu bewilligen.“

Giacomo befahl ſeiner Tochter, näher zu kommen. Er betrachtete beide eine Weile mit traurigem Blick, und ſagte dann: „Beatrice, Du biſt meine geliebte Tochter, und Dich, Polydoro, ſeh' ich in meinem Herzen ſeit lange ſchon als meinen Sohn an, aber wollt Ihr der Liebe pflegen, während Eure Mutter in ſchmählichen Ketten ſeufzt?“

„Um Gottes Willen," rief Beatrice, „lebt meine Mutter noch, und in Ketten?"

„Eure Mutter iſt das arme Vaterland," fuhr der Greis mit ernſter Stimme fort: „Habt Ihr den Höllennamen Ugolino vergeſſen? Sollen Eure Söhne Söldner der Tyrannen werden, und Eure Töchter Buhldirnen ſeiner Söldner?"

Beatrice fing an zu weinen, und bedeckte ſich die Augen mit den Händen. Polydoro ſtand einige Augenblicke ſtill und nachdenkend. „Ich muß Eure Geſinnung ehren," ſagte er hierauf, „aber denkt nicht gering von mir. Ich kenne viele wackere Jünglinge, die dem Ugolino mit zur Leiche gehen wollen, und ich werde gewiß nicht dabei fehlen. Der Himmel muß nur eine Gelegenheit ſchicken. Faule Früchte fallen leicht, man darf ſie nur berühren."

„Bis dahin liebt Euch als Bruder und Schweſter," rief Giacomo, und ſchloß die Liebenden in ſeine Arme. Polydoro blieb den ganzen Abend bei Beatricen; er ſang einige neue Lieder, und der Greis erzählte mancherlei aus der ſchönen Zeit, da Piſa noch frei war.

Eine Stunde vor Mitternacht kehrte der Jüngling nach der Stadt zurück. Der Weg führte ihn in der Nähe einer alten Kapelle vorbei. Das Dach war zerfallen, und in den Fenſterbogen wuchs Unkraut. In Polydoro's Seele war eine Heiterkeit, wie er ſie lange nicht gehabt; die Sterne leuchteten ſo hell über ihm, und der Strom floß ſo ruhig, daß man kaum ſein Gemurmel hören konnte. Der Jüngling ſetzte ſich, der Kapelle gegenüber, auf einen Stein am Wege, und ſpielte auf ſeiner Laute. Zufällig kam ihm die alte Canzone des Pietro delle Vigne in's Gedächtniß, welche anhebt:

Oh! potess' io venire a voi. Amorosa, etc.

Kaum hatte er die erſten Verſe geſungen, als ihm däuchte, die Thüre der alten Kapelle öffne ſich, und eine hohe, weiße Geſtalt trete hervor, und lehne ſich an eine Säule des Vordachs. Beim erſten Anblick wandelte ihn ein kleines Grauen an, aber er dachte bald, aus einem geweihten Hauſe kann ja kein böſer Geiſt kommen, und fuhr in ſeinem Spiele fort. Unterdeſſen hatte er ſeine Augen ununterbrochen nach der Erſcheinung gerichtet, und die Geſtalt wurde ihm immer deutlicher. Es war ein blinder Greis, der ſich auf ſeinen Stab ſtützte.

Nun wurde es dem Jüngling doch unheimlicher zu Muthe. „Der Herr gebe Dir die Ruhe,“ rief er, und bekreuzte ſich und ſtand auf. Der Greis ging in die Kapelle zurück; Polydoro aber lief, von Angſt übermannt, nach der Stadt. Mehr als einmal ſtand er ſtille, und ſchalt ſich ſelbſt, ob ſolcher Zaghaftigkeit, doch mochte er dießmal ſeines Grauens nicht Meiſter werden. Als er über den Markt gieng, begegneten ihm einige ſeiner jungen Freunde, die ihn unterm Arm faßten, und mit ſich fortzogen. Polydoro wollte Einwendungen machen; — „ſtille!“ flüſterte ihm einer in's Ohr. „Weißt Du nicht, daß unſer Herr Ugolino nicht im Schlafe geweckt ſeyn will.“ — Die Freunde giengen in ein abgelegenes Weinhaus, wo ſie noch andere Leute ihres Alters trafen. Polydoro mußte einige ernhafte Lieder ſpielen, und der Becher machte fleißig die Runde. Plötzlich erhob ſich jetzt einer der Jünglinge, Ubaldi mit Namen, eine herrliche Heldengeſtalt. Er zog einen Dolch hervor, ſtreifte ſeinen Aermel zurück, ritzte den Arm, und ließ das Blut in den Wein des Bechers tröpfeln. Alle thaten daſſelbe, und ſie tranken die Reihe durch auf Piſa's Freiheit.

Polydoro wurde von ungewöhnlichem Feuer ergriffen; er fuhr wild-ſtürmend in die Saiten, und ſang ein Schlachtlied aus der Zeit Friedrichs des zweiten, des trefflichen Hohenſtaufen. Kaum hatte er geendigt, da umſchlangen ſich die Jünglinge alle in einen großen Knäul. Bruſt ruhte an Bruſt, und aus jedem Auge leuchtete eine heilige Flamme. Da erklang die Morgenglocke; — von einem und demſelben Gefühle ergriffen, ſtürzten ſie auf die Kniee und beteten, jeder für ſich, und ſchieden dann, ohne weitere Worte, jeder vom andern, mit kräftigem Händedruck.

## II.

Polydoro ging am nächſten Abend wieder zu Beatricen. Als er an der Kapelle vorüber kam, trieb ihn Neugierde, hinein zu gehen. Die alte, morſche Thüre wich einem Druck ſeines Arms. Kalter Moderduft wehte ihm entgegen. In der ganzen Kapelle war nichts zu ſehen, als nackte Wände und ein Grabmahl. Auf dem Stein kniete ein blinder Greis, der mit leeren Augenhöhlen zum Himmel hinaufſtarrte. Zur Rechten des Greiſes ſtand ein Storch; zu ſeiner Linken ringelte ſich eine Schlange. Polydoro betrachtete das Grab aufmerkſam, doch wußte er die Bilder nicht zu deuten. „Ruhe Dir drunten, denn Du magſt müde geworden ſeyn auf dem Dornenpfad des Lebens!“ ſo ſprach er aus tiefbewegter Bruſt und entfernte ſich. — Er erzählte dem Alten und Beatricen die Erſcheinung vom vorigen Abend.

„Seltſam,“ ſagte Giacomo, und ſchüttelte den Kopf. „In der Kapelle ruht der treffliche Pietro delle Vigne, deſſen Canzone Du ſangſt. Er war Kanzler bei Friedrich dem zweiten, und des Kaiſers rechter Arm. Viele Jahre diente er ihm treu; da auf einmal wurde er des Verraths bezüchtigt, und Friedrich ließ ihm die Augen ausſtechen. Pietro vermochte nicht, die Bürde eines geſchändeten Lebens zu tragen; — er rannte ſich das Gehirn ein, und wurde auf der Stelle eingeſcharrt, wo jetzt das Kirchlein ſteht. Einer ſeiner Nachkommen ließ es erbauen. Der Storch und die Schlange deuten auf des Kanzlers Treue und auf die Argliſt ſeiner Feinde, denn Viele glaubten, er ſey ſchuldlos geweſen."

„So hat Dich wohl die Stimme Deines Liedes aus dem langen Schlafe geweckt, alter Graukopf?" Polydoro ſprach dieſe Worte im ſtillen Nachdenken, aber Beatrice wurde ängſtlich, und klammerte ſich an ihren Vater an. Der Greis verwies ihr dieſe Furchtſamkeit. „Warum," ſagte er, „warum ſollen wir vor Weſen erzittern, die der Hahnenſchrei verſcheucht und das Annähern der Morgenluft? Kommen ſie aber als Boten aus einer andern Welt, ſo geziemt es uns, ihre Botſchaft anzuhören."

Auf Polydoro's Bitte erzählte Giacomo jetzt noch verſchiedenes aus dem Leben des unglücklichen Pietro. „Dort," ſetzte er hinzu, „dort in jenem Kaſtell hinter der Kapelle, wo noch der graue, feſte Thurm aus den Ruinen hervorragt, war er eingekerkert und gab ſich den Tod."

„Ach," rief Beatrice, „darum hauſen dort auch noch tückiſche Poltergeiſter, und kein Menſch will ſich dem ſchauerlichen Gemäuer nahen."

Polydoro ſchaute lange auf den Thurm und die zerfallenen Mauern hin, und faßte den Vorſatz, des andern Tags eine Wanderung dahin zu machen. Doch verſchwieg er's gegen Beatricen, weil er ihre Aengſtlichkeit kannte.

Auf dem Heimwege ſetzte er ſich wieder auf den Stein, der Kapelle gegenüber, wie am vorigen Abend, und ſang, zur Laute, folgendes Lied:

Zu des Lorbeers heil'gen Zweigen
Will ſich gern die Myrte neigen,
Wie zu ihres Lebens Licht;
Und er will ſie dankbar ſchützen,
Und ſie bangt nun vor den Blitzen
An der Treuen Seite nicht.

Während er ſang, ruhete ſein Auge unverwandt am Eingange der Kapelle, doch keine Erſcheinung ließ ſich ſehen. „Der Alte will nur ſein eignes Lied hören," ſprach er bei ſich und fieng die Canzone von geſtern an. Augenblicklich öffnete ſich jetzt die Thüre, und der blinde Greis trat heraus, und lehnte ſich horchend an die Säule. Polydoro wiederholte die Canzone noch einmal, und die Geſtalt blieb unbeweglich ſtehen, bis der letzte Ton der Saiten im Geſäuſel des Nachtwindes verſchwebte; da löste ſie ſich allmählich in einen leichten Nebel auf, der in die Erde zu verſinken ſchien. Langſam und nachſinnend wandelte Polydoro jetzt gegen Piſa hin, da vernahm er ein verwirrtes Getöſe von Stimmen, und ein Haufe Menſchen bewegte ſich die Straße daher. Es waren Polydoro's Freunde, die es nicht mehr wagen wollten, ſich in der Stadt zu verſammeln, wo die Späher des Tyrannen in allen Schlupfwinkeln ihre Augen und Ohren hatten. Polydoro erfuhr von ihnen, daß erſt vor einer Stunde zwanzig der reichſten und angeſehenſten Bürger Piſa's verhaftet und in die Gefängniſſe geſchleppt worden. Sogar hatte ſich Ugalino vermeſſen, er werde Piſa an vier Ecken anzünden laſſen, wenn die Einwohner nicht unterlaſſen würden, ihm mit ihren Klagen und Thränen beſchwerlich zu fallen.

„Bei'm Allmächtigen!“ rief Polydoro, „lieber laßt uns unſre Wohnungen ſelbſt in Brand ſtecken, und unter einem fremden Himmel eine Heimath ſuchen.“

„Ich bin Deiner Meinung!“ rief Ubaldi, und faßte Polydoro's Hand, „doch vorher wollen wir einen Verſuch gegen das Unthier ſelbſt wagen. Unſrer ſind viele, aber es fehlt ein Ort zu ſicherer Berathſchlagung, und der Streich muß bald geſchehen, wenn noch theures Blut gerettet werden ſoll.“

Polydoro ſchlug die Ruine in der Nähe der Kapelle zur Zuſammenkunft vor, und erbot ſich, in der Frühe des nächſten Morgens dahin zu gehen, und die Gelegenheit des Orts in Augenſchein zu nehmen.

## III.

Kaum ſtrahlte die Morgenſonne auf das unglückliche Piſa, als Polydoro ſchon am Eingange in die Ruine ſtand. Der Weg führte über Schutthaufen, die mit wilden Feigen bewachſen waren, in ein halb verſchüttetes Thor, durch welches der Jüngling auf allen Vieren kriechen mußte. Von da gelangte er in einen mit Trümmern bedeckten Vorhof, zu einer Treppe, welche in ein unterirrdiſches Gewölbe führen mußte. Polydoro beſann ſich nicht lange; er zog ſein Schwert aus der Scheide, und ſtieg die Stufen hinab, in eine große, dunkle Höhle, die am entgegengeſetzten Ende eine Oeffnung hatte, und an' einigen Stellen durch einen von dort einfallenden Lichtſtrahl beleuchtet wurde. Indem er auf die Oeffnung zu gieng, vernahm er Menſchenſtimmen. Er drückte ſich ſchnell hinter einen Pilaſter — die Stimmen kommen näher, und Polydoro gewahrte zwei Menſchen, die in einem Geſpräche begriffen waren, und kaum zwei Schritte von ihm ſtille ſtanden

„Ich muß es Euch wiederholen, geſtrenger Herr!“ ſagte der Eine, „der Geiſt des Pietro delle Vigne kann nur auf dieſe Weiſe aus ſeinem Grabe herauf und zur Rede gezwungen werden. Will nun Euer Vater, der hochgebietende Herr Ugolino, die Zukunft erforſchen, ſo kann es ihm wohl kein Bedenken machen, das Blut einer Jungfrau zu vergießen.“

Polydoro erkannte nun, daß der Eine von den beiden Gaddo, der Sohn Ugolino's, ſeyn müſſe. Er drückte ſich feſter an die Wand, und hielt den Odem zurück, um mehr zu erlauſchen, und ſein Daſeyn nicht zu verrathen.

„Aber wo eine reine Jungfrau ſo im Nu hernehmen?“ fiel Gaddo ein.

„Da iſt Rath zu ſchaffen,“ erwiederte der Andere, nach kurzer Beſinnung; „in der Nähe wohnt ein alter Mann, Giacomo Lauri mit Namen, der hat eine einzige Tochter, ein blühendes, unſchuldiges Mägdlein. Der Alte wohnt allein, ohne Nachbarn, und hat blos eine Magd im Hauſe. Dieſe Nacht iſt Neumond, und der Augenblick zur Beſchwörung der Geiſter beſonders günſtig. Euer Vater ſoll ſich gegen Mitternacht bei mir einfinden, und Anſtalt treffen, daß die Jungfrau zu gleicher Zeit hierher gebracht werde.“

Polydoro's Blut gerann zu Eis, als er dieſen Vorſchlag hörte. Schon wollte er mit gezücktem Schwert auf die Verruchten ſtürzen, und ſie zur Hölle ſenden, aber wie ein Lichtſtrahl von oben fiel ein anderer Gedanke in ſeine Seele. Er hielt an ſich, ſann nach und bildete den Gedanken zum Entwurfe aus. Gaddo entfernte ſich jetzt, und der andere nahm ſeinen Weg durch die Oeffnung zurück, durch welche er hereingekommen war. Polydoro ſchlich ihm bis zur Thüre nach, und erblickte, wenige Schritte von da, den grauen, feſten Thurm, mit einer engen, niedern Pforte, die in dieſem Augenblicke von innen verriegelt wurde. Es blieb kein Zweifel, der Geiſterbanner, welcher das Blut Beatricen's vergießen wollte, mußte in den Thurm gegangen ſeyn, und darin ſeinen Aufenthalt haben. Angſt um die Geliebte, und Wuth gegen die Ungeheuer füllten die Seele Polydoro's. Die Heftigkeit ſeiner Gemüthsbewegung trieb ihn zu einem raſchen Entſchluſſe. Er wollte in den Thurm dringen, und den ruchloſen Gaukler ermorden. Mit dem Knopfe ſeines Schwertes pochte er an die verſchloſſene Thüre. Sie wurde mittelſt eines Drathzugs geöffnet. Eine ſchmale, finſtre Wendeltreppe führte aufwärts in den Thurm, und eine andere unter die Erde. Der Jüngling bemerkte nur die zweite, und ſtieg hinab. Er gelangte in ein großes, ſchauerliches Gewölbe. An einer Säule, in der Mitte des Gewölbes, hieng eine brennende Lampe; vor der Säule ſtand ein ſteinerner Tiſch, auf welchem allerlei magiſche Zeichen eingegraben waren; darauf lag ein Pergament mit morgenländiſchen Schriftzügen, ein Dolch und das Gerippe einer Menſchenhand. An dem untern Theile des Säulenſchafts ſah man große Blutflecken. Polydoro betrachtete dieſe Gegenſtände nicht ohne Entſetzen. Jetzt hörte er Fußtritte — der Magier trat herein, eine furchtbare Geſtalt mit ſcharf geſchnittenen Zügen und von ſchwarzgelber Geſichtsfarbe, Haare und Bart floſſen in wilder

Verwirrung in einander, und unter buſchichten Braunen funkelten ein paar ſchreckliche Augen.

„Was bringſt Du?“ fragte der Magier mit höhniſchem Lächeln.

„Eine Laute und ein Schwert, wie Du ſiehſt.“

Der Mann ſchien betroffen über dieſe Antwort.

„Sag' mir, weſſen Blut klebt an dieſer Säule?“

„Das Blut des Pietro delle Vigne,“ verſetzte der Magier.

Polydoro nahm ſeine Laute und ſtimmte die Canzone des unglücklichen Pietro an. Augenblicklich trat aus der Mauer die weiße Greiſengeſtalt hervor, wie ſie der Jüngling ſchon zweimal bei der Kapelle geſehen. Die Erſcheinung hatte dießmal für ihn nichts ſchauerliches, vielmehr flößte ſie ihm Muth und Vertrauen ein. Er ſang ruhig fort, aber den Magier wandelte ein Grauen an, ob er gleich nichts ſah. Er eilte fort, und warf die Thüre hinter ſich zu, und verriegelte ſie. Polydoro gerieth darob in unſägliche Angſt. Beatrice war verloren, wenn er ſie nicht warnen konnte. Er verſuchte alle ſeine Kraft, um die Thüre zu ſprengen, allein umſonſt, ſie widerſtand jedem Anlauf. Seine Lage war zum verzweifeln, und er wußte ſich keinen Rath mehr, als das Erbarmen des Himmels anzuflehen.

Die Abenddämmerung war bereits hereingebrochen, und Polydoro befand ſich noch in dem Gewölbe. Seine

Qual wuchs mit jedem Odemzuge, und das Blut kochte ihm in allen Adern. Jetzt vernahm er ein Geräuſch — es wurde an die Thüre des Thurms gepocht, die ſich gleich darauf öffnete. Tod oder Leben dacht' er, und rief und ſchlug mit aller Kraft an die Thüre ſeines Gefängniſſes. Bald hörte er Fußtritte und Menſchenſtimmen, welche immer näher kamen; er verdoppelte das Geſchrei und die Schläge. „Polydoro!“ rief eine wohlbekannte Stimme, und in demſelben Augenblicke wurden die Riegel weggeſchoben, und Ubaldi mit drei andern ſeiner Freunde traten herein. Polydoro erzählte kurz, was ihm begegnet war.

„Wir ahneten, daß Dir etwas zugeſtoßen ſeyn müſſe,“ ſagte Ubaldi, „denn wir hörten in Deiner Wohnung, Du ſeyeſt ſchon am frühen Morgen ausgegangen, und geſtern hatteſt Du verſprochen, die Ruine zu unterſuchen. Aber jetzt gilt es klugen Rath und raſche That. „Vor allen Dingen müſſen wir den Gaukler da oben zum Schweigen bringen,“ rief Polydoro, „und das will ich übernehmen.“

Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als der Magier an der Thüre erſchien, und eben im Begriff war, ſie zu ſchließen, und die ungebetenen Gäſte feſt zu halten. Polydoro bemerkte es noch zu rechter Zeit, ſprang auf ihn zu, und faßte ihn bei der Gurgel. Die Uebrigen kamen ihm zu Hülfe, und riſſen den Magier in das Gewölbe. Er wehrte ſich mit unglaublicher Wuth und Stärke, und ſie würden ſeiner nur mit Mühe Meiſter geworden ſeyn, aber Ubaldi ſtieß ihm den Dolch in die Bruſt, und ſchleuderte ihn an den Altar, wo er nach wenigen Augenblicken mit einem dumpfen Geſtöhne und in wilden Zuckungen verſchied. Zwei von den Freunden giengen nun nach Piſa, um die übrigen zuſammen zu rufen; Ubaldi blieb im Thurme zurück, und Polydoro eilte zu ſeiner geliebten Braut.

## IV.

Es war eine Stunde vor Mitternacht, als vierzig edle Jünglinge aus Piſa bei der Todtenkapelle des Pietro delle Vigne in einem Kreiſe ſtanden, und ſich durch einen furchtbaren Eid zum Untergange des Tyrannen Ugolino verbanden. Ein Theil von ihnen zog nach der Ruine, ein anderer nahm ſeinen Weg zur Wohnung des Giacomo Lauri, und die übrigen blieben als Hinterhalt in der Kapelle zurück. Nach ohngefähr einer halben Stunde kam ein Hauſe Bewaffneter die Straße von Piſa her. Ugolino und ſein Sohn Gaddo waren unter ihnen. Ohnweit der Kapelle trennten ſich die beiden von dem Haufen, und nahmen, von einem einzigen Knechte gefolgt, den Weg auf die Ruine zu; die Bewaffneten aber zogen am Arno hin, um ſich Beatricens zu bemächtigen, die ſich indeß mit ihrem

Vater in einer Fiſcherhütte am andern Ufer des Fluſſes verborgen hielt. Mit Vermeidung alles Geräuſches umſtellte die Rotte das friedliche Haus; es wurde eine Fackel angezündet, und vier von ihnen drangen hinein. Sie fanden die Stube leer, und wollten eben eine verſchloſſene Nebenthüre einſprengen, als ſie den Ruf: „Piſa und Freiheit!“ vernahmen, und in demſelben Augenblicke ſchon die tödtlichen Streiche in die Nacken empfingen. Die, welche das Haus umzingelt hatten, wurden vom plötzlichen Schrecken ergriffen, und nahmen die Flucht, doch umſonſt! Sie fielen den Jünglingen, welche bei der Kapelle ihrer warteten, in die Hände, und nicht einer entrann dem mordenden Eiſen. Polydoro gab am Ufer durch ein Horn dem Giacomo das verabredete Zeichen des glücklichen Ausgangs, und der Zug gieng nach der Ruine.

Dort waren inzwiſchen Ugalino und Gaddo angelangt. Ein Knecht trug eine Fackel vor ihnen her, die ſie erſt beim Eingang in das Gemäuer angezündet hatten. Einige von den Verſchworenen folgten ihnen von fern, damit die Beute nicht entwiſchen möge. „Nun werden wir bald über unſre Zukunft beruhigt ſeyn,“ ſagte Ugolino, als ſie über die Trümmer ſtiegen. „Oder auch beunruhigt,“ entgegnete Gaddo. „Es graut mir doch, hinter den Vorhang zu ſchauen der die Zukunft birgt.“

„Knabe,“ verſetzte der Tyrann, „was kann uns den

Schlimmeres begegnen, als was jedem Menſchenkind einmal begegnet? Wer ſich eine Krone auf's Haupt ſetzt, der fordert das Schickſal heraus, und muß ihm trotzen können. Ein Jahr der Herrſchaft iſt wohl einiger Lebensjahre werth."

Während dieſes Geſprächs waren ſie an den Thurm gelangt. Die Thüre ſtand offen. Ugolino hieß den Knecht auf der Treppe vorangehen, welche unter die Erde führte. „Ruggieri wird unten unſrer warten," ſetzte er hinzu. Gaddo ſeufzte. Ihm war, als ſtieg er in ſein Grab. Sie traten in das Gewölbe, Ruggieri ſtand am Altar gelehnt.

„Iſt alles in Bereitſchaft?" fragte der Tyrann. „Das Opfer wird bald hier ſeyn."

„Er iſt ja todt!" rief Gaddo. „Seht Ihr nicht die Wunde klaffen?"

Ugolino faßte, zitternd vor Wuth, die kalte Hand des Ermordeten. „O ſprich nur noch ein Wort!" ſchrie er, „nenne mir nur den Namen des Schurken, der Dir das Lebenslicht ausgelöſcht, damit ich Dir ihn nachſende."

„Hier iſt er!" donnerte eine Stimme hinter ihm. Ubaldi und mehrere junge Piſaner ſtürzten zur Thüre herein. Ugolino und Gaddo wollten ſich zur Wehre ſetzen, aber ſie wurden augenblicklich niedergeworfen, entwaffnet und gebunden. Zehn blinkende Schwerter waren bereit, die Elenden zu durchbohren.

„Haltet ein!“ ſprach Ubaldi, und ſein düſteres Auge flammte furchtbar. „Ungeheuer!“ fuhr er fort, indem er ſich zu dem Tyrannen wendete, „Du haſt die Qualen einer Ewigkeit verdient, und wir mögen Dir nur einen kleinen Theil davon zumeſſen. Das edelſte Blut iſt durch Dich gefloſſen, und Tauſende haben ſich freiwillig verbannt, und irren im Elende herum, weil ſie nicht Deine Knechte ſeyn wollten. O daß ich nicht alles Weh, das du über uns gebracht, miſchen kann in das Weh Deines Todes!“

Er drückte bei dieſen Worten den Griff ſeines Schwertes krampfhaft an die Bruſt, und in ſeiner Seele brüteten ſchwarze Rachegedanken. Da riefen einige Stimmen: „Laßt ſie hier den Hungertodt ſterben!“ „Das war ein Gedanke vom Himmel,“ ſagte Ubaldi, und dunkler Grimm in ſeinem Antlitze verzog ſich in ein ſchreckliches Lächeln.

Jetzt kamen auch Polydoro und die übrigen herbei. Sie billigten den Entſchluß. — Die Thüre des Gewölbes wurde alsbald verriegelt, und der Eingang in den Thurm mit Steinen bedeckt. Einige blieben als Wache zurück, die übrigen aber eilten nach der Stadt und riefen durch alle Straßen: „Der Tyrann iſt todt, Piſa iſt frei!“

Die Bürger ſtürzten aus den Wohnungen hervor — die ganze Stadt wurde lebendig. Auch die Söldner des Ugolino rotteten ſich zuſammen, als jedoch ihr Herr und Meiſter nirgends zu finden war, geriethen ſie in Angſt und ergriffen die Flucht. Die Einwohner hatten ſich nach und nach alle auf dem Markte verſammelt. — Eben ſchlug die Glocke die dritte Stunde nach Mitternacht, und von dem Thurme herab ſang der Wächter ſein Lied, und ſchloß mit den gewöhnlichen Worten: „Jetzt lobet Gott den Herrn!“ — Das Volk, ergriffen von dieſem Rufe, drang in die Kirche, und ein Prieſter mußte das: „Herr Gott dich loben wir!“ anſtimmen.

Während in der Stadt alles in der lebendigſten Bewegung war, wanderte Polydoro auf dem einſamen Wege nach der Wohnung ſeiner Geliebten. Die Sonne ſtieg eben herauf, und die Blumen und Pflanzen badeten ihre Häupter im Morgenthau. — Beatrice kam ihm freundlich entgegen geſprungen, doch war die Angſt der vergangenen Nacht noch nicht ganz von ihr gewichen. „Piſa iſt frei!“ rief er ihr zu, und breitete die Arme nach ihr aus. Sie ſank zitternd an ſeine Bruſt, und Thränen perlten über ihre Wangen. So hielten ſie ſich eine Weile umſchlungen, und bemerkten nicht, daß ſich der alte Vater ihnen genähert hatte. Er legte ſeine Hände auf die Häupter ſeiner Kinder, und ſegnete ſie mit den Worten: „Gott, Freiheit, Vaterland!“

Nach wenigen Tagen wurden Polydoro und Beatrice am Altare auf immer verbunden. Der Alte ſtarb bald nachher. Er ſollte die Freiheit ſeiner Vaterſtadt nicht zum zweitenmale zu Grabe tragen ſehen. Seine Kinder aber erlebten dieſen Unglückstag: denn die italiſchen Städte hatten wohl oft den Muth, Bande abzuſchütteln, doch ließen ſie ſich immer wieder neue anlegen. Polydoro und Beatrice begaben ſich nach Genua, und lebten dort glücklich.

# Die Altenburg.

# Die Altenburg.

## 1.

Die Abendglocke des Kloſters ſchallte melancholiſch durch das einſame Albthal hin, die Nonnen verließen die Kirche und giengen nach dem Speiſeſaal, wo eben das Abendeſſen aufgetragen wurde, als zwei Fremde Einlaß begehrten. Es war ein Edelmann aus Schwaben mit ſeiner Tochter, ein Vetter der Aebtiſſin, welche die Ankömmlinge mit freudiger Ueberraſchung empfing. Der Edelmann ſah traurig aus über die Botſchaft, welche er brachte. Die Schweden hatten, ſeit dem Siege bei Leipzig, wo Tilly eine furchtbare Niederlage erlitten, mit Frankreich ein Bündniß geſchloſſen, und Horn, einer ihrer muthigſten und erfahrenſten Feldherrn, drang unaufhaltſam gegen den Rhein vor.

Dieſe Nachricht verurſachte ein allgemeines Schrecken und Wehklagen unter den Nonnen, beſonders wußten die ältern gar ſchauerliche Dinge zu erzählen, welche die furchtbaren Gäſte in Gotteshäuſern und gegen ehrbare Frauen verübt haben ſollten. Das Eſſen blieb unberührt ſtehen; der Kaplan des Kloſters allein verlor ſeine Faſſung nicht; er war der Meinung, man müſſe eben abwarten, was der liebe Gott ſchicke, und ſetzte ſich ruhig an den Tiſch. Nach und nach giengen die Nonnen auf ihre Zimmer, wo ſie die Nacht in ängſtlichen Sorgen und Träumen hinbrachten. Nur eine junge, ſchöne Novizin, Anna von Erſtein, war über die Annäherung der Schweden wenig betroffen. Bloß aus Gehorſam gegen ihre Eltern hatte ſie vor zehn Monaten den Schleier genommen, und ſah mit Kummer dem Ende des Probejahrs entgegen, wo ein unauflösliches Gelübde ſie auf ewig von allen Freuden und Wünſchen des Lebens trennen ſollte.

Sie öffnete das Fenſter ihrer Zelle und ſchaute hinaus in das enge, wilde Thal, durch welches die Alp zwiſchen hohen, ſteilen Tannenbergen herabſchlängelt. Ein edler, hochſinniger Jüngling, Gilbert von der Altenburg, hatte ihr Herz gewonnen, auch war ſie den Lehren der Reformation nicht ganz abgeneigt, und was die übrigen Kloſterſchweſtern mit ſchwarzen Beſorgniſſen erfüllte, mußte in ihrer Bruſt leiſe Hoffnungen erwecken.

Anna dachte des Geliebten, und als ſie jetzt vom Fenſter zurücktrat, und einen Blick auf den Betſtuhl warf und auf den Tiſch, auf welchem Brevier und Geißel lagen, da kam ihr ein ſolches Grauen an, daß ſie den Gedanken faſt nicht unterdrücken konnte, das Kloſter auf der Stelle zu verlaſſen.

Jetzt öffnete ſich die Thüre ihrer Zelle, und herein trat die Laienſchweſter Kunigunde. Sie hatte früher als Hausmagd auf Erſtein gedient, und hieng mit ganzer Seele an dem Fräulein, welches unter ihren Augen aufgewachſen war.

„Zürnt nicht," hub ſie mit ſchüchterner Stimme an, „zürnt nicht, wenn ich etwas ſage, was Euch vielleicht Unruhe bringt."

„Ich zürne Dir gewiß nicht," antwortete die Novizin. „Rede, rede!"

„Der edle Herr Gilbert iſt unten," ſtotterte die Schweſter.

„Gilbert!" rief das Fräulein, und wurde roth und blaß, und ein Zittern kam in ihre Knie. „Wo iſt er, was will er?"

Kunigunde erzählte, wie Gilbert ſich ſchon ſeit einigen Tagen in Bauernkleidung auf der Mühle im untern Thale aufhalte, und Gelegenheit gefunden habe ſie zu ſprechen. Sie habe ihm den Kloſtergarten geöffnet, und er beſchwöre das Fräulein, ihm eine Unterredung zu gönnen.

Anna erſchrack, aber die Liebe ſiegte über alle Bedenklichkeiten. Waren doch die Umſtände ungewiß und dringend. „Du mußt bei dieſer Unterredung gegenwärtig ſeyn,“ ſagte ſie und ſchlich ſich mit Kunigunden in Garten.

Gilbert gieng ihr entgegen und reichte ihr die Hand, die ſie zitternd annahm.

„Fräulein,“ begann der junge Mann, „mich treibt die Angſt um Euch hierher. Die Schweden ſollen ſich ſchon bei Fulda zeigen, und der Rheingraf Otto mit einem andern Heerhaufen über Würzburg heranrücken. Der Markgraf macht insgeheim Anſtalten, ſein Land wieder zu verlaſſen. Bald werden Euch dieſe Mauern keine Sicherheit mehr gewähren. Eine Streifpartei, die der Gebirgswege kundig iſt, kann das Kloſter unverſehens überfallen. Was wollt Ihr beginnen?“

„Gehen, wie Gott mich führt,“ antwortete Anna und erhob die Augen bekümmert zum hellen Sternenhimmel.

„Euer Vertrauen iſt gut,“ erwiederte Gilbert, „aber es muß doch etwas gethan werden. Der ehrwürdige Pater Anſelm auf dem Fremersberg ſagte mir oft, Gott ſchicke keinen Engel, wo der Menſch ſich ſelbſt helfen könne, und wenn wir unſere Vernunft fragten, ſo hörten wir ſeine Stimme.“

„Was meint Ihr denn?“ fragte das Fräulein.

„Flieht über den Rhein zu Euern Eltern, weil es noch Zeit iſt. Ich will Euch geleiten mit einigen Knechten."

„Nehmt mich doch auch mit," ſchluchzte Kunigunde, und hieng ſich ängſtlich an die Novizin.

Dieſe bedachte ſich ein wenig und ſagte dann: „Ich darf das Kloſter nicht verlaſſen, ohne den Willen der Aebtiſſin. Auch werden ja die ſchwediſchen Heerführer als Männer geprieſen, die gerecht ſind und von chriſtlicher Geſinnung."

„Sie mögen noch größeres Lob verdienen," entgegnete der junge Mann, „aber ihre Soldaten ſind jetzt aus allerlei Volk zuſammen gelaufen. Sie haben ihr Leben und ihre Freiheit verkauft, um deſto ungezügelter in Feindesland wirthſchaften zu können. Habt Ihr vergeſſen, daß dieſes Gotteshaus ſchon einmal von ihnen verwüſtet worden?"

„Ach meine Mutter!" ſeufzte Anna.

„Ich weiß," verſetzte Gilbert, „daß Eure Mutter Euch gezwungen, den Schleier zu nehmen. Doch iſt ſie ſeit lange krank, Euer Vater wird kein ſo ſchweres Opfer von Euch fordern."

„Gott gebe der frommen Mutter die Geſundheit und ich will dieſes Opfer willig bringen," rief das Fräulein.

Gilbert wurde ſehr traurig. „Es war eine Zeit, daß ich hoffen durfte, Eure Hand zu erhalten."

„Ich habe dieſe Zeit nicht vergeſſen," ſeufzte die Jungfrau. „Der Menſch denkt und Gott lenkt."

„So erlaubt mir wenigſtens," fiel Gilbert ein, „in der Nähe des Kloſters zu bleiben, und etwas für Eure Rettung zu thun, wenn die Feinde ſchnell herankommen ſollten."

„Gerne," erwiederte das Fräulein. „Aber wo wollt Ihr Euch verbergen?"

„Unten auf der Mühle, wo ich ſchon ſeit acht Tagen verweile, und der Gelegenheit harrte, Euch zu ſprechen."

Die Novizin nahm das Anerbieten an, doch mußte ſie ſich Zwang auflegen, um nicht merken zu laſſen, daß in dieſem Augenblicke die alte Liebe wieder mit neuer Stärke in ihrem Buſen erwache.

Gilbert kehrte jetzt nach der Mühle zurück. Vor einer Hütte, an welcher der Weg vorüberführte, ſtand ein bejahrter Bergknappe, der den geſtirnten Himmel zu betrachten ſchien. Der Junker fragte, wornach er ſich umſehe.

„Nach den Zeichen, die bald da oben erſcheinen müſſen," antwortete der Alte.

„Wie meint Ihr das?" fragte Gilbert.

„In unſerem Schacht vernehmen wir ſeit zwei Tagen heulende Stimmen und es verbreitet ſich darin ein Leichengeruch. Das bedeutet große Trübſal, und da müſſen auch Zeichen am Himmel kommen. Drunten auf der Hardt hat der hungrige Wolf ſich auch wieder blicken laſſen.“

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem hungrigen Wolf?“

„Ein großer, ſchwarzer Wolf trabt Nachts auf den Feldern herum, wenn dort bald eine blutige Schlacht vorfallen ſoll.“

Gilbert hatte ſich im Umgange mit dem redlichen Anſelm auf dem Fremersberg von manchem Vorurtheile ſeiner Kindheit frei gemacht, doch konnte er ſich eines Schauers nicht erwehren. Das geängſtigte Herz wird immer wieder abergläubiſch.

Als er ſich der Mühle näherte, ſah er nicht weit vom Bach an einem Feuer eine wunderliche Geſtalt ſitzen. Es war ein zerlumpter Burſche mit dickem, krauſem Bart, eine papierne Biſchofsmütze auf dem Kopf und einen Pilgerſtab in der Hand. Er ſchien einige Worte zu murmeln, ſprang haſtig auf, nahm einen Brand vom Feuer, den er in den Bach warf, und fieng mit gellender Stimme zu ſingen an:

Am Mühlbach ſteht der Fiſcherknab',
Wirft in den Bach die Angel nein,
Oh weh, das kann kein Fiſchlein ſeyn,
Es zieht die Schnur und mich hinab.

Schön Mümmelein, halb Fiſch, halb Weib,
Reißt's Knäblein in den tiefen Grund,
Will küſſen ſeinen rothen Mund,
Schenkt Muſcheln ihm zum Zeitvertreib.

Es ſchreit der Knabe weh und ach.
Es geht das Rad, es rauſcht der Bach,
Es ſpritzt der weiße Schaum umher,
Man hört des Knaben Schrei nicht mehr.

Gilbert erkannte jetzt in dem Sänger, den närriſchen Peter, einen halb Wahnſinnigen, der ſich in der Gegend und noch weiter unſtät umhertrieb. Manchmal half er den Bauersleuten bei der Arbeit, und verhielt ſich ruhig und ſtill; dann brachte ihn aber eine Kleinigkeit ſchnell in ſolche Wuth, daß er einem wilden Thiere glich, und in die Wohnungen Feuer einlegte. Zu anderer Zeit gab er ſich für einen Prieſter aus, der geſandt ſey, Buße zu predigen, und aus den Reden, die er bisweilen an das Volk hielt, ſchimmerten Funken eines tiefen Geiſtes und einer kühnen Einbildungskraft hervor. Früher war er nicht ſelten auf die Altenburg gekommen, wo ihm das Geſinde zu eſſen und zu trinken gab; einſtmals aber, da es ihm einfiel, dem alten Edelherrn, Gilberts Vater, eine Strafpredigt zu halten, ließ dieſer die Hunde auf ihn los, und ſeitdem näherte er ſich dem Schloſſe ſelten mehr, und jedesmal nur, wie man argwöhnte, mit dem Gedanken an Rache.

„Was machſt Du da, Peter?“ fragte ihn Gilbert.

„Ei, da brat' ich mir Kartoffeln, aber die Hexe hier im Mühlbach ſpritzt mir Waſſer in das Feuer, damit es nicht brennen ſoll. Ich habe ſie aber zur Ruhe gebracht.“

„Und womit, Peter?"

„Mit dem Liede, das ich geſungen. So bald ſie das hört, duckt ſie unter. Aber Ihr ſeyd ja der Junker von der Altenburg? Sagt Eurem Vater, er ſoll ablaſſen vom Wucher und vom Druck ſeiner Grundholden, ſonſt wird ihn der böſe Geiſt röſten, wie ich hier meine Kartoffeln."

Dieſer Wahnſinnige weiß recht gut, was mein Vater ſich zu Schulden kommen läßt, dachte Gilbert, und gieng trübſinnig nach der Mühle.

Des andern Tags ſchweifte er im Walde herum, wo jeder Schrei eines Vogels, jedes Rauſchen der Blätter ihm als ein Vorbote unglücklicher Tage erſchien. Ohne es zu wollen, war er jetzt in die Nähe die Kloſters gekommen, als eben die Glocke zum Kapitel geläutet wurde. Er kannte das Zeichen, und bekam Luſt, die Kirche zu beſuchen, während die Nonnen im Convent verſammelt waren, zumal da ihn von dem Kloſtergeſinde niemand kannte. Gilbert hatte die Kirche ſeit Jahren nicht mehr geſehen. Gleich beim Eintritt zog ein ſchönes, ſteinernes Grabmahl, welches ihm nur dunkel in der Erinnerung geblieben war, ſeine Aufmerkſamkeit an. Auf einem Sarkophag ſaß eine edle, weibliche Geſtalt, welche die Blicke zum Himmel erhob, als ſuche ſie dort die Gewährung einer göttlichen Verheißung. Das Geſicht hatte Aehnlichkeit mit Anna von Ehrſtein, nur lag eine höhere Würde darin. Eben wollte er die Inſchrift des Grabmahls leſen, als der närriſche Peter neben ihm ſtand, und ihn bei der Hand faßte: „Weicht von dannen, Junker, da haust ein Zauberer.“

„Schweig, Narr!“ unterbrach ihn der junge Mann; jener aber ließ ſich nicht irre machen, und fuhr fort: „Die ſchöne Jungfrau da war ſo friſch und lebendig wie ein anderes Menſchenkind, jetzt aber muß ſie ſtarr und unbeweglich ſitzen, einem Mühlſtein gleich, bis am jüngſten Tag die Poſaune ſchallt. und die Todten ſich regen. Aber vielleicht kann ich ihr helfen.“

Mit dieſen Worten ſprang er zum Weihkeſſel, nahm Waſſer in die hohlen Hände, und beſpritzte damit die Geſtalt auf dem Grabmahl. Als er ſah, daß es ohne Wirkung blieb, ſchlug er ein Gelächter auf und rief: „Ich wollte, Junker, Euer Vater ſtünde eben ſo da, er und ſeine Hunde, die er auf mich gehetzt. Dann würde ich ihm Arm und Bein abſchlagen, daß er als ein Krüppel wieder ins Leben käme.

Dieß ſagend, verließ er die Kirche.

„Seltſam,“ ſagte Gilbert bei ſich, „ſehr ſeltſam, dieſer Narr ſtellt ſich mir in den Weg, wie das böſe Gewiſſen meines Vaters.“

## II.

Rüder von Altenburg war ein Fünfziger, von kleinem aber feſtem Körperbau, mäßig aus Neigung, ſparſam aus Geiz, dabei mißtrauiſch und verſchloſſen. Ohne eine andere Religion zu haben, als die in gewiſſen Uebungen und Gebräuchen beſteht, gehörte er zu den heftigſten Gegnern der Proteſtanten, und haßte die Schweden um ſo brennender, da ſie bei ihrem erſten Einfall in die Markgrafſchaft ſeine Burg geplündert hatten, und bald darauf ſein älteſter Sohn, der im Heere des kaiſerlichen Generals Oſſa diente, bei Stollhofen von der Hand eines ſchwediſchen Reiters getödtet worden war. Als Markgraf Wilhelm im Jahr 1632 die Jeſuiten nach Baden rief, ſchenkte der Edelmann ihnen einige Grundſtücke, um das Heil ſeiner Seele zu ſichern, und wählte einen derſelben zum Beichtvater. Der ehrwürdige Pater Hay ließ es ſich äußerſt angelegen ſeyn, die Gemüther ſowohl in öffentlichen Lehren als durch geheime Ermahnungen gegen die Abtrünnigen aufzureizen, welche, wie er ſagte, das Reich der Finſterniß zu verbreiten, und das heilige Erbe der Kirche an ſich zu reißen trachteten. Den Mord eines Ketzers pries er als ein Gott gefälliges Werk, wodurch man die Schuld eines ſündigen Lebens vollkommen tilgen möge.

Der Saame dieſer Lehre ſchlug tiefe Wurzel im

Herzen des alten Rüder, und brachte in kurzer Zeit blutige Frucht.

Er ſaß eines Abends voll ſchwarzen Gedanken bei der Lampe; die Nachrichten vom Waffenglücke der Schweden hatten ſein Blut in Galle verwandelt, und er ſann auf Mittel, wie er wenigſtens das Seine in Sicherheit bringen möge. Da meldete man ihm einen Fremden, der um Nachtherberge bat. „Es iſt ein Kaufmann,“ ſagte der Diener, „der ſich verirrt hat und mit dem müden Pferde nicht weiter kann. Auch fürchtet er, in der ſtockfinſtern Nacht von Räubern angefallen zu werden.“

Der Edelherr befahl, den Fremden aufzunehmen. Vielleicht, dachte er, kann ich durch dieſen Mann etwas Gewiſſes von den Armeen erfahren. Er wurde etwas überraſcht, als jetzt ein Mann hereintrat, deſſen Geſtalt und Haltung nichts weniger als einen wandernden Krämer ankündigten. Er war groß, von wohlgefügtem Gliederbau, der Blick frei und offen. Alle Züge des Geſichts trugen das Gepräge ruhigen Ernſtes und langer Welterfahrung.

„Ich heiße Sanders,“ ſagte der Fremde, „bin ein Kaufmann aus Hamburg, komme von Straßburg und habe mich im Walde von meinem Diener verirrt.“

Der Burgherr hieß ihn willkommen, und machte ſogleich Anſtalt zur Bewirthung ſeines Gaſtes, deſſen ganzes Weſen jedoch vom erſten Augenblick an, Argwohn bei ihm erregte. Bei Tiſche verſuchte er es, ihn auszuholen, und ſprach mancherlei zum Lobe der Schweden, und beſonders des trefflichen Helden Guſtav Adolph, der, wie er hinzuſetzte, viel zu früh für die gute Sache gefallen ſey.

„Keiner fällt zu früh oder zu ſpät,“ entgegnete der Kaufmann, und ſchaute ernſt vor ſich nieder.

„Freilich,“ erwiederte der Edelmann, „iſt jeglichem ſein Ziel geſetzt; aber dieſer Tod könnte doch Veränderungen nach ſich ziehen; die Franzoſen könnten die Luſt verlieren, ſich mit den Schweden in ein Bündniß einzulaſſen.“

„Und der Himmel könnte zuletzt einfallen,“ unterbrach ihn der Fremde lachend.

Der Burgherr ſah ihn an mit großen Augen und mochte kaum ſeinen Aerger verbergen.

Der hat ſich gut zugeknüpft, dachte er, aber eben darum will er etwas verbergen. Ich muß dahinter kommen.

Nachdem der Gaſt auf ſeine Schlafkammer gebracht war, rief der Burgherr einem Diener, der gewöhnlich nur Einaug genannt wurde, weil er bei einer Balgerei ſchon als Knabe ein Auge eingebüßt hatte. Dieſer Menſch beſaß das ganze Vertrauen ſeines Herrn, den er an Argliſt, Heimtücke und böſer Geſinnung weit übertraf.

Rüder theilte dem Diener ſeinen Argwohn gegen den Kaufmann mit. „Es iſt ein verkappter Schwede,“ ſagte er, „ein Spion, der den Franzoſen Kundſchaft gebracht hat. Wir müſſen ihm — “

„Wir müſſen ihm das Handwerk legen,“ fuhr Einaug fort, als der Edelmann in ſeiner Rede plötzlich ſtockte. „Aber da liegt ja ſein Mantelſack; der kann uns vielleicht zur Klarheit verhelfen.“

Der Mantelſack, welchen der Fremde mitzunehmen vergeſſen hatte, wurde geöffnet. Es fand ſich darin unter andern ein ſchwerer Beutel mit Gold, ein Dolch mit dem ſchwediſchen Wappen bezeichnet, ein lutheriſches Gebetbuch, worin der Name Hubald ſtand, und ein ſilberner Becher, ebenfalls mit dem Namen Hubald.

„Hubald?“ rief der Edelmann, und es fuhr wie ein Wetterleuchten durch ſeine Seele, „Hubald? So hieß ja der Obriſte, welcher die Schweden in dem Gefecht bei Stollhofen befehligte, wobei mein Sohn blieb! Gewiß, er iſt es ſelbſt. Hör’ Einaug, haſt Du Muth?“

„O ja,“ ſagte Einaug lachend, „ich will Euch wohl ſelbſt aufhängen, wenn Ihr mir den Befehl dazu gebt.“

„Es gilt einen Gotteslohn,“ fuhr der Edelmann fort, „der Pater Hay hat mir betheuert, das Blut eines Ketzers ſey vor Gott köſtlicher als Rauchwerk.“

„Dieſes da iſt auch nicht zu verachten,“ unterbrach ihn Einaug, indem er den Beutel aus dem Mantelſack nahm.

„Böſewicht,“ rief der Burgherr, „was dieſer Mann beſitzt, gehört der Kirche, die unſere Mutter iſt, und für unſer Seelenheil ſorgt.“

„Aber eben weil ſie meine Mutter iſt, ſoll ſie auch für das Heil meines Leibes ſorgen. Ihr tragt ja auch Güter von ihr zu Lehen.“

„Du biſt ein kluger Spitzbube,“ ſchmunzelte Rüder, und wollte eben den Beutel zur Hand nehmen, da trat der Fremde herein, um den vergeſſenen Mantelſack zu holen. Als er ſah, was geſchehen war, rief er mit donnernder Stimme: „Bin ich unter Räuber gerathen? Aber bei Gott! ihr ſollt mir büßen für die ſchändliche That.“

Der Edelmann war außer ſich vor Ueberraſchung und Wuth. „Du biſt ein ehrloſer Schwede, ein Spion,“ ſchrie er, und ſtieß, faſt beſinnungslos, dem Fremden ſeinen eigenen Dolch in die Bruſt, daß er leblos zu Boden ſank, und das Blut im Gemach umherlief. — Rüder betrachtete die Leiche mit ſtarrem Entſetzen. „Hab' ich ihn wirklich umgebracht?“ ſagte er nach einer Weile.

„Ob Ihr einen Hirſch bürſcht in Eurem Walde oder einen Ketzer, das iſt wenig Unterſchied,“ entgegnete der Einaug; „der Eine giebt einen Braten für Eure Küche, der Andere für die Hölle.“

„Rüttle ihn doch, ob er wirklich todt iſt,“ ſagte der Edelmann, dem das Begebniß faſt wie ein Traum vorkam.

„Was iſt da zu rütteln!“ rief der Einaug. „Die Augen will ich ihm zudrücken, womit er uns noch ſo dräuend anſtarrt, und dann müſſen wir ihn zur Ruhe bringen, ehe es im Hauſe lebendig wird. Unter Euern Leuten könnte einer zum Verräther werden, wenn die Schweden kommen.“

Sie beſchloſſen nun, den Leichnam in aller Stille unter einer alten Eiche zu begraben, die einige hundert Schritte von der Burg auf einem Hügel ſtand, der mit allerlei Geſträuch bewachſen war.

Als ſie das Grab aufwarfen, ſagte Rüder: „Nur tief, Einaug, nur recht tief. Mir iſt, als würde er die Decke von ſich abſtreifen, und wieder hervorkommen.“

„Macht Euch keine Grillen, Herr von Altenburg,“ entgegnete der Diener. „Ihr habt ihn gut getroffen, und aus dem Kämmerlein, daß wir ihm bauen, ſoll er nicht mehr entweichen.“

Nachdem ſie den Todten begraben hatten, kehrten ſie in aller Stille nach der Burg zurück. Aber ſie waren bei jener Handlung nicht unbemerkt geblieben. Der närriſche Peter, welcher gewohnt war, den Sommer über unter freiem Himmel zu ſchlafen, hatte für dieſe Nacht ſein Lager unter der Eiche genommen, bei welcher der Leichnam verſcharrt worden war, und alles mit angehört. „Ei,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „der alte Rüder iſt ein Todtengräber worden, und mag guten Verdienſt haben, wenn erſt die Schweden kommen. Ein armer Teufel, wie ich, war es gewiß nicht, dem er die Ehre angethan ihn zu beerdigen.“

Er ſchlich ſich jetzt zu dem Grabe, und betrachtete es eine Zeitlang. „Ich will doch ein Vater unſer für den dummen Kerl beten, der ſich da ſo ruhig hat einpferchen laſſen.“ Mit dieſen Worten, die er halb lachend vor ſich hinbrummte, nahm er ſeinen Roſenkranz, und fieng zu beten an. Zuletzt überwältigte ihn der Schlaf, und er ſank ermüdet auf das Grab nieder. Als er erwachte, war die Morgendämmerung bereits angebrochen. Ein Mann kam auf ihn zu: „Habt Ihr meinen Herrn nicht geſehen? Er ſieht ſo und ſo aus.“

Peter lachte. „Wenn es Dein Herr iſt, den ſie auf's Ohr gelegt haben, ſo mußt Du laut rufen, guter Freund, bis er Dich hört.“

„Was ſchwatzeſt Du da?“

„Geh' nach der Altenburg, die Du hier vor Dir ſiehſt, dort werden ſie vielleicht Nachricht von Deinem Herrn haben.“

„Wer wohnt dort?“ fragte der Fremde.

„Ein großer Maulwurf,“ antwortete der Närriſche; ſieh', da hat er eben einen Hügel aufgeworfen.“

Dies ſagend, zeigte er auf das Grab, aus welchem der Zipfel eines dunkelgrünen, ſattigen Leibrockes hervorſah; daneben lag ein goldner Ring, der dem Todten beim Begraben vom Finger abgeſtreift worden war.

Der Knecht erkannte augenblicklich das Kleid und den Ring ſeines Herrn, und gerieth in Angſt und Schrecken.

Peter ſah ihn mitleidig an und ſagte: „Wenn ich nur erſt Biſchof wäre, ſo wollte ich Dich von Deinen Sünden losſprechen, dann könnteſt Du Dich zu Deinem Herrn legen.“

„Kannſt Du mir nicht ſagen, wie der Weg nach Stuttgart geht?“ fragte der Knecht, und ſpähte forſchend umher.

„Stuttgart? Ich habe davon gehört. Das iſt, wo die Gänſe barfuß gehen. Der Edelmann drüben zieht den ſeinigen Strümpfe an. Aber komm, Freund, ich will Dich zu den Kapuzinern nach Baden bringen, dort kannſt Du eine Meſſe leſen laſſen für Deinen Herrn, und wir bekommen auch eine warme Suppe, aber hier, hier füttert man die Leute mit Erde. Horch, die Hunde des Edelmanns bellen. Fort! fort!“

Mit dieſen Worten eilte er über Stock und Stein davon; der Knecht aber ſuchte den Weg durch's Gebüſch nach der Ebene.

## III.

Der Fremde, welcher ſeinen Tod auf der Altenburg gefunden, war wirklich der ſchwediſche Obriſt Hubald geweſen. Der Kanzler Orenſtierna hatte ihn mit geheimen Aufträgen an den Kardinal Richelieu nach Paris geſandt, wo er erkrankte; als er wieder geneſen war, wollte er, als Kaufmann verkleidet, mit ſeinem Diener durch die feindlichen Truppen zu kommen ſuchen, verirrte ſich aber in dem Walde zwiſchen Hügelsheim und der Tieſenau, und ſo führte ihn ſein Geſchick auf die Altenburg.

Während dort die unglückliche Begebenheit ſich zutrug, befand ſich Gilbert noch immer auf der Mühle, und harrte des Boten, den er ausgeſchickt hatte, um Nachricht von der Annäherung der Schweden einzuziehen.

Im Kloſter war inzwiſchen Alles in unruhiger Bewegung. Einige Nonnen machten in der Stille Vorbereitungen, zu ihren Familien zu fliehen; andere, welche die Gefahren eines weiten Weges in ſo unſicherer Zeit erwogen, faßten den Entſchluß, im ſchlimmſten Falle in den Hütten des Hochgebirgs eine Zuflucht zu ſuchen, denn, meinten ſie, der liebe Gott werde nicht zugeben, daß der Sieg lange den ketzeriſchen Fahnen folge. Anna von Erſtein zeigte die meiſte Faſſung, doch ſtand ihr noch eine Prüfung bevor. Der Beichtiger hegte Argwohn, daß ihre Abneigung gegen das Kloſterleben, die ſie nicht ganz zu verbergen wußte, aus einer Neigung zu der proteſtantiſchen Lehre entſpringe, deswegen lag er der Aebtiſſin an, das Probejahr der Novizin abzukürzen. „Wer weiß,“ ſagte er, „ob wir nicht in Kurzem zu flüchten genöthigt ſind; zwar bin ich gewiß, daß uns Gott in ſein heiliges

Haus hieher zurückführen wird, denn die Feinde ſeines Namens müſſen vertilgt werden von der Erde, wie die gottloſe Rotte, welche dem Herrn fluchte; doch kann darüber ein Jahr hingehen, und mehr, denn die Rathſchläge des Himmels ſind unerforſchlich. Wir ſchicken einen Boten nach Speier an den Biſchof um Diſpens, die er gewiß nicht verweigert.“

Der Aebtiſſin gefiel der Vorſchlag, doch wollte ſie vorher die Novizin um ihre Einwilligung fragen. Dieſe wies den Antrag ruhig, aber ernſt zurück. „Ehrwürdige Frau,“ ſagte ſie, „warum ſoll ich mich durch ein Gelübde an eine Geſellſchaft binden, die ſich, wenn die Feinde das Land beſetzen, ſchnell auflöſen wird?“

„Dann finden wir Aufnahme in andern Klöſtern, oder eine jede von uns dient dem Herrn für ſich,“ entgegnete die Aebtiſſin.

„Meine Eltern haben mich für Frauenalb beſtimmt,“ erwiederte Anna, „und dem Herrn kann ich dienen in jeglichem Gewande, und ohne ein neues Gelübde, denn ich habe mich ihm ſchon verpflichtet für mein ganzes Leben, als ich das erſtemal zu ſeinem Tiſche gieng.“

Die Aebtiſſin war keine unbillige Frau, nur von ſehr beſchränktem Verſtande, und gewohnt, den Rathſchlägen des Beichtigers blindlings zu folgen. Sie drang nicht weiter in das Fräulein.

## IV.

Unterdeſſen langten täglich Nachrichten an, welche die frommen Kloſterfrauen in Angſt verſetzten. Die Schweden drangen unaufhaltſam vorwärts; ein Heerhaufe nahm den Weg über Stuttgart, ein zweiter ſollte Heidelberg beſetzt haben, und gegen Bruchſal anrücken. Der Knecht, welchen Gilbert ausgeſchickt hatte, langte in tiefer Nacht auf der Mühle an, und verſicherte ſeinem Herrn, die Feinde könnten bereits in zwei Tagen an der Murg und Alb ſeyn. Gilbert mochte kaum den Tag erwarten, um nach dem Kloſter zu gehen. Mit der Morgendämmerung machte er ſich auf den Weg dahin, aber in ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und mit Waffen wohl verſehen. Als er ſich der Abtei näherte, vernahm er mit Beſtürzung, die Nonnen hätten um Mitternacht, in Begleitung des Beichtigers, ſo wie einiger Knechte und Mägde, das Gotteshaus verlaſſen, und den Weg gegen Herrenalb eingeſchlagen. Niemand wußte aber, wohin ihre Flucht gerichtet ſey.

Gilbert beſann ſich kurz. Er gieng bis Herrenalb, wo er ſeinen Knecht ins Gebirg ſchickte, um auszukunden, ob die Flüchtlinge ſich vielleicht dorthin gewendet, er ſelbſt ſchlug den Pfad nach Loffenau ein, und beide wollten ſich bei den Teufelskammern wieder treffen. Der Knecht, deſſen oben ſchon gedacht worden, war ein junger, kräftiger Burſche, der Sohn eines Hirten, der mit großer Liebe und Treue an ſeinem Herrn hieng, und eben ſo viel Klugheit als Muth beſaß.

Gilbert erkundigte ſich bei einigen Leuten, die ihm begegneten, nach den Nonnen, doch Niemand wußte ihm Beſcheid zu ſagen. Gegen Mittag langte er bei den Felſenhöhlen an, die unter dem Nameh der Teufelskammern bekannt ſind. Am Eingange ſaßen einige Männer von verdächtigem Ausſehen um ein Feuer, und bereiteten ihr Mittagsmahl, welches aus Wildpret, einigen Hühnern und Gänſen beſtand. Ihre Kleidung war zerlumpt; mächtige Prügel, eiſerne Gabeln und Senſen ſchienen ihnen zur Waffe zu dienen. Einer hatte eine Jagdflinte neben ſich liegen. Gilbert ließ ſich mit den Leuten in ein Geſpräch ein. Während deſſen kam aus dem Gebüſch eine ſeltſame Geſtalt hervor. Es war ein Mann von mittlerem Alter und nervigtem Körperbau, dem ein ſchwarzer Bart faſt das ganze Geſicht bedeckte. Er trug eine braune Mönchskutte, die aber nur bis an die Kniee reichte, und hatte die Lenden mit einem Strick umgürtet, worin ein Roſenkranz und ein Dolch; über die Schultern hiengen ihm eine Büchſe und eine Jagdtaſche. Ihm folgte ein Bube, der auf einem Rückkorb ein Fäßchen mit Wein trug. „Iſt das Eſſen bald fertig?“ fragte er die Männer am Feuer.

„Ja, Pater Sebald," antwortete eine Stimme.

„Seht, ich habe für einen Trunk geſorgt," fuhr der Pater fort. „Aber was habt Ihr denn für einen Gaſt?"

„Ich bin ein ungeladener Gaſt," antwortete der junge Mann, „und warte hier auf meinen Burſchen."

Der Mönch erkundigte ſich nach ſeinem Namen und Gewerbe. „Jetzt heiße ich Traurig," entgegnete Gilbert, „vielleicht kommt eine Zeit, da man mich Luſtig nennt. Was aber mein Gewerbe betrifft, ſo bin ich ein fahrender Schüler und gehe auf Schätze aus."

„So haben wir ſo ziemlich einerlei Handwerk," ſagte der Pater, „und ich dächte, Ihr bliebt bei uns, denn in dieſem Augenblicke habt Ihr doch wohl keine Heimath."

„Erſt müſſen wir Bekanntſchaft mit einander machen," verſetzte der junge Mann. „Was ſeyd Ihr, ehrwürdiger Herr? denn ſo muß ich Euch nennen, weil Euer Rock, ob er gleich ein wenig kurz iſt, und Euer Roſenkranz ſo etwas von Heiligkeit andeuten."

„Erſt wollen wir einander Beſcheid thun," ſagte der Mönch, und füllte einen ſteinernen Deckelkrug mit Wein aus dem Fäßchen, welches der Bauernknabe unterdeſſen auf die Erde geſtellt hatte, und reichte ihn dem Edelmann. Nachdem der Krug im Kreiſe herumgegangen war, begann Pater Sebald ſeine Erzählung.

„Ich bin in Donauwörth geboren. Mein Vater war

Schulmeiſter daſelbſt, und da er ſich am liebſten des Stockes bediente, um die ihm anvertraute Jugend in der Gottesfurcht zu erhalten, ſo ſuchte ich es ihm bald nachzuthun, und ſo war meine Jugend ein beſtändiger Krieg, und ſo zu ſagen eine Vorbereitung zu dem geiſtlichen Kampfe, den ich ſpäter führen ſollte. Nachdem ich meine Schulen bei den Jeſuiten gemacht hatte, war ich im Begriff, in ein Kloſter zu gehen, wozu ich viel Luſt und Geſchick beſaß, aber da trieb mich der böſe Feind eines Tages in ſchlechte Geſellſchaft von liederlichen Weibern und verkappten Werbern; ſie tranken mir zu, bis mir die Sinne vergiengen, und ich in einen tiefen Schlaf fiel. Als ich erwachte, war ich Soldat, und zwar unter dem Baierfürſten Max. Da gab es nun oft ſchmale Biſſen und breite Schläge, doch war es ja ein Gotteskrieg, und wir ließen's die Ketzer, die in unſere Hände fielen, wieder entgelten, was unſere Offiziere uns zufügten. Endlich wurde ich doch des Lebens ſatt, und gieng zu den Kapuzinern. Der Orden des ſeraphiniſchen Vaters iſt eine wahre Pflanzſchule für die ſtreitende Kirche, und da lernt man, was der Spruch ſagen will: das Himmelreich leidet Gewalt. Leider ſiegten die Abtrünnigen durch höhere Fügung, denn die ſündhaften Menſchen müſſen durch Eiſen und Feuer wieder gereiniget werden. Ich floh von einem Kloſter in das andere, und wurde allenthalben vertrieben. Jetzt entſchloß ich mich, an den Rhein zu gehen. Unterwegs vernahm ich jedoch die Hiobspoſt, der Horn, welcher ein wahres Horn des Teufels iſt, und der Ochſenſtirn, ſeyen im Anmarſch in dieſe Gegend. Auf der ſchwäbiſchen Alp fand ich einige dieſer ehrlichen Leute da, welche von Haus und Hof vertrieben waren. Jetzt kam mir plötzlich der Gedanke, wie Gideon, das Schwert des Herrn umzugürten. Sie folgten meiner Führung, aber um ſicherer zu gehen, zogen wir hierher, wo ſich mein Häuflein bald vermehrte. Mein Plan iſt, des Nachts an die Heerſtraße zu ſchleichen, und den Tag über im Gebirge lauern. Nach und nach hoffe ich eine Schaar zuſammen zu bringen, womit ſich etwas Großes ausführen läßt. Wollt Ihr bei uns bleiben, ſo mache ich Euch zu meinem Lieutenant.“

„Davon läßt ſich ſprechen, wenn mein Kundſchafter zurück iſt,“ antwortete Gilbert; „für jetzt führe ich den Krieg noch auf meine eigene Fauſt.“

Die Schnapphähne machten eben Anſtalt, ihr Mittagsmahl zu verzehren, als fünf bis ſechs andere von der Bande einen ſchwediſchen Hauptmann herbeiführten, den ſie überfallen, von ſeinem Pferde geriſſen und gebunden hatten. Es war ein ſchöner, junger Mann von ohngefähr dreißig Jahren, auf deſſen von Sonne und Pulverdampf gebräunten Geſichte mehr Unmuth als Beſorgniß über ſein Schickſal lag. „Haben wir einmal einen Ketzer!“ rief Pater Sebald, „bringt ihn in die Höhle, und hütet ihn gut. Es ſoll ihm heute noch ſein Recht widerfahren.“ „Gemach, Pater Freibeuter,“ rief Gilbert dem Mönch zu, indem er dem Offizier den Weg vertrat, „das iſt nicht der Brauch, wie man Kriegsgefangene behandelt. Erſt ſchneidet ſeine Stricke los, und dann laßt Euch ſein Ehrenwort geben, daß er nicht ohne Ranzion oder Auswechſelung entweichen wolle.“

Der Schwede warf dem jungen Manne einen Blick zu, der Ueberraſchung und Dank ausdrückte; der Mönch aber ſchrie: „bei den Abtrünnigen iſt weder Treue noch Glaube; wir halten feſt, was wir haben.“ Auch die Schnapphähne fiengen zu lärmen und zu ſchelten an, und einer derſelben zog ein Schlächtermeſſer hervor, und brüllte: „Wir wollen den Prozeß kurz machen“ Mit dieſen Worten ſtürzte er auf den Gefangenen zu und hätte ihn auf der Stelle ermordet, aber Gilbert nahm ſchnell ein Piſtol aus dem Gürtel, und ſchoß ihn nieder. Jetzt entſtand ein furchtbarer Tumult, und um Gilbert und den Gefangenen ſchien es geſchehen; da plötzlich hörte man rufen: „die Schweden kommen! die Schweden, die Schweden!“ und dieſem Rufe folgte ein lautes Geheul und Gewinſel von Weiber- und Kinderſtimmen.

Plötzliches Schrecken ergriff den Mönch und ſeine Bande, und als der Ruf: „die Schweden! die Schweden!“ immer näher drang, und ein Menſch mit fliegenden Haaren und allen Zeichen der Todesangſt den

Berg herabſtürzte, entflohen die Schnapphähne ſammt ihrem Anführer, und wagten es nicht mehr umzuſchauen. Der Mann, welcher ſie durch ein einziges Wort aus dem Felde ſchlug, war Steffen, der Knecht Gilberts. Als er ſich den Teufelskammern näherte, wohin ihn ſein Herr beſchieden hatte, und die Gefahr wahrnahm, die über demſelben ſchwebte, kam ihm plötzlich der Gedanke, den Mönch und ſeine Leute zu erſchrecken; und bei dieſer Liſt wurde er trefflich durch einen Zufall unterſtützt. Es befanden ſich nämlich im Walde einige Weiber und Kinder, welche Holz zuſammenlaßen. Dieſe, im Wahne die Schweden ſeyen ihnen wirklich an der Ferſe, erhoben ein Zetergeſchrei, und ſo gelang der Spaß vollkommen. Gilbert ſchnitt jetzt die Stricke entzwei, womit der ſchwediſche Offizier gebunden war, und dieſer dankte ſeinem Retter mit einem herzlichen Händedruck und dem Schwur, dieſer Handlung ewig zu gedenken, und ſie wo möglich zu vergelten. Dem Knechte reichte er ſeinen Beutel dar, der jedoch auf einen Wink ſeines Herrn ſich weigerte das Geld anzunehmen.

Der Offizier erzählte mit kurzen Worten, er heiße Hubald, ſey ſchwediſcher Hauptmann, habe nach Pforzheim zu ſeiner Compagnie gewollt, ſey aber durch einen ſpitzbübiſchen Bauern im Walde abſichtlich irre geleitet worden. Hierauf erkundigte er ſich nach dem Wege an die Os, wo er ſeine Leute zu treffen hoffe.

Gilbert fragte ſeinen Diener, ob er eine Spur von den Nonnen aufgefunden? Als dieſer verneinte, befahl er ihm, auf dem Wege nach der Herrenwieſe Erkundigungen einzuziehen, und ſagte dann zu dem Hauptmann:

„Ich will Euch ſelbſt an die Os bringen, denn ich denke für jetzt zu meinem Vater auf die Altenburg zurück zu kehren. Gefahr iſt gewiß nicht vorhanden, die kaiſerlichen Truppen haben ſich gewiß zurück gezogen, und die meiſten Einwohner ohne Zweifel ihre Häuſer verlaſſen.“

Der Hauptmann nahm den Vorſchlag mit Dank an. Da ſie ſich auf den Weg machen wollten, kam der närriſche Peter aus dem Thal herauf.

Er vertrat ihnen den Weg und rief: „Ich habe einen Schuß gehört, der in dieſer Gegend gefallen ſeyn muß. Gebt mir die Haut des Wildes, ſo Ihr gebürſcht, damit ich mich drein kleide, denn meine Zeit iſt gekommen, die Menſchen zu ſtrafen mit brennenden Worten.“

„Geh Deiner Wege, Peter,“ ſagte Gilbert, „oder predige den Bäumen.“

„Wohl ihnen,“ verſetzte der Närriſche, „daß ſie keine Augen haben und keine Ohren, und nicht ſehen und hören können die Gräuelthaten, die geſchehen in und außer Iſrael. Aber wenn ich dieſen Eichen zurufe, erhebt euch, ſo werden ſie ihre Füße aus der Erde ziehen und wandeln und einen Wall um mich bilden, damit ich den Blicken der Sünder entgehe und den Kugeln der Abtrünnigen.“

Gilbert reichte ihm ein Stück Geld, um ſeiner los zu werden. Aber Peter ſchlug es aus: „Soll ich damit den Bäumen ihre Eicheln abkaufen?“ ſagte er. Jetzt erblickte er den Leichnam des Bauern, welchen der Edelmann niedergeſchoſſen hatte, und ſchlug ein lautes Gelächter auf. „Das war alſo der Rehbock, den Ihr weggebürſcht habt — ? Wenn Ihr heim kommt, ſo meldet's Eurem Vater; das iſt Arbeit für ihn und den Einaug. Ich will den Kerl aber doch zudecken, damit ihn die Fliegen und Wespen nicht ſtechen.“ Mit dieſen Worten bedeckte er den Todten mit Laub und Zweigen, und ſang dabei:

Der Schwed' iſt kommen
  Hat d' Fenſter zerſchlagen,
Hat's Blei genommen.
  Hat Kugeln gegoſſen.
  Hat d' Pfaffen erſchoſſen.

„Wer iſt der närriſche Menſch?“ fragte der Hauptmann, indem Beide ſich auf den Weg machten.

„Es iſt ein wunderlicher Burſche,“ antwortete Gilbert, „bei dem der Wahnſinn den Führer des Verſtandes macht. Niemand kennt ſeine Herkunft. Früher hielt er ſich eine Zeitlang in einem Kloſter auf, wo man ihn zu allerlei kleinen Dienſten brauchte. Da lernte er eine Menge Bibelſprüche, und die geiſtlichen Herren trieben allerlei Poſſen mit ihm, und ließen ihn manchmal predigen, wozu er eine große Neigung hatte. Seine Worte ſind meiſt dunkel und verworren, doch ſcheint manchmal ein tiefer Sinn darin zu liegen, den er nur nicht klar zu machen weiß. Auch beſitzt er ein gutes Gedächtniß, viel Scharfſinn, und iſt ungemein liſtig. Ich mag nicht bergen, daß mir ſeine Reden und Geberden bisweilen ein geheimes Grauen verurſachen.“

„Das kommt wohl daher,“ antwortete der Hauptmann, „weil in der Zeit ſelbſt etwas Geheimes und Grauenvolles liegt. Der Menſch fürchtet weniger was er ſieht, als was er nicht ſieht, und oft ſogar mehr das Vermeidliche als das Unvermeidliche.“

Im Verlauf des Geſprächs erzählte Gilbert ſeinem Begleiter die Urſache ſeines Aufenthalts im Albthale, auch verſchwieg er ſeine Neigung zu der ſchönen Novizin nicht.

Der Hauptmann hörte aufmerkſam zu und ſagte, als jener geendigt hatte: „Ich kann Euch wahrſcheinlich nützlich werden. Haben unſre Truppen erſt die Markgrafſchaft beſetzt, ſo wird ſie ohne Zweifel dem Hauſe Baden-Durlach zurückgegeben, und dieſes läßt keine Klöſter mehr beſtehen. Frauenalb theilt dann das Schickſal der übrigen, das Fräulein von Erſtein erhält ſeine Freiheit, und Ihr könnt ſie als Hausfrau auf Eure Burg führen. Es iſt ein glücklicher Zufall, daß ich für's Erſte Befehl habe, mit meinen Leuten Baden zu beſetzen. Mein Obriſt Scheſſalizky iſt ein wackerer Mann, und wird mir gern geſtatten, Euch allen Beiſtand zu leiſten. Nöthig iſt's aber, den Aufenthalt des Fräuleins auszukundſchaften, damit wir ſie in Sicherheit bringen, denn ein Krieg wie der gegenwärtige, hat tauſend Gefahren, beſonders für junge Frauen."

Während des Geſpräch's gelangten ſie auf die Höhe bei Gernsbach, wo ſie einen kleinen Halt machten. Der Hauptmann ſchaute in das Thal hinab, und ſchien von einer tiefen Bewegung ergriffen. „Sonderbar," ſagte er nach einigem Stillſchweigen, „habe ich doch ſeit acht Tagen meines Bruders gar nicht gedacht, und jetzt ſtellt ſich plötzlich ſein Bild vor mich."

„Ihr habt einen Bruder zu Hauſe, der Euch lieb iſt?" fragte Gilbert.

„Nicht zu Hauſe," erwiederte der Schwede; „er zog mit dem Heere unſers Königs aus, wie ich, ſtieg durch ſeine Tapferkeit zum Obriſten, und wurde, weil er klug iſt und welterfahren, von unſerm Kanzler Oxenſtierna nach Paris geſchickt, wo eine Krankheit ihn auf's Lager warf. Er iſt jedoch, Gottlob, wieder geneſen, und kann täglich bei uns eintreffen."

„Wollte Gott," ſeufzte der junge Edelmann, „ich hätte auch einen Bruder oder eine Schweſter, ſo wäre mir das Leben zu Hauſe nicht ſo traurig und oft widerwärtig.“

„Ihr habt doch Eltern?“

„Mein Vater lebt noch. Die Mutter ſtarb mir vor zwei Jahren. Ich weiß nicht, warum ſie der Himmel ſo früh zu ſich nahm. In ihrem Herzen war ſo viel Liebe, daß ſie allen Haß unter den Menſchen hätte verſöhnen können.“

Der Hauptmann drückte ſeinem Gefährten ſchweigend die Hand, und ſie ſtiegen jetzt die Höhe herab. In Gernsbach waren die meiſten katholiſchen Einwohner bereits geflohen; die dortigen Proteſtanten, als ſie einen ſchwediſchen Offizier ſahen, ſtrömten jubelnd herbei, boten ihm Erfriſchungen an und erkundigten ſich nach der Ankunft der ſchwediſchen Truppen. Einige warfen jedoch mißtrauiſche Blicke auf Gilbert, den ſie kannten, und ſteckten die Köpfe zuſammen. Der Hauptmann, welcher es bemerkte, nahm ſeinen Begleiter bei der Hand, und ſagte: „Lieben Leute, dieſer junge Mann hat mich vom Tode gerettet. In welcher Kirche er auch beten mag, ſo gehört er zu der Gemeinde der Guten und Redlichen.“ Die Einwohner betrachteten jetzt den Edelmann mit Verwunderung, und erwieſen ſich gegen ihn äußerſt freundlich. Nachdem Gilbert und der Hauptmann einige Erfriſchungen zu ſich genommen, ſetzten ſie ihren Weg nach Baden fort, wo ſie Nachmittags anlangten.

## V.

Die Stadt war faſt öde; die meiſten Einwohner hatten, ſobald Markgraf Wilhelm ſich entfernte, mit ihrer tragbaren Habe eine Zuflucht in den Hochgebirgen des Schwarzwaldes geſucht. Ein Trupp ſchwediſcher Reiter hielt bereits das neue Schloß beſetzt, um Plünderung und anderm Unfug abzuwehren. Durch ſeine Landsleute erhielt der Hauptmann Nachricht, daß ſein Regiment des andern Tags einrücken werde. Er und Gilbert, der in Baden die Rückkehr ſeines Knechts erwarten wollte, mußten lange um eine Herberge herumwandern, bis endlich ein altes Mütterchen im Badhaus zum Ungemach ſie aufnahm, und ihnen zwei luſtige Kammern anwies.

Während Hubald nach dem Schloſſe gieng, um ſich mit den Schweden dort zu beſprechen, machte Gilbert noch einen Spaziergang vor das Thor, und der Zufall führte ihn auf den Kirchhof. Er fand dort einen Maler, der eben beſchäftigt war, an der äußern Wand der Kapelle, in welcher die Gebeine der Verſtorbenen aufbewahrt wurden, einen Todtentanz zu vollenden. Es war ein Mann im Alter von dreißig Jahren, dem die braunen Locken nachläſſig um den Nacken hiengen. Ein trüber Ernſt lag über dem bleichen, eingefallenen

Antlitz, aber in den Augen brannte ein Feuer, welches ſeine Lebenskraft aufzuzehren ſchien.

„Ihr habt da einen Gegenſtand gewählt, der ſich für die Zeit ſchickt,“ redete Gilbert den Maler an.

„Und auch für mich,“ antwortete dieſer, „darum will ich mit meinem eigenen Bilde den luſtigen Reigen ſchließen. Nur fehlt mir noch der Jüngling; wollt Ihr mich Euer Konterfey nicht dazu nehmen laſſen?“

„Meines?“

„Warum nicht? Seht da die Jungfrau, welcher der Tod den Brautkranz reicht. Sie war ſo friſch und lebensluſtig, als Ihr, und ſeit vier Wochen liegt ſie dort an der Mauer, und der kühle Raſen hat ihr warmes Blut ſo abgekühlt, daß es nie mehr ſpringen wird.“

„War es vielleicht Eure Geliebte?“ fragte Gilbert.

„Ich meinte es, und eine Zeitlang meinte ſie es auch, aber wir hatten uns Beide geirrt.“

Gilbert fühlte, daß der junge Mann unglücklich ſeyn müſſe, und wollte das Geſpräch auf etwas Anderes lenken. „Ihr ſcheint nicht aus dieſem Lande zu ſeyn?“

„Ich bin aus Antwerpen und heiße Panneels,“ antwortete der Künſtler. „Dort lernt' ich bei dem trefflichen Rubens. Als der Markgraf Wilhelm, der am Hofe zu Brüſſel erzogen wurde, einſtmals nach Antwerpen kam, und meinen Meiſter beſuchte, ſah er bei ihm auch ein Bild von mir, und nahm mich in ſeine

Dienſte. So kam ich nach Baden. Auch habe ich's nie bereut, obwohl ich in der Heimath manchem Ungemach entgangen wäre. Am Ende führt doch jeder Weg zum Grabe. Der Markgraf iſt ein Herr, wie es wenige giebt, leutſelig, großmüthig, treu und redlich in Wort und That. Auch ehrt er die Kunſt, weil er die Sprache verſteht, womit ſie zum Herzen redet. Gott gebe ihm Glück. Wäre mein Arm noch ſtark genug das Schwert zu führen, ſo ſäß ich jetzt nicht hier wie ein Pinſel mit dem Pinſel, und malte einen Todtentanz."

Die Unterredung wurde durch einen jungen Mann unterbrochen, der zu ihnen trat. Es war eine hohe, edle Geſtalt, Mund, Naſe, Stirn von tadelloſer Zeichnung und das Auge voll Seele. Eine Weile betrachtete er das Gemälde und ſagte dann:

„Ich mag dieſe Todtentänze gern, obgleich Manche die Erfindung als leichtfertig tadeln, und meinen, es zeige ſich darin bloß ein lebenskräftiger Uebermuth, welcher des Todes und ſeiner Schrecken ſpotte. Mir deuten ſie die Nichtigkeit aller Dinge an, und beſonders deſſen, was wir Macht und Glanz nennen. Daß dies ſcherzend und ſpottend geſchieht, darin liegt eben das Treffende. In Italien habe ich dergleichen nicht geſehen, dort ſpringen vielleicht die Lebensquellen zu reichlich, und die Leute ſind zu ſehr gewöhnt ſich daran zu berauſchen, als daß ſie gerne an das Vertrocknen derſelben erinnert würden.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der junge Mann wieder, und verweilte bei einigen alten Grabſteinen, die er zu entziffern ſuchte.

„Wer iſt der Fremde?“ fragte Gilbert den Maler.

„Er heißt Peter Lattich, iſt Arzt, und hat gar zierliche und anmuthige Gedichte in lateiniſcher Sprache geſchrieben. In Italien, wo er ſich eine Zeitlang aufhielt, verliebte ſich ein Mädchen in ihn, und da ſie keine Erwiederung fand, wußte ſie ihm einen Liebestrank beizubringen. Seit der Zeit hat er Anfälle von Wahnſinn, die jedesmal aber nur kurz dauern. Er iſt jetzt auf der Heimreiſe begriffen.“

Gilbert ſchüttelte den Kopf. „Sollt' es wirklich ſolche Zaubertränke geben?“

„Wohl giebt es ſolche,“ verſetzte Pauneels, „obgleich die wenigſten im Topfe gekocht oder gequirlt werden.“

„Wie werden ſie denn bereitet?“

„Ei,“ ſagte der alte Maler lachend, „man trinkt ſie aus den Augen, oder aus der Rede, oder aus der Stimme, oder aus den Geberden und Bewegungen irgend einer Dirne, dann ſteigt eine Verwirrung vom Herzen in den Kopf, man hat den Himmel in der Taſche, und die Muſik der Sphären in den Ohren, bis der Rauſch ausgeſchlafen iſt, und beim Ausreiben der Augen ſich der Schatz als ein Häuflein Kohlen zeigt.“

Gilbert nahm jetzt Abſchied vom Maler, und wanderte noch eine Strecke in dem Thale hin, welches ſich gegen die Teufelskanzel aufwärts zieht. Dort ſetzte er ſich unter eine Buche auf ein Felſenſtück nieder, und ſah dem Spiele des kleinen Waſſerfalls zu, welchen ein Waldbach daſelbſt bildet, der vom Fuße des großen Staufen durch eine maleriſche Schlucht herabrinnt. Schon wurde es dunkler und einſamer im Thale, nur hie und da flatterte noch ein Vogel von einem Baume auf den andern, um eine bequemere Nachtherberge zu ſuchen; Gilbert wollte eben nach der Stadt zurückkehren, da vernahm er Fußtritte, die immer näher kamen, und bald erkannte er ſeinen treuen Steffen, den er mit ängſtlicher Sehnſucht erwartete.

„Bringſt Du gute Botſchaft?“ rief er ihm entgegen.

„Ich habe die Fährte des edlen Wildes aufgeſpürt,“ antwortete Steffen, der ſich gern der Weidmannsſprache bediente; „zu Gausbach erfuhr ich von einem glaubhaften Manne, die ehrwürdigen Frauen hätten den Weg nach der Herrenwieſe genommen; eine davon ſey krank in Forbach zurückgeblieben mit einer Novizin, die ſie pflege und warte.“

Dieſe Novizin konnte keine Andere ſeyn als Anna, denn ſie war damals die einzige im Kloſter. Gilbert gieng jetzt mit ſeinem Knechte nach der Herberge, nachſinnend, was zu thun ſeyn möchte. Am Thor begegnete er dem Hauptmann, welchem er die Nachricht mittheilte. „Ich weiß hier nur einen Rath,“ antwortete dieſer, „ich gebe Euch einige meiner Leute, auf die Ihr trauen dürft, als Schutzwache; mit dieſen geht Ihr nach Forbach, und laßt die Kranke nach Baden bringen, wo ſie und ihre Wärterin Sicherheit finden. Zugleich mögt Ihr dann einen Boten an ihren Vater ſchicken.“

Gilbert nahm den Vorſchlag des Hauptmanns mit Dank an, und ſie begaben ſich jetzt zuſammen nach ihrer Herberge. Da Gilbert am nächſten Morgen nach der Altenburg gehen wollte, ſo erbot ſich der Schwede, ihn dahin zu begleiten.

## VI.

Nirgends hatte wohl die Erſcheinung der Schweden ſo große Beſtürzung verbreitet, als auf der Altenburg. Rüder ſchlich umher, mit bleichem Geſichte und ſchlotternden Knieen, und fuhr zuſammen bei jeglichem Geräuſche. Obgleich vom ſchmutzigſten Geize beſeſſen, ließ er jetzt doch ſeinen Leuten täglich Wein und beſſere Nahrung reichen als gewöhnlich, und dem Einauge ſchenkte er zehn Goldſtücke und ein neues Wamms.

Einſt, in ſchlafloſer Nacht, brütete er über allerlei Entwürfen, ſprang dann plötzlich vom Lager auf, ſchob ſein Geld in einen Sack, und wanderte damit nach dem Fremersberg. Da die Laſt ſehr ſchwer war, ſo gedachte er ſein Silbergeſchirr in der folgenden Nacht wegzubringen. Dieß geſchah an demſelben Tage, als ſein Sohn in Begleitung des Hauptmanns nach der Altenburg kam. Es war noch früh am Morgen. Gilbert ließ für ſeinen Gaſt ein Frühſtück auftiſchen; die Wirthſchafterin brachte kalte Küche, einen Humpen mit Wein und zwei ſilberne Becher. Beide waren gutes Muths und tranken aufs Wohl und Glück ihrer Liebe. Als der Hauptmann den Becher wieder niederſetzen wollte, bemerkte er die kunſtreiche Arbeit daran; kaum hatte er ihn aber näher betrachtet, als er zuſammenfuhr und mit ungewiſſer Stimme rief: „Um Gotteswillen, das iſt der Becher meines Bruders, wie kommt er in dieſes Haus?“

Gilbert war überraſcht, und klingelte der Wirthſchafterin. „Wo habt Ihr dieſen Becher her, den ich noch nie bei uns geſehen?“

„Er ſtand im Schranke, bei den übrigen,“ antwortete die Frau ganz ruhig. „Ohne Zweifel hat ihn Euer Vater dahingethan.“

„Ich fürchte,“ fuhr der Hauptmann fort, „mein Bruder iſt in dieſer Gegend beraubt oder gar ermordet worden. Wo iſt Euer Vater? Er wird uns ſagen, von wem er den Becher erhalten, und das kann Licht geben in der dunkeln Sache.“

Die Wirthſchafterin wußte keinen Beſcheid, als daß der Edelherr ſchon vor Tagesanbruch das Schloß verlaſſen. Wohin er gegangen, war ihr unbekannt.

Der Hauptmann ſtand mit verſchränkten Armen da, und eine heftige Bewegung kämpfte in ſeinem Innern. Gilbert betrachtete ihn eine Zeitlang theilnehmend, dann trat er zu ihm und reichte ihm die Hand. „Ich will thun, was in meinen Kräften ſteht, Euch über das Schickſal Eures Bruders Auskunft zu verſchaffen. Iſt ein Verbrechen begangen worden, ſo wird es an den Tag kommen, und es ſoll blutig gerächt werden.“ Der Ton, womit Gilbert dieſe Worte ſprach, der Ausdruck offener Redlichkeit in ſeinem Geſichte, das Unbefangene in ſeinem ganzen Weſen ſchienen einen finſtern Argwohn zu zerſtreuen, der ſich in der Seele des Schweden erhoben hatte. Er erwiederte den Händedruck ſeines Gaſtfreundes, und ſagte: „Ich vertraue Euch ganz, und da meine Dienſtpflicht mich in dieſem Augenblicke nach Baden zurückruft, ſo überlaſſe ich es Euch, in der Gegend Nachforſchungen anzuſtellen. — Morgen erwarte ich Euch bei mir, wie es zwiſchen uns verabredet worden.“

Der Hauptmann verließ das Schloß, und Gilbert harrte mit Unruhe der Rückkehr ſeines Vaters. Die letzten Worte des Hauptmanns hatten ihm aber auch die Geliebte wieder in's Gedächtniß gebracht; er fertigte einen Boten nach Erſtein ab, und meldete dem Vater des Fräuleins, was ſich in Frauenalb zugetragen. Kaum war dieſes Geſchäft beſorgt, als Rüder und Einang hereintraten. Der Alte ſchien etwas betroffen beim Anblick ſeines Sohnes. „Vater, wie kommt dieſer Becher in unſer Haus?“ fragte Gilbert.

Rüder erblaßte, ſeine Kniee wankten, und er mußte ſich an der Lehne eines Seſſels feſthalten.

Einang lächelte hämiſch und nahm das Wort: „Herr, dieſen Becher hat ein Jude mir unten auf der Straße bei Sinsheim zum Kauf angeboten. Er wollte ihn im Walde bei Tiefenau gefunden haben. Da der Kerl verdächtig ausſah, ſchalt ich ihn einen Dieb, und that, als ob ich ihn ergreifen wollte, da lief er davon, und ließ mir den Becher.“

Gilbert war zu arglos, um ſich nicht durch die falſche Rede täuſchen zu laſſen. Zwar hatte er wohl das Zittern und Erblaſſen ſeines Vaters bemerkt, und eine ſchreckliche Ahnung war augenblicklich in ihm erwacht, doch ſein frommer, kindlicher Sinn ließ ſie nicht zum klaren Gedanken werden. Er rief den treuen Steffen, und gab ihm Auftrag, in der Gegend Kundſchaft über den ſchwediſchen Obriſten einzuziehen.

Am nächſten Morgen gieng er nach Baden, und gab dem Hauptmann Bericht von der Ausſage des Knechts, und der Abſendung des Kundſchafters. Dem Schweden kam ſchnell ein Argwohn. „Seyd Ihr der Geſinnung dieſes Knechts verſichert?“ fragte er.

„Eines Bubenſtücks mag dieſer Einaug wohl fähig ſeyn,“ antwortete Gilbert. „Wenigſtens habe ich nie Vertrauen zu ihm gewinnen können. Er iſt tückiſch und verſchlagen.“

„Ich will mir die Sache überlegen,“ ſagte der Hauptmann, „und wenn Ihr von Forbach zurückkommt, Euch meinen Entſchluß mittheilen. Für die Aufnahme der kranken Nonne und ihrer Wärterin iſt geſorgt. Im Garten der Kapuziner, die ſich unſerm Schutze empfohlen haben, den wir ihnen auch angedeihen laſſen, ſteht ein abgeſondertes bequemes Häuschen; die guten Väter wollen es der Kranken gern einräumen. Zu Eurer Sicherheit gebe ich Euch zwei tüchtige Männer, auf die Ihr zählen könnt in jeder Gefahr.

## VII.

Gilbert trat nun mit ſeinen Begleitern den Weg nach Forbach an. Bei einigem Nachdenken kam es ihm jedoch gewagt vor, die zwei ſchwediſchen Soldaten tiefer in's Gebirg mit ſich zu nehmen, wo die Thalbewohner ſich vielleicht auf einen Widerſtand gegen die Feinde gefaßt hatten, und die Erſcheinung der Krieger ſie zu einer Gewaltthat reizen konnte. Er ließ ſie daher in Weiſenbach zurück, und ſetzte den Weg allein fort, doch begleitet von einem Hunde. Als er ſich der Höhe bei Langenbrand näherte, wo ſenkrechte Felswände das Beet der Murg einſchließen, und der Pfad an den Wipfeln der Eichen hinführt, die ſich vom tiefen Ufer erheben, wurde er durch ein fürchterliches Halt! aus dem Gebüſche erſchreckt. Pater Sebald und zwei ſeiner mit Prügeln bewaffneten Schnapphähne vertraten ihm den Weg, und ſchrien, daß er ſterben müſſe, weil er ein Anhänger der Feinde des Glaubens und des Landes ſey. Gilbert faßte ſich ſchnell. „Ehrwürdiger Herr,“ ſagte er, „Ihr werdet mich doch nicht mit meinen Sünden in die Ewigkeit ſchicken. Hört erſt meine Beichte.“

Der Mönch war es zufrieden; er ſetzte ſich auf den Rand eines Felſens am Wege, legte ſeine Büchſe neben ſich und befahl dem Edelmann, nieder zu knien. Gilbert gab ſchnell ſeinem Hunde das Zeichen, worauf dieſer abgerichtet war. Der Hund umklammerte den Mönch mit Blitzesſchnelle und ſo ungeſtüm, daß er das Gleichgewicht verlor, und rücklings über den Felſenrand in den Strom hinabſtürzte. Kaum rettete ſich der Hund noch durch einen Sprung. In demſelben Augenblicke ergriff Gilbert die Büchſe des Mönchs und legte auf die beiden Schnapphähne an, die ſich zitternd auf die Erde warfen, und um Schonung flehten. „Wir ſind arme Taglöhner,“ ſagten ſie, „haben

Weib und Kind, und keine Heimath mehr. Der Pater Sebald hat uns reiche Beute verſprochen und einen noch reicheren Gotteslohn, darum haben wir uns von ihm bethören laſſen."

Gilbert ſchenkte Jeglichem ein Silberſtück, und ermahnte ſie, ſo ſchnell als möglich in das Hochgebirg zu fliehen, weil die Schweden bereits in Weißenbach ſeyen. Dieſe Liſt wirkte; die Schnapphähne eilten ängſtlich dem Gebirge zu.

Den Weg bis Forbach ſetzte Gilbert ohne weiteren Unfall fort. In einer elenden Hütte fand er die kranke Nonne mit der geliebten Nivizin, die ihm beim Eintreten ein Zeichen gab, die Schlummernde nicht zu ſtören. Gilbert reichte ihr die Hand, die ſie freundlich annahm, und ihn dann hinausführte unter die Bäume im Hofe, nachdem ſie die Bäurin gebeten hatte, bei der Kranken zu bleiben. Der junge Mann erzählte ihr kurz, was ſich mit ihm zugetragen, und fügte bei, wie er gekommen ſey, um die Nonne und ſie nach Baden abzuholen. Anna war gerührt über ſo viele Theilnahme, und freute ſich beſonders, daß er ihrem Vater Nachricht von ihrer Lage gegeben. Gilbert hätte ihr gern von ſeinen Wünſchen und Hoffnungen geſprochen, aber die Scheu hielt ihn zurück, denn es däuchte ihm unſchicklich an dieſem Ort und unter dieſen Umſtänden. Doch ſagten der Jungfrau ſeine Blicke, was der Mund nicht zu reden wagte.

„Es iſt eine ſchwere, trübe Zeit,“ ſeufzte ſie mit Erröthen, „aber wenn auch der Weg über Dornen geht und die Zukunft ungewiß vor uns liegt, ſo wollen wir doch den Muth und das Vertrauen nicht verlieren.“

Als die Kranke erwachte und den Vorſchlag hörte, richtete ſie ſich von ihrem Lager auf und betrachtete Gilbert eine Weile, hierauf nahm ſie ſeine Hand und ſagte: „In Baden alſo ſoll ich ſterben, und Ihr wollt mich dahin bringen; habt Dank dafür, denn dort liegt meine gute Schweſter begraben, und die wird ſich freuen, wenn ſie mich einſt beim Erwachen neben ſich ſieht. Ach, es iſt traurig, auch im Grabe unter lauter Fremden zu wohnen.“

Sie fühlte ſich jetzt von Stund an beſſer und ſtark genug, die Reiſe zu ertragen, wozu der nächſte Tag beſtimmt wurde. Da keine Tragbahre zu finden war, ſo mußte man ſich derjenigen bedienen, auf welcher die Todtenſärge nach dem Friedhofe getragen wurden. Mit Mühe konnte man aber die nöthigen Träger finden, denn die Einwohner des Dorfs hatten große Furcht vor den Schweden. Doch ließen ſich endlich einige Holzhauer durch Geld und Gilberts Betheurungen, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden ſolle, zu dem Gang bereden. Der Zug, welchen von Weißenbach aus die beiden ſchwediſchen Soldaten begleiteten, kam ohne einen widrigen Zufall in Baden an, wo

Fräulein Anna und die Nonne bei den Kapuzinern eine bereitwillige Aufnahme fanden.

## VIII.

Nachdem Gilbert ſein dringendes Geſchäft abgethan, gieng er zu dem Hauptmann, den er ſehr düſter und niedergeſchlagen antraf. „Es ſind Nachrichten da,“ ſagte er zu Gilbert, „daß mein Bruder bereits vor zwölf Tagen Paris verlaſſen. Auch in Straßburg hat man ihn geſehen. Der Becher allein kann auf die Spur führen, und ich muß den Burſchen, der ihn von einem Juden erhalten haben will, verhaften laſſen.“

Gilbert hatte dagegen nichts einzuwenden. Damit jedoch ſein Vater durch das plötzliche Erſcheinen ſchwediſcher Truppen auf der Altenburg nicht erſchreckt werden möge, wollte er ſich ſogleich nach Hauſe begeben, und ihn davon unterrichten. Es war um die Zeit der Abenddämmerung, als er auf der Burg ankam. Rüder hatte ſich aber bereits entfernt, denn er pflegte aus Beſorgniß die Nächte auf dem Fremersberg zuzubringen, und kehrte erſt Morgens mit Tagesanbruch wieder auf das Schloß zurück. Kaum zeigte ſich die erſte Morgenröthe, als ein Trupp Schweden die Burg umſtellte, und Einlaß verlangte. Ihr

Anführer, ein junger Offizier, forderte die Auslieferung des Einaug. Gilbert befahl den Knechten, ihn herbei zu holen, es koſtete jedoch Zeit und Mühe, ihn in dem Schlupfwinkel zu entdecken, wohin er ſich verkrochen. Der Offizier ließ ihn ſogleich binden und abführen. Er war mit ſeinem Gefangenen kaum in Baden angekommen, als ein anderer Haufe ſchwediſcher Krieger auf die Altenburg zuſtürmte. Sie waren vom Regiment des Obriſten Hubald, und wurden von ſeinem Diener geführt. Der Zug gieng nach der Eiche, wo der Ermordete begraben lag. Es fehlte an einem Grabſcheit, um die Erde hinweg zu räumen, da kam der närriſche Peter daher, und brachte eins. Als die Schweden des Leichnams mit der Wunde anſichtig wurden, brachen ſie in Wuth aus, und ſchwuren ſchreckliche Rache. In dieſem Augenblicke kehrte Rüder vom Kloſter, wo er die Nacht zugebracht, auf ſeine Burg zurück. „Der Todtengräber! der Todtengräber!“ rief Peter mit grinſendem Lachen, und zeigte auf den Edelmann hin, der ſich ins Gebüſch verſtecken wollte. Einige Soldaten zerrten ihn herbei, er glaubte ſich verrathen, fiel auf die Knie und rief, indem er ſich ſchaudernd von dem Todten abwandte: „Ich bin der Mörder, aber übt Barmherzigkeit!“

Ein alter Unteroffizier befahl ihn zu binden und in das Staabsquartier zu führen, viele Stimmen aber riefen: „nein, nein, auf der Stelle ſoll er ſterben.“

Während dieſes Geſchreis kam vom Berge her ein Franciskaner-Mönch, der einem Sterbenden das Abendmahl reichen wollte. Rüder meinte, der Prieſter komme, um ihm das Brod der Sühne zu bringen, er breitete ſeine Arme gegen denſelben aus, und ſprach: „Ihr wißt, ehrwürdiger Vater, daß ich vor wenigen Tagen meine Beichte in Eurem Kloſter abgelegt. Ich bin zwar nicht würdig, das Mahl des Herrn zu empfangen, aber gebt es mir zur Stärkung im ſchweren Kampfe.“ Der Prieſter zauderte, und ſeine Blicke ſchienen die Soldaten zu fragen, da ſagte der alte Unteroffizier: „Wir ſind auch Chriſten, wenn wir gleich in dem einen und andern nicht ſo denken, wie Ihr. Schlagt dem Graukopf ſeine letzte Bitte nicht ab.“

Der Lärm bei der Eiche war jetzt auch in die Burg gedrungen; Gilbert vernahm die Gefahr, worin ſein Vater ſchwebte, und eilte, ihm wo möglich Hülfe zu bringen. Er ſah, wie der Alte zitternd und marmorbleich das Abendmahl empfieng, und, als kaum das Wort geſprochen war: „Herr, gehe ein unter mein Dach, ſo geſundet meine Seele,“ ein Krieger ihn von hinten mit dem Schwerte durchſtach. Gilberts Füße wurzelten am Boden, Todesſchauer durchrieſelte ſein Gebein, und der Schrei ſtockte im weit geöffneten Munde. Einer der Knechte, welcher bei dem Auftritte gegenwärtig geweſen, trat zu ihm, und ſagte:

„Herr, faßt Euch. Er hat den Mord an dem ſchwediſchen Obriſten geſtanden, und da mußte er ja wohl ſterben.“

Gilberts Lebensgeiſter kehrten bei dieſer Nachricht zurück; er ſchaute zum Himmel auf, und rief tief erſchüttert: „Herr, ſey ſeiner Seele gnädig!“ Hierauf gieng er zu den Soldaten, und bat ſie, den Leichnam ſeines Vaters nicht zu mißhandeln ſondern ihm zum ehrlichen Begräbniß zu überlaſſen. Einige lärmten heftig dagegen und riefen: „Hier an die Eiche ſoll er genagelt werden!“ Der Unteroffizier ſuchte ſie zu beſchwichtigen. „Er hat ſeine Strafe erlitten, und damit iſt ſein Verbrechen ausgethan bei den Menſchen. Wie Gott richtet, wiſſen wir nicht.“

Gilbert warf ſich vor dem Erblaßten nieder und faltete die Hände zum Gebet. Die Umſtehenden Soldaten wurden gerührt, und einige nahmen ihre Hüte ab, und beteten ebenfalls. Da plötzlich ſliegen aus dem Innern der Burg Rauch und Flammen auf. Man wollte zu Hülfe eilen, fand aber das Thor verriegelt. Indem alles beſchäftigt war, das Thor einzuſprengen, erſchien der närriſche Peter auf der Zinne des Schloßthurms, und brach in ein gräßliches Gelächter aus. „Ich habe ein Johannisfeuer angezündet,“ rief er, „ein Johannisfeuer. Springt darüber, wenn ihr gute Beine habt, morgen iſt Sankt Johannistag.“

Peter hatte ſich in die Burg geſchlichen, während die Bewohner nach der Eiche rannten, dort in der Küche einen Brand genommen, und das Feuer im Stall, Schuppen und einigen Gemächern angelegt, auch das Thor hinter ſich verriegelt, um nicht gehindert zu werden.

Einige Knechte wollten durch die Hinterpforte eindringen, die an den Ställen lag, aber hier trieb ſie der erſtickende Qualm zurück. Endlich wagte ſich einer hindurch und öffnete die Haupt-Pforte. Es war ein gräßlicher Anblick; aus den Fenſtern und Thüren ziſchten wogende Flammen, unter den Dächern quollen ſchwarze Dampfwolken hervor, die Pferde hatten ſich losgeriſſen, und jagten tobend und wiehernd im Hofe herum, die Hunde heulten, und dazwiſchen tönte jetzt die Glocke der Burgkapelle. Es war der Wahnwitzige, der ſie läutete. Alle Bemühungen, dem Feuer Einhalt zu thun, waren vergeblich, doch gelang es, manches von den Geräthſchaften zu retten und in's Freie zu bringen. Peter hatte in der Sakriſtei ein prieſterliches Gewand gefunden, es übergeworfen, und ſich an den Altar geſtellt, er rief den Eintretenden entgegen:

„Du Natterngezücht willſt Wunder und Zeichen haben, ehe Du glaubſt! Nun ſo bleibt hier, ſeyd Zeuge, wie das Feuer dieß heilige Haus verſchont, und dieß prieſterliche Gewand und mich, der ich jetzt ein Geſalbter des Herrn bin, den er ſchickt in dieſer Zeit der Verwirrung.“ Die Soldaten lachten und ermahnten ihn, zu fliehen, da in wenig Augenblicken der Brand auch die Kapelle ergreifen müſſe. In der That fieng auch ein Holzhaufe, der dicht an der Mauer ſtand, ſchon lichterloh zu brennen an, und die Flamme ſchlug bereits an den Fenſtern hinauf, aber Peter blieb ruhig in ſeiner Stellung. „Kniet nieder,“ ſagte er, „und empfangt meinen Seegen, und dieſe Flammen werden an Euren Haaren ſpielen und keines derſelben verletzen, ſie werden, wie zahme Schlangen, ſich um Eure Füße wickeln, und ihr Hauch wird nicht ſengen, ſondern kühlen.“ Die Soldaten fühlten Mitleid mit dem Unglücklichen, doch die immer näher drohende Gefahr zwang ſie, ſich eiligſt zu entfernen. Peter verharrte an ſeiner Stelle, und man fand ſpäter, beim Aufräumen der Trümmer, ſein verbranntes Gebein neben dem Altar.

Gilbert ſah dem Brande mit einer ſtarren Kälte zu, und traf nicht die mindeſte Anſtalt zum Löſchen. Als das Feuer immer weiter um ſich griff, und einige ſeiner Leute jammerten und wehklagten, ſagte er zu ihnen: „Laßt geſchehen, was geſchehen muß. Ich hätte doch nicht mehr in dieſen Hallen wohnen mögen, die durch eine Unthat befleckt wurden, und der Himmel will, daß ihre nackten ſchwarzen Mauern daſtehen ſollen, als warnendes Zeichen für die Nachkommen.“

Die Nachricht von dem Begebniſſe auf der Altenburg war ſchnell nach Baden gelangt. Der Hauptmann eilte hinaus, und fand Gilbert eben beſchäftigt, die Leiche ſeines Vaters in das Kloſter auf dem Fremersberg bringen zu laſſen. Als er ſah und hörte, was vorgegangen, reichte er dem jungen Manne die Hand mit den Worten:

„Ihr habt viel verloren, aber Euch bleibt ein Freund, und eine treue Geliebte.“ Gilbert warf ſich an ſeine Bruſt, und Thränen ſtrömten aus ſeinen Augen. Der Hauptmann bat ihn, mit ihm nach Baden zu gehen. Gilbert war es zufrieden. „Entfernt von dem Schauplatze des Mords und in der Nähe der Unſchuld werde ich wieder Ruhe finden;“ ſagte er zu ſich ſelbſt, und folgte ſeinem Freunde.

Als ſie in Baden angekommen waren, erſuchte er den Hauptmann, ihn zu dem Fräulein zu begleiten, denn ſie allein zu beſuchen, däuchte ihm unſchicklich. Anna hatte bereits vernommen, was geſchehen und empfieng ihn mit herzlicher Theilnahme.

„Fräulein,“ ſagte Gilbert, „die Burg meiner Väter liegt in Aſche, und unter ihren Trümmern ſind meine Freuden und Hoffnungen begraben. Es war eine Zeit, da ich träumen durfte, ich würde an Eurer Hand den Weg zum Glücke finden. Die Meinige iſt rein, aber ich bin der Sohn eines Verbrechers.“

Mehr konnte er nicht ſprechen, ein ſtechender Schmerz hemmte ſeine Worte. Das Fräulein blickte ihn an mit der Milde und Huld eines Engels. „Oft,“ ſagte ſie, „habe ich in den Geſchichtbüchern unſeres überrheiniſchen Landes geleſen und darin gefunden, daß faſt alle alten Geſchlechter Blutſchuld auf ſich geladen. Auch unſer Haus iſt davon nicht rein geblieben. Mein Aeltervater, Diether von Erſtein, hatte eine ſchöne und tugendhafte Gattin. Sein Kaſtellan, der einen ſchweren Haß gegen ſie im Herzen trug, brachte meinem Aeltervater einen Argwohn gegen die Treue ſeiner Hausfrau bei, und ſchwur, daß ſie ihm in einem Haferbrei, den er gern aß, Gift beizubringen gedenke. Der Kaſtellan miſchte aber ſelbſt Gift in den Brei, und mein Aeltervater, der leichtgläubig war und jähzornig, zwang ſeine Frau, davon zu eſſen. Sie ſtarb, aber ihre Unſchuld kam bald nachher an den Tag. Seitdem iſt auch auf dem Schloſſe Erſtein die Gewohnheit, dem Hausgeſinde und den Armen des Dorfs am Todestage meiner Aeltermutter einen Haferbrei vorzuſetzen.“

„Ich könnte auch eine ſolche Geſchichte aus meiner Familie erzählen,“ nahm der Hauptmann jetzt das Wort; „aber wenn wir nicht als unſer Eigenthum betrachten dürfen, was unſere Väter Edles und Großes gethan, ſo wäre es ungerecht, ihre Sünden auf unſere Rechnung zu ſchreiben. Oft iſt ja auch der Wille nicht bei der ſchwarzen That, wo die That ſelbſt nicht immer bei dem Willen iſt.“

Gilbert verließ das Fräulein etwas leichter, und noch größere Beruhigung fand er in den Geſprächen mit Hubald. Nach zwei Tagen langte Annens Vater an. Er war ein gerader, ſchlichter Mann, grundehrlich und wohlwollend, aber von etwas derbem Korne. Gilbert erzählte ihm, was ſich zugetragen, ohne etwas zu beſchönigen. „Daß Dich die Raben freſſen, Du alter Schwarzkopf,“ rief der Erſteiner, nachdem jener geendigt hatte. — „Nimm mir's nicht übel, Gilbert, Du biſt ein wackerer Junge, aber Dein Vater hatte ein Herz ſo ſchimmlicht, wie ſeine goldenen Männer in der Küſte, die nun wohl unter den Steinhaufen der Altenburg liegen, und auf denen er ſitzen wird als ein ſchwarzer Hund oder als ein Wolf mit feurigen Augen.“

Gilberts kindliches Gemüth wurde tief verletzt durch dieſe Aeußerung, doch ſchwieg er. Der Herr von Erſtein verlangte jetzt, ſeine Tochter zu ſehen, und ließ ſich von Gilbert zu ihr führen. Sie fanden ſie in Thränen, denn die Nonne, welche ſie gepflegt, war eben verſchieden. „Hör', Anna,“ ſagte der Alte, „ich will Dir etwas zum Troſte ſagen. Deine Mutter ſieht nun ein, daß die Klöſter unſern Töchtern keine Freiſtätte mehr gewähren, ſeit die Zeit närriſch geworden, und die Menſchen mit ihr. Deine Kranke hat den beſten Theil erwählt, bei den ehrwürdigen Vätern hier wird ſie ruhig ſchlafen, Du aber gehſt mit mir nach Hauſe. Die Dirnen ſind überhaupt nicht auf der Welt, um Nonnen zu werden. Dem armen Jungen da haben ſie das Neſt abgebrannt, er kann mit uns ziehen. Jetzt, Gilbert, führ' mich in einen Gaſthof, aber nicht wo der Hunger in der Küche ſitzt und der Durſt im Keller."

Gilbert gieng mit ihm nach dem Ungemach, wo ſie den Hauptmann fanden. Dieſer nahm die Gelegenheit wahr, mit dem Alten von Gilbert und ſeiner Tochter zu reden. Der Erſteiner lächelte und rieb ſich die Hände. Als der Wein kam, welchen Gilbert unterdeſſen beſtellt hatte, nöthigte er beide zum Trinken, ſang und pfiff und erzählte luſtige Schwänke. Eine Stunde mochten ſie wohl gezecht haben, da ergriff er Gilberts Hand und ſagte: „Deine Burg iſt abgebrannt, gieb nun auch Deinem Namen den Abſchied. Du weißt, ich habe keinen männlichen Erben. Gefällt Dir meine Anna, und gefällſt Du ihr, ſo feiern wir bald eine Hochzeit, und Du pflanzeſt, ſo Gott will, den Namen Erſtein fort, und bleibſt im ſchönen überrheiniſchen Lande. Auf der Altenburg mögen die Eulen niſten und die Iltiſſe und Marder ihre Herberge nehmen."

Gilbert war außer ſich vor freudiger Ueberraſchung. „Ja," rief er, „mein Name ſoll untergehen, damit ich mich ſelbſt wieder erheben kann."

Wenige Wochen nachher wurde er mit der Geliebten getraut, und nie mehr wollte er die Stätte ſehen, wo die Altenburg geſtanden.

# Heinrich Wynghen.

# Heinrich Wynghen.

Die Holländer haben eine Geſchichte, aber keine Geſchichtsmalerei. Dagegen hat ſich ihre Neigung in der Kunſt hauptſächlich auf ländliche Gegenſtände gewendet. Dieß läßt ſich wohl erklären, denn im Menſchen bleibt ein unvertilgbares Sehnen nach der Natur, wenn ihn auch das Leben noch ſo weit von ihr abzieht, und es zeigt ſich in dieſer Hinſicht eine wunderbare Uebereinſtimmung bei zwei, ſonſt in ihrer ganzen Art weſentlich verſchiedenen Völkern, den Engländern und Batavern. Beide beſtehen aus Handelsleuten, und bei beiden haben die Gartenkunſt und die Landſchaftsmalerei vorzüglich Eingang gefunden. In Holland blühte die letzte beſonders im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert, zur Zeit, da in der Nation noch eine edle, kräftige Selbſtſtändigkeit vorhanden war, und ihre Söhne, als kühne Schiffer, tapfere Krieger, weiſe Forſcher und wackere Künſtler mit einander wetteiferten. Die Geiſter wurden durch inneren Trieb und durch Anregung von Außen in die verſchiedenen Bahnen geführt, die ſich vor ihnen aufthaten, und alle, mehr oder weniger, zu Ehre und Ruhm führten.

Die Erzählung, welche wir hier geben, fällt in jene Zeit, und wenn darin die Dichtung mit der Wahrheit gemiſcht erſcheint, ſo gehören dieſer doch die Hauptmomente an, jener bloß die Nebenumſtände und die zum Theil veränderten Namen.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert lebten in Amſterdam zwei junge Landſchaftsmaler, Heinrich Wynghen und Adrian van der Velde genannt. Beide waren von der Natur mit mancherlei Gaben reichlich ausgeſtattet worden, und beide liebten ſich wie Brüder. Eines Abends, als Adrian zu ſeinem Freunde ins Zimmer trat, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen, ſaß dieſer ganz tiefſinnig am Tiſche, den Kopf auf die Hand geſtützt, und neben ihm am Boden lag ein geſchnürter Reiſebündel.

„Was ſoll das?“ fragte Adrian.

„Endlich bin ich zu einem Entſchluſſe gelangt,“ antwortete Heinrich; „morgen trete ich die Wanderung nach der Schweiz an. Du wunderſt Dich, wie das ſo plötzlich gekommen. Laß Dir's erzählen. Als ich dieſen Morgen durch die Stadt gieng, begegnete mir ein Leichenzug. Auf meine Frage, wen man zu Grabe trage, erfuhr ich, es ſey ein junger Schweizer, der am Heimweh geſtorben. Das ſchnitt mir tief in's Herz. Wir Bewohner der langweiligen Flächen wiſſen nichts von dieſer Krankheit. Ich muß jene Berge, jene Wälder ſehen, die eine ſolche Sehnſucht wecken können, eine ſolche Liebe, daß die Trennung von ihnen den Tod bringt.“

„Du weißt, daß wir hierüber einerlei Sinnes ſind,“ unterbrach ihn ſein Freund; „dem Landſchafter muß die Natur in ihren mancherlei Geſtalten zum Vorbilde dienen; hier aber iſt alles Kunſt und Künſtelei; dieſe Bäume, in Reih und Glied geordnet und mit verſchnittenen Kronen, dieſe meilenlangen, geraden Kanäle und Straßen, dieſe geputzten Bauernhäuſer, die ſich ihrer ſchlichten Bewohner ſchämen — alles dieß ekelt mich an, und mein Vorſatz, nach Italien zu gehen, ſteht noch feſt in mir; jeder Menſch, beſonders der Künſtler, den nicht ſein Geſchick irgendwo feſt gebannt hält, ſoll der innern Stimme folgen. Zieh mit Gott, Heinrich! Nach fünf bis ſechs Monaten ſehen wir uns, denk' ich, in der Schweiz wieder.“

Die Freunde brachten den Abend noch in traulichen Geſprächen zu, und in der Frühe des andern Morgens pilgerte Wynghen fröhlichen Muthes den ſchönen Ufern des Rheins entgegen. Hoch ſchlug ſein Herz, als er bei Arnheim zum erſtenmale den herrlichen Strom erblickte, der aus dem Lande ſeiner Sehnſucht kam, und ihm nun gleichſam als Wegweiſer dahin dienen ſollte.

Die erſten Tage war es mit ſeiner Reiſe ziemlich raſch gegangen. Beim Eintritt aber in das wunderſchöne Thal zwiſchen Coblenz und Bingen, wo ſich jede Viertelſtunde eine neue, zauberiſche Landſchaft vor den Augen des Wanderers entfaltet, und die bald großen, bald anmuthigen Scenereien der Natur noch bedeutſamer und anſprechender werden durch ſo viele Ueberreſte und Anklänge einer reichen Vergangenheit; da wurde es ihm ſchwer, ſich von Erſcheinungen loszureißen, die ihm ſo neu und doch wieder ſo befreundet vorkamen, als würden bei ihrem Anblick die farbloſen Bilder aus den dunkeln Erinnerungen ſeiner Kinderjahre wieder lebendig. Zeichnen konnte er wenig, ſo oft er ſich auch daran gab; denn ſein Gemüth war zu gewaltig angeregt, und es wurde ihm in der erſten Zeit ſchwer, die verſchiedenen Gegenſtände in ihren eigenthümlichen Formen aufzufaſſen und feſtzuhalten.

Froh und frei und glücklich, wie er ſich nie gefühlt, langte er endlich in der Schweiz an, und wählte ſeinen erſten Aufenthalt am Fuße des Albis, wo er ſich, nicht weit von Wollishofen, in einem einſamen, aber maleriſch gelegenen Bauernhauſe einmiethete, und nun ſeine Ausflüge in die herrliche Gegend begann.

Eines Tages beſtieg er einen der Vorhügel des Albis, wo zwiſchen alten Eichen und melancholiſchen Tannen die wenigen, ſparſamen Trümmer einer zerſtörten Ritterburg ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zogen. Er zeichnete den Umriß der Ruine in ſein Skizzenbuch, und wollte ſich eben wieder entfernen, als er ein Hirtenmädchen und einen Knaben bemerkte, die ihre kleine Heerde am Abhange des Hügels weideten. Der Fremde mit ſeinem Buche hatte ihre Neugierde erregt, und verwundert ſchauten ſie hinter dem Stamme eines Baumes hervor, unwiſſend, was der junge Mann eigentlich wolle; denn das Zeichnen war ihnen etwas Unbekanntes.

Wynghen gieng freundlich auf ſie zu, und fragte nach dem Namen der Ruine. Der Knabe ſchmiegte ſich furchtſam an ſeine Schweſter, aber das Mädchen antwortete lächelnd und unbefangen:

„Es iſt das Schloß Manegg."

„Weißt Du mir nichts davon zu erzählen?"

Die Hirtin erröthete. „Ihr wißt gewiß beſſer, was davon zu ſagen iſt, denn Ihr habt's ja in Euer Buch geſchrieben."

Der Künſtler zeigte ihr ſeine Skizze. „Ei, das iſt ja die Burg hier," rief ſie erſtaunt. „Ihr wollt doch nicht mit den Geiſtern verkehren, die darin hauſen?"

„Ich verkehre lieber mit Menſchen," erwiederte Wynghen, „beſonders mit ſo ſchönen Kindern wie Du eins biſt."

„Ei, ſpottet nicht," verſetzte die Hirtin. „Auf dieſer Burg wohnte vor vielen, vielen Jahren ein Ritter, der Mamoß genannt wurde, und ſeine Freude daran hatte, hübſche Lieder zu machen; Leute, welche die Nacht auf dem Albis zubringen, hören ihn noch manchmal ſingen, und unſer Küſter hat ihn um Mitternacht vor Oſtern geſehen; da ſaß er auf dem Gemäuer, ſchneeweiß gekleidet, und ein ſchönes Knäblein brachte ihm eine Harfe, und er fieng darauf zu ſpielen an.“

„Das iſt kein böſer Geiſt, der die Menſchen mit Saitenſpiel und Geſang erfreuen will. Möchteſt Du mir nicht eines von den alten Liedern ſingen? Du weißt gewiß welche.“

„Wenn Ihr morgen Früh oder morgen Abend hier auf dem Hügel ſeyd, könnt Ihr mich da unten im Thal ſingen hören,“ entgegnete die Hirtin, indem ſie züchtig die Augen niederſchlug.

„Wohnſt Du da unten?“

„Dort am Bach. Seht nur, die Firſt guckt über die Weiden hervor, und nebenan ſteht eine Erle mit einem Elſterneſt.“

„Und wie heißeſt Du? ſchönes Kind.“

„Ich heiße Väteli, und mein Vater heißt Gotthardt.“ In dieſem Augenblicke tönte ein Horn vom Thal herauf. „Jetzt müſſen wir heimtreiben, mein Bruder giebt das Zeichen. Gute Nacht, Herr!“

Mit dieſen Worten eilte ſie zu ihren Rindern, während Heinrich ihr nachſchaute, bis ſie in der Tiefe verſchwand. Die Schönheit in ihrer erſten, reinen, friſchen Blüthe übt eine geheime Macht über das Herz des Jünglings, aber ihr Zauber wirkt unwiderſtehlich, wenn ſich damit Unſchuld, Offenheit und jene kunſtloſe Anmuth verbinden, die man oft unter den ſchuldloſen Töchtern der Natur findet. Wonghen fühlte dieß jetzt, und er war geneigt, es für eine glückliche Ahnung zu halten, die ihn nach den Bergen der Schweiz gezogen.

Bei ſeiner Nachhauſekunft ſuchte er das Geſpräch mit ſeinem Wirthe zwar nicht auf die Hirtin, aber doch auf ihre Wohnung zu lenken, indem er von der anmuthigen Lage des Hauſes ſprach. Der Mann ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt ein wunderlicher Kauz, der da ſein Neſt hat, ehrlich, aber reich und ſtreng, und kein gutes Wort kann ſeinen Sinn beugen. Sein Geld hütet er wie ſeine Augen, und hat ſchon drei Burſche abgewieſen, die um ſeine Tochter freiten, weil keiner eine ganze Sennete*) beſaß. Die Dirne iſt hübſch und wacker.“

Wonghen ſchlief ein und erwachte mit dem Gedanken an die ſchöne Hirtin. Als kaum die nächſte Sonne herauf ſtieg, eilte er zu den Ruinen von Manegg, und ſchaute in das Thal hinab. Bald vernahm er Bätely's Stimme, die ein Morgenlied ſang. Der Künſtler fieng zu zeichnen an, aber es wollte heute nicht recht damit gehen. Jeden Augenblick ſchielte er von dem

---

*) Sennete, eine Heerde von ohngefähr 30 Kühen.

Blatte weg, ob die Hirtin nicht den Weg herauf komme. Endlich hörte er das Getön der Glocken, und ſah ſie mit ihrer Heerde höher auf dem Berge, über den Ruinen. Sie hatte einen andern Weg dahin genommen, konnte aber von dem Platze leicht die Trümmer der Burg ganz überſchauen. Wynghen ſuchte bald eine bequemere Stelle zum Zeichnen, das Mädchen ſah ſich nach freundlichem Schatten um, als die Sonne höher ſtieg, und ſo näherten ſich beide einander immer mehr und mehr, bis ſie an einer Felſenquelle zuſammen kamen, um welche der Boden rings mit Waldkreſſe bedeckt war.

Der Stoff zum Geſpräche war bald aufgefunden. Wynghen erkundigte ſich nach der Gegend, und erzählte hierauf mancherlei von ſeinem Vaterlande. Die Hirtin wollte kaum glauben, daß es ein Land geben könne ohne Alpen und Sennen, ohne Thäler und meilenlange Wälder. „Wie nur die Menſchen da bleiben mögen,“ ſagte ſie endlich.

„Gutes Kind,“ entgegnete der junge Mann, „dem Menſchen iſt überall ſeine Heimath lieb, denn in ihr bewahrt er ſich ſeine Vergangenheit, ohne die er gar arm wäre. Manchmal wird man freilich zum Fremden hingezogen; aber es ängſtigt uns, bis wir mit ihm bekannt und vertraut werden.“

„Ihr mögt recht haben,“ erwiederte Bäteli; „dieſe Bäume, dieſe Halden, der Bach dort, und ſelbſt die

Erle mit dem Elſterneſte ſind mir ſo werth, wie die Geſpielen, mit denen ich aufgewachſen bin. Ich kenne ſie, und ich glaube, ſie kennen mich auch.

Wonghen bat ſie um die Erlaubniß, ihr Bild zeichnen zu dürfen.

Sie ſchaute ihn beſorgt an. „Iſt das nichts Böſes?“

Er ſuchte ſie zu beruhigen. „Du warſt ja wohl manchmal in der Kirche zu Wollishofen, wo die Bildniſſe des Ritters Uto und ſeiner Hausfrau hängen, welche die Kirche erbauten?“ Bätely bejahte es, und ihre Furcht ſchien zu verſchwinden.

Der junge Künſtler hatte ſich früher nur wenig mit der menſchlichen Figur beſchäftiget; aber es gelang ihm wunderbar, das Angeſicht der Hirtin mit ſprechender Aehnlichkeit auf's Papier zu bringen. Bätely und ihr kleiner Bruder Rudeli, der immer mit ihr bei der Heerde war, zeigten ein freudiges Erſtaunen. „Was wollt Ihr jetzt mit dem Ding machen?“ fragte das Mädchen, nachdem ſie das Bild lange und nicht ohne geheimes Vergnügen betrachtet hatte.

„Es wird mir in der Heimath eine liebe Erinnerung ſeyn an dieſes ſchöne Thal und an die ſchöne Hirtin des Thals.“

Bätely erröthete, und Heinrich legte die Zeichnung in ſein Skizzenbuch, nicht ahnend, welche Unannehmlichkeiten ihm das Blatt zuziehen werde.

Heinrich und Bätely fanden ſich täglich bei den

Ruinen von Manegg, und ſie wußten bald, daß ſie einander dort treffen würden, auch ohne Verabredung. Nicht lange, ſo geſtanden ſie ſich auch ihre Liebe, und gaben ſich die Hand darauf, das Loos des Lebens zu theilen, und nie von einander zu laſſen, wie es auch kommen möge.

Eines Tages harrte Wynghen vergeblich auf Bätely's Ankunft; auch Rudeli ließ ſich nicht blicken, und als der Abend hereinbrach, fieng er an Unheimliches zu ahnen und kehrte traurig in ſeine Wohnung zurück. Seine Unruhe trieb ihn ſchon in der Dämmerung des nächſten Morgens nach dem Albis, und dießmal nahm er den Weg an Bätely's Wohnung vorüber. Hier erblickte er einen Mayen, an deſſen Gipfel viele Bänder flatterten. Das traf ihn wie ein Pfeil in's Herz, denn er wußte, daß in der Schweiz ſolche Mayen den Bräuten geſteckt werden. Seine Sinne wollten ihm vergehen; mit unſichern Schritten wankte er am Hauſe vorbei, da hörte er leiſe „Heinrich! Heinrich!“ rufen, und als er ſich umſah, hieng Bätely an ſeinem Halſe, und ihre heißen Thränen floſſen an ſeinen Wangen herab. Er wollte reden; aber ſie ließ ihn nicht zu Worte kommen, und raunte ihm in's Ohr: „Geht nicht auf den Albis, ſondern auf den Bürglen drüben. In einer Stunde bin ich dort, und Ihr ſollt alles erfahren.“

Schnell machte ſie ſich jetzt von ihm los, und ſchlüpfte in das Haus zurück.

Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſtieg Wynghen den Bürglen hinan, und lehnte ſich dort an einen Baum, um die Geliebte zu erwarten. Nicht lange, ſo vernahm er das Geläute der Heerde vom Thale herauf, und faſt in demſelben Augenblicke eilte die Hirtin, leicht und behend wie eine Gemſe, auf ihn zu. „Ach,“ ſagte ſie, „ſeit vorgeſtern hat ſich vieles geändert, ich ſoll heirathen.“

„Heirathen!“ rief Wynghen, und das Roth ſeiner Wangen verfärbte ſich wie vom Hauch des Todes.

„Hört nur, ich darf nicht bei der Heerde bleiben, und muß gleich wieder nach Hauſe. Wir ſind verrathen. Uebermorgen iſt Sonntag. Während des Gottesdienſtes ſchleiche ich mich auf das alte Ritterſchloß Uto, der Burg Manegg gegenüber. Dort wartet auf mich.“

„Wen ſollſt Du heirathen?“ fragte Heinrich.

„Den ſchwarzen Martin; er trieb früher die Saumroſſe auf dem Gotthard; aber kürzlich ſtarb ihm ein Vetter in Adliſchweil, von dem erbte er Haus und Gut, und iſt jetzt ein reicher Mann.“

„Und was wirſt Du thun?“

„Ich habe Nein geſagt, und werde Nein ſagen,“ erwiederte Bätely mit großer Heftigkeit.

„Aber Dein Vater?“

„Ich werde Nein ſagen,“ wiederholte die Hirtin. „Was wir uns gelobt haben, gilt vor Gott, und wir brauchen uns deſſen weder zu ſchämen, noch zu fürchten.“ Rudeli kam jetzt mit der Heerde näher; Bätely drückte Wynghen die Hand. „Am Sonntag,“ flüſterte ſie ihm noch bedeutſam zu, und entfernte ſich eilig.

Der Sonntag ſchlich für den armen Künſtler ſehr langſam heran. Die meiſte Zeit bis dahin brachte er auf den Ruinen von Uto zu, da Düſterheit und Abgeſchiedenheit ihm jetzt willkommen waren. Er machte eine Zeichnung davon, bemerkte aber, während der Arbeit, daß ein junger Burſche ihn aus einiger Entfernung zu belauern ſchien. Wynghen dachte indeſſen nichts Arges dabei, und hielt es für bloße Neugierde.

Am beſtimmten Tage und zur beſtimmten Stunde fanden ſich die Liebenden bei den Ruinen ein. „Ich habe einen harten Stand gehabt,“ ſagte Bätely, indem ſie ſich neben Heinrich ſetzte; „mein Vater wurde wild, und der ſchwarze Martin ſchnitt wunderliche Geſichter; er vermaß ſich hoch und theuer, Ihr wäret ein Hexenmeiſter, ſtecktet beſtändig in den alten Schlöſſern, und machtet geheime Zeichen in Euer Buch, um die Geiſter zu bannen, und Ihr hättet auch mich behext. Da mußte ich lachen, und ſagte: „Euch, Martin, ſieht man es wohl an, daß Ihr kein Hexenmeiſter ſeyd!“ Der Vater ſchalt mich ein ungezogenes, ſtarrköpfiges Ding, und hieß mich aus der Stube gehen. Sie munkelten nun noch allerlei zuſammen, und der Vater fragte mich geſtern und vorgeſtern wohl zehnmal, ob ich den Martin heirathen wolle, ich antwortete aber jedesmal: „Euch oder Keinen.“ Sie berathſchlagten nun, was zu thun ſeyn möchte.

Wynghen fragte die Hirtin, ob ſie wohl den Muth hätte, mit ihm zu entfliehen. Sie ſah ihn ernſthaft an, und ſchüttelte den Kopf. „Uns würde kein Segen folgen, wenn ich das Vaterhaus heimlich verließe.“

Heinrich erbot ſich, mit dem Vater zu reden. „Ich bin nicht arm, ſetzte er hinzu, und Du ſollſt auch nicht von der Heimath ſcheiden. Ich will mich in Zürich niederlaſſen.“

„Wollteſt Du das?“ rief Bätely, und ein Lächeln der Freude ſchwebte auf ihren Lippen, während Thränen in ihren Augen zitterten.

Es wurde jetzt verabredet, daß Wynghen noch am Abend deſſelben Tags zu Gotthardt, ſo hieß der Vater, gehen, und ſein Herz zu gewinnen ſuchen ſollte.

Die Liebenden ſchieden, von neuer Hoffnung belebt. Wynghen blieb noch unter den Ruinen ſitzen, und hieng ſeinen Gedanken nach. Zufällig hatte er, im Geſpräche mit Bätely, ſein Skizzenbuch neben ſich gelegt, welches er immer bei ſich zu tragen pflegte. Er hob es auf und blätterte darin. Das Bild der Hirtin fiel ihm in die Hände. Aber während er in Betrachtung des holden Antlitzes ſich verlor, bemerkte er nicht, daß einige Leute ſich ihm von hinten näherten. Es war Bäteln's Bräutigam mit zwei jungen Burſchen aus ſeinem Dorfe. Sie fielen über ihn her, faßten ihn bei den Armen, und der ſchwarze Martin riß ihm das Buch aus der Hand. „Da haben wir's," rief er, „der Kerl iſt ein Hexenmeiſter, ein Zauberer, der mit ihrem Bilde da Gewalt über ſie bekommen! Haltet ihn nur feſt, denn er könnte uns unter den Händen verſchwinden."

Umſonſt ſuchte Wynghen ſich loszumachen, umſonſt drohte er ihnen mit den Folgen dieſer Gewaltthätigkeit. „Er iſt ein Zauberer, er muß verbrannt werden," ſchrien ſie durcheinander, und führten ihn hinab nach Adliſchweil.

Wynghen fand ſeine Beſonnenheit bald wieder; er kannte die ſeltſamen Vorſtellungen, die ſich das gemeine Volk an vielen Orten vom Zeichnen machte, und wußte auch aus Erzählungen, daß manchem Künſtler ſchon Aehnliches begegnet war. Nur beſorgte er, die Argliſt ſeines Nebenbuhlers könne mit im Spiele ſeyn, und durch die aufgeregten Leidenſchaften das Glück ſeiner Liebe zernichtet werden auf immer.

Er wurde nach Adliſchweil vor den Vogt gebracht. Dieſer, ein alter, ſchwacher Mann, hörte die Klage der Bauern mit großer Aengſtlichkeit an, und hatte nicht das Herz, das Skizzenbuch, welches ihm die Bauern übergaben, in die Hand zu nehmen.

„Könnte ich zaubern," ſagte Wynghen lächelnd, „ſo würde ich nicht in den Händen dieſer Menſchen geblieben ſeyn, die das heilige Recht der Gaſtfreundſchaft ſo gröblich an mir verletzen. Uebrigens ſeyd Ihr, Herr Vogt, nicht mein Richter. Ich weiß auch Beſcheid in Eurem Lande; peinliche Sachen gehören nach Zürich, bringt mich dorthin.“

Dieſe Worte mit Ernſt und Feſtigkeit geſprochen, verſetzten den Vogt in einige Verlegenheit.

„Eurem Begehren ſoll willfahret werden,“ ſagte er endlich mit zagender Stimme. „Da aber heute ein Tag des Herrn iſt, ſo müßt Ihr bis morgen auf dem Gemeindehaus in Verwahrſam bleiben. Die Wächter ſind brave Leute, und werden Euch kein Leid zufügen.“

„Bei Gott, das ſollte ihnen auch ſchlecht bekommen,“ rief Wynghen, und Alles wich ſcheu zurück vor dem Feuer ſeiner Augen.

In dieſem Augenblicke trat der Pfarrer in die Stube. Es war dieß ein ſtattlicher wohlgenährter Mann, der auf Niemanden größere Stücke hielt, als auf ſich ſelbſt. Wenn er geheimnißvoll die Achſeln zuckte oder lächelte, ſo hieß dieß ſo viel, als er könne die Welt halten oder laufen laſſen, je nach Belieben. In allen Angelegenheiten des Dorfs maßte er ſich das erſte und letzte Wort an. Man kann nicht ſagen, daß die Leute gerade Achtung oder Ehrfurcht gegen ihn gehegt hätten; ſeine Kunſt, die Menſchen zu beherrſchen, beſtand in ſeiner Unverſchämtheit, die ſo oft für das Zeichen eines überlegenen Geiſtes genommen wird. Bei der erſten Nachricht von dem eingebrachten Gefangenen, eilte er zum Vogt, in der feſten Ueberzeugung, den Hexenmeiſter durch ſein bloßes Anſehen zum Geſtändniſſe des verübten Frevels zu bringen. Er wurde inzwiſchen doch etwas verblüfft, als er einen jungen Mann von edler Geſtalt und ruhiger Haltung erblickte, deſſen ganzes Aeußeres zu ſeinem Vortheile einnehmen mußte.

„Wer ſeyd Ihr?“ redete er den Gefangenen an.

„Ein Künſtler aus Holland.“

„Vielleicht ſo ein fahrender Schüler, der die Geiſter zwingt, ihm das Geld zu zeigen, das in den Ruinen begraben liegt?“

Wynghen lächelte. „Könnte ich Geiſter beſchwören, ich würde es in dieſem Augenblicke thun, damit ſie die Schurken, die mich ſo unwürdig behandelten, ohne Weiteres durch die Luft in das Land führten, wo der Pfeffer wächst.“

Der Pfarrer hatte inzwiſchen das Skizzenbuch durchblättert. „Hier iſt das Bild einer meiner Seelſorge anvertrauten Dirne. Ohne Zweifel habt Ihr dadurch Gewalt über ſie bekommen, und ſie mit Eurer Liebe behext.“

„In der That war ich von jeher der Meinung, daß in der Liebe eine Art von Zauberei im Spiele ſey; aber die Verliebten zaubern nicht, ſie ſind bezaubert.

Habt Ihr dieß nie an Euch ſelbſt erfahren, Herr Pfarrer?"

„Ha!" ſchrie dieſer, und ein dunkles Roth flammte über ſein Geſicht. „Du willſt mich höhnen; aber das ſoll Dir ſchlecht bekommen. Dein Zauberbuch iſt in meiner Hand, und ich werde es ſelbſt dem hohen Gericht in Zürich übergeben. — Vogt laßt ihn in's Gefängniß bringen, und wohl verwahren."

Wynghen warf einen mitleidigen Blick auf ihn, und ließ ſich ruhig abführen.

Unterdeſſen war die Nachricht von Heinrichs Schickſal auch zu Bätely's Ohren gekommen, und ihr Vater ſelbſt hatte ihr mit Zorn und Hohn geſagt, er werde in Zürich als Zauberer verurtheilt werden. Eine unſägliche Angſt bemächtigte ſich ihrer; in dem Herzen voll Liebe und Vertrauen konnte kein Verdacht gegen die fromme, reine Geſinnung des Geliebten aufſteigen; aber ihre Beſorgniß um ihn grenzte an Verzweiflung. Umſonſt ſuchte ſie zu einem klaren Gedanken zu kommen, ihr Geiſt und ihre Sinne waren in Nacht gehüllt. Endlich raffte ſie ſich auf und eilte zur Kirche, wo ſie ſich zu den Stufen des Altars niederwarf, und zum Himmel mehr mit Thränen, als mit Worten — um Rettung des theuren Jünglings flehte. Während des Gebets fiel es plötzlich wie ein Lichtſtrahl in ihre Seele. Die Frau des Bürgermeiſters in Zürich war aus Adliſchweil, und ihre Pathe. Zu dieſer wollte ſie eilen, und ſie um Rath und Hülfe anſprechen. Ohne ſich weiter zu beſinnen, verließ ſie die Kirche und machte ſich auf den Weg. Eine halbe Stunde weit mochte ſie gegangen ſeyn, als ſie, erſchöpft von dem Schrecken und dem haſtigen Laufen, halb ohnmächtig unter einem Baume niederſank. Ein Wanderer, der eben des Wegs daher kam, näherte ſich ihr theilnehmend. „Was iſt Dir zugeſtoßen, liebes Kind?“

Bätely ſtarrte den Fremden an. Es war ein junger Mann, deſſen offenes Geſicht Wohlwollen ausdrückte. Seine Kleidung, und ein Skizzenbuch in der Hand, mußten ſie augenblicklich an den Geliebten erinnern, und zugleich flog eine dunkle, freudige Ahnung durch ihre Seele.

Der Fremde wiederholte ſeine Frage.

„Seyd Ihr auch ein Maler?“

„Gott ſey Dank!“ liſpelte die Hirtin, als es jener bejahte, „ſo darf ich Euch wohl mein Unglück vertrauen, und Ihr werdet mir guten Rath geben.“

Sie erzählte nun kurz und unzuſammenhängend ihre kleine Geſchichte. Der Fremde hörte ihr mit ſteigender Theilnahme zu, und ergriff ihre Hand, als ſie geendigt hatte.

„Du biſt alſo die ſchöne Bätely, die meinem Heinrich das Herz geſtohlen?“

„Was ſprecht Ihr da?“

„Ich heiße Adrian van der Velde,“ fuhr jener fort,

„und Wynghen iſt mein Jugendfreund. Er ſchrieb mir, daß er ſich am Albis aufhalte, und dort ein Liebchen gefunden, von dem er nicht mehr laſſen könne. Ich bin eben auf der Wanderung nach Italien begriffen, und wollte meinen Freund aufſuchen.“

„So hat Euch Gott wohl zur rechten Stunde geſchickt, rief Vätely, und faltete die Hände, während ein Strahl ſchöner Hoffnung ihre blaſſen Wangen röthete.

„Geh' jetzt heim, und ſchlafe ruhig; unſern Heinrich ſollen ſie ungebraten laſſen. Eigentlich haſt Du ihn ſo gut bezaubert, als er Dich; doch dafür könnt Ihr einander im Eheſtand büßen laſſen. Ich gehe jetzt nach Zürich zurück.“

„Habt Ihr Bekannte dort?“

„Ja, und morgen iſt Heinrich frei, traue auf mein Wort.“

Vätely ſchied getroſt von dem Freunde ihres Heinrichs. Aber kaum hatte ſie ſich über ſein Schickſal beruhigt, als ſchon ein anderer trüber Gedanke ihre Freude ſtörte. Wenn er nun auch frei würde, ſo war er doch wahrſcheinlich auf immer für ſie verloren; denn an die Einwilligung des Vaters durfte ſie weniger denken, als er.

In kindlichen Gemüthern erhebt ſich manchmal plötzlich eine Zuverſicht, deren Grund der Menſch nicht aufzudecken vermag. So geſchah es auch der Hirtin, und ſie zeigte bei der Heimkunft eine Faſſung, die den alten Gotthardt in Verwunderung ſetzte, und ihn irgend etwas befürchten ließ.

Inzwiſchen beſorgte der wackere Adrian die Angelegenheiten ſeines Freundes mit glücklichem Erfolge, wie nicht anders zu erwarten ſtand. Er hatte die Reiſe von Amſterdam nach Zürich mit dem holländiſchen Obriſten de Hooghe gemacht, der ihn und die Kunſt ehrte und liebte. Der Obriſt kam nach der Schweiz als Bevollmächtigter der Generalſtaaten, um einen Vertrag wegen eines Schweizerregiments abzuſchließen, welches in den Sold ihrer Hochmögenden treten ſollte. Er kannte Wynghen perſönlich, und gieng ſogleich mit Adrian zu dem Bürgermeiſter, der des Vorfalls lachte. „Vor zehn Jahren,“ ſagte er, „brachten die Bauern ebenfalls einen jungen franzöſiſchen Zeichner, mit Stricken gebunden, vom See herüber. Sie ſchwuren hoch und theuer, daß er ihnen einige Gewitter über den Hals gebracht, die damals ihre Gemarkung verheerten. Die Narrheit koſtete den Strohköpfen ſchweres Geld, denn der franzöſiſche Geſandte miſchte ſich in die Sache.“ — Er verſprach hierauf, da es bereits zu dunkeln anfieng, in der Frühe des andern Morgens den Stadtſchreiber nach Adliſchweil zu ſenden, mit dem Befehl zur Loslaſſung des Gefangenen, wenn, wie zu erwarten, kein weiterer Verdacht als wegen Zauberei auf ihm laſte. „Außerdem," ſetzte er hinzu, „ſoll Eurem Landsmann alle Genugthuung werden, die er fordern kann."

Adrian meinte, „die beſte Genugthuung würde ſeinem Freunde die ſchöne Hirtin geben können."

Der Bürgermeiſter beſann ſich eine Weile. „Mir fällt etwas ein," ſagte er nach einigem Stillſchweigen. „Der alte Gotthardt iſt ſo ſchwer zu drehen, als ein eingeroſteter Wetterhahn; aber er hat doch eine ſchwache Seite. In ſeiner Jugend diente er einige Jahre in Frankreich, und war mit in der Schlacht bei Rocroy. Darum hat er Reſpekt vor der Uniform, und Ihr, Herr Obriſt, dürft Euch ihm nur zeigen, und von jenem Tage mit ihm ſprechen, ſo ſeyd Ihr ſeiner Gunſt gewiß. Ermangelt nur nicht, bei dieſer Gelegenheit des großen Condé recht oft ehrenvoll zu erwähnen."

Der Obriſt erbot ſich ſogleich zu dieſem Schritte. Beide begaben ſich am nächſten Morgen mit dem Stadtſchreiber nach Adliſchweil. Die Loslaſſung des Gefangenen geſchah auf der Stelle. Wynghen wollte eben nach der Urſache des ſchnellen Wechſels fragen, als ſein Freund hereintrat und ihn in die Arme ſchloß.

Während Beide ſich den Freuden des Wiederſehens überließen, und ſich ſo Mancherlei zu ſagen und zu fragen hatten, gieng de Hooghe zu Bätely's Vater. Beim Anblicke eines vornehmen Offiziers, der im Knopfloche ein wohlverdientes Ehrenzeichen trug, ſtand der Alte ehrerbietig von ſeinem Sitze auf, und nahm eine militäriſche Haltung an, ſo gut es noch gehen mochte. Der Obriſt ſchüttelte ihm die Hand, und verſicherte, er komme blos, um einen der wackern Krieger zu ſehen, der noch unter dem Helden Condé gefochten und an den Lorbeern von Rocroy Antheil gehabt.

So freudig war der Alte in ſeinem Leben nie überraſcht worden, und für die Ehre, die ihm jetzt wiederfahren, hätte er, in dieſem Augenblicke, ſeine beſte Wieſe gegeben. Er bat den Obriſten, ſich niederzulaſſen, und rief ſeiner Tochter, und befahl ihr, ein Frühſtück zu bringen. Bätely trug geſchäftig Brod, Butter, Käſe und Wein auf. Dazwiſchen warf ſie verſtohlene Blicke auf den Fremden, ohne zu ahnen, welchen Einfluß die Erſcheinung deſſelben auf ihr Schickſal haben ſollte.

Er ſchien ſie kaum zu bemerken, und ſprach in einem fort von den Feldzügen des trefflichen Condé, die er aus gedruckten Berichten ziemlich genau kannte. Gotthardt unterbrach ihn bisweilen mit dem Feuer eines Jünglings, die Freude leuchtete dabei aus ſeinen Augen, und die Vergangenheit wurde um ihn lebendig.

Als das Geſpräch ohngefähr eine Stunde gedauert hatte, und Bätely eben wieder aus der Thüre gieng, ſagte de Hooghe leicht hingeworfen: „Ihr habt da eine hübſche Tochter. Iſt ſie ſchon verſorgt?“

„Ach,“ brummte der Alte, und kratzte ſich den Kopf, „die Dirnen wollen nicht auf's Kommando gehen, und ihren eigenen Willen haben.“

„Bei'm Heirathen laß ich's gelten,“ erwiederte der Obriſt, „denn man trägt dabei die eigene Haut zu Markt.“

„Hätte ſie ſich nur nicht an einen Menſchen gehängt, der mit dem, Gott ſey bei uns, Gerad und Ungerad ſpielt,“ verſetzte Gotthardt, und that einen guten Zug aus dem Becher. Er fieng hierauf zu erzählen an; aber der Obriſt unterbrach ihn bald mit lautem Gelächter. „Ihr ſeyd ein ſo kluger Mann,“ ſagte er, „habt die Welt geſehen, und glaubt noch an die Spinnſtubenmärchen und an den Wauwau, womit man die Kinder ſchreckt am heiligen Niklaustag. Maler und Zeichner ſind keine Schwarzkünſtler, ſie ſtehen bei Königen und Fürſten in Anſehen, und werden für ihre Arbeiten oft ſo belohnt, daß ſie ſelbſt wie Fürſten leben können. Der junge Mann, von dem Ihr ſprecht, iſt mein Landsmann, und ein ſo wackerer Holländer, als es je einen gegeben. Er beſitzt Vermögen, und kann es mit ſeiner Kunſt noch weit bringen. Hätte ich eine Tochter und er verlangte ſie zum Weibe, ich würde ſagen: Gott ſegne euch, meine Kinder.“

Gotthardt rieb ſich die Stirne. „Es iſt eine dumme

Geſchichte," murmelte er; „ſie werden ihn bereits nach Zürich abgeführt haben."

Der Obriſte erzählte nun den Verlauf der Sache, und ſetzte hinzu: „Kamerad, beſinnt Euch. Eure Tochter iſt nun einmal im Gerede mit dem jungen Manne, und nimmt ſie einen Andern, ſo wird der's ihr nachtragen."

Der Alte ſchien zu überlegen; plötzlich aber ſtand er auf, nahm die Mütze vom Kopfe und ſagte: „Herr Obriſt, wollt Ihr mir die Ehre erweiſen, und meine Tochter zur Kirche führen?"

De Hooghe gab ſeine Hand darauf. Gotthardt rief jetzt ſeine Tochter, die ſchnell mit glühenden Wangen hereintrat, denn ſie hatte an der Thüre gelauſcht.

„Geh', und hole Deinen Hexenmeiſter, Du weißt ohne Zweifel, wo er zu treffen iſt."

„Drüben auf der Halde, Vater," antwortete Bätely, noch höher erröthend, und ſchlüpfte haſtig zur Thüre hinaus, nachdem ſie dem Obriſten noch einen Blick des Dankes zugeworfen.

Der Obriſt und van der Velde hatten verabredet, ſich im Wirthshauſe zu treffen; aber Wynghen fühlte ſich dort zu unruhig und beklommen; er gieng daher mit ſeinem Freunde auf den Hügel am Albis, wo er nach Bätely's Wohnung hinabſehen konnte, und auch von ihr augenblicklich bemerkt wurde. Ein freudiges Zittern ergriff ihn, als ſie jetzt, faſt athemlos, vom Thale herauf kam. Sie eilte auf die Freunde zu, und nahm ſie bei der Hand. „Kommt, kommt, es iſt alles gut.“ Mehr konnte ſie nicht hervorbringen. Sie zog Beide mit ſich fort, und gab auf ihre Fragen nur halbe Antworten. Bei'm Eintritt in die Stube, wo Gotthardt und der Obriſt ſaßen, gerieth Wynghen in nicht geringe Verlegenheit; aber Bätely warf ſich zu den Füßen ihres Vaters, und zog auch den Geliebten neben ſich nieder. „Vater, Euren Segen!“ ſtammelte ſie. Dem Alten gieng das Herz auf, und er ſprach mit gerührter Stimme: „Wie Gott will! er ſegne euch, wie ich euch ſegne.“

Der Hochzeittag wurde feſtgeſetzt, und der Obriſt führte die Braut zur Kirche; Wynghen verſprach ſeinem Schwiegervater, wenigſtens ſo lange dieſer leben würde, in der Schweiz zu bleiben. Er wählte Zürich zu ſeinem Aufenthalte, und fand dort ermunternde Freunde. Man ſieht noch jetzt in dieſer Stadt einige ſchöne Gemälde von ſeiner Hand, und ein Buch mit herrlichen Zeichnungen nach der Natur.

# Das Brautfeſt.

# Das Brautfest in Venedig.

In der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts war Pietro Candiani Doge von Venedig. Sein Vater hatte dieſelbe Stelle begleitet, und ſeinen Tod in einem Gefechte mit den Narentaniſchen Seeräubern gefunden. Der kühne, trotzige Geiſt des alten Dogen ſchien verjüngt in dem Sohne und Nachfolger wieder aufzuleben. Unter den angeſehenen Familien der Stadt herrſchten ſeit lange erbliche Feindſchaften, die nicht ſelten in geheime Verſchwörungen und offene Gewaltthätigkeiten ausbrachen.

Candiani hatte ſich als Partheihaupt und noch außerdem durch ſeine Strenge bei mehreren Bürgern verhaßt gemacht, welche ſeinen Untergang ſchwuren. Als er einſt in ſpäter Nacht von einem ſterbenden Freunde, in Begleitung eines einzigen Dieners, nach Hauſe gieng, wurde er auf dem St. Markusplatze, nicht weit von ſeiner Wohnung, von einigen Vermummten angefallen. Der Doge zog ſein Schwert, aber beim erſten Angriff trafen die Dolche der Mörder ſeinen Diener, der todt zur Erde ſank, und er erhielt eine Wunde in die Schulter. Sein Untergang ſchien unausbleiblich, ob er ſich gleich mit Löwenmuth vertheidigte, und bereits zwei ſeiner Gegner außer Stand geſetzt hatte, den ungleichen Kampf fortzuſetzen. Schon wollte der dritte ihm die Bruſt durchbohren, der Dolch ſprang jedoch ab an einem Panzerhemd welches Pietro unterm Oberkleide trug, und in demſelben Augenblicke ſank der Angreifer von einem furchtbaren Streich zu Boden, der ſein Haupt ſpaltete. Ein junger Mann von edler Geſtalt, der eben vorüber gieng, war dem Angegriffenen zu Hülfe geeilt, und kaum lag der eine Mörder am Boden, als die übrigen die Flucht ergriffen.

„Ich weiß nicht, wer Ihr ſeyd,“ ſagte der Doge, „aber Ihr habt mir das Leben gerettet. Begleitet mich nach Hauſe, ich werde dankbar ſeyn.“

„Wo wohnt Ihr?“

„Dort neben der Kirche des heiligen Dominikus.“

„Das iſt ja der Pallaſt des Herzogs,“ ſagte der Jüngling.

„Ich bin Pietro Candiani, und werde redlich vergelten.“

„Ihr ſeyd der Herzog?“ rief der Fremde, „der Herzog? — nun, es ſollte wohl ſo ſeyn!“

Pietro achtete nicht auf die Worte und den ſeltſamen Ton, womit ſie geſprochen wurden. Er legte ſeine Hand in den Arm des Jünglings, und ließ ſich von ihm nach ſeinem Pallaſte führen.

„Aber Euern Namen habt Ihr mir noch nicht geſagt?“ fragte der Doge, als ſie am Eingang ſtanden.

„Ich heiße Flaminio da Ponte,“ erwiederte der Fremde, „bin aus Fieſole, und vor wenigen Tagen nach Venedig gekommen, um bei der Durchlauchtigſten Republik Kriegsdienſte zu nehmen.“

„Gut, gut, morgen Früh erwarte ich Euch bei mir.“ Dieß ſagend, wollte Pietro die Pforte des Pallaſtes öffnen, aber der ſtarke Blutverluſt, deſſen er bis jetzt nicht zu achten ſchien, zog ihm eine plötzliche Ohnmacht zu, und er fiel leblos in die Arme ſeines Begleiters.

Flaminio ſchlug an die Pforte, und rief nach Hülfe Der Thürſteher kam augenblicklich herbei, bald folgten einige andere Diener, und man trug den Dogen in das nächſte Zimmer, und ſuchte ihn wieder in's Leben zu bringen. Der Lärm ſetzte bald das ganze Haus in Bewegung. Auch Ermengard, die einzige Tochter Candiani's, ſtürzte im leichten Nachtgewande, mit aufgelösten Haaren, in das Gemach, und warf ſich, mit allen Zeichen der Verzweiflung, neben ihren Vater auf die Knie nieder.

Ermengard war eines der ſchönſten Mädchen Venedigs, und ihre hohen Reize wurden in dieſem Augenblicke noch vermehrt durch die nachläßige Kleidung und den rührenden Ausdruck kindlicher Liebe. Flaminio, der bis zu ihrem Eintritte ſtumm und ernſt dageſtanden, und ſeine Augen auf den ſtarr daliegenden Verwundeten gerichtet hatte, wurde ſeltſam ergriffen beim Anblick der überraſchenden Erſcheinung. Er ſtand jetzt noch unbeweglicher als vorher, und ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen. Der Doge kam allmählig wieder zu ſich, der herbeigerufene Wundarzt unterſuchte die Wunde, die er für nicht gefährlich erklärte, und legte einen Verband auf. Pietro's Blicke trafen zuerſt ſeine Tochter; er legte ſeine Hand auf ihr lockiges Haupt, dann betrachtete er ſchnell die Umſtehenden, einen nach dem andern, und als er Flaminio gewahr wurde, winkte er ihm, näher zu kommen, reichte ihm die Hand, und ſagte mit leiſer Stimme: „Morgen erwarte ich Euch.“

Ermengard bemerkte jetzt erſt die Anweſenheit des ſchönen Jünglings, und gerieth in große Verlegenheit; denn ſchon damals war es Sitte der unverheiratheten Frauen in Venedig, ſich dem Anblick der Männer, welche nicht zur Familie gehörten, zu entziehen, und ſelbſt der Bräutigam bekam die Braut erſt am Altare zu ſehen. Doch folgten ihm ihre Blicke unwillkührlich, als er ſich jetzt ſchnell entfernte, und eine Unruhe, die ſie ſich nicht zu erklären wußte, blieb in ihrer Seele zurück.

Der Jüngling traf des andern Tags zur beſtimmten Zeit in dem herzoglichen Pallaſte ein. Man führte ihn in den Saal, welcher an das Schlafgemach des Dogen ſtieß, und hieß ihn warten. Kaum hatte er einige Minuten daſelbſt zugebracht, als Ermengard herein trat, die ihren Vater beſuchen wollte. Sie erröthete beim Anblick des Fremden, und zog ſich ſchnell wieder zurück, in ſichtbarer Verwirrung.

Der Jüngling ſtarrte die Thüre an, aus welcher ſie verſchwunden war, als könnte er mit der Gewalt ſeiner Sehkraft das liebliche Bild wieder zurückzaubern; und er kam aus ſeiner Verzückung erſt zu ſich, als ein Bedienter aus dem Kabinet trat, und ihm im Namen des Herzogs einen Beutel mit Geld überreichte, mit dem Bedeuten, er möge ſich nach zwei Tagen wieder melden.

Der Jüngling warf abwechſelnd finſtere Blicke auf den Diener und auf den Beutel, und war ſchon im Begriffe das Geld auf einen Tiſch zu legen, als er ſich plötzlich beſann, und mit den Worten entfernte: „ich werde wieder kommen.“

Es iſt für den Gang der Geſchichte nöthig, den Leſer mit dem Jünglinge, welcher bis jetzt etwas räthſelhaft auftritt, näher bekannt zu machen.

Er war aus dem alten Geſchlechte der Moroſini, welches zu den heftigſten Gegnern der Candiani gehörte. Conſtantin Moroſini war von der Signoria einer angeblichen, doch nur geargwöhnten Verſchwörung wegen aus Venedig verbannt und ſeiner Güter beraubt worden. Dieß war auf Antrieb des vorigen Dogen, Pietro's Vater, geſchehen, und der Haß zwiſchen beiden Häuſern mußte dadurch vermehrt und unauslöſchlich werden. Der alte Moroſini hatte zu den Vielen gehört, welche ſich in den Partheikampf ſtürzen, nicht für das Gemeinwohl, ſondern um Theil an den Süßigkeiten der höchſten Gewalt zu erhalten. Auch verfolgte ſein unruhiger Geiſt ſelten einen beſtimmten Zweck, er gefiel ſich vielmehr in jener wilden Thätigkeit, welche lieber zerſtört als aufbaut, und nur an fortwährender ſtürmiſcher Bewegung ihre Luſt hat. Nicht ſchmerzte ihn darum der Verluſt eines reichen Beſitzthums, ſeine ganze Seele war nur mit Gedanken der Rache angefüllt. Bevor er das Schiff beſtieg, das ihn nach Candia, dem Ort ſeiner Verbannung bringen ſollte, nahm er ſeinen damals zehnjährigen Sohn Flaminio bei der Hand, führte ihn in die Kirche des heiligen Petrus zu Caſtello, wo ſein Vater und Großvater begraben lagen, und ließ den Knaben bei den Gebeinen derſelben ſchwören, die Schmach ihres Hauſes zu rächen, wenn ihm ſelbſt der Himmel dieſen einzigen, letzten Wunſch ſeiner Seele verſagen würde.

Flaminio beſaß den ſtolzen, unbeugſamen Sinn ſeines Vaters, aber die Natur hatte dieſen gefährlichen Eigenſchaften etwas von dem edlen, gefühlvollen Herzen ſeiner ihm früh entriſſenen Mutter beigemiſcht. Unter günſtigern Umſtänden hätte ſich ohne Zweifel aus dieſen Elementen ein herrlicher Charakter entwickelt, aber das Schickſal geht mit denen, deren Erziehung es unmittelbar übernimmt, ſeinen eigenen Weg.

Conſtantin verlebte die erſten Jahre auf Candia in ſcheinbarer Ruhe. Aber ſtill und verſchloſſen brütete er über unheilbringenden Entwürfen, auch unterhielt er fortwährend geheime Verbindungen mit den Mißvergnügten in Venedig. Später machte er verſchiedene Reiſen nach Italien und einigen Nachbarländern, und ſuchte einige Herren und Städte gegen die Republik in ſein Intereſſe zu ziehen; da und dort erhielt er unbeſtimmte Zuſage, worüber mehrere Jahre hingiengen. Endlich gelang es ihm, den Markgrafen von Iſtrien zu gewinnen. Zwar wollte ſich dieſer Fürſt zu keinem Kriege mit der Republik bereden laſſen, denn es fehlte ihm an Mitteln dazu, aber thörichter Weiſe belegte er, auf Anrathen des Verbannten, die venetianiſchen Kaufleute mit ſchweren Zöllen, und die Unterthanen der Republik, welche Güter in ſeinem Gebiete beſaßen, mußten ungeheure Abgaben entrichten.

Der Doge erfuhr nun bald durch einen Kundſchafter, den er am Wohnſitze des Markgrafen unterhielt, wer der Anſtifter ſo unfreundlicher Maßregeln gegen Venedig geweſen, und verlangte gebieteriſch die Entfernung des Moroſini aus Iſtrien. Der Markgraf gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit. Er wollte ſich nicht gern in den Augen eines angeſehenen, tapfern Mannes, dem er öffentlichen Schutz verſprochen, durch feige Aufkündigung deſſelben herabſetzen; auf der andern Seite erlaubte ihm die Klugheit nicht, es mit der mächtigen Republik zu einem Bruche kommen zu laſſen. Er nahm daher zur Liſt ſeine Zuflucht; indem er dem Verbannten im Vertrauen eröffnete: „er wünſche mit den Narentanern ein Bündniß gegen Venedig zu ſchließen, aber zuvor die Geſinnungen ihrer Häuptlinge kennen zu lernen. Moroſini ſollte ſich daher in aller Stille nach Narenta begeben, und vorläufig ſichere Kundſchaft einziehen.“ Moroſini, der nichts Arges ahnete, und freudig jede Gelegenheit ergriff, die ihn ſeinem Ziele — der Rache an Venedig — näher bringen konnte, machte ſich alsbald mit ſeinem Sohne auf den Weg, und zweifelte auch keinen Augenblick an einem günſtigen Erfolge ſeiner Sendung.

Conſtantin und ſein Sohn machten die Reiſe auf einem griechiſchen Fahrzeuge, welches eben nach Narenta abgehen wollte. Der Himmel war trüb wie die Seele des Verbannten, der in düſtern Gedanken verloren auf dem Verdecke ſtand, und in die See hinausſtarrte. Bereits hatten ſie ſich auf einige Meilen vom Hafen entfernt, als Flaminio beſorgt zu ſeinem Vater trat, und ihm in's Ohr raunte: „Ich glaube, wir ſind einem Schurken in die Hände gefallen. Das Schiff ſcheint die Richtung gegen Venedig zu nehmen. Sieh nur nach dem Stand der Sonne.“

Conſtantin's geübter Blick erkannte ſchnell die Richtigkeit der Bemerkung ſeines Sohnes. Er gab ihm einen Wink zu ſchweigen, und ſann nach über einen Entſchluß, der den wahrſcheinlichen Untergang noch von ihnen abwenden konnte. Einige Schiffe waren inzwiſchen ſchon ziemlich nahe an ihnen vorüber geſegelt, und in dieſem Augenblicke näherte ſich ein anderes von eigenthümlicher Bauart, welches gerade auf ſie zuzuſteuern ſchien. Conſtantin flüſterte ſeinem Sohne einige Worte in's Ohr, und rief den Schiffspatron herbei, der in dieſem Augenblick auf's Verdeck trat.

„Was iſt das für ein Schiff, welches da auf uns zukommt?“

Der Schiffspatron erblaßte. „Das iſt ein Korſar von Narenta, wird ſind verloren.“

„Wie,“ rief Conſtantin, „Du fürchteſt Dich vor den Narentanern, denen Du Deine Ladung zuführſt?“

Der Schiffsherr gab eine unverſtändliche Antwort, und wollte ſich entfernen; aber die Moroſini hielten ihn feſt.

„Laßt mich um Gotteswillen, ich muß Anſtalten zur Gegenwehr treffen.“

„Nicht von der Stelle, ſchändlicher Verräther,“ ſprach Conſtantin, während er einen Dolch hervorzog, und den Griechen zu durchbohren drohte.

Unterdeſſen kamen die Narentaner ſo nahe heran, daß man Leute und Waffen gehörig unterſcheiden und die Anſtalten, welche ſie zum Angriffe gemacht hatten, überſehen konnte. Dieſes Volk beſtand damals aus den kühnſten, entſchloſſenſten Seeräubern, welche ſich allen Küſtenbewohnern des adriatiſchen Meeres furchtbar machten, und häufige Landungen im venetianiſchen Gebiete unternahmen. An einen Widerſtand durfte der Grieche, dem es an ſtreitbarer Mannſchaft fehlte, nicht denken, und da er auch ſeine Verrätherei entdeckt ſah, warf er ſich zu Moroſini's Füßen, und wimmerte wie ein Kind um Schonung ſeines Lebens.

„Du wollteſt mich nach Venedig bringen," zürnte Conſtantin ihn an, „wer hat Dich zur ſchändlichen That gedungen?"

„Ein verkappter Kundſchafter der Republik, der nämliche, welcher ſich zu Euch im Hafen geſellte, und Euch auf mein Schiff brachte."

„Mit Deinem Blute will ich meine Hände nicht beſudeln," murmelte Conſtantin, und winkte ihm aufzuſtehen.

Jetzt ſtürzten mehrere Matroſen auf's Verdeck, und zehn verwirrte Stimmen ſchrien durcheinander: „die Narentaner, die Narentaner!"

Der Schiffspatron heftete ſein dunkles Auge an den Boden und ſchien in eine Bildſäule verwandelt.

Das Geſchrei der Schiffsleute erhob ſich von Neuem; der Grieche war nicht aus ſeiner Beſinnungsloſigkeit zu bringen. In dieſem Augenblicke vernahm man ſchon vom Verdecke des feindlichen Schiffes den furchtbaren Ruf: „Ergebt Euch!“ Conſtantin und ſein Sohn machten Zeichen der Unterwerfung. Wenige Augenblicke, und der Anführer der Corſaren ſprang mit einigen ſeiner Bewaffneten an Bord des griechiſchen Fahrzeugs. Es war ein Mann von kaum mittelmäßiger Größe, hagerem aber nervigtem Körperbau; das Geſicht von ſtrenger Zeichnung und dem ſchärfſten Gepräge, die Augen kalt, aber der Blick vernichtend. Wenige dünne Locken hiengen um den kahlen Scheitel. „Biſt Du der Herr des Schiffes?“ fragte er den ältern Moroſini. „Nein, dieſer iſt's; ich hatte ihn gedungen, mich nach Narenta zu bringen, aber der Schurke wollte mich den Venetianern überantworten.“

Der Korſar warf dem Griechen einen ſchrecklichen Blick zu, und gab ſeinen Leuten einen Wink, die ihn augenblicklich ergriffen, und in die See warfen.

„Aber wer biſt Du, und welch' ein Gewerbe führt Dich nach Narenta?“ fragte der Korſar.

„Ich komme vom Markgrafen von Iſtrien, und bringe einen Auftrag an die Häupter Eurer Stadt,“ antwortete Conſtantin.

„Und Dein Name?“

„Mein Name? — Ich heiße da Ponte, und dieſer hier iſt mein Sohn,“ erwiederte der Verbannte.

„Da Ponte? — Ich ſehe wohl, die Mutterſöhnchen der Republik fahren noch immer fort, ehrlichen Leuten ihre Namen ſtreitig zu machen, damit ſie die Erbſchaft allein in die Taſche ſtecken können.“

Der Venetianer war überraſcht und um eine Antwort verlegen.

„Kennſt Du mich nicht mehr?“ fuhr der Korſar fort. „Die Natur macht die erſte Anlage zu unſern Geſichtern, und überläßt die Ausarbeitung der Zeit. An dem meinigen hat ſie ſeit fünfzehn Jahren gepfuſcht, und da iſt freilich vom Kopf des damals ſchmucken Coloprini faſt kein Zug mehr geblieben.“

„Du Coloprini?“

„Und Du Moroſini, ein Verbannter, wie ich,“ mit dieſen Worten reichte der Korſar jenem die Hand.

Coloprini ſtammte aus einem alten Geſchlechte in Venedig, und war wegen Theilnahme an einer Volksbewegung verbannt worden. Er trieb ſich lange in Sizilien, Croatien, Ungarn und andern Ländern herum, nahm, wo ſich die Gelegenheit bot, an allen Fehden Theil, und gieng zuletzt nach Narenta, wo er ſich unter dem Namen Ercello allen Seefahrern furchtbar machte.

Das alles erzählte er ſeinem Landsmann umſtändlich, während ſie nach Narenta zurückſegelten, und fügte hinzu: „das Handwerk eines Korſaren iſt freilich nicht ſehr ehrenvoll, aber eine treffliche Schule für Seeleute und Wagehälſe. Die erſten Helden Roms waren ja auch Söhne von Räubern. Ich hoffe nach und nach eine Macht zu bilden, die vielleicht den Löwen des heiligen Markus an die Kette legen wird. Erleb' ich's auch nicht mehr, ſo geht doch über meinem Grabe auf, was ich geſäet."

Conſtantin fuhr wild empor. „Ich habe all' meinen Haß auf dieſen Pietro Candiani geladen, er iſt das Opferthier, das ich meiner Rache ſchlachten will. Sollt' ich aber den Tag nicht erleben, ſo wird mein Flaminio mein furchtbares Gelübde löſen."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen langten die Schiffe in Narenta an, wo die Moroſini eine günſtige Aufnahme fanden. Aber nach wenigen Tagen wurde Conſtantin von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches ſein Leben ſchnell endigte. Flaminio ſaß in ſtummen thränenloſem Schmerze bei des Vaters Leichnam, als Coloprini hereintrat. Er betrachtete den Todten einige Augenblicke, und ſagte dann: „Ihm bleibt ein Rächer zurück und Dir ein Vater. Von nun an, Jüngling, betrachte mich als ſolchen. Ich bin kinderlos. Schätze beſitze ich freilich nicht, denn wenn ich die Herzen der rohen Menge gewinnen wollte, mußte ich ſie zum Siege führen und ihnen die Beute überlaſſen. Aber wo es Rath und That gilt, kannſt Du auf mich zählen."

Zwei Jahre waren vorübergegangen ſeit Conſtantin's Tod, und Flaminio hatte während dieſer Zeit an den gefährlichſten Kreuzzügen der Narentaner Theil genommen, und bei jeder Gelegenheit Beweiſe eines ungewöhnlichen Muths und einer Einſicht gegeben, die über ſein Alter gieng, da ſagte Coloprini eines Tags zu ihm:

„Es iſt Zeit, daß wir etwas gegen die Herren in Venedig unternehmen, aber vorher müſſen wir über mancherlei Dinge Kundſchaft einziehen; Niemand kennt Dich dort; gehe hin und bewirb Dich zum Schein um eine Stelle bei den Truppen der Republik, ſo wirſt Du Gelegenheit haben, manches zu beobachten und Nachrichten einzuſammeln, die uns von großem Nutzen ſeyn können. An Geld ſoll Dir's nicht fehlen.“

Flaminio übernahm mit Freuden den Auftrag. Doch war es weniger der Haß gegen Candiani und die herrſchenden Geſchlechter, was ihn dazu antrieb, als Sehnſucht, den Schauplatz ſeiner Kindheit wieder zu ſehen, der ihm nur noch in unbeſtimmten Umriſſen vor ſeiner Seele ſtand, und ein dunkles Gefühl, daß das Schickſal ſeines Lebens an ſeine Vaterſtadt geknüpft ſey, und ihm dort die Entſcheidung ſeines Looſes fallen müſſe.

Flaminio befand ſich erſt ſeit einigen Tagen in Venedig, als der oben erwähnte Vorfall ſich ereignete. Die Glut ſeines Haſſes gegen Candiani ſchien bald durch ein anderes Feuer erſtickt zu werden. Die Tochter des Dogen hatte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf ſein von der Liebe bis jetzt noch unberührtes Herz gemacht, und ohne darüber oder auch nur daran zu denken, wohin dieſe Leidenſchaft führen könne, ſann er bereits auf Mittel, ſie dem Gegenſtande derſelben zu entdecken.

Als er zum zweitenmal nach dem Pallaſte gieng, fand er einen neuen Thürſteher an der Pforte, einen dicken Burſchen mit doppeltem Kinn und ſelbſtgefälligem Lächeln, deſſen kleine lauernde Augen ſich in der überhängenden Fleiſchmaſſe faſt verloren.

„Ich wünſchte den Dogen zu ſprechen,“ begann Flaminio.

„Wird ſchwerlich ſeyn können,“ antwortete das ſchlotternde Geſicht.

„Nun denn, der Doge will mich ſprechen.“

„Weiß nichts davon,“ erwiederte der Thürſteher.

Flaminio hatte Mühe, ſeinen Aerger über dieſes Benehmen zurückzuhalten, und eben war er im Begriff, das Haus wieder zu verlaſſen, aber der dicke Burſche ſtellte ſich ihm in den Weg und ſagte mit widerlichem Lächeln: „Ich habe das Glück, bei Seiner Herrlichkeit ein Wörtlein reden zu dürfen, auch werdet Ihr mir wohl anſehen, daß ich nicht gemeiner Leute Kind bin. Ich — ja, ja, ich könnte vielleicht ſelbſt in der Signoria ſitzen, aber mein Vater wollte mich nicht anerkennen, und meine Mutter, der Himmel tröſte ſie, hatte nie das Herz, mir ſeinen Namen zu nennen.“

Flaminio merkte nun wohl, um was es dem Ehrenmann zu thun ſey, zugleich kam ihm aber auch der Gedanke, ihn für ſeine Abſichten zu gewinnen. „Das Glück iſt ein Weib, und hat Weiberlaunen,“ ſagte er, „aber man muß es zu haſchen und feſtzuhalten ſuchen, wenn es vorübergehen will.“

Bei dieſen Worten drückte er dem Thürſteher einige Goldſtücke in die Hand.

Der Dickbauch ſteckte das Geld ruhig in die Taſche, ohne auch nur durch eine Miene anzudeuten, daß er etwas empfangen.

„Ich verkaufe meine Dienſte nicht,“ ſagte er mit einer Unverſchämtheit, die Erſtaunen erregen mußte; „ich verkaufe meine Dienſte nicht, aber wenn ich mich für einen Menſchen intereſſire, ſo kann er auf mich rechnen bei jeder Gelegenheit.“

„Der Doge hat eine Tochter,“ flüſterte Flaminio mit kaum hörbarer Stimme, und hätte das Wort gerne zurückgenommen, nachdem es über ſeine Lippen war.

„Ja, und ſie ſoll ſchön ſeyn, ich habe ſie aber noch nicht geſehen, denn ich bin erſt ſeit zwei Tagen im Hauſe. Wollt Ihr um ſie werben?“

„Um ihre Gunſt bei ihr ſelbſt,“ erwiederte Flaminio. „Die Hand vergiebt der Vater.“

„Wo wohnt Ihr?“

Flaminio bezeichnete ſeine Wohnung.

„Ihr ſollt von mir hören,“ ſchmunzelte der Thürſteher. „Jetzt geht nur die Treppe hinauf, Ihr findet oben im erſten Zimmer rechts einen Diener, der Euch bei Seiner Herrlichkeit melden wird. Der Burſche heißt Olivio und iſt, wie die meiſten Leute von gemeiner Geburt, auch ſehr gemeiner Sinnesart; ein Goldſtück wird ihn Euch zum Freunde machen. Man kann der Freunde in Venedig nicht zu viele haben.“

Flaminio ärgerte ſich über den unverſchämten Geſellen; da er aber wohl einſah, daß die Dienſte dieſer Leute ihm in dieſem Augenblicke nöthig ſeyen, verbiß er ſeinen Unmuth und folgte dem Rath des Thürſtehers.

Olivio war ein Burſche von mittlern Jahren, eher klein als groß, mit einem blaſſen, verſchmitzten Geſicht. Sein Lächeln glich dem Grinzen eines Affen, und er ſprach mehr durch Gebärden als durch Worte. Als Flaminio ihm ein Goldſtück hinreichte, warf er einen forſchenden Blick auf den jungen Mann, legte dann die Hand auf die Bruſt und nickte mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: „Du kannſt auf mich rechnen.“ Er meldete ihn hierauf beim Dogen, den Flaminio an einer langen Tafel ſitzend fand, auf welcher viele Papiere lagen. Der Alte ſchien ſeinen Eintritt nicht zu bemerken, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf eine Landcharte zu heften, die er in der Hand hielt. Nach einigem Stillſchweigen ſagte er, ohne jedoch von der Charte aufzublicken: „Die Republik findet eine Vermehrung ihrer Landmacht nöthig. Ich werde ſorgen, daß Ihr eine Offizierſtelle dabei erhaltet.“

Ohne auch nur einmal aufzuſehen, entließ er den Jüngling bei dieſen Worten mit einer leichten Bewegung der Hand.

In der Seele des jungen Venetianers kämpften Haß und Liebe zugleich, doch bald vereinigte ſie gemeinſamer Vortheil zu einem Bunde. „Es iſt Sünde an der Aſche meines Vaters,“ ſagte er beim Nachhauſegehen zu ſich ſelbſt, „daß ich die Tochter ſeines Todfeindes liebe. Aber wie? wär's nicht zugleich die empfindlichſte Rache an dieſem Candiani, wenn es mir gelänge, ihre Gunſt zu erhalten, und ſie zur Flucht aus dem väterlichen Hauſe zu bereden? Das Unternehmen gegen Venedig geht dabei noch immer ſeinen Gang. Auch iſt ſie ja ſchuldlos an dem Unrecht ihres Vaters.“

Mit ſolchen Gedanken ſuchte er ſein mahnendes, kindliches Gefühl zu beſchwichtigen. Einige Tage giengen vorüber, ohne daß er von dem Thürſteher und Olivio einige Nachricht erhalten hätte; jede Stunde vermehrte ſeine Leidenſchaft und Unruhe.

Endlich am vierten Morgen in der Frühe trat Olivio in ſein Zimmer. „Wenn Ihr Fräulein Ermengard zu ſprechen wünſcht, ſo kann es heute geſchehen,“ ſagte er.

„Wann, wie, wo?“ fragte Flaminio, und ſein ganzes Weſen ſchien in Feuer und Flammen aufgehen zu wollen.

„In Venedig muß man leiſe ſprechen, leiſe gehen, und ſogar leiſe beten,“ verſetzte Olivio. „Heftige Leidenſchaft iſt ein Fenſter, durch welches man tief in die Geheimniſſe der Bruſt hineinſchauen kann.“

„Nun,“ rief Flaminio, „ich will mich ja mäßigen; Mäßigung iſt eine löbliche und nützliche Tugend,“ entgegnete der Diener, „und ich kenne eine Tugend, welcher jener nachgehen und die Schleppe tragen muß.“

„Dieſe heißt?“

„Großmuth,“ erwiederte Olivio mit ſeinem widerwärtigen, äffiſchen Lächeln.

Flaminio drückte ihm einige Goldſtücke in die Hand. „Meine Gebieterin,“ fuhr jener fort, indem er ſeinen Mund ſo nahe an das Ohr des Jünglings brachte als möglich, „meine Gebieterin geht heute um zehn Uhr in die St. Annenkirche zur Meſſe, wohin die alte Aja und ich ſie begleiten.“

„Weiter, weiter!“

„Hört nur. Nach der Meſſe theilt die Signora vor der Kirche Almoſen aus. Da müßt Ihr Euch nun unter die Krüppel und Taugenichtſe miſchen, um zu einem kleinen Geſpräch mit ihr zu gelangen.“

Flaminio ſchüttelte den Kopf. Olivio fuhr fort, ohne darauf zu achten: „die Aja wird Euch nicht im Wege ſtehen, denn während meine Herrin ihre milde Hand öffnet, kniet die Alte noch einmal auf den Stufen nieder, und richtet ihr Gebet an die Heiligen, welche an die Thüre geſchnitzt ſind, denn ſie vernachläßigt Keinen, der im Himmel etwas gilt."

„Wozu ſoll das führen?" fragte der Jüngling. Olivio machte eine Bewegung mit der Hand, um anzudeuten, man müſſe einen Schritt nach dem andern thun. Flaminio wurde nachdenkend. „Ich muß gehen," ſagte der Diener, „entſchließt Euch ohne Grübeln. In der Liebe wie im Kriege fängt man mit einer Erklärung an."

„Der Schurke hat nicht ſo ganz unrecht," murmelte der Jüngling, nachdem Olivio ſich entfernt hatte; „erſt muß ſie meine Neigung kennen, bevor ich erfahren kann, was für mich zu hoffen iſt."

Zur beſtimmten Stunde fand ſich Flaminio bei der St. Annenkirche ein. Sein Anzug war ärmlich, aber nett und rein, um aber doch den Schein der Dürftigkeit zu haben, ſtützte er den Arm auf eine Krücke. Olivio kam zuerſt aus der Kirche. „Beim Löwen des heiligen Markus," rief er, „das Bettelvolk breitet ſich in den Lagunen aus wie die Frösche. Jeder Tag bringt neues Ungeziefer. Weg, ihr junges Pack, dem Alter gebührt der Vortritt." Dieß ſagend, drückte er die Jüngeren in den Hintergrund, und flüſterte Flaminio zu: „Tretet zuletzt vor."

In dieſem Augenblicke erſchien Ermengard. Der Schleier verhüllte ihr Geſicht bis an den Mund, aber die herrliche Zeichnung des Kopfes, die friſche blühende

Haut, und das ſchwarze leuchtende Auge waren durch die leichte Hülle hindurch ſichtbar. Die Armen entfernten ſich, Eins um's Andere, ſo wie ſie ihre Gaben empfangen hatten, und nur noch ein Paar Kinder hoben die Händchen zur ſchönen Geberin empor, als Flaminio ſich ihr näherte. Sie reichte ihm ein Silberſtück dar. „Ich bedarf keines Geldes," ſagte Flaminio, „keine Schätze der Erde können mir Glück bringen, nur ein gutes Wort aus Eurem Munde, ſchönes Fräulein, entſcheidet, ob ich leben oder ſterben ſoll."

„Wer ſeyd Ihr, was verlangt Ihr?" Als Ermengard bei dieſen Worten einen Blick auf den vermeinten Bettler warf, erkannte ſie in ihm den jungen Mann, den ſie in dem Zimmer ihres Vaters geſehen, und der ihm das Leben gerettet hatte. Sie zitterte, und hatte Mühe, ſich aufrecht zu halten.

„Mein Stern wollte," fuhr Flaminio fort, „daß ich Euch ſehen mußte, um die Löſung meines Schickſals zu finden. Ich bin von edler Geburt, ich liebe Euch mit einer Liebe, die der Tod nicht bezwingen kann, ſprecht, ob ich Euch wiederſehen, oder hoffnungslos in mein Grab gehen ſoll?"

„Nächſte Mittwoche findet Ihr mich wieder hier," ſtotterte Ermengard, in einer Verwirrung, die ihr beinahe die Sprache raubte. Schnell zog ſie jetzt den Schleier tiefer herab, und kniete neben die alte Aufſcherin hin, welche mit ausgeſpannten Armen auf den Kirchenſtufen ihr Gebet verrichtete.

Olivio, der ſich während dieſes Auftritts damit beſchäftigt hatte, den ſteinernen Bildern an der Kirchthüre nach der Reihe die Füße zu küſſen, zog ſich jetzt wieder auf die unterſte Stufe zurück und machte unbemerkt ein Zeichen, wodurch er ihm Behutſamkeit empfahl. Der Jüngling entfernte ſich langſam.

Zwiſchen der heutigen und nächſten Mittwoche lagen ſechs lange qualvolle Tage für den Liebenden. Zwar hatten ſeine Worte die Jungfrau nicht beleidigt, ſie wollte ſogar ihn wieder ſehen, aber das konnte unbedachte Aeußerung augenblicklicher Verwirrung ſeyn. So ſchwankte er zwiſchen Furcht und Hoffnung, und wenn jene finſtere Nacht um ihn her verbreitete, trat dieſe freundlich zu ihm vom Schimmer der Morgenröthe umfloſſen.

Endlich näherte ſich der erſehnte Tag. Am Vorabende kam Olivio, ihm anzukündigen, daß die Gebieterin gewiß erſcheinen werde. „Ich weiß nicht,“ ſagte er unter anderem, „ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich in mir eine ſo innige Zuneigung gegen Euch verſpüre, als ob Ihr mein leiblicher Bruder wäret. Ich wage freilich nicht wenig.“

Flaminio merkte wohl, worauf es abgeſehen ſey, und gab ihm abermals einige Goldſtücke. Des andern Tags fand er ſich zur beſtimmten Stunde bei der

Kirche ein. Ermengard theilte, wie das vorigemal ihre Spende aus, und Flaminio näherte ſich zuletzt.

„Geht dieſen Nachmittag zu meiner Amme,“ flüſterte ſie mit bebender Stimme, „ſie wird Euch mehr ſagen.“ Nachdem ſie ihm noch den Namen und die Wohnung der Frau bezeichnet hatte, verließ ſie ihn ſchnell und in heftiger Bewegung.

Flaminio verfehlte nicht, Ermengards Amme aufzuſuchen. Frau Marina, ſo hieß ſie, ſaß in einem kleinen dunkeln Stübchen, auf einem alten gepolſterten Stuhl und betete ihren Roſenkranz, als der Jüngling in ihre Thüre trat. „Ich komme,“ hub er an, — die Alte ſchnitt jedoch den Faden ſeiner Rede augenblicklich ab, indem ſie ihm mit der dürren Hand, von welcher nur noch Knochen, Haut und die blauen angeſchwollenen Adern übrig waren, bedeutete, ſie wolle vorerſt ihr Gebet zu Ende bringen. Dieß dauerte noch einige Minuten, und Flaminio hatte inzwiſchen Zeit, ſich im Gemach umzuſehen. Es ſtellte ein Bild abſterbender Wohlhabenheit dar, der Tiſch, die Stühle und ein Schrank, welche das Hauptgeräthe ausmachten, hatten noch Spuren ehemaliger Zierlichkeit. In einer Niſche ſtand eine Madonna mit dem Kinde von einem trefflichen Meiſter, aber der carariſche Marmor war vom Staub und Lampenruß ſo geſchwärzt, daß man hätte glauben können, ſie ſey von einem chriſtlichen Bildner in Afrika verfertigt werden. Am meiſten zog die Aufmerkſamkeit des Jünglings ein Pergament auf ſich, welches an der Wand hieng, und mit allerlei ſeltſamen Figuren und Charakteren bemalt war. Er betrachtete es mit Verwunderung, bis die Alte, welche jetzt das letzte Ave an ihrem Roſenkranze hergeſagt hatte, ihm mit heißerer Stimme zurief: „Setzt Euch hier neben mich, das Ding dort verſteht Ihr doch nicht. — Mein liebes Kind Ermengard war dieſen Morgen bei mir, ſie beſucht mich manchmal. Von allen Menſchen auf der Welt hab' ich Abſchied genommen, weil ich bald meine große Reiſe antrete, nur meinem Kinde, meiner Ermengard kann ich nicht Lebewohl ſagen. Es iſt mir, als müſſe ſie mich begleiten. Verſtündet Ihr die Zeichen dort auf dem Pergament zuſammen zu ſetzen, ſo würdet Ihr auch verſtehen, was ich ſage. Ihr wollt meine Ermengard heirathen?“

„Ob ich will?“ rief Flaminio, doch die Alte unterbrach ihn auf der Stelle. „Sie war dieſen Morgen bei mir und weinte helle, bittere Thränen. Der Doge meint es gut mit ihr, wenn er nur nicht ihr Vater wäre. Ihr ſeyd ein Orſeoli und freilich vom alten Geſchlecht.“

„Ich bin kein Orſeoli, ſondern ein Fremder, mein Name iſt Flaminio da Ponte.“

„Da Ponte?“ fragte Marina. „Mir deucht, ſie habe von Euch geſprochen, von einem da Ponte, der dem

Dogen das Leben gerettet. Ich glaube, ſie hat Euern Namen in ihrem Herzen aufgeſchrieben.“

Flaminio wollte etwas ſagen, doch ließ ihn die Alte nicht zum Worte kommen. „Wenn Ihr fremd ſeyd in dieſer ſchönen großen Stadt, ſo wißt Ihr wohl nichts vom Feſt der Bräute im Dome zu St. Peter? Es ſind jetzt noch vier Wochen bis Mariä Lichtmeß, da könnt Ihr den Zug ſehen. Meine Ermengard wird auch dabei ſeyn, mit einem Kranz von weißen Roſen im ſchwarzen Haar, das bedeutet eine Braut des Himmels, und die Himmelsbräute haben ihr Brautbett im Sarge.“

Flaminio merkte wohl, daß es in dem Kopfe der Alten etwas bunt durcheinander laufe, doch war auch wieder ein Sinn in ihrer Rede, der ihn ängſtigte. Er wollte es verſuchen, ihre Aufmerkſamkeit auf einen beſtimmten Gegenſtand zu leiten, und fragte:

„Fräulein Ermengard hat alſo von mir geſprochen?“

„Ei freilich, wenn Ihr da Ponte ſeyd? Sie würde Euch ohne Zweifel gern am Tage vor Maria Lichtmeß im Dome zu Caſtello finden, aber dort ſteht ſchon der finſtere Orſeoli und wartet.“

Jetzt fiel es wie ein Blitzſtrahl in die Seele des Jünglings. „Hat vielleicht der Doge ſeine Tochter dem Orſeoli zugeſagt?“

„Ei freilich. Darum hat das gute Kind dieſen

Morgen helle bittere Thränen in meinen Schoos geweint.“

Flaminio ſprang auf, bleich und zitternd, ein wahnſinniger Schmerz durchraßte ſeine Nerven.

„Kommt,“ ſagte die Alte, „ich will Euch auch das Horoſkop ſtellen. Dort auf jenem Pergament ſteht's geſchrieben.“

Sie nahm einen Stab, der ihr zur Seite ſtand, und ſchleppte ſich zu dem Pergamente hin. „Du mein Gott,“ rief ſie, „meine Augen ſind trübe geworden, aber das Licht geht, wenn die Nacht im Anzug iſt. Ich ſehe nichts auf dieſem Blatt, als gelbe, rothe und blaue Flämmlein, die wild durcheinander tanzen.“

Flaminio hörte nicht auf die Worte der Alten. Nachdem er aus der erſten Betäubung zu ſich gekommen, ergriff er ihre Hand. „Lebt wohl, Frau Marina! ſagt der ſchönen Ermengard, daß ich nie ein anderes Weib lieben werde.“

Mit dieſen Worten ſtürzte er aus der Thüre.

Noch an demſelben Tag vernahm er von mehreren Perſonen die Nachricht, der Doge habe dem jungen Orſeoli die Hand ſeiner Tochter zugeſagt. Schnell fuhr ihm jezt ein Gedanke durch die Seele, und er ſäumte keinen Augenblick, ſich zur Ausführung anzuſchicken.

In Venedig war es ſeit undenklichen Jahren Sitte der Vornehmen, ſich an einem beſtimmten Tage in der

Kirche Kathedrale zum heiligen Petrus im Caſtello oder Olivio trauen zu laſſen. Dieß geſchah am Tage vor Lichtmeß; im feierlichen Zuge giengen beim frühen Morgen die Bräute, begleitet von ihren Verwandten dahin, und jede trug in einem Käſtchen ihr Geſchmeide und ihre Ausſteuer. In einem zweiten Zuge folgten die Bräutigame. Der Biſchof hielt an ſie eine Rede, und verrichtete hierauf die prieſterliche Einſegnung.

Auf dieſes Brautfeſt baute Flaminio ſeinen Entwurf. Er begab ſich eiligſt nach Narenta, und theilte den Plan ſeinem väterlichen Freunde Coloprini mit, ohne jedoch des Vorfalls mit Candiani und der Liebe zur ſchönen Ermengard zu erwähnen. Coloprini billigte den Anſchlag und traf in der Stille die nöthigen Vorkehrungen. Da ihn eine alte, wieder aufgebrochene Wunde verhinderte, das Unternehmen ſelbſt zu leiten, ſo übertrug er den Befehl dem Andreas von Pola, einem verſuchten Seemanne, der jedoch mehr Tapferkeit als Klugheit beſaß. Um übrigens einem Verdacht vorzubeugen, welchen das plötzliche Verſchwinden Flaminio's bei dem argwöhniſchen Dogen erwecken konnte, mußte dieſer ſogleich wieder nach Venedig zurückkehren.

Die zu dem Ueberfalle beſtimmten Barken liefen einzeln aus, und ſammelten ſich am Vorabend des Feſtes in den Gewäſſern von Venedig, wo ſie ſich leicht verbergen konnten. Sie waren mit den verwegenſten

Narentanern bemannt; die meiſten hatte der reiche Gewinn zur Theilnahme gelockt, andere die Kühnheit und der Glanz des Unternehmens ſelbſt.

Der Tag vor Maria Lichtmeß ſtieg dießmal trüb und unfreundlich herauf. Flaminio ſäumte nicht, ſich zeitig in der feſtlich geſchmückten Kirche einzufinden. Er hatte ſich in einen Mantel gewickelt, und mit einem koſtbaren Dolche bewaffnet. Nahe dem Hochaltar, lehnte er ſich an ein Grabmahl. Der Doge hatte es ſeinem Vater an dieſer Stelle errichten laſſen, und der Jüngling wurde von einem unerklärlichen Schauer ergriffen, als er zufällig die Blicke darauf heftete, und den Namen Pietro Candiani las. In dieſem Augenblick ertönte das Geläute der Glocken, und verkündigte den herannahenden Zug. Jetzt öffneten ſich die Thore, und herein trat zuerſt die Reihe der Bräute, jegliche tief verſchleiert, das Haupt mit einem Kranze von weißen Roſen geſchmückt, und von zwei Geſpielinnen begleitet. Sie ſtellten ſich zur rechten Seite des Chors, während ihre Verlobten, welche den Zwiſchenzug bildeten, den Platz auf der linken Seite einnahmen. Ermengard war die Vorderſte in der Reihe der Frauen; Flaminio erkannte ſie augenblicklich an der hohen, ſchlanken Geſtalt und dem goldenen Löwen, der auf ihren Schleier geſtickt war. Jetzt kam der Biſchof, von der Geiſtlichkeit umgeben, aus der Sakriſtei, beſtieg die Stufen des Altars, und begann, nach einem kurzen Gebet, die

Anrede. Er hatte kaum einige Minuten lang geſprochen, als man ein Getöſe vernahm, wie von einem herannahenden Sturme. Es kam immer näher, und plötzlich erhob ſich ein wildes Geſchrei, die Thüren der Kirche wurden aufgeriſſen, und herein ſtürzten dreihundert Narentaner mit hochgeſchwungenen Schwertern. Ein Schrei des Schreckens und der Verzweiflung ſchlug an die Gewölbe des Doms empor, die meiſten Bräute ſuchten Schutz bei ihren Verlobten, einige ſanken halb ohnmächtig zu Boden, und Ermengard ſtand eine Weile bewegungslos, als ſich aber die Korſaren auf die Bräute ſtürzten, um ſich ihrer Morgengabe und ihrer ſelbſt zu bemächtigen, warf ſie ihr Käſtchen von ſich, und wollte hinter das Grabmahl fliehen, an welchem Flaminio noch immer, wie feſtgebannt, lehnte, aber bei ſeinem Anblick wurzelten ihre Füße am Boden — er eilte auf ſie zu, und indem er ihr zurief: „vertrauet mir, Ermengard, ich ſchwöre, Euch zu ſchützen,“ faßte er ſie mit ſtarken Armen, trug ſie aus der Kirche, und eilte mit ihr den Schiffen zu. Ihm folgten die übrigen Räuber, die zitternden Jungfrauen in ihrer Mitte. Von den anweſenden Jünglingen und Männern hatte keiner an Widerſtand gedacht, da ſie ohne Waffen waren, manche hatten ſogar ſchnell die Flucht ergriffen, und waren nach Venedig zurückgelaufen, wo ſich die Nachricht von dem Ueberfalle mit Blitzesſchnelle verbreitete.

Candiani, mehr von Wuth über die Schmach, welche der Republik widerfahren, als vom Schmerz über die verlorene Tochter ergriffen, traf auf der Stelle Anſtalten zur Verfolgung der Korſaren.

Aber noch bevor er die Venetianer unter die Waffen rief, kamen die Künſtler und Handwerker aus der Pfarre St. Maria der Schönen in einem zahlreichen Haufen und auf's Beſte bewaffnet, und verlangten vom Dogen, gegen die Feinde geführt zu werden. Alle tauglichen Schiffe wurden eiligſt mit wehrhaften Männern beſetzt, und Candiani übernahm ſelbſt den Oberbefehl.

Die Korſaren erreichten unterdeſſen mit ihren Barken ungehindert die Kanäle von Caorle. Unterwegs entſpann ſich unter ihnen ein Zwiſt über die Beute, und Andreas von Pola, ihr Anführer, machte den Vorſchlag, zu halten, und Gold und Koſtbarkeiten auf der Stelle zu vertheilen. Die Bräute aber ſollten nach Narenta gebracht, und nur gegen ſchweres Löſegeld zurückgegeben werden. Die Habſucht der Narentaner war ſo groß, daß jetzt der Gedanke an die gemachte Beute jeden andern verſchlang, und ſie ſogar die Vorſicht vergaßen, ein Wachtſchiff auszuſtellen. Während aber die wilden Haufen mit der Vertheilung beſchäftigt waren, wobei es nicht ohne Hader und ſtürmiſche Auftritte zugieng, ſaß Flaminio neben Ermengard in einer Ecke der Barke, und ſuchte ihr Beruhigung einzuſprechen. „Wie kann ich Euern Worten trauen, da Ihr ein Genoſſe dieſer Räuber ſeyd?“ fragte ſie mit einem Tone, der die Härte des Vorwurfs mildern wollte.

„Das verdanke ich dem Schickſal und Eurem Hauſe,“ antwortete der Jüngling. „Ich bin ein Venetianer, aus dem Geſchlechte der Moroſini, mein Vater wurde durch Euern Großvater verbannt.“

„Ein Moroſini ſeyd Ihr?“

„Ja, mein Vater ſtarb in der Verbannung und ich, den nicht einmal ein Verdacht treffen konnte, irre als Geächteter umher.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Ermengard, und wollte in der erſten Bewegung die Hand des Jünglings faſſen, zog aber die ihrige ſchnell wieder zurück. „Aber was ſoll aus mir und den übrigen gefangenen Jungfrauen werden?“ fragte ſie nach einer Weile mit zagender Stimme.

„Man giebt Euch alle zurück gegen Löſegeld, und dann könnt Ihr noch Orſeolis Gattin werden.“

Sie fuhr heftig zuſammen. „Ich vertraue Eurer Ehre, bringt mich ſicher nach Fieſſole.“

„Nach Fieſſole?“

„Ich habe dort eine Tante,“ fuhr ſie heftig fort, „ſie iſt Vorſteherin im Kloſter der heiligen Jungfrau. Gelobt mir, meine Bitte zu erfüllen.“

„Ich gelobe es bei dem, der die Menſchen richtet, und bei der Aſche meines Vaters!“ rief Flaminio.

Plötzlich wurden ſie aus ihrer Unterredung durch ein lautes Geſchrei aufgeſchreckt. — „Die Venetianer, die Venetianer!“ tönte es von allen Barken. Wirklich waren auch die Schiffe der Republik ſchon ſo nahe, daß an eine Flucht nicht mehr gedacht werden konnte. Alles griff zu den Waffen. Auch Flaminio ſprang auf und zog ſein Schwert.

„Um Gotteswillen rettet Euch,“ rief Ermengard; „wir ſind hier nahe am Ufer, rudert an's Land.“

„Wenn Ihr mir folgen wollt?“ verſetzte der Jüngling.

„Ich kann, ich darf nicht!“

„Gut, ſo falle ich an Eurer Seite,“ antwortete Flaminio.

Die Venetianer waren den Korſaren nicht nur an Schiffen und Mannſchaft überlegen, ſondern auch in der Kriegskunſt. Candiani manövrirte ſo geſchickt, daß ſich die Narentaner in kurzer Zeit ganz umzingelt ſahen. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, es galt jetzt einen Kampf auf Leben und Tod.

Durch einen ſonderbaren Zufall ſtieß die Galeere, auf welcher ſich der Doge befand, mit Flaminio's Barke zuſammen. Candiani, beherzt und kräftig wie ein Jüngling, erblickte kaum ſeine Tochter, als er an der Spitze von zwanzig Bewaffneten in das feindliche

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Fahrzeug ſprang. Flaminio umfaßte mit der Linken die zitternde Ermengard, mit der Rechten hielt er das Schwert empor. Candiani ſtutzte, als er den Jüngling erkannte. „Da Ponte!“ rief er. —

„Nicht da Ponte, ich bin Moroſini, der Sohn des unglücklichen Conſtantin, den Ihr gemordet habt.“

Der Doge wich einen Schritt zurück, doch faßte er ſich ſchnell und ſagte: „Du haſt mein Leben gerettet, ich verbürge Dir das Deinige, laß meine Tochter los.“

„Komm und nimm ſie,“ rief Flaminio mit fürchterlichem Lachen. Der Doge drang wüthend auf ihn ein; der Jüngling mehr beſorgt um die Geliebte als um ſich, vertheidigte ſich mit unſicherem Arm, und erhielt vom Schwerte ſeines Gegners eine Wunde in die Bruſt. Dieß geſchah in demſelben Augenblicke, als er ſeine Stellung ändern wollte, und darüber das Gleichgewicht verlor. Er taumelte, und fiel mit Ermengard, die ſein Arm noch immer feſt umſchloſſen hatte, über den Rand der Barke in's Waſſer. Dem Dogen gerann das Blut zu Eis; er ſtand mit weit geöffnetem Munde, bleich wie ein Marmorbild, und das Auge heftete ſich ſtarr auf die Stelle, wo ſeine Tochter verſchwunden war. Einige ſeiner Leute ſprangen nach, um ſie zu retten, aber es war umſonſt, nicht einmal die Leichen Ermengard's und Flaminio's wurden mehr gefunden.

Der ſtumme Schmerz des Alten gieng ſchnell in die Wuth der Verzweiflung über; er ſtürzte ſich in's Gefecht, welches ſich jetzt furchtbar erneuerte; alle Korſaren fielen unter den Streichen der Venetianer, und Candiani kehrte am Abend, im traurigen Triumphe, kinderlos nach der Stadt zurück.

Ende des zweiten Bandes.

FRIEDR. LUDEN
VERLAGS-BUCHHANDL.
UND
LEIHBIBLIOTHEK
JENA.

# Druckfehler im erſten Bande.

Seite 18 Zeile 6 v. O. leſe man: am Ganges ſtatt im Ganzen.
= 19 = 7 v. O. = = Lemnos ſtatt Lesbos.
= — = 8 v. U. = = daſſelbe.
= 21 = 2 v. O. = = an ſt. vor.
= 23 = 5 v. U. = = Irenikus ſt. Jenicus.
= 25 = 1 v. U. = = Stärke ſt. Worte.
= 43 = 7 v. U. = = ſchlachten ſt. ſchlagen.
= 60 = 8 v. O. = = Venningen ſt. Vermingen.
= 106 = 7 v. O. = = Kunſtwerke ſt. Kunſtſachen.
= 113 = 8 v. U. = = will's.
= 124 = 12 v. O. = = Haut, Muskeln, ſt. Hautmuskeln.
= 199 = 17 v. O. ſetze man nach dem Worte pfeilſchnell: mit ihren beiden Segeln.
= 200 = 1 v. O. Hier, ſo wie an allen andern Orten, leſe man Pirogen ſtatt Piroguen.
= 203 = 8 v. O. = = Antilope ſt. Antitope.
= 206 = 17 v. O. = = Noſſa ſt. Meſſa.
= — = 1 v. U. = = Regungen ſt. Gefühle.
= 208 = 10 v. O. = = Lopez ſt. Jopez.
= — = 4 v. U. = = Heiterkeit ſt. Frohſinn.
= — = — = = die ſt. der.
= 209 = 6 v. O. = = deſſen Namen er führt.
= 219 = 1 v. O. = = Schoten ſt. Schatten.
= 234 = 8 v. U. = = was ſt. etwas.
= 236 = 8 v. U. = = beachte ſt. brachte.
= 239 = 7 v. O. = = dieſen ſt. deſſen.
= 242 = 9 v. U. = = Ximenes ſt. Nimenes, und ſo immer.
= 320 = 2 v. O. = = daſſelbe ſt. es.

## Druckfehler im zweiten Bande.

|  |  |  |  |  |  |
|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 49 | Zeile | 6 v. O. | leſe man: | Dühem ſtatt Düchem. |
| = | 50 | = | 1 v. O. | = = | orhyniſche ſt. orbyniſche. |
| = | 51 | = | 3 u. 4 | = = | Alemanney ſt. alemaniſche. |
| = | — | = | 8 v. O. | = = | Offo ſt. Otto. |
| = | 56 | = | 14 v. U. | = = | faſt in einerlei Verhältniß. |
| = | 57 | = | 13 v. O. | = = | eine Unverſchämtheit ſt. ſeine. |
| = | 70 | = | 6 v. U. | = = | Villa ſt. Stille. |
| = | 83 | = | 2 v. U. | = = | kennen ja ſt. kommen in. |
| = | 102 | = | 6 v. O. | = = | um ſt. in. |
| = | 141 | = | 6 v. O. | = = | Herrn ſt. Heere. |
| = | 159 | = | 7 v. U. | = = | Gerücht ſt. Gericht. |
| = | 169 | = | 2 v. O. | = = | Chiuſi ſt. Chuſi. |
| = | 198 | = | 7 v. O. | = = | amorosa ſt. amorasa. |
| = | 218 | = | 10 v. U. | = = | Alb ſt. Alp. |
| = | 252 | = | 7 v. O. | = = | Lottich ſt. Lattich. |
| = | 279 | = | 1 v. U. | = = | Maneß ſt. Mamoß. |

Aloys Schreibers,

Großherzogl. Badiſchen Hofraths und Hiſtoriographen,

# Auszug

aus ſeinem

Handbuche für Reiſende am Rhein
von Schafhauſen bis Holland ꝛc.

enthaltend

## die Rheinreiſe von Mainz bis Düſſeldorf.

---

Nebſt einem eigenen Anhange,
die Mainreiſe von Mainz bis Aſchaffenburg
enthaltend.

Mit einer Karte.

Heidelberg,
bey Joſeph Engelmann.
1823.

# Taſchenbuch
# für
# Reiſende am Rhein
# von
# Mainz bis Düſſeldorf.

Von
Aloys Schreiber,
Großherzogl. Bad. Hofrathe und Hiſtoriographen.

Auszug aus dem Werke: Handbuch für Reiſende am
Rhein von Schafhauſen bis Holland ꝛc.

Nebſt einem eigenen Anhange,
die Mainreiſe von Mainz bis Aſchaffenburg
enthaltend.

Mit einer Karte.

Heidelberg,
bey Joſeph Engelmann.
1823.

124

Seiner Herzoglichen Durchlaucht

# Wilhelm I.

ſouveränen Herzoge von Naſſau

ꝛc. ꝛc.

# Durchlauchtigſter Herzog!

Ich würde mir nicht erlaubt haben, dieſem Buche den Namen eines Fürſten vorzuſetzen, deſſen Andenken meinem Herzen theuer iſt, wenn nicht der Inhalt mich einigermaßen rechtfertigte. Ein großer Theil der topographiſchen und hiſtoriſchen Notizen, die ich hier dem Publikum vorlege, gehört dem herrlichen Lande an, welches das Glück hat, von dem erlauchten Abkömmling der um Deutſchland hochverdienten Naſſauiſchen Fürſtenſtämme beherrſcht zu werden. Ich habe die Arbeit, wiederholt, mit Liebe begonnen und mit Sorgfalt beendigt, und es bleibt mir nur der Wunſch, daß Eure Herzogliche Durchlaucht den Ausdruck meiner ehrfurchtsvollen Geſinnung mit Huld aufnehmen möchten.

Karlsruhe am 8. April 1821.

Aloys Schreiber.

# Vorrede.

Viele, die den Rhein beſuchen, erkieſen ſich die Strecke von Mainz bis Köln oder Düſſeldorf, und kehren dann auch wohl über die Bäder am Taunus zurück. Für dieſe iſt ein großer Theil meiner Anleitung zur Rheinreiſe, von den Quellen des Stroms bis Holland, ein unbequemer Ueberfluß, der, in dem gegenwärtigen Auszuge, wegfällt. Ein Auszug iſt jedoch dieſes neue Werk nur in ſo fern, als es blos einen Theil des größern, im Jahr 1818 (bei demſelben Verleger) erſchienenen Werks enthält. Was vom Text hier beibehalten worden, hat nicht nur keine Abkürzung erlitten, ſondern, außer vielen Verbeſſerungen und Berichtigungen, hin und wieder noch zweckmäßige Zuſätze erhalten. Ich entledige mich einer ſehr angenehmen Pflicht, indem ich dem Herrn Kirchenrath Dahl in Darmſtadt, Herrn Director Richter in Andernach, Herrn Reg. Rath v. Laſſaux in Köln, meinen Freunden Dambmann, Rehfueß und A. Mayer, ſo wie den übrigen wackern Männern für ihre intereſſanten Mittheilungen zum Behuf dieſer neuen Ausgabe öffentlich und herzlich danke. Einem kann ich dieſen Dank nicht mehr entrichten. Es iſt dies der vielverdiente vormalige Ingenieur-Hauptmann C. F. Hoffmann in Neuwied, der noch in den letzten, von Krankheit getrübten Tagen ſeines thätigen Lebens eine Reihe wichtiger Notizen zu meinem Gebrauche niederſchrieb, und während dieſer Arbeit ſtarb. Ich habe ſeine Papiere mit einem ſchmerzlichen Gefühle benutzt. Möchten ſich in den Rheingegenden viele Männer finden, die, wie Er, mit ernſtem, unermüdlichem Streben unſre heimathlichen Alterthümer ans Licht zu fördern ſuchten, welchen großen Gewinn würde unſre frühere Geſchichte davon haben!

Dem Wunſche des Verlegers gemäß habe ich über die Reiſe von Frankfurt nach Aſchaffenburg einige Notizen beigefügt. Sie nehmen keinen großen Raum ein, und ſind doch wohl manchem willkommen.

Ich würde hier die Vorrede ſchließen, wenn ich nicht noch ein Paar Worte auf eine gemeine Unart zu erwidern hätte. In einer kürzlich erſchienenen kurzen Beſchreibung der Stadt Bonn wird, in einer Note, eine lächerliche Stelle aus meinem Reiſebuche angeführt, die einem Quartaner auffallen muß. In den beiden, bei Hrn. Engelmann erſchienenen, Ausgaben ſteht dieſe Stelle nicht, möglich aber, daß ſie ſich in dem erſten, vor ohngefähr 12 Jahren gedruckten, flüchtigen Entwurfe findet. In dieſe Skizze hatten ſich, ohne mein Verſchulden, eine Menge Irrthümer und Seltſamkeiten eingeſchlichen, und ich konnte und wollte ſie darum auch nicht ferner anerkennen. Aus dieſem Grunde wurde auch die zweite, umgearbeitete Ausgabe nicht als eine neue auf dem Titelblatt bezeichnet, und die dritte erhielt die Benennung der zweiten. Der Verfaſſer beſagter Topographie ignorirt über dieſe beiden, einzig ächten Ausgaben, die er meiſt wörtlich (zumal in dem Hiſtoriſchen) abſchreibt, und gedenkt auch des Buchs weiter gar nicht, außer in jener verunglimpfenden Anmerkung.

Wenn das keine Erbärmlichkeit iſt, ſo weiß ich nicht, was den Namen verdient.

A. Schreiber.

# Zur Nachricht.

Für ſolche Reiſende, die von der Schweiz aus den Rhein bereiſen, und für jene, welche die ganze Rheinreiſe machen, — die paradieſiſche Pfalz — das Nahthal — die in maleriſcher und antiquariſcher Hinſicht ſo überaus merkwürdige Moſelreiſe bis Trier unternehmen. — Aachen und Spaa, ſo wie Holland beſuchen wollen, iſt das vollſtändige Handbuch für Rheinreiſende von Herrn Hofrath A. Schreiber zu empfehlen, das überdem eine Menge intereſſanter und nützlicher Notizen für Reiſende enthält.

NB. „(An Orten, wo keine Buchhandlung, aber
„doch ein Poſtamt iſt, kann man dieſes Werk
„durch das Letztere von dem hieſigen Großherzogl.
„Poſtamt beziehen.)“

Handbuch für Reiſende am Rhein von Schafhauſen bis Holland, in die ſchönſten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Von Aloys Schreiber, Großh. Bad. Hofrathe und Hiſtoriographen. Zweite durchaus verbeſſerte und ſehr vermehrte Auflage. Mit 2 neuen Karten, gezeichnet vom Profeſſor Brühl in Mainz und in Kupfer geſtochen von L. Heß. Brochirt. 5 fl.

Auch unter dem Titel:

Anleitung auf die nützlichſte und genußvollſte Art den Rhein von Schafhauſen bis Holland, die Moſel von Coblenz bis Trier, und die Bäder am Taunus, ſo wie Aachen und Spaa zu bereiſen. Mit den Abſtechern: I. Von Straßburg nach Baden und in das Murgthal; II. von Mannheim nach der überrheiniſchen Pfalz; III. über Heidelberg, die Bergſtraße, nach Darmſtadt und Frankfurt; IV. von Bingen durch das Nahthal nach Kreuznach ꝛc.; V. von Coblenz nach Trier; und den intereſſanteſten Sagen aus der Gegend des Rheins und des Taunus. Nebſt einem Anhange. Von

**Aloys Schreiber, Großherzogl. Bad. Hofrathe und Hiſtoriographen. Zweite durchaus verbeſſerte und ſehr vermehrte Aufl. Mit 2 neuen Karten, gezeichnet vom Prof. Brühl in Mainz und in Kupfer geſtochen von L. Heß.**

Die erſte Ausgabe dieſes Handbuchs iſt nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in England und Frankreich mit entſchiedenem Beyfall aufgenommen worden, und es hat in der gegenwärtigen Bearbeitung Vorzüge erhalten, wie ſie nur wiederholte eigne Forſchung und Beobachtung an Ort und Stelle und die ausgebreitetſte Correſpondenz zu geben vermochten. Der Freund der Natur und der Geſchichte, der Technolog, der Statiſtiker, der Künſtler, der Gewerbsmann, überhaupt der gebildete Reiſende, werden nicht leicht etwas in dieſer Anleitung vermiſſen, was ſie auf einer Wanderung durch die herrlichen Rheingegenden intereſſiren könnte. Die neu gezeichnete und geſtochene Karte in 2 Blättern iſt frei von den Fehlern der frühern, und ſchwerlich möchte jetzt noch etwas Bedeutendes zu verbeſſern oder nachzutragen ſeyn.

Der Plan umfaßt in ſeinen Hauptmomenten: I. Reiſe von Schafhauſen nach Baſel, Freiburg, Straßburg. II. Abſtecher nach Baden. III. Route von Baden nach Mannheim. IV. Abſtecher nach der überrheiniſchen Pfalz: 1. von Mannheim nach Neuſtadt an der Haardt; 2. von Neuſtadt nach Speier; 3. von Neuſtadt nach Landau; 4. von Neuſtadt nach Kaiſerslautern; 5. von Neuſtadt längs dem Haardtgebirge nach Dürkheim, Grünſtadt, dem Donnersberge. **V.** Von Mannheim nach Mainz. 1. Route: über Worms und Oppenheim; 2. Route: über Heidelberg, die Bergſtraße, nach Darmſtadt und Frankfurt. **VI.** Der Rheingau. **VII.** Das Nahthal mit ſeiner Umgegend. **VIII.** Von Bingen bis Coblenz. **IX.** Abſtecher von Coblenz nach Trier. **X.** Reiſe von Coblenz nach Bonn. **XI.** Abſtecher von Bonn nach Aachen und Spaa. **XII.** Reiſe von Bonn nach Cöln. **XIII.** Reiſe von Cöln bis Holland. **XIV.** Rückreiſe von Coblenz über die Bäder am Taunus. — Anhang: 1. Nachtrag über einige alte Kirchen am Rhein. 2. Reiſerouten. 3. Bemerkungen für Rheinreiſende. 4. Notizen für Kurgäſte. 5. Der Rheinwein. 6. Zugabe für Freunde der Naturkunde. 7. Notizen über die Reiſe nach Holland, und Nachrichten von einigen holländiſchen Städten. 8. Allgemeine Ueberſicht der Diſtanzen, um die Länge des Laufs des Rheins darnach zu beſtimmen. 9. Schriften, welche auf die Rheingegenden Bezug haben. 10. Tarif, nach welchem die am Rheine curſirenden Münzſorten im Großherzogthum Heſſen bei den öffentlichen Caſſen angenommen werden. — Volksſagen.

## I.

# Der Rhein und die Rheinfahrt.

Unter den Strömen Deutſchlands mag ſich wohl keiner dem Rheine vergleichen; denn nicht nur nimmt er ſeinen Lauf durch die ſchönſten Gegenden, ſondern es treten auch, rechts und links an ſeinen Ufern, dem Wanderer, faſt bei jedem Schritte, große Erinnerungen und bedeutſame Denkmäler der Römerzeit und des Mittelalters entgegen, und ſelbſt da, wo der Fluß nun von den vaterländiſchen Bergen ſcheidet, und ſich nach den Niederungen von Holland wendet, erſcheint wieder ein eigenthümliches Land und ein eigenthümliches Volk, das durch ſeine Bauart, ſeine Sitten, ſeinen Gewerbfleiß und ſeine Kunſtwerke die Aufmerkſamkeit des Reiſenden anzieht.

Der Rhein hat ſeinen Urſprung auf den höchſten Rhätiſchen Alpen, in drei verſchiedenen, fünf Stunden auseinander liegenden Quellen. Es ſind wilde Waldſtröme, die bald von Felſen zu Felſen fortſtürzen, bald durch friedliche Hirtenthäler dahin rinnen, und ſich bei Reichenau vereinigen. Hier hat der Fluß 250 Fuß Breite.

Ohnfern Rheineck ſtrömt der Rhein in den Bodenſee, der ſich von Bregenz bis Konſtanz ſechs Meilen lang hinzieht. Bei Konſtanz tritt er wieder aus dem See, bildet eine Stunde abwärts den Unterſee, und fluthet dann weiter nach Schaffhauſen. Wenn er Mainz erreicht, hat er bereits einen Weg von 182 Stunden zurückgelegt, und nach 80 Stunden weiter verläßt er die Deutſche Gränze und wendet ſich nach Holland.

Die meiſten Reiſenden, welche das Rheinthal beſuchen, gehen von Mainz aus, und endigen mit Köln oder Düſſeldorf. Ohnſtreitig findet man auf dieſer Strecke auch den reichſten Genuß. Nur wähle man nicht, ohne Noth, die Waſſerdiligence. Bei der ſchnellen Fahrt entſchwinden die Gegenſtände dem Auge zu ſchnell, und ſo viele reizende Thäler, ſo viele herrliche Ausſichten von Bergen und alten Schlöſſern zu beiden Seiten des Stromes gehen für den Reiſenden verloren. — Es iſt darum zu rathen, daß eine Geſellſchaft ſich einen eigenen Nachen miethe, und an den ſehenswürdigſten Punkten anlande. Wer alles mit Muße betrachten will, was das Rheinthal von Mainz bis Bonn dem Auge und der Erinnerung darbietet, der muß zu dieſer Reiſe wenigſtens ſechs bis acht Tage verwenden, und dann den Rückweg zu Lande über die Bäder machen.

Auch die Fußreiße durch das Rheingau wird denen einen ſehr großen Genuß gewähren, welchen dieſe Art zu reiſen überhaupt nicht unangenehm iſt.

Die Waſſerdiligence hat übrigens auch einige Vortheile: man reist damit ſchnell und wohlfeil. Sie fährt von **Mainz** ab — im Sommer täglich, im Winter ſo lange der Strom fahrbar iſt, wöchentlich dreimal; kommt Abends (manchmal ziemlich ſpät in der Nacht) bis **Koblenz**, und erreicht am zweiten Tage **Köln**. Bei ungünſtiger Witterung geht es mit dieſer Fahrt viel langſamer, und die Schiffe ſind mitunter genöthigt, beizulegen. Der Schiffer erhält von den Unternehmern für die ganze Fahrt 70 fl. und die Zollauslagen. Der Reiſende zahlt von **Mainz** bis **Köln** 5 fl. 30 kr. und hat 50 Pfund Gepäcke frei.

## II.

## Mainz.

Wer dieſe Stadt noch als Reſidenz der erſten Deutſchen Kurfürſten kannte, wer ſie damals ſah in ihrem regen Leben, beim Aufblühen von Kunſt und Wiſſenſchaft: den muß jetzt der erſte Anblick ſchmerzlich ergreifen. Aber ihre Lage in einer der ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden Deutſchlands iſt ihr geblieben. Auch iſt ſie noch immer eine ſeiner ſtärkſten Feſtungen. Da, wo der gelbliche Main ſich in den Rhein einmündet, erhebt ſie ſich am Ufer und zieht, zum Theil, einen Hügel hinan. Ihre Bevölkerung beträgt zwiſchen 25 und 26 tauſend Seelen. Außerdem hat ſie, als Bundesfeſtung, eine Garniſon von 6000 Mann theils Oeſtreichiſcher, theils Preußiſcher Truppen. Schon unter der Regierung des Auguſtus ſoll deſſen Feldherr, Martius Agrippa, hier ein befeſtigtes Lager angelegt haben, um die von Wiesbaden her andringenden Deutſchen abzuwehren. Auf des Lagers Stelle erbaute nachher Druſus Germanicus die Veſte Magontiacum. Dieſe Veſte erſtreckte ſich, mit der jetzigen Stadt gleichlaufend, vom Eichelſtein, der außerhalb des Thores lag, bis zum

Abhange des Linſenbergs, und — nach ihrer Breite — vom Abhange des Gauthorbergs, bis außerhalb des Gauthors, zum ehemaligen Druſenſee. Aus jener Zeit iſt noch der Eichelſtein oder Druſusſtein auf dem Walle vorhanden, und die Waſſerleitung bey Zahlbach. Auf dem Wege nach Zahlbach und zu der vorerwähnten Waſſerleitung, war links an der Höhe ein Römiſcher Begräbnißplatz. Profeſſor Lehne entdeckte hier über 50 Römiſche Grabſteine, wovon er die bedeutendſten in der ſtädtiſchen Antikenſammlung aufſtellen ließ. — Die erſte Garniſon, welche als Erbauerin des Caſtrums angeſehen werden muß, beſtand aus der 14ten und 2ten Legion. Die letzte blieb hier nur kurze Zeit, weswegen man von ihr ſehr wenige Denkmäler findet, deſto mehr aber von der erſten. Drey Jahre nach Erbauung von Magontiacum legte Druſus, dieſem gegenüber, ein andres Kaſtell, (das jetzige Kaſſel) an, welches gegenwärtig eine Vorſtadt von Mainz bildet, und in die Feſtungswerke mit eingeſchloſſen iſt.

Im Jahre 70 der chriſtlichen Zeitrechnung kam die 22. Legion, welche unter Kaiſer Titus Jeruſalem hatte erobern helfen, als Beſatzung nach Mainz, und mit ihr, der Sage nach, Crescenz, der für den erſten chriſtlichen Lehrer und Biſchoff am Rheine gehalten wird. Kaiſer Traian ließ auf der Mainſpitze ein Fort errichten, woraus ſpäter, unter den Karolingern, das königliche Kaſtell Kufſtein, und in der Folge die von Guſtav Adolph erbaute Guſtavsburg entſtand. Hadrian erweiterte die Feſtungswerke von Magontiacum, und ſoll auf der Höhe bey dem Dorfe Weiſſenau ein oberes, auf der entgegengeſetzten nördlichen Seite der Stadt aber, oder dem Hauptſtein, ein unteres Kaſtell errichtet haben.

In dem Kampfe der Deutſchen mit den Römern litt Mainz auf mannichfaltige Weiſe, und wurde zuletzt von den Alemannen gänzlich zerſtört. Es lag in Trümmern bis zur Herrſchaft der Fränkiſchen Könige. Karl der Große legte auf dem Albansberg ein Kloſter und eine Schule an, und erbaute, auf den von der alten Römerbrücke (wahrſcheinlich von der 22. Legion unter Trajan erbaut) noch vorhandenen ſteinernen Pfeilern, eine hölzerne über den Rhein. Als im J. 1819 der Fluß einen ungewöhnlich niedrigen Waſſerſtand hatte, wurden dieſe gewaltigen Pfeiler wieder ſichtbar.

Der blühende Handel der Rheinſtädte im 13. Jahrh. fand eine traurige Hemmung in den vielen Raubſchlöſſern, die ſich zu beiden Seiten des Rheins erhoben, und täglich vermehrten. Da machte ein Mainzer Bürger, Arnold Saalmann der Waltbote (der das in ſeinem Geſchlecht erbliche Amt eines Gewaltsboten bekleidete) den Vorſchlag zu einem Städtebund. Im J. 1255 wurde die Rheiniſche Hanſe wirklich errichtet; mehr als hundert Rheinſtädte, auch viele Fürſten, Grafen und Edle, traten bei, und bald wurden die Raubſchlöſſer größtentheils zerſtört. Noch jetzt bilden die Ruinen derſelben eine Reihe mahleriſcher Anblicke, und erhöhen das Intereſſe der Rheinreiſe.

In der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert hatte Mainz ſeine glänzendſte Periode, und mit dem Wohlſtand erblühten auch Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Minneſänger hatten hier einen ihrer Hauptſitze, und von ihnen hat ſich beſonders das Andenken an Heinrich Frauenlob erhalten, der 1318 ſtarb, und deſſen Leiche die Mainzer Frauen zu Grabe trugen. Er liegt im Dom begraben, wo noch ſein durch des wackern Niklas Vogt Bemühung erneuerter Grabſtein zu ſehen iſt.

Von 1312 bis 1317 erbaute der Rheinbund das Mainzer Kaufhaus, welches erſt im J. 1813 niedergeriſſen wurde. Der daran gelegene Gaſthof zu den drei Reichskronen gewann dadurch einen freien Platz. Die koloſſalen Schildhalter des Kaiſers und der ſieben Kurfürſten, welche die Zinne des Kaufhauſes ſchmückten, ſind erhalten, und im Hofe der Stadtbibliothek aufgeſtellt. Sie ſind aus den Jahren 1328 — 1329.

Das 15. Jahrh. wurde für Mainz glorreich durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, welche Strasburg und Harlem ſich umſonſt anzueignen ſtrebten. Joh. Gänſefleiſch v. Sorgeloch, von ſeinem Hofe zum Gudenberg in Mainz Gutenberg genannt, hatte bereits im Anfange des 15. Jahrh., in Strasburg, Verſuche gemacht, mit beweglichen Lettern zu drucken. Der Druck mit unbeweglichen Lettern, die auf hölzerne Tafeln geſchnitten wurden, war ſchon früher bekannt. Aus gerichtlichen Urkunden iſt erwieſen, daß die Erfindung in Strasburg begonnen habe, aber nachher von Gutenberg in Mainz vollendet worden ſey. Er erfand die beweglichen (hölzernen) Typen, Joh.

Fuſt und Peter Schöffer von Gernsheim, welche ſich die Früchte ſeiner Arbeit anzueignen wußten, brachten ſpäter die metallenen zu Stande. Wenn übrigens auch die erſten Druckverſuche Gutenbergs ſich verloren haben, ſo iſt demungeachtet das ehemalige Daſeyn derſelben nicht zu läugnen, und ihm muß der Ruhm einer Erfindung bleiben, die mächtiger als irgend eine andre welthiſtoriſche Erſcheinung auf die Menſchheit gewirkt hat. Noch ſteht in Mainz ſein Haus, der Hof zum Jungen genannt, auf dem Franziskanerplatze. Die Druckerkunſt, die im Anfang als Geheimniß bewahrt wurde, verbreitete ſich bald nach ihrer Entſtehung in einige andre Städte Deutſchlands, wie denn Albrecht Pfiſter ſchon im J. 1453 ſeine Bibel in Bamberg anfing. Als aber, um eben dieſe Zeit, der ſchreckliche Krieg zwiſchen Diether von Iſenburg und Adolph von Naſſau ausbrach, die ſich beide um den erzbiſchöflichen Stuhl ſtritten, da wanderten auch mehrere Drucker aus, und ſo wurden die Wohlthaten dieſer Kunſt bald allgemeiner.

Diether, der nach Adolphs Tod wieder Erzbiſchof wurde, erbaute die, von den Franzoſen in unſrer Zeit abgetragene, Martinsburg, und errichtete 1477 die Univerſität. Im J. 1792 begann für Mainz die unglückliche Zeit. Cuſtine bemächtigte ſich der Stadt, und republicaniſirte. Das J. 1797 brachte den ganzen Deutſchen Ueberrhein unter Franzöſiſche Herrſchaft und erſt 1814 wurde auch Mainz wieder ein Theil von Deutſchland. Gegenwärtig iſt es die Hauptſtadt von Rheinheſſen, der Sitz einer Provinzialregierung, eines obern und eines Kreisgerichts, eines Handelsgerichts, eines Biſchofs mit einem Domkapitel und einer theologiſchen Pflanzſchule, eines Gymnaſiums, eines Medicinal-Collegiums, einer Entbindungs- und Impf-Anſtalt ꝛc.

Oeffentlicher Plätze ſind 27, darunter die vorzüglichſten: 1. Der Parade-, ehemals Schloß-Platz. 2. Der Thiermarkt (das Forum gentile der Römer). 3. Der Speiſemarkt. 4. Der Heumarkt. 5. Der Brand oder Kaufhausplatz. 6. Der Flachsmarkt. 7. Der Leichhof. 8. Der Ballplatz. 9. Der Platz Gutenberg, wo ein neues Theater erbaut wird und eine Fruchthalle.

Straßen enthält Mainz 129, darunter viele enge, dunkle Gäßchen. Die ſchönſten ſind die drei Bleichen und die Ludwigsſtraße, welche, vom Thiermarkt bis zum Speiſemarkt, die Stadt in ihrer mittlern Breite durchſchneidet.

Sehenswerth ſind: 1. Der (ehemalige) Freihafen. 2. Die Schiffbrücke, mit der herrlichen Ausſicht den Strom auf- und abwärts. 3. Der Dom, welcher bei der Belagerung im J. 1793 und durch die nachherige Verwandlung in ein Magazin ſehr gelitten. Erzbiſchof Willigis fing im 10. Jahrh. den Bau an, der aber erſt im 11. zur Vollendung kam. Wie die Domkirche zu Worms und Speier, hat auch dieſe zwei Chöre mit vier oder ſechs Thürmen. Sie brannte größtentheils ab im J. 1190 und wurde gleich darauf neu hergeſtellt. Hier ſind die Grabmähler des Erzbiſchofs Albrecht von Brandenburg; des Domprobſt von Dalberg; des Generals, Grafen von Lamberg; des Johann Georg von

Schönborn; Diethers von Iſenburg; Anſelms von Ingelheim, beſonders aber der Faſtrada, Gemahlin Karls des Großen, und Heinrich Frauenlobs bemerkenswerth. Eben ſo das aus verſchiedenen Metallen im J. 1328 verfertigte große Taufbecken, im alten Pfarrchore, und die beiden metallenen Flügelthüren gegen den Speiſemarkt, welche Willigis gießen ließ, und worauf die von Erzbiſchof Adalbert im J. 1135 den Mainzer Bürgern ertheilte Freiheitsacte eingegraben iſt. Beide befanden ſich früher in der abgebrannten und nun ganz zerſtörten Liebfrauenkirche. 4. Die Ignatiuskirche, von einfacher, ſchöner Architectur, mit trefflichen Deckengemälden. 5. Die alte Kollegiatkirche zum heil. Stephan. Sie hat eine freundliche Lage, und von ihrem Thurme genießt man der herrlichſten Ausſicht. Einige Altarblätter aus der altdeutſchen Schule werden den Kunſtfreund intereſſiren. 6. Die Pfarrkirche zum heil. Emmeran. Der Hochaltar hat ein ſchönes Altarbild von Maulperch, ohne Zweifel das vorzüglichſte Kirchenbild in Mainz. 7. Die St. Peterskirche, neu und ſchön, mit zwei mächtigen Thürmen und einem herrlichen Geläute. 8. Die Kirche des Seminars, ehemals der Auguſtiner. 9. Das ehemalige deutſche Haus (gegenwärtig das großherzogliche Schloß) mit der ſchönſten Ausſicht. An der Stelle der in der Blokade von 1813—14 niedergeriſſenen alten Kanzlei wird ein Schloßgarten angelegt, und dadurch die Ausſicht von der Bleiche auf den Rhein gewonnen. 10. Das ehemalige Dalbergiſche Palais zu den drey Schweinsköpſen, welches jetzt zu einem Stadthauſe hergeſtellt iſt. 11. Die Citadelle, mit der wunderſchönen Ausſicht in eine der ſchönſten und reichſten Gegenden Deutſchlands. 12. Das vormalige Schröderſche Kaffeehaus, jetzt Caſino und Leſegeſellſchaft. 13. Der Eichelſtein, nahe dem Jacobsberge. Es iſt der innere Guß (die äuſſern Quadern wurden ein Raub der Zeit) eines dem Druſus errichteten Denkmals. Eichelſtein heißt es ſeit dem 16. Jahrhundert, eigentlich Adlerſtein, wegen des Adlers, womit das Monument geſchmückt war. Die ſichtbare Höhe des Denkmales ſelbſt, des merkwürdigſten unter allen Ueberreſten der Römerherrſchaft zu Mainz, beträgt 42 Franzöſiſche Fuß 2 Zoll, wovon 8 Fuß 2 Zoll zum Poſtament gerechnet werden. Dabei iſt der Wall 25 bis 30 Fuß hoch um daſſelbe aufgeworfen. 14. Die ehemalige Favorite, vor der Belagerung ein reizender Engliſcher Garten, wo man eine herrliche Ausſicht hat. Bis zur neueſten Zeit war nichts mehr davon ſichtbar, als die ſchrecklichen Spuren ihrer Verwüſtung. Das Franzöſiſche Genieweſen widerſetzte ſich jeder Anpflanzung und Verſchönerung, und ließ ſie in ihren Trümmern liegen. Jetzt wird ſie aber wieder gebaut und zu einer Promenade eingerichtet.

Die alte Martinsburg ſprang an dem neuen Schloſſe vor, bis an den Rhein, und machte eine ungemein ſchöne Wirkung. Sie hatte aber erſt als Franzöſiſches Hoſpital, und dann im J. 1797 durch Auffliegung des nahen Laboratoriums ſo ſehr gelitten, daß man ſie, zum Behuf des Freihafens, der Erde gleich machte. —

Das ehemalige Reſidenzſchloß ſtieß an die Martinsburg, und iſt gegenwärtig ein Kauf- und Lagerhaus.

Oeffentliche Sammlungen ſind: 1. In dem Bibliothek-Gebäude finden ſich vereinigt: a) Das Münzkabinet, vorzüglich reich an Mainzer Münzen und Römiſchen. b) Das Naturalienkabinet, das ſehr ſchöne Cryſtalliſationen und Verſteinerungen beſitzt. c) Die phyſicaliſche und mechaniſche Inſtrumenten-Sammlung. d) Das Muſeum Römiſcher Denkmäler; unſtreitig die größte Sammlung von Local-Monumenten, welche eine Stadt außer Italien beſitzt. Sie beſteht aus 27 Altären und Votivſteinen, und aus mehr als 60 Legionſteinen, die alle bei Mainz gefunden wurden. e) Die Bildergallerie. Ihre vorzüglichſten Gemälde ſind: Eine Apollonia von Domenichino; ein knieender Carmelite von Hannibal Caracci; eine Himmelfahrt Maria's von Agoſtino Caracci; ein Franciscus von Quercino; ein Chriſtus im Tempel von Jordaens; Adam und Eva von Albrecht Dürer; die Hausfrau von Rubens mit Thieren von Snyders ꝛc. Die Krone der kleinen Sammlung iſt jedoch eine Madonna, welche dem Kinde die Bruſt reicht, von Lorenzo Sciarpelloni (dem Mitſchüler und Freunde des trefflichen Davinci), ein Bild, ſo edel und einfach und anmuthig, daß es neben den Trefflichſten ſtehen darf. Aufſeher iſt Herr Nicolas Müller, der ſich durch mehrere poetiſche und artiſtiſche Schriften bekannt gemacht hat, und ſelbſt ausübender Künſtler iſt. f) Die Bibliothek der Stadt. Sie beſteht beiläufig aus 80,000 Bänden, worunter viele vorzügliche Werke. Beſonders reich iſt ſie an Incunabeln. Sie beſitzt das Pſalterium von 1459, die Bibel von 1462, das Katholicon von 1460 und mehrere tauſend andre aus dem Jahrhundert der Erfindung der Buchdruckerkunſt. Sie iſt alle Tage von 8 bis 1 Uhr für Jedermann offen, mit Ausnahme der Samſtage und Feſttage. In dem Hauſe des verdienſtvollen und äußerſt gefälligen und liebenswürdigen Bibliothecars, Herrn Profeſſors Lehne — eines Mannes, der ſich eben ſo ſehr durch liberale Geſinnungen, als einen raſtloſen Eifer in Auffindung vaterländiſcher Denkmäler auszeichnet — kann man noch eine Sammlung römiſcher Gefäße aller Gattung und ſonſtiger Alterthümer ſehen. 2. Die Sammlung chirurgiſcher Inſtrumente in der Entbindungs-Anſtalt. — Noch verdient als ſehenswerth einer Erwähnung: das in dem Bibliothekgebäude befindliche Modell zu der ſteinernen ſtehenden Brücke, welche Napoleon bei Mainz über den Rhein bauen wollte, und wozu bereits die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren.

Fremde haben freien Zutritt, wenn ſie von einem Mitgliede eingeführt werden, in die Leſegeſellſchaft und in das Caſino, die ſich beide in dem ehemaligen Schröderſchen Hauſe in der Schuſtergaſſe befinden.

Die ſchöne Rheinallee iſt beinahe in ihrer ganzen vormaligen Länge wiederhergeſtellt, durch eine vierfache Reihe von Bäumen, und bietet einen ſehr anmuthigen Spaziergang. Glücklicherweiſe wurde ſie noch bei der letzten Blokade gerettet; alle übrigen Anlagen und Bäume wurden aufs neue verwüſtet. — Die Römiſche Waſſerleitung bei Zahlbach verdient einen Beſuch. Eben ſo die Petersaue und die Ingelheimer Aue, zwei Rheininſeln in der Nähe der Stadt.

Im Herbſte 1817 erhielt Mainz wieder ein Theater, wozu der Großherzog 4000 fl. und die Stadt 2000 fl. jährlichen Beitrags geben.

Gaſthöfe: 1. Die drei Reichskronen, auf dem Brand. 2. Der Kaiſer, auf dem Heumarkt. 3. Das weiſſe Roß, in der Quintinsgaſſe. 4. Der Darmſtädter Hof, bei den drei Schweinsköpfen. 5. Die weiſſe, und 6. die hohe Burg, am rothen Thor.

## III.

# Der Rheingau.

Die Waſſerfahrt von Mainz bis Bingen, durch den paradieſiſchen Rheingau, iſt die ſchönſte, die man in Deutſchland machen kann. Wer es jedoch vorzieht, zu Fuße zu wandern, der nehme ſeinen Weg auf dem rechten Ufer hin, wo ſich reicher Genuß darbietet. Auf dem Strome erhält man drei verſchiedene, herrliche Anſichten: die erſte zwiſchen den Auen bei Biebrich, die zweite bei der ſogenannten großen Gieſe (bei Hattenheim) und die dritte bei Geiſenheim und Rüdesheim.

Wer jedoch den ganzen Rheingau und ſeine herrlichen Scenereien mit Einem Blicke überſchauen will, der wähle zum Standpunkt die Höhe von Niederingelheim. Ohnehin verdient dieſer Ort einen Beſuch, denn er iſt denkwürdig in der Deutſchen Geſchichte. Zwiſchen den Jahren 768 und 774 erbaute hier Karl der Große einen Palaſt von gehauenen Steinen, und ſchmückte ihn mit hundert Säulen von Marmor und Granit. Jene ſandte ihm der Pabſt aus Rom und Ravenna, dieſe wurden ohne Zweifel an der

Bergſtraße gebrochen. Aachen und Ingelheim waren der Lieblingsaufenthalt Karls, beide machen Anſpruch auf die Ehre ſeines Geburtsorts. Zu Ingelheim hielt er ſchon im J. 774 einen Reichstag; im J. 788 wurde daſelbſt der Baiern-Herzog Taſſilo des Thrones entſetzt, und zum Mönch geſchoren. Ludwig der Fromme wurde hier wehrhaft gemacht, und empfing in dieſer Pfalz (817) die Geſandten des Morgenländiſchen Kaiſers Leo. Im J. 826 kam der Dänen-König Harold mit Gemahlin und Kindern den Rhein herauf, den Kaiſer zu beſuchen, und ließ ſich in der Kirche zu Ingelheim taufen. Mehrere Kirchenverſammlungen wurden da gehalten. Kaiſer Friedrich 1 ließ den Palaſt wieder herſtellen, und Karl 4 war der letzte Kaiſer, der ſich hier aufhielt, und auch eine neue Kapelle bauen ließ, die er mit Chorherren aus dem königlichen Stift zu Prag beſetzte. Bald darauf verpfändete er den Ort an Kurpfalz, bei welchem Hauſe er auch bis auf unſre Zeiten verblieb. In dem Kriege Friedrichs des Siegreichen mit dem Erzbiſchoffe Adolph von Mainz, ſteckten die Mainzer den Palaſt in Brand. Die Ueberreſte heißen noch jetzt der Saal, und nehmen an der Oſtſeite des Fleckens einen großen Bezirk ein. In den Vorhof ſind Wohnungen eingebaut. —

Wenn man ſich in Mainz einſchifft, ſo kommt man die Petersaue und die Ingelheimer Aue, zwei anmuthige Rheininſeln, vorüber. Eine Stunde unter Mainz liegt Biebrich, die Reſidenz des Fürſten von Naſſau-Uſingen. Das Schloß hat eine reizende Lage, dicht am Strome, iſt im alten Styl gebaut, und ſchließt ſich an einen angenehmen Garten und eine ſchöne, fruchtbare Landſchaft an. Der Speiſeſaal mit Marmorſäulen, oder das Rondell, ruht auf einem Gewölbe, worunter die Kirche ſich befindet. Hier iſt ein ſchönes Deckengemälde. Das auf den Ruinen der alten Amöneburg erbaute neue Schloß ſteht mit dem Garten in Verbindung, und iſt für Jedermann zugänglich. Es werden darin ſchätzbare alte Denkmäler von verſchiedenen Orten und aus verſchiedenen Zeiten aufbewahrt, beſonders aus dem aufgehobenen Kloſter Eberbach. Bei Biebrich zieht ſich, vom erhöhten Rheinufer, ein hoher Wall mit einem tiefen Graben in den Landswald hinauf, der den Hintergrund des ganzen Rheingaues bis Lorch begränzt. Hier auf der Höhe bildet ſich eine Reihe der ſchönſten Ausſichten; unten die Landſchaft, wie ein großer üppiger Baumgarten, mit dem Biebricher Schloſſe und dem ſilberhellen Fluſſe; jenſeits liegt das Dorf Mombach an Tannenhügeln; am Ende dieſes Waldes liegt Budenheim. Dieſſeits umgeben die blauen Berge des Rheingaues den Strom, der hier einen majeſtätiſchen See bildet, und die Umriſſe von Schierſtein, Ellfeld und Walluff freundlich zurückſtrahlt. Fern dämmert der Johannisberg und der Rochusberg, und unten erſcheint der Felſenſchlund von Bingen, wo der Rhein zu endigen ſcheint. — Aufwärts, gegen Mainz, Kaſſel und Hochheim hin, iſt die Ausſicht nicht minder entzückend, obgleich im entgegengeſetzten Charakter.

Wenn man zwiſchen den Auen bei Biebrich hervor kömmt, erhält man die erſte Anſicht des Rheingaues. Es iſt jedoch dieſelbe, die man auch von den Erbenheimer Höhen hat, doch iſt hier alles dem Auge näher gerückt. Die Höhen, längs dem Ufer, erheben ſich in Terraſſen, auf welchen der Weinſtock blüht, und ſchlieſſen ſich, in der Ferne, in einem Halbzirkel, ſo daß der Fluß als ein großer See erſcheint. Vor ſich hat man nun Walluff, die eigentliche Pforte des Rheingaues. Noch vor Walluff liegt das Dorf Schierſtein, wo der ſchöne Garten, ehemals der Familie Holzhauſen gehörig, ſehenswerth iſt. Schierſtein iſt der Obſtgarten des Rheingaus, und ſeine Früchte werden weit verſendet. In der Nähe ſind die Ruinen der Burg Frauenſtein. — Von Schierſtein geht es nach Walluff, wo am Ufer das anmuthige Landhaus des Grafen von Stadion ſteht. Hier war der Anfang des Fränkiſchen und auch des nachherigen Rheingaues, der ſich von Walluff bis Lorchhauſen hinzog, und vom Hinterwalde zurück am Mapperhof und Thurm bis Nauenthal, wo der Gränzthurm, die Klinge, ſteht. Der letzte Karolinger, Ludwig, ſchenkte dieſen herrlichen Gau an Kurmainz.

Eine halbe Stunde von Walluff liegt das ſchöne Ellfeld (Eltvill), der Hauptort des Rheingaues, mit ſeinen gothiſchen Thürmen. Am Ufer reihen ſich ſchöne Landhäuſer hin. Der räumige und bequeme Gaſthof, zur Roſe, ſteht gleichfalls am Ufer. Ellfeld, vormals alta villa, wurde im 14. Jahrh. durch Ludwig den Bayer zur Stadt erhoben. Nahe hinter Ellfeld liegt, in einem ſchönen Thale, Kidrich, mit einem Landſitze, und einem Hügel, Rittersruhe genannt, von wo man eine ſchöne Ausſicht nach Mainz hin hat.

Hinter Kidrich ſieht man die Ruinen der alten Ritterburg Scharfenſtein. Noch höher im Gebirge liegt der Flecken Rauenthal, wo ein köſtlicher Wein wächst, der den beſten des Rheingaues gleich geachtet wird.

Unterhalb Rauenthal erblickt man das ehemalige Kloſter gleichen Namens.

Unter Ellfeld liegt der Draiſer Hof, und nicht weit davon das Dorf Erbach mit ſchönen Landhäuſern, unter denen das des Burggrafen von Weſtphalen ſich durch Lage und Eleganz zugleich auszeichnet. Auch die alte Erbacher Kirche iſt ſehenswerth. Gaſthof zur Traube. — Von Erbach kann man zwei angenehme Excurſionen machen, wozu wenige Stunden hinreichen. Die eine nach dem oben erwähnten, vom linken Rheinufer nicht weit abgelegenen Nieder-Ingelheim, die andere nach der Abtei Erbach oder Eberbach, die unweit Ellfeld in einem Walde verſteckt liegt. Dieſe Abtei wurde von Erzbiſchof Adalbert im J. 1135 erbaut. Sie iſt gegenwärtig in ein Zucht- und Irrenhaus verwandelt. Ein Fuhrweg geht jetzt durch die prächtige Kirche, und die alten, merkwürdigen Grabſteine ſind verſchwunden.

Drei Viertelſtunden von Ellfeld liegt Hattenheim. Man kommt an drei großen Inſeln vorüber, der Lengenwarther Aue, der Rheinaue und der Sandaue. — Auch Hattenheim prangt mit lieblichen Villen, und hier wächſt der köſtliche Markebrunner, der ſeinen Namen von einer Quelle hat, welche dieſe anmuthige Gegend bewäſſert. Die Weinhügel von Hattenheim verlieren ſich ſeitwärts in ein wildes Thal, wo die Natur ſich noch ſelbſt überlaſſen iſt.

Eine halbe Stunde unter Hattenheim liegt der Flecken Oeſtrich, mit ſchönen Landhäuſern. Vom jenſeitigen Ufer fließt die Selz in den Rhein. Oberhalb Oeſtrich erſcheint, auf einer ſtattlichen Höhe, das weinreiche Dorf Hallgarten; weiter unten lag vormals das Frauenkloſter Gottesthal. — Eine kleine halbe Stunde unter Oeſtrich liegt Mittelheim, und dicht dabei der lange Flecken Winkel, vini cella, nahe am Ufer. Am Ende des Fleckens ſieht man die Reſte des Dorfs Bartholomä, in einigen noch übrigen Häuſern und einer Mühle. Hinter Winkel liegt die Klauſe, ein längſt verlaſſenes Nonnenkloſter.

Weiter aufwärts, bei einer kleinen Kapelle, führt rechts der Weg nach Vollraths, einer Greifenklauiſchen Burg, und links nach dem Johannisberge.

Dieſer erhebt ſich ſanft, in Terraſſen, und beherrſcht eine herrliche Gegend. Vor ſich hat man den Rheingau, mit zahlloſen Flecken, Dörfern, Landhäuſern und Klöſtern, die Berge mit ihren zerfallenen Schlöſſern, und den Strom mit ſeinen ſchattigen Inſeln.

Dieſe berühmte Probſtei wurde um 1109 von Erzbiſchof Rudhard 2 von Mainz geſtiftet, und von dem Rheingauer Grafen Ruhelf reichlich begabt. Erzbiſchof

Adalbert erhob ſie im J. 1130 zu einer Abtei, die ſich im J. 1567 auflöſte, nachdem das Kloſter fünfzehn Jahre früher durch Albert von Brandenburg niedergebrannt worden war. Was von Gebäuden noch ſtand, zerſtörten die Schweden im dreiſſigjährigen Kriege. Im J. 1641 wurde der Johannisberg an den Reichspfennigmeiſter Hubert von Bleymann, gegen 30,000 fl. verpfändet, und im J. 1716 trat Fulda in das Pfandſchaftsrecht ſeiner Erben. Das Schloß wurde nun aus den Ruinen wieder erbaut, und die Cultur des Weinbergs hob ſich bedeutend. Der Ertrag von den 63 Morgen wird auf 25 Stückfaß, jedes zu 1300 Flaſchen, gerechnet, deren Werth gewöhnlich zwiſchen 23,000 und 24,000 fl. ſteht. In guten Jahren kann man die doppelte Summe annehmen. Das Drittel des weit geringern Kirchſpielweins iſt dabei nicht in Anſchlag gebracht.

Die Reben des Johannisbergs ſind Rislinge. Nahe dem Schloſſe wächſt die Blume. Die Weinleſe hat wenigſtens 14 Tage ſpäter ſtatt, als im übrigen Rheingau. Die Trauben und Beeren, welche durch dieſen Verzug abfallen, werden mit eigends dazu verfertigten Gabeln aufgehoben. Um 1809 koſtete die Flaſche erſter Qualität 4 fl., zweiter Qual. 3 fl. und dritter Qual. 1 fl. 30 kr. Die Weine von 1779—1783 und 1801 wurden die Flaſche zu 12 fl. verkauft. Der Fürſt Adelbert von Fulda verkaufte 1801 und 1802 zum erſtenmale den Moſt.

Der Johannisberger wird erſt nach einem Jahre abgeſtochen, da dies mit den übrigen Weinen nach dem erſten, und, wiederholt, nach dem zweiten Vierteljahre zu geſchehen pflegt. Uebrigens iſt der Anbau ſehr koſtbar, und der reine Ertrag nicht bedeutend.

Im Jahre 1816 wurde der Fürſt von Metternich von ſeinem Monarchen mit dem Johannisberge, gegen Abgabe des Zehntens, belehnt.

Vom nahen Frauenkloſter Gottesthal iſt keine Spur mehr vorhanden. Es wurde auf den Abbruch verſteigert.

Von Winkel ſind es drei Viertelſtunden bis Geiſſenheim, welches mit den ſchönen Landhäuſern der Grafen von Ingelheim und von Degenfeld, des Herrn von Zwierlein, von Gontard ꝛc. prangt. In der Kirche iſt das ſchöne Grabmahl des Kurfürſten Johann Philipp, aus dem Hauſe Schönborn, ſehenswerth. Es iſt von Rauchmüller, einem zu wenig gekannten Künſtler. In Johann Philipps Dienſten ſtanden Leibniz und der Schwärmer Bartholomäus von Holzhauſen.

Gaſthöfe zu Geiſſenheim: Zur Krone; zum Schwan.

Bei Geiſſenheim erhebt ſich der vielbeſuchte Rothenberg, von deſſen Höhen man die herrlichſten Ausſichten hat. — Zwiſchen dieſem Flecken und Rüdesheim liegt rechts, auf einer Höhe, das ehemalige Frauenkloſter Eubingen, jetzt ein Invaliden- und Zeughaus, mit ſchön decorirten Waffenſälen. Als Albrecht von Oeſtreich die Rheiniſchen Kurfürſten mit Krieg überzog, und ſich Bingen näherte, flohen die Nonnen vom Rupertsberge in dieſes Kloſter, worin, bis auf die letzte Zeit, ſämmtliche Handſchriften der heil. Hildegard, ehemaligen Aebtiſſin auf dem Rupertsberge, das mit herrlichen Gemälden verzierte Gebetbuch und der Ring, mit der Inſchrift: Ich leide gern! (beides Geſchenke des heil. Bernhards) verwahrt wurden. Der ſchönſte Theil von Eubingen, mit der herrlichen Ausſicht nach dem Rheine, wurde im J. 1816 auf den Abbruch verſteigert und niedergeriſſen, und nur der Reſt wurde zu einem Zeughauſe ꝛc. verwendet. Auf der Seite ſind wieder Zimmer angebaut.

Will ſich der Reiſende einen reichen Naturgenuß verſchaffen, ſo nehme er ſeinen Weg von Geiſſenheim aus, wo ſich leicht ein Führer findet, auf den bei Rüdesheim aufſteigenden Niederwald. Durch einen herrlichen lichten Hain ſchlängeln ſich anmuthige Wege. Zuerſt gelangt man in eine offene Säulenrunde oder einen kleinen Tempel, wo ſich eine der ſchönſten Ausſichten am Rheine öffnet, und ſchwerlich möchte ſie von einer andern in Deutſchland übertroffen werden. Aufgerollt liegt der Rhein da, mit ſeinen ſtadtähnlichen Dörfern, ſeinen Kirchen, Landhäuſern, Weinhügeln und grünen Bergen. Gegenüber reiht ſich das gewerbſame Bingen hin, am Fuße eines Hügels, der die Ruinen des Druſuskaſtells trägt; links erſcheint der Rochusberg mit ſeiner heitern Kapelle; rechts rauſcht die Nahe in den Rhein, und an ihrem linken Ufer ſieht der Rupertsberg mit ſeinem zerfallenen Kloſter. Beim Mäuſethurm verliert ſich der brauſende Rhein zwiſchen den hohen düſtern Leyenbergen, wie in einen Abgrund. Ungern trennt man ſich von dieſer Stelle, und möchte immer wieder dahin zurückkehren, um das Bild treu und lebendig in ſich aufzunehmen.

Von dem Tempel laſſe man ſich — ohne bei den unbedeutenden Einſiedeleien u. dgl. zu verweilen — den nächſten Weg auf die ſogenannte Roſſel, oder die vorderſte Bergſpitze des Niederwalds, führen. Die Ausſicht vom Tempel hat ihres gleichen auf dem Klopp bei Bingen; die von der Roſſel aber iſt einzig. Mit Schaudern blickt man in den düſtern Schlund hinab, den die koloſſalen Berge zu beiden Seiten bilden. Dieſe Berge beſtehen aus Schiefer oder Leyen, und die ſchwarze Farbe deſſelben vermehrt das Grauenvolle des Anblicks. Wie das Neſt eines Raubvogels hängt die Ruine der Burg Ehrenfels unten am zerbröckelten Geſtein, und ſcheint von der Zeit und den anſchwellenden Wogen zugleich bedroht. Der fallende Strom verſchwindet, als würde er hier von unterirdiſchen Höhlen verſchlungen, und ſein dumpfes Getöſe tönt ſchauerlich aus der unermeßlichen Tiefe herauf. Das von dem vorigen Beſitzer, dem Grafen von Oſtein, aufgeführte Gebäude — aus welchem man die ganz freie Anſicht dieſer einzigen Scenerei hat — iſt von dem jetzigen Eigenthümer, Herrn Grafen von Baſſenheim, wieder hergeſtellt worden, ſo wie auch die Zauberhöhle und der Ritterſaal oder die ſogenannte Klippe. Alle dieſe kleinen Spielereien im Park umher ſind indeſſen nur ſtörend, indem ſie dem Gefühle etwas Fremdartiges aufdringen.

Wer den Niederwald von Geiſſenheim oder Rüdesheim aus beſteigt, verſäume nicht, ſich mit einigen Erfriſchungen zu verſehen, welche der Führer leicht tragen kann. Zwar wohnt oben, beim ſogenannten Schloſſe, ein Förſter, allein auf Bewirthung iſt man da nicht eingerichtet.

Hat man den Weg auf den Niederwald von Geiſſenheim aus genommen, ſo ſteigt man nun nach Rüdesheim herab, und macht, im Vorbeigehen, einen Beſuch in Eubingen. Wer aber den Weg zu Waſſer macht, der findet, indem er ſich Rüdesheim nähert, wieder eine der ſchönſten Rheinanſichten. Herrlich dehnt ſich der Flecken am Ufer hin mit vier alten Burgen und 2000 Einwohnern. Zur Linken liegt der Rochusberg, im Vorgrunde Bingen, wo an der Mündung der Nahe und an beiden Seiten des Rheins ſteile Felſen emporſchwellen, in deren Schlund ſich der Strom zu begraben ſcheint. Im Hintergrunde winkt noch freundlich der Johannisberg. Wer den Rüdesheimer Berg oder den Niederwald von Rüdesheim aus beſuchen will, kann den Weg hin und her in drei Stunden recht bequem machen. Schon aus der Ferne erblickt man auf der Höhe den Säulentempel, in welchem man der ſchönſten Ausſichten im Rheingau genießt.

Der feuer- und gewürzvolle Rüdesheimer Wein wird mühſam auf einem ſteilen, in Terraſſen abgetheilten Berg erbaut, der hinter dem Flecken ſich erhebt. Noch im 11. Jahrh. lag ein Theil des Rüdesheimer Bergs öde, und Biſchof Siegfried von Mainz (1060—1084) ertheilte der Gemeinde die Erlaubniß, denſelben mit Reben zu bepflanzen.

Sehenswerth ſind hier: 1. Die alte, viereckigte Burg am Rhein, und 2. das Brömſerſche Stammhaus.

Die erſte, welche jetzt dem Grafen von Ingelheim gehört, war unſtreitig urſprünglich ein Römerwerk, und diente dem Druſuskaſtell zu Bingen als Brückenkopf. Vor einigen Jahren entdeckte man in der Burg ein unterirdiſches Gewölbe mit Römiſchen Gefäßen, Aſchenkrügen, Thränengläſern, Aſche und Knochen. Dies alles iſt jetzt in der Burg aufgeſtellt, die eine der herrlichſten Ruinen am Rheine bildet. Die Säulen mögen aus den Zeiten der Karolinger und einige Fenſterwölbungen aus dem ſpätern Mittelalter ſeyn. Sie iſt übrigens im Erdgeſchoß zur bequemen Wohnung eingerichtet, jedoch ohne Verletzung der alterthümlichen Geſtalt, und die Ruinen oben ſind vor fernerm Verfall durch unmerkliche Nachhülfe der Kunſt geſichert. Enge Wendeltreppen führen auf eine Plattform, wo freundliche Geſträuche blühen, und eine reiche, ſchöne Ausſicht ſich aufthut. Seitwärts geht es durch einen engen Gang in das ſogenannte Burgverließ.

Das Brömſerſche Stammhaus, das jetzt der Familie von Coudenhoven gehört, liegt oben im Flecken. In einem alten gothiſchen Vorſaale ſieht man einen Tiſch mit Bildniſſen aus der Familie Cronberg und der Aufſchrift: „Ao. Dei 1549 ward mir, Anna von Cronberg, dieſer Tiſch von meinem Sohn Hartmudt und ſeiner Hausfrau, meiner Tochter Barbara, geb. von Sickingen, zu einem glückſeligen neuen Jahr geſchenkt.“ Auch wird da noch Brömſers und ſeiner Hausfrau Bett gezeigt, mit allerlei Schnitzwerk und Vorſtellungen aus dem alten Teſtament verziert, und in der anſtoßenden Kapelle, die noch jetzt zum Gottesdienſte gebraucht wird, ſind viele alte Bildniſſe mit Unterſchriften zu ſchauen, und die Ketten, welche der Ritter in Paläſtina getragen, und die Hörner des Ochſen, der das Crucifix hervorgeſcharrt. Hans Brömſer war nämlich mit dem Kreuzzuge unter Kaiſer Konrad nach Paläſtina gezogen, und von den Saracenen gefangen worden. Da that er das Gelübde, eine Kirche zu bauen, ſo er frei würde, und es gelang ihm, zu entkommen. Unterwegs aber hatte er ſeines frommen Verſprechens ſchon wieder vergeſſen, bis ein gewaltiger Drache ihm in den Weg trat, und er, im Kampfe mit dem Unthier, zum zweitenmal den Bau einer Kirche gelobte. Glücklich kam er wieder nach Rüdesheim, und dachte nicht weiter ſeiner Worte, bis das Wunder mit dem Ochſen geſchah, der mit ſeinen Hörnern das Crucifix aus der Erde ſcharrte. Er baute nun das Kloſter zur Noth Gottes, welches jetzt dem Herrn von Zwierlein gehört. Die Kirche iſt in eine Scheuer, die Kreuzgänge ſind in Schweinſtälle verwandelt ꝛc.

Gaſthöfe zu Rüdesheim ſind: 1. Der Engel; 2. der Adler; 3. der Darmſtädterhof; 4. der Schwan; 5. der Löwe; 6. die drei Kronen; 7. der Nußbaum. Aus dem erſten, der dicht am Rheine liegt, hat man eine herrliche Ausſicht auf den Rochusberg, Bingen und das Bingerloch. Die Bewirthung iſt ſehr gut und billig; auch der Eigenthümer, Herr Ackermann, ein Bruder des berühmten, verſtorbenen Arztes, ein gefälliger und ſehr unterrichteter Mann.

Noch iſt zu bemerken, daß Karl der Große, als er von ſeiner Pfalz zu Ingelheim aus, auf dem Rüdesheimer Berg den Schnee früher ſchmelzen ſah, als in der übrigen Gegend, Reben aus Burgund und Orleans dahin bringen ließ. Orlänner heißen jetzt noch die am meiſten daſelbſt wachſenden, dickhäutigen Trauben des Bergs. Dagegen werden im Hinterhaus, Rotland und Oberfeld blos Rislinge gepflanzt.

Rüdesheim gegenüber liegt das Städtchen Bingen (3500 E.) Die Gegend hat hier etwas Schauerliches. Rechts ſteigt der ſteile Rüdesheimer Berg in die Wolken; wo der Strom um den Berg ſich wendet, ragt aus Klippen die alte Veſte Ehrenfels. Jenſeits Bingen ziehen ſich hinter einander Waldberge hin, die ihre Schatten auf das Bingerloch werfen, in welchem der Rhein ſich zu verlieren ſcheint. Aus übereinandergeſchichteten Felſen blicken die Ruinen von Ritterburgen, ein ſchmaler Pfad windet ſich von der Höhe in das Thal, wo die öden Mauern der Clemenskirche in der Ferne zwiſchen Bäumen ſtehen. Gegen dieſe finſtre Bergwand wendet ſich der Strom in ſtarker Bewegung, dann dreht er ſich plötzlich gegen die nördliche Seite, wo ſchauerlich Hatto's Thurm, oder der Mäuſethurm, nahe dem Ufer ſteht."

Es iſt ſichtbar, daß die Schlucht bei Bingen in uralter Zeit durch eine Felſenwand geſperrt geweſen, und dem Rhein einen Damm entgegen geſetzt hat, wodurch zwiſchen Ladenburg, Speier, Mannheim, Mainz, Groſsgerau und Pfungſtadt ein groſser Landſee gebildet werden mußte. Ohne Zweifel erhob ſich das Gewäſſer allmählich höher und höher über ſeinen Felſendamm, und ſtürzte auf der andern Seite hinab, bis, im Laufe von Jahrhunderten, das Geſtein durch die Gewalt des Waſſers, oder — was wahrſcheinlicher iſt — durch eine Erdrevolution zertrümmert wurde, und dem Strome freie Bahn ließ. Der Weg für Schiffe war inzwiſchen noch nicht gebahnt, und dies geſchah zuerſt durch die Römer, welche, auf der linken Seite des Stromes, das Geſtein ſprengten. Die Merovinger und Karl der Große ließen die Durchfahrt noch mehr erweitern. Die Geſchichte meldet ſchon von Winfried oder Bonifaz, daß er, mit ſeinen Gefährten, den Rhein abwärts nach Friesland gefahren ſey, und auch ſein Leichnam, mit den Gebeinen andrer Märtyrer, wurde den Fluß herauf nach Mainz gebracht. Kaiſer Ludwig der Fromme ſchiffte 819 von Bingen nach Coblenz, und Ludwig der Deutſche machte dreimal die Rheinreiſe nach Köln und Aachen. Am meiſten für die Erweiterung des Rheinkanals waren die alten Rheingrafen thätig, doch beſchränkten ſich die Arbeiten immer noch meiſt auf die linke Seite. Erſt ſpäter wurde auch am rechten Ufer die Fahrt geöffnet, und zwar zuerſt von Erzbiſchof Siefried im dreizehnten Jahrhundert, welcher auch das Schloß **Ehrenfels** und den **Mausthurm** zwiſchen 1208 und 1219 erbaute. Für größere Schiffe und Flöße war jedoch die Bahn nicht weit genug, daher die Waaren im Auf- und Abfahren überſchlagen und zum Theil über Land weiter gebracht werden mußten. Im 16. Jahrh. war der Weg ſchon freier und bequemer; den Franzoſen und Schweden verdankt man die Erweiterungen im 16. und 17. Jahrhundert, noch mehr aber den Frankfurter Kaufleuten, durch deren Bemühungen endlich die Durchfahrt auch größern Schiffen möglich wurde.

Bingen iſt in Anſehung der Handlung einer der bedeutendſten Zwiſchenhäfen zwiſchen Mainz und Köln. Seine Verſendungen beſtehen meiſt in Wein Potaſche, Kleeſamen, Salz, Weinſtein, Getreide, Eſſig, Branntwein, Leimleder und Rüböhl. Die Weine werden durchgehends in der Gemarkung von Bingen und in den Gegenden an der Nahe gezogen, und geben den Rhein auf- und abwärts, vorzüglich aber nach Frankfurt, wo ſie theils zu Lande nach den nördlichen Gegenden verſendet, theils, nachdem ſie gemiſcht worden, auf dem Main wieder in den Rhein gebracht werden, und den Waſſerweg über Holland nehmen. Der Scharlachwein iſt unter den Binger Weinen der berühmteſte, und gehört zu den ſtarken Rheinweinen. Dieſe Stadt war ſchon den Römern bekannt und Auſonius erwähnt ihrer in ſeinem Gedichte von der Moſell. Im Mittelalter ward ſie durch ihre Handlung ſehr blühend. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts ließen ſich zwei Italieniſche Handelshäuſer aus der Lombardey hier nieder. Das eine beſtand aus Reinhard Ottinus, Johann von Montaſia, und Leo Ottinus; das andere aus Richard von Montemagno, Georg von Pomario und Martin von Brolio. Beide hatten zahlreiche Nachkommen. Die Erzbiſchöfe von Mainz ertheilten ihnen wichtige Privilegien. In einem noch vorhandenen Schreiben von Kurfürſt **Adolph** an **Lewin Ottini** bittet jener um einen Anſtand von 14 Tagen wegen noch zu bezahlenden 300 fl. Nach einem andern Briefe eben dieſes Kurfürſten wird der nämliche Ottini für 700 fl., die ihm der Biſchof ſchuldete, mit zwei Turnoſen auf den Zoll zu Germersheim angewieſen.

Die größte Merkwürdigkeit Bingens iſt das alte Druſuskaſtell, welches ſpäter in ein Raubſchloß verwandelt wurde, und daher wohl den aus dem Griechiſchen entlehnten Namen **Klopp** erhielt. Es erhebt ſich auf einem Hügel dicht über Bingen, in einem Garten, welcher dem Notär **Faber** gehört. Schon beim Erſteigen des Thurms hat man, von einigen Stellen, ſchöne Ausſichten. Oben auf der Höhe, ohngefähr 150 Fuß über der Rheinfläche, entfaltet ſich das herrlichſte Schauſpiel. Man überblickt einen weiten Bergkreis, vom Rhein und der Nahe durchſchnitten. — Hier der Donnersberg und das weinreiche Nahthal mit der Druſusbrücke, und am jähen Stromufer, auf einem Rebenhügel, die mit Epheu umwachſenen Trümmer von St. Hildegards Kirche und Kloſter; dort das ſchauerliche Bingerloch mit Hatto's Thurm; gegenüber die Ruine von Ehrenfels und hoch über derſelben die Roſſel. Aufwärts, am herrlichen Rheine, Rüdesheim, das Kloſter Eubingen, Geiſſenheim, der Johannisberg und die Thürme von Ellfeld. Bingen mit ſeiner gothiſchen Kirche und ſeinen düſtern Leyendächern liegt unten am Geſtade aufgerollt, und den Fluß beleben zahlreiche Schiffe.

Von dem Klopp erzählt eine Sage, daß Heinrich 4 eine Zeitlang hier gefangen geſeſſen. — Im dreiſſigjährigen Kriege wurde die lange für unüberwindlich gehaltene Burg eingenommen, und im J. 1689 von den Franzoſen zerſtört. — Wer den Druſusberg beſteigen will, wendet ſich an Herrn Notär Faber.

Gaſthöfe: 1. Die Poſt; 2. zum weiſſen Roß, wo die Reiſenden, welche mit der Rheindiligence kommen, zu ſpeiſen pflegen. Die Bewirthung iſt hier ſehr gut und billig, und der Wirth, H. Soherr, ein ſehr gefälliger Mann.

Von Bingen aus kann der Reiſende noch zwei merkwürdige Stellen beſuchen: den Rochusberg und den Rupertsberg. Der Rochusberg liegt ſtromaufwärts, eine gute halbe Stunde von Bingen, Rüdesheim gegenüber. Auf der kahlen Höhe ſteht eine Kapelle, dem heil. Rochus geweiht, welche die Reliquien des heil. Ruperts enthält. Im Innern der Kirche hängt ein Bild, von ſinniger Compoſition, den heil. Rochus vorſtellend, einen blühenden Jüngling, wie er als Pilgrim ſein Schloß und ſeine Reichthümer verläßt; Göthe ſchenkte dieſes Bild hierher. Die Umſicht von dem Berge iſt köſtlich. Der herrliche Rheingau breitet ſich vor dem Beſchauet aus, und auf der andern Seite das Nahthal, und in der Ferne erſcheint der Donnersberg. Unten zieht ſich, von der Nahe an den Rhein, ein Thal, wo das Dorf Gaulsheim liegt. Durch dieſes Thal wollten die Franzoſen beide Flüſſe verbinden, und den Rochusberg zu einer Veſte umſchaffen. Beim Herabſteigen nehme man den Weg über die Weinberge, gegen den Rhein hin, wo der Druſusbrunnen iſt, ein großer, unterirdiſcher Waſſerbehälter mit Reinigungskanälen und Gängen. Dieſer Brunnen verſieht noch jetzt die Stadt Bingen mit Waſſer.

Der Rupertsberg erhebt ſich, Bingen gegenüber, am linken Nahufer, und trug noch vor kurzem die Ruinen einer Kirche und eines Kloſters. Jetzt iſt auf deren Stelle ein neues Gebäude für die Preußiſche Mauth aufgeführt. Ringsum blüht der Weinſtock in üppigem Gedeihen. In dieſem Kloſter lebte einſt die heil. **Hildegard**, die aus der Einſamkeit ihrer Zelle nicht unbedeutend auf ihre Zeit wirkte. Sie wurde im J. 1098 zu Böckelheim, in der Grafſchaft Sponheim, geboren. Ihr Vater Hildebert war ein Lehnsmann des Grafen von Sponheim, und hatte dort ſeine Burg. Schon im fünften (nach andern, im achten) Jahr ihres Alters kam ſie in das Kloſter **Diſſibodenberg**, und gewann Liebe zur Abgeſchiedenheit. Jutta, die Tochter des reichen Megenhardt, kam ſpäter auch dahin; beide wurden unzertrennliche Freundinnen, und zugleich eingekleidet. Jutta ſtarb im J. 1136, als Aebtiſſin des Kloſters, und Hildegard trauerte um ſie ihr ganzes Leben lang. Doch hatte ſie im Kloſter eine zweite Freundin, die Jutta's Schweſter war und Hiltrud hieß. Dieſe vermochte ſie denn doch bisweilen, ihre Zelle zu verlaſſen, und ins Freie zu gehen. Vier Jahre nach Jutta's Tod bekam Hildegard Erſcheinungen. Sie war jetzt 42 Jahre alt. Ein Licht des Himmels umfloß und erleuchtete ſie, die heiligen Bücher zu verſtehen. Sie wollte dieſe Erſcheinungen verheimlichen, wurde krank und vertraute ſich ihrem Beichtvater, der ihr befahl, bekannt zu machen, was ſie geſehen. Hildegard konnte damals noch nicht ſchreiben; ſie lernte es ſchnell, ſo wie auch das Latein, und brachte dann ihre Viſionen zu Papier.

Bei dem Concil zu Trier kam ſie mit dem Pabſt Eugen und mit dem heil. Bernhard in Verbindung, wovon ihre (gedruckten) Briefe noch Zeugniß geben. Ihr Ruf wurde bald ſo ausgebreitet, daß viele edle Frauen in ihrem Kloſter den Schleier nahmen, und der Raum zu klein wurde, ſie alle zu faſſen. Da kaufte Graf Megenhardt von Sponheim den Rupertsberg und ſchenkte ihr den Ort zum Bau einer neuen, größern Zelle. Im J. 1145 zog ſie mit 18 Fräulein dahin, und grub ſelbſt den Kloſterbrunnen. Ihr Tod erfolgte im J. 1180. Die wunderbare Begeiſterung in ihren Schriften, der hohe Ernſt, womit ſie die ſchnöden Sitten ihrer Zeit, zumal unter dem Clerus, ſtrafte, ihr reiner Wandel und ihr gänzliches Hingeben an die Welt der Unſichtbaren, erwarben ihr die Verehrung der Zeitgenoſſen und die Heiligenkrone. Unter den Proteſtanten ſprechen ihr Cave und Arnold ein rühmliches Zeugniß, und Flacc. Illyricus führt ſie unter den Vorgängern der Reformation auf.

Auch Bartholomäus von Holzhauſen, welcher in Bingen lebte, ſchrieb hier mehrere ſeiner myſtiſchen Schriften. Da er den Fall des Hauſes Stuart vorhergeſagt hatte, ließ ihn Karl 2, der auf ſeiner Flucht nach Geiſſenheim gekommen war, zu ſich rufen. Holzhauſen weiſſagte dem Könige ſeine baldige

Rückkehr, und — was freilich nicht erfolgte — die Wiederherſtellung der Römiſchen Kirche in England.

Noch iſt zu bemerken, daß das Römiſche Bingen näher an der Truſusbrücke geſtanden habe. Aus der Karolinger Zeit iſt noch ein Stadtthor aus Quadern und ein Taufſtein in der ehemaligen Collegiatkirche übrig. In eben dieſer Kirche ruht Bartholomäus von Holzhauſen, deſſen Andenken bei den Bewohnern Bingens noch nicht erloſchen iſt.

## IV.

## Abſtecher nach Kreuznach und die dortige Gegend.

Das anmuthige und weinreiche Thal, welches von der Nahe bewäſſert wird, verdient den Beſuch des gebildeten Reiſenden. Die Entfernung von Bingen bis Kreuznach beträgt drei kleine Stunden; am Wege liegt der alte Thurm Trutzbingen, Münſter, mit einer ſchönen Gothiſchen Kirche, Laubenheim (wo ein vom Gewitter halbgeſpaltener Kirchthurm aus dem 11. Jahrh., und trefflicher Weinwachs), Langenlohnheim ꝛc.

Kreuznach iſt der Geburtsort Müllers, des Mahlers und Dichters, und auf dieſer Seite der letzte Preuſſiſche Ort von Bedeutung. Die Stadt wird durch die Nahe in zwei faſt gleiche Theile geſchieden. Kreuznach hat eine gut eingerichtete Schule, vorzügliche Sohllederfabriken, auch die Tabaksfabrication war (wenigſtens früher) nicht unbedeutend.

Daß ehemals die Römer an dieſer Stelle ein Kaſtell gehabt, iſt nicht zu bezweifeln, obgleich nur noch ein kleiner Reſt davon, in der ſogenannten Heldenmauer, übrig iſt. Da und in der Umgegend wurden häufig Römiſche Urnen, Münzen und Gräber gefunden. Der Name Kreuznach kommt jedoch erſt unter den Fränkiſchen Königen vor, und zur Zeit der Karolinger ſtand hier ein Königshof. Ludwig der Fromme hielt ſich oft in dieſem Palaſt auf, um ſich mit der Jagd zu beluſtigen.

Im 12. Jahrhundert kam Kreuznach an die Grafen von Sponheim, und zu Anfang des 14. verlegte Graf Johann 2 ſeine Reſidenz dahin. Die Stadt erlitt mancherlei Drangſale, aber das ſchrecklichſte Loos traf ſie im Orleansſchen Succeſſionskrieg, wo die Franzoſen Thürme und Mauern niederriſſen, die ſchöne Burg der Pfalzgrafen von Simmern zerſtörten, die Veſte Kauzenberg ſprengten, und die herrliche Pfarrkirche auf dem Wörth und zuletzt die Wohnungen ſelbſt in Brand ſteckten. — Unter den Alterthümern ſind zu beachten: 1. **Castrum Romanum**; ehemals, da der Fluß noch an dem ſogenannten Haſenreche zum Theil hinzog, auf einer Inſel gelegen. Die Fundamente davon, ſo wie die von dem doppelten Hofe zum Theil, ſind noch ſehr kennbar. Ein Theil der Hauptmauer des Caſtrums gegen Oſten zeigt noch klar, daß das Mauerwerk Kaſtenwerk geweſen, an dem der Mantel aus mäßig großen Steinen in ſchräger Richtung und in jeder Lage entgegengeſetzt gemauert war; die Füllung aber in warmen Mörtel geſtampft zu ſeyn ſcheint. — Das Caſtrum war ein Oblong, deſſen kürzere Seite gegen 1000′, die längere etwas mehr betragen. Erſt 893 wurde von den Normannen dieß Caſtrum zerſtört. 2. Der Kautzenberg, eine Veſte, die im

30jährigen Kriege ſehr berühmt war, und von den Franzoſen im J. 1689 zerſtört wurde. Seine Lage gegen und über der Stadt war ſehr ſchön, und man muß ſich freuen, daß die Ruine in die Hände des Barons von Recum gekommen, der den ganzen Schloßberg auf ſeiner Südſeite mit Reben, und auf der Nordſeite mit Bäumen bepflanzt hat, ſo daß dieſe Anlage, für die die Natur ſchon viel gethan hat, eine der ſchönſten der Gegend werden muß. Uebrigens iſt es ein Beweis der humanen Geſinnung des Beſitzers, daß er dem Publikum den Mitgenuß dieſer Anlagen gönnt. 3. Von dem fürſtl. Simmern'ſchen Palaſte, der faſt die ganze Länge der Nordſeite der Stadt einnahm, und ſehr anſehnlich war, ſind nur noch wenige Reſte geblieben, die zum Theil ganz unkenntlich ſind. Er hatte mit dem Kautzenberg gleiches Schickſal, von den Franzoſen verbrannt zu werden. 4. Von der 1400 von der Wittwe Rupert Pipans erbauten großen Kirche auf der Inſel blieb nur das Chor von der Franzöſiſchen Zerſtörungswuth 1689 einigermaßen verſchont. Dieſes Chorgebäude haben die Katholiken verkauft, und ſo wird es zu Stroh- und Holzmagazinen benutzt.

Außer der ſchon genannten von Recum'ſchen Anlage iſt der geſchmackvolle Schmerziſche Garten des Beſuches werth, und wird nur überſpannte Forderungen unbefriedigt laſſen. Auch er iſt dem Zutritt jedes anſtändigen Menſchen offen.

Nicht weit von Kreuznach, bei dem Dorfe Sprenglingen, iſt ein Schlachtfeld mit einem Denkmale, welches das Andenken an Michael Mort, den wakkern Kreuznacher, bewahrt, der 1279 hier im Kampfe für die gerechte Sache ſeines Fürſten, Johannes von Sponheim, fiel, und ihn mit ſeinem Blute von ſchmählicher Gefangenſchaft rettete.

Einen ſehr angenehmen Spaziergang bietet die Inſel, ſowohl ober als vorzüglich unter der Brücke. Am letzten Orte geben in- und ausländiſche Holzarten angenehme Laubdächer und dunkle Spaziergänge abwechſelnd mit freien Raſenplätzen, überall mit bequemen Sitzen. — Erfriſchungen aller Art reicht der freundliche Beſitzer, der hier einen angenehmen Tanzſaal gebaut hat. Auch auf dem obern Theile der Inſel ſind zwei ſolcher Säle, wo den Sommer über jeden Sonntag Tanzbeluſtigungen ſind. Auch hier ſind unter vielen Steinobſtbäumen im Frühlinge ſehr angenehme Spaziergänge; denn im Sommer hat man noch nicht hinreichenden Schatten. So viel Nachtigallen, als man hier auf der Inſel und in den oben genannten Gärten findet, ſind nicht leicht anderwärts anzutreffen. — Außer der Stadt iſt neben einem klaren Bache, der überall über Felſen gleitet, unter dichtem Schatten, ein ſehr kühler und einſamer Spaziergang ganz eingeſchloſſen, auf der einen Seite von einem waldigen Hügel, auf der andern von Erlen und Pappeln, die den Bach oft verdecken, nur hie und da aber den Sonnenſtrahl durchfallen laſſen.

Eine Viertelſtunde oberhalb der Stadt, gegen Süden, liegen zwei Salzwerke, das eine auf dem rechten Nahufer, die Karlshalle, das andere auf dem linken, die

Theodorshalle. Sie ſind durch eine Brücke verbunden, und gehören dem Großherzog von Heſſendarmſtadt, liegen jedoch auf Preußiſchem Gebiete. Die jährliche Ausbeute iſt zwiſchen 16 und 17,000 Malter Salz.

Eine Viertelſtunde ſüdlicher, bei dem Dorfe Münſter, befindet ſich noch ein Salzwerk, wovon einige Privatperſonen in Frankfurt a. M. Eigenthümer ſind. Auf dieſer Saline werden jährlich 7 bis 8000 Malter Salz geſotten. Hier erblickt man, gleichſam über ſich, auf einem ſteilen Felſen die Ruinen einer Burg, welche von den Rheingrafen, deren Eigenthum ſie war, den Namen des Rheingrafenſteins führte, und nur von der Oſtſeite zugänglich war. Jetzt iſt nur noch weniges Gemäuer davon übrig. Der rothe Felſen, welcher weſtlich von Münſter ſenkrecht am Nahufer emporſteigt, zieht eine Viertelſtunde weit gegen das Dorf Norheim hin, und bildet eine koloſſale Wand, wie man ſie nur in der Schweiz zu ſehen gewohnt iſt. Der nächſte Weg auf den Rheingrafenſtein iſt etwas beſchwerlich, doch kann man bequemer auf einem kleinen Umwege über das ehemalige Gut der Rheingräfin von Grehweiler dahin gelangen. Gewöhnlich macht man dieſen Gang in der Frühe. Erreicht man ſeinen Gipfel vor Sonnenaufgang, ſo erblickt man, ſo weit das Nahthal ſich dem Auge darbietet, ein ſchwebendes Meer, von dem Nebel, der auf dem Fluſſe liegt, gebildet: nur das Salinengetöſe unter den Füßen und das Morgengeläute der nahen Dörfer ſtören die Täuſchung. Allmählich treibt der Sonnenſtrahl den Nebel niedriger und niedriger, und die Ebernburg, ſammt den nahen Bergen, tauchen wie Inſeln aus dem Meere; dann erſcheinen die Thurmſpitzen, und jetzt iſt ein leichter Stoß des Morgenwindes im Stande, das ganze Florgebilde, wie ein Feentraum, dem Auge zu entrücken. — Auf der Gans (ein hoher Punkt des Felſenbergs) und auf der Veſte des Rheingrafen vom Stein nimmt ſich dies Wunderſchauſpiel am ſchönſten aus. — Auf der letzten Stelle ſieht man grauſend von der überhangenden Porphyrwand, wohl über 400′ in die Tiefe auf den Fluß, der ſich ſchäumend über das Wehr und die Felſen ſeines Bettes wegarbeitet. Einen wunderſchönen Anblick gibt in dem Thale die Saline. Nicht minder entzückend iſt der Ausblick in die Ferne; denn das Auge ſchweift von den äußerſten Gebirgen bei Mainz und dem Donnersberg über den Hundsrück hin, man ſieht den Taunus, den Johannesberg, die Roſſel, und ein intereſſantes Bild verdrängt das andre. Nicht minder muß den Beobachter die erſtaunliche Kühnheit des Baumeiſters dieſer Veſte in Erſtaunen ſetzen, der auf die kleinen Vorſprünge der Porphyrwand, mittelſt Hängegerüſte, von oben herab, ſein Werk gründete, und, wo der Felſen nur wenig geſprungen, vorſichtig Bogen ſetzte. Dafür ſteht auch noch alles Gemäuer lothrecht, obgleich es durch die Sprengung zu einer Ruine gemacht worden. — Wer nicht durch das Alſenzer Thal wandern will, geht von hier über die unten liegenden Münſterer Salinen einen ſehr angenehmen Gang nach Kreuznach zurück. — Der Mineraloge, der Mechaniker wird ohne intereſſante Bemerkungen den Ort nicht verlaſſen, und wer blos ſchöne Naturanſichten ſucht, wird die Porphyrfelſen, auf dem die Veſte des Grafen vom Stein ſteht, nicht ohne Vergnügen ſehen, und ſie gewiß zu den einzigen Anſichten in ihrer Art zählen. — Der Mineraloge verſäume es nicht, von hier aus der Alſenz entlang, die hier auf der rechten Seite des Nahfluſſes einfällt, die Steinkohlengänge zu beſuchen.

Dem Rheingrafenſtein gegenüber, ſüdlich von Kreuznach, liegt Ebernburg, im k. Baieriſchen Rheinkreiſe. Hier ſieht man, auf einem Berge, die Ruinen der berühmten Burg des mannhaften Franz v. Sickingen. Er hatte ſie erbaut zum Schutz und Trutz, und, nach dem Tode ſeiner geliebten Hedwig, aus dem Geſchlechte der Flörsheim, die in Kreuznach begraben liegt, hielt er ſich häufig daſelbſt auf, und gab manchem Bedrängten und Verbannten eine Freiſtätte. Auf der Ebernburg ſchrieb Ulrich von Hutten, den Franz auf ſeinem Zuge gegen Ulrich von Würtemberg hatte kennen lernen, einige ſeiner Schriften. Gleich nach dem Fall von Landſtuhl und Sickingens unglücklichem Hinſcheiden am 7. Mai 1523 zogen die verbündeten Fürſten von Trier, Pfalz und Heſſen, auch vor die Ebernburg. Schenk Ernſt vertheidigte die Veſte, wie er ſeinem Herrn geſchworen hatte, mit Muth und Keckheit, und verſetzte, auf die Aufforderung, dem Trompeter, den die Belagerer abgeſchickt hatten: „Mein Herr Pfalzgraf iſt ein frommer, löblicher Kurfürſt; aber dem Biſchof von Trier ſage, daß er heimgehe, und ſeine Fladen weihe. Dem Landgrafen von Heſſen aber ſage, er ſey ein junger, trutziger Herr, er ſoll nur kommen.“ — Deſſungeachtet mußte die Burg übergeben werden, und wurde abgebrannt. Zur Zeit der Franzoſenherrſchaft wurde die ehrwürdige Ruine von der Domänenverwaltung für 6 Fr., ſage, ſechs Franken, an einen Gensd'armen auf den Abbruch verkauft, aber glücklicherweiſe zeigte ſich das Gemäuer wie aus Erz gegoſſen, und der Käufer bedauerte ſeine 6 Franken. Auf der Burg iſt noch jetzt ein Brunnen, der ſein Waſſer aus der Nahe und Alſenz ſchöpft, die ſich hier vereinigen. — Im Thale liegen die Trümmer eines zweiten Schloſſes, welches Karl Ferdinand von Sickingen erbaute. Es wurde im J. 1794, beim Rückzuge der Franzoſen, zerſtört.

Eine halbe Stunde ſüdlich von Ebernburg, neben dem Dorfe Altenbaumberg, liegt die gleichnamige Burg, welche dem Raugrafen Rupert gehörte, und wovon ebenfalls nur einiges Mauerwerk übrig iſt. Eine halbe Stunde weſtlich von da liegen die Dörfer Feel und Bingert, und unweit des letzten iſt der Lemberg, reich an Erzen.

Bei Alſenz fangen die ſehr ergiebigen Kohlenbergwerke an, und gehen bis oberhalb Meiſenheim. — Bei Moſchel, eine Sunde von Alſenz, iſt das ergiebige Queckſilberbergwerk auf dem Landsberg ſehenswerth. Die Rückreiſe von Meiſenheim, wenn man nicht nach Oberſtein *), um die bedeutenden Agatſchleifereien

---

*) Die Gegend von Idar und Oberſtein hat ein Schweizeriſches Anſehen. Mahleriſch hängt Oberſtein an dem Berge, der durchaus eine Felſenmaſſe darſtellt. In dieſen iſt die Kirche des Orts faſt ganz hineingebaut, und ihre in-

zu ſehen, gehen will, geht über Glan-Odernheim, nach dem Diſibodenberg, wo von den prächtigen Ruinen nur wenig noch übrig iſt. Stifter dieſes Kloſters war der heil. Diſibodus, ein Ire, der, mit drei Gefährten, lange in dieſer Gegend umherirrte, und ſich zuletzt hier anbaute. Die Ausſicht von dem Berge, nach dem Preußiſchen Städtchen Sobernheim, in die ſchönen Glan- und Nahthale und auf das Heſſen-Homburgiſche Städtchen Meiſſenheim iſt ſehr ſchön. Vom Diſibodenberg nimmt man den Weg über Monzingen, den Lieblingsgang des Dichters Götz, nach ſeiner Winterburg, und von da nach Burgſponheim, nicht weit von dem Kloſter Sponheim, wo Trithemius Abt geweſen, geſchrieben, und die ſchönſte Bibliothek ſeiner Zeit geſammelt hatte; dann das ſchöne Thälchen von Burgſponheim nach Weinsheim und Kreuznach zurück. — Man wird ſich bald überzeugen, daß die Schönheiten dieſer Gänge den Dichtergeiſt anregen mußten. — Nach dieſer Wanderung möchte es nicht ungerathen ſeyn, Kreuznach noch einmal von der Spitze des Kautzenbergs, von dem Plätzchen des H. Potthofs auf dem Martinsberge, dicht am Binger Thore, anzuſehen.

---

nern Wände ſind bemooſt. Unter einem herabgeſtürzten Felſenſtück, an der vorüberſtrömenden Nahe, hat ſich ein Landmann ſeine Wohnung eingerichtet. Eine alte Burg krönt die oberſte Höhe des Gebirgs. Beide Orte zeichnen ſich durch vorzügliche Agatſchleifen aus; ihre Agathändler beſuchen häufig die Meſſen zu Frankfurt, Leipzig ꝛc.

Das Stromberger Thal bis an die Eiſenſchmelze des H. Utſch, fünf Viertelſtunden von Stromberg, hat ſchauerliche Schönheiten. Der Weg von Kreuznach iſt angenehm, geht über Schweppenhauſen, wo ſich eine gute Papierfabrik befindet. Ehe man nach Stromberg, 3 Stunden von Kreuznach, kommt, erblickt man das Felſenſchloß, der Saal genannt, und gegenüber Goldenfels, die Burg der Fauſte von Stromberg. Dies iſt ein zerfallenes Bergſchloß, wo zwiſchen den Ruinen einige Wirthſchaftsgebäude ſtehen. Gegen Stromberg iſt es durch ſteile Felſen unzugänglich, aber deſto leichter vom Rücken her anzugreifen.

In Stromberg wird das beſte Sohlleder der Gegend gemacht. Drei Viertelſtunden oberhalb dieſer Stadt liegen die Sabler'ſche, und eine halbe Stunde ober dieſen die Utſch'ſche Eiſenwerke. — In dem Thale dröhnen die Hämmer, und neben dem ſchönen, aber ſchmalen Wieſenthale, das die Güldenbach durchfließt, thürmen ſich ſteile Berge, und an dem einen liegen losgeriſſene Maſſen von grauem Marmor, ſo daß man glaubt, man ſey den Giganten und Cyclopen nahe. Um nicht auf den kahlen Hundsrücken zu kommen, iſt's räthlich, den Wanderſtab nicht weiter zu ſetzen.

## V.

# Von Bingen bis Koblenz.

Wer die Reiſe zu Fuße macht, der beſuche Rüdesheim von Bingen aus, und nähme dann ſeinen Weg vom Niederwald durch die Bergſchlucht nach Aßmannshauſen, und von da, am rechten Ufer hin, bis Lorch, welches 2 Stunden von jenem Orte entfernt iſt. Das linke Ufer, welches ſich von hier dem Auge darbietet, iſt weit mahleriſcher als das rechte. Die Felsberge ſind mit Laubholz bedeckt, und herrliche Ruinen zerſtörter Ritterburgen erheben ſich, in geringen Entfernungen, zwiſchen den Bäumen. Die mit Reben bepflanzten Leyenberge rechts haben ein düſtres Anſehen, und ſind ſehr einförmig.

Zu Waſſer fährt man, gleich unter Bingen, am berüchtigten Mausthurm vorüber. Daß er ſeinen Namen von Muſerie (Waffenhaus) habe, iſt eine unhaltbare Vermuthung; denn weder die Lage, außer der Stadt Bingen, noch ſein Umfang und ſeine Einrichtung deuten auf eine ſolche Beſtimmung. Lieber möchten wir ſeine Benennung aus Maus, Zoll, erklären. Er ſoll um 1219, mit der gegenüberſtehenden Burg Ehrenfels gleichzeitig erbaut worden ſeyn, und damals war die

Felſenwand bei Bingen nur erſt auf der linken Seite, wo der Thurm ſich befindet, für die Schiffahrt geöffnet. Dieſer Umſtand, und daß einſt bei Strasburg, auf beiden Rheinufern, ebenfalls ſolche Mausthürme (ſie trugen wirklich denſelben Namen) als Wartthürme ſtanden, gibt meiner Vermuthung große Wahrſcheinlichkeit.

Schon um den Thurm iſt ein ſtarker Wirbel, und in einiger Entfernung ragen, bei niedrigem Waſſer, einige Felſenſpitzen hervor, an welchem ein Schiff leicht ſcheitern kann. Dieſe Stelle iſt das berufene Bingerloch, welches übrigens der Durchfahrt keine ſo große Schwierigkeiten in den Weg legt, als manche glauben mögen. Der Fluß kann hier, bei jedem Waſſerſtande, ſowohl zu Berg, als zu Thal, befahren werden. Bei der Thalfahrt kommt zu ſtatten, daß — bei windſtillem Wetter, ohne welches die Durchfahrt ohnehin nicht gewagt wird — die Schiffer weit oberhalb des Lochs ſchon im Stande ſind, das rechte Ufer, welchem näher vorbei der ſichere Weg geht, einzuhalten. Die Bergfahrt fordert dagegen immer hinlängliche Beſpannung der Schiffe und gutes Tauwerk, um alle Gefahr zu beſeitigen. Außerdem trifft es ſich wohl, daß die Pferde der Gewalt des Stromes nicht zu widerſtehen vermögen, oder die Zugleinen brechen, und die Schiffe zurückgetrieben werden und zu ſcheitern Gefahr laufen. Zur Abwendung ſolcher Unglücksfälle ſind ſtarke Ringe von Eiſen in die Felſen eingegoſſen, mittels deren die zurücktreibenden Schiffe ohne große Schwierigkeit ans Land gebracht werden können.

Kaum dreht ſich das Fahrzeug durch die Rheinwindungen unterhalb Bingen, ſo hat man ſchon Aßmannshauſen vor ſich, und am linken Ufer die zerfallenen Mauern von Vogtsberg oder Vautsberg, Reichenſtein und Rheinſtein, und weiter hinab das alte Schloß Falkenburg. Die Schickſale der Vogtsburg ſind unbekannt. Reichenſtein mit dem dazu gehörigen Rheinſtein wurde von Kaiſer Rudolph 1 als Raubneſt zerſtört, und ſpäter wieder aufgebaut. Jetzt iſt's eine einſame, traurige Ruine.

Der erſte Ort rechts iſt Aßmannshauſen, wo auf dem Hellenberge ein trefflicher rother Wein wächst. Das Dörfchen iſt arm, und ermangelt ſelbſt eines guten Gaſthauſes, was in den Rheingegenden nicht oft der Fall iſt. Hinter Aßmannshauſen windet ſich ein angenehmer Fußpfad zu dem Weiler Aulhauſen, der größtentheils von Töpfern bewohnt wird, und wo man, tief unten im Thale, das ehemalige Frauenkloſter Marienhauſen gewahrt. Setzt man von Aulhauſen den Weg weiter durch den Wald und über die Höhe fort, ſo gelangt man zu dem (aufgehobenen) Kapucinerkloſter Noth Gottes, mit der berühmten Wallfahrtskirche.

Unter Aßmannshauſen, nahe am Weg, ſieht man Ueberreſte Römiſcher Bäder. Der Fluß macht jetzt eine ſtarke Krümmung, und es bildet ſich eine ſchöne Landſchaft. Wie eine Halbinſel tritt das linke Ufer hervor, mit dem von Obſtbäumen umſchatteten Dorfe Dreieckshauſen oder Trechtlingshauſen. Man gibt ihm einen Römiſchen Urſprung und es ſoll Trajani Castrum geheißen haben. Ueber dem Dorfe trauern die

Ruinen der Falkenburg, die vielleicht ein Römerkaſtell war. Ihre Geſchichte iſt unbekannt. Eine Viertelſtunde ober Dreieckshauſen liegen mahleriſch die Ruinen der Clemenskirche. Die Berge weichen nun etwas zurück. Einer derſelben trägt die Burg Sonek oder Sanek; zur Seite reiht ſich das Dorf Niederheimbach zwiſchen Fruchtbäumen hin, und darüber erblickt man die Ueberreſte der Heimburg.

Sonek war früher ein Raubſchloß, welches Kaiſer Rudolph im J. 1282 zerſtörte. Es wurde nachher wieder aufgebaut, und kam an das Rittergeſchlecht von Waldeck, deſſen Name im 16. Jahrh. erloſch. Sonek oder Sanek hieß die Burg von dem großen Son- oder Sanwald, der einen beträchtlichen Theil des alten Nahgaus bedeckte. Der Heimburg wird nur in einigen Urkunden erwähnt.

Zur Rechten hat man den Flecken Lorch (in einigen Urkunden Lorich) mit den Reſten der Burg Fürſteneck auf der Höhe. Erzbiſchof Heinrich 3 ließ dieſe Burg im J. 1348 ausbauen. Man weiß nicht, wie ſie in Verfall gekommen. Unter Lorch iſt die eigentliche Grenze des Rheingaus. Gegenüber iſt eine anmuthige Inſel. Ober Lorch iſt der Kedrich, eine kühne Bergwand, welche Gilgen von Lorch hinaufgeritten ſeyn ſoll, um ſeine dort verſteckte Geliebte zu holen.

Lorch iſt in das Wiſperthal hineingebaut — die vordere Häuſerreihe zieht ſich am Rheine hin. Aus dem Gaſthofe bei H. Mergler hat man eine herrliche Ausſicht. Der Rhein fluthet aus in einander geſchichteten Bergen herab — am Ufer liegen einige Dörfer; von den Felſen-Höhen am rechten Ufer ſchauen zerſtörte Ritterburgen herab. Ueberhaupt hat dieſe Gegend das Eigne, daß, bei dem vielfach gewundenen Lauf der Berge, zwiſchen welchen der Rhein ſeinen Weg hin nimmt, ſich eine Menge geſperrter Landſchaften bilden, und der Strom jedesmal wie ein von hohen Wänden eingeſchloſſener See erſcheint. Am ſchönſten iſt der Anblick im Morgenduft, oder des Nachts in der Mondbeleuchtung. Auch iſt's eine bemerkenswerthe Erſcheinung, daß der Strom gewöhnlich am Abend einen ruhigen Lauf hat, und oft einem ſtehenden Gewäſſer gleicht.

Zu Lorch, wo ehemals ein edles Geſchlecht dieſes Namens blühte, iſt die alte Kirche ſehenswerth. Der Reiſende verſäume nicht, von da aus das Sauerthal zu beſuchen. Der Weg dahin geht, von Lorch aus, eine Viertelſtunde weit durch das Wiſperthal, bis zur Kreuzkapelle. Von dort zieht ſich, nördlich, das Sauerthal hin. Es hat ſeinen Namen von einigen Sauerbrunnen, welche daſelbſt zu Tage kommen, und beſteht aus einer freundlichen Miſchung von Wald- und Wieſengründen. Nach drei Viertelſtunden (von der Kreuzkapelle an) erblickt man links, auf einem wildverwachſenen Hügel, die Ruinen der Burg Waldeck, und bald darauf, etwas weiter hin, auf einem ſteilen Berge die Ruinen der Sauerburg. Sie wurde, um 1356, vom Pfalzgraf Rupert erbaut, und vom Kurfürſten Philipp, in der Baieriſchen Fehde, ſeinem Marſchall Philipp von Kronberg um 1000 fl. als Lehn verkauft. Von dieſem Geſchlecht kam die Burg, durch Heurath, an die Brömſer von Rüdesheim, dann an Wilhelm von Metternich zu Winneburg-Beilſtein, ſpäter an einen Franz von Sikkingen (im J. 1692) und zuletzt an Otto v. Gemmingen.

Die Sauerburg iſt von großem Umfang, und ſcheint trefflich zur Vertheidigung eingerichtet geweſen zu ſeyn. Sie nimmt den ganzen, von Schiefer gebildeten Berg ein, und beherrſcht das Thal nach allen Seiten. Die Gegend hat etwas tiefmelancholiſches, denn der Geſichtskreis iſt rings von himmelhohen, meiſt nackten Bergen umgränzt. Nordweſtlich windet ſich, zwiſchen den Höhen hin, ein einſamer Pfad, der an den Rhein bei Kaub führt. — Am Fuße des Schloßbergs liegen, um einen Sauerbrunnen, arme Hütten, in denen der Wanderer umſonſt nach Erfriſchung ſucht. Auch der Mineralquell iſt, wegen des häufigen Schöpfens, meiſt trüb und unrein. — Eine halbe Stunde oberhalb der Sauerburg, höher im Gebürge, liegen die Ruinen der Burg Heppenheft, einſt von gleichnamigen Dynaſten bewohnt. — Weiter rechts im Gebürge, nahe der Wiſper, erblickt man die Ruinen des Schloſſes Kammerberg (ehemals ein Mainziſches Kammergut) und, eine kleine halbe Stunde davon, die Trümmer des einſt feſten Bergſchloſſes Rheinberg oder Rinberg, der Stammſitz der Truchſeſſe von Rheinberg, deren Geſchlecht im Anfange des 17. Jahrhunderts erloſch.

Wenn man aus dem Sauer- und Wiſperthal nach Lorch zurückkehrt, ſo beſteige man noch den Nollig, wo von der alten Burg Nollig oder Nollingen noch ein ſtattlicher Thurm übrig iſt. Ohne Zweifel hat hier einſt ein Römerkaſtell geſtanden. Die Ausſicht iſt lohnend.

Unter Lorch, in geringer Entfernung von da, liegt Lorchhauſen, ein kleines Dorf, welches die alte, geographiſche Gränze des untern Rheingaus bezeichnet. Oberhalb des Dorfs, auf dem Biſchofsberge, ſieht man die Ruinen der vormaligen Gränzburg Sareck.

Der Rhein nimmt, bis in dieſe Gegend, ſeine Richtung von Morgen gegen Abend, und dies gibt den Weinhügeln die Lage gegen den Mittagsſtrahl der Sonne. Die Nord- und Oſtwinde brechen ſich an den Bergen des linken Ufers, die darum auch meiſt ohne Anbau ſind. In Rückſicht des Weinbaues wird der Rheingau in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h. in die Dörfer der Höhe, und in die Dörfer längs dem Ufer. Die geiſtigen Weine gedeihen auf den höchſten Höhen, die geſündeſten auf den mittlern. Die in der Tiefe wachſen, werden ſpät trinkbar. Unter den vielen Arten von Rheinweinen hält man die Laubenheimer, Biſchheimer und Aßmannshäuſer für die lieblichſten; die Hochheimer, Johannesberger und Geiſſenheimer für die gewürzvollſten; die Nierſteiner, Markebrunner und Rüdesheimer für die ſtärkſten und feurigſten.

Unter Lorch werden die Berge ſanfter, die Ufer ebenen ſich mehr, und ſind wirthbarer.

Bei Niederheimbach, einem Dorf am linken Ufer, bildet ſich ein ſchöner Grund, und allmählich treten die Ruinen von Fürſtenberg und Stahleck hervor. Der Strom macht verſchiedene Krümmungen, und erſcheint als ein See, den vorwärts Bacharach begränzt.

Bei dem Dörfchen Rheindiebach, eine Viertelſtunde oberhalb Bacharach, iſt in dem Thaleingang ein intereſſantes Echo. — Auf den Ruinen des Schloſſes Fürſtenberg (welches ſeine eignen Burggrafen hatte und 1689 von den Franzoſen zerſtört wurde) befinden ſich hübſche Anlagen, und man genießt von ihnen eine reiche Umſicht. Am Fuße dieſer Schloßruine wächst ein vortrefflicher weiſſer und rother Wein. — Hier, ſo wie in den Thalorten Mannebach und Oberdiebach, wurde in früherer Zeit der ſogenannte gefeuerte Wein gemacht.

Das alte Bacharach (1200 E.) liegt drei Stunden unter Bingen, und iſt am Ufer hingebaut. Seine Ringmauern und 12 nach innen ganz offene Thürme ziehen ſich den Berg hinan, auf welchem die Ruinen von Stableck ſich erheben. Merkwürdig ſind die Ruinen der Wernerskirche und die Kirche der Reformirten, von rein Byzantiniſcher Form. Der Berg, an welchen das Städtchen ſich lehnt, iſt, bis an die Burgtrümmer, mit Weinreben bepflanzt. Für die Vortrefflichkeit des hieſigen Weines, den die Thäler Steeg, Mannebach und Diebach in beſonderer Güte hervorbringen, ſprechen zwei bedeutende hiſtoriſche Zeugniſſe: Pabſt Pius 2 (bekannter unter dem Namen Aeneas Sylvius) ließ ſich jährlich ein Fuder davon nach Rom bringen, und Kaiſer Wenzel gab für vier Fuder dieſes Weins der Stadt Nürnberg ihre Freiheit. Bacharach gibt verſchiedene Gegenſtände in den Handel, beſonders Wein, Stabeiſen, Gußwaren, Stärke und Bier. Es iſt der Geburtsort der berühmten Maler Kügelchen.

Wer hier — wie an den meiſten Rheinorten — den Ausſtich des Wins koſten will, der ſuche ihn nicht in Gaſthäuſern, ſondern bei Privatleuten. Ueberhaupt hält es nicht ſchwer, bei den gaſtfreien Anwohnern des Rheins Zutritt zu finden, und ſolche Bekanntſchaften in gebildeten Familien, deren es hier, ſelbſt auf dem Lande, ſehr viele gibt, gehören mit zu den ſchönſten Genüſſen und Erinnerungen einer Rheinreiſe.

Der Reiſende, wenn er in Bacharach auch nur eine Stunde verweilt, unterlaſſe nicht, die Ruinen von Staleck zu beſteigen, wo eine der ſchönſten Rheinlandſchaften ſich vor ſeinen Blicken aufrollt. Die Burg war von ſehr beträchtlichem Umfange, und ſcheint auf den Trümmern eines Römerkaſtells erbaut. Die, welche die Entſtehung derſelben den Hunnen zuſchreiben, weil ſie in Urkunden den Namen Stalekun hat, ſind in einem Irrthum befangen, denn Stalekun oder Stalek heißt eben ſo viel, als Stalbühl, oder ein Ort, wo ein Gericht gehegt wurde. Pfalzgraf Hermann von Staleck ſtarb im 12. Jahrh.; er war der letzte ſeines Stamms, und von ihm kam die Burg, als Kölniſches Lehen, an Konrad von Staufen. Von den Burgmännern ſtiftete einer das Kloſter Chumbd bei Simmern. Die Burg wurde im dreißigjährigen Kriege zerſtört, von Kurfürſt Karl Ludwig im J. 1666 wieder hergeſtellt, aber bald darauf, im Orleans'ſchen Kriege, neuerdings verwüſtet. Dicht unter der Burg ſteht einſam das noch übrige Gerippe der St. Wernerskirche, ein herrlicher Ueberreſt der Gothiſchen Baukunſt. Die Geſchichte des kleinen Märtyrers, dem dieſe Kirche geweiht war, gehört nach Weſel. Die Juden, nachdem ſie ihn getödtet, warfen den Leichnam in den Rhein, aber er ſchwamm aufwärts und landete bei Bacharach. Dieſe Sage, der es nicht an hiſtoriſchen Belegen fehlt, erhöht den tief melancholiſchen Eindruck, welchen dieſe Ruinen in der Umgebung einer großen, zum Theil kühnen und wilden Natur hervorbringen.

Auf der ſüdlichen Seite, zwiſchen Bacharach und Rheindiebach, ſtehen die Ueberreſte des Wilhelmitenkloſters Fürſtenthal. Gleich unterhalb der Stadt iſt eine Rheininſel von ohngefähr 30 Morgen; zwiſchen dieſer Inſel und dem rechten Rheinufer liegt ein Stein, der ſelbſt in alten Urkunden Ara Bacchi genannt wird. Die Erſcheinung deſſelben gilt dem Winzer als Vorbedeutung eines guten Weinjahrs, denn ſie hat nur in trockenen Jahren, bei ſehr niedrigem Stande des Rheingewäſſers, ſtatt.

Vor der Stadt, durch einen Theil des Steegerthals, ließ Karl Theodor eine Straße anlegen, um die auf dem Rhein ankommenden Waaren über Simmern bis an die Moſell verführen zu können. In dem genannten Thale, hinter dem Dorfe Steeg, liegt die alte Burg Stalberg in ihren Ruinen. Die Pfalzgrafen hielten ſich öfter auf dieſer, ſo wie auf der Burg Fürſtenberg im Diebacher Thal auf.

Gaſthöfe: 1. Die Poſt; 2. das Rad; 3. der Engel.

Unter Bacharach iſt abermals eine, doch nur für die Thalfahrt gefährliche Stelle, das wilde Gefährt genannt. Die Gefahr entſteht hier dadurch, daß der Strom im Thalweg, mit fürchterlichem Gefälle des Waſſers zwiſchen Felſen und Bänken, eine Art von Trichter bildet. Indeſſen wird, bei ſtillem Wetter, das Fahrzeug ſchon weit oberhalb dieſer Stelle durch die Strömung in den rechten Weg hineingezwungen und darin erhalten. Nur bei einem Windſtoß iſt Gefahr, an die Felſen geſchleudert zu werden, welche dem rechten Ufer näher liegen, und leicht geſprengt werden könnten. — Man befindet ſich jetzt in einem See, in deſſen Mitte die auf einen Fels erbaute Pfalz, ehemals der Pfalzgrafenſtein genannt, wie ein Kriegsſchiff ſchwimmt. An dieſem wunderbaren Gebäude iſt, gegen die Seite des rechten Ufers hin, eine Fallthüre, zu welcher man eine ſchmale Treppe hinaufſteigt. In dem Thurme zeigt man den Reiſenden das kleine Gemach, wo die Pfalzgräfinnen, einer alten Sage nach, ihre Niederkunft halten mußten, und verſchiedene Gewölbe, die bisweilen zu Staatsgefängniſſen dienten. Merkwürdig iſt der tief in den Felſen gehauene Brunnen, der ſeine Quelle nicht im Rheine hat.

Der Pfalz gegenüber, an dem rechten Ufer, liegt Kaub (eine halbe Stunde unter Bacharach) mit 179 Häuſern, und der Veſte Gutenfels. Die Einwohnerzahl beträgt 1270. In alten Zeiten gehörte der Ort den Grafen von Nüringen, deren Geſchlecht ſchon im 12. Jahrh. erloſchen iſt. Von dieſen kamen Burg und Stadt nach und nach an die Herren von Bolanden, Münzenberg, Falkenſtein, und endlich, durch Kauf, an Kurpfalz. Den Hauptnahrungszweig der Bewohner von Kaub macht der Weinhandel und der Handel mit Dachſchiefer aus, der nirgends am Rhein von vorzüglicherer Güte iſt. Auch die Schiffahrt iſt ziemlich bedeutend. Es iſt hier auch ein beträchtlicher Rheinzoll. Der Reiſende hüte ſich aber, um die Mittagszeit hier zu landen, wofern er nicht ein Paar Stunden zu raſten gedenkt. Von 12 bis 2 Uhr ſpeiſ't der H. Zollner, und pflegt dann die, welche ihn zu ſtören wagen, etwas unfreundlich abzuweiſen, wie es dem Verfaſſer dieſer Anleitung und ſeinen Reiſegeſellſchaftern geſchehen iſt. — Der hier gewonnene Wein gehört zu den beſſern Rheinweinen.

Auf zahlloſen Treppen ſteigt man zur Burg Gutenfels, die dicht hinter Kaub, auf einem ſteilen Berge, liegt. Im J. 1807 wurde ſie, um einige hundert Gulden zu löſen, bis auf die Mauern abgebrochen. In alten Urkunden, und zwar noch im J. 1410, heißt dieſe Burg immer Cube. Wie ſie den Namen Gutenfels erhalten, iſt unbekannt. Die Sage von einer ſchönen Erbgräfin Guda, in welche Kaiſer Richard verliebt geweſen, ermangelt des hiſtoriſchen Grundes. Die Burg hatte ihre eigenen Burggrafen. Landgraf Wilhelm von Heſſen belagerte ſie 1501 vergeblich, und das Andenken dieſes Ereigniſſes bewahrt am Zollhauſe zu Kaub ein Stein, worauf die Geſchichte in Reimen erzählt iſt. An einer vorſpringenden Felſenſpitze iſt ein Wachthaus in die Luft hinaus gebaut, von welchem man ſchwindelnd in den tief unten rauſchenden Strom ſchaut. Von hier aus gab Guſtav Adolph im dreiſſigjährigen Kriege ſeine Befehle gegen die Spanier, welche ſich gegenüber feſtgeſetzt hatten. — Gaſthöfe: 1. Zur Stadt Heidelberg; 2. zum grünen Wald.

Bei Kaub führte am 1. Januar 1814 der tapfere Blücher ſeine Preußen über den Rhein. — Oberhalb, im Gebirge, lag die Burg Rheinberg, wo die alten Grafen des Rheingaues ihren Sitz hatten. Abwärts von Kaub wird das Thal romantiſcher — die Berge rücken von beiden Seiten näher gegeneinander, Städte und Flecken haben mehr Alterthümliches, und allenthalben knüpfen ſich wunderbare Sagen an Ruinen von Burgen und Klöſtern, an Riffe, Strudel und andre Naturerſcheinungen. Man nähert ſich Oberweſel, auf dem linken Rheinufer, wo der Strom am Rümmelſteine ſich bricht. Noch etwas herwärts erblickt man auf einem Berge die Ruinen von Schönberg, in ältern Zeiten Sconburg, Sconenburg oder Schoneburg. Die Franzoſen verbildeten den Namen bald in Schomberg, bald in Schombert, und die erſte Benennung hat auch mitunter in Deutſchland Eingang gefunden.

Oberweſel (mit 2000 Einw.) war die Römerſtadt Vesalia. Der Sage nach blühte das Chriſtenthum hier ſchon unter Kaiſer Alexander Severus. Die alte Liebfrauenkirche mit ihrem herrlichen Chorgewölbe iſt ſehenswerth, auch die ehemalige Minoritenkirche, wo eine ſchöne Kreuzabnahme von Diepenbeck iſt. An der Stadtmauer, nächſt dem Rhein, ſteht eine Kapelle, zum Andenken des Knaben Werner, der im J. 1287 zu Weſel von den Juden ermordet wurde. Der wahrheitliebende

Hontheim führt die Quellen über dieſe ſchauerliche Thatſache in ſeiner Trier'ſchen Geſchichte an.

Weſel war einſt eine freie Reichsſtadt, aber Kaiſer Heinrich verpfändete ſie an ſeinen Bruder Balduin, Erzbiſchof zu Trier. Lange kämpfte die Stadt um ihr entriſſenes Recht, aber nicht mit glücklichem Erfolg. Die Kurfürſten von Trier hatten hier lange Zeit hindurch eine Münze. — Um Oberweſel wächst ein guter Wein, Engenhöller genannt. Unterhalb der Stadt ſind, zu beiden Seiten des Stroms, bedeutende Salmenfänge.

Man unterlaſſe nicht, die Ruinen von Schönberg zu beſuchen. Hier war die Wiege eines edlen Geſchlechts, das ſchon unter Karl dem Großen geblüht haben ſoll, und zu Ende des 11. Jahrh. den Namen Belmont mit dem von Schönberg vertauſchte. Gern wird ſich hier der Reiſende des großen Friedrich von Schönberg erinnern, der ſein Feldherrntalent zuerſt unter Heinrich und Wilhelm 2 von Oranien übte, ſiegreich gegen Spanien kämpfte, das Haus Braganza auf dem Thron von Portugall befeſtigte, die Hoffnungen der Stuarte in England vernichtete, und endlich in der Schlacht am Boyne (1690) den Heldentod ſtarb.

Seinen Namen ſoll das Schloß Schönberg von ſieben wunderſchönen Schweſtern führen, die einſt hier lebten, und allen jungen Rittern in der Nähe und Ferne die Köpfe und — Herzen verrückten. Aber wunderbar, ſie waren eben ſo ſpröde als ſchön, und wurden darum in die ſieben Felſenſpitzen verwandelt, welche gleich unter Weſel, bei ſeichtem Waſſer, aus dem Rheine hervorragen, und die ſieben Jungfrauen heißen.

Unter Weſel wird die Gegend wild und ſchauerlich. Das Thal verengt ſich mehr und mehr, die Ufer ſind ohne Anbau, ohne menſchliche Wohnungen; rechts und links ſteigen zwei kahle Felſenwände aus den düſtern Fluthen, und breiten ihre Schatten über den Strom. Man kommt in eine einſame Wüſte, wo einſt der fromme Einſiedler Goar wohnte, und die armen Fiſcher unterrichtete. Ein wunderbarer Fels ſchiebt ſich jetzt dem Schiffer gleichſam in ſeine Bahn — es iſt der Lurley (von Lure, Lauter und Ley, Schiefer), aus welchem ein Echo den Zuruf der Vorüberfahrenden fünfzehnmal wiederholt. Am deutlichſten iſt dieſer Wiederhall auf der Mitte des Stroms, oder am linken Ufer. Schüſſe und Waldhornklänge bringen eine ſchauerliche Wirkung hervor. Dieſen Schieferfels bewohnte, in grauen Zeiten, eine Undine, welche die Schiffenden durch ihr Zurufen ins Verderben lockte.

Von Oberweſel iſt's eine Stunde bis St. Goar, einem Städtchen mit 1060 Einw. auf dem linken Rheinufer. Oberhalb deſſelben bildet der Rhein einen rings von Felſenwänden eingeſchloſſenen See. Der Anblick iſt groß und überraſchend. Jenſeits des Sees macht der Fluß eine Krümme, ſeine Wellen prallen an eine Gruppe theils ſichtbarer, theils verborgener Klippen an, und bilden einen furchtbaren Strudel, welcher die Bank genannt wird, und den Schiffen manchmal verderblich wird, beſonders den Flößen, und ſchon mancher Ruderer hat hier in den Fluthen ſein Grab gefunden. Der Strom nimmt hier ſeine Richtung nordwärts nach dem am Ufer von St. Goarshauſen ſtehenden Thurm, wo bei vernachläſſigter Vorſicht die Flößen widerprallen und Schaden leiden. Man hat inzwiſchen eine ganz einfache Vorrichtung angebracht, die dieſer Gefahr ſehr entgegenwirkt. Auf der linken Seite der Floſſe befindet ſich nämlich ein groſſer ſtarker Baum, der Hund genannt, welcher am geeigneten Platz in der Bank losgebunden wird, ſo daß er nur noch am Hintertheile befeſtigt iſt. Dieſer Hund wühlt ſich mit groſſer Schnelligkeit und Stärke in den Strudel, und zieht dadurch die Floſſe immer auf die linke Seite hin, wodurch dieſe in ihrer geraden Richtung bleibt. Gleich unter der Bank iſt ein Wirbel, das Gewirr genannt. Der urſprüngliche Name war Werb, der ſpäter in Gewirr oder Sandgewirr umgebildet wurde, vermuthlich weil der Wirbel oft einen Sandregen an das Ufer wirft. St. Goar verdankt ſeine Entſtehung dem frommen Einſiedler Goar, der ſich hier eine Zelle baute. Nach einer Volksſage wäre der Wirbel, in alten Zeiten, mit dem Bingerloch durch eine unterirdiſche Schlucht zuſammengehangen, und die Trümmer der dort geſcheiterten Fahrzeuge ſeyen hier wieder zum Vorſchein gekommen.

Die Gegend verändert ſich nun, wie durch einen Zauberſchlag; aus dem düſtern Felſenſchlund gelangt man in ein heiteres, anmuthiges Thal — die Höhen ſind mit Laubholz bedeckt, oder mit Weinreben und Gärten angebaut. Herrlich breitet ſich St. Goar längs dem Ufer aus, und auf dem Fels dahinter liegen die Trümmer der Veſte Rheinfels. Früher ſoll auf dieſer Kuppe das Kloſter Mattenburg oder Marienburg geſtanden haben. Graf

Diether 3 von Katzenelnbogen erbaute das Schloß im J. 1219 zu ſeiner und ſeines Zolles Sicherheit, den er in der Folge zu erhöhen gedachte. Die Rheiniſchen Städte ſetzten ſich dagegen, und belagerten die Veſte im J. 1225, jedoch vergeblich. Sie verbanden ſich deswegen mit noch andern Ständen, und ſo wurde der berühmte erſte Rheinbund gegründet, durch welchen die Raubſchlöſſer an dieſem Strome größtentheils ihren Untergang fanden. Der Bund ſelbſt mußte jedoch ſpäter im ungleichen Kampfe der Territorialhoheit mit der Städtefreiheit erliegen. Im J. 1692 vertheidigte der brave Heſſiſche Obriſt Görtz die Veſte Rheinfels gegen Tallard, der zuletzt ſein eigenes Lager anſteckte, und ſich zurückzog. Im Revolutionskriege wurde es den Franzoſen leichter gemacht. Rheinfels ergab ſich der erſten Aufforderung, und wurde geſprengt. St. Goar hatte eine ſchöne Kaſerne, die aber jetzt größtentheils zerfallen iſt. Die Einwohner haben bedeutenden Handel mit dem angränzenden Hundsrück und dem jenſeits gelegenen ſogenannten blauen Ländchen. Am Rheinthore zeigte man ſonſt ein Armband, welches die Söhne Karls des Großen, Karl und Pipin, als Denkmal ihrer Ausſöhnung dort aufgehangen hatten.

Gaſthöfe: 1. Zur Lilie; 2. die Poſt; 3. der wilde Mann.

St. Goar gegenüber dehnt ſich um eine Bucht das Dorf St. Goarshauſen, hinter welchem ſich ein Bergſchloß erhebt, die Katze genannt. Es wurde von dem Grafen Johann 3 von Katzenelnbogen um 1393 erbaut, und, zum Unterſchied des ältern Schloſſes, Neu-

Katzenelnbogen genannt. Auf dem Patersberge wächſt ein vortrefflicher rother Wein, der dem Aßmannshäuſer gleich kommt. Hier iſt ein guter Gaſthof, die Poſt. Die Ufer verflächen ſich nun etwas mehr, und zeigen reichern Anbau. Zur Rechten von St. Goarshauſen, zwiſchen dieſem Städtchen und Kaub, unweit des Dorfes Derſcheid, ſieht man, auf einem an den Rhein ſtoßenden ſteilen Berge, die zerfallene Burg Ryneck oder Rheineck. In dieſer Gegend ſind einige ſchone Thäler. Wer den Lurley (von ſeinem Echo ſo genannt) beſteigen will, läßt ſich unterhalb Derſcheid ans Land ſetzen.

Eine herrliche Landſchaft entfaltet ſich jetzt wieder vor dem Schiffenden. Auf dem rechten Ufer erſcheint Welmich, mit ſeinem gothiſchen Thurme, in maleriſcher Umgebung, und dahinter blicken die alten Mauern des Schloſſes Thurmberg herab, welches auch die Maus genannt wird. Von Welmich breiten ſich, bis an den Rhein hin fruchtbare Gärten aus und ein üppiger Wieſengrund. Vom linken Ufer her ſieht man noch St. Goar und Rheinfels. — Unter Welmich wendet ſich der Fluß, in einem großen Bogen, gegen Norden, und bildet einen ſchönen, von Hohen umreihten Golf. Eine freundliche Inſel hebt ſich aus dem Gewäſſer. Gegenüber, auf dem linken Ufer liegt Hirzenach, wo Winzerhütten um eine vormalige Probſtei ſtehen, die dem Kloſter Siegburg gehörte. — Noch dieſſeits Hirzenach ſieht man ein wildes Thal mit einem Dorfe, Ehrenthal (in der Volksſprache Ehrenter) genannt, wo bedeutende

Silber-, Kupfer- und Bleibergwerke ſind. Ueberhaupt findet man auf der ganzen Strecke von Weſel bis unter Hirzenach einen Reichthum an Baſalten, Schiefer, Kalk, Marmor und andern Mineralien.

Bei Hirzenach wendet ſich der Rhein öſtlich. Rechts liegt das Dorf Keſter mit ſeiner zerſtörten, alten Pfarrkirche, gegenüber erhebt ſich eine hohe Felſenwand, unten von Weinreben umgrünt, oben mit Gehölz bedeckt. Die Berge zur Linken weichen etwas zurück, und in einem freundlichen Thal erſcheint das Dörfchen Weiler. Nicht weit davon liegt Salzig, wo links die Gegend ſich öffnet, und wo eine außerordentliche Menge von Kirſchen wächſ't, die größtentheils nach den Niederlanden verkauft werden. Rechts, auf einer mit Weinſtöcken angepflanzten Felſenhöhe, ſtehen die Trümmer der Burgen Liebenſtein und Sternberg, oder die ſogenannten Brüder. Vom linken Ufer nehmen ſich dieſe Ruinen herrlich aus. — An den Bergen, auf deren Firſten man jene Burgen erblickt, windet ſich ein maleriſches Thal hin, wo Bornhofen liegt, ein ehemaliges Kapucinerkloſter mit einigen Häuſern. Das Kloſter wurde im J. 1813 aufgehoben und von Naſſau — nebſt dem beträchtlichen Weinberge — für 10,000 fl. verkauft. Die Kirche, vom Ritter Brömſer von Rüdesheim erbaut, behielt ihre alte Beſtimmung, doch wird ſie weniger als ehedem von Wallfahrern beſucht. Von dem Kloſter führt ein Schattengang von Wallnußbäumen in den Flecken Kamp, wo die Römer einſt ein Lager hatten.

Wenn man in der Windung des Stroms bei Kamp hervorkommt, ſo erſcheint die Gegend ganz verändert; auf beiden Ufern breiten ſich blühende Fluren um ehemalige Klöſter aus, und links tritt Boppart (3300 E.) hervor mit ſeinen Thürmen. Im Hintergrunde bilden die in einander geſchobenen Bergmaſſen zwei Thäler. Man ſieht es dieſem Städtchen an, daß es aus fernen Jahrhunderten herſtammt. Hier war das Bodobriga der Römer, und die Stadtmauern ſcheinen auf dem Grunde des alten Druſuskaſtells erbaut. Später ſtand hier ein Fränkiſcher Königshof, wovon noch Trümmer übrig ſind, und es wurden in Boppart viele Reichs- und Fürſtenverſammlungen gehalten. Der in den Rhein ſich einmündende Bach heißt davon noch der Königsbach. Im Mittelalter wurde Boppart zur Reichsſtadt, und hatte ſpäter mit Oberweſel einerlei Schickſal. Die Stadt hat ein Hoſpital, und hatte einſtens mehrere Klöſter. Ueber dieſelbe ragt, auf einer Höhe, das Frauenkloſter Marienberg hervor. Die Stadt zieht aus den nahen Waldungen viele Kohlen, welche meiſt nach Benndorf zum Bedarf der dortigen Eiſenſchmelzen gehen. Auch bringt ſie Wein und viele erdene Pfeifen in den Handel. Das Kloſter Marienberg, um 1123 von den Rittern von Boppart erbaut, iſt in eine blühende Baumwollen-Manufactur umgewandelt. — Gaſthöfe: Die Poſt; der Bär.

Bei Boppart bildet der Rhein einen großen von Höhen umkränzten See. Auf der einen Seite ſind dieſe Höhen mit Weinreben bedeckt, und am Fuße derſelben zeigt ſich eine reizende Landſchaft, in deren Hintergrunde Kamp wieder erſcheint. Vor ſich hat man die Dörfer

Niederberg und Filzen, und von der Waldſpitze blickt der Jakobsberg herab, ein ehemaliges Hofgut der Jeſuiten. Am linken Ufer zieht die neue, vortreffliche Kunſtſtraße hin, doch thut der Fußgänger beſſer, ſtatt ihrer den nähern und angenehmern Waldweg von Boppard, über den Berg, nach Koblenz einzuſchlagen.

Unter Boppart macht der Rhein eine ſeiner ſtärkſten Krümmungen, und wenn man das Dorf Filzen umfahren hat, ſo glaubt man, er wolle, in dieſer plötzlichen Beugung nach Oſten, ſeinen Weg wieder zurücknehmen. Bald drängt ihn jedoch der Bopparter Berg wieder in die alte Bahn. Die Berge haben aber jetzt weniger maleriſche Formen, ſie ſind meiſt abgerundet oder platt gedrückt. Auf einer ſolchen Kuppe, oberhalb Filzen, ſteht das freundliche Liebeneck, ein Luſtſchloß, welches die nun erloſchene Familie von Schenkern zu Waldenburg von Naſſau-Oranien zu Lehn trug, und jetzt dem Geheimenrath von Preuſchen verliehen iſt. In der Tiefe iſt die Gegend von Oſterſpay ein wahrer Obſtgarten. Der Rhein wendet ſich jetzt wieder links, und ſtrömt an Peterſpay, Mittelſpay und Niederſpay vorüber.

Wilder und romantiſcher wird jetzt wieder die Gegend zur Rechten. Auf einer Felswand erſcheint die Veſte Markusburg und im Thal das Städtchen Braubach, mit dem Schloſſe Philippsburg. Es iſt ungewiß, um welche Zeit die erſte erbaut worden. Johann der Streitbare von Heſſendarmſtadt ließ ſie um 1644 wieder herſtellen. Ihren Namen hat ſie vom Evangeliſten Markus. Die Philippsburg verdankt ihren Urſprung dem Landgrafen Philipp dem jüngern, zwiſchen 1568 und 1571. Die Stadt Braubach iſt älter, und kommt ſchon in einer Urkunde von 933 vor. Im J. 1276 erhielt Gottfried von Eppſtein für ſie die Rechte einer freien Reichsſtadt, welche Kaiſer Rudolph 1288 beſtätigte. — Das Thal, worin Braubach liegt, hat Kupfer- und Silbererze und mehrere Schmelzöfen, worin die bei Welmich gewonnen Erze geſchmolzen werden. Eine halbe Stunde von Braubach quillt das Dinkholder Mineralwaſſer. Dieſer Brunnen iſt ſeit 300 Jahren bekannt; ſein Waſſer iſt bitter von Geſchmack.

Die Markusburg, welche unter Heſſen zum Staatsgefängniſſe diente, gehört jetzt, ſo wie Braubach, dem Hauſe Naſſau, und iſt zu einem Invalidenhauſe eingerichtet. Es iſt die einzige alte Veſte am Rhein, die ſich noch erhalten hat, und verdient ihrer Bauart und ihrer Lage wegen einen Beſuch. Der Kommandant wird den Reiſenden gefällig aufnehmen.

Der Markusburg gegenüber liegt, in einem Obſthain, das Dörfchen Brey. Auf einem Berge dahinter ſtand ehemals das Schloß Rheinberg, welches ſchon im J. 1315 als ein Ganerbenhaus beſtand. Um welche Zeit und auf welche Zeit die Burg in Verfall gekommen, iſt ungewiß. Eine ſchöne Ebene zieht ſich jetzt bis Oberlahnſten. Die Berge treten mehr zurück, und ihre Umriſſe haben nicht mehr das Eckigte und Schroffe. Zur Linken liegt das (ehemals Kolniſche) Städtchen Rhenſe, mit ſeinem ſtumpfen Thurm. Ohngefähr 400 Schritte unterhalb des Städtchens, nahe am Ufer, ſtand der alte, ehrwürdige Königsſtuhl, deſſen Stätte vier kleine Steine bezeichnen. Hier verſammelten ſich oft die Rheiniſchen Kurfürſten, um über Deutſchlands Angelegenheiten zu rathſchlagen; hier wurde der Landfriede beſchloſſen, hier wurden mehrere Kaiſer erwählt und einige abgeſetzt. Der Stuhl bildete ein Achteck, und war einfach, ohne alle Verzierung. Er wurde von ſieben Pfeilern in der Runde und einem in der Mitte getragen. An der Mittagſeite führten vierzehn Stufen hinauf. Oben hatte er ſieben ſteinerne Sitze für die ſieben Kurfürſten; der Durchmeſſer betrug vier und zwanzig und die Höhe ſiebzehn Rheiniſche Fuß. Seine Form und ſeine halberloſchenen Farben und Wappen gaben ihm ein deutungsvolles Anſehen. Er wurde darum an dieſer Stelle erbaut, weil hier die Länder der vier Rheiniſchen Kurfürſten ſich berührten, und ein jeder von ſeinem eigenen Gebiete in wenigen Minuten auf dem Stuhl erſcheinen konnte. Von den Sitzen erblickte man zugleich das Kurmainziſche Städtchen Lahnſtein, das Kurtrieriſche, Kapellen mit ſeinem Schloß Stolzenfels, das Kurkölniſche, Rhenſe, und das Kurpfälziſche Lehen Braubach.

Die Stadt Rhenſe hatte die Obliegenheit, den Königsſtuhl in gutem Stand zu erhalten, und genoß dafür verſchiedene Privilegien. Er wurde, zur Zeit der Franz. Revolution, wahrſcheinlich der Steine wegen, zerſtört. Dem Vernehmen nach, wird die Preuß. Regierung eine Denkſäule auf dieſer Stelle errichten laſſen.

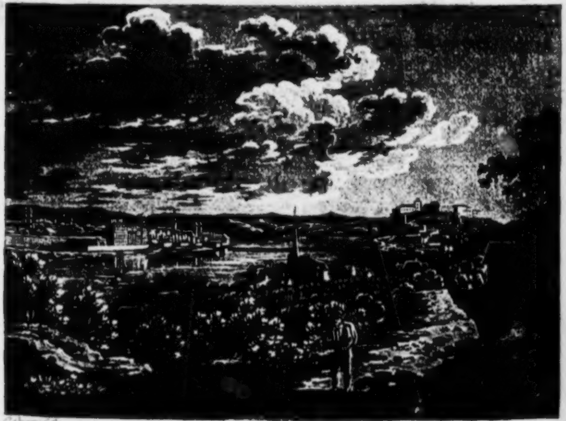
Dieſem Platz gegenüber, auf der andern Seite des Rheins, ſteht eine kleine Kapelle; dort wurde im Jahre

1400 Kaiſer Wenzel von den Kurfürſten, nach einer Berathſchlagung auf dem Konigsſtuhl, des Kaiſerthums entſetzt. Nahe dabei liegt Oberlahnſtein. Von der Terraſſe und aus den Fenſtern des Schloſſes hat man eine herrliche Umſicht. Des Städtchens gedenkt ſchon Auſonius in ſeinem Gedicht auf die Moſell. In der blutigen Fehde zwiſchen Adolph von Naſſau und Diether von Iſenburg mußte es eine Belagerung aushalten. Von Lahnſtein aus ſind die Schreiben erlaſſen, worin die Kurfürſten Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Werner von Trier und Rupert von der Pfalz die Entthronung Kaiſer Wenzels und die Wahl Ruperts bekannt machen. Der Rhein iſt hier ſehr breit. Am linken Ufer liegt ein einzelnes Haus, die Krippe genannt, und gleich darunter eine Meierei, das Dorf Kapellen an einer Felswand, und hinter dem Dorfe das zerſtörte Bergſchloß Stolzenfels. Dieſe Ruinen verdienen einen Beſuch, der ſchönen Ausſicht wegen. Im Dorfe findet ſich leicht ein Führer.

Man nähert ſich jetzt der Mündung der Lahn, welche langſam aus einer Schlucht hervorkommt. Am rechten Ufer dieſes Fluſſes, auf dem Allerheiligenberge, iſt eine verlaſſene Einſiedelei: unten ſteht Niederlahnſtein, ganz nahe am Einfluſſe der Lahn in den Rhein, und auf einem Berge zur Seite trauern die Ruinen von Lahneck. Die Lahn entſpringt auf dem Weſterwalde, und windet ſich, in mannichfachen Krümmungen, durch die Heſſiſchen und Naſſau'ſchen Gebiete. Sie führt eine Menge Mineralien mit ſich in den Rhein, und das Ufer an ihrer Mündung iſt wahrſcheinlich aus Schieferſtücken angeſchwemmt, die ſie daſelbſt abſetzte. Uebrigens iſt dieſer Fluß nicht unbedeutend für den Rheinhandel. Die Hauptartikel, welche auf demſelben in den Rhein gebracht werden, ſind: Rohes Eiſes, Brodfrüchte, Mehl, Obſt und Kalk; die Rückladung beſteht meiſt in Holzkohlen, Salz und Wein. — Bei ihrem Ausfluſſe in den Rhein bildet die Lahn eine Halbinſel, auf welcher Niederlahnſtein ſich emporhebt. Es iſt der Mühe werth, die ſchöne Ruine von Lahneck zu beſteigen, was nicht mit viel Beſchwerden verbunden iſt. Bei dem Weinwirth Douque zu Niederlahnſtein findet man gute Bewirthung.

Von der Halbinſel am linken Ufer hat man eine ſchöne Anſicht von Lahneck und Stolzenfels. Eben ſo bietet dem Naturfreunde das Eiſenwerk Hohenrain, welches ſich eine Viertelſtunde weit ins Lahnthal hinein erſtreckt, herrliche Seehereien dar.

Die Mündung der Lahn iſt von der Mündung der auf der andern Rheinſeite fließenden Moſel ohngefähr eine Stunde entfernt, aber dieſe kleine Strecke enthält eine Reihe der ſchönſten Landſchaften. Der Strom wendet ſich jetzt rechts, und bald kommt man eine lange, fruchtbare Aue oder Inſel vorüber, Oberwerth genannt, mit dem adelichen Frauenkloſter Magdalenenwerth, welches 1143 errichtet, und nach Abtretung des linken Rheinufers aufgehoben wurde. Der Schiffer läßt dieſe Inſel zur Linken, und folgt dem Thalweg zur Rechten, am Dorfe Horchheim vorüber, wo ein vorzüglicher Bleichart (rother Wein) gewonnen wird. Eine



C. Warren fe.

Coblence et Ehrenbreitstein

[illegible]thek • Uni[illegible]

kleine Stunde von da liegt **Pfaffendorf** mit Weinhügeln und Obſtgärten. Der H. Kanonikus Umbſcheiden hat hier eine Gartenanlage, an einem Berggehäng, die beſucht zu werden verdient. Von dem ſchlichten Häuschen auf der Höhe genießt man der ſchönſten Anſichten von Koblenz und ſeiner Umgebung. Nahe bei Pfaffendorf iſt eine ſteinere Bank, von drei Pappeln beſchattet. An dieſer Stelle zeigt ſich eine der ſchönſten Landſchaften. In der Wohnung des Eigenthümers findet man intereſſante Kunſtſachen. — Es ſind hier einige Weinhäuſer· zum Schwan und beim Schultheiß, welche von Koblenz und dem Thal aus häufig beſucht werden. Ohngefähr auf halben Wege von da nach Ehrenbreitſtein iſt eine neue Sommeranlage für Luſtwandler, wo man eine gute Bewirthung findet. Die Ausſicht nach allen Seiten hin iſt reich und überraſchend, der Garten heiter und der Wirth ſehr gefällig.

Eine herrliche Landſchaft entfaltet ſich ietzt vor dem Schiffenden; zur Linken, am Ufer, die Anhöhe, wo einſt die friedliche Karthauſe ſtand, und nun kühne Feſtungswerke ſich erheben; am Geſtade Koblenz, das ſchöne, ietzt leider ſehr verunſtaltete Schloß, worin ſich nun die Militär-Effecten-Niederlage befindet; im Vorgrund, am rechten Ufer der Ehrenbreitſtein, welcher aus den Ruinen wiederhergeſtellt wird. Alle Umgebungen in großen Maſſen und Formen.

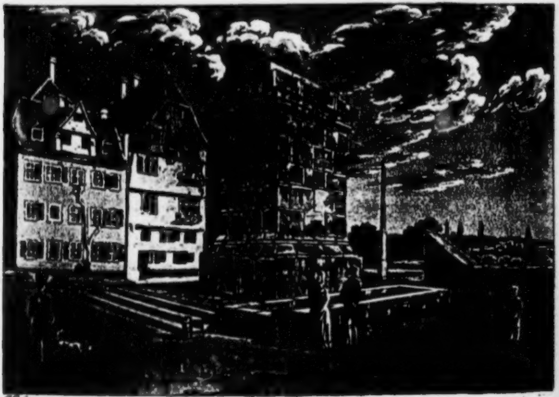
**Koblenz**, 18 St. von Mainz, vormals der Sitz des Kurfürſten von Trier, unter der Herrſchaft der Franzoſen Hauptſtadt des Departements Rhein und Moſel, von denen ſie urſprünglich den Namen (Confluens) erhielt, liegt in dem Winkel, den beide Ströme bei ihrem Zuſammenfluſſe bilden. Die Bevölkerung beträgt ohngefähr 11,000 Seelen. Die Römer hatten hier, auf dem ſogenannten alten Hof, ein Kaſtell, welches unter der Fränkiſchen Herrſchaft in eine königliche Pfalz verwandelt wurde. Im Mittelalter war die Stadt in drei Theile geſchieden, welche durch den Lauf der Flüſſe ihre Gränzen erhielten. Der erſte und bedeutendere Theil, auf der Rheinſpitze, machte den Hauptort aus; ienſeits der Moſel ſtand Klein- oder Litzelkoblenz, wo ietzt, ſeit zwanzig Jahren, wieder einige Gebäude ſich erheben; auf dem rechten Ufer, am Fuße des Ehrenbreitſteins, liegt Mühlheim im Thale, gewöhnlich das Thal Ehrenbreitſtein genannt. Die Fränkiſchen Könige ſowohl, als die Kaiſer, bis auf Ludwig den Bayer, hielten hier Hof. In ältern Zeiten wohnten die Biſchöfe bald zu Trier, bald auf der Burg Ehrenbreitſtein, bis Heinrich von Vinſtingen im J. 1280 die Burg nahe der Moſel-Brücke erbaute. Dieſe Brücke, welche ehemals Klein-Koblenz mit der Hauptſtadt verband, und ietzt zum befeſtigten Petersberge (auch Fort Alexandre genannt) führt, wurde von Erzbiſchof Balduin, einem Bruder Kaiſer Heinrich 7. und Boemund 2. durch Hülfe eines Ablaſſes erbaut. Sie hat eine Länge von ohngefähr 500 Schritten, wird von 14 Bogen geſtützt, durch welche bemaſtete Moſelſchiffe gehen, und beſteht aus Lavaſteinen, deren viele in der Gegend gebrochen werden.

Das neue Schloß am Rhein wurde von 1780 bis 87 vom letzten Trier'ſchen Kurfürſten Clemens erbaut, dem auch die angereihte Clemensſtadt ihr Daſeyn verdankt. Der Stil des Schloſſes iſt antik modern, und man ſieht wohl, daß verſchiedene Baumeiſter, nach verſchiedenen Planen, daran gearbeitet. Die Wachhäuſer, Remiſen ꝛc. ſchließen ſich, in einem Halbkreiſe, an das Hauptgebäude an. Das Innere war ehemals mit Pracht und Geſchmack verziert. Der Platfond des Ständeſaals hatte ein ſchönes Deckenbild von Zick, die Gerechtigkeit vorſtellend, und 7 große Wandgemälde, darunter Davids Beliſar. Die Schloßkapelle ſpricht durch ihre edle Einfalt an. Die Glorie hinter dem Altar iſt ſinnig. In der Kuppel ſind die vier Evangeliſten von Zick. Zum Glück iſt dieſe heilige Stätte der Verwüſtung entgangen, aber das Schloß, aus welchem man die herrlichſte Gegend Deutſchlands überſchaut, wurde von den Franzoſen in eine Kaſerne verwandelt, und dient jetzt, wie ſchon bemerkt, zur Aufbewahrung von Militär-Effecten. Es eilt ſeinem gänzlichen Verfall ſchnell entgegen, und gewährt von der Rheinſeite einen unangenehmen Anblick.

Unter den Gebäuden ſind zu bemerken: I. In der Altſtadt: 1. Das ehemalige Jeſuitenkollegium, jetzt eine wiſſenſchaftliche Schulanſtalt. 2. Der vormals Metternich-Winneburgiſche Hof, von ſchöner Lage, gegenwärtig der Sitz des Gerichts erſter Inſtanz. 3. Der vormals gräflich Leyen'ſche Hof mit ſchönem Garten, nun Wohnung des Oberkommandanten der Preußiſchen Rheinlandſchaft. II. In der Neuſtadt: 1. Das Schloß. 2. Das Theater. Ehemals hatte Koblenz zwei Kollegiatſtifte, drei Mönchs-, eben ſo viele Nonnenklöſter, eine Comthurey des Deutſchen Ordens und mehrere fromme Stiftungen.

Unter den öffentlichen Plätzen iſt der mit Linden beſetzte Paradeplatz und der ſogenannte Plan an der Hauptwache zu bemerken.

Von den Kirchen ſind ſehenswerth: 1. Die Kollegiatkirche zum heil. Kaſtor. Der Platz, auf welchem ſie ſteht, hieß ſonſt die Inſel, und mochte wohl auch, in uralter Zeit, eine ſolche gebildet haben. Das Gewölbe ruht auf Korinthiſchen Säulen. Das alte Portal wurde im Jahr 1805 mit einem neuen, eben nicht glücklich, erſetzt, und der bunte Anſtrich vollendet die Mißform. Im J. 806 war hier eine Kirchenverſammlung von drei Königen und elf Biſchöfen. Zur Rechten iſt das Grab der heil. Riza, einer Abkömmlingin Ludwigs des Frommen. Im Chor ſieht man vier ſchöne Gemälde von Sick, einem geiſtvollen, aber etwas manierirten Künſtler, der im Thal Ehrenbreitſtein lebte. Sie ſtellen Legenden vor von dem heil. Goar und Kaſtor, und die zwiſchen Ludwig dem Deutſchen und Karl dem Kahlen 870 hier geſchehene Theilung. Nächſt dem Hochaltare ſind die Gräber der Erzbiſchöfe Kuno und Werner von Falkenſtein. Vor der Kirche iſt ein Brunnen mit den Bildern des Rheins und der Moſel. Sie befinden ſich jedoch in einem ſo ſchlechten Zuſtande, daß man ſie hinwegſchaffen ſollte. 2. Die Kirche zum heil: Florin. . Von den Franzoſen wurde ſie in ein Magazin verwandelt, von der Preußiſchen Regierung aber den Evangeliſchen eingeräumt. Im Innern baut man



CR fe.

Place St Caſtor à Coblence.

Universitäts [illegible] Bibliothek

ſeit mehreren Jahren, und ſinnt und trachtet, Altar, Kanzel und Taufſtein in altdeutſches Schnörkelwerk zu geſtalten, was nicht recht gelingen will. Die erſte Kirche auf dieſer Stelle war der heiligen Jungfrau geweiht, und ſoll von der Kaiſerin Helena erbaut worden ſeyn. Die gegenwärtige wurde im J. 1790 von einem Wetterſtrahl getroffen, und der Thurm brannte ab. In den Chorniſchen ſieht man zwei geiſtvolle Gemälde von Zick; ſie waren, während des Kriegs, beſchädigt worden, ſind aber jetzt durch den Künſtler Bachta in Koblenz trefflich wieder hergeſtellt. Aehnliche Mißhandlung erfuhren die Grabmäler der Erzbiſchöfe Johann 4 von Iſenburg, Johann 5 von der Leyen und Jacob 2, eines Markgrafen von Baden. Die Gebeine des letztern wurden im Jahr 1808 in die Familiengruft der katholiſchen Markgrafen nach Baden gebracht. 3. Die Pfarrkirche zu Unſerer lieben Frau, in der Mitte der Stadt, auf dem höchſten Punkt. Ihre in mehreren Wölbungen und Abſätzen aufſteigenden Thürme machen eine große Wirkung, doch iſt nur der obere Theil der Kirche alt, der untere aber aus ſpäterer Zeit. Auch hier ſind mehrere Gemälde von Zick der Betrachtung werth. Uebrigens mag wohl auf dieſer Stelle die erſte chriſtl. Kirche in Koblenz geſtanden haben.

Koblenz verdankt ſeinem letzten Kurfürſten eine treffliche Waſſerleitung, welche, von einem Berge bei Metternich, das reinſte Quellwaſſer über die Moſelbrücke in alle Quartiere der Stadt führt. Dem Springbrunnen in der Neuſtadt, welcher eben daher ſein Waſſer erhält, gab der Kurfürſt die Aufſchrift: **Clemens Wenceslaus Elector vicinis suis A. 1791.**

Seit 1808 beſteht hier ein Caſino, in welchem der gebildete Fremde leicht Zutritt erhält. Seiner vielen Wanderungen wegen aus einer Localität in die andre hat es viel verloren, und das damit verbundene Leſeinſtitut läßt manche Wünſche übrig. Der Buchhändler Hölſcher, ein thätiger, wackrer Mann, der bei jenem Inſtitut ſeine Rechnung nicht fand, hat eine ſehr gute Leihbibliothek und Buchhandlung. In dem gebildeten Koblenz ſollte es nicht ſchwer ſeyn, eine Anſtalt zu begründen, dergleichen in ſo vielen andern Deutſchen Städten vorhanden ſind.

An Fabriken und Manufakturen fehlt es, doch beſteht hier eine vorzügliche Fabrik von lackirten Blechwaaren, unter der Firma: Schaffhauſen, Dietz und Comp. Sie beſchäftigte vormals 70 Arbeiter und mehr, jetzt aber kaum noch ein Drittel, da die Ausfuhr nach Frankreich und den Niederlanden gehemmt iſt, und ähnliche Fabriken in Bonn, Köln u. a. O. entſtanden ſind. Uebrigens ſind die hieſigen Blechwaaren geſchmackvoll gearbeitet, und haben, zum Theil, recht niedliche Mahlereien, die ein geſchickter und fleiſſiger Künſtler, Namens Hackenbruch, theils ſelbſt verfertigt, theils unter ſeiner Aufſicht verfertigen läßt.

Von hieſigen Privatſammlungen ſind bemerkenswerth: 1. Die Sammlung des Kaufmanns Dietz, mit einem Bilde von Catena. 2. Die des Kaufmanns Hahn, mit hübſcher Auswahl. 3. Die des Grafen Reneſſe, nicht im beſten Zuſtande. 4. Die des Pfarrers Lang zu Neuendorf, mit guten kleinen Bildern. 5. Die Sammlung von alten und neuen Gläſern des Vicepräſidenten Nell.

Eine bedeutende öffentliche Bibliothek fehlt in Koblenz. Die landſchaftliche Bucherſammlung wurde ſchon 1795 von den Franzoſen weggebracht, und aus den Trümmern der Kloſterbibliotheken iſt nur eine unbedeutende Schulbibliothek gebildet worden.

Das Muſikinſtitut macht gute Fortſchritte unter der Leitung des Staatsprocurators Anſchitz, und veranlaßt angenehme Wintergeſellſchaften. Auch treffliche Kirchenmuſiken werden aufgeführt.

Eine Viertelſtunde von der Stadt, außerhalb des Löhrthors, liegt, auf einer ſanften Höhe, die ehemalige Karthauſe. Sie wurde im J. 1810, mit dem anliegenden Hofgut, um ohngefähr 150,000 Franken verkauft, der Käufer mußte ſie aber, da der Berg befeſtigt wird, um 53,000 fl. an die Regierung wieder ablaſſen. Der Berg, auf welchem das ehemalige Kloſter ſich erhebt, und um welchen ſich die neue, ſchöne Heerſtraße nach dem Hundsrück windet, hieß in frühern Zeiten der Marterberg. Als aber im J. 1017 die Gebeine des heil. Beatus dahin gebracht wurden, erhielt er den Namen Beatusberg. Im J. 1153 ſetzte Erzbiſchof Hillinus eine Kolonie von Benedictinern dahin. Im J. 1331 wurde das Kloſter den Karthäuſern eingeräumt, die es, bis zur Aufhebung des Kloſters im J. 1802, beſaßen. Der Standpunct iſt der vortrefflichſte um Koblenz. Von der nördlichen Seite, wo die Kirche geſtanden, bildet ſich die Ausſicht am reichſten. Rechtshin umfluthet der Rhein das freundliche Oberwörth; bei Kapellen erheben ſich die Berge amphitheatraliſch, in wilden, romantiſchen Verſchiebungen. Weiter herab erſcheint Lahnſtein mit ſeinen Burgruinen. Aus dem Hintergrunde ſteigen die Thürme der alten Markusburg. Unter dem Ehrenbreitſtein zieht ſich ein liebliches Thal hin, bis zu den Felſen von Andernach. Dörfer und Landhäuſer liegen auf üppigen Fluren. Unten dehnt ſich Koblenz aus, in einem Gartenfeld, und ſcheint mit dem nahen Neuendorf nur eine Stadt auszumachen. — Auch auf der andern Seite des ehemaligen Prioratgebäudes ſind die Ausſichten herrlich. — Die Feſtungswerke, welche ſich oberhalb der Karthauſe erheben und ihrer Vollendung nahe ſind, führen den Namen Fort Franz.

Von Koblenz führt, ſtatt der frühern fliegenden Brücke, ſeit 1819 eine Schiffbrücke in das Thal hinüber, durch welches die Straße nach Frankfurt über Montabaur und Limburg und nach dem 2 Stunden von Koblenz entfernten Bad Ems geht. Das Thal lehnt ſich an den furchtbaren Ehrenbreitſtein oder Hermannſtein, wie es früher hieß. Dieſe mächtige Veſte erhebt ſich wieder aus ihren Ruinen. Schon zu Kaiſer Julians Zeiten hatten die Römer auf dieſer Höhe ein Kaſtell, aus deſſen Ruinen ſpäter ſich eine Burg erhob. Unter den Trier'ſchen Erzbiſchöfen zerfiel ſie nach und nach, bis Erzbiſchof Hillinus zwiſchen 1153—1160 dieſelbe wieder herſtellte. Kurfürſt Johann, ein geborner Markgraf von Baden, ließ ſie erweitern und ausbeſſern. Er verſah ſie zugleich mit einem Brunnen, den er, binnen drei Jahren, 280 Fuß tief in den Fels hauen ließ. Um aber aus dem Rhein das nöthige Waſſer zu erhalten, mußte er noch 300 Fuß tiefer gegraben werden.

Gegen Süden, an der Spitze dieſes gigantiſchen Felſens, ſtand ein viereckiger Thurm, worin, in früherer Zeit, oben ein Gießhaus, in der Mitte ein Pulvermagazin war. Die Franzoſen legten ihn mittels einer Mine um. Auf dem großen, von den Kaſernen und dem Zeughaus umſchloſſenen Platze ſah man die berühmte Karthaune, der Vogel Greif genannt, 200 Centner ſchwer, die eine Kugel von 160 Pfund ſchoß. Sie wurde in das Zeughaus nach Metz gebracht, und als die Deutſchen ſie zurückforderten, hieß es, ſie ſey bereits zerſägt worden.

Während des Revolutionskriegs erfuhr Ehrenbreitſtein mancherlei Schickſale. Schon nach dem erſten Rheinübergang der Franzöſiſchen Armee im Sept. 1795 ſchloß der General Marceau die Feſtung einen Monat lang ein. Im Feldzuge von 1796 wurde ſie zweimal blokirt, und das zweitemal auch von den Anhöhen bei Pfaffendorf und Artzheim beſchoſſen. Die Feſtung nahm dadurch keinen Schaden, wohl aber das unten liegende Thal, wo einige Wohnungen durchlöchert wurden und ein Strohmagazin in Flammen gerieth. Die Franzoſen bemächtigten ſich des Nellenkopfs, einer Höhe bei Artzheim, jedoch ohne weitern Erfolg, und Jourdans wilder Rückzug nöthigte zur Aufhebung der Belagerung. Im J. 1797, nachdem Hoche bei Neuwied über den Rhein gegangen war, begann eine neue Blokade, welche bis zum Frieden von Leoben dauerte. Zur Zeit des Raſtadter Congreſſes (1798) erſchien unvermuthet wieder ein

Franzöſiſches Corps vor Ehrenbreitſtein. Der ſchrecklichſte Mangel entſtand in der Feſtung; eine Katze wurde mit 1 fl. 30 kr., 1 ℔ Pferdefleiſch mit 30 kr. bezahlt. Viele Menſchen ſtarben in Mangel und Elend. Umſonſt wendete ſich der brave Kommandant, der kurmainziſche Obriſt von Faber, mit wiederholten dringenden Vorſtellungen an den Congreß — eine unglückliche Politik hatte die Oberhand gewonnen — man überließ die Feſtung ihrem Schickſal, und die Noth zwang den Kommandanten zu Uebergabe, welche am 27. Januar 1799 ſtatt hatte. Anfangs wurden die Werke von den Franzoſen ausgebeſſert und erweitert; aber nach dem Frieden von Lüneville begann die Demolirung. Die mächtigen Thürme, die drei Klafter dicken Felſenwände, die Mauern, alles (bis auf die Minen, welche ſtehen blieben) ſank mit einem ſchauerlich dumpfen Getöſe, ohne eine für die Nachbarſchaft zerſtörende Erſchütterung, wie man ſie befürchtet hatte.

Seit 1816 wird nun wieder an Herſtellung dieſer Veſte gearbeitet, und man hat, zu dieſem Ende, große Vorrichtungen gemacht, unter andern eine kunſtreiche Eiſenbahn, um die Materialien und andre Gegenſtände leicht auf und abzubringen. In der Pariſer Convention ſollen die Koſten beſtimmt und angewieſen worden ſeyn. Zu gleicher Zeit wird die Karthauſe, der Petersberg und die Ehrenbreitſtein gegenüber liegende Kuppe mit Werken verſehen, wodurch denn für Deutſchland ein höchſt wichtiger militäriſcher Punkt gewonnen wird, denn die Karthauſe beherrſcht die Straßen nach Mainz und dem

Hundsrück; der Petersberg die nach Trier und Köln; der Ehrenbreitſtein den Rhein und die Straße nach Naſſau. Die Art und Dauerhaftigkeit dieſer neuen Werke erregt Bewunderung.

Von Ehrenbreitſtein genießt man der herrlichſten Ausſicht. Im Vordergrunde zieht ſich Koblenz am Strome hin, begränzt von zwei Inſeln, deren jede vormals ein Kloſter hatte. Hinter der Stadt hängen an einem mit Weinreben und Bäumen bedeckten Hügel die Ueberreſte der Karthauſe. In der weiten Ebene ſind über dreiſſig Städte und Dörfer dem Auge ſichtbar. Mit jeder Veränderung des Standpunkts gewinnt man eine neue, bezaubernde Landſchaft. -- Wer den Ehrenbreitſtein beſteigen will, muß mit einer Karte des Kommandanten vom Geniewesen verſehen ſeyn, und thut wohl, ſich einen Führer zu nehmen.

Am Fuße des Ehrenbreitſteins, gegen die Mündung der Moſel hin, zwiſchen dem Rhein und der Felswand, lag die alte kurtrier'ſche Reſidenz Philippsthal, vom Kurfürſten Philipp Chriſtoph, aus dem Hauſe Sötern, erbaut, doch iſt jetzt keine Spur mehr davon vorhanden. In kleiner Entfernung davon ſieht das ſchöne Dikaſterialgebäude, wo eine Naſſau'ſche Münze war, die aber, bei der Abtretung des Thals an Preußen, nach Limburg verlegt wurde. Von da zieht ſich das Städtchen am Fuße des Berges hin, und verliert ſich in einer Thalwindung, bei einer angenehmen Mineralquelle, die aus einem Hügel quillt. Es werden hier, an manchem Tage, mehrere tauſend Krüge gefüllt und zum Theil in die

Rheingegenden verſendet. Von dieſem Thale hat das Städtchen den Namen Thal Ehrenbreitſtein. Die Zeitumſtände begünſtigten ſeine Aufnahme, und es ließen ſich, während der jenſeitigen Franzoſenherrſchaft, mehrere Familien aus Koblenz und verſchiedene Handelshäuſer daſelbſt nieder. Unter den Gaſthöfen iſt die Poſt und der Naſſauer Hof zu empfehlen. Beide haben ſchöne Ausſichten, zumal die Poſt aus den Zimmern, die nach dem Rhein gehen. Die Bewirthung iſt gut und billig, und viele Reiſende ziehen es vor, ſtatt in Koblenz, im Thale zu wohnen.

Sehenswerth ſind im Thale die Gemäldeſammlungen des Herrn Prälaten Müller mit Bildern aus der Italieniſchen und Niederländiſchen Schule, und des Herrn Staatsprocurators Lichl.

In der Nähe der Feſtung Ehrenbreitſtein, auf einem andern Fels, ſtand ehemals das Kloſter Hilfenſtein, das Stammhaus des alten Rittergeſchlechts von Hilfenſtein, welches im J. 1216 einen Hof in Koblenz beſaß, und 1232 ausſtarb.

Zwiſchen Koblenz und dem Thale, mitten auf dem Rhein, iſt ein Echo, welches von großer Wirkung iſt, zumal in der nächtlichen Stille, wenn auf der Brücke das Waldhorn oder ein ähnliches Inſtrument geſpielt wird.

Der Handel von Koblenz beſchränkt ſich meiſt auf den Transport der Güter, die aus der Moſel in den Rhein kommen, und umgekehrt. Die Moſel entſpringt in den Vogeſen, und fängt bei Metz an, ſchiffbar zu werden. Von da bis Thionville ſtrömt ſie ungehindert durch ein breites Thal, weiter hin verengt ſich dieſes aber ſo ſehr, daß es kaum zum Strombette hinreicht, weswegen denn der Fluß ſeinen Weg längs den Bergen hin in den vielfachſten Windungen und Krümmungen ſuchen muß. Zu dieſer Unbequemlichkeit für die Schiffahrt kommen noch viele Felſen und Sandbänke, Untiefen bei niedrigem Waſſer, und die ſchlechte Beſchaffenheit der Leinpfade. Demungeachtet iſt die Schiffahrt nicht unbedeutend. Aus der Moſel in den Rhein gehen hauptſächlich: Dachſchiefer, Brenn-, Bau- und Faßdaubenholz, Holzkohlen, Steinkohlen, Apothekerwaaren, Branntwein, Gyps, Potaſche, Salz, Lohrinde, Pfeifenerde, Glaswaaren, Schleifſteine, beſonders aber Moſelweine. Der einſt bedeutende Handel mit Franzöſiſchen Weinen, welche zu Metz geladen wurden, hat, wegen der hohen Preußiſchen Eingangszölle, aufgehört.

Unter den Umgebungen von Koblenz ſind noch zu bemerken: Die Moſelbrücke, von welcher man eine der ſchönſten Ausſichten hat. Jenſeits der Moſelbrücke, gegen die Dörfer Metternich und Rübenach hin, das Feld, wo die Preußen ihr Lager hatten, als ſie den Zug nach Champagne machten. — An der Straße nach Andernach erhebt ſich der Petersberg, auf welchem die Franzoſen das Fort Marceau angelegt, welches den Rhein und die Moſel beherrſcht. Es iſt nun, bedeutender an Umfang und Stärke, wieder hergeſtellt. Daß die Römer dieſen Punkt ſchon befeſtigt gehabt, läßt ſich aus der vortheilhaften Lage ſchließen, auch wurden bei den neuern Arbeiten auf dieſer Stelle viele ſilberne Münzen von Alex.

Severus, Maximin u. a. gefunden. — Hier war das Grabmal des Generals Marceau, der am 21. Sept. 1796 bei Altenkirchen fiel, als er ſich Jourdans wildem Rückzuge heldenmüthig entgegen ſtemmte. Er war von edler Geſinnung und milderte oft die Laſten des Kriegs, welche damals die Rheingegenden ſo ſchwer drückten, weßwegen auch ſein Denkmal Achtung und Schonung fand. Es beſtand urſprünglich aus einer 20 Fuß hohen, abgeſtumpften Pyramide, die ſich über einen Sarkophag erhob. Eine Urne aus ſchwarzem Marmor bewahrte Marceau's Aſche. Auf den vier Seiten des Denkmals ſind folgende Inſchriften eingegraben:

Ici repose MARÇEAU né à Chartres, Département d'Eure et Loire, Soldat à XVI ans, Général à XXII ans. Il mourut en combattant pour sa patrie le dernier jour de l'an IV de la Rep. Franç. Qui que tu sois, ami ou ennemi de ce jeune Heros, respecte ses cendres.

---

L'armée de Sambre et Meuse après sa retraite de la Franconie quittait la Lahn. Le Général MARÇEAU commandait l'aile droite; il était chargé de couvrir les Divisions qui defilaient sur Altenkirchen le III jour compl. an IV.

---

Il faisait ses dispositions au sortir de la forêt de Höchstenbach, lorsqu'il fut mortellement atteint d'une balle. On le transporta à Altenkirchen où sa faiblesse obligea de l'abandonner à la générosité des ennemis. Il mourut entre les bras de quelques Français et des généraux Autrichiens dans la XXVI Année de son âge.

---

Il vainquit dans les champs de Fleurus, sur les Bords de l'Ourte, de la Roer, de la Moselle et du Rhin. L'armée de Sambre et Meuse à son brave Général Marçeau.

---

Je voudrois qu'il ne m'eût couté le quart de mon sang et vous tinse en santé mon prisonnier! Quoique je sache que l'Empereur, mon Maitre, n'eut en ses guerres plus rude ni ſâcheux ennemi. Memoires du Chevalier Bayard. Allusion aux paroles du Général Autrichien Baron de Kray.

---

Im Monat Mai 1817 wurde dieſes Denkmal niedergeriſſen, weil es dem neuen Feſtungsbau hinderlich ſeyn ſollte. Da ſich jedoch viele öffentliche Stimmen ehrenvoll für Marceau's Andenken erhoben, der um Koblenz große Verdienſte hatte, ſo ward, auf Befehl des Königs, ein Facſimile verfertigt, und in die Ebene geſetzt.

Neben Marceau's Grab wurden die Gebeine ſeines Waffengefährten Hoche verſenkt, deſſen Monument beim weiſſen Thurm ſteht.

Eine halbe Stunde von der Stadt lag das in der franzöſiſchen Emigrationsgeſchichte bekannt gewordene Schloß Schönbornsluſt, welches Kurfürſt Franz Georg, aus dem Hauſe Schönborn, vor ohngefähr 70 Jahren erbauen ließ. Von ſeiner ehemaligen Pracht iſt keine Spur mehr vorhanden. Es wurde niedergeriſſen, die Materialien verkauft, und der Park iſt in nutzbares Ackerland umgeſchaffen. — Eben ſo ſind das Schloß und der ſchöne Garten zu Kärlich verſchwunden, und das Schloß zu Saftig, ehemals der Familie von Leyen zuſtändig, liegt in Schutt. Der Landſitz des Grafen von Baſſenheim zu Baſſenheim hat ſich, nebſt einigen Waſſerleitungen, erhalten.

Einen angenehmen Ausflug macht man von Koblenz nach dem ſogenannten Kühkopf, dem höchſten Berg in der Umgegend. Die Ausſicht iſt weit und groß; bei heiterm Himmel erblickt man das Rheinthal von Braubach bis Andernach, die hochragenden Firſten des Siebengebirgs, die Eifeler Höhen, und ſelbſt die weit entfernte Nürnburg (in der hieſigen Mundart, Nierburg) die vormals dem Erzſtift Köln gehörte.

Gaſthöfe in Koblenz: 1. Die Poſt; 2. zu den drei Schweizern; 3. zum goldnen Apfel; 4. zum ſchwarzen Bären; 5. zum Kölniſchen Hof; 6. zum Laacherhof, nahe der Moſelbrücke; 7. die drei Reichskronen; 8. der Trier'ſche Hof in der Neuſtadt. No. 4, 5, 6 ſind der guten Bewirthung und Billigkeit wegen vorzugsweiſe zu empfehlen. In den übrigen muß der Lage und Einrichtung oft ein Opfer gebracht werden.

## VI.

# Von Koblenz bis Köln.

Unter Koblenz erweitert ſich das Thal; links endigen die Berge des Hundsrücks und die der Eifel ſind noch vom Ufer entfernt, auch rechts weichen die Höhen des Weſterwalds noch etwas zurück — ringsum zeigt ſich dem Reiſenden ein reiches, großes Natur-Panorama. Rückwärts erſcheint Koblenz mit ſeinen Bergen und den Krümmungen des Fluſſes in wunderbarem Reiz; vorwärts breitet ſich die lieblichſte, fruchtbarſte Gemarkung zu beiden Seiten des Stroms aus. Zur Linken liegt Neuendorf, der Gemüsgarten von Koblenz, wo viele Flößer wohnen, und aus kleinen Flößen größere gebaut werden; zur Rechten ziehen ſich die Winzerhütten von Urbar hin, wo ein vorzüglicher Bleichart gewonnen wird. Nach einer Viertelſtunde gelangt man zu dem anmuthigen kleinen Eiland Niederwerth, mit einem Dorfe. Das Nonnenkloſter, welches ſonſt ſo ſtill und heimlich unter Bäumen geſtanden, iſt abgebrochen. Schade, daß bei dieſer Gelegenheit manches intereſſante Denkmal aus dem 13. Jahrhundert zerſtört oder verbracht worden. Der Kreuzgang hatte treffliche Glasgemälde, und in der

Kirche fanden ſich altdeutſche Bilder, einige mit Milchfarben aufgetragen, andere von Schweizeriſchen Künſtlern, in Oel. Unter Erzbiſchof Johann 2 aus dem Geſchlecht der Badiſchen Markgrafen, wurde dieſe (noch vorhandene) ſchöne Kirche aus Beiträgen der Familien von Leyen erbaut. Ein Edler von Helfenſtein ſtiftete das Kloſter im J. 1242. Aber lange vorher ſtand hier ſchon eine Klauſe, von einigen frommen Frauen bewohnt. Sie wurde nachher verlaſſen, und von Erzbiſchof Raban den Auguſtiner-Chorherren aus dem Stift Utrecht 1437 übergeben. Im J. 1580 machten dieſe den Ciſterzienſer-Nonnen in Koblenz Platz, die ihr Kloſter den Jeſuiten abgetreten hatten.

Auf dem linken Ufer erſcheint nun das Dorf **Wallersheim**, mit dem im J. 1802 aufgehobenen Kloſter, rechts aber, auf einem Berghang, das ehemalige Frauenkloſter **Beſſelich**. Das erſte iſt jetzt in einen ſchönen Landſitz verwandelt, das zweite in einen Bauernhof.

An der Wurzel des Bergs, in einer Schlucht, liegt das Dörfchen **Maller** (Mallandar). Zwiſchen der Aue Niederwerth und dem rechten Ufer zeigt ſich jetzt der anſehnliche Flecken **Vallendar**, deſſen Häuſerreihe ſich in ein ſchönes Thal verliert, an deſſen Spitze, auf einem Hügel, die Kirche maleriſch hervorragt. Die Ausſicht von dieſer Stelle, den Rhein abwärts, iſt überraſchend. Vallendar hat eine ſehr bedeutende Ledermanufactur von 200 Gruben, der Familie **Deſter** gehörig, die hier ein palaſtähnliches Haus bewohnt; eine Tuchweberei unter der Firma **Bender**; große Niederlagen von Krügen, erdnen Tabakspfeifen, Töpfergeſchirr, Guß- und Stabeiſen, welche aus der Umgegend kommen. Auch der Schiffsbau iſt nicht unbeträchtlich. Vorzügliches Gaſthaus zum: Kaiſer, bei Bender.

Links erblickt man nun, vom Rhein in eine fruchtbare Ebene hin, die Dörfer Keſſelheim, Sebaſtian-Engers, wo oberhalb der ſchön gelegenen Kirche ein ehemaliges Kloſter am Berge hängt, Kalt-Engers und Ormütz mit einem Salmenfang.

Etwas vom rechten Ufer ab tritt der Flecken Bendorf hervor. Er iſt, mit ſeinen Eiſenhütten, von eiſenhaltigen Bergen umgeben, welche herrliche Ausſichten gewähren. Von hier oder Engers beſteigt man den Renneberg, wo ſchöne Anlagen ſind. Von dieſen Höhen ſieht man den Rhein, weit ober Koblenz, aus den Gebirgen hervorkommen, und ſich bei dieſer Stadt mit der Moſel vereinigen. Unter Andernach verliert er ſich wieder in die Thalenge. Die Nähe von Neuwied, Koblenz, Kuno-Engers und Sayn machen Bendorf zu einem angenehmen Aufenthalt.

Man unterlaſſe nicht, von Bendorf aus den Friedrichsberg zu beſteigen, welcher der Ruine des alten Schloſſes Sayn gegenüber liegt, und ſchöne Anlagen und Ausſichten hat. Am Fuße des Friedrichsbergs liegt ein herrſchaftliches Eiſenwerk mit zwei Hohöfen und mehreren Grob- und Reckhämmern, in einem herrlichen Wieſenthal, am Flüßchen Sayn. — Drei näher bei Bendorf gelegene Eiſenhütten haben die Herren Remy und Hofmann zu Eigenthümern. Das Bendorfer

Eiſen geht meiſt nach Holland. Es wird für das beſte in Deutſchland gehalten und dem Schwediſchen gleich geſetzt. — Die Straße von Thal Ehrenbreitſtein nach Neuwied geht durch Bendorf, und die Waſſerdiligence (oder das Waſſerpoſtſchiff) von Mainz nach Köln fährt Morgens zwiſchen 6—10 an dem Flecken vorüber. — Die Gegend iſt reich an mancherlei Produkten, z. B. Eiſen, Töpfer- und Pfeifenerde, Sandſtein ꝛc. Der hieſige Sandſtein, welcher zum Bau von Kaminen und andern leichten Conſtructionen am ganzen Niederrhein und in Holland gebraucht wird, iſt eigentlich ein Bimsſtein-Conglommerat. Uebrigens iſt der Ort ſehr alt, denn ſchon im J. 1093 vergabte ihn Pfalzgraf Heinrich an das Kloſter Laach. — Gaſthof bei Krausholt.

Die Landſchaft umher iſt mit Gärten und Landhäuſern angefüllt. Ohngefähr eine kleine Stunde vom Ufer, hinter Mühlhofen, zwiſchen den Bergen, durch deren Vertiefung die Sayn dem Rheine zueilt, ſind die Ruinen des Schloſſes der Grafen von Sayn, die ſchon im 11. Jahrh. ſich hier furchtbar machten, und im Jahr 1202 die dabei liegende, nun aufgehobene, Prämonſtratenſer-Abtey Sayn errichteten. Die Burg ſoll Friedrich, der erſte Graf von Sayn, welcher noch als Jüngling in Spanien gegen die Mauren ritterlich geſtritten, bei ſeiner Heimkunft erbaut haben. Der männliche Stamm der Grafen von Sayn ſtarb aus im J. 1246, jedoch wurde die Schweſter des letzten Grafen, Adelheid, durch ihre Vermählung mit Graf Johann 1 von Sponheim, die Stammmutter eines neuen Sayn'ſchen Hauſes, deſſen ältere Linie 1606 erloſch. Die jüngere Engelbertſche blüht noch zu Wittgenſtein. Unter den Ruinen des alten Schloſſes ſteht jetzt ein ſchöner Landſitz. Hier, nahe dem Ort Sayn, ſind bedeutende königliche Eiſenſchmelzen und Hammerwerke, und es ſollen, zur Erleichterung des Verkehrs, Straßen durch die Gebirge angelegt werden. Mit glücklichem Erfolg hat man auch hier angefangen, Bildwerke aus Eiſen zu gießen.

Eine halbe Stunde von da, und zwei Stunden von Koblenz, liegt, nah am Rhein, Kunoſtein-Engers, mit einem im altfranzöſiſchen Styl erbauten Schloſſe. Nur etwa einen Piſtolenſchuß oberhalb dieſes Orts ſieht man am rechten Rheinufer noch die Wiederlage einer Römerbrücke von Gußmörtel, welche ſchon 38 J. vor der chriſtlichen Zeitrechnung von M. Veſpanius Agrippa erbaut ſeyn ſoll. Dieſes Engers war der Hauptort im alten Angerisgau, und ſoll vom Kaiſer Conſtantin erbaut worden ſeyn. Als im J. 1371 die Grafen von Wied und Velten von Iſenburg an dieſer Stelle Niederländiſche Kaufleute beraubten, welche zur Meſſe nach Frankfurt wollten, da zog gegen die Räuber Kuno von Falkenſtein, Erzbiſchof zu Trier, in deſſen Gebiet der Unfug geſchehen war, nahm Engers weg, und erbaute daſelbſt, zum Schutz der Rheinſchiffahrt, ein Schloß mit einem ſchönen Thurme und ließ auch den Ort befeſtigen. Dieſes Schloß ſtand bis 1758, wo es abgeriſſen, und an ſeiner Stelle das neue erbaut wurde. Es diente dem Fürſten von Naſſau-Weilburg zum Sommeraufenthalte, und hat eine herrliche Lage und herrliche Ausſichten. Der

Reiſende unterlaſſe nicht, den Engliſchen Park zu beſuchen, der zum Schloſſe gehört. — Beinahe in der Mitte des Rheins iſt hier eine Sandbank, die Frachtſchiffen und Flößen leicht gefährlich werden kann. Bei Engers und Ormütz ſind auch Salmenfänge, doch nicht von der Ergiebigkeit wie die bei St. Goar.

Bei Engers finden ſich ſehenswerthe Bauſteinbrüche, die aus einem Bimsſtein-Conglommerat beſtehen, und ſehr unrichtig Sandſtein genannt werden. Man haut die nicht ſehr feſte Maſſe, mit beſondern Beilen, in länglicht viereckige Stücke, die an der Luft erhärten, und ein leichtes treffliches Baumaterial liefern, auch darum weit und breit verfahren werden. Man bedient ſich ihrer am ganzen Niederrhein bis nach Holland, im Innern der Gebäude, zu Querwänden und Kaminen, und, wegen, ihrer Leichtigkeit, beſonders zum Ausſticken der Zimmerdecken.

Der Rhein gewinnt jetzt mehr Breite. Etwa eine Viertelſtunde unter Engers lag, noch in der letzten Hälfte des 17. Jahrh., ein Dorf, Namens Neul, von welchem aber, einen Brunnen abgerechnet, keine Spur mehr vorhanden iſt. Man hält es, nicht ohne Grund, für das Rigodulum des Ammianus. Dieſem ſchief über ſieht man Ormütz, wo Julius Cäſar ſeinen zweiten Rheinübergang gegen die Katten gemacht haben ſoll.

Man nähert ſich nun dem weiſſen Thurme, einem ehemals Trier'ſchen Dorfe am linken Ufer. Seinen Namen hat es von einem alten Wartthurme. Julius Cäſar ſoll hier zum erſtenmale über den Rhein gegangen ſeyn, und ſein Heer gegen die Sigambern geführt haben. Unter manchen andern Gründen, beide Rheinübergänge der Römer in den Keſſel von Neuwied zu ſetzen, wird hauptſächlich der angeführt, daß der Römiſche Feldherr von hier aus, als dem Mittelpunkte, gegen zwei den Kreis einſchließende Völker, die Sigambern an der Sieg, und die Katten an der Oberlahn, marſchiren konnte. In der That gewähren beide Plätze große Localvortheile, weswegen auch die Franzöſiſchen Ingenieure im J. 1796 verſchiedener Meinung waren, ob ihr damaliger zweiter Rheinübergang, wie der erſte ein Jahr früher, am weiſſen Thurm, oder bei Ormutz unternommen werden ſollte. Die Gründe des geſchickten, nachher in Aegypten gefallenen, Capitäns Soubait überwogen, und der erſte Punkt wurde gewählt. Ein dritter Rheinübergang geſchah unter Hoche. Die Oeſtreicher leiſteten langen und tapfern Widerſtand, mußten aber der gröſſern Zahl weichen, denn, wie man ſagt, kämpften 3000 gegen 20,000. Noch länger wehrte ſich eine Redoute bei Heddesdorf, als jene 3000 längſt zurückgeſchlagen waren. Sie wurde jedoch durch freiwillige Aufopferung des Franzöſiſchen Capitäns Gros genommen, der hier den Heldentod ſtarb. — Am weiſſen Thurm, auf einem Hügel, ſteht einſam Hoche's unvollendetes Todtenmahl, welches allmählich zerfällt!

Unter dem weiſſen Thurm, auf dem rechten Ufer, breitet ſich, in einer lachenden Ebene, das heitere, gewerbſame Neuwied aus. Ein Kranz von Bergen zieht ſich um die Ebene. Zunächſt hinter der Stadt zeigt ſich auf einer Höhe die Abtei Romersdorf (villa Romana), an deren Fuße das Dorf Heimbachweis liegt. Der Bach, der durch die vormalige Abtei an dem Dorfe vorüberfließt, erreicht den kaum eine Stunde entfernten Rhein nicht, ſondern verliert ſich in Sand und Sumpf. Neuwied iſt kaum ein Jahrhundert alt, hat breite Straſen, freundliche Wohnungen und iſt voll Leben und Gewerbfleiß. Der Graf Alexander von Neuwied hob den Ort dadurch, daß er an allen Anſiedlern freie Ausübung ihres Cultus geſtattete, ſie durch große Summen unterſtützte, ihnen mancherlei Freiheiten ertheilte, und einen glänzenden Hof hielt. Bald fanden ſich aus allen Gegenden betriebſame Menſchen ein, Proteſtanten, Katholiken, Reformirte, Herrnhuter, Menoniten, Juden, und das Städtchen blühte zuſehends auf. Reiſende, welche aus Nordamerika kommen, finden eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen Neuwied und den Städten jener Republik. Durch den Krieg hat der Ort gelitten, doch iſt er noch immer bedeutend. Von den ehemaligen vielen Fabriken beſtehen hier noch: Die Spieluhrenfabrik von Kinzing und die Fabrik von Geſundheitsgeſchirr von Remy und Barensfeld, wozu eine neue von ſchönen hölzernen Pfeifenköpfen gekommen iſt.

Sehenswerth iſt die in einem großen Seitengebäude, neben dem Schloſſe, aufgeſtellte, höchſt wichtige Sammlung von Römiſchen Alterthümern, welche im eigentlichen Sinn des Worts vaterländiſch genannt werden können, da nichts darin aufgenommen wird, was nicht in der Umgebung der Stadt, alſo in Germania transrhenana oder magna gefunden iſt.

Vor dem Gebäude liegen: ein Sarkophag von Sandſtein, ein Paar große gehauene Tufquadern, mit den Nummern der Cohorten, welche ſie verfertigten, und einige niedrige Pfeiler eines Hypokauſtums, aus Tuf.

In dem Kabinette ſelbſt ſieht man mehrere Schutzgeiſter: einen von Erz, deſſen Inſchrift ſagt, daß ihn 14 (auf dem Untergeſtell genannte) Veteranen und andere Militärs, am 23. Sept. 246 n. Chr. G. errichtet haben; einen zweiten, gleichfalls von Veteranen im J. 240 n. Chr. G. geſetzt. Ein dritter Genius trägt die Unterſchrift von Hornbrittonen. Außerdem findet man hier Trümmer andrer Statüen von Silberblech, Erz, Sandſtein und Pfeifenerde; Reliefs von Erz, Alabaſter und feinem Geſchnörkel; den Schild eines Römiſchen Feldzeichens aus reinem Silber, mit hocherhabner Arbeit, einen Römiſchen Imperator vorſtellend, der einen unter ihm liegenden, gefeſſelten, mit Schilden bedeckten und von Waffen umgebenen Deutſchen mit Füßen tritt; ein zweites Silberblech von einem Schmuckſchränkchen, worauf Mars, Merkur und eine Fortuna mit ihren Attributen, ausgetrieben ſind, nebſt andern Silberſtücken; einen vergoldeten, großen Siegelring mit einer Gemme, worauf ein Harpokrates; einen goldenen Ring, gleichfalls mit einer Gemme, worauf ein Löwe; andre Ringe, worunter einige mit kleinen Schlüſſeln: eine Menge Sachen von Bronze, als: Teller, Opferſchalen, Armringe, eine große Flaſche, Glocken, Henkel, Griffe, Schlüſſel, Schloßplatten, Amulete, Agraffen und Hefteln von verſchiedner Form, Kettchen, Knöpfe, Ziernägel, Schreibgriffel, Schreibfäſſer, Löffel, Neßhaar- und Nähnadeln, Dinge ꝛc.

Reich iſt die Sammlung außerdem an noch gut erhaltenem Eiſenwerke, das in mehreren Repoſitorien aufgeſtellt iſt. Manche Werkzeuge, Schloſſer- und Schmiedearbeiten ꝛc. unterſcheiden ſich von den heutigen durchaus nicht, und geben den Beweis, daß man ſchon vor Jahrtauſenden dieſelben Bedürfniſſe mit denſelben Mitteln befriedigte. Dahin gehören: Schlüſſel, gewöhnliche Schlöſſer, Vorhängſchlöſſer mit Ketten, Ueberhänge von Schlöſſern und Thorriegel zum Verſchließen, ganze Thürgehänge, Thürhaken, große Riethe von Thüren, Krempen, Kloben, Oehre, große und kleine Gewirbe oder Charnier's, Henkel wie an unſern Eimern; Schellen; ein Pferdegebiß mit doppelten Ringen; Gewichte von Schnellwagen; Riemſchnallen; Pincetten; Spatel; Sägen; Meiſel; Hohl- und Drehbohrer; Amboſe; Scheeren; Tiſchmeſſer und andere Meſſer; Hauen verſchiedener Art; Nägel jeder Größe, von dem ſchweren Geſimsnagel bis zum kleinſten; der Fingerring eines Schuſters oder Schneiders zum Nähen ꝛc.

Ferner enthält die Sammlung, von Eiſen: den Helm eines Fahnenträgers, Stücke eines Harniſches, beide mit Bändern von Bronze eingefaßt; den Querbalken eines Vexillums; Waffen von Römern und andern Völkern, z. B. ein Paraponium, ein großes, zweiſchneidiges Schwert, platte Speere, wie die Koſakenlanzen; andere, große und kleine, theils viereckig, theils rund; vierſeitige Pfeile und dreiſeitige mit Widerhacken; ein Opfermeſſer, und manche andere Eiſenſachen von unbekannter Beſtimmung.

Mannichfaltig ſind die vorhandenen Töpferarbeiten, ſowohl an Stoff als Form; einige von größter Feinheit und blendender Röthe, verziert mit (unendlich verſchiedenen) Bildwerken in erhabner Arbeit, zum Theil mit den Namen der Verfertiger; andre bläulich und ſchwärzlich, dem Wedgewood zu vergleichen; manche roh und gemein; man ſieht da Schalen, Teller, Schüſſeln, Becher, Krüge, Topfdeckel, ꝛc. von welchen jedoch nur das wenigſte ganz erhalten iſt. Eben ſo verhält es ſich auch mit den Gläſern, ſowohl geblaſenen, als gegoſſenen und geſchliffenen.

An Arbeiten aus Elfenbein, Knochen und Hirſchhorn iſt großer Vorrath, desgleichen an Nähnadeln, Durchzieh- oder Schnürnadeln, Ohrlöffeln, Knöpfen, Ringen, Scheiben, Falz- oder Glättbeinen, Griffbrettern von muſikaliſchen Inſtrumenten, wohin auch der Steg von einer Zither mit acht Saiten gehört. Ferner finden ſich: ein Schleifſtein für kleine Meſſer, ein Schmelz- und ein Probiertigel, Lampen, Oelmaße, kleine geſchliffene Marmortafeln und eine von Grünſtein; die Miſchung aus Wachs, Harz und Mennig für Schreibtafeln; verkohlten Weizen; Korn; Handmühlſteine; ein Wegſtein. Von Thierreſten bemerkt man ebenfalls manches auffallende, z. B. die Köpfe von einem Hirſche, einem Hunde, von Schweinen und einem Huhn; Ochſenhörner und Stücke von Hirſchgeweihen; abgeſägte Kronen und Knochen aus der Werkſtätte von Drechslern;

Schalen von Auſtern und der eßbaren Muſchel (Mytilus edulis); Salmengräten ꝛc.

Für den Architekten ſind hier merkwürdig: Ein Stück von einer großen Säule, von Mendicher Steinart; ein ſehr großer Klumpen Gußmörtel; Eſtriche von Wänden und Fußböden; andre Arten Wandbewurf mit dickem Kalküberzug, worauf Freskogemälde in mancherlei, zum Theil blendenden Farben; große, irdene, unzerſtörbare Röhre, welche das Waſſer aus dem obern Theil der Römerſtadt bei Biber in den tiefer gelegenen leitete; quadratiſche Ziegel verſchiedener Größe, mit den Stempeln der Legionen 22 und 8 und der 4. Cohorte der Vindelicier; desgleichen halbcilindriſche Hohlziegel, andre kaſtenartige, vierſeitig, mit runden oder viereckigen Löchern in der ſchmalen Seite.

In dem einen Zimmer iſt, durch eine Zeichnung ſowohl, als durch aufgeſtellte Pfeiler mit einer großen Ziegelplatte, nebſt dem Gußmörtel des Fußbodens, und den Wärmeleitungsröhren, ein anſchauliches Bild von einem Hypocauſtum, oder der Art und Weiſe, wie der Fußboden von unten geheizt wurde, gegeben, gerade ſo, wie man es in den Schweisbädern der Thermen und in den Gemächern des Prätoriums und Quäſtoriums von Victoria gefunden hat.

Die Münzſammlung, zu welcher die Umgegend von Neuwied jährlich neue Beiträge liefert, beſteht jetzt aus zweihundert, einigen achtzig ſilbernen und einigen ſiebzig erznen Münzen, von welchen keine über den Gallienus hinausreicht. Dies ſcheint zu beweiſen, daß die Niederlaſſungen der Römer auf dem rechten Ufer, wenigſtens in dieſer Gegend, und mit ihnen die Veteranenſtadt Victoria, unter jenem berüchtigten Kaiſer, vielleicht im J. 268, zerſtört worden.

Auffallend ſichtbar iſt in dieſer Sammlung die Wuth der Deutſchen gegen ihre damaligen Unterjocher, wenn man einen Blick auf die Menge zertrümmerter und verſtümmelter Statüen, Bildwerke, Gefäße, Altäre ꝛc. wirft. Selbſt die Ueberreſte wurden noch zerſtreut, und die Stadt mußte ein Raub der Flammen werden. Dies zeigt ſich bei allen Nachgrabungen in Victoria.

Noch verdienen einige Alterthümer, die in Gräbern gefunden worden, Erwähnung. Sie gehören meiſt zum Frauenſchmuck, und beſtehen aus Neſtnadeln, Ohrringen, künſtlichen Perlen, Armringen, Spindelwirbeln, Hefteln, einer Kryſtallkugel, Meſſern, Krügen, Schalen ꝛc.

Die hiſtoriſche Wichtigkeit dieſer Sammlung iſt einleuchtend. Als Erklärung fügen wir einige Notizen bei.

Der Keſſel von Neuwied mußte den Römern durch Cäſars Rheinübergänge in den Jahren 699 und 702 nach Erbauung der Stadt, oder 52 und 50 Jahre vor der chr. Zeitrechnung, beſonders wichtig geworden ſeyn. Von da konnten ſie gegen ihre heftigſten Feinde im großen Germanien, gegen die Katten und Sigambern, mit Erfolg wirken. Waren die Römer von der Gegend von Neuwied Meiſter, ſo wurden jene durch einen Uebergang am Unterrhein, dieſe aber durch einen am Oberrhein, in die Mitte genommen. Die Ubier, welche mit beiden gränzten, hatten den Julius Cäſar gegen ſie zu Hülfe gerufen, und M. Vipſanius Agrippa hatte dieſem Stamme 38 Jahre vor Chr. G. Wohnplätze auf dem linken Rheinufer angewieſen; allein die Römer fanden es jetzt nöthig, das dieſſeitige Land der Ubier zu beſetzen. Zugleich legten ſie große Verſchanzungen an, die in den ſ. gen. Pfahlgräben zwiſchen der Lahn und Sieg noch ſichtbar ſind, und feſte Plätze, wovon man die Spuren noch bei Biber und an andern Orten, z. B. hinter dem obern Kurhaus zu Ems, findet. Auch eine ſichre Verbindung beider Rheinufer, gegen Eisgänge und Ueberſchwemmungen durfte nicht fehlen, und eine ſtehende Brücke mit gemauerten Pfeilern mußte errichtet werden. Noch ſieht man die prächtige Widerlage derſelben oberhalb Engers. Auſſerdem war erforderlich, einen ſo gefährlichen Punkt den tapferſten und erfahrenſten Kriegern zu vertrauen; dies waren ohnſtreitig die Veteranen, welche, indem man ihnen hier mehr Ländereien anwieß, um ſo mehr zur Vertheidigung angefeuert werden mußten. Aus dem befeſtigten Kaſtrum bei Biber entſtand, nach und nach, eine ausgedehnte, wohlhabende Stadt, und da dieſe im Mittelpunkt des vormaligen Landes der Ubier lag, und die Nachgrabungen bereits ſo reichlich ausgefallen ſind, kann man ſie wohl als die Hauptſtadt der Veteranenkolonie zwiſchen der Sieg und dem Taunusgebirge annehmen.

Die bisherigen, lange noch nicht vollendeten, Unterſuchungen deuten auf einen ſehr beträchtlichen Umfang, indem ſich die Ruinen, auf drei Seiten des Kaſtrums,

Universitäts- u. Landesbibliothek

weit und breit ausdehnen. Im Bezirk des Kaſtrums ſelbſt ſind die meiſten Nachgrabungen geſchehen, und man kennt ſeine Größe, ſeine vier Thore, ſeine Quergaſſen. An der obern (principia) liegt ein öffentliches Bad (thermae) und, dieſem gegenüber, das außerordentlich große Prätorium, auf deſſen Mitte (einen Balkon) die Hauptſtraße von der Porta praetoria herzieht. Es hat zwei räumige, innre Höfe, von zwei parallel laufenden Mauern eingeſchloſſen, zwiſchen welchen Zimmer und Säle liegen. Im vordern, rechten Eckzimmer wurde eine Inſchrift gefunden, welche ſagt, daß hier ein tabularium geweſen ſey. Links neben dem Prätorium, nur durch die Straße getrennt, lag ein zweites, großes, gleichfalls mit der Vorderſeite auf die principia ſtoſſendes Gebäude, vielleicht das Quäſtorium. Auch neben der Porta decumana fand ſich ein Palaſt mit ſchönen Zimmern. Andere Gebäude, ohnfern der Porta principalis und der Quintana, ſcheinen nur aus Holz und Lehm aufgeführt geweſen zu ſeyn.

Es iſt zu bedauern, daß die ausgegrabenen Ruinen wieder zugeworfen werden müſſen, indem die Felder Privatperſonen gehören, und der Ankauf große Summen koſten würde. Wenigſtens ſollte man aber doch die Lage des Kaſtrums, der Thore ꝛc. durch ſtarke Pfähle mit Tafeln bezeichnen, damit der Reiſende ſich einigermaßen orientiren könnte. Gegenwärtig wird er einen Abſtecher nach Biber nicht wohl machen können, ohne mißvergnügt zurückzukehren. Trift er nicht gerade einen Augenblick, in welchem nachgegraben wird, ſo ſieht er nur angebaute Felder und höchſtens das im J. 1791 entblößte, aber durch Wetter und Menſchenhände wieder ſehr ruinirte öffentliche Bad.

Nahe bei Heddesdorf, kaum eine Viertelſtunde von Neuwied, ſind Ruinen einer zweiten Römerſtadt, von welchen jedoch wenig zu ſagen iſt, indem man dort nur wenige Nachgrabungen angeſtellt hat. Der Boden wurde, auf dieſer Stelle, früher cultivirt, und darum manches Gemäuer ausgebrochen.

Faſt in der Mitte zwiſchen den äußerſten Wohnungen von Heddesdorf und Neuwied liegt, neben und unter der jetzigen Landſtraße, ein alter Begräbnißplatz. Man hat, auf beiden Seiten dieſer Straße, vierzehn Gräber unterſucht, welche eine koſtbare Ausbeute gaben, wovon oben Einiges angeführt iſt.

In Neuwied ſelbſt, dicht am Rheine, unter den Fundamenten der Menonitenkirche, der Schloßgartenterraſſe und ihren beiden Nebengebäuden gegenüber, liegt, 9 bis 10 Fuß tiefer, als die gegenwärtige Oberfläche, eine Römerſtraße, welche, unter dem Schloßhofe durch, nach den ehemaligen Huſarenkaſernen, den Gräbern an der Landſtraße, und Heddesdorf vorbei, durch die Fluren, über eine ſtarke Stunde weit, zum öſtlichen Gebirge fortſtreicht, und die dortigen alten Vertheidigungsanſtalten mit dem Rheinufer in Verbindung ſetzte. Eine uralte Auffahrt auf den Theil dieſes Gebirgs, welcher die Alteck genannt wird, iſt jetzt noch ſichtbar, und hat den Namen des Heidenwegs. Eine zweite unter Feldern und Wieſen begrabene Straße, von Victoria oder Biber nach der Abtei Romersdorf, der verwünſchte Weg genannt, durchſchneidet jene, von Neuwied nach der Alteck, in der Gladbacher Flur.

Unter den vom Rhein aus ſichtbaren Stellen, wo Römiſche Vertheidigungsanſtalten waren, verdient der Zug des berühmten Pohl- oder Pfalgrabens beſondere Aufmerkſamkeit. Er zieht von Grenzhauſen über das nächſte Gebirg hinter Sayn, den Renneberg, durch die Wälder von Weiß, Heimbach, der Abtei Romersdorf, und Gladbach, über die Alteck, über Rengsdorf und Ehlſcheid in das Wiedthal, ſteigt, jenſeits deſſelben, am rechten Ufer wieder hinauf, und macht, ſtundenlang, die Gränze zwiſchen Neuwied und dem ehmaligen Trier'ſchen, bei Neckefeld und dem Forſthofe.

Auf einer Bergkuppe hinter der Abtei Romersdorf ſieht man noch eine runde, gemauerte Römerſchanze von 500 Schritten im Umfang, die ein vorliegender Militärpoſten war, und dicht hinter dem nahen Pfalgraben zeigen ſich gemauerte Kreiſe, Fundamente von Wachthäuſern.

Am Fuße dieſes Gebirgs, eine Stunde von Neuwied, liegt — in herrlicher Umgebung — die ehemalige Abtei Romersdorf, in deren Nähe Römer hauſ'ten, wie dort gefundene Alterthümer beweiſen. Schon früh erbauten ſich die Benedictiner hier eine Zelle, welche ſie jedoch nachher wieder verließen, worauf ſpäterhin Prämonſtratenſer an ihre Stelle traten. Die Benedictiner nahmen ihr Baumaterial von dem nahen, zerſtörten Victoria bei Biber, wie dies aus einigen Reſten des erſten Kloſtergemäuers erhellt. In der Kapitelſtube ſieht man, außer einigen Säulen, verſchiednen Manſes, von Mendicher Steinen (die auch in Römiſchen Ruinen gefunden werden), noch ſechs andere, welche das Deckengewölbe ſtützen. Zwei derſelben ſind aus dem ſchönſten Granit gehauen, die andern vier ſcheinen von Marmor, und haben einen dicken Ueberzug von blauer Oelfarbe. Schade, daß ſie hier, in einem feuchten Loche, unbeachtet und zwecklos ſtehen! Sie verdienten, bei Biber, woher ſie genommen worden, oder neben der Widerlage der Römerbrücke bei Engers, aufgeſtellt zu werden. Dieſe iſt jetzt mit Erde bedeckt, von Gras und Unkraut überwachſen, zum Theil mit Weinreben bepflanzt, und der Schiffende fährt ſchnell vorüber, ohne etwas davon zu bemerken. Nur geringe Koſten würden erfordert, das Gußwerk, welches einer Ewigkeit trotzt, zu entblößen, und mit Pallisaden zu umgeben. Ohne Zweifel iſt dieß eins der älteſten Römerwerke am Rhein, denn die Brücke wurde, wie ſchon geſagt, von M. Vipſanius Agrippa, welchen Octavius als Statthalter nach Gallien ſchickte, ohngefähr 38 Jahre vor Ch. G. erbaut. Von den Rheinübergängen, die hier geſchahen, hat uns die Geſchichte nichts aufbewahrt, aber mit Wahrſcheinlichkeit läßt ſich behaupten, daß es an dieſer Brücke war, wo die heldenkühne *Agrippina* ſich ſo herrlich zeigte. Als die Legionen am Unterrhein ſich empört hatten, ſandte *Germanicus* ſeine Gattin in das Land der Trevirer, vielleicht nach Antunacum, vielleicht in das Caſtrum bei Biber, wohin die treugebliebenen Legionen von germania prima noch reichten, und welche Agrippina in ihrer Standhaftigkeit zu beſtärken wußte. —

In Neuwied verdient noch beſonders der Hofgarten einen Beſuch. Hier ſind, im ſogenannten Faſaneriegebäude, die Naturalien aufgeſtellt, welche der Prinz Maximilian großentheils in Braſilien geſammelt, wo er zwei Jahre als Naturforſcher zugebracht. Die Sammlung, aus den drei Reichen der Natur, umfaßt die ſeltenſten Producte jenes Tropenlandes, in welchem der Prinz ſo weit als möglich vordrang. Die Beſchreibung ſeiner Reiſe iſt jetzt in den Händen des Publikums, und über die naturhiſtoriſche Ausbeute derſelben wird er ein beſondres, die Wiſſenſchaft förderndes, Werk nachfolgen laſſen.

In der daſigen Brüdergemeinde, welche zwei Quadrate der Stadt bewohnen, beſitzt H. Prudhomme eine geordnete Sammlung von Conchylien, Inſekten, Würmern und Zoophyten, die in der Gegend gefunden wurden. Ihre Anzahl beläuft ſich auf 3600 Arten.

Neuwied gibt in den Rheinhandel: Eiſen, Gußwaaren, Pottaſche, Pfeifenerde und andre Produkte, welche aus den dahinter liegenden Wald- und Gebirgsgegenden der ehemaligen Trier'ſchen und Sayn-Hachenburgiſchen Länder dahin gebracht werden.

**Gaſthöfe in Neuwied:** 1. Zum goldenen Anker; 2. zum wilden Mann; 3. zur Brüdergemeinde.

Der Reiſende verſäume nicht, von Neuwied aus das freundliche Monrepos zu beſuchen, welches der Sommeraufenthalt der fürſtl. Wied'ſchen Familie iſt. Es liegt 2 Stunden nördlich von Neuwied, auf einem Berge. Ein angenehmer Weg führt an einigen Eiſenhütten vorüber, und an dem Luſtpark Rothhauſen, wo eine Brücke über die Wied iſt. In dem für Jedermann offenen Park äßt eine Heerde Dammhirſche friedlich zwiſchen Pfauen, Faſanen und Störchen. Vom jenſeitigen Ufer zieht ſich der Pfad an einigen Meiereien vorbei, durch eine fruchtbare, anmuthige Gegend, auf die Spitze des Bergs. Das Schloß iſt ein einfaches Gebäude, von Einem Stockwerk. Nebenan iſt die Förſterwohnung, wo man eine gute Bewirthung findet. Die Ausſicht iſt weit und mannichfaltig. Man erblickt hier den ganzen, durch zwei Hauptſtröme gebildeten, von den Füßen des Weſterwalds, des Hundsrücks und der Eifel begränzten Keſſel, und ſieht ſich gleichſam in jene vorhiſtoriſche Zeit verſetzt, da der Rhein die Felſen zwiſchen Andernach und dem Siebengebürg noch nicht zu einem Kanal ausgeſpült hatte, ſondern einen großen See bildete. Der Boden, worauf man ruht, iſt reiner, damals herbeigeſchwemmter Bimsſtein. Wendet man den Blick rechts, nach Cruft, Niedermendich und Laach, ſo glaubt man noch die vulkaniſchen Eſſen zu ſehen, aus denen ſo manches in dieſer Gegend hervorging. — Der Rhein kommt aus fernen Bergen hervor, und umfließt, in phantaſtiſchen Wendungen, eine Menge Inſeln. In einem Umkreis von etwa dreißig Stunden bilden ſich die herrlichſten Landſchaften. Hinter dem Schloſſe iſt ein Luſtwald, der ſich in ſieben Schattengänge theilt. Am Ende des einen Gangs wird man durch ein tiefliegendes, wahrhaft dichteriſches, kleines

Thal überraſcht, wo, an dem kleinen Flüßchen Wied, das im Amte Selters entſpringt, einige freundliche Häuſer ſtehen. Nicht minder überraſchend iſt die Ausſicht auf den Flecken Altwied und die Trümmer des alten Stammſchloſſes der Wied'ſchen Grafen.

Unter Neuwied gewinnt das Rheinthal wieder kühnere, maleriſche Formen. Eine Viertelſtunde von der Stadt liegt das freundliche Dörfchen Irlich, am Ausfluſſe der Wied in den Rhein. Gegenüber iſt die Mündung der Nette, welche in der Eifel, bei dem Weiler Lederbach, entſpringt, und in ihrem Laufe von zehn Stunden eines der ſchönſten, fruchtbarſten Thäler der Rheingegend bewäſſert. Nicht weit von ihrem Ausfluſſe, bei Mieſenheim, treibt ſie ein bedeutendes Eiſenwerk, der Nettenhammer genannt. Am Ausfluß der Nette wurden vor mehreren Jahren, an beiden Ufern dieſes Bachs, in einer Tiefe von ohngefähr 2 Klaftern, beim Graben eines Fundaments, Reſte eines marmornen Fußbodens entdeckt. Schade, daß der Eigenthümer des Landhauſes am Waſſerfall, den hier die Nette bildet, keine Luſt zu weitern Nachgrabungen hat. Wahrſcheinlich würde die Ausbeute an Römiſchen Alterthümern lohnend ſeyn.

Unter Irlich liegt, am felſigen Ufer, das Neuwied'ſche Schloß Friedrichſtein, vom Volke das Teufelshaus genannt. Es wurde von einem Grafen von Neuwied erbaut, und erhielt von den Unterthanen den Spottnamen, weil ſie die Materialien dazu in der Frohnde herbeiſchaffen mußten. Die Gegend heißt auch noch bei der Hohleiche, indem früher eine große, hohle Eiche daſelbſt geſtanden. Die Neuwieder haben es Cäſars Ruine getauft, nicht zum Andenken des C. Julius, ſondern des Neuwied'ſchen Kammerraths Cäſar, der, um der Kammer eine Einnahme zuzuwenden, den Dachſtuhl abnehmen ließ, und dabei ſo ziemlich auf die Koſten kam. Allein da nun dem Regen von allen Seiten Bahn gemacht war, ſo ſtürzte, gegen das Land hin, die gewölbte Halle zuſammen, doch zum Glück, ohne Jemanden zu beſchädigen. — An dieſe Cäſars-Ruine reihen ſich die Schiffer- und Fiſcherhütten des Dörfchens Am Fahr, wo eine Ueberfahrt iſt nach Andernach.

Das Rheinthal verengt ſich nun wieder, und die Strömung des Fluſſes wird ſtärker. Rechts erheben ſich ſteile, mit Weinreben bepflanzte und mit Laubholz bekrönte Felſen, links lehnt ſich Andernach, mit ſeinen düſtern Mauern und Thürmen, an eine Felswand. Weiterhin, am rechten Ufer, ſchließt das heitere Leudesdorf die intereſſante Landſchaft. Die Gegend vom weiſſen Thurm bis Andernach hat etwas Melancholiſches, welches ſonſt durch die Ruinen des Frauenkloſters St. Thomas, eine Viertelſtunde dieſſeits der Stadt, noch erhöht ward. Jetzt ſtehen auf dieſer Stelle eine Windmühle und eine Lederfabrik, von Crevi, Nebel und Deinhardt, wo in mehr als 200 Gruben Braſilianiſche Häute zubereitet werden. Das Kloſter St. Thomas wurde im 12. Jahrh. von der Gräfin Tenwidis von Sponheim geſtiftet, welche auch die erſte Aebtiſſin deſſelben war. Die Franzoſen verbrannten es im J. 1795. Ein früheres Kloſter ſoll ſchon im 8. Jahrh. auf dieſer Stelle geſtanden haben.

Andernach, das Antunnacum, Antoniacum, Antenacum der Alten, erſcheint im 4. Jahrh. als bedeutender Ort. Unter den ſieben Rheinſtädten, welche Julian in ſeinem Feldzuge gegen die Allemannen im J. 359 genommen, nennt Ammian Marcellin die Städte Bonn, Bingen und Andernach. Es war Römiſche Gränzveſte, Standquartier eines Präfectus Militum und letzte Station der Oberrheinarmee. Später hatten die Fränkiſchen Könige hier einen Palaſt, und alte Schriftſteller erzählen, ſie hätten aus den Fenſtern deſſelben im Rhein fiſchen können. Da jedoch die Ruinen dieſer Pfalz ziemlich weit vom Rhein ab, an der ſüdöſtlichen Seite der Stadt liegen, ſo muß ſich ſeitdem der Strom ziemlich weit entfernt haben. Der Auſtraſiſche König Sigbert war der letzte, der den Palaſt zu Andernach bewohnte. Durch Vergebung kam er an die Abtei Malmedy, und ſo entſtand daraus die Probſtei mit anſehnlichen Einkünften. Hier floß ein kleiner Arm des Rheins ehemals vorbei, wie noch an der Niederung, Lach genant, an der Straße nach Cöln, gleich unter der Stadt, erſichtlich iſt. Auf der Stelle des Römerkaſtells, am Koblenzer Thor, hatten die Erzbiſchöfe von Köln, im Mittelalter, ihre Burg errichten laſſen, und die Stadt hatte damals einen langen Kampf für ihre Freiheit zu beſtehen. Jetzt zählt ſie noch ohngefähr 2500 Einwohner; als Genoſſin des Rheiniſchen Städtebundes konnte ſie 1000 Mann wohlbewaffneter Fußgänger und 50 Reiſige ins Feld ſtellen.

Andernach iſt gegenwärtig hauptſächlich zweier Produkte wegen merkwürdig, welche die Umgegend liefert, und die außerdem weder am Rhein, noch auch ſonſt in einem Europäiſchen Lande, in derſelben Menge und Güte vorkommen. Dieſe Producte ſind die Mühl- und Tufſteine, jene von Lava (oder Baſalt?), dieſe ein Gebild aus Aſche. Die Eigenſchaft des Tufſteins iſt, daß er, in der gehörigen Verbindung mit Kalk, einen Mörtel darſtellt, der dem Waſſer widerſteht, oder vielmehr ſich in dieſem zu einem neuen, ungemein dauerhaften Steine verhärtet. Um zum Beſtandtheil eines ſolchen Mörtels zu dienen, wird der Tufſtein zerſtoßen, oder, wie der gewöhnliche Ausdruck iſt, in Traß verwandelt. Dieß geſchieht durch Stampfmühlen, dergleichen ehemals nur in Holland vorhanden waren, ſpäter aber auch an den Gruben ſelbſt angelegt worden ſind. Holland war und iſt noch ſeiner vielen Waſſerbauten wegen der Hauptmarkt für den Traß, der übrigens ſchon bis nach Oſtindien verſendet worden iſt. Ein großer Theil der Verladungen geſchieht auch auf der Brohl, anderthalb Stunden unter Andernach. — Die hieſigen Mühlſteine ſind gleichfalls ein vulkaniſches Produkt, und die Römiſchen Schriftſteller erwähnen ihrer ſchon unter dem Namen des Rheiniſchen Mühlſteins. Sie gehen hauptſächlich über Holland nach den Hanſeſtädten, nach England, Rußland und ſelbſt nach Amerika. In dieſem vulkaniſchen Produkt finden ſich oft fremdartige Miſchungen, beſonders Bimsſteine, Holz, Kieſel ꝛc., auch gibt es da und dort Stellen, wo ſich ein noch nicht analyſirtes Metall findet, welches nach dem Franzöſiſchen Mineralogen Hauyn genannt wird, von grüner, glänzender

Farbe und Smaragd ähnlich iſt, ſich aber nicht ſchleifen läßt. Auch ſind die Stücke nur ganz klein. — Außer den Tuf-, Backofen- und Mühlſteinen und der Pfeifenerde gibt Andernach noch Wein, Potaſche, Holzkohlen ꝛc. in den Rheinhandel.

Sehenswürdigkeiten von Andernach ſind: Das Thor gegen Koblenz; — außerhalb dieſes Thors, zur Rechten, die Ruinen der alten Pfalz, angebaut an den weit ältern runden Thurm, der wohl ein Römerwerk ſeyn mag. Der Freund des Mittelalters findet in dieſen Ruinen intereſſante Spitzbogen, einen ſchönen Bogengang im Graben, und auch Schnitzwerke. In dem runden Thurm iſt ein meiſterhaft geſprengtes und mit Grälen verziertes Gewölbe. — Die Pfarrkirche iſt ein ſtattliches Gebäude aus dem Ende des Karolingiſchen Zeitalters. — Römiſche Grabmäler aus Tufſtein, auf einer benachbarten Höhe, genannt Kirchberg. — Von Römiſchen Münzen, die in und um Andernach gefunden worden, beſitzt das dortige Gymnaſium, ſeit wenigen Jahren, eine Sammlung.

Gaſthöfe: 1. Zur Lilie; 2. zur Eiche. Hier findet man, im Blumengarten hinter dem Hauſe, einen noch ziemlich erhaltenen Römiſchen Opferſtein aufgeſtellt, der folgende Inſchrift hat:

I. O. M. IVN. R
MARTI HER
SACRVM
DOMITIVS
RVFINVS D.
COH. TIC. RPFD
COMILITONES.

Darunter ſind noch einige Zeichen, welche man bis jetzt nicht entziffern konnte.

In der Nähe von Andernach ſind noch ſehenswerth: 1. Die eine Viertelſtunde von der Stadt entſpringende Quelle, welche, auf ihrem kurzen Laufe bis zur Stadt, eine große Lederfabrik und vier Mühlen, und in Andernach die Gerbereien und viele Brunnen reichlich mit Waſſer verſieht. 2. Die benachbarten romantiſchen Thäler. 3. Die ſchöne Gartenanlage des H. J. Richter, nahe vor dem Kölnthor, auf dem Krahnenberg, mit reicher Ausſicht.

Die K. Preußiſche Regierung hat die gefährlichen Stellen längs dem Rheine jetzt durch Geländer ſchirmen laſſen, was den Dank der Reiſenden verdient. Auch wurden die Landſtraßen genau vermeſſen, und, in geringen Entfernungen kleinere, bei viertel, halben und ganzen Meilen größere Steine aufgeſtellt, jedoch nach einer ſeltſamen Berechnungsangabe; z. B. Andernach $^{7}/_{8}$ Meile — Weiſſer Thurm $^{3}/_{16}$ Meile; — Koblenz $2/^{1}/_{2}$ Meile. Dieſe Angabe findet ſich auf einem und demſelben Steine.

Wer den Laacher See beſuchen will, der nehme ſeinen Weg nach den Mühlſteinbrüchen in Cruft und von da nach Laach; den Rückweg über Waſſenach und Brohl.

Seitwärts von Andernach, eine Stunde ins Gebirg, liegt die Mineralquelle zum Tönesſtein (Antoniusſtein). Sie iſt auch unter ihrem frühern Namen Tillenborn und Pöſſerborn noch bekannt. Die ſpätere Benennung erhielt ſie von einem ganz nahe gelegenen Karmeliterkloſter, deſſen Ueberreſte auf den Abbruch verkauft wurden. Ein Arzt und ein Jude haben gegenwärtig die treffliche Quelle auf mehrere Jahre gepachtet, und finden ſehr reichlichen Abſatz.

In einer andern Bergſchlucht, eine halbe Stunde unter Tönesſtein, näher dem Rheine zu, iſt ein zweiter Mineralquell, der Heilbrunn, von faſt milchfarbnem Waſſer. Ueberhaupt findet ſich in der ganzen Umgegend kaum ein Dorf, welches nicht einen Geſundbrunnen hätte.

Der Rückblick auf Andernach iſt herrlich. Felſenmaſſen mit den maleriſchen Ueberreſten des Schloſſes Hammerſtein, waldige Vorgrunde und blühende Thäler bilden einige der anziehendſten Landſchaften. Am linken Ufer ſchieben ſich jetzt die Berge bis an den Rhein hervor, und laſſen nur Raum für die Heerſtraße, welche jetzt durch eine Brüſtung geſichert iſt. Zur Rechten breitet ſich eine freundliche Ebene aus, wo Leudesdorf längs dem Strome, im Schutze einer mit Reben bepflanzten Felswand, hingereiht iſt. Kaum hat man die zur Linken liegende Aue im Rücken, ſo öffnet ſich der Durchblick zwiſchen den beiden Bergreihen. Man ſieht den Rhein, auf einer Strecke von 4 Stunden, in ſeinem Schlangenlaufe vor ſich. Breyſig und Höningen erſcheinen im Hintergrunde des großen Gemäldes.

Eine halbe Stunde von Leudesdorf liegt, am linken Ufer, und im Schatten von Waldungen, das Dorf Namedy. Hier liegt das Burghaus der erloſchenen Familie Hußmann oder Hausmann von Namedy, ſpäter von Solemacher, welches, während des Kriegs, als Spital gebraucht und verwüſtet wurde. Die Trier'ſche Geſchichte bewahrt den Namen des Domprobſts Johann Wilhelm Hußmann von Namedy, der ſich dem undeutſchen Kurfürſten Philipp Chriſtoph ſo muthig entgegen ſtellte. — Die Gegend iſt reich an Obſt. Der Rhein bildet hier einen Hafen, in welchem, bis vor wenigen Jahren, ſich die kleinen Flöße oder Böcke aus der Murg, dem Neckar, dem Main, der Moſel und Sar ſammelten, und (wie an einigen andern Orten) zu vollſtändigen, großen Flößen zuſammengefügt und nach Dordrecht zum Verkauf gebracht wurden. Seitdem man jedoch eingeſehen, daß der Rhein auch weiter aufwärts mit größern Flößen (bei gehöriger Vorſicht) zu befahren ſey, und die ganz großen nicht immer den verhältnißmäßigen Vortheil gewähren, hat ſich dies alles geändert. Inzwiſchen ſind die großen Flößen wohl nicht für immer aus dem Rhein verſchwunden, und eine Beſchreibung derſelben mag noch für manchen Leſer Intereſſe haben. Die Länge eines ſolchen Floßes iſt gewöhnlich von 7 bis 900 Fuß, die Breite ohngefähr 70. Auf dieſer Holzmaſſe ſind zwölf bis fünfzehn bretterne Wohnungen, worunter die Herrnhütte ſich durch Eleganz und Bequemlichkeit auszeichnet. Die Zahl der Ruderknechte und Arbeiter beläuft ſich manchmal auf 900. Die Holzarten ſind Eichen und Tannen. — Der Boden oder Grund iſt von langen Stämmen angelegt, die an den hintern Theilen, und wo ſie mit einer neuen Lage zuſammenſtoßen, durch Bundſparren befeſtigt ſind. Dieſe Bundſparren beſtehen meiſt aus Murgtannen, denen man hierzu den Vorzug gibt, weil ſie zu Tragmaſten dienen, und beſſer gehandhabt werden können, als die runden. Die Länge der Bundſparren beſtimmt die Breite eines Floßes. Sie liegen quer über den Stämmen des Bodens, und ſind mit Weiden oder gedrillten jungen Tannen und eiſernen Klammern befeſtigt. Ein Floß hat gewöhnlich die Länge von zehn Murgtannen oder Maſten, wozu dieſe Stämme von den Holländern gebraucht werden. Gibt es in der Zuſammenfügung noch Lücken, ſo werden dieſe mit Holz ausgefüttert. Ueber dem Boden ſind noch zwei Lagen von Hölzern, die auf gleiche Weiſe unter ſich und mit dem Grund verbunden ſind. Die erſte Maſtlänge iſt, außer ihrer Befeſtigung, noch an beiden Enden mit ſtarken Tannen umwunden, um dem Schiffsvolke zur Rettung zu dienen, wenn das Floß, wie es wohl mitunter geſchieht, ſcheitern ſollte. Der obere Theil iſt mit kleinem Holzwerke und mit Bohlen belegt. Die Laſt wird nach dem Waſſer berechnet und ein Hauptfloß geht gewöhnlich 6 bis 8 Fuß tief. An beiden Seiten des Hauptfloßes bewegen ſich kleinere Flöße, in der Schifferſprache Kniee genannt, deren jedes mit jenem durch eine junge, friſche Eiche verbunden iſt. Sie dienen dazu, dem Floß eine beliebige Richtung zu geben. Dieſe Kniee haben meiſt die Länge von 70 bis 80 Fuß. An dem Hauptfloß und an den Knieen ſind noch kleinere und leichtere Flöße befeſtigt, welche man Anhänge nennt. Sie vermindern das gefährliche des Strandens, und vermehren zugleich die Maſſe des Holzes zum Vortheil des Holzhändlers. Auch befinden ſich bei einem ſolchen Floße mehrere Nachen, davon die größern mit ſehr vielen Ankern und Tauen beladen ſind, die kleinern aber zum Wahrſchauen und zum Fahren an das Land gebraucht werden. Die Wohnungen auf dieſen Flößen ſind reinlich und bequem. Die Herrnhütte hat geräumigen Umfang, und wird gewöhnlich durch einen Gang getheilt. Auf der einen Seite iſt die Buchhaltung und das Zimmer des Floßherrn, auf der andern das Zimmer des Steuermanns und das Behältniß für die feinern Lebensmittel. Der Gang endigt in einen Speiſeſaal, vor welchem ein Zelt aufgeſpannt iſt, um bei jeder Witterung ſich im Freien aufhalten zu können. Nahe dabei iſt die Küche mit einem ungeheuern kupfernen Keſſel über dem Heerde, worin Tag und Nacht gekocht wird. Das Zeichen zum Eſſen wird durch einen auf eine Stange geſteckten Korb gegeben, der Steuermann ruft das Loſungswort, und nun eilt alles hinzu, und holt ſich ſeine Portion in einer hölzernen Schüſſel. Die Konſumtion auf einem Floß, bis es an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, rechnet man zu 40 bis 50,000 Pfund Brot, 18 bis 20,000 Pfund friſchen und 10 Centner geräucherten Fleiſches, 12,000 Pfund Käſe, 10 bis 15 Centner Butter, 30 bis 40 Malter Hülſenfrüchte, 5 bis 600 Ohm Biers und 6 bis 8 Stückfäſſer Weins. Das Schlachtvieh wird mit geführt und es ſind darum immer einige Fleiſcher bei dem Zuge.

Die Kunſt, ein Floß zu regieren, iſt nicht jedem Schiffer bekannt, und war noch vor etwa 50 Jahren das Geheimniß eines einzigen Mannes zu Rüdesheim (Namens Jung) und ſeiner Söhne. Die vielen Krümmungen des Rheins, die Wirbel und Fälle erſchweren ungemein die Leitung einer ſo ſchweren Maſſe, und es iſt nichts ſeltenes, daß die Theile von einander geriſſen werden. Dordrecht iſt der Markt für das Holz, von wo es ſonſt zum Theil nach England, Spanien und Portugall gebracht wurde. Der Bau eines Floßes erfordert beträchtliche Auslagen, und es gehört wenigſtens ein Kapital von 3 bis 400,000 fl. dazu. Man pflegt daher auch zu ſagen, ein Floßherr müſſe drei Kapitalien haben: eins auf dem Waſſer, eins auf dem Lande und eins in der Taſche. Gegenwärtig iſt dieſer Holzhandel in ſo vielen Händen, daß er beinahe in Kleinhandel übergehen muß. —

Namedy gegenüber, auf dem rechten Ufer, bückt ſich ein ungeheurer ſchwarzer Fels über den Strom, und auf deſſen Kuppe liegen die düſtern Ruinen von Hammerſtein. Nur die Mittagſeite des Felſens iſt mit dem freundlichen Grün der Weinrebe bekleidet. Zu Anfang des 11. Jahrh. gehörte dieſe Burg dem Grafen Otto aus dem Wetterauiſchen Geſchlecht, den man für den Stammvater der Grafen von Nüringen und Hammerſtein hält. Kaiſer Heinrich 2 belagerte die Burg, weil Otto den Erzbiſchof von Mainz befehdete, bezwang ſie durch Hunger und zerſtörte ſie. Heinrich 4 ſtellte das Schloß wieder her, und verweilte daſelbſt kurze Zeit auf ſeiner Flucht, den Rhein abwärts, im J. 1105. Kaiſer Karl 4 ſchenkte Hammerſtein dem Kurfürſten Kuno von Trier (1374) und die Burggrafen Wilhelm und Ludwig, welche es als Reichslehn beſeſſen hatten, wurden erzſtiftiſche Lehnträger. — Im dreiſſigjährigen Kriege war Hammerſtein ein wichtiger Poſten, der von den Schweden genommen, aber von den Spaniern denſelben wieder entriſſen wurde. Es wurde nach dem Weſtphäliſchen Frieden zerſtört. — Die Ausſicht von dieſer Ruine, rückwärts gegen Andernach, iſt über allen Ausdruck ſchön.

Am Fuße des Felſens liegt das Dorf Oberhammerſtein, welches in ältern Zeiten gleichfalls befeſtigt war. — Nicht weit von da liegt Niederhammerſtein, und nahe dabei eine kleine Inſel, die Weſterholder Aue. Auf der weſtlichen Seite erblickt man den Weiler Fornich, hinter welchem die Kreuzborner Ley (Fels) ſich erhebt. Sie beſteht aus fünf bis ſechseckigen, vertikalliegenden, dunkelblauen Baſalten, mit ſchwarzer Spate vermiſcht. In der Mitte der dem Rhein zugekehrten Felſenwand ſind die Spuren eines merkwürdigen Erdbrandes ſichtbar. Umher liegen große Haufen von Tuffſteinen, welche hier verladen werden. Einige Umſtände laſſen die Vermuthung zu, daß an dieſer Stelle die Römer den letzten Poſten ihrer Oberrheinarmee aufgeſtellt hatten. Im J. 1809 wurden hier, beim Arbeiten an der Straße, ein Römiſcher Opferſtein und ein Votivſtein gefunden. Jener hatte die Inſchrift:

Finibus et
Genio Loci
Et I. O. M. Milli
Leg. XXXV. V.
. . . Massiani
Vs Secundus
Et L. Aurelius
Dosso
V. S. L. M.

(Zwei Soldaten der 35ſten Legion, der ſiegreichen, ſetzten dieſen Denkſtein dem Schutzgott der Grenze und dem großen Jupiter.)

Ob das Mill$^i$ in der dritten Zeile richtig ſey, können wir nicht behaupten. Uebrigens zählten die Römiſchen Legionen, deren Zahl unter den ſpäteren Kaiſern immer mehr anwuchs, und zuletzt auf 62 im Occident und 70 im Orient ſtieg, nach den Veränderungen ihrer Standquartiere, ſo daß es z. B. 4 erſte Legionen gab, die ſich durch Beinahmen, wie Victrix ꝛc. unterſchieden.

Der gedachte Stein hat oben eine Oeffnung zum Behuf des Opferfeuers, und an den Seiten deſſelben ſind Opfergefäße in erhabner Arbeit. — Die Inſchrift des zweiten Steins heißt:

D. O. M.
Et Genio Loci
Iunoni Reginae
T. P. Rtinius
Severus
Mil. Leg. VIII. Aug.
Be. Cos. Ex Voto
P. V. L. L. M.

Dieſe beiden Steine ſind gegenwärtig in Koblenz, in der Wohnung des Grafen Reneſſe-Breitbach, mit andern Alterthümern aus der Gegend, aufgeſtellt.

Unter Fornich rauſcht, aus einem anmuthigen Thale, die Brohl in den Rhein, und wenige Schritte von der Straße liegt das Dorf Brohl (eigentlich Brühl, von dem alten Bruil, Sumpf und Wald). Es breitet ſich zum Theil am Abhange des Bergs aus, und verſteckt ſich zum Theil zwiſchen zwei Bergen, in verſchiedenen Richtungen. Auf einem der Berge liegt eine alte Burg, in früheren Zeiten einer Familie von Metternich zur Brohl — jetzt dem Herrn Hofkammerrath Dinget in Koblenz gehörig. Die herrliche Ausſicht, der Ueberfluß an lebendigen Quellen, die immer friſche Vegetation und die eben ſo ſchöne als für den Forſcher intereſſante Natur würden ſich leicht zu einer der ſchönſten Anlagen am Rheine benutzen laſſen. Vormals hatten ſieben adeliche Familien hier theils ihre Burgen, theils große Beſitzungen. Durch die Veräußerungen derſelben iſt das Dorf, binnen eines Jahrhunderts, aus einem kleinen Weiler zu einer Gemeinde von 600 Seelen erwachſen. Zu dieſem Ort gehört Nippes, welches ſich, längs dem Rheine hin, täglich vergrößert. Ein Holländer baute hier 1712 das erſte Haus, des Tuffſteinhandels wegen. Es mag darum wohl Neubau heißen ſollen. Man findet hier mehrere Gewerbe und ein gutes Gaſthaus bei Nonn. In Brohl iſt eine bedeutende Papiermühle unter der Firma: Van der Mühl und Comp. Die Eigenthümer ſparen weder Mühe noch Koſten, die innere Einrichtung zu vervollkommnen, und das Papier, welches ſie liefern, zeichnet ſich durch Reinheit und Güte aus.

Um Brohl iſt alles vulkaniſcher Boden. In geringer Tiefe kommt der ſogenannte wilde Traß zu Tage, der ächte Tufſtein aber findet ſich unter der Kruſte der Dammerde, in verſchiedenen Lagen und Gängen, von 10 und 20 Fuß Tiefe, wo alsdann wieder der wilde Tufſtein erſcheint. Nahe dem Orte ſind nur unbedeutende Brüche, aber eine halbe Stunde in die Schlucht hinein, den Bach entlang, der durch einen Wieſengrund rauſcht, ſehr reiche. Das Thal zieht ſich über ¾ Stunden weit hin, und die vielen hohen, Gewölben ähnliche Eingänge in die theils verlaſſenen, theils noch befahrnen Brüche bieten einen eignen Anblick dar. In der Nähe ſind mehrere Mühlen, auf welchen der Stein zerſtampft wird. Achtzig bis hundert Menſchen beſchäftigen ſich hier mit dem Gewinn des Traſſes. Auf einem Fels des Thals liegt ein altes, noch erhaltenes Ritterſchloß von eigner Bauart, die Schweppenburg genannt, ſonſt der Familie von Metternich, jetzt einem Herrn von Geyer aus Köln gehörig. Ringsum ziehen Höhlen und Kammern, durch das Ausbrechen des Tufſteins gebildet, und mit Eichen, Buchen und Tannen überwachſen. Man wähnt ſich in eine phantaſtiſche Märchenwelt verſetzt. Daß die Römer bereits dieſe Brüche gekannt, ergibt ſich aus zwei daſelbſt aufgefundenen Votivſteinen, welche noch vor kurzem in Brohl aufgeſtellt geweſen. Die Inſchriften ſind auch in andrer Hinſicht höchſt merkwürdig. Die auf dem erſten Steine hieß:

Herculi Sax
Sano
Q. Manlius
. . priscus 7 Le
G x̄ Gemina
et comilitones
V C I.

Die zweite:

Herculi Saxa
No. LLicinius
Etsi Ve S Leg. XXI
Ra . . . Milites
Leg. Ejusdem
V. L. S.

Beide Steine ſind demnach von Kriegern dem Hercules Saxanus, folglich dem Ammonitiſchen, Tyriſchen, Phöniziſchen geweiht, dem, in der Fremde, ſo oft Gelübde für glückliche Rückkehr gebracht wurden; und der am Rhein ſo viele Säulen und Altäre, ja ſelbſt eine Stadt hatte.

Verfolgt man, von der Schweppenburg, den für Naturforſcher ſo wie für ſinnige Reiſende gleich einladenden Weg, ſo kommt man mehreren Traßmühlen und ländlichen Wohnungen vorüber, und gelangt in das Dorf Burgbrohl, welches am Brohlbach, in einem Kreis von Bergen liegt, und gegen dritthalbhundert Einwohner zählt. Auf einer Höhe erhebt ſich eine freundliche Villa, welche der Familie von Burſcheid gehört. Auf dieſer Burg, die auf vulkaniſchem Boden erbaut und darum für den Naturforſcher intereſſant iſt, waren noch vor kurzem zwei Votivſteine aufgeſtellt, die man in den benachbarten Steinbrüchen gefunden hatte. Aus der ziemlich verwiſchten Inſchrift des Einen geht hervor, daß er von einem Centurio der 22. Legion und ſeinen Kriegsgefährten geſetzt worden ſey. Der zweite iſt wieder dem Hercules Saxanus gewidmet. Beide Denkſteine wurden nach Bonn gebracht. — Von der Höhe, auf welcher das Landhaus ſteht, hat man eine herrliche Ausſicht. In einiger Entfernung ragt der Veitsberg hervor, ein vulkaniſcher, hoher, Bergkegel, auf deſſen Spitze ſich eine ſchöne Ausſicht öffnet. Gegen Morgen erblickt man die Trümmer von Ehrenbreitſtein, an welchen ſich eine Bergkette bis zum Siebengebirg anſchließt, gegen Abend erſcheint das Bergſchloß Olbrück, welches den Vorgrund der wilden Eifel bildet, gegen Mittag zieht eine düſtere Bergreihe hin. — Noch liegen in dem Thale die (bei Andernach angeführten) Sauerbrunnen Heilbrunn und Tönnesſtein. Von Brohl aus kann man den Weg dahin ſelbſt im Wagen machen. Von Burgbrohl geht es nach Waſſenach, wo ein adelicher Sitz iſt. Von der nahen Anhöhe die in weniger als einer halben Stunde erreicht wird, hat man einen überraſchenden Anblick. In einem hohen Bergkeſſel breitet ſich unten, zwiſchen hohen Bäumen, der Laacher See aus, und fern ragt die alterthümliche Abtei mit ihren ſechs Thürmen an ſeinen Ufern hervor. Der Weg zur Abtei geht rechts am See hin. Die Entfernung von Brohl bis auf die Anhöhe mag anderthalb Stunden und von da bis zum Kloſter eine halbe Stunde betragen. Stücke von Granit und Lava bedecken den Boden. — Dieſer See (ſo wie die Umgebung) iſt höchſt merkwürdig. Seine Oberfläche beträgt 1333 Morgen (zu 140 Ruthen) oder 5694 Fuß Länge, 7890 Fuß Breite und 214 Fuß Tiefe. Die letzte ſoll — nach neuern Meſſungen — ſtellenweiſe bedeutender ſeyn. Er ſoll über 3000 Quellen haben. Von Fiſchen enthält er blos Hechte, Schleyen und Bärſche. Das Waſſer iſt bläulich, ſehr kalt, widerlich von Geſchmack, und wirft, vom Winde bewegt, einen Sand aus, der vom Magnet angezogen wird. Er hat keinen natürlichen Ablauf, ſondern durch einen viertelſtundlangen Kanal, den die Mönche der Abtei unter der Erde anlegten, als einſt das anſchwellende Gewäſſer ihrem Kloſter den Untergang drohte. Allem

Anſcheine nach iſt dieſer See, welcher höher liegt als die benachbarten Thäler, der Krater eines alten Vulkans; denn die umliegenden Felſen beſtehen aus löcherichten Laven und Haufen von Schlacken, welche die ſichtbarſten Spuren der Feuereinwirkung und Schmelzung an ſich tragen. Am öſtlichen Ufer des Sees befindet ſich ein tiefes Loch in der Erde, wo die irreſpirable, kohlenſaure Luft, welche ſich in dieſer Grube entwickelt, die in ihre Atmoſphäre kommenden Thiere erſtickt. Daher die Sage, daß kein Vogel über den Laacher See fliegen könne, ohne zu erſticken. Dieſe Grube ſoll große Aehnlichkeit mit der berühmten Hundsgrotte am Lago d'Agnaro haben.

Selten gefriert der See, und dieſer Fall tritt nur bisweilen im Monat März ein, wo ſich alsdann ein weit hörbares Getöſe und Krachen vernehmen läßt.

In der Fläche, ohngefähr in der Mitte zwiſchen dem Kloſter und dem See, iſt ein angenehmer Mineralquell. Wahrſcheinlich iſt auch ein großer Theil der Quellen des Sees ſelbſt mineraliſch. — Am Ufer des Sees liegt die ehemalige reiche Benedictinerabtei Laach. Sie wurde im J. 1093 von Heinrich 2 von Laach, Niederlothringiſchem Pfalzgrafen zu Aachen und erſtem Pfalzgrafen am Rhein, geſtiftet, und reichlich mit umliegenden Dörfern und Gütern begabt. Der Stifter ſtarb während des Baues (1095) und wurde in der Kirche begraben, wo ſein Grabmal noch zu ſehen iſt. Da Heinrich ohne Kinder ſtarb, ſo ſetzte er ſeinen Stiefſohn, Siegfried von Orlamünd oder Ballenſtedt zu ſeinem Erben ein.

Dieſer *) ſetzte das Werk ſeines Stiefvaters fort, und eine Gräfin Hedwig von Are (Altenahr) auf dem Schloſſe Nikenich bei Andernach ließ den Chor, die Gruft und einige Thürme bauen. So entſtand die ſechsthürmige Abtei. Siegfried ließ hierauf ſeine Burg am See ſchleifen und behielt ſich blos die Obervogtei über das Kloſter vor. Er wollte auch hier ſeine letzte Ruheſtätte haben, allein nach ſeiner Ermordung in Sachſen (1113) wurde er, wie man glaubt, in Braunſchweig begraben.

Das anſehnliche Gebäude mit ſeinen Thürmen macht einen überraſchenden Eindruck. In der ſchönen Kirche ſteht das Grabmal des Stifters zwiſchen koſtbaren Marmorſäulen, aber, leider! von rohen Händen verletzt, und, wie die ganze Kirche, dem Zufall preisgegeben. In den beiden Seitenchören hatten einige adeliche Geſchlechter, unter andern die Familie von der Leyen, ihr Begräbniß. Aber auch an dieſen, zum Theil mit ſchönen Bildwerken verzierten Grabmälern hat ſich der pöbelhafte Muthwille von Menſchen aus der Gegend auf die gemeinſte Art thätig erwieſen, und billig ſollten die Frevler von der Regierung zur Rechenſchaft gezogen werden. Wer einen Baum beſchädigt, verfällt in Strafe, warum nicht auch der, welcher die heilige Wohnung der Todten entweiht? Später (1819) wurden dieſe Grabmäler (das des Stifters ausgenommen) auf das bei Meyen gelegene

---

*) Er war ein Sohn Adalberts Gr. von Ballenſtedt und der Markgräfin Adelheid von Orlamünd, die ſich in zweiter Ehe mit Heinrich von Laach vermählte.

Schloß Bärresheim gebracht, und der gänzlichen Zerſtörung entriſſen.

Die Abtei Laach war beſonders durch ihre Hoſpitalität berühmt; ein eigner, prächtiger Flügel des Hauptgebäudes war zur Aufnahme für Fremde eingerichtet, die hier verweilen konnten, ſo lang es ihnen beliebte. Ein anderer Flügel diente zur Beherbergung der Armen und Kranken. Die Wohnungen der Geiſtlichen, deren ſich in der letzten Zeit 40 bis 50 hier befanden, waren geräumig und mit allen Bequemlichkeiten verſehen. Die Bibliothek war anſehnlich, und Wiſſenſchaft und Kunſt im Kloſter nicht fremd. Einer der Geiſtlichen, Thomas Kupp, hat die höchſt ſchätzbaren Abhandlungen der Mannheimer Akademie mit intereſſanten Beiträgen bereichert. Schade, daß ſeine wichtigen Urkundenſammlungen in der allgemeinen Zerſtörung abhanden kamen.

Die Abtei beſaß auch eine bedeutende Gemäldeſammlung, die ſich gleichfalls verloren. Die ſchönen Waldungen, ſo wie Ländereien von ohngefähr 200 Morgen wurden, als königliche Domänen, Anfangs in Pacht gegeben. Der damalige Pächter Albrecht nahm die Reiſenden freundlich auf und man fand bei ihm eine billige Bewirthung. Seit 1820 hat ein Herr Delius das Ganze, jedoch mit Ausnahme der Waldungen, für 26,000 Pr. Thaler gekauft, und wer jetzt den Laacher See beſucht, muß die nöthigen Erfriſchungen mit ſich bringen, wenn ihm nicht vielleicht an einem Trunke Waſſers aus hohler Hand genügt. Die Kirche ſoll denn doch erhalten werden.

Die Naturforſcher De Lüc, Forſter, Humbold, Faujas de St. Fond und Nöggerath haben über dieſe Gegend intereſſante Unterſuchungen angeſtellt, und der Mineralog, wenn er den zwei Stunden weiten Bergkreis um den See durchwandern will, wird durch die reichſte Ausbeute belohnt werden.

An der öſtlichen Seite des Sees ſtand einſt die Altenburg, der Sitz des Pfalzgrafen Heinrich. Südweſtlich, eine kleine Stunde von dem Kloſter, liegen die dem Mineralogen ſo wichtigen Dörfer Bell und Niedermendich. Zu Bell wird der Backofenſtein (pierre-à-four) gegraben, der dem Feuer widerſteht. Noch merkwürdiger ſind die Niedermendicher Steinbrüche. Die Kaulen oder Schachte, aus welchen die Steine mittelſt einer durch ein Pferd bewegten Winde zu Tage gebracht werden, laufen alle in einen gemeinſchaftlichen Krater, der ohngefähr eine halbe Stunde im Umfange hat. Er iſt von beträchtlicher Tiefe, und gewährt, wenn man einen Gang von mehr als hundert Stufen hinabgeſtiegen iſt, einen furchtbaren Anblick. Seine Tiefe iſt von da aus noch ſehr bedeutend, und man kömmt auf Leitern und in Körben hinab. Der Abgrund zeigt ungeheure Felsriffe von fantaſtiſcher Geſtaltung. Ohngefähr 70 Menſchen arbeiten hier täglich. Die Mühlſteine wurden ſonſt häufig nach England ausgeführt, und die vorzüglichſten darunter mit 80 bis 90 Thalern bezahlt. Zwei Arbeiter können in 2 Tagen einen ſolchen Stein bearbeiten, doch nur im Rauhen, und mancher zerbricht während der Arbeit.

Ohngefähr eine Stunde hinter Niedermendich liegt die Meierei Frauenkirch, mit der gleichnamigen Kapelle, wo die heil. Genoſeva begraben liegen ſoll. Der Wohnſitz ihres Gemahls war zu Hohenſimmern oder Altſimmern, nicht weit von Meyen, und ſie lebte hier in der Wildniß (die jetzt aber baumloſes Feld iſt) verborgen, bis ſie von ihrem Gemahl wieder gefunden wurde. Nicht weit von dem Meierhofe fließt eine Mineralquelle ungefaßt über die Straße.

Auf dem Rückwege nach Brohl beſuche man die ¼ Stunde von da, abwärts am Strom gelegene, Burg Rheineck, auf welche ein Fahrweg und ein Fußpfad führen. Der letzte beträgt 750 Schritte, die Höhe hinan, und ſchon beim Aufſteigen bieten ſich, an einzelnen Stellen, ſchöne Ausſichten dar. Ueberraſchend iſt der Ausblick von der Burg ſelbſt. Aufwärts erſcheint Andernach mit Leudesdorf und den maleriſchen Inſeln, gegenüber breiten ſich blühende Fluren aus; abwärts flutet der Strom und treten Breyſich hervor, Sinzig, gegenüber Linz, das Siebengebürg und Godesberg mit einem Kranz von Hügeln. Vom alten Schloß Rheineck iſt wenig mehr übrig als ein 180 Fuß hoher Thurm, von deſſen Platte man bis Kaſtellaun auf dem Hundsrück und abwärts bis Honef ſehen kann. Der Niederblick von dem oben gewölbten Thurme hat etwas Schauerliches. Die Hauskapelle mit ihren Bogen und Säulen mag wohl auch ins zwölfte Jahrhundert gehören. Das neue Schloß — wenn man die kleine in die Ruinen gebaute Förſterwohnung ſo nennen will — ſteht erſt ſeit dem Brande von 1785. Wahrſcheinlich war auch hier ein Römerkaſtell, und der Thurm aus Quadern von Baſalt, iſt offenbar weit älter, als das übrige, weit ſchlechtere Gemäuer. Der letzte männliche Abkömmling der Grafen von Rheineck ſtarb, als Domcuſtos zu Trier, im J. 1544. Nach langen Streitigkeiten gelangte die weibliche Linie, in der Familie von Warsberg, in den Beſitz der Burggrafſchaft, verkaufte ſie aber im J. 1654 an den Grafen von Sinzendorf. Die Franzoſen nahmen ſie, als Domäne, in Beſchlag, die jetzt gefürſtete Familie Sinzendorf wurde in Schwaben entſchädigt, und ein vormaliger Forſtbeamter des Fürſten kaufte von den Franzoſen die Burg, mit den umliegenden Gütern, und lebt jetzt daſelbſt als königl. Oberförſter. Der Reiſende findet bei ihm die freundlichſte Aufnahme und lernt eine liebenswürdige, glückliche Familie kennen.

Den Rückweg von Rheineck nehme man auf dem Fahrwege, in das vom Vinxtbach durchwäſſerte anmuthige Thal. Hier liegt ein von Handwerkern bewohnter Ort, ebenfalls das Thal genannt, der ſonſt zum Burgfrieden von Rheineck gehörte. An den Ufern des Vinxtbachs wächſt ein vorzüglicher rother Wein. Indem man den Weg zwiſchen Weingärten hin verfolgt, gelangt man zu einem Gebäude, der Tempelhof genannt, einſt ein Eigenthum der Templer, ſpäter der Maltheſer. Die alte herrliche Kirche mit ihren laubartigen Verzierungen wurde, um den Werth der Steine, auf den Abbruch verkauft und zerſtört! Ein treffliches Altarblatt, die Enthauptung des Johannes (man ſagt, von Rubens), iſt bei dieſer Gelegenheit in unbekannte Hände gekommen.

Wirft man jetzt einen Blick rückwärts, ſo zeigt ſich, Nippes gegenüber, Rheinbrohl, ein bedeutender Ort, wo aber reichlich der Saamen Abrahams wuchert. Eine halbe Stunde abwärts, am rechten Ufer, liegt der Flekken Hönningen, von Weinbergen umgeben. In der Nähe wächst ein vorzüglicher Bleichart, der Dollenberger. An dem Flecken, auf einem Hügel, erhebt ſich das Schloß Argenfels oder Arrenfels (beide Benennungen kommen bei Hontheim vor), welches jetzt dem Fürſten von der Leyen gehört, und früher ein Eigenthum der Grafen von Iſenburg war. Der erſte Name möchte von dem alten Arke, Erker, herzuleiten ſeyn. Von einer mit Bäumen beſetzten Felswand öffnet ſich eine herrliche Ausſicht. An dieſen Fels reiht ſich, in gerader Richtung, eine Anzahl kleinerer Felſen, und die dahinter weglaufenden Höhen ſind mit Weinreben bepflanzt. Am Ende der Felswand liegt das Dörfchen Argendorf, und in der Ferne erhebt ſich die Erpeler Ley, ein ſiebenhundert Fuß hoher Baſaltberg.

Kaum hat der Reiſende Argenfels aus dem Geſichte verloren, ſo öffnet ſich eine heitre Landſchaft gegen Leubsdorf hin. Etwas höher liegt Dattenberg, mit den Ruinen einer Ritterburg, unter Trümmern von Baſalt. Am linken Ufer öffnet ſich eine weite Ausſicht. Zunächſt am Ufer, Hönningen gegenüber, erſcheint Niederbreuſig, ein hübſches Städtchen von 1000 Einwohnern. Am Ende des Orts, abwärts am Rhein, liegt ein bis jetzt nicht beachtetes Gebäude, welches Aufmerkſamkeit verdient. Vielleicht war es ein Römiſches Bad. Die Gegend um Breuſig iſt für den Mineralogen intereſſant, dem wir empfehlen, die Bekanntſchaft des königl. Grubenaufſehers, H. Schubach, zu machen.

Wenn man dem Lauf des Baches folgt, der bei Niederbreuſig in den Rhein fällt, ſo gelangt man nach Oberbreuſig, wo eine uralte Kirche und einige Inſchriften merkwürdig ſind. Im fernen Hintergrund erblickt man das an die Eifel gränzende Schloß Olbrück, ehemals den Grafen von Baſſenheim gehörig, und das in der Geſchichte nicht unmerkwürdige Schloß Landskron, an der Aar, in der letzten Zeit ein Eigenthum der Familie von Clodt, deren letzter Sprößling, Benedikt von Clodt, ein achtungswerther Gelehrter und Kunſtfreund, im J. 1798 zu Koblenz ſtarb.

Nicht weit von Breuſig, ohngefähr eine halbe Stunde vom Rhein ab, liegt, in einer fruchtbaren Ebne, das ehemals zum Herzogthum Jülich gehörige Städtchen Sinzig, deſſen Mauern, in früherer Zeit, der Fluß beſpülen mochte. Es iſt das alte Römerkaſtell Sentiacum, vielleicht vom Sentius, einem Feldherrn des Auguſtus, angelegt. Es werden hier noch häufig Römiſche Münzen gefunden. Einige ſuchen hier die Ara ubiorum, aber mit Unrecht. Sie gehört nicht auf das linke Rheinufer, ſondern auf das rechte, nach Deutz, wie z. B. Rau in ſeinen Monumentis vetustatis germanicae genügend erwieſen. Zur Zeit Kaiſer Friedrichs des Rothbarts ſtand hier noch ein alter Königshof. Nach einer, durch ältere Schriftſteller veranlaßten, Volksſage wäre bei Sinzig, zwiſchen Conſtantin und Maxentius, jene denkwürdige Schlacht vorgefallen, welche den Sieg des Chriſtenthums über den Paganiſmus entſchied. Das Altarblatt in der Pfarrkirche ſtellt auch den

Conſtantin dar, wie ihm das Kreuz am Himmel erſcheint. Dieſe Kirche iſt ein ſchönes, Gothiſches Gebäude aus Tufſtein, in Kreuzform. Schade, daß der geſchnörkelte Anſtrich das Innere entſtellt. Ein noch gut erhaltenes Gemälde, über der rechten Seitenthüre, die opfernden drei Könige, verdient Beachtung. Es ſcheint aus der Italieniſchen Schule. Ein Paar altdeutſche Bilder zur Seite des Hochaltars haben wenig Erfreuliches. — An der öſtlichen Seite ſteht eine Kapelle, älter als die Kirche, mit einer Gruft, in der man, vor vielen Jahren, einen von der Natur ſelbſt zur Mumie präparirten Leichnam fand, welchen das Volk den heil. Vogt nannte. Die Franzoſen lieſſen ihn auch die berühmte Kunſtreiſe nach Paris machen, doch im Sept. 1816 kam er, unter großem Volksjubel, glücklich wieder in der alten Heimath an.

Gleich unterhalb Sinzig ergießt ſich die Aar in den Rhein. Dieſer kleine Bergſtrom entſpringt in der Eifel, und durchfließt ein größtentheils enges, tiefes und gekrümmtes Thal, welches ohngefähr 12 Stunden lang iſt, und einen trefflichen rothen Wein hervorbringt, der unter dem Namen des Aarbleicharts bekannt iſt. Der Fluß iſt ſehr reiſſend, und tritt manchmal verwüſtend aus ſeinen Ufern. Die ſchrecklichſte Ueberſchwemmung verurſachte er im J. 1804, wo das Thal, beſonders gegen den Rhein hin, eine brauſende See war, und die tobenden Fluthen alles zerſtörten.

Der Mündung der Aar gegenüber, am rechten Ufer des Rheins, blickt aus einer Bergſpalte Leubsdorf mit ſeinem weiſſen Kirchthurme hervor, und unweit davon liegt das ehemals kurkölniſche Städtchen Linz, welches ſich auf einer vom Rheinufer anſteigenden Höhe ausbreitet, und im J. 1330 zur Stadt erhoben wurde. Erzbiſchof Engelbert 3 baute im J. 1365 das Schloß am Rheinthor, zur Sicherung des Rheinzolls und zum Schutz gegen die Bürger von Andernach, welche dieſes Städtchen öfters befehdeten. Das Schloß, ſo wie die Stadtmauern von Linz, ſind aus Baſalten erbaut, und auch die Straßen damit gepflaſtert. Von der Pfarrkirche, einem alten, ehrwürdigen Gebäude, hat man eine ſchöne Ausſicht. In dieſer Kirche iſt ein Denkmal der alten Ritter von Renneberg, welche das nordöſtlich hinter Linz gelegene Frauenkloſter St. Katharina im J. 1257 errichteten. Auch ſieht man darin zwei alte Bilder aus der deutſchen Schule, deren beſonders das Eine, Chriſtus mit vier Heiligen, nicht ohne Schönheit iſt. — Uebrigens iſt Linz ein ſehr gewerbſames Städtchen, und verführt einige Landesprodukte auf dem Rhein, worunter Wein, Potaſche, Walkererde, Eiſen, Kupfer und Blei zu bemerken. Das Eiſen kommt aus einer Hütte nahe bei der Stadt. Eine Meile rückwärts liegt die Alzauer Hütte, welche Kupfer und Blei liefert. Es wird daſelbſt auch Silber gewonnen, in der letzten Zeit ohngefähr 1200 Mark jährlich. Unweit Linz, am Stöschen, findet man Braunkohlen, welche von den Bauern zu Aſche gebrannt und in dieſer Form zum Dünger gebraucht werden. — Der Gaſthof bei Schwerdführer, nahe am Thor, iſt zu empfehlen, ſo wie der Gaſthof des H. Unkel, ⅛ Stunde von Linz, nahe am Rhein, wo man an Sonn- und Feſttagen gewöhnlich große Geſellſchaft trift.

Von Linz fährt man an Okenfels vorüber, an deſſen Ruinen ſich ein Dörfchen lehnt. Nahe dabei iſt das Dorf Linzhauſen, und etwas weiter hin ergießt ſich durch das gleichnamige Dorf mit Meiereien und Mühlen der Kasbach in den Rhein. Etwas weiter iſt die Erpler Ley, der ſchon oben bemerkte Baſaltberg, an deſſen Fuße ſich der Flecken Erpel hinreiht. An dem ſüdlichen oder öſtlichen Abhange dieſes jähen Felſens wächſt der köſtliche Leywein, der vorzüglichſte weiſſe Wein dieſer Gegend. Da hier der Boden ganz Stein iſt, ſo wird der Weinſtock in einen mit Erde und Raſen angefüllten Korb geſetzt, und ſo in die Spalten des Felſens eingelegt. Der Rhein nimmt hier ſeine Wendung rechts, und der Thalweg geht dicht am Ufer hin.

Gegenüber, an der Heerſtraße von Koblenz nach Bonn, liegt das Städtchen Remagen, das Rigomagum der Römer, welches ohngefähr 1300 Einwohner zählt. Eine Menge Denkmäler aus der Zeit der alten Welteroberer wurden in der Gegend aufgefunden, als im J. 1768, auf Veranſtaltung des Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz, die ſchöne Straße angelegt wurde, welche von Koblenz nach Bonn führt. Vorher konnte der Reiſende den Weg nicht ohne Lebensgefahr zurücklegen, und es war unmöglich, denſelben zu befahren, ſo oft der Rhein ſtark anſchwoll. In den Gebüſchen und Felsklüften lauerten Räuber, welche häufig die Vorüberziehenden ausplünderten und in den Strom warfen. Karl Theodor ſteuerte dem Uebel — er ließ Felſen ſprengen, Untiefen ausfüllen, Mauern aufführen, und bald entſtand eine der ſchönſten Heerſtraßen. Doch wurde ſie erſt im J. 1801 von den Franzoſen vollendet. Bei dieſer Gelegenheit entdeckte man viele Römiſche Meilenſteine, Münzen, Säulen mit Inſchriften, Todtenſärge und andre Alterthümer, aus denen ſich ergab, daß ſchon die Kaiſer Mark Aurel und Lucius Verus eine Straße hier angelegt hatten. Die Alterthümer, welche hier — unter der ehemaligen Pfälziſchen Regierung — aufgefunden worden, kamen größtentheils nach Mannheim, einige aber wurden an der Straße eingemauert, und die ſpäter entdeckten meiſt in Bonn aufgeſtellt. — **Gutes Gaſthaus zum Könige von Preußen.**

Einige hundert Schritte hinter Remagen erhebt ſich der freundliche **Apollinarisberg** mit ſeiner ehemaligen Probſtei, welche der Abtei Siegburg zuſtändig war. Die Lage iſt äußerſt anziehend, und man genießt von oben einer herrlichen Ausſicht auf den Rhein. In der alten Gothiſchen Kirche wurde das Haupt des heil. Apollinaris aufbewahrt, und der Ort häufig von Wallfahrern beſucht.

Eine halbe Stunde unter Remagen liegt, auf dem rechten Ufer, die kleine Stadt **Unkel**, in einer maleriſchen Umgebung. Eine Reihe von Dörfern zieht ſich von da bis an das hehre Siebengebirg hin. Bei Unkel iſt die Schiffahrt nicht ohne Gefahr. Dem Städtchen gegenüber, am linken Ufer, erhebt ſich ein Berg, der unter einem 30 bis 40 Fuß mächtigen Lager von ſandigem Mergelgrunde einen unerſchöpflichen Vorrath von groſſen Baſaltſäulen enthält, an welchen man ſchon ſeit Jahrhunderten bricht. Die abgebrochenen Stücke werden zu Pflaſterſteinen und ſtarkem Mauerwerke gebraucht. Die Säulen ſtehen und liegen in dem Bruche in verſchiedener Richtung, mit an einander ſchließenden Seiten, und ziehen unter der Erde hin, bis ohngefähr in die Mitte des Rheins, nur ſtecken einige ſo tief, daß man ihre horizontalen Abſchnitte nur bei niedrigem Waſſer durchſcheinen ſieht. Andere zeigen ſich näher an der Oberfläche des Waſſers, und andre ragen gewöhnlich über daſſelbe hervor. Unter dieſen zeichnet ſich der von den Anwohnern und Schiffern ſo genannte kleine Unkelſtein aus, eine Gruppe, die mit den übrigen, am Ufer hinlaufenden Säulen ſichtbar zuſammenhängt. Eine größere, mächtigere Gruppe, welche der große Unkelſtein genannt wurde, ſtand ehemals auf derſelben Linie im Rhein, jedoch abgeſondert, und in einer Entfernung von 55 Fuß vom Ufer. Er war, weil er auch bei dem höchſten Stande des Waſſers daſſelbe weit überragte, und folglich von weitem geſehen und umfahren werden konnte, keineswegs ſehr gefährlich für die Schiffahrt, und konnte ſogar dem Steuermann zur Richtſchnur beim Umfahren der gefährlichen Stellen dienen. Deswegen hätte er vielleicht einige Schonung verdient, wenigſtens ſo lange, bis die kleinern und verſtecktern Gruppen ſeiner Nachbarſchaft hinweg geräumt geweſen wären. Da er inzwiſchen die Herabfahrt der großen Holzflöße etwas beſchwerte. ſo wurde er von den Franzoſen vor 14 oder 15 Jahren geſprengt. Die kleinen Gruppen können zwar, bei hohem Waſſer, von leeren Schiffen überfahren werden, für geladene Schiffe aber bleibt, welches auch der Waſſerſtand ſeyn möge, nur das Ausweichen übrig, und da dieſes, zumal in der Bergfahrt, nicht immer gelingt, ſo ſind Unglücksfälle an dieſer Stelle eben nichts ſeltenes. — Uebrigens iſt der Unkelſtein ſchwarzbräunlich von Farbe, von ungleicher Länge, ſehr hart, klingend, beträchtlich ſchwer, eiſenhaltig, und in den prismatiſchen Säulenſtücken von gleicher Dicke. Collini ſchließt aus der Menge von Schiefer in dieſer Gegend, daß er aus geſchmolzenem Schiefer entſtanden ſey. — Schauerliche Sagen von dem Unkelſteine, wie einſt von Scylla und Charybdis, ſind hier im Munde des Volks, beſonders der Schiffer.

Von Unkel bis zum Siebengebirg bildet der Rhein ein neues Becken; zu beiden Seiten breiten ſich freundliche Landſchaften aus. Auf der Ebene und am Abhange der Weinhügel liegen eine Menge Dörfer, und in einiger Entfernung ſteigt das Siebengebirg in die Wolken. Zur Rechten liegen Heiſter, Scheuern und Rheinbreitbach, zur Linken Oberwinter. — Rheinbreitbach hat zwei Kupferbergwerke, wovon das eine, der Firneberg oder die St. Joſephsgrube, das älteſte Bergwerk am Rheinſtrome ſeyn mag. Marienberg iſt der Name des zweiten. Auch die Lage des Dorfes iſt anſprechend. Es lehnt ſich an das Gebirg, und hat eine blühende Gemarkung, in welcher ein vorzüglicher Bleichart gewonnen wird.

Der Rhein theilt ſich hier in zwei Arme, und umſchlingt damit den Rolandswert. Dieſes Eiland enthält 160, das zweite 60 Morgen. Von einem Fels zur Linken blicken düſter die Ruinen von Rolandseck herab.

Die Ueberreſte des ſchwarzen Gemäuers mit einem noch erhaltenen gewölbten Bogen ſind auf der Rheinſeite von allem Buſchwerk entblößt, die übrigen Seiten aber mit Epheu und Geſträuch bedeckt. Roland, der Neffe Kaiſer Karls des Großen, ſoll dieſe Burg erbaut haben, um dem Mädchen ſeiner Liebe nahe zu ſeyn, welche in dem Kloſter, auf der unten liegenden Aue, den Schleier genommen hatte. Schiller hat dieſen ſchönen, romantiſchen Stoff einer ſeiner trefflichſten Balladen — dem Ritter von Toggenburg — zum Grunde gelegt, aber die Scene — man begreift nicht, warum — in die Schweiz verlegt. Die Ausſichten von Rolandseck herab ſind überaus ſchön. Um zu den Ruinen zu gelangen, ſchlägt man zuerſt den Fahrweg ein, der ſich weſtlich über den Berg ſchlängelt. Dann kommt man links in einen Fußpfad, der durch eine verwachſene Schlucht vollends hinanführt. Am Fuße liegt ein Weiler von 250 Seelen.

Auf dem anmuthigen Rolands- oder Nonnenwert (Werd, Werder, Inſel) iſt ein Frauenkloſter, welches, wegen ſeiner ſchönen Lage, in der Kaiſerin Joſephine eine Erhalterin gefunden. Schon Friedrich 2 ſtiftete im J. 1120 hier einige Zellen, welche ſich ſpäter in ein prächtiges Gebäude verwandelten. Der Grafenwert liegt rechts und iſt von der Rolandsaue nur durch einen ſchmalen Arm des Rheins getrennt. Es iſt eine blühende Meierei. Der Strom nimmt hier einen raſchern Lauf, und die Stelle wird von den Schiffern Gottes Hülfe genannt.

Zwiſchen Rolandswerth und dem jenſeitigen Flecken Honnef lag noch eine andre Inſel, der Grafenwert, welche jedoch vor mehreren Jahren, von dem berühmten Wiebeking, mit dem rechten Rheinufer verbunden wurde.

An der Höhe von Honnef ſind einige Blei- und Kupfergruben, und etwas weiter abwärts liegt, im Schatten des Siebengebirgs, Rönnesdorf. Das majeſtätiſche Siebengebirg, welches ſich von da bis Königswinter hinzieht, hat ſeinen Namen von den ſieben hohen Kuppen, die aus der ganzen Bergreihe weit hervorragen. Auf ſeinem höchſten Gipfel iſt eine Spitzſäule, zum Andenken des Rheinübergangs der Deutſchen im J. 1814, errichtet. — Mit dieſen Maſſen endigt ſich die Gebirgskette, welche durch Thüringen, Fulda und die Wetterau bis an den Rhein ſtreicht. Der ſteilſte von den Siebenbergen iſt der Drachenfels, der vom Ufer ſich wie eine koloſſale Wand erhebt, und deſſen Burgruinen wie Werke der Sculptur daſtehen. An dem ſüdweſtlichen Abhang, in der untern Hälfte, bemerkt man die enge aber hohe Oeffnung einer Höhle, worin, der Sage nach, der Drache hauſ'te, welchen der hörnerne Siegfried erſchlug. Es gibt einen zweiten Drachenfels, anderthalb Stunden von Dürkheim an der Haardt, mit derſelben Sage von dem berühmten Drachentödter. Es würde eitle Mühe ſeyn, dieſe Mythe auf einen hiſtoriſchen Urſprung zurückführen zu wollen, wenn gleich Siegfried ſelbſt eine hiſtoriſche Perſon ſeyn mag. Der Drache ſelbſt iſt wohl eines der älteſten Symbole, und er hängt überall mit jenen geheimnißvollen Aepfeln zuſammen, die Hercules aus den Gärten der Heſperiden raubte, deren Genuß nach der Moſaiſchen Urkunde den Tod brachte, und welche, in der Hand der Nordiſchen Iduna, Unſterblichkeit, bei der Samothraciſchen Göttin der Unterwelt aber heilige Kenntniſſe bedeuteten. Erwägt man hierbei, daß der Drachenfels bei Dürkheim, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine Opferſtätte der Druiden geweſen, ſo gewinnt man eine, keineswegs gewagte Vermuthung über die Einwanderung jener Sage in unſer Vaterland, wo ſie ſpäter eine Umbildung erfuhr. — Die Beſitzer der Burg Drachenfels nannten ſich nach dem Fels. Im J. 1580 erloſch das Geſchlecht der Burggrafen von Drachenfels, und das Schloß kam durch Verheirathung der letzten Tochter, Apollonia, an Otto Waldpot von Baſſenheim. Oeſtlich verbindet ein Bergrücken, das Röpekämmerchen genannt, den Drachenfels mit der Wolkenburg. Dies iſt ein abgeſtumpfter Bergkegel deſſen Höhe auf 1482 rhein. Fuß angegeben wird. In ältern Zeiten hatte auch dieſer Berg ein Schloß, welches häufig in Nebel und Wolken gehüllt ſeyn mochte, daher wohl ſein Name, Wolkenburg. Gegenwärtig iſt auf demſelben ein bedeutender Steinbruch. Die Steine werden in dem nahen Königswinter bearbeitet, und heißen deswegen Königswinterſteine, mitunter auch Grauſteine. Sie werden meiſtens nach Bonn, Köln, Düſſeldorf und noch weiter abwärts verſendet. Kaiſer Heinrich 5 zerſtörte die Wolkenburg nebſt Drachenfels und Rolandseck. Erzbiſchof Friedrich 1 von Köln baute die Wolkenburg wieder auf, und ſtarb auch daſelbſt. — Der Stromberg hebt ſich rechts neben dem Drachenfels empor, und kehrt ſeine Stirne dem Rheine zu. Er wird auch Petersberg genannt, von einer kleinen, hier ſtehenden Kapelle, welche dem heil. Petrus geweiht iſt. Im J. 1134 ſiedelten ſich einige Eremiten vom Auguſtinerorden auf dem Berge an. Im J. 1158 verſetzte der Erzbiſchof Philipp von Heinsberg Ciſterzienſer aus dem Kloſter Himmerode in der Eifel dahin, welche jedoch nach wenigen Jahren den unwirthbaren Stromberg wieder verließen, und ſich in dem benachbarten, anmuthigen Thale Heiſterbach anbauten. — Hinter dieſen drei Bergen, und etwas weiter vom Rhein ab, liegen der Löwenberg (1896 rhein. Fuß hoch), der Nieder- oder Nonnenſtromberg, der Oelberg (1527 Fuß hoch) und der Hemmerich. Auf allen bemerkt man Trümmer alter Schlöſſer. Einige derſelben ſoll Kaiſer Valentinian im J. 368 errichtet haben. Auf der Löwenburg und dem Hemmerich wohnten Edle von Heinsberg; der letzte dieſes alten, berühmten Geſchlechts ward in einer Fehde gegen den Biſchof von Köln, im Amt Leghenich erſchlagen, und eine Kreuzſäule bezeichnet noch die Stätte ſeines Falls.

Unter dem Siebengebirg bildet ſich, auf dem linken Ufer, eine neue, reizende Landſchaft; der Rhein geſtaltet ſich wieder zu einem See — das Ufer erhebt ſich allmählig und die Wohnungen von Oberwinter ſpiegeln ſich in dem Fluß, oder liegen an den Abhängen der dahinter weglaufenden Berge. Mehrere freundliche Thäler ziehen ſich zu beiden Seiten hin. Ringsum iſt eine herrliche Vegetation. — Auf dem rechten Ufer reiht ſich Königswinter hin, am Fuße von drei Weinhügeln: der Halde, des Sauerbergs und des Hardbergs. Die Ausſicht von dieſen Höhen iſt reizend — man erblickt Godesberg mit ſeinen Ruinen, die Stadt Bonn, und, bei heiterm Himmel, das vielthürmige Köln.

Die Entſtehung von Königswinter mag wohl in die Zeit fallen, wo Kaiſer Valentinian auf dem Löwenberg und Stromberg Kaſtelle anlegen ließ. Als ſpäter, um 446, der Frankenkönig die Römer von da verdrängte, ohne ſogleich über den Rhein gehen zu können, ſoll er ſich einige Wintermonate hier aufgehalten haben, und davon der Name Hiberna regia entſtanden ſeyn. Die Einwohner von Königswinter beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Weinbau und Steinhauerarbeiten. Es ſind daſelbſt bei 10 Steinmetzmeiſter, deren jeder des Jahrs für 2000 Thaler Steine verſendet. — Die neuerbaute Kirche iſt unbedeutend. Bei den Pfarrakten befand ſich vormals ein Chorbuch von der Burg Drachenfels aus dem 12ten Jahrh., welches mancherlei Notizen von dem Geſchlechte gedachter Burggrafen enthielt, aber abhanden gekommen iſt. Gaſthöfe: Bei Mäurer und im Drachenfels.

Wer das Siebengebirg beſteigen will, der thue es von hier aus, und nehme ſich in Königswinter einen kundigen Führer. Die reichſte und intereſſanteſte Umſicht gewährt der Drachenfels, auf deſſen Kuppe (dem ſogenannten Platze) Luſthäuschen und Sitze angebracht ſind. Auch ſteht hier der erwähnte Obelisk, zum Andenken der braven Landwehrmänner, die im J. 1814, beim Rheinübergang der Verbündeten, den ſchönen Tod fürs Vaterland ſtarben. — Der Stromberg oder Petersberg gewährt von ſeiner Höhe gleichfalls eine ſchöne Ausſicht. Es iſt oben eine Kapelle, noch etwas angebautes Land und eine Bauernwohnung.

Nicht weit von Königswinter iſt das anmuthige Thal Heiſterbach mit den Trümmern der Kirche und Abtei. Vor wenigen Jahren wurden dieſe Gebäude um eine geringe Summe verkauft, zum Theil niedergeriſſen, und die Steine auf dem Rhein weggeführt. Nicht ohne ein Gefühl von Unmuth ſieht der Wanderer die Ueberreſte der herrlichen, aus Quadern im 12. Jahrh. erbauten Kirche.

Auch am Stromberg zieht ſich ein ſchönes Thal hin, wo die Meierei Pfaffroth mit Gartenanlagen und Spaziergängen liegt.

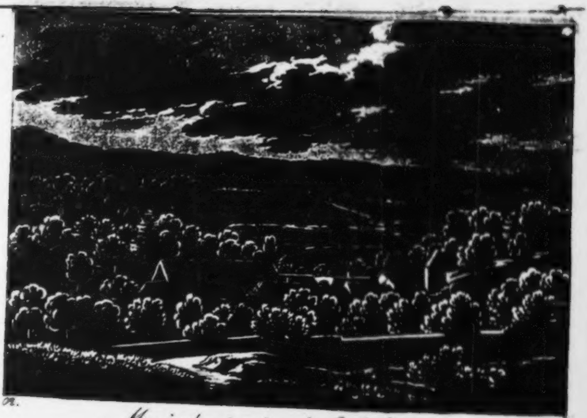
Jeden Morgen fährt von Königswinter ein Nachen nach Bonn. Die Perſon zahlt 3 Stüber. Für 30 St. erhält man einen eigenen Nachen. Auch kann man von hier mit dem täglich vorüber fahrenden Mainzer Poſtſchiffe nach Köln kommen. Oft auch fahren von da Schiffe mit Wein, Früchten, Steinen ꝛc. nach Koln, Düſſeldorf, Neuß und Weſel ab.

Mit Königswinter endigt das eigentliche Rheinthal, welches bei Bingen ſeinen Anfang nimmt. Die Berge weichen nun, zu beiden Seiten, tiefer zurück, der Strom erweitert ſein Bett, und nimmt ſeinen Weg an volkreichen Städten hin. — Zur Rechten hat man jetzt die Dörfer Dollendorf und Oberkeſſel, hinter welchen ſich, in einer Entfernung von drei Stunden, die Abtei Siegburg auf einem Hügel erhebt. Links erſcheint Mehlem, in deſſen Nähe der Roderberg, einer der intereſſanteſten ausgebrannten Vulkane des Niederrheins liegt, und weiterhin ſieht man Römersdorf und Plittersdorf — zugleich ragt der Godesberg hervor, mit den herrlichen Ruinen des alten Römerkaſtells. Seinen Namen hat der Berg wohl ſchwerlich von einem ehemaligen Wodans- oder Merkur-Tempel *), ſondern vielmehr von dem Goding oder Gaugericht, welches im Mittelalter daſelbſt gehalten worden. Die Ruinen ſind, zum Theil, ſichtbar genug, Ueberreſte eines Römiſchen, wahrſcheinlich vom Kaiſer Julian erbauten Kaſtells. Schon die Volksſage deutet darauf. Dieſe erzählt: Es ſey in uralter Zeit ein fremder König mit einem großen Kriegsheer in dieſe Gegend gekommen; der König habe mit den böſen Geiſtern ein Bündniß gehabt und ihnen einen Tempel gebaut und Menſchenopfer gebracht. Durch die Gewalt der böſen Geiſter habe er am Rhein geherrſcht bis zur Ankunft der erſten chriſtlichen Prieſter, welchen er und die ihn ſchützenden hölliſchen Mächte nicht hätten widerſtehen können. — Man erkennt leicht in dieſem Märchen den abtrünnigen Julian, der auch in der That mit ſeinen Legionen hier gelagert war.

Im J. 1210 erbaute der Erzbiſchof Theodorich von Köln auf den Ruinen des Römiſchen Kaſtells ein feſtes Schloß. In dem berühmten Kriege, den der Uebertritt des Erzbiſchofs Gebhard von Köln zum Proteſtantism und ſeine Heirath mit der ſchönen Gräfin von Mansfeld veranlaßte, legte derſelbe eine aus Holländern beſtehende Beſatzung hinein. Die Truppen des neuen Biſchofs Ernſt, aus dem Bayerſchen Hauſe, ſprengten die Veſte durch Pulver im J. 1593. — Die Ausſicht von dem Go-

---

*) Der erſte hatte gar keine Tempel, und der andere hatte die ſeinigen nicht auf Bergen.



a.

Marienforst près de Godesberg
(ancien couvent)

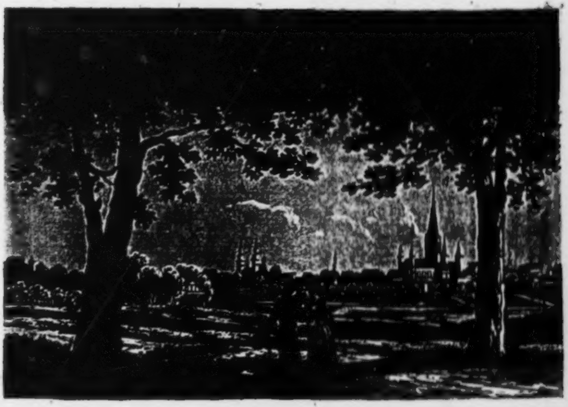
[illegible]

desberge iſt eine der ſchönſten, mannichfaltigſten und ausgebreiteſten, beſonders von dem Thurme, auf deſſen Höhe eine Treppe führt. Der Reiſende verſäume nicht, ſich dieſen Genuß zu verſchaffen.

Am Fuße des Schloßbergs liegt das Dorf Godesberg, von ohngefähr 1800 Einwohnern. Der Ort wird häufig beſucht wegen ſeines, unter dem Namen der Draitſcher Quelle bekannten, Geſundbrunnens. Die Anlagen ſind ſchön und bequem, die Gaſthöfe gut, und ringsum iſt eine herrliche Natur.

Von Godesberg ſind es $^{5}/_{4}$ Stunden bis Bonn. An der Straße ſteht das ſogenannte Hochkreuz, ein gothiſches Monument, welches Walram von Jülich, Erzbiſchof zu Köln (1331—1349) von Steinen des Drachenfels erbauen ließ. — Dem Kreuze gegenüber, ohngefähr ¼ Stunde von der Heerſtraße, liegt Friesdorf, am Fuße einer freundlichen Hügelreihe, welche ſich vom Godesberg bis tief ins ehemalige Roerdepartement hinzieht. Der Ort verdient wegen der in ſeiner Nähe angelegten, großen Bergwerke, die ſich unter dem Rhein auf das rechte Ufer ziehen, bemerkt zu werden. H. Nöggerath verdankt man die Entdeckung des Alaungehaltes in den Braunkohlen von welchen daſelbſt ungeheure Lager vorkommen. Von Godesberg führt der Weg an der Seite eines mit ſchattigen Bäumen beſetzten Bachs bis eine Viertelſtunde von Bonn, und alsdann zwiſchen Weingärten hin bis an das Thor der Stadt. Unter dieſen Gärten zeichnet ſich beſonders die herrliche Vinca domini aus. An ein Luſthaus, das die Form eines Achtecks und einen geräumigen Saal hat, reihen ſich freundliche Gänge von Weinreben. Die Ausſicht iſt entzückend.

Bonn, ehemals die vierte kurfürſtliche Reſidenz am Rhein, war in den älteſten Zeiten eine Niederlaſſung der Ubier. Druſus Germanicus ſchlug hier eine Brükke über den Rhein, und errichtete ein Kaſtell, welches ſpäter von Julian erweitert ward. Beim Tacitus und Florus kommt ſie ſchon unter dem Namen **Bonna** und **Bonnensia castra** vor. Die Stadt wurde zweimal von den Normännern zerſtört; als aber Helena, die Mutter Konſtantins des Großen, das Münſter erbauen ließ, erhoben ſich bald wieder neue Häuſerreihen um die Kirche, welche Konrad von Hachſtedten im J. 1240 mit Mauern umgab. Die Geſchichte von Bonn hat einige wichtige Momente: Hier wurde im J. 921 der denkwürdige Bund zwiſchen Heinrich dem Finkler und Karl dem Einfältigen von Frankreich auf dem Rheine beſchworen. Einige Jahre ſpäter (um 942) war in Bonn, unter Erzbiſchof Wichfried, eine Kirchenverſammlung. In den Jahren 1254—1256 trat die Stadt der Hanſe bei, und im J. 1268 verlegte Kurfürſt Engelbert von Falkenburg, der wegen eines Bürgeraufſtandes Köln verlaſſen mußte, ſeine Reſidenz dahin. Kaiſer Karl 4 wurde daſelbſt vom Kurfürſten Walram gekrönt. — Traurig für Bonn wurde das Jahr 1583, wo der Erzbiſchof Gebhard, aus dem Hauſe der Truchſeſſe von Waldburg, die Gräfin Agnes von Manſfeld ehlichte. Ein Jahr darauf brach der ſchreckliche Krieg aus, welcher bis 1589 währte, und den größten Theil der Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelte. Im



Bonn

Universitäts- u. Landesbibliothek
Halle

J. 1673 wurde ſie von den vereinigten Holländern, Spaniern und Oeſtreichern abermals belagert und eingenommen, und im J. 1689 von Friedrich 3 von Brandenburg (nachherigem erſten Könige von Preußen) erobert. Im J. 1703 ging ſie an Marlborough über. Im J. 1717 ließ Kurfürſt Joſeph Clemens die an der Oſtſeite gelegenen Feſtungswerke ſchleifen, und legte den Grundſtein zum neuen Schloß, deſſen Bau ſein Nachfolger, Clemens Auguſt, fortführte.

Bonn iſt eine nicht große, aber heitere und freundliche Stadt von 1160 Häuſern und 10,000 Einwohn. Sehenswerthe Gebäude ſind: 1. Das ehemalige Reſidenzſchloß, jetzt der Sitz der Univerſität, deren Stiftungsurkunde vom 18. Oct. 1818 datirt. Die Façade des Gebäudes geht nach der ſchönſten Gegend um Bonn, welche links von dem Rheine und dem Siebengebirge, rechts von den freundlichen Höhen hinter Poppelsdorf begränzt wird. An das Schloß reihen ſich anmuthige Spaziergänge mit Caſcaden. Die Schloßkapelle iſt gegenwärtig zum proteſtantiſchen Gottesdienſt eingerichtet. 2. In dem geſchmackvollen Engliſchen Garten verdient beſonders der ſogenannte alte Zoll, oder die von den Franzoſen nahe am Rhein erbaute Baſtion einen Beſuch. Man hat von da einen herrlichen Ausblick auf den Rhein und das fruchtbare Uferland, auf das majeſtätiſche Siebengebirg, auf den Godesberg und Kreuzberg. 3. Die Münſterkirche. Schon die Kaiſerin Helena baute auf dieſer Stelle einen Tempel; der gegenwärtige ſcheint aus dem 12. Jahrh. Im Innern iſt die eherne Bildſäule der gedachten Kaiſerin bemerkenswerth, und ein Paar ſchöne Basreliefs von weiſſem Marmor, wovon das eine die Geburt, das andere die Taufe Chriſti vorſtellt. Das Innere iſt im letzten Jahre mit einigem Geſchmack wieder hergeſtellt worden, dabei aber ſchadhafte Stellen an den Denkmälern u. dgl. nicht ganz vortheilhaft reſtaurirt. — Die alte ehrwürdige Martinskirche, welche neben dem Münſter geſtanden, eine herrliche Rotunda aus der Römerzeit, wurde 1810, der Materialien wegen, abgebrochen. 4. Die neue Pfarrkirche zum heil. Remigius, ehemals die Minoritenkirche. Sie hat ein ſchönes Altarblatt von Joh. Spielberg, die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig oder Ludwig durch den heil. Remigius vorſtellend. 5. Das Stadthaus, im J. 1737 erbaut. Es dient auch der noch unter der Regierung des letzten Kurfürſten errichteten, muſterhaften Leſegeſellſchaft zum Locale. Jeder Fremde, der von einem Mitgliede aufgeführt wird, hat in dieſe Geſellſchaft Zutritt; man findet daſelbſt einige gute Gemälde. — Zu den ſchönen Privatgebäuden Bonns gehören: Die Höfe der Grafen von Belderbuſch und Metternich; das Rademacherſche Haus; der ſogenannte Engliſche Hof; das Nettekovenſche Haus mit ſeinem reitzenden Garten.

Schöne öffentliche Plätze hat Bonn nicht. Der angenehmſte und lebendigſte iſt der Markt, der ſich, in länglichter Form, vom Rathhauſe bis zur Sternenſtraße herabzieht. Er dient an Sommerabenden den Bonner Frauen zum Spaziergang. In der Mitte ſteht eine Pyramide mit einem Brunnen. — Der St. Remigiusplatz hat ſei-

nen Namen von der alten Remigiuskirche, welche hier geſtanden, und vor mehreren Jahren abgetragen worden. Er heißt auch der Römerplatz, von einem Römiſchen Siegesaltar, der ſich jetzt, in der Mitte des Platzes, auf einem aus Baſaltſäulen zuſammengefügten Fels erhebt. Dieſes Monument, welches einige Gelehrte für die ächte ara ubiorum halten, hat die Inſchrift:

Deae Victoriae Sacrum.

Auf der linken Seite iſt ein mit Axt und Meſſer bewaffneter Mann abgebildet, auf der rechten ein Jüngling, der in der einen Hand ein Gefäß mit einem Henkel, in der andern aber eine kleine Schüſſel trägt. Oberhalb dieſer Figur ſieht man eine Urne, und ein zweites Gefäß mit einer Handhabe. Auf der letzten Seite ſind oben drei Delphine, und unten ein Opferſtier. Die ganze Form dieſes Altars, ſeine Bildwerke, ſeine Bedeckung, die elegante Schrift — alles zeugt von ſeinem Römiſchen Urſprunge, und der Antiquar wird ihn unbedenklich dem Siegesaltar von Lyon zur Seite ſtellen, nur daß der hieſige drei Fuß höher iſt. H. Kanonikus Pik beſchenkte ſeine Vaterſtadt mit dieſem höchſt intereſſanten Denkmal, welches vorher in Blankenheim geſtanden. — Die übrigen öffentlichen Plätze der Stadt Bonn ſind: Der Münſterplatz, auf welchem, in ältern Zeiten, die Godinge oder öffentlichen Gerichte gehalten wurden, und der Vierecksplatz. Der letzte kann für den ſchönſten gelten, und iſt auch mit anſehnlichen Gebäuden umgeben.

Die hieſigen Fabriken liegen jetzt meiſt ſtill, und warten auf beßre Zeiten. Nur die Fabrik des H. von

tergegangen. Die neue Regierung hat ſie wieder ins Leben gerufen, und mit trefflichen Männern beſetzt. Auch die nöthigen Hülfsmittel ſind vorhanden, z. B. eine bedeutende Bibliothek nebſt andern Sammlungen, treffliche Anlagen in Poppelsdorf, u. ſ. w. Nur finden ſich die Studierenden hier etwas theuer.

*Gaſthöfe*: 1. Zum Stern: 2. zum Engel: 3. zum Karpfen: 4. zum Kölniſchen Hof; 5. zum neuen Keller: 6. zur Stadt Mainz.

Außer dem ſchon angeführten *alten Zoll* verdienen noch, in der Umgebung von Bonn, einen Beſuch:

*Poppelsdorf*, mit dem Schloſſe *Klemensruhe* und einem Garten, eine Viertelſtunde von der Stadt, und mit dieſer durch mehrere Baumreihen verbunden. Das Schloß hat in den letzten Kriegen etwas gelitten, iſt aber jetzt (etwas eilfertig) wieder hergeſtellt, und zu den Vorträgen über Medicin und Botanik eingerichtet. Ganz nahe liegt der Ort Poppelsdorf, deſſen Wohnungen ſich bis zum Kreuzberge hinziehen. Hier iſt eine ſehenswerthe Fayence- und Steingut-Fabrik, welche 70 Menſchen beſchäftigt. Auch beſitzt hier ein H. Wagner eine ſchöne Sammlung von Gemälden und Kupferſtichen.

*Gaſthof* bei Bruſſelbach.

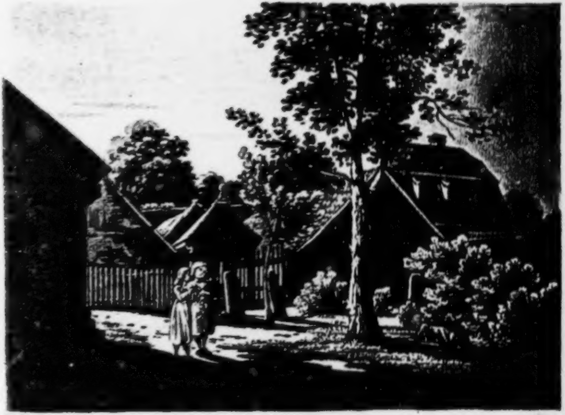
Hinter Poppelsdorf erhebt ſich der *Kreuzberg*, auf deſſen Höhe eine prächtige Tannenallee führt. Das Servitenkloſter iſt abgebrochen, aber die herrliche Kirche mit ihrer Marmortreppe und ihrem ſchönen Plafonds ſteht noch. Die Ausſicht nach dem Siebengebirg iſt entzückend. Auf dieſem Berge hatte im J. 1689 Kurfürſt

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, während der zerſtörenden Belagerung von Bonn ſein Hauptquartier.

Am Fuße von Poppelsdorf zieht ſich ein anmuthiges Thal hin, durch welches man nach Röttchen kommt, wo ehemals das ſchöne Jagdſchloß Herzogsfreude ſtand, das von den Franzoſen für 6000 Reichsthaler verkauft und abgebrochen wurde. Jetzt ſtehen einige Bauernhäuſer auf dem Platze. — Ein anderer, reizender Spaziergang, iſt nach der Baumſchule, wohin, vom Schloßgarten aus, eine Allee führt. Man erhält bei dem dortigen Pachter Erfriſchungen aller Art. Nicht weit davon liegt, in ſchöner Umgebung, das Dorf Endenich, wo die Gemälde- und Kupferſtichſammlung des H. Kanonikus Roth, ſo wie die Holländerei des H. Quink ſehenswerth ſind.

Roisdorf, eine Stunde von Bonn, am Fuße des ſich nach Brühl (eigentlich Bruil) hinziehenden Vorgebürgs, verdient gleichfalls einen Beſuch. Es iſt daſelbſt ein Schloß mit ſchöner Ausſicht und eine vorzügliche Mineralquelle, deren Waſſer dem Godesberger in ſo fern vorzuziehen iſt, weil es ſein kohlenſaures Gas feſter gebunden enthält, und daher ſich weiter verſenden läßt.

Der Alterthumsfreund hat bei Bonn nicht zu überſehen, daß der Rhein hier, in früherer Zeit, eine andre Richtung hatte. Ein Arm deſſelben nahm ſeinen Lauf längs dem Gebirge hin, nahe bei Poppelsdorf und Keſſenich vorbei, wo jetzt fruchtbares Ackerland iſt. Wahrſcheinlich bildete dieſer Arm ſich bei Godesberg, und vereinigte ſich bei Brühl wieder mit dem Hauptſtrome. An



Borden

dieſem Arm liegen zwei, auch jetzt noch für den Reiſenden intereſſante Orte, Transdorf (Traiansdorf, Villa oder castrum trajani) und das erſt genannte Brühl. Transdorf liegt ohngefähr eine Stunde von Bonn, und gegenwärtig über eine Stunde vom Rheine. Traian, der mit ſeinen Legionen in Köln lag, als er zum Kaiſer erwählt wurde, mochte zwiſchen Bonn und jener Stadt einige Kaſtelle erbaut, und einem davon ſeinen Namen gegeben haben. Noch ſieht man in Transdorf die Ueberreſte eines Römiſchen Thurms und andern Gemäuers. Vieles mag auch hier noch unter der Erde verborgen liegen, aber der Rhein hat dies Land ſo hoch angeſchwemmt, daß es vom Pfluge nicht erreicht werden kann.

Das Städtchen **Brühl** (Broilum oder **Brolium**) liegt 2 Stunden weiter, in einer ſchönen Gegend, und kann heutzutage vom Rhein aus nicht einmal mehr geſehen werden. Wahrſcheinlich führt die Römerſtraße von Köln nach Trier über Brühl. Der Ort zählt ohngefähr 2000 Einwohner. Im J. 1262 nahm Erzbiſchof **Engelbert** von Falkenburg, nachdem er aus Köln vertrieben worden, hier ſeinen Aufenthalt. — Siegfried von Weſterburg legte, 1284, gegen die Kölner ein feſtes Schloß zu Brühl an, zu deſſen Bau die noch übrigen Trümmer des Römerkaſtells verwendet wurden. Der Kurfürſt Gebhard von Mansfeld verlegte ſeine Reſidenz dahin. Zur Zeit des Erzbiſchofs Gebhard aus dem Hauſe Truchſeß hatte die Stadt ihre traurigſte Periode, indem ſie einigemal belagert und geplündert wurde. Der berühmte Kardinal Mazarin fand, nach ſeiner

Vertreibung aus Frankreich, auf dem daſigen Schloſſe eine Zuflucht. Kurfürſt Klemens Auguſt legte im Jahr 1725 den erſten Grundſtein zu dem prächtigen Palaſte Auguſtenburg, den Max Friedrich vollendete. Dieſes Schloß liegt an dem ſchönen Vorgebirge, welches bei Bonn vom Rhein zurückweicht, und ſich zwei Stunden von demſelben maleriſch hinreiht. Die Lage iſt vortrefflich, die Gegend umher eben ſo reitzend als fruchtbar. Ueber der Treppe des Schloſſes ſind herrliche Plafonds von Anducci und Carnioli. Im Innern vereinigt ſich ein edler Geſchmack mit häuslicher Bequemlichkeit. Große Weiher liegen um das Schloß, Schattengänge, Luſtgehölze, und ein Park, der ehemals mit Wild bevölkert war. In dieſem Park oder Thiergarten ſteht ein niedliches chineſiſches Gebäude. Ein Lindengang führt in einen kleinen Forſt, worin das ſchöne Jagdſchloß Falkenluſt mit einem Belvedere prangt.

Noch iſt zu bemerken, daß, in den letztverfloſſenen Jahren, in den Umgebungen Bonns intereſſante Nachgrabungen nach Römiſchen Alterthümern vorgenommen wurden, deren befriedigendes Reſultat das Jahrbuch der Univerſität Bonn bekannt macht.

Bei Bonn gewinnt der Strom wieder einen ſchnellern Lauf. Der Stadt gegenüber hat man Beuel, und etwas tiefer, gleichfalls zur Rechten, Schwarzrheindorf. Hier war ſonſt ein Stift für adeliche Frauen, welches urſprünglich ein Nonnenkloſter vom Benedictinerorden geweſen. Kurfürſt Arnold 2, ein Graf von Wied, der auch Kaiſer Friedrich 1 und deſſen Sohn

Heinrich krönte, war Stifter des beſagten Kloſters. Er ſtarb 1156 und liegt in der daſigen Kirche begraben. Eine kleine Strecke davon, landeinwärts, liegt Vilich, das alte Velike, mit einem ähnlichen (aufgehobenen) Stift, welches um 985 von Megingoz, einem Grafen von Geldern und ſeiner Gemahlin Gerbirg (einer Tochter Gottfrieds, Grafen von Ardenne) als Frauenkloſter errichtet worden.

Eine halbe Stunde unter Schwarzrheindorf, auf dem rechten Ufer, ergießt ſich die Sieg (Segus) in den Rhein. Dieſer kleine Fluß ſchwillt oft von Bergwaſſern an, und ſucht ſich dann faſt immer einen neuen Weg. Er enthält viele Lachſe, manche von 30—50 ℔. Seinen Namen trägt auch ein 2 St. von Bonn entlegenes Städtchen und eine ehemalige Abtei. Das Städtchen Siegburg zieht ſich am Fuße eines iſolirten, hohen Bergs hin, deſſen Gipfel das anſehnliche Kloſter Siegburg und eine ſchöne Kirche krönen. Merkwürdig iſt in der dortigen Reliquienkapelle das Grab des heil. Anno, der 1075 ſtarb, und auf welchen wir den berühmten alten Lobgeſang beſitzen, welchen Opitz zuerſt bekannt machte.

Zu Anfang des 11. Jahrh. ſtand auf dieſem Berg ein feſtes Schloß, welches der Beſitzer, ein Pfalzgraf Heinrich, um 1060, dem Erzbiſchof Anno, aus dem Schwäbiſchen Hauſe Sonnenberg, zum Geſchenk machte. Anno verwandelte das Schloß in eine Benedictinerabtei. Der Berg mag ⅓ St. im Umkreiſe haben, und iſt großentheils mit Weinreben bepflanzt. Die Ausſicht von da iſt herrlich — man ſieht den Rhein vor ſich, vom Siebengebirge bis nach Köln. Hügel und Thäler,-Auen und Berge wechſeln im ſchönſten Gemiſche; von allen Seiten rinnen Waldbäche und Flüſſe dem Rheine entgegen; Städte, Flecken und Dörfer zeigen ſich in den reizendſten Umgebungen. — Der Mündung der Sieg gegenüber erſcheint Graurheindorf, mit einem ehemaligen Frauenkloſter. Hier ergießt ſich die Roes in den Rhein. Am rechten Ufer liegt die Inſel Graupenwerth, wo die Holländer im J. 1620 eine Schanze erbauten, die ſie die Pfaffenmütze nannten. Zwei Jahre darauf wurde ſie von den Spaniern genommen, und erhielt den Namen Iſabellenſchanze.

An der öſtlichen Rheinſeite hat man jetzt Bergheim und Mondorf, wo die Sieg ehedem ihre Mündung hatte, und nun mit einemmale ſieht man ſich von den erhöhten, mit Weiden beſetzten Ufern eingeſchloſſen, und glaubt ſich in einer Holländiſchen Gegend, auf einem Kanale zu befinden. Die Berge ſind verſchwunden, und mit ihnen die Reize des Rheinthals.

Angenehmer iſt darum von Bonn nach Köln die Landreiſe. Die Heerſtraße liegt ziemlich hoch. Links zieht ſich eine blühende Feldmark hin, die ſich an weinbepflanzte Höhen lehnt, zur Rechten hat man das Land der Berge (das Großherzogthum Berg) vor ſich. An einzelnen Stellen wird der Rhein ſichtbar, oder man erblickt wenigſtens Maſten und Segel, die ſich auf dem Lande fortzubewegen ſcheinen.

Nicht weit vom Fluſſe, am linken Ufer, erſcheinen die freundlichen Dörfer Herſel, Udorf mit ſeiner

Windmühle und Widdig. Zur Rechten ſieht man Rheid und Niederkaſſel zwiſchen Weingärten und Saatfeldern. Jetzt hat man, beim Rückblick, noch immer das Siebengebirg im Auge, aber bei dem etwas tiefer am linken Ufer ruhenden Dorfe Urfel macht der Rhein eine Wendung, und es verliert ſich. Doch tritt es noch einigemal, bei Krümmungen des Fluſſes, auf Augenblicke hervor. In geringer Entfernung von Urfel, am jenſeitigen Ufer, liegt Lülsdorf, wo Kaiſer Friedrich 3 einen Zoll anlegte. — Bei den an der weſtlichen Rheinſeite liegenden Dörfern Ober- und Nieder-Weßling, mehr aber noch bei Godorf, wendet ſich der Strom rechts, und bildet einen See, an welchen ſich eine ſchöne Landſchaft anſchließt. Schön tritt das 5 Stunden entfernte, ehemals Pfälziſche Luſtſchloß Bensberg hervor, wo ſich ſonſt eine kleine, aber erleſene Sammlung meiſt niederländiſcher Gemälde befand, die nach München gebracht wurde. — Der Dörfer werden noch weniger am Ufer. Zur Linken liegen noch Sürth und Weiß, zur Rechten Langen, Ober- und Nieder-Zündorf. Die Ufer verflächen ſich zuſehends, und es erſcheinen verſchiedene anmuthige Landſchaften.

Zündorf, 2 Stunden dieſſeits Köln, iſt bedeutend durch ſeinen Speditionshandel. Es verſendet nach dem Oberrhein Colonialwaaren und viele Produkte und Fabrikate des gewerbſamen Bergiſchen Landes, und nach dem Niederrhein hauptſächlich Weine, die es aus den obern Rheingegenden und von der Moſel bezieht.

Wenn man dem links gelegenen Dorfe Rodenkirchen, wo eine ſchöne Gartenanlage iſt, und dem rechts zwiſchen Weidenpflanzungen verſteckten Poll nahe kommt, erſcheint Köln, mit ſeinen zahlreichen Thürmen und Maſten, und ſeinen aus Tufſteinen und in der untern Hälfte aus Baſaltblöcken beſtehenden Mauern, herrlich vor dem Blick des Reiſenden.

Köln, einſt eine der blühendſten Städte Deutſchlands, bildet am linken Ufer einen Halbzirkel, deſſen Buſen der Rhein beſpült, und der zwei und eine halbe Stunde im Umfange hat. Die Sehne deſſelben, längs dem Strome, von dem Bayenthurme oberhalb der Stadt, bis an das Thürmchen unterhalb derſelben, iſt beinahe eine Stunde lang.

Ihren Urſprung verdankt dieſe merkwürdige Stadt dem Römiſchen Standlager, welches Marcus Agrippa auf dem Saume des Hügels aufſchlug, der ſich von der St. Mergenkirche bis zu dem Mariegredenplatz hinzieht, und an der Seite, wo jetzt die Straße Obenmauern (das alte Rheinufer) ſteht, von einem Arm des durch eine lange Inſel getheilten Rheins beſpült wurde. Auf den beiden Endpunkten baute man, in chriſtlichen Zeiten, zwei Marienkirchen. Die erſte, weil ſie den Ort einnahm, wo unter den Römern das Kapitol geſtanden, erhielt den Namen: St. Maria in capitolio, und ſo heißt ſie noch heut zu Tage in der Kirchenſprache; die zweite aber, zu welcher ſehr viele Stufen führten, nannte man St. Maria ad gradus, woraus, in der Volksmundart, Mariengreden geworden. Die letzte Kirche wurde, wegen Baufälligkeit, niedergeriſſen, und dadurch für die hintere Seite des Doms eine ſchöne, freie Anſicht gewonnen.

Aus dem angeführten Römerlager entſtand die Hauptſtadt der Ubier, welche früher an der Oſtſeite des Rheins gewohnt, und unter Agrippa auf das linke Ufer verſetzt worden. Dieſes Oppidum ubiorum wurde ſpäter durch eine Römiſche Kolonie vergrößert, welche Claudius, ſeiner Gemahlin Agrippina zu Liebe, hierher führte, und von ihr den Namen Colonia Agrippina erhielt. Sie war, während der Feldzüge ihres Vaters Germanicus, in der Stadt der Ubier geboren worden. Ueberhaupt erſcheint das alte Köln öfter in der römiſchen Geſchichte. Vitellius wurde daſelbſt zum Kaiſer ausgerufen, und Trajan war hier kaiſerlicher Legat, als ihn Nerva zum Mitregenten ernannte. Von den ſogenannten Tyrannen hielten ſich mehrere in Köln auf, und Sylvan wurde in dieſer Stadt zum Kaiſer ausgerufen und (in der Severinskirche) ermordet.

Schon als Sitz der Ubier hatte Köln ſeine Mauern. Durch die Römer wurde der Ort ungemein erweitert, und in der Form eines irregulären Vierecks abgeſchloſſen. Die damaligen Gränzen laſſen ſich noch genau beſtimmen. Die Linie von dem Bayenthurme, den Rhein abwärts bis zur Pforte der Trankgaſſe, machte die öſtliche Länge u. Rheingränze. Ober dieſer Pforte iſt der Frankenthurm, deſſen Namen ſeine Erbauer andeutet, und an der, dem Rheine zugekehrten Seite deſſelben ſind einige halberhabene, ſehr verwitterte Bilder eingemauert, welche Franken vorſtellen ſollen. Hier bauten die Franken aus der Zerſtörung wieder auf. Geht man von hier durch die Trankgaſſe zu dem Stifte St. Andreas, ſo hat man die alte Stadtmauer, auf welcher der Dom zum Theil ſteht, zur Linken, und die hier ſtehende Pfaffenpforte ſoll bei den Römern porta flaminea und porta paphia geheißen haben. Dieſes Thor trägt noch die Inſchrift: C.C.A.A.(Colonia.Claudia.Agrippina.Augusta.) Nimmt man von da den Weg nach dem Zeughauſe, ſo ſieht man zur Linken ein ehemaliges Kloſter, das Auf der Burgmauer heißt. Bis zum Zeughauſe iſt die Richtung weſtlich. Hinter demſelben dreht ſich die Mauer ſüdlich, verliert ſich eine kleine Strecke weit, erſcheint aber wieder, wo die Ehrenſtraße anfängt. Dieſen Namen trägt die Straße von der noch vorhandenen Ehrenpforte. Dieſe Pforte und die Straße, ſo wie alles, was rechts von dem Wege liegt, gehört zu dem neuern Köln. Von gedachter Pforte zog ſich die Mauer noch immer ſüdlich nach dem Apoſtelſtift, und zwar mitten über die Straße, die von der Ehrenpforte zum genannten Stifte führt. Von dem Stifte lief die alte Gränze noch immer ſüdlich fort, bis an die Griechpforte; ihre Richtung von da war öſtlich geradezu nach dem Rhein, wo die jetzige Rheinpforte ſteht. In den Gärten der Häuſer auf der Bachſtraße, noch mehr aber in der zur alten Mauer genannten Nebenſtraße, finden ſich noch manche Spuren der Römiſchen Stadtmauer. Zwiſchen dieſer Gränze und der vormaligen Karthauſe, alſo im ſüdweſtlichen Theil des neuern Köln, heißt eine große, aus Gärten beſtehende Strecke, das Martinsfeld, wahrſcheinlich bei den Römern das Marsfeld.

Am Rheine hatte die Stadt zu den Zeiten der Römer auch ein anderes Anſehen, denn die Abtei zum heil. Martin lag früher auf einer Inſel, und die Kunibertskirche ſoll im alten Bette des Rheins ſtehen.

Köln blieb die Hauptſtadt in dem untern Theile des Rheiniſchen Galliens, bis die Ufer-Franken (Ripuarii) um 462 ſich der Gegend bemeiſterten. Doch ſind von den ehemaligen Weltbeherrſchern wenige Denkmäler mehr vorhanden. Der Burghof mag vielleicht die Stelle bezeichnen, wo die Römiſchen Kaiſer ihren Palaſt hatten, und wo ſpäter auch Fränkiſche Könige zuweilen wohnten. Von den Statuen, Säulen, Inſchriften u. ſ. w. wurde wohl manches nach Ingelheim gebracht, um dort die Pfalz Karls des Großen auszuſchmücken. Vieles kam wohl auch in die Kirche nach Aachen, und mehreres ging in dem Hunnenzuge zu Grunde. An dem nämlichen Platze, wo der Tempel und die Römiſche Marspforte war (jetzt obere Marktpforte genannt), liest man eine ſehr bezeichnende Inſchrift, und noch im J. 1655 ließ dort der Magiſtrat eine Statue des Mars zum Andenken des gedachten Tempels aufſtellen. Das ehemalige Kloſter Mommersloch hieß vielleicht einſt lacus Mummi. Dies ſoll der Name einer von den 15 Familien geweſen ſeyn, welche unter Trajan von Rom nach Köln zogen. Auch erhielt ſich in dieſer Stadt, bis zur Franzöſiſchen Beſitznahme, das Patriciat, die Toga der Konſuln, die Lictoren ꝛc.

Nicht minder ſprechen ein lautes Zeugniß für den langen Aufenthalt der Römer die Ueberreſte jener merkwürdigen, von Köln bis Trier ſich erſtreckenden, unterirdiſchen Waſſerleitung. Der nächſte Zweck derſelben blieb den Alterthumsforſchern bis jetzt unentziffert. Man kann ſolche noch an vielen Stellen auf bedeutende Strecken durchkriechen. Keineswegs kann es alſo eine Straße geweſen ſeyn, wie einige vermuthen, und wogegen der dicke, ſchichtenweiſe Anſatz von Waſſerſtein ſtreitet. Wohl mag ſich aber ein Weg längs der Waſſerleitung hingezogen haben. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt übrigens die Meinung Anderer, daß die Trierer durch dieſen Kanal ihre Weine nach Köln geleitet haben ſollen. Die erſte Spur dieſes Aquaducts findet man am Schleifkotten, nahe bei Köln, dann geht er auf Effern, Hermülheim, Fiſchenich, Biſchofmaar, Lohemühl, gegen Brühl über, Walberberg, Rendorf, Martinsdorf, Nösberg, Kadorf, Hemmerich, Waldorf, Brenig, Buſchdorfer Hof, Hoverwald hinter Alfter, Buſchhoven, Morenhoven, Wingarden, Antweiler, Satzſey, Burgſey, Münſtereifel, Eiſenſey, Weyer, Kall, Heiſter, Kaldenich, Steinfeld, Marmagen, Schmittheim, Mitterwald, Bedburg, Waſſerbillich und Trier. — Kaiſer Konſtantin baute bei Köln eine Brücke mit ſteinernen Pfeilern über den Rhein, wovon bei kleinem Waſſerſtande noch einige Ueberreſte bemerkbar ſind.

Clodowich ward im J. 508 in dieſer Stadt zum Könige der Franken ausgerufen. Pipin, der Sohn Karl Martels, wurde aus einem Herzoge der Kölner ebenfalls Fränkiſcher König. Im 1., nach andern aber im 4ten Jahrh., ſoll der heil. Maternus ſchon hier Biſchof geweſen ſeyn. Agilolph 2 erhielt im J. 747 zuerſt die erzbiſchöfliche Würde. Unter Gunthar und Willibert, von 850 bis 890, litt Köln traurige Verwüſtungen von den Normännern. Im 10. Jahrh. vereinigte Otto der Große die Stadt mit dem Deutſchen Reiche, verlieh ihr viele Freiheiten, und übergab ſie dem Schutze ſeines Bruders Bruno, Erzbiſchofs von Köln, und Herzogs von Lothringen.

Ihre bedeutendſte Vergrößerung erhielt die Stadt durch Erzbiſchof Philipp von Heinsberg im J. 1186 — weil die Bevölkerung ſehr im Steigen war und K. Friedrich 1 ſie zu überziehen drohte. Die Vorſtädte, worin die bedeutenden Stiftskirchen und Abteien St. Severin, Pantaleon, Georg, Mauritius, zu den Apoſteln, Gereon, Urſula und Kunibert lagen, wurden mit der Altſtadt verbunden; man zog einen Graben, warf einen Wall auf und führte den Rhein um die Befeſtigungen. Die jetzigen Mauern, Thürme und Thore aber ſind ein ſpäteres Werk aus der Zeit der heftigen Kriege mit den Erzbiſchöfen gegen Ende des 13. Jahrh. Der Umfang der Stadt beträgt 6182 Schritte, jeden zu 3 Fuß gerechnet; ſie hat 83 Thürme und 13 große Thore.

Im Mittelalter war Köln ſehr bedeutend und eine Hauptſtütze der mächtigen Hanſe. Die Stadt konnte damals über 30,000 wehrhafte Männer ſtellen, und von ihren Reichthümern zeugten 11 Stifter, 58 Klöſter, 19 Pfarrkirchen, 49 Kapellen, 16 Spitäler, die ihre Entſtehung dem Wohlſtande und der frommen Geſinnung der Einwohner zu verdanken hatten. Gegenwärtig mag die Zahl der Kirchen und Kapellen ſich noch auf 30 belaufen.

Im 15. Jahrh. ſchon litt Köln großen Nachtheil durch den aufſtrebenden Gewerbfleiß von Brabant und Flandern, noch mehr aber ſpäter durch den Umſchwung des Seehandels und das Aufkommen von Holland. Im J. 1425, auf den Bartholomäustag, wurden alle Juden verbannt. Zu einer andern Zeit ließ die Obrigkeit, bei einem Aufſtande der Wollenweber, 1700 Webſtühle verbrennen, und die Eigenthümer wanderten nach Aachen, Verviers, Eupen u. ſ. w. aus, wo ſie die noch immer blühenden berühmten Tuchmanufacturen gründeten. Im J. 1618 verjagte der Magiſtrat ſämmtliche Proteſtanten; dadurch wurden 1400 Wohnungen leer, deren Beſitzer ſich in Mülheim, Düſſeldorf, Elberfeld, Krefeld, Sohlingen und anderwärts niederließen.

Seit dem 6. Octob. 1794 ſtand die Stadt unter Franz. Botmäßigkeit, und war der Hauptort des Bezirks von Köln. Am Felixtag 1814 ward ſie von den Ruſſen eingenommen. Jetzt iſt hier der Sitz der königl. Preußiſchen Regierung der Herzogthümer Jülich, Berg und Cleve.

Köln umſchließt ohngefähr 7400 Häuſer, und mag 58,000 Einwohner zählen. Vor der Franzöſiſchen Beſitznahme lebten 12,000 Bettler hier; dieſe hatten ihre beſtimmten Plätze, welche ſich auf die Kinder vererbten. Die Franz. Verwaltung wehrte dem Unfug ſo ziemlich, aber jetzt ſcheint das ekelhafte Gewerbe wieder in Gang zu kommen, obgleich die gegenwärtige Polizei, unter dem Director von Struenſee, muſterhaft genannt werden kann. Der Untergang ſo mancher Fabriken mag wohl eine Menge Menſchen brodlos gemacht haben.

Bevor die Franzoſen ſich des linken Rheinufers bemächtigten, mochte die Zahl der geiſtlichen Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich in Koln über 2500 belaufen. Die der Bürger war 6000, iſt jetzt aber weit ſtärker. Mehr als der vierte Theil der Stadt beſteht aus Wein- und Küchengärten, die meiſt in dem Bezirk der ehemaligen Stifter liegen, wie ſie denn auch größtentheils Eigenthum derſelben waren.

Die Einwohner haben viel Eigenthümliches in Sprache, Sitten und Phyſionomien. Alles deutet an, daß ſie Abkömmlinge fremder Koloniſten ſind.

Die ſchönſten öffentlichen Plätze ſind: Der mit Lindenreihen beſetzte Neumarkt, der Heumarkt und der Altmarkt. Auch verſchiedene Straßen ſind breit, licht und angenehm, viele aber im höchſten Grade unfreundlich. Die Häuſer erinnern meiſt an vergangene Jahrhunderte, doch zeichnen ſich auch manche durch moderne Schönheit aus. Unterdeſſen wird gegenwärtig viel gebaut, und zumal hat man angefangen, einige alte Kirchen wieder herzuſtellen, wie z. B. St. Maria in Capitolio, wo man ein Bild von Dürer gefunden, aus des Meiſters früherer Zeit, aber von großer Farbenpracht. An der Kirche der Apoſtel wurden gleichfalls zweckmäßige Reparaturen vorgenommen, die Fenſter mit Gemälden verſehen, ein antiker Altar aufgeſtellt ꝛc. Uebrigens gehört das Vervielfältigen der Altäre, und das Behängen der Wände mit Bildern, zum Theil ohne allen Werth, unter die Mißgriffe, wozu der falſche Geſchmack und kindiſche Ehrfurcht für alles, was Spuren des Alterthums trägt, nur zu oft verleitet.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt verdient der Dom die erſte Stelle, und iſt, obgleich unvollendet, doch immer eines der herrlichſten Werke altdeutſcher Baukunſt. Die Originalzeichnungen der Hauptfacade im Grund und Aufriß, welche der, leider! unbekannte Baumeiſter dieſes herrlichen Tempels auf 13 Fuß großen Pergamenten doppelt, einmal für das Domkapitel und einmal für die Bauleute, entworfen, hat man wieder aufgefunden *); allein der Originalgrundriß des ganzen Gebäudes, welcher ehemals auch im Archiv des Domkapitels aufbewahrt wurde, konnte bis jetzt nicht wieder entdeckt werden. Erzbiſchof Engelbert von Berg, der Heilige genannt, entwarf ſchon dieſen Bau, den ſein Nachfolger, Konrad von Hochſteden, im J. 1248 zuerſt anfing, und ums Jahr 1499 wurde wenigſtens noch daran gearbeitet.

Er iſt in Form eines Kreuzes angelegt; die Gewölbe werden von einer vierfachen Säulenreihe, vier und ſechzig an der Zahl, getragen. Mit den Halbſäulen und den Pfeilern der Vorhalle ſteigt die Zahl über hundert. Die vier mittlern haben gegen dreißig Fuß im Umfange, und jede der hundert Säulen läuft in ein eigenthümlich verziertes Kapital aus. Von den beiden Thürmen, deren

---

*) Herr Oberbaurath Moller in Darmſtadt hat auf acht Blättern ein genaues Facſimile davon ſtechen laſſen, welches zugleich ein eignes Werk und ein Supplement zu dem Boiſſereeſchen Werk über den Kölniſchen Dom bildet, und wovon das erſte Heft in der Oſtermeſſe dieſes Jahrs (1821) in der Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen iſt.

jeder zu 500 Fuß beſtimmt war, ſteht der eine, zur nördlichen Seite, nicht über 21 Fuß hoch über der Erde, und der andre iſt nicht zur Hälfte ſeiner Höhe gebracht In ihm hängt die große Glocke, die von 12 Männern gezogen wird, und welche 25,000 Pfund wiegt. Oben ſteht noch der Krahnen, mit dem man die Steine hinaufzog. Sie wurden auf dem Drachenfels gebrochen, wo noch ein Steinbruch die Domgrube heißt. — Von dieſem Thurm hat man eine intereſſante Ausſicht. Die ganze große, herrliche Stadt dehnt ſich vor dem überraſchten Blicke aus. — Der majeſtätiſch himmelan ſich wölbende Chor, mit den ihn umgebenden Kapellen, iſt allein ausgebaut. In ungeheurer Höhe ſtehen die Gruppen ſchlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forſtes; nur am höchſten Gipfel ſind ſie in eine Krone von Aeſten geſpalten, die ſich mit ihren Nachbaren in ſpitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, faſt unerreichbar iſt. Der mittlere ganz und mehrere Seitengänge der Unterkirche ſind mit Brettern überwölbt.

Das Presbyterium im Chor hat einen ſchönen Marmorboden, und der Tiſch des Hochaltars iſt eine 16 Fuß lange und bei 9 Fuß breite Tafel vom herrlichſten ſchwarzen Marmor. Zu beiden Seiten deſſelben ſitzen auf einer Flügelbaſis zwei moderne Statuen, Maria und Petrus. In der Mitte ſteht iſolirt ein mit ſieben Säulen verziertes Tabernakel, ausgeführt nach dem Thema: Sp. Sal. Kap. 9. V. 1. u. folg. „Die Weisheit erbauete ihr Haus und hieb ſieben Säulen“ u. ſ. w., welche Worte lateiniſch auch auf der Rückſeite des Altars geleſen werden. Die

Säulen ſind geriſſt, von weiſſem Marmor, recht niedlich, mit goldenen Knäufen, Schaftgeſimſen und Platten verziert. Das Ganze iſt im Franzöſiſch-Italieniſchen Style, und nicht der erhabenen, alterthümlichen Größe des Doms angemeſſen. Die Aufführung dieſes Altars war mit der Zerſtörung eines weit bedeutendern Kunſtwerks verbunden. Es ſtand hier ein ſehr vollendetes Monument alter Art und Kunſt, übereinſtimmend mit den Formen des Tempels: ein einfacher auf Stufen erhöheter Tiſch, von ſchwarzem Marmor, ringsum verziert mit halberhabnen, in beſondern kleinen Tabernakeln eingeſchloſſenen Bildern von glänzend weiſſem Marmor. Dieſer Tiſch wurde mit dem neuen Werke überbaut und umbaut. Nur die Vorderſeite iſt noch ſichtbar, und wenn man den ſeidnen Vorhang webzieht, ſo zeigen ſich die meiſt wohlerhaltenen weiſſen Marmorbilder. Chriſtus, Maria und die 12 Apeſtel vorſtellend. Die Leuchter ſtanden, bei der alten Einrichtung, in der Mitte des Tiſches; ſie machten, nebſt einem großen, vergoldeten Kreuze und 12 ebenfalls vergoldeten Apoſtelbildern, welche zwiſchen den Leuchtern ſtanden, den ganzen Schmuck des Altars aus. Ueberdem hatte derſelbe an den 4 Ecken vier eherne Säulen mit Engelsbildern. An den Seiten des Presbyteriums befand ſich, vom Altar aus links, oder ſüdlich, ein erhabenes Geſtühl, und rechts ein majeſtätiſches, thurmartiges Tabernakel mit unzähligen Bildwerken. Dieſes war ein Wunder der Kunſt; es reichte bis in die Spitze des Seitenbogens, und hatte an 70 Fuß Höhe. Man konnte dies herrliche Meiſterwerk einen Inbegriff der ganzen altdeutſchen Baukunſt nennen. Im J. 1769 wurde es, auf den Rath einiger unwiſſenden, modeſüchtigen Kapitularen mit einem einzigen Schlage abgeworfen und zertrümmert. — Die Disharmonie des Styls in der Bauart des Doms mit der Form des neuen, ſehr koſtſpieligen Altars iſt dem Kennerauge höchſt beleidigend, und die ſeltſame Miſchung des Alterthümlichen mit dem Modernen thut nirgendwo eine ſchlimmere Wirkung als hier.

An den Säulen des Eingangs in den Chor ſind zwei ſchöne weiſſe Marmorſtatuen, Maria und Petrus, ſchätzbare Werke von gutem Italieniſchem Styl. Die erwähnten Gypsbilder auf dem neuen Altare verdrängen auch dieſe vortrefflichen Werke der Sculptur aus dem Heiligthume.

Die im Chor befindlichen beiden Grabmäler der Brüder Adolph und Anton, Grafen von Schauenburg (beide Erzbiſchöfe zu Köln), haben ſchöne Bilder von weiſſem Marmor und treffliche halberhabene Blätterverzierungen, und ſind zugleich Denkmäler der Kunſt.

Die Wände des Chors ſind mit Hautelis-Tapeten behangen, wozu Rubens die Zeichnungen lieferte. Fürſtenberg, der um den Kurhut warb, hat ſie der Kirche zum Geſchenk gemacht. Uebrigens ſind die Farben meiſt verblichen, und die Tapeten ſelbſt ſcheinen hier nicht an ihrer Stelle.

Die ſteinernen Apoſtel in goldblumigten Gewändern an den Säulen, gehören gleichfalls unter die beſſern Denkmäler altdeutſcher Plaſtik.

Oberhalb des Eingangsthors zum Chor iſt die vortreffliche Orgel.

Merkwürdig ſind die alten enkauſtiſchen Werke an den Fenſtern im Bezirk des Chors und im Nebengang des Schiffs an der Nordſeite. Dieſe Fenſter, 5 an der Zahl, haben folgende Darſtellungen: Auf dem mittlern — die Donatoren des Stifts, über ihnen bekannte bibliſche Geſchichten und unten die Wappen der Stadt Köln; — auf dem Fenſter zur Rechten: der heil. Hermann, welcher den knieenden Erzbiſchof Hermann aus dem Hauſe Heſſen in Schutz nimmt, dabei die Wappen der 16 Ahnen des Erzbiſchofs; — links, Erzbiſchof Philipp aus dem gräflichen Hauſe Dhaun, mit ſeinen 16 Ahnen. — Die beiden weiblichen Figuren auf den zwei kleinen Fenſtern, rechts gleichfalls mit Heſſiſchen, links mit Kölniſchen Geſchlechtswappen, ſtellen ohne Zweifel auch Wohlthäterinnen der Kirche vor. — Aus der Abbildung der Erzbiſchöfe Hermann und Philipp ergibt ſich, daß dieſe Fenſter in dem Zeitraume von 1480 bis 1515 verfertigt worden. Einige am Rand angebrachte Jahreszahlen geben ebenfalls dieſe Zeit an.

In der Kapelle hinter dem Hochaltare iſt das im Joniſchen Styl aufgeführte Denkmal der heil. drei Könige. Kurfürſt Max Heinrich, aus dem Hauſe Baiern, erbaute es. Die Gebeine der drei Weiſen aus Morgenland ſchenkte Friedrich I, aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, nachdem er Mailand eingenommen und zerſtört hatte, dem ihn begleitenden Erzbiſchofe Reinold von Köln, der ſie im J. 1170 hierher bringen ließ. Der alte, aus Goldblech gearbeitete Kaſten, worin die Gebeine der drei Könige, nebſt den Ueberreſten der Märtyrer Felix, Nabor und Gregor von Spoleto liegen, hat durch den Sturm der revolutionären Zeit vieles von ſeinem ehemaligen Reichthum verloren. Der Sarg beſteht aus zwei Abtheilungen, deren untere zu beiden Seiten eine halbe, die obere aber eine ganze Verdachung hat. In der untern, breiten Abtheilung liegen die Gebeine der drei Könige, deren Häupter aber abgeſondert, vorn zwiſchen der Halbverdachung, geſehen werden, worauf die aus Rubinen zuſammengeſetzten Namen: Caspar, Melchior, Balthaſar — angebracht ſind. Dieſe Häupter trugen ſehr koſtbare, ganz goldene mit Diamanten und Perlen reich geſchmückte Kronen, jede von 6 Pfund. In der viereckigen Abtheilung über der mittlern Verdachung waren die Körper der Heiligen Felix und Nabor, in der obern Abtheilung, unter der ganzen Verdachung, die Gebeine des heil. Gregorius. Die Häupter dieſer drei letzten waren jedoch in abgeſonderten ſilbernen Büſten eingeſchloſſen, welche an Feſttagen zur Verzierung des Altars dienten.

Der ganze Reliquienkaſten iſt rings herum, nach dem Geſchmack des 12. Jahrh., mit Bogenkrümmungen und darunter ſtehenden kleinen Säulen verziert, welche wegen der kunſtreichen alten EmailleArbeit allgemein bewundert wurden. Alle Ueberſchriften waren lateiniſch, und alle Buchſtaben goldfarbig, auf blauem Schmelzgrunde. Sämmtliche Geſimſe, Bänder, Einfaſſungen und ſelbſt die mehreſten andern Flächen über den Bildern ſind mit einer Menge koſtbarer Edelſteine und Perlen und ſehr vielen Griechiſchen und Römiſchen geſchnittenen Steinen verziert; dieſe letzten gehören großentheils zu den herrlichſten Kunſtreſten des Alterthums, und wurden auch in einem eignen, in Bonn erſchienenen, aber ſehr ſeltenen Kupferſtichwerke beſchrieben. — Als im J. 1794 das Kölniſche Domkapitel nach Arensberg in Weſtphalen auswanderte, nahm es, neben andern Schätzen des Doms, auch dieſen Sarg mit. Im J. 1804 wurde derſelbe nach Köln zurückgebracht, jedoch in einem ſehr veränderten Zuſtande. Einige Bildnereien waren zerquetſcht und verbogen, oder abgelöst und verloren. Von den Antiken, Edelſteinen und Emaillen waren manche abhanden gekommen, andre zerbrochen. Beſonders wurden die Ornamente der Verdachungen faſt alle vermißt. Auch die koſtbaren Kronen fanden ſich nicht mehr vor, und mußten durch vergoldete, mit Perlen ausgefüllte Strahlenkronen erſetzt werden. Inzwiſchen that man in Köln alles mögliche, um den Reliquienkaſten wieder, nach ſeiner alten Form, zu reſtauriren, was denn auch unter Aufſicht des Profeſſors Wallraf von den Metallarbeitern Polack mit dem ſchönſten Erfolge geſchah, ſo daß mit Aufopferung einer einzigen Bogenſtellung an jeder Seite, in der Länge, das Ganze wieder an den urſprünglichen Theilen zuſammengeſetzt wurde. Die fehlenden Koſtbarkeiten erſetzte man durch trefflich gearbeitete, vergoldete Metalle, zum Theil auch durch wirkliche Antiken, ächte Steine, Emaillen und andern Schmuck, welche die Einwohner von Köln dazu herſchenkten. — Im J. 1820 traf dieſe Reliquie ein neues Unglück durch räuberiſchen Einbruch. Es wurde vieles Gold und Silber und verſchiedne Edelſteine abgeriſſen.

Vor der Kapelle der drei Könige ruhen die Erzbiſchöfe von Köln aus dem Baierſchen Hauſe. An den Marmorwänden ſind ihre Denkmäler und Grabſchriften. Die Eingeweide der Königin Maria von Medicis ſind ebenfalls hier begraben.

In den Kapellen um den Chor ſind noch merkwürdig: Das Grabmal des Erzbiſchofs Philipp von Heinsberg, und das in den Nebentheilen verſtümmelte ehrne Bild Erzbiſchofs Konrad von Hochſteden.

Hohe Aufmerkſamkeit verdient das preiswürdige alte Gemälde der Stadtpatronen von 1410, welches ſeit mehreren Jahren in einer der Chorkapellen aufgeſtellt iſt. Es ſtellt die heil. drei Könige vor, welche das göttliche Kind auf dem Schooße der Mutter anbeten, die heil. Urſula mit ihren Geſpielen und den heil. Gereon mit ſeinen Rittern. Dieſes im J. 1410 gemalte, ehemals in der Kapelle des Rathhauſes aufgeſtellte, große Altarbild wurde im J. 1810 hierher verſetzt. Der Urheber dieſes herrlichen Werks iſt bis jetzt unbekannt geblieben. Zwar hat man die Figur, links der Maria, am Rande, für den Künſtler ſelbſt halten wollen, und die Arabeskenſchrift auf ſeinem Säbel, ziemlich gewagt, Wilhelm Kalf geleſen. Wir möchten fragen, wo die Gründe ſind zur Beſtätigung dieſer Enträthſelung? Wohl gab es einen Mahler Kalf, der 1693 ſtarb, aber nur ſogenannte Stillleben mahlte, und in der Künſtlerreihe nur auf einen untergeordneten Rang Anſpruch machen kann. In eingemauert; ihr Grab aber iſt in der Kirche, vor dem Chor, und hat eine ausführliche lateiniſche Inſchrift. Dieſem Grab gegenüber iſt jenes der heiligen Ida, welche eine Verwandtin der Plectrudis und des Stiftes erſte Aebtiſſin war. Der obere Chor der Kirche, mit den rundbogigen Säulengängen, iſt noch aus dem 8. Jahrh.; das Hauptgewölbe des Schiffes aber in ſpätern Zeiten neugebaut worden, indem dieſe Kirche bei den Einfällen der Normänner ſehr gelitten hatte. Aus der ehemaligen St. Martinskirche wurden mehrere Gemälde hierhergebracht, unter denen beſonders die von Auguſtin Braun, einem trefflichen Kölniſchen Maler und Zeitgenoſſen des Rubens, alle Aufmerkſamkeit verdienen. Auch ſteht in dieſer Kirche eine große, treffliche Orgel, von dem berühmten (verſtorbenen) Kölniſchen Künſtler König dem ältern, der auch die Orgel zu Nimwegen gebaut hat. — In dem mit dieſer Kirche ehemals verbundenen Stift verlebte die unglückliche Maria von Medicis, Gemahlin Heinrichs 4 und Mutter Ludwigs 13 ihre Tage im Elende, nachdem Richelieu's Intriken ſie aus Frankreich verbannt hatten.

Die Kirche zum heil. Gereon und den Thebaiſchen Märtyrern wurde, von Erzbiſchof Anno, im J. 1066, auf der Stelle erbaut, wo vorher der von der heil. Helena errichtete Tempel geſtanden hatte. Sie hat, aus ſpäterer Zeit, eine große, kühn ausgeführte Kuppel mit drei Gallerien, und iſt eine der ſchönſten Kirchen in Köln. Der heil. Gereon liegt hier mit ſeinen Kriegern begraben. Die Kopfe dieſer Martyrer ſind in der Kirche ausgeſtellt.

Unter der Kirche, in der Crypta oder Gruft, ſind zwei Kapellen, an deren Boden noch Spuren alter Moſaik ſichtbar ſind. Eine zwolf Fuß hohe, polirte Granitſäule, von rother Farbe, welche noch aus der Zeit der Kaiſerin Helena vorhanden, und neben der Kirchthüre in der Mauer ſtand, wurde von den Franzoſen, welche ſie, wie die Aachner, nach Paris bringen wollten, ungeſchickter Weiſe zertrümmert. An den Altären beim Eingange in die Kirche ſind zwei gute Gemalde von den Kölniſchen Künſtlern C. Schütt und Geldorf.

Schön und groß und von trefflicher Perſpective iſt die Kirche des heil. Cuniberts, nahe am Rheine. Der Altar iſt nach dem Muſter des Altars in der Peterskirche zu Rom erbaut. Die Pforte hat eine ſchöne Einfaſſung, im letzten Stil des 12. Jahrh. Die einſt wegen ihrer antiken Zierrathen ſo merkwürdige Tumba des heil. Cuniberts iſt unter der Franzoſenherrſchaft ſchmählich verſtümmelt worden. Eine große, antike Opferſchale von farbigem Sardoncarniol, mit einem koſtbaren Stein, wurde von unwiſſenden Goldſchmieden zerſchlagen, und der Stein um ein Spottgeld an einen Polen verkauft.

Die Apoſtelkirche, bei dem Neumarkt, iſt gleichfalls ein herrliches, altdeutſches Gebäude aus dem 11. Jahrh. Eine Himmelfahrt der Jungfrau von Hulsmann und der Märtyrertod der heil. Catharina von Pottgießer verdienen Beachtung.

Eine andre alte Kirche iſt die zu St Peter. Rubens, der am St. Peterstage in dieſer Kirche getauft worden, malte für dieſelbe die Kreuzigung des Apoſtels. Dieſes der That geſtatten die ſeltſamen Schriftzüge noch andre Lesarten, und unſrer Seits möchten wir ſtatt: Wilh. Kalf — Wilh. Kay f. (fecit) vorſchlagen. Das vermeinte L ſcheint ein umgekehrtes J. Kay war Schüler von Lambert Sutermann (auch Lombard genannt), ein Künſtler von herrlichem Geiſt, der die Natur kannte und einen zauberiſchen Pinſel beſaß. Sutermanns edler Stil iſt in dem Bilde nicht zu verkennen, und das Colorit deutet auf ſeinen Lehrer Mabuſe hin. Solche Kennzeichen ſind entſcheidender, als Leſeconjecturen. Die Jahrzahl 1410 auf dem Außenflügel (auf welchem der Engliſche Gruß abgebildet iſt) könnte von andrer Hand hinzugekommen ſeyn. In dieſe Zeit darf man auch ein ſolches Werk noch nicht ſetzen. Auch Schnitt und Stoffe der Gewänder gehören mehr dem fünfzehnten Jahrhundert an. Dazu kommt, daß eine Tradition den niederknieenden König für das Bildniß Karls 5 oder doch ſeines Urgroßvaters mütterlicher Seite angibt, welche beide 1410 noch nicht geboren waren. Ob der Käfer, auf dem linken Flügel des Bildes, auf dem Blumenboden, eine Anſpielung auf des Künſtlers Namen enthalte, mag dahin geſtellt bleiben. Daß Käfer und Schmetterlinge unter Blumen ſitzen, iſt ſo gewöhnlich, daß an eine Deutelei hier ſchwerlich gedacht werden kann. — Von dieſem herrlichen Altarbilde hat der Kölniſche Mahler Beckenkamp eine gelungene Kopie für den König von Preußen verfertigt. Ein guter Kupferſtich davon iſt noch nicht vorhanden.

An der linken Seite des Chors führt eine Treppe zu einem Zwiſchengewölbe, wo ehemals die Dombibliothek aufgeſtellt war. Dieſe, zu Karls des Großen Zeit geſtiftete, aus lauter (meiſt theologiſchen, juriſtiſchen und hiſtoriſchen) Manuſcripten beſtehende Sammlung wurde, bei Auswanderung des Domkapitels, gleichfalls nach Arensberg gebracht, und kam nicht wieder zurück. Ein Katalog darüber wurde im J. 1752 zu Köln gedruckt.

An derſelben Seite iſt auch die große Sakriſtei und die goldne Kammer, welche, vor der Franzöſiſchen Invaſion, einen Schatz von dem größten materiellen und artiſtiſchen Werthe enthielt. Einiges davon wurde im J. 1804 wieder zurückgebracht, unter andern eine koſtbare, mit bunten Edelſteinen beſetzte, ſehr kunſtreich gearbeitete Monſtranz, ein mit farbigen Steinen geſchmücktes, ſtark vergoldetes Kreuz und beſonders der ſilberne Sarg des heil. Engelbert, von ſehr reicher und ſchöner ciſelirter Arbeit, im Geſchmack des Zeitalters von Rubens.

Ueber den Dom, dieſes herrliche Werk altdeutſcher Art und Kunſt, wird H. Dr. Sulpiz Boiſſeree eine mit trefflichen Kupferſtichen verſehene Beſchreibung herausgeben, wovon das 1. Heft bereits erſchienen iſt.

Bei dieſer Gelegenheit verdient die Bettelei gerügt zu werden, welche bei Vorzeigung der Sehenswürdigkeiten im Dom ſeit einiger Zeit ſtatt findet. Zumal an Geiſtlichen fällt ſo etwas ſehr auf.

Die St. Marienkirche im Kapitol iſt die älteſte in Köln. Plectrudis, die Gemahlin Pipins und Mutter Karl Martels, hat dieſes Stift errichtet und die Kirche gebaut. Ihr ſteinernes Bild iſt hinter dem Chor, an der Straße, Gemälde galt von jeher für eines ſeiner Hauptwerke, und in der That vereinigen ſich darin die größten Vorzüge dieſes Meiſters, obgleich nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß Rubens in der Wahl des Moments einen Mißgriff gethan, den ſich auch Guido Reni, bei derſelben Vorſtellung, zu Schulden kommen laſſen. Im J. 1794 nahmen die Franzoſen das Bild von der Stelle weg, auf welche es, in Hinſicht der Totalwirkung, berechnet war, und ſtellten es im Muſäum in Paris auf, wo es ganz an ſeiner unrechten Stelle war. Die Preußen ſchickten es jedoch der Kirche zurück.

Das ehemalige Damenſtift St. Urſula iſt durch die Legende von dieſer Heiligen und ihren 11,000 Jungfrauen merkwürdig. Die ganze Kirche iſt mit Gebeinen angefüllt. Rechts, beim Eingang, iſt eine ſogenannte goldene Kammer, in welcher die Köpfe von mehreren der 11,000 Jungfrauen aufbewahrt werden. Die Geſchichte davon iſt im Chor gemalt. Auf einem großen Kriegsſchiffe landet die Heilige, mit ihrer zahlloſen Begleitung, im Hafen von Köln. Das Gemälde des Hochaltars iſt von C. Schütt, die beiden Seitenbilder ſind von Herrgotts.

Die Maria-Himmelfahrts- oder ehemalige Jeſuitenkirche iſt zwar in einem gemiſchten, halb altdeutſchen, halb modernen Schnörkelſtil, hat aber ſchöne Verzierungen im Innern, beſonders eine prächtige Communionbank mit Arabesken und Basreliefs aus weiſſem Marmor. Am Hochaltar ſind einige Gemälde von Schütt. Die Wände des Chors ſind mit Landſchaften geſchmückt. Auch der Marmorboden, die Kanzel und die Orgel ſind ſchön.

Neben der Kirche iſt das ehemalige Jeſuitenkollegium, in welchem ſich eine koſtbare Bibliothek und reiche Kunſtſammlungen befanden. Die Franzoſen brachten das Vorzüglichſte daraus hinweg, unter andern einen Band eigenhändiger Briefe von Leibnitz an den Jeſuiten Broſſes, eine Menge der ſelteſten Incunabeln; die herrlichlichſten Mineralien; gegen 1400 Stücke Römiſcher und Griechiſcher Münzen; eine ziemlich vollſtändige Sammlung von Silber- und Kupfermünzen des Mittelalters; eine Menge antiker Schalen, Vaſen, Urnen, Götterbilder ꝛc.; eine unſchätzbare Sammlung von mehr als 6 tauſend Originalzeichnungen der berühmteſten Künſtler aller Schulen; und eine ähnliche Sammlung alter Kupferſtiche. Ueber die beiden letzten Sammlungen iſt ein Catalog vorhanden. Die Kaiſerin Catharina hatte dafür 20,000 Rubel, und eine größere Summe der Herzog Albert von Sachſen-Teſchen geboten, allein der Magiſtrat wollte die Stadt dieſer Kunſtſchätze nicht berauben, ſondern ſie zum Gebrauch einer projektirten Kunſtakademie aufbewahren.

Unter den übrigen Kirchen und Kapellen ſind noch verſchiedene, die urſprünglich aus der Zeit herrühren mögen, als das Chriſtenthum am Rhein ſich verbreitete, und zu einer Geſchichte der Baukunſt in Deutſchland ſchöne Belege geben. Einige ſind in anderer Hinſicht merkwürdig. In der Kirche des heil. Pantaleon iſt das Grab der Kaiſerin Theophania, einer Gemahlin Kaiſer Otto's 2. Auch wird der unverweſ'te Leichnam des Märtyrers Albinus daſelbſt aufbewahrt. Dieſe Kirche mit dem dazu gehörigen Stift wurde im J. 954 aus den Ueberreſten der ſteinernen Brücke errichtet, welche Köln mit Deutz verband, und die der Erzbiſchof Bruno, ein Bruder Kaiſer Otto's des Großen, in der Abſicht zerſtörte, um den Oſtfranken den Zug nach Gallien zu erſchweren.

In der Kirche der ehemaligen Minoriten iſt das Grab des berühmten Duns Scotus, der 1308 in Köln ſtarb, und deſſen Handſchriften in 14 Foliobänden die Mönche des Kloſters aufbewahrten.

Die Kirchen zu St. Severin und St. Görin (Georg) ſind ſehr alt, aber durch bunte Malereien verunſtaltet. In der erſten iſt durch in den Boden eingelegte Marmorfiguren die Stelle bezeichnet, wo Kaiſer Sylvan ermordet worden. An der zweiten ſieht man einen Thurm von ungeheurer Dicke, welchen Erzbiſchof Anno den ihm abholden Kölnern gerade vor das obere, ältere Stadtthor hinbaute.

In der Lis- oder Lisolphskirche iſt die uralte Maternusgruft merkwürdig; weggebracht wurde das Bild eines Seitenaltars von Johann v. Calcar, der ſeine Kunſt in Köln erlernte, und ſpäter ein Schüler Titians wurde.

In der nunmehr abgetragenen Kirche der Dominikaner ruhte die Aſche des Albertus Magnus, von welchem die Bibliothek des Dominikanerkloſters mehrere Manuſcripte und Seltenheiten verwahrte.

Sämmtliche in Köln befindliche Klöſter, Stifter und andere Corporationen wurden von der ehemaligen Franzöſiſchen Regierung aufgehoben; viele Pfarrkirchen gingen ein, andre wurden in ſchönere Kloſter- oder Stiftskirchen übergeſetzt. Viele Kirchen, Klöſter und Kapellen wurden auch abgetragen, zum Theil auch in Magazine und Fabriken verwandelt. Die ſchöne, einfache Antoniterkirche wurde den Lutheriſchen und Reformirten eingeräumt.

Unter den übrigen Gebäuden der Stadt ſind noch zu bemerken: 1. Das Rathhaus. Es hat ein ſchönes Portal von Marmor, das aus einer doppelten, übereinander geſetzten Arkade beſteht, die obere von Römiſcher, die untere von Corinthiſcher Art. Schöne Basreliefs ſchmücken die Zwiſchenräume. Das Uebrige des Gebäudes verdient weniger Lob. Von dem ſonderbar geſtalteten Thurm hat man eine herrliche Ausſicht über die Stadt und Gegend. Im Hauptgebäude, eine Treppe hoch zur Rechten, iſt der große Saal der einſt ſo mächtigen Hanſe, mit altdeutſchen ſteinernen Bildern. In dem Vorzimmer der Rathsſtube ſieht man verſchiedene Gemälde von Meſquida, Scenen aus der Kölner Geſchichte vorſtellend, zum Beiſpiel, die Geſandtſchaft der Ubier beim Cäſar; die Vermählung der Agrippina; Kaiſer Friedrich 2, wie er der Stadt das Stapelrecht ertheilt, u. a. m. Im Rathszimmer hängen, ſinnvoll, ein jüngſtes Gericht von Söntgens, 1695 gemalt, und ein Crucifix aus der Rubensſchen Schule. Im Erdgeſchoß iſt ein räumiger Saal, die Muſchel genannt, mit ſchönen Gobelins, in welche mehrere Wouvermannſche Landſchaften recht kunſtreich gewirkt ſind. Das Ganze macht einen täuſchenden Effect. 2. Das große ehemalige Kaufhaus Gürzenich, jetzt Waaren- und Waghaus. Es hat einen Saal von ungeheuerm

Umfange, in welchem mehrere Reichstage gehalten wurden. Kaiſer Maximilian gab mehrere Feſte in dieſem Saale. 3. Das Zeughaus, auch Kornhaus genannt, weil es zugleich als Getraidemagazin diente. Es ſpricht nicht an durch ſeine Form, aber es enthielt eine merkwürdige Sammlung von Alterthümern, welche von den Franzoſen theils zerſtört, theils weggebracht wurden. Am merkwürdigſten darunter waren: Eine Feldſchlange von faſt 13 Fuß Länge, im J. 1400 in Köln gegoſſen; eine Aegyptiſche Mumie, in ihrem uralten, mit Eiſen beſchlagenen, Aegyptiſchen Kaſten. Die Franzoſen ſchenkten ſie dem Baron Hübſch, mit deſſen übrigen Kunſtſachen ſie nach Darmſtadt kam. — Ein altdeutſcher Streitwagen mit kleinen, ſchweren Rädern, woran Senſen befeſtigt, ſo wie an der Deichſel Spieſe angebracht werden konnten. Der Wagen hatte einen Kaſten von dicken, eichenen Bohlen, die mit dem alten Kölniſchen Wappen bemalt waren. Der Kaſten hatte eingeſchnittene Zinnen, hinter welchen acht bis zehn Pfeilſchützen ſtehen konnten. Die Franzoſen verbrannten das Holzwerk und verkauften das Eiſen. — Ein Römiſcher Sarg, mit Basreliefs und Inſchriften. — Der ungeheure Harniſch und die gewaltigen Waffen des kaiſerlichen Generals Johann von Wert. Es koſtete Mühe, die Pickelhaube vom Boden zu heben, und das Schwert maß 8½ Fuß. — Die Rüſtungen des bekannten Biſchofs Bernhard van Galen und des Schwediſchen Generals Baudis. Dieſe Rüſtungen und Waffen, ſo wie der Römiſche Sarg, ſind in dem Gebäude des Collegiums aufgeſtellt, ſeitdem ſie der Magiſtrat aus der Sammlung des Barons von Hübſch zurückerhalten. — Auch der ſonſt im Vorhofe des Zeughauſes eingemauerte Römiſche Cippus, mit der Inſchrift:

L. NASIDIE.
NVS. AGRIPP.
TRIBVN.
LEG. XIII. GEM.

iſt von den Franzoſen ausgebrochen und weggenommen worden. Gegenwärtig iſt dieſes einſt ſo vielbeſuchte Zeughaus in einen Marſtall verwandelt. 4. Das Schauſpielhaus, mit geſchmackvoller innerer Einrichtung. Köln hatte inzwiſchen nie eine ſtehende Bühne.

Noch verdienen einige Beachtung: Das große Krankenhaus zur heil. Cäcilia; das Arbeits- und Wohlthätigkeitshaus im ehemaligen Minoritenkloſter; die Kaſernen in den Klöſtern der Dominikaner und Obſervanten, in der Weidenbach und der Abtei St. Pantaleon; das Waiſenhaus und das Zuchthaus. — In der Sterngaſſe ſieht man das Jabachiſche Haus, welches ehemals die Königin Catharina v. Medicis bewohnte. Jabach war ein großer Kunſtfreund und Sammler. Le Brün hat ihn und ſeine Familie in einem ſehr großen Bilde gemalt, welches gegenwärtig ein Abkömmling Jabachs, ein Herr v. Groote, beſitzt. Compoſition und Farbengebung an dieſem Gemälde verdienen hohes Lob, und Le Brün ſcheint es mit großer Liebe verfertigt zu haben.

Die hieſige Univerſität, welche unter dem letzten Kurfürſten ſich nur noch durch ein ohnmächtiges Ankämpfen gegen das einbrechende Licht auszeichnete, wurde von den Franzoſen aufgehoben; an ihre Stelle kam eine Centralſchule, welche ſpäter in ein Collegium, nach altfranzöſiſchem Schnitt, umgewandelt wurde. Die damit verbundene Bibliothek iſt nicht unbedeutend, und enthält über 60,000 Bände. — Aufmerkſamkeit verdienen das phyſikaliſche Cabinet und der botaniſche Garten, welche beide zu dem Lehrinſtitut gehören. Jenes wurde vom Prof. Kramp errichtet. Den botaniſchen Garten legte der verſtorbene Dr. Stoll an. Man hat ein gedrucktes Verzeichniß der darin befindlichen Pflanzen, die ſich über 4000 Stücke belaufen. Das nach Angabe des H. Prof. Wallraff im Joniſchen Stil erbaute Treibhaus iſt ſehenswerth. — Die Mineralienſammlung der gedachten Schule iſt erſt im Werden, und beſchränkt ſich bis jetzt noch größtentheils auf Naturmerkwürdigkeiten der Rheingegenden. Nicht ganz ſchicklich hat man neben den Mineralien die Alterthümer aufgeſtellt, welche aus dem Zeughauſe für die Stadt gerettet wurden.

In Köln finden ſich mehrere intereſſante Kunſtkabinette. Die Boiſſereeſche Sammlung kam nach Heidelberg und ſpäter nach Stuttgardt. H. Prof. Wallraff hat, durch vieljährige Bemühungen, von Gemälden alten Kupferſtichen und Drucken eine bedeutende Anzahl zuſammengebracht, und verſteht als Kenner darüber zu ſprechen. Auch von merkwürdigen Alterthümern hat er vieles geſammelt, was bis jetzt im ehemaligen Jeſuitenkollegio aufgeſtellt iſt, und ein zweckmäßiges Lokal ſo wie eine ordnende Hand erwartet. Die HH. Lieversberg, Schaffhauſen und von Harff beſitzen ſchöne Gemälde aus verſchiedenen Schulen. Bei den HH. Bemberg und Schlefer ſieht man intereſſante Glasmalereien. Die Sammlung des H. Paſtor Fochem zu St. Urſelen iſt großentheils veräußert worden. Es befand ſich darunter das herrlich verzierte Gebetbuch der Maria von Medicis, zum Theil von Hemmelinks Hand geſchmückt.

Die Mineralienſammlungen der HH. Wallraff und Klöcker dürfen nicht unbeachtet bleiben. Die erſte iſt reich an ſeltenen Prachtſtücken. Die zweite muß dem Mineralogen beſonders dadurch wichtig ſeyn, daß darin alle in neuerer Zeit um Köln aufgefundene Foſſilien, von beſonderer Schönheit und wohlgeordnet, vorhanden ſind.

Unter den jetzt lebenden Malern Kölns ſind folgende auch dem Auslande nicht unbekannt: Manskirſch der Vater, als geſchickter Landſchafter geachtet. — Manskirſch der Sohn (jetzt in England), der ſeinen Vater in der Landſchaft weit übertrifft. — Fuchs, ein guter Decorationsmaler und vorzüglich geſchickt im Auffriſchen alter Gemälde. Die meiſten Bilder der hieſigen Sammlungen ſind von ſeiner Hand trefflich hergeſtellt. — Kuntz und Lützenkirchen, zwei brave Miniaturmaler. — Beckenkam, ein ſehr geübter und glücklicher Porträtiſt. — Schön desgleichen. — Kaatz, vorzüglicher Zeichner und Miniaturmaler. — Grein, guter Blumen- und Landſchaftmaler. — Birnbach, ein geſchickter Maler, der einige Zeit in Rom war, hat intereſſante Verſuche in der alten Glasmalerei gemacht. — Die beiden jungen Künſtler Meſtrum und Wilmes verdienen vieles Lob und Aufmunterung. — Noel, ein Kunſtfreund von ausgezeichneten

Talenten. — Gau und Weyer, hoffnungsvolle Architekten von ſchönen Anlagen und Kenntniſſen. — Unter den Bildhauern zeichnen ſich die drei Brüder Imhove aus. Sie arbeiten in Holz, Stein und gebrannter Erde. — Neeß iſt vorzüglich geſchickt in Laubwerk und Basreliefs. — Nolden wird als guter Ebeniſt gerühmt.

Das Naturalien-Magazin in der Jeſuitenſtraße iſt eine ſehr lobenswerthe Unternehmung. Man kann hier Naturalien aus allen Claſſen in Tauſch und Kauf erhalten. Die Unternehmer wurden einzig aus Liebe zur Naturkunde veranlaßt, ſich dieſem Geſchäft zu unterziehen, und vorzüglich geht ihr Beſtreben dahin, die Produkte der Rheingegenden möglichſt vollſtändig und wohlfeil zu verbreiten. Man erhält bei ihnen gedruckte Verzeichniſſe ihrer Vorräthe.

Bei einem Silhouettenzeichner, Namens Scheibler, in der Bechergaſſe, am alten Markt, finden Liebhaber Römiſche und andere Alterthümer, Gutes und Unbedeutendes durcheinander.

Bei weitem der größte Theil der Einwohner Kölns iſt katholiſch; die Zahl der Lutheraner kann man auf 600, die der Reformirten auf 700, die der Juden auf 200 annehmen. — Gewerbe, Induſtrie und Handel machen die Hauptnahrungsquellen der Stadt aus. Zu den vorzüglichſten Induſtrieanſtalten gehörten bis jetzt die Baumwollen- und Seidenmanufacturen, beſonders aber die Baumwollen-Maſchinenſpinnerei, welche bei der Menge brotloſer Menſchen, vorzüglich gedeihen mußte. Die bedeutendſten Anſtalten dieſer Art ſind die der HH. Bemberg, Huyſſen, Reinhold, Schieffer, Lauterborn und Vanhees. — Fabriken in verſchiedenen Baumwollenzeugen, als: Sack- und Halstüchern, Cottonets, Nanquin, Siamoiſen u. dgl.; es ſind gegenwärtig noch 7 in Thätigkeit, deren Beſitzer die HH. Weiden, Vanhees, Hermann, Lauterborn, Schieffer und Rösberg ſind. — Von Seidenwebereien beſtehen noch 16. Die wichtigſte darunter beſitzt H. Andrä. Ihren Hauptvertrieb hat dieſe Fabrik nach Rußland, und ſie konnte darum bei den politiſchen Veränderungen nur gewinnen. — Ein wichtiger Induſtriezweig Kölns ſind ferner die Wollenmanufakturen in Strümpfen, Mützen, Leibchen u. dgl. Der größte Theil dieſer Waaren wird geſtrickt, wodurch gegen 6000 Menſchen in der Stadt ſowohl als auf dem Lande beſchäftigt werden. — Die einſt in Köln ſo blühende Tuchmanufaktur iſt bis auf 3 Stühle herabgeſunken. Deſto bedeutender iſt der Erwerb durch Spitzenklöppeln und Sticken. Auch die Tabaksfabriken haben ſich unter der Preußiſchen Regierung wieder eingefunden, und man zählt ihrer bereits 25. Die beträchtlichſten darunter gehören den HH. Heinrich Dümont und Heinrich Foveaux. Sie beſchäftigen mehrere hundert Menſchen. Nach dieſen kommen die Fabriken der HH. L. Breuer, Detrooz, Mahlberg. Ich übergehe die Fabriken in Hüten, Seife, Lichtern, Wachs, Farben, Bleiweis und bemerke nur noch die Fabriken von Kölniſchem Waſſer, 15 an der Zahl, welche jährlich für mehr als 300,000 Franken abſetzen; die wichtigen Leimfabriken, deren 7 beſtehen.

Die aus Beiträgen entſtandene neue Börſe, auf dem Heumarkt, wurde am 1. Oktober 1820 eröffnet. Das Gebäude hat, für ſeinen Zweck, vielleicht nicht die bequemſte Form. Das Licht fällt von oben ein, während anderwärts, z. B. in Antwerpen, gedeckte Gänge, mit freier Luftzuſtrömung, die Börſe bilden. Die Stunde der Zuſammenkunft iſt von 12—1 Uhr. Der Reiſende hat ungehinderten Zugang.

Der Rheinhandel, welcher ſeit der Franzöſiſchen Herrſchaft ganz darniedergelegen, hebt ſich wieder etwas. Zur Sicherung der vielen Schiffe, welche das ganze Jahr über, ſo lange die Schiffahrt nicht durch Eis gehemmt iſt, in Köln ankommen, wurde bereits in den letzten Jahren der Franzöſiſchen Herrſchaft am untern Ende der Stadt, bei dem ſogenannten Thürmchen, ein Sicherheitshafen angelegt, der ohne Zweifel unter der gegenwärtigen Regierung ſeine Vollendung erhalten wird. Er kann 70 und mehr Schiffe, nach Verhalt ihrer Größe, aufnehmen. Allein bis jetzt iſt der Hafen der Verſandung ausgeſetzt, und es fehlt an einer innern Mauer. Auch iſt die Anzahl der hieſigen Fahrzeuge, deren Vermehrung durch die Kriegsjahre veranlaßt wurde, für den gegenwärtigen Bedarf zu groß.

Bei der Marktmannspforte iſt der ſogenannte Freihafen, wo ehedem Schiffe und Gut frei waren, und gegenwärtig die Schiffe zu landen pflegen, weil ſich hier das ſehr zweckmäßig eingerichtete große Waarenlager befindet. Der Stapelzwang, den die Stadt ſeit undenklichen Zeiten beſaß, wurde von den Franzoſen im J. 1804 in einen bloßen Umſchlag der Güter in andre Schiffe verwandelt.

Wie es heißt, ſoll auch Köln eine ſtehende Schiffbrücke erhalten, was bei der ſchlechten Beſchaffenheit der jetzt vorhandenen fliegenden Brücke ſehr zu wünſchen wäre.

Gaſthöfe in Köln: 1. Zum kaiſerlichen Hof; 2. zur Stadt Prag; 3. zur Krone; 4. zu den drei Königen; 5. zum weiſſen Thurm; 6. zum heil. Geiſt; 7. zum großen Rheinberge. Die beiden letzten haben eine ſchöne Lage, und gewähren intereſſante Ausſichten auf den Rhein, und die gegenüber liegende Landſchaft.

Zu den Vergnügungsplätzen der Kölner gehören mehrere Gärten im Bezirk der Stadt. Die beſuchteſten ſind: Der alte Kuhberg in der Schnurgaſſe; der Steinsgarten in eben der Straße; der Weberſche Garten, bei St. Gereon, und verſchiedne andre. Bälle werden bei Lemperz auf dem Domhofe, und bei Sittmann im Kuhberge gehalten.

Unter den Umgebungen von Köln verdienen beſondere Aufmerkſamkeit: Das gegenüber liegende Deutz (Duiz, Tuitium), wohin eine fliegende Brücke geht. Der Ort ſoll dem deutſchen König Teus oder Tuisko ſeine Entſtehung zu verdanken haben. Die Ableitung wäre vielleicht einfacher von Duytſch, Deutſch zu machen. Hercules ſoll hier einen Tempel gehabt haben, und Viele nehmen an, es ſey hier geweſen, wo die Sachſen im J. 376 eine Niederlage erlitten. Kaiſer Konſtantin errichtete an dieſer Stelle, zu Anfang des 4. Jahrhund., ein

Kaſtell, welches in Urkunden unter dem Namen Monimentum Dutienza vorkommt. Eine Brücke verband damals Deutz mit Köln; Brücke und Kaſtell wurden im 10. Jahrhund. von dem Erzbiſchof Bruno zerſtört. Die Werke um Deutz wurden ſpäter noch einigemal aufgebaut, und zum letztenmale im J. 1673 von den Oeſtreichern geſchleift. Gegenwärtig wird wieder an der Erbauung neuer Werke gearbeitet, ſo wie Köln ſelbſt mit 7 Montalembert'ſchen Thürmen ꝛc. ꝛc umgeben werden ſoll. Wir können nicht entſcheiden, ob der große Umfang der Stadt und ihre große Bevölkerung ſie zur Feſtung eigne. — Die vormalige Benedictinerabtei liegt am Rhein, und gewährt einen ſchönen Anblick. Sie wurde im J. 1001 von Kurfürſt Heribert, einem Grafen von Rothenburg, geſtiftet. Das Städtchen hob ſich durch den Schleichhandel nach dem linken Rheinufer. — Gaſthöfe: 1. Zum Prinz Karl; 2. im Marienbildchen; 3. bei Steefſing. — Drei Stunden von Deutz liegt das ehemalige Pfälziſche Luſtſchloß Bensberg. Die herrlichen Staffeleigemälde von Belucci, Pellegrini, Milaneſe, Weenix, Zanetti, Snyers u. a. ſind zwar nicht mehr vorhanden und nach München gebracht worden, aber das Schloß hat noch ſeine herrlichen allegoriſchen und mythologiſchen Plafonds von vorzüglichen Meiſtern, und die Ausſichten aus den Fenſtern und von der Kuppel ſind bezaubernd. Der Geſichtskreis erweitert ſich zu einem Umfange von 18—20 Meilen. Die einzelnen Parthieen, welche hier dem Auge erſcheinen, ſind eben ſo mannichfaltig, als ſchön geordnet.

Einen Abſtecher von Köln aus mache man nach der Abtei Altenberg. Sie liegt 2½ St. von da, in der Richtung über Mühlheim, in einem ſchönen, ſtillen Thal, an den Ufern des großen Waldbaches Dühn. Eberhard Graf von Altena und Berg ſtiftete dieſes Ciſterzienſerkloſter 1133. Die Grafen von Altena nannten ſich, ohngefähr hundert Jahre ſpäter, Grafen von der Mark, und ſonach iſt dieſer Stifter nur der Vorfahre des kön. Preuß. Hauſes. Er wählte das Kloſter zur Grabſtätte für ſich und ſeine Nachkommen. Graf Adolph von Berg, Schwager des Biſchofs Konrad von Hochſteden, legte 1255 den erſten Stein zu der jetzigen Altenberger Kirche, die zu den herrlichſten Denkmälern altdeutſcher Baukunſt mittlerer Größe gehört. Das Innere iſt, im Weſentlichen, ganz nach dem Plan des Kölniſchen Doms, mit dem Unterſchied, daß es nur zwei Reihen Säulen hat. Die Grau in Grau mit mannichfachem Laubwerk bemalten Fenſter machen eine ſehr ſchöne Wirkung. Zur Zeit des Großherzogthums Berg wurde das Kloſter verkauft, jedoch mit der Bedingung, daß die Kirche zum Gottesdienſt ſollte erhalten werden. Indeſſen richtete man die verſchiedenen Gebäude, meiſt ſo merkwürdig wegen ihres Alters und ihres prächtigen Bauſtils, zu einer Fabrik von Berliner Blau ein, und dadurch entſtand im Herbſte 1815 eine gewaltige Feuersbrunſt, welche das ganze Kloſter zerſtörte. Glücklicherweiſe brannte von der Kirche blos das Dachwerk ab. Im J. 1817 ließ die Preuß. Regierung dieſes wieder herſtellen, und verordnete, daß die Kirche in Zukunft dem nahgelegenen Dorf als Pfarrkirche dienen ſollte.

## VII.

# Von Köln nach Düſſeldorf.

Eine kleine Stunde unter Köln, und Dreiviertelſtunden von Deutz, liegt, am rechten Rheinufer, das zum Großherzogthum Berg gehörige, betriebſame Städtchen Mühlheim, welches durch den fürchterlichen Eisgang im J. 1784 zum Theil weggeſpült wurde, jetzt aber ſchön und blühend wieder daſteht. Eine fliegende Brücke führt hier über den Rhein. Mühlheim hat über 3000 Einwohner, und mehrere Fabriken und Manufakturen von Seide Sammet, Eſſig, Branntwein, Bier ꝛc. Der hieſige Speditionshandel iſt bedeutend, und umfaßt theils verſchiedene Landesprodukte des Großherzogthums Berg, beſonders Eiſen, theils Güter, welche in Mühlheim auf kleinen Fahrzeugen umgeladen werden. Der Ort verdankt ſein Aufkommen proteſtantiſchen Fabrikanten und Handelsleuten, die ſich, um Religionsbedrückungen zu entgehen, von Köln dahinzogen. Hier blühte die Hauptſtadt der Ubier, als Köln nur noch ein oppidum Ubiorum war, und an dieſer Stelle ſoll Cäſar, im J. d. W. 3596 ſeine hölzerne Brücke über den Rhein geſchlagen haben. Der Strunderbach, welcher auf einem Wege

von einigen Stunden über 40 Papier-, Oel-, Walk-, Farb- und Getreidemühlen in Bewegung ſetzt, hat hier ſeine Mündung. Bemerkenswerth ſind noch in Mühlheim die Andräiſchen Gartenanlagen.

In nicht weiter Entfernung ſieht man das romantiſch liegende Stammheim oder Stammel, und etwas weiter hin, zur Linken, erſcheint das Dorf Niel, mit ſeinen zwiſchen Gärten und Wieſen zerſtreuten Wohnungen.

Der Strom macht eine kleine Wendung zur Rechten, und man erblickt das vom Ufer abſtehende Flittard, von Haiden umgeben. Der Rhein bildet jetzt mehrere Baſſins; zu beiden Seiten ziehen ſich traurige Flächen hin, nur hie und da kommen Bäume und Hecken zum Vorſchein, die ihre Richtung gegen die Gebirge des Bergiſchen Landes haben. Schöner iſt der Rückblick auf Köln, welches auch von hier aus mit ſeinen Thürmen prachtvoll erſcheint. Nach einer Stunde ſieht man rechts Wiesdorf, links Merkenich, und erreicht nun bald die Mündungen der Lün und Wipper. — Bei Rheinkaſſel, welchem gegenüber die Wipper ſich einmündet, iſt eine merkwürdige Sandbank, der Kaſſeler Berg genannt. Sie geht, von dem letztgenannten Ort, in ſchräger Richtung, gegen die Mitte des auf dem rechten Ufer liegenden Dorfs Hittorf durch den Strom hin; ihre Breite beträgt an 13 Ruthen, ihre tiefſte Stelle aber liegt nur 2 Fuß 6 Zoll unter dem niedrigſten Waſſerſtande. Sie iſt aus groben Kieſeln gebildet, die eine ſo feſte Maſſe darſtellen, daß ſie ſelbſt durch

Hauwerkzeuge nur ſchwer getrennt werden können. Sie iſt übrigens für die Schiffarth nicht gefährlich.

Langel, zur Linken, iſt von einer Sandebene umgeben. Von da kommt man an dem Weiler Bley vorüber, und erreicht, in einer halben Stunde, Woringen, ein Städtchen auf dem linken Ufer.

Woringen iſt das alte Buruncum der Römer. Anfänglich mag der Ort noch den Trierern gehört haben, denn man fand daſelbſt das Grabmal eines Trierſchen Ritters. Zur Römerzeit ſtand hier ohne Zweifel ein Kaſtell, und aus dem Mittelalter haben ſich noch die Spuren von Mauern und Thürmen erhalten. Im J. 1247 veranlaßte Pabſt Innocenz 4. allda eine Verſammlung von geiſtlichen und weltlichen Fürſten, wegen der Königswahl Grafen Wilhelms von Holland. Das Schloß, worin die Verſammlung gehalten wurde, ließ im J. 1284 der Erzbiſchof Siegfried aus dem Hauſe Weſterburg, mehr befeſtigen Vier Jahre ſpäter fiel nahe bei Woringen, auf der Füllinger Haide, die berühmte Schlacht vor, worin der Erzbiſchof Siegfried von ſeinem mächtigen Gegner, dem Grafen Adolph von Berg, gefangen wurde, der auch das Schloß zerſtörte. Woringen hat 300 Häuſer und 1500 Einwohner, welche von Ackerbau, Fiſcherei und Schiffahrt leben.

Gleich unterhalb Woringen iſt eine Stelle im Rhein, die von den Schiffern der Platthals genannt wird. Sie beſteht aus einem Steinhaufen, nahe dem linken Ufer, wodurch die Bergfahrt erſchwert wird.

Eine kleine Stunde von Woringen, an der Heerſtraße, liegt Dormagen, das **Durromagus** der Römer, die hier ein Kaſtell hatten, und wo eine Poſt iſt, und weiterhin gleichfalls auf dem linken Ufer, erſcheinen das Dorf Rheinfeld und das Städtchen Zons (Sontinum). In Urkunden heißt es Friediſtraun und Friedſtrom. Der Erzbiſchof Siegfried ließ im J. 1291 den Ort mit Schloß und Mauern befeſtigen. Noch im 17ten Jahrhundert wurde er von Franzoſen und Heſſen vergeblich belagert. Das Städtchen iſt nicht groß, aber angenehm, und zählt ohngefähr 1000 Einwohner.

Jetzt erſcheint, auf dem rechten Ufer, Hitdorf, welches, mit ſeinen buntbemalten Häuſern, wie ein freundliches, holländiſches Dorf ausſieht, und durch eine gut unterhaltene Kunſtſtraße mit Solingen und den übrigen Bergiſchen Fabrikorten in unmittelbarer Verbindung ſteht. Dieſes Dorf treibt, ſeit neuern Zeiten, einen anſehnlichen Speditionshandel mit Bauholz, Brettern, Schiefern, Mühlſteinen ꝛc., woran es dem Bergiſchen gebricht.

Unter Hitdorf, gleichfalls auf dem rechten Ufer, hat man jetzt Monheim, Schloß und Flecken, ehemals befeſtigt, und die Dorfer Baumberg, Bürgel und Ordenbach, mit den Mündungen des Rollbachs und Ordenbachs. Der Rhein macht in dieſer Gegend wieder eine gewaltige Krümmung gegen das Luſtſchloß Benrath hin, und der vielen Krümmungen des Stroms wegen erfordert auch die Waſſerreiſe von Köln bis Düſſeldorf fünfzehn und mehrere Stunden, während man den Landweg bequem in 7 Stunden zurücklegen kann. Inzwiſchen hat auch hier noch die Fahrt auf dem Rhein ihr Angenehmes. Die Landſchaften haben meiſt den Charakter von Tenier's und Waterloo's lieblichen Bildern. Kirchthürme, Windmühlen, Dörfer und Meiereien heben ſich aus Gebüſchen hervor, und arbeitende Landleute und Hirten machen die Staffage.

Die erſte bemerkte Serpentine des Rheins gegen Benrath wird vom Herrn von Wiebeking unter die gefährlichſten am ganzen Rheinſtrome gezählt, weil ſie wegen der Eisſtopfungen, die ſich in ihrem Bug ergeben, als Haupturſache der hohen Ueberſchwemmungen angeſehen werden muß, welche in der letzten Zeit ſo häufig in dieſer Stromſtrecke ſtatt gefunden, und die forthin noch zunehmen müſſen, indem ſich der Bug der Krümmung nothwendig immer mehr zuſpitzt.

In den Winkel dieſer Krümmung ſchmiegen ſich die Dörfer Ober- und Niederkaſſel mit einer ſchönen Ausſicht. Zur Linken, auf dem erhöhten Ufer, erſcheint das maleriſche Sturzelberg mit ſeinen Strohhütten. Rechts liegt ein Edelhof, Mickeln genannt, wo die Noel mit dem Rheine ſich miſcht, und nahe dabei das Dorf Itter.

Eine halbe Stunde landeinwärts, rechts, nahe bei Ordenbach, in einer ſtillen, einſamen Gegend, ragen Dorf und Schloß Benrath hervor, von Gebüſchen, Feldern und Wieſen umgeben. Dieſes Schloß wurde vom Kurfürſten Karl Theodor, zum Wittwenſitze ſeiner Gemahlin, in einem gefälligen Styl erbaut. Von der Kuppel hat man eine ſchöne Ausſicht nach dem Rhein und ins Land der Berge. Einige Deckenſtücke von Krahe und der Schloßgarten ſind ſehenswerth.

Eine kleine Stunde rheinabwärts von Benrath zeigt ſich, rechts, Himmelsgeiſt, ein ſchönes Bergiſches Dorf in einer angenehmen Gegend, und links Undesheim.

Bei Grimmlinghauſen, hinter welchem ſich der anmuthige Falkenwald oder Herderbuſch hinzieht, wendet ſich der Strom wieder rechts, nach Vollmerswerth und dem Dörfchen Hamm, wo im dreißigjährigen Kriege eine Schanze war. Das ehemalige Dörfchen Auf dem Stein hat ſich in das Dorf Hamm verloren, und nur das Zollamt heißt noch: Zoll zu Steinen. Die abermalige Serpentine, welche der Rhein hier bildet, erſcheint dem Herrn von Wiebeking eben ſo gefährlich, als jene bei Benrath. In Grimmlinghauſen wird einiges Tuch und Flanell fabrizirt, und der Ort hat dadurch einige Merkwürdigkeit bekommen, daß der große Kanal, welcher den Rhein mit der Maas und dieſe mit der Schelde in Verbindung zu ſetzen beſtimmt war, hier ſeine Einmündung in den Rhein erhalten ſollte. Die Arbeiten an dieſem Kanal waren bereits weit gediehen, und ſchon 2/3 der Koſten darauf verwendet worden, als die Fortſetzung unterblieb.

Eine halbe Stunde von Grimmlinghauſen liegt rechts das Dorf Hamm, links, eine gute Viertelſtunde vom Ufer, das kleine, aber für den Rheinhandel nicht unbedeutende Städtchen **Neuß**, Novesium oder nova castra von den Römern genannt, und wahrſcheinlich von **Druſus** erbaut, der hier eine Brücke über den Rhein ſchlug. Tacitus gedenkt dieſes Orts, der damals (und ſelbſt noch im J. 1254) am Rhein lag, jetzt aber eine halbe Stunde davon entfernt iſt. Das Oberthor, durch welches man von Köln her in die Stadt geht, heißt noch das Druſasthor. Zur Zeit des Claudius civilis hatte hier die 13te Legion ihre Winterquartiere. Die Stadt iſt von der Erft und der Kruſe umgeben, und liegt auf einer Inſel. Die Erft ſchlängelt ſich durch anmuthige Wieſen in den Rhein, und iſt, von Neuß bis zu ihrem Ausfluſſe, für mittelmäßige Schiffe fahrbar. Der Ort wird von einer ſehr langen Straße durchſchnitten, hat ohngefähr 1000 Häuſer und 5400 Einwohner. Wohnungen und Sitten haben viel Alterthümliches. Auf dem Markt ſtand ehemals die eherne Bildſäule Kaiſer **Friedrichs** 3., welcher der Stadt gegen **Karl** den Kühnen von Burgund zu Hülfe kam, und derſelben, wegen des bei dieſer Gelegenheit bewieſenen Muthes, viele Vorrechte ertheilte, als: das Münzrecht, das Jagdrecht, die Befreiung von auswärtigen Gerichten, fünf Jahrmärkte, einen goldnen Adler im ſchwarzen Felde zum Wappen ꝛc.

Hinter dem Markte ſteht die ehemalige Damenſtiftskirche zum heil. **Quirin**, welche 15 Pfründen für Fräulein und 7 für Chorherren hatte. Es iſt ein herrliches Gebäude, im altdeutſchen Styl, mit einem hohen, viereckigen, abgeſtumpften Thurme. Ueber dem Chor erhebt ſich eine ſchöne Kuppel mit der vergoldeten Bildſäule des heil. Quirin. Im J. 825 errichtete Graf Eberhard von Cleve, damals Herr von Neuß, mit ſeiner Gemahlin Bertha, aus dem Stamm Karls des Großen, und ſeinen beiden Söhnen Luthard und Berenger, dieſes Stift zur Ausbreitung des Chriſtenthums. Außerdem waren in der Stadt noch einige andere Klöſter und ein Gymnaſium. Letzteres wurde von den Franzoſen in ein Kollegium umgewandelt.

Ueber Neuß waltete, ſeit dem vierten Jahrhundert, faſt ununterbrochen, ein eigenes Schickſal. Unter den Kaiſern Julian und Valentinian wurde es von den Attuariern eingenommen, und ſpäter zweimal von den Normännern, die es, zum Theil, zerſtörten. Im J. 1205 erſtürmte es Kaiſer Philipp, und machte damit dem vom Gegenkaiſer Otto abgeſetzten Kölniſchen Biſchof Adolph ein Geſchenk. Im J. 1254 trat Neuß dem Hanſeatiſchen Bunde bei. Im 15ten Jahrhundert wurde die Stadt von Karl dem Kühnen belagert, und im 16ten vom Grafen von Nuenar für den entſetzten Erzbiſchof Gebhard eingenommen, und von den Holländern geplündert. Im Jahr 1586 legte Alexander Farneſe ſie in Aſche. Im J. 1642 wurde ſie eine Beute der Franzoſen und Heſſen, welche die Feſtungswerke vermehrten. Dieſe kriegeriſchen Auftritte wechſelten bis auf die neueſten Zeiten, denn noch im J. 1813 geſchah hier der erſte Rheinübergang der verbündeten Heere.

Die Veränderung des Rheinlaufs mußte für Neuß ſehr nachtheilig werden, inzwiſchen gibt die Erft den Einwohnern einige Verbindung mit dem Fluſſe, welche denn auch mit Holz, Steinkohlen, Gyps, Mühlſteinen und Dachſchiefern einen nicht unbedeutenden Handel nach dem Bergiſchen treiben. Beſonders werden viele Kornfrüchte nach Düſſeldorf und Holland ausgeführt. Die Stadt beſitzt außerdem beträchtliche Bierbrauereien, Brandeweinbrennereien, Eſſig- und Seifenſiedereien, Manufakturen in Tüchern, Flanellen, Boy, Siamoiſen, Bändern, Schnürriemen ꝛc.

Nah am Ufer zieht ein Baſalt, der ſich 7 Fuß über die Erde erhebt, die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich. Dieſer Stein war mit Erde bedeckt, bis der große, fürchterliche Eisgang im J. 1784 ihn ſichtbar machte. Wahrſcheinlich iſt die Vermuthung des Herrn Profeſſors Lang, daß zu der Zeit, als der Rhein noch die Mauern von Neuß bewäſſerte, das gegenüber liegende Dörfchen Auf dem Stein hier geſtanden habe.

Zunächſt beim Ausfluſſe der Erft, doch in einiger Entfernung vom Ufer, liegt das Dorf Heerdt, welches beſonders wegen eines Dammes bemerkt zu werden verdient, der von da, eine ziemliche Strecke weit, parallel mit dem Rheine fortläuft, und eine mächtige Schutzwehr gegen Eisgänge bildet. Zwar wurde er in den Jahren 1784 und 1795 von der Gewalt der andringenden Maſſen durchbrochen, aber auch dadurch eine Rettung für Düſſeldorf, welches größtentheils zu Grunde gehen mußte, wenn die Fluten und Eisberge nicht hier einen Ausweg gefunden hätten.

Eine halbe Stunde von Neuß abwärts ſieht man, zur Rechten, das vom Ufer abliegende Dorf Billich, mit der dabei ſtehenden Marienkapelle, welche die Kurfürſtin Maria Anna Luiſa aus dem Hauſe Medicis erbaute. Bei dem Dörfchen Hamm neigt ſich der Strom rechts, und vor ſich hat man Düſſeldorf, mit ſeinem voranſtehenden, zerſtörten Schloſſe.

Düſſeldorf, die Hauptſtadt des Herzogthums Berg und der Sitz einer preußiſchen Regierung und eines Oberlandesgerichts (mit ohngefähr 14,000 Einwohnern und 1400 Häuſern) breitet ſich auf einer freundlichen Ebene am Rhein aus, und wird an der Südſeite von der Düſſel beſpült, die auch der Stadt den Namen gegeben. Unter dem Schloſſe vereinigt ſich dieſer Bach mit dem Rhein. Bis zum Frieden von Lüneville (1801.) war Düſſeldorf eine Feſtung. Durch das franzöſiſche Bombardement wurde das Schloß und ein großer Theil der anſehnlichſten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt.

Die Stadt iſt eine der ſchönſten am Rheine; die Straßen ſind zum Theil regelmäßig angelegt, und die Häuſer durchaus von gebrannten Steinen gebaut.

Auf dem Markte ſteht das Denkmal des kunſtliebenden Kurfürſten Johann Wilhelm, welchem Düſſeldorf ſein Emporkommen verdankt. Die Statue iſt über Lebensgröße, aus Bronze, vom Ritter Crepello gegoſſen. Der Kurfürſt ſitzt zu Pferde, im Bruſtharniſch, den Kommandoſtab in der Hand. Der Sockel iſt von grauem Marmor, der in der Gegend gebrochen wird.

Düſſeldorf beſteht eigentlich aus drei verſchiedenen Städten: aus der Altſtadt, der Neuſtadt und der Karlsſtadt. Die Neuſtadt liegt vor dem Berger Thore, am Rheine hin. Sie wurde vom Kurfürſten Johann Wilhelm erbaut, und hat eine Menge prächtiger Gebäude. Die Hauptſtraße war ſonſt mit Linden beſetzt, welche aber umgehauen wurden. Die Karlsſtadt ſchließt ſich, an der Südſeite, an die Altſtadt an. Sie verdankt ihre Entſtehung dem Kurfürſten Karl Theodor, welcher die Feſtungswerke zu Bauſtellen hergeſtellt, weswegen ſie auch ſeinen Namen erhielt. In der neueſten Zeit iſt ſie noch ſehr vergrößert worden. Sie beſteht aus mehreren Quadraten, die einen großen, freien Platz umſchließen.

Unter den Gebäuden ſind ſehenswerth: Die große Kaſerne; die Kollegiat- und Hauptpfarrkirche mit dem Grabmale des Herzogs Johann Wilhelm und ſeiner zweiten Gemahlin, von ſeinem Nachfolger Wolfgang, aus dem Hauſe Pfalz-Neuburg, errichtet; die Jeſuitenkirche, welche jedoch, wie die meiſten Kirchen dieſes Ordens, mit Verzierungen überladen iſt, und wo die Neuburger Regenten, bis auf den Kurfürſten Johann Wilhelm, begraben liegen; die ehemalige Kirche der Kreuzherren, jetzt ein Militärmagazin, mit dem Grab der unglücklichen und ſchuldlos gemordeten Jacobea von Baden. Man hat neulich ihr Grab öffnen laſſen, und an ihrem Leichname ſich überzeugt, daß ſie nicht, wie bisher allgemein geglaubt ward, enthauptet worden. Ihre gewaltſame Todesart läßt ſich jedoch keineswegs bezweifeln, und ſtreng hiſtoriſch iſt auch nicht erwieſen, daß das geöffnete Grab wirklich ihr Gebein enthielt.

Vom ſchönen Schloß ſind meiſt nur noch die Ruinen vorhanden. In dem noch theilweiſe erhaltenen Hauptflügel iſt jetzt wieder eine Münzſtätte.

Nicht weit vom Schloſſe war die herrliche Gallerie, die reichſte an Werken von Rubens und andern großen Meiſtern der Niederländiſchen und Flammändiſchen Schule. Bekanntlich wurden dieſe Schätze nach München gebracht, und nur ein außerordentlich großes, auf Holz gemaltes Bild von Rubens, die Himmelfahrt der Jungfrau, blieb zurück, weil man es nicht füglich transportiren konnte. Die koſtbare Sammlung von Handzeichnungen, Kupferſtichen und Gypsabgüſſen iſt noch vorhanden, und gehört der fortbeſtehenden Akademie der Künſte. Im Hofe des Galleriegebäudes ſteht eine Statue des Kurfürſten Johann Wilhelm, aus weißem Marmor, von Crepello. — Uebrigens hat der lange Beſitz der herrlichen Bildergallerie in Düſſeldorf einen recht lebendigen Sinn für Kunſt zurückgelaſſen, und die Einwohner haben, aus eignen Mitteln, eine öffentliche Sammlung veranſtaltet, worin ſehr gute Bilder aus allen Schulen ſich finden. Auch wird ein neuer Antikenſaal aus ſehr guten Pariſer Gypsabgüſſen errichtet.

Die Sternwarte, im ehemaligen Jeſuitenkollegium, und die ſchöne Sammlumg phyſikaliſcher Inſtrumente verdienen beachtet zu werden. — Die Sammlung von Naturalien und Alterthümern bei Herrn Hofkammerrath *Beuth* iſt gleichfalls der Aufmerkſamkeit des Reiſenden zu empfehlen.

Ein neues Theater wird in dieſem Augenblicke auf Aktien gebaut. Weinbrenner in Karlsruhe hat, obgleich durch die Oertlichkeit vielfach beſchränkt, einen meiſterhaften Plan dazu entworfen, und das Gebäude wird eine Zierde der Stadt werden.

Mehrere Zweige der *Induſtrie* ſind hier im Aufblühen. Düſſeldorf beſitzt gegenwärtig ſchon bedeutende Seide- und Baumwollenſpinnereien, Spiegelfabriken, Eſſig- und Seifenſiedereien und Tabaksfabriken. Die dem Vater unſrer beiden Jakobi gehörige Zuckerraffinerie ging zu Grunde, wie man glaubt, nicht ohne Zuthun der Holländer. In der Armen-Verſorgungs-Anſtalt werden Strümpfe, Fußteppiche und andere Wollenzeuge gemacht.

Düſſeldorf iſt zugleich ein wichtiger Platz für den Rheinhandel, und ſein Hafen iſt einer der beſuchteſten am Fluſſe. Unter den über Düſſeldorf auf den Rhein kommenden *Bergiſchen* Fabrikaten und Manufakturwaaren ſind beſonders zu bemerken: 1. Aus den Fabriken zu Elberfeld, Barmen und der Gemark: Siamoiſen, gemalte Baumwollenzeuge und andere Baumwollenwaaren; leinene Bandwaaren, Floretſeide u. dgl. 2. Aus den Fabriken Velbert, Remſcheid, Kronenberg und Sohlingen: Eiſen- und Stahlwaaren. Sehr viel Kalk kommt aus der Gegend von Ratingen.

Von Neuß werden viele Kornfrüchte nach Düſſeldorf eingeführt, und von da weiter verſendet. Auch der Zwiſchenhandel mit Wein, der zu Waſſer von Köln und Mühlheim, zu Land gleichfalls von Mühlheim und von Zündorf kommt, iſt nicht unbedeutend.

Düſſeldorf hat eine Beurt- oder Rangfahrt nach Holland und dem Cleviſchen, welche ausſchließlich von neun Schiffern betrieben wird, ſo, daß fünf davon die Transporte nach Amſterdam, und die vier andern die Transporte nach Dort und zurück beſorgen. In der Rückfahrt bringen dieſe Beurtſchiffer viele holländiſche Waaren für Uerdingen mit. — Gaſthöfe: 1. Bei Breitenbach; 2. zum goldenen Anker; 3. der Zweibrücker Hof; 4. der Römiſche Kaiſer; 5. die drei Reichskronen.

Von Spaziergängen und andern Vergnügungsorten ſind für den Reiſenden zu bemerken: Der Hofgarten, welcher dem Grafen von Goldſtein ſeine Entſtehung verdankt. Er hatte im Kriege ſehr gelitten, iſt jetzt aber wieder hergeſtellt und ſogar vergrößert. Die geſchmackvollen Anlagen rühren von dem Kunſtgärtner, Herrn Weyhe her. Die Alleeſtraße oder Friedrichsſtraße; die Allee am Kanal, jenſeits der neuen Benrather Brücke; die Allee vor dem Berger Thore, nach der Neuſtadt; das Kaffeehaus der Wittwe Hilgers im Hofgartenhauſe; Janſens Garten auf dem Flingerſteinwege, mit dem ſchönen Tanzſaale; Schultens Garten daſelbſt, mit dem ſchönen Sommer-Concertſaale; Wilhelmsburg bei Raabe daſelbſt, mit einem Tanzſaale; der Turnplatz in den neuen Anlagen; der Grafenberg mit ſeiner trefflichen Ausſicht nach Köln und dem Siebengebirge; Schloß

Roland unweit Derendorf; der Kaffeegarten des Herrn Joſeph Hilgers zu Bilk; etwas weiter entfernt Benrath. — Geſellſchaftsvereine ſind: Die Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und Gewerbe; die Freimaurerloge zu den drei Verbündeten, deren Obervorſteher Herr Appellationsrath Lenzen iſt; die Muſik-Akademie und Concert-Geſellſchaft; das Parlament oder die Reſſource der Kaufleute; die Leſegeſellſchaft bei Herrn Breitenſtein. — Kaffeehäuſer: Hr. Lacomblet, hält zugleich ein Leſekabinet von allen Zeitungen und Zeitſchriften; Herr Gianella, italieniſches Kaffeehaus, hält ebenfalls Zeitungen und Zeitſchriften; Frau Rader, deutſches Kaffeehaus.

In der Nähe von Düſſeldorf liegt Pempelfort, wo ehedem eine Schanze war, und ein Kloſter der Trappiſten. Die beiden Jakobi haben hier einen Theil ihrer Werke geſchrieben. — Wöchentlich geht ein Marktſchiff zwiſchen hier und Köln, und der Verkehr mit dem rechten Ufer wird durch eine fliegende Brücke unterhalten.

Wer von Düſſeldorf aus das benachbarte, in mancher Hinſicht merkwürdige, Bergiſche beſuchen, oder die Rheinreiſe bis Holland fortſetzen will, der findet, zu dieſem Behuf, ausführliche Notizen in meinem großen Reiſebuche, wovon die 2te Auflage, mit Charten, bei Herrn Engelmann in Heidelberg erſchienen iſt.

# VIII.

# Reiſe von Koblenz über die Heilquellen am Taunus.

Die Rheinreiſe zu Waſſer zurück zu machen, möchten wir nicht rathen. Die Bergfahrt geht langſam, zumahl bei ungünſtigem Winde, und nur auf der Straße von Koblenz bis Bingen würde der Reiſende durch den maleriſchen Reiz der Gegenden befriedigt werden. Ungleich intereſſanter iſt der Rückweg über die Bäder am Taunus.

Dieſes Gebirge, welches im Mittelalter Hayrich, Haynreich oder Höherück hieß, und deſſen in der Wetterau liegender Theil noch die Höhe genannt wird, reicht mit ſeinen drei Aeſten an den Rhein, den Main und die Lahn. Jenſeits Homburg vor der Höhe, vier Stunden von Frankfurt, nimmt es ſeinen Anfang, bildet dort einige der größten Kuppen deſſelben, den Feldberg nnd Altking, zieht gegen Wiesbaden herab, nachdem es bei Hochheim unterbrochen worden, am Schlangenbade vorüber, und endigt bei Ehrenbreitſtein. Der Kern des Gebirgs iſt die Thonwacke. In ſeinem Innern enthält es Eiſen, Kupfer, Blei und Silbererze. Dieſe letzte mit Arſenik und Schwefel, und gewöhnlich mit Kupfer, Blei und Eiſen verbunden. Die Erze dieſes Gebirgs ziehen, wie ſeine Mineralquellen, von Oſten nach Weſten, und der Gang iſt ſtärker, wenn er von Abend gegen Morgen angebrochen wird.

Schon die Römer gruben hier nach Silber, und allenthalben zeigen ſich noch die Spuren der alten Welteroberer. Dahin gehören beſonders die Reſte gepflaſterter Heerſtraßen und die Ueberbleibſel des Pfalgrabens. Die ſogenannte *alte Pflaſterſtraße* iſt noch ſichtbar bei Homburg. Von der *Saarburg*, einem alten Römerkaſtell, zieht ſie ſich über Dornholzhauſen, Oberurſel und Niederurſel nach *Hädernheim*, wo Trajan ſein befeſtigtes Lager hatte. An den Seiten dieſer Heerwege wurden, zu verſchiedenen Zeiten, Denkſteine und Graburnen gefunden. Die Steine enthalten die Namen der Offiziere, welche bei dieſem Straßenbau die Aufſicht hatten.

Der *Pfalrain* oder Pfalgraben, deſſen Anfang bei Braubach iſt, und den man über Schwalbach und Wiesbaden, über den Abhang des Feldbergs und über das ganze Taunusgebirg verfolgen kann, erſtreckt ſich bis Butzbach, Hungen, und zog ſich bis an die Ohm in Heſſen. Dieſe militäriſche Linie, dergleichen die Römer mehrere in Deutſchland aufgeworfen, beſtand aus einem tiefen Graben, der iezt größtentheils zugeworfen iſt; an den Graben lehnte ſich eine Bruſtwehr, mit Palliſaden beſetzt.

An vielen Orten, ſowohl auf dem Gebirge als auch längs dem Rheine, z. B. bei Biberich, wurden häufig Grabmäler, Sarkophage, Vaſen, Münzen und andere Alterthümer aus der Römerzeit entdeckt. Die größte Menge von Grabhügeln aber fand ſich in einiger Entfernung von Wiesbaden, unweit des Kloſters Klarenthal, und bei der Faſanerie; zu beiden Seiten der Straße, welche in alter Zeit nach Bleidenſtadt führte, und auch in der Gegend von Dotzheim *).

So hiſtoriſch intereſſant dieſes Gebirg iſt, eben ſo muß man ſeinen Reichthum an Naturmerkwürdigkeiten und maleriſcher Schönheit bewundern. Gegen zwanzig Bäder und Geſundbrunnen haben im Taunus ihre Quelle, und vertheilen ſich in die Rhein-, Lahn- und Maingegenden. Wer kennt nicht die Bäder zu Wiesbaden und Ems, Schlangenbad und Soden? Wer nicht die Geſundbrunnen von Schwalheim, Weilbach, Schwalbach, Ems, Geilnau, Fachingen und Selters, welche ſämmtlich hier entſpringen? Auch die Salzquellen bei Nauenheim, Nidda, Homburg, Kronberg und Soden entſprudeln dieſer Bergkette. Aus herrlichen landſchaftlichen Umgebungen erheben ſich die Ruinen der Ritterburgen zu Friedberg, Kransberg, Homburg, Kronberg, Falkenſtein, Königſtein, Reiſenberg, Hattſtein, Eppſtein und Sonnenberg. —

Vom Thal Ehrenbreitſtein beginnt der Landweg.

---

*) Intereſſante Notizen hierüber findet man in v. Gernings Gedicht: Die Heilquellen am Taunus, im Anhange.

Ein etwas beſchwerlicher Bergwerg, über Arenberg (gewöhnlich Rotenhahn) führt in zwei Stunden nach Ems. — Anderthalb Stunden weiter, aber bequemer und angenehmer, iſt der Weg an der Lahn hin, über Lahnſtein.

Ems, das **Embasis** oder **Amasia** der Alten, früher auch Hembeſſe und ſpäter Emms genannt, iſt eines der älteſten deutſchen Bäder. Es liegt in einem engen Thale, welches von Thonſchieferbergen gebildet, und von der Lahn bewäſſert wird, und beſteht aus ohngefähr 40 Häuſern. Dicht bis an die erſten Wohnungen zieht eine ungeheure Felſengruppe, die Bäderley genannt, an deren Spitzen ſich die wunderbaren Haſelmannshöhlen befinden. Die Gegend iſt wild, aber weder rauh noch unfruchtbar und von der mannichfachſten Schönheit.

Es ſind hier zwei Trinkbrunnen und eine Menge Badquellen. Ihre verſchiedene Wärme ſteigt von 17 Gr. R. bis zu 37 Gr. Beſtandtheile des Waſſers ſind: Kohlenſäure, kohlenſaures Gas, kohlenſaure Kalkerde und Natrum, kohlenſaures und ſchwefelſaures Natrum und Kieſelerde. Man rühmt ſeine Heilkraft beſonders in Bruſt und Augenbeſchwerden.

Ems hat zwei Kurgebäude, das obere (oder ehemalige Oraniſche) und das untere (ehemalige Darmſtädtiſche) Haus, welche miteinander in Verbindung ſtehen. Beide enthalten 197 Wohnzimmer. Der Preis der einzelnen Zimmer ſteigt von 1 fl. 30 kr. bis zu 10 fl. für die Woche. Im untern Hauſe iſt das neue Fürſtenbad ganz von ſchwarzem Marmor gebaut und ſehr elegant eingerichtet. Aus eigener Erfahrung können wir das ſteinerne Haus, bei Hrn. Heydenhaus*), wegen ſehr guter und billiger Bewirthung empfehlen. Hr. Heydenhaus hat in den Kellergewölben ſeines Hauſes mehrere Quellen von 30 und 32 Gr. entdeckt. Was noch von der alten Einfaſſung vorhanden iſt, deutet auf ein Römerbad. Die Poſtſtation, welche ſonſt in Naſſau war, iſt jetzt in Ems.

Den Sommer über ſind hier vier Wirthstafeln: Im obern Hauſe, zu 1 fl. 21 kr.; im ſteinernen Hauſe zu 1 fl.: in der Traube zu 48 kr.; und in der Lilie zu 24 kr.

Am rechten Lahnufer, einige Fuß vom Lande, ſprudeln im Fluſſe ſelbſt einige kleine, warme Quellen hervor, und nicht weit vom linken Ufer, dem Geſellſchaftsſaale gegen über, iſt die ſehr ſtarke Pferdbadquelle, welche jedoch nicht angelegt, ſondern nur bei ſehr niedrigem Waſſer, im Juli und Auguſt, ſichtbar iſt, und dann zum Baden ſteifer und lahmer Pferde gebraucht wird. Außerdem zeigen ſich — den Badehäuſern gegenüber — im ganzen Lahnbette — unzählige, zum Theil ſehr ſtarke Gasausſtrömungen, deren unaufhörliche Blaſenbildung von Ununterrichteten für Quellen gehalten werden.

Etwas oberhalb der Pferdequelle, aus einem Loche in einer Mauer ſtrömt kohlenſaures Gas aus, mit etwas geſchwefeltem Waſſerſtoffgas gemiſcht, wovon kleinere Thiere, z. B. Hühner, auf der Stelle getödtet werden.

---

*) Bei ihm findet man ſtets Exemplare dieſes Buchs und anderer Werke für Reiſende.

Die Umgebungen von Ems bieten viel Schönes und Intereſſantes dar. Sehr beſucht iſt von da aus das romantiſche Linkebach, eine ſchattige Thalöffnung auf dem linken Lahnufer, wo, höher hinauf, ein Bergwerk betrieben wird.

Anmuthige Spaziergänge führen, dieſſeits, nach Kemnau, jenſeits aber den Spieß und Winterberg hinauf. Hier öffnen ſich herrliche Ausſichten in die tiefen, wunderbar geſtalteten Thäler.

Eine kleine Strecke von Ems liegt das gleichnamige Dorf, wo ein Weg rechts auf die Silberhütte führt, ein Weg links nach dem weinreichen Fachbach.

Eine Viertelſtunde vom Dorf Ems, an dem nach der Auf, einem ſehr romantiſchen Thal führenden Wege, liegt die Pfingſtweide, ein ſehenswerthes Berg- und Hüttenwerk, deſſen ſchon in der ältern Trierſchen Geſchichte erwähnt wird. Es wird hier Blei, Silber und einiges Kupfer gewonnen.

Von Ems führt eine bequeme Heerſtraße, an der Lahn hin, nach dem 2 Stunden entfernten Naſſau. Der Weg geht über Dauſenau (Tuſenu, eine Stunde von Ems), wo ein achteckigter Thurm auf eine alte Befeſtigung des Lahnthals deutet. Eine halbe Stunde aufwärts von da liegt, auf dem linken Lahnufer, Bergnaſſau, ein Weiler, wo die Eingänge zu einem Silberbergwerke ſind. Naſſau, das Städtchen Naſſau, dehnt ſich am rechten Lahnufer hin. Ein Graf v. Lauernburg, den die Fährte eines Hirſches in dieſes wildromantiſche Thal brachte, ſoll den Ort erbaut haben. Freiherr v. Stein, dem Deutſchland ſo viel verdankt, iſt in Naſſau angeſeſſen, und ſein ſchön gelegenes Landhaus verdient einen Beſuch.

Jenſeits der Lahn, über welche ſonſt eine Brücke führte, wovon nur noch ein Bogen und einige Pfeiler vorhanden ſind, erhebt ſich, dem Städtchen gegenüber, groß und maleriſch, ein mit Bäumen und Geſträuch bewachſener Bergkegel, auf deſſen Gipfel die Trümmer der Burg Naſſau hervorragen. Sie verdankt dem Grafen von Lauernburg, Stammherrn der Grafen von Naſſau, ihren Urſprung, und wurde um 1101. erbaut. Der Thurm der alten Veſte iſt noch gut erhalten, nur iſt der Eingang beſchwerlich. Im Innern führt eine gut erhaltene Treppe auf die Höhe des Thurms, wo die Ausſichten in die wilden Bergumgebungen ſehr anſprechend ſind. Unterm Thurm iſt noch das Burgverließ. Auf der Nordſeite unter der Ruine Naſſau, auf einem ſchroffen, ungeheuren Felſenblock, der ſich in der Urzeit einmal vom großen Kegel getrennt haben mag, liegen die Ruinen der Burg Stein, kühn und maleriſch. Der Vater des Miniſters von Stein ließ die Waldumgebung zu einer höchſt anziehenden engliſchen Anlage einrichten. Der Weg geht im Zickzack, zwiſchen Bäumen hinauf; an verſchiedenen Stellen ſind Ruheſitze angebracht. Auf einem Vorſprunge ſteht ein kleiner, offener Tempel, mit herrlicher Ausſicht. Unten fließt aus einem ſchönen Seitenthale, der Mühlbach in die Lahn. Der Berg beſteht aus Thonſchiefer. — Die Ueberfahrt zu den Ruinen iſt wenige Schritte außerhalb Naſſau, bei dem Dörfchen

Scheuern, welches ſich, am linken Lahnufer, auf einer Bergwand hinzieht.

Gaſthöfe in Naſſau: Der Stern und die Krone. Aus dem letzten hat man die herrliche Ausſicht der Burgen Naſſau und Stein.

Wer von Naſſau unmittelbar nach Schwalbach will, ſchlage den Weg über Singhofen, Holzhauſen und Kemel ein; wem aber daran liegt, die übrigen Schönheiten des Lahnthals kennen zu lernen, und die Quellen von Geilnau, Fachingen und Selters zu beſuchen, den führt der Weg, auf dem rechten Lahnufer, an Langenau und Obernhof vorbei bis Holzapfel und von da bis Geilnau.

Eine kleine Stunde über Naſſau liegt das Schloß Langenau, auf der Ebene, dicht an der Lahn, deſſen Ringmauern mit ihren Thürmen und Einſchnitten noch recht wohl erhalten ſind. Schief gegen Langenau über, auf dem linken Ufer, ſieht man das Kloſter Arnſtein. Dieſe ehemalige Prämonſtratenſer-Abtei liegt auf einem hohen Felsberge, und war urſprünglich der Sitz der Grafen von Arnſtein, eines reichen, mächtigen Geſchlechts, welches in Weſtphalen, in Thüringen, in der Wetterau, im Wormsgau, an der Lahn und am Rhein anſehnliche Beſitzungen hatte. Graf Ludwig der jüngere war der letzte männliche Sproße dieſes Hauſes. Eine ſchon in früher Jugend feſtgewurzelte Neigung und ſeine unglückliche Ehe mit Juta von Bonneburg beſtimmten ihn, der Welt zu entſagen. Er baute die Klöſter Gommersheim, Enkenbach und Arnſtein, zu dem letzten wurde im Jahr 1139 der Grund gelegt, und er ſelbſt, mit ſeinem Kaplan und Notar, ſeinem Truchſeß und fünf ſeiner Miniſterialen legte das Ordensgewand des heil. Norbert an, und lebte noch 40 Jahre als Mönch. In der Kirche iſt ſein Grab. — Ein Theil der Arnſteinſchen Beſitzungen, kam durch die ſieben oder acht Schweſtern Ludwigs des ältern (Vaters des jüngern) an Naſſau, Katzenellenbogen, Dietz, Iſenburg ꝛc.

Den Namen Arnſtein führte das Schloß, wie nachher die Abtei, von der Ahr (Ard, Auerbach) die bei Wiesbaden entſpringt, und hier in die Lahn fließt. Die Gegend, welche der Bach durchſtrömt, erhielt davon die Benennung Airich, Ainrich, Einrich. Die Grafen von Arnſtein beſaßen auch den Einrichgau.

Durch einen Wald führt der Weg jetzt nach dem Städtchen Holzapfel, in der Grafſchaft gleichen Namens. Zur Seite, an der Lahn, erblickt man auf einer Bergkuppe die Ruinen von Laurenburg. Nähe bei Holzapfel iſt Charlottenburg, eine Waldenſer-Kolonie.

Zwiſchen Holzapfel und Laurenburg findet man eine äußerſt einträgliche Blei- und Silberſchmelze, welche dem Fürſten von Schaumburg gehört, und jährlich 50—60,000 Gulden abwirft. Das Schloß Schaumburg liegt in einiger Entfernung davon, am linken Lahnufer. — Von Holzapfel hat man nur noch einen kurzen Weg bis Geilnau.

Dieſer Geſundbrunnen liegt 5 Stunden von Ems, an der Lahn. Er war ſchon in ältern Zeiten bekannt, wurde aber wieder vergeſſen, und kam erſt ſeit 1809 abermals in Aufnahme. Das Waſſer iſt hell, perlend, angenehm ſäuerlich, und brauſt, mit Wein und Zucker vermiſcht, champagnerartig auf. Die Beſtandtheile deſſelben ſind: Kohlenſaures Gas, ſalzſaures Natrum, kohlenſaures Natrum, Kalkerde, ſalzſaure Bittererde und Eiſen. Es fehlt jedoch an Einrichtungen, das Waſſer an der Quelle zu trinken.

Von Geilnau iſt Fachingen ohngefähr zwei Stunden entfernt. Der Weg über Schaumburg (welches, wie Fachingen, auf dem linken Lahnufer liegt) beträgt etwas mehr, doch wird ihn der Reiſende nicht ohne Vergnügen machen.

Das Schloß Schaumburg liegt gegen den Bug einer Serpentine, welche die Lahn hier bildet. Hier iſt die Reſidenz des Fürſten von Anhalt-Bernburg-Schaumburg. Die Gräfin Agnes von Holzapfel kaufte im Jahr 1656 Schloß und Herrſchaft Schaumburg dem Grafen von Leiningen-Weſterburg ab, und befreite es von der Kölniſchen Lehnſchaft. Durch ihre Enkelin kam es, mit der Grafſchaft Holzapfel, an die gegenwärtigen Beſitzer. Das Schloß hat eine ausnehmend ſchöne Lage, und beherrſcht herrliche Ausſichten. Unten am Berge liegen einige Höfe.

Nicht weit von Schaumburg trauern, auf einem Berge, die Ruinen von Balduinſtein. Erzbiſchof Balduin von Trier erbaute dieſes Schloß im Jahr 1325. Unten am Berge liegt das Dorf Balduinſtein.

zwiſchen demſelben und dem Dorfe Hauſen ſind anſehnliche Eiſengruben.

Wer die wilde, einſame Natur liebt, wie ſie Ruisdael, Everdingen und Salvator Roſa gemalt haben, der mache von Naſſau einen Abſtecher nach Schloß und Flecken Katzenellenbogen. Die Gegend hat etwas Düſteres und Melancholiſches, aber ſie ſpricht das empfängliche Gemüth an. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſes alte Bergſchloß von den Grafen von Katzenellenbogen bewohnt worden ſey. Ihnen gehörte, außer den vielen Beſitzungen am Rhein, Naſtädten, Langenſchwalbach, das Kloſter Gronau; Wilhelm 7. aus dieſem Hauſe, erbaute im J. 1371 Burg-Schwalbach, und überhaupt beſaßen ſie den größten Theil der Gegend, die in dem Winkel zwiſchen dem Rhein und der Lahn liegt.

Von Schaumburg bis Fachingen beträgt der kürzeſte Weg nur ¾ Stunden, allein dieſer wenig betretene Fußpfad iſt nur für geübte Berggänger; jedem andern iſt der Umweg von einer halben Stunde über das Dorf Berlebach anzurathen. Fachingen liegt zwiſchen hohen, waldigen Bergen, in einem wahrhaft romantiſchen Thale. Der Geſundbrunnen, welcher erſt 1745 entdeckt worden, beſteht aus vier Quellen, und ſprudelt ſo nahe an der Lahn hervor, daß ihn nur ein ſtarker Damm vom Fluß ſcheidet. Daher iſt er auch, bei hohem Waſſerſtande, Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Die Oranien-Naſſautſche Regierung hat aber, mit bedeutendem Koſtenaufwand, dafür geſorgt, daß in dieſem

Falle die Einfaſſung des Brunnens, mittelſt angebrachter Pumpen, ſogleich wieder gereinigt werden kann.

In ſeinen Beſtandtheilen iſt das Fachinger Waſſer dem von Selters ähnlich. Es hat weniger muriatiſche Sode, aber mehr reines Kali, Eiſen und kohlenſaures Gas. Es iſt auch äußerſt angenehm als Getränke, beſonders wenn es mit Wein und Zucker oder mit Milch gemiſcht wird. Seine Heilkräfte ſollen ſich hauptſächlich gegen Schwindel, Schlaffheit, Kopfſchmerz und andere Nachwehen der Unmäßigkeit bewähren. Es hält ſich Jahre lang, und wird darum nach Rußland, Oſtindien und dem Vorgebirge der guten Hoffnung verſendet. Auch iſt es leichter als die meiſten übrigen Mineralwaſſer zu vertragen, und die Aerzte empfehlen es hauptſächlich gegen Verſchleimungen, Hämorrhoidal- und Griesbeſchwerden. Jährlich werden über 300,000 Krüge an dem Brunnen, auf herrſchaftliche Rechnung, gefüllt.

Eine Viertelſtunde oberhalb Fachingen liegt das Naſſauiſche Städtchen Dietz, am Ausfluß der Aar in die Lahn. Die Altſtadt hat zwar die Form aller alten Landſtädte, dagegen iſt die Neuſtadt regelmäßig gebaut, und die holländiſche Reinlichkeit und Nettigkeit ſind in der Anlage nicht zu verkennen. Dietz hatte früher ſeine eigenen Grafen, deren Stamm im J. 1388 abblühte.

Da die Lahn von Weilburg aus bis in den Rhein ſchiffbar iſt, und das hier angrenzende Aarthal und ſeine Umgebungen ſehr fruchtbar ſind, ſo wird ein bedeutender Getreidehandel getrieben.

Die Preußiſche Regierung will die Stomfahrt bis Wetzlar eröffnen.

Eine Viertelſtunde oberhalb Dietz liegt Oranienſtein, ein Luſtſchloß des Fürſten von Oranien mit ſchönen Anlagen.

Von Dietz führt ein guter Kiesweg nach dem eine Stunde davon entlegenen Städtchen Limburg. Dieſe Stadt iſt uralt und erſcheint häufig in der deutſchen Geſchichte des Mittelalters. Pfalzgraf Eberhard hatte hier ſeinen Sitz, und nach einigen Schriftſtellern wäre ſein Bruder, Kaiſer Konrad I., hier begraben worden *). Die herrliche St. Georgskirche iſt eine der ſchönſten und merkwürdigſten aus der ältern Zeit. Sie wurde vom Gaugrafen Konrad zu Anfang des 10ten Jahrhunderts erbaut, aber nicht ganz vollendet. Im Innern ſind noch einige intereſſante altdeutſche Gemälde. Auch in der Franziskanerkirche ſieht man welche. — Limburg hat das Glück gehabt, frühe ſchon einen trefflichen Chroniſten (Johannes Gensbein,) zu finden, deſſen Büchlein dem vaterländiſchen Hiſtoriker und dem deutſchen Sprachforſcher gleich wichtig iſt. Der gelehrte Hontheim hat die beſte Ausgabe davon beſorgt.

Man logirt hier, gut, und billig, im Naſſauer Hof.

Von Limburg ſind es drei Stunden bis Niederſelters. — Unter den Geſundbrunnen Deutſchlands iſt dieſer wohl der berühmteſte. Die Quelle ſprudelt an

---

*) Wahrſcheinlicher in Weilburg oder Fulda.

einem Bergrücken hervor, in einem anmuthigen Thal, welches die Ems bewäſſert. Sie liegt nur einige hundert Schritte vom Dorfe, und wurde erſt zwiſchen 1500 und 1550 entdeckt, aber im dreißigjährigen Kriege wieder verſchüttet. Es ſcheint, daß dieſes herrliche Waſſer lange Zeit hindurch nicht ſehr geachtet worden, denn noch in der Mitte des 18ten Jahrhunderts betrug die jährliche Pacht 2 fl. 20 kr. rheiniſch, nachher 5 fl. und zwanzig Jahre ſpäter ſchon 14,000 fl. Als endlich Kurtrier, dem der Geſundbrunnen gehörte, die Verwaltung ſelbſt übernahm, erreichte der jährliche Ertrag die Summe von 80,000 fl. — Die Quelle iſt reich an Natrum oder kohlenſaurem Mineral-Alkali, und dieſes begünſtigt die Auflöſung des Eiſens in derſelben, welches dabei nur für ſich, als Oxide, gemengt im Waſſer erſcheint. Wegen der gemäßigten Verbindung dieſes Heilmittels mit dem kohlenſauren Gas wird das haltbare Selterſer Waſſer faſt auf der ganzen Erde getrunken, und nach den beiden Indien verſchickt. Seit 1803 iſt der Brunnen ein Naſſauiſches Kammeralgut. Der Abſatz iſt übrigens ſehr verſchieden, und richtet ſich gewöhnlich nach der Witterung des Jahrs. Je heißer der Sommer, deſto größer der Verbrauch, indem das Waſſer häufiger des Behaglichen als der Geſundheit wegen getrunken wird. Mit Wein und Zucker vermiſcht, nähert es ſich, an Geſchmack, dem Champagner, und iſt ungleich erquickender. — Im Jahr 1819 wurden 1,445,369 ganze und 116,560 halbe Krüge gefüllt. Man ſollte denken, daß eine ſo große Anzahl Krüge, deren jeder 3 Pfund Waſſers enthält, aus einem einzigen Brunnen kaum gefüllt werden könnte, zumal da das Füllen hauptſächlich nur 5 Monate hindurch (vom März bis Ende des Juli) ſtatt findet, allein die Arbeit fördert ſich unglaublich ſchnell. Der obere, hölzerne Kranz des Brunnens, welcher 12 franzöſiſche Schuh tief iſt, wird, durch ein hölzernes Kreuz, in 4 Quadrate getheilt, und in drei derſelben gewöhnlich geſchöpft. Das 4te bleibt für die Brunnentrinker offen. Den drei Füllmädchen, welche das Geſchäft beſorgen, werden die Krüge in Parthieen zu 300 zugebracht, und in einen niedrigen Kaſten zuſammengeſtellt, der gerade dieſe Zahl faßt, und dies heißt ein Trupp. Um die Krüge zu gleicher Zeit zu füllen, faſſen die Füllmädchen, mit großer Gewandheit, die beiden erſtenmale eine jede zehn Krüge, die übrigen zehnmal aber acht Krüge, und tauchen ſie, ordentlich tempoweis, ein. Dieſe Arbeit iſt ſehr ermüdend, und deswegen wechſeln dieſe Füllmädchen, welche auch das Verkappen der Krüge beſorgen, von Zeit zu Zeit, mit andern ab.

Die Mädchen halten den Brunnen von früh Morgens bis Mittags 11 Uhr beſetzt, und während dieſer Zeit darf weder für den Ort noch die Nachbarſchaft gefüllt werden. Von 11 — 1 Uhr iſt der Brunnen Gemeingut für die ganze Umgebung, und Alles drängt ſich herzu, um ſeinen Bedarf zu holen. Fuhren zahlen, für 100 gefüllte und verpichte Krüge, jetzt 14 fl. Früher war der Preis 11 fl., allein durch die geſteigerten Holzpreiſe mußte auch der Preis der Krüge erhöht werden.

Von 1 Uhr bis Abends 7 Uhr wird abermals ausſchließlich für herzogliche Rechnung gefüllt. Der gewöhnliche jährliche Abſatz beträgt eine Million Krüge.

Wer das Waſſer an der Quelle in ſeiner ganzen Reinheit koſten will, wähle hierzu einen Sonntag oder Feiertag. Zwar iſt ſchon ein jedes Glas unmittelbar aus dem Brunnen gehaltreicher als ein anderes aus dem geſchloſſenſten Kruge, allein durch das ſtete Eintauchen von 30 bis 40 Krügen wird das Waſſer, bis in eine gewiſſe Tiefe, zu ſehr beunruhigt. An Sonntagen aber, da der Brunnen ruhig bleibt, und nur ſeine natürlichen Perlen emporſteigen läßt, erhält man das Waſſer in der ganzen herrlichen Fülle ſeiner geiſtigen Kraft.

Es iſt zu verwundern, daß dieſer Brunnen, der zumal auf die Lungen, auf das Urin- und Pfortaderſyſtem, ja auf die ganze Maſſe der Säfte ſo wohlthätig wirkt, nicht häufiger an Ort und Stelle getrunken wird. — In Niederſelters zeichnet ſich das Gaſthaus zum Naſſauer Hof durch Billigkeit und gute Bedienung vor vielen Gaſthöfen anderer Geſundbrunnen vortheilhaft aus. Man trifft jedoch gewöhnlich nur Berliner Kurgäſte daſelbſt an, und ſelten mehr als 5—6 Familien.

Einige Schritte von dem Mineralborn ſprudelt ein ſüßer Quell. — Als eine Eigenheit des Selterſer Waſſers wird auch bemerkt, daß es in Krügen, welche im Keller auf die bloße Erde geſetzt werden, leicht verderbe, ſich aber lange, auf Holz geſtellt, erhalte.

In der Nähe, zu Oberſelters, kam ſonſt eine, mit gemeinem Waſſer gemiſchte, Ader des Hauptquells zu Tage, die aber ietzt ganz zugeſchlagen iſt.

Von Niederſelters hat man ſechs Stunden bis Schwalbach. Dieſer Flecken, der auch Langenſchwalbach genannt wird, liegt in einem ſchönen Waldthale. Seinen Namen ſoll er von den vielen Bächen und Schwalben haben, die man hier findet *). Der Ort theilt ſich in Ober- und Niederſchwalbach. Dieſes liegt an den Heilquellen, welche, 14 an der Zahl, hier aus der Erde ſprudeln. Dieſer Kurort ſtand bereits im ſechzehnten Jahrhundert in großem Ruf, und im Jahr 1581 gab der berühmte Arzt und Botaniker, Tabernä Montanus, eine Beſchreibung davon in ſeinem Waſſerſchatz heraus. — Mitten im Flecken ſteht der Lindenbrunnen, der häufig von den Einwohnern als gewöhnliches Waſſer getrunken wird. Etwas weiter hinunter rauſcht die Brodelquelle, alſo genannt, weil ſie, wie kochendes Waſſer, aufbrodelt. Das Waſſer iſt ſo kühl, wie von der friſcheſten Bergquelle, aber mehr alkaliſch als eiſenhaltig. Der Brunnen wurde im 15ten Jahrhundert, vor den übrigen, entdeckt. Er hat 9 Fuß Tiefe und 3 Fuß Breite. Ein Ablauf iſt nicht ſichtbar. Das Waſſer ſickert augenblicklich wieder in den Boden ein. Auf dem Wege nach dem Schlangenbad iſt der Stadtbrunnen.

Unter allen Quellen Schwalbachs ſind der Wein-

---

*) Wahrſcheinlich von dem alten Schwalgen (holländ. Zwalpen), fluten, anſchweben.

born und der Stahlborn die vorzüglichſten. Der Weinborn (aquae vinariae) entſpringt in der Nähe des Wegs nach Wiesbaden und Schlangenbad, auf einer Wieſe, und ein Schattengang führt von der Straße dahin. Die Farbe iſt kriſtallhell, der Geſchmack weinartig, daher der Name des Brunnens. Der mehr gebundenen und reichhaltigen Theile wegen wird er dem Stahlbrunn vorgezogen. Beide ſind, ſeit der letzten Zeit, Naſſauiſches Domanialgut, und es wird nun etwas mehr für Verſchönerung der Gegend und Bequemlichkeit der Gäſte gethan, als ehemals. In einer Stunde liefert der Weinbrunn 9 rhein. Ohm Waſſers, die Ohm zu 80 Maaß gerechnet. Jährlich werden ohngefähr 250,000 Krüge davon verſendet.

Die Beſtandtheile des Weinbrunnens ſind: Muriatiſche Kalkerde, Bittererde, Schwefelſäure, und muriatiſche Sode, Kieſelerde und Thonerde, kohlenſaures Eiſen und kohlenſaures Kali. Eine Allee dient den Kurgäſten zum Spaziergang, und einige Gebäude ſchützen gegen Sonne und Regen.

Der Stahlbrunnen (dem Fürſten von Heſſen-Rothenburg gehörig) wurde erſt 1740 entdeckt. Er liefert in einer Stunde 5 Ohm Waſſers, und die jährliche Verſendung beträgt an 150,000 Krüge. Die Beſtandtheile ſind, im Ganzen, wie beim Weinbrunnen, doch iſt die ſpezifiſche Schwere verſchieden. Der Gehalt an fixen Mineralien iſt geringer. Anmuthige Luſtgänge umgeben dieſen Quell, der auch am häufigſten beſucht zu werden pflegt.

Zum Baden fehlt es in Schwalbach noch an zweckmäßigen Anſtalten, denn die Vorrichtungen hierzu, in Privathäuſern, laſſen gar Vieles zu wünſchen übrig. Zu Bädern bedient man ſich übrigens des Brodelbrunnens, deſſen Waſſer alsdann mit dem Weinbrunnen gemiſcht wird.

Der Ehebrunnen, von einer daſelbſt zuſammengewachſenen Eich- und Buche alſo genannt, iſt ebenfalls von bedeutendem Gehalt, wird aber nicht mehr gebraucht.

Im Wieſenthale iſt der Rötel- oder Rumpelborn, der ſeit 30 — 40 Jahren häufig getrunken wird.

An freundlichen Spaziergängen fehlt es in Schwalbach keineswegs. Angenehm und vielbeſucht ſind die Wege nach dem Ehrbaum, nach dem Schönbaum, nach dem Wieſenbrünnchen und zu dem dreifachen Echo.

Intereſſanter noch ſind die Ausflüge nach Adolphseck und Hohenſtein.

Adolphseck iſt eine Burgruine mit einem Flekken, an der Aar. Das Schloß liegt auf einem hohen, abgerundeten Berge, in kühner, maleriſcher Umgebung. Graf Adolph von Naſſau ſoll es, ehe er Kaiſer wurde, für ſeine Geliebte erbaut haben, die er aus dem Kloſter entführte, wo er an Wunden darniedergelegen und ſie ihn ſorgſam gewartet hatte. Der Schloßgraben war in den Fels eingehauen, und das Schloß rings mit Fiſchweihern umgeben. Kaiſer Albert von Oeſterreich, Adolphs Gegner, zerſtörte im J. 1302 die Burg, welche jedoch ſpäter wieder hergeſtellt wurde.

Noch im J. 1695 ſtand ſie bewohnbar da, iſt aber ſeitdem zerfallen.

Von Adolphseck ſind es 2 St. bis Hohenſtein, einem Bergſchloſſe, gleichfalls an der Aar, von tiefen Wieſengründen umſchloſſen. Es gehörte urſprünglich den Ganerben von Hohenſtein, und kam von dieſen an die Grafen von Katzenellenbogen. Im dreißigjährigen Kriege ward es zerſtört. Es war eine gewaltige Burg, wie man aus den Trümmern ſieht. Erhalten hat ſich noch ein Thor, der hohe Hexenthurm, die Folterkammer, der Frauenſaal und ein anderes Gemach mit bemalten Wänden. Es iſt eine Förſterwohnung da, wo man billig bewirthet wird.

Nicht weit davon ſind die Ruinen der Veſte Greifenſtein und Kattelnburg, auf der Katten- oder Heſſenalp.

Ueberhaupt bieten die Lahngegenden viele Naturſchönheiten dar, und man ſieht hier eine Menge zerfallener Burgen, deren Namen an herrliche Geſchlechter und Zeiten erinnern. Zwey Stunden von Hohenſtein, und eben ſo weit von Schwalbach, liegt die Burg Schwalbach, an der Aar. Sie wurde von Wilhelm, Grafen von Katzenellenbogen, um 1371 erbaut, und iſt noch nicht ganz zerſtört. Eine Stunde weiter in dem Walde, der die Fuchshöhle heißt, erhebt ſich die alte Burg Hohlenfels mit ihren mächtigen Thürmen. Ritter Daniel von Langenau ſoll ſie im 14ten Jahrhundert erbaut haben. Die Lage iſt ſehr ſchön, und aus den Zimmern genießt man der herrlichſten Ausſichten. In dem eben genannten Walde iſt auch ein Eiſenbergwerk, welches die Michelbächer Schmelze mit Materialien verſieht.

Noch intereſſanter iſt das weiter gegen Dietz hinauf liegende Schloß Arteck, welches wohl Römiſchen Urſprungs ſeyn mag. Es werden hier nicht nur oft alte Münzen gefunden, ſondern im Gemäuer ſieht man auch alte Bildwerke in erhabener Arbeit, die eine nähere Unterſuchung verdienten. —

Die vorzüglichſten Gaſthöfe in Schwalbach ſind: 1. Der goldne Brunnen: 2. das Grebeitſche Haus; 3. der Kaiſerſaal: 4. die goldne Kette. Im goldnen Brunnen, der vorzügliche Empfehlung verdient, iſt auch die Poſt, und man findet bei Herrn Poſthalter Herbert immer vorräthige Exemplare ſowohl der gegenwärtigen Schrift, als auch einiger andern Werke, welche Reiſenden als angenehm und nützlich empfohlen zu werden verdienen. — Der Preis der Mittagstafel in den genannten Gaſthäuſern iſt 1 fl. 12 kr.; für den Abendtiſch 36 kr. Ein Zimmer koſtet von 3 bis 10 fl. und darüber wöchentlich.

Schwalbach hat drei geräumige Kurſäle; 1. Den Alleeſaal, 2. den Kaiſerſaal, 3. den Kettenſaal.

Von Schwalbach ſind es kaum zwei Stunden bis Schlangenbad — und es führt dahin ein bequemer Weg.

Ein krankes Rind entdeckte dieſes heilſame Bad vor ohngefähr 200 Jahren. Es ſonderte ſich täglich von der Heerde, und mit Verwunderung fand es der Hirt bei einer warmen Quelle, an welcher es Geneſung ſuchte und erhielt. Im Jahr 1657 erkaufte Dr. Glozin aus Worms von der Berſtatter Gemeinde die Quellen, nebſt einem Bezirk und dem nöthigen Bauholz, um zwei Ohm Wein. Heſſen-Kaſſel, unter deſſen Landeshoheit die Gegend gehörte, kam bald darauf in den Beſitz des Bads, und Landgraf Karl ließ im J. 1694 die nöthigen Anlagen und Einrichtungen machen, welche allmählig erweitert und verbeſſert wurden, und bis jetzt über 400,000 Gulden koſten. Landgraf Friedrich I., nachheriger König von Schweden, ließ ſich jährlich 4000 Krüge von dieſer Quelle nach Stockholm ſchicken.

Die Lage von Schlangenbad, in einem tiefen, einſamen Thale, hat zwar etwas Klöſterliches und Schwermüthiges, aber wer die Stille friedlicher Haine liebt, den Reiz der kunſtloſen Natur, und lieber mit ſich umgeht als mit andern, der wird hier das Geräuſch von Wiesbaden und Schwalbach nicht vermiſſen.

Die Beſtandtheile des kriſtallenen, ſeifenartigen Waſſers ſind feine Thon- und Talkerde; doch iſt kaum zu vermuthen, daß es ohne alle Beimiſchung mineraliſcher Beſtandtheile ſey, obgleich dieſe ſich bis jetzt den Blicken der Chemiker entzogen haben. Sein Wärmegrad iſt 22 Gr. R. Das im J. 1701 erbaute Naſſauer (ehemals Kurmainzer) Haus iſt durch einen bedeckten Gang mit dem alten Heſſiſchen Hauſe verbunden; hier ſind drei Quellen, die in 24 Stunden 3500 Ohm Waſſer geben; und zehn geräumige Bäder, worunter auch ein Tropfbad. Zwei derſelben ſind mit Porzellän, und eins iſt mit Marmor eingefaßt. Sechs andere Bäder ſind in dem neuen Hauſe. Nach einem Durchſchnitt von zehn Jahren gibt das Schlangenbad kaum 50 fl. jährlichen reinen Ertrag, und die Unterhaltung dieſer koſtbaren Anſtalt iſt demnach als ein ſchönes Opfer zu betrachten, welches der leidenden Menſchheit gebracht wird. Für die Kurgäſte iſt auch wirklich gut geſorgt; die Wohnungen, der Tiſch, die Weine, alles verdient Empfehlung, die Bäder ſind ſehr angenehm, und werden äußerſt reinlich gehalten, was nicht von allen Bädern gerühmt werden kann.

Seitdem Schwalbach Naſſauiſches Eigenthum geworden, wird immer mehr und mehr für die Aufnahme dieſes Bades geſorgt.

Eine angenehme Wanderung macht man von Schlangenbad zu dem Kapellchen bei Nauenthal, auf der Baben- oder Bubenhäuſer Feldhöhe. Hier iſt eine der ſchönſten Anſichten vom Rheingau. Zwiſchen Nauenthal und Kiderich erblickt man Trümmer von runenartig verziertem Gemäuer, das die alte Burg heißt.

Von Schlangenbad bis Wiesbaden ſind drittehalb Stunden. Wer aber eine reiche, herrliche Ausſicht liebt, der kehre auf den Kiesweg zurück, welcher von Schwalbach nach Wiesbaden über die ſogenannte hohe Wurzel führt. — Vor ſich hat man hier das weite Rheinthal mit dem ſchimmernden Strome, der ſich in mannichfachen Krümmungen von den Bergen des Schwarzwaldes herab ſchlängelt. Gegenüber breitet ſich Mainz aus mit ſeinen Thürmen; hinter Mainz erheben ſich ſanfte Höhen, und weiterhin ſtrebt der Donnersberg in die Wolken. Rechts ruhen die erſten Dörfer des Rheingaus am Ufer; etwas zur Linken treten die waldigen Kuppen der Bergſtraße hervor. Links zieht ſich das üppige Mainthal hin, wo Frankfurt in ſchwankenden Umriſſen erſcheint. Am Fuße des Gebirgs verſteckt ſich Wiesbaden zwiſchen Hügeln.

Daß hier einſt die Mattiaken geſeſſen, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen. Sie mochten ihren Namen von Mate, Gefährte, Geneſſe, und Akara, Acker, woraus die Römer ihr Adda gemacht, erhalten haben. Druſus baute in Wiesbaden, neben den Bädern, ein Kaſtell, und man ſieht noch die Reſte davon in der ſogenannten Heidenmauer, welche den Kirchhof — in einer Länge von ohngefähr 650 Fuß — gegen Oſten ſchließt. Die Mauer hatte ihren Anfang auf dem Hügel, nördlich hinter der Stadt, durchſchnitt quer die lange Gaſſe, die Metzgergaſſe, den Graben, lief am alten Schloß, welches zum Theil auf ihren Trümmern erbaut iſt, vorbei, und endigte an der Grenze des heutigen Stadtbezirks. Ein großer Theil mag ſpäter zu Gebäuden benutzt worden ſeyn. Ihre Höhe war 20, die Dicke 10 Fuß. Die Außenſeiten waren aus Bruchſteinen regelmäßig aufgeführt, und die Zwiſchenräume mit kleinrn Steinen, zerbrochenen Ziegeln und Badeſteinen ausgefüllt, welche je zu 2 Fuß, mit Mörtel verbunden waren.

Auch Ueberreſte Römiſcher Bäder hat man entdeckt. Eines befand ſich im Schützenhofe; es war 90 Fuß lang, 10 breit und 5 hoch. Die Ziegelplatten, womit die Unterlage des Bades belegt war, hatten den Stempel der XII. Legion. — Im J. 1815. entdeckte man, beim Bau des Gaſthauſes zum rothen Löwen, nahe dem Kochbrunnen, die Ruinen eines Römiſchen Dampfbades. Auch ein Ziegelſtück war mit Legio XIIII. bezeichnet. Gemäuer eines dritten Römerbades wurde im J. 1807, im Garten des Poſthalters Schlichter aufgegraben. Unterirdiſche Anlagen zu Schweisbädern kommen auch in der Saalgaſſe zum Vorſchein. Intereſſante Römiſche Münzen wurden beim Schloßthurme gefunden.

Bei den Saliſchen Franken erſcheint Wiſibadun als Hauptſitz ihrer Königshundrede (Kunigesundra), die von Erpſtein bis Walluf zog. Die Karolinger hatten hier eine Pfalz, worin ſchon Karl der Große ſich manchmal aufgehalten, und ſpäter Otto der Große, welcher im J. 965. Wiesbaden zur Stadt erhob. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Platz aufgegraben, wo der Königshof (Sala) geſtanden; man entdeckte Mauern, Fußboden von Gyps und bemalte Wände. Im dreizehnten ſtand dieſer Hof noch unverletzt, und wurde wahrſcheinlich ein Opfer des Brandes, als die Erpſteiner im J. 1280 Wiesbaden faſt ganz zerſtörten. Kaiſer Adolph ſtellte es wieder her. Die Gaſſe, welche zu der alten Pfalz gefuhrt, heißt noch die Saalgaſſe.

Von dem alten Schloſſe ſind nur noch Ueberreſte vorhanden, welche als Remiſen, Magazine und zur Wohnung eines Verwalters dienen. Das neue

Schloß, welches Graf Johann Ludwig von Naſſau gegen Ende des ſechszehnten Jahrhundert erbaute, iſt noch in gutem Stande. In der letzten Zeit wurden das Appellationsgericht, die Steuerdirektion und die öffentliche Bibliothek hinein verlegt. Am Rathhauſe, welches ziemlich altfränkiſch ausſieht, und mit mancherlei Emblemen ſeltſam verziert iſt, ſieht man das Stadtwappen — drei Lilien im blauen Felde. Karl der Große ſoll es der Stadt verliehen haben.

Wiesbaden hat 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Die Beſtandtheile des Waſſers ſind: Kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, ſalzſaures Natrum, ſalzſaure Kalkerde und Bittererde, ſchwefelſaures Natrum und ſchwefelſaure Kalkerde; Thonerde und etwas mit kohlenſaurem Natrum aufgelöstes Eiſen. Die heißeſte Quelle, oder der Kochbrunnen, zeigt 52 Gr. Reaumür. Außerdem hat Wiesbaden zwei Schwefel- oder Faulbrunnen.

Sämmtliche hieſige warme Mineralquellen liefern, nach den neueſten Unterſuchungen, in einer Minute die bedeutende Waſſermaſſe von 58 Kubikfuß 397⅔ K''; mithin in 24 Stunden über 84,092 K'. Von der in jeder Minute hervorſprudelnden Waſſermaſſe fließen 44K' 684 K'' in die vorhandenen Badhäuſer und 13 K', 713K'' (oder, in 24 Stunden, über 19,746 K') wurden bisher nicht auf dieſe Art verwendet. Der geſammte Waſſerbedarf für alle beſtehenden Badeanſtalten ſowohl, als für die mancherlei ökonomiſchen und häuslichen Bedürfniſſe, beträgt in 24 Stunden 32,720 K'.

Eine lang vermißte Trinkanſtalt, wird erſt aus der hieſigen Hauptquelle errichtet.

Der Badhäuſer ſind 24, ohne das Hoſpitalbad und das öffentliche bürgerliche Bad. Zwei, das Rebhuhn und der halbe Mond, ſind blos für jüdiſche Kurgäſte. Die bedeutendſten Badhäuſer ſind: 1. Der engliſche Hof (vormals der Rindsfuß); 2. der Schützenhof; 3. der Adler (oder die Poſt); 4. die Roſe (dieſe drei ſind zugleich Gaſthäuſer); 5. der Bär; 6. der ſchwarze Bock; 7. das neue und ſchöne Gaſt- und Badhaus zu den vier Jahreszeiten, in der Wilhelmſtraße ꝛc. Jedes dieſer Häuſer beſteht aus zwei Abtheilungen, dem Wohnhauſe und dem Badhauſe. Die Höhe der Badgebäude iſt von 20 bis 40 Fuß. In den meiſten ſieht man gerade gegen das Dach, welches eine oder mehrere Oeffnungen hat, um den Dämpfen des Waſſers freien Abzug zu verſchaffen. In einem ſolchen Badhauſe ſind 10—30 Bäder, in kleinen, verſchloſſenen Kabinetten. Der Boden iſt mit Backſteinen belegt. — Der Preis an den Wirthstafeln iſt mäßig; der größere Theil der Kurgäſte läßt ſich aber das Eſſen aus einem Speiſehauſe auf das Zimmer bringen.

Alle gegrabenen Brunnen der Stadt ſind ſalzig und untrinkbar. Einige ſind ganz nahe an den heißen Quellen, ohne daß dadurch ihre natürliche Kälte vermindert würde. Dies begründet die Vermuthung, daß der eigentliche Heerd der Badquellen fern von der Stadt, wahrſcheinlich in der nordweſtlichen Gegend des Gebirgs zu ſuchen ſey.

Nur ein trinkbares Waſſer hatte die Stadt bis jetzt, und zwar auf dem Markte. Es iſt Quellwaſſer und kommt vom Schwalbacher Wege. Gegenwärtig iſt man daran, eine neue ſüße Quelle herbeizuleiten, und es ſoll außerdem, der Vorplatz des Kurſaals, mit einer großen Fontaine verſehen werden.

Einige kalte Bäche durchfließen die Stadt, und nehmen den Abfluß der warmen Quellen auf.

Eine ſchöne, die Geſelligkeit befördernde Anlage iſt der neue Kurſaal. Herr von Wolzogen aus Weimar, der hier an den Quellen ſtarb, machte den erſten Plan dazu, und die Ausführung geſchah unter Leitung des geſchickten Landbaumeiſters Zais, aus einem beträchtlichen Aktienfonds. Das Gebäude liegt am Ende der Promenade, hinter dem Wieſenbrunnen *), und ſteht durch eine Allee in Verbindung mit der Stadt. Die in Pavillons endigenden Kolonaden vor dem Saal faſſen die Bäder, und gewähren dem Luſtwandelnden einen Blick auf eine große Terraſſe. Der vor und zwiſchen den Säulenlauben und dem Hauptgebäude befindliche Raum, ſo wie die Anlagen darum her, ſind dem Vergnügen gewidmet. Das Hauptgebäude enthält einen großen, zweckmäßig eingerichteten Tanzſaal, Speiſe- und Spielſäle, Geſellſchaftszimmer und die Wohnung des Wirths. Die innere Einrichtungen, die Dekorationen und die Geräthſchaften ſind ſehr geſchmackvoll. Ein ſchöner Gyps-

---

*) Das Waſſer des Wieſenbrunnens wird getrunken, und enthält hauptſächlich muriatiſche und kohlenſaure Kalkerde.

abguß des Apollo von Belvedere nebſt andern Statuen und Büſten aus karariſchem Marmor ſind hier aufgeſtellt. Die Säulen, worauf die Gallerie im großen Saale ruht, ſind von inländiſchem Marmor, welcher in der Gegend von Limburg gebrochen wird. Das Ganze iſt von Steinen ausgeführt, und die Fronte beträgt 350, die Tiefe aber 170 Fuß.

Während der Kurzeit iſt täglich Konzert und Wirthstafel im Kurſaal, auch werden häufig Bälle darin gegeben. Einige Zimmer ſind den Pächtern des Hazardſpiels eingeräumt; jedoch wird dem Spiele hier nicht der verderbliche Umfang geſtattet, wie in manchen andern Badern.

Eine ſehr lobliche Anſtalt iſt die öffentliche Bibliothek, welche jedem gebildeten Fremden offen ſteht, und, nebſt einigen Manuſcripten, viele brauchbare Werke enthält. Der ehemalige Bibliothekar Hundeshagen iſt als Profeſſor nach Bonn abgegangen.

Eine Geſellſchaft vaterländiſcher Alterthumsfreunde will jetzt, in Wiesbaden, ein Muſeum errichten, und Nachgrabungen anſtellen. Das Unternehmen verdient alle Unterſtützung, und in der That können wiſſenſchaftliche und artiſtiſche Sammlungen nicht leicht zweckmäßiger angelegt werden, als an einem vielbeſuchten Kurorte, deſſen Aufnahme dadurch ungemein befördert werden müßte*).

---

*) Es ſoll Leute geben, welche behaupten, ein Bad könne nur dadurch in Ruf kommen, daß man es in eine Kloacke verwandle. Der Ruf wird alsdann freilich nicht fehlen.

Unter den Spaziergängen um Wiesbaden iſt die neue Anlage der reizendſte. Dieſe Anlage zieht ſich vom ehemaligen Herrngarten um den Kurſaal, und dem großen Weiher hinter demſelben, an dem Bach hinauf, bis zu der ¼ Stunde entfernten, und häufig beſuchten Dietenmühle.

Die Natur hat ihre Schönheiten über dieſen Heilort freigebig ausgeſtreut. Unter den vielen intereſſanten Umgebungen bemerken wir insbeſondere:

Den Neresberg mit dem gleichnamigen Thale. Dieſer Berg liegt eine halbe Stunde nordweſtlich von Wiesbaden. Im alten Eichwald, der ſeinen Gipfel krönt, ſind noch Reſte Römiſchen Gemäuers, welches urſprünglich ein Viereck von ohngefähr 140 Fuß bilden mochte. Nach einer Tradition, die ſelbſt Herr v. Dorow noch wiederholt, wäre hier ein Jagdſchloß der Neronen mit einem Wildpark geweſen; Druſus oder Tiberius hatten die Anlage gemacht, und von ihnen trage der Berg und das Thal, ſo wie der durchhin ſchlängelnde Bach den Namen Nerosberg ꝛc.

Daß Druſus am Taunus eine Schanze und ſein Sohn auf eben der Stelle ein Kaſtell gebaut, wiſſen wir aus alten Berichten; allein eben daher wiſſen wir auch, daß die Germanen weder dem Tiber, noch ſeinem Bruder und Neffen Zeit ließen, an ihr Vergnügen zu denken. Lieber möchte ich die Benennung Neresburg vom alten Ner, Schutz, Hülfe, oder von Neren, Schirmen, Heilen, ableiten.

Dorf und Schloß Sonnenberg, eine halbe

Stunde von den Badern. Das Schloß liegt in dem Dorfe, auf einem Kalkfels. Es ſoll von Sunno, einem allemanniſchen Fürſten, gegründet worden ſeyn. Durch ein noch ziemlich gut erhaltenes Thor tritt man in die Ruine, welche, gegen Süden, eine Ausſicht auf den Rhein, gegen Norden eine zweite, in das umkreiſende Gebirg darbietet. Aus dem Hintergrunde tritt hier die Kapelle von Rambach maleriſch hervor. Adolph von Naſſau befeſtigte Sonnenberg zum Schutz gegen die Befehdungen der Dynaſten von Eppſtein.

Die (ehemalige) Faſanerie, ¾ Stunden von der Stadt, in einem freundlichen Wieſenthale, um welches ein lichter Hain ſich zieht.

Klarenthal, der Faſanerie gegenüber, ehemals ein Nonnenkloſter, von Adolph von Naſſau und ſeiner Gemahlin Imagina geſtiftet. Seine Schweſter wurde Aebtiſſin und ſeine Tochter Priorin darin. Seine Nachkommen hoben es im vorigen Jahrhundert auf. Die Stifterin Imagina lag in dieſem Kloſter begraben. Bei Zerſtörung deſſelben wurde ihr — Grabſtein in die Stadtkirche nach Wiesbaden gebracht. — In der Nähe der Faſanerie und des Kloſters Klarenthal, zu beiden Seiten der Straße, welche nach Bleidenſtadt führt, ſieht man eine Menge alter Grabhügel, einige mit Geſträuch und Bäumen bewachſen. Mehrere dieſer Gräber wurden bereits vor ohngefähr 17 Jahren geöffnet, und man fand darin Kohlen, Aſche, Urnen mit Knochen und Aſche angefüllt, Opferſchaalen, Thränenfläſchchen, Pfeile, Lanzen, Opfermeſſer, Lampen, in einigen auch goldene, ſilberne und kupferne Münzen u. dgl. Alle aufgegrabenen Sachen lagen gegen Morgen.

Aehnliche Gräber ſind bei Dotzheim.

In den letzten Zeiten hat Hr. v. Dorow (jetzt Profeſſor in Bonn) an dieſen und andern Stellen um Wiesbaden Nachgrabungen vorgenommen, und Waffen, Ringe, Heftnadeln, ja ſogar einen noch wohl erhaltenen, verſilberten Sporn entdeckt. Die Notizen, welche Hr. v. Dorow hierüber (mit Abbildungen) in den Druck gegeben, ſind intereſſant, allein ſeinen hiſtoriſchen Konjecturen können wir nicht durchaus beipflichten. Tragbare Sachen, wie Münzen, Sporen u. dgl. beweiſen ſelten etwas. Sie können, in ſpäter Zeit und durch Zufall, an dem Orte verloren gegangen ſeyn, wo man ſie nachher wieder entdeckte. Eben ſo wenig möchten wir aus den ſchönen, reinen Formen einiger Urnen auf das ehemalige Daſeyn eines in Germanien eingewanderten gebildeten aſiatiſchen Stammes ſchließen. Dieſe Urnen, wenn auch in den Gräbern unſerer Väter gefunden, konnten doch wohl von Römern herrühren, und im Kriege erbeutet, oder von Römiſchen Kriegsgefangenen verfertigt ſeyn.

Der Geisberg. Von hier hat man eine reizende Ausſicht nach Mainz und den ſchönen Dörfern am Rhein.

Adamsthal, eine ſchön angelegte Meierei im Walde, eine Stunde von Wiesbaden.

Die Walkmühle, auf der Seite des Kloſters Klarenthal. Es ſind da hübſche Anlagen mit einem angenehmen Tanzſaale. Die Kurgäſte luſtwandeln häufig dahin.

Die Platte, ein Jagdſchloß mitten im Walde, zwei Stunden von Wiesbaden, da, wo die Straße nach Idſtein ſich von der nach Limburg trennt. Hier iſt eine der weiteſten und reichſten Ausſichten in Deutſchland. (Ohngefähr die nämliche, welche man bei der hohen Wurzel hat.) Bei dem daſigen Förſter findet man eine gute Bewirthung. — Ueber der Platte erhebt ſich der Trompeterberg, der von den Buccinobanten, einem Zweige der Mattiaken, ſeinen Namen haben ſoll.

Bibrich, das alte Biburc oder bei der Burg, die ſchönſte Fürſtenwohnung am Rhein. Wenn man auf dem Wege von Wiesbaden dahin die Höhe erreicht, wo ſich die Straße nach Mosbach hinabſenkt, öffnet ſich eine der herrlichſten Ausſichten. In der Ferne ſteigt der Melibokus hervor — der Rhein und der Main eilen ſich entgegen, um ſich an der Stelle zu vereinigen, wo Mainz ſich mit ſeinen Thürmen und Schiffen am Ufer ausbreitet. Vor ſich hat man Mosbach und Bibrich, und rechts abwärts entfaltet ſich der ſchone Rheingau bis zur Rochuskapelle.

Bibrich iſt der Sommerſitz des Herzogs von Naſſau. Reizender iſt keine Fürſtenwohnung gelegen. Aus dem runden Saal, den joniſche Säulen und Kariatyden aus inländiſchem Marmor ſtützen, tritt man auf einen Söller, der eine entzückende Ausſicht darbietet. An das Schloß reiht ſich ein Garten mit kühlen Laubgängen und einem Kanal, den Schwäne und andre Waſſervögel beleben. Am Ende des Gartens, nahe bei Mosbach, ſteht die ſogenannte Burg, welche der verſtorbene Herzog Friedrich Auguſt auf die Ruine der alten Amöneburg erbauen ließ. Sie iſt mit alten Grabſteinen und Fenſtergemälden verziert, welche aus der ehemaligen Abtei Eberbach hierher gebracht wurden. Um die Burg zieht ſich ein kleiner Park, worin Zwerghirſche, Pfauen, Faſanen ꝛc. unterhalten werden.

In und um Wiesbaden wandelt der Freund des hiſtoriſchen Alterthums auf klaſſiſchem Boden, und findet auf jedem Schritte Merkmale aus der Zeit, wo Römer und Germanen ſich um den Beſitz des ſchönen Rheinlandes ſtritten. Noch erblickt man auf den Höhen die Spuren der deutſchen Steinwälle, und eingeſunkenes Gemäuer Römiſcher Kaſtelle, um Wiesbaden, beſonders auf dem Neresberg, bei Zugmantel und bei Heſtrich. Auf dem Rathhauſe der Stadt werden noch die Abſchriften vieler hier aufgefundenen Inſchriften aufbewahrt. Die Denkſteine ſelbſt ſind größtentheils abhanden gekommen. Einer derſelben, der im Römerbad entdeckt, und in die öſtliche Mauer des Badhauſes im Schützenhof eingemauert worden, war dem Apollo (apollini toutiorigi)*) von einem Centurio der 7ten Legion, die hier und in Mainz gelegen, errichtet. Wahrſcheinlich weil das Bad dem Apollo geweiht geweſen.

Auch in der Geſchichte des Mittelalters erſcheint Wiesbaden häufig. Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß die fränkiſchen Könige eine Pfalz daſelbſt gehabt. Kaiſer **Karl** kam oft von dem nahen Ingelheim herüber, und verweilte bei den warmen Quellen. Kaiſer Otto 1. hielt ſich im Jahr 965 ebenfalls da auf, und unterzeichnete bei dieſer Gelegenheit einige Urkunden zu Gunſten des Bisthums Magdeburg und einiger Reichsſtädte. Man hat noch einige Denkmäler aus dieſer Zeit, unter andern einen Stein mit einer Inſchrift, welche jedoch nicht gehörig beachtet wurden.

---

*) Vielleicht tutori oder tutelari?

Auch der Botaniker und Mineralog wird die Umgebungen von Wiesbaden nicht ohne Gewinn beſuchen. Auf den zu Tag ausgehenden Thonwacken und einem Geſtein des umliegenden Flotzgebirgs, welches ein grünlicher, mit Kalk und Gypsſpath gemiſchter Gneus iſt, ſieht man die Anfänge der Vegetation, die ſchwarzgrauen, oliven- und ſchwefelfarbigen Warzenflechten, das graufalbe und röthliche Lappenmoos und andern ſtaubartigen Byſſs, die im verwitterten Geſtein wurzeln. Wo durch die Verweſung dieſer Flechtarten ſchon einiger Humus ſich geſammelt hat, kommen Laub- und Lebermooſe zum Vorſchein. Unter andern Buxbaumia aphylla. Unter den häufigen Farrenkräutern bemerkt man die Osmunda lunaria, das Asplenium adianthum nigrum, die ſchöne Pteris aquilina.

An einigen ſchattenreichen Waldſtellen grünen: Ophrys nidus avis (Bulbis ramosis): Monotropa hypopitys, und die Pyrola rotundifolia.

Wo der Wald lichter wird, trifft man mehrere Arten von Epilobium und verſchiedene Seggenarten

Auf den großen Waldwieſen, an den Berghängen, wächſ't der Faulbaum, die Saalweide, der Platan-

Ahorn in Gebüſchen. In den waſſerreichen Thälern, wo der Boden aus Thon und Sand beſteht, findet man eine Menge Seggengräſer, darunter mehrere Orchis- und Ophrisarten.

An einer ſonnigen Stelle blüht das ſchöne Satyrium hircinum (bulbis indivisis, fol. lanceolatis, die Digitalis purpurea und lutea; Datura stramonium; Rhus coriaria u. a.

An und unter dieſen Waldwieſen lehnen ſich kleine Hügel an das Hochgebirge an, deren parallele Thäler gegen Süden hin nach der Stadt Wiesbaden zuſtreichen, ſich aber, ehe ſie die Stadt erreichen, in eine gemeinſame Fläche verlieren. Einige dieſer Hügel zeigen eine Oberfläche, größtentheils aus Thon und Quarzſand, mit wenigem Humus gemiſcht. Die Vegetation iſt darum kümmerlich, aber mannichfaltig an Seggen- und andern Gräſern.

In einem dieſer Thäler liegt die Faſanerie, von welcher eine Kaſtanienallee den Hügel aufwärts führt. Dieſer Hügel ſenkt ſich wieder abwärts in ein anderes Thal. Hier ſind mancherlei Straucharten, welche nicht alle zu den gemeinſten gehören.

Am üppigſten iſt die Vegetation auf und zwiſchen den ſüdlichen und öſtlichen Hügeln, deren Fuß an die Stadt reicht. Die Höhen und Abhänge ſind angebaut. Ein laulicher Bach fließt dazwiſchen hin, und an ſeinen Ufern findet man eine Menge der verſchiedenſten Pflanzen.

Von Salzpflanzen werden in der Nähe der ſalzigen Quellen keine angetroffen, nur das Arundo phragmites zieht ſich bis in das beträchtlich warme Waſſer des Weihers.

In der Nähe der Adlerquelle kommen folgende Vegetabilien trefflich fort: Prunus spinosa; Hieraceum murale: Mnium extinctorium; Hypnum mniodes; Asplenium ruta muraria; Byssus antiquitatis.

Man verſäume nicht, von Wiesbaden aus einen Ausflug in das nahe Taunusgebirge zu machen. Man nehme den Weg über Eppſtein, welches 3 Stunden entfernt iſt. Es liegt, mit ſeiner alten Dynaſtenburg, zwiſchen den vier ſchönen Thälern Fiſchbach, Lorsbach, Fockenhauſen und Bremthal. Nach der Volksſage hauſte auf dem Fels, in uralter Zeit, ein gräulicher Rieſe; dieſen fing ein Ritter, Eppo mit Namen, in einem eiſernen Netze, und ſtürzte ihn in die Tiefe und erbaute auf dem Fels ſich eine Burg. Als Wahrzeichen dient eine Wallfiſchrippe über dem Thore, welche für das Gerippe des Rieſen ausgegeben wird. Uebrigens waren die Edlen von Eppſtein reich und angeſehen, und aus ihrem Geſchlechte ſaßen fünf Erzbiſchöfe auf dem Stuhle von Mainz. Der erſte war Sifried v. Eppſtein, anfänglich Abt zu Fulda, und im J. 1059. auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben. Er ſcheint ein Mann von feſtem Sinne und hellem Geiſte geweſen zu ſeyn, auch hing er treu an dem unglücklichen Heinrich IV., weswegen ihn Schannat in ſeiner Fuldaiſchen Geſchichte gar ſchnöde behandelt. In der Kirche des Städtchens Hofheim iſt das Grab dieſer alten Dynaſten.

Auf den nahe liegenden Höhen, dem Stauffen, Gäbberg und Roſſert, hat man herrliche Ausſichten. Am ſüdlichen Abhang des Stauffen ſind Römiſche Grabhügel, und auf dem Gipfel deſſelben erhebt ſich ein ſonderbar geſtalteter Fels mit Spuren von Erdwällen. Am Eichkopf, hinter Fiſchbach, ſtand das uralte Kloſter Retters (Retterese), im zwölften Jahrhundert von Graf Gerhard von Nürings geſtiftet. Auf den Trümmern deſſelben ſteht jetzt der Hof Röders. — Im Thal von Eppſtein liegt eine freundliche Mühle, mit Mineralbädern und bequemen Einrichtungen für Fremde. Die Badquelle entſpringt im Thal.

Von Eppſtein iſt es eine gar angenehme Wanderung über Hofheim, nach Sulzbach und Soden.

Hofheim liegt gegen den Main hin, in einer lachenden Gegend. Die vielbeſuchte Wallfahrtskirche ſteht freundlich auf einem waldigen Bergrücken. Man ſieht darin das Grab eines Grafen von Stolberg.

Sulzbach war unter den Karolingern eine curtis regia, und erfreut ſich einer herrlichen Lage. Es wurde ſpäter ein freies Reichsdorf, und trat als ſolches ſchon im Jahr 1282 in ein Bündniß mit Frankfurt.

Soden, zwei Stunden von Eppſtein, liegt zwiſchen zwei Hügeln, welche vom Taunus auszweigen und ein mildes, anmuthiges Thal bilden. Seinen Namen hat es von einer Salzquelle, die aber nicht mehr benutzt wird, und nur noch eine Mühle treibt. Es ſind hier drei Mineralquellen und zwei Gaſt- und Badhäuſer, der Naſſauer Hof und das Bender'ſche Haus, mit ſehr zweckmäßiger Einrichtung. Das Waſſer hat 14—16 Gr. Reaumür und enthält kohlenſaures Gas, Natrum, ſalzſaures Natrum und etwas Eiſen. Soden war urſprünglich eine Kolonie von Sulzbach und ein freies Reichsdorf, unter dem gemeinſchaftlichen Schutz von Mainz und Frankfurt. Gegenwärtig gehört es dem Hauſe Naſſau, und die neue Regierung läßt ſich die Aufnahme des Bads angelegen ſeyn. Die Lage iſt höchſt einladend. Das Dorf liegt in einem Haine von Obſtbäumen, rings ziehen ſich freundliche Hügel hin, und das Klima hat etwas ſehr Mildes. Ein ſchöner Spaziergang führt auf einen Hügel (zu den drei Linden), wo eine Kirche ſteht. — Einige ſuchen in der Gegend von Soden, bei Mamolshain (Manushain oder Luſthain?) das alte Solicinium.

Von Soden iſt es eine Stunde bis Kronberg vor der Höhe. — Der Ort iſt von Obſt- und Kaſtanienwäldern umgeben, und hat eine paradieſiſche Lage. — Die älteſten Beſitzer der Burg waren Reichsdienſtmänner; ihr früherer Name war: von Askebrunnen (Eſchborn). Den Namen der Ritter von Kronberg führten ſie ſpäter, nachdem ſie in den Beſitz von Kronberg gekommen waren. Im zerfallenen Schloß ſieht man noch ein Gemälde, mit beigefügten Reimen, die Schlacht vorſtellend, in welcher (im Jahr 1389) die von Kronberg als Streitgenoſſen der Pfälzer, den Sieg über die Frankfurter entſchieden. Noch ſind hier einige Ueberreſte von Templerwohnungen, der rothe Hof und die Hölle.

Kronberg iſt in unſern Zeiten beſonders durch die

Obſtbaumſchulen des vielverdienten Pfarrers Chriſt bekannt worden. Die Sprößlinge gingen bis nach Liefland und der Krimm.

An einer ſchönen Stelle hat ſich Herr von Gerning ein reizendes Tusculum erbaut. Sein Taunusgedicht wird dem ſinnigen Reiſenden ein willkommener Führer in dieſen herrlichen Gegenden ſeyn.

Im Thale zwiſchen Kronberg und Mamolshain quillt ein Sauerbrunnen, reich an Salz, Eiſen und Schwefel, der 1790 neu gefaßt wurde, und beſonders in chroniſchen Beſchwerden große Heilkraft zeigen ſoll. Es wäre zu wünſchen, daß Einrichtungen gemacht würden, um das Waſſer auch als Bad brauchen zu können. Nahe dabei iſt eine reichhaltige Salzquelle.

Von Kronberg aus verſäume man ja nicht, die nahe Burg Falkenſtein zu beſuchen, eine der ſchönſten Ruinen am Taunus. Bei heiterm Himmel erblickt man von da über 70 Ortſchaften, die rings umher zerſtreut liegen, und zur Seite einen Theil des Rheingaus. Hier war der Stammſitz der Grafen von Nüringen (Nörings, Nuringes, Neuburg) welches Kremer von Heribert, Grafen in der Wetterau, ableitet, und deſſen Stammvater Hezil (Heinrich) ſchon in Urkunden von 1043 vorkommt. Gerhard, der letzte dieſes Stammes, ſtarb, nach ſeinem einzigen Sohne Ekbert, ohne Zweifel im J. 1169, denn ſchon in dieſem Jahr erſcheint ſeine Gemahlin in Urkunden, als Wittwe. Seine Tochter Jutta wurde an Werner I. Dynaſten von Bolanden vermählt, und war die Mutter der Bolandſchen und Falkenſteinſchen Linien des alten Hauſes Bolanden.

Als die Burg Nurings veraltet war, erbaute Philipp VI. von Falkenſtein-Bolanden ein neues Schloß auf derſelben Stelle, und nannte es Neufalkenſtein. Der ſtreitbare Erzbiſchof Kuno, ſo wie der Erzbiſchof Werner von Trier, ſtammten aus der Familie der Falkenſtein am Taunus und Donnersberg. Nach dem Erlöſchen der Grafen von Falkenſtein in der Wetterau (1418) fielen die Güter auf die Spindelſeite, und kamen ſo an Eppſtein, Sayn, Iſenburg, Virneburg ꝛc. Seit 1770 iſt das Schloß Falkenſtein Naſſauiſch.

In den Ruinen dieſer Burg hat ſich, ſeit einigen Jahren die Steindroſſel (turdus saxatilis) aus den ſüdlichen Alpen angeniſtet, und im Bergwald umher wächſ't die Gemswurz (doronicum pardalianches).

Auf der Falkenſteiner Höhe ſind, in der letzten Zeit, einige artige Anlagen gemacht worden.

Wen die altdeutſche Veſte Königſtein intereſſirt, und wer ſie nicht ſchon von Eppſtein aus beſucht hat, der mag es von hier aus thun. Der Weg beträgt nur eine Viertelſtunde, und man findet dort, im Gaſthauſe zum grünen Baum, eine gute Bewirthung und häufig auch gute Geſellſchaft aus der Umgegend beſonders aus Frankfurt. Von der Feſtung, die im J. 1796 von den Franzoſen, wohlfeilen Kaufs genommen und geſprengt wurde, hat man eine herrliche Ausſicht bis an den Melibokus und auf einen Theil des Rheins.

Der Ort Königſtein iſt alt, und ſoll den Römern ſeine Entſtehung verdanken. Wenigſtens deutet der Römerkopf, ein Berg in der Nähe, auf den Aufenthalt der Weltüberwinder in dieſer Gegend, die ſpäter, ohne Zweifel, Fränkiſches Eigenthum war, obgleich, in der Karolingiſchen Periode nichts davon vorkommt*). Auch unter den Grafen von Nüringen, die hier das Grafenamt verwalteten, wird noch keines Schloſſes Königſtein gedacht, und dieſes erſcheint namentlich erſt im J. 1256 als Reichslehn. Die Münzenberger Erben beſaßen es damals gemeinſchaftlich. Philipp von Falkenſtein brachte den größten Theil der Münzenberg- und Nüringiſchen Erbſchaft, ſammt dem Schloſſe Königſtein, an ſein Haus, und ſeine Enkel, Ulrich und Philipp IV. nahmen auch den Namen von dem Schloſſe an. Werner III. und letzte Reichsgraf v. Falkenſtein (Erzbiſchof zu Trier) vereinigte (1409) die Falkenſteiniſchen Lande, welche nach ſeinem Tode (1418) durch ſeine Schweſter Lutgard, größtentheils an das Haus Eppſtein fielen. Nach dem Ableben Eberhards IV. und letzten Grafen von Königſtein, aus dem Hauſe Eppſtein, kamen ſeine Beſitzungen, durch eine Erbtochter, an den Grafen von Stollberg, von dieſem größtentheils an Kurmainz und endlich an Naſſau.

Anderthalb Stunden von Kronberg liegt Oberurſel, in einer obſtreichen Gegend, an einem Bache, der Mühlen und Kupferhämmer treibt. Die alte Kirche verdient geſehen zu werden. Der Ort gehörte ehemals zur Grafſchaft Königſtein. In der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war hier eine Druckerei, deren Werke von äußerſter Seltenheit ſind.

---

*) Kufſtein, unter Karl dem Großen, iſt nicht Königſtein, ſondern Koſtheim bei Mainz.

Von Urſel iſt's eine Stunde nach Homburg vor der Höhe, dem Sitz einer Heſſiſchen Nebenlinie, welche von Friedrich I., einem Enkel Philipp des Großmüthigen, ausging. Von der alten Burg, welche wahrſcheinlich auf den Subſtructionen eines Römerkaſtells ſtand, iſt noch der ſogenannte weiße Thurm übrig, in welchem Römiſche, in der Umgegend aufgefundene Denkſteine eingemauert ſind. Das neue Schloß erbaute im J. 1680 der Sieger bei Fehrbellin, Landgraf Friedrich II. mit dem ſilbernen Bein, deſſen Bild, in Stein und Metall, über der Schloßthüre zu ſehen iſt. Dem letztverſtorbenen Fürſten, einem der edelſten Regenten Deutſchlands, verdankt Homburg die geſchmackvollen Anlagen, welche ſich über eine Stunde weit von der Stadt hin ziehen. — Um Homburg her erinnert faſt jeder Schritt an die alten Welteroberer: der Heidengraben, die weiſſe Mauer, die alten Höfe, der Thalwegsberg, der Altkönig ꝛc. zeigen noch ihre Spuren. Der Saalburg oder Seulburg iſt ſchon früher in dieſer Schrift erwähnt worden. Sie liegt eine Stunde von Homburg, und ſcheint das Kaſtell geweſen zu ſeyn, welches Druſus erbaute, und Hermann zerſtörte. Germanikus ließ es wieder herſtellen, als er mit Cäcinna den raſchen Zug gegen die Katten unternahm, und ihren Hauptort Mattiacum verbrannte. Sie liegt auf einem Bergrücken, und bildet ein länglichtes Viereck, 580 Schritte lang und 180 breit. Ihre Doppelgräben und gemauerten Grundlagen blicken aus dem darüber hin gewachſenen Geſträuch hervor. Nahe dabei wurde im Jahr 1781 ein römiſches Schwitzbad nebſt mancherlei Geräthe und auch Steintafeln der 22. Legion entdeckt. Unter den fränkiſchen Königen ſtand hier eine Burg (Sala), daher der Name Saalburg. Eine Stunde nordöſtlich ſind noch die Spuren eines alten Kaſtells, die Kapersburg, welches Habel, etwas zu leicht hin, für das alte Palas oder Kapellatium erklärte.

Wer die Wanderung auf den Altkönig und Feldberg nicht von Königſtein oder Kronberg aus gemacht hat, der wähle den Weg von Homburg dahin. Eine der reichſten Ausſichten iſt auf der Spitze des Feldbergs, wo einſt die Fränkiſche Brunehild in einem Felſenbett wohnte, um ſich vor den Nachſtellungen ihrer Feinde zu verbergen. Wie eine Landkarte rollt ſich die weite Gegend auf, von drei Bergreihen begrenzt, zwiſchen welchen ſich der Rhein und Main hinwinden. Vom hohen Taunus herunter erſtrecken ſich die Gebirge bis Koblenz und Bonn, und umarmen gleichſam die weinreichen Hügel von Hochheim bis Rüdesheim. Unter Bingen tragen ſie die alten Burgen von Ehrenfels bis Ehrenbreitſtein. Jenſeits des Mains erhebt ſich der bläuliche Malchen mit dem weißen Thurme. Seine Nebenberge ziehen links über Otzberg, tief in den Odenwald, und bilden rechts das heitere Neckarthal gegen die alte Reichsſtadt Wimpfen hin. Ueber dem Rheine ragt, wie ein gewaltiger Rieſe, der Donnersberg hervor; ihm zur Seite laufen die Haardtgebirge und Vogeſen, welche Elſaß von Lothringen ſcheiden, und ſich an die Alpenkette anſchließen. Hinter dem Altkönig, nach Norden zu, ſtarrt eine ununterbrochene Gebirgsreihe empor; die Spitzen der zerſtörten Veſten Königſtein und Kronenberg liegen tief unten, und zahlloſe Städte und Dörfer beleben das Ganze.

Noch verdient in dieſer Gegend die alte, noch ziemlich erhaltene Burg Reiffenberg bemerkt zu werden. Sie liegt am nördlichen Fuße des Feldbergs und iſt von Eſchen, Rüſtern und Platanen umgrünt. Die Ritter von Reiffenberg thaten ſich in vielen Fehden hervor, und erſtürmten im Jahr 1374 Königſtein. Der letzte des Geſchlechts, Philipp Ludwig, ſtarb 1686 in der Gefangenſchaft, und durch ſeine Schweſter kam Reiffenberg an die Grafen von Waldpott-Baſſenheim.

Hinter Reiffenberg, auf einem Waldhügel, ſieht man die Trümmer von dem alten Ritterſchloß Hattſtein, welches 1432 zerſtört wurde.

Von Homburg ſind es 3 Stunden bis Friedberg. Dieſe ehemalige Reichsſtadt iſt klein und unbedeutend. Von der alten kaiſerlichen Burg hat man eine ſchöne Ausſicht in die tiefer liegenden, fruchtbaren Fluren der Wetterau. Hier iſt überall klaſſiſcher Boden für unſere alte Geſchichte. Uſipeten und Katten bewohnten dieſe Gegend, und beſtanden manchen Kampf, ohne zu erliegen. Römiſche Denkmäler finden ſich in der ganzen Gegend. Die Karolinger hatten vermuthlich eine Pfalz hier, und aus ihrer Zeit iſt noch ein Bad vorhanden. Jene Pfalz war wahrſcheinlich auf den Trümmern eines Römerkaſtells erbaut, und erhielt den Namen: Friede- oder Fredeburg, den die Stadt in der Folge theilte. Unter den Franken erhielt das Land den Namen Wetterau, von dem kleinen Fluße Wetter, der ihn durchfließt. Dieſer Gau war einer der anſehnlichſten, und umfaßte 12 Grafſchaften und mehrere Reichsſtädte, wie Frankfurt, Gelnhauſen, Friedberg ꝛc.

Friedberg wurde von Friedrich 1. wieder erneut, und die Burg, welche er auf den Trümmern der alten Pfalz erbaute, erhielt wohl den Namen Friedrichsburg, den nachher auch die Stadt angenommen. Die Kaiſer aus dem Hohenſtaufiſchen Hauſe hatten hier oft ihren Aufenthalt, und Friedrich 2. verſchönerte den Ort, und ertheilte ihm manche Privilegien. Die Stadt hatte in älterer Zeit vielbeſuchte Meſſen. Noch ſtößt man in der umliegenden Feldmark auf eine Menge von Subſtruktionen, die auf die vormalige Bedeutenheit Friedbergs ſchließen laſſen.

Merkwürdig ſind in der Stadt einige unterirdiſche Gewölbe, von denen eines eine weite Rotunde bildet, mit einer Oeffnung in der Mitte der Kuppel.

Der Brunnen, das Judenbad genannt, verdient gleichfalls Aufmerkſamkeit. Da Friedberg auf einer Höhe liegt, ſo mußte er ſehr tief gegraben und mit einer Treppe verſehen werden. Sie läuft rings um, im Gevierte, und wird durch Säulen und Gewölbe geſtützt, deren Styl auf das 13te oder 14te Jahrhundert zeigt. In der Mitte iſt ein offener Raum, durch welchen das Licht einfällt.

Die Hauptkirche (in Mollers Denkmälern abgebildet) iſt ein bedeutendes Gebäude, im Styl der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, und verbindet Simplizität und Eleganz. Die Thüren ſind beide unvollendet, und haben das Eigenthümliche, daß der untere Theil eine Halle bildet, welche nicht nach vorn, auf der Weſtſeite, ſondern ſeitwärts, gegen die Nord- und Südſeite offen iſt. Das Innere hat drei gleich hohe Reihen von Gewölben, welche auf 12 verzierten Pfeilern ruhen, und bildet ein majeſtätiſches Ganzes. Nur ſollten die häßlichen Emporkirchen weggeſchafft werden. Die Glasmalereien und der Tabernakel im Chor verdienen gleichfalls Beachtung.

Gaſthöfe: 1. Zu den drei Schwertern; 2. zur Stadt Darmſtadt.

Ein halbes Stündchen von Friedberg iſt der Schwalheimer Geſundbrunnen, deſſen Waſſer ohngefähr von gleichem Gehalt mit dem Schwalbacher ſeyn ſoll. Er iſt aber weniger bekannt, und wird gewöhnlich nur von den umwohnenden Landleuten getrunken. Die Gegend um die Quelle hat etwas Einſames, doch iſt ſie nicht ohne Anmuth. In den Sommertagen kommen häufig Landmädchen und Knaben mit Krügen zu den Brunnen, um für die Arbeiter auf dem Felde einen labenden Trunk zu holen.

# Anhang.

# Die Mainreiſe
## von
# Mainz bis Aſchaffenburg.

Der Weg von Mainz nach Frankfurt beträgt 2 Poſtſtationen, oder 4 Meilen. Zwei kleine Stunden von Mainz liegt Hochheim. Von der Höhe hat man eine herrliche Ausſicht über den Main und nach Mainz hinab. Der Wein, der hier wächſ't, wird zu den Rheinweinen gezählt, und zwar zu den vorzüglichſten Arten derſelben. Der Weinberge in der Gemarkung von Hochheim ſind ſehr viele, aber die Blume der hieſigen Weine wächſ't auf einem Hügel, hinter der ehemaligen Dechanei, auf einem Gelänge von ohngefähr 8 Morgen. Jeder Morgen trägt 4100 Stöcke, und jeden Stock ſchäzt man auf einen Dukaten. In guten Jahren trägt dieſer Berg bis 12 Stückfäſſer Wein (das Stückfaß zu 7½ Ohm). Das Stück wird oft von der Kelter mit 1500 fl. und darüber bezahlt. Der genannte Berg iſt ganz der Sonne zugekehrt und wird von der Stadt gegen die Nordwinde geſchützt. Durch einen Bach, der um den Berg abfließt, wird der Boden in trockenen Jahren befeuchtet, und damit in naſſen Jahren die Weinſtöcke nicht ertrinken, ſo iſt der ganze Berg mit hölzernen Röhren unterlegt, wodurch der ſchädliche Zufluß von Feuchtigkeiten abgeleitet wird.

Zwiſchen Hochheim und Hattersheim liegt Weilbach, mit einem von Pappeln beſchatteten Geſundbrunnen, deſſen Waſſer Schwefelwaſſerſtoffgas, kohlenſaures Gas, Kalkerde, Bittererde, Alkali und Schwefelharz enthält. An letzteren ſoll es ſtärker ſeyn, als die Schwefelquellen von Aachen und Nenndorf. Es bewährt ſich beſonders heilſam gegen Vergiftungen durch Blei, Kupfer und Arſenik, und Krankheiten, die vom Misbrauche des Queckſilbers, von Magenſäure, Verſtopfungen der Eingeweide, Schwäche der Lungen ꝛc. herrühren. Jährlich werden ohngefähr 40,000 Krüge an dieſem Faulborn gefüllt, ohne was die Umgegend braucht.

Von Weilbach iſt es eine Stunde bis Hattersheim, wo eine Poſt iſt, und von da geht es, über das gewerbſame Höchſt, nach Frankfurt. Die Gegend iſt mannichfaltig und zeigt überall fleißigen Anbau.

Frankfurt liegt ſechs Stunden von Darmſtadt, acht Stunden von Mainz und eben ſo weit von Wiesbaden entfernt. Alte Warten bezeichnen den Umfang des ehemaligen Weichbildes der Stadt, die ſich majeſtätiſch auf einer ſchmalen Ebne, am vielbeſchifften Main ausbreitet. Sie nimmt, mit Sachſenhauſen, einen Flächenraum von 625 Morgen ein, und hat über 3600

Häuſer, ohne die Nebengebäude, 217 Straßen und Gaſſen, 6 große, freie Plätze, 14 kleinere, 115 Brunnen, 3 katholiſche, 7 lutheriſche, 2 reformirte Kirchen, 2 lutheriſche Bethäuſer und 1 der Brüdergemeinde, 1 Synagoge, über 30 öffentliche Gebäude, 85 Gaſthöfe, ohne die geringeren Herbergen, und, in ihrem Gebiet, eine Bevölkerung von mehr als 50,000 Seelen.

Die merkwürdigſten *öffentlichen Gebäude* ſind: 1. der *Römer*, nicht als Werk der Architektur, aber hiſtoriſch bedeutend. Hier iſt das Wahlzimmer (jetzt das Senatszimmer), wo die Kurfürſten oder ihre Abgeordneten ſich verſammelten; der Kaiſerſaal, mit den Bildern der Kaiſer, von Konrad 1. an, in Niſchen; hier wird noch die goldne Bulle als Reliquie aufbewahrt. Den Namen ſoll das Gebäude von Lombardiſchen Kaufleuten haben, denen es, in früher Zeit, zum Waarenlager diente. 2. Der *Saalhof* (ſeit lange Privateigenthum), urſprünglich eine Königspfalz von Ludwig dem Frommen erbaut. Von dem alten Gebäude iſt nur noch die Hauskapelle mit einer Todtengruft übrig. 3. Das *Schauſpielhaus*. Frankfurt hat eine ſtehende Bühne, die unter der Mitleitung des als Menſch und Dichter achtbaren J. J. *Ihlee* ſteht. 4. Das Senkenbergiſche Bürgerſpital. 5. Das Irrenhaus.

Unter den *Kirchen* ſind zu bemerken: 1. Der *Dom*, oder die Bartholomäusſtiftskirche. Ludwig der Deutſche und eine fromme fränkiſche Matrone gründeten das

Stift, welches frühzeitig mit der Kirche verbunden war, ſie erhielt aber ihre gegenwärtige Geſtalt erſt gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts, und gehört ſeit dem Interim wieder den Katholiken. Sie hat die Form eines Kreuzes, und nur einen unvollendeten, und oben abgeſtumpften Thurm, an welchem von 1415 bis 1509 gebaut wurde, und der als das letzte Werk altdeutſcher Baukunſt betrachtet werden kann. Von dieſem Thurme (gewöhnlich Pfarrthurm genannt) genießt man der herrlichſten Ausſicht. In dem Dom ſelbſt iſt beſonders das Grabmal des unglücklichen Günthers von Schwarzburg merkwürdig. 2. Die Kirche zu Unſerer lieben Frau, aus dem 14ten Jahrhundert, doch ſind manche Aenderungen mit dem Gebäude vorgenommen worden. Das Bildwerk über der mittlern Eingangsthüre, die Anbetung der Könige vorſtellend – iſt von alter Meiſterhand. 3. Die Kirche des deutſchen Hauſes, jenſeits der Mainbrücke, von ſchönen Verhältniſſen. 4. Die evangeliſche Hauptkirche, auf der Stelle der alten Barfüßerkirche erbaut. Sie iſt kein Meiſterſtück. 5. Die Katharinenkirche, mit den Gräbern der berühmten Gelehrten H. Ludolf und Z. C. Uffenbach, das Altarbild von H. Boos und die treffliche Orgel ſind bemerkenswerth. 6. Die Kloſterkirche der weiſen Frauen, ſchon 1142 eingeweiht. Sie hat eine ſchöne Orgel und ein gutes Altarblatt von Wendelſtädt. 7. Die Nicolaikirche, von Rudolf von Habsburg erbaut. In Hinſicht der Architektur eine der merkwürdigſten. Sie dient zum Waarenlager. 8. Die Kirche der deutſchen Reformirten. 9. Die Kirche der franzöſiſchen Reformirten.

Von Privatgebäuden bemerken wir: 1. Der ehemalige Thurn und Taxisſche Palaſt, nachher die Wohnung des Fürſten Primas, gegenwärtig der Verſammlungsort des Bundestags und die Wohnung des präſidirenden öſtreich. Geſandten. Das Innere iſt mit Pracht und Geſchmack eingerichtet. Kunſtreiche Pariſer und Brüſſeler Tapeten, Wandmalereien von Schütz, Bernardini und Colomba, treffliche Statüen von du Quesnoy erfreuen das Auge. Ueber der Haupttreppe ſteht, in einer Niſche, eine altrömiſche Statüe aus weißem Marmor. 2. Das Deutſchordenshaus, an der Mainbrücke, mit herrlicher Ausſicht. Es wurde 1221 von Kuno von Münzenberg geſtiftet, und der verſtorbene Großherzog (Karl v. Dalberg) hatte es dem Spital zum heil. Geiſt geſchenkt. Da jedoch die förmliche Ratifikation mangelte, ſo wurde es, mit den andern Beſitzungen des deutſchen Ordens im Frankfurter Stadtgebiet von Oeſtreich in Beſchlag genommen. 3. Die großen und ſchönen Gebäude von Rumpf, (mit dem Caſino, dem großen Leſekabinet und einer □) von Leonhardi, Schmid, Mühlens, Schweizer, Saraſin, Müller u.a. — auch iſt der neue, ſchöne Kay nicht zu überſehen, und der Wollgraben, wo eine prächtige Häuſerreihe längs dem Maine hin zieht, die mit Recht den Namen der ſchönen Ausſicht führt.

Anſtalten und Sammlungen: 1. Das

Muſeum, im engliſchen Hofe, künftig in dem neuen Bibliothekgebäude, welches errichtet wird. Es theilt ſich in drei Klaſſen: der Muſik, der Redekünſte und der zeichnenden Künſte. Eine vierte Klaſſe beſteht ausſchließlich aus Kunſtfreunden. Alle 14 Tage iſt öffentliche Sitzung. Fremde können zu jeder Zeit durch ein Mitglied eingeführt werden. Man findet hier mehrere ſchöne altdeutſche und einige gute moderne Malereien. Von den Arbeiten der Mitglieder iſt die erſte Sammlung gedruckt worden. 2. Die Stadtbibliothek mit vielen Handſchriften und alten Drucken. 3. Die Städelſche Stiftung. — Banquier Städel, der am 2. Dec. 1816 ſtarb, vermachte ſeine ſehr bedeutende Gemälde- und Kupferſtichſammlung, ſeine Häuſer und ein Kapital von mehr als 1,200,000 fl. zur Begründung dieſes Inſtituts, welches nicht nur die Förderung der Kunſt im Allgemeinen, ſondern auch die Bildung junger Künſtler durch angemeſſene Unterſtützung zur Abſicht hat. Die ſchöne Kunſtſammlung des 1817 verſtorbenen Doktors Grambs kam, durch Kauf, gleichfalls an dieſes Inſtitut. Die Städelſchen Hauptbilder gehören in die Niederländiſche Schule. In der letzten Zeit haben jedoch die Vorſteher der Anſtalt auch einige gute Bilder aus der Italieniſchen Schule angekauft. 4. Die muſikaliſche Akademie, von Dilettanten errichtet. 5. Der Verein für deutſche Sprache, im J. 1817 entſtanden, welcher Grotefend, Engelmann, ꝛc. unter ſeinen Mitgliedern zählt. 6. Die Bibelgeſellſchaft, ſeit 1816. 7. Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und ihrer Hülfswiſſenſchaften, Ende 1816 geſtiftet. 8. Das Kronſtädiſche Damenſtift. 9. Das Gymnaſium. 10. Das vorzüglich eingerichtete Gymnaſium. 11. Die Bürgerſchule. 12. Die Volksſchule. 13. Die Mädchenſchule des trefflichen Frauenvereins, eines Inſtituts, das den liebenswürdigen und wackern Frankfurterinnen zur Ehre gereicht, und nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann. 14. Das Engelmann'ſche Töchterinſtitut. 15. Der Almoſenkaſten (woraus Dürftige, ohne Rückſicht auf Religionsunterſchied, unterſtützt werden) und das damit verbundene Irrenhaus. 16. Das Senkenbergiſche Stift mit einem botaniſchen Garten (wo das Grab des Stifters), einer Bibliothek, einem anatomiſchen Theater und einem Bürgerſpital. 17. Das Spital zum heil. Geiſt, für Geſinde und Handwerksburſche. 18. Die Verſorgungsanſtalt für Alte und Gebrechliche. 19. Das Waiſenhaus. 20. Das Spital der Iſraelitiſchen Gemeinde.

Privatſammlungen: Die Gemäldeſammlungen des Kammerherrn von Holzhauſen, des geſchickten Landſchafters Schütz, die Gerningſchen Sammlungen, beſtehend aus einer Schmetterlingſammlung, welche vielleicht die erſte in Europa iſt, aus Antiken, zum Theil aus Pompeii, aus einer Sammlung alter, meiſt Griechiſcher Münzen, in Golde, aus vielen alten Kupferſtichen und einer Reihe trefflicher Gemälde, darunter das herrliche Bildniß Raphaels und ſeines Waffenmeiſters, wahrſcheinlich von ihm ſelbſt (nach Einigen von Giulio Romano). Auch in den Kabinetten der H. Spelz, Wilmans, Brentano, Leerſe, Prehn, Mack-Wiegel und andern ſind ſchöne, zum Theil erleſene Bilder. — In den Kunſthandlungen von Silberberg, Rheinheimer und Preſtel findet man gleichfalls intereſſante Kunſtſachen. Einen Beſuch verdienen auch der Salzwedel'ſche und Löhrl'ſche botaniſche Garten, ſo wie die naturhiſtoriſchen Kabinette der Herren Dr. Neuburg und Völker.

Vergnügungen: 1. Deutſches Schauſpiel und Oper. 2. Muſikaliſcher Zirkel. 3. Einige geſchloſſene Geſellſchaften oder Kollegien. 5. Das große Caſino, in welcher der Fremde eine Zutrittskarte auf 4 Wochen erhält. — Unter den Gärten verdienen beſucht zu werden: 1. Der Bethmann'ſche. Man findet hier eine Sammlung der vorzüglichſten nach Paris gebrachten Antiken, in trefflichen Gypsabgüſſen, und die bekannte, herrliche Ariadne, das Meiſterſtück Danneckers. 2. Der Engliſche Garten des Freiherrn von Holzhauſen. 3. Der Gontard'ſche, Gogelſche und noch andere Gärten.

Frankfurt hat zwei Meſſen, deren, urkundlich, zum erſtenmale in dem Geleitsbriefe K. Friedrichs II. vom J. 1240 gedacht wird. Das eigentliche Aufblühen des Frankfurter Handels fällt aber erſt in das 16. Jahrhundert, und die Stadt verdankt dies den gewerbſamen Brabäntern, welche damals, vor der Spaniſchen Bedrückung, hierher flüchteten, doch ſich, zum Theil bald wieder, hinweg und nach Hanau, Frankenthal und St. Lamprecht wendeten, wo ihre Gewiſſensfreiheit geſicherter war. — Der Weinhandel iſt der älteſte und bedeutendſte in Frankfurt. Der Abſatz geht meiſt nach Norden. Außerdem findet ein großer Zwiſchenhandel ſtatt mit Engliſchen Waaren, mit Italieniſchen und Franzöſiſchen Seidenwaaren, mit Holz (nach Holland) und mit Schafwolle. Der Kommiſſions- und Speditionshandel ſoll eher ab- als zunehmen, und daſſelbe behauptet man von den Wechſelgeſchäften. Die Börſe iſt im Braunfels, wo auch die Meſſen über, in den geräumigen Hallen, Luxuswaaren aller Art ausgelegt ſind. Im gewöhnlichen Verkehr rechnet man hier nach Kreuzern und Gulden im 24 fl. Fuß, in Wechſelzahlung aber nach dem 20 fl. Fuß, mit einer Abrechnung von $^3/_8$ Prozent, und dem unveränderlichen Verhältniſſe wie 46 : 55.

An Fabriken und Manufakturen iſt Frankfurt nicht eben reich. Die bedeutendſten Artikel der hieſigen Induſtrie ſind: Tabak, Tapeten, Gold- und Silberwaaren, Galanteriewaaren, Eſſig, mathematiſche und andere Inſtrumente. An geſchickten Handwerkern fehlt es keineswegs.

Auch das äußere Frankfurt und ſeine nähern und entferntern Umgebungen nehmen die Aufmerkſamkeit des gebildeten Reiſenden vielfach in Anſpruch. Vor dem Friedberger Thore ſteht das Monument, welches Friedrich Wilhelm II. König von Preußen den, bei Erſtürmung der Stadt im J. 1792 gefallenen, Heſſen errichten ließ. Ein andres Denkmal wollen die dankbaren Frankfurter ihrem Landsmanne Göthe jetzt erbauen. Warum aber nicht lieber ein vollſtändiges, vaterländiſches Pantheon mit den Büſten all der trefflichen Männer, die von hier ausgegangen ſind, und von denen wir nur Senkenberg, Schloſſer, Fichard, die Feyerabend, Savigny, Feuerbach, dann die Künſtler Elzheimer, J. v. Sandrart, J. Lingelbach, A. Mignon, J. H. Roos und M. Roos nennen wollen.

Die Wälle und Vorwerke, welche ſonſt die Stadt beengten, ſind jetzt in die anmuthigſten Spaziergänge verwandelt. Dazu kommt die trefflich angebaute Mark und die Menge ſchöner Luſtgärten, die einen wohlthuenden, höchſt erfreulichen Anblick gewähren, und einen beneidenswerthen Vorzug Frankfurts ausmachen. Unter den etwas entferntern Umgebungen verdienen einen Beſuch: 1. Bornheim, ein vielbeſuchter Flecken, ½ Stunde von der Stadt. 2. Hauſen, im anmuthigen Niddagrunde, mit einigen Landhäuſern. 3. Rödelheim, kaum ¼ Stunde von Hauſen, der Sitz eines altgräflichen Geſchlechts. Der Schloßgarten und einige Villen verſchönern den Ort. 4. Das Forſthaus, 1 Stunde von der Stadt, auf dem linken Mainufer, im in einem Walde, der die Einrichtung eines Luſtparks hat. Die Wohnung des Oberförſters iſt zugleich ein gutes, häufig beſuchtes Gaſthaus. 5. Niederrad, nicht weit vom Forſthauſe, mit vielen Sommerwohnungen, einer Salmiakfabrik und einer Zuckerſiederei. 6. Das Wäldchen, ganz nahe bei Niederrad. 7. Der Sandhof, unfern des Wäldchens. 8. Der Riedhof, in geringer Entfernung vom Sandhof, eine prächtige Villa des Hrn. Moriz v. Bethmann, mit bequemen Einrichtungen für Gäſte, herrlichen Gehölzen und einem Wildpark. 9. Oberrad, zwiſchen Offenbach und Frankfurt, wo ein gutes Gaſthaus (der Frankfurter Hof) iſt. 10. Offenbach, 1 Stunde von Frankfurt, ſonſt der Sitz des Fürſten von Iſenburg, der ſich, ſeit ſein Land unter Heſſen-Darmſtadt gekommen, nach Birſtein zurückgezogen. Die Stadt hat freundliche Straßen, viele ſchöne Gebäude und ohngefähr 9000 Einwohner. Am Main liegt das Gothiſche Schloß, vom Grafen Reinhard von Iſenburg im J. 1556. erbaut. Sehenswerth ſind: der botaniſche Garten des Hrn. geh. Raths Mezler in Frankfurt, mit einem herrlichen Bade; die antiquariſche und Kunſtſammlung des Hofr. Becker; das naturhiſtoriſche Kabinet des Dr. Meyer; die André'ſche Muſik- und Steindruckerei ꝛc. Ferner beſitzt Offenbach eine weit bekannte Schnupftabackfabrik unter der Firma der Brüder Bernard, eine Rauchtabakfabrik (Kraft u Komp.), eine Baumwollenſpinnerei, Wachsbleichen, Wachstuch- und Wachslichter-Fabrilen, nebſt mehreren andern. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient die Wagenfabrik von Dick und Kirſchten, die einen großen Abſatz, ſelbſt nach Rußland, Schweden, Dänemark und Holland hat. —

Außer den angegebenen Orten und Stellen verdienen noch beſucht zu werden: Die Ginnheimer Höhe und der Röderberg mit ihren herrlichen Ausſichten; die Schlachtfelder bei Bergen und an der Nidda; das Wilhelmsbad mit ſeinen ſchönen Anlagen. Ein intereſſanter Ausflug läßt ſich von Frankfurt in das nahe Taunusgebirge machen, welches ſich von Friedberg in der Wetterau, bis Wiesbaden, und vom Rheingau bis Oberlahnſtein, zwanzig Stunden lang, in zwei neben und hintereinander laufenden Reihen, mittelſt Uebergangs- und Flozgebirge hinziehen. Ein Arm erſtreckt ſich bis zur Ems, und im Schoos dieſer Bergkette entſpringen mehr als dreißig Mineralquellen. In der Umgebung Frankfurts ragen der Feldberg mit dem Felſenbett der Auſtraſiſchen Brunehild und der 2000 Fuß über die Mainfläche erhabene Altkönig aus der Reihe mächtig hervor. Wer den Abſtecher in ein Paar Tagen machen will, der gehe über Rödelheim, wo ſchöne Landſitze und Gärten ſind, über Soden, wo eine Saline und drei Badhäuſer ſich befinden, wende ſich von da nach Kronenberg, das, mit ſeiner alten Burg, unter Frucht- und Kaſtanienbäumen, am Fuße des Altkönigs ruht, und manches Denkmal alter Zeit bewahrt. Von Kronenberg beſuche man die herrlichen Ruinen von Falkenſtein; von dem Gemäuer überſchaut man an ſiebzig Ortſchaften und einen Theil des Rheingaus. In der Nähe ſind die vier romantiſchen Thäler von Fiſchbach, Lorsbach, Fockenhauſen und Bremthal, und dazwiſchen Eppſtein mit ſeinen zwei Ritterburgen. Auch im Thal von Eppſtein iſt ein Mineralbad. Der Altkönig iſt mühſam zu beſteigen, aber die Ausſicht lohnend. Um ihn her liegen noch die geſprengte Veſte Königſtein, Homburg vor der Höhe, mit ſeinen ſchönen Anlagen und Römerdenkmälern; die Saalburg von Druſus erbaut, und nahe dabei Reſte eines Römiſchen Bades ꝛc. Dem Altkönig zur Seite liegt der Feldberg, 2600 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Von der Kuppe überſieht man einen Kreis von etwa 150 Stunden. Die fernſten Punkte ſind: Der Inſelsberg bei Gotha; der Merkur bei Baden; der Donnon unter den Vogeſen; die Höhen an der Moſel und die Siebenberge bei Bonn; die Gebirgskette des Herzogthums Weſtphalen und der Weſterwald; der Meißner in Niederheſſen; der Habichtswald bei Kaſſel*).

Drei Marktſchiffe kommen täglich, von Mainz, Offenbach und Hanau, in Frankfurt an, und gehen wieder dahin ab. Eben ſo geht täglich im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr eine Poſtkutſche nach Mainz ab, und langt gewöhnlich gegen Mittag daſelbſt an. Für den Preis eines Laubthalers (2 fl. 45 kr.) macht man mit dieſem Wagen die Reiſe hin und zurück. Vom 1. Mai bis zum 1. Oktober fährt auch eine ſolche Diligence von Frankfurt nach Wiesbaden und zurück.

---

*) Wir empfehlen dem gebildeten Reiſenden, der den Taunus und ſeine Heilquellen beſucht: Gernings Heilquellen am Taunus, mit herrlichen Landſchaften von Schütz, und einer trefflichen Charte. Leipzig 1814, in 4. und, ohne Kupfer, in 8.

Gaſthöfe: 1. Zum Römiſchen Kaiſer; 2. zum Weidenhof; 3. zum Weidenbuſch (enthält den größten und ſchönſten Saal in Frankfurt); 4. zum engliſchen Hof; 5. zum Schwan; 6. zur Stadt Paris.

Zu empfehlen ſind: Ulrichs trefflicher Plan von Frankfurt im größern und kleinern Format und Kirchers Geſchichte dieſer Stadt, ſo wie deſſen treffliche, mit ſchönen Kupfern ausgeſtattete, Beſchreibung von Frankfurt und der Umgegend.

Die Reiſe von Frankfurt bis Aſchaffenburg beträgt nur 10 Stunden, und ſie bietet manches Erfreuliche dar, ſowohl zur Anſicht und Belehrung als für die Erinnerung.

Der Weg nach Hanau (4 St. von Frankfurt) geht durch eine Gegend von angenehmer Abwechſelung. Dieſe Stadt, von ohngefähr 12,000 Einw. liegt am Einfluß der Kinzig in den Main. Ihren Namen mag ſie von Han, Hain, oder Häge (Bann, Friede), haben. Hier war der Sitz der alten Grafen von Hanau-Münzenberg, welche ſpäter auch die Grafſchaft Lichtenberg erhielten, und als angeſehene Dynaſten, ſchon unter Rudolf dem Habsburger vorkommen. Johann Reinhard, der letzte Graf von Hanau, ſtarb den 28. März 1736, und durch ſeine einzige Tochter, die an Ludwig VIII. von Heſſen-

Darmſtadt vermählt war, ſiel Hanau-Lichtenberg an das eben gedachte Haus, Hanau-Münzenberg aber an Heſſen-Caſſel.

In Hanau iſt viel Kunſtfleiß. Beſonders merkwürdig ſind die hieſigen Bijouteriefabriken, die ſeit 1670 beſtehen, und treffliche Arbeiten liefern, wie man ſie weder in Paris, noch in London zu fertigen weiß. In der Teppichfabrik von Leisler und Comp. werden die gezogenen Wiltonteppiche in größter Vollkommenheit bereitet. Auch liefert dieſe Fabrik nichtgeſchorne und hochgeſchorne Teppiche auf Sammetart, Venetianiſche und Schottländiſche Teppiche ꝛc. Auch die Fabrik der ſeidenen Tapeten verdient Erwähnung.

Die Zeichnungsſchule, unter Leitung des Hofr. Weſtermayr, iſt ein Inſtitut, deſſen Gothe mit verdientem Lobe gedenkt. Weſtermayrs Gattin, ſo wie die Mahler Tiſchbein, Carteret, Berneaud und Franz Nikel verdienen gleichfalls rühmlicher Erwähnung. Von Hanau ſind auch die trefflichen Künſtler Kraft und Buri ausgegangen.

In der neuern Zeit iſt hier beſonders viel für Naturgeſchichte gethan worden. Gärtner, Leisler, Kopp, Schaumburg und der (jetzt Heidelberg angehörende) geiſtvolle geh. Rath Leonhard gründeten die bekannte naturforſchende Geſellſchaft in der Wetterau, welche beſonders um Mineralogie und Botanik ſo entſchiedene Verdienſte hat, und ein reiches Muſeum beſitzt. Das Gärtner'ſche Kabinet ſchließt ſich würdig an daſſelbe an.

Hanau iſt der Sitz verſchiedener Behörden; es hat ein Gymnaſium und eine franzöſiſche reformirte und eine walloniſche Gemeinde. Die Einwohner ſind geſellig, und der gebildete Reiſende findet leicht Zutritt in den Familien.

Angenehme Spaziergänge führen nach dem freundlichen Wilhelmsbad und dem nahen Luſtſchloß Philippsruhe. Auf dem Wege nach dem letzten öffnet ſich eine ſchöne Ausſicht auf die Freigerichtberge, und, vom Garten aus, nach dem Taunus. Der Naturforſcher findet, bei Steinheim, Baſaltbrüche, wo ein Gang Halbopal vorkommt, und ſchöner Chalcedon.

Die Heilquelle zu Wilhelmsbad hat keinen ſonderlichen Ruf, und ſie ſtellt ſich als gewöhnliches Waſſer dar, in welchem etwas Eiſen durch Luftſäure aufgelößt erſcheint. Darum fehlt es dieſem Bade immer an Kurgäſten, aber die ſchönen Anlagen werden doch häufig aus der Nachbarſchaft beſucht. Hohe Laubgänge führen zu dem ſtattlichen Gebäude, welches, in freundlicher Umgebung ſteht, und große Säle für Tanz, Spiel und die Tafel enthält. Zu beiden Seiten ſind Pavillons und ein Schauſpielhaus. Gegenüber liegt ein Park für Luſtwandler. Hier ſind ein Paar Inſeln mit ſumpfigem Waſſer umgeben, auf der einen das Denkmal eines Heſſiſchen Prinzen, der in der Wiege ſtarb, auf der andern ein gothiſcher Thurm mit einer ſchönen Ausſicht.

Hinter dem Hauptgebäude ſind noch hübſche Baumparthieen, eine Einſiedelei u. ſ. w.

Die Quelle iſt mit einem kleinen Tempel bedeckt, auf deſſen Kuppel ein Aeskulap ſteht, als Hüter des heſſiſchen Wappenſchildes.

Von dem 3 Stunden entfernten Frankfurt, ſo wie von Hanau aus, wandern oft Geſellſchaften hierher, zum Theil des Spiels wegen, welches in Frankfurt, löblicher Weiſe, verboten iſt. Einen Tag hindurch, wenn man nicht allein kommt, und alles menſchenleer findet, mag man ſich recht gut in dieſem Bade unterhalten.

Gaſthöfe in Hanau: Zum Rieſen und die Scheuer.

Wir können Hanau nicht verlaſſen, ohne noch einen Blick auf zwei Hauptereigniſſe der Stadt zu werfen. Sie litt ſchrecklich im dreißigjährigen Kriege, zumal in den Jahren 1635 und 1636, da ſie vom kaiſerlichen General von Lamboy belagert wurde. Er baute am Walde, oberhalb Hanau, über die Kinzig eine Brücke, die noch ſeinen Namen trägt. In der Stadt kommandirte der ſchwediſche General Ramſay, ein braver Schotte, und leiſtete muthigen Widerſtand, bis endlich Landgraf Wilhelm von Heſſen-Caſſel den Entſatz bewirkte. An 22,000 Menſchen ſollen in Hanau, während der Belagerung, durch die Peſt hingerafft worden ſeyn. Alles Landvolk aus der Gegend hatte ſich hineingeflüchtet. Bernhard Hundeshagen hat die Geſchichte dieſer Belagerung in einem intereſſanten Büchlein erzählt.

Das zweite denkwürdige Ereigniß, welches Hanau traf, war eine Folge von Napoleons Rückzug nach der Schlacht bei Leipzig. Die furchtbarſten Tage für die geängſteten Einwohner waren der 30. u. 31. Okt. (1813).

Die deutſchen Vorpoſten ſtanden in der Gegend von Rückingen; der rechte Flügel auf beiden Kinzigufern, vom Neuhof an bis in den Bulauwald, parallel mit dem Rodenbacher Chauſſeehauſe; hinter der Lamboybrücke öſtreichiſche Infanterie zum Soutien dieſes Flügels; das Centrum zwiſchen dem rechten Ufer der Kinzig und der Heerſtraße nach Gelnhauſen, den Lamboywald in der Fronte; der linke Flügel, meiſt Kavallerie, links der Gelnhäuſer Straße, nach dem Bruchköbeler und Puppenwald zu, en échelons. Im Rükken des linken Flügels, auf der Friedberger Chauſſee, Koſacken. Die Reſerve befand ſich hinter dem linken Kinzigufer, längs dem Rodenbacher Hochwege, und eine öſtreichiſche Grenadierbrigade hielt die Stadt beſetzt. Aus dem Lamboywalde hervor entwickelte ſich die Hauptmaſſe der Franzoſen. Von Morgens 10 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr ſchwankte der Kampf, unentſchieden. Jetzt drang die Kavallerie der franzöſiſchen Garde auf der Gelnhäuſer Straße, zwiſchen dem Puppenwald und dem ſogenannten Eichenwäldchen hervor, und die Schlacht war ſchnell für die Deutſchen verloren. Das Getümmel wälzte ſich der Stadt zu, die in der Nacht in Brand gerieth. Am nächſten Morgen erneuerte ſich das Treffen noch furchtbarer. Napoleon hatte die Nacht im Lamboywalde zugebracht, und nahm jetzt ſeinen Rückzug. Ein Theil jener Vorhut hielt indeſſen Hanau beſetzt. Gegen 3 Uhr Nachmittags ließ Wrede die Stadt ſtürmen, wobei neuerdings Feuer auskam, und noch einen großen Theil des biſherigen Wohlſtandes verzehrte. — Die Erinnerungen an dieſe ſchrecklichen Szenen treten unwillkührlich vor die Seele des theilnehmenden Reiſenden, wenn er die Gegend von Hanau durchwandelt. Manche Wunde, die damals geſchlagen wurde, iſt noch nicht verharrſcht.

Von Hanau ſind es 2¼ Stunden bis *Hörſtein*, wo ein vorzüglicher Wein wächſt. Man läßt ſich recht gern den Aufenthalt von ein Paar Stunden gefallen, um *Seligenſtadt*, auf dem linken Mainufer, zu beſuchen. Hier ruhen *Eginhard* und *Emma*, im Grabe vereint, wie im Leben*). Ihre Ehe war kinderlos, darum machten ſie, im frommen Sinne jener Zeit, geiſtliche Stiftungen. Eginhard beſaß Güter zu *Mühlheim* und *Michelſtadt*, wo er gerne verweilte, wenn er vom Hoflager abkommen konnte. An beiden Orten baute er Kirchen, und verſah die zu Mühlheim mit Reliquien, weswegen ſie den Namen Seligenſtadt (Stätte der Religion) erhielt. Auch ſtellte er dabei Geiſtliche an.

Eginhard und Emma hatten eine Wohnung und ländliche Wirthſchaft zu Seligenſtadt, wahrſcheinlich auf der Burg, von welcher man noch die Ruinen am Main ſieht, und beim Volke das rothe Schloß heißt.

---

*) Die *Geſchichte* kennt Emma als Eginhards treue und geliebte Gattin, aber nicht als Tochter Karls des Großen. Aber er hatte viele *außereheliche* Kinder, konnte ſie nicht von dieſen ſeyn?

Sie ſelbſt baute nun auch, mit ihrer Schweſter Giſela, eine Zelle mit einer Kapelle in einer einſamen Waldgegend, unweit Seligenſtadt, bei dem Dorfe Zellhauſen.

Die Kirche zu Seligenſtadt wurde im J. 920 durch die Hunnen abgebrannt, aber in der Folge wieder hergeſtellt, und ſie iſt ein ſchönes Denkmal unſerer Baukunſt aus dem Ende des 10. und 11. Jahrhunderts. Im Chor ruhen die Gebeine Eginhards, ſeiner Emma und ihrer Schweſter. Schade, daß man ſie aus dem alten, im edlen Styl gearbeiteten Sarkophag herausgenommen, und in einen neuern, zwar prächtigern aber auch geſchmackloſern gelegt hat. Die Kirche zu Zellingen, in deren Nähe ſich nach und nach das Dorf Zellhauſen erhob, wurde im J. 1815 für 329 fl. 30 kr. auf den Abbruch verſteigert.

Wir wenden uns jetzt wieder auf das rechte Mainufer, wo der Weg nach Dettingen führt, einem Dorfe von ohngefähr 400 Einwohnern, mit einer Poſtſtation. Hier fiel die denkwürdige Schlacht vor, welche Georg 2. König von England dem Marſchall von Noailles lieferte. Der ganze Weg, welcher am Fuße des zum Main ſich herneigenden Speſſarts hinzieht, iſt ſehr angenehm, und gewährt die ſchöne Ausſicht auf den belebten Strom und über eine Fläche, die von dem Odenwald begränzt wird. Die Ufer des Mains ſind mit großen Dorfern bedeckt. In Dettingen iſt ein Baierſcher Hauptzoll. Das Durchſuchen des Gepäcks hat viel Beſchwerliches, auch muß man hier ſeine Päſſe viſiren laſſen. Wer von Seligenſtadt aus auf dem linken Ufer bleibt, muß ſich dieſen Förmlichkeiten zu Stockſtadt unterwerfen.

Von Dettingen hat man noch 3 Stunden bis Aſchaffenburg. Dieſe Stadt hat ihren Namen ohne Zweifel von dem Bach Aſchaff, der im Speſſart entſpringt, und ſich hier in den Main einmündet. Ihre Lage iſt hügelicht, und nur die Fiſchergaſſe, ober der Brücke, liegt eben und tief. Die Zahl der Einwohner iſt zwiſchen 6 und 7000, ohne das Militär. Durch den Aufenthalt des letzten Kurfürſten von Mainz und des Fürſten Primas, der ſeine Reſidenz hier nahm, hat ſich Aſchaffenburg ſehr verſchönert, und es iſt viel gebaut worden. Unter den neuen Häuſern zeichnen ſich aus: das geſchmackvolle Palais der verſtorbenen Grafen v. Oſtein an der Brücke, der Frankfurter Hof, die Briefpoſt, die Häuſer der Hrn. Strecker und Reuter auf der neuangelegten Karlsſtraße, der Kaufleute Ernſt, Frank und Meilhaus am ſcharfen Eck, die Kaſerne vor dem Herſtall-Thore, die Hotels der Hrn. v. Hazfeld, Frankenſtein, Dalberg ꝛc.

Von öffentlichen Gebäuden ſind bemerkenswerth: 1. Das Schloß. Wahrſcheinlich hatten ſchon die Fränkiſchen Könige auf den Trümmern des alten Römerkaſtells ſich ein Luſtſchloß erbaut, denn ſie liebten den Speſſart, der damals bis an den Main reichte, um der Jagd willen, und machten ihn zum gebannten Königsforſte. Erzbiſchof Adalbert I. aus dem Hauſe Saarbrück, erneute, vergrößerte und befeſtigte Burg und Stadt, und endlich ließ Kurfürſt Johann Swikard (von

Kronberg) von 1605 bis 1614. das jetzige prachtvolle Reſidenzſchloß durch den Baumeiſter Georg Rüdinger von Strasburg aufführen. Der Kurfürſt Friedrich Karl Joſeph (von Erthal) verſchönerte es im Innern, und nahm in Aſchaffenburg (wo er auch 1802 ſtarb) gewöhnlich ſeinen Sommeraufenthalt. Das Schloß bildet ein ſchönes Parallelogramm, an deſſen 4 Ecken 4 hohe Thürme ſtehen, um welche oben Gallerien mit Balluſtraden laufen. Die Treppen, welche in dieſe Thürme führen, ſind in vier angelehnte Thürmchen gelegt. Von der alten Burg ſteht noch ein ſchöner, viereckigter Thurm, im Flügel gegen dem Hauptſtein ganz über. Er mag aus dem 12. Jahrhundert ſeyn, und iſt geſchickt in den Plan des Ganzen gezogen. Der innere Hof hat ohngefähr 170 Fuß ins Gevierte. Neben dem Thor an der Nordſeite iſt die Schloßkapelle mit einem trefflichen Altar aus Alabaſter.

Die Gemächer ſind nicht modern, aber prächtig möblirt, und Manches iſt noch für Verſchönerung geſchehen, ſeit der Kronprinz von Baiern ſeine Reſidenz darin genommen. Beſonders ſehenswerth ſind in dem Schloſſe: Der **Kaiſerſaal**, mit intereſſanten hiſtoriſchen Gemälden, die reiche Gallerie, wo manches herrliche Bild den Kunſtfreund anſpricht, die überreiche Sammlung von Kupferſtichen und Handzeichnungen, welche der verſtorbene Baron v. **Erthal** (Bruder des letzten Mainzer Kurfürſten) nach Aſchaffenburg vermachte; die Bibliothek, deren Beſuch an den edlen **Heinſe** erinnert, der hier, als Bibliothekar und Vorleſer des obgedachten Kurfürſten ſtarb, die Sammlung felloplaſtiſcher Arbeiten von May, die Gallerie der Mainzer Regenten, in lebensgroßen Bildniſſen.

Der Schloßkeller iſt von außerordentlicher Größe. 2. Das Lyceum. Von der nur kurze Zeit dahier beſtandenen Univerſität iſt nur noch dieſes, nebſt einem Forſtinſtitut und einer Zeichnungsſchule übrig. 3. Das alte Deutſchordenshaus mit dem neu erbauten Schauſpielhauſe. 4. Die Stifts- und Pfarrkirche zu dem heil. Vater und Alexander auf dem Badberge. Sie wurde urſprünglich im 8. Jahrhundert von Herzog Otto von Baiern, einem Enkel K. Otto's des Großen, erbaut, der auch die Stadt Aſchaffenburg ſelbſt, ſo wie den größten Theil des Speſſarts, an dieſes freie Stift vergabte. Moller hat von dieſem ſchönen, ehrwürdigen Gebäude, eine Abbildung in ſeinen Denkmälern gegeben. Im Innern ſind die Grabmäler des Stifters und ſeiner Familie, des Erzbiſchofs Dietrich (von Erbach), des Kurfürſten Friedrich Karl Joſeph, dem Aſchaffenburg viel verdankt, und des Kurfürſten Anſelm Franz. 5. Die Pfarrkirche zur lieben Frau. Sie ſteht mitten in der alten Stadt, kommt ſchon im 12. Jahrhundert vor, wurde aber von ihrem Pfarrer Stadelmann im J. 1768 neu und prächtig erbaut. 6. Die alte Pfarrkirche zur heil. Agatha, mit vielen alten Grabmälern. 7. Die übrigen Kirchen ſind unbedeutend. Ein Paar Kapellen ſind abgebrochen worden, davon war eine dem heil. Michael im Kapitol geweiht. Dieſe Benennung ſcheint auf etwas Römiſches hinzudeuten.

Aſchaffenburg beſitzt noch ein Engliſches Fräulein-Inſtitut, für Mädchenerziehung, und eine ſehr zweckmäßige weibliche Schule.

Das Haus des Deutſchen Ordens iſt jetzt dem geſelligen Vergnügen gewidmet. Hier verſammelt ſich die ſogenannte Harmonie zu Lectüre und Spiel. Der (ſo häufig verkannte und ſo oft verunglimpfte) edle Fürſt Primas ließ einen Redoutenſaal und ein Theater darin zurichten.

Unſtreitig ſind, im furchtbaren Wechſel der Zeit, für Aſchaffenburg manche Gewerbsquellen verſiegt, doch blieben den Einwohnern noch Feld- und Weinbau, Holzhandel, Schifferei und ein bedeutender Tranſitohandel zu Waſſer. Man findet faſt immer Fremde hier, denn die vielbeſuchten Heerſtraßen von Frankfurt nach Leipzig und Nürnberg, nach Hanau, in die Wetterau ꝛc., treffen in dieſer Stadt zuſammen. Auch fehlt es nicht an guten Gaſthäuſern. Die vorzüglichſten darunter ſind: zum ſchwarzen Adler, zum Römiſchen Kaiſer, zum Freihof, zur goldnen Brezel, zum Mainzer Hof ꝛc. Des Abends findet man gute Geſellſchaft bei Petermann im Frankfurter Hof.

Ein großer Vorzug dieſer Stadt ſind die anmuthigen Spaziergänge. Als die vorzüglichſten ſind zu bemerken: 1. Das Schönthal. Der Kurfürſt Karl Friedrich ließ die langen Gräben, welche ſich um die Stadt zogen, in einen höchſt anmuthigen engliſchen Garten verwandeln. Das Ganze bildet ein mit Baumreihen beſetztes Thal zwiſchen mannichfach angepflanzten Höhen. Man thut wohl, den Eingang durch das Sandthor zu nehmen, wo eine Terraſſe, von Platanen beſchattet, eine ſchöne Ausſicht gewährt. Von da kommt man zur Orangerie, die auch, für den Sommer, einen Konzertſaal enthält. Teiche, Brücken, Laubgewölbe, Oeffnungen zwiſchen den Gebüſchen, die den Blick ins Freie erlauben, wechſeln angenehm. Auf einer Inſel wird man durch die zwiſchen Bäumen und Geſträuchen halbverſteckten Ruinen der alten Kapelle zum heil. Grab und das Nonnenkloſter zur heil. Jungfrau im Hayn oder Hagen überraſcht. Gottfried von Kuglenberg, Probſt zu Morſtadt, erbaute dieſe Klauſe im J. 1218, als aber ſpäter die Nonnen der klöſterlichen Zucht vergaßen, ſo wurden ſie nach Schmerlenbach, in eine einſame Gegend des Speſſarts verſetzt. In der Nähe dieſer Ruinen ſtehen, auf einem Piedeſtal, zwei koloſſale Figuren aus Stein, der heilige Martin, zu Pferd, wie er eben einem Bettler ein Stück von ſeinem Mantel abſchneidet, und der heilige Johannes. Es iſt ein treffliches Werk der Sculptur. Der weitere Weg durch den ehemaligen Zwinger und durch die Felſengrotten unter dem Heerſtall und Kapuzinerthore führt zu einer herrlichen Ausſicht von einer Felſengruppe, deren Spitze einen geſchmackvollen Pavillon trägt. Auf einem geplatteten Wege gelangt man jetzt in den eigentlichen Schloßgarten, wo gleichfalls hübſche Parthieen ſind. 2. Die Faſanerie, ein großer verſchloſſener Park, wozu ſich jeder Einwohner den Schlüſſel verſchaffen kann. Es ſind hier ſchöne Spaziergänge und herrliche Baumgruppen. 3. Der Goldberg, ein reicher Weinberg, von deſſen Felſenkuppe ſich ſchöne Ausſichten darbieten. 4. Der ſchöne Buſch. Er liegt ¾ Stunden von Aſchaffenburg. Der Weg geht über die ſchöne Mainbrücke, und iſt, vom ienſeitigen Ufer an, mit Pappeln bepflanzt. Der ſchöne Buſch war ein kleiner wilder Wald, den der letzte Kurfürſt in einen herrlichen Park verwandeln ließ. Der verſtorbene Forſter (der nebſt Joh. v. Müller, Heinſe und andern ausgezeichneten Männern im Dienſte dieſes geiſtvollen Fürſten ſtand) verſicherte oft, dies ſey der einzige engliſche Garten in Deutſchland, welchem die Benennung mit Recht gebühre. Gleich am Eingang ſteht das Wirthſchaftsgebäude. Nahe dabei iſt das Gewächshaus mit einem kleinen botaniſchen Garten, gegenüber ein geſchmackvoller Tanzſaal, und hinter demſelben ein See. Links erhebt ſich auf einer Höhe ein alter Thurm, von welchem man eine entzückende Ausſicht nach allen Seiten hin hat. Am andern Ufer des Sees liegt das ſchöne Stammſchloß, im edlen Styl erbaut. Das Innere iſt reich und geſchmackvoll. Dicht hinter dem Schloſſe ſieht man den obern See mit einer Inſel, die den Tempel der Freundſchaft trägt. Er hat eine Frontiſpice von doriſchen Säulen und erhält ſein Licht durch die Kuppel. In ienem ſtehen, in vier Niſchen, die Bildſäulen der Weisheit, Standhaftigkeit, Liebe und Treue, vom geſchickten Pfaff aus Mainz Ringsum ſind die Symbole der Freundſchaft angebracht. Nicht weit vom Tempel iſt, im Gebüſch verſteckt, eine Einſiedelei mit den

Büſten alter Philoſophen geſchmückt. Von da kommt man in die Meierei und das Faſanenhaus. Nahe dabei ſieht man ein kleines Gebäude in antiker Form. Hier pflegte der Kurfürſt zu frühſtücken. In der Baumſchule werden die edelſten Obſtarten gepflanzt und auch exotiſche Gewächſe gezogen. 5. Der Nilkheimer (Nöllheimer) Hof. Er liegt nicht weit vom ſchönen Buſch, und iſt aus dem eingegangenen Dorfe Nilkheim entſtanden. Ein Freiherr von Mergentbaum beſitzt ihn jetzt als Erblehn, und hat eine muſterhafte Wirthſchaft eingeführt. Von dieſem Hofe wird ein Theil der Stadt täglich mit Milch verſehen. Die Geſchichte dieſes Hofs iſt merkwürdig. Schon im Anfang des 8ten Jahrhunderts baute hier der Prieſter Adalbuno eine Kirche, welche der Metropolit Regbert von Mainz einweihte. Dieſe Kirche mag wohl die erſte in der Gegend geweſen ſeyn, und ſpäer dem Dorfe Nilkheim die Entſtehung gegeben haen, welches aber im 30jährigen Kriege zerſtört wurde.

Um Aſchaffenburg liegen noch viele Dörfer, Mühen, Höfe ꝛc., meiſt in freundlicher Umgebung, wohin in Spaziergänger Ausflüge machen kann.

In Aſchaffenburg gedenkt der Deutſche, nicht ohne Unwillen, des verderblichen Konkordats, welches, m J. 1337, in dieſer Stadt von dem päbſtlichen Legaten Aeneas Sylvius und dem Erzbiſchof Dietrich von Mainz in der Stille entworfen und im folgenden Jahr in Wien zu Tage gefördert wurde. Eine andere, aber reundlichere Erinnerung gewährt das Andenken des refflichen Hiſtorikers Lambert von Aſchaffenburg, der hier, im 11ten Jahrhundert, das Licht erblickte, und mit Treue und Aufrichtigkeit die ihm wohlbekannten Ereigniſſe ſeiner Zeit erzählte.

Bevor wir die Gegend von Aſchaffenburg verlaſſen, wollen wir noch einiges über den angrenzenden Speſſart anmerken, der für die Stadt ſo wichtig iſt, und das Hauptprodukt ihres Handels liefert. Dieſer ehemalige Königsforſt hat jetzt noch, nachdem er durch die Kultur in engen Grenzen eingeſchloſſen worden, einen Umfang von ohngefähr 30 Stunden, und gehört dem Stromgebiet des Mains an. Die Berge ſind nicht von beträchtlicher Höhe. Der Kern beſteht aus Lagern von Granit, Gnais, Sinit ꝛc., die von Böhmen herſtreichen. Gegen den Vorſpeſſart ſtoßen Kalklager an, und gegen die Röhn zeigt ſich Baſalt. Von Mineralien findet man Silberſpuren, Kupfererz, Kobalt und beträchtliche Eiſenerze. Im Mittelalter wurde dieſes Gebirg meiſt nur von Kohlenbrennern, Holzhauern, Schiffern und Fuhrleuten bewohnt, jetzt, nachdem manche Gegenden angebaut worden, kann man ſeine Bevölkerung auf 72,000 Seelen angeben, die in 5 Städten, 146 Flecken und Dörfern, in Weilern, auf Höfen und Mühlen ꝛc. wohnen. Karl der Große, Ludwig der Fromme und Heinrich der Heilige verweilten hier öfters der Jagd wegen. Später kam die Wildbahn des Speſſarts größten Theils an die Erzbiſchöfe von Mainz. In der Gegend dieſes Waldes haußten, ſchon im zwölften Jahrhundert, die längſt ausgeſtorbenen Grafen von Rieneck, welche die Vogtei über das Stift zu Aſchaffenburg hatten, und

Mainziſche Vaſallen waren. Sie bauten die Burg Wildenſtein und Eſchau. Ein noch älteres im Speſſart heimiſches Geſchlecht waren die Grafen von Wertheim, deren Stamm, in ſeinen männlichen Gliedern, im J. 1556 erloſch.

Das Hauptprodukt des Gebirgs iſt das Holz. Die Eiche erreicht hier eine bedeutende Höhe und iſt meiſt von ſchlankem Wuchſe. Daſſelbe gilt von der Buche, die nicht nur ein treffliches Brennholz giebt, ſondern ſich auch, von 20 Jahr an, zu mancherlei Gebrauch ſehr gut verarbeiten läßt. Von weniger Belang ſind die Kiefer und die Birke. Die Eichen liefern, für den auswärtigen Handel, das Holländerholz. Nicht minder ergiebig iſt der Abſatz mit Bau- und Nutzholz, mit Kohlen und Aſche. Schneidemühlen, Glashütten, Eiſenhämmer :c. waren ſonſt in größerer Anzahl vorhanden.

Eine ſehr gründliche Schrift über den Speſſart und ſeine Benutzung verdankt man dem Badiſchen Referendar K. Ludwig (Miltenberg 1805). Ueber Aſchaffenburg und die Umgegend verdient das gründliche Werk des Herrn Pfarrers Dahl (Darmſtadt 1818) geleſen zu werden. Sie iſt beſonders für den Hiſtoriker intereſſant. Ueber die Römiſchen Alterthümer dieſer Gegend beſitzt man eine Abhandlung von Heim (Frankfurt 1790). Einige Stellen derſelben ſind vom Pfarrer Dahl in einer beſondern, kleinen Schrift berichtigt worden.

# Schriften für Reiſende.

Handbuch für Reiſende am Rhein von Schafhauſen bis Holland, in die ſchönſten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Von A. Schreiber. Zweyte, durchaus verb. und ſehr vermehrte Aufl. Mit 2 neuen Karten. Br. 5 fl.

Le Guide du voyage du Rhin, depuis Schafhouse jusqu'en Hollande, de Bade, du Murgthal et du Schwarzwald, des bains du Taunus, d'Aix-la-Chapelle et de Spaa. Avec des Excursions 1. De Mannheim au cercle de Rhin-Bavière. 2. De Heidelberg par la Bergstrasse à Darmstadt et Francfort. 3. De Bingen à la vallée de la Nahe, à Creuznach etc. 4. De Coblence à Trèves. Suivi des plus intéressantes traditions des environs du Rhin, du Taunus et du Schwarzwald. Par M$^{r}$. A SCHREIBER. Traduit par M$^{r}$. l'abbé HENRY. *Nouvelle édition considérablement augmentée.* Avec deux cartes. Prix pap. vel. br. fl. 4. 30 kr.

Handbuch für Reiſende nach Baden im Großherzogthum, in das Murgthal und auf den Schwarzwald. Nebſt einer Auswahl der intereſſanteſten Sagen aus dem alten Alemannien. Von A. Schreiber. Mit einer Anleitung zum wirkſamen Gebrauch der Bäder in Baden. Ausgabe auf Franz. Velinpapier mit einer neuen Karte von der Gegend von Baden, vom Murgthale und vom Schwarzwalde, und 9 Anſichten von Primaveſi. Mit allegoriſchem Umſchlage. Broch. 6 fl. Auf Druckpapier ohne die Anſichten 3 fl.

Handbuch für Reiſende nach Heidelberg u. in ſeine Umgebungen, nach Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Herausg. von Helmina v. Chezy geb. v. Klenk. Zweite Aufl. Auf Velinpap. mit 24 Anſichten, 4 Planen u. 1 Karte von Streit. Ausgabe für 1821, mit den Zuſätzen und Verbeſſerungen bis zum 1. Jan. 1821. 8. Broch. 6 fl.

Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Wegweiſer für Reiſende und Freunde dieſer Gegenden. Herausgeg. von Helmina v. Chezy geb. v. Klenck. Zweite Aufl. Auf Velinpap. mit 24 Anſichten, 4 Planen und 1 Karte von Streit. Ausgabe für 1821, mit den Zuſätzen und Verbeſſerungen bis zum 1. Jan. 1821. 8. Broch. 2 fl. 45 kr.

Le Guide des voyageurs à Heidelberg, Mannheim, Schwezingen, à l'Odenwald et à la vallée du Nécre. Traduit de l'Allemand de Madame Elmine de CHEZY, née de Klenk. Par Mr. l'Abbé HENRY, Chevalier de la légion d'honneur. Seconde édition, corrigée et augmentée. Prix: Pap. velin avec une carte, 24 vues et 4 Plans. 6 fl.

Pap. ord. avec une carte et 4 plans 3 fl.

**Schreiber, A.**, Auswahl der intereſſanteſten Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwalds. Mit 1 Kupfer. Broch. 1 fl. 12 kr.

Poetiſches Taſchenbuch für Reiſende. Zweite Aufl. Mit 1 Kupf. Broch. Auf Franz. Druckvelin 1 fl. 30 kr., weiß Druckp. 1 fl.

**Helwig**, Amalie v. (geb. v. Imhoff), Die Sage vom Wolfsbrunnen. Mährchen. Zweite Aufl. Mit 1 Kupf. 8. Br. 1 fl.

---

Maleriſche Reiſe vom Rhein, von den Vogeſen bis zum Siebengebürge. Von A. **Schreiber**, Großherzogl. Bad. Hofrathe und Hiſtoriographen. Mit 40 von Profeſſor **Roux** nach der Natur aufgenommenen und radirten Blättern. Fol. Schön gebunden, in Pappkiſtchen. Preis 24 fl.

Das Rheingau bis Bingen. In ſechs Anſichten nach der Natur gezeichnet und radirt vom Profeſſor **Roux**. 4 fl.

Der Rhein von Bingen bis Coblenz. In 12 Anſichten nach der Natur gezeichnet ꝛc. 8 fl.

Sechs maleriſche Anſichten von Heidelberg und dem Schloſſe. Nach der Natur gez. u. radirt v. J. **Roux**. 4 fl. Illum. 6 fl.

Baden und das Murgthal. In neun maleriſchen Anſichten von Primaveſi. gr. Fol. geh. 4 fl.

Karte vom Rheinlauf, in 2 Blättern; gezeichnet vom Prof. **Brühl** und in Kupfer geſtochen von L. **Heß**. 2 fl.

Karte vom Rhein, gezeichnet von **Hoffmeiſter**. 30 kr.

Poſt- und Straßenkarte von Heidelberg und der Gegend, gezeichnet von **Streit**, Prof. der Mathematik. 1 fl. 12 kr.

Raphaels Bildniß, geſtochen von Carl Barth in Rom. 3 fl.

Porträt Ihrer Majeſtät der verewigten Frau Königin Catharina von Würtemberg. **Vor der Schrift** 1 fl. 48 kr.

**Mit der Schrift** 48 kr.

Porträt Ihrer Majeſtät der verewigten Frau Königin Luiſe von Preußen. 48 kr.

## An folgenden Orten ſind, unter andern, beſtändig Exemplare von dieſen Schriften zu haben.

In Aachen bey Hrn. Laruelle, Vater; Meyer, Buchh.
— Amſterdam bey Hrn. Müller u. C.
— Baden bei Raſtatt bei Herrn Buchhändler Marx.
— Baſel bei Hrn. Buchhändler Schweighauſer.
— Bamberg bei Hrn. Buchhändler Goebhard.
— Bingen bei Hrn. Buchbinder Maſſet.
— Bonn bei Hrn. A. Marcus und E. Weber.
— Brüſſel bei Hrn. Frank, Buchhändler.
— Carlsruhe bei Hrn. Braun und Marx, Buchhdlr.
— Coblenz bei Hrn. Hölſcher u. Heriot, Buchhdlr. und in der neuen Gelehrten-Buchhandlung.
— Cöln bei Hrn. J. P. Bachem, Du Mont-Schauberg und Rommerskirchen, Buchhändler, und bei Hrn. Kunſthändler Avanzo, Gebr.
— Darmſtadt bei Hrn. Leske, Buchhändler.
— Düſſeldorf bei Hrn. J. W. Reitz.
— Ems bei Hrn. Heidenhaus zum ſteinernen Haus.
— Frankfurt a. M. in der Hermannſchen Buchhdl. ſo wie in allen übrigen dortigen Buchhandlungen.
— Hamburg bei Hrn. Perthes und Beſſer, Buchh.
— Hannover bei Hrn. Gebr. Hahn, Buchh.
— Heidelberg bei dem Verleger J. Engelmann und in den dortigen Buchhandlungen.
— Langenſchwalbach bei Hrn. Poſtmeiſter Herber.
— Leipzig bei Hrn. Buchhändler Cnobloch.
— Mannheim bei Hrn. Schwan u Götz, Buchh.
— Mainz bei Hrn. Kupferberg und Leroux, Buchh. und Hrn. Kunſthändler Appiano.
— München bei Hrn. Buchhändler Fleiſchmann.
— Rudesheim bei Hrn. Ackermann zum goldnen Engel.
— Trier bei Hrn. Buchhändler Linz.
— Wien bei Hrn. Buchhändler Gerold.
— Wiesbaden bei Hrn. Schellenberg und Ritter, Buchhändler.
— Zürich bei Hrn. Orell, Füßli u. Comp.

# Orts-Regiſter.

(Abkürzungen: A. Abtey. — a. B. alte Burg. — Fl. Flecken. Kl. Kloſter. — D. Dorf. — Schl. Schloß.)

Aalhauſen 48
Adolphseck, a. B. u. Fl. 225
Altenbaumberg, D. u. B. 43
Altenberg, A. 191
Altwied 107
Am Jahr 108
Andernach 109
Apollinarisberg, der, 135
Argendorf 120
Argenfels, Schl. 130
Arnſtein, Kl. 214
Arteck, a. B. 227
Aſchaffenburg 277
Aßmannshauſen 48
Auguſtenburg, Schl. 154

Bacharach 53
Balduinſtein, B. u. D. 216
Bank, die, 60
Baumberg 195
Bell 127
Bendorf 89
Benrath, Schl. u. D. 196
Bensberg, Schl. 190
Bergheim 156
Berg-Naſſau 212
Berlebach 217
Beſſelich 88
Beuel 154
Bibrich 15, 239
Billich 201
Bingen 25
Bonn 156
Boppart 63
Bornhofen, Kl. 64
Braubach 65
Brey 67
Brohl 117
Brühl 153
Budenheim 17
Burgel 195
Burgbrohl 122
Burgſponheim 43

Charlottenburg 215

Dattenberg 130
Dauſenau 212

# Orts-Regiſter.

Dettingen 276
Deutz 189
Diebach 53
Dietz 218
Diſibodenberg, der, Kl. 44
Dollendorf 143
Dormagen 195
Drachenfels 139
Dreieckshauſen 48
Düſſeldorf 201

Ebernburg 42
Ehrenbreitſtein 78
Ehrenfels 24, 29
Ehrenthal 63
Eltfeld 18
Ems 210
Eppſtein 243
Erbach 19
Erpel 134
Erpeler Ley, die, 130
Eibingen, Kl. 22

Fachingen 217
Falkenburg, a. B. 49
Falkenluſt, Schl. 154
Falkenſtein, B. u. D. 216
Filzen 66
Flittard 193
Fornich 118
Frankfurt 258
Frauenkirch 127
Friedberg 251
Friedrichsberg, der, 89
Friedrichſtein, Schl. 107
Friesdorf 145
Fürſtenberg, a. B. 52
Fürſteneck, a. B. 49
Fürſtenthal, Kl. 55

Geilnau 215
Geiſenheim 22
Glan-Odernheim 44
Godesberg 144
Godorf 157
Goldenfels 45
Gotteshülfe 158
Gottesthal, Kl. 20
Graurheindorf, D. u. Kl. 158
Greifenſtein, a. B. 226
Grimmlinghauſen 197
Gutenfels, a. B. 54

Hallgarten 20
Hamm 197
Hammerſtein, a. B. 117
Hanau 270
Hattenheim 19
Hattersheim 258
Hattſtein, a. B. 25
Hauſen 217
Heddersdorf 102
Heerdt 200
Heilbrunn, der, 113
Heimbachweis 94
Heiſter 137
Heiſterbach 143
Herſel 156
Himmelsgeiſt 197
Hirzenach, a. B. 63
Hittorf 195
Hochheim 257

# Orts-Regiſter.

Höchſt 258
Honningen 130
Hornſtein 275
Heidheim 241
Hohenſtein, a. B. 226
Hohlenfels, a. B. 226
Holzapfel 215
Homburg 249
Honnef 138
Horchheim 70

Johannesberg 20
Irlich 107
Itter 196

Kalt-Engers 89
Kamp 61
Kapellen 69
Kaſtel 5
Katteinburg, a. B. 226
Katzenellenbogen 217
Kaub 56
Kemnau 212
Keſſelheim 59
Keſter 64
Kidrich 19
Klarenthal, Kl. 237
Koblenz 71
Köln 158
Königſtein 247
Königswinter 141
Kreuzberg, der, 151
Kreuzborner Ley, die, 115
Kreuznach 36
Krippe 69
Kronberg 245
Kunoſtein-Engers 91

Laach, A. u. See, 106, 123
Lahneck, a. B. 69
Lahnſtein 65
Landskron, Schl. 131
Langel 194
Langen 157
Langenau, Schl. 214
Laubenheim 36
Laurenburg 215
Leubsdorf 130
Leudesdorf 113
Liebeneck, Schl. 66
Liebenſtein, a. B. 61
Limburg 219
Linkebach 212
Linz 133
Linzhauſen 134
Lorch 49
Lorchhauſen 52
Lubsdorf 157
Lurley, der, 60

Mäuſethurm 28
Magdalenenwerth, Kl. 70
Mainz 4
Maſter 88
Mannebach 53
Marienberg, Kl. 65
Marienthal, Kl. 48
Markusberg, a. B. 66
Mehlen 143
Meiſenheim 43
Merkenich 193

Metternich 83
Mieſenheim 107
Mittelheim 20
Mittelſpay 66
Mombach 17
Mondorf 156
Monheim, Schl. u. Fl. 195
Monrepos 105
Monzingen 41
Moſchel 43
Mühlheim 72, 192
Münſter 40

Nahe, die, 36
Naniedy 113
Naſſau 212
Neuendorf 57
Neuß 198
Neuwied 93
Niederberg 66
Niederbreuſig 130
Niederhammerſtein 118
Niederheimbach 49
Niederingelheim 15
Niederkaſſel 157, 196
Niederlahnſtein 69
Niedermendich 127
Niederſelters 219
Niederſpay 66
Niederwald 23
Niederwerth 87
Nieder-Weßling 157
Nieder-Zündorf 157
Niel 193
Nippes 120
Nönnesdorf 138
Nollich, der, 51
Noth Gottes, Kl. 48

Oberbreuſig 131
Oberhammerſtein 118
Oberkaſſel 196
Oberkeſſel 143
Oberlahnſtein 67
Oberſelters 222
Oberſtein 43
Oberurſel 248
Oberwerth 70
Oberweſel 58
Ober-Weßling 157
Oberwinter 137
Ober-Zündorf 157
Oeſtrich 20
Offenbach 267
Okenfels 134
Olbrück 131
Oranienſtein, Schl. 219
Ordenbach 195
Ormitz 89
Oſterſpay 66

Pempelfort 206
Petersaue 14
Peterſpay 66
Pfaffendorf 71
Pfaffroth 143
Pfalz, die, 56
Philippsburg 66
Philippsruhe, Schl. 272
Plittersdorf 143
Poll 158
Poppelsdorf 151

# Orts Regiſter.

Rauenthal 19
Reichenſtein, a. B. 48
Reiſſenberg, a. B. 251
Remagen 134
Renneberg, der 89
Rheid 157
Rhein 1
Rheneberg, a. B. 51
Rheinbreitbach 137
Rheinbrohl 129
Rheindiebach 53
Rheineck, a. B. 63, 128
Rheinfeld 195
Rheinfels, a. B. 61
Rheingrafenſtein, a. B. 40
Rheinkaſſel 193
Rhenſe 67
Romersdorf 143
Roes, die 156
Rodenkirchen 157
Roisdorf 152
Rolandseck, a. B. 137
Rolandswerder 137
Romersdorf 94, 103
Rubenach 83
Rudesheim 25

Saal, a. B. 45
Salzig 64
Sauerburg, a. B. 50
Sauerthal, das 50
Sayn, a. B. 90
Scharfenſtein 19
Schaumburg 216
Scheuern 137, 214
Schierſtein 15
Schlangenbad 257
Schönberg, a. B. 59
Schwalbach 223
Schwalheimer Brunnen 253
Schwarzrheindorf 154
Schweppenburg, a. B. 121
Schweppenhauſen 45
Sebaſtian Engers 89
Seligenſtadt 275
Sieg, die 155
Siegburg, A. 143, 155
Sinzig 131
Soden 244
Soneck, a. B. 49
Sonnenburg, D. u. Schl. 236
Speſſart, der 284
Sprenglingen 38
Stolberg, a. B. 55
Staleck, a. B. 54
Stammheim 193
Steeg 53
Stein, a. B. 213
Sternberg, a. B. 64
St. Goar 60
St. Goarshauſen 62
Stolzenfels, a. B. 69
Stromberg, der 140
Sturzelberg 196
Sürth 157
Sulzbach 244

Tempelhof, der 129
Thal 129
Thurnberg, a. B. 63
Tönesſtein 112
Transdorf 153

Metternich 83
Meiſenheim 107
Mittelheim 20
Mittelſpay 66
Mombach 17
Mendorf 156
Monheim, Schl. u. Fl. 195
Monrepos 105
Monzingen 41
Moſchel 43
Mühlheim 72, 192
Münſter 40

Nahe, die, 36
Namedy 113
Naſſau 212
Neuendorf 57
Neuß 198
Neuwied 94
Niederberg 66
Niederbreuſig 130
Niederhammerſtein 118
Niederheimbach 49
Niederingelheim 15
Niederkaſſel 157, 196
Niederlahnſtein 69
Niedermendich 127
Niederſelters 219
Niederſpay 66
Niederwald 23
Niederwerth 87
Nieder-Weßling 157
Nieder-Zündorf 157
Niel 193
Nippes 120
Nönnesdorf 138
Nollich, der, 51
Noth Gottes, Kl. 48

Oberbreuſig 131
Oberhammerſtein 118
Oberkaſſel 196
Oberkeſſel 143
Oberlahnſtein 67
Oberſelters 222
Oberſtein 43
Oberurſel 248
Oberwerth 70
Oberweſel 58
Ober-Weßling 157
Oberwinter 137
Ober-Zündorf 157
Oeſtrich 20
Offenbach 267
Okenfels 134
Olbrück 131
Oranienſtein, Schl. 219
Ordenbach 195
Ormütz 89
Oſterſpay 66

Pempelfort 206
Petersaue 14
Peterſpay 66
Pfaffendorf 71
Pfaffroth 143
Pfalz, die, 56
Philippsburg 66
Philippsruhe, Schl. 272
Plittersdorf 143
Poll 158
Poppelsdorf 151

# Orts-Regiſter.

Rauenthal -------- 19
Reichenſtein, a. B. -- 48
Reiffenberg, a. B. ---- 251
Remagen ---------- 134
Renneberg, der ---- 89
Rheid ------------ 157
Rhein ------------ 1
Rheneberg, a. B. ---- 51
Rheinbreitbach ------ 137
Rheinbrohl -------- 129
Rheindiebach -------- 53
Rheineck, a. B. -- 63, 128
Rheinfeld ---------- 195
Rheinfels, a. B. ---- 61
Rheingrafenſtein, a. B. 40
Rheinkaſſel -------- 193
Rhenſe ---------- 67
Römersdorf -------- 143
Roes, die -------- 156
Rodenkirchen ------ 157
Roisdorf ---------- 152
Rolandseck, a. B. ---- 137
Rolandswerder ------ 137
Romersdorf ---- 94, 103
Rübenach ---------- 83
Rüdesheim -------- 25

Saal, a. B. ------ 45
Salzig ------------ 64
Sauerburg, a. B. ---- 50
Sauerthal, das ------ 50
Sayn, a. B. ------ 90
Scharfenſtein ------ 19
Schaumburg -------- 216
Scheuern ------ 137, 214
Schierſtein -------- 18
Schlangenbad ------ 227
Schönberg, a. B. ---- 59
Schwalbach -------- 223
Schwalheimer Brunnen 253
Schwarzrheindorf ---- 134
Schweppenburg, a. B. 121
Schweppenhauſen ---- 45
Sebaſtian Engers ---- 89
Seligenſtadt -------- 275
Sieg, die ---------- 155
Siegburg, A. -- 143, 155
Sinzig ------------ 131
Soden ------------ 244
Soneck, a. B. ------ 49
Sonnenburg, D. u. Schl. 236
Speſſart, der ------ 284
Sprendlingen ------ 38
Stalberg, a. B. ------ 55
Staleck, a. B. ------ 54
Stammheim -------- 193
Steeg ------------ 53
Stein, a. B. ------ 213
Sternberg, a. B. ---- 64
St. Goar ---------- 60
St. Goarshauſen ---- 62
Stolzenfels, a. B. ---- 69
Stromberg, der ---- 140
Sturzelberg -------- 196
Sürth ------------ 157
Sulzbach ---------- 244

Tempelhof, der ---- 129
Thal ------------ 129
Thurnberg, a. B. ---- 63
Tönesſtein -------- 112
Transdorf -------- 152

# Orts-Regiſter.

Uedorf 156
Uedesheim 197
Unkel 135
Unkelſtein, der große 136
Urfel 157

Vallendar 88
Vilich 155
Vogtsberg, a. B. 38
Vollmerswerth 197
Vollraths, a. B. 20

Walluf 18
Wallersheim, D. u. Kl. 88
Waſſenach 123
Weilbach 258
Weiler 64
Weißenau 6
Weiß 157
Weiße Thurm 92
Welmich 63
Weſterholderaue 118
Widdig 157
Wiesbaden 230
Wiesdorf 193
Wilde Gefährt, das 55
Wilhelmsbad 272
Winkel 20
Wolkenburg, a. B. 140
Woringen 193

Zahlbach 5
Zons 193
Zündorf 157

# Inhalt.

## Orts-Regiſter.

I. Der Rhein und die Rheinfahrt. ...... 1
II. Mainz. ........................... 4
III. Der Rheingau. .................... 15
IV. Abſtecher nach Kreuznach. ............ 36
V. Von Bingen bis Koblenz. .......... 46
VI. Von Koblenz bis Köln. ............ 87
VII. Von Köln bis Düſſeldorf. .......... 192
VIII. Reiſe von Koblenz über die Heilquellen am Taunus. ....................... 207

## Anhang.

Die Mainreiſe von Mainz bis Aſchaffenburg. 257

Heidelberg,
Engelmannſche Buchdruckerei.

# Vollſtändiger Verlags-Catalog
der Akademiſchen Kunſt- und Verlagshandlung
von J. Engelmann in Heidelberg.

## Bis zu Oſtern 1828.

NB. Sämmtliche Werke ſind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Direct beym Verleger mit namhaftem Rabatt.

---

Handbuch für Reiſende am Rhein von Schafhauſen bis Holland, in die ſchönſten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Von Aloys Schreiber, Großh. Bad. Hofrathe und Hiſtoriographen. Dritte, von neuem ſehr verb. und bedeutend vermehrte Aufl. Mit 2 neuen Karten, gez. vom Prof. Bruhl in Mainz und in Kupfer geſt. von E. Heß. 8. Br. 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

Daſſelbe mit 8 Städteplanen, nämlich: von Baſel, Straßburg, Mainz, Frankfurt a. M., Coblenz, Bonn, Cöln und Düſſeldorf. 8. 5 fl. 36 kr. oder 3 Thlr. 18 gr.

Dieſelbe Ausgabe, gebunden in Futteral, die Karten zum Herausnehmen, mit Hinzufügung von zwey Special-Karten der Umgebungen von Bonn und Cöln, und einem Supplement. 8. 6 fl. 5 kr. od. 4 Thlr. 1 gr.

Schreibers, A., Auszug aus ſeinem Handbuche für Reiſende am Rhein von Schafhauſen bis Holland ꝛc., enthaltend die Rheinreiſe von Mainz bis Düſſeldorf. Nebſt einem Anhange, die Mainreiſe von Mainz bis Aſchaffenburg enthaltend. Mit einer Karte. 12. Geb. in Futteral. 3 fl. oder 2 Thlr.

Daſſelbe mit 4 Specialkarten und 6 Anſichten 4 fl.

Die Dampfſchifffahrt auf dem Rheine und Bodenſee, ſo wie einige Notizen über dieſelbe zwiſchen Frankreich und England, für Rheinreiſende. Nebſt Zuſätzen zu dem Handbuche für Reiſende am Rhein von A. Schreiber, und Aufführung der vorzüglichern neuern Reiſehandbücher und ſonſtigen hiſtoriſchen und artiſtiſchen Werke über die Rheingegenden und einen Theil der angränzenden Länder, als Nachträge zur Literatur derſelben. Ein unentbehrlicher Anhang für die Beſitzer jenes Werks, von dem Verfaſſer deſſelben. 8. Broch. 15 kr. oder 4 gr.

Dahl, J. K. (Großherz. Heſſ. Kirchenrath), Hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Panorama des Rheinſtroms von Bingen bis Coblenz. Oder Beſchreibung aller an und auf dem Rheine in dieſer Strecke gelegenen Ritterburgen, Schlöſſer, Feſtungen und andern Merkwürdigkeiten. Nebſt einem Anhange vom Johannesberge im Rheingau. 8. In farb. Umſchl., br. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Geſchichte und Beſchreibung von Aachen, mit Burtſcheid, Spaa und deren Umgebungen. Von A. Schreiber, Großh. Bad. Hofrathe und Hiſtoriographen. Nebſt einer Anleitung zum wirkſamſten Gebrauche der Heilquellen, von E. H. Höpfner, Doctor der Medicin und Chirurgie, Stadt-Phyſicus zu Aachen, ꝛc. Mit einem Titelkupfer u. einer Karte. 12. Schön geb. 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Schreiber, A., Handbuch für Reiſende nach Baden im Großherzogthum, in das Murgthal und auf den Schwarzwald. Nebſt einer Auswahl der intereſſanteſten Sagen aus dem alten Alemannien. Mit einer Anleitung zum wirkſamen Gebrauch der Bäder in Baden, und einem Supplement, die neueſten Veränderungen und einige intereſſante Zugaben, bis Ende des Jahrs 1827, enthaltend. Auf Franz. Velinpap., mit einer neuen Karte von der Gegend von Baden, vom Murgthale und vom Schwarzwalde, u. 9 Anſichten v. Primaveſi. Mit alleg. Umſch. Br. 8. 4 fl. 30 kr. od. 4 Thlr. Auf Velinpap. ohne die Anſichten mit Titelkupfer. 2 fl. 30 kr. 1 Thlr. 16 gr. Ditto gebunden in Futteral und 1 Karte auf Satinpap. 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr. 15 gr. Ditto mit color. Kupfern 8 fl. oder 5 Thlr. 8 gr

Schreiber, A., Auswahl der intereſſanteſten Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. Beſonders abgedruckt aus den beyden Werken des Verfaſſers: Handbuch für Reiſende nach Baden ꝛc. Mit 1 Karte. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Chezy, Helmina v., Handbuch für Reiſende nach Heidelberg und in ſeine Umgebungen, nach Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale. Neue Aufl. Auf Velinpap. mit 21 Anſichten, 4 Planen und 1 Karte von Streit. 8. Br. 6 fl. od. 4 Thlr. Auf Druckpapier, mit 4 Planen und 1 Karte. 3 fl. oder 2 Thlr.

Engelmann, Dr. J. B., Heidelbergs alte und neue Zeit: Stadt, Univerſität, Bibliothek, Schloß und Umgebungen. 8. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 4 gr.
(Im Laufe des Jahrs: Daſſelbe mit Anſichten und Karten.)

Das Schloßbüchlein, oder kurze Geſchichte u. Beſchreibung des Heidelberger Schloſſes. Ein Wegweiſer für Fremde. (Beſonderer Abdruck aus vorſtehendem.) 8. Broch. 24 kr. oder 6 gr.

Xenion. Gabe der Erinnerung an Heidelberg. Zehn Anſichten von Heidelberg und dem Schloſſe, nebſt einem kurzen Texte und dem Schloßbüchlein. 8. 1 fl. 24 kr. oder 22 gr.

Helwig, Amalie v. (geb. v. Imhoff), Die Sage vom Wolfsbrunnen. Mährchen. 2te Aufl. Mit 1 Kupf. 8. Br. 1 fl. od. 16 gr.

Jäger, Karl (Pfarrer in Bürg bey Heilbronn). Handbuch für Reiſende in den Neckargegenden von Cannſtadt bis Heidelberg, und in dem Odenwalde. Mit den Abſtechern von Cannſtadt nach Stuttgart, und einem Anhange von Sagen des Neckars und des Odenwaldes. Mit Anſichten. 8. Br. 3 fl. od. 2 Thlr. (Im Laufe des Jahrs: Daſſelbe mit 1 Karte.)

Taſchenbuch für Reiſende im Elſaſſe. Von J. F. Aufſchlager. Nebſt einem Auszuge des Handbuchs für Reiſende am Rhein ꝛc. von A. Schreiber, enthaltend die Reiſe in dem Bayriſchen Rheinkreiſe, einem Theil der Preußiſchen und Heſſiſchen Rheinprovinzen und am Rheine, von ſeinen Quellen bis Mainz. Mit einer Excurſion nach Baden bey Raſtadt, einem Anhange von Volksſagen aus dem Elſaſſe, verſchiedenen nützlichen Notizen für Reiſende und einer Karte.

Handbuch für Reiſende in dem ehemaligen Fränkiſchen Kreiſe, oder in dem jetzigen Bayeriſchen Ober- u. Unter-Main- und in dem Rezatkreiſen, dem Würtembergiſchen Jaxtkreiſe und Badiſchen Main und Tauberkreiſe. Von D. Joſeph Heller. Mit einer Karte und einem Titelkupfer. Gr. 8. 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr.

Auch unter dem Titel:

Handbuch für Reiſende nach den Hauptſtädten Frankens: Ansbach, Baireuth, Bamberg, Eichſtädt, Erlangen, Meiningen, Nürnberg, Würzburg, Gemäldegallerie Pommersfelden, ꝛc. Nach den Bädern und Geſundbrunnen: Alexandersbad, Bocklet, Brückenau, Burgbernheim, Kiſſingen, Langenau, Liebenſtein, Rothenburg, Steben, Wipfeld — Nach den Fichtel- und Rhöngebirgen und den Muggendorfer und andern intereſſanten Höhlen ꝛc. ꝛc.

Die Volksſagen des Rheinlandes. In Romanzen und Balladen. Von Karl Geib. Erſtes Bändchen. Mit 22 Kupfern. In Pracht Einband und Futteral 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr.

Poetiſches Taſchenbuch für Reiſende. 2te Aufl. Mit 1 Kupf. 8. Br. Auf Franz. Druckpap. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. Druckp. 1 fl. od. 16 gr.

---

Cornelia, Taſchenbuch für Deutſche Frauen auf das Jahr 1828. Dreyzehnter Jahrgang: Neue Folge. Fünfter Jahrg. Mit Kupf. gez. von Opitz und Xeller, u. geſt. von Fleiſchmann, Hofmann, Lips u. Weber. Preis: In ſehr elegantem Einbande, mit farbiger Umſchlag-Vign. 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr. Feine Ausgabe mit Goldrän. und Kupf. vor der Schrift 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 6 gr.

Dieſelbe auf das J. 1824, 1825, 1826 u. 1827. Dieſelben Ausgaben. Herabgeſetzter Preis aller 4 Jahrgänge auf 6 fl. oder 4 Thlr.

Leonhard, K. C. Ritter v. (Geh. Rath u. Prof. zu Heidelberg), Characteriſtik der Felsarten. Für academ. Vorleſungen und zum Selbſtſtudium. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. gr. 8. 12 fl. od. 8 Thlr.

**Naturgeſchichte des Mineralreiches.** Ein Lehrbuch für öffentliche Vorträge, beſonders in Gymnaſien und Realſchulen, ſo wie zum Selbſtſtudium bearbeitet von **K. C. Ritter v. Leonhard**, Geh. Rath. u. Prof. an der Univerſ. zu Heidelberg. Mit einer ſchwarzen und illuminirten Kupfertafel, als unentgeldliche Beylage. Groß Med. 4 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 4 gr.

Dr. **J. C. Gensler's**, weil. Geh. Juſtizraths und ordentlichen öffentlichen Lehrers der Rechte zu Heidelberg, **Anleitung zur gerichtlichen Praxis** in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, verbunden mit theoretiſchen Darſtellungen und Bemerkungen. Erſter allgemeiner Theil. 8. 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

— Deren **zweyter**, ſpecieller Theil. Herausgegeben von Profeſſor Dr. **F. Morſtadt.** 8. 1 fl. 24 kr. oder 22 gr.

**Rechtsfälle für die Proceß-Praxis.** Nebſt Inhalts-Regiſter. Von **J. C. Gensler**, weil. Hofrath u. Prof. der prakt. Rechtswiſſenſchaft zu Heidelberg. gr. 8. 4 fl. 24 kr. oder 2 Thl. 22 gr.

Gott und die Natur, Offenbarungs- und Vernunftkenntniß, Religion Chriſti und Religion der Chriſtenheit, in einer freymüthigen Zuſammenſtellung mit den Schriften der Herren Bockshammer, Neander, Schott, u. a. Von einem Profeſſor aus Heidelberg. gr. 8. 4 fl. 30 kr. od. 3 Thlr.

**Gebete und Erweckungen zum Gebet.** Ein Andachtsbuch für Familien. Herausgegeben von Dr. **J. B. Engelmann.** In allegor. Umſchlage. 8. Herabgeſetzter Preis auf unbeſtimmte Zeit 1 fl. 24 kr. od. 22 gr.

**Reiſe von Moskau nach Wien**, über Kiow, Odeſſa, Conſtantinopel, einen Theil des ſchwarzen Meeres, bis Varna, Siliſtria ꝛc. ꝛc. In Briefen an Julius Griffiths, vom Grafen **de la Garde.** Aus d. Franz. mit Anmerk. von **Thereſe Huber.** Herabgeſetzter Preis auf unbeſtimmte Zeit 2 fl. oder 4 Thlr. 8 gr.

**Biographie**, neue, **der Zeitgenoſſen**, oder hiſtoriſch-pragmatiſche Darſtellung des Lebens aller derjenigen, die ſeit dem Anfange der Franzöſiſchen Revolution durch ihre Handlungen, Schriften, Irrthümer oder Verbrechen, ſowohl in Frankreich, als im Auslande, Berühmtheit erlangt haben. Nebſt einer chronologiſchen Tabelle über die merkwürdigſten Epochen und Begebenheiten von 1787 bis auf die gegenwärtige Zeit. Aus dem Franzöſ. überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von **Karl Geib.** (In Comm.) 3 Bde. Gr. 8. Herabgeſetzter Preis aller drey Bände auf unbeſtimmte Zeit 3 fl. oder 2 Thlr.

Neues Franzöſiſches Leſebuch für Schulen und den Privatunterricht. Mit einer Vorrede von Dr. **Michaelis.** Nebſt einem dazu gehörigen Wörterbuche. Druckpap. 1 fl. 12 kr. od. 18 gr. Velinpap. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.

**Schreiber, A.**, Die Verdienſte des Hauſes Baden um das Oeſtreichiſche Kaiſerhaus. Broch. Herabgeſetzter Preis 24 kr. 6 gr.

**Schelver, F. J.**, Lebens- und Formgeſchichte der Pflanzenwelt. Grundzüge ſeiner Vorleſungen über die phyſiologiſche Botanik. Handbuch für ſeine Zuhörer u. gebildete Naturfreunde. 8. Herabgeſetzt 1 fl. 12 kr. od. 20 gr.

Gemälde der Iberiſchen Halbinſel, oder Abriß der alten u. neuen phyſiſchen, hiſtoriſchen und politiſchen Geographie von Spanien und Portugal zugleich als Handbuch für Reiſende in beiden Ländern. Vom Oberſten **Bory de Saint Vincent.** Mit 1 Karte, gez. vom Verfaſſer. Aus dem Franzöſ. Mit einer Vorrede u. Zuſätzen v. Dr. **F. J. Mone**, Prof. der Geſchichte und Statiſtik in Heidelberg. 8. Br. 3 fl. oder 2 Thlr.

Gemälde Griechenlands und der Europäiſchen Türkey, oder Abriß der phyſiſchen, hiſtoriſchen und politiſchen Geographie dieſer Länder. Von dem Griechen G. N. M. Aus dem Franz. Mit einer Vorrede von Prof. **Chr. B.** und einer Karte, gez. von **Perrot.** 2 Bde. 8. Subſcriptionspreis für beyde Bände 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Der erneuerte Merian, oder Vorzeit und Gegenwart am Rhein. Fünfzig Abbildungen merkwürdiger Städte des Rheinlandes, nach Merian, nebſt ihrer Geſchichte und der Schilderung ihres Zuſtandes vor zwey Jahrhunderten. Ein Beytrag zur Deutſchen Nationalgeſchichte. Von D. J. B. Engelmann. 8. Br. 6 fl. oder 4 Thlr.

**Mittermaier**, geh. Hofr. und Prof., über den neueſten Zuſtand der Criminal-Geſetzgebung, vorzüglich mit Prüfung der neueſten Entwürfe, insbeſ. des Sächſ. Entwurfs. gr. 8 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

**Erſte Nahrung für Geiſt und Herz.** Elementar Lehr- und Leſebuch zur Unterhaltung und zum ſtufenweiſen Unterricht der Kinder vom ſechsten Jahre an. Frey nach dem Engl. der **Early Leſſons** von Maria Edgeworth für die Deutſche Jugend bearbeitet von **Amalia Schoppe**, geb. Weiſe. 4 Bde. 8. Mit Kupf. Geb. 8 fl. od. 5 Thlr. 8 gr.

**Damen Bibliothek.** Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wiſſens. Einheimiſchen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des ſchönen Geſchlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath **A. Schreiber**. 8. Subſcriptionspreis von 16 Bändchen à 36 kr. pr. Bdch. 9 fl. 36 kr.

**Der Barbier von Paris**, von Ch. Paul de **Kock**. Aus dem Franzöſiſchen von **Julius Rhenanus**. Vier Bändchen. 8. Subſcriptions-Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 14 gr.

**Vivian Grey.** Humoriſtiſcher Roman. Aus dem Engliſchen von Fr. **Rhode**. 3 Bdch. 8. Subſcr. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 gr.

**Der Sang-König Hiarne.** Nordlands-Sage. Von A. **Schoppe**, geb. Weiſe. Mit 12 Kupfern. 8. Elegant cartonn. 3 fl. oder 2 Thlr.

**Moraliſche Erzählungen für die gebildete Jugend.** Nach Miß **Edgeworth** frey bearbeitet von C. **Stille**. 8. Br. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

**Kleiner, Deutſcher Ehrentempel**, oder das Leben berühmter Deutſchen neuerer Zeit, für Alt und Jung. Zur Unterhaltung, Nacheiferung und Erweckung der Vaterlandsliebe, beſchrieben v. M. **Thieme**, Verf. des kleinen Deutſchen Cornelius Nepos u. mehrerer andrer Jugendſchriften. Mit einem Titelkupfer. gr. 8. Broch. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.

**Auserleſene Sammlung der beſten Deutſchen Geſellſchaftslieder.** Neue ſehr vermehrte Auflage. Mit einem Opferkranze auf den Altar der Geſelligkeit v. **F. Haug**. Mit 1 Titelkupf. 16. 2 fl. 15 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

**Haug**, Friedr., Fabeln für Jung und Alt. In ſechs Büchern. Mit einem Titelkupfer. 16. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

**Erdkugel v. F. Siedentopf.** (In Comm.) 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 14 gr.

Idem mit meſſing. Meridian (Comm.) 4 fl. od. 2 Thlr. 16 gr.

**Himmelskugel v. F. Siedentopf.** (Comm.) 2 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 20 gr.

**Sonnenuhr v. F. Siedentopf.** (Comm.) 5 fl. od. 3 Thlr. 8 gr.

---

**Maleriſche Anſichten des Rheins, der Moſel, der Haardt- und Taunusgebirge.** In 72 Blättern, gezeichnet von **Fries, Kunz, Rottmann, Roux** und **Keller**, und geſtochen von **Geißler, Hegy, Kunz, Roux, Schilbach** und **Schnell**. Mit einem erläuternden Texte. Groß Querfolio. In geſtochenem allegoriſchen Umſchlage — den Rhein und Neckar darſtellend — gez. v. **Keller**, geſt. v. Heß, geb. Vor der Schrift 54 fl. oder 33 Thlr. 18 gr. Mit der Schrift 36 fl. oder 22 Thlr. 12 gr. Ditto **colorirt** 100 fl. 62 Thlr. 12 gr.

1) **Aus dieſen 72 Blättern** (welche einzeln resp. koſten: 1. Die **Roux'ſchen** 20 kr. oder 6 gr. **Colorirt** 1 fl. 20 kr. oder 20 gr. 2. Die **Schnell'ſchen** 48 kr. oder 12 gr. **Col.** 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.) ſind noch folgende Werke, mit eignem Texte gebildet worden:

2) **Maleriſche Reiſe am Rhein**, von den Vogeſen bis zum Siebengebirge. Von A. **Schreiber**, Großh. Bad. Hofr. u. Hiſtoriographen. Mit 40 von Prof. **Roux** nach der Natur aufgenommenen und radirten Blättern. Folio. Gebunden, im Futteral. 14 fl. 20 kr. od. 8 Thlr. 12 gr. Schön colorirt 48 fl. oder 30 Thlr.

3) **Vollſtändiges Gemälde der Rheinlande von Schafhauſen bis Holland** und den ſchönſten anliegenden Gegenden. Prachtausgabe des Handbuchs für Reiſende am Rhein, von A. **Schreiber**. 3. Aufl. Mit 40 Kupfern, gez. und geſt. von Prof. **Roux**. Auf geglättet Velinpapier. Gr. 4. 1. Sorte Velinpap. 24 fl. oder 15 Thlr. Ditto 2. Sorte 20 fl. od. 12 Thlr. 12 gr. Ditto 3. Sorte 16 fl. od. 10 Thlr.

4) Maleriſche Reiſe an der Moſel von Coblenz bis Trier. Nebſt der Moſella des Auſonius, überſetzt von Karl Geib. In 12 Blättern, gez. von Fries, Kunz, Rottmann, Keller, und geſtochen von Hegy, Kunz u. Schnell. Quer Fol. Mit Text. Vor der Schrift 18 fl. oder 11 Thlr. 8 gr. Mit der Schrift 9 fl. oder 5 Thlr. 16 gr. Mit ausgemalten Kupf. Pracht-Exemplar 21 fl. 36 kr. od. 13 Thlr. 12 gr.

Um den Käufern in keiner Art Zwang anzuthun, und ſowohl die Anſchaffung noch mehr zu erleichtern, als auch die den verſchiedenen Gegenden des Rheins ꝛc. angehörenden Anſichten mehr zuſammenzuſtellen (da manche Reiſende z. B. nur gewiſſe Puncte beſuchen), hat man noch folgende Unterabtheilungen gebildet, welche in ſchöne Umſchläge geheftet, und mit kurzem Texte verſehen ſind.

5) Auswahl von zwölf der ſchönſten Anſichten des Rheins. Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann und Keller, und geſtochen von Kunz, Schnell und Seyffer. Mit einem kurzen Texte. 9 fl. od. 5 Thlr. 16 gr. Color. 21 fl. 36 kr. od. 13 Thlr. 12 gr.

6) Das Haardtgebürge und die Gegend von Worms und Nierſtein. In 9 Anſichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux.
3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr. Color 10 fl. 48 kr. oder 6 Thlr. 18 gr.

7) Der Rheingau bis Bingen. In 6 mal. Anſichten, gez. und radirt von Prof. Roux. 2 fl. oder 1 Thlr. 16 gr. Color 7 fl. 12 kr. oder 4 Thlr. 12 gr.

8) Bingen, Creuznach, das Nahthal und der Donnersberg. In 6 Anſichten nach der Natur gez. u. radirt von Prof. Roux. Mit kurzem Texte.
2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr. Col. 7 fl. 12 kr. od. 4 Thlr. 12 gr.

9) Der Rhein von Bingen bis Coblenz. In 12 Anſichten ꝛc. von Prof. Roux. 4 fl. oder 2 Thlr. 12 gr. Colorirt 14 fl. 24 kr. oder 9 Thlr.

10) Die Bäder des Taunus. Dargeſtellt in 6 maleriſchen Anſichten. Gezeichnet von Fries, Kunz und Rottmann, und geſtochen von Schnell und Geißler. Mit kurzem Texte und einer poet. Zugabe.
4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 20 gr. Col. 10 fl. 48 kr. oder 6 Thlr. 18 gr.

11) Der Rhein von Coblenz bis Bonn. In 9 Anſichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte.
3 fl. od. 1 Thlr. 21 gr. Color. 10 fl. 48 kr. od. 6 Thlr. 18 gr.

12) Anſicht von Schwalbach. Gezeichnet von Fries, und geſtochen von Adam. 8 kr. oder 2 gr.

---

Maleriſche Reiſe nach Heidelberg. Zehn Blätter. Gezeichnet nach der Natur von Joh. Jacob Meyer (von Zürich) geſtochen von Hegy, R. J. Meyer, C. Meichelt und C. Rordorf, und ſorgfältig ausgemalt nach Angabe und unter Aufſicht des Zeichners. Nebſt dem Verzeichniß und einer kurzen Erklärung der 10 Anſichten, und dem nöthigen Text. — Groß Folio. In Portefeuille.
50 fl. od. 31 Thlr. 12 gr. Das Blatt einzeln 5 fl. 30 kr. od. 3 Thlr. 12 gr.

Sechs maleriſche Anſichten von Heidelberg und ſeinem Schloſſe. Nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit beſchreibendem Texte v. A. Schreiber. 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr. Illum. 4 fl. od. 2 Thlr. 12 gr. Fein ausgem. 7 fl. 12 kr. od. 4 Thlr. 12 gr. Preis d. einzelnen Blätt.: ſchwarz 40 kr. od. 6 gr. Illum. 40 kr. od. 10 gr. Fein ausgemalt 1 fl. 20 kr. od. 20 gr.

Heidelberg und ſein Schloß, vom Wege nach dem Wolfsbrunnen aus geſehen. Der Wolfsbrunnen. Zwey Blätter nach Meyer, lithogr. von Wagner. Das Blatt 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Zehn kleine Anſichten von Heidelberg, von ſeinem Schloſſe und ſeinen Umgebungen. Gez. v. J. J. Meyer u. geſt. v. Grape. 1 fl. od. 16 gr.
Idem, fein ausgemalt 6 fl. oder 4 Thlr.

Neun maleriſche Anſichten von Baden bey Raſtatt u. dem Murgthale. Gez. von Kunz und Primaveſi und geätzt von Primaveſi.
Schwarz 3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr. Colorirt 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr.
Fein ausgemalt 8 fl. oder 5 Thlr.

Rheiniſches Städtebuch, oder getreue Abbildung von 50 Städten und merkwürdigen Orten in den Rheiniſchen Landen wie ſolche vor dem zerſtörenden 30jährigen- und den folgenden Kriegen (vor etwa 200 Jahren) von Merian naturgetreu aufgenommen worden ſind. Aufs neue ſauber gezeichnet u. geſtochen von H. Grape. 3 fl. 30 kr. od. 2 Thlr. 8 gr.

Der Münſter in Strasburg, von dem öſtlichen Thurme der Thomaskirche aus (16 Zoll breit und 10 Zoll hoch). Gezeichnet und geſt. v. L. Schnell, Großh. Heſſiſchem Hofkupferſtecher. Subſ.-Preis vor der Schrift, auf Chineſ. Pap. 12 fl. od. 8 Thlr. Mit d. Schrift 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr. Auf Chineſ. Papier 6 fl. oder 4 Thlr.

Panorama des Niederwalds bey Rüdesheim. Gezeichnet und geſtochen von Nordorf. 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr.

Panorama des Siebengebirges. } Gez. u. geſt. von Nordorf.
Panorama des Laacher See's. } (Wird in Bälde erſcheinen.)

Panorama von Heidelberg, dem Schloſſe und der Umgebungen. Gez. u. geſt. von Nordorf und Wirtz.

Portrait von K. C. Ritter v. Leonhard, Geheimenrathe u. Prof. der Mineralogie in Heidelberg. In Folio zum Einrahmen, Abdrücke des 1. Hunderts 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. In 8. als Titelkupf. für die Lehrbücher des Hrn. Verfaſſers. 36 kr. oder 9 gr.

Raphaels Bildniß, geſt. von Karl Barth in Rom. 3 fl. od. 2 Thlr.

Johanna von Arragonien. Gemalt v. Leonard da Vinci. Gez. von Hofmaler Fendi u. geſt. v. Hofkupferſt. Paſſini in Wien. Abdrücke des 1. Hunderts 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. Auf Chineſ. Pap. 3 fl. od. 2 Thlr.

Die Madonna, nach einem Oberdeutſchen Originalgemälde, gezeichnet von Xeller, geſt. von Krepp in Wien. Abdrücke des erſten Hunderts, auf Chineſiſch Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Die Madonna mit dem Kinde, gemalt von Jul. Romano, gez. v. Xeller, geſt. v. M. Eßlinger. Abdrücke mit feiner Schrift des erſten Hunderts 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

Maria mit dem Kinde, gem. v. Luini, gez. v. Xeller, geſt. v. Eßlinger. Abdrücke mit feiner Schrift d. erſten Hund. 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

Die verewigte Königin Luiſe von Preußen. 48 kr. oder 12 gr.

Die verewigte Königin Katharina von Würtemberg. Vor der Schrift 1 fl. 24 kr. oder 22 gr. Mit der Schrift 48 kr. oder 12 gr.

Die Frau Erbgroßherzogin von Weimar. 48 kr. — 12 gr.

Die Frau Erbgroßherzogin von Darmſtadt. 48 kr. — 12 gr.

Die Frau Erzherzogin Carl. 48 kr. — 12 gr.

Nouveau Manuel du voyageur, or the Traveller's Pocket companion; containing copious and familiar conversations in English, German, French and Italian; together with a complete vocabulary; tables of the relative value of French, English, German and Italian coins; models of letters, notes etc. etc. New edition, published upon the work of M. Boldoni, Secretary Interpreter to the Court of Cassation, Professor at the Athénée of Paris etc. 3 fl. oder 2 Thlr.

Le Guide du voyage du Rhin depuis Schafhouse jusqu'en Hollande, de Bade, de la vallée de la Murg et à la Forêt-Noire, des bains du Taunus, d'Aix-la-Chapelle et de Spa. Avec le Guide du voyage: I. de Mannheim dans la Bavière-Rhénane, dans la Hesse-Rhénane, à Creuznach et dans la vallée de la Nahe. II. De Heidelberg par la Bergstrasse à Darmstadt et Francfort. III. De Coblence à Trèves, de là à Metz, et description de la Moselle en montant jusqu'à sa source. IV. Par Aix-la-Chapelle à Liège, Louvain, Bruxelles, Anvers et Rotterdam. V. A Amsterdam et quelques autres villes hollandaises. Suivi d'un Appendice et des plus intéressantes traditions des environs du Rhin, du Taunus et de la Forêt-Noire. Par Mr *Alois Schreiber*. Traduit par Mr l'Abbé *Henry*. *Troisième édition*, entièrement revue et corrigée et considérablement augmentée. Avec deux cartes, dessinées par M. le Prof. *Bruhl*, revues de nouveau par M. le capit. *Streit*, et huit plans de villes. 8. 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

Le Guide des voyageurs à Heidelberg, à Mannheim, à Schwetzingen, à l'Odenwald et à la vallée du Nècre. Traduit de l'Allemand de Madame *El-*

*mine de Chezy née de Klenk*, par Mʳ. l'Abbé *Henry*. Seconde édit. Prix : Pap. vel. avec 1 carte, 24 vues et 4 plans. 6 fl. oder 4 Thlr. Pap. ord. avec 1 carte et 4 plans 3 fl. oder 2 Thlr.

Histoire et description d'Aix-la Chapelle, de Borcette et de Spa, ainsi que de leurs environs. Par M. *A. Schreiber*. Suivi d'une instruction pour l'emploi des eaux par M. le Dʳ. *E. A. Hœpffner*. Avec un appendice. Traduit de l'Allemand par M. l'Abbé *Henry*. Avec une gravure et une carte. Reliée et en étui 8. fl. 3. 30 kr. 2 Thlr. 8 gr.

*Guide du voyageur en France* divisé en cinq régions, comprenant : 1° L'aperçu géographique et statistique de la France ; 2° des instructions pour voyager dans les départemens ; 3° le tableau de la capitale, de ses monumens, de ses hôtels, cafés, restaurateurs, etc ; 4° toutes les routes de postes avec leurs communications ; l'itinéraire de Paris à *Bruxelles*, à *Genève*, à *Nice*, à *Chambéry*, et tableau de ces différentes villes ; 5° la description des villes, bourgs, relais du royaume, faite sur les lieux ; 6° la liste des bonnes auberges, des voitures, messageries, diligences de chaque ville du royaume ; 7° la description détaillée des eaux de Baréges, Bagnères, Plombières, etc. etc., avec des instructions pour l'étranger qui va les prendre ; 8° la description des curiosités naturelles des départemens ; itinéraire le plus complet qui ait encore paru, orné d'une belle carte routière, et d'une couverture gravée offrant divers monumens de France, et la carte des environs de Paris, — et indispensable aux voyageurs, étrangers, curieux, négocians. Par *Richard*, ingénieur géographe, ex employé aux postes. 8. 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr.

Résumé de l'histoire de la ville libre de Francfort et des villes principales du Rhin ; de Bâle, Strasbourg, Spire, Worms, Oppenheim, Mayence, Bacharach, Coblence, Trèves, Cologne, Dusseldorf, Aix la Chapelle etc. Avec des notices géographiques : ouvrage orné de cinquante jolies vues des principaux lieux du Rhin, tels que les a vus Mérian il y a deux siècles. Rel. et en étui. 8. fl. 6. od. 4 Thlr.

*Panorama de la ville de Paris*, et *Guide de l'étranger à Paris* ; présentant l'origine, l'histoire et l'accroissement de cette ville, la description de ses monumens et de ses établissemens publics ; par *J. A. Dulaure*. Orné de douze vignettes représentant les plus beaux édifices et monumens ; précédé d'un joli plan colorié. 8. 4 fl. oder 2 Thlr. 16 gr.

Manuel de poche du Voyageur sur le Rhin, qui passe de Mayence jusqu'à Dusseldorf, de Coblence aux bains d'Ems, de Schlangenbad, de Schwalbach et de Wiesbaden. Avec le voyage sur le Mein de Mayence à Aschaffembourg et un appendice, contenant : 1. Moyens de communication et de voyage ; 2. régime de santé pour les voyageurs. Par M. *Alois Schreiber*, conseiller aul. de S. A. R. le Grand Duc de Bade. Traduit par Mʳ le Professeur *Henry*. Avec une carte routière, les cartes des environs de Coblence, de Bonn avec les Sept-Monts, de Cologne et de Dusseldorf, et six vues. fl. 3. 36 kr. oder 2 Rthlr. 9 gr.

The Tourist's Pocket Journal, with ruled colums for expenses, rubricks and blank pages for intended and accidental observations. New edit. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

*A dictionary of the English language*, in which the words are deduced from their originals, explained in their different meanings, and authorized by the names of the writers in whose works they are found, by *Samuel Johnson*. Printed from *Todd's* enlarged Quarto Edition with the additions lately introduced by *Chalmers* and others ; newly revised and corrected. To which is prefixed Johnson's Grammar of the English language, and annexed a Glossary of Scottish words and phrases, which occur in the romances and poetical works of Sir Walter Scott. In two Volumes 8°. *Vol. I.* Pränumerations-Preis der zwey starken Bände 11 fl. od. 7 Thlr. 8 gr.

*Collection of classic English historians.* Eight Vols. gr. 8. Containing the historical Works of *W. Roscoe*: *the Life of Lorenzo de Medici* etc 3 Vol. 1. Auf Druckvelin, broch. 7 fl. od. 4 Thlr. 16 gr. 2. Auf geglättet Druckvelin, cartonnirt 9 fl. 24 kr. oder 6 Thlr. 6 gr. — *Illustrations, historical*

***and critical of the Life of Lorenzo d'Medici*** etc. 1. Ausgabe 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 18 gr. 2. Ausgabe 3 fl. 48 kr. od 2 Thlr. 12 gr. — *The Life and Pontificate of Leo the Tenth* etc. 4 Volumes. Subscript.-Preis aller 4 Bände, circa 140 Bogen: 1. Ausgabe 10½ fl. od. 7 Thlr. 2. Ausg. 12 fl. od. 8 Thlr.

Wer bis zur Vollendung des 8. oder letzten Bandes auf alle obigen acht Bände (zusammen circa 230 Bogen mit Kupfern) unterzeichnet, erhält sie um den niedrigen Subscr. Preis von 16 fl. 24 kr oder 11 Thlr. Ausgabe N°. 1. und fl. 18. 48 kr. od. 12½ Thlr. Ausg. N°. 2, welcher bey Empfang der ersten 5 Bände zu entrichten ist.

**The Epicurean.** A Tale by Thomas Moore. Third edition. Auf Velinpap. 8. Elegant cartonnirt 1 fl. 24 kr. oder 22 gr.

*Traditions populaires du Rhin, de la Forêt Noire, de la vallée du Nècre de la Moselle et du Taunus.* Publiées par Mr. le conseiller aul. *A. Schreiber*, et autres. Avec des estampes, dessinées et gravées par les meilleurs maîtres. 8. Sup. rel. en étui. 2 fl. 36 kr. od. 1 Thlr. 18 gr.

***The O'Briens and the O'Flaherty's;*** a national tale. By Lady Morgan. 4 Bändchen. 8. Elegant cartonn. 4 fl. 48 kr. oder 3 Thlr. 4 gr.

**Six Views of Heidelberg and its Castle,** drawn and engraved by Prof. *Roux*, together with a short text by *A. Schreiber*. To which is added the Tale of the Wolfs-Well by *Amalia of Helwig*. Translated by the Revd. *L. Will*, late Minister of Curçaao etc. 4. geb. 3 fl. od. 1 Thlr. 21 gr.

## CARTES ET PLANS.

**Carte itinéraire du Rhin,** depuis Schafhouse jusqu'en Hollande. En 2 feuilles par Mr *Bruhl*, Professeur, et gravées par Mr *Hess*. Prix 2 flor. Entoilée et en étui 2 fl. 56 kr.

**Carte itinéraire de Heidelberg et de ses environs,** par Mr *Streit*, et gravée par Mr *Burck*. Prix 1⅕ fl. Entoilée et en étui 1⅘ fl.

**Carte itinéraire de Bade,** de la vallée de la Mourg et de la Forêt-noire, dessinée par Mr *Hoffmeister*, et gravée par Mr *Burck*. Edition superbe sur pap. lissé en couleur 1⅘ fl. Sur pap. ord. 1 fl. Entoilée et en étui 1⅗ fl.

**Carte itinéraire du Rhin,** depuis Mannheim jusqu'à Dusseldorf, de la Bergstrasse, de Heidelberg à Francfort, des pays du Mein et de la Lahn et des bains du Mont-Taunus. Dessinée d'après des esquisses manuscrites et selon les plus nouveaux et meilleurs autres matériaux par Mr *Hoffmeister*. Prix 1 fl. Entoilée et en étui 1⅗ fl.

**Carte itinéraire d'Aix-la-Chapelle et de Spa,** servant aussi aux voyageurs qui parcourent la Hollande et le bas-Rhin. Dessinée d'après les meilleurs matériaux par *F. L. Hoffmeister*. 1 fl. Entoilée et en étui 1⅗ fl.

**Les Plans:** 1. de Heidelberg, 2. du château de Heidelberg, 3 de Mannheim et 4 du jardin de Schwetzingen. Dessinés par Mr *Hoffmeister*. Prix 1⅕ fl. Entoilés et en étui ensemble 2 fl.

**Les Plans:** 1. de Strasbourg, 2. de Mayence, 3. de Coblence et 4. de Cologne. Dessinés par Mr *Hoffmeister*. Prix ensemble 1⅕ fl. Entoilés et en étui ensemble 2 fl.

**Les Plans:** 1. de Bâle, 2. de Francfort s. M., 3 de Bonn et 4. de Dusseldorf. Dessinés par Mr *Hoffmeister*. Prix ensemble 1⅕ fl. Entoilés et en étui 2 fl.

**Carte des Environs de Bonn** avec les Sept Monts. Mesure de 1 : 80,000. Projetée et dessinée par Mr *Streit*, Capitaine d'artillerie. 45 kr. Entoilée et en étui 1¼ fl.

**Carte de Environs des Cologne.** Mesure de 1 : 80,000. Projetée et dessinée par Mr *Streit*, Prix 45 kr. Entoilée etc. 1¼ fl.

**Carte des Environs de Coblence,** projetée et dessinée par Mr *Streit*. 45 kr. Entoilée fl. 1. 15 kr.

**Carte des Environs de Dusseldorf,** projetée et dessinée par Mr *Streit*. 45 kr. Entoilée 1 fl. 15 kr.

**Carte de la Grèce et de la Turquie d'Europe,** dessinée d'après Mr *Perrot*.

**Carte de la Franconie,** dessinée d'après les meilleurs matériaux par Mr *Ammon*. Entoilée fl. 1. 15 kr.

**Carte de l'Alsace, de la Bavière et de la Hesse rhénanes,** dessinée d'après les meilleurs matériaux par Mr *Geibel*.